LEIPZIGER ZEITUNG



Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1876.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Haupt-Inhalt

der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1876.

(Die Zahlen bezeichnen die Nummern der „Wissenschaftlichen Beilage".)

1. Größere Aufsätze.

2. Literatur und Kunst.

---

3. Nekrologe.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 1. Sonntag, den 2. Januar. 1876.

Aus dem Culturleben der Gegenwart.

Von A. Freiherrn v. Loën.

I.

Einleitende Worte zur Verständigung.

Wenn einer oder der andere verehrte Leser der Leipziger Zeitung sich noch meiner früheren Thätigkeit in diesen Blättern erinnerte, so würde darin eine für mich erfreuliche Erscheinung und eine neue Aufforderung liegen, das Unterbrochene wieder aufzunehmen. Drei Jahre hindurch, vom 3. Januar 1864 bis Ende 1866 habe ich hier eine fortlaufende Reihe Artikel „Aus dem Culturleben der Gegenwart" veröffentlicht, die sich damals so weit einer freundlichen Aufnahme erfreuten, daß ich dadurch mit manchem Leser in einen über die Zeitung hinausreichenden Gedankenaustausch trat. Ich hatte mir damals zur Aufgabe gestellt, die socialen Kämpfe der Gegenwart, die Kundgebungen des regen und bewegten Menschengeistes in den Erscheinungen der Kunst und Literatur, die besondern Richtungen der Wissenschaft und die kaum merkbar sich bereitende und vollziehende Veränderung in unsern persönlichen, gesellschaftlichen und privativen Verhältnissen zu verfolgen, den Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen mit dem Bildungszustande des Volkes sowie deren gegenseitige Beeinflussung nachzuweisen — während ich gleich aussprach, daß der zugemessene Raum es kaum gestatte, die Erscheinungen in ihrem organischen Wachsthum und Leben zu verfolgen, daß ich vielmehr nur andeutungsweise auf den inneren Zusammenhang aller Dinge und Thatsachen hinzeigen könnte.

Große und bedeutende Ereignisse haben sich seit jener Zeit vollzogen, politische Fragen ernster Natur erwarten die Lösung. Die Einflußstellung der entscheidenden Gewalten ist verändert, in die Reihe der europäischen Großmächte ist das geeinigte Deutschland und das geeinte Italien eingetreten. Frankreichs beherrschender Einfluß ist durch einen großen Krieg auf das richtige Maß zurückgeführt, die Verbündeten der heiligen Allianz haben sich durch gleiche Interessen oder vielmehr, weil unter ihnen zur Zeit keine divergirenden Interessen vorliegen, neu verbunden. Königreiche und die weltliche Herrschaft des Papstes sind von der Karte Europas verschwunden, Frankreich ist Republik, Italien ein Königreich geworden. Das künstliche Gebäude des deutschen Bundes, in welchem die kleineren Souverainetäten hauptsächlich durch den Widerstreit Oesterreichs und Preußens fortbestanden, zerfiel; an seine Stelle trat der Norddeutsche Bund mit seiner Maingrenze und, nach dem Kriege von 1870/71, das Deutsche Reich mit der Vogesengrenze. An der Spitze steht ein deutscher Kaiser, der nicht aus dem Sagenreiche des Kyffhäusers mit mittelalterlichen Anschauungen erwachte, sondern der aus dem Bedürfniß der deutschen Nation entstand. Die Raben aber, die so lange um den sagenreichen Berg des Thüringer Waldes flatterten, sie umkreisen noch jetzt Unheil drohend das geeinigte, freie, Deutsche Reich.

Ein Deutsches Reich, ein protestantischer Kaiser, ein Bundesrath und ein Reichstag, ein Reichskanzler, dem — es scheint mir das nur eine Frage der Zeit — ein Reichsministerium nicht fehlen wird; dazu die einige deutsche Vertretung im Auslande, ein Heer und eine Flotte, Einheit der Post und der Verkehrsverhältnisse, ein Münzsystem, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, stetiges Fortschreiten auf der Bahn eines rationell freisinnigen Handelssystems, ein Strafgesetzbuch, ein Oberhandelsgericht ꝛc. — das sind Errungenschaften der letzten vier Jahre.

Und dennoch fast überall pessimistische Anschauungen. In der Politik die Aussicht auf einen Revanchekrieg Frankreichs und die brennende orientalische Frage, deren Lösung mit einem Schlage die Beziehungen der entscheidenden Mächte verändern kann. Dazu der Kampf mit dem Vaticanismus, der recht eigentlich als der „Culturkampf" bezeichnet wird; die Frage über die Stellung der Kirche im Allgemeinen, die socialistische Bewegung, die wirthschaftliche Krisis — Alles Kämpfe, die die ganze gebildete Welt in Mitleidenschaft ziehen; dann noch in Deutschland besonders die reichsfeindlichen Parteien, der hier vor Allem heftige Kampf zwischen Staat und Kirche, der Widerstand der Anhänger der depossedirten Fürsten, der Schleswiger, der neuen Reichslande und derer, die ein Lossteuern auf den Einheitsstaat fürchten. — Dabei kann man einige erschreckende Zeichen der Zeit nicht übersehen; der religiöse Sinn im Volke ist im Abnehmen, der rohe Materialismus gewinnt immer mehr Anhänger, es fehlt an idealen Bestrebungen, es fehlt überall an Erziehern, an Predigern, Lehrern, selbst die Armee klagt über Mangel an Unterofficieren; der Luxus und die Zunahme des unproductiven, des rein luxuriösen Verzehrs und der Geldschwindel haben nicht allein die wirthschaftliche Krisis mit hervorgerufen, sie verschuldeten auch mit die erhöhten Preise, sie schädigten den Werth und die Bedeutung der Arbeit, sie verwöhnten Reiche und Arme, sie verschlechterten die Arbeit selbst und beeinträchtigten die Achtung, die unsere Industrie im Auslande genoß. Ueberproduction und Armuth, Speculation und Bankerotts ergaben sich als Ursache und Wirkung. — Es ist wol natürlich, daß solche Erscheinungen pessimistische Anschauungen hervorrufen. Fänden wir sie, so wie oben gruppirt, in einem reichsfeindlichen Blatte, so würden wir sie von vornherein als Uebertreibung kennzeichnen. Aber die trübe Anschauung hören wir selbst aus dem Munde des Justizministers Leonhardt, der in der Reichstagssitzung vom 3. December dieses Jahres, wo er, um zu beweisen, daß im Strafgesetzbuch der Grundsatz der Milde und Humanität hin und wieder zu scharf ausgeprägt ist, sagte: „Zwischen dem 1. Januar 1871 und dem heutigen Tage liegt ein großer Krieg, liegen große sociale und socialpolitische Bewegungen der gefährlichsten Art. Die Rohheit ist gewachsen, die physische wie moralische Rohheit, gesunken ist dagegen die Achtung vor der Autorität und Gewalt, ge-

sunken ebenfalls der Sinn für öffentliche Ordnung und Rechtssitte."

Ich habe absichtlich die traurigen und bedenklichen Erscheinungen zusammengestellt, um zu zeigen, daß ich sie nicht übersehen werde. Aber ich gebe zu bedenken, daß nach großen weltgeschichtlichen Ereignissen, die sich nicht organisch entwickeln und nicht ohne große Schädigung der Einzelnen und des Ganzen vollziehen konnten, solche Erscheinungen doch natürlich sind. Auch das erregte Meer wirft seinen ekeln Bodensatz an das Land, aber neue kräftige Wellen spülen ihn dahin zurück, wohin er gehört.

Kommt der Einzelne zur Erkenntniß, daß wir uns nicht in einem Zustande der Auflösung, sondern in dem der Ausgleichung befinden, der zur Entwicklung führen muß, so ist damit viel gewonnen; gesteht es der Einzelne ehrlich, daß auch er jene Zustände mit herb[illegible]hrt hat, die das neue Deutsche Reich als Erbschaft ü[illegible]m, Zustände, die eben eine organische Entwicklung unmöglich machten, also gewissermaßen einen sprunghaften, fast revolutionairen Fortschritt durch Ausnahmegesetze ꝛc. hervorriefen, so ist ein weiterer Schritt zum Bessern gethan. Wie gleichgiltig stand vor den Ereignissen die Menge zu den brennendsten Tagesfragen, wie lange hat es z. B. gedauert, bis die Wissenschaft sich ernstlich, wie es jetzt die Kathedersocialisten thun, um die social-politische Bewegung kümmerte, während die Menge zwar mit Befürchtung das socialistische Gespenst, sogar am hellen Tage sah, aber trotzdem nichts that, um es zu bannen, sondern alle Hilfe vom Staate erwartete. — Wie verkannten weiter die Kirchlichen die ewigen und unleugbaren Wahrheiten der echten Toleranz und Humanität; wie falsch wendeten dagegen die Gleichgiltigen diese Grundsätze an, wie begnügten sie sich, Alles gehen zu lassen; mit welcher Kurzsichtigkeit hat nicht nur die Menge, sondern auch vielfach der Gebildete die Gefahr übersehen, die durch die proclamirte päpstliche Allgewalt entstand — wie Wenige konnten sagen, wie der Präsident des neuen Staatsraths in Genf: „unsere ernstliche Vertheidigung hat noch rechtzeitig begonnen." Noch heute halten Viele in England die Warnungsrufe Gladstone's für eine unnöthige Allarmirung der öffentlichen Meinung.

Sind wir nicht auch Alle mit schuld an der wirthschaftlichen Krisis, die über Deutschland hereingebrochen ist, nicht nur die Gründer, auf die der allgemeine Haß jetzt abgelagert wird, obgleich sie ohne Bereitwilligkeit des Capitals, ohne das Bestreben der Menge, die Reichthum ohne Arbeit haben wollte, nie Erfolg gehabt hätten! Und eben so mitschuldig sind die Regierungen, die Eisenbahngesellschaften, die Börse, die Presse, der Mangel an Kenntniß auch der einfachsten volkswirthschaftlichen Lehren, weiter die Actiengesetzgebung durch die Art und Weise ihrer Ausbeutung, die frühere Banknotenpolitik mit der Ueberladung des Verkehrs mit ungedeckten Werthzeichen ꝛc.*), welche letztere nun durch das neue Reichsbankgesetz das dringend nothwendige und erwünschte Correctiv erhielt.

Die augenblicklichen Gewinne wurden als wiederkehrende, dauernde Einnahme angesehen und darnach das Leben eingerichtet; in die verschiedensten Kreise kamen theure Lebensgewohnheiten, eine Steigerung des Luxus, der bald als unentbehrlich betrachtet wurde. Das Leben ward kostspieliger und zugleich theurer. Die Gründer und ihre Complicen erregten Neid durch den Glanz ihres Lebens, sie verleiteten Andere, gleichen Gewinn zu suchen. Die bei den meist schwindelhaften Unternehmungen angestellten Beamten bekamen Gehalte, wie selten ein Staatsdiener in höherer Stellung; die jungen Leute drängten sich zu diesen Diensten, sie gewöhnten sich an eine ihrer Arbeit nicht angemessene Einnahme, sie lebten nach ihrer Weise luxuriös und begannen mit Mitleid auf die unbemittelten, treuen Beamten zu sehen. Die Gewohnheit an ein verschwenderisches Leben und die Frivolität, die sie in ihrer Thätigkeit bei den Actienunternehmen kennen lernten, verschuldete bei später reducirter Einnahme die erschreckende Menge der Unredlichkeiten, Veruntreuungen, Cassendiebstähle. — Im Beamtenstande, bei der dienenden Classe, bei Allen, deren Gehalte nach früheren Verhältnissen bemessen war, — Unzufriedenheit, Murren gegen die Vorgesetzten, gegen den Staat; auf der andern Seite Einsicht dieser Mängel, unzureichende Versuche, ihnen abzuhelfen, wodurch das dienstliche Verhältniß, die Autorität litt. — Bei der arbeitenden Classe endlich Steigerung der Löhne, Gewöhnung an größere Geldausgaben, erhöhte Unzufriedenheit beim Anblick der schwindelhaften Benutzung des Capitals und des Credits.

Aufgelöst waren vorher die Innungen, die Verbände, die Contractverhältnisse waren ohne Schutz des Gesetzes, die Freizügigkeit führte das Proletariat in die großen Städte, der Krieg hatte keinen ernsten Eindruck hinterlassen, Viele vielmehr verwöhnt.

Dazu kam überall eine nachsichtige Behandlung der Vergehen und Verbrechen; das mildeste Strafmaß wurde zunächst angewandt, die Polizei wurde von den Bürgern nicht unterstützt, die Sittenlosigkeit, das öffentliche Laster, die wilden Ehen wurden namentlich in den größeren Städten mehr oder weniger geduldet.

Die katholische Kirche trat in offenbare Widersetzlichkeit gegen die Gesetze des Staates und zeigte einen nur zu lange nachsichtig angesehenen Ungehorsam. — —

Nach alledem scheint es mir ein Zeichen von dem in unserem Volke liegenden guten Kern zu sein, wenn es allen diesen Verführungen, Aufregungen und Anreizungen gegenüber doch die Haltung bewahrte, die wir in den letzten vier Jahren an ihm bemerkten. Es geschah ja wenig, um all dem Unwesen zu begegnen.

Freilich unmittelbar nach dem Kriege regten sich die Genossenschaften, dem socialistischen Treiben entgegen vereinten sich die Meister der Gewerke, die Fabrikherren, die Grubenbesitzer u. s. w. Die Vorschuß-, Credit- und Consumvereine mehrten sich, Berufsclassen wie die dramatischen Dichter und die dramatischen Künstler bildeten Genossenschaften. Wohlthuend und reinigend wirkte endlich der große Krach, der freilich auch viele solide Unternehmen in Mitleidenschaft zog. — Die schlechten Papiere, die unsoliden Unternehmen verschwinden mehr und mehr, und wenn auch die Verhältnisse noch lange nicht normal sind, so ist doch eine Umkehr und eine Besserung nicht zu verkennen. Auch die agitatorische Bewegung der Socialisten hat sich mit den allgemeinen und großen Verlusten gemindert, die Löhne sind das vernünftige Aequivalent der Arbeit geworden.

Mehr als das scheint mir aber eine mehrfach beobachtete Einkehr, ein größerer Ernst der Anschauung, als eine Umkehr zum Besseren verzeichnet werden zu können. Vielfach zeigt sich das Bestreben, mit den gewordenen Verhältnissen zu rechnen, die Erfahrungen zu benutzen, die gegebene Freiheit praktisch zu verwerthen im Sinne des Guten.

Zur Besserung soll aber Jeder nach Kräften beitragen. Statt immer über schlechte Zeiten, über die Verwilderung des Volkes, über Mangel an Gehorsam zu klagen, thut es vielmehr Noth, sich der Mittel klar zu werden, durch welche alle die Uebel beseitigt werden können. Hier wirkt nun mehr als alles Andere zunächst das Beispiel; wer selbst die Autorität immer kritisirt, wer nur gezwungen Gehorsam leistet, wer selbst nicht zur Kirche hält, wer in seinen bürgerlichen Verhältnissen — in der Ehe, in der Kindererziehung, in seinem Berufe, in der Führung seines Geschäfts und seines Hauswesens — nicht rein dasteht, wer im Streben nicht immer strebsam ist — der hat kein Recht, über den Verfall des kirchlichen,

*) „Die wirthschaftliche Krisis" erklärt in sehr objectiver und sachverständiger Weise eine eben bei Springer erschienene Schrift von W. Oechelhäuser, auf die ich zurückkomme.

öffentlichen und häuslichen Lebens zu sprechen, der sollte — und wir Alle sollten damit zuerst anfangen — an sich Kritik und Besserung anlegen und versuchen. Es ist ein alter guter Spruch: „Laßt uns besser werden, dann wird's besser sein."

Das gute Beispiel soll die gute Lehre ergänzen. Kirche, Schule und häusliche Erziehung haben zunächst auf die Jugend zu wirken, damit diese in der Furcht Gottes, in der Achtung vor der älterlichen und weltlichen Autorität, in der Liebe zum Vaterlande erzogen werde. Diese drei haben besonders dem Materialismus entgegen zu wirken, der Jugend ihr schönstes Besitzthum, die ideale Anschauung zu erhalten und zu kräftigen und ihr immer wieder zu zeigen, daß die Arbeit und das Wissen allein frei machen. Nicht zu früh ist die Jugend aus der Zucht der Aeltern und Lehrer zu entlassen, und wenn sie zu einem bestimmten Berufe sich ausbildet, so mögen die, welche die weitere Erziehung übernehmen, bedenken, daß sie es mit unmündigen Menschen zu thun haben, die der Lehre und der Zucht bedürftig sind. Auf Pünktlichkeit, Ordnung, Thätigkeit müssen die Meister, die Principale, die Fortbildungsschulen, überhaupt Alle halten, die das heranwachsende Geschlecht zu erziehen haben. Ueber das hinaus und auch in Bezug auf die Erwachsenen hat die Kirche die Getreuen zu sammeln, die Verirrten zurückzuführen durch Belehrung; sie, aber auch jeder Einzelne unter uns, hat in jedem vorkommenden Falle und wo überhaupt der Einfluß gestattet ist, die Bedeutung der Gemeinde zu predigen und den Werth der Taufe und der christlichen Ehe immerfort zu betonen. — Unser Volk ist nicht so gebildet, wie wir es immer uns gerühmt haben; es hat jene Halbbildung gefährlichster Art, die es für sehr klug hält, wenn sie in Opposition tritt, die mit einigen aufgeschnappten Brocken sich frei machen will von den Heilswahrheiten des Christenthums und die doch widerstandslos sich dem Ultramontanismus oder den socialistischen Verführern Preis giebt. — Die Mütter seien vor Allen ermahnt, sie sollten nicht vergessen, was ihnen Halt gab in den schwersten Lagen des Lebens, sie werden sich erinnern, wie die Lehren ihrer Mütter sie oft bewahrt in der Versuchung. — Die große Aufgabe bleibt, so zu lehren und zu rathen, daß der Verirrte ohne Zwang und durch eigene Erkenntniß freiwillig zum Heil kommt. Belehrend wirke ferner die Presse, die mit ihrem frivolen Tone, mit dem sie nur zu oft die Gemüther verletzt, mit ihren Sensationsnachrichten von Verbrechen unendlich schadet; die gute Presse hat der systematischen Vergiftung durch die schlechte Presse entgegen zu arbeiten. Auch das Theater übe belehrenden Einfluß durch Verbreitung der idealen Anschauung, durch Erweckung harmloser Heiterkeit, aber sie verbanne die Gemeinheit, die nackte sowol wie die verschleierte.

Zuletzt helfen wir uns selber und erwarten wir nicht Alles vom Staate. Suchen wir bessernden und veredelnden Einfluß zu erhalten auf unsere Untergebenen, mögen sie nun Beamte, Gesellen, Diener, Fabrikarbeiter oder Tagelöhner heißen. Auch für diese sind wir verantwortlich, wir haben nicht nur Dienste zu verlangen, nicht nur sie abzufinden mit Lohn und Speise, sondern wir müssen auch ein innerliches Verhältniß zu ihnen erhalten und von ihnen zu uns verlangen. Arbeiten sollen wir endlich, wo wir können, in der Gemeinde; der große Einfluß, der dem Einzelnen in den neuen Gemeinde- und Provinzial-Ordnungen, in den Kammern und Synoden gewährleistet ist, soll zur Veredelung des Volkes ebenso benutzt werden, wie die Gelegenheit, die dazu viele auf die Versittlichung und Rettung des Volkes gerichtete Vereine geben.

Mit den bestehenden Zuständen, mit den gegebenen Verhältnissen, mit den erlassenen Gesetzen ist nun einmal zu leben. Nehmen wir das erreichte Gute dankbar hin und sorgen wir Jeder nach besten Kräften, daß das als schlecht Erkannte baldigst gebessert oder dessen schädlicher Einfluß möglichst gemildert werde. Mit einfachem und natürlichem guten Willen, mit Arbeit an sich und Andern, mit Demuth, unter der Fahne der Freiheit, die sich der Wahrheit gebunden giebt, mit Treue für den Staat, mit wahrer Liebe für das Volk ist viel möglich.

Ich werde das, was ich hier nur in allgemeinen Umrissen habe zeichnen können, in meinen folgenden Artikeln, die zunächst den Culturkampf, die social-politische Bewegung und die volkswirthschaftliche Krisis behandeln sollen, weiter zu entwickeln versuchen.

Zur Geschichte der Heilkunde. Darstellung aus dem Bereiche der Volkskrankheiten und des Sanitätswesens im Mittelalter, mit besonderer Berücksichtigung der Lagerepidemien und der Militairkrankenpflege in den Kriegen jenes Zeitraums von Ludwig Grafen Uetterodt zu Scharffenberg. Berlin, Carl Heymann's Verlag 1875.

Ein gar merkwürdiges Buch liegt uns hier vor, wie es nur aus der Feder eines so gelehrten und belesenen Mannes wie des Grafen Uetterodt zu Scharffenberg fließen konnte.

Das Werk ist ebenso fesselnd als lehrreich geschrieben und enthält so viel des Interessanten, daß es schwer hält, dem Leser selbst durch ein ausführliches Referat ein vollständiges Bild von dem zu geben, was ihm hier geboten wird.

Aber trotz der Mannigfaltigkeit des Inhalts hat uns doch stets der Gedanke begleitet, wie dankbar die Kranken und Leidenden unserer Zeit im Hinblick auf das Mittelalter sein können, da sie von der heutigen Heilkunde und Humanität, wenn auch nicht immer vollkommene Herstellung, doch eine Linderung ihrer Leiden und Schmerzen erwarten dürfen.

Es erscheint kaum glaublich, was Unwissenheit und Aberglauben dem menschlichen Körper für Qualen verursacht haben.

Als am 11. November 1295 der Herzog Albrecht von Oesterreich, der nachmalige römische König und Rival Adolph's von Nassau, während der Tafel einen leichten Schlaganfall erlitt, argwöhnten die Aerzte eine Vergiftung. Obgleich die aufwartenden Edelknaben, die Brüder Pilgerin und Albert von Buchheim, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, von denselben Speisen genossen und gesund blieben, beharrten die Aerzte bei ihrer Ansicht und verfügten, als alle dem Herzog eingegebenen Heilmittel sich als unzureichend erwiesen hatten, daß der Kranke, nachdem ihm ein Auge ausgestochen, mit den Füßen an die Decke seines Zimmers aufgehängt werde, damit das vermeintliche Gift aus Auge, Ohren, Nase und Mund herauslaufe. Mit diesem ebenso unmenschlichen wie sinnlosen Verfahren erreichte man indessen nichts, als den kranken Herzog in einen Zustand der Raserei zu versetzen, abgesehen davon, daß er eines Auges vollständig beraubt war. Da aber Albrecht nach dieser Kur noch 13 Jahre lebte, bis er im Jahre 1308 durch Meuchelmord seinen Tod fand, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Aerzte sich ihrer energischen und glücklichen Heilmethode noch gerühmt haben.

Der Fall stand übrigens nicht vereinzelt da. Um das Jahr 1275 suchte der Leibarzt Günzel des Herzogs Heinrich IV. von Schlesien seinen vergifteten Herrn zu retten, indem er ihn alsbald bei den Füßen aufhing, „wie man dergemein thun muß, — sagt der Chronist Horneck — so Gift in sich empfinden". Der Herzog genas wirklich nach dieser seltsamen Kur, starb aber später 1290 an einer zweiten Vergiftung, bei welcher man von dem Aufhängen an den Füßen absah.

Um eine andere haarsträubende Operation der Heilkünstler des Mittelalters anzuführen, möge Folgendes dienen.

Der Markgraf Dedo von Rochlitz und Greiz scheute, als er 1190 den Kaiser Heinrich VI. nach Apulien begleiten sollte, seiner Fettleibigkeit halber die Beschwerden der Reise.

Ein Sohn Aesculaps versprach ihm Abhilfe, öffnete, nachdem Dedo sich ihm arglos anvertraut, die Bauchhöhle, nahm das Fett glücklich heraus, bei welcher Operation freilich der Patient sein Leben einbüßen mußte.

Auch noch im 16. Jahrhundert griff die Heilkunde zu den abenteuerlichsten Mitteln. Die verwittwete Gräfin Elisabeth von Henneberg geb. Prinzessin von Württemberg litt um das Jahr 1575 an Steinbeschwerden und ward ihr ärztlich angerathen, zur Abhilfe derselben das Fleisch eines Bockes zu verzehren, der drei Wochen lang mit Wein getränkt worden. Demzufolge mußte es der Apotheker in Meiningen übernehmen, einen Bock zu diesem Behufe einzustellen, demselben den allerstärksten Wein zu geben und erhielt der Rentmeister der Gräfin in jenem Sinne die erforderlichen Aufträge. Ob jedoch dieses abnorme Verfahren zu einer Linderung der Steinbeschwerden geführt hat, wird uns leider nicht mitgetheilt. Es ist daher wol ein Zweifel erlaubt.

Dergleichen sonderbare Heilversuche könnten wir aus dem Werke noch unzählige erzählen, doch besteht nicht in Mittheilung solcher Kuren der Werth desselben, sondern vielmehr in der geschichtsgetreuen Darstellung der vielen epidemischen Krankheiten des Mittelalters, die das Menschengeschlecht decimirten und der dagegen angewandten Mittel und Vorkehrungen.

So erhalten wir gleich im Anfang des Buches eine Abhandlung über die Leprose, den Aussatz, der so furchtbare Verheerungen im 10. und 13. Jahrhundert hervorrief und von da bis zum 16. Jahrhundert allmälig verschwand. Wie furchtbar und groß das Uebel war, erkennt man schon daraus, daß Ludwig VIII. (1223—1226) in seinem Testament 2000 Aussatzhäuser (Hospitäler für Aussätzige) in Frankreich bedachte*), und Mathias Paris in seiner Chronik die Zahl dieser Häuser in der ganzen Christenheit auf 19,000 angiebt. Die Hospitäler waren allmälig so gut fundirt, daß man sich zur Aufnahme in dieselben drängte und um dahin zu gelangen, den Betrug nicht scheute und die Krankheit, als sie bereits im Erlöschen war, künstlich hervorrief. Dies hörte auf, als Ludwig XIV. die zahlreichen Aussatzhäuser mit ihren Gütern und Pfründen einzog und frommen, der Krankenpflege sich widmenden Orden und der allgemeinen Krankenpflege überwies. Nur das Aussatzhaus zu St. Mesmin blieb bestehen.

Während so in Europa das furchtbare Leiden erlosch, um nicht wiederzukehren, fordert es noch jetzt in Aegypten und Syrien seine Opfer im Gegensatz zu der Erfahrung, daß die Epidemien an ihrem Ausgangspunkte auch zuerst zu erlöschen pflegen.

Hinsichts des Verfahrens gegen Aussätzige befolgte man die alten Regeln des Judenthums und war vor Allem besorgt, die Kranken abzusondern, indem man ihnen eigene Hütten baute und ihnen jede Gemeinschaft mit anderen Menschen verbot. Sie erhielten eine Klapper, um damit die Gefahr der Ansteckung den sie Begegnenden anzuzeigen.

Die Unglücklichen wurden infolge ihrer Vereinsamung schwermüthig, menschenfeindlich und verzweifelten an der Gnade Gottes und nicht selten ergaben sie sich mit den gotteslästernden Worten: „Wenn Gott mir meinen Leib verderbt hat, so soll er auch meine Seele nicht haben", dem Teufel.

Es galt als ein gottgefälliges Werk, sich dieser Unglücklichen, die man „Gottes liebe Arme", „Gute Leute", auch wol „Gottes Sieche", oder „die Armen Christi" nannte, anzunehmen und ihre Pflege ward daher Sache frommer Gelübde und eines geheiligten Berufes; die von der Welt völlig Ausgestoßenen fielen vorzüglich priesterlicher Obhut anheim, und die Kirche war es vor Allem, die sich ihrer mit liebevoller Fürsorge anzunehmen bestrebt war. Die Heilkunde wußte gegen das Uebel nur dürftige Mittel aufzufinden. Man wandte den gewiß nur schädlichen Aderlaß an, im 14. Jahrhundert galt der Genuß des Vipernfleisches für heilbringend. Durch den Beichtvater des Papstes Innocenz IV. (1243 bis 1254), den Predigermönch Theodorich, kam die äußerliche Anwendung von Mercurialmitteln in Gebrauch, während Andere den Genuß von Schweinefleisch und Speck verordneten. Alle diese Mittel blieben aber mehr oder minder erfolglos, bis die schreckliche Krankheit an Intensivität verlor und allmälig erlosch.

* * *

Je weniger die Heilkunde gegen diese und andere Seuchen, welche im Mittelalter auftraten, vermochte, um so mehr suchte das Volk Heilung durch Wunder. Großen Ruf genoß das Oel der Lampe des heiligen Martin von Tours, das Blinde, Taube und Stumme heilen und selbst von den Blattern befreien sollte. Schwierige Wunderkuren verrichtete der heil. Liborius, Bischof von Mans bei Paris, dessen nach Paderborn übergeführte Gebeine als Mittel gegen Steinbeschwerden ausgegeben wurden. Wer alle die Wunderkuren jener Tage, die an den Gräbern der Märtyrer und durch Hilfe ihrer Reliquien von Klosterbrüdern wie Weltgeistlichen verrichtet wurden, aufzeichnen wollte, würde Folianten schreiben können.

Die der Leprose folgende Epidemie war der schwarze Tod oder das große Sterben. Aus China wurde diese schrecklichste aller Krankheiten in der Mitte des 14. Jahrhunderts auf den drei großen Verkehrsstraßen*) nach Europa verschleppt und schwang die Todesfackel über dem Menschengeschlecht. „Gleich Armeen unsichtbarer Dämone von Süden, Westen und Norden kommend, trafen die Hauptzüge der Seuche in Norddeutschland zusammen." Furchtbar wüthete diese Pest in Deutschland, wo ihr an manchen Orten bis zu $^2/_3$, an andern sogar bis zu $^9/_{10}$ der Einwohner erlagen. Bezeichnend für die Furchtbarkeit der Krankheit in Frankreich ist es, daß der in Avignon residirende Papst Clemens VII. den Rhonefluß einsegnete, damit man die Leichname unbesorgt den Fluthen übergeben könne. Auch in andern Ländern reichte die geweihte Erde nicht hin, die Todten aufzunehmen, man fuhr die Leichen außerhalb der Stadtmauer, legte sie dort wie Waarenballen aufeinander in Massengräber und deckte sie dann mit Erde zu.

Wie thätig die Kirche war, Hilfe zu spenden, geht daraus hervor, daß 124,434 Barfüßermönche in Deutschland und 30,000 Minoriten in Italien bei Ausübung der Krankenpflege erlagen. Dafür wurden auch der Kirche reiche Opfer gespendet und unermeßliche Reichthümer strömten in den Schooß derselben. „In Lübeck brachten die reichen Kaufleute, — o unbegreifliches Wunder — all ihr Geld in die Klöster und Gotteshäuser, und als die frommen Paters aus Furcht vor Ansteckung die Pforten verschlossen, warfen die Geängstigten die Bürde, mit welcher sie sich geschleppt, über die Mauern der geweihten Stätten."

Halten wir noch eine Todtenschau: Es starben im Orient 23,840,000, davon allein 13 Millionen in China, an dieser Krankheit. Babylon zählte innerhalb dreier Monate 480,000, Cairo täglich 12—15,000 Todte. Die Sterbefälle in Italien wurden in Florenz und Venedig auf je 100,000, in Neapel auf 60,000 gerechnet. Die Zahl der Todesfälle in London wurde auf 100,000, die in Paris auf 80,000 angegeben. In Frankfurt a/M. starben binnen 72 Tagen 2000 Menschen, unter ihnen 35 Priester; in Wien erlagen an einem Tage

*) Im 8. Jahrhundert wurde in Paris eines der bedeutendsten Aussatzhäuser, das zu „St. Lazare" gegründet, das nicht nur zur Benennung der später ringsherum entstehenden Vorstadt, sondern auch zur Bezeichnung aller Hospitäler als „Lazarethe" Veranlassung gab.

*) Die nördlichste führte über die Krim nach Konstantinopel, die mittlere durch Herat nach Kleinasien, die dritte endlich von den Ufern des Euphrat durch Arabien und Aegypten nach Nordafrika und dann nahm die Krankheit auf allen drei Straßen über Meer und Inseln ihren Weg weiter nach den Küsten und dem Herzen von Europa.

960. In Hamm in Westfalen blieben 10, in Osnabrück nur 7 unzerrissene Ehen zurück. Die Gesammtzahl der Opfer in Europa wird auf 25, davon in Deutschland allein auf 12 Millionen berechnet.

Noth, Elend und Verbrechen aller Art waren die Folge dieser entsetzlichen Krankheit, nur der Wucher blühte und bereicherte die Juden, gegen welche das Volk auf das Aeußerste erbittert wurde. Man beschuldigte die Israeliten der Vergiftung von Brunnen und geweihten Hostien, und bald verbreiteten sich epidemisch jene Judenhetze und Judenmetzeleien über ganz Europa. Graf Uetterodt glaubt nachweisen zu können, daß diese grausame Verfolgungswuth von den Städten Chillon und Chatel am Genfer See begonnen habe, andere datiren sie aus Spanien. Die Reichthümer der Juden, die großen Summen, welche ihnen die Christen schuldeten, waren ihre Hauptverbrechen und stachelten die Habgier zur Verfolgung an. Ward doch der Trierer Erzbischof Balduin vom Kaiser Karl IV. als Erbe aller im ganzen Deutschen Reich ermordeten oder fernerhin noch todtzuschlagenden Hebräer belehnt. Markgraf Friedrich von Meißen ließ seine Juden sammt und sonders verbrennen und gab der Reichsstadt Nordhausen den Rath, diesem Beispiele „Gott zou lobe vnd zou ern vnd der christenheit zour selikeyt" nachzufolgen.

Das folgende dritte Capitel handelt von den Krankenhäusern, den Aerzten und Apotheken. Wir erfahren hier, daß die auch jetzt in Belgien noch vorhandene Ordensverbindung der Beguinen 1184 von Lambert le bègue (der Stammler) gegründet wurde, daß das erste Taubstummen-Institut 1570 zu Sahagun in Spanien, das erste Irrenhaus 1650 zu Amsterdam und die erste Blindenanstalt von Ludwig IX. († 1270) für 800 während seines Kreuzzugs nach Palästina erblindete Krieger errichtet wurde. Frankreichs Könige, ihr Hofstaat und das lose Pariser Volk machten es sich zum ganz besondern Fastnachtsscherz, — die unglücklichen Blinden in ringsumschlossenem Raume eine Schweinshetze aufführen und bei dieser Gelegenheit, vom Scheitel bis zur Sohle in Stahl gehüllt, mit Streitkolben auf einander losschlagen zu sehen. Vielleicht war dies auch für die Blinden, die dann sicherlich das erschlagene Schwein verzehrten, ein Freudenfest.

In Deutschland hatte Mainz die erste Apotheke, 1253, dann folgte Braunschweig 1333, Leipzig 1409, Berlin 1488. Man darf sich aber darunter keine heutige Apotheke vorstellen, denn neben den Medicamenten wurden Confect, Wachs, Papier, auch Seidenstoffe verkauft, so daß die Apotheken mehr einem Kramladen als unsern heutigen Pharmaceen glichen. In manchen Städten waren die Apotheker verpflichtet, dem Magistrat ein gewisses Quantum süßen Gebäckes als Naturalgabe zu liefern und Kraftbrühe von Kapaunen 2c. für die Haushaltungen zu bereiten.

Höchst interessant ist die Untersuchung der psychischen Seuchen oder epidemisch gestalteten Gemüthskrankheiten des Mittelalters, welche wir in dem IV. Capitel finden.

Es ist unglaublich, zu welchen Verirrungen der Aberglaube führte. Glaubte man doch, daß sich Menschen durch Hexensalben oder einen aus Menschenhaut geschnittenen, um den Leib gebundenen Riemen in Wehrwölfe (Wehr = Mann) verwandeln könnten. In Litthauen wurden die als Wehrwölfe Erkannten verbrannt, während in Frankreich noch im Jahre 1573 eine Jagd auf Wehrwölfe förmlich autorisirt war und 1598 im Elsaß die Wehrwolfssucht (Lykantropie) als epidemisch betrachtet werden konnte.

Es waren diese Unglücklichen Tobsüchtige, die mit Knitteln umhersprangen und über Alles, namentlich über Hunde herfielen.

Dagegen erscheinen im Lichte heroischer Romantik verklärt die Knabenkreuzzüge, die Frucht schwärmerischer religiöser Gemüthsausschreitungen, durch fanatische Priester erzeugt.

Die erste dieser Knabenfahrten fällt in den Zeitraum der Jahre 1212 und 13. In Frankreich schaarten sich gegen 30,000 Knaben um einen fanatisirten Hirtenbuben, Etienne (Stephan), und pilgerten nach Marseille. Frug man die Wallfahrer wohin die Reise? so erwiderten sie das vielleicht seitdem gebräuchlich gebliebene Wort: adieu. Von den 7 Segelschiffen, auf denen die irregeführten Kinder eingepfercht wurden, scheiterten zwei, die übrigen landeten an der syrischen Küste, wo die noch am Leben gebliebenen Knaben als Sclaven verkauft wurden.

Auch in Deutschland fand diese Thorheit Nachahmung. Unter dem 10jährigen Hirtenknaben Nicolaus sammelte sich am Niederrhein eine große Schaar von Knaben und zog mit Kreuzen geschmückt und Fahnen schwingend gen Italien, um von dort aus zur Eroberung des heiligen Landes weiter vorzudringen. Viele der jungen Pilger büßten schon bei dem Alpenübergang ihr Leben ein, andere kehrten um, dennoch erschien Nicolaus mit einer Schaar von 7000 Köpfen in Genua, wo sich dieselbe vollends zerstreute, zum Theil zurückkehrte, zum Theil nach Rom pilgerte oder von genuesischen Seefahrern als Sclaven verkauft wurde.

Eine andere Art der Geistesstörung führte zur Tanzwuth, für die man den Namen Veitstanz*) adoptirt hat. Das erste Beispiel der Tanzwuth soll 1021 auf dem Friedhof der Klosterkirche zu Kolbig im Anhaltischen stattgefunden haben, später, 1278, zeigte sich die Tanzwuth in Utrecht, 1374 zu Lüttich und Aachen und von Neuem zu Utrecht. Großen Widerwillen zeigten die Tanzwüthigen gegen die Schnabelschuhe, deren Spitzen, um mehr als 12 Zoll die Fußzehen überragend, Schellen trugen. Um das Jahr 1418 brach im Elsaß die Tanzwuth mit ungekannter Leidenschaft aus. Die Reimchronik von Straßburg beschreibt dieselbe mit folgenden Worten:

„Ein seltsam sucht ist zu der Zeit
Under dem Volk umbgangen,
Dan veel Leut auß Unsinnigkeit
Zu danzen angefangen,
Welches sie allzeit Tag und Nacht
Ohn unterlaß getrieben,
Biß das sie fielen in ohnmacht
Viel sind Tod drüber blieben."

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erlosch allgemach das räthselhafte Uebel der Tanzwuth, von welchem die jetzt noch übliche Springprocession zu Echternach herzuleiten ist.

Der Verfasser kommt nun dazu, die Bäder zu besprechen, ein Capitel, welches bereits vielen Journalen Stoff zu Abhandlungen gegeben hat.

Waren den Deutschen schon aus den Zeiten der Römerherrschaft die warmen Bäder bekannt, hatte auch Karl der Große Badeanstalten zu Aachen gegründet, ein entschiedenes Hauptmoment im gesammten Badewesen Deutschlands und des Occidents bildeten die Kreuzzüge.

Aller Orten entstanden öffentliche Badestuben, auch wurden Anfangs des 13. Jahrhunderts in vielen Städten Schwitzbäder (russische Bäder) eingerichtet. In Ulm zählte man im Jahre 1498 neben 8 öffentlichen 168 private Badestüblein. Sogar Backöfen wurden sowol zu Dampf- als Luftschwitzbädern verwandt. Nachdem das Brod aus dem Backofen gezogen, schob man den Kranken (meist Wassersüchtige) auf ein Brett gelegt mit den Füßen voran in den Ofen, so daß nur der Kopf außerhalb der Mündung zu liegen kam. Auch von alternden Frauen wurde die Kur zur Beseitigung der Runzeln und Gesichtshaare benutzt, wol mit geringem Erfolge, sonst würde diese Kur sich bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Als ein frommes Werk wurden als Vermächtniß an die Armen Bäder gestiftet, die den Namen „Seelbäder" erhielten, wie denn auch die in solchen Bädern der Armen dienst-

*) Der Veitstanz soll nicht von dem Heiligen Veit, sondern von „Feiß" abzuleiten sein, wie die Tänze der fanatischen Brüderschaft der Sufis im Orient genannt werden.

leistenden Frauen „Seelnonnen" oder „Seelschwestern" genannt wurden.

Daß in den öffentlichen Bädern beide Geschlechter gemeinschaftlich badeten, Braut und Bräutigam den Tag vor der Hochzeit, begleitet von 5 Braut- und 5 Hochzeitsbädern, gleichzeitig in ein Bad stiegen und nachher in Feierkleidern schmausten und zechten, ist bekannt. Die in den gemeinschaftlichen Bädern eingerissene Zuchtlosigkeit veranlaßte die Reformatoren dagegen zu eifern und mit dem großen deutschen Krieg und der durch denselben herbeigeführten Vernichtung bürgerlicher Wohlfahrt trat auch das Badeleben in den Hintergrund. Hatte früher jeder wohlhabende Bauer ein Badstüblein auf seinem Gehöfte gehabt, bald gab es Städte, in denen keine Badewanne zu finden war.

Am Schluß des ersten Abschnittes handelt der Verfasser von der Pest, namentlich von der um das Jahr 1682 ausgebrochenen. Von Wien erzählt er uns von Banden von Strolchen, welche in der allgemeinen Angst und Noth die Bewohner ängstigten und beraubten, so daß für solche Missethäter besondere Galgen vor den Thoren errichtet wurden. Viele Menschen ergaben sich in der Gewißheit ihres nahen Endes der Trunksucht. Ein in Wien allgemein bekannter Sackpfeifer, der des süßen Weines voll auf der Straße hingesunken war, wurde des Nachts von den Siechknechten aufgelesen und auf einen Leichenwagen und sodann in eine Grube geworfen. Hier schlief der Trunkenbold, von den erstarrten Leibern der an der Pest Hingerafften bedeckt, seinen Rausch aus, wurde am Morgen aus dem offenen Grabe hervorgezogen und lebte noch eine Reihe von Jahren. Sicherlich hatte er nur dem Gefrorensein der Leichen zu verdanken, daß er nicht angesteckt wurde.

Grausam war es, wie man sich vor der Ansteckung zu sichern suchte. War in einem Hause die Pest ausgebrochen, so wurden Thüren und Fenstern vernagelt oder zugemauert, so daß Kranke und Gesunde darin umkommen mußten. Oeffnete man nach Jahr und Tag ein solches Haus wieder, so erneuerte sich die Seuche durch die daraus quellenden Miasmen.

Die zu einem Pestkranken gerufenen Aerzte bedeckten, um der Ansteckung zu entgehen, ihr Gesicht mit einer Pestmaske, auf den Kopf stülpten sie über eine anliegende Kapuze einen breitgeränderten Hut, die Hände schützten sie durch dicke Handschuhe und von den Schultern bis auf die Knöchel verhüllte ein weiter Talar ihre Gestalt. An der das Gesicht verschließenden Pestmaske befand sich statt der Nase ein Gegenstand halb Rüssel halb Schnabel, der mit duftenden Spezereien gefüllt war. Auf diesem Rüssel oder Schnabel trugen die Aerzte Brillen von starkem Krystall und in der Hand ein Stäbchen, mit welchem sie die Gegenstände: Arzneien und Speisen andeuteten, welche der Kranke nehmen sollte.

Wer noch nicht von der Pest befallen war, konnte aus Schreck beim Anblick eines so vermummten Mediciners von der Krankheit ergriffen werden und den mit der Seuche Behafteten mußte durch eine solche Erscheinung die ganze Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes vor Augen geführt werden. — Uebrigens erinnern wir uns, daß die Aerzte beim ersten Auftreten der Cholera in Deutschland 1830 sich auch stark verhüllten, doch sehr bald das abschreckende Costüm ablegten.

Der Umstand, daß die Oelträger im südlichen Europa und in Aegypten von der Pest gänzlich verschont blieben, leitete darauf, Oeleinreibungen als wichtiges Präservativmittel zu gebrauchen, wozu man Oliven- und Buchnußöl verwendete.

Am Schluß dieses Pestcapitels reiht der Verfasser die Bemerkung an, daß man nach jeder Pestepidemie eine gesteigerte Heirathslust wahrnehme und führt einige schlagende Beispiele davon an.

So wurden 1635 zu Ulm an einem Sonntage 60 Ehen verkündet und innerhalb zweier Tage 32 Paare getraut. In dem kleinen Städtchen Eilenburg an der Elbe erlagen 1637 gegen 4480 Einwohner, wogegen im folgenden Jahre 138 Paare getraut wurden, davon sieben in einer Stunde. Eisenach hatte am Schluß der Pestzeit 1578 an einem Sonntage 59 kirchliche Aufgebote anzuhören.

Nun gelangt Graf Uetterodt dazu, jene unnennbare Krankheit mit größter Decenz zu behandeln, wir meinen die Krankheit, welche 1493 aus Amerika nach Spanien, von dort nach Italien und 1498 durch das Heer des Kaisers Maximilian nach Deutschland hinüber geführt sein soll, die aber schon die alte Welt genugsam kannte, da selbst die Cleopatra, Königin von Aegypten, darüber ein Werk geschrieben hat.

Hierauf wird auf den Aberglauben des scheidenden Mittelalters in Bezug auf die Heilkunde ein Streiflicht geworfen und dabei der Wunderkräuter*), der Astrologie und der Alchemie gedacht. Die Astrologie wurde ein Mittel ärztlicher Thätigkeit, ja ein Zweig der Heilkunde. Der Arzt stellte das Horoskop und strebte, die Krankheit aus dem Stande der Gestirne zur Zeit der Geburt, aus der Nativität, zu erkennen.

Einer der bekanntesten Astrologen seiner Zeit war Nostradamus († 1566), dessen Prophezeiungen großes Aufsehen erregten und auch wirklich einige Mal zutrafen. Er verkündete nicht nur das Lebensschicksal Königs Franz I., sondern auch dessen Sohnes, Heinrich II., namentlich jene merkwürdige Todesart desselben infolge eines unglücklichen Turniers mit dem Grafen Montgomery (1559) lange voraus; dagegen bewährten sich seine Weissagungen in Bezug auf den Untergang Frankreichs:

„Anno millesimo	1000
Bis ter centeno	600
Ter quatrageno	120
Bis ter bis nono	24
Finem tibi Gallia pono. .	1444"

ebenso wenig wie die auf das Ende des Papstthums.

Die Verirrungen der Alchemie sind bekannt und werden hier auch größtentheils in die Anmerkungen verwiesen. In einer solchen lesen wir, daß ein gewisser Töpfer in vollem Ernst behauptet habe: Man könne Gold aus Juden machen. Aus 24 verbrannten Judenleichen würde man ein Loth Gold erhalten. — Wir glauben, daß man aus 24 lebendigen Juden mit größerer Sicherheit weit mehr als ein Loth Goldes hätte erpressen können.

Mit einem Blick auf den kommenden dreißigjährigen Krieg schließt der Verfasser den ersten Abschnitt seines Werkes und geht in dem folgenden zu den Lagerepidemien und der Militair-Krankenpflege in den Kriegen des deutschen Mittelalters über.

Auch Referent will hier seine Besprechung für diesmal schließen, indem er zum Schluß noch die auf den großen deutschen Krieg sich beziehenden Worte des Verfassers anführt:

„Unter dem Druck, unter dem Pesthauche einer finsteren Politik, jenem glühenden Wüstenwinde vergleichbar, der seinen Weg durch die Thäler und Felsenschluchten der Alpen nimmt, war der Friede aus deutschen Landen gewichen, die Furie des Krieges und der fort und fort angefachten inneren Zwietracht trieb Fürsten und Volksstämme in die Heerlager; — hinaus auf die Schlachtfelder zog die Blüthe der Nation, sich gegenseitig zu morden, in unglückseligem, verblendetem Haß! Alle Völker unseres Erdtheils ergriffen Partei, und wenn die Reihen der deutschen Krieger gelichtet, kamen von der einen

*) Am 18. August, am Tage Mariä Himmelfahrt, wurde vor Sonnenaufgang das Kräuterbüschel gepflückt, um damit Hexen und den Alp zu verscheuchen und das Beschreien der Kinder und ehelichen Zwist zu verhindern. Anfänglich bestand das Büschel aus 9 Kräutern, nämlich: dem Rainfarrn, dem Alpranken, dem Laabkraut, dem bitteren Wermuth, der Alenraupe, dem Beifuß, dem Baldrian, dem Hirschkraute und dem Odinskopf, auch Alant genannt. Später fügte man noch die Schafgarbe und die Weinraute hinzu. Der stärkere Aberglaube band in das Kräuterbüschel 15 und ängstliche Gemüther sogar 76 Kräuter.

Seite Spanier, Italiener, Ungarn, Croaten, von der andern Seite Schweden, Dänen, Franzosen und Engländer — selbstverständlich im hohen Sold auch die biederen Schweizer, um auf unserm Boden in dreißigjährigem Ringen die Frage vom Christenglauben, der Nächstenliebe, der Gewissensfreiheit auszufechten.

„Mit jenem Momente hatte der große Zeitabschnitt, den wir unter dem Namen des Mittelalters begreifen, seine Endschaft erreicht und mit ihm sank auf lange die so prächtig aufblühende Cultur in das wüste Chaos."

— **Roßwein**, 27. Dec. Unter dem Titel: „Halte was du hast" ist die am 2. Adventssonntage d. J. hier vom Pastor Kunze gehaltene, sehr zeitgemäße Predigt bei Jul. Haase hier in Druck erschienen. Die Predigt ist auf Verständigung der Gemeinde über das Reichsgesetz vom 6. Februar d. J., die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung betreffend, gerichtet. In Druck gegeben wurde sie auf Wunsch des Kirchenvorstandes, um an die Haushaltungen der Gemeinde vertheilt zu werden.

— Zu den besseren Unterhaltungsblättern gehört unstreitig die in dem bewährten Verlage von Otto Janke erscheinende Romanzeitung, welche sich die dankenswerthe Aufgabe stellt, in 48 wöchentlichen Lieferungen dem Lesepublicum in deutschen Original-Romanen so viel Lesestoff als billig erworbenes Eigenthum zu bieten, als sonst ein Jahresabonnement in Leihbibliotheken gewährt. Die besten deutschen Schriftsteller sind in der Romanzeitung vertreten. So wird das neue Quartal u. A. die Romane: „Des Mißtrauens Opfer" von A. E. Brachvogel, und „Benedikta" von Carl Detlef bringen, während der bereits begonnene interessante Roman von Carl Abalbert: „Das Buch mit sieben Siegeln" der Vollendung entgegengeht, nachdem der mit großem Interesse von der Leserwelt aufgenommene Roman des beliebten Schriftstellers Golo Raimund: „Verwaist" im ersten Quartal seinen Abschluß gefunden hat. Von besonderem Interesse ist das jedem Hefte beigegebene, einen Bogen umfassende Feuilleton, welches von dem rühmlichst bekannten Schriftsteller Robert Schweichel höchst geschmackvoll und fesselnd redigirt wird. Gegenwärtig veröffentlicht Schweichel im Feuilleton der Romanzeitung unter der Ueberschrift: „Italienische Blätter" seine jüngsten Reise-Erlebnisse.

△ **Rom**, 12. Dec. Frühlingsähnliche Sonnenstrahlen, vom schönsten, ungetrübten Blau umgeben, lockten mich heute Vormittag zu einem Spaziergang vor die Mauern der Città eterna. Auf dem Rückweg, gegen 12 Uhr, kam ich an dem Vatican vorbei. Da zog es mich unwillkürlich hinein in seine heiligen Hallen, genannt die Peterskirche. Heilig wird man jene Hallen wol nennen dürfen, ohne in den Geruch des Ultramontanismus dadurch zu kommen. Denn wer jene Hallen jemals durchschritten hat und ist nicht von einem heiligen Schauer erfaßt worden, sei es auch blos vor den Leistungen des menschlichen Geistes gewesen, der verdient dahin versetzt zu werden, wo die Geschöpfe nach Darwin'scher Entwickelung noch in erster Generation sich befinden. Als ich eintrat, war der Dom ziemlich leer, nur einzelne, Trost, Hilfe oder Verzeihung suchende Seelen knieten vor verschiedenen Heiligenbildern oder Statuen, denen sie ihre besonderen Anliegen mit Inbrunst vortrugen. Ich konnte deshalb ziemlich ungenirt den weiten Bau durchwandern und mich ebenso sehr in die erhabenen Schöpfungen der Kunst, wie in die Psychologie des Christenthums, speciell des Katholicismus, vertiefen, und wahrlich, es ließen sich Folianten darüber schreiben, was da in einer halben Stunde an meinem Geiste vorüberzog, doch hier ist nicht der Platz dazu. Ich wollte endlich den Riesenbau wieder verlassen und nahm Abschied vom heiligen Petrus, resp. von dessen Statue, die in der Mitte des Schiffes, rechts auf dem apostolischen Stuhle thront, gerade so hoch, daß ein halb erwachsener normaler Mensch die etwas über das Piedestal vorgestreckte rechte Fußzehe mit dem Munde erreichen kann. Eben bewunderte ich noch die Andacht, mit der einige Hirten aus der Campagna diese Fußzehe küßten und dann ihre Stirne darauf drückten und dachte dabei: wer wol glücklicher sei, diese einfachen, genügsamen armen Leute in ihrem Glauben und Gottvertrauen oder jene Heroen des Wissens, die mit jedem vermehrten Genuß um so unzufriedener nach weiteren Genüssen verlangen; jene Typen unserer Zeit, die in ihrem Weltverbesserungsdrang unaufhaltsam vorwärts stürmen, bis sie an ihrem Endziel angelangt, allwo dann die allgemeine Glückseligkeit in der allgemeinen Gleichheit durch Schwefel und Petroleum hergestellt wird, wie uns das Beispiel von Paris 1871 gezeigt hat. Es mag vielleicht diese Betrachtung dazu beigetragen haben, mich milder zu stimmen, als ich eben hinausgehen wollte, aber am Hauptportal von einer hereinströmenden Menge überrascht und aufgehalten wurde. Es war eine Heerde Schafe, geführt von ihren Hirten, oder mit anderen Worten eine Schaar französischer Pilger, mit einer auffallenden Menge Geistlichkeit an der Spitze. Nun hatte ich gerade gestern Abend in einer hiesigen „liberalen" Zeitung gelesen: „Es sei wieder ein Haufen französischer Pilger angekommen, man sehe aber immer nur dieselben Gesichter, alte Weiber und Chretins, geführt von schlau aussehenden Pfaffen." Ich wollte mir also diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, meine physiognomischen Kenntnisse zu bereichern, weshalb ich wieder umkehrte und mit den Pilgern vorrückte. Bei der Petrusstatue wurde natürlich Halt gemacht und der Führer vollzog die übliche Ceremonie des Fußkusses, was selbstverständlich die ganze Heerde nachmachte. Soviel aber sah ich sofort, daß jener obengenannte Zeitungsschreiber nach der gewöhnlichen Tagesmanier, mit einem Schlagwort Alles abzumachen, verfahren war bei seinem Urtheil über diese Leute. Es ist ja so bequem, mit irgend einem Schlagwort die eigene Gedankenarmuth zu bedecken, darum findet man auch heutzutage so viele Zeitungsschreiber, die diesem Princip huldigen und zwar nicht etwa blos in Italien. Unter den Pilgern waren ebenso sehr alle Stände vertreten, wie die verschiedensten Physiognomien. Man sah da den bretagnischen Bauer neben dem hocharistokratischen Schloßfräulein mit Zofe und Lakai im Hintergrund stehen, die heilige Einfalt, der fromme Glaube neben der bewußten Lüge und Heuchelei, Ernst und bloße Koketterie, alles untereinander. In socialer Beziehung konnte man die Leute am sichersten und einfachsten classificiren nach der Art und Weise, wie sie dem heiligen Petrus den Fuß küßten. Die einen schmatzten einfach darauf los und stießen mit dem Schädel darnach, wie Schafe nach dem eigenen Spiegelbild, das waren sicher keine Edelleute; eine andere Sorte rieb dann schon zuerst die zu küssende Fußspitze mit dem Rockärmel von dem vorhergegangenen Kusse rein und schnalzte nicht mehr mit den Lippen, das war der Bourgeois mit seinem savoir vivre; eine dritte Kategorie endlich bediente sich des feinen Battist-Taschentuchs, um die Stelle abzuwischen und vollzog überhaupt die ganze Ceremonie mit jener unnachahmlichen Grazie, wie sie eben der feinen französischen Welt eigen ist, und nicht etwa blos alte Weiber und mit der Welt verfallene Jungfern waren dabei, sondern auch Mädchen, um derentwillen man gerne seinen eigenen Kopf an Stelle von Petri Fußspitze gesetzt hätte. Am meisten Spaß machte mir eine furchtbar aufgedonnerte alte Fregatte, die hatte an sich herum zu schniegeln und zu striegeln wie eine Theaterkönigin, ehe sie aus der Couliſſe tritt, und so kam sie denn auch als Allerletzte erst zu dem Fußkuß, dann aber rieb sie, und zwar mit ihrem Hermelinkragen, so lange erst an der Fußspitze, als wollte sie dem heiligen Petrus zu verstehen geben: alle die vorhergegangenen Küsse sind nichts gegen den Kuß, den ich dir jetzt gebe. Das war eine widerwärtige Koketterie mit der Frömmigkeit. Das Gros der Pilger hatte sich mittlerweile nach dem Chor begeben, um Gebete zu verrichten und den apostolischen Segen zu erhalten, der aber nicht von dem Papste selbst, sondern

per procura ertheilt wurde; dann verzog sich die Schaar langsam wieder, die meisten hatten vor dem Portal der Kirche ihre Miethwagen, mit denen sie nach dem Hotel zurückfuhren, um dort sich vorzubereiten für die Vorstellung im Vatican, vor dem heiligen Vater selbst. Vor der Kirche brannte ich mir eine Cigarre an, und diese Gelegenheit benutzte ein junger Abbé, der auch von der Partie war, mich um Feuer zu bitten, welcher Umstand mir wiederum erwünschte Gelegenheit gab, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen über die Pilgerfahrt, in welches er sich in liebenswürdigster Weise einließ, während wir langsam nach dem Tiber und über die Engelsbrücke nach der inneren Stadt schlenderten. Ich erfuhr denn da, daß der Papst noch lange herrlich in seinem „Kerker“ leben darf, wenn er weiter auch keine Ressourcen hätte, als die Peterspfennige, die ihm die französischen Pilger noch zu überbringen gedenken, und daß sie es auch ausführen, dafür bürgt die klericale Disciplin und eiserne Consequenz. Die gegenwärtig hier weilende Pilgerschaar ist aus der Bretagne, ca. 300 Personen. Wie viel konnte ich nicht erfahren, aber eine große Summe Geldes, versicherte mir der Abbé, haben sie dem heiligen Vater mitgebracht, und es werde immer und immer wieder frisches kommen, aus allen Theilen Frankreichs. Dieser Tage wird nun noch der Erzbischof, zu dessen Erzdiöcese die Bretagne gehört, hierher kommen, um Angesichts seiner getreuen Heerde den ihm kürzlich vom Papst verliehenen Cardinalshut von den Händen Sr. Heiligkeit aufgesetzt zu erhalten; das ist natürlich wieder Oel in das Feuer der Franzosen und Gold in die Casse des Vaticans. Ich frug den Abbé so ganz zweifelhaft, ob es wahr sei, daß der größte Theil dieser Gaben an den Saintpère aus den Händen der Dienstboten und andern armen Leuten fließe? worauf er mir ganz entrüstet antwortete: „Das ist auch eine jener niederträchtigen Verleumdungen, womit die Freimaurer (diese müssen nun einmal an Allem schuld sein) die katholische Kirche verfolgen! Unser Bestreben,“ fuhr er fort, „geht natürlich dahin, daß jeder gute Katholik nach seinen Verhältnissen sein Theil dazu beitrage, daß der heilige Vater und in ihm die ganze katholische Kirche einen seiner erhabenen Stellung entsprechenden äußern Glanz entfalten kann, trotzdem er seiner weltlichen Herrschaft beraubt ist; deshalb soll auch der Dienstbote seinen Sou beitragen wie der Herzog oder Graf seine Goldstücke und nur eine ganz falsche und vor Allem glaubenslose Humanität kann dies ungerecht finden. Jene ganze sog. Humanität ist überhaupt nur eine elende Heuchelei. Sie heuchelt Mitleiden mit den armen Leuten, wenn sie einen kleinen Theil ihres mühsamen Erwerbs zum Glanze der Kirche beitragen, der Kirche, die ihre treueste Hüterin und Stütze ist von der Wiege bis zum Grabe, die sie erzieht und leitet auf den Lebenspfaden, um sie auf Erden zu guten Menschen zu machen und zu erhalten, indem sie ihnen den Weg zur ewigen Seligkeit weist. Wäre dieses Mitleid nicht bloße Heuchelei, so müßte jene Sorte Menschen sich auch vor Allem entrüstet zeigen, daß diese selben armen Leute einen großen Theil zu den Kosten des Staatsaufwandes, der doch blos weltlichen Zwecken dient, beitragen müssen. Oder würde man es vielleicht auch noch für besser halten, wenn diese armen Leute ihr Scherflein anstatt der Kirche, in jene Cassen liefern würden, aus denen die Prediger des Atheismus und Nihilismus bezahlt werden, damit sie im Volke allen Glauben an Gott und eine ewige Gerechtigkeit ausrotten? Man warte nur und wird noch früh genug erfahren, wohin sie diese ihre eigenen Schöpfungen bringen, diese Früchte ihrer Theorien. Frankreich hat sie gekostet und ist dann zur Erkenntniß gekommen, es hat sich in der höchsten Noth, am Rande des schauerlichsten Abgrundes wieder gefunden und es darf sich jetzt getrost dem Hohn und Spott der glaubenslosen Welt preisgeben. Die Zeit wird auch wieder kommen, wo man es beneidet und wo man wieder seinem Beispiele zu folgen bestrebt sein wird. Sehen Sie,“ sagte er zu mir, immer fortfahrend im Strudel seiner Beredtsamkeit, „sehen Sie, wie diese Römer uns von allen Seiten höhnisch und spöttisch betrachten und uns in ihre banalen Witze hineinziehen, weil wir zum Oberhaupt unserer Kirche und auch ihrer Kirche wallfahren und an den Füßen seines Thrones unsere Ergebenheit bestätigen. Diese Römer, denen auf Schritt und Tritt die Wohlthaten des Papstthums entgegenstrahlen in so unzähligen monumentalen Bauten, milden, echt humanen Stiftungen ꝛc., während man sie jetzt schon nach so wenigen Jahren in allen Winkeln kann raisonniren hören über die ins Schwindelnde getriebenen Steuern und Abgaben bei gleichzeitiger Vertheuerung aller Lebensmittel, seitdem ihr so ersehntes liberales Königthum den heiligen Vater aus seinem Besitz vertrieben hat, und dennoch verhöhnen sie uns, verhöhnen die katholische Kirche und ihr Oberhaupt und bedenken nicht, wem das heutige Rom seine Größe verdankt, und wie schnell seine Größe einst verfallen war, als Clemens V. die päpstliche Residenz nach Avignon verlegte, bis Gregor IX. wieder zurückkehrte; wahrlich, würde Pius IX. nicht mit so unendlicher Liebe an seinem Volke, an seinem Rom hängen, trotz aller Unbill, die er durch dasselbe zu erleiden hatte und noch hat, würde er den Einladungen Frankreichs Folge leisten und auf Frankreichs gastlichem, gläubigem Boden sein oberhirtliches Amt ausüben, diese Römer sollten sich bald händeringend nach dem Papstthum zurücksehnen, und wer weiß, wie bald dieser Umstand doch eintritt, je nachdem Pius IX. einen Nachfolger erhält. Dann sollen sie ihren Re galantuomo ganz und allein genießen und Gelegenheit haben, Vergleiche zwischen ihm und dem heiligen Vater anzustellen.“ So wäre es noch lange fortgegangen, an eine Entgegnung meinerseits war bei dem Feuereifer des Franzosen gar nicht zu denken, auch hätte sie wol nichts genützt, denn hier war tiefe, innere Ueberzeugung vorhanden, mit vieler Geschichts- und Menschenkenntniß gepaart, und so etwas läßt sich nicht so leicht wegdisputiren, wie bei Leuten, deren politische Meinung zuweilen darin besteht, was sie zuletzt in ihrer Zeitung gelesen haben, wie wir sie heutzutage leider überall nur zu zahlreich vorhanden finden. Vor dem Hôtel Minerva, dem Hauptquartier der französischen Pilger, wurde mein Abbé von Amtsbrüdern in Anspruch genommen und ich verabschiedete mich von ihm unter Verdankung der mir ertheilten Auskunft. Noch lange aber beschäftigten mich nachher seine Klagen und Hoffnungen, seine Zuversicht und Prophezeiung, und über zwei Punkte wurde ich mir vollständig klar. Erstens darüber, daß der Mann darin Recht hat, wenn er den Römern ein schlimmes Prognostikon stellt für den Fall, daß die päpstliche Residenz wo anders sollte aufgeschlagen werden; denn der Hof des Papstes mit seinem universellen Charakter belebt Rom noch heute zehnmal mehr als der Hof des Königs. Der Hof des Papstes zieht eine Masse reicher Leute aus allen Welttheilen nach Rom, die viel Geld hier sitzen lassen, während der Hof des Königs mit seinem Anhang von Regierung und Parlament die catilinarischen Existenzen aus ganz Italien hierher zog, weil von diesen so ziemlich ein jeder auf Grund irgend eines angeblichen Verdienstes um das Vaterland während der Revolutionszeit oder bei Wahlen in das Parlament Anspruch auf eine staatliche Sinecure erhebt. Durch diese gewinnt natürlich Rom weder an Glanz noch an Reichthum. Der zweite Punkt, der mir aus des Abbé Reden klar wurde, war der, daß es Unkenntniß der Verhältnisse verräth, wenn liberale Zeitungsschreiber und Geschichtsmacher nicht müde werden, so ohne Weiteres von der Morschheit des päpstlichen Thrones und von dem Sichüberlebthaben des Papstthums ꝛc. zu sprechen. Eine Institution, wie die katholische Kirche, die ihre Wurzeln seit bald zweitausend Jahren in allen Theilen der Welt befestigt hat, ist ein Factor, mit dem man anders rechnen muß, als mit einer französischen Republik oder mit einem Zukunfts-Volksstaat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 2. Donnerstag, den 6. Januar. 1876.

Die Continentalsperre in Pommern von 1806 bis 1813.*)

In einem von dem Abgeordneten Schmidt (Stettin) verfaßten Aufsatze: „Zur Geschichte des Handels und der Schifffahrt Stettins“, welcher in den „Baltischen Studien“ erschien, befinden sich interessante Mittheilungen über die Continentalsperre in Pommern in den Jahren 1806 bis 1813. Wir benutzen diese Quelle, um in den folgenden Zeilen in gedrängter Darstellung eine kurze Geschichte der Continentalsperre, soweit sie Pommern betrifft, zu geben.

Das Decret Napoleon's betreffs der Continentalsperre datirt vom 21. November 1806 und erfolgte aus dem Lager von Berlin. In demselben erklärte Napoleon die britischen Inseln für blokirt, untersagte allen Handel und jede Correspondenz mit denselben, und schloß Briefe und Packete, nach England bestimmt, an Engländer gerichtet oder in englischer Sprache geschrieben, von der Beförderung mit der Post aus. Jeder englische Unterthan wurde in den französischen und in den von Franzosen oder alliirten Truppen besetzten Ländern kriegsgefangen. Alle Magazine, alle Waaren und alles Eigenthum eines englischen Unterthanen wurde für gute Prise erklärt. Kein aus England oder aus englischen Colonien kommendes und seit der Bekanntmachung dieses Decrets dort gewesenes Schiff durfte in einen Hafen einlaufen. Würde es sich dennoch vermittelst einer falschen Angabe in einen Hafen einschleichen, so sollte es mit Beschlag belegt, Schiff und Ladung confiscirt werden, ebenso als wenn es englisches Eigenthum wäre.

Dieses Decret brachte das Absperrungssystem gegen England, welches in Frankreich schon vor der Errichtung des Kaiserthums geherrscht hatte, zum Abschluß.

Wenn auch zunächst gegen England gerichtet, verursachte die Continentalsperre doch zugleich auch allen mit England Handel treibenden Ländern den größten Schaden. Für den von England importirten Kaffee, für Reis, Indigo, Zucker und ähnliche Colonialwaaren nahm es Holz, Getreide ꝛc. zurück. Die Continentalsperre beschränkte also die Ausfuhr eines Landes, indem sie England verhinderte, für jene Artikel zu billigen Retourfrachten andere Waaren zu exportiren. Auch wurden durch die Ausschließung der englischen Flagge die Frachten, wie durch das Risico, welches die Schiffe bei Umgehung des Decretes liefen, die Assecuranzen und damit die Waarenpreise erhöht. Hieraus folgte wiederum eine Verringerung des Waarenverbrauchs und der Verzehrung.

Während andere preußische Küstenstädte nach dem Tilsiter Frieden von ihren Siegern erlöst wurden, blieb Stettin mit Cüstrin und Glogau von den Franzosen besetzt und der Großhandel bewegte sich in sehr engen Grenzen.

Durch das Continentalsystem wären die deutsche und preußische Küste von der Einfuhr wichtiger Waaren und dem Verkehr mit England ganz ausgeschlossen worden, wenn nicht die Umgehung der Sperre für den Eingang von Waaren gesorgt hätte.

Zuerst errichteten die Engländer vor der Elbe und Weser auf Helgoland Läger von Colonial- und Manufacturwaaren und man suchte letztere auf kleinen Schiffen mit Benutzung von Ebbe und Fluth auszuschiffen. Von Neuwerk bis zur Jahde war der Schmuggelhandel besonders lebhaft. Die Nothwendigkeit zwang zunächst einige Stettiner Häuser, Commissionaire nach Helgoland und Ostfriesland zu senden, um von dort Colonialwaaren nach Stettin per Achse zu beziehen; indessen mußte der weite Landtransport den Preis der Waare noch mehr steigern. Die Engländer begannen deshalb auch der Nachfrage in der Ostsee dadurch zu genügen, daß sie große Läger von Colonial- und Manufacturwaaren in Gothenburg anlegten, und auch Ystadt, sowie die kleine Insel Hanoe bei Karlsham, welche sonst nur bei guter Jahreszeit eine Fischerstation war, mit denselben Waaren versorgten.

An der preußischen Küste bezogen zuerst Memel und Königsberg Waaren der bezeichneten Art.

Der Transport von Königsberg nach Pommern, der Mark ꝛc. blieb aber ebenso unbequem und kostspielig, wie die Versendung von Ostfriesland, und man mußte daher an der pommerschen Küste geeignete Punkte zur Ausschiffung wählen. Man wählte Rügenwalde und Colberg, da schon früher Abladungen auf der Rhede der genannten Häfen stattgefunden hatten.

Im Spätherbst 1808 traf endlich das erste Schiff mit falschen Papieren unter amerikanischer Flagge aus Lissabon in Colberg ein und schiffte die erste Ladung von Colonial- und Manufacturwaaren aus. Da das Schiff aus einem nicht englischen Hafen kam und nach seinen Papieren keine Contrebande an Bord hatte, so ließ die preußische Zollbehörde das Schiff löschen, indem später auf Pässe des Accise- und Zolldepartements mit der Licenz des französischen Consuls die Einfuhr erlaubt blieb. Ein zweites Schiff lief außerdem ein.

Von diesem Zeitpunkte begann nun von Colberg und Rügenwalde ein Verkehr, der die Landstraßen allmälig mit Frachtwagen belebte. Die Wagen gingen von Rügenwalde über Cöslin, Cörlin, Plathe, Naugard, Massow, Stargard, Pyritz nach der Mark und ihrer weiteren Bestimmung zu; von Colberg nahmen sie ihre Richtung über Treptow, Greifenberg, den Sandkrug, Naugard nach Stargard. Damm und Stettin durften die Frachtwagen nicht berühren.

Im Sommer 1810 begann auch in Stettin ein kleiner Verkehr, der bis zu dem folgenden Jahre im Wachsen blieb.

Zum Schutze der Ost- und Nordseeschifffahrt hielten die Engländer, wie auf anderen Meeren, Convoyen für nöthig und zwar ging die erste Convoy von England 1808 unter dem Admiral Reith nach der Ostsee.

*) Abdruck aus der „Stettiner Zeitung“.

In England liefen diese Convoyen gewöhnlich von Sheerneß aus, wo die nach Gothenburg und der Ostsee bestimmten Schiffe sich versammelten. Auf der Gothenburger Rhede ging dann die Flotte vor Anker, einige Schiffe blieben dort, andere schlossen sich bei ihrer Bestimmung nach der Ostsee der Convoy an, und nun segelten die Schiffe in der Regel durch die Belte. Hatte die Convoy die Belte passirt, so benutzte jeder Schiffer dieselbe, soweit sie ihm paßte, und zwar pflegten die englischen Kriegsschiffe, wenn es nöthig war, bis nach Riga in die Ostsee hineinzugehen. Kam endlich ein Schiff in Swinemünde an, so gab die preußische Zollbehörde auf Grund der von ihr gegebenen Pässe und der Licenz vom französischen Consul die Erlaubniß zum Eingange. Weil die Convoys nur von Zeit zu Zeit in der Ostsee eintrafen, so kehrten auch die Schiffe nicht einzeln, sondern in Gemeinschaft und nur von Zeit zu Zeit zurück. Convoygelder ließen sich die englischen Kriegsschiffe nicht zahlen, weil der Handelsverkehr ihren Kaufleuten großen Nutzen brachte.

Da ein hoher Zoll die Nachfrage nach auswärtigen Waaren zu verringern geeignet schien, so wurde am 5. August 1810 der Zolltarif von Trianon veröffentlicht. Der Handel mit England und seinen Colonien blieb untersagt, daneben ward aber angeordnet, daß alle seewärts eingehenden Colonialwaaren einer hohen Einfuhrabgabe von ca. 50 pCt. unterworfen werden sollten. Die englischen Manufacturen blieben ganz ausgeschlossen, dagegen ließen sich bei Zahlung der obigen Steuer und einem unverdächtigen Ursprungscheine alle englischen Colonialwaaren einführen.

Zugleich mit der Veröffentlichung dieses Tarifs, den Preußen Anfangs October 1810 einführte, wurde Befehl gegeben, alle Colonialwaaren behufs der Besteuerung nach dem Trianontarife mit Beschlag zu belegen oder für den Fall der Einschwärzung zu confisciren. In Stettin und Swinemünde wurden demnach mehrere Waarenladungen confiscirt.

Infolge des Trianontarifs wurde dem Colonialwaarengeschäft in Stettin ein Ende gemacht, so daß hier der größere Verkehr mit diesen Artikeln aufhörte, dagegen nahm dieser Handel an anderen Orten der Küste ungestörten Fortgang. So arbeiteten in Colberg mit großem Nutzen das Haus Braunschweig's seelige Erben (Schröder), außerdem die Kaufleute Plüddemann, Mörler und Burmeister; in Rügenwalde Bahn und Riensburg's Wittwe; in Swinemünde F. W. Krause; in Wolgast Homeyer.

Die Colonialwaaren hatten zu jener Zeit einen sehr hohen Preis. So kostete beispielsweise: das Pfund Kaffee 1 Thlr., Reis ½ Thlr., Tabak bis 2 Thlr. das Pfund. Im Allgemeinen waren die Artikel 400 bis 700 Proc. theurer, als jetzt.

— M. Der königl. preußische Ingenieurhauptmann a. D. Freiherr Louis Ferdinand von Eberstein auf Gehofen und Auleben, welcher durch eine Geschichte der gräflichen und freiherrlichen Familie von Eberstein, sowie die, nach urkundlichen Aufzeichnungen und Briefen im königl. Archive zu Nürnberg von ihm geschilderte Fehde Mangold's von Eberstein zum Brandenstein gegen die Reichsstadt Nürnberg, von 1516 bis 1522, die genealogische und historische Literatur über den deutschen Adel so wesentlich bereicherte, hat durch einen Nachtrag und eine Anzahl in trefflichen Photographien wiedergegebene Ahnenbilder, Wappen, Epitaphien und andere das Eberstein'sche Dynastengeschlecht betreffende bildliche Darstellungen, darunter auch ein Conterfei des berühmten Generalfeldmarschalls Ernst Albrecht von Eberstein, geb. 1605 und gestorben 1676, der durch seinen Sieg bei Nyborg am 14. November 1659 der Retter Dänemarks wurde, eine höchst werthvolle Vervollständigung obengenannter Werke geliefert. Die Schriftstücken sind fast durchweg von allgemeinem Interesse und befindet sich darunter auch ein Abdruck der höchst seltenen „wahrhaftigen und gründlichen Relation des mit der Hoch-Adeligen Frauen Philippinen Agneten von Eberstein, geborenen Wertherin aus dem Hause Brücken, begebenen seltsamen Casus", jenes merkwürdigen psychologischen Räthsels, welches unter der Bezeichnung „das Gehofische Nonnengespenst" 1683 und noch lange hinaus so außerordentliches Aufsehen erregte und über dessen Lösung die Universitäten zu Leipzig, Wittenberg und Jena monatelang sich vergeblich die Köpfe zerbrachen. — Die genannte Beigabe zu den geschichtlichen Nachrichten der Familie von Eberstein (vom Eberstein auf der Rhön) ist bei B. Angerstein in Wernigerode erschienen und gleich dem Hauptwerke sehr splendid ausgestattet.

— Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition in den Jahren 1872—1874 nebst einer Skizze der zweiten deutschen Nordpol-Expedition 1869—70 und der Polar-Expedition von 1871 von Julius Payer. Mit mehr als 100 Illustrationen und Kunstbeilagen. Wien, 1875. Alfred Hölder. In dem vorgenannten Werke legt der mit Recht hochgefeierte Forscher der Gletscher-Regionen der Ortler-Alpen, der eisigen Gefilde Ost-Grönlands und der kühne Entdecker des Franz-Josephs-Landes im Norden von Nowaja-Semlja, uns seine Erlebnisse vor. Der Verfasser ist gleich geschickt, dieselben durch das Wort oder durch den Pinsel in fesselnder, anmuthiger Weise zur Erkenntniß und Anschauung zu bringen. Payer's Werk wird eine wahre Fundgrube für jene Schriftsteller abgeben, welche es sich angelegen sein lassen, durch eine geschickte Zusammenstellung von geographischen Charakterbildern den geographischen Unterricht zu beleben oder dem jugendlichen Gemüth Liebe und Interesse zum Studium der Natur einzuflößen. Das Payer'sche Werk, soweit es jetzt vorliegt (8 Lieferungen), verspricht ein so lesbares und begehrliches zu werden, daß wir ihm eine große Verbreitung verheißen können. Es ist nicht Sache eines jeden wissenschaftlichen Reisenden, seine Erlebnisse durch eine anmuthige Sprache zum Gemeingut der Gesellschaft werden zu lassen, Payer aber versteht die Kunst, in Worten zu malen, und um diesen Ausspruch zu bewahrheiten, können wir nichts Besseres thun, als den Verfasser selbst reden zu lassen. „Vor einem stetigen leichten Wind aus Süden verfolgt der „Tegetthoff" seine einsame Bahn durch das unendliche Meer. In ungetrübter Klarheit breitet sich über uns der blaue, nordische Himmel, die Luft ist sonnig und mild. In blauer Ferne starrt der eherne Wall unzähliger Klippen, welche die Felswüsten Norwegens umgürten. Selten naht eine Möve, rastet ein Vogel auf seinem weiten Wege auf der Spitze eines Mastes, irrt ein Hai in unheimlicher Hast um das Schiff, dann und wann zeigt sich ein Segel am Horizont — sonst kein Leben, kein Ereigniß! Jeder fühlt, ohne es auszusprechen, daß er einer ernsten Zeit entgegengeht; Jedem steht auch frei, heut noch zu hoffen, was er wünscht; denn vor Keinem öffnet sich ein Blick in die Zukunft. Ein Gefühl aber belebt Alle, das Bewußtsein, daß wir, in einem Kampfe für wissenschaftliche Ziele, der Ehre unseres Vaterlandes dienen, und daß man unsern Schritten daheim mit regster Theilnahme folgt." Die Temperatur- und Eisverhältnisse waren der Expedition nicht günstig, denn schon am 29. Juli (unter 74° 44' n. Br., 52° 8' östl. L.) vermochte der „Tegetthoff" seinen Curs nur unter Dampf fortzusetzen und der Kampf mit den schwimmenden Eismassen nahm seinen Anfang. Oft erzwang das Schiff seinen Durchgang nur durch heftiges Anrennen. Fast völlig geschlossen aber lag eine Barrière in der Nacht vom 29.—30. Juli (+ 3½° R. Lufttemperatur) vor uns, sagt Payer: „auch hier erzwang uns die Taktik den Weg und das Eindringen in eine große Wacke." „Ungehindert", fährt der Verf. fort, „wie auf einem Binnensee, zogen wir über die glänzende

Wasserfläche dahin; nur bildeten ihre Ufer nicht blühende Büsche, sondern bewegliche, blasse Eisgestalten, welche der einfallende Nebel bald in den Bereich des Phantastischen entrückte und in ein Nichts auflöste. Unsere unmittelbare Umgebung wurde dadurch ebenso körper- als farblos; nur schwache Schatten schwebten noch innerhalb der Dunsthülle, ziellos erschien unsere Bahn. Und doch lag noch vor wenigen Stunden das Feuer der Mittagssonne auf den bergigen Einöden Nowaja-Semljas, dessen lange Küstenfront die Refraction hoch über den Eishorizont emporhob. Des Himmels eben noch zartes, von sonndurchglühten Strahlen überspanntes Blau sah jetzt grau und trostlos auf uns herab; nirgends übt eine so plötzliche Wandelung in der Natur eine unmittelbarere Reaction auf das Gemüth aus, wie hier im Eismeer, wo aller Reiz von der Sonne ausgeht. Dichte Nebel umhüllten uns häufig, aus dem zerrissenen Schneekleide des noch fernen Landes starrten uns seine verfallenen Zinnen unwirthbar entgegen. Alles rings um uns predigte Vergänglichkeit; denn unausgesetzt herrscht das Nagen des Meeres und die geschäftige Emsigkeit des Schmelzungsprocesses an den Gefilden der Eiswelt. Bei bedecktem Himmel giebt es Nachts wol kein melancholischeres Bild, als dieses flüsternde Hinsterben des Eises; — langsam stolz wie ein Festzug zieht die ewige Reihenfolge weißer Särge dem Grabe zu, in der südlichen Sonne. Für die Dauer von Secunden erhebt sich das immerwiederkehrende Rauschen der auslaufenden Dünung als Brandung unter den ausgehöhlten Schollen; von den überragenden Rändern der Flarden (großen Eisschollen) fällt das Sickerwasser in flüsternder Monotonie herab, oder es hüpft eine kleine, der Stütze beraubte Schneegruppe nieder ins Meer, um zischend wie eine Flamme darin zu erlöschen. Unausgesetzt herrscht ein Knistern und Knacken, welches durch das Zerspringen der Eistheilchen hervorgebracht wird. Prächtige Cascaden Schmelzwassers brausen gedämpften Glanzes in Schleiern herab von den Eisbergen, die sich selbstvernichtend und donnernd spalten im glühenden Sonnenstrom. Schäumenden Aufruhr erregt des Titanen Sturz, und Seevögel, die auf seinem Scheitel in müßiger Beschaulichkeit gerastet, erheben sich nun erschreckt und kreischend, um sich bald darauf wieder auf einem andern Eiscoloß zu schaaren.

„Welche Veränderung aber, wenn die Sonne, von glänzenden Cirri umschwebt, durch die Nebel bricht und des Himmels Blau sich immer mehr öffnet, so daß die emporquellenden Dunstwolken bis an den Horizont zurückweichen! Die fernen Eisflöße unter der Sonne werden zu schwarzen Säumen, zwischen feuerblitzenden Canälen, in deren Spiegel die Mitternachtssonne zittert. Dieser abgewandt liegt dann das Eis in zarter rosiger Blendung, welche nur in der Nähe klar und bestimmt auftritt und immer glühender wird, je mehr die ewige Lichtquelle dem Horizont sich nähert. Ihre Strahlen fallen schläfrig und gedämpft herab, wie durch einen Gazeschleier aus Orangefäden; alle Formen verlieren schon in geringer Ferne ihre Schärfe, die Schatten werden immer weicher, die gesammte Natur erhält ein traumhaftes Ansehen. In windfreien Nächten athmet die Luft eine Milde, welche vergessen läßt, daß wir uns in der Heimath des Eises und der Schneestürme befinden."

Einer Empfehlung bedarf das Payer'sche Werk nicht, wer den Verf. aus seinen Leistungen als Mitglied der zweiten deutschen Nordpolarfahrt her kennt, wird ohne zu zaudern nach seinem Werke greifen. Um aber den Zauber der Payer'schen Schreibweise unmittelbar auf den Leser wirken zu lassen, entlehnten wir dem uns gebotenen Prachtwerke die wenigen vorstehenden Worte, uns vorbehaltend, am Schluß des Werkes eine eingehende Besprechung zu liefern.

Acht Lieferungen liegen bereits vor, und da das ganze Werk in 24 Lieferungen erscheinen soll, welche regelmäßig von 14 zu 14 Tagen ausgegeben werden, so ist der Schluß des Werkes in nicht zu langer Zeit zu erwarten. L.

— Stationsleben auf Neu-Seeland, von Lady Barker. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. (Coburg, Georg Sendelbach's Verlag. 191 S.) Auf der ersten Seite dieses erquicklichen Buches treten wir mit einem englischen Schafzüchter-Ehepaar eine mehrmonatliche Seereise nach Australien und Neu-Seeland an. Die Erlebnisse während derselben sowie an Ort und Stelle der neuen Heimath werden hier in Briefen an eine Freundin in England von der Gattin des Reisenden mit einer Frische, verständigen Unbefangenheit, großen Empfänglichkeit für die Reize der Natur und an rechter Stelle mit vieler Gemüthlichkeit geschildert. Das Buch hat im englischen Original eine große Verbreitung gefunden und ist nicht minder in der Uebersetzung als eine anziehende und interessante Lectüre zu empfehlen.

Nachgelassene Schriften von Fritz Reuter. Zweiter Theil. Herausgegeben von Adolf Wilbrandt. Wismar, Rostock und Ludwigslust, Druck und Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung 1875. XII und 277 S. 8. — Diesem zweiten Theile des Reuter'schen Nachlasses werden wir in Kürzerem genügen können als dem ersten, über den wir im Nr. 16 und 17 d. Bl. einige Bemerkungen niederlegten. Der plattdeutsche Nachlaß war erschöpft: so haben wir hier nur zwei früher gedruckte Humoristica Reuter's in hochdeutscher Sprache, und auch diese füllen nur ein Viertel des Bandes, während drei Viertheile von „Ausgewählten Briefen" Reuter's eingenommen werden. Die beiden hier noch einmal, und allerdings vor einem größeren Publicum zuerst, auftretenden Kinder der Reuter'schen Muse sind: 1) Memoiren eines alten Fliegenschimmels in Briefen an seinen Urenkel, den großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Gestütshengst Red Robin, Doberansky, Güstrowsky, Fuchs, Vollblut und Premier des Vollblutamtes zu Redefin (S. 1—69) — 2) Eine Heirathsgeschichte (S. 70—76). Beide waren zuerst in dem von Reuter herausgegebenen „Unterhaltungsblatte" (1856 ff.) erschienen. Das dem Verfasser in der deutschen Lesewelt bereits erworbene Interesse wird auch diesen Sächelchen zugute kommen, wenn sie auch dasselbe zu erhöhen nicht geeignet sind. So hat denn die Auswahl aus Reuter's Briefwechsel, die, wie gesagt, den größeren Theil des Bandes füllt, auch den größeren Anspruch auf die Theilnahme der Leser. Des Dichters Wittwe hatte bekanntlich nicht lange nach seinem Tode eine Aufforderung ergehen lassen an alle, die sich im Besitze Reuter'scher Briefe befanden; sie bat um Mittheilung derselben zum Zweck des Abdrucks. Der Aufforderung wurde von nah und fern Folge geleistet. Im Anfang scheint die Absicht obgewaltet zu haben, die Gesammtzahl der so gesammelten Briefe in die Oeffentlichkeit zu bringen. Der Herausgeber indessen, Herr Dr. Wilbrandt in Wien, ging von der Ansicht aus, daß nicht eine möglichst umfangreiche Sammlung von Briefen, vielmehr ein möglichst zusammengedrängter Auszug aus denselben den nachgelassenen Schriften einzuverleiben sei, und erlangte auch die Zustimmung der Wittwe zu diesem Verfahren. Es war ein richtiger Gesichtspunkt, daß die Briefe für das Publicum etwas Anderes nicht sein sollen als eine Ergänzung, Erhellung und Verlebendigung der Biographie, ein Gesichtspunkt, der heutzutage, wo das entgegengesetzte Verfahren der Papierkorbausbeutung zur Verbreiterung der Kenntniß von unserer großen Literaturperiode in umfänglichster Weise betrieben wird, zur Annahme empfohlen zu werden verdient. Die ausgewählten Briefe umfassen den Zeitraum von 1836 — wo Reuter noch in Silberberg gefangen saß — bis 1873. Es sind 93 Briefe, von welchen 5 an den Vater Reuter's, 7 an dessen Braut resp. Gattin, 11 an Herrn Fritz Peters in Sieben-Bolentin, 6 an den Buchdruckerei-Besitzer Ahrendt in Neubrandenburg, 6 an den Justizrath Schultze in Meseritz, 11 an den Freiherrn Gisbert von Vincke, 3 an den Maler Otto Speckter in Hamburg, 3 an Herrn L. Königk in Magdeburg (dann in Posen),

2 an Se. k. H. den Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, 2 an Dr. Adolf Wilbrandt in Frankfurt a. M. (dann in München), 4 an den Hofgartendirector Jühlke in Sanssouci, 2 an den Bürgermeister von Bülow in Stavenhagen 2c. gerichtet sind. Im Allgemeinen kann man dem Urtheil des Herausgebers zustimmen, daß die gegebenen Briefe „nach irgend einer Seite hin, für den Schriftsteller oder für den Menschen, charakteristisch sind"; daß sie in Reuter's Leben, sein Schaffen, seine Gesinnungen eine belohnende Aussicht gewähren. Zur Kenntniß der Persönlichkeiten in seinen Gefängniß-Memoiren „Ut de Festungstid" fällt auch manches Körnchen ab. So erfährt der Leser, der für die in dieser „Wahrheit und Dichtung" mit Meisterhand gezeichneten Persönlichkeiten ein Interesse gewonnen hat, daß aus dem „Capitain" ein Justizrath Schultze in Meseritz geworden, daß der „Kopernikus" als Kammergerichtsassessor Vogler in Berlin gestorben ist. Reuter richtet noch 1869 einen Brief an den Sohn desselben, Fritz Vogler, der sich brieflich bei ihm erkundigt hatte, ob Fritz Reuter wirklich der Fritz Reuter sei, der mit seinem Vater in Graudenz gesessen habe. Der unter den Gefängnißgenossen immer übel angesehene Schr... (auch in der Correspondenz nur mit diesen Buchstaben bezeichnet) ist Pastor geworden. Als das Buch „Ut de Festungstid" erschienen war, richtete er im Winter 1865 einen fulminanten Brief an Reuter. Schr... fühlte sich durch das über ihn Mitgetheilte höchlich verletzt und verlangte, Reuter solle das Geschriebene öffentlich zurücknehmen; als dieser das verweigerte, drohte er gar, er wolle auch ein Buch über die Festungsgeschichte herausgeben und Reuter's Antecedentien schonungslos aufdecken. Es ist aber bei der Drohung geblieben.

Besondere Beachtung verdienen die Briefe Reuter's an seine Braut aus den Jahren 1847 bis 1851. Sie berühren auch die dunkle Seite des Reuter'schen Lebens, seine Krankheit, und zeigen, wie schwer er selbst sich von der Wiederkehr des Uebels getroffen fühlt.

— Die Reden des Satan in der heiligen Schrift. Eine exegetisch-rhetorische Analyse und ethische Zeitspiegelung. Neueste Bibelstudie von Dr. Hoelemann, ord. Honorarprofessor in Leipzig. Leipzig, Hinrichs. — Wie f. Z. Rudolf Stier in einem hervorragenden, weitverbreiteten Werke „Die Reden des Herrn Jesu" in der heil. Schrift besonders behandelt und ausgelegt hat, so hat der gelehrte Verf. der vorliegenden Schrift im Gegensatz hiervon den eigenthümlichen, bisher noch nicht verfolgten Gedanken ausgeführt, „die Reden des Satan" in der heil. Schrift „in einen besondern Rahmen zu fassen, und sie gleichsam mit den Augen eines geistlichen Staatsanwalts im Reiche Gottes näher und schärfer anzusehen". Es sind hauptsächlich drei berühmte Schriftabschnitte, welche der Verf. dabei einer höchst gründlichen und eingehenden, an seinen, zum Theil neuen Wendungen reichen Auslegung unterwirft, im ersten Buch Mose (zu Anfang der Menschengeschichte), im Buche Hiob und in den Evangelien (die Versuchungsgeschichte Christi). Dem exegetischen Theil, in welchem diese einzelnen Stellen nach einander untersucht werden, folgt ein comparativer Theil, eine Vergleichung dieser Abschnitte, um die vorgeführten drei großen Dramen, in denen der dämonische Versucher selbstredend auftritt, im Paradies, im Himmel und in der Wüste, zu desto lebendigerer Anschauung zu bringen und ihren Gedankengehalt vollständig herauszustellen. In einem dritten pragmatischen Theil wird die Methode und Tendenz der dämonischen Versuchungen, gleichsam die diabolische Politik auf Grund der gedachten Stellen und andrer Andeutungen der Schrift bis ins Einzelnste verfolgt. Ein vierter rhetorischer Theil bespricht die eigenthümliche diabolische Diction mit ihren Schlangenwindungen, mit der schillernden Zweideutigkeit und dem ätzenden Gift der dämonischen Rede, wobei der Verf., wie auch sonst, auf die ästhetische Literatur mehrfach eingeht, um zu zeigen, wie auch ihre bedeutendsten Versuche, den dämonischen Styl und Ton zu treffen, weit hinter dem mächtigen Originale der classischen Satansreden der Schrift zurückbleiben. Im Schlußtheile der ganzen Schrift, dem fünften praktischen Theil wird in einer ethischen Zeitspiegelung das vorher Erörterte nach dem Worte: de te fabula narratur auf die gegenwärtige Zeit angewendet und an den verschiedensten Zügen und Erscheinungen derselben illustrirt. Und darin liegt das tiefste Motiv der Schrift, das nicht in erster Linie ein dogmatisches, nicht ein lediglich gelehrtes, sondern vor Allem ein ethisches ist. Das ist die Seite, nach welcher die Schrift ein allgemeineres Interesse hat, auf das hingewiesen zu werden verdient, während die Würdigung der theologischen Bedeutung der Schrift den Blättern von Fach zu überlassen ist. Die ungemeine Akribie des Verf., seine große Belesenheit in der Literatur, speciell der auf die alttestamentliche Exegese bezüglichen und seine Gabe der Combination ist im theologischen Publicum bekannt; auch die vorliegende Schrift zeugt davon, und wie man auch zu den Anschauungen des Verf. im Einzelnen stehe, selbst der Gegner schuldet ihr die volle Anerkennung des großen sittlichen Ernstes, von welchem die Schrift getragen ist, und ihrer charaktervollen Haltung. Verf. setzt mit Recht voraus, daß man seiner Schrift die innerste Herzensbetheiligung abfühlen werde, und ebenso können wir ihm nur beistimmen, wenn er zu dieser Erwartung, gegenüber einer kühlen Objectivität, die partei- und interesselos ihrem Gegenstand gegenübersteht, Folgendes hinzufügt: „Gehört doch subjective Theilnahme überhaupt und als die erste Bedingung zu jedem zumal wissenschaftlichen und künstlerischen Gelingen. Für wirkliches theologisches Schaffen aber erscheint sie unerläßlich und wollte man diese sittliche Imprägnirung sachlicher Darstellung mit der Wärme persönlichen Mitgefühls oder auch das besondere Augenmerk auf die Gegenwart gar etwa zu einem Mangel und Hinderniß objectiver Erörterung stempeln und so dem deutschen Gottesgelehrten eine selbständige Gesinnung zu haben und auszusprechen verwehren, es wäre eins der charakterisirten Zeichen der Zeit mehr."

* **Dresden.** In der Kunsthandlung von Emil Richter (Prager Straße) sind gegenwärtig drei Copien nach Gemälden der K. Galerie, von der Hand Ernst Hemken's, ausgestellt, welche die Beachtung aller Kunstfreunde verdienen: nach dem Zinsgroschen von Tizian, der Madonna von Palma Vecchio und der Madonna aus der Nacht des Correggio. Copien von so hoher Vollendung sind ungemein selten. Der Künstler hat die Originale so treu und wahr wie nur irgend möglich wiedergegeben; aber indem er die Meister studirte, ehe er ihre Werke nachahmte und sich ganz mit Bewunderung und bescheidener Hingebung für sie erfüllte, gelangte er zu jener Freiheit des Auges und der Hand, welche statt der Copie die wirkliche Reproduction aus Geist und Empfindung gestattet. Besonders die Wiedergabe des Zinsgroschens, welches wegen der nur gehauchten Modellirung in der Carnation und wegen des zarten Lufttones, durch welchen die Gestalt Christi gegen die des Pharisäers zurückgebracht ist, eines der am schwierigsten nachzuahmenden Bilder der Galerie ist, darf als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Der Künstler beabsichtigt, wie wir hören, diese Copien auch im Kunstverein zu Leipzig auszustellen.

Zu dem Artikel: Die Denkmäler, welche dem XII. (Königl. Sächsischen) Armeecorps und dessen Mitgliedern für den Krieg 1870—71 gewidmet worden sind (Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung, Jahrgang 1875, Nr. 95, 96, 100, 102), ist noch folgender Nachtrag eingegangen:

Loschwitz b. Dresden: Den 9 Gefallenen aus der Parochie ist auf Kosten des Kirchenärares eine gußeiserne Gedenktafel in der Kirche errichtet.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 3. Sonntag, den 9. Januar. 1876.

Bilder aus der neueren Geschichte Griechenlands.

Daß eine Periode blutiger und gefahrvoller Umwälzung auf die Geschichtschreibung des Landes, welches sie zu erdulden hatte, befruchtend wirkt, daß ein Parteikampf, je heftiger und leidenschaftlicher er geführt ward, sich selbst desto beredtere und eifrigere Historiographen erweckt, geht aus der Geschichte derjenigen Länder, die durch schwere und folgenreiche Revolutionen gegangen sind, unwiderleglich hervor. Das Beispiel Frankreichs bietet sich ungesucht. Die fünf Lustra vom Sturm auf die Bastille bis zum Ende des Kaiserreichs oder — nehmen wir noch ein Lustrum hinzu — bis zum Tode des glorreichen Universalerben der Revolution — welche Fluth von Denkwürdigkeiten, von Anklagen und Vertheidigungen, von Beschuldigungen und Rechtfertigungen, von Erläuterungen und Berichtigungen haben sie hervorgerufen! Der Fleiß eines Menschenalters würde nicht genügen, die vielseitige Kunde über jede Einzelnheit abwägend zu vergleichen und zu verwerthen. Und giebt es in der englischen Geschichte einen Zeitraum von gleicher Dauer, der sich an reicher Fülle der Geschicht- und Memoiren-Literatur mit den Zeitläuften des ersten Carl, der Republik, der Restauration, der glorious revolution und der Folgezeit bis zu der hannover'schen Succession messen könnte?

Das Königreich Griechenland scheint fast diese Bemerkung zu entkräften. Denn fehlt es auch der Geschichte des Landes seit 1821 nicht an Denkwürdigkeiten Mitwirkender, so ist doch die Zahl dieser schriftlichen Zeugnisse im Verhältnisse zu der Memoirenliteratur anderer Länder eine verschwindend kleine, auch wenn man in Anschlag bringt, daß unter den Helden und Staatsmännern der griechischen Erhebung nicht alle des historischen Griffels mächtig waren. Um so aufmerksamer verdienen die Veteranen der griechischen Epanastasis gehört zu werden, die noch jetzt zur Feder greifen, um ihren Antheil an der Erhebung, Befreiung und politischen Erneuerung des Vaterlandes aufzuzeichnen und als Zeugen der mancherlei Eindrücke und Stimmungen aufzutreten, welche in Wechsel freud- und leidvoller Begebenheiten die Zeitgenossen beherrschten.

Solch ein später und um so mehr willkommener Zeuge ist der griechische Staatsmann Nikolaus Dragumis. Ein Zeuge des Kampfes und der Erhebung seit deren erstem Beginne im Jahre 1821 und von Anfang 1827 bis zum Jahre 1862 in bedeutenden Staatsämtern thätig, hat er seine — abschnittweise schon früher in Zeitschriften veröffentlichten — Memoiren vor Kurzem als Ganzes erscheinen lassen.*) Referent hat sich von dem Inhalte des Buches so angezogen gefühlt, daß er der Ansicht geworden ist, ein Ueberblick desselben und die Mittheilung charakteristischer Einzelbilder in Uebersetzung werde auch den Lesern d. Bl. nicht unerwünscht sein.

Die neun Bücher, in welche die „Historischen Erinnerungen" des Nikolaus Dragumis abgetheilt sind, stehen nicht in strenger Zeitfolge des Geschehens. Der Eintheilung liegen zugleich sachliche Merkmale zum Grunde, so daß ein Buch dem anderen vor- oder hinter ein früheres zurückgreift, obwol der Verfasser im Allgemeinen vorschreitend den Zeitraum von 1821 bis 1862 durchmißt. Das erste Buch beschäftigt sich mit den allgemeinen politischen Verhältnissen und Vorgängen bis zur Ankunft des Präsidenten Kapodistrias, des *Κυβερνήτης*.

Dragumis ist nicht ein Mann des Schwertes, sondern der Feder. In seinen „Erinnerungen" treten weniger die kriegerischen Heldenthaten seines Volkes als die Anfänge und Entwickelungen der politischen Organisation des verjüngten Griechenlandes hervor. Er zählt die Männer von Bildung und Ansehen auf, die 1821 gleich als Führer in die Erhebung eintraten, und wirft einen wehmüthigen Blick auf die wenigen noch Ueberlebenden und auf den Zustand der Vernachlässigung und Unbeachtetheit, in welchem sie in Athen umherliegen „gleich Trümmern von Grabmälern, deren Inschriften Niemand selbst nur aus historischem Interesse zu lesen sich bequemt". „Gestern noch", sagt er, „schieden Panagiotis Spanopulos und Georgios Chrysides aus unserer Mitte. Keine Thräne floß um sie, kein Mund gedachte ihrer, kein Trauerkleid ehrte sie: so gingen sie hin und wurden begraben wie Ruhmlose. Nicht ein einfaches Denkmal macht dem Fremden, der den Kirchhof besucht, ihren Grabhügel kenntlich.

He died as erring man should die,
Without display, without parade."

Mendelssohn-Bartholdy nennt das Jahr 1821 das Flitterjahr der griechischen Revolution. Im Peloponnes trat die Gerusie zusammen, ebenso im westlichen Griechenland, im östlichen Hellas der Areopag, — Provinzialbehörden, deren Competenzen bald die Nationalversammlung in Epidauros (dann in Astros und in Troezene) an sich nahm. Eine Centralisation war das freilich, aber der Kampf gegen die türkische Macht gedieh nicht durch sie, sondern trotz ihrer. Auch Dragumis ist der Meinung, daß es für einen Kampf, wie ihn die Griechen unternommen hatten, „einer einheitlichen, festgefügten, selbstherrlichen Macht bedurfte, einer Macht, die im selben Augenblicke beschließt und blitzschnell den Beschluß ausführt, einer schöpferischen Macht: es werde Licht und es ward Licht!" Die Gründung einer königlichen Gewalt lag schon damals in Aller Gedanken. Auch die 59 Mitglieder der Nationalversammlung in Epidauros verlangten, wie unser Gewährsmann versichert, alle nach einem Könige, und es handelte sich eigentlich nur darum, wie Griechenland regiert werden sollte, bis man einen König fände.

*) Das Buch ist unter dem Titel *Ἱστορικαὶ Ἀναμνήσεις ὑπὸ Νικολάου Δραγούμη* im Jahre 1874 in Athen in der Buchhandlung von Wilberg und Nake erschienen. (XVI und 420 S. gr. 8.) Der Verfasser documentirt sich als einen Mann von nicht gewöhnlicher Bildung, als einen Kenner der französischen, italienischen, englischen Literatur und Sprache und handhabt die neugriechische Sprache so correct und elegant, daß das Verständniß seiner „Erinnerungen" keinem Leser, der das Altgriechische versteht, besondere Mühe machen wird.

Nach einer eingehenderen Darstellung der wort- und pathosreichen, aber resultatlosen Verhandlungen der Nationalversammlungen wirft Dragumis selbst die Frage auf, wie doch aus einem solchen Chaos von Herrschsucht, Wortgezänk und Leidenschaft, aus einem so gänzlichen Mangel an politischer Geschicklichkeit und Tüchtigkeit das griechische Volk sich habe zum Lichte durchringen können. „In der That", sagt er, „für den, der nicht mit einiger Aufmerksamkeit den Charakter der Kämpfenden studirt, bleibt die Frage ungelöst. Der Haß gegen die Tyrannei, in gleicher Stärke, Gluth und Unbezwinglichkeit von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, zehrte wie ein unlöschbares Feuer an den Herzen Aller. So war denn vom ersten bis zum letzten Tage des Kampfes, von der ruhmvollen Erhebung der Kalavriten bis zu dem glorreichen Siege bei Petra das Leben Aller ein fortdauerndes Opfer, ein ununterbrochenes Martyrium. Weder Hunger noch Durst, noch Blöße, weder Kälte, noch Hitze, noch irgendwelche Entbehrung und Noth vermochte in neun Jahren jenen Haß zu zähmen."

Die Idee der Königswahl fand rege Freunde an dem Präsidenten der Nationalversammlung, P. Notaras und an Spiridion Trikupis. Jener erklärte die Entsendung einer Gesandtschaft nach dem westlichen Europa mit dem Auftrage, einen König zu suchen (*πρὸς ἀνίχνευσιν βασιλέως*), für das einzige Rettungsmittel.

Trikupis war aus Italien, wo er zur Vollendung seiner Studien verweilte, auf die erste Nachricht von dem Aufstande voll Enthusiasmus heimgeeilt, um Herz und Hand der Sache des Vaterlandes zu weihen. „Er war ein Mann von schnellem Entschluß, freiheitliebender Gesinnung, festem Charakter, sein Geist war durch das Studium der griechischen Schriftsteller genährt, mit welchem er sich beschäftigt hatte, bevor er nach dem Auslande ging; denn vor dem Kampfe verließ Niemand zur Vervollständigung seiner Bildung die Heimath, der sich nicht zuvor an den sittlichen Grundsätzen, welche jene in ihren unsterblichen Schriften niedergelegt haben, wie an der Muttermilch genährt und gestärkt hatte. Unsere Voreltern glaubten und glauben mit vollem Recht, daß die hellenische Sprache für uns nicht blos als ein Dialekt zu lernen sei, sondern vielmehr als das Mittel, die ewigen Grundregeln des Schönen in die Seelen zu pflanzen und darin zu befestigen, als das Mittel, den Geist nach jenen unveränderlichen Grundsätzen zu bilden, an welchen die Jahrhunderte weder durch Hinzuthun noch durch Davonnahme etwas zu ändern gefunden haben. Und wenn auch Trikupis sich als Mitglied der Vulgärsprache bediente, weil er sie des leichtern Verständnisses wegen für zweckmäßiger hielt, so sprach und schrieb er doch nach der damals unter den Gebildeten allgemein werdenden Sitte die alte Sprache und konnte bis an sein Lebensende ganze Stellen seiner Lieblingsschriftsteller aus dem Gedächtnisse recitiren. — Aber auch das Studium der englischen Geschichte und der Umgang mit angesehenen Engländern hatte dazu beigetragen, seine Freiheitsliebe noch glühender zu machen, und zugleich seine ernste Geistesrichtung und das Wohlgeordnete seines Denkens entwickelt. Umsichtig bei Allem, was er unternahm, sprach er auch keinen Satz aus, ohne ihn vorher im Geiste reiflich erwogen zu haben. Weil er ein eifriger Freund der Wahrheit und ein unversöhnlicher Feind der Lüge war, zog er sich im politischen Leben den Vorwurf schroffen Freimuths zu. Die politischen Parteien ließ er als nützlich, als nothwendige Elemente freier Staatsregierungen gelten, die Cliquen und Vetterschaften verwarf er als verderblich. Das Bessere wollte er herbeiführen nicht durch Umwälzungen, Aufstände und innere Zerrüttungen wie in Frankreich, sondern durch ungestörte Umgestaltung nach der Weise Englands, dessen Staatsverfassung er bewunderte.

Mit solcher der Vorfahren würdigen Gesinnung trat Trikupis in die Nationalversammlung der zweiten Periode, und hier beginnt eigentlich seine politische Laufbahn. Als er aber die Selbstsucht, die Aemterjagd, die kleinlichen Eifersüchteleien, die er schon vorher beklagt, in der Nähe sah, gewann er die Ueberzeugung, daß der Unabhängigkeitskampf in Anarchie ausgeartet sei, und daß die unbarmherzigen Zuckungen derselben nicht eher enden würden, als bis sie das kaum zur Welt geborene Volk in den Abgrund hinabgestürzt hätten. „Das Vaterland ist in Gefahr", so rief er aus der Tiefe seines glühenden Herzens in Nauplia aus, „das Vaterland ist in Gefahr! Wir alle sehen es, wir alle sagen es. Und nicht darum sicherlich ist es in Gefahr, weil es ihm an kampfliebenden und kriegserfahrenen Heroen fehlt, nicht darum, weil die Staatseinkünfte nicht zureichen: das unglückliche Vaterland ist in Gefahr, weil der Eifer des Volkes erloschen ist, erloschen (ich schaudere es zu denken) durch unsere eigene Schuld. Das unglückliche Vaterland ist in Gefahr, weil die kampfliebenden und kriegserfahrenen Armeen leider ach! von uns selbst aufgelöst sind, von uns, die wir das bejammernswerthe Volk zum Spielball unserer Leidenschaften gemacht, von uns, die wir, statt seine schlimmen alten Wunden zu schließen, ihm neue und schwerere geschlagen, von uns, die wir, statt die Nation in den Hafen der Rettung und des Glückes zu lootsen, sie an den Rand des Abgrunds geführt haben. Und alles dies warum? Weil Herrschbegierde unsern Sinn gefangen nimmt, weil Neid und innerlicher Zwist unsere Eingeweide verzehrt, weil Selbstsucht die Triebfeder unsers Thuns, weil listige Anschläge machen und hin und her berathschlagen unsere ganze Politik ist!" *)

Fast idyllisch ist die Schilderung, welche Dragumis von den Sitzungen, dem Sitzungssaal und dem Geschäftsbetriebe der Nationalversammlung in Troezene entwirft. Zu dieser Versammlung kamen von den einzelnen Wählerschaften oft zwei, ja drei Bevollmächtigte; sie war reich an Officieren aller Grade, tapfern Kämpfern zwar nicht gegen Ibrahim, der den Peloponnes mit Feuer und Schwert verwüstete, nicht gegen Kiutagi, der die herrliche Akropolis bedrohte, aber doch gegen einander. „Wo wäre in Troezene eine Halle gewesen, geräumig genug, um diese in Kriegswuth rasende Menge zu fassen?" Man beschloß also, einen nahe gelegenen Garten zum Sitzungssaale umzuschaffen. „Da meint vielleicht der Leser, es hätte erst bis zu erreichtem Einverständnisse ein Schriftwechsel zwischen dem Kriegs-Ministerium, dem Ministerium für Staatsbauten und dem Ministerium des Innern eintreten, es hätten Commissionen von Baumeistern und Mechanikern niedergesetzt, Skizzen und Voranschläge eingereicht und darauf Mandate erlassen werden müssen: indessen man kannte der Zeit ein solches Verfahren noch nicht. Wenige Balken, die Soldaten zur Stelle trugen, dienten den Volksbooten als Sitze. Die Anordnung des Sitzungsraumes war im Uebrigen folgende: Die Balken, im Viereck gelegt, so daß sie mit den Enden zusammenstießen, bildeten die Einfassung. Ungefähr den Mittelpunkt des Raumes bezeichnete ein weitragender grüner Limonenbaum. Der Präsident, auf

*) Bei der geringen Verbreitung neugriechischer Texte möchte Ref. als Probe der Sprache, die doch die zahlreichen Kenner des Altgriechischen interessiren wird, diese beredte Peroration des Trikupis in der Ursprache hersetzen: *Κινδυνεύει ἡ πατρίς· ὅλοι τὸ βλέπομεν, ὅλοι τὸ φωνάζομεν· καὶ δὲν κινδυνεύει βέβαια, διότι δὲν ἔχει στρατεύματα φιλοκίνδυνα καὶ ἐμπειροπόλεμα· καὶ δὲν κινδυνεύει, διότι δὲν ἔχει χρηματικοὺς πόρους· κινδυνεύει ἡ δυστυχισμένη πατρίς, διότι ὁ ζῆλος τοῦ λαοῦ ἐσβύσθη, καὶ ἐσβύσθη (φρίττω ὅταν τὸ συλλογίζωμαι!) ἀπὸ ἡμᾶς τους ἰδίους· κινδυνεύει ἡ δυστυχισμένη πατρίς, διότι τὰ φιλοκίνδυνα καὶ ἐμπειροπόλεμα στρατεύματα παρελύθησαν, ἀλλοίμονον! ἀπὸ ἡμᾶς τοὺς ἰδίους, ἀπὸ ἡμᾶς οἱ ὁποῖοι ἀποκατεστήσαμεν τὸ δυστυχισμένον ἔθνος παίγνιον τῶν παθῶν μας, ἀπὸ ἡμᾶς οἱ ὁποῖοι, ἀντὶ νὰ κλείσωμεν τὰς δεινάς του καὶ κεπαλαιωμένας πληγὰς, τοῦ ἀνοίξαμεν νέας καὶ βαρυτέρας, ἀπὸ ἡμᾶς οἱ ὁποῖοι, ἀντὶ νὰ τὸ ὁδηγήσωμεν εἰς τὸν λιμένα τῆς σωτηρίας καὶ εὐδαιμονίας, τὸ ἐφέραμεν εἰς τὸ χεῖλος τῆς ἀβύσσου. Καὶ τοῦτο διὰ τί; διότι ἡ φιλαρχία πολιορκεῖ τὸν νοῦν μας, ὁ φθόνος καὶ τὸ ἐμφύλιον μῖσος κατατρώγει τὰ σπλάγχνα μας, ἡ ἰδιοτέλεια ὁδηγεῖ τὰ ἔργα μας, αἱ σκευωρίαι καὶ τὰ διαβούλια εἶναι ἡ πολιτική μας!*

einer roh zusammengeschlagenen Bank sitzend, lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm dieses Limonenbaumes, dessen blüthenreiche Zweige sich über seinem Haupte entfalteten und so den Dienst eines breiten und dabei wohlriechenden Sonnenschirms versahen, schöner als die Himmel über königlichen Thronen. Ein kleiner Tisch, gleichfalls roh aus Holz gezimmert, stand vor dem Präsidenten, und von ihm erglänzte die Glocke der parlamentarischen Ordnung, der es doch nur selten gelingen wollte, in jene zügelscheue Menge Ordnung zu bringen. Rechts von dem Präsidenten saß an der Erde mit übergeschlagenen Beinen der Secretair der Nationalversammlung, unter Papieren stöbernd und sie mit Tinte beschwärzend. Zur Linken stand aufrecht ein anderer Secretair" (dies war zur Zeit **Dragumis** selbst), „dessen Geschäft es war, die Protokolle, die Anträge und andere Schriftstücke zu verlesen. Wiederum zur Rechten, einige Schritte weiter, blühte ein zweiter Limonenbaum; sein Stamm war gespalten, so daß er einen Sitz bildete. In diesen schwang sich mit einem Sprunge der greise Kolokotroni. Da saß er mit der hohen, von dichten Augenbrauen beschatteten Stirn, mit der gutmüthigen Miene, der donnerähnlichen, doch fast nie von Zorn bewegten Stimme und überschaute, mit den Beinen baumelnd, zwar nicht als ein anderer Xerxes die Schlacht bei Salamis, aber doch das vergeblich eifernde Wortgefecht von Troezene."

„An den vier Seiten herum saßen, umgeben von einer dichten Reihe von Limonenbäumen, die an den heiligen Hain erinnern konnten, wo der Gesetzgeber der Römer mit der Nymphe Egeria verkehrte, auf den schon erwähnten Balken die Bevollmächtigten in den verschiedensten Trachten: man sah die Fustanella, das fränkische Kleid, die asiatische Kandys, Beinkleider und Thierpelze oder Kapoten."

„Außerhalb des senatorischen Bezirks aber, vor der schmalen und niedrigen Thür, durch die auch die Kleineren unter den Gesetzgebern gebeugten Hauptes eintreten mußten, stand eine Anzahl Zuhörer, die den Rednern stillschweigend Beifall oder Mißfallen ausdrückten. An dem Zaun des Gartens waren die Soldaten des Niketaros postirt, des Commandanten der Ehrenwache der Nationalversammlung, um die Väter des Volks zu beschützen: ihren Widerspruch wie ihre Zustimmung gaben sie deutlich zu erkennen. Und als einmal der Lehrer Gennadios gegen die Titel redete und witzig sagte, weder Maurokordatos, noch Konduriotis, noch Kolertis noch irgend einer von den Vornehmen seien Leuchtwürmer und man müsse sie doch durchlauchtige (*ἐκλαμπρότατοι*) nennen: da riefen die Soldaten Beifall, und als die Sitzung zu Ende war, eilten sie um die Wette, jenem unverschämten Demokraten den Kaffee zu bringen."

„So war in Kurzem die Physiognomie dieser Kammer aus dem Stegreif. Dort, unter den immerblühenden und duftigen Zweigen, die weder die glühenden Sonnenstrahlen noch die kalten Regentropfen ganz abzuwehren vermochten, dort an jenem rohen Tische leisteten auch Cochrane und Church (*ὁ Τσόρτς*), die wir mit Thränen als Retter begrüßten, ihren Eid; dort wurde der Beschluß unterzeichnet, welcher Kapodistrias als Präsidenten an die Spitze Griechenlands berief; von dort endlich schritten wir im Trauerzuge hinab an den Strand und gaben dem Schatten des Karaiskakis das Geleite, wir thaten es betrübten Herzens, denn mit ihm sahen wir Griechenlands Freiheit in das Grab sinken."

Präsident der Versammlung war G. Sisinnis, ein angesehener Mann aus Elis, wo er vor dem Aufstande Arzt gewesen war. Er wußte daher mit Vornehmen und Geringen zu verkehren und war freundlich mit allen. „Die Gelehrten liebte er, unterhielt sich gern mit ihnen und hörte ihnen mit Aufmerksamkeit zu; daher erhielt er sich, wenn gleich im Alter vorgerückt, eine gewisse Jugend des Geistes. Er war von kleiner Statur, seine Augen waren feurig und unruhig, und das Gesicht unterhalb stellte im Profil einen Halbmond dar, an dem Nase und Bart die beiden Hörner, der zahnlose Mund den Mittelpunkt bildete. Im Laufschritt begab er sich in das Versammlungslocal, setzte sich augenblicklich auf seinen Präsidentenstuhl und gab mit der Glocke das Zeichen, daß die Sitzung eröffnet sei. Sofort wurde das Protokoll verlesen, das sehr kurz und summarisch abgefaßt war. Bei den Berathungen fehlte es an jeder Ordnung. Eine Rednerbühne war nicht vorhanden: hier sprachen mehrere zu gleicher Zeit, dort richteten andere ihre Rede nicht an den Präsidenten, sondern unterhielten, einer zum andern sprechend, ein förmliches Gespräch, während wieder andere, das Recht des Präsidenten usurpirend, aufpochten und Schweigen geboten und laut verlangten, er solle die Glocke gebrauchen. Wenn dann die Verwirrung den Gipfel erreicht hatte, gerieth der Präsident in Feuer: mit der Rechten ergriff er die Glocke und läutete unaufhörlich, während aus seinen schmalen Lippen Wasserstrudeln gleich unverständliche Befehle hervorbrachen; mit der andern Hand reichte er dem Secretair zur Linken das erste beste Schriftstück hin und, indem er ihm einen Faustschlag vor die Brust versetzte, befahl er ihm, es so laut wie möglich zu verlesen, damit seine Stimme das Lärmen übertöne. Ach! meine Brust gedenkt noch mit Vergnügen der ehrlichen Faustschläge des patriotischen Alten."

* * *

Und Kapodistrias, der erwählte Präsident, kam, zwar erst neun Monate nach geschehener Wahl, Anfang Januar 1828. Er kam, sah und — arbeitete. In zwanzig Tagen — bis zum 10. Februar — hatte er das Panhellenion eingesetzt, das Schifffahrtswesen geordnet, eine Wechselbank gegründet, die Armee in Chiliarchien (Bataillone) getheilt, eine Commission von Erzpriestern zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten niedergesetzt, eine Verordnung zur Werthbestimmung der Münzen gegeben und — aus Fürsorge für die Armen bei überhandnehmendem Getreidemangel — für die Anpflanzung von Kartoffeln Sorge getragen.

„Welches waren denn die Organe, durch welche alles dieses geschah, und wie viele? Einige Worte darüber zu sagen, scheint mir nicht überflüssig, nicht nur weil die Geschichte, bei dem Allgemeinen verweilend, vielleicht die heißen Kämpfe unerwähnt lassen würde, welchen in jenen Tagen organischer Arbeit auch die Geringsten sich unterzogen, sondern auch weil diejenigen, die in jener Zeit mit einem heutzutage unbegreiflichen Eifer dienten — einem Eifer, der ohne eine Spur von Ruhmbegierde oder Selbstsucht einzig und allein die Wiederherstellung des Vaterlandes im Auge hatte, weil diese Männer weder nach Diplomen trachteten, noch für ihre Namen die Publicität der Zeitungen suchten."

Kapodistrias hatte die früheren sieben Ministerien außer Thätigkeit gesetzt. Er hatte nur **einen** Minister, den General-Secretair; außerdem stand ihm das Panhellenion als berathende Behörde zur Seite, bestehend aus 27 Notabilitäten Griechenlands, die der Präsident selbst dazu berufen. In dem General-Secretariat (*γενική γραμματεία*) liefen alle Ressorts der Verwaltung zusammen.

„Und man glaubte doch nicht, daß wegen der Unorganisirtheit des Machtgebietes die Arbeit eine geringe gewesen sei; im Gegentheil, weil Alles ein Chaos war, gab es Arbeit ohne Ende. Sie begann Morgens vor Sonnenaufgang, dauerte den ganzen Tag ununterbrochen und war oft erst um Mitternacht zu Ende."

„Vor allen andern arbeitete der Präsident. An einem kleinen Tische sitzend, dictirte er einem Secretair (er hatte deren zwei mitgebracht) in französischer Sprache; die Schriftstücke wurden sogleich nach dem General-Secretariat gebracht, dort übersetzt, mundirt und zur Unterschrift vorgelegt. Kapodistrias besaß eine besondere Gewandtheit im Dictiren und verband damit den beneidenswerthen Vorzug, seinen Stil je nach dem Gegenstande, worüber er schrieb, und der Sinnes-

art derer, an die er sich wandte, zu formen, zu temperiren und zu glätten. An die Diplomaten schrieb er wie ein Diplomat, an die Geistlichen wie ein Theolog, an die Soldaten wie ein Jünger des Mars, an die Lehrer wie ein Verehrer der neuen Musen und an die Künstler wie ein Hephästos. Eigenhändig schrieb er wol zuweilen ein kurzes Briefchen oder eine Notiz von wenigen Zeilen. Wehe aber dem, an den diese Handschrift kam: die Entzifferung erforderte einen delischen Taucher!"

„Die zweite Stelle in der Arbeit nahm der General-Secretair Spiridion Trikupis ein. Auch diesem war das Dictiren eine willkommene Hilfe, um seine Gedanken auszusprechen. Er ließ einen der Secretaire in sein ärmliches Haus kommen und sprach immer rasch weiter, ohne sich darum zu kümmern, ob der Schreibende nachkommen konnte. Bei der Wahl des General-Secretairs hatte der Präsident keinen Fehlgriff gethan; denn überall, wohin er ihn mitnahm, in Aegina, in Poros, im Peloponnes und auf dem Festlande, war er ihm vom größten Nutzen sowol durch seine Erfahrung und seine Kenntniß der örtlichen Verhältnisse, als durch sein maßvolles Wesen und die strenge Pflichterfüllung, die von Anfang an die leitende Idee seiner politischen Laufbahn wie seines Privatlebens gewesen war. Ihn beherrschte der ehrenwerthe Ehrgeiz, seinem Vaterlande zu dienen, wie jeder, der Talent und Thatkraft in sich fühlt; aber unnütz zu eifern und große Worte zu machen, war nicht seine Sache, und seine edle Gesinnung ließ ihn nie dahin kommen, um Staatsämter zu werben oder zu intriguiren. Wärme der Empfindung — so hörte ich den Präsidenten sagen — athmet die Rede und die ganze Weise des Trikupis zwar nicht; aber sie trägt den unauslöschlichen Stempel der Klugheit, des richtigen Urtheils und der Lauterkeit."

Im Allgemeinen hatte Kapodistrias von den Fähigkeiten der Griechen keine hohe Vorstellung. Als er eines Tages in Nauplia an Bord eines österreichischen Schiffes speiste und das Gespräch diesen Gegenstand berührte, wies er auf die Salatschüssel und sagte mit Geringschätzung: „Nicht einmal einen Salat verstanden die Griechen zu bereiten, bevor ich kam." Dragumis meint, er hätte sagen sollen: sie konnten's nicht, weil sie nicht hatten, was dazu gehört. Sie mußten in den sieben Jahren, da sie Griechenland bereiteten, die von der Natur umsonst gespendeten Kräuter ohne Oel und ohne Essig, oft auch ohne Brot verzehren, nicht aus Unwissenheit oder Unfähigkeit, sondern aus Armuth.

Zahlreiche Reisen durch den Peloponnes und nach den Inseln des ägeischen Meeres, nach den ionischen Inseln bezweckten eine genaue Kenntnißnahme von den wirklichen Verhältnissen des so lange von türkischer Tyrannei geknechteten Landes, von den zunächst Abhilfe heischenden Bedürfnissen des griechischen Volkes; denn diese Abhilfe ins Werk zu richten, war des Präsidenten eifriges Bestreben. Er war der Ueberzeugung, daß von dieser Seite her, durch Besserung der ökonomischen Lage, Sicherung der Schifffahrt und des Handels, Begründung von Anstalten zum Volksunterricht 2c. dem Wohle der Griechen besser gedient werde, als durch das frühzeitige Promulgiren einer constitutionellen Verfassung, welche freilich von einigen der Mächte, die sich für die Befreiung Griechenlands interessirten, als die unfehlbare Panacee empfohlen wurde. In höherem Auftrage machte ihm schon 1829 Admiral Codrington dahin zielende Eröffnungen, und als der Präsident zwei Jahre später (also kurz vor seinem Ende) den Lord Lyons an Bord der Fregatte „Madagaskar" besuchte, trat im Laufe des Gespräches das englische Desiderium bald wieder in den Vordergrund. Kapodistrias beklagte es, daß die heftige Opposition gegen die Regierung die Kraft der Gesetze lähme und die Ordnung störe, die er einzuführen bemüht sei. Der Admiral erwiderte, es gebe ein sehr wirksames Mittel, der Regierung eine unerschütterlich feste Stellung zu geben und die Pläne der Gegner zu vereiteln, und dieses Mittel sei die Verfassung.

„Ich aber, erwiderte der Präsident mit Nachdruck, bin hierher gerufen, um dieses Land, das von wilden Wogen umrauscht ist wie Ihr Schiff, wenn die See hoch geht, zu regieren, um es in den rettenden Hafen zu führen, und ich habe kein anderes Ziel und keinen anderen Vorsatz als meine Pflicht zu thun: ich muß retten und nicht zerstören. Wenn Sie diesem Kinde — fuhr er fort, auf des Admirals achtjährigen Sohn zeigend, — ein Rasirmesser in die Hand geben, wird es sich nicht aus Ungeschicklichkeit den Hals abschneiden? Eben so ergeht es den unwissenden Völkern. Die Verfassung ist ein Scheermesser, in dessen Gebrauch die Hände der Griechen noch nicht geübt sind. Vergessen Sie doch nicht, daß sie als Sklaven aufgewachsen sind."

„Eben weil ich das nicht vergesse, sagte Lord Lyons, will ich Ihnen sagen, was ich thun würde, wenn ich Präsident wäre. Ich würde dem Knaben das Messer geben und, ihm vorsichtig die rechte Hand führend, würde ich ihn lehren, sich zu rasiren, ohne sich zu schneiden."

„Herr Admiral, warf zornig der Präsident ein, ich bin nicht nach Griechenland gekommen, um mich vor Europa lächerlich zu machen. Mein Geschäft ist es, vor den Augen des Knaben zu operiren, damit er von mir lerne, das Messer zu handhaben, ohne Schaden anzurichten."

* * *

Die Nationalversammlung zu Argos, eröffnet im Juli 1829, verlief nicht nach den Wünschen der Opposition. Alle Maßregeln des Präsidenten erhielten die Billigung der Volksrepräsentanten, welche ihm aufs Neue zur Führung der noch fortdauernden provisorischen Regierung fast unumschränkte Vollmachten votirten. Aber die Opposition gegen Kapodistrias wurde dadurch nur geschärft. An ihrer Spitze standen die Häupter der alten mächtigen Familien, denen durch die neue Organisation die Macht über die Provinzen genommen war, welche sie unter der türkischen Herrschaft und auch noch seit dem Aufstande zu ihrem Vortheile verwaltet hatten. Kapodistrias hatte nicht die Kunst verstanden, sie seinem Gouvernement so einzufügen, daß sie selbst sich nicht gedemüthigt fühlten und ihm zur Stütze gereichten. In den untergeordneten Stellungen, zu welchen sie in den letzten Jahren nach und nach hatten herabsteigen müssen, sahen sie über sich den Viaro Kapodistrias, den Augustin Kapodistrias, den Korfioten Gennatas als die mächtigsten Männer in Griechenland.

Dieser Fehler des Präsidenten reichte hin, sein uneigennütziges und gewissenhaftes Wirken für die politische Existenz des Landes, für die Wohlfahrt des Volkes vergessen zu machen.*)

Mit dem persönlichen Hasse der Primaten wirkte die enthusiastische Vorliebe der im Auslande gebildeten griechischen Jugend für constitutionelle Einrichtungen zusammen, wie sie solche anderswo in Wirksamkeit gesehen hatten. Ihr Motiv war nicht Eigensucht, sondern Verfassungssucht, und weil der Präsident eine Constitution für unzeitig hielt, beschuldigten sie ihn des Despotismus, des Ehrgeizes und der Connivenz mit geheimen Absichten Rußlands.

Unter den grollenden Häuptern standen die Mauromichalis, die traditionellen Herren der Maina, voran. „Die Maina wurde noch als eine selbständige, vom Peloponnes unabhängige Provinz angesehen, die Mainoten erkannten in ihrem angestammten Führer immer noch ihren obersten Herrn; sie kehrten, wenn sie nach Nauplia kamen, haufenweise in dessen Hause ein und begehrten von ihm Abhilfe für ihre Bedürfnisse und Anliegen. So sah sich denn Petrobey oft genöthigt, für andere um Erleichterung oder Unterstützung zu

*) Das Prädicat der Uneigennützigkeit kommt dem Präsidenten Kapodistrias in vollem Maße zu. Er hatte die von der Nationalversammlung votirte Civilliste nicht angenommen und lebte, so lange er in Griechenland war, aus eigenen Mitteln.

bitten, die der Präsident wegen der Beschränktheit der öffentlichen Einkünfte entweder spärlich bewilligte oder zuweilen auch *ablehnte*. Die abschläglichen Antworten kamen häufiger und *nahmen* am Ende die Gestalt einer Maßregelung der *Maina* an. Die Klage der Mainoten über ungerechte *Behandlung* erhielt dadurch neue Nahrung und weckte allmälig *den* Gedanken an die uralte Sitte der Selbstrache, die sich unter den rauhen Nachkommen der Lacedämonier bis in die Zeiten des Christenthums, ja bis in die Gegenwart lebendig erhalten hat. Hatten doch auch die Aufständischen von 1830, besonders die Hydrioten, mündlich und schriftlich den Präsidenten einen Tyrannen genannt, die Rache an ihm als die Erfüllung einer heiligen Pflicht proclamirt und den Meuchelmord geheiligt!"

„Die Anhänger der Mauromichalis führen noch eine andere Beschwerde an. In Limenion und in Messenien waren auf Anregung der Hydrioten aufrührerische Bewegungen entstanden, es waren Räubereien und Mordthaten verübt worden. Die Regierung rief deshalb die Vorstände dieser Districte nach Nauplia, unter ihnen den Georgios Mauromichalis (Sohn des Petrobey) und dessen Oheim Constantin Mauromichalis. Der Präsident ließ ihnen zwar die Freiheit, fürchtete aber ihr Entlaufen und ließ ihre Schritte durch zwei Polizeidiener bewachen. Diese ihre Wächter bestachen sie mit Geld und unternahmen dann die kühne Frevelthat, die am 9. October 1831, einem Sonntage, halb sieben Uhr früh vollbracht wurde.*) In kurzer Frist sah ich zwei Leichen an meinem Hause vorüberführen: die eine auf einer Tragbahre, von oben bis unten verhüllt und von Wehklagen und Weinen begleitet, die andere, die des Constantin, der von einem der beiden Begleiter des Präsidenten verfolgt und getödtet war, unter Verwünschungen und Beschimpfungen halbnackt über die Steine hingeschleift — ein schrecklicher Anblick!"

* * *

Prinz Otto von Bayern war zum Könige von Griechenland erwählt. Die Regierungs-Commission hatte eine Gesandtschaft nach München geschickt, um dem künftigen Herrscher die Krone anzubieten. Da aber der zweifelhafte Stand der Dinge in Griechenland die Entscheidung verzögerte, und man in Nauplia fürchtete, daß in Rücksicht auf mehrere neuerliche Vorgänge in Griechenland ein Umschlag erfolgen und der König, der bereits mit der Regentschaft die Reise angetreten, wieder umkehren möchte, entschloß man sich, noch einen besonderen Gesandten nach dem Einschiffungshafen zu entsenden, der dem Könige das Geschehene erklären und um beschleunigte Ueberkunft bitten sollte. Die Wahl fiel auf den Verfasser unserer Erinnerungen.

„Eilig wurde das Schreiben an den Herrscher abgefaßt, in welchem gesagt war, der Ueberbringer werde abgesandt, um mündlich zuverlässige Mittheilungen zu machen. Ich nahm das Schreiben und lief bei den noch vorhandenen Mitgliedern der Regierungs-Commission umher, um es unterschreiben zu lassen. Während ich ging, drückte ich das Papier an mein klopfendes Herz, befühlte es bei jedem Schritte und ließ meine Augen unablässig umherschweifen in der Befürchtung, dasselbe könne mir unvermerkt entfallen, oder ein Neider meines Glückes könne mir meinen Schatz rauben."

„Und in der That, es war kein geringes Glück, das mir widerfuhr: ich der Erste in Griechenland sollte den König sehen, den schönen Jüngling, wie der Ruf ihn nannte, ihn, der unterwegs war, um uns von den Zerrüttungen der Anarchie, von der Armuth und der Fremdherrschaft zu erretten."

„Nach beschaffter Signirung eilte ich, mein unschätzbares Beglaubigungsschreiben immer in der Hand, nach dem Hafen. Wie viel nehmt Ihr dafür, fragte ich den Capitain eines Fahrzeuges, wenn Ihr mich zum Könige bringt? ‚Hundert und fünfzig Grosia', antwortete der Spezziote halb griechisch, halb albanesisch. So haltet Euch bereit, ich werde sogleich wieder hier sein. ‚Wenn Ihr wiederkommt', versetzte er, ‚bringt auch das Geld mit.' Das Geld wird, wenn wir zurückkommen, die Regierung bezahlen. ‚Die alte Schubjacke!' rief verächtlich der Spezziot und drehte mir den Rücken zu."

„Ich fühlte mich als Staatsbeamter beleidigt und wendete mich an einen zweiten Patron; aber auch dieser und ein dritter, mit dem ich es versuchte, hörten nicht so bald, daß die Regierung die Ueberfahrt bezahlen solle, als sie hohnlachend den Rücken wandten und mich mit meinem Schreiben stehen ließen. Beschämt kam ich wieder zu meinem Vorgesetzten. ‚Wie? doch nicht schon wieder da?' hörte ich ihn ungeduldig ausrufen. Und wie soll ich das Fährgeld bezahlen? ‚Wozu ist es nöthig, jetzt gleich zu zahlen? Nach Ihrer Rückkehr wird die Regierung Zahlung leisten.' Die Regierung, versetzte ich, nennen sie eine alte Schubjacke und wollen ihr auch nicht einen Pfennig borgen. Wenn indessen später doch gezahlt werden soll, warum nicht heute zahlen? ‚Heute!' erwiderte er und zog erstaunt die Augenbrauen in die Höhe, ‚bist Du allein unter den Fremdlingen in Jerusalem, der nicht wisse, was darinnen geschehen ist?' Was denn? fragte ich mit gleich verlegener Miene. ‚Wissen Sie nicht, daß nicht hundert und fünfzig Pfennige in der Staatscasse sind?' Kaum hatte ich das vernommen, so ließ ich meine Arme sinken, ohne weiter mein Schreiben zu drücken und zu betasten. ‚Gehen Sie zum Zaimis,' sprach er dann nach einigem Stillschweigen, ‚und wiederholen Sie ihm, was Sie mir gesagt.'"

„Athemlos kam ich in die Wohnung des Präsidenten der Regierungs-Commission. Ich traf ihn auf dem Sopha liegend und, das Gesicht von der Thür abgewendet, gravitätisch rauchend. ‚Was wollen Sie noch?' fragte er, sich umdrehend, ‚Sie sind doch nicht schon unverrichteter Sache zurück?' Schöne Frage, erwiderte ich schnell, die auch schon der Secretair des Auswärtigen an mich gerichtet hat. Wissen Sie nicht, daß ohne List die Fische nicht fett werden? ‚Mit etwas mehr Geist,' versetzte nicht ohne einige Bitterkeit der Nestor des Peloponnesos, ‚würden Sie bemerkt haben, daß ich beim Unterzeichnen der Schrift den Kopf schüttelte.' Daß Sie den Kopf schüttelten, erwiderte ich, durch diese Antwort aufgebracht, bemerkte ich wohl, aber ich meinte, Sie thäten es, um den Wunsch auszudrücken, daß diese Unterschrift die letzte Ihrer Regentschaft sein möchte. Als der Präsident dies vernahm, runzelte er die Stirn noch mehr, zog die Lippen zusammen, legte die rauchspendende Röhre daran und brachte sein Haupt wieder in die vorige Lage. Ich stand und wartete auf Antwort, er aber, um meine Kühnheit zu strafen, schwieg. Endlich sprach er, immer noch mit abgewendetem Gesichte: ‚Wenn Sie Verlangen haben, den König zu sehen, so zahlen Sie aus Ihrem Beutel. Der Staatsschatz hat kein Geld.' Wunderschön, rief ich, und wenn sie dort von der Metzelei in Argos*) erfahren? Meine Frage war noch nicht zu Ende gekommen, als der Präsident, die Pfeife bei Seite werfend, sich unmuthig gerade aufrichtete. Sein Antlitz trug den Ausdruck ungewohnter Betrübniß, der Betrübniß eines sonst wohlhabenden Mannes, der jetzt nicht eine geringe Summe aufzuweisen vermochte. ‚Gehen Sie zum Zografos,' sprach er barsch, ‚und sagen Sie ihm, er möge Ihnen das Geld aus den Zolleinkünften geben.'"

„So lief ich von Hannas zu Kaiphas und von diesem nach dem Richthause. Fast mußte ich glauben, ich bäte um Arkadien."

---

*) Constantin gab dem Präsidenten, der eben in die Kirche ging, auf eine Entfernung von wenigen Schritten einen Pistolenschuß durch den Kopf, Georg versetzte ihm einen Dolchstoß in die Seite. Kapodistrias brach fast auf der Schwelle des Gotteshauses zusammen.

*) In Argos waren die französischen Truppen mit den Griechen handgemein geworden. Es hatte auf beiden Seiten Todte und Verwundete gegeben. Man fürchtete namentlich, daß die Nachricht von diesem Vorgange in München ungünstig wirke.

„Sobald Zografos mich angehört, nahm seine gewöhnlich schon ernste und herbe Miene den strengsten Ausdruck an; auch er schickte mich fort. Wie ich ihn dennoch beredete, mir eine Anweisung auf die Zollcasse zu geben, dessen erinnere ich mich nicht mehr; das weiß ich nur, daß ich auch dieses Papier wie das erste ängstlich festhielt."

„Eine geschlagene Stunde, eine Stunde wahrer Herzensangst, brachte ich auf dem Zollamt zu, bis der Beamte die kupfernen Münzen abgezählt hatte. Als ich endlich nach dem Schiffe eilte, erleichterte ein tiefer Seufzer meine beängstigte Brust."

„Nach meiner Instruction sollte ich zuerst die Mitglieder der griechischen Gesandtschaft aufsuchen, ihnen das Geschehene wahrheitgemäß, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilen, sie mit meinem Auftrage bekannt machen und dann dem Könige das Schreiben übergeben. So that ich. Ich dirigirte mich nach der französischen Corvette, auf welcher der Admiral Miaulis und die Generäle Kostas Botzaris und Demetrios Plaputas oder Koliopulos Aufnahme gefunden hatten. Kaum gewahrten sie mich von Weitem, als sie mir an der Schiffstreppe entgegenkamen und mich umarmten; denn seit Monaten hatten sie keine Nachricht aus Griechenland erhalten. Was aus unsern Briefen geworden, ist unbekannt geblieben. Von den Vorgängen in Argos hatten sie indessen eine dunkle Vorstellung durch eine ihnen zugekommene Schiffernachricht, durch welche auch die Regentschaft im höchsten Grade beunruhigt war."

„Nachdem ich ihnen die Verwickelungen der Lage in Griechenland geschildert, bat ich sie, mich der Regentschaft vorzustellen, welche mit dem Könige an Bord der englischen Fregatte „Madagaskar" eingeschifft war."

Nachdem Miaulis und Botzaris sich rasirt hatten und Palputas einen schönen Federhut aufgesetzt hatte, begab man sich in einem Boote nach dem „Madagaskar". „Als wir uns näherten, ertönte ein schrilles Pfeifen; vier Matrosen stellten sich zu beiden Seiten der Schiffsleiter auf, während am Ende derselben höhere Chargen der Gesandten warteten. Miaulis, der allein einer fremden Sprache, des Italienischen, mächtig war, ließ der Regentschaft anzeigen, daß ein Gesandter der griechischen Regierungs-Commission mit einem Schreiben da sei, der der Regentschaft etwas mitzutheilen wünsche. Sogleich erschien Abel auf dem Verdeck, nahm die Papiere und sagte mir, ich werde unverweilt empfangen werden."

Unterdessen hatten eine Menge Bayern Dragumis umringt und befragten ihn über Griechenland, auch über die Angelegenheiten von Argos. „Sie glaubten durchweg, daß Kolokotronis sich der Begründung der königlichen Regierung widersetzen werde, und waren besonders neugierig, etwas über ihn zu erfahren. Sie stellten sich ihn wie einen andern einäugigen Kyklops von unüberwindlicher Stärke vor oder wie einen gehörnten Satanas, der mit seinem Schwanze das ganze bayerische Heer zu Boden schlagen oder in die Tiefe des Meeres versenken könne. Ich beantwortete ihre Fragen, aber ich gestehe, daß ich oft Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken, und da ich befürchten mußte, daß sie auch mich als einen andern Beelzebub ansehen würden, hütete ich mich wohl, ihnen zu sagen, daß ich sehr oft mit ihm gegessen und getrunken hatte."

„Unter diesen Gesprächen hörte ich einen der Gesandten meinen Namen rufen. Ich wandte mich um und sah sie alle drei neben einander stehen, und der mich gerufen, winkte mir, näher zu treten. Unverweilt folgte ich und sah in ihrer Mitte einen Jüngling von gutem Wuchs und gefälligem Aeußern, der einen mit Schnüren besetzten Ueberrock und einen schwarzen Hut trug. Es war der König. Ich zog ehrfurchtsvoll meinen Hut und stand unbeweglich wie ein Soldat, der auf Ordre wartet. Der König fragte den Admiral, welche fremde Sprache ich spreche, und nachdem er mich gebeten, mich zu bedecken, richtete er sehr freundliche Worte an mich."

„Als die Unterredung eine Weile gedauert, wandte der König sich ab, und nun nahm der Admiral Lyons, der nachmalige englische Gesandte in Athen, mich bei Seite und fragte nach speciellen Nachrichten über die Vorgänge in Argos. Lyons war mir bekannt und ein Freund Griechenlands; überdies bedurfte ich, namentlich in jenem Augenblicke, seines Beistandes; ich nahm daher keinen Anstand, ihn vertraulich, jedoch mit einiger Zurückhaltung, über das Geschehene aufzuklären."

„Hierbei hatte ich, die Wahrheit zwar nicht verbergend, aber sie mäßigend, das Vorgefallene une petite action genannt — ‚Comment, monsieur,' ertönte plötzlich eine donnerähnliche Stimme an meinem Ohr, daß ich erschrocken zurücktrat, ‚comment, monsieur, vous dites qu'une action a eu lieu à Argos, et vous oubliez que vous nous disiez tout-à-l'heure le contraire!' Es war die Stimme des Grafen Saporta, des Hofmarschalls des Königs, der sich einen Augenblick entfernt und nur die letzte Phrase gehört hatte. O welche Verlegenheit! Wie sollte ich es anstellen, die Dinge in Argos als nicht der Rede werth darzustellen, ohne sie doch ausführlich zu erzählen?! Aber glücklicherweise ging es mir nicht wie Rousseau, dem erst unten auf der Treppe das passende Wort einfiel, das ihm oben im Salon hätte gute Dienste leisten können. Ein Buchstabe des Alphabets rettete mich. Von welcher Action reden Sie? fragte ich, eine verlegene Miene annehmend. Ich sprach nicht von einer Action, sondern ich sagte, daß der Anhang des Kolokotronis eine kleine Faction sei. ‚Enchanté, monsieur, enchanté!' — rief der gute Graf und küßte mich beinahe. Ja, Kolokotronis war der Alp der Bayern!"

„Nach Kenntnißnahme von dem Briefe ließen die Mitglieder der Regentschaft mich rufen und forderten mich auf, nähere Details über die Vorgänge in Argos mitzutheilen. Als die Erzählung zu Ende war, welche sie durch vielfältige Fragen unterbrochen hatten, malten sich Zweifel, Besorgniß und Verlegenheit zugleich auf ihren Gesichtern. Sie ließen die drei Gesandten kommen, berietheu mit ihnen über das von mir Berichtete und sprachen den Wunsch aus, daß ich bei ihnen bleiben möge. Ich aber war voll glühender Ungeduld, so bald als möglich in Nauplia zu verkünden, daß ich den König gesehen; ich schützte also den Befehl unverzüglicher Rückkehr vor und bat, mir die Abreise zu gestatten. Nachdem ich eine Antwort auf mein Schreiben in Empfang genommen, beabschiedete ich mich von dem Könige, der Regentschaft, den Gesandten, von den neu gewonnenen Bekannten und von den schönen und freundlichen Töchtern des Grafen Armansperg und bestieg voll Freude mein Fahrzeug. Bei Windstille kräftig mitrudernd, gelangte ich um Mitternacht nach Nauplia."

„Man öffnete mir das kleine Festungsthor am Strande, und ich zog wie im Triumph ein. Das königliche Schreiben hoch haltend, wie Moses die Gesetzestafeln, weckte ich die Minister, die Secretaire, die Freunde aus dem Schlafe. Unter Thränen erzählte ich und vernahmen sie, daß meine Augen das Heil Griechenlands, den König gesehen, daß ich seine Stimme gehört!"

In diesem Berichte über seine Sendung an den König, auf welche unser Verfasser großes Gewicht zu legen scheint, hat er wol ein wenig unter dem Einflusse des Egotismus des Alters gestanden.

Die „Erinnerungen" des Herrn N. Dragumis enthalten auch über die Zeiten des Königs Otto noch viel Lesenswerthes; mit der Abreise der königlichen Familie aus Griechenland schließen sie ab. Doch Ref. glaubt sich weitere Mittheilungen versagen zu müssen, da es kaum gestattet sein dürfte, den Raum d. Bl. für die interessante Publication mehr als geschehen in Anspruch zu nehmen, der näher interessirte Leser auch auf das Buch hinreichend aufmerksam gemacht ist.

⁂ Die Vorbereitungen zur Feststellung einer gemeinsamen deutschen Schul-Orthographie wurden schon vor der Erneuerung des Deutschen Reiches in mehreren deutschen Staaten durch Versuche, mittels amtlicher oder halbamtlicher Festsetzungen eine größere Uebereinstimmung der Rechtschreibung in den Schulen herbeizuführen, angebahnt. Blieb bei dem Sporadischen dieser Bestrebungen, so anerkennenswerth dieselben im Einzelnen sein mochten, nur geringe Aussicht auf einen das ganze Sprachgebiet Deutschlands umfassenden Erfolg, so trat durch die im Jahre 1871 begründete politische Einigung auch diesem von der Politik fernab liegenden Gebiete die Möglichkeit der Verwirklichung früherer Einzelbestrebungen näher. Im October 1872 trat in Dresden eine Conferenz von Delegirten der deutschen Bundesregierungen zusammen, um über Fragen des höheren Schulwesens zu berathen. Diese Conferenz beschäftigte sich unter anderen Gegenständen auch mit der deutschen Rechtschreibung; sie erklärte die Herstellung einer Einigung in den Grundsätzen für erstrebenswerth und schlug als Mittel zu diesem Zwecke vor, zunächst von einem competenten Beurtheiler eine Vorlage für eine anderweitige Berathung der Sache entwerfen zu lassen. Als solcher war der Professor Rudolph von Raumer in Erlangen bezeichnet. Das Königlich Preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten nahm die weitere Betreibung der Sache in die Hand und ertheilte, nach erlangter Zustimmung der sämmtlichen Bundesregierungen, dem genannten berühmten Germanisten den Auftrag zur Abfassung einer solchen Vorlage. Herr Professor von Raumer entsprach dem ihm ausgesprochenen Wunsche und überreichte als Ergebniß seiner Arbeit im Herbst 1875 dem genannten Ministerium zwei Schriften, welche letzteres zunächst als Manuscript für den Amtsgebrauch drucken ließ. Die eine derselben führt den Titel: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie. Von R. von Raumer“ (33 S. gr. 8.); die andere ist betitelt: „Zur Begründung der Schrift: Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie. Von R. von Raumer“ (25 S. gr. 8.). Als Ziel bezeichnet er: die zu Recht bestehende gesprochene Gemeinsprache durch unsere Schriftzeichen möglichst treu wiederzugeben, indem er als auf einen sehr wesentlichen Umstand darauf hinweist, daß die Hauptaufgabe unserer Schrift eine praktische ist. Ihre Bestimmung, dem ganzen Volke zu dienen, könne sie nur dann erreichen, wenn sie sich innerhalb der Schranken halte, die dem ganzen Volke zugänglich gemacht werden können. Es dürfe deshalb die Unterscheidung der Laute durch Schriftzeichen nur so weit gehen, als eine gesunde und einfache Volksbildung dieser Unterscheidung zu folgen vermöge; feinere Unterscheidungen seien nicht für die Gemeinschrift, sondern den Physiologen und Sprachforschern zu überlassen. Ausgehend von dem Grundsatze, daß die Aenderungen der deutschen Orthographie die bisherige Schreibung zur Grundlage zu nehmen haben, hat Herr Professor von Raumer sich in der ersteren Schrift, nämlich den Regeln und dem Wörterverzeichnis, möglichst an die herkömmliche Orthographie angeschlossen und nur an einzelnen besonders schadhaften Stellen zu bessern gesucht. In der Begründungsschrift dagegen hat er hin und wieder darauf hingewiesen, welchen Weg wir einzuschlagen haben würden, wenn wir — und zwar gleich jetzt — in der Umwandlung unserer bisherigen Schreibweise noch weiter gehende Schritte thun wollten. Im Uebrigen erklärt er seine wesentliche Uebereinstimmung mit den Regeln und dem Wörterverzeichnis, welches der Verein der Berliner Gymnasial- und Realschullehrer im Jahre 1871 herausgegeben hat. Das Wörterverzeichniß umfaßt 2100 bis 2200 Wörter.

Schon bei den Berathungen von 1872 war, wie gesagt, eine anderweitige Berathung als nach Beschaffung der Vorlage bevorstehend angenommen. Zur Herbeiführung einer solchen hat das Königlich Preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, nach zuvorigem Benehmen mit den Bundesregierungen, eine Commission von Fachmännern berufen, welche am 4. Januar 1876 in Berlin zusammentreten soll. Für diese Commission sind von preußischer Seite denominirt: Professor von Raumer in Erlangen, Professor Dr. Scherer in Straßburg, Professor Dr. Wilmanns in Greifswald, Gymnasialdirector Dr. Kuhn in Berlin, Professor Dr. Imelmann daselbst, Provinzialschulrath Dr. Klix daselbst, Provinzialschulrath Dr. Höpfner in Coblenz, Dr. Frommann, zweiter Vorsteher des germanischen Museums in Nürnberg, Realschuldirector Dr. K. Duden in Schleiz, Herr Daniel Sanders in Altstrelitz, und zwei noch zu bestimmende Delegirte des deutschen Buchdrucker-Vereins und des deutschen Buchhändler-Verbandes. Außerdem aber ist jeder der Bundesregierungen anheimgestellt, zur Theilnahme an der Commission noch einen oder den andern Gelehrten oder Schulmann zu bezeichnen.

Das Ergebniß dieser erneuerten Commissions-Arbeit für den Unterricht nutzbar zu machen, wird den einzelnen Regierungen überlassen bleiben. Eine Einberufung von Delegirten der einzelstaatlichen Schulverwaltungen (wie 1872) war nicht zweckmäßig erachtet worden, theils wegen der großen Zahl der Mitglieder einer solchen Versammlung, theils weil in derselben nur zufällig die erforderliche specielle Fachkenntniß hätte vertreten sein können.

—ψ—. Der Bosphor und Konstantinopel. Deutsche Original-Ausgabe, verfaßt im Auftrage Sr. Excellenz Raschid Pascha's, Ministers der öffentlichen Arbeiten und Präsidenten der kaiserlich ottomanischen Ausstellungs-Commission, von Dr. P. A. Dethier, Director des kaiserlich türkischen Museums in Konstantinopel, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und des türkischen Comités für die allgemeine Weltausstellung in Wien. Wien, Alfred Hölder (Beck'sche K. K. Universitäts-Buchhandlung). Ein bis jetzt weder seinem Umfang noch seinem innern Werthe nach hinreichend gewürdigter Vortheil der Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873 sind die literarischen Erzeugnisse, die sie im reichen Maße in ihrem Gefolge gehabt hat. Zu diesen zählt auch das vorliegende Werk, das wir der ebenso historisch erfahrenen, wie in der Topographie Konstantinopels kundigen Feder Dethier's zu verdanken haben. Schwerlich konnte wol eine geeignetere Kraft gefunden werden, die in gleicher Weise befähigt gewesen wäre, die heutige Stadt, wie die Ueberreste aus einer längst vergangenen Zeit uns vorzuführen. Gründliche historische Studien, wie eigene an Ort und Stelle gemachte Erfahrungen standen dem Verfasser zur Seite, so daß wir eine ebenso verläßliche, wie interessante und anziehende Arbeit von ihm erhalten haben. Nach einer allgemeinen Darlegung der topographischen Verhältnisse erhalten wir zunächst einen kurzen historischen Bericht, der mit den karchedonischen Phöniziern beginnt und die Geschicke der Stadt durch alle Wandelungen bis auf unsere Tage verfolgt. Daran schließt sich eine Beschreibung der besonderen örtlichen Verhältnisse, beginnend mit dem Serail, dem Palast des Großherrn, welcher die Spitze Stambuls nach Morgen bedeckt, an jener Stelle, wo Urbyzanz mit seiner Akropole und dem Tempel des Jupiter lag, und wo später der Palast der Kaiserin Placidia stand und an der Marmara-Küste die Thermen des Accadius sich befanden. Interessant sind die Mittheilungen, welche Dethier bei dieser Gelegenheit über den berühmten Brunnen Achmed's III., dieser Perle orientalischer Architektur, macht. Der Zufall hatte ihn nämlich in der Serailsbibliothek eine alte Handschrift mit einer Zeichnung in Miniatur finden lassen, aus welcher man die ursprüngliche Gestalt des Brunnens als Springbrunnen mit Vögeln und Schlangen ersehen konnte, und welche recht deutlich bei einem Vergleich mit dem heutigen Zustande den Unterschied zwischen der griechischen und ottomanischen Kunst erkennen läßt. Unter den religiösen Denkmälern

der Muselmänner ragt die Hagia Sophia, jenes berühmte Bauwerk des Kaisers Constantin hervor, dessen Baugeschichte und Wandlungen eingehend dargelegt werden, in deren Kenntniß sich der Verfasser besonders bewandert zeigt. Die übrigen mohamedanischen Heiligthümer bieten meistentheils wenig Bemerkenswerthes, ebenso sind die christlichen Kirchen ziemlich unbedeutend, dagegen finden sich aus dem classischen Alterthume sehr wichtige und höchst interessante Denkmäler, wenn auch deren Zahl nicht groß ist, Dank der fortgesetzten Raubzüge, welche Barbarei wie das wissensdurstige Europa immer in magnam scientiae gloriam gegen Konstantinopel ausgeführt haben. Ein Umgang um die Mauern der Stadt, wie durch die Vorstädte vervollständigt das Bild des alten wie neuen Byzanz. Ein Ausflug nach der asiatischen Küste am Bosphor bildet den Beschluß des Werkes, sowie ein kurzer Besuch der Prinzen-Inseln, einer Gruppe von neun Inseln, die nicht weit von Konstantinopel in dem Marmara-Meere zwischen dem Bosphor und dem Meerbusen von Ismid liegen. Eine sehr dankenswerthe Beigabe, welche zur Veranschaulichung der topographischen Verhältnisse des alten Byzanz wesentlich mit beiträgt, ist die Karte Konstantinopels unter Justinian I., vom Verfasser selbst gezeichnet, der auch hier einen Beweis seiner gründlichen Kenntnisse wie eingehenden Untersuchungen giebt.

Neues Theater. Bei der Eigensinnigkeit, womit die Musen so vielen Schauspielvorstellungen im alten Jahr ihre Gunst verweigert hatten, konnte es wol weniger in Verwunderung setzen, daß auch die erste Schauspielaufführung im neuen Jahr so ziemlich von den Musen verlassen war. Es ist daher sicherlich nicht zu bedauern, wenn in diesem Jahre nicht Alles beim Alten bleiben wird. Das Wohl und Wehe eines Theaters hängt ja einzig und allein von der Führerschaft ab, sie bestimmt den Ton und die Richtung des Ganzen und so kann sich ein Laube keine gedeihliche Theaterleitung denken, bei welcher nicht der eigentliche Schauspieldirector die Inscenesetzung der Stücke selbst übernimmt. Ich sollte meinen, das müßte auch dem Unkundigen einleuchten. Was hilft auf dem Kriegsschauplatz die Vorzüglichkeit einzelner Kämpfer, wenn es an einer tüchtigen Oberleitung gebricht? Die tüchtige Oberleitung ist es aber, die wir von dem Nachfolger des jetzigen Theaterregenten zu erwarten haben. Eben darum gehen wir zuversichtlich jener Zeit entgegen, in welcher wir mit der Grundbedingung für ein künstlerisches Gelingen die sichere Aussicht gewinnen, daß unser Schauspiel wieder eine anziehende Gesammtphysiognomie erhalten wird. Vor der Hand müssen wir uns mehr oder minder mit glücklichen Einzelleistungen begnügen. Dem größeren Publicum kommt dabei zu Statten, daß der Mangel einer harmonischen Totalität auch dann nicht mehr von ihm empfunden wird, wenn er grell zu Tage tritt. Die gute Besetzung einer Hauptrolle ist ihm am Ende die Hauptsache geworden. Ich entsinne mich noch einer Aufführung des abgespielten Schwankes „Die beiden Klingsberg", in welcher mit Ausnahme des brillirenden Gastes und einiger Nebenpersonen die Darsteller ihre Worte mühsam aus dem Souffleurkasten hervorholten, ohne das Publicum in seiner Gemüthlichkeit zu stören. Eine ähnliche Gemüthlichkeit würde man wol auch bei der Neujahrsaufführung von Hackländer's Lustspiel „Diplomatische Fäden" gezeigt haben, wenn nicht das Stück mit seinen weit ausgesponnenen Unmöglichkeiten zu fadenscheinig gewesen wäre. Es sprechen alle Anzeichen dafür, daß Hackländer die heitere Hauptfigur des Friseurs Locke bereits im Kopfe hatte, als ihm die Idee zu dieser Komödie noch nicht gekommen war. Begreiflicherweise hat es aber immer etwas Mißliches, wenn man zu einer fertigen Gestalt ein passendes Stück schreiben will. Da wird man deutlich merken, wie die Figur nicht in das Ganze hinein gedacht und wie Alles nur dieser Figur zu Liebe gemacht ist. Das Drum und Dran besteht hier aus einer Hofgesellschaft, in die Hackländer den Friseur Locke gerathen läßt, um für einen russischen Diplomaten, einen benachbarten Fürsten und schließlich gar für den Bräutigam der regierenden Herzogin gehalten zu werden. Der geistvolle Hieronymus Lorm macht einmal die Bemerkung, daß es bei einem Dichtwerk nicht darauf ankomme, das Unwahrscheinliche zu vermeiden, sondern nur unser Erstaunen darüber. Es mag nun meinetwegen der Friseur Locke, der den Ball seiner Zunftgenossen besuchen will, aus Versehen auf den Ball des Ministers kommen, aber daß sämmtliche Personen am Hofe den simplen Vogel nicht an seinen Federn erkennen und noch dazu für etwas Außerordentliches halten, ist eine der unglücklichsten Uebertreibungen des Unwahrscheinlichen. Diese Uebertreibung nöthigte eben den Dichter, uns eine undenkbare Hofgesellschaft von lauter Gimpeln vorzuführen, in welcher natürlich die langweiligsten Gegenstände den Unterhaltungsstoff bilden. Der Friseur ist die einzige spaßhafte Figur, die aber auf die Dauer um so weniger Ersatz bieten kann, als die Kläglichkeit der Umgebung desto lebhafter empfunden wird. Als Hackländer zu jener Figur ein Lustspiel suchte, hätte er bedenken müssen, wie man zu einem guten Einfall keine lange Geschichte erfinden darf. In einem flüchtigen Bühnenscherz wäre uns der lustige Friseur eine willkommene Erscheinung gewesen, während er jetzt einer trostlosen Gesellschaft, die wir seinetwillen in den Kauf nehmen sollen, zum Opfer fällt.

Der Darsteller des Locke (Herr Link) zeichnete sich durch die Leichtigkeit der Bewegung und eine sehr ergötzliche Drolligkeit aus. Bei alledem würde die Rolle noch gewinnen, wenn der Künstler einzelne störende Züge zu verwischen suchte, die der Dichter auf seinem Gewissen hat. Das Bestreben des Friseurs, seine Geschicklichkeit an den verschiedenen Hofgästen auszuüben, muß ihnen ja gewaltsam die Augen öffnen. Hier kann der Darsteller getrost den Dichter verbessern. Im Uebrigen waren die Glanzpunkte, welche die Salons des Ministers bildeten, wieder nicht geeignet, das Publicum für das schwache Lustspiel zu entschädigen. Man geht wol eben von der Ansicht aus, daß Stücke, die nur die Schaulust befriedigen sollen, auch eines reichen Wechsels an Coulisseneffecten bedürfen.

Dr. Wilh. Buchholz.

—⊙— **Chemnitz,** 4. Jan. Gestern Abend concertirten im Saale des „Elysiums" hier zwei Celebritäten des Pianoforte- bez. Violinspiels: Frau Dr. Clara Schumann und Herr Josef Joachim und schon in diesen Namen liegt die Andeutung des Hochgenusses, der dem ziemlich zahlreich versammelten Publicum aus Stadt und Umgegend geboten wurde. Der Frau Dr. Schumann geistvoll klares, aus dem Borne ächt weiblich poetischen Empfindens hervorquellendes Clavierspiel, an welchem die Jahre machtlos vorübergezogen sind; Joachim's großer, edler Ton und Stil des Vortrags, sowie sein, das gesammte Gebiet der Violine bis in die nationellsten Specialitäten umfassender, nur deutscher Kunst eigenthümlicher Universalismus sind Kunsterscheinungen, in deren Sphäre das Schöne in ungetrübtem Glanze strahlt und welche unvergänglichen Eindruck hinterlassen. Man durchlebte eben an diesem Abend noch einmal ein Stück von Leipzigs großer musikalischer Vergangenheit; jeder Zuhörer fühlte diese Weihe und die begeistertsten Ovationen wollten kein Ende nehmen. Das Programm bestand außer der das Concert einleitenden Kreutzer-Sonate von Beethoven aus Salonstücken für das Pianofort von Robert Schumann (Novellette Nr. 1 aus Op. 21; Warum? aus Op. 12 und Traumeswirren aus Op. 12), Ferdinand Hiller („zur Guitarre") und Mendelssohn (Scherzo Presto), denen Frau Dr. Schumann auf stürmisches Verlangen eine Gavotte von Gluck freundlichst zugab, sowie aus den Violinsolis: Le trille du diable von Tartini, Barcarole von Spohr und drei ungarischen Tänzen von Brahms, sämmtlich von Herrn Hermann Scholtz aus Dresden auf dem Pianoforte prompt und sauber begleitet.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 4. Donnerstag, den 13. Januar. 1876.

Zur Geschichte des Steuerwesens im Kurfürstenthum Sachsen während des 17. Jahrhunderts.

Von Johannes Falke.

Das verschwenderische Hofleben des Kurfürsten Christian II. zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte die letzten Reste der Sparsamkeit des Kurfürsten August aufgezehrt und dagegen die Kammer mit vermehrten Schulden, das Land mit gesteigerten Steuern belastet. Die Stände erwarteten mit Recht von dem begabteren und ernster gesinnten Nachfolger, dem Kurfürsten Johann Georg I., eine bessere Zeit, dem aber traten die jetzt immer drohender sich gestaltenden Verhältnisse im Reich hindernd entgegen. Die gewitterschwülen Vorboten des 30jährigen Krieges meldeten sich überall und zwangen den, seiner Natur nach zum Frieden geneigten Kurfürsten, seines Bruders prahlerische Ritterspiele in ernste Kriegsrüstung zu verwandeln. Statt der alten, nicht mehr brauchbaren Defension mußte er mehr und mehr das geworbene Kriegsvolk zu einem stehenden Heere ausbilden und dadurch seinem Lande sogleich auf dem ersten Landtag, den er auf den 9. März 1612 nach Torgau berief, neue Lasten aufbürden, für deren Festigung und Mehrung der bald ausbrechende Krieg leider nur zu sehr Veranlassung gab. Zuerst dachte der Kurfürst noch an eine Mehrung der Defension auf 9000 Mann, doch die Landstände weigerten sich dessen und erhoben so allgemeine Klagen gegen die Defensionsordnung, daß der junge Kurfürst wol Grund genug hatte, an der Leistungsfähigkeit dieser überall mit Widerwillen ertragenen militairischen Verfassung im offnen Kriege zu zweifeln. Die Landschaft bewilligte ihm nur statt der verlangten Mehrung des Kriegsvolks die Bezahlung der vom verstorbenen Kurfürsten hinterlassenen Schulden und eine Erhöhung der Landsteuer um 2 ₰, neben der diesmal ungewöhnlich langen Erstreckung aller hergebrachten Steuern auf 10 Jahre. Diesem fügte die Ritterschaft zum Regierungsantritt noch ein Donativ von 300,000 fl. hinzu. Der Kurfürst bewies sich auch des ihm also geschenkten Vertrauens würdig, indem er die 10 Jahre verstreichen ließ, ohne außerordentliche Bewilligungen zu verlangen. Nachdem er aber zur Dämpfung des böhmischen Krieges im J. 1620 einen kostspieligen Kriegszug in die Lausitz gemacht und die Obereinnehmer ihm im folgenden Jahre vorrechneten, daß die Schuldenlast der Kammer auf 5,363,896 fl. gestiegen sei, beschrieb er auf den 14. Februar 1621 die Landschaft nach Torgau. Hier suchte er zunächst einen Ersatz der böhmischen Kriegskosten zu erlangen, die er auf 3,137,000 fl. berechnete. Die Stände bewilligten auch, obwol sie vergebens um die Aufhebung der dem Kipper und Wipper allzugünstigen Münzverpachtung baten, eine Mehrung der Landsteuer um weitere 6 ₰, von denen 4 ₰ zur Tilgung der Kammerschulden verwendet werden sollten. Dazu beschloß die Ritterschaft ein neues Donativ von 200,000 fl. Statt der Tilgung der Kammerschulden aber brachten die Kriegsunruhen in Thüringen, an denen der Kurfürst zur Sicherung seines Landes hervorragenden Antheil nehmen mußte, neue Kosten, so daß zu Anfang des J. 1628 die Kammerschulden auf 7,089,517 fl. mit jährlich 425,000 fl. Verzinsung angewachsen waren. Der Kurfürst versuchte auf dem am 14. Februar dieses Jahres zusammengetretenen Landtag die Stände zur Uebernahme der thüringischen Kriegskosten zu bewegen und verlangte daneben die Fortsetzung einer im J. 1623 von den Städten zur Erhaltung der Miliz genehmigten Soldatensteuer. Die Stände, unwillig, daß trotz aller Beihilfen die Schulden nur noch mehr gewachsen waren, verlangten eine Untersuchung wegen dieser, wie sie behaupteten, nur durch unordentliche Verwaltung entstandenen Schuldenlast, doch der Kurfürst verweigerte entschieden jede Auskunft als dem Herkommen und seiner Hoheit zuwider und mahnte die Stände, seine Forderungen einfach mit Ja oder Nein zu beantworten. Dabei verlangte er noch die Uebernahme von 200,000 fl. Kammerschulden, eine Mehrung der ordentlichen Landsteuer (16 ₰) um 7 ₰ und die Erstreckung sämmtlicher Steuern auf 6 Jahre. Alle drei Forderungen bewilligte die Landschaft, deren Schuldenlast dadurch auf 4,300,000 fl. anwuchs, während der Kammer noch eine Schuld von 5 Millionen verblieb. So betrug die gesammte Landesschuld im J. 1628 9,300,000 fl. Außerdem bewilligten die Stände zur Erleichterung der thüringischen Kriegsschuld in diesem Jahre zum ersten Mal den Fleischpfennig, d. i. 1 ₰ von jedem Pfund des verkauften Schlachtfleisches. Das Hausschlachten blieb von dieser Steuer befreit.

Die Unterdrückung der evangelischen Stände im südlichen Theil des Reiches, die die Hilfe des Kurfürsten Johann Georg's I. angerufen hatten, veranlaßten diesen, auf den 25. October 1630 einen Ausschußtag zu berufen. Da hier aber die Versammelten erklärten, daß diese Angelegenheit vor die gesammte Landschaft gehöre, so berief der Kurfürst einen allgemeinen Landtag auf den 12. Juni 1631. Hier berichtete er, daß zum Schutz dieser evangelischen Stände auf dem von ihm zu Leipzig gehaltenen Kreistage die Aufstellung von 2000 Mann zu Pferd und 9000 Mann zu Fuß beschlossen sei. Zu diesem Zweck sollte die Landschaft eine außerordentliche Defensionssteuer in möglich kurzer Zeit aufbringen. Beide Stände waren durchaus bereit, zur Rettung ihrer Religionsverwandten erhebliche Opfer zu bringen, konnten sich aber über eine neue Steuerart nicht einigen. Endlich bewilligten sie, da der Kurfürst drängte, 2 Gr. von jedem Schock auf 3 Termine, Jacobi, Martini und Lichtmeß, und die Ritterschaft für sich ein Donativ von 200,000 fl. Man berechnete damals den Ertrag der im Kurfürstenthum gangbaren Schocke, in Summe 7,271,293, à 2 Gr. auf 692,504 fl. und nach Abzug der halb oder ganz wüst liegenden Schocke auf 682,100 fl.; dazu kamen vom Stift Merseburg 30,987 fl.

Die Verhältnisse nach der Schlacht bei Nördlingen und die Pirnaischen Friedensverhandlungen veranlaßten, obwol

der Kurfürst beim Heere abwesend war, die Berufung eines allgemeinen Landtags auf den 20. December 1634. Ein großer Theil des Kurfürstenthums lag verwüstet, die meisten Städte waren halb niedergebrannt und ausgeplündert, alle Besoldungen in Rückstand, alle Mittel des Landes erschöpft und dennoch verlangte der Kurfürst, durch die Verhältnisse gezwungen, neben der Erstreckung der ordentlichen Steuern zur Erhaltung des Heeres die Fortsetzung der städtischen Soldatensteuer und die Bezahlung der daran rückständigen 80,083 fl. Die Städte baten um Nachlaß dieses Restes und um Verwandlung dieser besonderen Steuer in eine allgemeine Landessteuer, dem aber widersprach die Ritterschaft. Durch die Abwesenheit des Kurfürsten in ihren Verhandlungen aufgehalten und unwillig, daß sie unthätig auf eigene Kosten in Dresden zehren mußten, während ihre heimathlichen Güter durch Contributionen und Executionen verwüstet wurden, baten die Stände dringend um ihre Entlassung. Da der Kurfürst erwiderte, sie sollten zuvor auf Mittel und Wege denken, um für das Reich 80 Römermonate aufzubringen, so bewilligten sie, um nur endlich zum Schluß zu kommen, noch 2 ₰ für die Rentkammer und 20,000 fl. zu den Friedensverhandlungen, erstreckten aber die ordentlichen Steuern nur auf zwei Jahre, in Hoffnung, daß bis dahin ein allgemeiner Friede erlangt werde. Diese Hoffnung war freilich vergeblich und da außerdem der Kriegsverhältnisse wegen der nächste Landtag erst auf den 31. August 1640 nach Dresden berufen wurde, so mußten in der Zwischenzeit die Steuern ohne der Landschaft Bewilligung fortgehoben werden. Als der neue Landtag zusammentrat, hatte sich in den inneren Verhältnissen des Landes nichts gebessert. Ueberall herrschten Verwirrung und Verwüstung, Geldmangel und Nahrungslosigkeit. Im Kurkreis waren die Güter der Ritterschaft vollständig ausgeplündert und lagen schon in das dritte Jahr wüste; ihre Unterthanen waren gestorben oder entflohen. Dieselben Klagen erhob der erzgebirgische Kreis. Die gesammte Landschaft klagte über die Verwüstung des Landes durch die eigene Miliz, über die Contributionen und Executionen, wodurch die Mehrzahl der Unterthanen vertrieben sei; der Kurfürst möge die vielen, ohne Bewilligung eingeführten Auflagen, die Mühlmetze, den Hufenscheffel, die Pferde-, Wein-, Salz- und andere Zölle aufheben, die Wildschäden und die zunehmende Unsicherheit der Straßen bessern. Letztere werde hauptsächlich durch die Miliz selbst veranlaßt, denn Raub und Mord sei jetzt nichts als Soldatengewohnheit und am höchsten werde geachtet, wer es am schlimmsten treibe. Und am allerwenigsten sei dagegen bei den Officieren Hilfe zu finden, die vielmehr solche Verbrechen begünstigten und selbst dazu hälfen. Dadurch sei selbst der Adel in so erbärmliche Lage gerathen, daß viele von ihnen weder einen Bissen Brod noch einen Trunk Covent bezahlen könnten; ihre Rittergüter seien in Asche gelegt, alles Inventar geraubt oder verbrannt. In einer besonderen Schrift schilderten auch die Städte im Einzelnen ihre hilflose und erbärmliche Lage und das allgemeine Unvermögen. Unter solchen Umständen hielt die Landschaft die Erstreckung der vollen Landsteuer für unmöglich und wollte statt 16 ₰ nur 12 ₰ bewilligen. Der Kurfürst aber verlangte 18 ₰ und nahm dabei den Vorschlag der Landschaft, eine Accise auf alle Handelswaaren zu legen, ohne Weiteres an, unter der Voraussetzung, daß wenigstens der dritte Theil des Ertrages der Kammer zufalle. Außerdem verlangte er eine Erhöhung der Transsteuer, desgleichen der Fleischsteuer um 1 ₰ und erklärte eine neue Reichsanlage, die auf das Kurfürstenthum im Betrage von 350,000 fl. fallen werde, für unumgänglich. Die Stände bewilligten 16 ₰ Landsteuer und für die Miliz, damit sie in besserer Zucht gehalten werden könne, noch 6 ₰ in zwei halbjährlichen Terminen auf 6 Jahre, verweigerten aber die Erhöhung des Fleischpfennigs und verlangten aufs Neue die Abschaffung aller willkürlich eingeführten Auflagen. Der Kurfürst erklärte die Bewilligung für die Miliz für kaum zur Hälfte genügend und forderte noch dazu die möglich schnelle Aufbringung von 30,000 Scheffeln Getreides. Auch wollte er die einträglichsten von den willkürlichen Auflagen beibehalten und bezeichnete jeden Erlaß von Contributions- und andern Resten als unmöglich. Die Landschaft erklärte darauf am 9. October „mit größter Perplexität, Sorgen und Bekümmerniß" es für ein ganz unmögliches Werk, daß das Land die kurfürstlichen Regimenter allein erhalte; der Kurfürst möge die neuen Anlagen und die Gewaltthätigkeiten der Miliz abstellen, sonst wollten sie auch an ihre Bewilligungen nicht gebunden sein. Da der Kurfürst eine andere Erklärung nicht erreichen konnte, ertheilte er am 14. October den Abschied und genehmigte darin die Bewilligungen, als die Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 6 Jahre, die 6 ₰ für das Kriegsvolk, die Accisen und die 20,000 fl. für die Reichstagsgesandtschaft.

Alle diese, der Landschaft mühevoll abgepreßten Bewilligungen verloren im nächsten Jahre vollständig ihren Erfolg, da der wiederholte Durchzug der schwedischen und der kaiserlichen Armee fast jede Steuererhebung unmöglich machte. Unter solchen Verhältnissen berief der Kurfürst die Ausschüsse auf den 5. December 1641 nach Dresden, erklärte hier die letzte Bewilligung für das Kriegsvolk für unzureichend, kündigte eine Reichssteuer von 180 Römermonaten an und ermahnte die Ausschüsse, ohne Berufung auf die gesammte Landschaft unter so dringenden Verhältnissen selbständig zu beschließen. Nach langen Verhandlungen genehmigten die Ausschüsse eine Verdoppelung des Fleischpfennigs, doch sollte der zweite Pfennig der Steuer zur Bezahlung der Besoldungen zufallen, eine Erhöhung der Steuer auf inländischen Wein von 10 auf 18 gr für den Eimer in eine weitere Anlage von 2 ₰ auf jeden Eimer Bier, während die Ritterschaft und die Amtsunterthanen noch eine Abgabe von 1 Metze Korn, 1 Metze Hafer und 16 Pfund Heu auf je 16 Schocke und die Städte eine Auflage von 18 ₰ auf jeden Scheffel Mahlgetreide genehmigten.

Im nächsten Jahre fiel Torstenson in das Land ein und setzte sich nach dem Siege von Breitenfeld am 2. October 1642 in Leipzig fest. Erst nach 3 Jahren brachte der am 27. August 1645 zu Kötzschenbroda abgeschlossene Waffenstillstand auf 6 Monate dem Lande einige Erleichterung, doch sollte dasselbe dafür monatlich für die Schweden 11,000 Thlr. und 500 Sch. Getreide, für die kurfürstlichen Regimenter 30,000 fl. aufbringen. Dieses veranlaßte die Berufung von zwei Vertrauenspersonen aus jedem Kreis auf den 20. October nach Dresden. Hier verlangten die ritterschaftlichen Abgeordneten eine Anlage nach den Schocken und erboten sich, 20 fl. auf jedes Ritterpferd zu bewilligen, wenn die Städte eine Anlage auf jedes Gewerbe und Handwerk machen würden. Das verweigerten die städtischen Abgeordneten und forderten vielmehr eine stärkere Beiziehung der Schocke, d. i. des ländlichen Grundbesitzes. Trotz des Drängens der Schweden und des um den Waffenstillstand besorgten Kurfürsten wechselten beide Parteien Schrift auf Schrift, ohne zum Schluß zu kommen, so daß dem Kurfürsten nichts übrig blieb, als nach eigenem Ermessen eine Erhebung nach Schocken und eine Anlage von 30 fl. auf jedes Ritterpferd der noch angebauten Güter anzuordnen. Nach der in Eilenburg vereinbarten Erstreckung dieses Waffenstillstandes berief der Kurfürst beide Ausschüsse auf den 2. Mai 1646 und forderte von ihnen bis zum Abschluß des Friedens für die Schweden monatlich 7000 Thlr., 5000 Sch. Korn, 3000 Sch. Hafer, 100 Fuder Heu und Stroh nach Bedürfniß. Ritterschaft und Städte erneuerten den alten Streit, dem aber der Kurfürst in der Weise ein Ende machte, daß er Geld und Lieferung auf Ritterschaft, Städte und Stifter nach dem Verhältniß ihrer Leistungsfähigkeit vertheilte und der Ritterschaft ein Donativ von 20 Thlr auf jedes Ritterpferd der noch ange-

bauten Güter auferlegte. Außerdem verlangte er für die eigenen Regimenter monatlich 36,470 Thlr. 20 Gr. und veranlaßte dadurch die Einführung einer von der Ritterschaft vorgeschlagenen, von den Städten heftig bekämpften Kopfsteuer von 1 Gr. auf alle Einwohner im Alter von 14—70 Jahren, mit Befreiung der Ritterschaft, der Universitätsprofessoren, der Kirchen- und Schuldiener, der Hospitaliter und Hausarmen. Schließlich bewilligten noch die Ausschüsse, da ein Landtag unter den herrschenden Verhältnissen unmöglich war, die Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 6 Jahre, damit endigte nach viermonatlicher Verhandlung die letzte Landesversammlung des 30jährigen Krieges, der an bewilligten Steuern den althergebrachten hinzufügte die Accisen, den einfachen, dann gedoppelten Fleischpfennig und die Kopfsteuer, die sich bald darauf in eine allgemeine Gewerbesteuer verwandelte.

Als sich die letzten Bewilligungen ihrem Ende nahten, beschrieb der Kurfürst die Ausschüsse auf den 29. Januar 1653 nach Dresden, legte ihnen hier, nach einem allgemeinen Hinweis auf die Zeitverhältnisse und den endlich erlangten Frieden, 8 Hauptpunkte vor, als die Aufbringung der Gelder für die Gesandtschaft, für die beschlossene Reichshilfe, die im Betrage von 162,400 Thlr. auf das Kurfürstenthum fiel, für die Garnison der einstweilen den Schweden gelassenen Festung Vechte, zur Unterstützung der ihrer Capitalien größtentheils beraubten Universitäten und Schulen, ferner die Erstreckung der ordentlichen Steuern und der Accisen auf fünf Jahre, eine Beihilfe für die Kammer und die Herstellung der überall zerstörten Brücken. Die Ausschüsse bewilligten, nachdem sie dem Kurfürsten für seine thätige Theilnahme am Friedensschlusse gedankt hatten, unter der Voraussetzung der Beiziehung der beiden Lausitze, 20,000 fl. für die Gesandtschaft zu Regensburg, den Antheil für Vechte, 1 ₰ ein für allemal für die Universitäten und Schulen, lehnten dagegen die noch nicht einmal bestimmt beschlossene Reichshilfe ab und stellten dem Kurfürsten anheim, ob nicht alle Kriegsvölker außer den Besatzungen von Dresden, Wittenberg und der Pleißenburg zu entlassen seien, in diesem Falle wollten sie das Bedürfniß, wenn der Kurfürst es genau bestimme, aufbringen. Die Trank-, Fleisch- und Landsteuer — diese im Betrage von 14 ₰ — erstreckten sie auf 3 Jahre, baten aber dafür um Aufhebung der Accisen und des neu eingeführten Leipzig'schen Pferdegeldes. Für das Kammerwesen genehmigten sie, unter der Bedingung einer späteren besseren Aufsicht über dasselbe, jährlich 2 ₰ auf 3 Jahre und erklärten, über die Herstellung der Brücken weiter berathen zu wollen. Der Kurfürst erklärte unter Hervorhebung seiner Verdienste um den Frieden eine Abdankung des Kriegsvolkes bei der gefährlichen Lage des Reichs für unmöglich, wiederholte das Verlangen der von den meisten Ständen schon bewilligten Römermonate, lehnte die Besteuerung der Ober- und Niederlausitz gemäß ihrer besonderen Privilegien ab und forderte schließlich die Erstreckung der Steuern auf 6 Jahre mit der Erhöhung der Landsteuer auf 18 ₰ und die Bestätigung der Accisen. Die nothwendigen Besatzungen von Dresden, Königstein, Leipzig und Pleißenburg, Sonnenstein, Wittenberg und Senftenberg berechnete er auf 1183 Mann, die monatlichen Kosten ihrer Erhaltung auf 7042 Thlr. 9 Gr. Die Stände bewilligten, nach vergeblichen Verhandlungen über eine neue Steuerart, für die Universitäten und Schulen noch einen zweiten Pfennig, für die Miliz unter Wiederholung der Bitte um Reduction auf das laufende Jahr 60,000 Thlr., auf jedes folgende 50,000 Thlr., bestätigten trotz aller dagegen erhobenen Klagen die Kopf- und Gewerbesteuer, erhöhten die Landsteuer auf 16 ₰ auf 4 Jahre, lehnten aber die Aufbringung der Römermonate abermals ab. Dabei übergaben sie eine ausführliche Darlegung aller Gründe, warum die Accisen wieder aufzuheben seien. Diese beantwortete der Kurfürst mit der Frage, ob die Ausschüsse ein anderes Mittel wüßten, um die durch die Accisen jährlich eingehenden 60,000 fl. zu ersetzen, in diesem Falle wolle er dieselben aufheben. Nachdem noch eine Anzahl Schriften über die Accisen und die Kopfsteuer gewechselt, auch für den Kurprinzen eine Beihilfe von 96,000 Thlr. auf 4 Jahre — jährlich 24,000 Thlr. — bewilligt war, erfolgte am 2. April unter Genehmigung der geschehenen Bewilligungen der Landtagsabschied.

Durchaus gegen das Herkommen beschrieb der Kurfürst auf den 23. April 1655 statt der Ausschüsse nur einzelne Personen aus denselben und verlangte von ihnen außer der Berathung des Defensionswesens einen neuen Beitrag zur Wiederherstellung der Festungen, ein Aequivalent für die Aufhebung der Accisen und eine Zulage zu den Gesandtschaftsgeldern. Die Versammelten bemerkten es bitter, daß der Kurfürst in seiner Proposition die auf dem letzten Landtage übergebenen Beschwerden gar nicht einmal erwähnt hatte, erboten sich jedoch nach Aufhebung des alten Defensionswerkes, nach welchem über 9000 Mann Landvolks aufzubringen waren, ein Dritttheil dieser Anzahl an geworbenen und wohlexercirten Truppen zu stellen; auch boten sie für Aufhebung der Accisen 66,000 fl. und bewilligten für die Gesandtschaft noch 6000 fl. Der Kurfürst war mit dem Erbieten wegen der Defension, doch nicht mit dem Aequivalent zufrieden, wiederholte das Verlangen, die Festungen wieder herzustellen und zu verproviantiren und forderte für die Gesandtschaften noch eine höhere Zulage. Die Versammelten legten für letztere noch 4000 fl. zu, bestimmten die Defensionsmannschaft auf 4000 Mann, die im Fall der Landesnoth binnen 4—8 Wochen aufgebracht werden sollten, bewilligten auch 2 ₰ für die Festungen, baten aber, alle übrigen Fragen bis auf den nächsten Landtag auszusetzen. Da auch der Kurprinz die schriftliche Erklärung abgab, daß das alte Defensionswerk nicht eher aufgehoben werden dürfe, bis die 4000 Mann beisammen seien, setzte der Kurfürst die weitere Berathung über diese Angelegenheit bis zur nächsten Landesversammlung aus und genehmigte im Abschied am 21. Juni die geschehenen Bewilligungen. Nach der Rechnung der Stände hatten die Steuern in den beiden letzten Jahren jährlich ertragen: die Landsteuer zu 16 ₰ — à 16,000 fl. — 256,000 fl., 2 ₰ Kammerhilfe 32,000 fl., 1 ₰ für die Universitäten 16,000 fl., die Tranksteuer 184,000 fl., die Accisen 66,000 fl., der Fleischpfennig 60,000 fl., zwei Quatember für die Miliz 66,000 fl., ein über die Bewilligung ausgeschriebener Quatember 33,000 fl., ein Quatember für den Kurprinzen 33,000 fl., in Summe 746,000 fl.

Auch unter der Regierung des Kurfürsten Johann Georg's II. war dem verarmten, zu einem großen Theil durch Krieg und Durchmärsche verwüsteten Lande nicht möglich, einige Erleichterung seiner Lasten zu erlangen. Die ererbte, für jene Zeiten außerordentliche Schuldenlast und das nun stehend gewordene Kriegsheer, das Angesichts der überall in- und außerhalb des Reiches drohenden Kriegsgefahren nach der Ueberzeugung des Kurfürsten einer stetigen Mehrung bedurfte, verhinderten jede Besserung der staatswirthschaftlichen Verhältnisse. Dazu kam die verhängnißvolle Theilung des Landes durch die Ueberweisung der später erworbenen stiftischen Lande an Johann Georg's II. Brüder, die Herzöge August, Christian und Moritz. Auf dem am 9. Februar 1659 eröffneten allgemeinen Landtag theilte der junge Kurfürst diese testamentarische Verfügung seines Vaters den Ständen mit, die, über solche Zertheilung der politisch und wirthschaftlich schon eng verbundenen Länder bestürzt, vor allen die Erhaltung der Steuereinheit für sämmtliche Landestheile verlangten, die auch nach langen Verhandlungen wenigstens formell durch den Steuerreceß vom J. 1661 gesichert wurde. Der Kurfürst verlangte auf diesem Landtag neben der Erstreckung aller seit 1653 bewilligten Steuern auf 6 Jahre einen Beitrag zu den Be-

gräbnißkosten für den verstorbenen Kurfürsten und 2 ₰ zur Herstellung der Festungen. Die Stände forderten vor allen zur Ordnung des Steuerwesens die Ausführung der seit 1653 wiederholt verlangten Steuerrevision und die Prüfung der Steuerrechnungen, auch die Einziehung des kurfürstlichen Hofstaats, die Minderung des Kriegsvolks und die Abstellung der schon oft vorgebrachten Beschwerden. Statt auf solche Anträge einzugehen, meldete der Kurfürst, daß er nach dem Tode Ferdinand's III. das Reichsvicariat habe übernehmen müssen und verlangte auch hierzu der Landschaft ausgiebige Beihilfe. Erst am 23. April, nach langen Verhandlungen über die vorgelegten Punkte, bewilligte die Landschaft die Erstreckung der Land- und Tranksteuer, verlangte aber dabei für die Räthe in den Städten die ihnen seit längerer Zeit vorenthaltene selbständige Erhebung und Verrechnung solcher Steuern. Indem sie dann alle vom vorigen Kurfürsten mit und ohne Bewilligung erhobenen Steuern, an Zahl über 30, aufzählten, mahnten sie von Neuem zur Einziehung des kostspieligen Hofstaats und zur Abschaffung aller willkürlich erhobenen Anlagen, vor allen aber zur Aufhebung der nur in Kriegsnoth bewilligten, im Frieden von Osnabrück verbotenen Accisen. Diese betrugen, wie sie erklärten, zwar nur 3 ₰ vom Thaler oder 16 Gr. von 100 Thlr., waren aber für die kostbaren, oft auf 20—30,000 Thlr. geschätzten Waarenzüge der nord- und süddeutschen großen Handelsstädte eine empfindlich drückende Ausgabe. Die Fortsetzung der auf dem letzten Landtage beschlossenen Kammerhilfe lehnten diesmal die Stände ab und ebenso den Beitrag für die Festungen, da der Kurfürst im verflossenen Jahr zu den dafür bewilligten 2 ₰ ohne Bewilligung noch einen dritten hatte erheben lassen. Dagegen bewilligte die Landschaft zu den Begräbnißkosten, obwol ihr vorher solches niemals angesonnen sei, 40,000 fl. auf vier jährliche Termine und zur Erhaltung der Garnisonen jährlich 64,000 fl. Außerdem erbot sich die erbländische Ritterschaft zu einem Donativ von 60,000 fl. in drei jährlichen Terminen, doch sollte der Kurfürst sie während dieser Zeit mit Musterung und Aufbietung verschonen. Den Beitrag zu den Kosten des Reichsvicariats lehnten beide Stände als dem gesammten Reiche und nicht dem einzelnen Reichslande zukommend ab. Der Kurfürst, darüber unwillig, verlangte darauf von den Städten, daß sie sich binnen 6 Wochen wegen Aufbringung der 4000 Mann bestimmt erklären sollten, und von der Ritterschaft in derselben Zeit ein Verzeichniß und die Bereithaltung der schuldigen Ritterpferde und Knechte; werde er daran einen Mangel finden, so hätten, drohte er, die Schuldigen sich nach Befund der Dinge einer tapfern Strafe, wol auch Einziehung ihrer Lehen ohne Proceß zu versehen. Am 19. Mai brachten die Stände ihre Erwiderung ein. Die Städte übergaben die Rollen der 4000 Mann mit dem Anerbieten, für jeden Mann 4 Thlr. Werbegeld zu zahlen, doch sollte dieses Defensionswerk nur in äußerster Landesnoth gebraucht werden. Die Ritterschaft erklärte, daß sie gegenwärtig weder Pferde noch Mannschaft in genügender Anzahl habe, noch haben könne, da die im J. 1631 bei dem allgemeinen Aufgebot erlittenen großen Schäden noch nicht ersetzt seien; so lange dieses nicht geschehen, sei ihr die vollen Ritterdienste zu leisten unmöglich. Dabei verweigerten beide Stände abermals jeden Beitrag zu den Kosten des Reichsvicariats. Nachdem der Kurfürst in einer weiteren Gegenschrift seine Forderungen im Ganzen gemildert hatte, doch auf eine Erhöhung der Bewilligung bestand, bewilligte die Landschaft neben der Trank-, Land- und Fleischsteuer und unter Ablehnung der Uebernahme von einer Million Gulden Kammerschulden statt der für die Garnisonen verlangten 100,000 fl. nur 80,000 fl., 40,000 fl. zum Begräbniß, 1 ₰ auf 4 Jahre für den Festungsbau und zur Kammerbeihilfe, die Forterhebung der Accisen, 1 ₰ auf 2 Jahre zur Auszahlung der Zinsenreste für Universitäten und Schulen und nachträglich noch auf eine vertrauliche Mittheilung des Kurfürsten weitere 16,000 fl. für die Garnisonen und 10,000 fl. für die Gesandtschaften. Hiermit zufrieden, ertheilte der Kurfürst am 15. Juni den Abschied. (Schluß folgt.)

—ψ—. **Syrien und seine Bedeutung für den Welthandel von Julius Zwiedineck von Südenhorst, k. u. k. General-Consul in Beirut. Mit Tabellen und Karten als Anhang. Wien, Alfred Hölder, Beck'sche K. K. Universitäts-Buchhandlung.** Syrien hat seit den entlegensten Zeiten des Alterthums in der Geschichte des Welthandels eine ganz hervorragende Rolle gespielt. Wenn auch die Bedeutung heute nicht mehr die ist, welche sie vor Zeiten war, so dürfen wir sie doch keineswegs unterschätzen, ja die syrisch-phönizische Küste dürfte sogar bei dem regen Interesse, welches sich in der Gegenwart wieder mehr dem Oriente zuwendet, einem neuen, nicht unbedeutenden Aufschwunge entgegensehen. Die Verhältnisse, welche hierbei obwalten, sowie die Factoren, welche dabei mit ins Spiel kommen, ist die Aufgabe, die der Verfasser des oben erwähnten Werkes bei Ausarbeitung desselben sich gestellt hat. Als k. k. österreichisch-ungarischer Generalconsul in Beirut hat er Gelegenheit gehabt, an Ort und Stelle die Verhältnisse kennen zu lernen, sowie ein reiches und umfängliches Material zu sammeln, das er nun im Interesse der Handelsbeziehungen zum Orient veröffentlicht hat, die dadurch neue Anregungen erhalten, infolge deren auch der Wohlstand des Landes sich wesentlich wieder heben wird, denn durch seine centrale Lage zwischen Europa und dem östlichen Asien ist Syrien berufen, eine hervorragende Rolle im Weltverkehr zu spielen. Außer der geographischen Lage kommen dabei natürlich auch die topographischen Verhältnisse mit in Betracht, die vom Verfasser eingehend gewürdigt werden. Ebenso schenkt er den klimatischen Verhältnissen wie der Bevölkerung seine Aufmerksamkeit, und geht dann zur Darlegung der administrativen Eintheilung über. Ebenso werden die Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse erledigt, deren Beachtung der Verfasser sich ganz besonders hat angelegen sein lassen. Der wichtigste Theil des Werkes ist natürlich derjenige, der sich mit den Producten des Landes befaßt. Hier zeigt sich der Verfasser vollkommen zu Hause, wie die zahlreichen statistischen Angaben, welche er stets als Belege anführt, zur Genüge beweisen. Wol kaum ein Anderer wäre fähig gewesen, eine solche Arbeit mit gleicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit auszuführen, dadurch ist aber auch das Werk zu einer sicheren Quelle über die Handelsverhältnisse Syriens geworden, die sich bei Beurtheilung derselben durchaus nicht missen läßt. Nicht in gleicher Weise ausführlich wie der Export hat auch der Import behandelt werden können, denn leider standen hierzu dem Verfasser nicht die nöthigen Daten zu Gebote und alle Mühe, sie zu sammeln, führte zu keinem für den Welthandel wichtigen Resultate. Dankbar muß es auch anerkannt werden, was der Verfasser über die Communicationsmittel zu Wasser und zu Lande anführt, sowie über Posten, Telegraphen und sonstige Institutionen zu Förderung des Handels. Auch dem Geld- und Creditwesen, wie den Rechtsverhältnissen im Handel und Verkehre schenkt er seine Aufmerksamkeit. Der Fleiß des Verfassers, sowie die gründlichen Studien desselben lassen sich besonders aus den zahlreichen Tabellen erkennen, die kein Kaufmann, der mit der syrischen Küste in Handelsverbindungen zu treten beabsichtigt, unbeachtet lassen sollte. Bei dem Aufschwunge, welchen der Handel mit der Levante von Tag zu Tag mehr nimmt, dürften die statistischen Angaben des Werkes freilich nicht allzulange den wirklichen Verhältnissen entsprechen, hoffen wir deshalb, daß es dem Verfasser vergönnt sein möge, die Aenderungen in neuen Auflagen immer baldigst zur allgemeinen Kenntniß der Handelswelt zu bringen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 5. Sonntag, den 16. Januar. 1876.

Zur Geschichte des Steuerwesens im Kurfürstenthum Sachsen während des 17. Jahrhunderts.

Von Johannes Falke.

(Schluß.)

Die Reise des Kurfürsten zum Wahltag nach Frankfurt im Winter 1658 gab Veranlassung zu neuen Geldforderungen. In Leipzig vom Thauwetter aufgehalten forderte er seinen Statthalter, Herzog Moritz auf, einige Vertraute aus der Ritterschaft, auf deren Gesinnung man sich verlassen könne, sowie die Bürgermeister der Städte Dresden, Leipzig, Wittenberg, Freiberg und Tennstädt zu berufen und sie zur Bewilligung von 60,000 fl. Reisegeld im Namen der Landschaft zu veranlassen. Da die Berufenen erklärten, daß ihnen zu solchem Beschluß jede Vollmacht fehle, wurde beschlossen, in den einzelnen Kreisen Sonderversammlungen der Stände zu berufen und hier durch kurfürstliche Räthe des Kurfürsten Bedürfniß vortragen zu lassen. Diese durchaus ungewöhnliche Verhandlungsweise hatte den Erfolg, daß jeder Kreis einen anderen Beschluß faßte, doch bewilligten alle einen Beitrag zu dem Reisegeld. Der Kurfürst genehmigte jede einzelne Bewilligung und erlangte dadurch an baarem Gelde 27,290 fl. Bei diesen Verhandlungen ergab sich, daß im Kurfürstenthum im Ganzen 721,115 Schocke gangbar und steuerfähig waren, davon kamen auf die Aemter und Amtsassen 247,964, auf die Ritterschaft 212,924, auf die Städte 260,227 Schocke. — Am 5. December desselben Jahres berief der Kurfürst einen Ausschußtag auf den 14. Februar 1659 und verlangte hier vor allen die weitere Vermehrung des Kriegsvolkes und zu diesem Zweck eine außerordentliche Bewilligung von 90,000 Thlr. Die Ausschüsse erklärten, daß die seit dem J. 1646 unerledigten Landgebrechen jeder Beschlußfassung hindernd entgegen ständen. Nachdem aber der Kurfürst auf ihren erneuerten Vortrag seine Entschließung kund gegeben und die von den Ständen verlangte Compensation der Steuern mit den Zinsen der Steuercapitalien zugestanden hatte, bewilligten die Ausschüsse am 4. März zu dem Leichenbegängniß der Kurfürstin Mutter vorläufig 10,000 fl. und erneuerten dann die Verhandlung über die oft wiederholten Beschwerdepunkte, so daß erst am 16. April ihre Bewilligungsschrift erfolgen konnte. Für das Kriegsvolk wurden diesmal zu den im J. 1657 bewilligten 3½ Quatember (im Betrag von 96,000 fl.) noch 3 Quatember nachbewilligt, zu den Gesandtschaften weitere 10,000 fl. Der übrige Theil der Bewilligungsschrift enthielt Anerbietungen der Ritterschaft wegen der Ritterpferde und von den Städten wegen der Defension, die aber niemals zur Ausführung kamen.

Auf dem nächsten, am 12. November 1660 begonnenen Landtag verlangte der Kurfürst, weil die Einkünfte seiner Kammer vollständig in's Stocken gerathen seien, außer der Erstreckung der ordentlichen Steuern auch eine Fortsetzung der Gesandtschaftsgelder und der Kammerhilfe. Auch sollte die Landschaft das gesammte Bergwerk, das während des Kriegs fast ganz in die Hände von Fremden gekommen war, auf eigene Rechnung übernehmen. Außerdem sollten auch die Städte das Defensionswerk so schnell als möglich ins Werk richten. Bevor die Bewilligung endgiltig festgestellt wurde, zog man wieder eine Anzahl der wichtigsten Landesangelegenheiten in Berathung, ohne jedoch, wie es bereits herkömmlich geworden war, etwas Wesentliches zu verändern oder zu verbessern. Nachdem die Stände neunzehn Wochen, ohne zu einem Schluß zu kommen oder vom Kurfürsten bindende Entschließungen über die Beschwerden zu erlangen, beisammen gewesen waren, erhoben sie beim Kurfürsten Klage über falsche Rathgeber, welche die Landesverfassung zu erschüttern und die Landschaft von dem hergebrachten unmittelbaren Verkehr mit dem Landesherrn zu trennen suchten. Unter der Bedingung eines bündigen Reverses wegen Erhaltung der Verfassung und des Steuervergleichs bewilligten sie endlich die Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 4 Jahre, jährlich 110,000 fl. auf drei Termine für die Garnisonen, für den Bergbau auf dieselbe Zeit 1 ₰, für den Festungsbau 3 ₰, für die Landtagsauslösung 5 ₰, 1 Quatember als Kammerhilfe und die Uebernahme von 100,000 fl. Kammeranweisungen auf die Steuer. Auch die Accisen, die der Kurfürst ohne ein entsprechendes Aequivalent nicht aufgeben wollte, ließen sie einstweilen fortbestehen, lehnten aber eine neue Stempelsteuer und eine weitere Anlage auf die Weinberge entschieden ab. Der Kurfürst genehmigte schließlich diese Bewilligungen und verabschiedete die Landschaft am 9. April.

Zu Anfang des J. 1663 drängten den Kurfürsten die Ausstattung seiner Tochter Erdmuthe Sophia, die Reichshilfen zum Türkenkrieg, die kostspieligen Gesandtschaften zum Ausschreiben einer neuen Ausschußversammlung, die am 6. Juli in Dresden zusammentrat. Mit dem Reichstagsbeschlusse, der ihm die Stellung von 1200 Mann zu Fuß mit 4 Feldstücken binnen drei Monaten auferlegte, entschuldigte er seine, dem letzten Revers zuwiderlaufende Forderung einer neuen Beihilfe zu diesem Zweck. Die Ausschüsse aber, bevor sie hierauf antworteten, beschwerten sich über einen nach ihrer Ansicht höchst strafbaren Angriff auf die Landesverfassung von Seiten des Kammerpräsidenten und Kriegsraths von Haugwitz, der mit den Beamten der Steuer verfuhr, als ob dieselben der Kammer untergeordnet seien. Dagegen verwahrten sich die Ausschüsse mit der größten Entschiedenheit, erreichten auch die Entfernung des von Haugwitz und vom Kurfürsten die Versicherung, daß er die Landesverfassung und die Selbständigkeit der Obersteuereinnahme stets anerkennen und schützen werde. Indem die Ausschüsse dann die Zurückerstattung der von Haugwitz ohne Bewilligung aus der Steuer erhobenen 40,000 Thlr. und vom Kurfürsten die Einziehung seines kostspieligen Hofstaates verlangten, bewilligten sie zur Reichshilfe 28,000 Thlr. Auf die Nachricht des Kurfürsten

daß die Bewilligung für die Garnisonen nicht zureiche, antworteten sie mit neuen Vorwürfen über die Mißwirthschaft des von Haugwitz und in der Hofhaltung, infolge deren die bewilligten Gelder stets zu andern als den bestimmten Zwecken verwendet würden, und verlangten, daß alle Rathscollegien und oberen Behörden ausdrücklich auf die Landtagsverhandlungen und Abschiede verpflichtet werden sollten. Hierzu veranlaßte sie die Erklärung des von Haugwitz, daß er solche Acten niemals gesehen noch von ihnen gehört habe. Schließlich bewilligten sie noch ½ Quatember und 1 ₰ zur Reichshilfe, erklärten aber die vom Kurfürsten weiter verlangte Beihilfe zur Rentkammer für unmöglich, doch, meinten sie, werde sich ein allgemeiner Landtag, wenn der Kurfürst ernstliche Maßregeln zur Einschränkung des Hofstaates getroffen habe, dazu wohlgeneigt finden lassen. Als Vorschuß darauf boten sie dem Kurfürsten einstweilen 25,000 fl. Für die Garnisonen bestätigten sie die früheren Bewilligungen, lehnten aber jede Erhöhung ab, so daß dem Kurfürsten nichts übrig blieb, als sich damit zufrieden zu erklären. Aber schon auf den 8. März 1664 schrieb er wegen der beschlossenen, schleunigst aufzubringenden Reichshilfe einen neuen Ausschußtag aus. Er verlangte hier die Aufbringung dieser Hilfe im Betrage von 1774 Mann zu Fuß und 309 Reiter, die Unterhaltung seines in Ungarn stehenden Regimentes, die er auf 200,000 Thlr. anschlug, die Verproviantirung der Landesfestungen und die Zahlung von zwei Römermonaten in die obersächsische Kreiscasse. Auch verlangte er noch 8000 Thlr., um die rückständigen Gehalte der Gesandtschaft zu Regensburg zahlen zu können, die ihm deswegen allerlei Verdrießlichkeit und Schimpf zu bereiten drohte, und endlich 38,000 Thlr. für das Beilager der Prinzessin. Die Ausschüsse verlangten für so hohe Forderungen, auf welche ihre Vollmachten nicht gestellt seien, die Berufung eines allgemeinen Landtags im September und wollten bis dahin nur Vorschläge ad interim machen. Sie erklärten, als des Reichs Mediatunterthanen sich auch der Hilfe gegen das Reich niemals entziehen zu wollen, doch seien die von Jahr zu Jahr erhöhten Bewilligungen, welche seit dem Jahre 1583 die unglaubliche Summe von 18,250,000 fl. erreicht hätten, in der Absicht geschehen, daß davon auch die Reichshilfen getragen würden; deshalb habe auch seit dem Jahre 1548 die Landschaft nur viermal besondere Reichshilfen bewilligt. Indem sie klagten, daß sie nach der Absicht des Kurfürsten 6000 Mann zu verpflegen haben würden, während infolge der Executionen an den meisten Orten die Rathsstuben mit den abgepfändeten Betten, Haus- und Arbeitsgeräthe der Armuth angefüllt seien, berechneten sie des Kurfürsten Reichscontingent, wozu er zur Erleichterung des Landes auch seine Leibgarden nehmen sollte, nach der Reichsmatrikel nur auf 1173 Mann und bewilligten zur Erhaltung dieser Mannschaft bis zum October ein Darlehn von 57,618 Thlr., doch sollte man solche Bewilligung nicht wieder, wie das leider herkömmlich geworden sei, zu einer bleibenden Pflicht machen. Der Kurfürst verlangte 15,000 Thlr. mehr, weigerte sich auch, seine Leibgarden von sich zu lassen und verlangte zum Schluß noch von der Landschaft die Anschaffung von zwei Feldstücken. Die letztere Forderung wies die Landschaft unter Hinweisung auf den Kurfürsten August zurück, der im Jahre 1553 sämmtliches Geschütz auf eigene Kosten angeschafft habe, und bewilligte dann noch 1 ₰ zur Anwerbung der Reiter, worauf der Kurfürst, da Weiteres nicht zu erlangen war, von Regensburg aus unter dem 6. April den Abschied ertheilte. Statt des verlangten Landtags beschrieb er aber auf den 6. September wieder einen Ausschußtag und verlangte hier wegen der Rüstungen und Einfälle der Türken Beiträge für die Reichsgeneralität und den Reichskriegsrath sowie für die kaiserliche Artillerie, zur Besserung der Festungen, zur Mehrung des Kriegsheeres, zur Fortsetzung der Gesandtschaften und zur Aufbringung eines anderweit bewilligten Triplums. Die Ausschüsse bewilligten, unter Berufung auf ihre ungenügenden Vollmachten und dem Vorbehalt, daß sie sich damit nicht zur Unterhaltung von Reichsvölkern verbindlich machen wollten, für das in Ungarn stehende Regiment und drei neugeworbene Compagnien auf 3 Monate 1 ₰ und 1 Quatember, für Reichsgeneralität und Kriegsrath einstweilen einen Römermonat = 1866⅔ Thlr. und ebensoviel für die Reichsartillerie, verweigerten aber jede weitere Bewilligung und vertagten sich bis auf den Januar 1665. Statt dessen beschrieb der Kurfürst in diesem Jahre einen allgemeinen Landtag. Die Kammerräthe berechneten ihm die zu erwartenden Einnahmen seiner Kammer bei einem Abgange von 398,219 fl. und einem noch zu bezahlenden Rest von 512,476 fl. auf 26,306 fl. 9 Gr., abgesehen von rückständigen Besoldungen und anderen schwebenden Schulden. Demgemäß verlangte der Kurfürst neben der Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 6 Jahre eine Beihilfe zum Ehegelöbniß des Kurprinzen mit der dänischen Königstochter, eine Zulage für die Miliz, die Auszahlung eines Capitals von 100,000 fl. aus der Steuer und eine gründliche Berathung über die das Steuerwerk bedrückende Schuldenlast. Die Landschaft erklärte, letztere rühre am allerwenigsten von ihr her, da sie es weder an stets gesteigerten Bewilligungen noch an Ermahnungen habe fehlen lassen, auch sei eine Aenderung der Steuerverfassung durchaus nicht rathsam, vielmehr Sparsamkeit das einzige Mittel, der Schuldenlast abzuhelfen. Das verlangte Capital könne der Kurfürst erhalten, doch werde es nur ihm und seinen Nachkommen zum Nachtheil gereichen, da seine Vorfahren mit Recht ihre in der Steuer stehenden Capitalien stets als einen sicheren bereiten Schatz betrachtet hätten; auch werde der Kurfürst nach Aufzehrung des Capitals die Wiederersetzung verlangen und es sei dann doch zweifelhaft, ob die Landschaft immer neue Schulden auf sich zu nehmen bereit sein werde. Die Schuldenlast der Steuer betrage ohne die rückständigen Zinsen 5,200,000 Thlr.; sollten nun 100,000 fl. von der Landsteuer an den Kurfürsten bezahlt werden, so müsse man die Zinsenzahlung einstellen und dadurch den Credit des Landes wie des Kurfürsten tief erschüttern. — Auf diese Erklärung versprach der Kurfürst, die Steuerverfassung unverändert zu lassen, verlangte aber dagegen die Berathung der neuen Defensionsordnung. Die Landschaft bezeichnete in ihrer Bewilligungsschrift die hohen Deputate und die Anticipationen derselben, die durch die Verpfändung der Kammergüter verursacht würden, als Ursache der großen Schuldenlast, infolge deren auch die Erhaltung des gesammten Hofstaats auf die Landschaft gefallen sei. Unter der Voraussetzung, daß der Kurfürst und seine Brüder um Gottes und des Landes Wohlfahrt willen ihre Ausgaben einschränken und ihre Capitalien in der Steuer würden stehen lassen, bewilligten sie auf 4 Jahre die ordentlichen Steuern unter den hergebrachten Bedingungen, außerdem für die Festungen jährlich 1 ₰, für die Miliz bis zum April 1671 3½ Quatember, für das Leibregiment jährlich noch 1 ₰, für den Hofstaat 3 Quatember, von denen für die Gesandtschaften jährlich wenigstens 3000 Thlr. sollten genommen werden. Auch erboten sie sich, die vom Kurfürsten für das Beilager vorweggenommenen 118,000 fl. mit 7 ₰ auf die Steuer zu übernehmen, doch sollte er die Steuer ferner nicht mehr durch Vorschüsse, willkürliche Erhebungen, Anweisungen und dergl. in Verwirrung bringen. Nachdem auch die Ritterschaft noch auf eine vertrauliche Mittheilung des Kurfürsten ein Donativ von 50,000 fl. bewilligt hatte, verabschiedete dieser am 19. April die Landschaft.

Auch auf dem am 25. Januar eröffneten Ausschußtag behauptete der Kurfürst, daß er sein Kriegsvolk wegen des Einbruchs der Türken und der Unruhen in Niedersachsen verstärken müsse, und forderte deshalb für dasselbe, da die bewilligten Gelder bereits verbraucht seien, erhöhte Bewilligungen und ebenso für die Gesandtschaften 5—6000 Thlr., weil man die zuletzt bewilligten 3000 Thlr. zu der Reise

des Kronprinzen habe nehmen müssen. Auch sollten die Ausschüsse über ein vom Reich für den Kaiser zu beschließendes allgemeines Donativ Berathung pflegen. Das monatliche Bedürfniß des Kriegsvolks, als der Trabanten oder der deutschen Leibgarde, der Artillerie, der Garnisonen von Neu- und Alt-Dresden, Königstein, Sonnenstein, Stolpen, Wittenberg und Pleißenburg, des Leibregiments zu Fuß berechnete er auf 8394 Thlr., der Cavallerie, als der deutschen Leibgarde zu Roß, der Leibescadron von 300 Pferden und des Obersten Ramsdorf's drei Compagnien — jede zu 100 Pferden — auf 6356 Thlr., einige Nebenausgaben auf 495 Thlr., in Sa. jährlich auf 182,940 Thlr. Die Ausschüsse sprachen in ihrer Bewilligungsschrift das Vertrauen aus, der Kurfürst werde dem Lande nicht eher und nicht mehr Rüstung zumuthen als nach Reichsmatrikel und Kreisschluß nothwendig sei, und baten, er möge unter den obwaltenden Verhältnissen sein Leibregiment, die Leibescadron und die Ramsdorf'schen Compagnien entlassen; sei ihm dieses durchaus nicht möglich, so wollten sie einstweilen zur Erhaltung des Kriegsvolks 1 Quat. und 1½ ₰ = 48,595 Thlr. bewilligt haben, unter dem Vorbehalt, daß sie sich damit zur ständigen Erhaltung desselben nicht wollten verbindlich gemacht haben. Für die Gesandtschaften verweigerten sie jede weitere Bewilligung und verlangten, daß die zu diesem Zweck ausgesetzten 3000 Thlr. von den für die Hofhaltung bewilligten Geldern ersetzt und künftig genommen werden sollten. Ebenso verweigerten sie jede Antheilnahme an dem beabsichtigten Reichsdonativ. Der Kurfürst forderte, da er unter den bestehenden Verhältnissen am allerwenigsten sein Kriegsvolk schwächen könne, noch eine Zulage von 19,922 Thlr., welche die Ausschüsse unter der Bedingung bewilligten, daß sie von späteren Bewilligungen wieder abgezogen werde. Damit zufrieden ertheilte der Kurfürst im Vertrauen auf eine spätere ausgiebigere Hilfe am 4. März den Abschied. Noch in demselben Jahre beschrieb er auf den 3. Februar 1668 einen neuen Ausschußtag und verlangte abermals für eine Verstärkung des Kriegsvolks mit 300 Mann eine erhöhte Bewilligung und außerdem, da die vorjährige Ernte gut gewesen sei, die Verproviantirung der Landesfestungen. Die Ausschüsse rechneten ihm die bereits für die Miliz geschehenen Bewilligungen bis auf den Pfennig vor und erstreckten dann die letzte Bewilligung auf ein weiteres Jahr, doch sollte er nach dem Beispiel anderer Fürsten von seinem Kriegsvolk soviel als möglich entlassen oder wenigstens von jeder weiteren Verstärkung absehen. Unter Ablehnung der Verproviantirung bewilligten sie noch für die Gesandtschaften auf 3 Jahre 13,000 fl. Die gesammte Bewilligung auf das Jahr 1668 betrug außer den Accisen 710,000 fl., dabei war die Landsteuer mit 240,000 fl., die Tranksteuer mit 170,000 fl., die Fleischsteuer mit 50,000 fl. angesetzt.

Auf dem nächsten allgemeinen Landtag, der auf den 30. Januar 1671 ausgeschrieben war, forderte der Kurfürst, da aus der Kammer neben den ordentlichen Ausgaben rückständige Ehegelder und Legate, Kammergerichtsziele, Römermonate, Besoldungen 2c. entrichtet werden sollten, außer der Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 5 Jahre die Wiederherstellung der Landaccisen, die Wiedererstattung der während des deutschen Krieges auf die Kammergüter aufgenommenen Capitalien, 200,000 Thlr. für die Miliz mit einem außerordentlichen Zuschuß von 100,000 Thlr. auf die nächsten drei Jahre. Die Stände wußten, da sie eine Mehrung der Quatember und Schocksteuern für unmöglich hielten, keinen Rath, um eine solche Mehrforderung aufzubringen. Indem sie den Kurfürsten erinnerten, wie von Landtag zu Landtag die Forderungen und Bewilligungen gestiegen und die Landschaft trotz aller Opferwilligkeit durch ihn niemals eine Erleichterung ihrer und des Landes Lasten gefunden habe, bewilligten sie im Vertrauen, daß er sie endlich des von Gott gegebenen Friedens froh werden lasse, die Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 4 Jahre, den Baupfennig für die Festungen und 2½ Quatember zur Auslösung des Landtags. Mit der Erklärung, daß sie mit der Bewilligung der Forderungen für das Kriegsvolk wider Gewissen und Gott handeln und bei vollem Frieden die besten Unterthanen aus dem Lande treiben würden, bewilligten sie für die Miliz auf 2 Jahre jährlich 5½ Quatember und 3½ ₰ (= 200,000 Thlr.) und für die beiden Leibregimenter noch besonders 1 Quat. und 1½ ₰, sowie zu des Kurfürsten und seines Hofes Bedürfniß auf 3 Jahre jährlich 3½ Quat., für den Kronprinzen auf 4 Jahre jährlich 3000 Thlr. Dabei stellten sie die Bedingung, daß die Lausitz und der fürstlichen Brüder Landestheile zu angemessenen Theilen beisteuern sollten. Für den Fall, daß der Kurfürst noch vor der nächsten Leipziger Messe die Accisen aufheben werde, versprachen sie noch ½ Quat. auf dieses und 1 ₰ auf das nächste Jahr. Der Kurfürst genehmigte diese Bewilligungen und versprach, die sogen. Land- und Handwerksaccise nicht wieder einzuführen. Eine neue Verstärkung des Kriegsvolks und die Aufbringung eines Reichscontingents von 682 Mann zu Fuß und 370 Reiter veranlaßten den nächsten Ausschußtag, der am 26. Januar 1673 begann. Der Kurfürst verlangte zu diesem Zweck eine außerordentliche Bewilligung von 300,000 Thlr. auf 6 Leipziger Messen mit je 50,000 Thlr. zahlbar. Dagegen erhoben die Ausschüsse die dringendsten Vorstellungen und forderten vor allen die Erledigung der längst übergebenen und stets wiederholten Beschwerden. Sie drohten sogar, wenn sie keine andere Abhilfe zu finden vermöchten, den in den Reichssatzungen vorgeschriebenen Modus ergreifen und sich in ihrer Befugniß selbst handhaben zu müssen. Statt der beabsichtigten Verstärkung des Heeres mit 1400 Pferden und 2000 Mann zu Fuß sollte der Kurfürst, wie sie meinten, lieber dem Lande einige Erleichterung gönnen, damit es sich des langen Friedens endlich erfreuen möge. Dennoch bewilligten sie für dieses und das folgende Jahr 7½ Quat. und 7 ₰, d. i. für jedes Jahr etwa 300,000 Thlr., doch sollten die Soldaten alles außer Logis und Lager baar bezahlen, alles Gestohlene ersetzen und alle Gewaltthätigkeiten unterlassen. Außerdem bewilligten sie jährlich 1 ₰ zur Vollendung der Leipziger Festungswerke und ¼ ₰ für die Gesandtschaften. Nachdem sie zuerst die Bewilligung der 300,000 Thlr. abgelehnt hatten, genehmigten sie endlich auf wiederholte Vorstellungen des Kurfürsten noch 150,000 Thlr. außerordentlicher Beihilfe unter der Bedingung, daß das Capital in der Steuer bleibe und mit 5 Proc. dem Kurfürsten verzinst werde. Dazu bewilligte die Ritterschaft ein Donativ von 32,000 Thlr., welches der Kurfürst aus Rücksicht auf die Armuth derselben genehmigte. Auch mit den übrigen Bewilligungen erklärte er sich am 26. März im Abschied zufrieden.

Schon am Schluß des folgenden Jahres bezeichnete der Kurfürst die für das Kriegsvolk bewilligten 300,000 Thlr. als unzureichend und verlangte wenigstens 450,000 Thlr. und zugleich eine Erhöhung der Gesandtschaftsgelder. Die auf den 10. April beschriebenen Ausschüsse erboten sich, wenn der Kurfürst die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen der Miliz abstelle, mit den 300,000 Thlr. fortfahren zu wollen, zum Festungsbau 12,000 Thlr. und zu den Gesandtschaften auf zwei Jahre ½ Quatember zu bewilligen. Diese Anerbietungen genehmigte der Kurfürst erst, nachdem er erfahren hatte, daß trotz aller Vorstellungen nicht mehr zu erreichen sei. Dagegen erklärte er auf dem nächsten Ausschußtag am 16. Februar 1676 die Verstärkung seiner eigenen Regimenter wie des kurprinzlichen für durchaus nothwendig und kündigte dazu die auf besonderes Ersuchen des Kaisers bewilligte Einquartierung von zwei kaiserlichen Regimentern im Kurfürstenthum an. Mit den Kosten für Festungsbau, Gesandtschaften u. a. verlangte er diesmal an außerordentlichen Be-

willigungen 399,922 Thlr. Die Landschaft dagegen berechnete die Kosten des Kriegsvolks, wenn die Reichs- und Kreiscontingente den bestehenden Satzungen gemäß gehalten würden, auf nur 232,446 Thlr., ersuchte den Kurfürsten, die Einquartierung beim Kaiser abzuwenden und verweigerte jede weitere Bewilligung. Auf die vom Kurfürsten schon verschiedene Male mit Erfolg angewendete Drohung, daß er die Defension nach dem Maßstab des Jahres 1654 ungesäumt aufbieten müsse, legten die Ausschüsse für das Kriegsvolk noch 1½ Quatember und 1 ₰ zu, im Vertrauen, der Kurfürst werde die Einquartierung wie die Aufbietung der Defension dem Lande ersparen. Dabei berechneten sie die für die Miliz vom Landtag 1661 bis zum Landtag 1675 geschehene Bewilligung auf 2,828,548 Thlr. 19 Gr. — Bevor ein halbes Jahr abgelaufen war, berief der Kurfürst auf den 29. October desselben Jahres einen allgemeinen Landtag, hauptsächlich um wieder eine höhere Bewilligung für das Kriegsvolk und eine Beihilfe für die Rentkammer zu erlangen, deren Mangel sich selbst schon auf der kurfürstlichen Tafel fühlbar machte. Er verlangte deshalb neben der Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 4 Jahre für das Kriegsvolk jährlich 500,000 Thlr., für die Festungen 20,000 Thlr., die Wiedereinführung der Landaccisen oder ein angemessenes Aequivalent dafür, die Verdoppelung des Fleischpfennigs auch vom Hausschlachten, 12,000 Thlr. für die Gesandtschaft zu Regensburg und die Ersetzung aller nicht einzubringenden Steuerreste. Die Landschaft erhob in ihrer Präliminarschrift eine Menge alter und neuer Beschwerden, bewilligte einen noch besonders für den Kurprinzen verlangten Zuschuß von ¼ Pf. und schlug zur Förderung der neuen Manufacturen eine einmalige Abgabe von einem Thaler auf jeden Mühlengang vor. Indem sie dann in der Bewilligungsschrift eine vierjährige Erstreckung der ordentlichen Steuern genehmigte[1], bekannte sie über die neuen Steuerforderungen des Kurfürsten „ihre äußerste Gemüthsbestürzung", gestand aber selbst, unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu einer Minderung des Kriegsvolks nicht rathen zu können, und bewilligte deshalb für dasselbe mit Einschluß aller Vorschüsse 9½ Quatember und 8 Pf. auf 2 Jahre, doch sollten davon jährlich 4½ Römermonate = 8400 Thlr. an die Kreiskasse bezahlt werden. Demnach blieben nach ihrer Rechnung für das Kriegsvolk noch 241,593 Thlr. Außerdem bewilligten sie für die nicht abzuweisenden Winterquartiere der kaiserlichen Regimenter 1 Quatember und 2 Pf., für die Festungen 1 Pf. auf 4 Jahre, als Ersatz für die Landaccisen 1 Quatember und 1 Pf., für die Gesandtschaften jährlich 1 Pf. und außerdem noch für die Gesandtschaft in Regensburg 3000 Thlr. und endlich für die durch Einquartierung hart mitgenommenen thüringischen Ortschaften 1 Quatember und 2 Pf., für die eigene Auslösung 4 Pf. Dagegen lehnten sie die Einlösung der verpfändeten Kammergüter abermals ab. Der Kurfürst versuchte für das Kriegsvolk noch eine Erhöhung zu erreichen, mußte sich aber schließlich mit diesen Bewilligungen zufrieden erklären und verabschiedete am 28. December die Landschaft.

Auf dem folgenden Ausschußtag, am 2. November 1677, verlangte der Kurfürst für eine bereits geschehene Verstärkung der Miliz mit 700 Pferden und 800 Mann zu Fuß eine angemessene Erhöhung der Bewilligung und Ersatz der zu diesem Zweck bereits aufgenommenen Gelder. Die Ausschüsse erklärten, das Land ohne seinen gänzlichen Ruin nicht weiter belasten zu können, da viele Dörfer und Städte jetzt schwerer heimgesucht seien, als selbst im 30jährigen Krieg; bevor nicht der Kurfürst die neue, willkürlich eingeführte Fourageordnung aufgehoben und die mit der Landschaft vereinbarte wieder eingeführt habe, könnten sie sich auf eine Beantwortung seiner Forderungen gar nicht einlassen. Daran knüpften sie neue Beschwerden über die Miliz, Erhöhung von Zöllen und Geleiten, Mehrung des Wildstandes u. a. und verlangten die Erledigung der bereits übergebenen 76 Landgebrechen. Nachdem der Kurfürst diese in eingehender Weise beantwortet und in einem besonderen Verzeichniß seine Reiterei auf 21 Compagnien = 2100 Mann, das Fußvolk auf 27 Compagnien = 3400 Mann angegeben hatte, bewilligten die Ausschüsse, unter Wiederholung bitterer Klagen über die Ueberbürdung des erschöpften Landes, für die beiden kaiserlichen Regimenter monatlich 6422 Thlr. auf 10 Monate und erhöhten die Bewilligung für des Kurfürsten Kriegsvolk um ½ Quatember, wogegen der Kurfürst im Abschied die Aufhebung der neuen Fourageordnung versprach. Auch die auf den 2. Februar 1679 beschriebene Ausschußversammlung mußte die Verpflegung der sämmtlichen Kriegsvölker für das laufende Jahr übernehmen, lehnte aber jede Erhöhung der bisherigen Bewilligung ab, genehmigte jedoch zu des Kurfürsten besonderer Disposition 12,000 Thlr. und für die Gesandtschaften 1 Pf. Die gesammte Bewilligung für die Miliz betrug diesmal 403,701½ Thlr. Diese Bewilligung minderte die Ausschußversammlung im Januar 1680 wieder auf 350,000 Thlr. und erlangte dazu vom Kurfürsten, obwol derselbe eine Verstärkung des Kriegsvolks für durchaus nothwendig erklärt hatte, das Versprechen, dasselbe um 14 Compagnien zu Pferde und 9 Compagnien zu Fuß mindern zu wollen, doch starb er, ohne diesem heilsamen Entschluß Folge gegeben zu haben.

Als Johann Georg III. seinen ersten Landtag auf den 2. November 1681 berufen hatte, erklärte er, daß er bei dem besten Willen und Wunsch, dem Lande zu helfen und die Steuern zu mindern, doch in Rücksicht auf die gefährlichen Verhältnisse im Reich der „Landschaft jeder Zeit tapfer und standhaft erwiesene Treuherzigkeit und stattlichen Beihilfen" von Neuem suchen und neben der Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 6 Jahre ein Zulängliches an außerordentlichen Auflagen verlangen müsse. Er forderte die Wiederherstellung der Landaccisen, die volle Auszahlung der Steuerdeputate trotz der vom verstorbenen Kurfürsten erhobenen Vorschüsse, die Befreiung des Kammerguts von allen Verpfändungen und Schulden, die Uebernahme aller rückständigen Besoldungen und Ersatz aller durch Veräußerung von Kammergütern entstandenen Einbußen im jährlichen Betrag von etwa 100,000 Thlr., und außerdem für die Festungen eine Anlage von ¼ Metze Korn und ½ Metze Hafer auf jede Hufe. Die Stände benutzten die Gelegenheit des Regierungswechsels zur Wiederholung ihrer mannichfachen Beschwerden und Wünsche in eben so ausführlicher wie eindringlicher Weise. Der Kurfürst versprach wie herkömmlich auf jede Beschwerde mögliche und billige Abhilfe und verlangte dagegen ohne Verzug genügende Beantwortung der Proposition. Die nach mancherlei Verhandlungen am 11. Januar 1682 übergebene Bewilligungsschrift erstreckte die ordentlichen Steuern auf 6 Jahre, bot für die Miliz und das Reichscontingent statt der verlangten Million nur 500,000 Thlr., die auf 17 Terminen in Quatembern und Pfennigen erhoben werden sollten, unter der Bedingung, daß die Lausitze, die Graf- und Herrschaften und alle schutzverwandten Landestheile beigezogen würden. Sie klagten bitter, daß alle bisher mit großer Beschwerung des Landes aufgebrachten hohen Bewilligungen trotz stetiger Mehrung ihren Zweck nicht nur nicht erreicht hätten, sondern daß sogar die kurfürstlichen Deputate auf lange Zeit hinaus vorweggenommen seien. Dennoch erboten sie sich, wiederum ein Capital von 500,000 Thlr. und die Anticipationen der Deputate auf die Steuer zu übernehmen, doch daß ihnen dergleichen niemals mehr zugemuthet werde. Nachdem sie auch noch für die Gesandschaften 1 ₰, für die rückständigen Besoldungen 16,000 Thlr. und zur eigenen Auslösung 1 Quatember und 2 ₰ bewilligt hatten, lehnten sie die Wiederaufrichtung der Landaccisen, die Verproviantirung der Festungen, den Ersatz und die Einlösung der verpfändeten Kammergüter

entschieden ab. Der Kurfürst bezeichnete die Bewilligungen insbesondere für das Kriegsvolk als durchaus ungenügend und verlangte für dieses wenigstens 800,000 Thlr. auf 6 Jahre und eine Erhöhung der Gesandtschaftsgelder. Die Stände beriethen darauf lange unter einander wegen Einführung einer neuen Steuerart und boten dann dem Kurfürsten einen Mahlgroschen, d. i. 1 Gr. von jedem zur Mühle gebrachten Scheffel Getreide, doch ausdrücklich nur auf 2 Jahre. Zugleich bewilligten sie doch unter mancherlei Verwahrungen die Wiederherstellung der Landaccisen auf dieselbe Zeit, die Verproviantirung der Festungen und ½ ₰ Zulage für die Gesandtschaften. Dazu fügte die Ritterschaft ein Donativ von 60,000 Thlrn. Dagegen baten beide Stände, daß der Kurfürst das Land, um nicht zur äußersten Verzweiflung Anlaß zu geben, mit der wiederum gedrohten Aufbietung der Defension und der Ritterpferde bis auf äußerste Gefahr verschonen möge. Die gesammte Bewilligung auf das Jahr 1682 betrug 1,378,500 fl., davon ertrug die Landsteuer 240,000 fl., die Tranksteuer 220,000 fl., die Fleischsteuer 60,000 fl., die für die Miliz bewilligten 14 ₰ 210,000 fl. und die zu demselben Zweck bewilligten 15 Quatember, jeden zu 15,000 fl. gerechnet, 375,000 fl. Da der Kurfürst noch einmal für das Kriegsvolk wenigstens 740,000 Thlr. verlangte, genehmigte die Landschaft noch trotz ihrer früheren Ablehnung und „mit tiefer Bekümmerniß" die Einführung einer Stempelsteuer in Betrag von 1 Gr. für die nächsten zwei Jahre 1682 und 1683. Damit endlich zufrieden, erklärte der Kurfürst am 5. März im Abschiede das Defensionswerk noch aussetzen und die Rathschläge und Gutachten der Landschaft in angemessener Weise berücksichtigen zu wollen.

Nachdem die außerordentlichen Bewilligungen in den folgenden Jahren mit den auf verschiedenen Ausschußtagen genehmigten Erhöhungen im J. 1683 1,384,988 fl., 1684 1,527,723 fl., 1685 1,350,053 fl., 1686 1,409,093 fl. ertragen hatten, schrieb der Kurfürst auf den 28. October 1687 einen allgemeinen Landtag aus. Unter Hinweisung auf die Türkennoth und die Kriege an den westlichen Grenzen des Reiches, auf die Verwirrung und Schuldenlast der Steuer und der Rentkammer erklärte er, daß er trotz des ernstlichsten Willens vom Kriegsvolk nichts entlassen und an den Steuern nichts mindern könne, und verlangte außer der Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 6 Jahre ausreichende außerordentliche Bewilligungen, Fortsetzung der Accisen, einen Beitrag für den Bergbau wie zu der Verlobung des Kurprinzen mit der dänischen Königstochter. Er berechnete dabei die jährlichen Unterhaltskosten für das Kriegsvolk auf 758,487 Thlr. 9 Gr. Die Landschaft fand diese Forderung für das erschöpfte Land, das überall noch Brandstrecken und Wüstungen aufzuweisen habe und gerade jetzt wieder durch ansteckende Krankheiten, Mißwachs und Stockung alles Verkehrs schwer heimgesucht werde, unerschwinglich und meinte, indem sie nach langen Verhandlungen ihre Bewilligungen übergaben, mit denselben nur die reine Unmöglichkeit bewilligt zu haben. Sie erstreckte zunächst die ordentlichen Steuern auf 6 Jahre. Indem sie dann berechnete, daß die Bewilligungen für die Miliz bis dahin die hohe Summe von 8,518,517 fl. 13 Gr. erreicht hätten, lehnte sie jede weitere Erhöhung als kundbare Unmöglichkeit ab und bewilligte auf 3 Jahre jährlich 700,000 Thlr., mit 18½ ₰ und 19 Quatember in 21 Terminen und mit der Zulage von 1 Quatember als Ersatz für etwaige Abgänge. Auch genehmigte sie abermals die Naturalabgabe von jeder Hufe für die Festungen, zur Bezahlung von Vorschüssen und rückständigen Besoldungen weitere 3½ Quatember, für die Gesandtschaften 1 ₰ auf zwei Jahre, für die eigene Auslösung 3½ ₰ unter der Bedingung einer Compensation auf Land- und Tranksteuer, bestätigte die Landaccisen auf die beiden folgenden Jahre, setzte aber die Bestimmung des Beitrags für die noch nicht vollzogene Verlobung des Kurprinzen aus und bat schließlich, daß man sie gegen diese Bewilligungen mit der wiederum gedrohten Aufbietung der Defension verschonen möge. Die gesammte Bewilligung für das laufende Jahr betrug 1,629,135 fl., die Bewilligung für die gesammte Miliz allein 817,000 fl., in 21 Quatembern und 21½ Pf. zu erheben. Die Erhebung vom Jahr 1682 bis 1687 betrug in Summa 8,518,517 fl. 13 Gr. = 7,478,702 Thlr. 22 Gr.

Nach dem Tode Johann Georg's III. in Tübingen am 12. September 1691 berief der Kurfürst Johann Georg IV. einen allgemeinen Landtag auf den 14. Februar 1692 und verlangte hier außer der Erstreckung der ordentlichen Steuern auf 6 Jahre 2 Quatember als Beitrag zu den Begräbnißkosten seines Vaters und 1,035,435 Thlr. für das Kriegsvolk, das er wegen des siegreichen Vordringens der Franzosen noch mehr verstärken müsse. Außerdem forderte er jährlich 50,000 Thlr. zur Errichtung einer Kriegsschule mit zwei Uebungscompagnien, eine neue Verproviantirung der Festungen, den Ersatz der Steuerausfälle von etwa 150,000 fl. und Wiedererstattung der vom verstorbenen Kurfürsten zu gemeinem Nutzen des Landes verbrauchten Steuercapitalien im Betrag von 500,000 fl. Die Stände erklärten die Aufbringung einer so hohen Forderung für unmöglich, da man bisher dem Lande nicht einmal Zeit zur Erholung von den Leiden des 30jährigen Krieges gegönnt habe, und hoben hervor, daß trotz des großen Rückganges aller Nahrungszweige, statt der in der schlimmsten Zeit des 30jährigen Krieges erhobenen 22 Pf. vom Schock, jetzt 36½ Pf. und außerdem noch 24 Quatember, deren jeder soviel ertrage als 2 Pf., erhoben würden, aller übrigen ordentlichen und außerordentlichen Abgaben zu geschweigen. Nach ihrer Rechnung waren in den Jahren 1688—91 an Steuern 6,247,763 fl. 3 Gr. aufgebracht, als 1688 1,503,211 fl. 17 Gr., 1689 1,606,010 fl. 20 Gr., 1690 1,579,986 fl., 1691 1,557,828 fl. 6 Gr. Trotz des Kurfürsten willfähriger Erbietungen auf die Beschwerden der Landschaft und dem Geständniß dieser, daß unter den herrschenden Verhältnissen das Kriegsvolk in seinem Stande erhalten werden müsse, bewilligte sie doch für dasselbe auf die J. 1692, 93 und 94 jährlich nur 777,500 fl. in 20 Quatembern und 18½ Pf., jedoch mit einem jährlichen Zuschuß von 100,000 fl., so lange die Armee außer Landes zu handeln habe. Die Errichtung der Kriegsschule lehnte sie ab, da, wie sie meinte, der Kurfürst dieselbe bei weiser Sparsamkeit ohne besondere Bewilligung werde errichten können, ebenso den Beitrag zu den Begräbnißkosten und die Verproviantirung der Festungen, bewilligten aber noch, um der wieder gedrohten Stellung der Defension zu entgehen, zur Bezahlung alter Kammerschulden 150,000 fl. auf 6 Jahre, jährlich mit 25,000 fl. abzutragen, auf 3 Quatember zu des Kurfürsten bevorstehendem Beilager. Wegen der von Johann Georg III. erhobenen Vorschüsse und verbrauchten Steuercapitalien verwiesen sie auf bessere Zeiten. Die gesammte Bewilligung betrug für die nächsten drei Jahre 4,852,563 fl., jährlich also im Durchschnitt 1,614,187 fl. 15 Gr. Dazu bewilligte schließlich noch die Ritterschaft ein Donativ von 100,000 fl. in drei halbjährigen Terminen, die eine Hälfte als Beitrag zum Beilager, die andere zu des Kurfürsten freier Disposition. Trotz des wiederholten Verlangens nach einer Erhöhung erklärte die Landschaft dieselbe für durchaus unmöglich, gab aber dem Kurfürsten anheim, im Vertrauen auf spätere Ersetzung den etwaigen Mehrbedarf durch Vorschüsse zu decken. Darauf wurde am 5. April die Landesversammlung, die einzige unter der Regierung Johann Georg's IV., verabschiedet. Nachdem das 17. Jahrhundert dem Kurfürstenthum außer der Steigerung der Landsteuer von 16 auf 36 Pf. an neuen ordentlichen Steuern die gleichfalls stets gesteigerte Quatembersteuer, den doppelten Fleischpfennig, die Accisen, den Mahlgroschen und die Stempelsteuer gebracht, die Bewilligungen für das Kriegsvolk von etwa 50,000 fl. auf

800,000 fl., die ganze Summe der Bewilligungen aber auf mehr als 1½ Millionen Gulden gesteigert hatte, begann zu Ende desselben die Regierung des Kurfürsten Friedrich August's I., dessen großartige Prachtliebe und großstaatliche Politik am allerwenigsten geeignet waren, die Schraube ohne Ende, unter deren stetiger Spannung alle Stände seufzten, zur endlichen Erleichterung des Landes wieder rückwärts zu bewegen.

Die Gothaer genealogischen Taschenbücher.

Der Jahresschluß brachte in gewohnter Weise aus dem Verlage von Justus Perthes in Gotha die drei bekannten genealogischen Taschenbücher, von denen der über die ganze civilisirte Welt verbreitete Gothaische genealogische Hofkalender im 113. Jahrgange, das Taschenbuch der Gräflichen Häuser im 49. und das der Freiherrlichen Häuser im 26. Jahrgange diesmal vorliegt. Allen drei Büchern ist die von Beginn des Unternehmens gewohnte sorgfältige Bearbeitung auch diesmal zu Theil geworden; alle drei Bände haben aber zugleich wiederum namhafte quantitative Vermehrungen erfahren, das Gothaische genealogische Taschenbuch überdies eine theilweise veränderte Stoffvertheilung. So ist denn dem trefflichen Sammelwerke auch für den Jahrgang 1876 der wohlbegründete ausgezeichnete Ruf gesichert, welchen die früheren Jahrgänge der drei genealogischen Taschenbücher durch Vollständigkeit, Reichhaltigkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit in den weitesten Kreisen sich zu erringen verstanden haben.

Die größte Verbreitung unter den drei Büchern genießt selbstverständlich das Gothaische genealogische Taschenbuch. Der diesmalige Jahrgang bringt als Titelbild das Portrait des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, welchem sich die Bildnisse der zweiten Tochter des Prinzen Friedrich Carl von Preußen, Prinzessin Elisabeth, des Königs Alfons XII. von Spanien und des Präsidenten des deutschen Reichskanzleramts, Staatsminister Delbrück, anschließen. So sympathisch die Züge in den Bildnissen des Kronprinzen Rudolf und der Prinzessin Elisabeth berühren, so wenig dürfte dies im Allgemeinen der Fall sein bei dem Portrait des Königs Alfons XII., dessen schlaffe, unbedeutende, energielose Physiognomie ihn kaum als den rechten Mann für die schwierige Aufgabe seines jungen Herrscherthums erscheinen läßt. Als fünfte künstlerische Beigabe bringt der Jahrgang 1876 das von Leonard Schwann's Buchdruckerei in Neuß in Farben vortrefflich ausgeführte große Wappen des russischen Kaiserreichs.

Eine durchgreifende Veränderung in der Stoffgruppirung hat der neue Jahrgang dadurch erfahren, daß die bisherigen drei Abtheilungen, von denen die erste die souverainen, die zweite die mediatisirten fürstlichen, die dritte die mit dem Prädicat „Erlaucht" bedachten gräflichen Häuser enthielt, in zwei Abtheilungen zusammengezogen worden sind. Die erste ist im Wesentlichen unverändert geblieben; dagegen sind die bisherige zweite und dritte miteinander in eine einzige Abtheilung verschmolzen worden, welche eine namhafte quantitative Vermehrung insofern noch erfahren hat, als in den neuen Jahrgang sämmtliche englische, schottische und irische Herzogsfamilien aufgenommen worden sind. Als Grund der neuen Eintheilung wird von der Redaction geltend gemacht, daß mehrere der Grafenhäuser mit gleichnamigen fürstlichen nur ein einziges Geschlecht bilden (beispielsweise die Auersperg, die Fugger, die Hatzfeld, die Isenburg, die Khevenhüller, die Kinsky, die Leiningen, die Lichnowsky, die Löwenstein, die Paar, die Rosenberg, die Schönburg, die Solms ꝛc.), so daß es wünschenswerth erschien, diese bisher getrennten Genealogien übersichtlich zu ordnen. Auch ist die Stellung dieser erlauchten Grafenhäuser eine solche, daß es nicht gerechtfertigt ist, sie von den nichtsouverainen fürstlichen zu trennen. So sehr man diesen Gründen ihre Berechtigung zuerkennen muß, so wenig vermögen wir dies bezüglich der Aufnahme der großbritannischen Herzogsfamilien. Die Redaction führt dafür an, daß der Hofkalender, indem er die Grenzen seines ursprünglichen Zieles, ein Verzeichniß der Mitglieder des deutschen hohen Adels zu geben, überschritten habe, „langsam dem freilich wol unerreichbaren Ziele nachgehe, das Goldene Buch der höchsten Aristokratie Europa's zu werden". Die Redaction hat, indem sie dieses Ziel selbst als „wol unerreichbar" hinstellt, ihrem Vorhaben mit eigenem Munde die treffendste Kritik ertheilt. Dasselbe ist, von sonstigen inhaltschweren Bedenken abgesehen, schon aus räumlichen Gründen absolut undurchführbar. Man sehe sich nur einmal den stattlichen Band an, welchen das bekannte englische Sammelwerk, die „Peerage" bildet, welche sämmtliche Familien des englischen Hochadels bringt, und man wird unsern Ausspruch gerechtfertigt finden. Der diesmalige Jahrgang begnügt sich allerdings mit Aufnahme der englischen, schottischen und irischen Herzogsfamilien; das ist aber die reine Willkür, denn innerhalb des englischen Hochadels genießen die Herzogsfamilien nicht den mindesten Standesvorzug vor den übrigen Kategorien desselben, den Marqueß, Earls, Viscounts und Barons. Der Herzogstitel ist in der englischen Peerage ein einfacher Titel, der seinem Inhaber nicht einmal durchgehends einen besonders bevorzugten gesellschaftlichen Rang sichert. Auch in Beziehung auf Alter und Reichthum stehen die großbritannischen Herzogsfamilien nicht glänzender als die der minder betitelten des britischen Hochadels da, denn es giebt namentlich unter den Marqueß und Earls mehr als eine Familie, welche es an Reichthum mit jeder Herzogsfamilie aufnimmt, und im Alter des Adelstitels stehen die meisten Herzogsfamilien vielen der minder betitelten sogar nach. In eine noch viel größere Willkür wird und muß die Redaction gerathen, wenn sie ihr Vorhaben andern europäischen Ländern gegenüber zur Ausführung bringen will; denn außer in Deutschland, Oesterreich und England fehlt es überhaupt an jedem greifbaren Kriterium für den Inbegriff des sogenannten hohen Adels. Weder Frankreich, dessen sehr zusammengeschmolzene alte Adelsgeschlechter mit dem Napoleonischen Kriegsadel durchsetzt sind, noch Spanien, dessen Grandezza eine Anzahl homines novi, welche ihre Titel dem anrüchigsten politischen Abenteurerthum verdanken, in sich aufgenommen hat, noch Italien, in welchem ein Herzogs- oder Marchese-Titel mitunter an einem Grundbesitz haftet, der kaum den Werth eines mittleren deutschen Ritterguts erreicht, noch endlich Rußland, dessen Adelsthum mit dem Staatsdienst derart verwachsen ist, daß bekanntermaßen auch der höchste Adelstitel von selbst erlischt, wenn die ihn führende Familie durch drei Generationen hindurch keines ihrer Mitglieder dem Staatsdienste gestellt hat, besitzen eine Aristokratie, die sich an Alter, Reichthum, Besitz und persönlicher Unabhängigkeit und Selbständigkeit mit dem Hochadel Englands, Deutschlands und Oesterreichs irgendwie vergleichen läßt. Somit können wir das Vorhaben, den Hofkalender zu einem Goldenen Buch der höchsten Aristokratie Europas zu machen, so gut gemeint die Sache an sich sein mag, doch im Großen und Ganzen nur als einen Fehlgriff bezeichnen, der auch im günstigsten Falle an die Stelle der bisher gewohnten erschöpfenden Vollständigkeit etwas im höchsten Grade Unvollständiges und Lückenhaftes setzt. Und zwar nicht allein rücksichtlich des neuen Zuwachses, wo eben, wie gesagt, eine auch nur annähernde Vollständigkeit sich

überhaupt nicht erreichen läßt, sondern auch hinsichtlich des bisher Gebrachten. Hat doch schon, „um wenigstens annähernd den hierzu (d. h. zu Aufnahme der englischen Herzogsfamilien) nöthigen Raum im Buche zu schaffen", im gegenwärtigen Jahrgange eine Anzahl von andern fürstlichen Familien, darunter auch solche vom hohen deutschen Adel, nur mit dem Familiennamen ohne Aufzählung der Mitglieder aufgeführt werden können. Unseres Erachtens würde die Redaction wohlthun, wenn sie die zweite Abtheilung wieder auf ihre ursprünglichen Grenzen einschränkte, wonach dieselbe ausschließlich dem deutschen und österreichischen Hochadel gewidmet war, hier aber die altgewohnte Vollständigkeit walten ließe. „Allzuviel ist ungesund."

An die Genealogieen der fürstlichen rc. Häuser schließen sich zwei Verzeichnisse der regierenden Fürsten, das eine nach deren Regierungsantritte, das andere nach dem Lebensalter geordnet. An der Spitze des ersteren steht der Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien, welcher, damals allerdings erst sechs Jahre alt, bereits im Jahre 1831 auf den Thron gelangt ist, und welchem sich als zweitältester der wenige Wochen später zur Regierung gekommene Herzog Wilhelm von Braunschweig anschließt. Als zuletzt zur Regierung gelangt ist in dem Verzeichniß noch König Albert von Sachsen aufgeführt. Dem Lebensalter nach ist der älteste Souverain der Papst, geb. am 13. Mai 1792, der zweitälteste Kaiser Wilhelm, geb. 22. März 1797. Beide Fürsten sind zugleich die einzigen, deren Geburtsjahr noch in das vorige Jahrhundert fällt. Der jüngste regierende Herr ist Heinrich XXII., Fürst Reuß älterer Linie (Greiz), geb. am 28. März 1846.

Diesen beiden Verzeichnissen reiht sich das Ordensverzeichniß mit Angabe des Stifters eines jeden Ordens und der Zeit der Stiftung an. Die Liste beginnt mit dem souverainen Orden des heiligen Johannes von Jerusalem, der seit dem Tode des letzten Großmeisters, Fra Tommasi von Contara, gest. 1805, durch einen Ordensstatthalter und das zu Rom residirende Heilige Conseil verwaltet wird. Mit ihm nicht zu verwechseln ist die unter dem Herrenmeister Prinzen Carl von Preußen stehende Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem, welche, entstanden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und aufgehoben im Jahre 1811, von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Jahre 1852 mit wesentlich veränderten Satzungen wieder aufgerichtet wurde. Das Ordensverzeichniß dürfte an Vollständigkeit seines Gleichen suchen, ja in dieser Hinsicht mitunter vielleicht zu weit gehen, insofern darin Orden Aufnahme gefunden haben, welche zwar gestiftet und formell nicht wieder aufgehoben, gleichwol aber nie zur wirklichen Verleihung gelangt sind, so beispielsweise der preußische Schwanenorden. Der Zahl nach die meisten Orden — 13 — besitzen Bayern und Spanien, das zugleich in dem 1158 gestifteten Orden von Calatrava den zweitältesten der heute noch bestehenden Orden — der älteste, 1118 gestiftet, ist der souveraine Orden des heiligen Johannes von Jerusalem — und in dem 1871 von dem ephemeren König Amadeus gestifteten Maria-Victoria-Orden den jüngsten Orden besitzt. Auf Spanien folgt Preußen mit 12 Orden, Oesterreich mit 9, Rußland mit 8, Großbritannien mit 7, Italien, Brasilien, Portugal und das vormalige Königreich beider Sicilien mit je 6, Sachsen und der päpstliche Stuhl mit je 5, Niederlande, Hessen und Württemberg mit je 4 rc. Ihrer Seltenheit in Europa wegen hervorzuheben dürften sein der Orden der goldenen Sonne in Birma, die drei chinesischen Orden vom kostbaren Stern, der Civilverdienstorden und der 1863 für die Franzosen, welche an der Expedition gegen die Rebellen Theil genommen hatten, gestiftete Drachenorden, der Königliche Orden von Cambodja, der Orden des Königs Kamehameha von Hawaii, der Orden von Santa Rosa in Honduras, der Orden von San Juan de Nicaragua oder Grey Town, der Orden des Weißen Elephanten von Siam, der Orden del Busto de Bolivar in Venezuela, die drei von dem unglücklichen Kaiser Maximilian gestifteten, von der gegenwärtigen Regierung nicht anerkannten mexicanischen Orden Unserer lieben Frau von Guadelupe, des mexicanischen Adlers und des heiligen Carl und der von Lopez 1864 gestiftete, von der jetzigen Regierung ebenfalls nicht anerkannte Orden del Merito in Paraguay. Auch die beiden kleinsten vorhandenen Staaten, das nur ¼ Quadratmeile große Monaco und die etwas über 1 Quadratmeile große Republik San Marino verleihen je 1 Orden. Keinen Orden besitzen von den europäischen Staaten nur die Schweiz, Liechtenstein, Waldeck und die drei freien deutschen Städte Hamburg, Lübeck und Bremen.

Ganz besondere Sorgfalt ist diesmal auf die Bearbeitung des diplomatisch-statistischen Jahrbuchs verwendet worden. Der Artikel „Fidschi-Inseln" ist infolge der Annexion derselben durch Großbritannien in Wegfall gekommen, dagegen dem kleinen Samos, welches ein Tributärstaat der Türkei ist, ein besonderer Abschnitt gewidmet und der Artikel Aegypten erheblich erweitert worden. Auch der Artikel Spanien ist wieder in alter Vollständigkeit vertreten. Den Armeeübersichten ist eine so gründliche Bearbeitung zu Theil geworden, daß die Redaction sich mit vollem Recht der Hoffnung hingeben darf, es werde der Hofkalender jetzt auch in militairischen Kreisen eine größere Würdigung finden, als ihm bisher da zu Theil wurde. Die treffliche, aus der Feder eines militairwissenschaftlichen Schriftstellers ersten Ranges herrührende Uebersicht über das deutsche Heer hat schon früher ungetheilte Anerkennung gefunden. Ihr reihen sich diesmal drei neue Artikel über die französische, englische und russische Armee an, welche, von Generalstabsofficieren entworfen, den Stempel militair-fachwissenschaftlicher Bearbeitung an sich tragen und die Reorganisationen der betreffenden Heere bis 1. Oct. 1875 berücksichtigen. Wir kommen auf diese ausgezeichneten Arbeiten gelegentlich ausführlicher zurück.

In Betreff der Handelstabellen ist es das Bestreben der Redaction gewesen, die neuesten, auf 1874 bezüglichen Daten zu erhalten, um dem Leser die interessante Thatsache vor Augen zu führen, wie das Jahr 1873 fast auf der gesammten Erdoberfläche einen Höhepunkt wirthschaftlicher und commerzieller Thätigkeit bezeichnet, während das Jahr 1874 fast überall einen Rückgang oder Stillstand erkennen läßt. Viele dieser Angaben sind indessen so spät eingegangen, daß dies leider nicht überall hat geschehen können. Die wesentlichste Bereicherung hat dieser Abschnitt des Hofkalenders erfahren, in dem der Versuch gemacht wurde, die im Außenhandel der einzelnen Länder umgesetzten Waaren nach einem gemeinsamen Schema zu ordnen, um in großen Zügen die wirthschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Staaten in Bezug auf Erzeugung von Nahrungsmitteln, Rohproducten und Fabrikaten, sowie auf Abhängigkeit ihrer Bevölkerung vom Auslande zu skizziren. Die meisten Uebersichten sind aus den großen Handelstabellen der einzelnen Länder herausgearbeitet worden, so daß die Garantie geboten ist, daß wirklich Gleichartiges unter eine Rubrik zusammengefaßt ist. Zur Grundlage der Anordnung ist die vom deutschen statistischen Amt gewählte Classification der Waaren genommen worden. Die in dieser Hinsicht aufgewandte Mühe und Sorgfalt verdient um so größere Anerkennung, je unrichtiger und unzutreffender vielfach die über die hier einschlagenden Materien verbreiteten Vorstellungen sind. Selbst in gut redigirten Blättern findet man mitunter wahrhaft haarsträubende Angaben. Für Deutschland sind die mitgetheilten Ziffern freilich zum Theil nichts weniger als erfreulicher Natur. Insbesondere weisen sie für die Jahre 1872 und 1873 ein wahrhaft erschreckendes Mißverhältniß zwischen Einfuhr und Ausfuhr auf. Während noch im Jahre 1872 der Werth der Einfuhr sich auf 3468 Mill. Mark, der Werth der Ausfuhr auf nur 2494 Mill.

Mark belaufen hat, stellen sich für das Jahr 1873 die betreffenden Ziffern auf 4257 Mill. Mark und 2489 Mill. Mark. Mit anderen Worten: die Unterbilanz des deutschen wirthschaftlichen Verkehrs beträgt allein für die beiden Jahre 1872 und 1873 die ungeheuere Summe von 2742 Mill Mark, ungefähr drei Fünftheile der gesammten französischen Kriegsentschädigung! Da das Jahr 1874, für welches das Ziffernwerk noch aussteht, schwerlich wesentlich günstigere Verhältnisse gebracht haben wird, so dürfte es kaum als Schwarzseherei geziehen werden, wenn man behauptet, daß die Unterbilanz im deutschen Wirthschaftsleben seit dem Ende des deutsch-französischen Krieges allein schon nahezu den Gesammtbetrag der von Frankreich gezahlten fünf Milliarden aufgezehrt hat. Die neuerdings oft aufgeworfene Frage: „Wo sind unsere Milliarden hingekommen?" ist somit auf eine ebenso einfache als natürliche Weise beantwortet. Wir haben sie an das Ausland heimgezahlt für das, was wir aus diesem an Werthen mehr eingeführt, als ihm zugeführt haben. Die Mißwirthschaft, welche Deutschland, Dank den hohlen Theorien seiner Manchesterleute, in dieser Beziehung in den letzten Jahren getrieben hat, fällt und zwar zu unserm Nachtheil, um so schwerer ins Gewicht, je rationeller die übrigen Nationen, wie das betreffende Zahlenwerk aufweist, in dem gleichen Zeitraume gewirthschaftet haben. Unterbilanzen von erheblicherer Bedeutung in Ein- und Ausfuhr weisen nächst dem Deutschen Reiche nur Italien und Oesterreich auf. Indessen beträgt diese Unterbilanz für Italien auf die beiden Jahre 1872 und 1873 nur 173 Mill. Lire = ungefähr 150 Mill. ℳ und für Oesterreich-Ungarn auf die gleiche Zeit 390 Mill. fl. = ungefähr 750 Mill. ℳ Das ungünstigste Jahr für Oesterreich war das Jahr 1872, wo die Unterbilanz sich auf 225 Mill. fl. beläuft. Schon 1873 ergiebt eine namhafte Besserung und die Ziffern des Jahres 1874, wo die Unterbilanz blos noch 113 Mill. fl. beträgt, erweisen die fortschreitende Wiederkehr zu normalen wirthschaftlichen Zuständen. In Deutschland ward aber, wie die eben gegebenen Ziffern aufweisen, 1872, im Jahre des Hochgangs des Schwindels, der Culminationspunkt der Unterbilanz noch bei Weitem nicht erreicht. Diese unerbittliche Zahlenlogik giebt wahrlich ernst genug zu denken, und mit der Taktik des Todtschweigens, die sich ihr gegenüber ein großer Theil unserer Zeitungen zur Richtschnur genommen zu haben scheint, schafft man dieselbe nicht aus der Welt.

Entsprechend dem erfreulichen Aufschwung der Statistik als Wissenschaft, sowie der fortwährend gesteigerten Production an statistischem Material in allen Staaten, wie endlich dem wachsenden Interesse aller Gesellschaftsclassen an statistischen Zusammenstellungen hat sich der Umfang dieses Theiles des Hofkalenders von Jahr zu Jahr erweitert. Während derselbe im Jahrgang 1868 kaum 200 Druckseiten umfaßte, füllt das statistische Jahrbuch im laufenden Jahrgange über 350 engbedruckte Blätter. In noch höherem Grade als die äußere Vermehrung verdient die innere Gestaltung, die lichtvolle Gruppirung und zweckmäßige Auswahl des oft wol überreichlich zufließenden Materials rückhaltloseste Anerkennung. Es hat in dieser Beziehung seit Uebernahme der Redaction des statistischen Jahrbuchs durch den demnächst ausscheidenden Dr. Wagner in den letztverstrichenen acht Jahren eine ebenso zweckmäßige als durchgreifende Veränderung in den leitenden Grundsätzen stattgefunden. Während nämlich im Hofkalender früher eine große Anzahl höchst schätzenswerther statistischer Notizen sehr ungleich auf die einzelnen Artikel vertheilt waren und nicht immer der Bedeutung der verschiedenen Staaten entsprechend auftraten, machte sich die jetzige Redaction zur Aufgabe, einerseits den Umfang der einzelnen statistischen Skizzen den Machtverhältnissen und der wirthschaftlichen Stellung der Länder gemäß zu gestalten, andererseits den Rahmen der statistischen Momente, so weit thunlich, über alle im Hofkalender vertretenen Staatsgebiete auszudehnen. Das statistische Jahrbuch ist dadurch zu einer der wichtigsten, umfassendsten und vollständigsten Quellen für die internationale Statistik geworden. Wir kennen die Gründe nicht, welche das Ausscheiden des Dr. Wagner aus der von ihm in so vortrefflicher, mühsamer und umsichtiger Weise geführten Redaction des statistischen Jahrbuchs herbeigeführt haben, können aber nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß sein Nachfolger die Redaction in seinem Geiste und nach seinen Grundsätzen weiter führe.

Es erübrigen uns noch wenige Worte über das Taschenbuch der Gräflichen Häuser und das der Freiherrlichen Häuser. Beide bieten hinsichtlich der leitenden Grundsätze keine wesentliche Veränderung gegen die früheren Jahrgänge dar, haben aber durch Aufnahme einer Anzahl bisher in den Jahrbüchern nicht vertretenen gräflichen und freiherrlichen Familien abermals nicht unbeträchtliche Erweiterungen erfahren. Die neuaufgenommenen Grafenfamilien sind die: Alexandrowicz, Albertoni, Amadei, Béldi von Uzon, Buonacorsi de Pistoia, Mikes von Zabola, Miko von Hidvég, Montperny, Somssich de Hidvég, Vay v. Vaja. Die Mehrzahl der ebengenannten Familien gehört Ungarn, andere Rußland, Polen, Italien, Deutschland, von einzelnen dahin reichenden Verzweigungen abgesehen, keine einzige dieser Familien an. Dieselbe Bemerkung, welche wir anläßlich der Aufnahme nicht deutscher Familien in die zweite Abtheilung des Hofkalenders gemacht haben, möchten wir auch hier zur Beherzigung empfehlen. Das Taschenbuch der freiherrlichen Häuser enthält 43 neu aufgenommene freiherrliche Familien, unter denen als bekanntere deutsche Namen die Bähler, von dem Bussche, Gruben, Humboldt, Könneritz, Romberg, v. d. Trenck sich bemerkbar machen. Der österreichischen Baronie gehören an die Freiherren von Conrad, Fleischhacker, Henikstein, Philippovich, Poche, Roßbach, Ruesfeser von Wellenthal, Salvotti von Eichenkraft und Bindeburg, Schaarschmid von Adlertreu, Seiller, Sina, Szegedy-Fesch von Mezo-Szöged, Vay von Vaja, Wiedenfeld und Wiedersperger von Wiedersperg. Die überwiegende Mehrzahl dieser Familien verdankt ihr Freiherrendiplom der neuesten Zeit; sie erwarben es meist dadurch, daß ein Familienglied die höhere Classe eines der älteren österreichischen Orden, mit denen statutenmäßig das Recht, auf Erhebung in den erblichen Freiherrenstand anzutragen, verbunden ist, erhalten hat. Zum ersten Mal in den Freiherren-Kalender aufgenommen und als das erste Beispiel der Aufnahme einer nicht christlichen Familie erscheint die Frankfurter Geldfürstenfamilie Rothschild.

Als Titelkupfer bringen in gewohnter trefflicher Ausführung das Taschenbuch der Gräflichen Häuser das Bildniß des Grafen Franz Folliot von Crenneville, k. k. österreichischen Oberstkämmerers und Feldzeugmeisters, Ritters des Ordens vom Goldenen Vließe, Kanzler des Leopold-Ordens ꝛc., das der Freiherrlichen Häuser das Portrait des Freiherrn Robert von Patow, königl. preußischen Staatsministers und gegenwärtigen Oberpräsidenten der Provinz Sachsen. Es ist damit der von jeher befolgte Brauch eingehalten, beide Taschenbücher stets mit dem Portrait eines preußischen und eines österreichischen Edelmannes von hervorragender persönlicher Bedeutung zu schmücken.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. K. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 6. Donnerstag, den 20. Januar. 1876.

Die Dachschiefergebiete Sachsens und Thüringens.

Von Bernhard v. Cotta.

Unter den verschiedenen Deckmaterialien für Häuser nimmt der Dachschiefer jedenfalls die erste Stelle ein, weil er relativ billiger und dauerhafter ist als alle anderen, und diese Stelle dürfte er wol auch behaupten, so lange es nicht etwa gelingt, Aluminium einfach und sehr billig aus Thon oder Lehm darzustellen; denn die bisher zur Bedachung angewendeten Metalle: Eisen, Zink, Blei, Kupfer sind für gewöhnliche Wohnhäuser entweder zu schwer oder zu theuer, daher wesentlich nur für Luxusbauten geeignet, oder für gewisse, besonderen Schutzes bedürfende Räumlichkeiten. Die übrigen üblichen Deckmaterialien, wie Holz, Stroh, Dachpappe, Asphalt und Ziegeln, werden aus verschiedenen Gründen mehr und mehr durch Schiefer verdrängt und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande. Diese stetig zunehmende Anwendung des Thonschiefers zur Bedachung und theilweise sogar zur äußeren Bekleidung der Häuser, sowie die anderweitige Verwendung gewisser Varietäten desselben zur Herstellung von Schiefertafeln, Tischplatten, Badeeinrichtungen, Schreibstiften u. s. w. veranlaßt mich zu nachstehenden Bemerkungen über die Hauptvorkommnisse dieses Materials in Sachsen und Thüringen.

Fast alle zum Dachdecken und zur Herstellung von Tafeln und Stiften geeigneten Schiefer gehören — und zwar nicht nur in Europa, sondern auch in den anderen Erdtheilen — den ältesten sedimentären Formationen an (der Kulm-, Devon-, Silur- oder Cambrischen Formation), die man gemeinsam auch wol Grauwackenbildungen zu nennen pflegt. Es ist das eine beachtenswerthe Thatsache, die wahrscheinlich eben durch das hohe Alter — die lange dauernde starke Bedeckung — dieser, ursprünglich aus thonigem Schlamm bestehenden Ablagerungen bedingt ist.

Untergeordnet enthalten diese Ablagerungen gewöhnlich auch Kalkstein, Dolomit, Quarz, Sandstein, Eisenstein u. s. w., und nicht selten sind sie durchsetzt von Grünsteinen, die zuweilen die Regelmäßigkeit ihrer Lagerung und Schieferstructur gestört haben.

Nur ausnahmsweise findet man auch in viel neueren Ablagerungen zur Dachbedeckung geeignete Schiefer, so z. B. in den tertiären Thonschiefern des Cantons Glarus, im oberen Jurakalk Bayerns, der bei Solenhofen eigentlich mehr dünngeschichtet als echt schieferig ist, und im bunten Sandstein westlich vom Harz, der durch seinen starken Glimmergehalt bei ebenfalls sehr dünner Schichtung schieferig erscheint.

Je freier ein Thonschiefer von anderen Mineralbeimengungen ist, je vollkommener schieferig und dabei doch fest, um so mehr ist er geeignet zur Benutzung als Dach- und Tafelschiefer; besitzt er dabei eine holzähnliche Lineartextur, was ihn zur Herstellung von Tafeln ungeeignet macht, so läßt er sich zur Anfertigung von Schieferstiften benutzen, und man nennt ihn in diesem Falle Griffelschiefer.

Zum Dachdecken brauchbare Thonschiefer, sogenannte „Dachschiefer“, finden sich in Norddeutschland vorzugsweise am nördlichen Rande des Erzgebirges (Gegend von Lößnitz), am östlichen Thüringer Wald (Lehesten), am Harz und im rheinischen Grauwackengebiet. Mit diesen concurriren für den Absatz in Deutschland wesentlich nur England, Belgien und Frankreich.

Durch eigene Untersuchung am besten mit den Dachschiefergebieten Sachsens und Thüringens bekannt, beschränke ich mich hier wesentlich auf eine Besprechung dieser, die übrigen höchstens beiläufig erwähnend.

Das erzgebirgische Dachschiefergebiet der Gegenden von Lößnitz, Affalter und Dittersbach gehört der Cambrischen oder einer noch älteren Formation an. Der Thonschiefer, welcher gegen Süd in Thonglimmerschiefer und durch diesen in echten Glimmerschiefer übergeht, enthält hier keine Kalksteineinlagerungen mit Versteinerungen, wodurch seine genauere geologische Bestimmung sehr erschwert wird, aber bei Wildenstein ist er von devonischem Schiefer und Kalkstein überlagert, und folglich jedenfalls älter als diese; ziemlich häufig ist er von Grünsteinen durchzogen; die Verbreitung der zum Dachdecken brauchbaren Schiefer ist in demselben eine verhältnißmäßig beschränkte.

Die Lößnitzer Dachschiefer zeichnen sich durch Dauerhaftigkeit vortheilhaft aus, liefern aber nicht so große und dünne Tafeln wie diejenigen des Thüringer Waldes, und werden deshalb von den Dachdeckern weniger geschätzt als diese. Bisher waren sie auch etwas theurer, doch dürften sich diese Uebelstände dadurch vollständig ausgleichen, daß vom 15. Nov. 1875 an die Chemnitz-Auer Eisenbahn eröffnet ist, welche ganz nahe an den Hauptbrüchen vorüberführt. Dieser Umstand wird den Absatz der Lößnitzer Schiefer in Sachsen jedenfalls sehr befördern, doch dürften sie westlich und nördlich vom Königreich Sachsen schwerlich gegen den thüringischen, rheinischen, Harzer, englischen und belgischen oder französischen Schiefer aufkommen. Englischer Schiefer wird auf der Elbe sogar bis an die böhmische Grenze verfrachtet, obwol er in Hamburg aufgeladen werden muß. Das Thonschiefergebiet des östlichen Thüringer Waldes, welches vielfach mächtige Einlagerungen von ausgezeichnetem Dach- und Tafelschiefer, hier und da auch solche vom besten Griffelschiefer enthält, gehört nach Dr. Richter's paläontologischen Untersuchungen der Devonformation an und dehnt sich zusammenhängend über den großen Flächenraum des breiten, von gewundenen Thälern durchzogenen Hochplateaus zwischen dem nördlichen Fuß des Gebirges bei Saalfeld und Königsee und dem südlichen bei Sonnenberg aus.

Seit lange schon werden in diesem Gebiete die herzoglich meiningischen Dach- und Tafelschieferbrüche bei Lehesten, sowie einige Privatbrüche bei Probst-Zella betrieben, unweit

Sonnenberg auch solche auf Griffelschiefer. Nur sparsam enthält dieses Gebiet Einlagerungen von Kalkstein, Alaunschiefer, Wetzschiefer, Kieselschiefer und Quarzit, noch weit seltener ist es durchsetzt von Grünstein und Granit.

Wird dieses Gebiet erst einmal vollständig durch die bereits projectirte Eisenbahn durchschnitten, welche jetzt vorläufig bei Eichicht oberhalb Saalfeld endet, dann steht ihm jedenfalls eine sehr große Zukunft bevor, was wir um so weniger in blindem sächsischen Localpatriotismus verkennen dürfen, als die billige und jederzeit ausreichende Lieferung von vortrefflichem Dachschiefer denn doch zu sehr im allgemeinen und selbst im sächsischen Interesse liegt. Nun giebt es aber in diesem großen Gebiet, wie ich mich kürzlich zu überzeugen Gelegenheit hatte, noch zahlreiche Stellen, an denen sich neue Dachschieferbrüche anlegen oder vorhandene vergrößern lassen. Zufällig wurde ich bei meiner letzten Bereisung dieser Gegend mit einem Herrn Landgeometer Fils in Saalfeld bekannt, welcher bei Gelegenheit seiner Vermessungen, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, 38 sehr günstig gelegene Schieferbruch-Muthfelder in der Gesammtausdehnung von mehr als 1600 preuß. Morgen rechtlich erworben hat, um dieselben gelegentlich in Betrieb zu nehmen oder anderweitig zu verwerthen. Leider konnte ich ihm bei der gegenwärtigen industriellen Geschäftsstockung wenig Hoffnung auf die für ihn nöthige Heranziehung fremder Capitalien machen, obwol sein Besitz jedenfalls sehr werthvoll ist und unter veränderten Umständen zweifellos eine große Zukunft hat, da keinerlei andere nutzbare Lagerstätten so sicher nachweisbar sind, wie gerade Dachschiefer, die an unzähligen Stellen deutlich zu Tage ausstreichen und jedenfalls tiefer in das Erdinnere fortsetzen, als ihr Abbau möglich ist, während andererseits die Arbeitslöhne in dieser Gebirgsgegend verhältnißmäßig noch billig, die Abfuhrwege bis zu den vorhandenen Eisenbahnstationen aber ausreichend und in gutem Zustande vorhanden sind.

Sollte dazu noch — was ja nur eine Frage der Zeit ist — die Eisenbahn von Eichicht über Probst-Zella nach dem südlichen Fuß des Thüringer Waldes weiter gebaut werden, so muß sie nothwendig das fragliche Bruchgebiet vollständig durchschneiden und dessen Absatz nach allen Richtungen hin wesentlich erleichtern und erweitern, was sicher von großer nationalökonomischer Wichtigkeit sein würde.

— Dalton, Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, Goßner'scher Missions-Verein, 1875.

Wir besitzen zwar verschiedene Biographien von Persönlichkeiten des Sailer'schen Kreises und mannichfache Beiträge zur Kenntniß jener merkwürdigen Bewegung in der katholischen Kirche im Anfange dieses Jahrhunderts, aber eine vollständige geschichtliche Darstellung derselben mit sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Quellen war bis jetzt nicht vorhanden. Diese bietet uns nun das vorliegende Lebensbild aus der Kirche des neunzehnten Jahrhunderts, auf dessen geschichtlichem Hintergrunde das Leben Goßner's in schöner Darstellung hervortritt. „Goßner ist keine reformatorische Persönlichkeit ersten Ranges", äußert der Verfasser, „aber er hat in kleineren Kreisen und Verhältnissen reformatorisch gewirkt fast drei Menschenalter hindurch und die letzten Ringe dieser Wirkung sind mit seinem Hinscheiden nicht verschwunden. Auch seine geistige Heimath liegt mitten darinnen in der wunderbaren Bewegung, die sich am Ende des verflossenen Jahrhunderts innerhalb der römischen und evangelischen Kirche vollzog und in der wir den geheimnißvollen Mutterschoß erkennen, der auch die gegenwärtige Frage getragen. Der wackere Schwabensohn ist der bedeutsamste Erbe dieser Bewegung seines Heimathlandes, seiner heimathlichen Kirche geworden. Er hat Vaterland und Mutterkirche dahinten gelassen und ist dem mächtigen Zuge seines Gottes gefolgt in die weite, weite Welt hinein." In Goßner's Seele wohnte jene Sehnsucht zu der Fülle des Evangeliums, die über die geschichtliche Kirche und über das Vaterland hinausgeht und dann nach reicher Erfüllung eine prophetische Wirksamkeit übt. „In unwandelbarer Treue hat Goßner sein heiliges Kleinod durch alle Stürme hindurch getragen, hat es der römischen, der griechischen, der evangelischen Kirche gezeigt und verkündigt. Lange schien es, als ob die ergreifende Bewegung, die in diesem Träger zumal die römische Kirche von sich ausgestoßen, nicht in der evangelischen Kirche einmünden würde, als ob für eine weitere kirchliche Ausgestaltung sich im 19. Jahrhundert noch ein freier Raum müsse finden lassen, der in den Tagen Luther's und Calvin's nicht vorhanden gewesen. Es hat schwere innere Kämpfe, lange Ueberlegung gekostet, bis die Ueberzeugung befestigt war, daß auch heute noch kein Platz vorhanden. Der seit seiner Jugend und auch in der römischen Kirche nur das Werk eines evangelischen Predigers gethan und weidlich auch nach der Kraft Gottes, wie Paulus, mit dem Evangelio gelitten, — er that dasselbige Werk nun auch in der evangelischen Kirche und litt auch da fast dasselbige Leiden." Von der römischen Kirche verfolgt als Ketzer, wurde Goßner in Berlin von der evangelischen Kirche mit Argwohn als Jesuit angesehen und nur Schleiermacher war es, wie Goßner selbst mittheilt, der ihm seine Kanzel anbot, die ihm sonst verweigert wurde, und Goßner ist stets einsam geblieben in der evangelischen, wie in der römischen und inmitten der griechischen Kirche. Das ist die Bedeutung des Mannes. Der Raum gestattet uns nicht, näher auf seine Kindheit und Jugend in seiner Heimath, in Augsburg, Dillingen, Ingolstadt, Pfaffenhausen einzugehen. In Dillingen genoß er den Unterricht und den Einfluß von Sailer, Fenneberg ꝛc. Einen entscheidenden Einfluß übte auf ihn ein Brief des damals in der Priestercorrectionsanstalt zu Göppingen eingesperrten Predigers der Gerechtigkeit, Martin Boos. Nach jahrelanger Pfarrwirksamkeit finden wir dann Goßner in Basel, St. Gallen und erhält dann ein Beneficiat in München. Um sich indeß den Verdächtigungen und Beschränkungen zu entziehen, kam er, nach kurzer Wirksamkeit in Düsseldorf, durch Kaiser Alexander I. nach St. Petersburg. Durch Intriguen auch von dort verbannt, fand er nach einem Aufenthalte in Berlin, Altona, Leipzig in Schlesien eine herzliche Aufnahme, bis ihm endlich in Berlin eine bleibende Stätte zu Theil wurde. Hier dehnte sich seine Wirksamkeit über seine Gemeinde hinaus aus, anfangs durch Werke der inneren Mission, später auch der äußeren Mission. Seine Wirksamkeit durch Wort, Briefe und Schriften erstreckte sich über ganz Deutschland. Seine Predigt war gewaltig und unerschrocken. Als Schelling, der sein Zuhörer war, gefragt wurde, warum er gerade Goßner höre, war seine Antwort, weil seine Predigten am wenigsten Menschliches haben. Als Friedrich Wilhelm IV. ihn einmal fragte, ob er ihm nicht einen Wunsch erfüllen könne, antwortete er: „ich habe einen großen herzlichen Wunsch: ich wünsche, daß mein König die Krone des ewigen Lebens empfangen möge." F. M.

—ψ—. Chinas Culturfortschritte. Auch China fängt nach und nach, wenn auch langsam an, in die Fußtapfen seines mit so viel Energie auf dem Wege des Fortschrittes voranschreitenden Nachbarstaates, Japan, zu folgen. Es liegen uns Berichte vor, die mannigfache Anzeichen für eine Besserung in dieser Beziehung auch im Reiche der Mitte darbieten. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist der Beschluß der chinesischen Regierung, chinesische Gesandtschaften und Consulate in Europa zu errichten. Die Seele dieser Neuerung, die für den Orient wie Occident von unberechenbaren Folgen sein kann, und den Anfang einer neuen Aera in der Entwickelung Chinas kennzeichnet, ist der Premierminister Li-Hung-Chang, ein Mann, der mit dem den Chinesen eigenen Scharfsinn eine nicht unbedeutende Thatkraft verbindet, die

beide die Anregung zu den getroffenen Reformen aus dem erweiterten Gesichtskreise schöpfen, den sich der lebhafte Geist des Mannes ohne Vorurtheile und Voreingenommenheit anzueignen verstanden hat. — Eine weitere auf die Bahn des Fortschrittes leitende Neuerung ist der Vorschlag desselben weitblickenden Staatsmannes, welchen derselbe der Kaiserin-Regentin gemacht hat und der dahin geht, daß in Zukunft die Candidaten literarischer Grade auch in den europäischen Wissenschaften geprüft werden sollen. Diese Anordnung dürfte nicht minder wie die Errichtung chinesischer Gesandtschaften und Consulate zu einem Wendepunkte in den socialen und wissenschaftlichen Verhältnissen des großen Reiches werden. — In überraschender Folge — so schreibt die österreichische Monatsschrift für den Orient — mehren sich die Anknüpfungspunkte, mittels deren dies weite Gebiet in einen vielversprechenden Zusammenhang mit dem europäischen Culturleben tritt. So sind die Vorbereitungen für die internationale Ausstellung in Shanghai in bestem Fortgange begriffen. Die nöthigen Geldmittel sind nahezu aufgebracht; der Ankauf des Baugrundes ist bereits Thatsache. Der Termin für die Eröffnung der Ausstellung wird vielleicht schon im Laufe dieses Monats festgestellt werden. In London hat sich bereits ein einflußreiches Comité gebildet, an dessen Spitze die Secretaire Mr. Lawrence und Mr. Watts stehen, welches für die Beschickung derselben Anstrengungen macht, wiederum ein lautredendes Zeugniß, wie die Engländer jede dargebotene Gelegenheit sofort auf das Thatkräftigste sich anzueignen bemüht und auszunutzen bestrebt sind, während wir immer unentschlossen warten, bis der günstigste Augenblick vorüber ist, und uns so immer mit den Ueberresten begnügen müssen. Ueberhaupt scheint man in England auch allgemeiner Einsicht in die aus einem solchen Unternehmen entspringenden Vortheile zu haben, und allseitig bestrebt zu sein, eine so günstige Gelegenheit, dem kolossalen Consumtionsgebiete von Hinterasien näher zu treten, bestens ausnutzen zu wollen. So schreibt das „British Trade Journal": Wir kennen kein Land, in welchem eine Industrieausstellung den Ausstellern ähnliche Erfolge versprechen dürfte, als China. Hier ist der Reichthum mehrtausendjähriger Civilisation aufgehäuft; ein Boden, in welchem noch keine Schaustellung europäischer Erzeugnisse eine Furche gezogen hat . . . Welch' ein Feld z. B. für landwirthschaftliche Maschinen und dergleichen mehr. In europäischen Ländern sind Ausstellungen freilich todt. In China, mit seiner die europäische weit übertreffenden Bevölkerung, sind sie ein Bedürfniß und wollen in's Werk gesetzt sein. — Wir machen unsere Industriellen, namentlich jene von der Maschinen- und Werkzeugbranche, aufmerksam, die Ausstellung in Shanghai nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. — Als ein Fortschritt auf industriellem Gebiete muß es auch angesehen werden, daß in der Provinz Petschili, deren Gouverneur Li-Hung-Chang ist, ein rationeller Bergbau auf Eisen und Kohle eröffnet werden soll. Zu diesem Ende hat die Regierung mit Herrn Henderson, einem seit dreißig Jahren in China angesiedelten Engländer, einen Vertrag abgeschlossen, in welchem dieser gegen Zahlung einer bestimmten Summe die Herstellung der nöthigen Werke übernommen hat. Auch ist ein chinesischer Beamter, Herr Wang-Tschinn-Yong, nach England entsendet worden, um daselbst die Einrichtung der bedeutendsten Eisenwerke kennen zu lernen. — Alle diese Wandlungen und Neuerungen in China geben zu denken Veranlassung, hoffen wir, daß es auch bei uns nicht an Thatkraft mangeln möge, die daraus gezogenen Schlüsse in unserem Interesse zu verwerthen und auszunutzen.

Die Arbeit als Erziehungsmittel. Von Theodor Eckardt, Schulleiter. Wien 1875. Pestalozzi hat es für nothwendig erklärt, die Kinder von der Wiege auf zum ununterbrochenen Gebrauche ihrer Kräfte und Anlagen zu bilden, ihre überlegte und erfinderische Thätigkeit zu beleben und ihnen besonders eine anhaltende Ausharrung, Anstrengung und Gewandtheit in den täglichen Erfordernissen ihres Berufslebens gleichsam zur zweiten Natur zu machen. Unsere Volksschule hat dies bisher im Großen und Ganzen nur für die Mädchen nothwendig erachtet; für die Knaben-Volksschule ist der Erfolg nur gering gewesen, obwol außer dem Verfasser der obigen Schrift sich eine Reihe namhafter Pädagogen, als Fellner, Stoy, Schwab, Biedermann, nachdrücklich für die erziehliche Arbeit ausgesprochen haben. Die bisher geltend gemachten Gründe vermehrt Herr Eckardt durch einen Blick auf das künftige Handwerk, das ganz anders vorgebildete Arbeiter verlange, als sie die heutige Volksschule liefert. Die Volksschule soll ihre Thätigkeit dahin richten, die Lücke zwischen dem Fröbel'schen Kindergarten und der Lehrlingszeit auszufüllen; durch Organisirung der Schularbeit soll sie aus einem intellectuell wenig Begabten ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft machen, dem „Lernschnellen" zur allseitigen Ausbildung seiner Kräfte Gelegenheit geben, allen Schülern aber die Nothwendigkeit pünktlichster Pflichterfüllung begreiflich machen. Nach eigenen Erfahrungen empfiehlt der Verfasser die Vertheilung der Arbeiten auf acht Schuljahre in folgender Weise: erstes Schuljahr Stäbchenlegen, Ausstechen; zweites: Flechten, Falten, Verschnüren; drittes: Verschränken, Erbsenarbeiten, Draht- und Stroharbeiten; viertes: Ausschneiden, Ausnähen: fünftes: Pappen; sechstes: Arbeiten in undurchbrochenen Brettchen, Blechtafeln, Glas u. s. w.; siebentes: Laubsägearbeiten, Drechseln, Holzschnitzen; endlich achtes: Modelliren in Thon, Wachs und Gyps. Der größere Theil der kleinen Schrift giebt Fingerzeige für den Unterricht in diesen einzelnen Arbeitsarten, aus welchen der Volksschullehrer gewiß vielfachen Nutzen ziehen kann. Wieviel Stunden für diese Uebungen auf den einzelnen Stufen in Anspruch genommen werden sollen, und wie sich dieser (nicht obligatorische) Arbeits-Unterricht in die obligaten Unterrichtsfächer einordnen soll, darüber spricht sich die Schrift nicht aus.

Im Titel fällt uns die Bezeichnung „Schulleiter" auf, die der Verfasser sich beilegt. Nicht genug, daß das richtige und bezeichnende Wort „Schulmeister" dem matten Titel „Schullehrer" hat Platz machen müssen, wird nun der Schullehrer noch zu einem „Schulleiter" erhoben oder verflüchtigt. Wieder ein neuer Austriacismus, vor welchem alle gewarnt sein mögen, die deutsch und nicht wienerisch schreiben wollen.

— „Die Natur." Nur das Gute kann oder wird sich im Laufe der Jahre bewahren und erhalten. Eine wissenschaftliche Zeitschrift, die im dritten Decennium steht, ist selbstverständlich eine empfehlenswerthe, denn sie ist empfohlen durch ihr Alter. Die Natur im weitesten Begriffe ist ein nicht endender Kampf, in welchem das Werdende stets das Gewordene zu verdrängen, zu ersetzen sucht, ein Proceß der ewigen Verjüngung. „Die Natur", von der wir hier reden wollen, ist die alt bewährte, von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller von Halle herausgegebene „Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und Naturanschauung für Leser aller Stände. Das Organ des „deutschen Humboldt-Vereins"." Diese vortreffliche Zeitschrift, welche jetzt im 25. Jahrgang steht, hat sich trotz des zahlreichen Nachwuchses stets auf der Höhe erhalten und zu ihrem Jubiläum sogar verjüngt. Sie ist in ihrer äußeren Erscheinung schöner und eleganter geworden. Unter den Illustrationen bringt uns die Natur jetzt mehrere Kunstblätter, so zu dem Aufsatz: die afrikanische Steppe von Otto Ule „Afrikanische Elephanten von Steppenbrand umschlossen", von Heinrich Leutemann. Zu den alten bewährten Mitarbeitern haben sich noch manche andere von klangvollem Namen hinzugesellt. Der Inhalt der ersten beiden Nummern von diesem Jahrgang ist wie folgt: Nr. 1. Die afrikanische Steppe. Von Otto Ule. — Die Fischereivölker. Von Carl Dambeck. — Literatur-Bericht. — Reisen und Reisende. — Zoologische Mittheilungen. — Kunstnotizen.

— Wissenschaftliche Anstalten. — Geologische Mittheilungen. Nr. 2. Inhalt: Die Fischereivölker. Von Carl Dambeck. (Schluß.) — Skizzen aus der arktischen Tundra. Von Dr. H. Beta. Mit Abbildung. — Die Nationalparks Californiens. Von Otto Ule. Mit Abbildung. — Literatur-Bericht: 1) Dr. Rudolph Falliß, Die Ewigkeit der Welt. 2) Derselbe, Die Naturgeschichte der Götter. 3) Derselbe, Katechismus der Lehre von den Menschenpflichten. — Reisen und Reisende: 1) Ein neuer Seeweg von Europa nach Sibirien. (Fortsetzung.) 2) Lieutenant Cameron. Wir freuen uns aufrichtig, den bewährten Leitern der Zeitschrift wie der rühmlichst bekannten Verlagshandlung G. Schwetschke in Halle zu ihrem Erfolg Glück wünschen zu können. Einer Empfehlung bedarf die „Natur" nicht, doch wünschen wir, daß sie wegen ihres belehrenden, streng wissenschaftlichen und deshalb sittlichen Inhaltes weiter und weiter bekannt und gelesen werden möge. L.

= In der soeben erschienenen kleinen Schrift: „Ein Beitrag zur Unterrichtsstatistik der Schule Gabelsberger's", welche unter Benutzung des im Jahrbuche niedergelegten statistischen Materials von Dr. ph. C. Bruno Rotter bearbeitet und zusammengestellt worden ist, wird der Bedeutung dieser echt deutschen Erfindung in wissenschaftlicher, praktischer und culturhistorischer Beziehung gedacht und die außerordentliche Verbreitung der Kurzschrift insbesondere durch den Schulunterricht ziffermäßig unter Bezugnahme auf die Verordnungen nachgewiesen, welche die hohen Staatsministerien Bayerns, Sachsens und Oesterreich-Ungarns zu Gunsten und zur Regelung des stenographischen Unterrichts erlassen haben. Ein besonderes Interesse erweckt die nach Lehranstalten geordnete Uebersicht. Von den im J. 1875 überhaupt unterrichteten 21,116 Personen sind 16,096 Schüler an überhaupt 603 Lehranstalten in 321 Orten mit der Stenographie vertraut worden und zwar 815 Studenten, Techniker 2c. an 24 Hochschulen, 5861 Schüler an 220 Gymnasien, Studienanstalten und Lateinschulen, 4429 Schüler an 164 Realschulen, Realgymnasien und höhern Bürgerschulen, 1176 Zöglinge an 48 Lehrerseminaren und Präparandien, 2454 Besucher von 76 Fach-, Industrie-, Gewerbe- und Handelsschulen, 232 Zöglinge von 6 Militairbildungsanstalten, 347 Schüler von 12 Privat- und sonstigen Schulen, 586 Mädchen an 37 höhern und gewerblichen Töchterschulen, bez. Seminarien, endlich noch 197 Schüler von 16 Volks- und Fortbildungsschulen. Nicht minder anschaulich ist die Eintheilung der Unterrichtsergebnisse nach Ländern resp. Provinzen und die gleichzeitige Vergleichung der Ergebnisse der Unterrichtsthätigkeit an Schulen mit dem Vereins- und vereinzelten Privatunterricht. So ergiebt sich beispielsweise für Sachsen, daß 2640 Schüler an Lehranstalten, 987 Personen einschl. 86 Damen in Vereinen und nur 32 Personen, darunter 4 weiblichen Geschlechts, vereinzelt Unterricht genossen; am geringsten im Bautzener Kreise, worin 261 Schüler und 103 andere Personen Unterricht in der Stenographie erhielten. In Preußen entfällt die höchste Quote auf die Provinzen Ost- und Westpreußen mit 476 Schülern und 177 Erwachsenen, die geringste auf Posen mit überhaupt 8 Personen. In Bayern kommen auf die Provinz Oberbayern 765 Schüler und 140 Erwachsene, am wenigsten auf Niederbayern mit 208 Schülern und 81 Erwachsenen, während in Oesterreich das größte Contingent das Kronland Böhmen mit 2095 Schülern und 427 Erwachsenen, das schwächste Kärnthen mit 55 Schülern und 16 Erwachsenen aufweist.

—ψ—. Eine neue deutsche Schriftstellerunsitte. Wenn auch unsere deutsche Sprache viele Verballhornungen aufzuweisen hat, so sind dies nur harmlose Verschlechterungen, die höchstens unsere Lachmuskeln in Bewegung setzen, ebenso wie die Neuerung des weiland Buchhändlers Ballhorn in Bremen, der etwas Neues, Außerordentliches zu schaffen meinte, da er dem Kikrikihahne auf der Kinderfibel einen Sporn hinzufügte. Ueber solche Scherze kann man sich nicht ärgern, wenn sie auch etwas Edleres als eine Kinderfibel, nämlich unsere Sprache betreffen, im schlimmsten Falle kann man sie ignoriren, da solche Kindereien nie gefährlich sind. Zu ernsteren Bedenken müssen aber die vielfachen Unsitten, um nicht zu sagen Ungezogenheiten, Veranlassung geben, durch welche in der Neuzeit wieder unsere Sprache ihres Reichthums beraubt und dadurch geschändet wird. Es ist Pflicht eines Jeden, dem seine Muttersprache theuer und werth ist, gegen derartige Versündigungen an einem unserer edelsten Besitzthümer mit aller Kraft anzukämpfen. So hat namentlich, um es gelind auszudrücken, in neuerer Zeit in unserer deutschen Sprache eine Nachlässigkeit um sich gegriffen, die sich namentlich auf Büchertiteln breit macht, aber auch sonst vielfach zu finden ist. Anstatt auf den Reichthum unserer Sprache stolz zu sein und alle Kräfte daran zu setzen, ihn uns zu erhalten, sucht man gegenwärtig etwas Besonderes darin, gegen grammatikalische Vorschriften zu sündigen und glaubt unsere Sprache verbessert zu haben, wenn man sie des Reichthumes ihrer Formen, die schon im Laufe der Zeiten arg geplündert worden sind, noch mehr beraubt und sie ärmer macht, als sie wirklich ist. So ist es eine allbekannte Regel, die nicht nur in der lateinischen, sondern auch in unserer Sprache Giltigkeit hat, daß das Substantiv in Apposition mit dem Beziehungswort in gleichem Numerus und Casus stehen muß, und wenn es ein Personenname ist, an welchem das Personengeschlecht unterschieden wird, auch in demselben Geschlecht. Es ist nun zunächst wol nur aus Bequemlichkeit, dann aber auch in der schlecht angebrachten Absicht, unsere Sprache zu „vereinfachen", zu einer wahren Unsitte geworden, diese so wichtige Regel zu vernachlässigen und dadurch den Formenreichthum unserer Sprache, die sich gerade in dieser Beziehung vor vielen anderen auszeichnet, zu verringern. Ganz willkürlich greifen wir unter die um uns herumliegenden Bücher und wir würden uns sehr wundern, wenn wir nicht eins und das andere anträfen, das die gerügte Unsitte zeigte. So finden wir richtig:

Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, herausgegeben von Dr. G. Neumayer, Hydrograph der Kaiserlichen Admiralität — statt „Hydrographen", und weiter: Plan von Leipzig, gezeichnet und ergänzt von G. Hetzel, Assistent — statt „Assistenten".

Wir wollen es bei diesen wenigen Beispielen bewenden lassen, obgleich wir die Zahl derselben beliebig vermehren könnten, dagegen wollen wir auch einer anderen gegenwärtig sehr verbreiteten und beliebten sprachlichen Ungezogenheit gedenken. So begegnet man der erwähnten Nachlässigkeit in der Flexion der Substantiva nicht nur bei Appositionen, sondern die Unsitte, die Casusendungen zu verwischen, tritt noch allgemeiner auf, namentlich bei Eigennamen, und sind es namentlich unsere heutigen Zeitungsschreiber, welche sich in dieser Weise an unserer Muttersprache arg versündigen. Gar zu oft liest man gegenwärtig: „des Rhein" statt „des Rheines", „des Elsaß" statt „des Elsasses", „des Schwarzwald" statt „des Schwarzwaldes" u. s. w. Ja ein bekannter Schriftsteller, den wir ganz zufällig zur Hand bekommen und nachschlagen, bietet unseren Augen folgende Stelle dar: „Er schien Jemand zu Liebe zu singen," statt „Jemandem".

Unsere Sprache hat bereits so viel Einbuße gelitten, ist so gegen früher verarmt, daß man alle Hände über den noch gebliebenen Rest an Reichthum, durch den sie sich immerhin noch gegen manche moderne Sprache vortheilhaft auszeichnet, breiten und denselben wie einen kostbaren Schatz wahren, anstatt ihn verscherzen sollte, denn was wir heute mit Leichtigkeit preisgeben, es ist dann verloren für alle Zeiten, und ein kommendes Geschlecht, das mehr Pietät besitzt gegen ein heiliges Vermächtniß unserer Vorfahren, dürfte uns ob dieses Raubes an uns selbst wenig Dank wissen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 7. Sonntag, den 23. Januar. 1876.

Die Denkwürdigkeiten der Prinzessin Felix zu Salm-Salm. (1862—1872.)

Die deutsche Memoirenliteratur ist im Vergleich mit der Fruchtbarkeit anderer Nationen auf diesem Literaturgebiete nicht sehr reichhaltig und im Allgemeinen auch qualitativ zurückgeblieben hinter den Leistungen anderer Nationen, unter denen die Franzosen von jeher unbestritten den ersten Rang eingenommen haben. Bekanntermaßen ist gerade das, worauf es bei einem guten Memoirenwerke hauptsächlich ankommt, das Geschick: gut und anmuthig zu erzählen, ein Specificum französischen Wesens. Die deutsche Literatur hat eigentlich erst in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren dies Gebiet überhaupt zu bebauen begonnen, auf demselben verhältnißmäßig aber bereits viel Tüchtiges, theilweise stofflich Bedeutendes zu Tage gefördert. Die deutschen Memoirenschreiber haben auch gezeigt, daß sie es in der Form mit ihren französischen Vorläufern getrost aufnehmen können, während die große Mehrzahl von ihnen in der Behandlung und Verarbeitung ihres Stoffes unstreitig mit viel größerer Sorgfalt und viel strengerer Detailsichtung zu Werke gehen, so daß deutsche Memoiren, indem sie in der Regel sich auf das allgemein und wesentlich Interessante beschränken, ihren Zweck, Hilfs- und Ergänzungsmittel für Geschichte, Politik, Culturwissenschaft und die volkswirthschaftlichen Disciplinen zu sein, viel besser erfüllen, als die in der nur angedeuteten Beziehung nach weit laxeren Grundsätzen verfahrenden Memoirenwerke anderer Nationen.

Zu denjenigen deutschen Memoirenwerken, welche in diesem Sinne eine mehr als kurzweilige Unterhaltung bieten, gehört das jüngst erschienene dreibändige Werk: „Zehn Jahre aus meinem Leben — 1862 bis 1872 — von Prinzessin Felix zu Salm-Salm." (Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger, 1875.) Die Verfasserin ist die Wittwe jenes während des amerikanischen Bürgerkriegs und zur Zeit des mexicanischen Kaiserdramas vielgenannten, später in preußischen Militairdienst getretenen und als Major des 4. Garde-Grenadierregiments in der Schlacht bei Gravelotte gebliebenen Prinzen Felix Salm, eines nachgeborenen deutschen Fürstensprossen, der nach jugendlicher Sturm- und Drangperiode sein Heil in Amerika gesucht und dort sich mit einer eingeborenen Tochter des Landes, aus Canada stammend, verheirathet hatte. Mit Rücksicht auf die Nationalität der Verfasserin könnte somit wol in Frage kommen, ob die von ihr aufgezeichneten Denkwürdigkeiten überhaupt der deutschen Memoirenliteratur zugerechnet werden können. Sie sind aber deutsch geschrieben und, was die Hauptsache ist, bei aller, vielfach zu Tage tretenden, nationalen Eigenart im Wesentlichen auch deutsch gedacht.

Prinzessin Salm verheirathete sich im Jahre 1862 mit dem Prinzen Felix Salm, als der amerikanische Bürgerkrieg bereits zu hellen Flammen entbrannt war. Der Prinz machte denselben, zuerst als Oberst, später als General der Unionstruppen mit und während des Krieges war seine junge Gemahlin fast stets seine Begleiterin. Nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkriegs, welche für den Prinzen den Verlust seiner Generalstelle zur Folge hatte, wandte er sich nach Mexico dem eben im Aufsteigen begriffenen Gestirn des Maximilianischen Kaiserthrones zu; seine Gemahlin folgte ihm dahin und trat, wie man seinerzeit aus den Zeitungen entnehmen konnte und wie später durch die über die mexicanische Katastrophe erschienenen Schriften bestätigt worden ist, mehrfach mit großer Thatkraft, Umsicht und Geistesgegenwart activ eingreifend in die große sich dort abspielende Tragödie auf. Während des deutsch-französischen Krieges befand sie sich vom Beginn bis zum Ende desselben bei der Armee im Dienst der freiwilligen Krankenpflege.

Den drei großen Ereignissen, welche in die inhaltschwere Periode der zehn Jahre 1862—1872 fallen, dem amerikanischen Bürgerkrieg, dem Trauerspiel in Mexico und dem Zusammensturz des Napoleonischen Kaiserthrones hat die Verfasserin mithin nicht nur als Mitschauende, sondern vielfach auch als Mithandelnde beigewohnt. Ihre gesellschaftliche Stellung setzte sie zudem in die Lage, überall mit den leitenden Persönlichkeiten bekannt und Augenzeuge wichtiger Ereignisse zu werden. Unterstützt von einem guten Gedächtnisse und einem ziemlich regelmäßig geführten Tagebuch, ausgestattet mit scharfer Auffassungsgabe und selten das Richtige verfehlendem praktischen Blick, hat sie tiefereingehende Beobachtungen gemacht, als man es der Natur der Sache nach von einer Frau erwarten dürfte, so daß ihre Darstellung die Ereignisse uns vielfach unter ganz neuen Gesichtspunkten vorführt. Was den amerikanischen Bürgerkrieg und die mexicanische Episode anlangt, so kam ihr überdies die ihr von Jugend auf beiwohnende Kenntniß von Land und Leuten in hohem Grade zu Statten. Die beiden, auf diesem Terrain sich bewegenden Bände des Werkes sind denn auch nicht nur stofflich weitaus die bedeutendsten und interessantesten, sondern auch in der Bearbeitung am besten gerathen. Der dritte Band, welcher die Erlebnisse in der deutschen Friedensgarnison des Prinzen und während des deutsch-französischen Krieges zum Gegenstand hat, steht den ersten beiden weit nach. Man merkt ihm nicht allein an, daß die Verfasserin sich auf einem von Hause aus fremden Terrain bewegt, sondern ihre darin gegebenen Erzählungen überschreiten mitunter die Grenzen der nach deutschen conventionellen Sitten gebotenen Discretion weit über das zuläßige Maß hinaus. Es mag ja richtig sein, daß man über diesen Punkt in Amerika anders denkt; allein, wenn dies der Fall ist, so ist die amerikanische Sitte für uns wahrlich nicht nachahmenswerth und die Verfasserin hätte um so mehr Anlaß gehabt, sich hier die engeren Schranken der guten deutschen Sitte zur Richtschnur zu nehmen, als sie durch ihre Heirath und durch die Uebersiedelung nach Deutschland ein Glied der deutschen Nation geworden ist. Namentlich die Schilderungen aus dem Coblenzer Garnisonleben leiden an Indiscretionen ärgster Art und auch die mit breitester Umständlichkeit gegebenen Mittheilungen über die Zwistigkeiten, in welche die Prinzessin nach dem Tode ihres

Mannes mit dessen Familie, und zwar keineswegs ohne ihr Verschulden, gerieth, wären wol besser und wahrlich nicht zum Schaden des sonst so trefflichen und lobenswerthen Buches weggeblieben.

Unserem Grundsatze getreu, daß bei einem an sich guten und interessanten Werke die beste Empfehlung beim Publicum die Wiedergabe charakteristischer Abschnitte daraus im Wortlaut oder wenigstens im Auszuge ist, wollen wir auch hier unseren Lesern Einzelnes aus dem Buche der Prinzessin vorführen. Wir wählen zu diesem Zwecke einzelne Episoden aus dem amerikanischen Bürgerkriege, die Mittheilungen über die Schritte, welche die Prinzessin zur Rettung des unglücklichen Kaisers Maximilian that und aus dem dritten Bande die Erzählung der Vorgänge in Ems gelegentlich der französischen Kriegserklärung, welchen die Prinzessin als Augenzeugin beigewohnt hat, sowie eine von ihr betreffs des Rücktritts des Baron Gerolt vom Gesandtschaftsposten in Washington gegebene Version, die bisher unwiderlegt geblieben ist.

I.

Aus dem amerikanischen Bürgerkriege.

Hauptsächlich der Vermittelung des Baron Gerolt, welcher seit 1846 preußischer Gesandter in Washington war und bei den amerikanischen Staatsleitern sowol als Diplomat wie als Privatmann im höchsten Ansehen stand, so daß er an Einfluß alle anderen Gesandten überbot, hatte es Prinz Felix Salm zu verdanken, daß er, als er im Jahre 1861 kurz nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges, versehen mit Empfehlungsbriefen des Kronprinzen von Preußen an Baron Gerolt, in Washington ankam, alsbald im Kriegsheer der Vereinigten Staaten Anstellung fand. „Daß Sie ein Prinz sind, soll Ihnen bei uns nichts schaden", war die für amerikanische Verhältnisse bezeichnende Antwort des Präsidenten Lincoln, als Salm Besorgnisse in diesem Sinne äußerte. Er ward zunächst der hauptsächlich aus Deutschen recrutirten Division des Generals Blenker, des bekannten Führers der Aufständischen in der Rheinpfalz im Jahre 1849, zugetheilt, welche damals nicht weit von Washington bei Hunters Chapel ihr Standquartier hatte. Dort war es auch, wo das eben vermählte prinzliche Paar seine Flitterwochen feierte.

Von den Zuständen und Verhältnissen der Blenker'schen Division entwirft uns die Prinzessin ein überaus drastisches Bild, das für die Beurtheilung der damaligen unionistischen Kriegführung um so bedeutungsvoller erscheint, als die Blenker'sche Division nach dem übereinstimmenden Urtheil der Fachmänner an Kriegstüchtigkeit weitaus der beste und leistungsfähigste Bestandtheil der unionistischen Streitkräfte in jener Zeit war. Wenn dessenungeachtet auch hier die höheren Officierstellen keineswegs immer nach dem Maßstabe wirklicher Befähigung besetzt, sondern durch Protection und zwar die unter den obwaltenden Umständen bedenklichste Species derselben, die Frauen-Protection, vergeben wurden, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie es damit in den übrigen Bestandtheilen der Armee beschaffen sein mochte. Daß bei solcher Lage der Dinge die militairische Unfähigkeit in der oberen Leitung in höchster Potenz dominirte, versteht sich von selbst.

In der Nähe von Hunter's Chapel stehen einige Häuser. In dem größten derselben hatte General Blenker sein Hauptquartier aufgeschlagen; in Nebenhäusern wohnten die Officiere seines Stabes, worunter auch sein Stabschef, Oberst Salm, der in dem Hause einer Wittwe Perkins zwei Zimmer gemiethet hatte. In dieser außerordentlich bescheidenen Wohnung verbrachte das junge Paar seine Flitterwochen. Das Leben war dessenungeachtet den Umständen nach behaglich genug. Die Neuvermählten waren häufig in der Gesellschaft des Generals und seiner Officiere, von denen mehrere verheirathet waren. Blenker und sein Stab lebten sehr gut, denn es fehlte weder an Geld noch an Credit. Der General, trotz seines Brummens und Schnaufens ein gutherziger Mann, der dem Grundsatz des Lebens und Lebenlassens huldigte, war außerordentlich gastfrei und sein Hauptquartier war stets voll von Besuchern, die er gern sah und aufs Beste bewirthete. Er war etwas von einem Epicuräer; er aß und trank gern gut und liebte die Musik, obwol er auch nicht brummte, wenn er mit geringer Kost fürlieb nehmen mußte. Er hielt sich in Hunter's Chapel einen Koch, der seine liebe Noth hatte, denn es war nicht leicht, es dem General recht zu machen, besonders wenn er nicht wohl war. Einst als er sehr hungrig war, brachte ihm der geschäftige Koch auf einer großen Schüssel einen lächerlich klein aussehenden gebratenen Vogel. „Was zum Teufel ist das?" fuhr ihn der General an und in demüthigem, versöhnendem Flüstertone flötete der Koch: „Es ist eine Wachtel." Dieser Vogel schien im Vergleich zu Blenker's großem Hunger so beleidigend klein, daß er halb erstaunt und amüsirt, halb wüthend brüllte: „Eine Wachtel!! — Geh' Er zum Teufel mit seiner Wachtel! — Eine Wachtel! —" und noch nach einer halben Stunde kam ihm die Idee, ihm eine solche Kleinigkeit anzubieten, so wunderbar vor, daß er höhnisch ausrief: „Eine Wachtel!" — Er wurde sehr reizbar und schwer zu behandeln, als er infolge eines Sturzes mit dem Pferde eine Rippe brach und große Schmerzen auszustehen hatte, und seine Laune wurde nicht verbessert durch die gemeinen und ungerechten Angriffe, welche in manchen deutschen Neuyorker Zeitungen gegen ihn enthalten waren. Musik hatte einen besänftigenden Einfluß auf ihn, und jeden Morgen mußte eine der vielen Regimentsmusiken vor seinem Quartier aufspielen.

General Stahel, welcher eine Brigade der Division commandirte, war ein mittelgroßer, schlank gebauter Mann von etwa fünf und dreißig Jahren mit einem ziemlich dunkeln aber angenehmen slavischen Gesicht, wohlgepflegtem, sich natürlich kräuselnden schwarzen Haar und schönen blauen Augen, in welchen versteckte Schelmerei glitzerte, und einem ziemlich volllippigen, angenehmen Mund, um den ruhiger Humor spielte. Er war sehr sorgsam in seiner Toilette, ohne stutzerhaft zu sein, und in all' seinen Bewegungen und Thun ein vollkommener Gentleman. Er war stets leise und ruhig, wurde niemals aufgeregt, erhob niemals seine Stimme, und war ein Mann von so wenig Worten, daß man ihn allgemein mit seiner Schweigsamkeit neckte. Viele Deutsche schadeten sich dadurch, daß sie zu viel redeten; Stahel, gleich General Grant erprobte die Wahrheit des Sprüchworts, daß Reden Silber und Schweigen Gold ist, denn Beide verdankten ihre Erfolge hauptsächlich ihrem Schweigen. Stahel war kein militairisches Talent, und da er klug genug war, dies zu erkennen, so bemühte er sich mit großem Erfolge, zu lernen. Alle seine Officiere hatten ihn gern und die Damen noch mehr. Er war der besondere Freund von Fräulein Käthchen Chase, der sehr liebenswürdigen und talentvollen Tochter des Finanzministers, welche man für eine der einflußreichsten Damen in den Vereinigten Staaten hielt. Sein schnelles Avancement wurde hauptsächlich ihrem Einfluß zugeschrieben. General Stahel würde um kein Mädchen vergebens angehalten haben, allein er verrieth niemals auch nur das geringste Verlangen, sich zu verheirathen, so daß man vermuthete, er habe Weib und Kind in Europa. Er war ein Ungar und hatte an der dortigen Revolution theilgenommen. Es hieß, sein Name Stahel sei nicht sein richtiger, und das Gerücht, daß er ein ungarischer Graf sei, wurde stillschweigend von Blenker bestätigt.

Befehlshaber der zweiten Brigade der Division war General von Steinwehr aus einer wohlbekannten preußischen Familie. Er war in Europa Officier gewesen und stand in dem Ruf, bedeutende militairische Kenntnisse zu besitzen. Vor dem Kriege hatte ihn die Regierung als Ingenieur und Feldmesser beschäftigt. Er war von mittlerer Größe, ging schnurgerade, und seine außerordentlich hohe Stirn gab ihm ein

sehr weises und gelehrtes Ansehen, während eine furchtbare Narbe auf seiner Wange darauf schließen ließ, daß er bereits im Felde gewesen war. Diese Narbe hatte indessen einen anderen Ursprung; er verdankte sie einem Rencontre mit einem seiner untergeordneten Gehilfen in Texas oder Mexico, der ihm angeblich widerfahrene schlechte Behandlung mit seinem Messer rächte. Er war verheirathet, und er und seine Frau erwiesen der Prinzessin Salm manche Freundlichkeit.

Unter den Obersten, welche Regimenter befehligten, ist der Prinzessin das Andenken des Obersten von Bohlen besonders werth. Er stammte aus einer adeligen holländischen Familie, war ein sehr angesehener Bürger von Philadelphia, und da er ein bedeutendes Vermögen besaß und ein guter Patriot war, so errichtete er auf eigene Kosten ein Regiment. Beiläufig sei bemerkt, daß amerikanische Regimenter nicht die Stärke von deutschen haben, sondern kaum so stark sind wie ein preußisches Bataillon auf Kriegsstärke, obwol die Zahl der Officiere wol ebenso groß ist als bei einem ganzen Regiment.

Oberst von Bohlen war ein sehr angenehmer, höchst anständiger Mann von mittleren Jahren, blond mit grauem Schnurr- und Knebelbart, der auch im Felde auf einem sehr großen üppigen Fuße lebte, ohne daß er selbst ein Sybarit gewesen wäre. Sein Haus in Hunters Chapel war sehr gut eingerichtet, und da er sehr gastfrei war, so sah er stets viel Gesellschaft bei sich, die seinen Champagner liebte und die Delicatessen, die ihm von seinen reichen Farmen in Pennsylvanien geschickt wurden. Er wurde später General, und als er in der zweiten unglücklichen Schlacht bei Bullrun erschossen wurde, beklagte man seinen Verlust allgemein.

Als Stahel zum Brigadier befördert worden war, hatte ein Oberst Wutschel das von jenem bisher befehligte achte Neuyorker Regiment erhalten. Dieser Mann war niemals Soldat gewesen, sollte sich jedoch im Jahre 1849 als Student auf den Barrikaden von Wien ausgezeichnet haben. Er war ein fidel aussehender Bursche, der an einen zechenden Mönch erinnerte, und in der That verstand er von der Kunst des Trinkens mehr als von der Kriegskunst.

Baron von Gilsa war der Oberst des de Kalb-Regiments. Er war ein großer, schlanker, militairisch aussehender, sehr blonder Mann mit einer außerordentlich hohen Stirn; das heißt, er war fast kahlköpfig. Er war der tüchtigste Officier in der Division, allein außerordentlich arrogant und grob.

Ein anderes Regiment wurde von Oberst von Amsberg, einem früheren österreichischen Officier, befehligt. Er war kein Held, aber ein guter Mann, der indessen an der Spitze seines von ihm gehaltenen Wirthshauses in Hoboken sich behaglicher fühlte, als es an der Spitze eines Regiments der Fall war.

Oberst Bötcher war einst ein preußischer Artillerieunterofficier gewesen und kraft ungewöhnlicher Unverschämtheit Oberst geworden. Jeder Zoll von ihm war Corporal, und als er wegen Betrügereien cassirt wurde, wunderte sich Niemand, und Niemand bedauerte ihn.

Ein sehr schätzenswerther Spitzbube war der Befehlshaber des Garibaldi-Regiments, Oberst d'Utassy. Seinen eigentlichen Namen kannte man nicht genau, allein so viel schien gewiß, daß er einst als Dr. Straßer in Konstantinopel lebte, und einer der Officiere der Division behauptete mit aller Bestimmtheit, ihn dort einst tüchtig abgeprügelt zu haben. Oberst d'Utassy war ein kleiner, sehr lebhafter Mann, mit einem Gesicht, welches augenblicklich das Interesse eines englischen Detectivbeamten erregt haben würde. Obwol der Oberst kein dunkles Haar hatte, so machte doch der Schnitt seines Gesichtes einen orientalischen oder vielmehr alttestamentarischen Eindruck. Er trug stets eine sehr bunte und brillante Phantasie-Uniform, war verdächtig freundlich, geschmeidig und gesprächig und stets mit mehr oder weniger betrügerischen Finanzoperationen beschäftigt. Er war übrigens voll Talent und sprach unter Anderem sieben lebende Sprachen ganz fließend. Da ihn der Erfolg unvorsichtig machte, so wurde er endlich ertappt, vor Gericht gestellt und zu einer Zuchthausstrafe verurtheilt, die er in Sing-Sing genoß, natürlich stets auf sein Ehrenwort betheuernd, daß er gänzlich unschuldig sei.

Der Stab General Blenker's war eine buntscheckige, aber nicht uninteressante Sammlung schiffbrüchiger Edelleute und Officiere. — Die hervorragendste und eleganteste Figur unter denselben war Major Paul von R., Sohn eines früheren preußischen Ministers unter Friedrich Wilhelm IV. Er hatte als Lieutenant bei dem Garde-du-Corps-Regiment in Potsdam gestanden, wo er sich durch seine Verschwendung auszeichnete. Obwol seine Mutter, eine geborne Gräfin ***, ihm jährlich einige tausend Thaler Zulage gab, so wuchsen doch seine Schulden bald zu beunruhigender Höhe an. Seine Familie bezahlte dieselben mehrere Male; allein das reizte nur zum Fortschreiten auf derselben verderblichen Bahn, und als er wieder einen Schuldthurm von circa achtzigtausend Thalern aufgebaut hatte, gaben ihn seine Familie und selbst seine sehr reiche und gütige Großmutter auf. Er mußte den Abschied nehmen und nach Amerika gehen, wo er sogleich an Herrn von Gerolt einen sehr gütigen Beschützer fand. Herr von R. war ein großer, blonder, junger Mann, von sehr eleganter Figur und schönem aristokratischen Gesicht, der von den amerikanischen Damen ganz außerordentlich bewundert wurde. Er war indessen von etwas scheuem und zurückhaltendem Wesen und liebte seinen Comfort und Bequemlichkeit so sehr, daß alle Aufmerksamkeiten, mit denen er überschüttet wurde, ihn auf das Höchste langweilten. Die Washingtoner Damen bewunderten ihn vergebens und er ging nur in Gesellschaft, wenn er durchaus keinen einigermaßen passenden Vorwand finden konnte, wegzubleiben. An ein elegantes und verschwenderisches Leben gewöhnt, versuchte er dasselbe in Amerika fortzusetzen, wozu indessen große Summen gehörten, die er nicht hatte. Major von R. war ein sehr geschickter, intelligenter Mann von nicht gewöhnlichem Talent und hatte auch ein natürlich gutes und generöses Herz; allein leider Gottes wirkt nichts auf den Charakter mehr demoralisirend, als Schuldenmachen. Wenn je ein Mann mit guten Chancen nach Amerika kam, so war es R. Er war Jedermanns Liebling, und Blenker empfahl ihn M'Clellan, der ihn mit dem Range als Oberstlieutenant in seinen Stab nahm. Als solcher machte er den Feldzug auf der Halbinsel mit und leistete gute Dienste, und später den in Maryland, welcher mit der Schlacht von Antietam und M'Clellan's zweiter Entlassung endete. Anstatt sich um ein Commando zu bemühen, verbummelte R. sein Leben in Washington und baute fleißig an seinem Schuldenbau. Später wurde er dem Stabe des Generals Hooker attachirt und ging nach Cincinnati, wo er in der gewöhnlichen Weise lebte. Ein wüthender Gläubiger, von dem er sechstausend Dollars geborgt hatte, verfolgte ihn ohne Gnade. Er hatte seinen Abschied zu nehmen und ging nach Canada, wo er für einige Zeit ganz und gar verscholl. Noth zwang ihn indessen endlich zur Arbeit. Er errichtete oder betheiligte sich an einer Reitschule und fand eine Menge von Schülerinnen, die gern sich von ihm unterrichten ließen. Später kehrte er nach Neuyork zurück, wo er lebte wie er konnte, und wo er noch sein mag.

Ein anderer Officier von Blenker's Stab, der zu dem M'Clellan's versetzt wurde, war Major von Hammerstein, der österreichischer Officier gewesen war und wegen irgend welcher Streiche hatte davongehen müssen. Auf früheren Reisen in Europa hatte M'Clellan seinen Vater kennen gelernt, dessen er sich mit Dank erinnerte.

Major von F. war der Sohn eines sehr frommen

preußischen Generals unter Friedrich Wilhelm IV. F. war einer von den Leuten, die Alles in der Stille und ohne Aufsehen abzumachen wünschen und der unter der Maske großer Biederkeit und Zuverlässigkeit Dinge that, worüber sich ehrliche Leute entsetzten. Er stellte sich stets sehr zerstreut, schien immer von irgend einem wissenschaftlichen Problem absorbirt und galt für einen geschickten Officier. Er war von mittlerer Größe, ziemlich wohlgenährt, mit einem runden, meist ein wenig seitwärts geneigten Kopf und runden, zerstreut aussehenden Augen. Er war nicht ohne Humor, und wer in den Gesichtern der Menschen zu lesen verstand, sah den Schelm unter der ehrlichen Maske hervorgucken. Es hieß, er sei ein Wittwer, allein Andere, die ihn von Preußen her wol kannten, sagten, daß seine Frau noch in Deutschland lebe, wohin er zurückzukehren hoffe. Er heirathete indessen später ein sehr hübsches Mädchen, borgte unter einem plausiblen Vorwand von deren Vater eine bedeutende Summe und ging damit nach Europa, sein schönes junges Weib in Verzweiflung zurücklassend.

Eine sehr spaßhafte Figur war Hauptmann Graf Valentino, der von Wien herangeschwemmt wurde, wo er Adjutant bei einem österreichischen Prinzen oder General gewesen war. Er war groß und mager und sah aus wie ein veredelter Don Quixote, denn er war sehr elegant in seiner äußern Erscheinung und überschwänglich höflich in der österreichischen „Küß die Hand"-Manier. Gegen General Blenker war er so unterthänig und in Demuth ersterbend, wie ein Pudel, und seine Bedienterei gab viel zu lachen. Blenker's demokratische Paschagefühle fühlten sich angenehm erregt durch diesen stereotyp-lächelnden und katzenbuckelnden Grafen und seine Haltung wurde noch viel stattlicher und sein „Pah!" emphatischer und lauter. Graf Valentino war sehr eitel und die Officiere machten sich über die Sorgfalt lustig, mit welcher er selbst im Felde bei seiner Toilette zu Werke ging. Um ohne große Schmerzen in möglichst kleinen Stiefeln erscheinen zu können, beobachtete er eine eigenthümliche Praxis. Zuerst zog er ein Paar bequeme an; dann folgte nach einiger Zeit ein engeres Paar und endlich das elegante Martergehäuse, womit er durch seine Eitelkeit für seine Sünden gestraft wurde. Er war übrigens ein ganz guter, leidlicher Mann, wie geboren zum Adjutanten eines hohen Herrn aus der altösterreichischen militairischen Schule. Fechten schien nicht sein Lebensberuf. Von dem Schlachtfelde des zweiten Bullrun rannte er davon und nach Washington, wo er der Commission in die Hände lief, die dort von Stanton eingesetzt war, Herz und Nieren der in der Hauptstadt herumbummelnden Officiere zu prüfen. Graf Valentino sprach nicht englisch und der Oberst der Commission weder deutsch noch französisch, und als ihm der Graf in seinem Französisch sagte: „je suis ici par le plaisir de mon général," verstand er, daß er zu seinem plaisir davongelaufen sei und es kostete viel Mühe, ihn frei zu machen. Die Kugeln von Bullrun und amerikanische Rauheit trieben ihn nach vielen Schwindeleien nach Europa zurück.

Es waren da noch verschiedene andere österreichische Officiere in Blenker's Stab, der eine Art von Wartesaal für deutsche Militairs war, die nicht gleich eine Anstellung finden konnten. Unter ihnen war ein Hauptmann von Brandenstein, der sich schon im Felde versucht und mit Auszeichnung gedient hatte, und ein Reichsgraf, der keineswegs eine Zierde des Stabes war, trotz seines vornehmen Namens. Dieser Reichsgraf war ein kleiner, cavalleriebeiniger, braunlockiger junger Mensch, mit einem frechen, lebhaft gerötheten, nicht eben häßlichen, obwol gewöhnlichen Gesicht. Er war in einem österreichischen Ulanenregiment Officier gewesen und trug stets noch die Uniform desselben; da er aber ein Säufer und zänkisch war, so hatte er infolge einer Scene mit seinem Rittmeister davonzugehen. Er war unwissend und arrogant über alle Begriffe, und seine Manieren waren die eines Stalljungen. Er konnte durch seinen Eintritt einen Ballsaal verpesten, denn seine ganze Person war gesättigt mit Stallgeruch. Er sagte von sich selbst: „I bin ganz Pferd", aber die Prinzessin bemerkt, sie könne versichern, sie habe nie ein Pferd kennen gelernt, welches halb so unangenehm als er gewesen wäre. Er fing schon am frühen Morgen an zu trinken, und Whisky machte ihn nicht liebenswürdiger. Seine Brutalität fand indessen ihren Lohn. Als er später in Virginien das Niederbrennen einer kleinen Stadt in unnützester und grausamster Weise verursachte und auf wehrlose, friedliche Bürger mit seinem Säbel einhieb, stellte man ihn vor ein Kriegsgericht, welches ihn zum Gemeinen degradirte. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er nach Deutschland zurück, und sein erster Schritt dort war, seine Stiefmutter, die dieses Juwel von einem Sohn nicht ausstehen konnte, aus dem Schloß zu jagen.

Die persönlichen Adjutanten Blenker's waren Major Finkelmeier und Hauptmann Zieschen, Beide sehr artige, angenehme Leute, die ihren Dienst verstanden, aber mit ihrem Brummbär von General einen schweren Stand hatten, trotzdem daß sie von Neuyork aus seine alten Bekannten waren.

Der Mephistopheles von Blenker war sein General-Quartiermeister Dr. Schütte. Er war vielleicht die interessanteste Persönlichkeit in der ganzen deutschen Division. Er hatte in der österreichischen Revolution 1848—49 eine hervorragende Rolle gespielt und war ein sehr gelehrter Mann und wohlbekannter Schriftsteller. Er hatte keine Grundsätze irgend welcher Art und war der unverschämteste Cyniker in jeder Hinsicht. Tugend, Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit waren ihm lächerliche Begriffe und sein einziges Glaubensbekenntniß war absoluter Egoismus. Er war indessen nicht ganz so schlecht, als es ihm Vergnügen gewährte sich hinzustellen. Er war voll Witz und ein sehr unterhaltender Gesellschafter; in Allem, was er sagte, war Inhalt; allein er war ein großer Lügner und man konnte nie herausfinden, ob er im Scherz oder im Ernst log. Es konnte gar kein Thema angeregt werden, worüber er nicht ein Buch oder wenigstens einen Zeitungsartikel geschrieben haben wollte. Da Dr. Schütte Blenker in jeder Hinsicht überlegen war, mit Ausnahme von Generosität und Gutherzigkeit, so machte er mit ihm was er wollte, und den schlechten Ruf, in den Blenker wegen Raubsucht und Unterschlagung gerieth, verdankte er einzig und allein der Schwachheit, mit welcher er Schütte und dessen Umgebung gewähren ließ. Blenker hatte keinen Vortheil davon, denn als er starb, war er so arm, daß seine Freunde Geld zusammenschießen mußten, um seine Begräbnißkosten zu bestreiten. Dr. Schütte lebte nach dem Kriege in Hoboken, wurde Diamantenhändler und starb vor einigen Jahren in jener Stadt.

Eine andere europäische Berühmtheit in Blenker's Division war Gustav von Struve, damals Hauptmann im Neuyorker Regiment. Struve hatte schon vor 1848 eine bedeutende Rolle gespielt und wurde zugleich mit Hecker der Leiter des badischen Aufstandes. Er war ein Original, aber ein sehr ehrlicher und sehr gelehrter Mann. Seine Weltgeschichte und seine Thaten und Schicksale während der Revolution sind in Deutschland wohlbekannt. Als der amerikanische Krieg ausbrach, lebte er mit seiner jungen und schönen Frau in Neuyork. Er war damals ein Mann in der Mitte der fünfziger Jahre. Sein Haar, von dem nur noch wenig vorhanden, war ursprünglich blond, und man konnte das Grau darin nicht viel sehen; sein Schnurrbart war in der altpreußischen Zahnbürstenmanier geschnitten, und eben keine Zierde. Er war immer ein Enthusiast gewesen und es im Alter geblieben, und da er von militairischen Dingen nichts verstand, so trat er als freiwilliger Gemeiner in Blenker's Regiment und war außerordentlich streng im Dienst. Er war ein Vegetarianer und gedieh bei diesem System, denn sein Gesicht sah wohlgenährt und gut aus, und seine Figur

correspondirte damit. Das Soldatenleben schien ihm gleichfalls gut zu bekommen. „Vater Struve", wie er gewöhnlich von den Deutschen genannt wurde, verlor viel von seiner Popularität durch seine Strenge im Dienst und die Rolle, die er bei Blenker spielte, dem er jede Unordnung im Lager berichtete, und was Officiere und Soldaten von ihm sagten, deren Privatunterhaltung er oft ungesehen belauschte. Er hatte eine hohe, dünne Stimme und Vater Struve erschien stets ein wenig lächerlich. Da er Schriftsteller und auch Journalist war, so regte er stets den alten Blenker dadurch auf, daß er ihn auf die Angriffe aufmerksam machte, welche in den Zeitungen gegen ihn enthalten waren, und machte das Uebel durch Entgegnungen nur immer schlimmer.

So beschaffen war beim Ausbruch des Krieges das Officiercorps in demjenigen Theile der unionistischen Armee, welcher in Hinsicht auf militairische Brauchbarkeit und guten Willen als deren Elite gelten konnte! In der Schlacht bei Croß-Keys war es allein die Division Blenker, welche unter des Letzteren Führung die schon verlorene Schlacht wieder zum Stehen brachte. Zum Dank dafür erwähnte der commandirende General Fremont in seinem Schlachtbericht nicht einmal Blenker, und wenn Oberst v. Corvin, der damalige Kriegscorrespondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und der „Times", die Thatsachen in diesen Blättern nicht beschrieben hätte, so würde die Welt kaum irgend etwas davon wissen. In welchen unfähigen Händen die kriegsministerielle Leitung während des ganzen Krieges lag, erhellt aus der Charakteristik, welche die Verfasserin von dem Kriegsminister Edwin Stanton giebt, welcher bald nach Beginn des Krieges den halbwegs befähigten Simon Cameron in diesem Departement ersetzt hatte. Stanton war kein Soldat, sondern ein Advocat. In der Armee war er nicht sehr beliebt und besonders nicht bei den Deutschen, die er auch nicht leiden konnte. Durch seine militairische Unwissenheit richtete er manch' Unheil an. Er war tyrannischer als ein türkischer Pascha, aber wenigstens ein streng rechtlicher und unbestechlicher Mann, den nichts beeinflussen konnte, als vielleicht seine ultrarepublicanische Gesinnung. Da Stanton von den Schwierigkeiten keinen Begriff hatte, welche mit der Schöpfung einer effectiven Armee aus dem Chaos und deren Organisirung verknüpft sind und außerordentlich begierig war, die Rebellion zu vernichten, so war er höchst unzufrieden mit M'Clellan, dem nach der Verfasserin Meinung, welche von Sachkundigen bestätigt wird, weitaus befähigtsten General auf Seiten der Unionisten, der nach seiner Ansicht zu viel Zeit brauchte, um fertig zu werden. Er wollte, daß M'Clellan gegen Richmond vorrücken solle, was der Obergeneral nicht anders als wohl vorbereitet thun wollte. Stanton veranlaßte daher Lincoln, einen aus allen höheren Generalen zusammengesetzten Kriegsrath zusammen zu berufen, um dessen Ansicht in Bezug auf die Kriegsbereitschaft der Potomac-Armee zu hören und ob man nicht vorrücken könne. Die Meinungen waren getheilt, und Blenker verlor dadurch, daß er sich der Ansicht M'Clellan's anschloß, für immer die Gunst des Ministers; dieser wurde geradezu sein Feind, was um so schlimmer war, als einige einflußreiche amerikanische Generale so eifersüchtig auf Blenker wurden, daß M'Clellan seine häufigen freundschaftlichen Besuche in Blenker's Hauptquartier einzustellen hatte. Blenker war unklug genug, diese Eifersucht dadurch noch zu vermehren, daß er, als M'Clellan Obergeneral der ganzen Armee wurde, ihm einen großen Fackelzug brachte, an welchem nur die deutsche Division Theil nahm.

Die Folgen dieser Eifersucht und die Feindschaft Stanton's ließen nicht lange auf sich warten. Der bald nach der Schlacht bei Croß-Keys erfolgende Sturz M'Clellan's zog auch Blenker mit hinein, und damit geriethen auch die Officiere seines Stabes in die Gefahr, „ausgemustert zu werden", d. h. kurzweg den Laufpaß zu erhalten. Eines Tages wurde dem Salm'schen Ehepaar mitgetheilt, daß auch die Entlassung des Prinzen bereits von Stanton beschlossen sei und derselbe jeden Augenblick die officielle Notiz erwarten könne. Unter diesen Umständen galt es promptes Handeln. Der einzige Schritt, der ihn retten konnte, war, sich ein Oberstenpatent von einem Staaten-Gouverneur zu verschaffen, ehe diese officielle Notiz kam, und zu diesem Ende reiste das Paar augenblicklich nach Neuyork und Albany ab.

Die Verfasserin berichtet nun, wie es ihrer Intervention gelang, zu diesem Oberstenpatente zu gelangen und damit für ihren Gatten die Katastrophe abzuwenden. Der Vorgang ist so specifisch amerikanisch, daß er deutschen Vorstellungen, nach denen der Erwerb einer derartigen militairischen Stellung doch vor allen Dingen von den Leistungen und Fähigkeiten des Betreffenden abhängt, absolut unverständlich erscheinen muß. Ein Protectionswesen, wie es hiernach in den Vereinigten Staaten in einer Zeit geübt wurde, wo die Existenz der Union in des Wortes verwegenster Bedeutung Jahre lang auf dem Spiele stand, ist in Europa höchstens in der extravagantesten Blüthezeit des französischen Absolutismus vorgekommen.

Unter den Freunden, welche die Verfasserin in Washington gewonnen hatte, befand sich ein Senator des Staates Neuyork, Herr Harris, der zu jener Zeit seine Frau und Töchter bei sich hatte. Er war ein ganz vortrefflicher Mann und großer Freund der Deutschen, denen er häufig beistand. Eine seiner Töchter war sogar mit einem sehr hübschen, liebenswürdigen deutschen Officier verlobt gewesen, der von François hieß, jedoch am Lagerfieber oder einer ähnlichen Krankheit starb.

Senator Harris war ein großer, etwas schwerfällig erscheinender Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, mit einem ernsten, aber sehr gütigen Gesicht, dessen Ausdruck noch durch die Art gemildert wurde, wie er sein ziemlich langes Haar trug, ungefähr à la Franklin. Wie viele amerikanische bedeutende Männer, war auch er aus geringem Stande emporgestiegen. Lincoln hatte in seiner Jugend sein Brod durch seiner Hände Arbeit verdient, Präsident Johnson war ein Schneider, Senator Wilson aus Massachusetts — der unlängst verstorbene Vicepräsident — ein Schuhmacher, und Senator Harris einst ein Druckerjunge gewesen.

Dieser Senator Harris war von dem Salm'schen Ehepaar ausersehen, das heißbegehrte Oberstenpatent in größter Geschwindigkeit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke begaben sie sich nach Albany, dem Regierungssitze. Das Weitere lassen wir die Prinzessin mit ihren eigenen Worten berichten.

„Als wir in Albany ankamen, ging ich allein zu Harris, denn wir hielten es für gut, daß die Anwesenheit des Prinzen nicht bekannt wurde, und er blieb daher in seinem Zimmer im Hotel.

„Nachdem ich dem guten, alten Herrn Harris mitgetheilt, zu welchem Zweck ich gekommen sei und was ich von ihm wünsche, schüttelte er den Kopf, sprach die Befürchtung aus, daß es mir wenig nützen werde, denn Gouverneur Morgan sei ein Mann, der sich nicht beeinflussen lasse und auf den selbst die Bitten einer Dame keinen Eindruck machen würden. Das war freilich nicht ermuthigend, allein es war mir zu viel daran gelegen, zu helfen, als daß ich die Hoffnung hätte aufgeben sollen, und so bat ich den Senator, mich wenigstens zu Sr. Excellenz hinzubegleiten, wozu er gern bereit war.

„Du lieber Himmel, wie mir auf diesem Wege das Herz schlug! Ein Rekrut kann sich vor seiner ersten Schlacht nicht beklommener fühlen. Ich hatte meine Sporen zu gewinnen und noch dazu gegen einen Mann, der in dem Ruf stand, ein Weiberfeind zu sein. Es wundert mich nur, wie er mit solchem Ruf jemals erwählt werden konnte.

„Herr Harris hatte sogar daran gezweifelt, daß Morgan mich überhaupt annehmen würde, und ich erwartete mit großer Spannung die Rückkehr des Adjutanten, der uns dem gefürchteten Mann anmeldete. Die Titel Senator und Prin-

zessin verfehlten indessen nicht ihren Eindruck und wir wurden angenommen. Ich will hier beiläufig erwähnen, was auswärts wenig bekannt ist, daß ein Senator der Vereinigten Staaten den Rang vor jedem Gouverneur oder Minister hat und in gleichem Range mit dem Präsidenten steht, daher eine sehr bedeutende und angesehene Person ist.

„Gouverneur Morgan war ein großer, kräftig gebauter Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, mit grau gemischtem Haar und einem schönen, aber strengen Gesicht. Als ich ihn ansah, fiel mir das Herz in die Schuhe, denn in dem ruhigen, ernsten Auge sah ich wenig Hoffnung.

„Mit unsicherer Stimme fing ich an, das Anliegen meines Mannes vorzutragen. Ich sprach von seinem lebhaften Wunsch, der Sache der Republik zu dienen, und schilderte seine Verzweiflung darüber, daß er unthätig bleiben müsse, während seine Kameraden Ehre im Felde erwarben; ich lobte seine militairischen Fähigkeiten und führte die Beweise an, welche er davon gegeben hatte. Ich wurde wärmer und wärmer. Ich redete mehr als eine Viertelstunde, ohne daß mir der Gouverneur mit einem einzigen Worte zu Hilfe gekommen wäre. Liebe machte mich beredt, und ich bemerkte mit zitternder Hoffnung, wie sein ernstes Auge milder wurde und über sein edles Gesicht ein Ausdruck wie ein Strahl der Morgensonne über Schneeberge glitt, während der alte gutherzige Harris in seiner Sophaecke sich ganz gemüthlich die Thränen trocknete.

„Endlich sprach der Gouverneur. Er sagte, er wisse nicht, ob irgend welche Regimenter vacant seien, und hieß seinem Secretair, einem Obersten, nachzusehen. Es waren mehrere Regimenter frei, allein meistens amerikanische. Da nun mein Mann noch nicht Englisch genug sprach, so drückte ich den Wunsch aus, ihn wo möglich an die Spitze eines deutschen Regimentes zu stellen. Ja, eins war frei, das erste Neuyorker, Blenker's altes Regiment. Die Stelle des fortgejagten Oberst Wutschel war noch nicht besetzt und das Regiment wurde einstweilen von seinem Oberstlieutenant befehligt.

„Ich sah, daß ich die Schlacht gewonnen hatte, und die Freude machte mich sehr lebhaft und übermüthig, und als es mir schien, daß der Gouverneur noch schwankte, erklärte ich ihm, daß ich ohne einen günstigen Bescheid nicht von der Stelle gehen würde; und als er mit einem Lächeln über meinen Eifer nachgab, der ihm zu gefallen und ihn zu amüsiren schien, und dem Obersten befahl, das Weitere anzuordnen, bat ich ihn dringend, das Patent augenblicklich ausfertigen zu lassen und zu unterzeichnen, so daß ich es sogleich mitnehmen könne. Es war das ein wichtiger Punkt, denn wenn unterdessen die Ausmusterung meines Mannes öffentlich bekannt gemacht wurde, so hätte es leicht geschehen können, daß er trotz Allem die Stelle nicht erhielt. Mein Bitten half; der Gouverneur befahl, das Patent sogleich auszufertigen, was wenig Zeit erforderte, und als er die Feder weglegte, mit welcher er es unterzeichnet hatte, fiel mir eine schwere Last vom Herzen. Ich dankte ihm mit den wärmsten Worten, die mir das freudige Gefühl des Augenblicks eingab, worauf er freundlich erwiderte, daß ich meine Dankbarkeit am besten dadurch beweisen könne, daß ich meinem Gatten stets so liebevoll und treu bleiben möge, wie ich es gegenwärtig sei. — Als ich das Regierungsgebäude verließ, war ich vor Glück so außer mir, daß ich kaum wußte, ob ich auf den Füßen oder auf dem Kopfe ging.

„Senator Harris gratulirte mir mit verwundertem Kopfschütteln und sagte, er würde es nie für möglich gehalten haben, daß irgend eine Dame auf Gouverneur Morgan einen Einfluß ausüben könnte.

„Als ich in das Zimmer trat, wo Salm in großer Spannung meine Rückkehr erwartete, zwang ich mein Gesicht zu einem gleichgiltigen Ausdruck, und mit betrübter Miene sagte er, er sehe, daß ich, wie er gefürchtet, keinen Erfolg gehabt hätte. Länger konnte ich mich nicht halten, und mein kostbares Document unter meiner Mantille hervorziehend und ihm reichend, rief ich: „Da, lieber Felix, ist Dein Patent als Oberst des achten Regiments!" Er konnte gar nicht daran glauben; als er aber das Patent entfaltete und las, war es, als ob der Alp von seiner Brust genommen würde, und mir in die Arme stürzend vergossen wir Beide Freudenthränen."

In ähnlicher Weise verschaffte die Prinzessin im weiteren Verlaufe des Krieges ihrem Gatten das Generalspatent. Salm hatte sich im Kriege bei mannichsachen Anlässen hervorzuthun Gelegenheit gehabt, galt als ein tüchtiger höherer Officier und war von seinen Chefs wiederholt zum Avancement empfohlen worden. Gleichwol blieb dasselbe aus, denn Kriegsminister Stanton war sein alter Gegner von der Blenker'schen Zeit her. Ueberdies mußten Generale vom Senat bestätigt werden und Stanton konnte, so unabhängig er auch gewöhnlich handelte, doch nicht die Vorschläge einflußreicher Gouverneure und Senatoren unbeachtet lassen, deren Unterstützung er wieder für andere Zwecke brauchte. Welche Motive da mitunter den Ausschlag gaben, zeigt das Beispiel des bekannten Karl Schurz, dessen Freunde — wie die Verfasserin humoristisch bemerkt — im Frühjahr 1862 durch die Nachricht „überrascht" wurden, daß er zum Brigadegeneral ernannt sei, während seine ganze militairische Vorschule darin bestand, daß er als junger Student an der deutschen Revolution von 1848 und 1849 theilgenommen hatte und während der Belagerung von Rastatt dem Stabe attachirt, aber im Bureau beschäftigt gewesen war. Als sein alter Commandeur, von 1848 und 1849 her, Oberst Corvin Schurz lächelnd fragte, ob das Gerücht von seiner Ernennung zum General wahr sei, bestätigte es Schurz, und erklärte dieselbe durch den Wunsch, einen abolitionistischen General in der Armee zu haben!

Wie die Prinzessin ihren Gatten zum General machte, lassen wir sie wiederum mit ihren eigenen Worten erzählen.

„Nach achttägiger Reise kamen wir Dienstag, den 7. März, Abends zehn Uhr in Washington an. Obwol noch immer krank, empfing ich doch viele Besucher, darunter die Generale Hooker, Fry und Stahel, Herrn Speier und Dr. Strobach. Ich hörte von ihnen, daß der Senat sich am Ende der Woche vertagen würde und daß ich keine Zeit zu verlieren hatte, meine Geschäfte zu besorgen.

„Ich machte daher am nächsten Tage den Senatoren Harris, Wilson und Nesmith meinen Besuch, und ebenso sah ich die Generale Hooker und Fry im Kriegsministerium. Von ihnen hörte ich, daß der Rapport des Generals Thomas noch nicht eingesendet sei, und daß bis dahin nichts in Bezug auf die Beförderungen in der Armee des Generals Thomas entschieden werden würde.

„Senator Yates war ebenfalls in Washington, und er sowol wie meine anderen Freunde bemühten sich zu Gunsten von Felix. Sie traten mit den Generalen Thomas und Steedmann in Verbindung, und telegraphische Depeschen gingen und kamen täglich. Steedmann erinnerte nochmals an die Beförderung meines Mannes, und ich machte dem Kriegsminister, Herrn Stanton, einen Besuch, den ich aber nicht in seinem Bureau fand, da er gerade nach dem Schiffsbauhof gegangen war.

„Alle diese Hindernisse und Verzögerungen machten mich ganz unglücklich. Senator Yates schrieb an Stanton und legte in seinen Brief die von General Steedmann erhaltene, auf Felix bezügliche Depesche ein. Ich ging abermals ins Kriegsministerium, allein Stanton war zu sehr beschäftigt, um mich zu empfangen. Ich sandte daher Yates Brief mit der Depesche hinein und beide wurden ad acta gelegt.

„Von General Fry hörte ich stets, was in Bezug auf meinen Mann im Kriegsministerium vorging, und er sagte

mir, daß Stanton ihn ohne eine specielle Empfehlung von Thomas selbst nicht zum General ernennen werde.

„Senator Yates fühlte Mitleid mit meinem Kummer; er sandte eine Depesche an General Thomas, und als er keine Antwort erhielt, schrieb er an Steedmann. Ich wurde vor Aufregung und Verdruß ganz krank, war aber entschlossen, mein Ziel zu erreichen und nicht zu ruhen, bis es geschehen war.

„Da die Truppen, welche Felix befehligte, theils dem Staate Newyork, theils dem von Neuhampshire angehörten, so beschloß ich, die Gouverneure dieser Staaten in's Interesse zu ziehen, deren Wünsche Stanton nicht wohl unberücksichtigt lassen konnte. Ich hatte überdies die Geschäfte anderer Officiere der Brigade zu besorgen, die zur Beförderung empfohlen worden waren, aber ihre Patente von dem Gouverneur noch nicht erhalten hatten. Ich reiste daher mit Gröben nach Newyork, und ehe ich von dort nach Albany fuhr, sandte ich eine Depesche an den guten alten Gouverneur Gilmore.

„In Albany angekommen, ging ich sogleich zu Senator Harris, der mich zum Gouverneur des Staates Newyork, Herrn Fenton begleiten sollte. Ich fand den Senator nicht zu Hause, war aber zu ungeduldig, auf seine Rückkehr zu warten, und ging mit Gröben zu Fenton, der mich mit großer Güte empfing. Er erfüllte augenblicklich meine Wünsche in Bezug auf die Officierspatente, mit denen Gröben sogleich nach Bridgeport reiste, während ich nach Newyork zurückkehrte.

„Ich fand dort eine Depesche von Gouverneur Gilmore, welche ich beantwortete. Alles, was ich thun konnte, hatte ich gethan; die Gouverneure versprachen, ihren besten Einfluß geltend zu machen, und so weit war Alles über Erwarten gelungen, aber alle diese Verzögerungen machten mich so ungeduldig, daß ich auf meinem Rückwege nach Washington in Philadelphia krank wurde.

„Frau von Corvin und der Oberst hatten in Georgetown ein Haus gemiethet. Es ist dies ein reizender Ort an dem anderen Ufer des Roky Creek, eine Art Vorstadt von Washington, wo viele der reichen Bürger Villen hatten. Ich hatte meine Freunde sehr häufig während meines Aufenthalts in Washington gesehen, und da ich nicht allein im Hotel bleiben wollte und meine Schwester in Alabama war, so nahm ich ihr Anerbieten an, in ihr Haus in Georgetown zu ziehen, und als ich in Washington ankam, fand ich den Obersten an der Eisenbahn.

„Ich fand auch einen Brief von General Fry, der nach Charlestown gegangen war, was mich ganz trostlos machte, da ich seine Hilfe im Kriegsministerium brauchte. Gouverneur Yates war indessen noch in Washington; als ich ihn am 10. April besuchte, hörte ich gute Nachrichten, und General Thomas hatte ihm mitgetheilt, daß er Felix zur Beförderung empfohlen hatte.

„Nun war ich voll von Hoffnung und hätte mir Ruhe gönnen können; doch angetrieben durch eine unerklärliche Angst, fürchtend, daß irgend ein unerwartetes Ereigniß mir die Siegespalme aus den Händen reißen könnte, konnte ich nicht ruhen und schrieb an Yates, der sogleich antwortete, daß er am 12. April zu Stanton gehen werde. Ich besuchte den Gouverneur am 13. Ich war in meinem ganzen Leben nicht glücklicher als an dem Tage, denn Yates übergab mir das von Stanton unterzeichnete Generalspatent! Wie stolz und glücklich war ich, als ich eine Depesche nach Bridgeport sandte und sie adressirte an „General Felix Salm!"

„Als ich mit meinen guten Nachrichten nach Georgetown kam, stellte ich Frau von Corvin's ganzes Haus auf den Kopf, und sie Beide nahmen den herzlichsten Antheil an meinem Glück. Corvin braute wieder seinen guten Punsch, und wir tranken auf die Gesundheit des lieben, neugebacknen Generals!

„Ja, ich fühlte mich außerordentlich glücklich und stolz. Er hatte mir seinen Namen gegeben und mich zur Prinzessin gemacht; allein trotz seines Namens und Ranges würde er nach seinem ersten Anlauf stecken und Oberst ohne ein Regiment und daher ohne Gehalt geblieben sein, da er in das Schicksal von Blenker mit eingeschlossen war. All' sein Verdienst würde ihm nichts geholfen haben gegen die Rancüne Stanton's. Ich verschaffte ihm das Commando des 8. Regiments und schuf für ihn das 68., und nun war er durch meine Bemühungen General geworden."

Auf die höchst interessanten Details des Kriegs- und Lagerlebens, worüber die Verfasserin großentheils aus eigener Anschauung berichtet, da sie den ganzen Krieg hindurch fast immer an der Seite ihres Gatten sich befand, näher einzugehen, fehlt es uns an Raum. Wir verweisen deshalb unsere Leser auf das Buch selbst. Gedenken wollen wir nur noch der Bemerkungen, welche die Verfasserin über den vielgerühmten Sherman'schen Kriegsplan, der schließlich das Ende des furchtbaren vierjährigen Bürgerkriegs herbeiführte, zum Besten giebt.

„Sherman wollte den Krieg beenden und rechnete, daß dies am besten dadurch zu erreichen sei, daß er die Sehnen des Kriegs lockerte oder zerschnitt. Nachdem er alle Factoreien längs dem Chattahhotshinfluß und dessen Nähe zerstört hatte, entschloß er sich, Atlanta zu nehmen, welches er daher belagerte. Die Stadt war zwar nur durch Erdwerke vertheidigt, allein der Sturm auf dieselben würde doch zu viel Leute gekostet haben, und Sherman hielt es für gerathener, das „Richmond des Westens" durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Es gelang ihm, und die die Stadt vertheidigende Armee hatte dieselbe ihrem Schicksale zu überlassen. Dieses Schicksal war ein hartes, denn Sherman handelte allein nach rein militairischen Principien, die stets der Humanität direct entgegengesetzt sind. Er brauchte den Platz für militairische Zwecke und bestand darauf, daß alle Einwohner es verlassen und entweder nach dem Süden gehen oder nach dem Norden gebracht werden sollten, wo sie den Interessen seiner Armee nicht schaden konnten. Alles Bitten war vergeblich; Jedermann, selbst Kranke, Weiber oder Kinder, hatten zu gehen, und von ihrem Eigenthum mitnehmend, was transportirbar war, wurden sie durch Unionsofficiere zu der Armee des Generals Hood gebracht. Das war nach all' den ausgestandenen Schrecken einer langen Belagerung ein hartes Geschick.

„Das arme Atlanta, es war völliger Zerstörung verfallen, als Sherman zu seinem berühmten Marsch nach Savannah aufbrach. Nachdem er um Atlanta etwa siebenzigtausend Mann vereinigt und alle Verbindung mit Chatanooga aufgegeben hatte, zerstörte er alle dazwischen liegenden Orte und Eisenbahnen und verbrannte Atlanta selbst am 14. November. Er wollte eine Wüste hinter sich lassen, damit die südliche Armee nicht im Stande wäre, ihm zu folgen.

„Ehe noch die südlichen Führer selbst eine Ahnung von seinen Absichten hatten, die wunderbar geheim gehalten worden waren, hatte er schon einen Vorsprung von beinahe dreihundert Meilen, — dreihundert Meilen, auf welcher ungeheuren Strecke kaum ein Haus, und keine Lebensmittel weder für Menschen noch Vieh zu finden waren.

„Die der Armee von Sherman gegebenen Instructionen waren sehr scharf und selbst barbarisch, aber sie wurden es noch mehr durch die Art und Weise, mit welchen sie durch die Unionssoldaten ausgeführt worden. Diese nahmen jeden Bissen Lebensmittel in Beschlag, und hatten sie keine Transportmittel, so zerstörten sie dieselben und kein Mensch kümmerte sich darum, ob die armen südlichen Familien in den nächsten Tagen verhungerten oder nicht. Goldwaaren, Silbergeschirr und Werthsachen, die transportabel waren, wurden genommen unter dem Vorwand, daß sie verkauft werden könnten, die Rebellen zu unterstützen. In Häusern, welche von ihren Be-

wohnern aus Furcht vor den Grausamkeiten der Unionstruppen verlassen waren und die absichtlich selbst von den Zeitungen der Südstaaten übertrieben wurden, zerstörte man alle Möbel oder verbrannte die ganze Geschichte, und entdeckte man einige Unglückselige, die sich, selbst unbewaffnet, in Wäldern versteckt hatten, so wurden sie gehängt oder erschossen. In solcher Weise war seit Jahrhunderten kein Krieg geführt worden, — aber sie war erfolgreich; der durch politischen Fanatismus verblendete Norden applaudirte und Sherman war der große Held des Krieges. Ein so großer General er auch sein mag, ich beneide ihn nicht um seinen Ruhm.

„Alle öffentlichen Gebäude in Atlanta wurden verbrannt oder durch Schießpulver zersprengt. Von den einst eleganten Privathäusern blieb nichts, als die durch Rauch geschwärzten Schornsteine. Nur ein paar alte Häuser in den Vorstädten waren verschont worden, weil sie von Unionsleuten gebraucht wurden, und einige neue hölzerne waren seitdem errichtet worden. Es war ein trauriger Anblick, bei dem man kaum den Gedanken fassen konnte, daß die übrig gebliebenen Einwohner des Landes jemals wieder sich mit den nördlichen Siegern versöhnen könnten."

In der That dürfte man in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Nationen vergebens nach Seitenstücken zu der barbarischen Rohheit suchen, wie der hochgepriesene General Sherman schließlich seine Aufgabe löste. Jedenfalls hat er seine Erfolge viel weniger seinem Feldherrntalent als der inhumanen Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit seiner Kriegsführung, sowie der mit jedem Jahre weiterer Kriegsführung sich steigernden numerischen Ueberlegenheit des Nordens zu verdanken. Der Krieg war infolge dessen allmälig ein sich immer einfacher gestaltendes Rechenexempel geworden. Beachtung verdient, als aus dem Munde einer Amerikanerin kommend, welche mit ihren Sympathien überdies auf der Seite des Nordens stand und steht, die von ihr ausgesprochene Hoffnungslosigkeit einer jemals eintretenden Wiederversöhnung des Südens mit dem Norden. Die seit Beendigung des Bürgerkriegs stattgefundenen Ereignisse rechtfertigen diesen Ausspruch bekanntlich in jeder Beziehung.

Zum Schlusse wollen wir doch noch den unverbesserlichen Schwärmern für die amerikanischen Staatseinrichtungen zum Besten geben, was die Verfasserin von den Disciplinarstrafen erzählt, welche in der unionistischen Armee üblich waren. Soldaten, die ein Vergehen gegen die Disciplin begangen hatten oder wiederholt betrunken waren, wurden an einen Baum gebunden, mit einem Pferdegebiß oder Bayonnet in ihrem Munde befestigt; oder sie wurden an ihren Daumen in solcher Weise aufgehängt, daß ihre Fußspitzen gerade die Erde berührten. Andere wurden stundenlang mitten im Lager auf einer Tonne als Trunkenbolde ausgestellt und von allen Vorübergehenden geneckt und verhöhnt, wie es zu geschehen pflegte, als man die Leute noch in die Stocks oder an den Pranger stellte. Die Verfasserin sagt mit Recht, daß diese Strafen weit schlimmer als die Prügelstrafe, der sie substituirt worden, seien. Wenn sie aber hinzufügt, daß diese außerordentlich barbarischen Strafen durchaus nicht in Uebereinstimmung mit dem Geiste des amerikanischen Gesetzes seien und daß sie eher geneigt sei zu glauben, daß dieselben mehr durch Armeetraditionen sanctionirt würden und ihren Ursprung davon herschreiben, was einst in der englischen Armee für nothwendig gehalten wurde, so mag das ihrer amerikanischen Individualität zu Gute gerechnet werden, welche dem Genusse nicht widerstehen kann, wo es irgend geht, den Engländern etwas am Zeuge zu flicken. In der englischen Armee besteht zwar noch heute die Prügelstrafe, welche nach dem eigenen Ausspruch der Verfasserin lange nicht so schlimm ist, als die von ihr citirten Strafen, womit Bruder Jonathan seine Vaterlandsvertheidiger regalirte. Allein, daß man Soldaten wegen Disciplinarvergehen an den Daumen aufgehängt hätte, daß ihre Fußspitzen gerade die Erde berührten, ist weder in der englischen noch in irgend einer Armee eines civilisirten Staates je vorgekommen. Daß gerade diese Strafe aber durchaus nicht so außer Uebereinstimmung „mit dem Geiste des amerikanischen Gesetzes" ist, wie die Verfasserin meint, erhellt daraus, daß sie auch eine allgemein übliche Strafe in den amerikanischen Strafanstalten ist.

Mit Beendigung des Bürgerkrieges wurde Prinz Salm gleich allen Voluntair-Generalen und Obersten „ausgemustert". Seine Freunde und Gönner wollten ihn überreden, in die regulaire Armee zu treten und versprachen, ihm ein Oberstenpatent zu verschaffen, welchem Plan auch Präsident Johnson zustimmte. Salm wollte jedoch nicht im Frieden in der regulairen Armee der Vereinigten Staaten dienen; er konnte sich nicht mit der Idee befreunden, dort für immer zu leben, denn er hatte stets die endliche Rückkehr nach Europa und zu seiner Familie im Auge. Inzwischen nöthigte der „Kampf ums Dasein", Schritte für ein anderes Unterkommen zu thun. Viele der „ausgemusterten" amerikanischen Officiere suchten und fanden ein solches in Mexico, das um diese Zeit ebenfalls der Schauplatz eines gewaltigen Krieges war. Die meisten traten in die Armee der Liberalen ein. Die Sympathien Salm's waren indessen mit Kaiser Maximilian und obwol viele Freunde ihn davor warnten, sein Schicksal an das dieses Fürsten zu ketten, so gelang es ihnen doch nicht, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Mit Empfehlungen des französischen, österreichischen und preußischen Gesandten versehen, begab er sich nach Mexico. Von Interesse ist die Bemerkung der Verfasserin, daß „selbst Präsident Johnson, obwol er ihm keine Empfehlungsbriefe mitgeben konnte, seine Absicht nicht tadelte und ihm auf seinen Wunsch ein äußerst schmeichelhaftes Zeugniß über seine militairischen Dienste gab".

(Fortsetzung folgt.)

— In der bei Meinhold u. Söhne in Dresden erscheinenden „Juristischen Handbibliothek" ist unter Nr. XXXIII a. das erste Heft einer Sammlung der „Entscheidungen und Verordnungen der obersten Schulbehörde zu dem Gesetze, das Volksschulwesen betreffend vom 26. April 1873 und der dazu gehörigen Ausführungsverordnung vom 25. August 1874" herausgekommen, welches die Jahre 1874 u. 1875 enthält. Unter jedem Paragraphen sind die betreffenden Entscheidungen und Verordnungen der obersten Schulbehörde, welche allgemeines Interesse beanspruchen, sofort zu finden. Für die stoffliche Uebersicht über das vorhandene Material ist ein alphabetisches Sachregister beigegeben. Fortgelassen ist die theils separat, theils in mehreren Handausgaben abgedruckte Verordnung vom 25. August 1874 zur Ausführung des Volksschulgesetzes; die zu dieser Verordnung ergangenen Entscheidungen sind jedoch aufgenommen. Schulbehörden, Schulvorständen und Lehrern wird diese höchst bequem geordnete Sammlung, deren Fortsetzung nach Maßgabe des sich ansammelnden Materials erfolgt, ersprießliche Dienste leisten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. K. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 8. Donnerstag, den 27. Januar. 1876.

Eine Partie nach dem Lüner See und der Scesa plana.

Die schönste Alpenpartie der Vorarlberger Alpen ist die durch das Brandnerthal nach dem Lüner See und der Scesa plana. Von Bludenz aus, welches in einem ausgedehnten Thalkessel des Illthales an der Hauptstraße von der Schweiz nach Tirol liegt und in dessen Nähe großartige Seitenthäler ins Illthal einmünden, tritt man, nach Süd gehend, nachdem man eine ziemlich ansehnliche Höhe hinter dem Dorfe Bürs erstiegen hat, in das vom wilden Alvierbach durchströmte Brandnerthal. Der schmale Weg führt an der ziemlich steilen, mit Laub- und Nadelholz bedeckten Berglehne aufwärts und bietet mehrfach überraschend schöne Aussichtspunkte, rückwärts nach dem reizend gelegenen Bludenz und dem Klosterthal, nach links durch ein vom Sarottlabache durchströmtes Seitenthal, auf die steile Wasenspitze, den Schafberg und die gigantisch-grotesk geformte Zimbaspitze, vorwärts nach den Felsenmassen und Schneefeldern der Scesa plana, deren untere Partien theilweise noch von dem heuschoberartig aufsteigenden Mothenkopf verdeckt werden. Tief unten im Thale braust der reißende Bergstrom hin, dem von beiden Bergabhängen herab in wiederholten Cascaden Gießbäche zueilen. Nach etwa dreistündigem Marsch tritt man aus dem bewaldeten Bergwege heraus in einen weiten Hochthalkessel, der im Hintergrunde von den Bergriesen der Scesa plana abgeschlossen wird. Inmitten desselben liegt wie hingezaubert das freundliche Dörfchen Brand, welches wir durchschreiten, um an der Hand eines Führers den immer steiler werdenden Saumpfad nach dem Lüner See zu betreten. Unser Gepäck, d. h. fünf Reisetaschen, denn bis auf fünf Mann ist unsere Reisegesellschaft angewachsen, trägt der Esel des Gamswirths in Brand, während der Gamswirth selbst uns als Führer dient. Je weiter wir vorwärts kommen, desto großartiger breiten sich die Felsmassen und Schneefelder der Scesa plana an unsrer rechten Seite aus, während links steile Felswände das Thal immer mehr verengen. Vor uns erhebt sich eine Art Felsenthor, welches das Thal, in dem wir aufwärts schreiten, abschließt; von seiner obersten Kante stürzt ein Wasserfall herab. Dieses Felsenthor, dessen steile Höhe um so deutlicher sichtbar wird, je mehr man sich ihm nähert, ist zu ersteigen, was mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein würde, wenn nicht der Alpenverein einen in vielen Windungen aufwärtsgehenden Saumpfad hätte anlegen lassen. Nach etwa einstündigem, etwas anstrengendem Steigen hatten wir den obersten Rand des Felsenthors erreicht und uns eine Aussicht von wahrhaft überraschender Seltenheit geschaffen. Ein neuer Hochgebirgskessel von unerwartet großen Dimensionen in einer Höhe von 6000' liegt vor uns. Steile, kahle, zackige Felsen, in deren Schluchten und Spalten Schneemassen sichtbar sind, begrenzen ihn von allen Seiten. Links erheben sich die geisterhaft aufsteigenden Kalkmassen des Schaafgefall, vor uns im Hintergrund die zackigen Grenzmauern zwischen dem Prättigau und Vorarlberg mit dem Schweizerthor, rechts die Vorberge der Scesa plana mit den herabschimmernden Schneefeldern und die Dolomitmassen des Seekopfes. Zu unsern Füßen liegt ein die Hälfte des Thalkessels füllender See, der mit seiner ruhigen azurblauen Oberfläche einen wirksamen Contrast zu jener Wildheit der Umgebung bildet. Eine unheimliche Stille, die nur durch das ferne, eintönige Rauschen der dem See zueilenden Gießbäche unterbrochen wird, herrscht hier oben; es ist die „Ruhe des Kirchhofs" in der höchsten Potenz. Wir standen wie festgebannt, dieses gewissermaßen erstarrte Stück Erde bewundernd. Da ließ ein sanglustiger Reisegefährte einen Jodler hören; der Schall ist in der dünnen Luft ein geringer, indeß genügte er, die wenigen Menschen hier oben auf uns aufmerksam zu machen. Bald ertönte in der Ferne ein Alpenhorn und als wir unsere Blicke nach der Gegend hin richteten, erkannten wir deutlich das Dach einer Hütte, nach der wir unsere Schritte hinlenkten. Es war die vom deutschen Alpenverein erbaute Clubhütte. Ein frisches, reinlich gekleidetes Mädchen, die Tochter unsers Führers, Christine mit Namen, empfing uns mit einem freundlichen „Grüß Gott!", führte uns in die einfache Hütte ein und labte uns mit Speise und Trank. Es war Spätnachmittag und es galt denselben in passender Weise zu verbringen. Am Ufer des Sees stand ein kleiner Kahn, der mit großer Anstrengung hatte heraufgetragen werden müssen; diesen bestiegen wir und Christine fuhr uns in dem ½ Stunde langen, ¼ Stunde breiten See herum. Das durchsichtige Wasser ließ anfangs deutlich den Grund des Sees erkennen, bald aber verschwand dieser; denn der See hat eine außerordentliche Tiefe. Drei Tiefenmessungen, die, wie das Fremdenbuch nachweist, von dem Bezirkshauptmann Grabmayer in Bludenz und dem Pfarrer Jehly in Brand vorgenommen wurden, ergaben zwischen der kleinen Felsinsel und dem Südufer 77 Meter, in der Mitte des Sees 99 Meter und am Nordufer 100 Meter Tiefe. Fische sind im See nicht zu bemerken. Ebenso wenig zeigen sich an den steilen Ufern, die den nördlichen Theil des Sees einschließen, irgend welche Spuren animalischen Lebens. Nur am Südufer, welches eine ziemliche Strecke eben und mit Gras bedeckt ist, zeigt sich, gewissermaßen um die Contraste noch zu vermehren, eine Viehheerde. Die Sonne, die im See die wundervollsten Farbenspiele erzeugte, verschwand vom See, aber lange noch beleuchtete sie die Felsspitzen am Ostufer des Sees und die im Südost liegenden mit Schnee bedeckten Nordabhänge der Rhätikonkette. Das Wasser nahm eine bleichgrüne Färbung an; keine Welle war zu bemerken, nur das Ruder und der Kiel des Kahns, der uns langsam ans Ufer trug, durchschnitten den glatten Spiegel. Wie in einer Nußschale in tiefem Brunnen schwimmend kamen wir uns auf dem See vor. Als wir ans Ufer traten, war die Sonne auch von den Bergspitzen verschwunden und geisterhaft ragten diese in den klaren Himmel hinauf, in ihren Einzelbildungen dem Auge keinen festen Halt mehr bietend, während das Geräusch in der Dunkelheit zuzunehmen schien und fernem Schlachtgetöse gleich vom Schweizerthor, dem Schauplatz früherer Kämpfe, dumpf herüber brauste. Die Nacht wurde kalt und nöthigte uns zum Eintreten in die Hütte, wo ein einfaches, aus Matratze und Bettdecke bestehendes

Lager den müden Gliedern die ersehnte Ruhe und Stärkung für den nächsten Tag bringen sollte. Am nächsten Morgen wurde die Scesa plana, ein, wenn auch nicht gefährlich, doch beschwerlich zu besteigender Berg, erstiegen. Die Scesa plana ist etwas über 9000' hoch und kann vom Lüner See aus in etwa 4 Stunden bestiegen werden. Wer die Anstrengungen bei Ersteigung von Bergen kennt, der wird wissen, was die in den Reisebüchern stehende Bemerkung: „Besteigung beschwerlich, doch nicht gefährlich" sagen will. Man meint mit dem beschwerlich ungefähr, daß man stellenweise auf allen Vieren emporkriechen, über steil aufsteigende Schuttmassen klettern, herabstürzende Gießbäche überschreiten, durch tiefen Schnee gehen müsse und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind. Nicht gefährlich zu besteigen sind Berge, von denen aus man bei einem Fehltritt nicht gleich hunderte oder tausende von Fußen herabstürzen kann, um für immer vom Schauplatze der Welt zu verschwinden, oder auf welchen langanhaltende Schneegestöber den Bergsteiger nicht zu vergraben im Stande sind. Doch, auf unsere Bergpartie zurückzukommen, wir brachen erst früh 5 Uhr auf, da unser Führer, der um 3 Uhr wecken sollte, um diese Zeit nicht die geringste Aussicht auf Aussicht gehabt haben wollte und uns deshalb hatte liegen lassen. Vielleicht hatte er auch geglaubt, es sei uns mit der Bergpartie nicht rechter Ernst; denn wir wollten denselben Tag noch 6 Stunden weiter vorwärts und am Abend vorher hatte sich ein lebhafter Disput entwickelt zwischen einem unserer Reisegefährten, dem die ängstliche Gattin bei der Abreise noch das Versprechen, keinen größern Berg besteigen zu wollen, abgenommen hatte, und einem unternehmenden Junggesellen. Ersterer wollte nicht mit steigen, letzterer bestand darauf. Als am Morgen der Himmel hell war und die Sonne die Bergspitzen vergoldete, da konnte Keiner widerstehen. Es ging am See vorüber zunächst einen steilen Abhang über Geröll aufwärts nach der Todseealpe, einem von riesigen Steinen, Schuttmassen und im obern Theil mit Schnee bedeckten allseitig von steilen Felsen umgebenen Hochthal, welches der Sage nach in alter Zeit eine fruchtbare Alm gewesen, durch herabstürzende Gesteine aber zerstört worden sein soll. Wir gingen das Schneefeld, das leichter zu überschreiten war, als die scharfkantigen Felsen zu beiden Seiten desselben, hinan, unserm Führer nach, der uns Stufen einhackte oder wo der Schnee weicher war, eintrat, und kamen wieder über Geröll nach dem sogenannten Kamin. Man versteht darunter zwei parallele, steil aufsteigende Felsgrate, zwischen denen Schnee liegt. Waren wir an dem einen Fels eine Strecke emporgeklimmt, dann galt es, da ein weiteres Klettern nicht mehr möglich war, schräg über das schmale, dachähnlich abfallende Schneefeld hinüber auf den andern Felsgrat zu kommen und so fort, bis das Kamin erstiegen war. Wir kamen nun an den obern Theil des nach Nordwesten abfallenden Brandnerferners. Schon während des Aufsteigens am Kamin fing es an zu regnen und als wir an den Gletscher kamen, wirbelten die Schneeflocken lustig in der Luft. Was nun thun? Von Aussicht war keine Rede; wir waren völlig in Wolken eingehüllt. Die Spitze des Berges lag noch etwa 1 Stunde weiter oben und war nach Aussage des Führers ohne große Anstrengung zu erreichen; das beschwerliche Kamin hatten wir hinter uns. An Umkehr dachte wol Jeder; zugleich war aber auch Jeder von dem Wunsche beseelt, ans Ziel zu kommen. Unser Führer nahm uns die Hoffnung auf Aussicht nicht gänzlich; wir schritten daher durch den Schnee rüstig vorwärts und erreichten den Grat, an welchem man zur Spitze aufwärts zu klettern hat. Ehe wir das letzte Stück Arbeit vornahmen, frühstückten wir und ließen uns den, wenn auch etwas kalten Rothwein munden. Der Führer ließ den Proviantkorb zurück und schritt und kletterte uns voran, an schwierigen Stellen uns seine Hand bietend. Endlich waren wir oben an dem Steinhaufen, auf den Jeder einen Stein warf und seine Visitenkarte, die in eine leere Weinflasche gesteckt wurde, bei der unfreundlichen Frau Scesa plana abgab, um nach einem Aufenthalt von 20 Minuten durchfroren und verstimmt den Abstieg zu beginnen. Was nützte es uns, wenn uns unser Führer die Himmelsgegenden angab, nach denen wir den Bodensee, ganz Schwaben bis zum Schwarzwald, den Gotthard und den Säntis, die Oetzthaler und Stubaier Ferner, die Zillerthaler Alpen und wie die Berge und Gebirge alle heißen, sehen konnte. Das Bewußtsein, einen Berg erstiegen zu haben, von dem aus wir nach den übereinstimmenden Angaben der Reisebücher eine „großartige und den berühmtesten Fernsichten der Schweiz und Tirols nicht nachstehende Aussicht" hätten haben können, konnte uns nicht entschädigen. Der Rückweg war wesentlich kürzer. Auf die Bergstöcke gestützt konnten wir die steilen Schneefelder, zu deren Ersteigung wir mindestens 2 Stunden gebraucht hatten, in einer Viertelstunde herabfahren und uns durch diese etwas anstrengende, aber sehr erheiternde Beschäftigung die verlorne Körperwärme und den Humor wieder verschaffen. Wir kamen durchnäßt in die Clubhütte und ruhten von des Tages Last und Mühe aus.

Bernhard Heinzig.

Theatralische Rückblicke.

Es giebt Aufführungen, die dem Kritiker schon im Voraus Gelegenheit bieten, eine freundliche Miene aufzusetzen. Das ist immer da der Fall, wo die Kunst im Dienst eines schönen Nebenzwecks erscheint. Finden wir beim Eintritt in das Theater ein volles Haus, so wird uns damit schon das volle Gefühl der Befriedigung zu Theil. Ein solches Gefühl weckte die Festvorstellung im alten Theater zum Besten des Fonds für das Sieges-Denkmal. Bei diesem Anlaß ging das dramatische Erstlingswerk „Perpetua" von dem hiesigen Prof. Paul Schuster in Scene und zwar unter der liebenswürdigen Mitwirkung des Frl. Ellmenreich, der Herren Klein, Trotz und Teller, sowie einer großen Anzahl Dilettanten. Es fehlte natürlich nicht an festlichen Einleitungen, wie sie bei derartigen Vorstellungen üblich sind. Den Anfang bildete die Ouverture zu Athalia von Mendelssohn, hierauf folgte ein längerer Prolog mit einem überraschenden Schlußtableau von dem Sieges-Denkmal und das Finale bestand in der Ouverture zu Titus von Mozart. Inzwischen hatte die lebhafte Händesprache der Zuschauer bewiesen, daß jene allgemeine Anerkennungslust vorhanden war, ohne die sich eine Festvorstellung traurig ausnimmt. So brachte man auch dem Dichter ein warmes Herz entgegen, wozu allerdings die Darsteller das Ihrige beitrugen. Ungeachtet der — großen Anzahl Dilettanten machte die Aufführung keinen dilettantenhaften Eindruck, da das Trauerspiel außer den vier großen Rollen, die von den genannten Künstlern dargestellt wurden, lauter Nebenrollen enthält, unter denen die meisten nur eine flüchtige Stimme im „Volke" haben. Dem ganzen Volke war aber wieder in dem Herrn Hancke ein Rekrutenlehrer zu Theil geworden, der in die Massen die rechte Bewegung zu bringen wußte.

Die kritischen Bedenken, die ich gegen das Trauerspiel von Schuster auf dem Gewissen habe, dürften insofern unschuldig erscheinen, als sie hauptsächlich das Geburtsjahr der Titelheldin betreffen. Es ist schade, daß es dem Prof. Schuster nicht gefallen hat, die Geburt der Perpetua in die neuere Zeit zu verlegen; dann wäre der Dichter von vornherein genöthigt gewesen, seine Heldin mit modernen Empfindungen und Anschauungen zu begaben. In diesem Fall würden wir auch ein harmloses Schauspiel erhalten

haben, da die Conflicte der Art sind, daß ihre Lösung vom heutigen Zeitstandpunkte keine Schwierigkeit gekostet hätte. Statt dessen fällt die Geburt der Perpetua in den Anfang des dritten Jahrhunderts nach Ch. G., also in eine Zeit, für die wir um so weniger Verständniß haben, als Perpetua in den Anschauungen des Alterthums befangen bleibt. Dabei hat sie gar keine Anlage zu einer Trauerspielheldin; sie bringt sich merkwürdigerweise selbst in einen Conflict mit dem Geliebten, und zwar in einen religiösen Conflict, der seiner ganzen Natur nach unglaublich ist. Das tragische Ende kann daher nicht einmal die Wirkung des Traurigen ausüben, sondern nur unser völliges Befremden hervorrufen. Und an Allem ist einzig und allein das fatale Geburtsjahr der Perpetua schuld, wodurch der Dichter veranlaßt wurde, sich dem Gedankenkreis seiner Zeitgenossen gänzlich zu entziehen.

Die junge Römerin Perpetua, Tochter des Cornelius Lentulus, liebt den edlen Jüngling Titus, Sohn des Cassius Longinus. Vor Beginn der Tragödie haben bereits „die heißen Blicke" des Titus das Herz seiner Perpetua entzündet. Ein Hinderniß zur Vereinigung der Geliebten ist nicht vorhanden; die beiden Häuser Lentulus und Longinus sind einander befreundet, die Verbindung der Kinder entspricht ihren Wünschen, Titus braucht in keinen Krieg zu ziehen, kurz, Alles ist in schönster Ordnung. Da kommt Perpetua auf den Gedanken, daß es mit den alten Göttern nicht seine Richtigkeit habe. Heimlich und ohne selbst dem Titus ein Wort zu sagen, geht sie zum Christenthum über. Ihre einzige Vertraute ist die Sclavin Felicitas, die sich ebenfalls taufen ließ. In Bezug auf ihre Taufe bricht Perpetua der Sclavin gegenüber in die Worte aus: „O wenn du fühltest, wie ich glücklich bin!" Die Glückliche hat nun in der nächsten Scene eine Begegnung mit Titus, wo dieser um sie freit. Auch jetzt offenbart sie sich dem Heidenjüngling nicht, vielmehr sinkt sie ohne Bedenken an seinen Hals. Ihr Auge sieht dabei den Himmel offen, Christenthum und Heidenthum verschwimmen in ihren Gedanken, bis Titus sie zu einem festlichen Schauspiel einladt, bei dem die Christen mit wilden Thieren kämpfen sollen. Da wird es Nacht vor ihren Blicken. „O Titus, Titus! Alles Glück ist hin!" ruft sie aus und mit den weitern Worten: „Ich selbst bin eine Christin! Lebe wohl auf ewig!" stürzt sie von dannen. Es ist gewiß eine wohlaufzuwerfende Frage: Was konnte Perpetua zu dem Abfall von der heidnischen Religion bewegen, deren Lehren ihr von frühester Jugend an eingeimpft waren? Und ferner: Warum verschwieg sie auch dem Titus einen so wichtigen Schritt, durch den sie nothwendig in einen Conflict mit ihm gerathen mußte? Auf die erste Frage giebt uns der Dichter eine dunkle Antwort, die zweite dagegen läßt er ganz aus dem Spiel. In Betreff ihrer Bekehrung erzählt uns Perpetua eine eigenthümliche Geschichte. Sie fühlte einst den Drang, die Hütten der Armuth aufzusuchen. So kam sie auch an das Lager einer elenden sterbenden Mutter, von der sie zum Dank für die Hilfe, welche sie dem verlassenen Kinde gewähren wollte, ein theures Buch als den einzigen Schatz der Sterbenden empfing. Die Wirkung der Lectüre war eine ganz erstaunliche, denn Perpetua sagt: „Dieses Buch ist es gewesen, das zur Christin mich gemacht." Also dieses Buch! Aber was für ein Buch? Ich gäb' was drum, wenn ich es wüßt'! Eine so glückliche Anleitung zur Selbstbekehrung für Heiden wäre ja ein Buch, dessen Kenntniß wir aufs Innigste zu wünschen hätten. Sonderbarerweise ist Niemand neugierig, das Buch kennen zu lernen. Indeß bleibt es den Erwachsenen ohnehin ein Geheimniß, wie eine in der heidnischen Religion erzogene Jungfrau durch das bloße Lesen eines Buches zum Christenthum bekehrt wird; ebenso räthselhaft ist es aber, daß sie ihrem Geliebten den Inhalt und die Wirkung des Buches verschweigen soll. Es müßte ja schon ihr feurigster Wunsch gewesen sein, den Geliebten ebenfalls in die Arme des Christenthums zu führen. Als Titus später mit Recht seine Verwunderung darüber ausspricht, wie sie jenes Band, das sie ans Vaterland, an die Freunde, an den Hausaltar gekettet, mit so leichter Hand gelöst, wie sie Alles, Alles, was ihr in der Jugend hoch und heilig erschienen, einem unbekannten Gott zu Liebe aufgeopfert habe, da erwidert die Heldin:

> O wär' er dir bekannt, so wüßtest du,
> Daß seine Liebe Alles uns ersetzt.

Bei dieser christlichen Gesinnung hätte sie aber um so mehr nicht nur den Titus, sondern auch ihren Vater längst mit dem neu entdeckten Gott bekannt machen müssen. Das ist eine starke Unterlassungssünde, welche ihr Titus allerdings verzeiht; die Zuschauer einer Festvorstellung verzeihen ihr dieselbe natürlich auch, können aber nichtsdestoweniger der Meinung sein, daß Perpetua in unserer Zeit besser gethan hätte, in ein Kloster zu gehen. Eine Dramenheldin muß wirklich anders beschaffen sein, als sie. Es dürfte doch wol in erster Linie nothwendig erscheinen, daß die Repräsentantin einer Tragödie im Klaren ist, was sie will; sonst kann es ihr wie Perpetua gehen, die sich aus Unklarheit über die Folgen ihrer Handlungen von demjenigen entfernt, dessen Annäherung ihr erwünscht war. Uebrigens hat die Heldin Momente, wo sie von einer gewissen Selbsterkenntniß erleuchtet wird. Es liegt viel Versöhnendes in den Worten, welche sie im Kerker ausruft:

> Bald bin ich nimmer da und Niemand wird
> Noch etwas wissen von Perpetua.

Möge Prof. Schuster, wenn er wieder ein Stück schreibt, die Alten die Alten sein lassen und dafür die Gegenwart zu ergreifen suchen. Das Alterthum für das Theater zu erobern und seinen Geist dem unsern zu vermählen, ist die Aufgabe großer Dichter. Auch deutet die ganze Tragödie die Richtung an, die der Autor verfolgen muß, um das Erreichbare zu erreichen. Es ist die Richtung der Familienstücke, wofür besonders die letzten Scenen des zweiten Actes sprechen, denen vom Bühnenstandpunkt aus eine entschiedene Wirkung inne wohnt. In dieser Sphäre muß Schuster bleiben, denn in den Alpenregionen der Tragödie verliert er den Athem.

Unter den Mitspielenden war natürlich Frl. Franziska Ellmenreich als Perpetua die Beherrscherin der Scene. Die Künstlerin konnte freilich ihrer unbegreiflichen Jungfrau aus nebelhaften Tagen nur die allgemeine Physiognomie einer sonderbaren Schwärmerin geben; aber die edle Haltung und die Kunst, womit sie sich auf den nicht immer sehr melodischen Wellen ihrer Rede in angemessenen Tacten bewegte, nöthigten dem Zuschauer die volle Anerkennung ab. Herr Trotz hatte als Titus den Vorzug, daß er besser als gewöhnlich war. Er zeigte eine lobenswerthe Mäßigung in der Entfaltung einzelner oft gerügter Fehler. Herr Klein gab dem Cornelius Lentulus den Kopf, den der Künstler als Capulet in Romeo und Julia zu tragen pflegt. Der Kopf war aber wenigstens nicht unpassend gewählt. Den Statthalter der Provinz Afrika spielte der Hofschauspieler Herr Teller von Meiningen nicht ohne Eigenthümlichkeit, die mir gefiel. Allerdings war der Charakter des Antiken im Styl von Offenbach gehalten, aber dadurch gelang es dem Darsteller vorzüglich, die Gestalt von Schuster in ein vertrauteres Licht zu bringen. Unter den Dilettanten zeigte die Sclavin Felicitas in ihrer Rede eine angenehme Bescheidenheit der Natur, die für den Mangel an Technik entschädigte. Basilides, der Anführer der Wachen, behauptete mit Würde seinen Posten. Die übrigen weniger hervortretenden Dilettanten machten, wie bemerkt, ihrem unsichtbaren Lenker, Herrn Hancke, alle Ehre.

Bei einem weitern Rückblick auf die jüngste Vergangenheit des Stadttheaters erschrecke ich fast über den Mangel an Erscheinungen, die einer Besprechung werth sind. Der

Komiker Herr Emil Siebert führte uns wieder all' die kleinen Bühnenspäße vor, in denen er seine musikalischen und sonstigen Geschicklichkeiten schon früher häufig an den Tag gelegt hat. Es machen seine Leistungen den Eindruck einer Spieldose, die nur gewisse Stücke spielt; soll der Künstler ein Stück zum Besten geben, auf das die Dose nicht eingerichtet ist, so kommt er einigermaßen in Verlegenheit. Am deutlichsten zeigte sich dies in der Vorführung seines Webers Zettel im Shakespearischen „Sommernachtstraum". Es hatte allerdings die Rolle das Gute, daß sie nicht von dem Herrn Paradies gespielt wurde und mit Rücksicht hierauf ist sie sehr zu loben. Herr Paradies gehört ja jener traurigen Gattung von „Komikern" an, die bei der Darstellung eines Mohren sofort als Schornsteinfeger erkannt werden. So ist uns natürlich Herr Siebert in jeder Rolle dieses Herrn hoch willkommen, denn Siebert kann uns außer seinen Virtuosenstückchen farblosere Leistungen bieten, aber keine, die der Kunst ins Gesicht schlagen.

Dr. Wilh. Buchholz.

— Die von Rudolf Gottschall im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegebene Zeitschrift: „Unsere Zeit" hat auch in der zweiten Hälfte des Jahrgangs 1875 sich auf der Höhe behauptet, welche eine „Deutsche Revue der Gegenwart", wie sie sich mit Recht nennt, einnehmen muß, wenn sie ein vollkommenes Zeit- und Culturgemälde bilden soll. Den Stoff, der in den Zeitungen in einzelnen Notizen aufgespeichert ist, in lichtvollen Zusammenhang zu bringen, die politische Entwicklung der Hauptstaaten darzustellen, die hervorragenden Persönlichkeiten so zu charakterisiren, daß sie für den Zeitungsleser, so oft er ihre Namen in den Spalten der Blätter findet, die Bedeutung lebensvoller Gestalten gewonnen haben: das ist die Hauptaufgabe der zeitgeschichtlichen Artikel in „Unserer Zeit" gewesen, welche die Verhältnisse und Zustände der Staaten in den letzten Jahrzehnten behandeln. Und diese Aufgabe ist von den betreffenden Abhandlungen auf das Glücklichste gelöst worden. Ein kurzer Rückblick auf den Inhalt der letzten Jahreshälfte thut dies in sprechendster Deutlichkeit wiederum kund. Wir gedenken in dieser Hinsicht nur der Aufsätze über „Die Geschichte Frankreichs unter der Präsidentschaft von Thiers" von H. Bartling, über die „Neueste Geschichte Spaniens" von Wilhelm Lauser, welchem bei seinem Thema besonders zu Statten kam, daß er Land und Leute und die handelnden Persönlichkeiten aus eigener Anschauung kennt, über die „Oesterreichische Geschichte" von Walter Rogge, der drei Aufsätze über den „Gründungsschwindel in Oesterreich" von Sigmund Hahn, der trefflichen Abhandlungen über „Serbien von 1858—1875", das „Fürstenthum Montenegro" und die „Ottomanischen Staatsmänner", welche Angesichts der gegenwärtigen ernsten Ereignisse auf der Balkanhalbinsel doppeltes Interesse gewinnen ꝛc. Die neueste Geschichte des Deutschen Reichs wird durch eine sachlich eingehende Darstellung der „Session des Reichstags im Herbste 1874", durch zwei Artikel von Karl Wipermann über die „Kirchenpolitische Bewegung in Deutschland" in den Jahren 1874 und 1875 und durch einen Aufsatz von Julius von Wickede über „Die Entwickelung der deutschen Kriegsflotte" weitergeführt. Ueber amerikanische und asiatische Zustände orientiren die Artikel „Peru, seine neueste Geschichte und gegenwärtige Lage" und Herrmann Vambery's, des bekannten Specialisten auf diesem Gebiete Aufsatz: „Ein neues englisches Werk über Centralasien". Unter den literarischen Essays sei Ernst Eckstein's geistvoller Artikel: „Zur Geschichte des Feuilletons" und eines trefflich geschriebenen Essays des Herausgebers Rudolf Gottschall: „Frauenbilder unserer classischen Zeit" gedacht, der sich an neue Enthüllungen über die Epoche der weimarischen Literaturblüthe kritisch und berichtend anschließt. Die Politischen Revuen, welche eine durchaus selbständige Kritik der Persönlichkeiten und Ereignisse ausüben, die theatralischen, literarischen, technologischen, musikalischen Revuen und diejenigen über Erd- und Völkerkunde und über bildende Kunst, sowie eine reichhaltige Todtenschau ergänzen das Bild der gesammten geistigen Bewegung mit unmittelbarem Anschluß an die Begebenheiten und Leistungen der allerneuesten Gegenwart. Der neubegonnene Jahrgang wird sich nach Allem, was in Aussicht gestellt ist, auf gleicher Höhe halten. Der Geschichte der Präsidentschaft von Thiers wird sich die der Präsidentschaft Mac Mahon's anschließen, die Geschichte Spaniens, Oesterreichs, Perus bis auf die Gegenwart fortgeführt werden. Neue Serien eröffnet eine Geschichte Preußens im letzten Jahrzehnt, eine Geschichte der Reichslande Elsaß-Lothringen und der Nordamerikanischen Union in den letzten Jahren. Aufsätze über Modeblumen, über Heuschrecken, über Kometen, über die neuen Wärmetheorien werden die Naturwissenschaften vertreten, Schweizer Skizzen das mehr feuilletonistische Interesse, die Vorführung der neuesten nordamerikanischen, der schweizer und der türkischen Poesie, dramaturgische Parallelen, neue literarische Charakterköpfe aus Ungarn, eine Darstellung der neuesten Culturgeschichtschreibung u. a. das literarische Feld. Auf geographischem Gebiet ist eine Schilderung von Neu-Guinea, der gegenwärtigen japanesischen Zustände, der Entdeckungen in den Polargegenden, der Meliorationen in der römischen Campagna zu erwarten. So wird „Unsere Zeit" denn auch im Jahre 1876 die Zeit- und Culturgeschichte der Gegenwart und die Darstellung ihrer hervorragendsten Vertreter nach allen Richtungen hin in erster Linie in's Auge fassen.

—⊙— **Chemnitz**, 23. Jan. Am 20. d. M. gaben im hiesigen Saale des Elysiums Carlotta Patti und Camillo Sivori im Verein mit dem Pianisten Scharwenka aus Berlin ein Concert, das, wie nicht anders zu erwarten war, vorwiegend virtuose italienische Musik zu Gehör brachte und demnach materiell wenig befriedigen konnte. Die Reproduction selbst indeß bot eine Fülle bewundernswerther, schöner Leistungen. Die Stimme der Patti ist zwar bereits leise von der Vergänglichkeit der Jugendfrische angehaucht, aber immerhin noch von solchem Glanze des Colorits, daß sie im Bunde mit der hohen Gesangstechnik der Künstlerin die Sympathie des Hörers unwiderstehlich eroberte. Sivori, dieser altberühmte Geiger, entzückte von Neuem durch reizvolle Macht gesangreichen, schönen Tons und graziösen Vortrag in der Cantilene, ohne die Gelegenheit zur Bewunderung seines Virtuosenrangs, den er namentlich in Paganini'schen Variationen für die G-Saite bekundete, zu vernachlässigen. Herr Scharwenka spielte mit großer Bravour und Fingerfertigkeit, aber mit trockner Auffassung und vielfach affectirter Virtuosenmanier, wodurch namentlich Chopin's schöner Walzer Op. 42 bisweilen bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde. Das überaus zahlreich anwesende Publicum war besonders bei den Vorträgen der Patti und Sivori's in enthusiasmirter Stimmung und ignorirte damit taktvoll die Rücksichtslosigkeit, daß das angekündigte Programm ohne Grund wesentlich abgeändert worden und doch, da man für eine hinreichende Anzahl giltiger Exemplare nicht gesorgt hatte, zahlreich als Lückenbüßer zur Vertheilung gekommen war. Auch erlebte man einen interessanten Fall von Talent zum negativen Componiren, wie es Hauptmann in einem seiner Briefe an Hauser dem Rothstifte mancher Musikdirigenten vindicirt: Ein Ave Maria von Gounod für Gesang, Violine, Pianoforte und Harmonium lief, vermuthlich wegen eingetretener Krankheit des als mitwirkend angekündigten Capellmeisters Metzdorff, auch einmal ohne Harmonium fröhlich und wohlgemuth von Stapel.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

№ 9. Sonntag, den 30. Januar. 1876.

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von Oscar Paul.

Leipzig zeigt in dieser Saison eine so reiche künstlerische Reproductionskraft, daß wol auch der im schlimmsten Rivalitätsneid verharrende Feind der Leipziger Entwickelungskraft das große musikalische Vermögen unserer Stadt anerkennen müßte. Die Stadt selbst hat allerdings bisher nicht so unendlich viel für die Unterstützung der Tonkunst gethan; vielmehr waren es einzelne kunstsinnige Bürger, welche sich vereinigten, um für die Stadt Leipzig einen bis jetzt in keiner Weise verdunkelten Ruhm zu erringen und zu erhalten. Vor allen Dingen hat man dem Gewandhausconcertinstitut die künstlerische Bedeutung Leipzigs in praktischer Beziehung zu verdanken und erst im Laufe der Zeiten haben sich um dasselbe die anderen Institute gruppirt, deren Wirksamkeit nach verschiedenen Richtungen hin eine so bedeutsame Vielseitigkeit in unserem Kunstleben hervorbringt. Bei genauer Beobachtung der ganzen Sachlage würde der Nachweis sehr leicht zu finden und zu formuliren sein, daß fast alle wirklich gediegenen praktisch-musikalischen Verhältnisse mehr oder minder in einer gewissen Beziehung zu dem Gewandhausconcertinstitut, als dem Urquell künstlerischer Reproductionskraft stehen und daß eine directe oder indirecte Einwirkung dieser wahrhaft segenbringenden musikalischen Macht überhaupt die musikalischen Zustände Leipzigs gehoben und veredelt hat. Unter den bedeutungsvollen Instituten Leipzigs ragt besonders ein Verein hervor, welcher oft das Gewandhausorchester zur Mitwirkung gewinnt und mit diesem vereint großartige Aufführungen an einzelnen Festtagen veranstaltet, um die ernst gesinnten Bewohner der Stadt zur gemeinsamen Erhebung im Gotteshause zu versammeln, also an dem Orte, wo man überhaupt den Ursprung aller musikalisch-künstlerischen Entwickelung in der christlichen Zeitrechnung zu suchen hat. Vor kürzerer Zeit hat dieses oft mit Hochachtung erwähnte Institut, der Riedel'sche Verein, das gewaltige Oratorium Händel's „Israel in Aegypten" in wahrhaft mustergiltiger Weise zur Aufführung gebracht und durch diese Meisterthat aufs Neue seine außerordentlich tüchtige Leistungsfähigkeit offenbart. Die Besprechung derselben behalte ich mir für einen besonderen Artikel vor, in welchem ich zugleich eine Uebersicht der Vereinsthätigkeit für das ganze Jahr 1875 geben zu können glaube. Gegenwärtig halte ich es für meine Pflicht, aus dem überreichen musikalisch-praktischen Tonleben zunächst die Reproductionen in den Gewandhausconcerten einer Betrachtung zu unterziehen, damit die Uebersicht über das Geleistete erleichtert und die Wirksamkeit der verschiedenen künstlerischen Institute richtig auseinandergehalten werde. Aus diesem Grunde wende ich mich, anknüpfend an die früheren Berichte über die ersten vier Abonnement-Concerte des Gewandhauses, zur Aufführung des fünften Concerts, welches mit der Symphonie Nr. 4 B-dur von N. W. Gade eröffnet wurde. Als Gade in Leipzig zuerst auftrat, erkannte man in ihm ein nicht unbedeutendes Talent und selbst der scharf kritisirende Theoretiker M. Hauptmann sagt von ihm im Jahre 1844: „Der Gade hat viel Talent, es muß freilich noch Manches werden, aber es ist Zeug daran. Zu vieles ist noch bloße Farbe, oder hat wenigstens sein Interesse in der Farbe. Ueber eine Recension seiner Symphonie in der Musikalischen Zeitung (von Kahlert) waren die hiesigen Enthusiasten empört, weil der nicht ins ganz große Horn stieß; aber darin hatte er gewiß Recht, daß eine gute Musik auch im Arrangement es bleiben muß und nicht den größten Theil ihres Interesses verlieren darf; wie ein gutes Bild im Kupferstich. Den Mozart kann man von A bis Z auf dem Clavier spielen. Bei der 9. Symphonie von Beethoven wird wol manches im Rückstand bleiben und ich meine auch nicht, daß etwas ganz soll danach zu beurtheilen sein, nur darf die Hauptsache nicht in der Art der Instrumentation liegen." Bei aller Anerkennung der liebenswürdigen Züge Gade's kann ich auch nicht umhin zu behaupten, daß in seinem Schaffen die Farbe immer die Hauptsache geblieben ist. Schon im Jahre 1859 fing man an zu glauben, daß sich in Gade's musikalischem Leben, soweit dies die productive Seite betrifft, ein Stillstand wahrnehmen lasse; denn M. Hauptmann urtheilte damals: „Es ist eigen, daß von Gade seit langer Zeit nicht recht etwas gründlich Herausgeholtes gekommen ist. Nach der ersten etwas reckenhaften Symphonie, die viel Zeug in sich hat und von schöner voller Orchesterwirkung ist, kamen zwei, die weniger eingreifen wollten, dann die schöne vierte in B, ein rechtes Cabinetstückchen, knapp zusammen gehalten von Inhalt und Klang, dann aber mehrerlei, was diesen ersten Sachen die Waage nicht hält, immer anmuthig, wohlklingend, aber etwas flach geschöpft und kein rechter Knochen drin, schon überhaupt mehr Nerv als Muskel. In allen aber ist die Architektonik die schwache Partie, und ist doch der Musik so nothwendig, wenn sie nicht zerfließen soll, oder doch zu Brei werden, wie auch alles, was in der Zeit sich erhalten hat, eine gut architektonische Grundlage hat. Das ist nicht ein Gerüst außerhalb der Musik, wie das Thierskelet nicht früher da ist, wie das Fleisch, sondern das Weiche ist zuerst da und bestimmt sich erst zum Festen, das Weiche hat aber schon das Formgesetz in sich, nach welchem es sich gestalten muß, wie im Flüssigen schon die Krystallform, in der es anschießen wird, vorbestimmt sein muß, da ein Salz sich dann entschieden anders bildet, als ein anderes und Beides doch vollkommene Flüssigkeit war, die durch das dichteste Filtrum laufen konnte. Dieses Formelle möcht' ich gern als das Metrische unterschieden haben vom Rhythmischen, was freilich nicht geschieht, wenn gesagt wird: „ein Rhythmus von vier Tacten." — Das hat keinen Sinn im Ausdruck, wenn's auch der liebe Gott versteht, wie's gemeint ist. Da haben wir eine kleine Motette von Gade, die sehr schön klingt, gut in den Stimmen liegt, aber eine wahre Molluske, die nur in Weichem gebildet ist. Das läßt sich bei einem kurzen Stück ertragen; dann aber, wenn's länger dauert, verliert man den Boden und es wird weich-

lich. Da sagt Goethe in der italienischen Reise, da er den Tasso zur Umarbeitung vornimmt, der, wie die Iphigenie, früher in Prosa war, „die Stücken hatten etwas unbestimmtes Weichliches. — Nach neuern Erfahrungen ließ ich die Form vorwalten." — Er brachte den Rhythmus der Prosa in das Metrum der Verse. Die Form trägt die Last des leidenschaftlichen Inhaltes, von der wir nicht gedrückt sein wollen beim Kunstwerk. Der buchstäblichen Wahrheit zu gefallen einen Tact mehr oder weniger, als das Metrum ihn verlangt, ist keine Kunstwahrheit, so wenig, als wirkliches Weinen und Lachen im Gesang eine wäre." — In der That haben viele der Gade'schen Werke etwas „unbestimmt Weichliches" an sich, weil sich in denselben selten eine recht fest gegliederte Form zeigt, ohne welche der Inhalt des Kunstwerks zerfließen muß. In jener B-dur-Symphonie hat er wenigstens klar hervortretende eindringliche thematische Gegensätze, welche in manchen andern Tonstücken aus seiner Feder vollständig fehlen. Der thematische Gegensatz kann aber nicht allein eine fest gegliederte symphonische Form bewirken, weil ja in dem sogenannten Durchführungstheile der Hauptsätze die gegeneinander stehenden Themen mit einander verbunden werden sollen; hier ist es vielmehr der in der Gruppirung der Noten harmonisch und rhythmisch bestehende contrapunktische Gegensatz, welcher hauptsächlich Interesse einflößt und die innige Verbindung der thematischen Gegensätze ermöglicht. Hier liegt also der Gegensatz in der Natur der Musik selbst, in der Form an sich, gleichwie im Menschenleben die Individualitäten Mann und Weib von einander verschieden sind; der thematische Gegensatz knüpft sich aber in der Hauptsache an das Empfinden der einzelnen Individualität, welche zur Hervorbringung der Themen die Kenntniß der contrapunctischen Stimmführung nicht nöthig hat. Wenn also in dem Schaffen des so hochbegabten nordischen Tonmeisters N. W. Gade Oberflächlichkeiten, weichlich Zerflossenes, unbestimmte Formen ꝛc. wahrzunehmen sind, so liegt dies meiner Ansicht nach hauptsächlich an der Unfertigkeit im contrapunctischen Satze. Er war zufrieden, das Nothwendigste zur Veräußerung seines herrlichen Talentes zu besitzen; ein Beethoven suchte trotz seines überreichen Gemüthes in die Tiefen des theoretischen Wissens vorzudringen und in seinem Geiste auch die Verstandesthätigkeit zu gleicher Wirksamkeit zu bringen wie die Bewegungen des Gemüthslebens. Immerhin hat man dafür dankbar zu sein, daß Gade sich offen und ehrlich in seinen Werken gezeigt hat, wie er wirklich ist, und daß er nicht durch falschen Schein den Zuhörer zu blenden suchte. Seine außerordentliche Liebenswürdigkeit ist unbestreitbar und wird sich gewiß immer die Popularität zu erhalten wissen. Man hat natürlich von allen Vergleichen mit dem mächtigen Universaltonschöpfer Beethoven abzusehen, dessen als Nr. 3 bezeichnete großartige Leonoren-Ouverture vom Orchester in jenem Concert mit außerordentlichem Schwung und hinreißendem Feuer zu Gehör gebracht wurde. Man hat auch im Concertsaal die zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß gemäß den Intentionen des gewaltigen Meisters das Trompetensolo wie aus der Ferne erklingt und somit die früher zuweilen gerügte Unzuträglichkeit gänzlich beseitigt. Neben jenen bereits längst bekannten und je nach ihrer Güte geschätzten Werken brachte das treffliche Orchester auch ein Product der Gegenwart zur Geltung, ein Erzeugniß, welches trotz der engen Fassung doch für das große Schöpfertalent des Autors einen glänzenden Beweis lieferte. Die beiden Balletstücke aus der Oper „Feramors" von Anton Rubinstein (Bajaderentanz und Lichtertanz der Bräute von Kaschmir) sind ebenso anmuthig erfunden wie reizvoll instrumentirt. In der geschmackvollsten Form treten uns hier musikalische Gedanken voll Grazie und jugendlicher Schönheit entgegen, man findet aber auch allenthalben eine solche Natürlichkeit in der ganzen Haltung und Einkleidung, daß man sofort erkennen muß, wie dem Schöpfer dieser Gestalten die Kunst der Production vollständig zu Gebote steht und wie ihm jedwede künstliche Nervenerregung, alles mühsame Grübeln gänzlich fern liegt. Diese bedeutsame Kraft im Schaffen, diese Leichtigkeit im Produciren mag wol auch den Autor verführt haben, seinen Naturgaben allzuviel zuzutrauen und ihnen nicht die nöthige Concentrirung zu gönnen. Meiner Ansicht nach besitzt Anton Rubinstein das größte Compositionsgenie unter allen seinen lebenden Fachgenossen; aber es fehlt ihm jenes ruhige Emporsteigen zu den Kunsthöhen, wie man dies z. B. bei Beethoven wahrnehmen kann. Beethoven war aber zugleich ungemein fleißig in der Theorie; denn er übte sich nicht allein selbst außerordentlich oft durch theoretische Exempel in den leichteren und schwereren contrapunctischen Formen, sondern er stellte sich sogar aus verschiedenen wichtigen theoretischen Werken einen Lehrgang zusammen, um das Material in jeder Beziehung zu beherrschen. Anton Rubinstein hat, so glaube ich, zum Studiren noch zu wenig Ruhe, seine Phantasie drängt ihn zu rastloser Thätigkeit im Produciren und er selbst bedenkt nicht, daß durch ruhiges Arbeiten im theoretischen Fache die Phantasie des genialen Schöpfers nur erstarken und dann in doppelter Kraft hervortreten würde. Vielleicht gehört der Tondichter zu den Naturen, welche erst spät zur vollständigen Abklärung gelangen; in dieser Voraussetzung muß man jedenfalls verharren, so lange er in seiner ungebändigten Kraft als Componist und Clavierspieler dem Publicum gegenüber tritt. Wenn er als Symphoniker in ungezähmter Kraftäußerung und im stürmenden Uebermuth oft die Schranken durchbricht und in Zügellosigkeit ausartet, da muß man sich sagen, daß hier durch das wilde Wesen die wirklich vortrefflichen Charaktereigenschaften des schöpferischen Talentes nicht selten verdeckt werden. In den kleinen überaus reizenden Balletstücken erlaubte er sich nur einzelne geniale Neckereien, welche aber nirgends über die Grenze des edlen musikalischen Empfindens hinausgehen. — Als Sänger trat der nach Dresden engagirte Baritonist Herr Paul Bulß vom Hofoperntheater in Kassel auf und errang sich durch seine herrlichen Mittel sogleich die Gunst des Publicums im vollsten Maße. Derselbe sang Recitativ und Arie aus Spohr's Oratorium: „Der Fall Babylons", ferner die beiden Lieder: a) Der gefangene Admiral von E. Lassen, b) „Du wundersüßes Kind" von Th. Kirchner und endlich ein Lied aus früherer Zeit von einem fast unbekannten, aber tüchtig gebildeten Musiker, welcher das betreffende Lied durchaus gut gearbeitet und ansprechend gestaltet hat. Die Stimme des Herrn Paul Bulß ist ganz wunderbar schön, sie besitzt einen mächtigen Umfang und eine wahrhaft staunenswerthe Ausgiebigkeit; auch die Behandlung läßt durchaus sorgfältige Studien erkennen und verspricht für die Zukunft ganz Bedeutsames. Der jedenfalls noch sehr junge Sänger ist mit einer für die Bühne ungemein günstigen Persönlichkeit ausgestattet; seine schöne Gestalt muß ihn in Partien wie Don Juan, Templer, Graf, Wolfram ꝛc. prächtig unterstützen und ihm das Spiel wesentlich erleichtern. Bisher habe ich nicht in Erfahrung bringen können, wie weit sein Darstellungstalent reicht; die gesanglichen Leistungen waren aber der Art, daß man auf die Durchführung einer bedeutsamen Rolle nur gespannt sein kann. Vielleicht gelingt es der hiesigen Theaterdirection, welche auf dem Gebiete der Oper ja fortwährend Tüchtiges zu leisten, Neues zu bieten und interessante Erscheinungen vorzuführen sucht, den mit so reichen Ovationen im Gewandhaussaale aufgenommenen Sänger zu einem Gastspiele an hiesiger Bühne zu bewegen, damit man auch Gelegenheit finde, eine so herrliche Sängerkraft in dem eigentlich ihr zugehörigen Fache kennen zu lernen. Während dieser Sänger die Zuhörerschaft zu begeistertem Jubel hinriß, konnte Fräulein Louise Wandersleb aus Gotha nur einen ganz bescheidenen Erfolg erringen. Genannte Dame hat ein für ihre musikalische

Individualität leider nicht ganz passendes Instrument gewählt, dessen Natur unbedingt auf eine Behandlung von männlicher Hand hinweist. Denn schon die Damenkleidung ist der Tonausbreitung des Violoncello gar nicht günstig, weil die Vibration des Instruments, die Reaction des ganzen Resonanzkörpers gegen den Druck der Saiten durch die Kleidung gehemmt wird. Ferner erfordert das Spiel auch eine nicht geringe physische Kraft, welche in der Regel den Damen in dem rechten Maße nicht eigen ist, weshalb man auch von der jungen, zarten Künstlerin eine große Kraftentwickelung gar nicht verlangen kann. Aus dem Vortrag derselben war jedoch die ganz ausgezeichnete Schule des Herrn Kammermusikers Fr. Grützmacher in Dresden klar erkennbar und aus der Technik war ebenso die Sorgfalt des Lehrers, wie der Fleiß der Schülerin wahrzunehmen. Dieselbe spielte zwei Sätze aus dem Concert von Molique, ein Notturno von Fr. Grützmacher und ein Stück im Volkston von R. Schumann.

Das 6. Abonnements-Concert brachte zwei Ensemblewerke, von welchen das erst kürzlich der Oeffentlichkeit durch den Druck übergebene den ersten Concerttheil ausfüllte. Dasselbe bestand in der neuen Symphonie von Friedrich Gernsheim, einem tüchtig gebildeten und bereits durch zahlreiche Productionen bekannten Componisten, welcher entschieden edle Intentionen besitzt und durch klare Entwickelung für sich einnimmt. Die Symphonie verfehlt dennoch die beabsichtigte Wirkung und läßt im Finale fast vollständig kalt. Manche scheinen nicht klar darüber zu sein, woran das liegt; sie vermögen nicht zu begreifen, daß eine Symphonie mit sonst ganz guten Themen und mit symmetrischem Periodenbau doch den Zuhörer langweilen kann. Der Vergleich mit einer Beethoven'schen Symphonie oder auch mit einer Symphonie von Haydn, von Mozart müßte aber doch sogleich den Unterschied in der Form und somit auch den Fehler der Gernsheim'schen Symphonie in den Vordergrund stellen. Die früheren Symphoniker waren durchaus vortreffliche Contrapunktisten und wendeten in der Regel große Sorgfalt auf die contrapunktische Ausarbeitung des Durchführungstheiles, wo die Themata in Motive aufgelöst in contrapunktischem Wechselspiel mit einander verbunden werden sollen. Sie wußten sehr genau, daß durch interessante Combinationen im Durchführungstheile das Interesse des Hörers für den thematischen Kern gesteigert werden könne, weil er in demselben die vielseitig treibenden Elemente des Grundstoffs durch die Motivzerlegung und Verarbeitung der einzelnen Theile zu erkennen vermöchte. Derjenige Musiker, welcher die contrapunktische Gestaltungskraft nicht im höheren Grade besitzt, wird trotz einer reichen, ausgiebigen Phantasie doch als Symphoniker nicht die rechten Erfolge erringen; denn es fehlt dann seinen Gebilden der innere Ausbau, seinem musikalischen Gemüthsleben die geistvolle Veräußerung, ohne welche selbst der beste, ausgezeichnetste Mensch mit den edelsten Grundsätzen langweilig wird. Selbstverständlich ist das Gemüth der Grundquell aller guten That. Wenn aber in dem regen Leben des Gemüths nicht auch der scharfe Verstand als ein Factor der Thätigkeit auftritt, dann werden die aus dem Gemüthsleben aufsteigenden Gedanken nicht jene überzeugende Klarheit und Kraft besitzen, welche zur unmittelbaren Gewinnung des Hörers nothwendig sind. Allerdings darf der Verstand in keiner Weise über die Empfindung das Uebergewicht behaupten; ist dies der Fall, dann wird solche Verstandesmusik noch weniger wirken können, als das mit natürlicher Empfindung ohne irgend welche Gelehrsamkeit heraustretende Talent. Gernsheim zeigt jedenfalls sehr achtungswerthe Eigenschaften, sein Schaffen bekundet den nach edlen Zielen strebenden, mit feinem Sinn für Klangschönheit ausgerüsteten Musiker; aber er besitzt nicht das Vermögen, einen contrapunktischen Ausbau im Durchführungssatze herzustellen und aus diesem Grunde fehlt ihm die Großartigkeit, die interessante Abwechselung in Form und Modulation, so streng er sich auch sonst an den Beethoven'schen Bau anzulehnen sucht. Hierbei ist jedoch hervorzuheben, daß der talentvolle Tonsetzer noch sehr jung an Jahren ist und gewiß die Fähigkeit in sich trägt, sich zu bedeutender Höhe aufzuschwingen. Als Erstlingsarbeit im symphonischen Styl betrachtet nöthigt das Gernsheim'sche Werk jedenfalls große Achtung vor der Combinationskraft des Autors ab und in diesem Sinne aufgefaßt darf man in der beregten Symphonie den Anfang einer bedeutenden Entwickelung erkennen. Zu dieser Ansicht ist man um so mehr berechtigt, als Gernsheim in Kammermusikwerken sehr Ansprechendes, zum Theil Vortreffliches geleistet hat. Selbstverständlich wird man nicht sogleich dieses aufstrebende Talent mit einem so großen Meister wie Felix Mendelssohn-Bartholdy vergleichen wollen, dessen ewige Jugendkraft in jenem Concert wiederum einen glänzenden Sieg feierte. Seine Sommernachtstraum-Musik ist in der That ein so herrliches, geniales Werk, daß auch der schlimmste Feind der Mendelssohn'schen Romantik sich vor solchem Genius beugen muß, welcher hier aus dem Füllhorn seiner Phantasie die schönsten Blüthen spendet. Nicht mit Unrecht ist die Ouverture zu Shakespeare's Sommernachtstraum, die er im frühesten Jünglingsalter schrieb, als der klärende Wendepunkt in des Meisters Compositionsvermögen bezeichnet worden. „Er hatte", sagt Devrient, „den Schulstaub abgeschüttelt, war völlig zu sich selbst gekommen. An der Auffassung eines dichterischen Meisterwerks war seine charakteristische Kraft, in einem gewaltigen Entwickelungssprunge, erstaunlich gewachsen. In seinen bisherigen Operncompositionen hatte er ja auch verständig und richtig charakterisirt, hier aber war die Darstellung frappant und überzeugend, den Hörer unwiderstehlich gewinnend und mit sich fortreißend. Der Mendelssohn, wie die Welt ihn besitzt und liebt, datirt von dieser Composition." Der Vater Mendelssohn's erkannte nach Anhörung dieses Werkes ebenfalls den Durchbruch der Selbständigkeit in des Sohnes Talent und bemerkte, daß der Schulmeister ihn jetzt nur hemmen könne; „er ließ daher Zelter's Unterricht aufhören, was den alten Herrn sehr empfindlich machte". Zelter hegte natürlich die Meinung, daß Felix Alles von ihm erlernt habe und seiner Führung noch nicht entwachsen sei. Marx, der damals erst kurze Zeit im Mendelssohn'schen Hause in Berlin eingeführt war, sagte: „Zelter habe den Fisch schwimmen sehen und bilde sich ein, es ihn gelehrt zu haben." Felix aber in seiner zarten Pietät war betrübt über des Lehrers Verdruß und suchte ihn durch verdoppelte Ehrerbietung zu begüten. Jener eminente Fortschritt in dem Schaffen des jugendlichen Componisten wird auch von Moscheles bestätigt, welcher im November 1826 in Berlin weilte und hier im Mendelssohn'schen Hause die Ouverture zum Sommernachtstraum von Felix Mendelssohn und seiner Schwester Fanny vierhändig gespielt hörte. In seinem Tagebuche bemerkt bei Angabe dieses Ereignisses der treffliche neidlose Meister Moscheles: „Dieser große, noch so jugendliche Genius (Mendelssohn) hat wieder Riesenschritte gemacht, die aber, o Wunder, außer von seinen Lehrern Zelter und Louis Berger und einigen Auserwählten noch wenig anerkannt werden. Auch dieser Prophet muß erst durch das Ausland seinen Ruhm gründen. — —" Die Aufführung der Sommernachtstraum-Musik im Saale des Gewandhauses ist als eine vollendete zu bezeichnen, wenn man überhaupt eine Aufführung im Concertsaale als berechtigt anerkennen will. So meisterlich das Orchester auch spielte, so schön Herr Otto Devrient den verbindenden Text aus seiner geschickten Feder sprach, so anerkennenswerth die beiden Solosängerinnen Fräulein Marie Gutzschbach und Fräulein Emilie von Hartmann ihre Aufgaben lösten, so präcis und rein der Chor immer intonirte, der Total-Eindruck wird doch stets im Theater ein noch bei Weitem bedeutenderer sein. Mendelssohn hat die Musik zu Shakespeare's Sommernachtstraum geschrieben; der Componist beabsichtigte

also selbst eine innige Verbindung des Shakespeare'schen Stückes mit seiner Musik. Eine solche Verbindung wird aber doch fast ganz aufgehoben, wenn das dramatische Werk durch eine verbindende Dichtung ersetzt wird. Die Musik ist allerdings an sich so wunderbar schön, daß man sie auch ohne hinzugefügte Dichtung in ihrem instrumentalen Theile mit dem höchsten Genuß in sich aufnehmen wird; aber dennoch ist sie erst in ihrem vollen Werthe zu würdigen, wenn sie den Intentionen des Meisters gemäß mit Shakespeare's Dichtung vereint erscheint. Eine herrliche Insceneſetzung dieses genialen Werkes hat Leipzig während der Theaterdirection des Herrn Dr. Heinrich Laube erlebt, an welche ich jetzt noch mit dem größten Interesse denke. Durch diese Aufführung erkannte man recht deutlich, wie ungemein feinsinnig Mendelssohn jeden Zug der dramatischen Dichtung auffaßte und wie sich die Selbständigkeit des musikalischen Meisters mit der Selbständigkeit des Dichters vorzüglich verträgt. Selbst die unmusikalischen Naturen werden, wenn sie eine solche Aufführung wie unter Dr. Heinrich Laube erleben, die große Kraft des musikalischen Genius empfinden und in Mendelssohn den Meister anblicken, welcher infolge seiner außerordentlichen Begabung gerade in dieser Richtung allein im Stande war, die für jeden Anderen fast unlösbare Aufgabe in vollendeter Form durchzuführen. Gerade diese Sommernachtstraummusik ist so originell, daß mit ihr in dem beregten Genre gar keine verglichen werden kann. Nachahmer hat Mendelssohn in großer Menge gefunden; aber selbst der glühendste Verehrer des Oberoncomponisten C. M. von Weber darf nicht mit der Ansicht hervortreten, daß Mendelssohn für seine Sommernachtstraummusik Vorgänger hatte. Wie dieses Werk hauptsächlich durch das ausgezeichnete Orchester in vollendeter Weise reproducirt wurde, so kam auch im 7. Concert Schumann's D-moll-Symphonie in mustergiltiger Form zu Gehör, wogegen von den Solovorträgen theilweise weniger Rühmenswerthes zu sagen ist. Die Gesangsleistungen (Sextus-Arie aus Mozart's Titus und zwei Lieder von Schumann und Franz), welche Fräulein **Karen Holmsen** darbot, erweckten nur geringe Theilnahme und die Violinreproductionen des Herrn **Christian Ersfeld** (zwei Sätze von Molique und Elegie von Ernst) riefen den Wunsch hervor, daß dieser sehr begabte und früher musikalisch trefflich erzogene Künstler wieder zur Natur zurückkehren und alles Künstliche, kränklich Sentimentale aus seinem Spiel entfernen möge. Als Schüler des Conservatoriums spielte derselbe entschieden bei Weitem schöner und edler als jetzt, wo er vielleicht noch an den Folgen des anstrengenden dreijährigen Militairdienstes, der ihn an der Erhaltung seiner künstlerischen Ausbildung verhinderte, zu leiden hat. Trotz der angedeuteten Schwächen erkannte man aber doch das tüchtige Talent und die gute Erziehung des jungen Künstlers, welcher gewiß bald seine vortrefflichen Eigenschaften als Virtuos wieder gewinnen und dann zu hoher Stufe emporsteigen wird. Die Grazie und Anmuth der ungemein wohlklingenden Serenade F-dur für Streich-Orchester von Robert Volkmann, welche das Concert eröffnete, und die Ouverture Nr. 1 zu Leonore von Beethoven, mit deren Reproduction der Concertabend beschlossen wurde, fanden bei dem Publicum wohlverdiente Würdigung, gleichwie im 8. Abonnement-Concert (zum Besten der Armen) die Scenen aus Goethe's Faust, componirt von R. Schumann, gewiß von den Einsichtsvollen die vollste Anerkennung erhielten. Als im Jahre 1869 am 23. November unter der Direction von **Alfred Volkland** im alten Theater das bedeutungsvolle Euterpeconcert, in welchem die Scenen aus Goethe's Faust von R. Schumann zur Aufführung gelangten, stattgefunden hatte, konnte ich mich dahin äußern, daß jenes Werk schon früher keine Popularität zu gewinnen vermochte, als dasselbe von den Kräften des Gewandhauses (am 4. December 1862) dem Publicum vermittelt wurde. Diese Thatsache, fügte ich damals hinzu, ist leicht aus dem Wesen der Schöpfung zu erklären; es wird die eingehendste Kenntniß des ersten und zweiten Theils der Goethe'schen Dichtung vorausgesetzt, ja der Componist verlangt geradezu, daß die Zuhörerschaft mit der Dichtung im Kopfe die einzelnen Scenen musikalisch in sich aufnehme. Bevor jedoch ein solches Verständniß, eine so innige Bekanntschaft mit dem Inhalte des Werkes allgemein wird, dürften noch viele Jahre vergehen, weshalb auch in der Gegenwart nicht das große Publicum, sondern immer nur die Fachmänner und einzelne Eingeweihte die Schönheiten der Schumann'schen Tondichtung ganz zu würdigen wissen. Unbedingt ist der dritte Theil des Ganzen der hervorragendste, dessen Conception, melodischer Reichthum, harmonische und rhythmische Durcharbeitung den Meister auf dem Gipfel des Schaffens zeigen, wogegen im ersten und zweiten Theile weit schwächere Details als in den anderen mehrstimmigen Vocalwerken des Tondichters zu finden sind. Diese Ansicht vertrete ich auch jetzt noch, nachdem ich mehrfach das Studium der Faustmusik unternommen und in verschiedener Richtung durchgeführt habe. Eigenthümlich erscheint es dem Kenner der historischen Verhältnisse, daß Schumann verhältnißmäßig sehr lange Zeit mit der Production der Ouverture zubrachte. Die Ouverture zu „Faust" hatte den Meister schon mehrere Jahre hindurch beschäftigt, ohne daß er dazu gekommen wäre, dieselbe niederzuschreiben. Er hielt ein solches Unternehmen für eine äußerst schwierige, kaum erschöpfend zu lösende Aufgabe, sagt sein Biograph Wasielewsky. Endlich skizzirte er dieses Werk im Jahre 1853 vom 13. bis zum 15. August und instrumentirte es unmittelbar darauf am 16. und 17. August, nachdem er schon in den früheren Jahren von 1839 an gerechnet einzelne Scenen componirt und die ganze Tondichtung mit Ausnahme der erwähnten Ouverture im Jahre 1850 vollendet hatte, wo er Ende April die Musik für „die vier grauen Weiber" und „Faust's Tod" skizzirte, bis zum 10. Mai aber das Tongedicht in der Instrumentation vollendete. Der vollständige Cyclus der von Schumann componirten Scenen aus Goethe's „Faust" weist also auf: Scene im Garten, Scene im Zwinger „Ach neige", Scene im Dom, Scene des Ariel mit Faust's Erwachen, Scene mit den vier grauen Weibern und Faust's Tod. Den Beschluß bildet der Epilog des zweiten Theiles. In drei Abtheilungen gruppirt, ist das Ganze der äußeren Anordnung zufolge wol geeignet, einen Concertabend auszufüllen. Schon im Jahre 1848 führte Schumann einzelne Scenen in Dresden auf, worüber er an Franz Brendel schreibt: „Die Aufführung ging vortrefflich von statten (im Privatkreise); der Totaleindruck schien mir gut und den der „Peri" zu überwiegen, und das ist wol Folge der großartigeren Dichtung, die auch mich zu größerer Anspannung meiner Kräfte aufforderte. Ich freue mich sehr, meinen Freunden in Leipzig die Musik vorzuführen, und hoffe zu Gott mit Anfang des Winters. Am liebsten war mir, von Vielen zu hören, daß ihnen die Musik die Dichtung erst recht klar gemacht. Denn oft fürchtete ich den Vorwurf, „wozu Musik zu solch vollendeter Poesie?" Anderntheils fühlte ich es, seitdem ich diese Scene kenne, daß ihr gerade Musik größere Wirkung verleihen könnte." Als nun in Leipzig 1849 die Scenen keinen Erfolg errungen hatten, Brendel aber in der „Neuen Zeitschrift für Musik" energisch für dieselben eingetreten war, schrieb er an diesen: „Alles, was ich von Ihnen über „Faust" gelesen, hat mir große Freude gemacht. Der äußere Erfolg war mir vor der Aufführung klar; ich habe keinen andern erwartet. Aber daß ich Einzelne mit der Musik treffen würde, wußte ich wol auch. Mit dem Schlußchor, wie Sie ihn gehört haben, war ich nie zufrieden; die **zweite Bearbeitung** ist der, die Sie kennen, gewiß bei Weitem vorzuziehen. Ich wählte aber jene, da die Stimmen der zweiten Arbeit noch nicht ausgeschrieben waren. In einer Wiederholung der Aufführung in Leipzig wähle ich gewiß die andere." — Da man aber in der letzten Auf-

führung im Gewandhause doch die erste Bearbeitung gewählt und die Angaben Schumann's ignorirt hat, so will ich hier noch besonders auf den Brief Schumann's an Brendel hingewiesen haben, gleichwie auch dabei die Aufmerksamkeit auf die im gleichen Sinne gehaltene Partiturvorschrift hinzulenken sein dürfte. Es gebührt natürlich den Mitwirkenden: Frau Peschka-Leutner, Fräulein Marie Gutzschbach, Fräulein von Hartmann, Fräulein Jenny Hahn aus Breslau, den Herren Reß, Lißmann und Stolzenberg, welche beiden letztgenannten für die plötzlich an der Mitwirkung verhinderten Herren Gura und Müller in liebenswürdiger Weise eintraten, sowie dem Chor und Orchester mit seinem trefflichen Capellmeister Carl Reinecke an der Spitze der lebhafte Dank, ebenso wie man für die Mitwirkung des Thomanerchors im 9. Concert zu ganz besonderem Danke sich verpflichtet fühlen muß. Unter der von mir oft hervorgehobenen mustergiltigen Leitung des Herrn Professor Richter, dessen rastlose Thätigkeit die Leistungsfähigkeit dieses für Leipzig so wichtigen Kirchenchors in eminenter Weise gesteigert hat, sangen die Thomaner das einfach schöne Weihnachtslied von Leonhard Schröter „Freuet euch, ihr lieben Christen" (vom Jahre 1587) und das contrapunktisch weit ausgeführte Weihnachtslied „Er ist gewaltig und ist stark" (angeblich aus dem 12. Jahrh.), componirt von Robert Volkmann, dessen geniale Natur auch in dieser Vocalcomposition die Hinneigung zur Instrumentalität nicht verleugnet. Das Publicum zeigte sich außerordentlich dankbar und widmete dem Thomanerchor, insbesondere dem Leiter Herrn Professor Richter, rauschende Ovationen. Die gleiche Auszeichnung wurde Herrn Musikdirector S. Jadassohn zu Theil, welcher die Ausführung seines neuen Werkes für Orchester selbst leitete.

Salomon Jadassohn ist jedenfalls einer der vorzüglichsten Musiker voll Kenntniß, Kraft und Geist. Als eine Specialität seiner vielseitigen Compositionsthätigkeit darf man sowol seine Production ganz ausgezeichneter Canons als auch das Schaffen höchst reizvoller Serenaden bezeichnen. Eine Serenade war es nun, welche der Meister des Satzes dem Publicum darbot und deren Vorzüge sogleich von der gesammten Zuhörerschaft erkannt wurden. Man weiß allerdings nicht, welchem von den Sätzen man den Vorzug geben möchte, ob man den prächtigen Marschrhythmen im ersten Satze, der sinnigen Cavatine mit dem Intermezzo (Canon), dem humorvollen Scherzo oder endlich dem außerordentlichen glänzenden Finale die meiste Theilnahme schenken soll. Jeder Satz steht an der rechten Stelle und unterstützt die brillante Wirkung des Ganzen, welche gewiß an allen Orten wahrzunehmen sein wird, wo ein einigermaßen geschultes Orchester die Intentionen des Componisten klar vermittelt. Die rauschenden Beifallsspenden und Hervorrufe bewiesen deutlich, wie das Werk die Fähigkeit in sich trägt, sich sofort Popularität zu erringen. — In demselben 9. Abonnement-Concert wurde dem Publicum auch die große Freude zu Theil, Herrn Capellmeister Carl Reinecke, den bedeutsamsten Mozartspieler der Gegenwart, zu bewundern. Derselbe reproducirte das B-dur-Concert Mozart's und dazu gehörige Cadenzen eigener Composition. Schon oft habe ich mich an diesem Orte über Reinecke's wunderbar schöne Interpretation der Mozart'schen Tonwerke ausgesprochen und auch jetzt muß ich wiederholen, daß seine Auffassung derselben mir als mustergiltig erscheint. Die Zuhörerschaft war voll Enthusiasmus und Dankbarkeit. Beethoven's A-dur-Symphonie krönte das Ganze; sie war das herrlichste Weihnachtsgeschenk, welches das Orchester dem Publicum zugedacht hatte. Mit edelster Gesinnung und in vollendeter Form wurde es gegeben, mit dankbarstem Herzen entgegengenommen.

Endlich wende ich mich zum 10. Concert, welches am Neujahrstage stattfand, und dessen Glanz durch die Mitwirkung des ersten Violinspielers der Jetztzeit, Herrn Professor Joseph Joachim aus Berlin, erhöht wurde. Derselbe spielte das Violinconcert von Beethoven, die G-dur-Sonate von Tartini, Sarabande und Bourrée von Joh. Seb. Bach. Der Vortrag dieser selten gehörten Werke war in jeder Hinsicht vollendet und lieferte den Beweis, daß Herr Professor Joachim noch über seine volle Manneskraft gebietet und daß jene früher erwähnte Schwäche im Tone, welche man nicht allein in Leipzig, sondern auch an andern Orten bemerkt hatte, glücklicherweise nur vorübergehend war. Dabei habe ich jedoch ausdrücklich zu betonen, daß eine Verminderung der Künstlerschaft durchaus nicht eintritt, wenn mit den vorrückenden Jahren sich die Kraft des Tones ein wenig abschwächt. Ferdinand David war für mich in seinen letzten Jahren derselbe große Meister wie früher, ja er erschien mir hinsichtlich der geistigen Auffassung noch größer und bedeutsamer als 10 Jahre vorher, wenn auch die materielle Klangwirkung nicht mehr durch jugendliche Elasticität zu erzielen war. Damals bin ich oft gegen die Leute aufgetreten, welche nur die Finger des Künstlers, nicht aber seinen Kopf zu bewundern pflegen, und nach dem Tode des großen Meisters wurde ich sogar genöthigt, gegen Widersacher und Schmäher David's hervorzutreten, welche sich vor ihm beugten und ihn priesen, so lange sie seine Lebenskraft und seinen Einfluß fürchteten, sich aber nicht scheuten, ihren Charakter in der wahren Gestalt zu zeigen, als sie das Feld frei glaubten. Joachim ist jetzt noch in den Jahren, wo ihm auch die Körperkraft vollkommen zu Gebote steht. Die Zeit ist nicht fern, wo nach menschlichem Ermessen ein Aufwärtsgehen in körperlicher Hinsicht nicht erwartet werden kann. Aber auch in der Zeit des Conservirens, selbst wenn der Ton des Meisters der Zeit ein wenig nachgeben müßte, wird uns Joachim als derselbe großartige Künstler erscheinen, welcher durch seine edle Interpretation der Kunstwerke und nicht durch technische Künsteleien den Lorbeer errungen hat. Genialer als Joachim spielt irgend ein anderer Violinvirtuos das Beethoven'sche Concert nicht, selbst wenn er einen dreimal stärkeren Ton besitzen sollte. — Auch Frau Peschka-Leutner zeigte wieder ihre Künstlerschaft im vollsten Glanze während des Vortrags der Arie „Sprecht, ihr Haine, in deren Schatten" aus „Paris und Helena" von Gluck, nachdem sie zuerst die Arie aus Händel's Herakles „Mein Vater, weh! mir dünkt, ich seh" reproducirt hatte. Das Orchester brachte drei herrliche Werke als künstlerischen Neujahrsgruß, welcher vom Publicum sehr dankbar entgegengenommen wurde. Mozart's Zauberflöten-Ouverture, Beethoven's Fidelio-Ouverture und Haydn's D-dur-Symphonie Nr. 14 zeigten recht deutlich, welch einfache und gesunde Principien man früher in der Kunst verfolgte. Darum nennt man diese Werke classisch, weil sie durch und durch gesund sind, während man Alles, was nur einigermaßen angekränkelt erscheinen könnte, nicht zum Classischen rechnen wird, so interessant sich auch einzelne Theile der künstlerischen Gestaltung erweisen sollten. (Fortsetzung folgt.)

Neues Theater.

Während die Fieberträume, die das nie aussterbende Geschlecht der Poetaster auf dem Hackbret phantasirt, einen eben so lächerlichen wie unschuldigen Eindruck hervorbringen, erfaßt uns dagegen ein tiefer Unwille, wenn wir mit ansehen müssen, wie talentvolle Dichter ihre Kraft an die Ausmalung abscheuerregender Bilder setzen. Es kann auf gesunde Naturen nichts abstoßender wirken, als der unheimliche Schein des Lebens im an sich Todten. Die Wissenschaft mag sich mit der Darstellung eines Schlammausbruches befassen, wie es Alexander v. Humboldt in den Vues des Cordillères gethan hat, aber die

Kunst, die uns in reinere Höhen tragen soll, darf uns das niedrige Schauspiel eines Schlammvullans nicht zu bieten wagen. Es hat allerdings nie an Dichtern gefehlt, die auch das Widrige durch den Zusatz des Pikanten genießbar zu machen suchen. Auf einen so bedauernswerthen Abweg ist der begabte Poet Hans Marbach gerathen, dessen Tragödie „Lorenzino von Medici" als ein wahrer Rattenkönig von Effecten erscheint, die auf den Kitzel abgestumpfter Nerven ausgehen. Ein grelleres Widerspiel der dramatischen Poesie, das gesteh' ich, hab' ich nie gesehen. Gleich aus den ersten Scenen weht uns eine verpestete Luft entgegen. Das Volk von Florenz ist vor dem Palast des Lorenzino versammelt, wo ein Fest seinem Ende zuneigt. Der erste Bürger beginnt mit den vielversprechenden Worten: „Nun, Gevatter, habt Ihr nicht auch eine Tochter zu verkaufen? Ich glaube, die da oben sind eben beim Menschenfleisch." Nachdem das Volk, unter dem auch ehrbare Leute sind, seine Gedanken hinreichend ausgetauscht, erscheint Lorenzino von Medici, der Held der ganzen Tragödie. Er kommt berauscht vom Festmahle. Mit lallender Stimme singt er ein Liedchen, das allen Lüstlingen gefallen muß. Dann bittet er die Töchter von Florenz, näher zu treten. „Meine Gäste wollen Weiber zur Gesellschaft!" ruft er aus. Und mit den Worten: „Hier ist Rockfutter" wirft er eine Hand voll Goldstücke um sich. Ein unschuldiges Mädchen Agata, das davon huschen will, sticht dem Lorenzino in die Augen. „He, Du da, hübsches Kind, was verkriechst Du dich so? Du wärst mir gerade recht. Komm doch näher! Nun, mein Liebchen, willst Du mit mir trinken? Was bist Du so scheu? Will Dich schon zahm machen." Ein beherzter Bürger nimmt sich des Mädchens an: „Mit Vergunst, Ew. Gnaden, das Mädchen ist guter Leute Kind." Lorenzino fährt auf: „Verdammter Schuft! Was mischst Du Dich in meine Angelegenheiten? Troll Dich fort, oder ich lasse Dich aufspießen." Als ein anderer Bürger auch jetzt noch Einspruch thut, da wird es dem saubern Helden zu bunt: „Hoho! die wollen mucksen, die wollen Rebellion machen. Ha, das ist spaßhaft. Das will tugendhaft sein. — He, da kommt der Prinz. Sieh, Alexanderchen, Hoheitchen, wie das Volk wild wird, weil ich ihm das lumpige Frauenzimmer dort abgejagt habe." Hoheitchen, ganz erstaunt über den Lärm um Nichts, richtet lachend die Frage an das Volk: „Sagt, ihr Leute, wollt Ihr Eurem Herzog und seinem Freunde nicht ihre kleinen Vergnügungen gönnen?" Bei der Forderung des Volkes, das Mädchen frei zu geben, befiehlt der ungemüthlich werdende Herrscher seinen Soldaten, das Lumpengesindel auseinander zu jagen und niederzustechen.

Eine Scene, noch brutaler als diese, kann nicht existiren. Unwillkürlich an die Stirn greifend, als müßten wir uns von unserem Wachen überzeugen, fragen wir betroffen: Und dieser Lorenzino ist der Held der Tragödie? Wie kann man zu einem Dramenhelden eine Gestalt wählen, die ihrer Erscheinung nach Mensch, doch ihrem Wesen nach in die Thierheit versunken ist? Die Ansicht, der Träger einer Tragödie müsse als Träger einer tragischen Leidenschaft auftreten, einer Leidenschaft, darunter wir wahrlich nicht die moralischen Ausschweifungen, sondern die naturmächtigen Bewegungen des Gemüths, die Elementarkräfte der Seele verstehen, diese Ansicht ist für Marbach eine überwundene. Und wenn es sich in einem wahren Drama, in dem die Leidenschaft ihre freien Töne erhebt, wie Schiller sagt, um ein Ideelles, um ein Etwas handeln muß, das uns der gemeinen Wirklichkeit entrückt, so handelt es sich in dem Trauerspiel von Marbach ganz im Gegentheil um ein Etwas, das uns gewaltsam in die Kreise des rohen Lebens hinein versetzt. Kaum hat die oben beschriebene widerwärtige Scene abgespielt, so sind wir Zeuge einer nicht minder abstoßenden Scene, aus der die eigentlichen Conflicte entspringen. Hoheitchen Alexander ist erfreut über die Laune seines Vetters. So hält er den Augenblick für passend, ihm die wichtige Mittheilung zu machen, wie er seit längerer Zeit einen starken Appetit auf eine Schönheit verspüre, die er nicht ohne Weiteres bekommen könne. Lorenzino erfährt nun, daß diese Schönheit, die er dem Herzog verschaffen soll, die Schwester seiner Mutter ist. Als ihn Alexanderchen verläßt, erwacht er für den Moment aus seinem Rausche, aber nur, um später wieder darin zu versinken. Es steht sein Kopf auf dem Spiel, wenn er den Wunsch des Herzogs nicht erfüllt. Eine grauenhafte Scene ereignet sich endlich im Hause des Lorenzino, wo er die harmlos erscheinende Katharina einsperrt, um ihre Tugend gegen den Lüstling, den er eingeladen, selbst zu beschützen. Erst nach vielen verzweiflungsvollen Bitten der aufs Höchste geängsteten Frau öffnet er ihr den Käfig. Dann kommt der betrunkene Herzog, den er anfänglich durch einen Mörder bei Seite schaffen will, doch nachdem Alexander die Waffen abgelegt und in ein Nebenzimmer gegangen, darin er Katharina zu finden wähnt, macht dem bewaffneten Lorenzino die Tödtung des Wehrlosen keine Schmerzen. Dann flieht er nach Venedig, wo das Volk am Ende die Aufgabe hat, dem traurigen Helden den Gnadenstoß zu versetzen.

Das ganze Trauerspiel wechselt zwischen Ueberspannung und Abspannung der Gefühle des Lorenzino, es ist eine stete Unmacht über sich selbst, die dadurch nicht gemildert wird, daß er seine eigene Erbärmlichkeit deutlich erkennt. So ruft er gegen den Schluß des zweiten Actes aus: „Der König von Midas war ein Thor, weil er wünschte, daß Alles Gold werde, was er berühre. Was bin ich, bei dessen Berührung Alles zu Schmutz wird?" Es ist wahr, unter seinen Händen wird Alles unrein, er befleckt alle Ideale, an denen die Kunst sich aufrichten soll. „Wenn mich die Leute einen Taugenichts nennen", sagt Lorenzino ein ander Mal, „so haben sie Recht." Aber den bloßen Taugenichts erklärte bereits Aristoteles für untragisch, woran ich den Dichter nur darum erinnern möchte, weil er sich viel mit dem Studium der Alten beschäftigt hat. Wollte Marbach das Abscheuliche zum Gegenstand der Darstellung machen, so mußte es auf andere Weise geschehen. In einer Betrachtung über das Wesen des Schattenhaften, Lemurenhaften bemerkt Goethe: „Die göttliche Kunst, welche Alles zu veredeln und zu erheben weiß, mag auch das Widerwärtige, das Abscheuliche nicht ablehnen. Eben hier will sie ihr Majestätsrecht ausüben; aber sie hat nur Einen Weg, dies zu leisten: sie wird nicht Herr vom Häßlichen, als wenn sie es komisch behandelt." Nur der befreiende Humor kann uns mit dem Häßlichen versöhnen, denn der bloße Anblick der Medusa hat ja die Eigenschaft, uns zu lähmen.

Herr Haase suchte mit aller Anstrengung den marklosen Helden in die Höhe zu schrauben. Es ist gut, daß es einer so großen Kraftanstrengung von Seiten des Darstellers bedarf, um dem Trauerspiel einen künstlichen Halt zu geben. So dürfte sich wol Herr Haase nicht oft einer Aufgabe unterziehen, wofür ihm die Kunst wenig Dank wissen wird.

Dr. Wilh. Buchholz.

— Vom Neuen Pitaval (Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, begründet von J. E. Hitzig und W. Häring [Wilibald Alexis], fortgeführt von Dr. A. Vollert, Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) sind jüngst das dritte und vierte Heft des zehnten Bandes der Neuen Serie ausgegeben worden. Dieselben enthalten: „Die Nonne von Morge", eine Klostergeschichte aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, „Ferdinand Gump und Eduard Gänswürger, ein modernes Räuberpaar" (Königreich Bayern, 1871—1873), „die Ermordung des Rittergutsbesitzers Zicht aus Schönbach bei Löbau" (Königreich Sachsen, 1837—1840), „Criminalistische Miscellen aus

Nürnbergs Vergangenheit. 9 Processe wegen Hochverraths und Landesverraths im 15. und 16. Jahrhundert", den in St. Petersburg in den Jahren 1869—1871 verhandelten Bücherdiebstahlsproceß des Dr. theol. Alois Pichler, endlich „D. Joachim Röder, ein gelynchter Wucherer" (Lübeck 1727). Dem vierten Heft, mit welchem der zehnte Band abschließt, ist gewohntermaßen zugleich das Vorwort und Inhalts-Verzeichniß für den ganzen Band beigefügt. Wir entnehmen demselben, daß der zehnte Band außer den vorangeführten Fällen noch den Proceß Tichborne (London, 1866—1874), die beiden in Zürich 1873 und 1874 verhandelten Mord- und Diebstahlsprocesse „Joseph Georg Billoin" und „Friedrich Hauser", endlich die beiden criminalistischen Aufsätze: „Hexenglaube und Hexenprocesse im Alterthume und in neuerer Zeit", sowie „Eine Judenbekehrung unter dem Galgen" gebracht hat. Betreffs des Processes Tichborne bemerkt der Herausgeber sehr richtig, daß derselbe nur in England möglich sei. Denn nur in England sei es möglich, den Proceß gegen einen meineidigen Betrüger zu einer politischen Haupt- und Staatsaction hinaufzuschrauben; nur in England finden sich Hunderte und Tausende, die aus Lust am Wetten und Wagen zur Abwechselung statt auf ein Rennpferd auch einmal auf einen Schurken ihr Geld setzen, und sich einreden und einreden lassen, der Schurke sei ein ehrlicher Mann, und aus dem Fleischergesellen Thomas Castro, alias Arthur Orton, werde sich der verschollene Baronet Roger Tichborne entpuppen. Nur in England, wo das Gefühl für unparteiische Handhabung der Justiz und für den Schutz der persönlichen Freiheit besonders lebhaft entwickelt ist, konnte sich ein Theil der politischen Opposition eines so gemeinen Burschen, wie dieser Angeklagte war, bemächtigen, um in Meetings und in der Presse dem Volke vorzuspiegeln, daß ein Justizmord begangen werde, wenn der Prätendent nicht in Tichborne-House seinen Einzug hielte, sondern in das Zuchthaus von Newgate geschickt würde. In Deutschland hat schwerlich Jemand daran gezweifelt, daß der Wahrspruch der Geschworenen ein gerechter gewesen und daß eine Freisprechung dieses Menschen, der sich vor anderen Betrügern nur durch seine beispiellose Dreistigkeit und kolossale Unverschämtheit kennzeichnet, ein öffentlicher Scandal ohne Gleichen, ein unauslöschlicher Schandfleck für die englische Rechtspflege gewesen wäre. Diese Ueberzeugung allgemein zu befestigen, dürfte die lichtvolle, klare, sachgemäße Darstellung des Processes im „Neuen Pitaval" ein Wesentliches beitragen. Von den übrigen im zehnten Bande dargestellten Processen hat wol der Bücherdiebstahl des Dr. theol. Alois Pichler in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris das meiste Aufsehen erregt. Die Tagespresse hatte sich seinerzeit des interessanten Stoffes sehr eingehend zwar, aber durchaus nicht mit der hierbei zu wünschenden sachlichen Objectivität bemächtigt. Die Darstellung im „Neuen Pitaval" ist ganz besonders nach der letztgedachten Seite hin eine sehr verdienstliche Arbeit, und unsers Erachtens kann es danach wol kaum noch einem juristischen Zweifel unterliegen, daß man es bei dem Verbrecher mit einem gewöhnlichen gemeinen Bücherdieb, nicht aber, wie die Zeitungen, „freilich ohne genügende Gründe" vermeinten, mit einem sogenannten Bibliomanen zu thun habe. Auf die russische Rechtspflege der Gegenwart wirft der Proceß ein sehr vortheilhaftes Licht; man ist in den einleitenden Stadien des Processes gegen den Verbrecher mit höchst anerkennenswerther Rücksicht, Humanität und Schonung verfahren. Dr. Pichler, von Geburt ein Bayer, wurde von den russischen Gerichten zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurtheilt und nach Tobolsk gebracht, wo er sich damit beschäftigte, den Söhnen deutscher Kaufleute Sprachunterricht zu ertheilen. Auf Verwendung des Prinzen Leopold von Bayern, an welchen sich der Verurtheilte bei Gelegenheit von dessen Vermählung mit der österreichischen Kaisertochter im Sommer 1873 gewendet hatte, begnadigte ihn der Kaiser nach zwei Jahren verbüßter Strafe. Dr. Pichler ließ sich darauf in Siegsdorf bei Traunstein in Oberbayern nieder und ist daselbst im Sommer 1874 gestorben. Seinen wiederholt ausgesprochenen Vorsatz, sich öffentlich zu rechtfertigen und in einer eigenen Schrift den Beweis zu führen, daß er ein Opfer der Kabale geworden und unschuldig verurtheilt sei, hat er nicht ausgeführt. Nach dem Hergange der Sache, wie sie aus der Darstellung im Pitaval sich ergiebt, war dies eben eine thatsächliche Unmöglichkeit.

* Roma Sotteranea. Die römischen Katakomben. Eine Darstellung der neuesten Forschungen, mit Zugrundelegung des Werkes von J. Spencer Northcote und W. R. Brownlow bearbeitet von Dr. Franz Xaver Kraus, Professor an der Universität Straßburg. Mit vielen Holzschnitten und chromolithographirten Tafeln. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung. Wie das oberirdische Rom Jahrhunderte lang der heilige Bronnen war, aus dem nicht nur die ganze Christenheit, sondern auch Kunst und Wissenschaften im reichsten Maße schöpften, so ist in den letzten Jahrzehnten, namentlich durch Dr. Rossi's großartige Thätigkeit auch das unterirdische Rom zu einer wahren Fundgrube für archäologische, historische und künstlerische Forschungen geworden. In den römischen Katakomben spielten sich die ersten Lebensschicksale der frühesten christlichen Gemeinden ab, so daß jene unterirdischen Gänge die, wie die neuesten Forschungen dargethan haben, ausschließlich als christliche Begräbnißplätze und religiöse Cultstätten gebraucht wurden, gleichsam mit dem Heiligenscheine des ältesten Christenthums umgeben sind. Die neueren Untersuchungen haben es außer Zweifel gesetzt, daß die Katakomben gleich ursprünglich zur Leichenbeisetzung und zu keinem anderen Zwecke, wie früher meist angenommen wurde, angelegt worden sind. Die Annahme, daß sie verlassene und von den ersten Christen in Besitz genommene Sandgruben und Steinbrüche gewesen seien, ist von der Wissenschaft widerlegt worden. Sie bilden eine Form des Grabes, die bei den Juden in Rom wie anderwärts gebräuchlich, überhaupt den semitischen Völkern eigenthümlich, aber auch in einzelnen römischen Familien adoptirt war, und die dann weiter entwickelt und zu einem förmlichen Systeme ausgebildet worden ist. Wie die Katakomben innig mit dem ältesten christlichen Cultus verwachsen sind, so sind sie auch für die älteste christliche Kunst außerordentliche Fundgruben von unvergänglichem Werthe und für die Geschichte der Malerei und Sculptur von großer Wichtigkeit. Auch mit einer eigenthümlichen kunstgewerblichen Technik werden wir durch die Katakomben bekannt gemacht, nämlich mit der der Goldgläser. Es sind dies mit Figuren und Schriftzügen in Gold verzierte Gläser, von denen uns leider nur Bruchstücke, dazu meist ohne genauere Angabe der Localität, in welcher sie gefunden wurden, erhalten sind. Die Eigenthümlichkeit dieser Gläser, die zum größten Theil den Boden von Trinkgefäßen bilden, besteht darin, daß auf dem flachen Boden des Gefäßes eine Zeichnung in Goldblatt ausgeführt ist, so daß die Figuren und Buchstaben von der Innenseite sichtbar sind. Das Goldblatt ward gegen den Einfluß der Luft und gegen Abwischen und Abreiben durch eine Lage Glas geschützt, welche mit dem Boden des Gefäßes zu einer Masse zusammengeschweißt war. Von nicht geringerer Wichtigkeit für die christliche Archäologie sind auch die Inschriften der Katakomben, es sind die Jugenderinnerungen unserer eigenen Kirche, Monumente, die mit unserem Denken, Glauben, Empfinden im allerinnigsten Zusammenhange stehen; sie sind die wichtigsten Quellen mit, aus welchen die wissenschaftliche Theologie und insbesondere die Geschichtsforschung die Daten über die Uranfänge unserer Kirche schöpft, die in ihrem Werthe gleich nach den Ueberlieferungen gleichzeitiger Schriftsteller kommen, ja in mancher Beziehung, da sie vor Fälschungen und Abänderungen bewahrt geblieben sind, dieselbe noch an

Zuverlässigkeit übertreffen. Es leuchtet ein, daß Alles, was mit unserer Kirche in Verbindung steht, nicht blos für den Gelehrten Werth hat, sondern für jeden Christen von Bedeutung ist. Da indessen die ebenso umfangreichen als kostspieligen italienischen Publicationen unserem Publicum, selbst auch den gelehrten Kreisen im Allgemeinen wenig zugänglich sind, so hat die rühmlichst bekannte Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau den Gedanken erfaßt, den Gebildeten Deutschlands die Resultate jener Forschung in einem kleineren, übersichtlich gehaltenen und möglichst billigen Werke vorzulegen. Es lag nahe, hierzu das treffliche englische Werk über den Gegenstand von Northcote und Brownlow zu verwenden und wurde in dem Professor Kraus ein ebenso sachkundiger und gelehrter, wie geschickter und in den Bedürfnissen des deutschen Lehrkreises erfahrener Bearbeiter gefunden, der uns nicht eine bloße mechanische Uebersetzung geliefert hat, sondern bei der Uebertragung das Original stets kritisch fichtend, ergänzend und erweiternd zu Werke gegangen ist, wobei sein Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet gewesen, die Darstellung quellenmäßiger zu gestalten, dem Leser einen besseren Einblick in das Verfahren, mittels dessen die einzelnen Resultate gewonnen wurden, zu vermitteln und durch genauere Nachweise ihn in den Stand zu setzen, den Gegenstand selbständiger zu verfolgen. So haben wir ein Werk erhalten, welches nicht nur den deutschen Verhältnissen und deutschen Ansprüchen selbst der Gelehrtenkreise durchaus angepaßt ist und den wissenschaftlichen Bedürfnissen gerecht wird, sondern auch mit Wärme und Hingebung, jedoch sine ira et studio, die religiöse und sittliche Bedeutung des Gegenstandes ins Auge faßt und vom Standpunkte des christlichen Glaubens und der christlichen Kirche durchführt. Sicher kann der deutsche Leserkreis dem Verfasser für die Darstellung des Gegenstandes wie der Verlagshandlung für die Ausführung und Ausstattung des Werkes nur dankbar sein.

— Die im In- und Auslande rühmlichst bekannte, unter dem Titel „Neue landwirthschaftliche Zeitung“ 1852 vom Amtsrath Gumprecht gegründete, seit 1864 vom großh. badischen Hofrath und Prof. der Landwirthschaft Dr. J. J. Fühling herausgegebene und seit 1874 auch als „Fühling's Landwirthschaftliche Zeitung“ erscheinende landwirthschaftliche Monatsschrift beging am 1. Jan. dieses Jahres das Jubiläum ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Die jetzige Verlagshandlung (Hugo Voigt in Berlin und Leipzig) hat bei jenem Anlaß Jubelprobehefte mit dem Portrait des Herausgebers herstellen lassen, welche die reichhaltige und gediegene Ausstattung der Zeitschrift in ebenso ansprechender wie empfehlender Weise auch denen vergegenwärtigen, welchen das Unternehmen noch fremd sein sollte, das seiner Thätigkeit den Wahlspruch „Theorie und Praxis“ in dem Sinne voranstellt, daß „wahre“ Theorie auch wahre Praxis und wahre Praxis wahre Theorie ist. Die Monatsschrift zählt mehr als fünfzig genannte Mitarbeiter, alles namhafte Männer in ihren speciellen Fächern und bringt bei einem Umfange von 60 Bogen jährlich eine große Auswahl von Originalartikeln, welche nicht allein die Herbeiführung und Förderung wahrer Fortschritte im praktischen Betrieb, sondern auch in der so wichtigen volkswirthschaftlichen Stellung des landwirthschaftlichen Berufsstandes zu Zielpunkten haben. Landwirthen und landwirthschaftlichen Industriellen (der Herausgeber ist u. a. auch als Verfasser der vom landw. Centralverein der Prov. Sachsen preisgekrönten Schrift „der praktische Rübenbauer“) ist die Monatsschrift daher als ein Organ zu empfehlen, das aufmerksamer Lectüre werth ist. Dem landw. Maschinenwesen wird die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Im vorliegenden Jubelhefte finden wir so die Kartoffellegemaschine des Grafen Münster, Dampfpumpen und Dampfspritzen von Knaust in Wien, die Wasser- und Windmotoren von Prof. Fritz in Zürich, die Fortschritte des Brennereiwesens von Dr. Udo Schwarzwäller in Leipzig. Durch eine monatliche Uebersicht über die wichtigsten Erscheinungen der landwirthschaftlichen Literatur wird der Leser auch in diesem Gebiete auf dem Laufenden erhalten.

Schneeberg, 27. Jan. Das am gestrigen Abend in der Turnhalle des hiesigen Seminars stattgefundene und von Hrn. Seminaroberlehrer Dost geleitete zweite Abonnementconcert wußte sich ebenfalls den vollen Beifall der äußerst zahlreich versammelten Musikfreunde zu erwerben, da präcise Ausführung und verständnißvoller Vortrag allen einzelnen Productionen den besten Erfolg verlieh. Wie gewohnt, löste auch diesmal der Seminarchor, der zudem noch nicht einmal vollständig ist, seine Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit; wackere Unterstützung fand er im hiesigen Stadtmusikchor, welches trotz mannigfacher ungünstiger Verhältnisse wahrhaft künstlerisches Streben entfaltet. Unter den Gesangspiècen imponirte besonders der „Altdeutsche Schlachtgesang“ von Rietz, doch ließ hierbei die Instrumentalbegleitung einigemal die nöthige Reinheit vermissen. Interessant war ferner für uns, die musikalische Begabung des Dirigenten in einer neuen Composition, einem Streichquartett „kleines Intermezzo“, schätzen zu können. Die klare, stetig fortschreitende Durchführung des musikalischen Gedankens erwarb der Composition ungetheilten Beifall, freilich hatte der Componist auch verstanden, die Ausführung, die sich als eine wahrhaft gute erwies, ganz seinen Intentionen gemäß zu gestalten. In „die Himmel rühmen“, Melodie von Beethoven, für 6stimmigen gemischten Chor von Dost, zeigte sich die Sicherheit des Chors in den schwierigsten Einsätzen und Uebergängen auf vorzüglichste Weise, während hingegen in einem Volksgesange von Mendelssohn ein wahrhaft reizendes piano erzielt wurde, was natürlich auf das pädagogische Geschick des Dirigenten einen günstigen Schluß ziehen ließ. Den 2. Theil des Concertes füllte der Bergmannsgruß für Soli, Chor und Orchester von Anacker aus, der auch in völlig befriedigender Weise zur Geltung kam. Mag man immerhin über dieses Musikwerk verschiedener Meinung sein, mag man auch betonen, daß die Musik an einzelnen Stellen der Originalität entbehrt und flach erscheint, so läßt sich doch nicht leugnen, daß dasselbe auch wahrhaft lebensfrische Bilder hervorzaubert und daher stets auf die Zuhörer angenehme Eindrücke ausübt. Die Chöre und das Orchester bekundeten Präcision und Lebendigkeit. Die Sopranpartien brachte Frau Oberlehrer Dost in vollendeter Weise zu Gehör, ebenso erwarb sich der Tenor, ein Seminarist, reichen Beifall, während dagegen der Baßsolist nicht über die nöthigen Stimmmittel verfügen konnte, weshalb z. B. die „Steigerarie“ die Hörer vollständig kalt ließ. Wenn man jedoch in Betracht zieht, daß der Solist noch in einem sehr jugendlichen Alter steht, so muß die Kritik natürlich mild urtheilen, da gerade diese Partie vollständig ausgeprägte Stimme verlangt; im Uebrigen sang er recht wacker und vor Allem mit Verständniß. — Wir aber wünschen den musikalischen Bestrebungen unserer Stadt ein herzliches „Glück auf!“

Dresden, 26. Jan. Von dem neuen Jahrgange des „Königlich Sächsischen Justizministerial-Blattes“, amtlich herausgegeben vom Ministerium der Justiz, ist gestern Nr. 1 ausgegeben worden. Dieselbe enthält folgende drei Ministerialbekanntmachungen: 1) vom 22. Dec. 1875, betreffend die Geschäftszeit bei den Gerichtsämtern Dippoldiswalda und Treuen; 2) vom 23. Dec. 1875, betreffend die Ernennung der Geschwornengerichts-Präsidenten auf das J. 1876; 3) vom 2. Jan. c., betreffend die Wahl der Mitglieder der Advocatenkammer zu Bautzen. Ferner eine Specialverordnung des Justizministeriums vom 22. Dec. 1875, betreffend die Uebertragung von Arrestverlägen in der Verwaltungsstrafsache wider S., und schließlich Personalsachen des Justizdepartements.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 5 Mark 25 Pf., für auswärts mit 5 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

№ 10. Donnerstag, den 3. Februar. 1876.

Die Erwerbung von Privateisenbahnen durch den Staat.

Als Fortsetzung seiner „Populären Erörterungen von Eisenbahn-Zeitfragen" hat Herr M. M. Frhr. von Weber eine zweite Schrift unter dem Titel: „Werth und Kauf der Eisenbahnen" (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag) der Oeffentlichkeit übergeben, welche gleich der jüngst erschienenen (in der W. B. Nr. 91 Jahrg. 1875 eingehend besprochenen) Schrift desselben Verfassers: „Nationalität und Eisenbahnpolitik" in hohem Grade geeignet ist, stofflich wie in Rücksicht auf Art und Form der Erörterung, die auf jeder Zeile den gründlichen, erfahrungsreichen Fachmann und Sachkenner verräth, die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich zu ziehen. Die gegenwärtig vorliegende Schrift konnte kaum zu gelegenerer Zeit der Presse übergeben werden, denn die darin hauptsächlich behandelte Frage des bei dem Ankaufe von Privatbahnen durch den Staat von dem letzteren zu beobachtenden Verfahrens ist in diesem Augenblicke, wo die österreichische Regierung mit dem Plane der Erwerbung einer Anzahl sogenannter nothleidender Bahnen sich trägt, von eminentester praktischer Bedeutung. Die Ansichten, welche in dieser Beziehung der Verfasser zum Besten giebt, sind so rationell und sachkundig, daß nur zu wünschen ist, dieselben möchten an maßgebender Stelle entsprechende Beherzigung finden. Auch für Sachsen dürfte die Schrift nach zwei Seiten hin ein besonderes Interesse haben, einmal, weil sich bekanntermaßen eine große Anzahl österreichischer Eisenbahneffecten, namentlich Prioritäten böhmischer Bahnen in sächsischen Händen befinden, und sodann, weil der Verfasser betreffs der Manipulation für die Erwerbung nothleidender Bahnen das seinerzeit von der sächsischen Staatsregierung eingeschlagene Verfahren als geradezu mustergiltig bezeichnet. Er gedenkt in letzterer Beziehung eingehend der Erwerbung der Chemnitz-Riesaer, sächsisch-bayrischen und sächsisch-schlesischen Eisenbahn, sowie der Albertsbahn durch den sächsischen Staat und seine diesfallsigen Mittheilungen dürften ganz besonders geeignet sein, den Herren im Wiener Handelsministerium, welche gegenwärtig mit den Verhandlungen betreffs der sogenannten nothleidenden Bahnen betraut sind, zur Lectüre empfohlen zu werden. Nothleidend im heutigen Sinne dieses Wortes waren seinerzeit die Chemnitz-Riesaer, sächsisch-bayrische und Alberts-Bahn in viel intensiverem Grade als die große Mehrzahl der österreichischen nothleidenden Bahnen der Gegenwart, wie denn der Verfasser S. 18 die sehr richtige Bemerkung macht, daß weitaus die meisten Bahnen, und darunter die jetzt reichsten und blühendsten, einen Zeitpunkt gehabt haben, wo sie sich in Nothlage oder derselben nahe befanden*), so daß es nur einer geringen Drängung des Staates durch irgend eine, vielleicht vollkommen berechtigte, Anforderung, z. B. auf Einführung von Schnellzügen, eines neuen Signalsystems &c. bedurft hätte, um sie vollständig darein zu versetzen und sie zum Verkaufe um beliebigen Preis zu zwingen.

Aufgabe und — Ehrenpflicht des Staates ist es nun nach der Ansicht des Verfassers, die jeder Vernünftige mit ihm theilen wird, eine derartige Nothlage nicht für seine egoistischen Zwecke auszunutzen und die Schrift stellt demgemäß eine Anzahl Grundsätze auf, nach denen der Staat solchenfalls pflichtgemäß zu verfahren hat. Der Verfasser sagt in dieser Beziehung: „Eine Eisenbahn ist nicht, und am wenigsten in Ländern, deren Staatsverwaltungen das Eisenbahnwesen nach ihren Zwecken, wirthschaftlich, politisch, militairisch und technisch gestaltend, beeinflussen, blos ein Stück Privatbesitz, wie ein Landgut oder eine Fabrik, über das der Eigenthümer, ohne jedes Dreinreden von Außen her, verfügen kann; sondern sie ist ein Stück öffentliche Wohlfahrt, ein Weg des volkswirthschaftlichen Stoffwechsels, dessen Nothwendigkeit für das Staatsleben die Staatsregierung durch Ertheilung der Concession und vor Allem des Expropriationsrechtes anerkannt hat. Der Werth dieses Wegs der Staatswirthschaft kann daher nicht beliebig geschwächt oder gar annullirt werden; es kann der Staatsregierung durchaus nicht gleichgiltig sein, in wessen Händen er sich befindet, um welchen Preis er verhandelt wird. Am allerwenigsten aber wird sie selbst die momentane Depression seiner finanziellen Lage zur zwingenden Handhabe bei Durchführung von wirthschaftlichen Maximen machen können, deren Werth nicht absolut festgestellt ist. Sie würde dadurch, da ja die Regierung einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Prosperität der Bahnen üben kann, nicht allein eine schwere Verantwortlichkeit auf sich laden, sondern sich auch, beim Mißlingen des gewagten Experimentes, den berechtigtesten Vorwürfen aussetzen, einen Theil des Gemeinwohles um eines unbewährten Princips willen auf das Spiel gesetzt zu haben."

Und weiterhin fügt er diesen Sätzen hinzu: „Es giebt keinen blos finanziellen, noch weniger einen „commerciellen" Werth einer Bahn für eine Regierung, sondern nur einen staatswirthschaftlichen, das Wort in seinem weitesten Sinne genommen. Ein Bahnankauf durch den Staat ist kein Handelsgeschäft, sondern ein Regierungsact. Es handelt sich dabei nicht um Profit und Verlust, sondern um die Sicherung eines Theils der öffentlichen Wohlfahrt, die sich nicht immer in Gulden und Kreuzern verkörpern läßt. Eine Regierung muß daher, wenn sie ihrer hohen Pflicht vollständig gerecht werden will, bei Ermittlung des Begriffes, den man mit den Worten „Werth einer Eisenbahn" ausdrückt, in viel höherem und weiterem Sinne verfahren, als das Erwerbsinstitut oder der Finanzmann. Die momentane finanzielle Lage der zu erwerbenden Bahn kann dabei in keinen, oder doch nur sehr untergeordneten Betracht kommen. Die festen Ausgangspunkte für die in dieser Richtung anzustellenden Erwägungen sind einer Regierung in viererlei Beziehungen gegeben: Erstens hat sie die Bahn auf Basis des Concessionsgesuches der Gesellschaft concessionirt. Sie hat die den Rentabilitäts-Berechnungen der Concessionsbewerber zu Grunde liegenden statistischen Daten geprüft (oder doch zu prüfen die Pflicht gehabt), wobei ihr zur Richtigstellung dieser Daten weit umfassendere Mittel zu Gebote standen, als der Gesellschaft zu deren Aufstellung. Sie hat, auf Grund

*) Die Actien der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft, der seit vielen Jahren bestrentirenden deutschen Privatbahn, welche bis zu 28 % Dividende gegeben hat, standen einst weit unter Pari!

dieser von ihr richtig befundenen Angaben über die zu hoffende Masse und die Natur der Verkehre auf der Bahn, der Bahngesellschaft die Constructionen und Dimensionen vorgeschrieben, welche sie ihrer Bahnlinie in freien Strecken, ihren Anlagen auf den Stationen zu geben habe; hat die Betriebsvorkehrungen, die Form der Bahnbewachung, der Signale &c. angeordnet, die ein Verkehr von dieser Dichte und Masse zu seiner Sicherung erfordert; sie hat die Normalien für Anordnung des Oberbaues und der Betriebsmittel (meist von einer bestehenden Bahn ähnlichen Verkehrsmaßes herübergenommen), die auf der projectirten Bahn in Anwendung zu kommen haben, bezeichnet und endlich das Maß der Ausrüstung der Bahn mit Betriebsmitteln, welches zur Bewältigung des veranschlagten und richtig befundenen Verkehrs nöthig ist, festgestellt. Zweitens hat sie für die betreffende Linie ein Expropriations-Gesetz in Anwendung bringen lassen und damit bekundet, daß die Anlage der betreffenden Linie von solcher Ersprießlichkeit für die öffentliche Wohlfahrt sei, daß, um ihretwillen, die Exmission von Staatsbürgern aus ihrem Eigenthume sich rechtfertige. Drittens bekräftigte sie in allen Fällen, wo sie Staatsgarantien (oder sonstige Vergünstigungen) gewährte, hierdurch in eminentem Maße ihre, schon durch die Concessionirung der Bahn kundgegebene, Anschauung von staatswirthschaftlichem Werthe und der Nothwendigkeit der betreffenden Bahn, da nicht anzunehmen ist, daß eine Regierung, ohne von der staatlichen Erforderlichkeit einer Linie Ueberzeugung gewonnen zu haben, die Steuerzahler für die Verzinsung der betreffenden Linien auf alle Zeiten aufkommen zu lassen, willens sein könne. Viertens durch die Auslegung, welche eine Regierung ihrer Garantieverpflichtung giebt, wenn dieselbe auf Ergänzung des Reinerträgnisses einer Bahn bis zu einem gewissen Procentsatze der Verzinsung lautet."

Wie namentlich in dieser letzteren Beziehung dermalen von der österreichischen Regierung verfahren wird, darüber giebt die Schrift eine Reihe lesenswerther Details, welche den deutschen Capitalbesitzern eine ernste Mahnung sein dürften, ihr Geld fernerhin schlechterdings nicht mehr in österreichischen Eisenbahnpapieren, mögen sie garantirt oder nicht garantirt sein, anzulegen.

Wird nach vorstehenden Grundsätzen verfahren, so setzt sich nach der Ansicht des Verfassers der Werth einer Bahnlinie für den Staat zusammen aus 1) dem Werthe, den sie für seine eigenen politischen und militairischen Zwecke hat; 2) dem Werthe, den ihre Effecten momentan haben; 3) dem positiven oder negativen Werthe, den die Hoffnungen oder Befürchtungen für die Zukunft der Bahn besitzen. Rationell wird sich daher der Kaufpreis einer Bahn, sei sie unter- oder überwerthig, im Principe zu combiniren haben: aus einem fixen Taxpreise, der in einem Staatspapiere zu festem Zinsfuße — und einem variablen Preise, der die Zusicherung der Betheiligung an der auf- oder absteigenden Entwickelung der Linie, durch einen auf bestimmten, nicht zu kurzen Zeitraum lautenden Anwartschein auf Theilnahme an der Rentabilität der Bahn, zu bestehen haben wird. Diesen Grundsätzen entsprechend ist in Sachsen und Preußen, wie der Verfasser an zahlreichen Beispielen der Vergangenheit nachweist, bei der Erwerbung von Privatbahnen durch den Staat verfahren worden. Daß dies in Oesterreich nicht geschieht, daß dort vielmehr das stricte Gegentheil dieser Grundsätze zur Richtschnur insofern genommen wird, als der Staat die momentane Nothlage selbst an sich wirthschaftlich gesunder und in nächster Zukunft einer sicheren Prosperität entgegengehender Unternehmungen in selbstsüchtigster Weise für seine Zwecke ausbeutet, um sich für einen Spottpreis in den Besitz werthvoller Eisenbahnobjecte zu setzen, ist notorisch. Es sei in dieser Beziehung nur der Verhandlungen wegen Erwerbung der Dux-Bodenbacher, Prag-Duxer, Lundenburg-Grußbacher, Mährisch-Schlesischen, Dniester- und anderen augenblicklich nothleidenden Bahnen gedacht. In der That ist es höchste Zeit, soll Oesterreich nicht all' seines Credites im Auslande baar werden, daß die verderblichen Bahnen seiner dermaligen Staatseisenbahnpolitik verlassen und auf Wege eingelenkt werde, wie sie der Verf. in seiner Schrift empfiehlt und wie sie in Preußen und Sachsen und zwar derart, daß der Staat trotzdem jederzeit ein vortreffliches Geschäft gemacht hat, sich auf das Glänzendste bewährt haben. Unsers Bedünkens könnte man in dieser Beziehung nichts Besseres thun, als Herrn von Nördling, den dermaligen Chef des österreichischen Eisenbahnwesens, so schleunig als möglich durch Herrn von Weber, der bis vor Kurzem ohnehin ja bereits eine hervorragende Stellung im österreichischen Eisenbahndepartement eingenommen hat, in der Function des Unterhändlers für die Consolidirung der sogenannten nothleidenden Bahnen ersetzen.

Im weiteren Erfolge seiner Darlegung gelangt der Verf. auch zu einer Aussprache über die Frage: ob absolutes Staatsbahnsystem oder gemischtes System (Staats- und Privatbahnen). Principiell hat er sich für das letztere schon in seiner Schrift: „Nationalität und Eisenbahnpolitik" ausgesprochen. In gegenwärtiger Schrift sagt er über diesen Gegenstand: „An die plötzliche, oder auch nur sehr rasche Umgestaltung des Privat- oder gemischten Eisenbahnsystems eines Landes in ein reines Staatsbahnsystem wird kein praktischer Staatswirth denken. Die Interessen, concessionsmäßigen Gerechtsame, Prosperitätszustände der verschiedenen Linien, stehen zu weit von einander ab, um deren schnelle Homogenisirung für die Staatszwecke möglich zu machen. Die Schwierigkeiten steigen noch, wenn das betreffende Land, welches das absolute Staatsbahnsystem, mit Leitung in ein und derselben Hand, anstrebt, ein Bundesstaat ist, wie Deutschland, in dem, bezüglich der Erwerbung für ein homogenes Reichsbahnsystem, die Staatsbahnen der Einzelstaaten mit in die Reihe der Ankaufs- oder Erwerbsobjecte treten. Der ideelle und materielle Preis, der diesen Einzelstaaten für die Entäußerung eines so großen Theils ihrer Souverainetät, wie die mit Abgabe ihres Eisenbahnsystems aus ihrer Selbstverwaltung, ihrem Lebensorganismus verknüpfte, zu zahlen sein würde, ist ohne Zweifel viel zu hoch, um damit die sehr unbestimmten Hoffnungen auf jene Vortheile zu erkaufen, die aus der Herstellung eines absoluten Reichs-Eisenbahnsystems vielleicht erwachsen könnten. Für das Gelingen des kolossalen Experimentes bieten die mit den kleineren Staatsbahnsystemen erzielten Resultate keine Garantie. Diese ermuthigen nicht einmal dazu, da sie sowol, wie die bei der Verwaltung der großen englischen, französischen und amerikanischen Bahncomplexe gesammelten Erfahrungen dargethan haben, daß die Grenze, bis zu der selbst das größte administrative Geschick die Ansammlung der Eisenbahnleitung an einer Centralstelle zu treiben gestattet, weit enger als die der ungeheuren Complexe ist, welche das absolute Staatsbahnsystem des Deutschen Reichs oder Oesterreichs bilden würden. Diese Grenzen ziehen sich sogar für die Staatsadministration, der, selbstverständlich und naturgemäß, weit conservativere und schwerer bewegliche Elemente innewohnen müssen, als den mercantilischen Verwaltungen jener großen Privatbahnnetze, noch bedeutend enger als für jene. Laienhaft und unzutreffend ist der, ebenfalls zur Phrase gewordene Hinweis auf das Gelingen der Verwaltung von Post und Telegraphie, selbst in sehr großen Bereichen, durch den Staat. Denn erstens ist auch das größte Post- und Telegraphie-Geschäft an Umfang und Complication nicht mit der Eisenbahn-Verwaltung zu vergleichen und dann, vor allem, fehlt jenem das mercantilische Element, das, dem Eisenbahnwesen innewohnend, eine freiere Gebarung erfordert, als mit den Staatsverwaltungsformen vereinbar ist." Der Ausspruch einer Autorität, wie Herr von Weber, über die jetzt so viel ventilirte Frage der Erwerbung der gesammten Eisenbahnen in Deutschland für das Reich ist sicher beherzigenswerth.

Die Kunsthütte in Chemnitz.

Dresden hat eine weltberühmte Gemäldegallerie, Leipzig ein schönes Museum und Chemnitz — eine bescheidene „Kunsthütte", d. h. einen unter diesem Namen bestehenden Privatverein für Pflege und Förderung der bildenden Kunst, dessen Gemäldesammlung fortwährend durch andere zur Besichtigung eingesandte Bilder verstärkt, Sonn- und Festtags und Dienstags (zeither Donnerstags) dem Publicum unentgeltlich offen steht. Diese Ausstellung hat sich aber in den letzten Jahren zu einer der städtischen Sehenswürdigkeiten emporgeschwungen und versammelt namentlich Sonn- und Festtags eine immer mehr wachsende Anzahl Einheimischer wie Fremder in ihrem Locale. Hierzu dient jetzt ein neuerbauter Saal mit Oberlicht, der am 4. Dec. v. J. in einfach würdiger Weise, unter Theilnahme der Spitzen der Behörden, eingeweiht worden ist. Anläßlich dieses in gewissem Sinne für Chemnitz Epoche machenden Ereignisses dürfte es einmal an der Zeit sein, auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den so segensreich wirkenden Verein zu lenken und zunächst einen kurzen Rückblick auf seine Entstehung und Schicksale zu werfen. Nach zwanglosen geselligen Zusammenkünften hiesiger Künstler und Kunstfreunde erließ an Sechs derselben im Jahre 1859 der hiesige Buchdruckereibesitzer Pabst ein Circular, worin er vorschlug, sobald dreißig Gleichgesinnte sich zusammengefunden haben würden, einen Verein zu gründen. Dieser constituirte sich denn auch, als soviel Theilnehmer gewonnen waren, am 24. Januar 1860. Als Zweck wurde die Pflege und Förderung der bildenden Künste unter den Mitgliedern festgestellt, ohne jedoch dabei die Perspective auf Heranziehung des Publicums zum Mitgenusse aus den Augen zu verlieren. Es wurde im Hinterhause von „Stadt Berlin" ein Zimmer mit Nebenzimmer für die Vereinszwecke gemiethet, diese Localität künstlerisch decorirt und Sonntags darin Ausstellung von Bildern aus dem Privatbesitze der Mitglieder veranstaltet. Nichtmitglieder hatten nur durch Einführung von Mitgliedern und gegen Vorzeigung auf ihren Namen ausgestellter Eintrittskarten Zutritt. Diese Einrichtung förderte indeß die öffentliche Wirksamkeit des Vereins, die sich immer mehr als Hauptzweck in den Vordergrund stellte, wenig, theils wegen Mangels an Bekanntschaften zwischen Nichtmitgliedern und Mitgliedern, theils wol auch, weil man sich genirte, von der Liberalität des Vereins Gebrauch zu machen. Das Publicum war und verhielt sich lau. Man gestattete nun, diesem Uebelstande abzuhelfen, Jedermann gegen ein Entrée von 2½ Neugr. den Zutritt, allein „Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim": dadurch schloß man wieder Unbemittelte aus und die Sachen standen bedenklich nach wie vor. Da galt es nun den kleinen Kunstnachen direct und mit vollen Segeln der ersehnten Strömung des großen Publicums zuzusteuern: durch Pabst's Vermittelung wurde Prof. Kummer in Dresden für die Theilnahme an den Vereinsinteressen gewonnen, derselbe wirkte kräftig dafür namentlich durch Beschickung der Ausstellung, andere Künstler wurden gleichfalls mit Erfolg um Einsendung von Bildern gebeten, es wurde noch ein Zimmer für die Ausstellung gemiethet, Jedermann ohne Entrée Zutritt gestattet und siehe da: die Theilnahme des Publicums wuchs in merklicher Weise und mit ihr die Zahl der Mitglieder, so daß das bisherige Vereinslocal nicht mehr ausreichte. Man zog nunmehr in ein größeres Zimmer des am Markte gelegenen Weigel'schen Hauses und als auch dieses nicht mehr genügte, in das von dem Stadtrathe erkaufte vormals Lechla'sche Haus auf der Annaberger Straße. Hier räumte der Stadtrath, nachdem vorher mehrere Projecte desselben wegen Ueberlassung eines passenden Locales in communlichen Gebäuden sich zerschlagen hatten, vier Zimmer in der ersten Etage zur unentgeltlichen Benutzung, an Stelle einer bis dahin dem Vereine gewährten mehrjährigen Beihilfe von je 300 Thalern, ein. Diese Zimmer wurden mit einem Aufwande von circa 400 Thalern in einen Saal verwandelt und so als Ausstellungslocal benutzt. Nach etwa 3 Jahren jedoch ging der Stadtrath damit um, das Haus zu verkaufen, und die Kunsthütte, welche bereits 1200 Thaler infolge mehrmaligen Localwechsels aufzubringen genöthigt gewesen war, eine andere passende Räumlichkeit aber nicht zur Verfügung hatte, war wieder in kritischer Lage. Da beschloß man, das Grundstück, das 19,000 Thaler kosten sollte, käuflich zu erwerben, zu diesem Behufe eine unverzinsliche Anleihe bei den Vereinsmitgliedern mit 3procentiger Amortisation zu machen und das Fehlende durch Hypothekenbestellung zu beschaffen. Das Resultat war erfreulich: binnen einem halben Jahre waren circa 13,000 Thaler gezeichnet, das Haus wurde um den schon erwähnten Preis gekauft und bildet nunmehr, da auch die Stadtbibliothek, die naturwissenschaftliche Sammlung und der Verein für Chemnitzer Geschichte darin untergebracht sind, den Mittelpunkt der hiesigen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Indeß auch diese Ausstellungsräumlichkeit war den gesteigerten Vereinsinteressen nicht mehr gewachsen, sie litt nicht nur durch Mangel an vortheilhafter Beleuchtung, sondern war auch für die Ausstellung größerer Bilder zu beschränkt, deshalb verschritt man voriges Jahr zum Anbau des eingangserwähnten, nunmehr seiner Bestimmung bereits übergebenen Oberlichtsaales. Derselbe ist geschmackvoll decorirt, namentlich mit zwei hübschen Plafondgemälden von Gey in Dresden, das eine den Gedanken der Kunst in Prometheus, wie er für den Künstler das Feuer raubt, das andere die Ausführung in den drei Grazien darstellend, versehen. Das Verzeichniß der Kunstsammlung selbst ist nunmehr bis auf 40 Nummern gewachsen und besteht aus werthvollen Oelgemälden, Radirungen, Farben- und Buntdrucken, Kupferstichen, Lithographien, Holzschnitten, Photographien, einem Relief-Gypsabguß, einer Aquarelle und einem galvanoplastischen Kunstwerke. Alle diese Gegenstände sind zum Theil vom Verein angekauft, zum bez. werthvollsten Theile aber Geschenke hiesiger und auswärtiger Gönner und Freunde des Unternehmens.

Im Jahre 1860 zählte die Kunsthütte 94, 1870 345 und 1874 631 Mitglieder und stellte in letztgenanntem Jahre, in welchem die Ziffer der Ausstellungsbesucher auf 16,472 stieg, 498 Kunstwerke aus.

Neben dieser Ausstellung und einer alljährlichen unentgeltlichen Verloosung von Gemälden unter den Mitgliedern entfaltet der Verein auch nach Außen hin rühmliche Thätigkeit durch Vertheilung von Prämien an Zeichenschüler hiesiger Unterrichtsanstalten, besonders aber durch Begutachtung bez. Ausführung hier auftauchender Kunstprojecte. So ist namentlich das Denkmal, welches dem um die Chemnitzer Industrie hochverdienten, verstorbenen Fabrikant Becker von hier errichtet und eine Zierde der Stadt geworden ist, in der Hauptsache sein Werk. Möge er fortfahren in seinem ersprießlichen Wirken zum Heile der Kunst und unserer von materiellen Interessen unbestreitbar dominirten Stadt, bis einst der bescheidene Name Kunsthütte einem stolzeren Worte Platz machen wird. — Als Schluß der Einweihungsfeierlichkeiten des neuen Ausstellungssaales ist am 5. Dec. v. J. in den Localitäten der Gesellschaft Eintracht ein großes Costümfest, darstellend ein „Armbrostschiessen zu Kempnitz auf dem Kühanger anno 1600" unter Aufzügen, Tanz, Festspiel u. s. w. in gelungener Weise abgehalten worden.

—⊙—

—ψ—. Gewerbemuseum in Japan. Unser jüngster Bericht über das im fernen Osten erblühende Institut, sowie unser Gesuch an die Industriellen und Gewerbtreibenden Sachsens, dasselbe durch ihre Erzeugnisse zu unterstützen und zugleich sich für ihre Producte neue Absatzwege zu eröffnen, ist nicht ohne die günstigsten Folgen geblieben, indem eine große Anzahl von Fabrikanten unserer Aufforderung auf das Bereitwilligste entsprochen haben. So sandten bereits früher die Herren H. D. Dankwardt u. Co. in Schneeberg seidene Spitzen ihrer Fabrik, sowie zur Veranschaulichung der Fabrikation derselben einen Klöppelstock mit einer angefangenen Arbeit, eine Gabe, die nicht allein für die genannten Herren, sondern auch für die gesammte Spitzenindustrie unseres Erzgebirges gute Folgen haben dürfte. Ferner Herr Klemm in Markneukirchen Musikinstrumente, die Erzeugnisse eines Fabrikzweiges, der in unserem Voigtlande heimisch und daselbst weit verbreitet ist. Auch durch diese Gabe dürften einer ganzen Provinz unseres Vaterlandes nicht geringe Vortheile erwachsen, denn bei den Bestrebungen der Japanesen, sich europäische Cultur anzueignen, fängt auch allmälig die Musik an sich Eingang in Japan zu verschaffen, ohne daß man daselbst fähig wäre, die nöthigen Instrumente sich selber zu verfertigen, so daß man gezwungen ist, dieselben von auswärts zu beziehen. Weiter gingen für das Gewerbemuseum in Jedo ein: Homöopathische Schriften, Medicamente, Haus- und Reiseapotheken von Herrn Dr. Willmar Schwabe in Leipzig, Karten von der lithographischen Anstalt des Herrn O. v. Bomsdorf ebendaselbst, Tapeten von Herrn F. A. Schütz in Wurzen und Leipzig, Jalousien von Herrn Carl Herrmann in Oschatz, Strumpf- und Filzwaaren von Herrn Eduard Nestler in Roßwein, Cartonnagen von Herrn Commerzienrath Adler in Buchholz, Papierwäsche von der Fabrik der Herren May u. Edlich in Leipzig, Fourniere von Herrn Carl Heinrich Eisrig in Chemnitz, Tuchproben durch die Herren Northoff, Thomsen u. Co. in Leipzig, Blechwaaren von den Herren F. A. Gnüchtel u. Co. in Lauter, Spielwaaren von Herrn S. F. Fischer in Oberseifenbach, Thierköpfe von Herrn Porzellanmaler und Thierkopffabrikanten J. W. Wiegand in Dresden, Lehrmittel für den Anschauungsunterricht von C. C. Meinhold u. Söhne in Dresden, Glaswaaren aus dem Glashüttenwerke des Herrn Dr. Siemens in Döhlen bei Dresden, eine Darstellung der gesammten Filz- und Seidenhutfabrikation von Herrn Herrmann Haugk in Leipzig, sowie Seifen und Parfümerien von den Herren Kamprath u. Schwarze in Leipzig und Reudnitz. Möge dies gute Beispiel, welches die vorgenannten Firmen gegeben, eine Anregung für weitere Betheiligung an dem Unternehmen im fernen Osten sein, das ebensosehr eine civilisatorische wie commercielle Bedeutung hat und insofern doppelte Beachtung von unserer Seite verdient, wozu die Verpflichtungen noch kommen, die wir Japan für dessen große Liberalität schulden. Daß die Culturbestrebungen in Japan, Dank dem europäischen Einflusse, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, beweisen die industriellen wie gewerblichen Fortschritte, welche in jüngster Zeit daselbst gemacht worden sind. So berichtet die „Monatsschrift für den Orient": Mit ebensoviel Geschick als Selbstvertrauen werden in Japan kleine Fabriken geschaffen, die nahezu in allen Industriezweigen den Kampf mit den fremdländischen Concurrenten aufnehmen. Eine Papierfabrik, die eine Tonne Papier per Tag erzeugt, eine Zuckerraffinerie, deren Erträgniß 46,115 Tonnen erreicht, eine Baumwollspinnerei mit Dampfbetrieb, die zumeist Garne von Nr. 18—24 erzeugt, eine Baumwollweberei und eine Wirkerei, in welch' letzterer amerikanische Maschinen arbeiten; alle diese Etablissements wurden in den letzten Jahren gegründet. Außerdem wird einer Teppichweberei Erwähnung gethan, in welcher Baumwoll- und Schafwollteppiche, sowie solche aus Stroh und Cocosfasern von guter Qualität und zu verhältnißmäßig billigen Preisen fabricirt werden. Die Erzeugung von Hüten und Kappen nach europäischer Façon wird mit Erfolg betrieben und auch der Schuhfabrikation auf mechanischem Wege hat sich der japanische Unternehmungsgeist bereits bemächtigt. Die für diese Zwecke sowol als auch in der Kleidermanufactur verwendeten Nähmaschinen wurden Anfangs aus Amerika, England und Deutschland bezogen, heute werden diese Maschinen in großer Anzahl in Japan selbst erzeugt, und läßt auch die Qualität derselben viel zu wünschen übrig, so ermöglicht doch deren niedriger Preis die weiteste Verbreitung derselben. Revolver und Seitengewehre nach europäischen Mustern werden in Osaka in großen Quantitäten verfertigt. Eine Maschinen-Ziegelei ist im Baue begriffen, die täglich 20,000 Ziegeln liefern soll, während die bereits in Thätigkeit befindliche Glasfabrik eine Reihe der verschiedensten Glasgegenstände nach europäischen Modellen producirt. Die bescheidenen Anfänge auf dem Gebiete der Bierbrauerei, der Sodawasser-Fabrikation und Cigarren-Erzeugung haben das Versuchsstadium noch nicht überschritten. — Wie sehr aber auch die japanesische Industrie der ausländischen Concurrenz macht, es bleibt noch viel übrig, worin jene es der unseren nicht gleich thun kann, vor allen Dingen aber werden durch die Bekanntschaft mit unseren Erzeugnissen die Bedürfnisse der Japanesen in einer Weise sich steigern, wie sie das Land selber noch nicht befriedigen kann. Hierin liegen die Aussichten für unseren Handel, und an unseren Fabrikanten ist es, den Japanesen zu zeigen, welche Bedürfnisse sie noch zu befriedigen haben.

— Die in Carl Heymann's Verlag in Berlin im Auftrage der Redaction des Deutschen Reichs- und K. Preuß. Staatsanzeigers herauskommenden „Deutschen Monatshefte" haben bekanntlich die Aufgabe, die Culturinteressen des Deutschen Reiches in seiner Gesammtheit und in den Einzelstaaten in der Presse zu vertreten. Sie sind eine von allen einseitigen und Parteiinteressen unabhängige Zeitschrift und haben in dem vorliegenden Januarheft 1876 ihren vierten Jahrgang begonnen. Dieses Heft enthält: Die Novelle zum Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches; die Stellung des Vormundes nach der preußischen Vormundschaftsordnung v. 5. Juli 1875; die preußische Marine in den Jahren 1811—1835; der Codex diplomaticus Saxoniae regiae; Thomas Carlyle, der Biograph Friedrich II.; deutsche Dialektdichter; zur Charakteristik der philosophischen Anschauung der Gegenwart; älteste Druckerzeugnisse im Germanischen Museum zu Nürnberg; die Ausgrabungen zu Olympia I. Den Beschluß bilden die Chronik des Deutschen Reiches und des Auslandes bis November 1875.

— Otto Janke's Verlagshandlung in Berlin beginnt in Form einer vierteljährlich bandweise erscheinenden Zeitschrift unter dem Titel „Romane des Auslandes" eine Sammlung gewählter Romane des Auslandes. Das Unternehmen ist eine Art Ergänzung der „Deutschen Romanzeitung" und bezweckt, die besten Productionen ausländischer Romandichtung zu demselben billigen Preise darzubieten. Den Jahrgang eröffnet der neueste Roman von Maurus Jókai „Die Komödianten des Lebens", dessen Widmung die Kaiserin von Oesterreich angenommen hat und dessen gefeierter Verfasser vor Kurzem in den Freiherrnstand erhoben worden ist. Außerdem bringt dieser Band Erzählungen: „Pillone" und „der Goldgräber" von dem namhaften dänischen Dichter Bergsoe, „Parkwater" von der englischen Dichterin Miß H. Wood, und den Anfang eines Romans „Idalia" aus dem Englischen der Miß Ouida. Das begleitende Feuilleton bietet eine große Mannigfaltigkeit von Mittheilungen minder umfänglicher Art: Erzählungen, Novelletten, Biographien, Culturbilder, Skizzen 2c.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 11. Sonntag, den 6. Februar. 1876.

Aus dem Culturleben der Gegenwart.

Von A. Freiherrn v. Loën.

II.

Der Culturkampf zwischen dem Deutschen Reiche und dem Vatican.

In dem Culturleben der Gegenwart nimmt der Kampf zwischen Kirche und Staat wol die bedeutendste Stelle ein. Seitdem die Unfehlbarkeit des Papstes zu einem Dogma der katholischen Kirche geworden ist, seitdem der Papst nicht nur in Glaubenssachen, sondern auch im ethischen Gebiete, über die Beziehungen der Religion zur Gesellschaft, der Kirche zum Staat, ja auch über Staatsinstitutionen unfehlbar ist*), seitdem haben die Verhältnisse sich so verschoben, daß der alte Streit, um dessentwillen viel Blut geflossen, der einen deutschen Kaiser nach Canossa geführt, der ebenso den Frieden der Welt wie das Gewissen des Einzelnen berührt, endlich zum Abschluß gebracht werden muß. Am brennendsten ist der Streit in Deutschland; hier, wo die evangelische Kirche durch einen dreißigjährigen Krieg sich Gewissensfreiheit und Religionsfrieden erkämpfen mußte, wo selbst der Westphälische Friede**) ihr mancherlei Verluste brachte, so weit, daß eigentlich erst mit 1815 ihre Ebenbürtigkeit mit der katholischen Kirche anerkannt wurde, hier in Deutschland ist der Kampf zwischen Staat und Kirche von beiden Seiten mit Heftigkeit wieder aufgenommen worden. — Die Versuche der Emser Punctation und die Bestrebungen Joseph II. für eine nationale deutsche Kirche waren gescheitert, reformatorische Bestrebungen bedeutender Männer waren ebenso, wie die revolutionairen und ungesunden Erscheinungen der deutsch-katholischen Bewegung erfolglos geblieben, ein scheinbarer Friede war hergestellt durch Concordate, die die Curie aber nicht als Verträge, sondern als eine jeder Zeit zurückzuziehende Concession des Vaticans ansah. Die katholische Kirche hielt die Ansicht fest, daß jeder Getaufte überhaupt ihr gehörig sei, eine Ansicht, die Pius IX. in einem Schreiben an Kaiser Wilhelm, der dagegen energisch protestirte, noch in neuester Zeit aussprach.

Das Concil zu Rom und die Errichtung des Deutschen Reiches brachten so veränderte Stellungen in den Machtverhältnissen, daß ein Kampf unvermeidlich wurde. Preußen verhielt sich dem Concil gegenüber zunächst zusehend; es erwartete von der nationalen Gesinnung der deutschen Bischöfe und von deren Opposition, daß sie keinem Antrage zustimmen würden, der dem Vatican eine Einmischung in die staatlichen Verhältnisse gestattete. — Es verwarf den Vorschlag des norddeutschen Gesandten bei der Curie, es möchten als Vertreter der Staaten sogenannte Oratores zum Concil gesandt werden. In einer Note vom 26. Mai 1869 erscheint die principielle Ansicht Bismarck's dahin ausgesprochen: „Die ganze Theilnahme der Staatsgewalten an einem Concil beruht auf einem ganz fremden, für uns nicht mehr vorhandenen Boden, auf einem der Vergangenheit angehörigen Verhältniß des Staates zur Kirche, und hatte nur so lange einen Sinn, als der Staat der katholischen Kirche, als der Kirche, der einzigen allumfassenden Kirche, gegenüberstand." . . . „Für Preußen giebt es verfassungsmäßig wie politisch nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jeden Uebergriffs auf das staatliche Gebiet. Zu der Vermischung beider selbst die Hand zu bieten, wie es durch die Absendung von Oratores geschehen würde, darf die Staatsregierung sich nicht gestatten." In einer späteren Note vom 5. Januar 1870 beauftragt Fürst Bismarck den Gesandten, sich nicht direct in das Concil einzumischen, aber mit den Bischöfen der Opposition Fühlung zu behalten, sie zu ermuthigen und ihnen Unterstützung zu versprechen; in der Note vom 13. März 1870 heißt es ausdrücklich: „Für uns ist die katholische Kirche Deutschlands in ihrem Episkopat vertreten, und wir sind bereit, den letztern kräftig zu stützen, sobald und soweit er diesen Schutz verlangt. Aber die eigentliche Action auf dem kirchlichen Gebiete müssen wir ihm selbst überlassen; unsere Action kann erst eintreten, wenn Folgen auf dem äußerlichen Gebiete in Aussicht stehen. Durch ein vorzeitiges Einmischen würden wir die Gewissen verwirren und die Stellung der Bischöfe selbst erschweren."

Der Standpunkt war ein durchaus correcter, der Kirche war die Ordnung ihrer Angelegenheiten überlassen, die deutschen Bischöfe wußten, daß sie in ihren Rechten geschützt würden für den Fall, daß sie späterhin wegen ihrer Opposition von Rom aus Anfechtungen erleiden sollten, dem Vatican war zur Kenntniß gebracht, daß Deutschland Uebergriffe in das Gebiet des Staates nicht dulden würde. Eine abwartende Stellung rechtfertigte sich auch durch politische Conjuncturen, die Voraussicht auf einen früher oder später zu erwartenden Krieg mit Frankreich ließ es nicht angemessen erscheinen, einen drohenden Conflict mit Rom vorzeitig anzuzeigen.

Mit der Errichtung des Deutschen Reiches schied der mächtigste katholische Staat aus Deutschland; unter den deutschen Staaten ist allein Bayern mit vorwiegend katholischer Bevölkerung; im Deutschen Reiche ist jetzt neben einer evangelischen Bevölkerung von 25 und über einer halben Million, eine katholische von nahe 15 Millionen, der leitende Staat ist ein vorwiegend evangelischer. — Rom verhielt sich zunächst freundlich zu dem neuen Reiche; seine abwartende Stellung hatte der Vatican für Zustimmung zu der neuen Ordnung der Dinge gehalten, und in derselben Verblendung, in der Napoleon nach 1866 von Preußen einen Gebietszuwachs erwartete, glaubte der Papst Deutschland bereit, die Wiederherstellung seiner weltlichen Macht zu betreiben. —

---

*) S. der Papst und das Concil von Janus. S. 43.

**) Im Jahre 1789 erklärte übrigens noch Pius VII. den deutschen Erzbischöfen: „Pacem Westphalicam ecclesia nunquam propavit."

Sobald die Einsicht kam, daß man sich verrechnet hatte, ward die Freundschaft zur Feindschaft.

Ich habe schon erwähnt, daß man in Deutschland über die Bedeutung des vaticanischen Concils wie über die Tragweite der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes nie in Zweifel war. Die Frage, wie diese letztere Erklärung zu Stande kam, der Streit über die Rechte und Pflichten des Concils sind interne Fragen der katholischen Kirche. Sie interessiren den Staat als solchen ebenso wenig, wie die Behauptung, auf deren Wahrheit das römische Pontificat beruht, daß Petrus im Jahre 42 oder 64 in Rom gewesen sei und daß er dort den Märtyrertod erlitten, eine Behauptung, die von theologischen Forschern längst widerlegt ist und die trotz der Renan'schen Einwände vor der Kritik Legende bleiben wird; sie interessirt den Staat ebenso wenig wie jedes andere Dogma, wie denn jede Regierung ohne Ausnahme z. B. das der unbefleckten Empfängniß hat frei verkündigen und ungehindert annehmen lassen.

Aber wol trat jedem Staate die Frage nahe: in wie weit greift die Unfehlbarkeit des Papstes in deine Machtvollkommenheit ein, in wie weit erhält der römische Bischof Einfluß auf deine Glieder und somit auf deine Entwicklung?

Die römische Kirche hat sich in offenen Widerspruch gegen die Geschichte, gegen jeden Fortschritt in der Entwicklung zur Freiheit gestellt; sie kann ihrem innersten Wesen nach keine Gewissensfreiheit dulden, wo sie herrschend war, hat sie Andersgläubige verfolgt; so lange sie mächtig war, hat sie in die innersten Verhältnisse des Staatslebens sich Eingriffe erlaubt, die Grenzen ihrer Befugnisse überschritten, staatliche Einrichtungen verdammt, Regenten abgesetzt und gedemüthigt, die nationale Entwicklung gehemmt, die Welt abhängig zu machen gesucht von Rom. Der Zauber ist gewichen, aber an die Stelle der weltlich-geistlichen Macht soll die Herrschaft über die Geister treten, die, wenn der Staat sie in der vom Vatican und den Jesuiten gewünschten Ausdehnung duldete, bald wieder zur Knechtung des Staates führen würde. — Ich gehöre nicht zu denen, die jeden idealen Zug in dem Bestreben des Vaticans leugnen; ihm muß die Glaubenseinheit Herzenssache sein, er erkennt die sämmtlichen Christen als ihm angehörig an, es ist seine Pflicht, die Verirrten zu dem zurückzuführen, was er für Heil hält. Es ist ein Leichtsinn, zu denken, daß das Alles nichts ist als Priestertrug und daß nicht Viele fest überzeugt sind, mit der neuen Ordnung der Dinge sei erst endgiltig die wirkliche Autorität geschaffen und damit die Grundlage der ethisch-socialen Ordnung. Viele sind der Ansicht, daß die Ausschreitungen der Umsturzparteien nur eine Folge des Abfalls von der katholischen Kirche sind, und mit festerer Ueberzeugung als historischer Kritik macht z. B. der „Anti-Janus" die Jansenisten zu Vorposten der französischen Revolution, die Akatholiken aber verantwortlich für die Worte und Geständnisse eines Prudhon, eines Victor Hugo, eines Le Blanc, eines Mazzini 2c.

Dagegen ist freilich zu bemerken, daß diese gewaltigen Ausschreitungen in echt katholischen Staaten und meist in Opposition gegen den Gewissensdruck Roms geschehen sind und daß Pius IX. selbst mit Hilfe liberaler Ideen und Versprechen zu regieren begann, bis er von den wachgerufenen Geistern überwältigt und vertrieben wurde. Wir wollen überhaupt einen Abfall von der Kirche nie als einer erfreulichen Thatsache das Wort reden; aber die Gewissensfreiheit hat der Staat gegen diese überall zu vertheidigen.

Die Gefahr, die dem Staate durch Consequenzen droht, die aus der Unfehlbarkeit des Papstes gezogen werden könnten und gewiß gezogen würden, wenn der Vatican neben dem Willen die Macht hätte, ist gleich nach Verkündigung des Dogmas von den verschiedensten Staaten erkannt worden. In der Schweiz, wo noch jüngst Cateret aussprach, der Ultramontanismus sei keine Religion, sondern nur eine permanente Verschwörung mit religiösem Banner, deren Zweck der Sturz des Staats; in Brasilien, in Mexico 2c. kam es zu Conflicten, selbst Spanien mußte sich die guten Rathschläge des Vaticans verbitten, Frankreich allein gab sich ohne Widerstand dem Ultramontanismus zu eigen, hoffend, in ihm einen Bundesgenossen in dem gewünschten Revanchekrieg zu finden; nur der leise Wunsch, man möge die Civilehe aufheben, blieb unverstanden. Nordamerika glaubt in seiner sogenannten Trennung des Staats von der Kirche unberührt bleiben zu können von jedem Conflict. — In Rom, wo Quirinal und Vatican in nächster Berührung stehen, wo der Papst als „armer Gefangener" die Welt regiert und der König trotz excommunicatio major das jus in sacra übt, in diesem Rom hat die liberale Presse ebenso wie die von ganz Italien auf die politische Bedeutung der kirchlichen Fragen keine Rücksicht genommen, weil die clericale Partei keinen politischen Einfluß haben wollte, oder vielmehr auf Befehl des Papstes haben durfte. Jetzt, wo die Partei bei den Gemeinde-Wahlen sich betheiligt hat, wo sie bei den Parlaments-Wahlen Einfluß haben wird, zu denen sie, wie der wohlunterrichtete Correspondent der National-Zeitung schreibt, „gerüstet, unter einheitlicher Leitung, gut disciplinirt" erscheinen wird, muß man auch mit ihr rechnen, man mag wollen oder nicht. Rußland verfuhr schon früher mit der Omnipotenz des absoluten Staates in seinem Streite mit dem Ultramontanismus, zur Zeit als dieser die polnische Revolution unterstützte. Es untersagte jeden directen Verkehr der römisch-katholischen Unterthanen mit Rom und übergab die Leitung einem aus Delegirten der katholischen Diöcesen bestehenden Collegium in St. Petersburg, das trotz des päpstlichen Fluchs für 7½ Millionen Katholiken das kirchlich-religiöse Leben leitet. In England bedurfte es erst des Mahnrufs Gladstone's, um die Briten zu überzeugen, daß die vaticanische Bewegung auch sie angehe; sein Werk „Die vaticanischen Decrete nach ihrer Bedeutung für die Unterthanentreue" wurde zunächst so weit von der Presse todtgeschwiegen, daß Bischof Vaugham in seinem Hirtenbriefe sagen konnte: „Die verschiedenen Organe der Presse vernichteten, infolge des feinen politischen Instincts, der sie auszeichnet, ohne daß an eine heimliche Verabredung zu denken ist, an Einem Morgen die politische Bedeutung der Broschüre." In Rom aber wurde gerade diese Schrift als eine „gotteslästerliche" verdammt.

Bald aber trat auch in England die Frage hervor, ob es möglich sei, dem modernen Vaticanismus anzuhängen, „ohne auf seine sittliche und geistige Freiheit zu verzichten und ohne seine staatliche Treue und Pflicht der Gnade eines Andern preiszugeben?" (Gladstone Seite 7.)

Meetings in England sprachen ihre Zustimmung zu dem Culturkampfe in Deutschland aus, und dies namentlich in einer Adresse an den deutschen Kaiser, welche dieser mit folgendem bezeichnenden Schreiben an Lord Russel beantwortete: „Mir liegt die Führung meines Volkes in einem Kampfe ob, welchen schon früher deutsche Kaiser Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glücke gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrschaft sich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat, und deren Sieg in unseren Tagen die Segnungen der Reformation, die Gewissensfreiheit und die Autorität der Gesetze nicht blos in Deutschland in Frage stellen würde. Ich führe diesen mir aufgedrungenen Kampf in Erfüllung meiner königlichen Pflichten und im festen Vertrauen auf Gottes siegbringenden Beistand, aber auch in dem Geiste der Achtung vor dem Glauben Anderer und der evangelischen Duldsamkeit, welchen meine Vorfahren dem Rechte und der Verwaltung meiner Staaten aufgeprägt haben. Auch die neuesten Gesetzvorlagen tasten die katholische Kirche und die freie Religionsübung ihrer Bekenner nicht an, sie geben nur der Unabhängigkeit des Landes und seiner

Gesetzgebung einige der Bürgschaften, welche in vielen andern Ländern seit lange bestehen und in Preußen lange bestanden, ohne von Seiten der römischen Kirche für unverträglich mit ihrer freien Religionsübung gehalten zu werden.*)" — —

In dem ganzen Culturkampfe kommt es darauf an, die Grenzlinie der beiden Gebiete zu bestimmen. Die Kirche maßt sich nun an, die Entscheidung darüber zu geben, ein Recht, das ihr selbstverständlich der Staat nicht zugestehen kann. „Die Kirche ist selbständig und suprem", sie hat als unabhängige Macht „die Grenzen ihrer eigenen Jurisdiction und daher die Grenzen aller andern Jurisdictionen zu bestimmen" behauptet der Erzbischof Manning in seiner Schrift Caesarism and Ultramontanism, während der Staat, „welcher für die äußerliche Ordnung der Welt verantwortlich ist, allein entscheidend und endgiltig competent sein kann, zu bestimmen, was in dem Umkreis jener äußern Ordnung stattfinden soll." (Gladstone, Rom und die neuesten Moden in der Religion.)

Es ist eben der alte Kampf zwischen der Hierarchie und dem Staate, der durch kein Compromiß ausgeglichen werden kann, sondern der durch Ernst und Ausdauer zu Ende gebracht werden muß. Schwer ist es für den Staat, in diesem Streite die katholische Kirche und die freie Religionsübung nicht zu schädigen, geistliche Gewalt und hierarchischer Anspruch haben sich seit Jahrhunderten so mit der katholischen Kirche identificirt, die Suprematie der Kirche ist bei den Gläubigen nach und nach so zum Dogma geworden, daß selbst ruhig denkende Leute da einen Gewissenszwang, einen unberechtigten Eingriff in das von Rechtswegen der Kirche allein zustehende Gebiet befürchten, wo es sich doch nur um eine Abwehr nicht zu duldender Uebergriffe handelt.

Der Staat hat durch lange Nachgiebigkeit, durch eine zu weit getriebene Toleranz die Uebergriffe in sein Gebiet fast sanctionirt. Die rechte Zeit, die Grenzen festzustellen, ist versäumt. Aus Rücksicht auf die katholischen Unterthanen, aus sogenannten liberalen Principien und, auf conservativer Seite, aus Furcht vor den Schlüssen, die man eben aus den letztern ziehen könnte, hat man die Entscheidung der Frage so lange vertagt, bis die Ansprüche Roms eine weitere Duldung nicht zuließen. Einer Kirche, die die Duldung verurtheilt, die Gewissensfreiheit für revolutionair erklärt, die Rede- und Preßfreiheit und die ganze moderne Entwicklung des Staatslebens für „Ausflüsse des Geistes des Verderbens" erklärt, einer solchen Kirche darf der Staat einen entscheidenden Einfluß auf die Familie und die Erziehung nicht ohne Aufsicht überlassen. Das Uebermaß der Ansprüche zeigt sich ja in der Encyklica und im Syllabus; verdammt sind darin alle Anhänger der Preßfreiheit, der Gewissens- und Cultusfreiheit, der freien Meinungsäußerung, alle die, welche behaupten, daß man, ohne eine Sünde zu begehen, päpstlichen Urtheilen und Decreten den Gehorsam verweigern oder ihnen widersprechen dürfe, falls dieselben keine Glaubens- oder Sittenlehre enthalten, oder die, welche dem Staat die Macht zuschreiben, die bürgerlichen Rechte (jura) und die Grenzen der bürgerlichen Gewalt zu bestimmen; oder die, welche behaupten, daß die römischen Päpste und ökumenischen Concilien die Grenzen ihrer Macht überschritten und sich Rechte der Fürsten angemaßt haben; oder daß die Kirche keine Gewalt anwenden dürfe; oder daß jene Gewalt, welche dem bischöflichen Amt nicht inhärirt, sondern ihm durch die staatliche Autorität verliehen ist, ihm nach Belieben diese Autorität entzogen werden könne; oder daß die staatliche Immunität der Kirche und ihrer Diener vom Staatsrecht abhänge; oder daß bei dem Conflict staatlicher und kirchlicher Gesetze das Staatsgesetz vorgehen müsse; oder daß irgend eine rein weltliche Erziehungsmethode zu billigen sei; oder daß sich die Wissenschaft von philosophischen und staatlichen Dingen der Leitung der göttlichen und kirchlichen Autorität entziehen dürfe; oder daß die Ehe ihrem Wesen nach kein Sacrament sei; oder daß die nicht sacramental abgeschlossene Ehe eine bindende Gewalt habe; oder daß die Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstthums für die Kirche höchst vortheilhaft sein werde; oder daß irgend eine andere Religion, als die römische, Staatsreligion werden dürfe; oder daß der römische Papst sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation versöhnen müsse.*)

Dieses Verzeichniß päpstlicher Ansprüche hat Gladstone aus dem Syllabus des Papstes Pius IX. und aus der Encyklica vom 8. December 1864 entnommen und damit gezeigt, daß Rom sich die Einmischung in weltliche Dinge anmaßt. Wie mit dem Gehorsam gegen diese Anordnungen die Unterthanentreue in Einklang zu bringen ist, bleibt mir unerklärlich; denn es handelt sich nicht um ruhige Zeiten, sondern um einen Zustand der Dinge, wo an das Rechtsgefühl des Einzelnen eine Appellation ergeht. Wenn die oben angeführten Lehren in Fleisch und Blut einer Nation übergegangen wären, so bliebe nur die Gewißheit, daß der Gehorsam einem ketzerischen Fürsten verweigert, die Befehle von Rom eingeholt, die Geschichte verleugnet werden müsse, während die Wissenschaft eine Umkehr in traurigster Weise erfahren dürfte. Wären diese Verdammungsurtheile, mit denen Rom die Welt unter seine Herrschaft bringen will, zur Zeit von irgend einer Bedeutng, beunruhigten sie nur hier und da die Gewissen, wüßte man nicht, daß Rom hier duldet, was es dort verdammt, hätte es nicht gezeigt, daß es sich willig den Josephinischen Gesetzen und den 1815 mit Preußen abgeschlossenen Verträgen fügen kann — so würden wir schon längst jenen continentalen Religionskrieg haben, den Erzbischof Manning wol nur, weil er ihn wünscht, in Aussicht gestellt hat. Alle Versuche, die Suprematie des Vaticans herzustellen, werden an der Bildung der Welt scheitern**), trotz der Organisation der Hierarchie, trotz der Kämpfer im gegnerischen Lager, die sich der verdammten Errungenschaften des modernen Staates ohne Scheu, aber dabei ohne Erfolg auf den gebildeten Theil des Volkes, bedienen.

Der Staat aber konnte den wachsenden Ansprüchen des Vaticans gegenüber nicht länger eine zusehende Rolle spielen. Daß er mit Ausnahmegesetzen vorgehen mußte, bedauere ich, aber die Pflicht der Selbsterhaltung lag ihm nahe. Er hätte besser gethan, mit den principiellen Gesetzen anzufangen. Mancher Uebergriff mag zugegeben werden; die Aufhebung der Klöster, die Vertreibung der Schulschwestern und der Schulbrüder, die Ausweisung der Jesuiten konnten ohne Härte, ohne Verletzung von Einzelrechten nicht geschehen.***) Aber mit den ersten Maßregeln zeigte sich der organisirte Ungehorsam, die Bischöfe von Breslau, Münster, Freiburg ꝛc. hielten außerhalb Preußens für Recht, was sie in Preußen als Vergewaltigung erklärten ꝛc.

Ich habe oben beklagt, daß die brennende Frage über die Grenzen zwischen Staat und Kirche nicht in ruhigen Zeiten erörtert und gelöst wurde. Vor 20 Jahren erklärte Bunsen in seinen „Zeichen der Zeit", daß das Verschwinden des christlichen Volks, als

*) Für die Beurtheilung des Kampfes ist der letzte Satz des kaiserlichen Briefes ebenso bezeichnend, wie der Umstand, daß alle anderen christlichen Körperschaften mit der Freiheit zufrieden sind.

*) Die europäischen Verfassungen sind von jeher der Gegenstand der vaticanischen Verurtheilung gewesen, von dem Auftreten des Papstes Innocenz III. gegen die Magna Charta bis auf Pius IX., der 1868 die österreichische Verfassung „einen unaussprechlichen Greuel" nannte.

**) Wie weit diese in Widerspruch steht mit dem Vatican, spricht die Civilità aus, wenn sie sagt: Dürre Gebeine sind die politischen Gewalten, die Parlamente, die Wahlurnen, die Civilehen, die Municipien. Stinkende Gebeine sind die Universitäten ꝛc.

***) Während der Vatican zum Ungehorsam aufforderte, die gesetzlichen Maßregeln verdammte, verglich er unsere Zustände mit der Christenverfolgung unter Nero und Diocletian ꝛc.

der geordneten Christengemeinde, und der geistigen Freiheit, als der Lebensluft des Glaubens, wol die tiefsten Gründe der Unlösbarkeit des Widerstreits zwischen Staat und Kirche seien. Er hatte allerdings noch mit dem Absolutismus in Staat und Kirche zu rechnen, während jetzt der freie Staat den Kampf mit dem Absolutismus der Kirche aufgenommen hat.

Aber die Mittel, welche er zur Lösung des Widerstreites angewendet wissen will, sind dieselben, die die neue Gesetzgebung für nöthig fand. Er verlangte die Civilehe, die ursprünglich altgermanische Anerkennung der Ehe durch die Gemeinde, die schon Tacitus bei uns bewunderte. Der Staat sollte die Volkserziehung als seine heiligste Pflicht betrachten, bei allen zulässigen Formen sollte festgehalten werden, daß die Gewissensfreiheit nicht verletzt werde. Der Staat sollte das Oberaufsichtsrecht über die Privatschulen haben, er sollte die Lehrer prüfen und bei den Prüfungen der Schüler vertreten sein. Hinsichtlich der Bildung der Geistlichen verlangte Bunsen, der Staat enthalte sich aller Betheiligung bei der rein geistlichen Priesterbildung, aber er lasse diese erst eintreten nach der nationalen Vorbildung in den Gymnasien und auf der Universität. Auf der Universität endlich gebe der Staat den Bischöfen nicht die Anstellung der theologischen Professoren (aber ein motivirtes Veto). Hinsichtlich des empfindlichsten Streitpunktes über Vermögen und Besitz entscheidet Bunsen, daß nie die Bischöfe und der Papst als Eigenthümer des nationalen Kirchenvermögens anerkannt werden dürften, sondern die örtliche Gemeinde mit dem zeitigen Pfarrgeistlichen an der Spitze.

Man sieht, daß diese Sätze vor zwanzig Jahren leicht und überall Anerkennung gefunden hätten, während seitdem die Ansprüche des Vaticans derart gestiegen, die klare Ansicht so gefälscht worden ist, daß jetzt nur mit Gewalt diese Grundsätze einzuführen sind.

Festzuhalten bleibt immer, daß wir keinen Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus, sondern den des absolutistischen Vaticans mit dem freien Staate, den Kampf zwischen Rom und Deutschland haben. Das nationale Element wird nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite es zu kämpfen hat.

Es liegen verschiedene Anzeichen vor, daß eine ruhigere Anschauung selbst im Vatican Platz greift; mag immerhin die Deutsche Reichszeitung dagegen eifern, mag der Univers, dem ein Friede allerdings nicht willkommen sein kann, die Freiheit des höheren Unterrichts (was er darunter versteht, ist bekannt) und die Rückgabe der säcularisirten Kirchengüter fordern, mag er verlangen, daß die Frage in Rom und nicht in Berlin gelöst werde; mag endlich als Steigerung der Frechheit die Voce della verità aussprechen, der Weg zum Frieden sei nur der nach Canossa — wir wissen dennoch, was wir von solchen Stylübungen zu halten haben und wie man sich solcher Blätter wol bedient, aber wie gering man sie achtet.

Man erwarte in dem Kampfe zwischen Staat und Vaticanismus keinen dauernden Frieden; Rom kann sich mit der Freiheit nicht versöhnen, es sind Gegensätze wie Bewegung und Beharren, erstere ist Nothwendigkeit für den Staat, letzteres Lebensbedingung für den Vatican. Nur zu sorgen hat der angegriffene Staat, daß durch möglichst feste Bestimmung der Grenzen die Streitpunkte verringert werden; die Grenzstreitigkeiten werden immer wiederkehren, es bleibt ein Zustand des Waffenstillstands. — In der Zeit scheinbaren Friedens hat Rom durch die Erziehung der Geistlichkeit, durch die Ausbreitung des Jesuitenordens, durch Einfluß in Kirche und Schule, durch Missionen und Bekehrung, durch zahlreiche katholische Vereine, durch Vermehrung der Klöster, endlich durch Benutzung der Presse den Kampf vorbereitet, den es jetzt gegen Deutschland führt. Der Staat hat für die Folge die Lehre daraus zu ziehen, daß auch er den Krieg vorbereiten muß, wenn er den Frieden will.

Der Friede aber mit unserer katholischen Bevölkerung ist uns Herzensbedürfniß, nicht nur, weil der Unfriede unsere nationale Entwicklung hemmt, sondern besonders, weil wir befürchten, daß bei weiterem Widerstande ihr auch berechtigte Freiheiten entzogen und der Staat sich auf rein geistliche Gebiete verirren könnte, wie ja in jedem erbitterten Kampfe leicht die Grenze überschritten wird, die Geschichte, Recht und Sitte gezogen haben.

Ueber Abmessung der Strafe.

Nur gewisse, und zwar besonders schwere Verbrechen hat der Gesetzgeber mit einer absoluten Strafe, dem Tode oder lebenslänglicher Freiheitsentziehung, bedroht. Bei der ungeheuren Mehrheit der strafbaren Handlungen hat er die Abmessung der Strafe nach Art oder doch wenigstens Dauer, bei Geldstrafen nach der Höhe des Betrags, in die Hand des Richters gelegt. Er hat sich dazu gezwungen gesehen, wollte er nicht die Gesetzbücher mit einer unabsehbaren Casuistik anfüllen, um im gegebenen Falle dennoch schließlich zu hart oder zu mild zu sein, und hat sich begnügt, für jede einzelne strafbare Handlung oder für bestimmte Qualitäten derselben dem Richter einen Strafrahmen vorzuzeichnen, innerhalb dessen er ihm freien Spielraum gewährt.

Es ist ein anerkannter Vorzug des Reichsstrafgesetzbuchs, diesen Spielraum besonders reichlich bemessen und damit dem Richter die seiner Würde entsprechende freie und selbständige Stellung eingeräumt zu haben. So kennt es beispielsweise ein einziges Vergehen des (einfachen) Diebstahls und stellt dasselbe in §. 242 unter Gefängnißstrafe von Einem Tag bis zu fünf Jahren, während noch das K. S. Revid. Strafgesetzbuch bei demselben Vergehen in den Artt. 276, 277 neun verschiedene Nüancen mit zum Theil verschiedenem Strafmaße, von Einem Tage Gefängniß oder unter Umständen einem Verweise bis zu sechs Jahren Arbeitshaus ansteigend, unterschied.

Allerdings gestaltet die größere Unabhängigkeit des richterlichen Amtes in der bezeichneten Richtung dieses selbst auch zu einem besonders schwierigen und verantwortungsvollen. Offenbar ist es für den mit der vielverschlungenen Casuistik und gewissermaßen dem Rechnungswerke seines Gesetzbuchs einmal vertrauten Richter bequemer, nur zwischen Wochen und Monaten, als zwischen Jahren, nur zwischen Hunderten, als zwischen Tausenden von Mark wählen zu müssen. „Wer die Wahl hat, hat die Qual.“

Kein Richter mag sich vermessen, für eine gegebene strafbare Handlung auch die allein gerechte Strafe auf Tag und Stunde, auf Heller und Pfennig abgewogen zu haben; dies läge jenseit der Grenzen irdischer Gerechtigkeit. Richter sind Menschen, bleiben den rein menschlichen Empfindungen des Mitleids zugänglich und das Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit mag gerade den Gewissenhaftesten unter ihnen bei Abwägung der Strafe unsicher in dem weiten Rahmen umhertasten und lieber nach einem niedrigeren Maße greifen lassen, wo es sich um die unersetzlichen Güter der Freiheit und Ehre seiner Mitmenschen handelt. Und doch wieder hat das Gemeinwesen den Richter zum Hüter der öffentlichen Ordnung bestellt und geht unleugbar schweren Gefahren entgegen, wenn er seinen Pflichten mattherzig nachkommt.

Wäre es daher wahr, daß die deutschen Richter seit Inkrafttreten des Reichsstrafgesetzbuchs von der durch das Gesetz ihnen verliehenen Befugniß, z. B. bei dem Vergehen

des Widerstandes gegen die Staatsgewalt (§. 113) bis zu zwei Jahren Gefängniß zu sprechen, einen nur unvollkommenen Gebrauch gemacht haben — und die Klagen über Zunahme der Auflehnung gegen öffentliche Autoritäten sind allgemein —, dann darf es nicht Wunder nehmen, wenn der Gesetzgeber dem Richter die Machtfülle, der er sich nicht gewachsen zeigte, wiederum zu entziehen trachtet.

Strafe ist die vergeltende Sühne des Gesetzes für den durch die strafbare Handlung begangenen Eingriff in die Rechtsordnung. Je schwerer und intensiver der letztere, je schwerer und intensiver die Strafe. Und zwar ist es einmal die Stärke und Zähigkeit des widerrechtlichen Willens, wie sie sich in der Mißachtung besonderer Pflichtverhältnisse, der Hinwegräumung und Besiegung der That entgegenstehender Hindernisse, der wiederholten Begehung desselben Unrechts ungeachtet bereits erlittener Strafen äußert, — die subjective Seite, zum andern die bewirkte äußerliche Störung und Verletzung der Rechtsordnung — die objective Seite, welche der Richter berücksichtigt, wenn er innerhalb des vom Gesetz ihm vorgezeichneten Rahmens im einzelnen Falle die Strafe bemißt. Der Gesetzgeber selbst ist von diesen allgemeinen Grundsätzen geleitet gewesen, insofern er anordnet, den Versuch milder zu strafen, als das vollendete Delict, härtere Strafen für den Beamten als den Privaten, für den Einbrecher und den rückfälligen, als den gewöhnlichen Dieb festsetzt u. s. f.

Um über den schuldig Befundenen im gegebenen Falle die möglichst gerechte, d. h. die den Intentionen des Gesetzgebers am meisten entsprechende Strafe zu verhängen, scheint es geboten, mit dem ganzen vom Gesetz verliehenen Strafmaß an die strafbare Handlung heranzutreten, in der Mitte dieses Strafmaßes gewissermaßen Stellung zu nehmen und nun zu untersuchen, inwieweit die einzelnen in Betracht kommenden Momente ein Herabgehen bis zur untersten, oder ein Hinaufsteigen bis zur höchsten Sprosse des gesetzlichen Strafrahmens erfordern. Das Gesetz bedroht z. B. das Vergehen des Widerstands gegen die Staatsgewalt mit Gefängniß (von Einem Tag) bis zu zwei Jahren. Hält sich der Richter gegenwärtig, daß der Gesetzgeber (von der auch zuläßigen Geldstrafe einmal abgesehen) den denkbar leichtesten Fall des Widerstandes mit mindestens Einem Tag, den denkbar schwersten mit zwei Jahren Gefängniß, den zwischen beiden die genaue Mitte haltenden also mit Einem Jahre Gefängniß geahndet wissen will, so liegt auf der Hand, daß es schon nicht gewöhnlicher, dem Angeschuldigten zu Gute zu haltender Momente bedarf, um ihn mit einer geringern als 14tägigen Gefängnißstrafe zu belegen.

Verfährt der Richter dagegen so, daß er bei Bemessung der Strafe ihres zulässig höchsten Maßes und der wahlweise zugelassenen schwereren Strafarten kaum gedenkt, vielmehr von der niedrigsten Stufe ausgehend beinahe widerwillig und nur dem Drucke in die Augen springender Erschwerungsgründe nachgebend vom Strafminimum oder seiner nächsten Umgebung sich erhebt, so daß in Fällen der eclatantesten Art mühsam etwa die Hälfte des Weges bis zur äußersten Strafgrenze zurückgelegt wird, dann wird man kaum sagen dürfen, daß der Richter seines Amtes so warte, wie es das Gemeinwesen von ihm erheischt. Und jene von falscher Humanität eingegebene Milde im Strafen schließt noch dazu genau genommen große Härten und Ungerechtigkeiten in sich. Denn hat sich der Richter begnügt, den zwar gelinden Fall A. eines Vergehens mit dem Strafminimum zu ahnden und kommt nun der noch gelindere Fall B. desselben Vergehens zu seiner Aburtheilung, so bleibt nichts übrig, als diesen abermals mit dem Strafminimum zu belegen und damit den B. im Verhältniß zum A. zu hart zu treffen.

Nicht ohne Einfluß auf niedrige Strafen sind ohne Zweifel die Bestimmungen der sächs. Strafproceßordnung über die Competenz der Gerichte, zufolge deren eine Mehrzahl von Vergehen „in den geringeren Fällen" vor den Einzelrichter, das Gerichtsamt, und nur in den schwereren vor das Bezirksgericht gewiesen sind, überdies letzterem auch die gern angewendete Befugniß zusteht, Delicte der rein bezirksgerichtlichen Zuständigkeit dann, wenn nach Ansicht des Bezirksgerichts nur eine vier Monate nicht übersteigende Gefängnißstrafe oder Geldstrafe zu erwarten steht, an den Einzelrichter zu verweisen, mit der Wirkung, daß letzterer nunmehr an jenes Strafmaß gebunden bleibt. Pflegt doch die Prüfung, ob ein geringerer oder schwererer Fall des Delicts vorliegt, gleich nach Eingang der vielleicht nur dürftigen Anzeige oder doch in einem Stadium der Erörterungen zu erfolgen, wo die strafbare Handlung nur erst nach ihrer objectiven Seite übersehen wird, während die ganzen begleitenden, nach der subjectiven Seite so einflußreichen Umstände in der Regel noch gar nicht bekannt sind. Die einmal begründete Zuständigkeit des nur mit der niedern Strafgewalt versehenen Einzelrichters pflegt dann aber so leicht nicht wieder aufgegeben zu werden. Auch muß es nothwendig das Strafmaß bei den einzelrichterlichen, also den häufigsten Vergehen, im Allgemeinen herabdrücken, wenn die Bezirksgerichte als zweite Instanz eine Geneigtheit zeigen, die vom Einzelrichter verhangenen, an sich schon gelinden Strafen noch weiter zu ermäßigen, wiewol ihnen in den meisten Fällen der Angeschuldigte selbst gar nicht zu Gesicht kommt, der kurze Acteninhalt aber, — den der erkennende Einzelrichter durch eine Anzahl nicht wohl actenkundig zu machender, ihm jedoch bekannt gewordener Momente auszugestalten und zu beleben wußte — nur dürftigen Anhalt für die Strafabmessung zu bieten pflegt. Verfolgt man die Praxis unserer Gerichte, so zeigt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Eigenthumsdelicte im Allgemeinen ziemlich streng, im einzelnen Falle auch wol zu streng gestraft werden, während die Vergehen des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, des Aufruhrs, der falschen Anschuldigung, Beleidigung, Körperverletzung, Sachbeschädigung u. s. f., obwol für sie annähernd das gleiche Strafmaß, wie für Diebstahl, Unterschlagung und Betrug im Gesetze vorgesehen ist, meist eine unverhältnißmäßig gelinde Ahndung finden.

Diese Thatsache dürfte sich aus der noch jetzt herrschenden Gewohnheit erklären, ein einseitiges Gewicht auf die Höhe des gestohlenen, unterschlagenen oder durch Betrug erlangten Werthbetrags, die objective Seite, zu legen und darüber den Blick auf den widerrechtlichen Willen im Schuldigen und das Ganze der strafbaren Handlung zu verlieren. Dies fand einen gewissen Anhalt in der älteren Gesetzgebung und noch im K. S. Revid. Strafgesetzbuche, welches die Eigenthumsdelicte „nach dem Betrage" abstufte, ist aber dem Reichsstrafrechte grundsätzlich fremd, so daß die umständlichen (und dabei höchst unzuverlässigen) Werthsermittelungen recht wohl unterbleiben könnten, von dem noch vielfach als noli me tangere geltenden Grundsatze aber: 50 Pfennige beim Diebstahl, 75 Pfennige bei der Unterschlagung = Ein Tag Gefängniß füglich nicht länger die Rede sein sollte.

Es ist eine würdige, aber schwere und verantwortungsreiche Stellung, welche der Strafrichter namentlich durch das Reichsstrafgesetzbuch angewiesen erhalten hat. Wenn auch zugegeben werden muß, daß nicht die Verhütung künftiger Verbrechen — wie die Abschreckungstheorie lehrte — Grund und Zweck der Strafe ist, so kann es doch dem Staate offenbar nicht gleichgiltig sein, wenn eine zu gelinde Handhabung der Strafgewalt durch die von ihm beauftragten Organe zur Begehung strafbarer Handlungen geradezu ermuntert.

Und unsre Zeit ruft dem deutschen Richter ein mahnendes: „Landgraf, werde hart!" zu.

Nochmals H. Marbach's Drama: „Lorenzino von Medici."*)

Bei dem großen Interesse, welches das H. Marbach'sche Drama „Lorenzino von Medici" in den gebildeten Kreisen des Leipziger Publicums erregt hat, dürfte vielleicht eine Auffassung dieses Werkes, welche von den bereits darüber öffentlich geäußerten sowol hinsichtlich ihres Standpunktes als auch ihres Resultates in Etwas abweicht, auf die Theilnahme eines weiteren Leserkreises hoffen.

Nach unserer Auffassung wäre es irrthümlich, den eigentlichen tragischen Conflict dieses Dramas darin zu suchen, daß Lorenzino durch die (hier als bekannt vorauszusetzende) Aufforderung seines allmächtigen Verwandten vor die Alternative gestellt ist: um sein Leben zu retten entweder ein Bubenstück zu begehen oder einen — Mord.

Wie es uns scheint, hat Marbach den Conflict viel tiefer angelegt. In dem Helden tritt uns ein hochbegabter Geist entgegen, dessen Entwickelung unter normalen Verhältnissen eine reine, ideale Richtung genommen haben würde; allein in den Jahren der Gährung, da sich der wahre und bleibende Charakter erst entfalten und festigen soll, wird Lorenzino aus der, durch seine eigene innere Natur ihm vorgezeichneten Bahn gewaltsam gerissen und an dem sittenverderbten Hof Alexander's zu leben gezwungen. Er selbst sagt in seinem Zwiegespräche mit Philipp Strozzi: „Ich habe einmal die Wissenschaften und Künste geliebt, ich habe Komödien gemacht und Statuen angebetet. — Da mußte mir die Hand des unsichtbaren Henkers Schicksal den Namen Medici auf die Stirn brennen, und mich hineinschleudern in diese Mörderbande........ Und ich mußte das sehen mit meinem Herzen voller Lieder. O, das war gräßlich. Da versuchte ich die Augen zu schließen. Ich klammerte mich krampfhaft fest an meinen inneren Menschen und suchte, ob ich nicht Jemand entdeckte, dem ich mein besseres Sein erschließen könnte!" Lorenzino in dieser gefährlichen Welt zu erhalten gesellt sich zu der äußeren Nothwendigkeit der innere Drang des phantasievollen, sensibeln, heißblütigen, — geblendeten Jünglings, in und mit dieser, ihre Verderbtheit so glänzend verhüllenden Welt zu wirken. Die Folge ist, was sie sein muß: ein Zwiespalt zwischen der neuen, unsittlichen Lebensweise und dem alten unerstickt fortlebenden sittlichen Bedürfnisse — ein unerträglicher Zwiespalt, der in leidenschaftlicher Selbstbetäubung seine Vergessenheit, seinen Ausgleich in ätzender moralischer Skepsis sucht. „Ich sage euch, ebenso wenig, wie in einem Marmorkopfe ein denkendes Hirn lebt, ebenso wenig findet ihr in dieser Welt etwas von euren Idealen. Es giebt wol in den Köpfen Einiger so etwas wie Begeisterung und Tugend, aber das bleibt in den Köpfen. Wenn sie es in die Wirklichkeit bringen, wird es schmutzig, wie Quecksilber an der Luft!" Und weiter: „Dem Leben läßt sich nicht beikommen mit guten Absichten. Es steht vor Dir und sieht Dich an mit den eisernen starren Zügen und raunt Dir zu: Ich bin! — Was Du in Deinem phantastischen Schädel für Träume haben mögest, das sind Träume, Kinderträume. Keiner von ihnen ist wirklich. Die Wirklichkeit hat nur eine Poesie, die sie erträglich macht — den Rausch!" Seltsam! gerade diese „Kinderträume", die er zu verhöhnen sucht, sind die Form, in welcher sein besseres Ich weiterlebt, wie es am deutlichsten in der Scene mit Katharina durchbricht, in den Worten, die er dieser zuruft: „Es steckt noch etwas von dem Kinde in mir, es versteckt sich nur manchmal — nach Kinderart.... Laß mich Deine liebe Stimme hören; — vielleicht lockt sie das Kind hervor!" — — „„Du bist doch gut, Lorenzo"", antwortet Katharina, „„wenn Du Dich auch selbst verleugnest; ich weiß, was in Dir lebt.""

Die charakterisirte, einem inneren besseren Zug durch die angegebenen Motive sich entgegensetzende, künstlich gereizte moralische Skepsis darf man nicht aus dem Auge verlieren, wenn man das Drama richtig auffassen will: das Stück in seinen äußerlichen Begebenheiten ist nichts als die **Probe** auf eben diese Skepsis: jene Begebenheiten sollen nichts, als Lorenzino auf den Punkt drängen, an welchem entweder der Zweifel am Sittlichen zur Preisgabe der Sittlichkeit, in der schmählichsten Handlung, wird; oder die Sittlichkeit selbst in einer ersten That zu neuem Leben durchbricht. Diese Probe also geschieht — ihr Erfolg ist der Sieg des besseren Ichs. Die sich hierin vollziehende Wandlung können wir nicht besser schildern, als mit den feinpoetischen Worten, welche Rudolf Gottschall ihrer Schilderung gewidmet hat: „wir sehen gleichsam, wie das Stückchen blauer Himmel, das noch in die Seele des wüsten Lorenzino hineinragt, sich vor unsern Augen erweitert, ein Stern nach dem andern daran hervortaucht."

Es liegt demnach für unsere Auffassung das tragische Motiv, welches nach der aristotelischen Forderung unsere Furcht und Mitleid zu erregen hat, in der Belastung einer ursprünglich idealen und sittlichen Seele mit dem Blendwerk, der inneren Faulheit und der Lüge der umgebenden Verhältnisse; in dem Versuche, das innerlich empfundene Elend derselben durch skeptische Dialektik künstlich zu verschleiern; — und in dem tiefergreifenden Zurückstreben nach dem „verlornen Paradies" der Kindheit, des Glaubens an das Ideale, sobald auch dieser Schleier von dem abscheuerregenden Bilde gerissen ist und eine That der Verzweiflung das letzte Band durchschnitten hat, welches den Helden an die verderbenvolle Welt, in der er lebte, gefesselt hielt.

Hierin begründet sich denn auch die unleugbare Wirkung, welche das Stück auf den unbefangenen Zuschauer ausübt. Der Zuschauer fühlt, wie mit dem erschütternden Flehen Lorenzino's um den Segen seiner Mutter, wie mit diesem letzten Schrei nach den „Engeln seiner Kindheit" — auch der letzte Bann jener langen rachedurchwobenen geistigen Nacht gebrochen ist: und dieser Sieg des im tiefsten Grunde des Menschenherzens festwurzelnden Guten, der sittlichen Idee, **bleibt**, ob auch die unheimlich nachwirkende Vergangenheit in dem Untergang dieses einzelnen Menschen ihre letzten, furchtbar mahnenden Consequenzen zieht.

Der Sieg dieser Idee scheint mir die Idee des Dramas zu sein. Dr. D. S.

*) Wie zuweilen in früheren Fällen ist es uns auch in dem vorliegenden am Platze erschienen, neben der Kritik unseres regelmäßigen Bühnenreferenten noch eine zweite, einen andern Standpunkt vertretende Besprechung zu geben und so den Grundsatz des Audiatur et altera pars zur Geltung zu bringen. D. R.

— **„Wie sie so sanft ruhn."** Wer je an einer offenen Gruft gestanden und tief bewegt worden ist von dem Gesange des herrlichen Liedes „Wie sie so sanft ruhn", wird gewiß mit uns der Ansicht sein, daß allein um dieses Liedes willen, das Tausenden und Tausenden Trost und Erbauung gewährt, der Dichter es verdient hätte, daß sein Name in deutschen Gauen volksthümlich geworden wäre. Und doch ist dem nicht so. — In einer uns vorliegenden Liedersammlung ist der Name des Dichters zwar ganz correct „Aug. Cornelius Stockmann" angegeben — doch wie gering ist wol die Zahl derer, denen dieser Name bekannt ist! — Unsere besten Literaturgeschichten erwähnen ihn nicht und auch die Conversationslexica geben über ihn entweder keine oder nur sehr dürftige Notizen.

Dieses Unbekanntsein des Dichters war wol auch die Veranlassung, daß der berühmte amerikanische Dichter Longfellow, der im Uebrigen sehr vertraut ist mit der deutschen Literatur, seiner englischen Uebertragung des Liedes die Worte beifügte „From the German of Klopstock". Erst kürzlich hat er seinen Irrthum erkannt und in den neuesten Ausgaben seiner Werke berichtigen lassen.

Die ausführlichste und, wie wir glauben, wol auch zuverlässigste Nachricht über August Cornelius Stockmann finden wir in „Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder", 2. Aufl. Leipzig 1859; dort heißt es S. 149: „Er ist geb. 14. Mai 1751 zu Schweikertshain bei Waldheim und † zu Leipzig 6. Febr. 1821 als Professor. Sein bekanntes Gedicht (Wie sie so sanft ruhn) steht zuerst im Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1780, S. 214. Die Melodie dazu rührt her von Friedrich Burchard Beneken (geb. 13. August 1760 im Kloster Wennigsen, † 22. Sept. 1822 als Pastor zu Wülfinghausen bei Hannover), der 1787 in Hannover ein Heft „Lieder und Gesänge für fühlende Seelen" erscheinen ließ. In diesem Hefte, welches sich in einem Exemplar auf der Leipziger Stadtbibliothek befindet, ist die bekannte und beliebte Melodie zum ersten Male publicirt."

J. D. Schulze sagt in seinem „Abriß einer Geschichte der Leipziger Universität im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts", Lpz. 1802: Stockmann sei am 4. März 1802 von der Philosophischen Facultät durch ihren damaligen Decan, J. G. Eck, zum Dichter gekrönt worden. Der Stud. jur. F. Chr. Wenk habe ihm den Kranz überreicht und dabei ein lateinisches Gedicht recitirt, welches der Gekrönte mit einer Sapphischen Ode beantwortet habe.

Die angezogene Quelle giebt, wie einige andere, als Stockmann's Geburtsort Neuenburg an.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Stockmann auch mehrere juristische Dissertationen und Schriften — er war Professor der Rechte — sowie viel Belletristisches, u. a. „Die Leiden der jungen Wertherin", Eisenach 1775, 2. Aufl. 1776, schrieb. —tz.

—ψ—. Smyrna. Mit besonderer Rücksicht auf die geographischen, wirthschaftlichen und intellectuellen Verhältnisse von Vorder-Kleinasien. Im Verein mit den Herren Ingenieur Humann und Kaufmann Stöckel bearbeitet von Dr. Carl von Scherzer, K. und K. General-Consul in Smyrna. Mit einer Culturkarte von Vorder-Kleinasien, einer Thermenkarte der Provinz Smyrna, einem Situationsplane, Profiltafeln und Fluctuations-Tabellen. Wien, Alfred Hölder (Beck'sche K. K. Universitätsbuchhandlung). Welche thatkräftige Fürsorge die österreichisch-ungarische Regierung den Handelsbeziehungen zu dem Orient zu Theil werden läßt, geht am Besten aus einer Verordnung hervor, durch welche die Consularämter in der Levante aufgefordert werden, eine gründliche Darstellung der wirthschaftlichen Zustände der Türkei zu geben. Diese Arbeiten sollten die Bedürfnisse und die Leistungsfähigkeiten der Länder und Völker jenes wichtigen Reiches schildern und durch eine Verbreitung der Kenntniß des Orientes dazu beitragen, die Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und dem gewaltigen Nachbar im Osten inniger und lebhafter zu gestalten. Dem berühmten Bearbeiter des commerziellen Theiles des großen Novara-Reisewerkes sowie zahlreicher nationalökonomischer, wie handelspolitischer Schriften, von denen wir nur die „Fachmännischen Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, China und Japan (1868—1871)" hervorheben, wurde hierbei die wichtige Aufgabe, die geographischen, wirthschaftlichen und intellectuellen Verhältnisse Vorder-Kleinasiens eingehender zu beleuchten und besonders auf die Bedeutung hinzuweisen, auf welche die zweitgrößte Stadt und einer der wichtigsten Handelsplätze der Türkei, Smyrna, gerechte Ansprüche machen kann, welches schon jetzt durch die weise Benutzung seiner reichen Hilfsquellen unter dem segenbringenden Einfluß von fremdländischer Cultur, von Wissen und Unternehmungsgeist eine hervorragende Stellung unter den Städten des Orientes einnimmt und sicher einer großen Zukunft entgegengeht. Zur Lösung der gestellten Aufgabe konnte aber Niemand so berufen und befähigt sein, wie der langjährige k. k. österreichisch-ungarische Generalconsul in Smyrna, Dr. Carl von Scherzer, der mit einer eingehenden Kenntniß der localen Verhältnisse und einer intimen Vertrautheit mit den socialen, wirthschaftlichen und commerziellen Zuständen des in Rede stehenden Gebietes einen weitschauenden Blick und eine umfassende Kenntniß des Weltverkehrs und Welthandels im Allgemeinen verbindet, so daß er wie kaum ein Anderer in der Lage war, die Verhältnisse im Großen und Ganzen zu überschauen. In richtiger Würdigung des Einflusses, welchen die physischen Verhältnisse ausüben, beginnt Scherzer mit einer geographisch-topographischen Skizze der Provinz, der sich die Darstellung der landwirthschaftlichen Zustände, als des auf der Natur des Landes in erster Linie basirenden, anschließt. Sehr anzuerkennen ist es auch, daß Scherzer die hygienischen Verhältnisse nicht aus dem Auge verliert; bei den fremdländischen Elementen, die der Handel an jene Gegenden und namentlich an Smyrna fesselt, ist das ein sehr wichtiger Punkt. Es werden nun der Reihenfolge nach behandelt: die politische Verwaltung und das Rechtswesen — das Finanzwesen — die Bevölkerung — die Humanitätsanstalten — das Bildungswesen — die Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande — die Geschichte des Handels — die Münzverhältnisse — die Banken — die Maße und Gewichte — die Zölle — die Platzgebräuche — die Versicherungs-Gesellschaften — die vegetabilischen Erzeugnisse und der Handel damit — die animalischen Erzeugnisse und der Handel damit — die mineralischen Producte und der Handel damit — die gewerbliche Production — die Einfuhr — der Werth und die Menge der ein- und ausgeführten Waaren und Producte — die Schiffsfahrtsbewegung — die Schiffsfrachten und als Anhang Bemerkungen über die Schutzmittel gegen die Ueberschwemmung des Flusses Gedyse und Mittheilungen über die Insel Mytilene. Der hier angeführte Inhalt zeigt, welch reiches und massenhaftes Material zu bearbeiten war und wie erschöpfend der Verfasser die schwierige Aufgabe behandelt hat, für deren Lösung ihm die Handelswelt zu besonderem Danke verpflichtet ist.

— Die „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik", ein vielseitiges Interesse herausforderndes Unterhaltungsblatt für Leser gebildeter Stände, herausgegeben von Oscar Blumenthal, erscheint seit Anfang dieses Jahres im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig. Wir betonen, daß die Monatsschrift sich die Aufgabe gestellt hat, ein Unterhaltungsblatt zu sein und das auch durch die inhaltliche Ausstattung des ersten Heftes (Januar-Heft) ihres dritten Bandes belegt. Dasselbe eröffnet mit einer novellistischen Humoreske: „der Ordnungsfanatiker" von Johannes Scherr. Die vielbesprochene neuste Komödie Bauernfeld's „die reiche Erbin", welche eine Satire auf Richard Wagner enthält, kommt hier zur allgemeinen Kenntniß. Von den Essays behandelt Joseph Bayer den Stoffkreis des modernen französischen Dramas. „Leopold Kompert" von Hieronimus Lorm, „Paul Lindau und Tante Therese, ein Versuch sie zu verstehen" von S. Heller schließen sich an. Emanuel Geibel und Hans Hopfen haben lyrische Gaben beigesteuert. In die Pariser Theaterbriefe von Gottlieb Ritter sind Probemittheilungen aus den neuesten noch ungedruckten Komödien von Alexander Dumas und Th. Barrière eingeflochten, Siegmund Haber giebt Enthüllungen zu der „Kunst Theaterkritiken zu schreiben", Berichtendes, Unterrichtendes und Pikantes findet sich in den das Heft schließenden kritischen Rundblicken und Miscellen.

—ψ—. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Ein langer Zeitraum ist verflossen, seit wir in diesen Blättern zum letzten Male des gemeinnützigen Unternehmens Erwähnung gethan haben, umsomehr dürfte es daher jetzt beim Jahreswechsel angezeigt sein, einen Blick auf dasselbe zu

werfen, zumal das Institut sich in einer über alle Erwartungen erfreulichen Weise gehoben hat. Der Theilnahme, welche Se. Majestät der König dem Institute sowol durch eine namhafte Subvention, wie durch persönliches Interesse geschenkt, ist bereits in diesen Blättern Erwähnung gethan worden. Sie ist ein Zeichen nicht nur der hohen Huld, deren sich das Unternehmen zu erfreuen hat, sondern auch der warmen Fürsorge für gemeinnützige wissenschaftliche Bestrebungen, welche den Königlichen Herrn auszeichnet, das schönste Erbtheil, das er von seinem Vater empfangen, und wie dieser nicht müde wird, zum Wohle des Landes zu verwenden. Aber nicht nur im Vaterlande findet das Institut rege Theilnahme und Unterstützung, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus, ja durch dieses gleichsam internationale Interesse hat das Unternehmen einen so kosmopolitischen Charakter angenommen, daß das physische Gesetz der Anziehungskraft an ihm sich nicht bewahrheitet, denn während diese mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt, haben wir die eigenthümliche Beobachtung machen können, daß bei dem Museum für Völkerkunde in gleichem Verhältnisse die Theilnahme wächst. Ein Beweis hierfür sind die werthvollen Sendungen, welche das Museum den zahlreichen Freunden in allen Theilen der Erde, so namentlich in Amerika, Afrika, Sibirien, Japan und anderwärts, auch in größerer Nähe, wie in Dresden, Berlin und Hamburg, zu danken hat. Während man so in größerer und geringerer Entfernung vom Centrum den Werth des Unternehmens zu würdigen versteht und die Wirksamkeit desselben anerkennt, bewahrheitet sich auch hier wiederum das Wort, daß der Prophet nichts gilt im Vaterland. Wie bedeutend aber der wissenschaftliche Ruf des Institutes ist, geht schon daraus hervor, daß nicht nur die rühmlichst bekannte „Smithsonian Institution" zu Washington beschlossen hat, ihre reichen anthropologisch-ethnologischen Sammlungen nach dem Plane des „Museums für Völkerkunde" in Leipzig umzuordnen, sondern daß man auch auf der bevorstehenden großen Weltausstellung zu Philadelphia beabsichtigt, dasselbe Princip einzuschlagen und sich deshalb um Rath und Aufschluß über die Anordnung des Leipziger Institutes an die Direction desselben gewandt hat. Ebenso sprach der bekannte Reisende, Dr. Schweinfurth, bei seiner jüngsten Anwesenheit in Leipzig sich im gleichen Sinne günstig über das Unternehmen aus und soll den neuen Wiener Museen, wie man hört, eine ähnliche Anordnung zu Grunde gelegt werden. Es ist dies eine seltene Genugthuung, welche der vielfach angefeindete Plan des Leipziger Museums für Völkerkunde erfahren hat, welche um so höher anzuschlagen ist, als hier zum ersten Male das Princip der vergleichenden Ethnologie zur Anwendung gelangt ist, welche bisher noch in keiner öffentlichen Sammlung zur Anschauung gebracht war, so daß mehr die überzeugende wissenschaftliche Thatsache, denn eine längere Erfahrung zur Annahme des Planes bestimmt haben kann. Während die meisten ethnographischen Sammlungen in Ermangelung eines durchgreifenden und umfassenden ethnographischen Systemes vorzugsweise nach geographischer Eintheilung angeordnet sind, ist das „Museum für Völkerkunde" in Leipzig das erste derartige Institut, welches wirklich ethnographische Gesichtspunkte verfolgt, indem es seine Eintheilung auf anthropologisch-ethnographische und nicht auf topographische Momente gründet, wobei es stets der Entwickelungsgeschichte Rechnung trägt, denn immer mehr gewinnt in unserer heutigen Wissenschaft die Anschauung Boden, daß ein Verständniß und wirkliches Begreifen der Formen und Lebenserscheinungen, sei es auf materiellem, sei es auf geistigem Gebiete, nur dadurch zu erzielen ist, daß wir den Gang der Entstehung verfolgen. Außerdem legt aber das Museum noch ein ganz besonderes Gewicht darauf, dem comparativen ethnographischen Studium, auf welcher Forschungsmethode ein gut Theil unserer heutigen wissenschaftlichen Erfolge beruht, das nöthige und geeignete Material zur bequemen Benutzung zu liefern. — Unerwähnt dürfen wir auch die näheren Beziehungen nicht lassen, in welche das Institut in neuerer Zeit zur Universität getreten ist, indem es sein reiches Material den Lehrzwecken derselben unumschränkt zur Verfügung stellt. Daß damit unserer Universität ein wesentlicher Dienst geleistet worden ist, beweist der Umstand, daß sie nicht nur die Sammlung für den akademischen Unterricht benutzt, sondern daß auch die anthropologisch-urgeschichtlichen Vorlesungen gleich in den Räumen des Museums gehalten werden, zu welchem Zwecke ein besonderes Auditorium eingerichtet worden ist. — Auch der erfreulichen Thatsache ist zu gedenken, daß zwischen dem Museum für Völkerkunde und dem Kunstgewerbemuseum ein recht gutes Einvernehmen sich entwickelt hat, das namentlich auch darin sich bethätigt, daß das erstgenannte Institut den Schülern der hiesigen Kunstgewerbeschule zum Studium freien Eintritt in das Museum gewährt hat, welche Erlaubniß von diesen auch sehr fleißig benutzt wird. Daher wird das gute Einverständniß und Hand in Hand gehen beider Institute, die so viele Berührungspunkte mit einander gemein haben, von den besten Folgen sein und gewiß bessere Früchte tragen, als eine beide Theile schädigende Concurrenz. — Ganz besonders erfreulich sind auch die zahlreichen Vermehrungen, welche der Sammlung zu Theil geworden sind, Dank vor allen Dingen der außerordentlichen Theilnahme, deren sich das Institut namentlich in der Ferne zu erfreuen hat, wo man den wissenschaftlichen wie praktischen Werth desselben besser zu würdigen versteht, als an dem Orte seines Bestehens, wie die ebenso interessanten als kostbaren Sendungen aus Aegypten, von Sumatra, Celebes, Japan, ferner aus Sibirien, von der Ost- und Westküste Afrikas, aus Nord- und Südamerika, wie auch aus den verschiedensten Theilen unseres Continentes beweisen. Die alten Freunde des Unternehmens haben sich auch in der jüngsten Zeit wieder treu bewährt und das Institut eifrig gefördert, wozu noch manche neue frische Kraft hinzugetreten ist. Hätte das Museum nicht einen solchen weitverzweigten und intimen Anhang, es würde kaum sein Dasein haben fristen können, so aber ist es in der kurzen Zeit seines Bestehens ganz gewaltig herangewachsen, so daß die Räumlichkeiten schon jetzt zu klein sind, um die Fülle des Stoffes aufzunehmen, ein Umstand, der das Bedürfniß nach neuen Localitäten dringend geltend macht, zumal die alten wenig anziehend und für eine zweck- und planmäßige Aufstellung der Gegenstände durchaus ungeeignet sind. Schließlich möchten wir noch eines Umstandes gedenken, der auch in praktischer und materieller Beziehung von außerordentlicher Wichtigkeit ist, nämlich der, daß die fortschreitende Cultur die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völkerstämme immer mehr verwischt, und daß die sogenannten Naturvölker meist auf den Aussterbeetat gesetzt sind, wodurch nicht nur eine neue Cultur sich immer mehr Bahn bricht, sondern auch die Ueberreste der früheren immer seltener werden. Die Folge davon ist, daß die Gegenstände im Preise immer mehr und mehr steigen; schon jetzt sind dieselben ziemlich hoch, aber es wird eine Zeit kommen, und dieselbe ist gar nicht so fern, daß die Erzeugnisse einer primitiven Cultur ganz unbezahlbar sein werden. Noch kann man jetzt vortheilhafte Einkäufe machen, und dürfte sich kaum eine bessere Capitalanlage empfehlen lassen, man beherzige dies und gebe dem Museum für Völkerkunde die nöthigen Mittel, daß es den Augenblick nützen und so des sich jetzt noch bietenden Vortheiles erfreuen kann, ehe es zu spät sein wird. Ueberdem nur von Geschenken zu existiren, die der Zufall bietet, ist für ein wissenschaftliches Unternehmen, das eines planmäßigen Ausbaues bedarf, ein sehr mißlicher Umstand, dem nicht früh genug ein Ende gemacht werden kann und muß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 12. Donnerstag, den 10. Februar. 1876.

Das Kaulbach-Museum in München.

Von Carl Albert Regnet.

Seit Anfang Octobers vor. J. besitzt München eine neue Kunst-Sammlung von hohem Werthe. Es ist das Museum, welches ausschließlich Zeichnungen und Gemälde von der Hand Kaulbach's aus allen Perioden seines künstlerischen Schaffens enthält und darum mit gutem Rechte den Namen des berühmten Künstlers trägt. Die Familie desselben hat mit diesem Unternehmen nicht blos dem Meister ein seiner würdiges Denkmal gesetzt, sondern auch der Mit- und Nachwelt einen großen Dienst erwiesen indem sie selbe in die Lage zu setzen suchte, Kaulbach's Entwickelungsgang gewissermaßen mit einem Blicke zu überschauen. Doppelt werthvoll aber wird die reiche Sammlung dadurch, daß sie nicht blos Durchgeführtes, sondern auch nur in Angriff Genommenes und aus diesem oder jenem Grunde unvollendet Gebliebenes aufweist. Sie lehrt uns so, was den Künstler bewegt, was er angestrebt und wonach er — fruchtlos gerungen. Und gerade aus diesem erkennen wir so recht seine Eigenart.

Das Kaulbach-Museum befindet sich dicht neben des Meisters Wohnhaus an der oberen Gartenstraße und ist nach Georg Hauberisser's Entwürfen erbaut. Es zeigt die einfachen Formen des dorischen Styls, wie sie Palladio behandelte und zwei Nischen an der Façade. In ihnen stehen die in Zink gegossenen Musen der Geschichte und der Tonkunst. Waren es doch gerade Geschichte und Musik, die Kaulbach nächst seiner eigenen Kunst am höchsten schätzte. Wie er jene in ihren großen weltbewegenden Zügen zu erfassen bemüht war, davon geben seine Werke Zeugniß, und wer das Glück hatte, ihm persönlich näher zu stehen, der weiß, wie er in den Schöpfungen der Tonkunst so oft wirksamen Trost fand, wenn seine Seele von unsäglichen Schmerzen gefoltert ward.

Was den Bau an sich betrifft, so kann er den besten Werken des Meisters, der das Münchener Rathhaus geschaffen, leider nicht beigezählt werden, man vermißt darin den poetischen Aufschwung, durch den Hauberisser sonst erfreut, wenn es auch an Ernst und würdevoller Haltung nicht fehlt.

Der noch herrschenden Richtung folgend hat der Baumeister für den Innenraum die Beleuchtung durch Oberlicht gewählt und so sämmtliche Seitenwände für die Ausstellungsgegenstände gewonnen, deren Zahl schon jetzt eine sehr beträchtliche genannt werden darf, obwol noch Manches nachfolgen wird.

An der Südseite eintretend befindet man sich einigen an der Nordwand hängenden Arbeiten des verstorbenen Meisters aus seiner frühesten Zeit gegenüber.

Die interessanteste darunter ist unleugbar des Künstlers eigenes Bildniß aus seinem sechzehnten bis siebzehnten Jahre. Kaulbach hatte damals im Oelmalen noch keinerlei Anleitung erhalten und war somit vollständig darauf angewiesen, sich seine eigene Technik zu schaffen. Um so mehr überrascht die Frische und das innere Leben seiner Fleischtöne neben der hohen Trefflichkeit der Zeichnung. In den fein und schön geschnittenen Zügen des kaum den Knabenschuhen entwachsenen Jünglings spiegelt sich der tiefe Geist, der später zu so reicher Entfaltung gelangen sollte, aber auch das tiefe Weh, das ein grauenvolles Familienleben über seine leicht empfängliche Seele gebracht; ein Weh, das noch in des Künstlers spätesten Jahren, als er längst auf dem Gipfel des Ruhmes und Glückes stand, einer schwarzen Wolke gleich auf Stunden, ja auf Tage seine Seele umnachtete.

Diesem Portrait zunächst sehen wir einen Festzug, zu dem der jugendliche Künstler durch Herder's Cid begeistert wurde. Hat uns sein Portrait gezeigt, daß er damals in der Technik des Oelmalens sein eigener Lehrer gewesen, so sehen wir in dem figurenreichen Festzug, wie sein durch kein fremdes Vorbild bestimmter Formensinn danach rang, sich einen eigenen Styl zu schaffen, durch den ein eigenthümlicher Zug von Strenge geht, die bei solcher Jugend doppelt überrascht. Denn die in Frage stehende Composition gehört beiläufig derselben Zeit an, wie das Selbstportrait.

Einer weit späteren Periode entstammt der erste Entwurf der Hunnenschlacht. Mit ihm betrat Kaulbach die Laufbahn, die ihn auf den höchsten Gipfel des Ruhmes brachte. Der noch junge Künstler war damals mit Cornelius von Düsseldorf nach München heraufgekommen und hatte durch seine Verwendung im Königsbau, im Odeon und im Palais des Herzogs Maximilian in Bayern Arbeit gefunden. Der schäumende Most hatte sich noch nicht zum Wein abgeklärt und der Jüngling verstand es nicht, seiner scharfen Zunge Schweigen aufzulegen. Unter seinen Altersgenossen regte sich eine schneidige Opposition gegen die an der Münchener Akademie herrschende Richtung, und es ging die vielleicht nicht ganz unbegründete Sage, Kaulbach sei die Seele dieser Opposition.

König Ludwig ertrug Opposition, wo sie ihm auch begegnen mochte, nur widerwillig, selbst die berechtigte. Ein junger Mann aber wie Kaulbach hatte in seinen Augen gar nie das Recht, Opposition zu machen, am allerwenigsten gegen eine königliche Behörde. In ihr sah sich der König selber angegriffen. Es war die Zeit der Polizeiwillkür und der Minister Fürst Wallerstein erhielt eines Tages den Befehl, den jungen Künstler aus München und Bayern auszuweisen. Da erfuhr der Fürst zufällig von einem geistvollen Entwurf Kaulbach's. Ein Freund und Kenner der Kunst drängte es ihn, denselben zu sehen und er ward davon hingerissen. Eine von ihm und dem General Heideck eingeleitete Intrigue führte den König zu diesem, der selbst ausübender Künstler war. In Heideck's Atelier fand Ludwig Kaulbach's Entwurf der Hunnenschlacht und von seiner Ausweisung war fortan keine Rede mehr.

Kaulbach aber hat seitdem kein Werk mehr geschaffen, das jenem an Poesie der Conception und Eigenartigkeit der Composition gleichgestellt werden könnte; mit seiner Hunnenschlacht erstieg er die höchste Höhe seiner Kunst und errang er sich

einen Platz unter den Ersten. Kaulbach hat seine Hunnenschlacht später seinen Wandgemälden im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin einverleibt. Das mag vom ökonomischen Standpunkte aus recht klug gewesen sein, vom künstlerischen muß es als ein Fehlgriff betrachtet werden, denn das Schemenhafte, das die ganze Composition charakterisirt und ihr die durchschlagende Wirkung sichert, verträgt sich mit dem realistischen Element nicht, das der Farbe innewohnt.

Links und rechts von der Hunnenschlacht haben die Entwürfe zu den „Kreuzfahrern vor Jerusalem" und zur „Blüthe Griechenlands" ihren Platz gefunden, beide reicher an Speculation als an wahrhaft künstlerischen Gedanken. In ihnen kommt bereits des Künstlers Hang zum Symbolisiren, zum Hereintragen des an sich unsichtbaren Ueberirdischen ins Sicht- und Greifbare zum Durchbruch, der ihm selbst von befreundeter Seite manchen wohlbegründeten Tadel eintrug, den er aber nie mehr los wurde und der vielen seiner Arbeiten etwas Lehrhaftes giebt, das von dem poetischen Elemente peinlich absticht.

Hier sehen wir auch die tiefgedachten Blätter, die Kaulbach den „Todtentanz" benannte. Ernsteste Lebensanschauung paart sich in ihnen mit jenem bitteren Humor, der bei ihm als Ergebniß einer unglücklichen Jugend erschien und zu einem charakteristischen Merkmal seines ganzen Lebens ward.

Eine Anzahl trefflicher Bildnisse, darunter die seiner Aeltern und Schwestern, alle mit fester Hand gezeichnet und tiefe Blicke in ihr Seelenleben gestattend, dann seine ersten in Oel gemalten Portraits, diese in ganzer Figur dargestellt, führen uns mit dem bekanntesten seiner Werke, dem „Narrenhaus" und der „Sachsenschlacht" wieder in des Künstlers Jugend zurück. Das „Narrenhaus" zeichnete der Künstler bekanntlich, um sich der peinlichen Eindrücke zu entledigen, die sich seiner Seele im Verkehr mit den Insassen des Düsseldorfer Irrenhauses bemächtigt hatten. Es gelang ihm ebenso gut als es seiner Zeit Goethe gelungen war, der krankhaften Sentimentalität, unter der sein Wesen litt, mittels „Werthers Leiden" sich zu entledigen. Aber was der Dichter und der Maler kräftig abgeschüttelt, das befängt nun den Sinn des Lesers und Beschauers und sie bedürfen ihrer ganzen Kraft, um sich dem Zauberbanne zu entziehen.

Als von Belgien und Frankreich herüber junge strebsame Künstler das Streben nach malerischer Wirkung brachten, die man in München kaum dem Namen nach kannte, da stand Kaulbach in der Vollkraft seines Schaffens. Er war nicht der Mann dazu, sich in pedantischem Selbstgenügen den Anforderungen einer neuen Zeit zu verschließen. Wenn auch seines Werthes vollkommen bewußt, verschloß sich sein klarer Verstand doch nicht der Erkenntniß, daß, was er auch Großes erreicht hatte, doch nach einer Seite hin eine Lücke geblieben, nach der des Colorites. Und er hat es sich redlich angelegen sein lassen, diese Lücke auszufüllen. Es war die Zeit, in der König Maximilian ihm den Auftrag ertheilt hatte, die „Schlacht bei Salamis" zu malen. Der Stoff eignete sich ganz besonders zu malerischer Behandlung und Kaulbach malte drei und mehr Farbenskizzen, bis ihm eine genügte. Es ist die, welche wir jetzt in seinem Museum sehen. Für uns aber hat sie doppelten Werth, weil unbegreiflicher Weise auch jetzt, nachdem die Bauarbeiten am Maximilianeum längst zum Abschlusse gediehen, das Gebäude mit seinen Kunstschätzen dem Publicum noch immer hermetisch verschlossen bleibt.

Der untertuschte Carton zur Schlacht von Salamis aber nimmt die ganze östliche Wand des Saales ein.

In der Mitte der westlichen dagegen schauen wir den ersten Entwurf zur Christenverfolgung durch Nero, einer wahren Apotheose des Christenthums, die allein schon die ultramontanen Gegner des Künstlers hätte milder stimmen sollen.

Und wie die Wogen der Sinnenlust und des Hochmuthes hoch über dem Haupte des Kaisers zusammenschlagen, der sich göttliche Ehren erweisen läßt, so schlagen die Wogen der erbarmungslosen Fluth über den Köpfen schöner Weiber und wollustberauschter Männer, über Menschen und Thieren zusammen, die um jeden Zoll höheren Erdreiches sich blutig bekämpfen. Es sind nicht vollendete Bilder, es sind nur, theilweise flüchtige, Studien zu dem kolossalen Bilde „die Sindfluth", das der Künstler zu schaffen vorhatte, als ihn der Tod überraschte. Aber sie lassen uns einen Blick thun in die Tiefe seines schaffenden und gestaltenden Geistes, lassen uns in ihm den Künstler von Gottes Gnaden erkennen.

Die Caritas hat den Anforderungen nicht entsprochen, welche an einen Künstler von seiner Bedeutung zu stellen man das Recht hatte. Auch die Blätter zum „Tell" und zur „Jungfrau von Orleans" bekräftigen des Dichters Wort, daß auch Homer bisweilen ein Schläfchen macht, und erscheinen neben der Christenverfolgung und den Sindfluth-Studien noch schwächer.

Um so kräftiger wirkt der Carton zur „Donau" in den Arkaden des Münchener Hofgartens auf uns. Zugleich aber mahnt er, das danach ausgeführte Fresco, so lange es noch Zeit, vor dem sicheren Ruine zu retten, dem es unter dem Einflusse von Staub und Feuchtigkeit, unbeachtet entgegen geht. Neben diesem Carton und den bekannten lebensgroßen Portraits von Heinlein und Liszt bemerken wir noch ein Blatt, das sich seiner Tendenz nach an die von Hanfstängl photographirten Federzeichnungen Kaulbach's anreiht und seiner Feinde Zahl sicher noch vermehrt hätte, wär' es bekannter geworden. Es zeigt Christus, der die Tempelschänder aus dem Heiligthum treibt, und giebt einen Beleg dafür, wie hoch dem Künstler die Religion stand, während blinde Parteileidenschaft ihn zum Religionsverächter zu stempeln suchte.

Wenden wir uns der Seite zu, an der wir eingetreten, so sehen wir über der Thüre die beiden Farbenskizzen zum „Thurmbau in Babel" und zur „Zerstörung Jerusalems". Sie gehören dem berühmten Gemälde-Cyklus im Neuen Museum an und letztere findet sich in Oelfarben ausgeführt auch in der Neuen Pinakothek.

Es ist oben angedeutet worden, daß die Aufnahme der Hunnenschlacht in den Museums-Cyklus vom künstlerischen Standpunkte aus keine glückliche genannt werden kann. Sie ist es aber auch vom geschichts-philosophischen nicht, insofern sie gerade den Niedergang der römischen Cultur zur Anschauung bringt, deren Höhenpunkt an dieser Stelle zu kennzeichnen war. Ebenso wenig kann man damit einverstanden sein, daß Kaulbach die Zerstörung Jerusalems an der Stelle wiederholte, wo es galt, den Grundgedanken: symbolische Darstellung der Culturentwickelung des Menschengeschlechtes systematisch zu entwickeln. Die Zerstörung Jerusalems blieb ohne durchgreifenden Einfluß auf die Weltgeschichte. Kaulbach mag sich darüber vollkommen klar gewesen sein und darum seine Gruppe fliehender Christen geschaffen haben, um damit die Verbreitung des Christenthums über die Erde anzudeuten. Nun ist diese Gruppe malerisch allerdings von bedeutender Wirkung; aber es kommt andererseits dagegen zu bedenken, daß es nicht das Judenchristenthum war, das die Welt eroberte, sondern das Heidenchristenthum, und das trat seine Mission nicht von Jerusalem, sondern von Kleinasien aus an.

Und noch einmal werden wir in die Sturm- und Drangperiode des jugendlichen Künstlers zurückgeführt. Schiller's ergreifende Erzählung „der Verbrecher aus verlorener Ehre" mußte ihn, der in der eigenen Familie verwandte Schrecken erlebt, um so gewaltiger packen, und man fühlt, daß er in den drei Blättern zu dieser Erzählung niederlegte, was bis ins Alter hinein an seinem Herzen fraß. Und wenn in seiner „Bekehrung Wittekind's" sich unsere Theilnahme lieber dem nach tapferem Widerstande in heißen Schlachten unterlegenen Sachsenfürsten zuwendet als dem siegreichen Carl

so ist es, weil wir fühlen, daß er und seine Sachsen für eine Sache fochten, die sie mit Recht für eine gute halten durften, Carl aber nur für die Staatsraison.

Auch die Nibelungensage übte an dem jungen Künstler ihre mächtige Anziehungskraft. Die mit kräftiger Feder gezeichnete Scene, wie Siegfried Alberich's Schatz gewinnt, lehrt es uns.

Besonders charakteristisch für Kaulbach sind seine „Apotheose Shakespeare's" einer- und sein „Tandaradei" andrerseits. Die erstere ist vor Eröffnung des Museums selbst nur Wenigen von seinen Freunden bekannt geworden und mag deshalb mit ein paar Worten ihr Inhalt angedeutet werden. Das Hereinragen des Dämonischen bildet bei Kaulbach ein oft wiederkehrendes Element. Auch hier hat er es zur Gestaltung benutzt. Wir sehen Richard III., Macbeth und die Hexen, Romeo und Julie, Coriolan, Lear und Shylok und noch manche andere typisch gewordene Gestalt des unsterblichen Briten und zwischen ihnen diesen selber auf einer Sphynx vorüberreitend, so daß er in Mitten seiner Schöpfungen fast selbst zum Gedichte wird, zum Symbole der geheimnißvoll wirkenden und schaffenden Kraft.

Neben diesem dämonischen Element ist das sinnliche in Kaulbach mit großer Entschiedenheit ausgesprochen. Durch seine Frauengestalten alle, fast ohne Ausnahme, geht dieser Zug hindurch und nicht selten in einer ihm ganz eigenartigen Verquickung mit einem niedrig-dämonischen, man möchte sagen koboldartigen. Im Allgemeinen aber manifestirt sich diese Sinnlichkeit als eine ziemlich derbe. Nirgends ist übrigens diese Auffassung begründeter als in seinem lebensvollen „Tandaradei", dieser reizenden Umdichtung des ewigen Liedes der Liebe, für das Walter von der Vogelweide, wie kein Anderer, das rechte Wort gefunden. Wäre „gesunde Sinnlichkeit" nicht schon erfunden, es hätte Angesichts dieses Blattes erfunden werden müssen, das ganz im Geiste der Minnesänger gehalten ist, der nichts von platonischen Empfindungen weiß.

Mit seinen oben erwähnten Federzeichnungen kirchlich-politischen Inhalts hat Kaulbach der Parteileidenschaft, die ihn seit Jahren bekämpfte, ein schneidiges Schwert in die Hand gedrückt. Selbst seine ergebensten Freunde konnten sich nicht verhehlen, daß es dem Künstler hier begegnet war, alltägliche Gedanken auf alltägliche Weise zu behandeln. Das aber war um so bedauerlicher, da seine Satyren dieses Inhalts weniger als Ausbruch gerechten Zornes denn als Product der Speculation auf den Beifall seiner Partei erscheinen. Auch sein Arbues trägt diese Signatur auf der Stirne. Und dabei beging er den weiteren Mißgriff, daß er das in erregter Stunde mit Kohle an die Wand seines Ateliers Geworfene für eine historische Composition ausgab, während es doch nur ein schneidiges Impromptu ist, das, als fliegendes Blatt den Winden übergeben, weit tiefer gewirkt haben würde.

Aus demselben Grunde muß auch sein „deutscher Michel" als ein stylistischer Mißgriff bezeichnet werden. Der Künstler irrte, wenn er glaubte, die Begriffe „patriotisch" und „künstlerisch" deckten sich. Daß der Gedanke, der dem „deutschen Michel" zu Grunde liegt, aus der aufrichtigen Liebe des Künstlers zu seinem Vaterlande und aus dem Hasse entsprungen, mit dem er der politischen und religiösen Lüge allerorten entgegentrat, werden auch seine Gegner kaum bestreiten wollen. Aber von Poesie, ohne welche sich ein wahres Kunstwerk nun und nimmer denken läßt, ist in diesem anspruchsvoll auftretenden Blatte auch nicht die geringste Spur zu finden. Für den an sich packenden Gedanken gab es nur eine Form der Gestaltung: die anspruchslose des Holzschnittes. Indem ihn Kaulbach zu einer monumentalen Composition aufbauschen wollte, brach er ihm die Spitze ab. Zudem gerieth er in der Composition des Ganzen sowol wie in der Darstellung des Einzelnen ins Conventionelle, ja geradezu ins Zopfige. Sein Erzengel Michael erinnert in peinlichster Weise an die Bilder dieses Heiligen in katholischen Dorfkirchen aus dem achtzehnten Jahrhundert und die Gestalten Napoleon's und Pio Nono's streifen haarscharf an die Carricatur.

Noch ist, wie bereits angedeutet worden, die Sammlung des Kaulbach-Museums nicht abgeschlossen, es soll noch für manches einstweilen Zurückgestellte Platz geschaffen werden. Das giebt Anlaß, einen gewiß nicht unberechtigten Wunsch auszusprechen.

Der Zweck des Kaulbach-Museums ist ohne Zweifel ein doppelter. Es ist nicht blos dem Andenken des Meisters im Allgemeinen gewidmet, sondern es soll auch einen Ueberblick über dessen Entwickelungsgang gewähren und so dessen gerechte Würdigung ermöglichen. Das aber wird durch die dermalige Aufstellung seiner dem Museum einverleibten Werke, welche Arbeiten aus frühester und spätester Zeit kunterbunt neben einander reiht, wenn nicht ganz unmöglich gemacht, so doch wesentlich erschwert. Eine streng chronologische Anordnung mag allerdings mit nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten zu kämpfen haben, aber sie dürfte doch durchführbar sein. Allerdings werden dann die Lücken sichtbarer werden als sie dermal sind, aber sie werden gleichwol das Studium des Meisters weniger erschweren, als die jetzige Anordnung.

Das aber liegt nicht blos im Interesse des kunstsinnigen Publicums, sondern auch in dem des heimgegangenen Künstlers. Die hervorragende eigenartige Begabung desselben wird gerechter gewürdigt werden, wenn es möglich ist, jene Werke mit einem Blicke zu überschauen, welche in einer Zeit entstanden sind, in welcher der Meister sich noch von dem Einflusse einer Epoche freihalten konnte, die mit ihrer Neigung zur Reflexion zum innersten Wesen der Kunst in Opposition trat.

Ein Künstler von der inneren Beweglichkeit und eminenten Aufnahmefähigkeit Kaulbach's konnte sich den Anforderungen seiner Zeit unmöglich verschließen und mußte, je begabter er war, den Charakter derselben um so schärfer widerspiegeln. Jeder echte Künstler erweist sich auch als echter Repräsentant seiner Zeit und theilt als solcher ihre Vorzüge und ihre Schwächen.

Wo Kaulbach irrte, that er es unter dem Einflusse seiner Zeit, die von ihm verlangte, daß er nicht blos Maler, sondern auch Philosoph sei wie Görres und Carriere, die ihm mit ihrem Wissen und ihrer Speculation zur Seite standen, als er seine Zerstörung Jerusalems, seine Blüthe Griechenlands und seine Reformation schuf. So kam es, daß der, welcher sich am Kunstwerk als solchem erfreuen will, sich vielfach nach einem Wegweiser umsieht, der ihn den wahren Sinn der Composition verstehen lehrt.

Nur in einer Zeit, welche von dem wahren Wesen und der wahren Aufgabe der Kunst eine so grundfalsche Vorstellung hatte, wie die, in welcher Kaulbach auf dem Höhepunkt seiner Thätigkeit stand, war es möglich, einem Künstler Aufgaben gleich denen im Neuen Museum in Berlin zu stellen, welche mehr seinen überlegenden, erwägenden Verstand, als seine Empfindung, Anschauung und Phantasie in Anspruch nahmen. Bewältigte sie der Künstler gleichwol wenigstens äußerlich, so ward ihm das nur durch seinen außerordentlich entwickelten Formensinn möglich, der seinen einzelnen Figuren wie seinen Gruppen einen vollendeten Rhythmus und nicht selten hohen dichterischen Schwung verlieh. Aber in diesen unleugbaren Vorzügen lag auch wieder der Grund seiner Schwäche. Ueber der äußeren Erscheinung vernachlässigte er das innere Wesen. Ihr zu Liebe schuf er sich allgemeine Typen, denen er das Individuelle rücksichtslos opferte. Daher jene Familienähnlichkeit aller seiner Frauen und Mädchen, daher auch das Larvenhafte in den Zügen vieler seiner Männer.

Wie sehr Kaulbach das Kind seiner Zeit war, die in ihm sich selber liebte, das lehrte am besten die Stellung,

welche diese einerseits zu seinem großen Lehrer Cornelius, andererseits zu Kaulbach selber nahm. Der Großheit, Gedankentiefe und Strenge in den Compositionen von Cornelius gegenüber begann das Publicum sich unbehaglich zu fühlen, wie ein Reisender in einem Lande, dessen Sprache er nicht versteht, und es war zu oberflächlich, um zu begreifen, daß des Cornelius angeblicher Nachfolger im Grunde sein Antipode war. Freilich blieb ihm auch der nicht selten unverständlich; aber in dem Einen wurde er gewiß verstanden, da, wo er auf die Sinnlichkeit speculirte. Und das war oft genug der Fall.

So nimmt Kaulbach für alle Zeiten eine hervorragende Stellung in der deutschen Culturgeschichte ein. Wer seine Werke nicht kennt, der wird die Entwickelung des Volkes im neunzehnten Jahrhunderte nie ganz begreifen. Ist er doch in seiner Sphäre der Träger jenes einschneidenden und zersetzenden Elementes, das dem nach ihm zur Herrschaft gekommenen neugestaltenden seine Bahnen eröffnen und ebnen mußte.

— Unter dem Titel: „Reichsbahn und Staatsbahnen" (Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne) hat Herr Theodor Petermann einen „Offenen Brief an den Stuttgarter Beobachter" der Oeffentlichkeit übergeben, welcher die gegenwärtig obschwebende Frage des Ueberganges sämmtlicher deutscher Eisenbahnen auf das Reich einer, mehrfach die Sache unter neuen Gesichtspunkten in Betracht ziehenden scharfen Kritik unterzieht. Der Verfasser, durch seine schriftstellerischen Leistungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete bekannt, räth von dem Project auf das Entschiedenste ab und legt dessen materielle Gefahren für die deutschen Staaten mit starker Beweiskraft dar. Er warnt zugleich, sich nicht durch den Art. 78 der Bundesverfassung, welcher den drei Königreichen Bayern, Württemberg und Sachsen die formelle Möglichkeit giebt, das Project zu Falle zu bringen, wenn es als Verfassungsänderung zur Vorlage gelangt, in falsche Sicherheit wiegen zu lassen. Das Beste und Wirksamste sei, schlechterdings keine Reichseisenbahnen in Norddeutschland grundsätzlich aufkommen zu lassen. „Ein Anfang im Reichseisenbahnwesen ist nun leider schon gemacht, und er ist es, aus dem alle diese Verlegenheit quillt. Hätte man auf die Stimmen derjenigen gehört, welche im Jahre 1871 vor der politischen Mißgeburt eines „Reichslandes" Elsaß-Lothringen warnten, so hätten wir jetzt keine Reichs-Eisenbahn-Nöthe. Alle Freunde der individuellen und collectiven Autonomie waren damals darüber einig, daß die Einführung des römischen Provinzialsystems, die Aberkennung der politischen Persönlichkeit in einem einzigen Falle mit unwiderstehlicher Consequenz Alles, was sich noch einer bessern Situation erfreute, „der ärgeren Hand folgend" (wie das Deutsche Recht sich ausdrückt), auf dasselbe Niveau herabziehen müsse, und ich für meine Person hätte deshalb jeden anderen Ausweg — wenn die Constituirung eines oder richtiger zweier neuen Bundesstaaten nicht durchzusetzen war, die Vertheilung des abgetretenen Gebiets an die angrenzenden Bundesstaaten, nöthigenfalls selbst die Ueberlassung des Ganzen an Preußen — der Bildung dieses „Reichslandes" Elsaß-Lothringen vorgezogen, zumal alsdann wenigstens Nutzen und Last auf die nämliche Seite fiele, während das Land jetzt thatsächlich preußische Provinz ist, das Odium der Verwaltung und die Kosten der Besitzerhaltung aber vom Reiche zu tragen sind." Nach des Verfassers Ansicht muß der hier dargelegte Fehler so schleunig als möglich wieder gut gemacht, d. h. die elsaß-lothringer Eisenbahnen müssen verkauft und dem Reichslande um den Kostenpreis überlassen werden. Um was für wirthschaftliche Werthobjecte es sich bei dieser ganzen Frage überhaupt handelt, führt der Verfasser in folgenden Sätzen zu Gemüthe: „Die sächsischen Staatsbahnen z. B. repräsentiren einen Werth, der auf die halbe Million Familien, die es im Lande giebt, gleichmäßig vertheilt, für jede der letzteren die Summe von 600 Mark ausmacht. In Bayern, Württemberg und namentlich in Baden sind die auf jede Haushaltung entfallenden Antheilsbeträge vom Werthe der Staatsbahnen noch weit größer. Sie belaufen sich in dem zuletztgenannten Lande zur Zeit sicher auf mehr als 1000 Mark. Und wenn dieser Besitz auch mit Schulden belastet ist, so sind die Inhaber der bezüglichen Obligationen zumeist wieder Landeskinder, so daß das ganze Schuldverhältniß nur für die Vertheilung der Erträge innerhalb der Landesbevölkerung von Belang ist. Für die Gesammtheit der letztern ist es aber, abgesehen von der Höhe der ihr aus dem Eisenbahnwesen zufließenden Einkünfte, gar sehr zweierlei, ob sie dieselben aus einem in ihrem Besitz befindlichen nutzbaren Eigenthum gewinnt, oder auf die Zahlungen der Reichsschuldencasse angewiesen bleibt." Für viel wichtiger im Interesse einheitlicher Leitung des deutschen Eisenbahnwesens als die Uebernahme sämmtlicher Bahnen auf das Reich, erachtet der Verf. ein rationelles Transportgesetz, wofür er seit 15 Jahren bereits schriftstellerisch thätig gewesen ist. „Indem wir für ein Gesetz kämpfen — schließt er —, welches die Rechte des Volkes gegenüber den Eisenbahnverwaltungen feststellt, nicht ein solches, welches über den einzelnen Eisenbahn-Despoten eine neue Reichseisenbahnamts-Dictatur aufrichtet, mit einem Worte, nicht für ein Competenz-, sondern für ein Transportgesetz, vertheidigen wir zugleich in allerwirksamster Weise unsern Eisenbahnbesitz. Weit entfernt, in einem Gegensatze zu einander zu stehen, der mühsam durch das Suchen nach der „rechten Mitte" zu überwinden wäre, unterstützen und ergänzen sich beide Bestrebungen wechselseitig. Die rechte Volkswirthschaft ist hier zugleich die rechte Politik, während die Mißhandlung des Publicums durch Aufrechterhalten der Willkürwirthschaft im Eisenbahnbetriebe, statt die Rente zu mehren, den Verlust des werbenden Stammvermögens nach sich zu ziehen droht, daher zur Erklärung des Verhaltens der mit gleicher Blindheit geschlagenen Staats- und Privatbahnverwaltungen, welche ihre Autonomie durch förmliche Provocationen der Bevölkerung ihres Bahngebietes erhalten zu können meinen, kaum etwas anderes übrig bleibt, als der alte Spruch: Quos Deus perdere vult, dementat!" Daß der Verfasser mit dem Desiderium eines Eisenbahn-Transportgesetzes, so zu sagen, den Nagel auf den Kopf getroffen hat, beweisen die zahlreichen Anschlußerklärungen sächsischer Stadträthe und Corporationen an die Petition, welche in diesem Sinne von der Dresdner Handelskammer an den Reichstag gerichtet worden ist. Leider scheint die gegenwärtige Session des letzteren vorübergehen zu sollen, ohne daß diese Angelegenheit, welche gegenwärtig dem Projecte der Erwerbung sämmtlicher deutscher Eisenbahnen für das Reich gegenüber, dringlicher denn je sich darstellt, in ernsten Angriff genommen wird.

— Der 1558. Band der Collection of British Authors Tauchnitz Edition bringt „Pausanias by the late Lord Lytton (Edward Bulwer) edited by his Son." Diese der literarischen Hinterlassenschaft des berühmten Schriftstellers entnommene Monographie des spartanischen Helden und Staatsmannes hat ein besonderes Schicksal gehabt, bevor sie in die Oeffentlichkeit treten konnte, das das bekannte Wort Habent sua fata libelli in eigenthümlich drastischer Weise illustrirt. Das Manuscript des Pausanias sandte nämlich der Herausgeber, Lord Lytton, der Sohn des Verfassers, bisher großbritannischer Gesandter in Lissabon, seit Kurzem zum Vicekönig von Indien ernannt, im Herbste vorigen Jahres von Lissabon nach London. Das Dampfschiff, mit welchem es befördert wurde, litt Schiffbruch, die Postbeutel, in denen auch der Pausanias sich befand, fielen ins Meer, wurden aber glücklich wieder herausgefischt. So ist es gelungen, das werthvolle Manuscript und in demselben eine der interessantesten literarischen Schöpfungen des großen Schriftstellers unversehrt zu erhalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandsendung) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

№ 13. Sonntag, den 13. Februar. 1876.

Die Denkwürdigkeiten der Prinzessin Felix zu Salm-Salm. (1862—1872.)

II. Mexico.

Die Ankunft des Salm'schen Ehepaars in Mexico erfolgte erst im Hochsommer des Jahres 1866, zu einer Zeit mithin, wo in den Augen kaltblütig und unbefangen Urtheilender die Sache des Kaisers bereits unrettbar verloren war. In der Stadt Mexico, woselbst das Paar gerade am vierten Jahrestage seiner Hochzeit eintraf, was die Verfasserin „als ein glückliches Omen" betrachtete, wurden sie von dem preußischen Ministerresidenten Baron Magnus, an welchen Salm einen Empfehlungsbrief von Baron Gerolt hatte, gut aufgenommen; „Baron Magnus that in der That, was er nur konnte, ihm (dem Prinzen) beizustehen." Auch an Bazaine, den Oberbefehlshaber der französischen Truppen, hatte der Prinz vom Grafen Montholon, französischen Gesandten in Washington, einen Empfehlungsbrief, „und wurde von ihm ziemlich freundlich empfangen". Daß gleichwol die Verfasserin auf diesen General, wie überhaupt auf die Franzosen, herzlich schlecht zu sprechen ist, begreift sich schon mit Rücksicht auf ihre amerikanische Nationalität; in den Vereinigten Staaten waren damals die Franzosen wegen ihrer Einmischung in Mexico bekanntlich alle schlecht angeschrieben und man sagte namentlich ihrem Verhalten in Mexico alles erdenkbare Böse nach. Somit erscheint das Zeugniß, das die Prinzessin Salm gegen Bazaine, „diesen schlechten, grausamen, brutalen und gemeinen Menschen", dessen „Verrätherei" sie hauptsächlich für das tragische Schicksal des Kaisers Maximilian verantwortlich macht, und gegen die französischen Officiere abgiebt, welche „die Mexicaner mit der äußersten Arroganz und Verachtung behandelten, Herren, die ihnen auf der Straße begegneten, insultirten und vom Trottoir herabstießen, Damen auf der Straße mit gemeiner Zudringlichkeit verfolgten", deren „Raubgier unersättlich war" und deren „Benehmen im Lande, wenn sie auf irgend einer militairischen Expedition waren, an Abscheulichkeit Alles übersteigt, was man zuweilen in alten Büchern liest", keineswegs als ein vollständig classisches und unverdächtiges. In der Hauptsache hat, was die Verfasserin hier gegen Bazaine und die Franzosen ausspricht, nicht einmal den Reiz der Neuheit; denn ähnliche Anklagen und Beschuldigungen in Menge brachte bereits das von Prinz Salm verfaßte Buch: „Queretaro", das derselbe bald nach seiner Rückkehr nach Europa Ende der sechsziger Jahre veröffentlichte. Thatsache ist, daß Bazaine gegen alle diese Anklagen auch einen beredsamen Vertheidiger in dem Grafen Keratry, einem seiner Ordonnanzofficiere, gefunden hat, dessen Publication vor den Schriften Salm's, des Dr. Basch u. A., welche alle Schuld auf Bazaine zu wälzen geneigt sind, den schwerwiegenden Vorzug einer weit ruhigeren, gemesseneren und sachlich gehaltenen Sprache hat. Unser Votum zur Sache haben wir bereits bei Besprechung des Keratry'schen Buches (vergl. Hauptblatt der Leipz. Ztg. Jahrg. 1867 Nr. 286—294 und Wissenschaftl. Beil. Jahrg. 1868 Nr. 58) abgegeben. Den Haupttheil der Schuld an dem Mißlingen der Etablirung des Kaiserthums in Mexico trägt unleugbar der unglückliche Kaiser Maximilian selbst, welcher einer so inhaltschweren Aufgabe in keiner Weise gewachsen war und vom ersten Tage seiner Ankunft auf mexicanischem Boden an einen Fehler über den andern beging. Das tragische Geschick, das ihn betroffen, hat die Mitwelt hierüber milder, als er es verdient, urtheilen lassen. Die Geschichte wird mit ihm weniger nachsichtig zu Gericht gehen und ihm die Bezeichnung eines durchaus unfähigen, zu großen Dingen nicht geschaffenen, in seinen Strebzielen unklaren, charakterschwachen, eitlen und träumerischen Fürsten nicht ersparen, dessen Schattenseiten durch die einzige Lichtseite persönlicher Liebenswürdigkeit gegen Jedermann nicht entfernt aufgewogen werden können.

Prinz Salm fand in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers als dessen Adjutant Anstellung. Schon wenige Wochen darauf begann aber die Lage Maximilian's beunruhigend zu werden, denn die Franzosen waren im Begriff, das Land zu verlassen. In diese Zeit fällt ein Versuch, den Dingen eine neue Wendung zu geben, bei welchem der Verfasserin, ihren Angaben nach unter den Auspicien von Baron Magnus, eine bedeutsame Rolle zugedacht war. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als einen Umschwung in der von den Vereinigten Staaten in Bezug auf die mexicanischen Angelegenheiten bisher eingehaltenen Politik herbeizuführen. Wir lassen die Verfasserin selbst berichten, ohne eine Gewähr für die Richtigkeit ihrer Angaben übernehmen zu wollen. Die Sache selbst ist an sich nicht unglaublich, wenn schon die Mittheilungen der Verfasserin bisher anderwärts keine Bestätigung gefunden haben.

„Obwol die amerikanische Regierung — erzählt die Prinzessin — damals noch nichts Feindliches gegen den Kaiser unternommen hatte, so hatte sie ihn doch nicht anerkannt, und es war eine bekannte Sache, daß sie der Etablirung einer Monarchie so nahe ihrer Grenze entgegen war. Es gab indessen in den Vereinigten Staaten eine Partei, welche solchem Plan nicht so feindlich war und die es im Interesse ihres Landes für besser hielt, wenn Ordnung in Mexico hergestellt würde, da sein unruhiger Zustand nicht nur ernstlich die Sicherheit dort lebender amerikanischer Bürger gefährdete, sondern auch den Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern nachtheilig war. Präsident Johnson selbst war der civilisatorischen Aufgabe des jungen Kaisers eher günstig gesinnt, und es schien daher nicht unmöglich, die Wagschale im Congreß zu Gunsten Maximilian's zu lenken und eine Majorität für die Anerkennung desselben durch die Vereinigten Staaten zu gewinnen. Es wäre dies von der allerhöchsten Wichtigkeit gewesen und würde die Chancen Maximilian's mehr erhöht haben, als es die zweideutige und demüthigende Gönnerschaft des französischen Kaisers zu thun im Stande war. Wenn

die Vereinigten Staaten sich nur neutral verhielten, war schon viel gewonnen, denn wenn sie sich positiv gegen den Kaiser erklärten, so war dessen Fall nur eine Frage der Zeit.

„Da ich nicht nur mit Präsident Johnson und den einflußreichsten Personen in den Vereinigten Staaten bekannt war, sondern auch mit den Mitteln und Wegen, auf sie zu wirken, so hatte Baron Magnus dem Kaiser den Gedanken eingegeben, mich in einer geheimen diplomatischen Sendung nach Washington zu schicken und mir einen sehr wirksamen Verbündeten mitzugeben, — nämlich zwei Millionen Dollars in Gold.

„Der Vorschlag gefiel mir sehr, denn Erfolg war keineswegs unwahrscheinlich, und die Wichtigkeit der Mission, wie das in mich gesetzte Vertrauen schmeichelten meinem Ehrgeiz höchlich. Ich stellte mich daher dem Kaiser zur Disposition, — allein Salm wollte mich nicht allein nach den Vereinigten Staaten gehen lassen und bestand darauf, mich begleiten zu wollen. Er hatte sehr wenig diplomatisches Talent und verstand mit Amerikanern nicht umzugehen, wie ich es verstand; ich wußte, daß er meine Aufgabe eher erschweren würde; da er jedoch hartnäckig auf seinem Willen bestand, so konnte ich seine Begleitung nicht zurückweisen.

„Es war verabredet worden, daß wir am Dienstag den 23. October mit dem Kaiser in Chapultepec diniren sollten, wo unsere Verhandlungen weniger der Beobachtung ausgesetzt waren als in Mexico. Ich war dem Kaiser noch nicht vorgestellt worden, da wegen der Abwesenheit der Kaiserin keine Damen an den Hof gehen konnten.

„Unser Diner und später der ganze Plan wurde indessen durch ein äußerst unerwartetes Ereigniß zu Schanden gemacht, welches überall Verwirrung und Bestürzung erregte. Am Sonntag den 21. October verließ der Kaiser plötzlich Mexico und ging nach Orizava, in der Absicht, sogleich nach Europa zurückzukehren. Er hatte die Nachricht von der betrübenden Krankheit der Kaiserin erhalten.

„Als die ersten Eindrücke dieser Neuigkeit vorübergingen, bedachte Maximilian, was er nicht nur seiner Stellung, sondern auch all' Denen schuldig sei, die sich seiner Sache gewidmet hatten. Er konnte nicht gewissermaßen vom Schlachtfelde davonlaufen, und wenn er wirklich beschloß, seine hochfliegenden und edeln Pläne aufzugeben, so sah er ein, daß er nur in einer Weise abdanken konnte, wie es sich für einen Erzherzog von Oesterreich schickte."

So ward denn der verhängnißvolle Gang nach Queretaro angetreten. Das Salm'sche Ehepaar verließ Mexico am 8. November 1866. Wir übergehen die Erzählung der mannigfachen Kriegserlebnisse, so sehr sie namentlich in der Art, wie die Verfasserin darüber zu berichten versteht, gegenständlich von Interesse sind und wenden uns sofort der Katastrophe und der hervorragenden Rolle zu, welche die Verfasserin in ihren unermüdlichen und thatkräftig entschlossenen Versuchen, eine Wendung des tragischen Geschickes des Kaisers Maximilian und seiner Getreuen herbeizuführen, dabei gespielt hat.

Am 19. Mai, vier Tage nach der Uebergabe der Stadt, traf die Verfasserin in Queretaro ein. Folgenden Tages bereits finden wir sie bei dem General Escobedo, der ihr einen Erlaubnißschein ertheilte, den Kaiser und ihren gleichfalls gefangenen Mann zu sehen. Zunächst handelte es sich darum, den Gefangenen bessere Quartiere zu vermitteln und sie fand Escobedo geneigt, dem Kaiser und den gefangenen Generalen ein hübsch möblirtes Haus anzuweisen.

„Diese guten Absichten Escobedo's kamen indessen nicht zur Ausführung, denn General Refugio Gonzales, ein früherer Räuber, welcher die Wache über die Gefangenen hatte, warf dem General vor, daß er Maximilian als einen Fürsten behandeln wolle, was gegen die Instructionen der Regierung sei, und erklärte, daß er nicht für die Sicherheit der Gefangenen verantwortlich sein wolle, wenn man dieselben in ein Privathaus bringe. Escobedo wurde wahrscheinlich dadurch unruhig und um so mehr, als er die überzeugendsten Beweise davon hatte, daß seine Regierung entschlossen war, die Gefangenen mit der äußersten Strenge zu behandeln. Er überließ es daher Refugio Gonzales, andere Quartiere für den Kaiser und die Generale zu verschaffen, und sie wurden in das Kapuzinerkloster gebracht.

„Als der Kaiser im Kapuzinerkloster ankam und man ihm sein Zimmer zeigte, blieb er an der Schwelle stehen und rief: „Sicherlich, das kann nicht mein Zimmer sein! Wie, — dies ist ja ein Todtengewölbe! In der That, das ist ein böses Omen."

„Villanueva entschuldigte sich so gut er konnte und ging, um mit Refugio Gonzales zu reden; aber dieser Mann sagte: „Ja, das ist sein Zimmer, und er muß darin schlafen, wenigstens diese Nacht, damit er sich daran erinnert, daß sein Ende nahe ist."

„Es war wirklich das Pantheon oder der Begräbnißplatz des Klosters, und es ist eine ewige Schande für die mexicanische Regierung, daß sie diese Grausamkeit gegen ihren ausgezeichneten Gefangenen gestatten konnte. Ich war empört, und so war Oberst Villanueva. Escobedo wurde von dieser Handlungsweise unterrichtet und am nächsten Tage wurde für ein anderes Zimmer gesorgt, aus welchem der Kaiser in einen kleinen Hof gehen konnte.

„Drei Tage später begann das letzte Verfahren gegen den Kaiser und er wurde in Einzelhaft gehalten. Oberst Villanueva sagte zu mir am ersten Tage: „Die Sache nähert sich ihrem Ende; nichts als Flucht könnte den Kaiser retten."

Bevor man sich zu diesem Auswege entschloß, machte die Prinzessin noch einen Versuch, an die Großmuth des Präsidenten Juarez unmittelbar zu appelliren. Sie begab sich zu diesem Zwecke nach San Luis de Potosi, dem damaligen Aufenthaltsort des Präsidenten, wo sie im Hause eines Herrn Bahnsen, der indessen mit seinen politischen Sympathien auf Seite des Juarez stand, gastfreundlich Unterkunft fand. Der erste Versuch, bei Juarez vorzukommen, schlug fehl, indessen ließ er ihr sagen, er wolle sie am nächsten Morgen um neun Uhr empfangen. Ueber diese Audienz lassen wir sie mit eignen Worten berichten:

„Der Bruder des Herrn Bahnsen begleitete mich am nächsten Tage zum Präsidenten, den ich in Gesellschaft des Herrn Iglesia fand. Er nahm meinen Brief, las ihn, reichte ihn seinem Minister und sagte, daß die Zeit für das Verfahren gegen Maximilian durch das Gesetz auf drei Tage bestimmt sei, und daß er, nachdem er den Fall überlegt, bedauere, den nachgesuchten Aufschub nicht bewilligen zu können.

„Ich wandte mich an Herrn Iglesia und sprach für den Kaiser, so gut ich es verstand. Ich erklärte es für eine Barbarei, einen Gefangenen zu erschießen, ohne ihm einmal Zeit zur Vertheidigung zu geben und ihn wie einen Hochverräther zu behandeln, während er doch in dem ehrlichen Glauben gekommen sei, daß er von dem mexicanischen Volk gerufen und erwählt worden sei. Es könne der Regierung auf einige Tage nicht ankommen und selbst Klugheit gebiete derselben, nicht solche unanständige Eile zu zeigen. Sie möchten die Folgen bedenken, und daß nicht nur Europa, sondern die ganze civilisirte Welt über die mexikanische Regierung empört sein werde, wenn dieselbe in solch' übereilter, grausamer Art verfahre.

„Nun, Herr Juarez," schloß ich, „halten Sie Ihre Entscheidung bis heute fünf Uhr Nachmittags zurück. Sollten Sie auf Ihrem Entschluß bestehen, so will ich, Gott weiß mit wie schwerem Herzen, nach Queretaro zurückkehren."

„Herr Iglesia begleitete mich an die Thür und ich sprach mit ihm, wie es mir mein Herz eingab. Er antwortete nicht, allein die Art, wie er mir die Hand drückte, schien seinen Beistand zu versprechen.

„Als ich um fünf Uhr wieder kam, ging er mir mit glücklichem Lächeln entgegen und ohne ein Wort zu sagen, überreichte er mir den kostbaren Befehl, in welchem der Aufschub bewilligt war. Ich war so außer mir vor Freude, daß ich dem würdigen Herrn hätte um den Hals fallen können. Ich wollte Herrn Juarez sehen, um ihm zu danken, allein er war ausgegangen."

Die Freude sollte leider von keinem Bestand sein. Das Zugeständniß des Herrn Juarez war in des Wortes eigentlichster Bedeutung nur eine Galgenfrist, und es wäre, da in Juarez' Kopf das Loos des Kaisers jedenfalls schon damals fest entschieden war, ganz unbegreiflich, warum unter solchen Umständen Juarez überhaupt eine trügerische Hoffnung erweckte, wenn sich dies nicht aus der Nichtswürdigkeit seines grausamen und tückischen Charakters erklärte.

Der Kaiser scheint eine Ahnung hiervon gehabt zu haben, indem er den bewilligten Aufschub zu Realisirung eines von Prinz Salm arrangirten Fluchtplanes zu verwenden gedachte. Die Verfasserin bot zu dessen Unterstützung gern die Hand, hatte aber von Anfang an keinen Glauben an den Erfolg des Planes, da sie zu den Leuten, welche dafür benutzt werden sollten, kein Vertrauen hatte. Ueber die Sache selber lassen wir sie wiederum mit eigenen Worten berichten:

„Da ich — erzählt sie —, wie gesagt, kein Zutrauen in den Erfolg des Planes setzte, so zwang ich dem Kaiser das Versprechen ab, nach Baron Magnus und nach den Rechtsbeiständen zu senden und erbot mich, sie selbst von Mexico herbeizuholen.

„Ich drang nicht auf die Berufung von Baron Magnus, weil ich besonderes Zutrauen zu seiner Geschicklichkeit oder Energie hatte, sondern einzig und allein, da er der einzige Mann war, von dem man baar Geld erhalten konnte, welches mir wichtiger schien, als irgend etwas Anderes.

„Da ich fürchtete, daß General Marquez mich in Mexico arretiren möchte, so schrieb ihm der Kaiser folgenden Brief:

„An Don Leonardo Marquez, Divisionsgeneral.

Mein lieber General, — die Ueberbringerin dieser Zeilen ist Prinzessin Salm, welche die Güte hat, nach Mexico zu gehen, um wichtige Familienangelegenheiten zu ordnen und mit den Rechtsanwälten zu reden, die mich vertheidigen werden. Sie werden daher, so lange die Prinzessin sich in Mexico aufhält, und für ihre Rückkehr nach Queretaro Alles thun, was der Prinzessin nützlich und angenehm ist.

Ihr wohlgeneigter
Maximilian."

„Er gab mir auch einen Brief an Baron Magnus, den mein Mann in seinem früher angeführten Buch veröffentlicht hat, und zwei andere an die berühmten Rechtsanwälte Riva Palacios und Martinez de la Torre, die ihn vertheidigen sollten. Ferner gab mir der Kaiser einige Zeilen an Pater Fischer, in welche der folgende Brief eingeschlossen war, der Privatgelder des Kaisers betraf und den ich veröffentliche, weil das darin erwähnte Geld, welches ich mitbringen sollte, verschwunden war, ohne daß Jemand wußte, wohin es gekommen sein möchte:

„An den Cabinetssecretair Herrn Augustin Fischer.
Queretaro, 29. Mai 1867.

Sie erhalten hierdurch Befehl, die folgenden Summen einzuziehen:

	Dollars
Civilliste, fällig am ult. März	10,000
Kosten für meinen Haushalt in dem Monat	1,500
Civilliste für April	10,000
Haushalt	1,500
Civilliste für die ersten fünfzehn Tage des Mai	5,000
Haushalt	750
	28,750.

Sie werden mit Don Carlos Sanchez Navarro, Minister meines Haushaltes, arrangiren, daß wenigstens die Ausgaben für meinen Haushalt, die auf 10,000 Dollars monatlich berechnet sind und die in zwei und einem halben Monat erst einmal bezahlt wurden, ausgezahlt werden. Was Sie erhalten, wollen Sie den obenerwähnten 28,750 Dollars hinzufügen und die ganze Summe dem preußischen Consul in Mexico, Herrn Stephan von Benecke, einhändigen, um mit ihm womöglich dem Befehlshaber der Corvette „Elisabeth" D. W. Goeler in Vera Cruz, seine Rechnungen zu bezahlen, welche Herr Benecke ihm sicher zukommen lassen wird.

Maximilian."

„Die Weisungen in Bezug auf Verwendung dieses Geldes, welche in diesem Briefe gegeben worden, waren nur hineingeschrieben, um die Liberalen irre zu führen, im Fall der Brief in ihre Hände fallen sollte, denn ich sollte alles Geld, welches nur eingezogen werden konnte, mitbringen, was leicht geschehen konnte, wenn ich in Gesellschaft von Baron Magnus und den zwei vom Kaiser gewählten Vertheidigern zurückreiste.

„Da ich gute Gründe hatte, von General Porfirio Diaz Schwierigkeiten zu erwarten, der mich (bei einer früheren Gelegenheit) so ohne Umstände aus seinem Lager spedirte, so ging ich zu General Escobedo, erklärte ihm die Gründe, warum ich nach Mexico gehen müsse, und er gab mir die folgenden Zeilen:

„An General Porfirio Diaz, Tacubaya.
Queretaro, 31. Mai 1867.

Die Prinzessin Salm-Salm, welche für Maximilian nach Mexico geht, um die Ankunft der von ihm gewählten Anwälte zu beschleunigen, geht durch Tacubaya. Da ich ihr Geschlecht berücksichtige, so habe ich mir die Freiheit genommen, sie Ihrer Güte zu empfehlen, und rechne darauf, daß Sie sie unterstützen werden.

Mit der Versicherung meiner Hochachtung bleibe ich
Ihr Freund und Kamerad
M. Escobedo."

„Es war Alles zu meiner Abreise bereit; allein abermals legte mir mein Mann ein Hinderniß in den Weg. Die Zeit für die Ausführung seines Fluchtplans rückte heran und der 2. Juni war zu dem Versuch festgesetzt worden. Gelang derselbe, so war meine Reise nach Mexico unnöthig, und sollten sie verhindert, wieder gefangen oder vielleicht verwundet werden, so würde meine Gegenwart, meinte er, in Queretaro von allergrößtem Nutzen sein. Ich hatte förmlich einen Streit mit ihm darüber in Gegenwart des Kaisers, der indessen damit endete, daß ich that, was er wollte.

„Ich war in solcher Eile gewesen, abzureisen, daß ich befürchtete, mein Zögern möchte Aufmerksamkeit oder gar Verdacht erregen, und ich hatte auf eine List zu denken, dasselbe zu erklären. Ich ging daher zu Escobedo, stellte mich, als fürchte ich mich sehr vor Porfirio Diaz und daß er seinen Brief nicht respectire, mich anhalten oder gar aus dem Lande senden möchte. Ich bat daher den General, mir von Juarez die Erlaubniß zu verschaffen, nach Mexico zu reisen und von dort zurückzukehren. Escobedo versicherte, daß sein Brief vollkommen genügend sei, allein ich bestand auf meinem Willen und er mußte natürlich thun, was ich haben wollte, obwol er die Achseln zuckte und den Kopf schüttelte. Er telegraphirte an Juarez, und da ich auf eine Antwort warten mußte, so war mein Bleiben in der Stadt erklärt.

„Der Kaiser glaubte, daß ich fort sei und war sehr erstaunt, als ich zu ihm kam. Als ich ihm erzählte, wie ich es mit Escobedo angestellt hatte, erheiterte sich sein Gesicht und er sagte lachend: „Wahrhaftig, meine liebe Prinzessin, wenn ich je frei werde, werde ich Sie gewiß zu meinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten machen."

„Obwol ich dem Willen meines Mannes nachgeben mußte, so geschah es mit schwerem Herzen, denn ich war vollkommen davon überzeugt, daß sein Fluchtplan alles Mondschein war und in Nichts zerfalle, wenn nicht neue

Schwierigkeiten und Gefahren bringen würde. Ich war daher sehr begierig, Mittel zur Ausführung meiner Absichten anzuschaffen, so weit das möglich war, ohne selbst nach Mexico zu gehen.

„Herr Dans, der „lebhafte" Associé des Herrn Bahnsen, ging nach dieser Stadt. Obwol wir nicht wagten, ihm alles Das auszutragen, was der Kaiser mir anvertraut hatte, besonders nicht das Einziehen bedeutender Geldsummen, was Verdacht erregt haben würde, so gab man ihm doch mündliche Aufträge an Baron Magnus und die Anwälte, um ihre Ankunft in Queretaro zu beeilen, da, wie vorher bemerkt, Baron Magnus der einzige Mann war, der im Stande war, das Geld anzuschaffen, welches ich brauchte.

„Am 2. Juni erhielt der Kaiser ein Telegramm von Mexico, welches ihm anzeigte, daß Baron Magnus und die zwei Anwälte unterwegs nach Queretaro seien. Da nun der ostensible Zweck meiner Reise erfüllt war, so war dieselbe nicht weiter nöthig.

„Dieses Telegramm verhinderte auch den durch meinen Mann arrangirten Fluchtplan, welcher gerade in derselben Nacht ausgeführt werden sollte. Der Kaiser, dem die Idee des Davonlaufens immer widerwärtig gewesen war, freute sich, einen Vorwand oder Grund zum Aufschub zu finden. Möglich, daß ihn die Ankunft von Baron Magnus und der Anwälte mit neuer Hoffnung erfüllte und ihm unsere Furcht für sein Leben als übertrieben erscheinen ließ. Er erklärte meinem Manne, daß er in der folgenden Nacht den Fluchtversuch nicht machen, sondern die Ankunft des Baron Magnus erwarten wolle, indem er meinte, daß es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht ankommen könne. Mein Mann war in Verzweiflung. Er beschwor den Kaiser, sich nicht durch falsche Hoffnungen verblenden zu lassen, sondern eine Gelegenheit zu benutzen, die sich vielleicht nicht wieder darbiete. Alles vergebens; der Kaiser blieb fest."

Am 5. Juni kamen Baron Magnus und die beiden Advocaten von Mexico an. Einen Tag später folgten Baron Lago, der österreichische Geschäftsträger, Herr Hoorickx, der belgische und Herr Curtopassi, der italienische.

„Die Ankunft dieser fremden Repräsentanten — fährt die Verfasserin fort — hatte keinen guten Einfluß auf die Angelegenheiten des Kaisers. Die Herren — so schien es mir wenigstens — mißverstanden durchaus ihre Stellung gegenüber der republicanischen Regierung. Ihre Manier und ihr Ton mögen vollkommen correct und passend und wie für Repräsentanten schicklich war, gewesen sein; allein sie schienen einen sehr wesentlichen Umstand vergessen zu haben: daß sie nicht bei der Regierung der Liberalen, sondern bei einem Kaiser accreditirt waren, den man als einen Usurpator betrachtete und dem man als einem Hochverräther den Proceß machte. Sie vergaßen ferner, daß die Regierung der Liberalen sich wenig um all' die Mächte kümmerte, welche sie vertraten, da sie sehr gut wußte, daß keine derselben ihr viel thun könne, da sie von den Vereinigten Staaten beschützt wurde, deren Schutz stark genug war, einen der mächtigsten Fürsten Europas aus Mexico zu vertreiben.

„Das Benehmen des Barons Magnus machte auf mich einen sehr komischen Eindruck und würde mich höchlich amüsirt haben, wären die Umstände nicht gar zu ernsthaft gewesen. Aufgebläht von tragikomischer diplomatischer Wichtigkeit stolzirte er einher, wie Cardinal Richelieu, Fürst Talleyrand, Fürst Metternich und Fürst Bismarck, Alle zusammen eingewickelt in Baron Magnus. Als er nach seiner Ankunft zu Escobedo ging und sich diesem als der Gesandte Preußens vorstellte, stimmte ihn dieser respectwidrige republicanische General ein paar Octaven tiefer, indem er sagte, daß er nichts zu schaffen habe mit einem Repräsentanten von Preußen, welches seine Regierung nicht anerkenne; daß er ihn nur als Baron Magnus, einen Freund von Maximilian, empfangen könne und daß er ihm in Bezug auf die Vertheidigung des Gefangenen alle mögliche Erleichterung gewähren wolle.

„Die beiden Anwälte sollten augenblicklich nach San Luis Potosi gehen, zu sehen, wie die Sachen dort ständen und was am besten im Interesse ihres Clienten zu thun sei. Da ich Herrn Juarez und Herrn Iglesia früher gesehen und mit ihnen über die Lage des Kaisers gesprochen hatte, so sagte mir Baron Magnus, daß die beiden Anwälte mich besuchen würden und bat mich, ihnen so viel Information als möglich über die Gesinnungen und Ansichten dieser zwei wichtigen Personen zu geben. Da sie sehr beschäftigt waren, so zog ich es vor, die Herren zu besuchen und ihnen zu sagen, daß Herr Iglesia ziemlich wohl gesinnt und geneigt scheine, auf Bedingungen zu hören. Ich sagte ihnen, daß derselbe die Idee eines Arrangements nicht gänzlich verworfen habe und sprach die Vermuthung aus, daß er vielleicht nicht abgeneigt sein würde, in Unterhandlungen zu treten, wenn man ihm für die Erhaltung des Lebens des Kaisers verspräche, daß die europäischen Mächte die Kriegsschuld garantirten oder andere Vortheile bewilligten, wenn man nur Zeit gewähre, die Sache zu betreiben.

„Weder Baron Magnus noch die anderen Repräsentanten schienen es für möglich zu halten, daß der Kaiser erschossen werden könne, selbst wenn er verurtheilt werden sollte. Ganz verblendet von der Wichtigkeit ihrer eigenen Stellung, vergaßen sie, wie ich schon vorher bemerkte, daß die mexicanischen Republicaner nicht viel von den großen Staaten Preußen, Oesterreich, Italien und Belgien wußten, die ein paar tausend Meilen entfernt waren. Es mag ihnen daher einigermaßen zur Entschuldigung dienen, wenn sie mehr erstaunt und vielleicht amüsirt als von Ehrfurcht ergriffen waren, als sie all' die weitläufige und geschäftige Wichtigkeit der Gesandten mit ansahen.

„Während die Gesandten von dem Gedanken erfüllt waren, daß die mexicanische Regierung es nicht wagen werde, eine That zu begehen, welche von allen europäischen Mächten verdammt und vielleicht gerächt werden würde, war ich vollkommen davon überzeugt, daß Juarez und sein Cabinet auch nicht die geringste Rücksicht darauf nehmen würden, und daß, wenn der Tod des Kaisers einmal beschlossen war, ihn nichts als Flucht retten könne. Dies war nicht allein meine Meinung. Ich hatte diejenigen mexicanischen Republicaner gehört, welche selbst nicht grausam waren und große Theilnahme für den Kaiser fühlten; allein alle waren davon überzeugt, daß er erschossen werden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Denkmäler für die in den Jahren 1870 und 1871 gefallenen deutschen Krieger.

Ueber den in der Ueberschrift bezeichneten Gegenstand entnehmen wir der Besonderen Beilage zum „Deutschen Reichs- und Königl. Preuß. Staats-Anzeiger" Nr. 3 vom 18. Jan. 1876 nachstehende Mittheilungen:

In der „Besonderen Beilage" vom 10. Mai v. J., dem Jahrestage des Frankfurter Friedens, erschien ein Aufsatz: „Die Denkmäler der deutschen Krieger aus den Jahren 1870 und 1871 und ihre künstlerischen Formen". In demselben theilte die Redaction mit, daß sie in ähnlicher Weise wie bereits mehrere andere, auf den Krieg von 1870/71 bezügliche Sammlungen*), so auch eine Uebersicht der von einzelnen Truppentheilen, Städten, Corporationen ꝛc. zum Gedächtniß an die Gefallenen errichteten Denkmäler in einer besonderen Schrift zu veröffentlichen

*) Chronik des deutsch-französischen Krieges;
Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870;
Uebersicht sämmtlicher Ortschaften, in denen mit Festlichkeiten verbundene Pflanzungen von Friedens- und Kaiserbäumen stattfanden (Besondere Beilage 1872 Nr. 8, 17, 26.)

beabsichtige. Zugleich wurde der Schritt erwähnt, welche das Curatorium des „Reichs- und Staats-Anzeigers" gethan, um das bezügliche Material zu beschaffen. Von demselben war an sämmtliche General-Commandos des deutschen Heeres das Ersuchen gerichtet, die betreffenden Ermittelungen durch die Truppentheile bewirken zu wollen. Dieser Bitte ist allseitig auf das Bereitwilligste entsprochen worden. Auch wurde bereits eine Gesammtübersicht gegeben und daran eine kurze Charakteristik der verschiedenen Gruppen der errichteten Denkmäler geknüpft, wobei einzelne besonders bemerkenswerthe Beispiele hervorgehoben wurden.

Eine speciellere Besprechung der Kriegerdenkmäler wurde dann weiter dadurch bewirkt, daß in den größeren Provinzialblättern der einzelnen Armee-Corps-Bezirke auf diesseitiges Ersuchen Artikel erschienen, welche die in dem betreffenden Bezirke errichteten Denkmäler einzeln aufführen und beschreiben. Diese Zeitungen sind folgende:

Für das:

I. Armee-Corps:	die Königsberger Zeitung in Nr. 211 vom 10. Septbr. 1875.
II. " "	Stettiner Zeitung Nr. 230, 233 vom 21., 23. Mai 1875.
III. " "	Nordd. Allg. Ztg. (Sonntagsbeilage Nr. 33 vom 15. Aug. 1875.)
IV. " "	Magdeburger Ztg. Nr. 357 vom 4. Aug. 1875.
V. " "	Posener Ztg. Nr. 682 vom 30. Septbr. 1875.
VI. " "	Schlesische Ztg. Nr. 465, 466, 469 vom 7., 8., 9. Octbr. 1875.
VII. " "	Elberfelder Ztg. Nr. 298, 299, 302, 303 vom 28., 29. Octbr. und 1. 2. Novbr. 1875.
VIII. " "	Aachener Ztg. Nr. 230 vom 29. Septbr. 1875.
IX. " "	Hamburger Nachrichten Nr. 240 2c. vom 10. Octbr. 1875.
X. " "	Neue Hannoversche Ztg. Nr. 231, 237 vom 3., 10. Octbr. 1875.
XI. " "	Frankfurter Presse Nr. 246—248, 250—255, 257, 259, 260 vom 10. 2c. Septbr. 1875.
XII. " "	Leipziger Ztg. (Wissenschaftl. Beil. 1875, Nr. 95, 96, 98, 100).
XIII. " "	Staats-Anzeiger für Württemberg, Bes. Beilage Nr. 25 vom 10 Novbr. 1875.
XIV. " "	Karlsruher Ztg. (eine Belags-Nr. ist noch nicht eingegangen).
XV. " "	Straßburger Ztg. Nr. 226 vom 26. Septbr. 1875.

Für die beiden königlichen bayerischen Armee-Corps fehlt bis jetzt eine derartige Veröffentlichung, doch wird dieselbe gleichfalls erfolgen, sobald die bezüglichen Verhandlungen hierüber zum Abschlusse gediehen sind.

Zu der demnächstigen Veröffentlichung des gesammten Materials im Zusammenhange hat eine hiesige (Berliner) Verlagsbuchhandlung vorläufig und bedingungsweise ihre Mitwirkung zugesagt. Wenn indessen die Verbreitung des Buches auf buchhändlerischem Wege wegen des geringen Kostenpreises Schwierigkeiten hat, so wird zunächst der Centralverein zur Pflege verwundeter Krieger um seine Mitwirkung ersucht werden.

Die von den Militairbehörden mit vieler Sorgfalt und Mühe angestellten Ermittelungen dürfen als ein ergänzender Beitrag zur Geschichte des deutschen Krieges und als ein urkundliches Zeugniß der dankbaren Anerkennung der Nation über die Gegenwart hinaus einen bleibenden patriotischen Werth beanspruchen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der Vorschlag gemacht worden, die gesammelten Originalberichte der Militairbehörden als ein Ganzes der Bibliothek des Deutschen Reichstags zur Aufbewahrung zu übergeben. Auf das desfallsige Ansuchen hat bereits die Mehrzahl der General-Commandos die Geneigtheit gehabt, sich mit dem diesseits gemachten Vorschlage einverstanden zu erklären. Sobald hierüber ein allgemeines Einverständniß erzielt sein wird, werden die weiter erforderlichen Anträge an das Präsidium des Deutschen Reichstags gestellt werden.

— „Culturkampf oder Friede in Staat und Kirche" (Berlin, Julius Springer) betitelt sich die bereits seit einiger Zeit signalisirte, vielseitig mit Spannung erwartete Schrift, welche der bekannte Reichstagsabgeordnete Peter Reichensperger der Frage gewidmet hat, wie dem sogenannten „Culturkampf" ein nach beiden Seiten befriedigender Abschluß gegeben werden könne. Peter Reichensperger zählt bekanntlich nicht zu den Heißspornen der Centrumspartei, in welcher er durch maßvolle Haltung, Tiefe der Erörterung und geistvolles, feinsinniges Wesen eine, auch von den Andersdenkenden gewürdigte Stellung einnimmt. Diese Momente lassen ihn vorzugsweise als den geeigneten Mann erscheinen, mit „Friedensofferten" seiner Partei hervorzutreten. Die versöhnliche Stimmung, welche demzufolge die Schrift beherrscht, kommt schon in der Einleitung dadurch zum Ausdruck, daß der Verfasser davon absehen zu wollen erklärt, in eingehender Darstellung sich darüber zu verbreiten, was seiner Ansicht nach durch den „Culturkampf" Alles auf dem Gebiet der Kirche und Schule geschädigt worden ist. Es ist ihm „im Hinblick auf die anscheinend eingetretene kühlere Anschauung der Gegner" darum zu thun, der richtigen Erkenntniß der wahren Sachlage freie Bahn zu verschaffen und zu diesem Ende beschränkt er sich auf die Darlegung: „daß mit vollem Unrecht dem katholischen Theile die Verantwortlichkeit für den sogenannten Culturkampf auf Grund der Behauptung zugeschoben worden ist, daß er denselben durch sein Verhalten der preußischen Staatsregierung aufgedrungen habe; — daß die daraus hervorgegangene kirchenpolitische Gesetzgebung weit über die Rechtssphäre des Staates hinaus in das ihm verschlossene Gebiet des eigensten inneren Kirchenlebens hineingegriffen habe; — daß endlich der diesem Vorgehen entgegengetretene Widerstand (richtiger: leidende Gehorsam) der Bischöfe und Priester nicht blos nach der Christenlehre und der Vernunft geboten, sondern auch nach den ausdrücklichen Gesetzesbestimmungen des preußischen Staats vollkommen berechtigt war." Wir übergehen das Detail der Darlegung dieser drei Punkte, welcher sich bei allem Parteisubjectivismus die Anerkennung einer maßhaltend ruhigen und würdevollen Sprache nicht versagen läßt, und erwähnen nur noch die drei Wege, welche von dem Verfasser zu Wiederherstellung des Friedens schließlich vorgeschlagen werden. Der naturgemäßeste und unmittelbar zum Ziele führende ist seiner Ansicht nach die Wiederherstellung des früheren Rechtszustandes durch einfache Wiederaufnahme der aufgehobenen Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassungsurkunde, womit die mit letzteren in Widerspruch stehenden neueren Kirchengesetze von selbst hinfällig würden. Als ein zweiter Weg gilt ihm die Verständigung mit dem römischen Stuhle. Als letztes Mittel schlägt er die Trennung von Staat und Kirche, die von Cavour proclamirte „freie Kirche im freien Staate" vor. Von diesen drei Wegen ist wol der erste der praktisch am wenigsten wahrscheinliche, denn er würde alle die Mißstände, zu deren Beseitigung die Kirchengesetze erlassen wurden, und von denen manche auch von rechtgläubigen guten Katholiken als Mißstände erkannt worden sind, in kürzester Zeit wiederbringen. Der zweite Weg ist bereits einmal in Preußen eingeschlagen worden, vor fünfunddreißig Jahren, als die Regierung nach den Streitigkeiten mit dem Kölner und dem Posener Erzbischof ihren Frieden mit Rom machte. Viele sind der Meinung, daß

auch gegenwärtig etwas Aehnliches im Anzuge sei und erblicken ein Symptom dafür in der auffallend reservirten Haltung, welche die Centrumspartei in dieser Reichstagssession beobachtet hat; Manche sehen schon in der Person des jüngst nach vieljähriger Abwesenheit wieder in Rom erschienenen und dort anscheinend zu Gnaden aufgenommenen Cardinals Hohenlohe den präsumtiven Unterhändler. Das rationellste und sachgemäßeste Mittel wird aber der dritte Weg, die vollständige Trennung von Staat und Kirche, bleiben, welcher in seinen Consequenzen auch der evangelischen Kirche zu Statten kommen würde und auch insofern für beide Theile ohne allzu schwere Zumuthungen möglich ist, als mit seiner Einschlagung dem Dilemma betreffs Anerkennung oder Aufhebung der in den Jahren 1873 und 1874 erlassenen Kirchengesetze am leichtesten ausgewichen werden kann. Mit einer gesetzlichen Regelung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche auf der Grundlage vollständiger Trennung beider, werden nämlich diese Kirchengesetze von selbst hinfällig und das bisher von Seiten der preußischen Regierung als Vorbedingung für jeden Versuch der Verständigung gestellte Verlangen, daß die Curie und die Bischöfe zuvörderst die Kirchengesetze bedingungslos anerkennen müßten — ein Verlangen, auf welches auch nach Reichensperger's Ansicht die Curie und die Bischöfe ohne Preisgebung des innersten Wesens der katholischen Kirche schlechterdings nicht eingehen könnten — würde einfach gegenstandslos.

— Humor und Christenthum. Vortrag von Consistorialrath Sup. Dr. Meier. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1875.

So paradox dem oberflächlichen Denker ein Thema wie das obige klingen mag, so tief berechtigt ist die Mahnung, welche dasselbe an unsere Zeitgenossen richtet, den innersten Lebensgrund aufzusuchen, auf dem die Gegensätze einer falschen optimistischen und pessimistischen Weltanschauung ihre einheitliche Lösung und Versöhnung finden und das Wort Luther's zur sichtbaren Erfüllung kommt: „Man findet keinen fröhlicheren Menschen als einen gottesfürchtigen Christen." Es gehört eine ebenso große Genialität des Glaubens als Selbständigkeit des Charakters dazu, um von der Höhe der christlichen Weltanschauung herab einer so tief bewegten und gährenden Zeit, wie der unsrigen, den wahren Humor, der allein aus der Tiefe des christlichen Gemüthslebens wie der Thau aus der Morgenröthe geboren wird, als eine Lebensmacht in ihren religiösen und sittlichen Beziehungen und Wirkungen darzustellen. Denn der Humor, wie ihn eine geläuterte ästhetische Ansicht auffaßt, ist etwas ganz anderes, als nur das Product einer harmlosen Stimmung, einer heiteren Laune sanguinischen Temperaments, die über die bunte Welt der Erscheinungen dahinflattert wie der Schmetterling über die grüne Wiese, etwas anderes auch als die Satyre und Ironie, deren Element die verständige Reflexion, deren Waffen der schneidende Witz und die mit bitterem Spott die Widersprüche und Contraste des Lebens aufdeckende Kritik ist, ohne Macht jedoch, dieselben aufzulösen und zu versöhnen. „Nicht auf der kalten Denkerhöhe einer über Lust und Leid erhabenen Weisheit, nicht auf dem fetten Boden selbstgenügsamer Welt- und Culturseligkeit, die von keinen Wunden und von keinem Wehe weiß, erwächst er, — nein, Nacht muß es sein, wenn seine Sterne leuchten sollen; und in Thränen lächelnd gleicht er dem schönen siebenfarbigen Bogen, der tröstend über der dunklen Wolke steht, ein Bild des Friedens. — Diese Welt voll Widersprüche, wo Hochzeitsfreude und Todesklage so oft an einander grenzen und wo in stetem Zusammenstoß der idealen Welt mit den Sandbänken der Wirklichkeit das Große und das Kleine, die höchste Geisteserhebung und der trivialste Zufall, das Tragische und Komische sich so wunderbar begegnen — ist der Boden, auf dem sich der Humor entfaltet und tröstend und befreiend wirkt als die glückselige harmonische Stimmung, in welcher sich alle Dissonanzen dieses Lebens zu einem wohlthuenden Accord auflösen; weit entfernt vom Galgenhumor der Verzweiflung, oder von dem Humor der Skepsis, der nicht Friede und Freude ausstrahlt wie ein lichter Stern, sondern nur unheimlich leuchtet und phosphorescirt, wie das in Fäulniß begriffene Holz." — Wenn der geistvolle Verf. zunächst in diesen und ähnlichen Worten uns das Charakterbild des Humors zeichnet als einer edlen in der Anlage der menschlichen Natur begründeten Gottesgabe, die aber erst auf dem Boden der Versöhnung, auf dem Boden des Christenthums — denn der Humor der alten Welt, auch der eines Aristophanes ist doch vorwiegend Satyre — seinen hohen Schwung und seine gesunde Ausgestaltung findet, so rückt er damit seiner Aufgabe näher, nachzuweisen, wie der Humor seine rechte Heimath und seine schönste Pflegestätte auf dem Boden des deutschen Christenthums und insbesondere des lutherischen Protestantismus gefunden, weil dieser zur wahren fröhlichen siegesgewissen Lebensstimmung in Christo durch den tiefen Schmerz der Buße sich hindurchringt, während der Katholicismus bei seiner pelagianischen Verflachung des Sündenbewußtseins es nicht zum vollen innern Bruch, nicht zur Tiefe der Gegensätze, darum aber auch nicht zur vollen Versöhnung derselben kommen läßt. Daher auch die katholische Volksfrömmigkeit, die sich zwischen Lust und Buße, asketischer Strenge und sittlicher Laxheit hin und her bewegt, oft mehr den Charakter des Burlesken als des wahren Humors trägt. In scharfen Strichen und charakteristischen Zügen weist der Verf. dies aus der Culturgeschichte der germanischen und romanischen Völkerstämme nach, erinnert an die elementare Gewalt des Humors in den Dichtungen Shakespeare's, an die Denkmale des christlichen Humors in den großen Meisterwerken gothischer Baukunst mit ihren, den Sieg des Glaubens feiernden, oft wunderbar phantastischen Gestalten, sowie in den mittelalterlichen Todtentänzen, schildert den volksthümlichen und doch die Sphäre des Burlesken kaum überragenden Mutterwitz eines Ulrich Megerle und zeichnet dann in Luther den persönlichen Typus eines vom evangelischen Geiste getragenen und durchläuterten Humors, wie er gerade in den größten und entscheidendsten Momenten seines reformatorischen Berufes, in jenen weltgeschichtlichen Stunden, wo der Schmerz der Kirche, der Jammer seines Volkes und der schroffe Gegensatz der Zeit seine große Seele mit tragischer Gewalt bewegt, als der göttliche Humor einer in Gott gefeieten Seele hindurchbricht und den Sieg des Glaubens offenbart, welcher die Welt überwindet: ein Humor, der als christliche Geistesrichtung und Gemüthsstimmung auch auf einen Hans Sachs, Valentin Andreä, Paul Gerhard, Claus Harms, Matthias Claudius, Jeremias Gotthelf, ja selbst auf Hamann, den christlichen Philosophen im Narrenkleide, sowie in der bildenden Kunst auf einen Albrecht Dürer u. a. übergegangen. Wir schließen das Referat über diese ebenso für den Cultur- und Literarhistoriker als für den Aesthetiker und Psychologen lehrreichen und fesselnden Vortrag mit dem Wunsche, daß auch weitere Kreise darin den geistigen Genuß und Gewinn finden möchten, welchen er den Hörern in reichem Maße bereitet hat, und können uns nicht versagen, zur Rechtfertigung der Wahl eines solchen Themas hinzuzufügen, was der geehrte Verf. in seiner psychologischer Auffassung und Begründung desselben sagt: „Die großen bewegten Zeiten, wo die See hochgeht von gewaltigen Stürmen, sind immer die Blüthezeiten des Humors gewesen, während die laue Luft einer optimistischen selbstzufriedenen Lebensauffassung, die schwüle Mittagsluft der sogenannten glücklichen Zeiten im Leben und in der Geschichte ihn im Keime erstickt. Als im vorigen Jahrhundert ein philiströses Geschlecht im Sonnenscheine selbstgenugsamer Aufklärung durch die Rosenhecken der Liebe und Freundschaft in sehr verständiger Rührung lustwandelte einem schönen Jenseits entgegen, das bereitwillig den guten Menschen — und das waren sie

ja damals Alle — den Preis der Tugend reichte, da, in jener spießbürgerlichen und familienseligen, vaterlandslosen Zeit, die erst ein Napoleon aus ihren faulen humanistischen Träumen aufwecken mußte, hatte sich die gesunde Fröhlichkeit des rationalistisch zersetzten Volkes in nüchterne Prosa und Sentimentalität verwandelt. Da lag, mit Ausnahme weniger Oasen in der Wüste, Beides brach, der Humor wie das religiöse Leben, und Schiller rief im Nothschrei aus der entseelten vom Philistergötzen eines kalten Verstandesglaubens regierten Welt nach den „Göttern Griechenlands". — Nein, den Muth, mitten in einer Welt der Sünde und des Todes, ungezählter Seufzer und Thränen zu lächeln und mit heitrem Geiste über all den Jammer des Daseins sich zu erheben, giebt allein der Glaube, der über den Gegensätzen eine Harmonie weiß, der nicht blos an eine poetische, sondern an eine wirkliche Versöhnung glaubt und für welchen die Gegensätze des Optimismus und Pessimismus, die der Humor ästhetisch auflöst, auch religiös überwunden sind. — Nur wer die Gegensätze des christlichen Geistes und Lebens versteht, der versteht auch die Tiefen des christlichen Humors und seinen Grundaccord, den Grundton der Freude in der Erlösung."

* **Vorlagen für Ornamentmalerei, Motive aller Stylarten, von der Antike bis zur neuesten Zeit, gesammelt von Dr. Albert von Zahn, königlich sächsischem Hofrathe** 2c. **Mit einem Vorwort von Dr. Ludwig Gruner, Prof. an der königlichen Kunstakademie, Director der königlichen Kupferstichsammlung zu Dresden. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Elisabeth Hübler. 4 Hefte. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung.** Wir erhalten hier ein Vermächtniß des sowol für die Kunstwissenschaft im Allgemeinen wie besonders für unser engeres Vaterland, dem er vorzugsweise seine Kräfte gewidmet, leider zu früh verstorbenen Hofrathes Dr. Albert von Zahn, das angethan ist, demselben zu seinen zahlreichen Freunden, und wir können wol mit nicht geringerer Berechtigung auch sagen, zu seinen vielen Verehrerinnen neue Genossen zu erwerben. Ein besonderes Verdienst v. Zahn's ist es, die Kunst nicht nur dem weiblichen Geschlechte näher gebracht und den Sinn für dieselbe geweckt, sondern auch dasselbe zu Selbstthätigkeit mehr angeregt und angehalten zu haben, und zwar nicht zu jenen beliebten Spielereien in der Kunst, sondern zu einer denkenden und empfindenden Thätigkeit. Hierzu das Ornament zu wählen, war pädagogisch wie künstlerisch ein gleich glücklicher Griff, indem die Entwickelung des Schönheitsideales nirgends so klar, deutlich und einfach zu Tage tritt, als in dem zunächst mit der Architektur und was mit ihr zusammenhängt, innig verbundenen Ornamente, dann aber auch, indem keine Kunstform für den Laien so leicht auszuführen ist, als eben diese. Daß Dr. von Zahn besonders geeignet und durch seine Erfahrungen vorzugsweise berufen war, einen solchen Leitfaden zur Veredelung und zweckmäßigen Anwendung der Ornamentik des Kunstgewerbes zusammen zu stellen und dem Publicum darzubieten, ist allgemein anerkannt. Er hat es mehrfach und namentlich durch die Begründung der Vorbildersammlung für Kunstgewerbe in Leipzig thätlich bewiesen, welche gründliche Studien im Fache der Ornamentik ihm zur Seite standen und wie er mit seinem geläuterten Geschmack nicht verfehlt haben würde, die beabsichtigten Verbesserungen und Fortschritte anzubahnen. Leider aber sollte er die Ausführung des wesentlichsten Theiles der auf diesem Gebiete ihm gewordenen Aufgabe, die Erweiterung und Fortführung der Schule für Modelliren, Ornament- und Musterzeichnen in Dresden, wozu er eben noch den allerhöchsten Auftrag erhalten hatte, nicht erleben. Das gegenwärtige Werk wurde zwar in seinem ganzen Umfange von Dr. von Zahn entworfen, aber es war ihm nicht vergönnt, das Werk, zu welchem er so berufen war, in seiner Vollendung zu sehen, doch ist es durch Elisabeth Hübler im Geiste seines Urhebers weiter und zu Ende geführt worden, so daß wir nun in dem Ganzen ein werthvolles Hilfsmittel für den Unterricht besitzen, welches zum Theil die sehr kostbaren und theueren Werke über diesen Gegenstand entbehrlich macht, indem es in seiner Gesammtheit einen Ueberblick gewährt über die Entwickelung und fortschreitende Veränderung des Ornamentes, von der Antike bis zur Neuzeit. Der Inhalt jeder Tafel ist an eine ganz bestimmte Zeit oder Stylform gebunden, vom Verfasser mit der ihm in so hohem Grade eignen Klarheit und Sicherheit auf kunstgeschichtlichem Gebiete sorgfältig ausgewählt. In demselben Maße, wie der Verfasser bemüht gewesen ist, ein durch und durch gediegenes Werk zu liefern, ist auch die Ausführung eine überaus gelungene, welche der lithographischen Anstalt von J. G. Bach in Leipzig alle Ehre macht. Die Blätter sind mit einer Sauberkeit und Sorgfalt ausgeführt, daß alle und selbst die kleinsten Einzelheiten bis in die feinsten Details scharf hervortreten und nichts zu wünschen übrig lassen. Der „häuslichen Kunst" und namentlich den weiblichen Kunstjüngern ist durch das Werk von Zahn's ein ebenso anziehendes wie brauchbares Hilfsmittel geboten, für dessen Veröffentlichung der Verlagshandlung sicher der Dank aller derer gebührt, die künstlerischen Uebungen huldigen.

Neues Theater. Der Abend des 10. Februar brachte uns drei Novitäten: „Im Traum", Lustspiel in 2 Acten nach einem Novellenmotiv frei bearbeitet von Wilhelm Anthony; „Der Besuch im Carcer", Humoreske in 1 Act von Ernst Eckstein, und endlich den einactigen Schwank „In Hemdärmeln" von A. Günther.

Das sehr beifällig aufgenommene Lustspiel „Im Traum" von Anthony ist insofern als ein Sololustspiel zu bezeichnen, als es seine ganze Wirkung lediglich der Figur des Victor v. Dillen zu danken hat; das Drum und Dran ist nur seinetwegen da. Die eigentliche Handlung müssen wir aus dem Spiel lassen, denn sonst würde der Dichter das Spiel verlieren. Es ist komisch, was in diesem „Traum" Alles zusammengeträumt wird. Die junge Sidonie, Nichte des Präsidenten v. Stock, stellt sich uns als eine somnambule Träumerin vor, welche zunächst das Portrait ihres Zukünftigen mit photographischer Treue wiederholt im Traume gesehen hat. Sie liefert ihrem Onkel eine genaue Beschreibung des Jünglings, in welchem der Präsident einen seiner Referendare erkennt. Der paßt aber dem lieben Onkel nicht und so bittet er unter einem Vorwand den Herrn v. Dillen, der als „Reisender im Traum" fungirt, daß er die Güte haben möge, die Rolle jenes Referendars zu spielen. Dillen hat natürlich kein Glück bei Sidonie, welche gleich an ihm den dunklen Vollbart vermißt. Später trifft Sidonie im Hause ihrer Freundin Johanna von Volkenhain den wirklichen Referendar, bei dessen Anblick sie freudig ausruft: „Ha, mein Traumritter!" Der Referendar hat aber Ursache, sich seinem Dornröschen unter anderm Namen vorzustellen und der humoristischen Abwechselung halber geschieht dies unter dem Namen des „Reisenden im Traum". Aber Sidonie läßt sich nicht irre machen, sie weiß, was sie von ihrer Traumkunst zu halten hat. Um so weniger kann ihr also der schöne Traumritter entgehen, der am Ende ein offnes Geständniß ablegt, damit Alles in Ordnung kommt. Wie man sieht, ist die Fabel äußerst schwach. Den nöthigen Halt gewinnt die Komödie aber in der originellen Figur des Victor von Dillen, deren drastische Zeichnung dem Darsteller Gelegenheit bietet, eine entschiedene Wirkung damit zu erzielen. Herr Link wußte seinen Ritterpflichten gegen den Autor in bester Form zu entsprechen.

Die Humoreske „Der Besuch im Carcer" von Eckstein erscheint mir in ihrer bekannten ursprünglichen Gestalt un-

gleich frischer und natürlicher als in ihrer theatralischen Umwandlung, die nur auf gewaltsamem Wege möglich war. Ein lustiger Schmetterling ist hier gewissermaßen zu einer Raupe geworden.

Der Schwank „In Hemdärmeln“ von A. Günther bildet eine Reihe von ausgelassenen Purzelbäumen, welche vorzugsweise der Schriftsteller Otto Feldner zu schlagen hat. Herr Klein entledigte sich dieser Aufgabe nicht ohne Laune.

Dr. Wilhelm Buchholz.

Nochmals Dr. Paul Schuster's „Perpetua“*).

Daß mit der Festvorstellung zum Besten des Fonds für das Siegesdenkmal ein Trauerspiel wie „Perpetua“ von Paul Schuster nicht abgethan sein konnte, dafür leistet die gute Exposition, die bis zur Katastrophe hin schnell fortschreitende und interessirende Handlung, die dramatische Einheit der Zeit und des Ortes, die meist geschickte Zeichnung der Charaktere, die versgewandte, einfache, aber dabei gediegene und edle Sprache des Stückes sichere Bürgschaft. So steht „Perpetua“ seit dem 8. Februar auf dem Repertoir des Leipziger Stadttheaters und durch die Aufnahme, welche es bei seiner Aufführung am gedachten Tage gefunden hat, ist ihm der Weg durch Deutschland bereitet. In unserer Zeit des „Millionenschwindels“ und der Reclame, welche leider auch die Kunst bereits stark inficirt hat, ist diese „Perpetua“ in ihrer schönen Einfachheit eine dem Herzen überaus wohlthuende Dichtung: man muß ihr nur ein empfängliches Herz entgegenbringen. Nichts ist an und in ihr Schein, Alles Wesen. Daß Jeder, welchen die Muse bei seiner Geburt „lächelnd angeblickt“, es so redlich mit der Kunst meinte, wie der an den classischen Mustern gebildete, hochbegabte, wissensreiche und bescheidene Dichter der „Perpetua“!

Die vielen bereits publicirten Kritiken und Referate sind dem Stücke meistens zugethan, und nicht schwer würde es sein, darzuthun, daß die demselben angeblich inhärirenden Mängel theils sich nicht darin finden, theils unerhebliche Kleinigkeiten sind. Genug! Es folgen dem verdienten Dichter Vieler aufrichtige Wünsche für sein weiteres Schaffen auf dem Gebiete des Dramas nach — und Platen's Worte am Schlusse der „verhängnißvollen Gabel“:

> „Uebersieht huldreich die Gebrechen am Stück, laßt Euch durch's Gute bestechen,
> Man liebt ein Gedicht, wie den Freund man liebt, ihn selbst mit seinen Gebrechen“

mögen auch für Diejenigen geschrieben sein, welche in Ausübung ihres Kritikeramtes mit nachsichtsloser Strenge mit dem Stücke ins Gericht gehen.

Die Titelrolle und die des „Titus“ waren, wie bei der Festvorstellung im Alten Hause, in den Händen des Fräulein Ellmenreich und des Herrn Trotz. Wußte Fräulein Ellmenreich ihre „Perpetua“ abermals zu einer allenthalben künstlerischen Leistung zu gestalten: so blieb Herr Trotz hinter seiner früheren braven Darstellung vielfach zurück. Herr Trotz recitirte durchweg im Prestotempo und ward dadurch oft ganz unverständlich. In dem Statthalter der Provinz Afrika C. Cassius Longinus hat der Dichter eine überaus gelungene Verkörperung des Geistes des strengen römischen Rechtes und römischer Staatsphilosophie geschaffen. Mit voller Hingabe und feinem Verstande wußte Herr Klein dem Dichter gerecht zu werden. Recht wacker brachte der immer pflichtgetreue Herr Hänseler den P. Cornelius Lentulus zur Geltung. Mit tiefer Empfindung spielte er die Kerkerscene. Die treue Sclavin Felicitas und der Centurio Basilides (Fräulein Schwarzenberg und Herr Gitt) griffen gut in die Handlung ein und blieben maßvoll in den engen Grenzen ihrer Rollen. Die Massenscenen boten höchst belebte Bilder. Am Schlusse der Vorstellung ehrten laute Hervorrufe den Dichter und die Hauptdarsteller.

Dr. Th. Distel.

*) Dieselben Gründe, welche uns bestimmten, Hans Marbach's „Lorenzino von Medici“ von verschiedenen Standpunkten besprechen zu lassen, lassen die Gewährung gleicher Vergünstigung auch Paul Schuster's „Perpetua“ gegenüber am Platze erscheinen. D. R.

Schwerin, Ende Januar. **Theater und Musik.** Daß die deutsche dramatische Literatur unserer Tage so wenig Werthvolles oder nur dauernd Erfolgreiches hervorbringt, ist eine um so auffallendere Erscheinung, als in einem Fernhalten unserer Dichter von der Bühne der Grund nicht zu suchen ist. Vielmehr übt die Bühnenlampe auf Schriftsteller, die auf anderen Gebieten der Poesie einigen Ruf erworben, durchweg dieselbe fascinirende Wirkung, wie das Lampenlicht auf die summenden Mücken — doch gelte das Bild nur von der Anziehungskraft, nicht von dem Untergang. Unter diesen Umständen fehlt es an Berechtigung, den Werth eines Bühnen-Repertoirs nach der Anzahl der aufgeführten Novitäten zu bemessen, und wenn auf dem hiesigen Hoftheater seit meinem letzten Berichte (in Nr. 101 der Wissenschaftlichen Beilage von 1875), also seit anderthalb Monaten, nur eine Novität im ernsten Genre, und auch diese fremdländischen Ursprungs, in Scene gegangen ist, so nehmen wir lediglich Notiz davon, ohne es zu einem Gegenstande des Tadels zu machen. Diese Neuigkeit war das vieractige Schauspiel des norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson „Ein Fallissement“, das um die Mitte dieses Monats zwei Aufführungen erlebte; die dritte steht nahe bevor. Ueber die Mißstände unserer Schwindelperiode durch einen poetischen Läuterungsproceß hinauszuführen, zwecks Besserung der Zustände die Nothwendigkeit der Besserung der Menschen nachzuweisen und durch dichterisches Leben, durch das zündende Wort manche zur Zeit mißliebige Lehre in den erregten Gemüthern der Zuschauer zur Annahme zu bringen — das ist eine würdige Aufgabe für das bürgerliche Drama, und das Björnson'sche Schauspiel leistet dies. Der Inhalt ist wol keinem Leser d. Bl. unbekannt; sind doch selbst technisch-kaufmännische Erörterungen über Fallissement oder nur Vermögens-Insufficienz durch die Blätter gegangen. In der Besetzung trat besonders wirkungsreich Herr Drude als Advocat Berent hervor, nächstdem Herr Schneider als Sannäs und Fräulein v. Ernest als Walburg Tjälde. Die übrigen Mitglieder der Tjälde'schen Familie waren bei Herrn Schnabel und den Fräulein Gollmann und Becker ziemlich gut untergebracht. Bei dem nicht sehr zahlreichen Publicum verfehlte das Stück seine Wirkung nicht. — In der Reihe der Abonnements-Concerte sind wir um zwei weitergerückt. Am 18. December v. J. fand zur Nachfeier des Geburtstages Beethoven's das zweite Concert statt. Das dritte der Abonnements-Concerte (am 8. Januar) führte uns einen der Geigen-Heroen vor, Herrn Wieniawski aus St. Petersburg (Brüssel). In seinem Spiel vereinigte sich der höchste Grad technischer Fertigkeit mit der zartesten Empfindung. Reichster Beifall lohnte dem Künstler. Einige Tage vorher gaben Kammersänger Hill und Hofcapellmeister Schmitt ein Wohlthätigkeits-Concert, um zur Linderung der Noth der von der Bremerhavener Explosion betroffenen Familien mitzuwirken. Dasselbe hatte reichen Erfolg für seinen Zweck und bot ebenso reichen Genuß den Verehrern des Hill'schen Liedervortrags. Die in Nr. 101 erwähnte Sternberg'sche Musikschule ist ins Leben getreten. Die Zöglinge sollen halbjährlich bei beschränkter Oeffentlichkeit geprüft werden. In die zu diesem Zwecke gebildete Prüfungs-Commission sind auf Ersuchen des Herrn Sternberg eingetreten der Hoftheater-Intendant Baron v. Wolzogen, die Hofcapellmeister Kücken und Schmitt, der Hofconcertmeister Zahn und der Kammersänger Hill.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 14. Donnerstag, den 17. Februar. 1876.

Die Denkwürdigkeiten der Prinzessin Felix zu Salm-Salm. (1862—1872.)

II. Mexico.

(Fortsetzung.)

„Als ich mit Baron Magnus beim Kaiser war und der Fluchtplan erwähnt wurde, erklärte ihn der Baron für Unsinn, und daß es jetzt noch durchaus unnütz sei, an solch' ein gewagtes Unternehmen zu denken. Er schien großes Vertrauen in Unterhandlungen zu haben und zu glauben, daß noch immer Zeit genug zur Flucht bleibe, die auch gegen die kaiserliche Würde zu verstoßen schien. Geld zu diesem Zwecke indessen schien dem Baron ein Gegenstand von sehr geringer Wichtigkeit, und er nahm den Mund so voll, daß man hätte glauben sollen, er könne nöthigenfalls genug anschaffen, um die ganze Garnison zu bestechen.

„Escobedo schien auch durch den Gedanken an das Geld beunruhigt, welches, wie es hieß, der Kaiser zur Verfügung habe, denn man hatte ausgesprengt, daß die Repräsentanten ungeheure Summen mitgebracht hätten. Da nun der General die mexicanische Schwachheit sehr wohl kannte, so hielt er es für gut, Maßregeln zu ergreifen. Er trennte alle anderen Gefangenen vom Kaiser, Miramon und Mejia und verdreifachte die Wachen. Er gab auch den Befehl, daß jeder Gefangene, der einen Fluchtversuch mache, augenblicklich erschossen werden solle. Vor der Ankunft der Gesandten war es leicht, Erlaubniß zu erhalten, zum Kaiser zu gehen, aber nun mußte ich, wie auch alle Gesandten, immer erst nach einer speciellen Erlaubniß schicken.

„Die österreichische und belgische Regierung müssen es besser wissen als ich, ob ihre Repräsentanten nach den ihnen gegebenen Instructionen handelten; allein den Mexicanern und selbst uns erschien ihr Betragen außerordentlich und nichts weniger als bewunderswerth.

„Als die französischen Truppen das Land verließen, hatten sie schon der Sache des Kaisers viel geschadet durch ihre Circulaire, wodurch sie den fremden Truppen, die bei ihm bleiben wollten, Mißtrauen einflößten, und nun benahmen sie sich und schwatzten, als ob sie ganz und gar auf der Seite seiner Feinde wären.

„Man hat mir gesagt, daß der österreichische Geschäftsträger und sein Secretair das thaten, „um dem Kaiser besser zu dienen", allein ich muß gestehen, daß mir das eine sehr seltsame und unbegreifliche Politik schien.

„Herr Hoorickx, der belgische Geschäftsträger, ging in dieser Politik so weit, daß er öffentlich und in der Gegenwart von General Escobedo und seinem Stabe von dem Kaiser in den unpassendsten Ausdrücken redete. Er nannte ihn, was ungefähr einem „dummen Kerl" gleichkommt und sagte, daß die Regierung der Liberalen vollkommen Recht habe, wenn sie ihn todtschieße. Escobedo und die meisten Herren seines Stabes leben noch, die Wahrheit meiner Aussage zu bestätigen.

„Herr Curtopassi, der italienische Geschäftsträger, benahm sich viel besser als der österreichische oder belgische. Er versuchte wenigstens dem Kaiser zu nützen, und wenn es ihm nicht gelang, so war es nur, weil er mit Versprechungen, anstatt mit baarem Gelde operirte.

„Er wandte sich an den mexicanischen Arzt, der den Kaiser zu besuchen hatte, Herrn Riva de Nigra, und versprach ihm zehntausend Dollars, wenn er es so einrichten wolle, daß der Kaiser in ein Privathaus gebracht werde, worauf wir schon längst hingearbeitet hatten, wie ich bereits mittheilte. Wir wünschten das, weil eine Flucht aus einem Privathaus weit leichter zu bewerkstelligen war als von da, wo er nun war.

„Der Doctor, der wahrscheinlich einigen Hundert Unzen in Gold nicht widerstanden haben würde, traute Versprechungen nicht und hielt es für vortheilhafter, Escobedo den ihm gemachten Antrag mitzutheilen. Da der Wunsch an und für sich so unschuldig schien und vorher geäußert worden war, so nahm Escobedo keine weitere Notiz davon, aber das Anerbieten einer so bedeutenden Summe dafür machte ihn mißtrauisch.

„Ich verstand damals nicht viel von der Wichtigkeit von Geschäftsträgern, und den Mexicanern erging es ebenso; aber ich weiß bestimmt, daß ihre Prätensionen und ihr ziemlich hochfahrendes Wesen und Ton die Letzteren ärgerlich machte. Ich war auf freundlichem Fuße mit dem ganzen Stab Escobedo's und hörte von den Herren desselben manche Dinge, welche sie Andern nicht gesagt haben würden. Meine Anhänglichkeit an den Kaiser und mein Eifer in seiner Sache gefiel ihnen eher und ich bin versichert, daß die meisten von ihnen mir wenigstens innerlich Erfolg wünschten, wenn sie das auch nicht laut äußerten. Von ihnen hörte ich, daß die Scene sich nun ihrem Schlusse nähere, daß die Gesandten nicht das Allergeringste vermöchten und daß ihre Einmischung nicht das geringste Gute bewirke. Das Einzige, was den Kaiser retten könne, sei Flucht; dies wurde mir von mehr als Einem ins Ohr geflüstert.

„Ich sprach sehr ernstlich mit dem Kaiser; allein es schien mir, als habe das große Vertrauen der Gesandten ihn ebenfalls beeinflußt, besonders die Meinung des Barons Magnus — und das ist der Grund, weshalb ich stets eine Art von Zorn gegen den Baron behalten habe, — welcher meine Besorgnisse als die einer furchtsamen Frau darstellte, und daß er nun seine Lage als weniger düster betrachtete, wie vor ihrer Ankunft. Da er indessen meine Aufrichtigkeit und meinen guten Willen nicht bezweifeln konnte und einiges Zutrauen in mein gesundes Urtheil und meine Beobachtungsgabe hatte, so hörte er wenigstens auf meine Vorschläge.

„Schon lange vorher hatte ich ihm die Nothwendigkeit dargelegt, eine Flucht nicht mit untergeordneten Officieren, sondern mit den höchsten im Commando zu unterhandeln.

Einen von ihnen hatte ich bereits gewonnen; er hatte den Oberbefehl über alle Wachen der Stadt; aber Oberst Palacios, welcher den Oberbefehl über das Gefängniß selbst hatte, mußte gewonnen werden. Zu diesem Zwecke brauchte ich vom Kaiser einhunderttausend Dollars in Gold, welche in die Bank des Herrn Rubio placirt werden sollten und auf welche ich nach Bedürfniß ziehen konnte. Dieses, sagte ich, sei das wesentlichste Erforderniß in Verhandlungen mit Amerikanern.

„Der Kaiser erwiderte, daß Geld die geringste Sorge in der Sache sei, denn Baron Magnus und die andern Gesandten hätten ihn versichert, daß ihm so viel er nur wolle zu Diensten stehe. Sonderbar! am Ende jedes Wortes dieser Herren hing eine Goldunze, allein an ihren Fingerspitzen nicht ein elender Dollar! Es ist wirklich zu entschuldigen, wenn ich ungeduldig und empört bin, denn dieser lumpige Geiz mordete den Kaiser.

„Baron Magnus war unglücklicherweise nach San Luis Potosi gegangen. Die beiden Anwälte dort hatten ihm telegraphirt und man glaubte, daß es ihm gelingen würde, ein Abkommen mit der Regierung zu treffen. Der Kaiser war sehr gegen seine Abreise, wie er mir selbst in Gegenwart des Dr. Basch sagte, denn er hatte noch mehr Zutrauen in Magnus, als in irgend einen der andern Gesandten.

„Ich erklärte dem Kaiser, daß ich ohne Geld nichts thun könne, und er schickte nach Baron Lago, dem österreichischen Geschäftsträger, der sich seit zwei Tagen nicht in seine Nähe gewagt hatte. Ich glaube, der gute Baron gehörte zu dem großen Stamm, den man in Deutschland „Hasenfüße" nennt. Er war der Ansicht gewesen, daß der Kaiser nicht erschossen werden würde und behandelte meine Befürchtungen ebenfalls als die Einbildungen einer geängstigten Frau; aber seit einiger Zeit war er ziemlich kleinlaut geworden und befürchtete, daß diese Spitzbuben von Republicanern nicht nur den Kaiser erschießen würden, sondern am Ende gar den allerheiligsten Repräsentanten von dessen kaiserlichem Bruder von Oesterreich!

„Der Kaiser war wirklich sehr verlassen und fühlte sich so, und als ich ihm sagte, daß alle gefangenen Obersten fortgeschickt werden sollten und mein Mann mit ihnen, und daß ich ihnen würde folgen müssen, wurde er sehr aufgeregt und sagte: „Sie sind die einzige Person, die wirklich etwas für mich gethan hat. Wenn Sie gehen, dann bin ich gänzlich verlassen." Demzufolge wurde zwischen mir und meinem Manne abgemacht, daß er nun sein Generalspatent vorzeigen solle, was er bis dahin nicht gethan hatte, da es hieß, daß alle Generale erschossen werden sollten. Damit hatte er natürlich keine Eile.

„Es kam der Tag, welcher für das Gericht über den Kaiser, Miramon und Mejia festgesetzt war. Dasselbe wurde im Theater gehalten, welches zu dem Zwecke wie für ein Fest decorirt war. Es war ein widerwärtiger Gedanke für mich, daß der Kaiser, schwach und krank wie er war, dort zur Schau gestellt werden sollte! Als ich ihn daher am Abend vor der Gerichtsverhandlung sah, versuchte ich ihn zu überreden, nicht zu gehen, und lieber am Morgen etwas einzunehmen, was ihn für den Augenblick anscheinend kränker machte, als er wirklich war. Die Idee, im Theater zu erscheinen, gefiel ihm ebenfalls nicht; allein er befürchtete, daß man ihn zwingen werde, zu gehen. Darüber konnte ich ihn indessen beruhigen, da ich vorher mit Oberst Villanueva geredet hatte, welcher diese Art der Aushilfe anrieth.

„Als ich am nächsten Morgen um neun Uhr bei dem Kapuzinerkloster ankam, gingen die Gefangenen eben hinaus und mein Herz schlug heftig, denn ich fürchtete den Kaiser ebenfalls zu sehen; allein er kam nicht. General Miramon sah so heiter aus, als gehe er zu einem Ball, aber der arme Mejia sah sehr niedergeschlagen aus.

„Mein Mann hatte einen Brief an den Kaiser geschrieben, den ich demselben übergab und in welchem er ihn anflehte, keine Zeit mit Hingabe auf täuschende Hoffnungen zu verlieren, sondern sich für unmittelbare Flucht vorzubereiten, wozu der Plan ebenfalls im Briefe enthalten war.

„Ich sagte nun dem Kaiser, daß ich Alles mit Oberst Villanueva arrangirt habe, der ihn aus dem Gefängniß führen solle, wo eine Escorte von hundert Mann bereit sein werde, ihn nach der Sierra Gorda und von dort an die Küste zu bringen. Der Kaiser bestand darauf, daß ich ihm mit Dr. Basch zu Pferde dicht auf dem Fuße folgen solle. Er befürchtete, verrathen und ermordet zu werden und glaubte, daß die Gegenwart einer Dame eine Art von Schutz gegen eine solche scheußliche That sein würde.

„Villanueva hatte mir indessen erklärt, daß ohne Palacios nichts geschehen könne, der stets drei Posten im Gefängniß habe, welche die ganze Nacht vor dem Zimmer des Kaisers auf- und abgingen. Ich sagte es dem Kaiser, und daß ich mich verbindlich gemacht hätte, ihn zu gewinnen, aber daß ich zu diesem Zwecke Geld brauche.

„Der Kaiser sah nun endlich seine Lage in ihrem richtigen Lichte und bedauerte, daß er so viel kostbare Zeit verschwendet hatte. Unglücklicherweise hatte er kein Geld, allein er sagte, er wolle dafür sorgen und wenigstens fünftausend Dollars in Gold haben, welche ich brauchte, um sie entweder Palacios zur Vertheilung an die Soldaten zu geben, oder sie selbst zu vertheilen.

„Als ich wieder zum Kaiser kam, war er in Verzweiflung, denn er konnte das Geld nicht anschaffen, welches nöthig war, die beiden Obersten zu bestechen; allein er wollte mir zwei von ihm selbst unterzeichnete Wechsel auf die kaiserliche Familie geben, jeden zu hunderttausend Dollars. Die fünftausend Dollars indessen könne er mir doch nicht vor neun Uhr Abends schicken.

„Ich hatte noch keinen Versuch gemacht, Palacios zu bestechen, und es war zwischen mir und Villanueva verabredet worden, daß ich das Gefängniß um acht Uhr verlassen und Palacios bitten solle, mich nach Hause zu begleiten, wo ich ihn bis zehn Uhr festhalten wollte. Ich wohnte zu jener Zeit nicht im Hotel, sondern in einem Privathause, welches Madame Pepita Vicentio gehörte, der Wittwe eines Herrn von unserer Partei, der während der Belagerung gestorben war. Die alte Dame war außerordentlich gut gegen unsere Gefangenen und unternahm, für fünfzehn derselben die ganze Zeit hindurch zu sorgen. General Echegaray wohnte in demselben Hause.

„Am Nachmittag hatte ich eine sehr lange Unterhaltung mit dem Kaiser. Er sprach mit mir von seiner Familie und seiner Stellung zu derselben und was er zu thun beabsichtigte, wenn er nach Europa käme. Er sprach auch mit großer Liebe von seiner Mutter und bat mich, ihr das zu sagen. Ich war außerordentlich traurig, denn ich hatte das Gefühl, daß ich ihn zum letzten Mal sah.

„Als es beinahe acht Uhr war, gab mir der Kaiser seinen Siegelring. Gelang es mir mit Palacios, so sollte ich den Ring als ein Zeichen zurücksenden. Darauf ging ich schweren Herzens und angsterfüllt, denn ich hatte vor mir eine Aufgabe von der allerhöchsten Wichtigkeit, die ich mit sehr unzulänglichen Mitteln erfüllen sollte — zwei Stückchen Papier, deren Meinung die Person, mit der ich zu thun hatte, kaum verstand.

„Oberst Palacios war ein Indianer ohne Bildung, der kaum lesen und schreiben konnte. Er war ein tapferer Soldat, hatte sich ausgezeichnet und das Vertrauen seiner Vorgesetzten gewonnen, die ihn als eine Art von Provost-Marshal gebrauchten, welcher die militairischen Executionen zu überwachen hatte. Er hatte eine junge Frau, die ihm eben erst das erste Kind geschenkt hatte, welches dem Vater über Alles ging, und da er arm war, so hoffte ich, daß die Sorge für

die Zukunft dieses Kindes ihn veranlassen möchte, auf meinen Vorschlag einzugehen.

„Der Oberst begleitete mich nach Hause. Ich lud ihn ein, in den Salon zu treten. Er folgte und ich fing an, von dem Kaiser zu reden, um zu erforschen, wie er in Bezug auf ihn denke, und ob Hoffnung auf Erfolg vorhanden sei. Er sagte, daß er ein großer Feind des Kaisers gewesen sei; nachdem er jedoch so lange um ihn gewesen und gesehen habe, wie gut und edel er sich in seinem Unglück benehme, nachdem er in seine schönen, melancholischen blauen Augen geblickt, fühle er die größte Theilnahme, wenn nicht Liebe und Bewunderung für ihn.

„Nach dieser einleitenden Unterhaltung, die etwa zwanzig Minuten währte, kam ich mit zitterndem Herzen zur Sache. Es war ein höchst spannender Augenblick, an welchem in der That Leben und Tod eines edeln, guten Mannes hing, der mein Freund und mein Kaiser war. Ich sagte, daß ich ihm etwas mitzutheilen habe, was für uns Beide von höchster Wichtigkeit sei; aber ehe ich es thue, müsse ich ihn fragen, ob er mir als Officier und Gentleman sein Ehrenwort geben und bei dem Leben seines Weibes und Kindes schwören wolle, Niemand mitzutheilen, was ich ihm anvertrauen wolle, selbst wenn er meine Vorschläge verwerfe. Er gab mir sein Ehrenwort und schwur feierlichst bei dem Leben seines Weibes und Kindes, die er über Alles in der Welt liebe.

„Darauf sagte ich ihm, ich wisse bestimmt, daß der Kaiser zum Tode verurtheilt und daß er sicher erschossen werden würde, wenn er nicht entfliehe. Ich hätte dazu Alles mit Anderen vorbereitet, und daß die Flucht in dieser Nacht stattfinden werde, wenn er nur einwillige, für zehn Minuten die Augen zudrücken zu wollen. Ohne das könne nichts geschehen; wir seien gänzlich in seinen Händen und von ihm hänge das Leben des Kaisers ab. Getrieben von der Nothwendigkeit, müsse ich deutlich mit ihm reden. Ich wisse, daß er ein armer Mann sei. Er habe Weib und Kind, und deren Zukunft sei unbestimmt. Es biete sich jetzt eine seltene Gelegenheit, ihnen ein gutes Einkommen zu verschaffen. Ich böte ihm hier eine Anweisung des Kaisers auf einhunderttausend Dollars in Gold, welche von der kaiserlich österreichischen Familie bezahlt werden würden, und fünftausend Dollars für die Soldaten, die ich sogleich erhalten würde. Was ich ihm anbiete, sei nichts gegen seine Ehre, da er, indem er es annehme, seinem Vaterlande am besten diene. Der Tod des Kaisers würde alle Welt gegen dasselbe zu den Waffen rufen; allein wenn der Kaiser entfliehe, würde er das Land verlassen und keine europäische Macht würde sich jemals in dessen Angelegenheiten mischen. Ich sagte noch Vieles mehr, was er aufmerksam mit anhörte, und ich sah an den Veränderungen in seinem Gesicht, daß er einen harten Kampf mit sich kämpfte.

„Endlich redete er. Er legte die Hand auf sein Herz und sagte, daß er wirklich die größte Theilnahme für Maximilian fühle, daß er wirklich es für das Beste für Mexico halte, wenn man ihn entfliehen lasse; allein er könne über einen so wichtigen Schritt sich nicht in fünf Minuten entschließen. Wenn er es thäte, so könne er die Anweisung nicht annehmen. Er nahm sie indessen in seine Hand und betrachtete sie mit Neugierde. Der Indianer konnte wahrscheinlich nicht fassen, daß in diesem Stückchen bekritzelten Papier ein Leben des Ueberflusses für sein Weib und sein Kind enthalten sein sollte. Ein Beutel voll Gold würde überzeugender gewirkt haben.

„Er gab mir den Wechsel zurück, bemerkend, daß er ihn nicht annehmen könne. Er wolle es sich in der Nacht überlegen und mir am Morgen seinen Entschluß mittheilen. Ich zeigte ihm den Siegelring des Kaisers, sagte ihm, was er bedeute und bat ihn, denselben anzunehmen und ihn dem Kaiser heute Nacht zurückzugeben. Er nahm ihn und steckte ihn an seinen Finger; aber nach einer Weile zog er ihn wieder ab und sagte, daß er ihn nicht annehmen könne. Er müsse sich die Sache überlegen. Er wurde verwirrt und sprach von seiner Ehre, von seiner Frau und seinem Kinde.

„Nun, Oberst", sagte ich, „ich sehe, Sie sind nicht in der Stimmung. Ueberlegen Sie es sich und erinnern Sie sich an Ihr Ehrenwort und an Ihren Schwur. Sie wissen, daß ohne Sie nichts geschehen kann, und wenn Sie mich verrathen, würde es nichts nützen."

„Oberst Villanueva kam zu sehen, wie die Sachen ständen, doch ohne zu verrathen, daß er im Geheimniß sei. Gleich nach ihm kam Dr. Basch, gesandt vom Kaiser, doch ohne Geld; und Palacios verließ mich gegen zehn Uhr, ohne daß ich wußte, ob ich hoffen dürfe oder nicht, doch eher geneigt, zu hoffen. Ich sagte Dr. Basch, ich glaube, daß Alles gut gehen werde, doch daß ich vor dem Morgen nichts Bestimmtes sagen könne.

„In Bezug auf die zwei Wechsel, welche mir der Kaiser gab, muß ich einen Umstand erwähnen, welcher den Charakter des österreichischen Ministers Baron Lago illustrirt. Der Kaiser hatte gewünscht, daß die zwei Wechsel von den fremden Gesandten mit unterzeichnet würden, besonders von dem von Oesterreich, da sie so freigebig mit Geldversprechungen gewesen waren. Dr. Basch war mit diesem Auftrage betraut worden. Als er in das Zimmer kam und sein Anliegen vorbrachte, vergaß Baron Lago seine diplomatische Würde gänzlich, sprang im Zimmer umher wie ein von Jimmy verfolgtes Kaninchen, raufte sich das Haar und schrie erbärmlich: „Wir können nicht unterzeichnen; wenn wir es thun, werden wir Alle gehängt!" — Die anderen gegenwärtigen Gesandten remonstrirten ebenfalls, doch nicht in so unwürdiger Weise, und Baron Lago, dessen Unterschrift bereits unter den Wechseln stand, denn er hatte sie in Gegenwart des Kaisers unterzeichnet, gewann Muth durch die Feigheit seiner Collegen, ergriff entschlossen eine Scheere und schnitt seine Unterschrift ab!

„Als Dr. Basch aus meinem Hause nach der Unterredung mit Palacios zurückkehrte und dem Kaiser mittheilte, was er von mir gehört hatte, schien der Letztere zu fürchten, daß man mir die beiden Wechsel abschwindeln möchte, die präsentirt werden könnten, nachdem man ihn erschossen habe. Er befahl daher dem Doctor, mir am nächsten Morgen das folgende, eigenhändig geschriebene Papier zu bringen, welches ich hier als Autograph mittheilen will:

Queretaro, 13 de Junio 1867.

Las dos libranzas à cien mil pesos que firmé hoy para los Coroneles Palacios y Villanueva y que debere ser pagados por la Casa y familia Imperial de Austria en Viena, no son validas que al dia de mi completa salvacion debida à los submencionados Coroneles.

Maximiliano.

Queretaro, 13. Juni 1867.

Die beiden Wechsel von einhunderttausend Pesos jeder, welche ich heute für die Obersten Palacios und Villanueva unterzeichnete und die von dem Hause und der kaiserlichen Familie von Oesterreich in Wien zu zahlen sind, sind nur giltig von dem Tage, wenn ich durch die obengenannten Obersten meine volle Freiheit erlangt haben werde.

Maximilian.

„Oberst Palacios scheint über meinen Antrag bis zwölf Uhr Nachts überlegt zu haben; dann faßte er seinen Entschluß, ging zu Escobedo und sagte ihm die ganze Geschichte.

„Ehe ich am nächsten Morgen aufgestanden war, hatte man schon eine Wache vor mein Haus gestellt. Wer hinein ging, durfte passiren, wer jedoch hinaus ging, wurde arretirt. Dieses unerwartete Schicksal traf Dr. Basch, der am Morgen vom Kaiser kam, mir das oben angeführte Papier zu bringen. Als er das Haus verließ, wurde er von General Refugio Gonzales arretirt.

(Schluß folgt.)

— Vom Gehorsam gegen die Obrigkeit. Ein Capitel der Ethik. Der Gegenwart zur Beherzigung von einem ehemaligen Staatsbeamten. Leipzig, Dörffling und Franke 1875. — Der Verfasser stattet sein Thema nicht nur mit einem Reichthum von Gedanken aus, er behandelt es auch auf einer reichhaltigen Grundlage von Facten und in so weitgreifender Ueberschau, daß fast keins der jetzt die Geister bewegenden Probleme unbesprochen bleibt. Als historische Anlässe zum Aufwerfen der Frage vom Gehorsam gegen die Obrigkeit in früheren Zeiten führt er an die Bestimmung der britischen Magna Charta über das Recht bewaffneten Widerstandes der Gemeinden gegen den König und die Verdunkelung derselben durch Jacob I. und Filmer, die Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich, die freikirchlichen Bewegungen in Schottland. Im Bereiche des gegenwärtigen Jahrhunderts weist er hin auf Perthes' Verhalten gegen die französische Obrigkeit in Hamburg, auf die Erhebung des Banus Jellachich, auf die Einführung der preußischen Agende und die dadurch veranlaßten Vorgänge in Schlesien, auf den Kniebeugungszwang für protestantische Soldaten in Bayern. Ausführlicher behandelt er dann die Wiedertrauung Geschiedener, das Gebot, Gotte mehr zu gehorchen als den Menschen (der Obrigkeit), das persönliche Gewissen, die Unterordnung der persönlichen Ueberzeugung unter die Staatsraison, den persönlichen Beruf, den sittlichen Beruf der Obrigkeit, das Verhältniß der bürgerlichen Obrigkeit und Gesetzgebung zu der Kirche, das constitutionelle système de bascule und die Majoritäten-Gesetzgebung, die Lösung der Gewissen durch Entbindung vom Eide, die Pflicht zur Betheiligung an den Ordnungen des Gemeinwesens, den amtlichen Beruf im Staats- und im Kirchendienste und die Niederlegung des Amtes. Als Schlußergebniß spricht der ungenannte Verfasser aus, es lasse sich schwerlich verkennen, nicht sowol, daß wir einer Revolution entgegen treiben, sondern daß wir uns mitten in einer Umwälzung befinden, einer Umwälzung, die schon in dem gegenwärtigen Stadium mannigfaltigen Anlaß gebe, des tiefsinnigen Wortes zu gedenken: „Die Revolution, welche mit der Declaration der Menschenrechte angefangen hat, wird nicht eher als mit der Declaration der Gottesrechte ihr Ende erreichen."

Ein Denkmal für Walther von der Vogelweide. Schon im Jahre 1868 hieß es in einem Referat über die Literatur über Walther von der Vogelweide (Wissenschaftliche Beilage der Leipz. Ztg. Nr. 34) „die Literatur über W. von der Vogelweide ist nachgerade zu einer besonderen Bibliothek herangewachsen; trotzdem vergeht kaum ein Jahr, ohne daß diese Bibliothek neue Bereicherungen erführe." Wie wahr dieser Ausspruch war, hat die neueste Zeit so recht bethätigt. Es galt aber und gilt auch auf ein bestimmtes Ziel loszugehen — man will dem alten deutschen Sänger ein Denkmal errichten. — Wir befinden uns in der Denkmal-Epoche, und da ist es ja ganz in der Ordnung, auch des begeisterten Minnesängers zu gedenken.

Im Jahre 1874 hat sich denn auch zum Zweck, Walther von der Vogelweide in Bozen ein Denkmal zu errichten, ein Walther-Denkmal-Comité gebildet. Zum Besten des Denkmal-Fonds sind zwei Schriften zu verzeichnen, welche zu Bozen im Selbstverlage des Walther-Denkmal-Comité 1875 und 1876 erschienen sind:

1) Gedichte Leutold's von Saeben. Festgabe zur Leutoldfeier im Klausen 3 Oct. 1875. Preis 30 kr. ö. W.
2) Zur Heimathfrage Walther's von der Vogelweide von P. Patrik Anzoletti.

Irren wir nicht, so sind auch Schriften von Professor J. Egger „Walther von der Vogelweide", in welchen Walther sowol als Minnesänger wie als treuer politischer Parteimann geschildert wird, dem soeben angegebenen Zweck gewidmet.

Auf den Inhalt der genannten Beiträge zur Walther-Literatur wollen wir hier nicht eingehen, da es unser Zweck ist, die durch sie zu erreichende Absicht zu betonen und auch bei uns in Nord- und Mitteldeutschland auf das echt nationale Unternehmen aufmerksam zu machen und den Wunsch auszusprechen, daß auch bei uns die Sympathie für den großen deutschen Dichter und Sänger zur Opferwilligkeit beleben möge. Dem Obmann des Walther-Denkmal-Comité: Herrn Dr. Gustav von Kofler in Bozen sind zwar schon aus allen Theilen Deutschlands einzelne Geldsendungen zugegangen, es liegen uns schon XVII Verzeichnisse mit dem Gesammtergebniß von 5517 fl. vor und ersehen wir, daß sich die Deutschen im Reiche bisher nur schwach an dem Unternehmen betheiligt haben. Wir nehmen an, daß der Grund der geringen Betheiligung darin zu suchen, daß das Unternehmen bisher bei uns zu wenig bekannt war, und glauben demselben nicht besser dienen zu können, als daß wir den Aufruf des Bozener Comités an die deutschen Sänger, der uns mit anderen Schriftstücken von Bozen aus zugeschickt wurde, zur weiteren Kenntniß bringen.

Deutsche Sänger!

Mehr als sechs Jahrhunderte sind verflossen, seit Walther's von der Vogelweide Lieder in den kunstvollsten Tönen und herrlichsten Weisen durch die deutschen Lande erklangen. Mit der vollen Begeisterung einer Dichterseele freute sich der große Sänger des frischen Liederfrühlings, der allenthalben erblühte, und forderte Jung und Alt zu frohem Sange auf! Und als die edle Kunst, die ihm als Ausdruck der heiligsten Gefühle des Menschenherzens galt, von ihrer idealen Höhe herabzusinken begann, da beklagte er in zorndurchglühten Liedern ihren Verfall.

Wieder ist seitdem, nach einer langen trostlosen Zeit, in welcher der deutsche Gesang verstummt war, und nur kraftlos-welsche Weisen ertönten, ein Sänger-Frühling angebrochen, echt deutscher Gesang, von deutschem Geiste durchweht, erschallt, so weit die deutsche Zunge erklingt, zahlreiche Gesang-Vereine pflegen die hehre Kunst — den Hort des Edlen und Schönen; selbst über dem weiten Weltmeere ertönt unter einem jungen Geschlechte voll Muth und Streben — zur deutschen Arbeit der deutsche Gesang!

Diese sangesfrohe Zeit vergißt auch des alten Meisters nicht, dessen Geist in ihr fortlebt, denn an der Grenzscheide deutscher und welscher Zunge, wo deutsches Lied noch gesungen und gewürdiget wird — in der alten Stadt Bozen — geht man eben daran, dem großen Dichter ein würdiges Denkmal zu errichten.

So möge denn auch jetzt wieder Walther's Ruf erschallen, mögen jetzt deutsche Stimmen zu seiner Verherrlichung ertönen, deren er so würdig ist, denn Alles, was wir jetzt singen — die zartesten Sehnsuchtslaute der Liebe — Jubellust — Siegesfreude — glühende Begeisterung fürs Vaterland, wie tiefinnige Frömmigkeit, hat schon sein Lied in vollendeten deutschen Klängen zum Ausdruck gebracht.

Es ergeht daher, vor Allem an Euch, Gesang-Vereine und Liedertafeln, die Ihr in einer Zeit rastlosen Strebens für das materielle Wohl die Ideale seid, die Bitte: unser Unternehmen, dem Altmeister Walther ein Denkmal zu setzen, fördern zu helfen.

Bozen in Tirol. Das Walther-Denkmal-Comité:
Dr. G. von Kofler, Obmann.

Möge dieser Aufruf aus dem schönen Tirol, aus der südlichsten deutschen Stadt bei Sängern und Nichtsängern im ganzen deutschen Lande mächtigen Wiederhall finden.

Henry Lange.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 15. Sonntag, den 20. Februar. 1876.

Das städtische Krankenhaus zu Sanct Jacob in Leipzig.

Von Dr. med. Obst.

I.

Die Zeiten liegen glücklicher Weise, wenn auch nicht allzuweit, hinter uns, in welchen die ärztliche Kunst ihr Heil vorzugsweise in den Apotheken suchte, ja selbst Allopathie und Homöopathie, jene beiden einst so unerbittlichen Gegner, beugen sich der zwingenden Macht der physiologischen Heilmethode und reichen sich in ihr friedlich die Hand. Die Wandlungen, welche die Medicin in den letzten Jahrzehnten erfahren, sie gehören zu den größten Triumphen der Wissenschaft, Dank den Fortschritten, welche wir in der Kenntniß des menschlichen Körpers und den Erscheinungen des Lebens gemacht.

Mit dem Glauben an die mysteriöse Lebenskraft schwand auch allmälig der Aberglaube aus der Medicin, und nur die anatomischen und physiologischen, auf Chemie und Physik basirten Thatsachen sollten ihre Giltigkeit behalten. Wie hierdurch die Anschauung vom Leben eine andere werden mußte, so mußte sich infolge davon auch die Ansicht über das Wesen des Krankseins ändern, und danach die Mittel zur Hebung desselben gewählt werden.

Verlangt nun der Organismus schon im gesunden Zustande, daß nach allen Seiten hin den Bedingungen für seine Existenz entsprochen werde, wenn auch ein gewisser Spielraum dabei gelassen ist, so wird doch derselbe beim kranken Körper immer mehr eingeschränkt, und es treten daher im erhöhten Maße die Anforderungen an den Arzt, die gestörten Verhältnisse durch eine sorgfältige Beobachtung und Gewährung alles dessen, was das Leben bedarf, wieder auf die rechte Bahn zurückzuführen.

Diese allgemein giltigen Ansprüche an die Gesundheitspflege müssen aber ganz vorzugsweise da berücksichtigt werden, wo ein Zusammenfluß von Menschen überhaupt, und besonders von Kranken stattfindet, also in Hospitälern.

Die erste Anforderung, die eine solche Anstalt stellen muß, soll sie ihren Zweck erfüllen, ist die nach sauerstoffreicher Luft ohne schädliche Beimischungen und in hinreichender Menge. Ein erwachsener Mann verlangt 9000 Liter reiner frischer Luft in 24 Stunden, und dies ist das geringste Maß, welches ihm gewährt werden muß zur Erhaltung des Organismus.

In zweiter Linie kommt dann die Lage des Krankenhauses in Betracht. Die Bodenbeschaffenheit wie die Bodenform sind von wesentlichem Einfluß auf das Leben und deshalb dürfen sie nicht außer Acht gelassen werden.

Der Plan, nach welchem ein Krankenhaus anzulegen, ist gleichfalls ein wichtiges Moment. Hier müssen vor allen Dingen im Einzelnen die Bedingungen erfüllt werden, die wir soeben im Allgemeinen erwähnt haben. Die praktischen Amerikaner haben uns auch hier wie in so vielen anderen Dingen den Weg gezeigt. Die Erfahrungen, welche sie im letzten Kriege über die günstigen Einflüsse gut ventilirter und isolirter Räume auf die Heilung Wundkranker gemacht haben und die vortrefflichen Erfolge, welche durch derartige Einrichtungen erzielt worden sind, haben zur Einführung des „Barackensystemes" Veranlassung gegeben, eines Systemes, welchem ganz entschieden der Vorzug vor den kolossalen Krankencasernen zu geben ist, in denen man früher die Kranken unterzubringen pflegte.

Erfüllt die Einrichtung ihre Pflicht, das heißt: ist kein Mangel an guter, reiner Luft vorhanden, befindet sie sich in einer gesunden Lage und ist hinreichend dafür gesorgt, daß alle entstehenden Schädlichkeiten, welche niemals ganz zu vermeiden sind, möglichst schnell und vollkommen beseitigt werden, so ist Alles gethan, was nach dem heutigen Stande der Wissenschaft und Technik geleistet werden kann. Außer den Krankenräumen selbst, denen natürlicher Weise die hauptsächlichste Fürsorge gewidmet werden muß, ist eine ganz besondere Aufmerksamkeit auch den Aborten, den Wasch- und Badeanstalten, wie der Küche und den Vorrathsgebäuden zu schenken.

Eine vielfach erörterte Frage ist dabei die der Heizung. Man hat für und gegen Centralheizung gestritten und bis jetzt meist den Ventilations-Oefen den Vorzug gegeben. Es ist allerdings richtig, daß eine Centralheizung an sich nicht jene Lufterneuerung erzeugt, wie ein Ofen, allein die Technik hat in neuerer Zeit Mittel genug, um diesen Mangel zu ersetzen, wie man das im Wiener Hofopernhaus und im Parlamentsgebäude zu London zur Genüge bestätigt finden kann, wo die Ventilation trotz Centralheizung, nichts zu wünschen übrig läßt. Während sonach die Mißstände der Centralheizung leicht, wenn auch nicht ohne bedeutende Kosten, zu beseitigen sind, sind die directen wie indirecten Vortheile einer solchen Beheizung vor der durch Oefen ganz eminente. Wir wollen hier die Bequemlichkeit wie die ökonomische Seite der Frage gar nicht in Anschlag bringen, schon die Beseitigung directer Nachtheile und Uebelstände, wie des Rauchens, des Ausströmens von Kohlenoxydgas, der schweren Regulirbarkeit der Temperatur, wodurch größere Schwankungen und Ungleichmäßigkeiten nicht zu vermeiden sind, fällt schwer ins Gewicht und spricht sehr zu Gunsten der Centralheizung.

Sind alle diese Anforderungen an ein gutes Krankenhaus erfüllt, so treten aber immer noch andere heran, die freilich weniger von der Wahl, als vielmehr vom guten Willen und Vermögen abhängen. Wie eine hinreichende, gute und kräftige Nahrung eine nicht minder wichtige Bedingung für das Wohlbefinden des Organismus sind wie frische Luft und gesunde Wohnung, so ist auch in einem Krankenhause die Verpflegung ein wichtiges Mittel zur Er-

zielung günstiger Erfolge. „Das hilft in vielen Fällen mehr" — sagt Virchow — „als alle ärztliche Kunst, oder genauer gesagt, die ärztliche Kunst besteht in vielen Fällen darin, Luft, Wasser und Nahrung in genügender Beschaffenheit zu besorgen." Endlich vergessen wir nicht, den Aerzten tüchtige Krankenpfleger und Pflegerinnen an die Seite zu geben, denn diese sind die eigentlichen Soldaten der Krankenpflege. Aber wie die Soldaten des Krieges, so sind auch die Krankenpfleger nur dann in hinreichender Zahl und genügender Beschaffenheit zu erziehen, wenn die allgemeine Wehrpflicht gegen Krankheit und Tod mehr und mehr zur Anerkennung gelangt, wenn die Zahl der Freiwilligen im Krankendienst auch aus den gebildeten Ständen sich mehrt. Hier ist ein großes Werk der Versöhnung zu fördern zwischen den Armen, den Arbeitern einer-, den Wohlhabenden und Gebildeten anderseits, ein Werk, das bis jetzt fast ganz confessionellen Interessen preisgegeben ist. Ich empfehle dieses schöne Werk der Menschenliebe, ich möchte fast sagen, der allgemeinen christlichen Liebe, insofern sie es war, welche das ganze Hospitalwesen geschaffen hat.

Es sind dies gleichsam die idealen Anforderungen, welche wir an ein Krankenhaus, das seinen Zweck nach allen Seiten hin erfüllen soll, gestellt haben. Sie haben im Wesentlichen ihre Erfüllung gefunden in der Anlage des neuen städtischen Krankenhauses in Leipzig.

Längst hatte sich in Leipzig das Bedürfniß nach einem neuen Krankenhause geltend gemacht. Nachdem nun nicht nur die Nothwendigkeit eines Krankenhaus-Neubaues erkannt, sondern auch von allen maßgebenden Factoren im Jahre 1867 der geeignetste Platz bestimmt und festgesetzt worden war, wurde zunächst die Frage ins Auge gefaßt, in welcher Form und nach welchem Systeme die Ausführung erfolgen sollte. Nicht ohne eingehende Erwägung des Für und Wider entschlossen sich denn endlich die beiden Oberärzte des Krankenhauses, Herr Geheime Rath Prof. Dr. Wunderlich und Herr Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Thiersch, der Erstere Director der inneren, der Letztere Director der chirurgischen Abtheilung, auch für die Anwendung des zuerst in der neuen Charité in Berlin, dann in Greifswald in Anwendung gebrachten Baracken-systemes beim Neubau des Krankenhauses in Leipzig, wozu nicht nur die außerordentlich günstigen Resultate, welche man mit dieser neuen Bauart während des amerikanischen Freiheitskrieges erzielt hatte, das Ihre beitrugen, sondern wozu noch die weiteren glücklichen Erfahrungen, die man darauf in Deutschland selbst bei den angestellten Versuchen gemacht hatte, bestimmend mitwirkten.

Um nun das, was bisher in Berlin und Greifswald mit der neuen Anlage und Einrichtung erzielt worden war, namentlich in Bezug auf Heizung, Ventilation und Bewirthschaftung kennen zu lernen, und um die Erfahrungen, welche man bei den dortigen Baracken gemacht, bei uns berücksichtigen und in Anwendung bringen zu können, erhielt im Februar 1868 der Hospitalverwalter, Herr Inspector Friedrich, vom Stadtrathe den Auftrag, nach Berlin und Greifswald zu gehen und die dortigen Versuchsbaracken in den genannten Beziehungen gründlich zu prüfen und ein eingehendes Gutachten über die daselbst erzielten Resultate zu liefern.

Der nun von Herrn Inspector Friedrich erstattete umfängliche und eingehende Bericht, bei welchem derselbe noch ganz besonders hervorhob, daß die Luftströmung nicht blos auf die Construction der einzelnen Baracken, sondern auch auf das ganze System eine Einwirkung haben, müsse, weshalb darauf mit zu achten sei, daß bei rauher und kalter Witterung der Luftströmung so wenig als möglich Einfluß zu gestatten sei, bildete die erste technische Grundlage zu dem hiesigen Barackenbau.

Auf Grund der gemachten Erfahrungen wurde dann nun der Situationsplan zu dem Barackenkrankenhause mit seinen Verbindungsgängen und Wirthschaftsgebäuden von Herrn Rathsbaudirector Dost entworfen und am 23. April 1868 dem Stadtrathe zur Kenntnißnahme und Begutachtung vorgelegt.

Durch diesen, der Ausführung zu Grunde gelegten Situationsplan wurde nunmehr festgesetzt, daß die Küche mit ihren Vorrathsräumen, das Verwaltungsbureau, die Apotheke, die Wohnungen des Hospitalverwalters und der Assistenzärzte, mehrere Krankensäle und einzelne Zimmer für Privatkranke, sowie verschiedene Werkstätten, wie Bäckerei, Tischlerei, Schneiderei, Tapeziererei u. s. w. in dem alten Gebäude, dem ehemaligen Waisenhause, untergebracht, die durch Gänge mit dem Hauptgebäude zu verbindenden Baracken sowie das Gebäude zur Aufnahme der desinficirten Stoffe aber auf den nach Osten sich erstreckenden Feldern, endlich das Kesselhaus mit Wasserreservoir, Schlosserei und Zimmerei, das Badehaus, Waschhaus, Eishaus und Kohlenschuppen im Süden des Hauptgebäudes errichtet werden sollten. Zugleich wurde mit der Ausführung des Planes der ebenso umsichtige wie erfahrene Rathsbaudirector Dost betraut und somit der erste Schritt zur Verwirklichung eines längst tief und schmerzlich empfundenen Bedürfnisses gethan.

Dabei war es ein überaus glücklicher Gedanke, nicht einseitig das Barackensystem durchzuführen, sondern es mit einem festen Centralgebäude in Verbindung zu bringen, so daß wir es nicht mit einem nach abstracten Theorien angelegten Plane, sondern mit einem praktisch combinirten Systeme zu thun haben. Die bisher an den in dieser Weise angelegten Baulichkeiten gemachten Erfahrungen sprechen auch ganz entschieden für die Zweckmäßigkeit derselben. Es hat sich in der That herausgestellt, daß, wie vortheilhaft auch die Barackenbehandlung für verschiedene Krankheiten, namentlich für eiternde Wunden, Typhen und dergleichen mehr ist, dieselbe sich wiederum, wenigstens in unserem Klima, für andere nicht so ganz eignet, namentlich da, wo es sich um katarrhalische Affectionen mit leicht reizbaren und empfindlichen Respirationsorganen handelt, sei es nun, daß dieselben für sich oder als Begleitungserscheinungen anderer Leiden auftreten.

In dem Hauptgebäude, welches eine nach Süden schauende lange Fronte zeigt und mit zwei von Süden nach Norden laufenden Seitenflügeln, welche je einen nach Norden zu offenen Hof einschließen, sowie mit einem vorspringenden Nordmittelbau versehen ist, sind die schon oben von uns angeführten Räumlichkeiten untergebracht.

Wir wollen hier nicht nochmals die einzelnen Theile des großen Baues aufzählen, aber wir können es nicht unterlassen, einen besonderen Besuch der Küche abzustatten und auf diese die Aufmerksamkeit zu lenken. Entsprechend den hohen und wichtigen Anforderungen, ist ihre Einrichtung ebenso ingeniös, wie ihre Ausstattung praktisch. Nicht nur, daß Alles in ihr mit Dampf gekocht wird, sondern die Speisen werden auch in mit Dampf geheizten, vom Inspector Friedrich eigens dazu construirten Speiseeimern an die Krankensäle gebracht. Ebenso praktisch sind auch die Wärmevorrichtungen, durch welche, trotz der großen Massen, die zur Vertheilung kommen, wodurch ein längeres Stehen derselben nicht umgangen werden kann, es doch vermieden wird, daß die Speisen wie aufgewärmt erscheinen. Wir hatten Gelegenheit, die Leistungen der Küche zu prüfen, und müssen gestehen, daß dieselben sowol in quantitativer wie qualitativer Beziehung überraschend waren, nicht nur fanden wir überall das beste Material, sondern auch die vorzüglichste Zubereitung, wobei natürlich in der Auswahl stets auf die Bedürfnisse und Zustände der Kranken Rücksicht genommen wird.

Nicht minder trefflich sind die Gaben des Kellers.

Hier wie in der Küche hat Leipzig wieder seinem alten Ruhm alle Ehre gemacht, nichts hat es unterlassen, was nach dieser Seite hin die Genesung der Kranken unterstützen, fördern, sowie die Heilung herbeiführen kann; aber damit hat es sich nicht genügen lassen, fortwährend ist es bemüht, nach Kräften dem Kranken seine traurige Lage auch angenehm zu machen.

Auch die medicinische Küche, leider noch immer ein nothwendiges Uebel, und eine gewiß noch für lange Zeit nicht zu entrathende Gehilfin der Heilkunst, ist gleichfalls im Hauptgebäude untergebracht, wo sie eine ihrer Stellung würdige Aufnahme gefunden und mit allen den Anforderungen, welche die neuere Materia medica stellt, ausgerüstet ist.

Durch zwei überdeckte Gänge, welche rechtwinklig aufeinander gerichtet sind, und von welchen der eine von Nord nach Süd, der andere von West nach Ost läuft, ist das Hauptgebäude an seiner südöstlichen Ecke mit der Barackenanlage in Verbindung gesetzt, welche im Uebrigen aber eine ganz für sich bestehende Abtheilung des Krankenhauses bildet. Der ganze Complex besteht aus 14 Baracken, und zwar aus 12 stationären, oder sogenannten Pavillons, und 2 Sommerbaracken, wozu noch außerhalb der Einfriedigung des Krankenhauses im Süden desselben 4 interimistische Baracken kommen, welche im Jahre 1871 bei der damals herrschenden Pockenepidemie für die mit der Variola behafteten Kranken errichtet worden waren, und welche noch heute stehen, bei dem gegenwärtigen starken Zuwachs von Kranken aber anderweit verwendet werden. Jede dieser letzteren Baracken kann mit 50 Krankenbetten belegt werden, auch ist die Einrichtung so getroffen, daß sie ganz selbständig verwaltet und so vollständig abgeschlossen werden können. Zu diesem Zwecke wurden an dieselben Wohnräume für die Aerzte angebaut, sowie in einem besondern Gebäude eine Expedition errichtet und eine eigene Küche angelegt.

Was nun die 12 Pavillons und 2 Sommerbaracken anbelangt, so liegen von ersteren 6 an dem west-östlichen Verbindungsgang nach Süden und 2 an dem nord-südlichen nach Osten mit ihrem Längsdurchmesser rechtwinklig auf die Längsrichtung des Ganges stoßend. Die übrigen 4 Pavillons, in einer parallelen Reihe zu dem nord-südlichen Verbindungsgange gelegen, stehen nicht mit den Gängen in Verbindung. Sie sind isolirt für contagiöse Kranke errichtet, welche abgesondert werden müssen, und dienen theils chirurgischen, theils medicinischen Zwecken. Aus diesem Grunde enthalten sie auch nicht, wie die übrigen Baracken, nur Einen allgemeinen Krankensaal, sondern jede sogenannte Isolirbaracke besteht aus zwei größeren Krankensälen zu je 8 Betten, einem kleineren Saale für 5 Betten, sowie aus einem besondern Isolirzimmer mit 2 Betten und einem solchen mit 1 Bette, und hat ihre besonderen Zugänge.

An dem von Norden nach Süden laufenden Verbindungsgange liegt nach Osten, dem Hauptgebäude am nächsten, auch das von Herrn Geh. Med.-Rath Prof. Thiersch speciell angegebene und eigens nach dessen Vorschriften ausgeführte Operationshaus, dessen Inneres einen geräumigen, hellen, mit amphitheatralisch angeordneten Sitzreihen versehenen Saal bildet, der nichts vermissen läßt, was sowol die chirurgische Wissenschaft und Technik wie die Bequemlichkeit verlangt, und dessen Armamentarium aufs Reichste ausgestattet ist, ein Ort, wo die operative Chirurgie ihre Triumphe feiert, wenngleich die conservative Chirurgie den größeren Ruhm für sich hat.

An demselben Verbindungsgange, aber nach Westen, liegen auch die beiden Sommerbaracken, welche, mit Ausnahme der Solidität, ganz den Pavillons in Form und Größe gleichen.

Dabei bemerken wir noch, daß zu jeder Baracke ein besonderer Aufwaschraum gehört, welcher mit einem Aufwaschapparat versehen ist, und in dem sich auch zwei große eiserne Trichter zum Ausschütten von Asche und Kehricht befinden, welche durch dieselben, ohne zu verstäuben, in eiserne unter der Baracke stehende Kübel gelangten, und so schnell und gründlich entfernt werden können.

Die 12 Pavillons mit dem Operationshause umschließen von Westen, Norden und Osten einen viereckigen, nach Süden offenen großen, gegen Wind geschützten freien Raum, welcher mit Bäumen und Sträuchern auf grünen Rasenplätzen bepflanzt ist, in deren Mitte sich ein Wasserbehälter mit Springbrunnen befindet. Verschiedene Bänke laden zur Ruhe ein, so daß der ganze Platz einen angenehmen Aufenthalt für Reconvalescenten bildet.

Die Denkwürdigkeiten der Prinzessin Felix zu Salm-Salm. (1862—1872.)

II. Mexico.

(Schluß.)

„Zwei Diener des Kaisers kamen mit der Botschaft, daß mich derselbe sogleich zu sehen wünsche. Ich wußte bereits, daß Oberst Palacios sein Ehrenwort gebrochen hatte und daß Dr. Basch arretirt war, denn ein Officier von Escobedo's Stab theilte mir das in einem Billet mit, welches ich vernichtete. Ich machte mich fertig, mein Haus zu verlassen, als ob ich nichts wisse.

„Als ich über die Schwelle schritt, trat General Refugio Gonzales auf mich zu, und grinsend mit seinem ganzen Gesicht sagte er mir, daß General Escobedo mich sogleich zu sehen wünsche. Ich erwiderte, daß ich gerade im Begriff sei, ihm einen Besuch zu machen.

„Als ich im Hauptquartier ankam, wurde ich in ein großes Empfangszimmer geführt, welches ich mit einer Menge von Officieren angefüllt fand. Manche derselben schienen amüsirt, als ob sie eine interessante Scene erwarteten; andere sahen mich voll Theilnahme an. Einer von ihnen näherte sich mir und flüsterte: „Alles ist verloren."

„Nach einer Weile kam Escobedo. Er sah finster aus wie ein Gewitter. In höflichem, doch sarkastischem Tone bemerkte er, daß die Luft in Queretaro mir nicht zu bekommen scheine, daß sie wirklich sehr schlecht sei.

„Ich antwortete ihm, daß ich mich in meinem Leben nicht wohler gefühlt habe; allein er bestand darauf, daß ich durchaus nicht wohl aussehe. Er habe einen Wagen und eine Escorte bereit, mich nach San Luis Potosi zu bringen, wo ich mich weit besser befinden würde.

„Ich erwiderte, daß ich durchaus nicht wünsche, dorthin zu gehen, und daß ich ihm sehr für seine Güte danke.

„Er konnte das nicht länger aushalten und sein Zorn überwältigte ihn. Er sagte, er finde es höchst unrecht von mir, so gegen alles Gefühl der Dankbarkeit und Ehre, daß ich, nachdem er mir so viel Freundlichkeit erzeigt und mich so gut behandelt habe, versuche, seine Officiere zu bestechen und ihn in eine unangenehme Verlegenheit zu bringen.

„Ich habe nichts gethan, General, dessen ich mich zu schämen brauchte, und was Sie selbst in meiner Lage nicht gethan haben würden."

„Wir wollen das nicht erörtern, Madame; allein ich wünsche, daß Sie Queretaro verlassen."

„General," erwiderte ich, „Sie wissen, daß ich jetzt machtlos bin und daß der Kaiser verloren ist. Aber mein Gatte ist auch hier und erwartet sein Urtheil; ich bitte Sie, mir zu gestatten, hier zu bleiben. Bringen Sie mich ins Gefängniß oder stellen Sie eine Wache vor mein Zimmer, wenn Sie wollen, ich will mich ruhig verhalten."

„Der General wollte davon nichts hören; er war zu ärgerlich und sagte, daß, nach dem, was ich gethan, ich selbst seine Officiere ermorden könnte.

„Darüber war ich empört und sagte ihm, er habe kein Recht, dergleichen von mir zu denken, selbst wenn ich wünschte, meinen Mann und den Kaiser zu retten. Er antwortete, ich möge unter einer Wache zum Präsidenten gehen und dort um ihr Leben bitten, aber nicht hier. Ich sei nicht die einzige Person, die zu gehen habe; die fremden Gesandten hätten denselben Befehl erhalten.

„Aber, General," erwiderte ich, „ich versichere Ihnen, daß die Gesandten nicht das Geringste mit meinen Plänen zu thun hatten und nicht gewagt haben würden, sie zu unterstützen."

„Ich weiß das," sagte er verächtlich, „und gerade weil sie solche Feiglinge sind, können sie gehen."

„Aber, General, der Kaiser wird dann ganz allein sein und ohne Jemand, ihn bei seinen letzten Anordnungen zu unterstützen."

„Was Gutes," brach er los, „können solche alte Weiber einem Manne thun! Schöne Leute sind diese Gesandten! Zwei von ihnen sind schon davongelaufen, ohne einmal auf ihr Gepäck zu warten."

„Diese zwei furchtsamen Gesandten waren natürlich Baron Lago und Herr Hoorícks. Alle Officiere Escobedo's verlachten sie, und der General selbst sagte mir später in Mexico, daß, wenn irgend einer von ihnen gewünscht hätte, Abschied von dem Kaiser zu nehmen, er es nicht hätte abschlagen können. Allein sie machten nicht einmal den Versuch, und Baron Lago lief mit dem nicht unterzeichneten Codicill zum Testament des Kaisers davon!"

Wir sind nicht in der Lage zu beurtheilen, inwieweit die für das Verhalten der beiden Gesandten so compromittirenden Mittheilungen der Verfasserin in Richtigkeit beruhen, können aber doch nicht umhin zu bemerken, daß die Verfasserin für deren Glaubwürdigkeit gegen etwaige Anzweifelungen das Zeugniß des General Escobedo und seines ganzen Stabes als Ohrenzeugen anruft. Baron Lago wurde zwar bei seiner Rückkehr nach Wien vom Kaiser von Oesterreich mit einem Orden ausgezeichnet, zugleich aber in Disponibilität versetzt, in welcher er sich noch heute befindet. Von den weiteren Schicksalen des belgischen Gesandten Hoorícks wissen wir nichts; möglicherweise ist er ein und dieselbe Person mit dem Diplomaten gleichen Namens, welche gegenwärtig bei der belgischen Gesandtschaft in Rom als Legationssecretair angestellt ist. Zu hart ausgefallen scheint uns das Urtheil der Verfasserin über den preußischen Gesandten Baron Magnus. Von competenter Seite her ist festgestellt, daß dieser Gesandte, der anerkanntermaßen zu den befähigtsten Mitgliedern der deutschen Diplomatie gehört und auf seinem gegenwärtigen Posten in Stuttgart mit Geschick und Umsicht operirt, das Menschenmögliche zur Rettung des Kaisers Maximilian gethan hat. Wenn ihm dieselbe dessenungeachtet nicht gelungen ist, so erklärt sich dies aus der Sachlage, und in dieser Beziehung ist die Bemerkung der Verfasserin sehr zutreffend, daß in den Unterhandlungen mit Juarez und seinen Spießgesellen den beim Kaiser Maximilian beglaubigten Gesandten ihr diplomatischer Charakter nicht das Mindeste genutzt habe. Auf diese Leute war unter den obwaltenden Umständen nur auf zweierlei Art einzuwirken: mit Bestechung und mit einschüchternden Drohungen. Der erstere Weg ward versucht, aber, wie die Verfasserin gleichfalls richtig hervorhebt, mit nicht allzugroßem Geschick und er schlug fehl. Den zweiten Weg einzuschlagen war vor allen Dingen der Gesandte des Kaisers von Oesterreich berufen, da diese Macht über eine respectable Flotte zu gebieten hat. Er konnte von Juarez Leben und Freiheit des Kaisers unter der kategorischen Drohung fordern, daß jede dem Monarchen zugefügte Gewaltthat das Erscheinen einer österreichischen Escadre vor den mexicanischen Handelshäfen und deren Bombardement zur unausbleiblichen Folge haben werde. Vielleicht hätte diese Drohung ihre Wirkung verfehlt; sicher aber würde der Kaiser von Oesterreich im Rothfalle nicht Bedenken getragen haben, ein derartiges einmal ausgesprochenes Drohwort seines Vertreters zur Wahrheit zu machen. Noch heute ist es im Interesse des Ansehens der europäischen Staaten tief zu beklagen, daß die an Kaiser Maximilian verübte, gegen alle völkerrechtlichen Satzungen laufende Frevelthat nicht auf diese Weise gerächt worden ist.

Ein dritter Weg, der vielleicht am sichersten zum Ziele geführt hätte, ist merkwürdiger Weise weder von einem der beim Kaiser beglaubigten Diplomaten, noch von einer der europäischen Mächte, die in Betracht des langen Zeitraums, welcher zwischen der Gefangennehmung des Kaisers und seiner Ermordung innelag, doch genau von der wahren Sachlage unterrichtet sein mußten, eingeschlagen worden. Er führte über Washington und bestand in einer Mediation des Präsidenten Johnson bei Juarez. Daß Präsident Johnson auf ein solches Ansinnen eingegangen sein würde, ist bei seiner politischen Parteistellung mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen; daß sein Fürwort aber bei Juarez Gehör gefunden haben würde, läßt sich bei der präponderanten Stellung, welche die Vereinigten Staaten den mexicanischen Händeln gegenüber als Schutzmacht des Juarez einnahmen, mit nicht minderer Wahrscheinlichkeit voraussetzen.

Auf Escobedo's Befehl mußte die Verfasserin Queretaro verlassen und unter Escorte sich abermals nach San Luis de Potosi begeben. Sie hatte hier eine nochmalige Audienz bei Juarez, der ihr rundweg erklärte, daß für den Kaiser nichts geschehen könne und derselbe sterben müsse; in Bezug auf ihren Mann möge sie aber ruhig sein; für den Augenblick könne nichts geschehen, allein selbst wenn derselbe zum Tode verurtheilt werden sollte, würde er nicht hingerichtet werden; darauf gebe er, Juarez, seine Hand und sein Ehrenwort — bei einem Menschen wie Juarez freilich kein sehr verläßiger Trost! Charakteristisch ist eine Aeußerung des Herrn Iglesia, der rechten Hand des Juarez, welcher der Verfasserin, als sie ihn bat, ihr offen zu sagen, ob er sich nicht in seinem innersten Herzen gefreut haben würde, wenn der Kaiser entflohen wäre, lächelnd antwortete: „Ja, es würde mich gefreut haben."

Am Abende vor dem Tage des Mordes hatte die Verfasserin eine nochmalige Audienz bei Juarez. Sie berichtet darüber: „Obwol ich geringe Hoffnung hatte, war ich doch entschlossen, noch einen Versuch zu machen und noch einmal an das Herz des Mannes zu appelliren, von dessen Willen das Leben des Kaisers abhing, dessen bleiches Gesicht und melancholische blaue Augen, die selbst auf einen Mann wie Palacios Eindruck machten, mich beständig anblickten. Es war acht Uhr Abends, als ich zu Herrn Juarez ging, der mich sogleich annahm. Er sah selbst blaß und leidend aus. Mit zitternden Lippen bat ich um das Leben des Kaisers oder wenigstens um Aufschub. Was ich an einem Manne, an Baron Magnus, tadelte, mag wol einer Frau verziehen werden.

„Der Präsident sagte, daß er es nicht gewähren könne; er wolle nicht seine Qual verlängern; der Kaiser müsse morgen sterben.

„Als ich diese grausamen Worte hörte, gerieth ich vor Schmerz von Sinnen. Zitternd am ganzen Körper und schluchzend fiel ich nieder auf meine Kniee und bat mit Worten, die aus meinem Herzen kamen, deren ich mich jedoch

nicht mehr erinnere. Der Präsident wollte mich aufheben, allein ich umfaßte krampfhaft seine Kniee und wollte sie nicht lassen, bis er mir sein Leben versprochen hatte. Ich sah, daß Juarez bewegt war; sowol er als Herr Iglesia hatten Thränen in den Augen, allein er sagte mit leiser, trauriger Stimme: „Es thut mir weh, Madame, Sie so auf Ihren Knieen vor mir zu sehen; allein wenn alle Könige und Königinnen Europas an Ihrer Stelle wären, könnte ich sein Leben nicht schonen. Ich bin es nicht, der es nimmt; es ist das Volk und das Gesetz, und wenn ich nicht dessen Willen thun würde, so würde es das Volk nehmen und das meinige dazu."

„In meiner rasenden Angst rief ich, er möge mein Leben nehmen, wenn er Blut wolle. Ich sei ein nutzloses Weib, aber er möge das eines Mannes schonen, der noch in einem andern Lande viel Gutes wirken könne. Alles war vergebens. Der Präsident hob mich auf und wiederholte, daß das Leben meines Mannes geschont werden solle; das sei Alles, was er thun könne. Ich dankte ihm und ging.

„Im Vorzimmer waren mehr als zweihundert Damen von San Louis versammelt, welche um das Leben der drei Verurtheilten — Maximilian, Miramon, Mejia — baten. Sie wurden empfangen, allein hatten nicht mehr Erfolg als ich. Später kam Madame Miramon, die ihre beiden kleinen Kinder an der Hand hatte. Der Präsident konnte es nicht verweigern, sie zu empfangen. Herr Iglesia sagte mir später, daß es herzzerreißend gewesen sei, die arme Frau und die Kleinen um das Leben des Gatten und Vaters bitten zu hören. Der Präsident, sagte er, habe in jenem Augenblicke viel gelitten darüber, daß er in der grausamen Nothwendigkeit sei, das Leben eines edlen Mannes wie Maximilian und das zwei seiner Brüder zu nehmen, aber er könne nicht anders. Madame Miramon fiel in Ohnmacht und mußte aus dem Zimmer getragen werden.

„Die Auftritte, welche der Präsident an dem Tage gehabt hatte, waren zu viel für ihn. Er zog sich für drei Tage in sein Zimmer zurück und wollte Niemand sehen. Ich konnte kein Auge schließen und war mit vielen Damen unserer Partei in der Kirche, um für die Verurtheilten zu beten.

„Im Laufe des nächsten Vormittags brachte der Telegraph die traurige Nachricht, daß die Hinrichtung stattgefunden habe und daß Alles vorüber sei."

Die politische Heuchelei, welche bei diesen letzten Scenen Juarez trieb, indem er Volk und Gesetz vorschob, wo doch sein Wille allein und nur allein die Entscheidung zu treffen hatte, ist das weitaus Widerwärtigste in diesen Schlußscenen des mexicanischen Kaiserdrama's.

Das Wort, das Juarez der Verfasserin betreffs ihres Gatten gegeben hatte, ward wider Erwarten gehalten. Im November erhielt der Prinz seine Freiheit, aber noch zu guterletzt ward ihm ein Nadelstich mexicanischer Niedertracht zu Theil. Man gestattete ihm nicht, von Veracruz mit dem Schiffe abzureisen, mit welchem seine Frau ihre Rückfahrt antrat, so daß beide Gatten getrennt nach Neuyork sich begeben mußten. Hier wurde die Prinzessin höchlichst überrascht durch die Art, wie sie empfangen wurde. „Als meine Ankunft durch die Zeitungen bekannt wurde, erhielt ich von allen Seiten her eine ungeheure Menge von Blumenbouquets, und wo ich mich auf der Straße oder im Hotel zeigte, liefen die Leute zusammen und begrüßten mich durch freundliche Zurufe." Diese Kundgebungen galten sicher nicht allein der muthvollen Thatkraft und Umsicht, womit die Prinzessin den Kaiser zu retten versucht hatte, sondern waren zugleich aus Gefühlen der Sympathie für die Sache Maximilian's hervorgegangen — ein Anzeichen dafür, von welchem Erfolge präsumtiv eine Mediation des Präsidenten Johnson gewesen wäre, wenn man sie angerufen hätte.

III.

Die Emser Vorgänge im Jahre 1870.

In Neuyork, wie überhaupt in den Vereinigten Staaten war des Bleibens nicht für das Salm'sche Ehepaar. Sie begaben sich nach Europa zurück, um zunächst ein Wanderleben zu führen. Versuche des Prinzen, in Oesterreich Verwendung zu finden, mißlangen, doch ward seiner Gemahlin für die zu Rettung des Kaisers Maximilian geleisteten Dienste eine namhafte Pension vom Kaiser und ein schönes Geschenk von der Erzherzogin Sophie, der Mutter des unglücklichen Fürsten, zu Theil. Der Prinz arbeitete unterdessen an seinem Buche über Mexico, das 1868 unter dem Titel: „Queretaro" in deutscher und englischer Sprache erschien. Dem im Ganzen günstigen Eindruck, welchen dasselbe auch in den maßgebenden Berliner Kreisen machte, hatte er es wol mit zu verdanken, daß er Anstellung in der preußischen Armee fand. Er erhielt das Majorspatent unter Anstellung im Garde-Regiment Kaiserin Augusta, das in Coblenz, dem bekannten Lieblingsaufenthalt der Kaiserin, garnisonirt.

Das Salm'sche Paar sah sich viel in die intimen Kreise des Hofes gezogen, was es sicher nicht allein seiner bevorzugten gesellschaftlichen Stellung, sondern auch den geistigen Eigenschaften, durch welche namentlich die Prinzessin sich hervorthat, verdankte. Während der Emser Badecur des Kaisers fand ein lebhafter Verkehr mit dem Coblenz so nahe benachbarten Badeorte statt und das Salm'sche Ehepaar begab sich, soweit der militairische Dienst es irgend gestattete, dahin, um dem Kaiser seine Ehrerbietung zu bezeugen. In eine solche Anwesenheit fallen die welthistorischen Vorgänge des Julimonats im Jahre 1870, über welche die Verfasserin und zwar großentheils als Augenzeugin folgendermaßen berichtet:

„Ein Jeder erinnert sich des Sommers von 1870 und besonders der wichtigen Vorgänge in Ems, welche so ernsthafte und furchtbare Folgen hatten. Die Candidatur des Erbprinzen von Hohenzollern für den vacanten Thron von Spanien war damals das Tagesgespräch, und Hunderte von Augen sahen begierig in das Gesicht unseres edlen Königs, um in dessen Ausdruck die Zukunft Europas zu lesen. Als am Abend des 8. Juli der König wie gewöhnlich unsere Gesellschaft beehrte und ich neben ihm saß, sprach er über Spanien und sagte, daß er mit der Annahme der Krone dieses Landes von Seiten des Prinzen Hohenzollern nicht einverstanden sei, da dieselbe üble Folgen haben möchte.

„Am 11. circulirten alle möglichen Gerüchte. Wir sprachen am Morgen mit dem Könige nur wenige Worte und machten mit der Herzogin (von Ossuna, einer gebornen Prinzessin Salm), Gräfin Fürstenberg, Gräfin Larisch und verschiedenen Herren eine köstliche Partie in den Wald, von welcher wir um acht Uhr zurückkehrten. Wir fanden Felix in Ems und machten Alle eine Promenade mit Seiner Majestät. Als ich nach Hause kam, fand ich einen Befehl der Königin zum Diner am nächsten Tage, und der Herzog und die Herzogin von Ossuna, Grafen und Gräfinnen Fürstenberg und Larisch waren gleichfalls eingeladen.

„Am nächsten Morgen kam die ganze Garnison von Coblenz, mit alleiniger Ausnahme des Augusta-Regiments, nach Ems und marschirte bei dem Könige und Prinz Albrecht vorbei, die mit ihren Stäben zufällig gerade meinem Fenster gegenüber standen. Als das vorüber war, fuhren wir nach Coblenz in meine Wohnung und um fünf Uhr zum Diner ins Schloß. Die Königin war sehr gnädig und hielt mir eine kleine Vorlesung über meine Gesundheit.

„Das Diner dauerte nicht sehr lange, denn nach demselben hatte die Königin einen großen Tanzkaffee im Garten, wo gegen zweihundert Personen von Coblenz in ihrem besten Putz erschienen.

„Wir Alle würden gern bis zum Ende des Festes da-

geblieben sein, aber Ihre Majestät wollte es nicht erlauben, da wir Alle unter ärztlicher Behandlung wären, und fügte scherzend hinzu, daß sie Seiner Majestät dem König seine gewohnte Gesellschaft nicht abspenstig machen wolle. Sie hatte befohlen, daß ein Expreßzug auf uns in der Nähe des Schlosses warten sollte, und gegen sieben Uhr mußten wir gehen.

„Als wir vom Schloß nach der Brücke gingen, wo der Zug hielt, überfiel uns ein Platzregen, der unsre Hüte und Kleider arg mitnahm, obgleich ich am besten wegkam, da ich mich unter die weiten Röcke meiner prächtigen Cousine Offuna flüchtete, die sehr darüber lachte, daß ich sie als Zelt benützte.

„Unsere Gesellschaft erschien wie gebadete Mäuse auf der Promenade, oder wie nasse Pfauen, welches die Ansicht Seiner Majestät schien, der sich über unsere vom Regen gewaschenen stolzen Federn lustig machte.

„Gerade als der König uns mit Graf Lehndorf verlassen hatte, redete Graf Benedetti, der französische Gesandte, Seine Majestät an und sagte etwas zu ihm, worauf unser edler Monarch zwei Zoll größer zu werden schien und sein gütiges Gesicht einen Ausdruck annahm, wie ich ihn in demselben noch nie gesehen hatte. Indem er mit einer ungeduldigen Handbewegung nach Graf Lehndorf hinwies, ging er allein hinweg und ließ den kleinen ölglatten Franzosen wie versteinert auf dem Platz.

„Alle, die in der Nähe und Zeuge dieser merkwürdigen, historisch gewordenen Scene wurden, waren natürlich sehr neugierig, und die Neuigkeit lief wie Wildfeuer durch Ems und verursachte eine allgemeine Aufregung.*)

„Am 13. Juli stand ich früh auf und ging zeitig auf die Promenade, wo ich den König mit seinem General-Adjutanten von Treskow, wie es schien in ernsthafter und wichtiger Unterhaltung, auf und nieder gehen sah. Nachdem ich mit Prinz Albrecht und anderen Herren und Damen gefrühstückt hatte, besorgte ich einige kleine Geschäfte in der Stadt und machte Besuche. Während meiner Abwesenheit war Prinz Albrecht bei mir gewesen, vermuthlich um mich zum Abendessen einzuladen, was er indessen, wie auch bei den Uebrigen unserer Gesellschaft, auf der Abendpromenade that.

„Felix und Herr und Frau von C. waren herüber gekommen und gleichfalls eingeladen worden. Wir aßen im Kurgarten, etwa fünfundzwanzig Personen. Seine Majestät speisten mit uns. Ich saß zwischen Graf Eulenburg, der statt des erwarteten Grafen Bismarck von Berlin gekommen war, und Graf Fürstenberg. Der König sah vollkommen ruhig und heiter aus, und Niemand würde es seinem Gesichte angesehen haben, daß er eine Kriegserklärung erwartete. Ich sagte zu ihm, daß ich im Fall eines Krieges mit der Armee gehen und die Verwundeten pflegen wolle, was ich glücklicherweise bereits in den Hospitälern von Bonn gelernt hätte.

„Also glauben Sie wirklich, daß es Krieg geben wird?" sagte Seine Majestät; „nun, sollte es wirklich einen geben, dann bin ich sicher, daß Sie gute Dienste leisten werden; schneiden Sie nur nicht zu viele Ohren ab."

„Mir war es voller Ernst und ich schrieb am andern Tag an die Königin und bat sie um Erlaubniß, im Fall eines Krieges als Krankenpflegerin mit der Armee gehen zu dürfen. Ems war in großer Aufregung; es war noch nichts Gewisses bekannt, allein man glaubte allgemein an Krieg mit Frankreich, und dieser Glaube wurde noch vermehrt, als man erfuhr, daß der König seine Kur unterbrechen und nach Berlin zurückkehren werde.

„Nachmittags ging ich mit einer Gesellschaft in ein Concert am Schweizerhause in der Promenade der Königin. Das Concert war sehr voll; alle Damen unseres Regiments mit ihren Freundinnen saßen beisammen. Als der König und die Königin erschienen, wurden sie mit großem Enthusiasmus empfangen; die Damen wehten mit den Taschentüchern und weinten dazu. Dies Zeichen unserer Liebe schien Seiner Majestät zu gefallen, und das konnte es schon, denn es kam aus den innersten loyalen Herzen. Die Königin war sehr ergriffen und große Thränen standen ihr in den Augen.

„Der König begrüßte mich und gab mir die Hand, und als wir mit Graf und Gräfin Waldersee nach dem Concert nach Ems fuhren, promenirten wir mit Seiner Majestät und begleiteten Sie bis an Ihre Thüre.

„Der 15. Juli 1870 war ein denkwürdiger Tag, dessen man noch nach tausend Jahren in der Geschichte gedenken wird. Krieg zwischen Deutschland und Frankreich war erklärt, und unser theurer König reiste um 8 Uhr Morgens nach Berlin ab. Wir Alle gingen an die Eisenbahn, um ihm Lebewohl zu sagen und Bouquets zu überreichen.

„Der Abschied war eine rührende Scene. Der gute König hatte Thränen in den Augen; alle Damen weinten und selbst die Adjutanten und General von Treskow schluchzten wie die Kinder. Der König gab Eleonore, Gräfin Larisch, Frau von Schreckenstein, Frau von Pommer-Esche und mir seine Photographie, und ich küßte seine Hand, sehr gegen seinen Willen.

„Wir frühstückten mit Prinz Albrecht und General von Herwarth, aber wir waren Alle traurig und blieben so den ganzen Tag. Um sieben Uhr Abends holte mich Gräfin Larisch ab, um mit Eleonore und Andern nach Lahnstein zu fahren, ihrem Mann, dem Herzog, Adieu zu sagen. Als er fort war, ging die Herzogin auf das Schloß; da wir aber nicht in der Stimmung waren, ihr zu folgen, so fuhren ich, Frau von S. und die Prinzen Philipp Croy, Solms und Hohenlohe nach Ems zurück und aßen mit Prinz Albrecht, seinen Adjutanten und drei Damen zu Abend. Seine Königliche Hoheit waren auch ernsthafter und stiller als gewöhnlich.

„Am nächsten Tage gewährte das kleine Ems einen seltsamen Anblick. Ein panischer Schrecken schien Alle ergriffen zu haben. Die Leute rannten umher wie Ameisen in einem Ameisenhaufen, wenn man mit einem Stocke darin rührt. Die Straßen waren angefüllt mit Leuten, die Gepäck trugen und fuhren, Alles eilte nach Hause. Wirthe vergaßen ihre Rechnungen und Gäste thaten dasselbe."

Wir schließen unsere Auszüge aus den Aufzeichnungen der Prinzessin mit der Version, welche sie über die Ursache giebt, die den Baron Gerolt Anfang der siebenziger Jahre veranlaßte, seine Entlassung als Gesandter bei den Vereinigten Staaten einzureichen, welchen Posten er fünfundzwanzig Jahre mit höchster Auszeichnung zum Besten namentlich auch der deutschen Handelswelt bekleidet hatte. Die Sache hat seinerzeit viel Aufsehen gemacht, ohne daß bisher aus berufener Quelle eine authentische Feststellung des Sachverhalts gegeben worden ist.

„Herr Georg Bancroft — sagt die Verfasserin — war Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin. Obgleich man mir sagt, daß er als historischer Schriftsteller weder mit Prescott noch mit Motley verglichen werden kann, so hat ihm sein umfangreiches Werk über die Republik der Vereinigten Staaten doch einen guten, wohlverdienten Ruf erworben, da historische Schriftsteller in seinem Lande selten sind. Herr Bancroft hatte in Deutschland studirt und verstand die deutsche Sprache, obwol er sie nur sehr mittelmäßig redete. Ob er alle die Eigenschaften besaß, die man von einem Diplomaten verlangt, kann ich nicht beurtheilen, allein ich weiß, daß er der preußischen Regierung sehr angenehm und den meisten Amerikanern in Berlin und denen, die dort hinkamen, ein Greuel war. Das war sehr natürlich, denn er trug nicht nur überall seine große Vorliebe für Deutschland zur Schau und besonders seine Bewunderung für preußische

*) Nach dieser Darstellung hätte die vielbesprochene Scene bereits am Abend des 12. Juli stattgefunden.

Institutionen, sondern schmeichelte und machte allen hochbetitelten Personen den Hof, während er seine Landsleute ganz links liegen ließ und sie oft gröblich beleidigte. Der Präsident wurde sehr häufig aufgefordert, ihn zurückzurufen aber lange ohne Wirkung, da er, wie gesagt, dem preußischen Hofe sehr angenehm war, dessen Interessen er, behaupten seine amerikanischen Gegner, mehr am Herzen habe, als die seines Landes.

„Herr Bancroft machte sich in Gesellschaft sehr oft durch sein excentrisches Wesen lächerlich und ebenso durch seine seltsamen Reden in geradebrechtem Deutsch; auch sagte er oft, wenn er ein Glas Wein getrunken hatte, sehr undiplomatische Dinge. Als die Angelegenheiten zwischen Deutschland und Frankreich einen baldigen Bruch befürchten ließen, äußerte er bei einem Diner, ich glaube bei Herrn von der Heydt, daß im Fall eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich die Vereinigten Staaten sicher auf Seite Deutschlands sein würden.

„Solche Worte aus dem Munde eines Gesandten mußten wol Aufsehen erregen; der französische Gesandte in Berlin berichtete sie nach Paris und der Minister des Auswärtigen dort sprach sein Erstaunen darüber gegen General Dix, den amerikanischen Gesandten in Paris aus, der darüber noch mehr erstaunte und diesem Erstaunen in einem freundschaftlichen Brief an Herrn Bancroft Ausdruck gab, den derselbe grob beantwortete. Die in der Weinlaune gesprochenen Worte wurden nach Washington berichtet und verursachten eine diplomatische Aufwallung. Wie Baron Gerolt hineingemischt wurde, weiß ich nicht, und wie er sich Herrn Bancroft mißfällig machte, auch nicht; allein der Letztere hatte einen Zorn gegen ihn und rächte sich in einer Weise, die keineswegs zu Gunsten des Herrn Gesandten spricht und die nicht durch alle erkauften oder erbettelten oder preßkameradschaftlichen Lobhudeleien verschiedener Zeitungen in ein besseres Licht gestellt werden kann.

„Als nämlich der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland im Jahre 1870 zum Ausbruch kam, wurde Baron Gerolt durch einen Brief des Ministers von Thiele, welcher Graf Bismarck während dessen Abwesenheit von Berlin vertrat, in Erstaunen gesetzt. Er wurde darin zu größerer Vorsicht, als er sie bisher beobachtet, in seinen Reden und Auftreten ermahnt, da Herr Bancroft sich darüber beklagt habe, daß er sich in einer Weise benehme, welche leicht eine Spannung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten herbeiführen könne.

„Da diese gänzlich ungegründete Denunciation nicht im geringsten den erwarteten Erfolg hatte, so wiederholte Herr Bancroft diese Anklage gegen „seinen Freund", den Baron, in nach stärkern Ausdrücken, hinzufügend, daß derselbe versuche, amerikanische Bürger zum Eintritt in die preußische Armee zu bewegen. Obgleich dieser letzte Theil der Denunciation dem Grafen Bismarck lächerlich erscheinen mußte, hatte derselbe doch Zutrauen zu der Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe des Herrn Bancroft und schrieb von Versailles aus an Baron Gerolt einen sehr scharfen Brief, welcher mit der Drohung endete, daß er, wenn derselbe sein Betragen nicht ändere, genöthigt sein werde, Seine Majestät zu ersuchen, Baron Gerolt zu mündlicher Verantwortung nach Berlin zu berufen.

„Dieser harte Brief kränkte den alten, würdigen Herrn sehr und veranlaßte ihn, seine Entlassung einzureichen. — Einige Genugthuung gewährte ihm die Abschiedsrede des Präsidenten, in welcher die niedrige Falschheit, welche sein Gesandter dem preußischen Premier-Minister berichtet hatte, geradezu blosgelegt wurde, indem der Präsident anerkannte, daß es gerade der Baron gewesen, der hauptsächlich dazu beigetragen habe, ein freundliches Verhältniß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten herzustellen. Dieselben Ansichten wurden in schmeichelhaftester Weise bei einem Diner ausgesprochen, welches die angesehensten Leute in Neuyork zu Ehren des Barons gaben.

„In Anerkennung seines Verdienstes und als ein Zeichen der Hochachtung, welche man in den Vereinigten Staaten dem Baron zollte, beschenkten ihn seine Freunde mit einem mehrere tausend Dollars kostenden silbernen, theilweise vergoldeten, drei Fuß hohen Tafelaufsatz, der in Berlin ankam, als der Baron gerade anwesend und welcher unter den Linden bei einem Goldarbeiter ausgestellt war. Die Kaiserin wünschte den Aufsatz zu sehen, und bei dem Diner, welches am Geburtstage des russischen Kaisers gegeben wurde, verzierte dieses Prachtstück die kaiserliche Tafel, wo es allgemein bewundert wurde. Als man hörte, daß der Baron in Berlin sei, sandten der Kaiser und die Kaiserin sogleich Jemand zu ihm in sein Hotel, „um ihm zu dem schönen und so wohl verdienten Geschenk zu gratuliren". Als Graf Bismarck das hörte, hielt er den Boten zurück, indem er demselben zurief: „Sagen Sie dasselbe dem Baron auch von mir." Obgleich der Abschied dem alten Gesandten mit allen Ehren bewilligt und ihm der Charakter als wirklicher Geheimerath mit dem Titel Excellenz ertheilt wurde, so war doch zwischen ihm und dem großen Minister noch immer eine Wolke gewesen, und diese Botschaft war daher dem würdigen alten Diplomaten eine große Genugthuung."

Somit wäre die Ursache des seinerzeit überraschenden Rücktritts des Baron Gerolt auf eine Intrigue des Herrn Bancroft zurückzuführen, der bis vor Kurzem die Vereinigten Staaten in Berlin vertrat, ohne freilich große diplomatische Lorbeeren zu sammeln. So große Verdienste Herr Bancroft als Gelehrter und Geschichtschreiber besitzen mag, so hat er doch als Diplomat und Staatsmann sich noch unter dem Niveau der Mittelmäßigkeiten gezeigt. Die Richtigkeit der Version, welche die Verfasserin gegeben hat, müssen wir in Ermangelung besserer Quellen freilich dahin gestellt sein lassen. Eine Rectification ist von berufener Stelle bisher nicht erfolgt. Zu wünschen wäre indessen eine solche Aufklärung in hohem Grade.

Nach dem Tode ihres Gatten, der in der blutigen Schlacht von Gravelotte beim Sturm der preußischen Garden auf St. Privat sein Leben lassen mußte, hat die Verfasserin ihren Aufenthalt in Bonn genommen. Die unverhoffte bedeutende Erbschaft eines amerikanischen „Goldonkels", wie sie ihn selbst bezeichnet, hat sie in günstige Vermögensverhältnisse gebracht, so daß sie augenblicklich auch in finanzieller Beziehung, wo die Dinge oft schwierig genug für sie lagen, sich der erwünschtesten Unabhängigkeit erfreut.

— **Feldzug 1870—71. Die Operationen der II. Armee an der Loire**, dargestellt nach den Operationsacten des Ober-Commandos der II. Armee von **Frhr. v. d. Goltz**, Hauptmann im großen Generalstabe. Berlin 1875. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Wie zahlreich auch die Bücher sind, welche, neben dem officiellen Generalstabswerke, theils einzelne Abschnitte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 behandeln, theils den Antheil bestimmter Truppenkörper an demselben darstellen, so ist doch der große Stoff bei weitem noch nicht erschöpft, ja es giebt sogar recht ansehnliche Theile desselben, welche noch des ersten Bearbeiters harren, um aus ihrer halben Verborgenheit an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen zu werden. Ein solcher Theil des Krieges war bis nun auch der Feldzug der II. Armee an der Loire. Denn wenn auch dessen Hauptereignisse in dem berühmten Werke des Majors Blume „Die Operationen der deutschen Armeen von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Krieges" schon

beschrieben worden sind, so lag doch eine eingehende Darstellung dieses, zu den merkwürdigsten Perioden des ganzen Krieges zählenden Feldzuges völlig außerhalb der Grenzen des genannten Buches. Man kann demnach behaupten, daß das Werk des Herrn von der Goltz „Die Operationen der II. Armee an der Loire“ eine thatsächlich empfundene Lücke in der Literatur des großen Krieges ausfüllt. Der Name des Autors sichert dem Buche, welches als Fortsetzung von dessen älterem Werke „Die Operationen der II. Armee vom Beginne des Krieges bis zur Capitulation von Metz“ zu betrachten ist, zum mindesten in militairischen Kreisen, eine günstige Aufnahme. Und mit Recht, denn dasselbe ist den gediegensten Werken der ganzen Kriegsliteratur beizuzählen, nicht nur wegen der edlen und echt militairischen Form des Ausdrucks und der mustergiltigen Klarheit der Darstellung, als auch, und zwar hauptsächlich, wegen der meisterhaften Art, die handelnden Personen, vor Allen den erlauchten Feldherrn, auf den allmälig immer höher gehenden Wogen der Ereignisse empor zu heben zu einer Heldengröße, welcher die volle Bewunderung der Mit- und Nachwelt gehört.

Möge ein, wenn auch nur ganz flüchtiges, Eingehen auf den Inhalt des Buches die Richtigkeit dieser Behauptung darthun.

Froh, die namentlich in der letzten Zeit geradezu unerträglich gewordenen Strapazen der Cernirung von Metz endlich überstanden zu haben, und den unheimlichen Leichenfeldern an der Mosel für immer den Rücken zu kehren, trat die II. Armee in den ersten November-Tagen ihren Vormarsch zur Loire an, in breiter Front und in bequemen Tagesstrecken, damit der überangestrengte Soldat allmälig wieder frische Kräfte gewinne. Offen lag vor den Bezwingern der Rhein-Armee das wehrlose Land des Feindes, erst in weiter Ferne winkte ein neuer, aber minder blutiger Lorbeer als der vor Metz errungene. So dachte die II. Armee, und diese Meinung theilte, in der Hauptsache, auch das Obercommando derselben. Die Illusion sollte indeß bald zerstört werden. Wenige Tagemärsche in südwestlicher Richtung waren erst hinterlegt, als sich schon die ersten Proben einer intensiven Renitenz von Seite der feindlichen Bevölkerung fühlbar machten, welche sich allmälig bis zum bewaffneten Widerstande steigerten. Mit jedem weiteren Schritte, den die Armee vorwärts that, wuchsen die Schwierigkeiten und Hindernisse aller Art, und aus den gehofften Erholungsmärschen wurden ebenso viele, mit großen Anstrengungen und Gefahren verbundene, vollgiltige Kriegsmärsche. Je mehr die II. Armee sich der Loire näherte, zu um so größerer Eile wurde sie vom großen Hauptquartier zu Versailles angespornt, denn die feindliche Loire-Armee hatte, Dank der bewunderungswürdigen Energie des Dictators Gambetta, binnen wenigen Wochen eine derartige numerische Stärke erlangt, daß sie, ungeachtet ihres noch sehr lockeren Gefüges, zu einer ernsten Gefahr für die Cernirung von Paris geworden war. Mit Erreichung der Orléans-Pariser Straße durch das Gros der II. Armee wurde diese Gefahr beseitigt. Wir sehen dann die Letztere fast zwei Wochen lang unbeweglich in der Beauce stehen, denn Erwägungen der scharfsinnigsten Art hatten den Feldherrn der kühnen Offensive plötzlich zum vorsichtigen Zauderer gemacht. Daß damit das Richtige getroffen war, zeigte sich alsbald. Bei Beaune la Rolande zerschellte ein volles Dritttheil der Loire-Armee an dem Heldenmuthe eines fünffach schwächeren Gegners, bei Loigny wurde ein anderes Dritttheil des französischen Heeres blutig abgewiesen. Nun erst wechselte der Prinz-Feldmarschall die Rolle, und führte vor Orléans den vernichtenden Schlag gegen das letzte Dritttheil des Feindes. Auseinander gesprengt war die große Loire-Armee, deren eine Hälfte entwich in Eile gen Süden, zur Verfolgung der anderen, welche südwestwärts abzog, wurde mit seiner Armee-Abtheilung der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin entsendet. Gegen alles Vermuthen stieß dieser jedoch schon unfern von Orléans auf so zähen Widerstand des, inzwischen durch zahlreiche frische Truppen wieder verstärkten Feindes, daß erst nach vier Tagen blutigen Ringens bei Beaugency, und nach dem unterstützenden Eingreifen eines großen Theiles der II. Armee, Terrain gewonnen werden konnte.

Schwierig und gefahrvoll war die Lage der II. Armee trotz, ja man könnte fast sagen infolge ihrer erfochtenen Siege, denn die getrennte Loire-Armee vermochte die ihr gestellte Aufgabe, auf Paris vorzugehen, leichter zu erfüllen als die vereinigte, da jede Hälfte für sich schon stark genug war, um zu ihrer Bewältigung alle Kräfte der, außerordentlich zusammengeschmolzenen und in hohem Grade erschöpften II. Armee zu erfordern. Der Prinz-Feldmarschall hielt, nach der bei Beaugency vom General Chanzy bewiesenen Widerstandskraft, diesen für den momentan gefährlicheren seiner beiden Gegner, und faßte den Entschluß, sich desselben zu entledigen. Dem kühnen Wollen folgte das energische Vollbringen, obwol demselben abermals Tausende von Hemmnissen entgegentraten. Schon war das deutsche Heer am Loir-Flüßchen, nahe bei Vendôme, zur entscheidenden Schlacht concentrirt, als die von der Chanzy'schen Armee bis dahin nothdürftig bewahrte Haltung völlig zusammenbrach, und diesen Heerführer zu einem fluchtartigen Rückzuge bis Le Mans nöthigte.

Der Prinz-Feldmarschall wurde dadurch des blutigen Opfers enthoben, welches er der Nothwendigkeit darzubringen sich schon angeschickt hatte. Er führte, da die westliche Hälfte der Loire-Armee für einige Zeit ungefährlich gemacht war, sein Heer in Eilmärschen nach Orléans zurück, um dem dort mit Bestimmtheit erwarteten Vordringen der südlichen Hälfte derselben Armee mit allen Kräften entgegen zu treten. Da indeß diese Armeehälfte demnächst auf einem ganz anderen Theile des Kriegstheaters zur Verwendung gelangte, so konnte der II. Armee endlich, wenn auch nur für wenige Wochen, die Ruhe gewährt werden, deren sie im allerhöchsten Grade bedürftig war, und hiermit fanden dann die Operationen an der Loire ihren Abschluß.

Als willkommener Anhang sind dem Buche des Herrn v. d. Goltz eine beträchtliche Anzahl von Dienstschriftstücken der Loire-Armee beigefügt worden, welche bei Vendôme erbeutet wurden und sehr erheblich dazu beitrugen, das Obercommando der II. Armee über den Zustand seiner Gegner zu orientiren.

— Die von der Verlagsbuchhandlung Herrmann Costenoble in Jena veranstaltete Volks- und Familienausgabe der „Gesammelten Schriften von Friedrich Gerstäcker“, auf welche wir wiederholt die Aufmerksamkeit unserer Leser gelenkt haben, hat jüngst als 23. Band den Roman: „Eine Mutter“, als 24. Band „General Franco“ gebracht. Während der Roman „Eine Mutter“, welcher in dieser Sammlung in dritter Auflage vorliegt, eine Art Fortsetzung des Romans: „Die Colonie“ bildet, spielt der Roman, oder wie Gerstäcker selbst vielleicht noch treffender das Buch bezeichnet, „Das Lebensbild“ in der amerikanischen Republik Ecuador, deren eigenthümliche öffentliche und gesellschaftliche Zustände mit der, der Schreibweise Gerstäcker's eigenen Ursprünglichkeit und Anschaulichkeit geschildert werden. Das Werk liegt in der gegenwärtigen Veröffentlichung in zweiter Auflage vor. Mit diesen beiden Werken hat die Verlagshandlung eine zweite Serie von „Gerstäcker's gesammelten Schriften“ begonnen, welche auf 19 Bände berechnet ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

№ 16. Donnerstag, den 24. Februar. 1876.

Enthüllung des Rietschel-Denkmals zu Dresden.

Das „Dr. Journal" berichtet über die am 21. Februar erfolgte feierliche Enthüllung des Rietschel-Denkmals:

Begünstigt vom herrlichsten Frühjahrswetter fand die feierliche Enthüllung des Rietscheldenkmals statt. Auf dem vor dem Akademiegebäude der bildenden Künste der Brühl'schen Terrasse befindlichen Festplatze, dessen linke Seite der mit grünen Tannenreisern und Fahnen in Landesfarben geschmückte Musiksalon begrenzte, und dessen Mitte das verhüllte Standbild einnahm, hatte sich zur Feier des Tages eine zahlreiche Versammlung eingefunden, in welcher außer den Herren des von dem frühzeitig erschienenen Prinzen Georg königl. Hoheit geführten Festcomités die Herren Staatsminister Frhr. v. Friesen, v. Fabrice, v. Nostitz-Wallwitz, Dr. v. Gerber, Staatsminister a. D. und Minister des kgl. Hauses Frhr. v. Falkenstein, die Präsidenten und Vicepräsidenten beider Kammern der Ständeversammlung und des Landesconsistoriums, der Stadtcommandant Generallieutenant v. Hausen, der Kreishauptmann v. Einsiedel, Geh. Räthe Freiesleben, Just, Polizeidirector Schwauß, Oberbürgermeister Pfotenhauer, die Bürgermeister Dr. Hertel, Dr. Stübel, Stadtverordnetenvorsteher Hofrath Ackermann zu bemerken waren und die Kunst- und wissenschaftlichen Kreise sich zahlreich vertreten fanden. Eingeholt von dem Festcomité langten vom Palais der Königin Maria her Ihre Majestäten der König und die Königin, Ihre königl. Hoheit die Prinzessin Georg mit ihren Hofstaaten Punkt 12 Uhr Mittags auf dem abgeschlossenen Festplatze an und nahmen in dem in Landesfarben ausgeschlagenen Parterreraume des Akademiegebäudes Platz. Die Feier eröffnete das von der Kapelle des Leibgrenadierregiments und den Dresdner Gesangvereinen „Tannhäuser", „Apollo" und dem Polytechnikergesangverein „Erato" unter Leitung des Generalmusikdirectors Dr. Rietz vorgetragene und von demselben componirte, von Dr. Julius Hübner gedichtete Weihelied:

> Wo Deine Werkstatt einst gestanden,
> Geheimnißvoll, Dein geistig Heim,
> Wo Deines Herzens Träume fanden
> Des schöpferischen Lebens Keim;
>
> Hier, wo die Geister Dich umschwebten,
> Die Du gerufen in das Sein,
> Durch Deine Hand leibhaftig lebten,
> Die heut' mit uns den Kranz Dir weih'n!
>
> Da soll Dein Bildniß sich erheben,
> Mild blickend auf Dein sterblich Thun,
> Und bildend, wie Dein schaffend Leben,
> Dein Geist unsterblich auf uns ruh'n.
>
> Wie Du, der Wahrheit treu geblieben,
> Frei von der Eitelkeiten Zier,
> Des Schaffens strengen Ernst zu üben,
> Geloben feierlich wir Dir!
>
> Und siehst Du heute auf uns nieder,
> Seligverklärter Meister Du!
> Dann tragen unsre Weihelieder
> Den Dank Dir aller Herzen zu!

Hierauf betrat Dr. Hettner die den königlichen Herrschaften zugekehrte, mit grünen Reisern geschmückte Bühne zu folgender Festrede:

Der Tag, welcher gewählt wurde, um in festlicher, durch die hohe Anwesenheit Ihrer königl. Majestäten und des erlauchten königl. Hauses geweihter Versammlung das Denkmal Rietschel's, das jetzt noch von der bergenden Hülle umschlossen ist, feierlich zu enthüllen, ist der Todestag Rietschel's. Es sind heute fünfzehn Jahre, daß der unsterbliche Meister von uns geschieden ist.

Und die Stätte, auf welcher dieses Denkmal errichtet wurde, ist dieselbe Stätte, auf der einst die Werkstatt Rietschel's stand, in welcher Rietschel fast alle seine Werke ersonnen und geschaffen hat. Gegenüber die Akademie der Künste, in welcher er dreißig Jahre hindurch treu und gewissenhaft wirkte und im Verein mit Hähnel die Dresdner Bildnerschule begründete, deren Ruhm jetzt durch die ganze gebildete Welt geht.

Das Gefühl, das uns in dieser feierlichen Stunde durchdringt, ist das erhebende Gefühl der reinsten Liebe und Dankbarkeit für den großen Meister, dessen Name in der deutschen Kunstgeschichte unauslöschlich ist und dessen Werke fortleben werden für alle Zeit.

Und wir dürfen es mit Sicherheit aussprechen, daß dies erhebende Gefühl das gemeinsame Gefühl Aller ist, die für die Herrlichkeit deutscher Art und Kunst ein fühlendes Herz haben.

Denn unter allen deutschen Bildnern ist Rietschel der volksthümlichste.

Er, der aus der schlichten Bürgerlichkeit des deutschen Volkslebens erwachsen ist, weiß sich auch auf der Höhe der Bildung, die er sich in unablässigem Bildungseifer errungen, und in der festen, echt plastischen Hoheit und Großheit, an welcher die Unbeirrbarkeit seines künstlerischen Stilgefühls überall unverbrüchlich festhält, jene naive Schlichtheit und tiefe Gemüthsinnerlichkeit zu wahren, die der Grundzug seines ganzen Wesens ist und die unmittelbar aus dem Herzen kommend sich mit unwiderstehlicher Macht alle Herzen erobert.

Volksthümlich wurde Rietschel schon durch seine freien Idealschöpfungen, noch mehr aber und mit zwingender Siegeskraft wurde er es durch seine großen Monumentalwerke.

Rietschel hat eine sehr stattliche Anzahl anmuthigster und machtvollster Idealgestalten geschaffen; frei erfundene wie die zwölf Reliefdarstellungen von der Culturgeschichte der Menschheit in der Leipziger Aula und die Reliefs der vier Tageszeiten, antikisirende wie die großen Giebelgruppen des jetzt von den Flammen vernichteten Theaters in Dresden, das Giebelrelief am Opernhause in Berlin, die hoheitsvolle Brunonia auf dem herzogl. Schlosse zu Braunschweig, christliche wie das Reliefmedaillon des Christengels und die Gruppe der schmerzensreichen Mutter am Leichnam Christi. Wer diese gewaltige Gestaltenfülle in unserm Rietschelmuseum durchwandert, bewundert immer aufs Neue die unerschöpfliche Vielseitigkeit, der kaum irgend ein Seelenton fremd war. Es giebt sicher nur wenige Werke in der gesammten Kunstgeschichte, die sich an Tiefe und Genialität der geschichtlichen Intuition mit jenen großen Reliefdarstellungen, in welchen Rietschel die bedeutsamsten Zeitalter und Völkerentwickelungen geschildert hat, vergleichen lassen. Und mit wie wunderbarem Tiefsinn und mit wie einfachen Mitteln wußte der Künstler den tiefsten Kern der Orestessage zu fassen, durch die scharfe Gegensätzlichkeit des Muttermordes und der strafenden Erinnyen und der Milde der schützenden Götter das Grundwesen aller Tragik gestaltend! Welche Poesie stiller Innigkeit in dem lieblichen Christengel, der den Heiland der Welt entgegenträgt, welche ergreifende Poesie tiefsten Schmerzes und unbeugbarster Seelenhoheit in der seelenvollen Gestalt der am Leichnam des Sohnes trauernden Mutter! Und diese tiefe Poesie der Erfindung wird getragen vom unverbrüchlichsten Formenadel, der auch in den christlichen Stoffen jede nazarenische Einseitigkeit von sich abweist. Die Sprache Rietschel's, je nach der Verschiedenheit der Aufgaben verschieden nuancirt, ist immer die selbständige und freischöpferische Sprache ureigenster Empfindung und geistvollster Naturkenntniß; die Hoheit der Antike, aber nach Maßgabe der besten Renaissance individueller, wärmer und weicher. Und die Sprache Rietschel's ist immer die Sprache schlichter anspruchsloser Sachlichkeit, die Sprache überzeugender Deutlichkeit, die nicht ruht und nicht rastet, bis das Motiv zu voller Kraft und

Klarheit herausgebildet ist; wohl wissend, daß vor Allem klar zu den Sinnen sprechen muß, wer klar zum Gemüth sprechen will.

Seinen höchsten Ruhm und seine epochemachende Stellung aber erlangte Rietschel erst durch die großen Monumentalschöpfungen, die die Thätigkeit seiner letzten Jahre erfüllten.

Der Grundzug seiner Monumentalbildnerei, der scharfe charakteristische Ausdruck und die feine Stilisirung desselben nach den Forderungen und Gesetzen plastischer Schönheit, tritt schon in seinem Jugendwerk hervor, in der Monumentalstatue des Königs Friedrich August des Gerechten; aber noch unfertig und in der Nachwirkung herkömmlicher Aeußerlichkeiten befangen. In voller befreiter und befreiender Meisterschaft bethätigt und vollendet er sich erst in der Kolossalstatue Lessing's, in der Gellertskizze, in der Goethe- und Schillergruppe, in der Rauchbüste, in der großen cyklischen Composition des Luthermonumentes. Volle Lebenswahrheit nicht blos des Portraits, sondern auch des zur vollen physiognomischen Bestimmtheit unerläßlichen Zeitcostüms; aber in dieser scharfen Individualisirung die hoheitsvolle Idealität der fest und klar ausgesprochenen eigensten Wesenheit und Geistesthat des verherrlichten Helden, die hoheitsvolle Idealität eines groß sehenden Künstlerauges, das auch in die unscheinbarsten Gewandfalten Leben und Seele legt und selbst den widerstrebendsten Costumschwierigkeiten plastische Großheit ablauscht. Weil diese Gestalten so groß und so ideal, und dabei doch so sprechend und lebendig charakteristisch, so verständlich und eindringlich, so ureigen deutsch sind, sind sie so rasch und so unverlierbar in unser Volksgemüth übergegangen. Das Höchste bildender Kunst, ein bindender Typus, ist in ihnen gefunden. Wie die großen Bilder Griechenlands den Griechen ihre Göttertypen schufen, so hat Rietschel den Deutschen die typischen Bildnisse ihrer großen Geistesheroen geschaffen. In der Gestalt, wie sie Rietschel geschaffen hat, werden die hehren Gestalten Luther's, Lessing's, Goethe's und Schiller's in dem Gemüth und in der Phantasie der künftigen Geschlechter leben. Diese Gestalten sind ewig, denn sie sind.

Wer erinnert sich nicht mit Wehmuth der tiefen Trauer, die durch die ganze Stadt ging, als heute vor fünfzehn Jahren der große Künstler seinen langjährigen Leiden erlag. Je tiefer wir den Verlust empfanden, um so dringender regte sich der Wunsch, die edlen, ernsten, milden Züge der Persönlichkeit Rietschel's monumental festzuhalten. Se. Majestät der König Johann und Se. Majestät der König Albert gewährten dem Unternehmen von Anfang an Allerhöchstihren Schutz und die eingreifendste Förderung; der königlichen Gnade insbesondere verdanken wir es auch, daß es möglich war, dem Denkmal durch die Errichtung auf der Arbeitsstätte des verherrlichten Meisters die eigenste monumentale Weihe zu geben. Se. königl. Hoheit der Prinz Georg, der erhabene kunstsinnige Curator unserer Akademie der Künste, hatte die Gnade, an die Spitze des Comités zu treten; und nimmer werden wir Mitglieder des Comités es vergessen, mit welcher treuen Hingebung und Umsicht Se. königl. Hoheit alle unsere Verhandlungen geleitet und getheilt hat. Die Munificenz der hohen Staatsregierung und der hohen Stände setzte uns in den Stand, das geplante Werk glücklich zu Ende zu führen.

Und so steht jetzt das vollendete Werk vor uns; geschaffen von der Meisterhand Schilling's, der selbst einen großen Theil seiner Bildung Rietschel verdankt, gegossen in der Erzgießerei zu Lauchhammer, in welcher auch alle Erzbilder Rietschel's gegossen sind.

Vor Mit- und Nachwelt soll dieses Denkmal bezeugen, daß wir wissen, was wir in Rietschel gehabt haben, und daß wir stolz sind, daß er der Unsere war.

Der schützende Mantel fiel, und in hellem Sonnenlichte erglänzten die milden Züge des dem Platze seiner Wirksamkeit zugekehrten edlen Gesichts des genialen Meisters, zu dessen Füßen im Namen seiner Commilitonen ein Schüler der Akademie einen grünen Lorbeerkranz niederlegte.

Es folgte nun der Vortrag nachstehender Schlußstrophe des Weiheliedes:

Er, den hinieden wir verloren,
Lebt nun befreit von Raum und Zeit,
Im Geiste ewig neu geboren,
O Gott, in Deiner Herrlichkeit!
Du Ewiger, hör' unser Flehen;
Tod löst ja nicht der Seelen Band,
Erhalte seines Geistes Wehen
Der deutschen Kunst, dem Vaterland!

Nach Beendigung der erhebenden Feier nahmen die allerhöchsten und höchsten Herrschaften unter Führung des Prof. Schilling und der Herren des Comités das herrliche Denkmal in Augenschein und geruhten sich mit vielen der Anwesenden, u. A. mit der hinterlassenen Wittwe des gefeierten Todten zu unterhalten. Gegen $^{3}/_{4}$1 Uhr verließ der königliche Hof auf gleichem Wege den Festplatz.

Die Kunstgeschichte ehrt in Ernst Rietschel einen der hervorragendsten Bildhauer der Neuzeit. In gerechter Würdigung seiner großen künstlerischen Vorzüge, wie seiner Verdienste um das Aufblühen unserer heimischen Bildhauerschule, wurde sofort bei dem Heimgange Rietschel's der Wunsch laut, seinem Gedächtniß ein dauerndes Denkmal der Anerkennung zu setzen. Ein Comité, mit Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Georg an der Spitze, nahm mit Eifer die Angelegenheit in die Hand. Die infolge eines Aufrufes eingegangenen Beiträge, wie schließlich ein von den Ständen des Landes bewilligter, namhafter Zuschuß der königlichen Regierung ermöglichten die Verwirklichung des Unternehmens. Und nachdem auch noch von Sr. Majestät dem König dem Denkmalcomité für seinen Zweck ein geeigneter Platz auf der Brühl'schen Terrasse huldvollst überlassen worden, konnte man, bezüglich des Plans und der Ausführung des Monumentes, zu einem Concurrenzausschreiben verschreiten. Infolge dieser Concurrenz wurde Professor Johannes Schilling mit der Ausführung beauftragt. Der Künstler, selbst ein Schüler Rietschel's, ging mit Liebe und hingebendem Fleiß an die Lösung der Aufgabe und bereits im Laufe des vorigen Jahres war das Denkmalwerk von ihm fertig gestellt. Als Tag der Enthüllung war der Geburtstag Rietschel's, der 15. December, in Aussicht genommen; eingetretene Hindernisse veranlaßten den Comité jedoch, die Inauguration auf den 21. Februar, den Todestag des Meisters, zu verlegen.

Das herrliche, dem Meister gewidmete Monument, phantasievoll concipirt, besteht aus einem dreischenkligen Stufenfuß, der eine Säule mit der Büste des Gefeierten trägt. Unten an der Säule sitzen drei Jünglingsgestalten, die drei Hauptmomente in der Entstehung des plastischen Kunstwerks, wie zugleich die drei Techniken, in welchen Rietschel Meister war, versinnbildlichend: das Zeichnen, das Modelliren und die Marmor- oder überhaupt Steinarbeit. Der Zeichner, welcher die Gesichtszüge eines begabten, frühverstorbenen Lieblingsschülers Rietschel's trägt, ist durch den Zeichenapparat charakterisirt. Der Modelleur ist mit dem Entwurf zur Lessingstatue, dem Hauptmonumentalwerke des Meisters, beschäftigt; während die dritte Jünglingsgestalt an der Marmorbüste Rauch's arbeitet, bekanntlich der berühmtesten Bildnißdarstellung Rietschel's. Die Säule sodann wird von drei Reliefs belebt, in denen, in weiblichen Gestalten, die drei Hauptdarstellungsgebiete des gefeierten Künstlers: die Geschichte, Poesie und Religion angedeutet sind. In der Ornamentik der Säule und des Postaments, in Zweigen-, Blätter- und Blumenkränzen setzen sich die angedeuteten Bezüge der Figuren weiter fort. Wie die Jünglingsgestalten und die Reliefdarstellungen den warmen Natur- und Schönheitssinn Schilling's von Neuem anmuthend bekunden, so ist auch die Büste, welche das Ganze krönend abschließt, in lebensvoller Aehnlichkeit trefflich durchgeführt. Was die Inschriften des Denkmals betrifft, so liest man auf der Vorderseite: Dem Andenken Ernst Rietschel's; auf der rechten Seite: Auf der Stätte seines Schaffens; auf der dritten Seite: Errichtet 1876. Die Säule und der figürliche Theil des Denkmals sind in Bronze ausgeführt, das Postament dagegen in grauem Granit und grünem Syenit. Der gelungene Guß wurde von dem Hüttenwerke Lauchhammer besorgt, die Steinarbeit von dem Steinmetzmeister Rietscher in Häßlich bei Kamenz. Noch mag bemerkt sein, daß der architektonische Theil des Schilling'schen Entwurfes von Prof. Nicolai ausgearbeitet worden, ebenso der ornamentale Theil von dem Bildhauer Hauptmann; außerdem hat sich noch Hofbaumeister Krüger um die Fundamentirung und Aufstellung des Denkmals verdient gemacht. In allen seinen Theilen wohlgelungen, ist das Monument als ein dem Andenken des berühmten Bildhauers würdiges zu bezeichnen, das zugleich, in seinem frischen, anmuthigen Reiz, mit dem Charakter des Aufstellungsplatzes übereinstimmt.

Thomas vor dem weltlichen Strafgerichte.

Ob und in welchen Richtungen das Strafgesetz in einem einzelnen Falle zur Anwendung zu gelangen habe, ist nur dann mit Sicherheit zu ermessen, wenn die thatsächliche Gestaltung des Falles und diejenige Beziehung genau festgestellt ist, in welcher die für den Fall verantwortliche Person zu demselben gestanden hat. Die am 11. December 1875 erfolgte Dynamitexplosion in Bremerhaven hat den Gegenstand der eingehendsten Erörterungen gebildet und zweifellos trägt der Amerikaner William King Thomas (vielleicht richtiger Alexander) Schuld an diesem schauervollen Ereignisse, allein selbst der durch die Presse verbreitete amtliche Bericht über das Ergebniß jener Erörterungen bietet noch keine ganz sichere Unterlage für Beurtheilung der strafrechtlichen Schuld des pp. Thomas, und zwar um deswillen, weil danach die eigenen Bekenntnisse des Thomas außerordentlich knapp und von Thomas theilweis widerrufen worden sind. Man hat daher nach gewissenhafter Würdigung aller einschlagenden Verhältnisse, gleichsam als gälte es, den Richterspruch über den lebenden Thomas zu fällen, sich darüber klar zu machen, was man für erwiesen zu erachten haben würde.

Man wird nicht irre gehen, wenn man aus dem amtlichen Berichte über die unselige Katastrophe folgende thatsächliche Feststellungen schöpft: Thomas, welcher nach einem vielbewegten Vorleben seit dem Jahre 1866 in Deutschland sich aufhielt, sann auf Mittel, seine in Verfall gerathenden Vermögensverhältnisse zu heben und sich und den Seinigen einen von den Sorgen um das Dasein nicht berührten Lebensgenuß zu sichern.

Er scheute den allein richtigen Weg redlicher Arbeit und verfiel auf den Gedanken, Gegenstände ohne Werth als Schiffsgut auf eins der zwischen Europa und Amerika verkehrenden Schiffe zu bringen, diese werthlosen Gegenstände möglichst hoch gegen den Verlust auf dem Schiffe zu versichern, dahin, daß die hoch versicherten werthlosen Gegenstände auch wirklich in Verlust geriethen, ohne daß er als Veranstalter in Verdacht käme, Vorkehrung zu treffen, und dann die Versicherungssumme von der getäuschten Versicherungsgesellschaft sich auszahlen zu lassen.

Er glaubte den richtigen Weg zu Verwirklichung dieses Planes gefunden zu haben, wenn er den Untergang des mit den betrüglicher Weise versicherten Gegenständen befrachteten Schiffes herbeiführte und als das geeignete Mittel stellte eine Schiffsexplosion sich ihm dar. Bereits vom Jahre 1873 befaßte Thomas sich mit den dazu erforderlichen Vorbereitungen, er ließ eine Uhr mit Geh- und Schlagwerk herstellen, welche unhörbar laufen und deren Hammer nach 10 Tagen von dem Aufziehen des Werkes ab mit der Kraft von etwa 15 Kilo aufschlagen sollte.

Dies schraubte Thomas in ein von ihm mit Dynamit oder einem gleichwirkenden anderen Sprengstoffe gefülltes Faß fest ein und auf die Stelle, auf welche der Hammer aufschlagen mußte, legte er Pulver. Der Schlag des Hammers sollte das Pulver, dieses den in dem Fasse enthaltenen Sprengstoff entzünden und so die Explosion des Schiffes verursachen. Thomas zog am 10. oder am 11. December 1875 die zur Höllenmaschine bestimmte Uhr auf und nachdem dieselbe in Gang gesetzt worden war, gab er das Nichts als den Sprengstoff und die aufgezogene Uhr enthaltende, 450 Kilo schwere Faß, dessen Inhalt er als Caviar declarirt und zu 3000 ℳ bei dem Norddeutschen Lloyd versichert hatte, am Morgen des 11. December 1875 in Bremen zur Beförderung nach Neuyork auf.

Das Faß kam mit dem Eisenbahnzuge, der am gedachten Morgen von Bremen nach Bremerhaven ging und den auch Thomas benutzte, in Bremerhaven an und sollte daselbst an den Bord des zum Abgange nach Neuyork bereit stehenden Dampfers „Mosel“ gebracht werden. Thomas gedachte die Fahrt bis Southampton mitzumachen, dort das Schiff zu verlassen, demselben aber noch andres werthloses, jedoch hoch versichertes Frachtgut zu übergeben oder übergeben zu lassen. Der verhängnißvolle Schlag des Uhrhammers sollte nach der Berechnung des Thomas am 20. oder 21. December 1875, zu einer Zeit, zu welcher das Schiff auf hoher See sein würde, erfolgen und die geplante Zerstörung anrichten. Die Zerstörung mußte nach der Menge und der Gewalt des in dem Fasse verpackten Sprengstoffs eine so furchtbare sein, daß das Schiff mit Allem, was darauf war, mit den Menschen und mit dem Schiffsgute sofort zu Grunde ging. Dies sagte sich Thomas, der vielerfahrene Seemann; dies war ihm aber gerade recht, denn in dem vollständigen Verschwinden des Schiffs lag für Thomas die Sicherheit, daß Niemand seine Frevelthat entdecken und daß er die Frucht seiner verbrecherischen Unternehmung erlangen würde.

Die Sache nahm jedoch einen andern Verlauf. Das Thomas'sche Faß glitt in dem Augenblicke, als Arbeiter dasselbe auf einen Wagen hoben, welcher die Güter an die „Mosel“ führte, von dem Wagen ab und sofort ereignete sich die Explosion, welche für Hunderte von Menschen theils den Tod, theils mehr oder minder erhebliche Gesundheitsschädigungen zur Folge hatte. Die nächste Veranlassung zu dem Eintritte der Explosion gab sonach die durch den Ausprall des Fasses entstandene Erschütterung seines Inhaltes, jedoch herrscht, da das Faß selbst mit seinem Inhalte in Atome zerstoben ist, völlige Ungewißheit darüber, ob, wie der Verfertiger der Uhr meint, infolge der Erschütterung der Hammer der Uhr in die für später bestimmte Thätigkeit versetzt worden, oder ob der Sprengstoff ohne Einwirkung des Uhrhammers in Entzündung gerathen sei.

Nach diesen thatsächlichen Feststellungen kommen, soviel die Strafbarkeit des Thomas anlangt, folgende Paragraphen des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich in Frage:

§. 367, 5. 6.

Mit Geldstrafe bis zu 60 ℳ oder mit Haft bis zu 14 Tagen wird bestraft, wer bei Aufbewahrung oder bei der Beförderung von explodirenden Stoffen die deshalb ergangenen Verordnungen nicht befolgt, und wer Stoffe, welche sich leicht von selbst entzünden, an Orten oder in Behältnissen aufbewahrt, wo ihre Entzündung gefährlich werden kann.

§. 265.

Wer in betrügerischer Absicht eine gegen Feuersgefahr versicherte Sache in Brand setzt, wird mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren und zugleich mit Geldstrafe von 150—6000 ℳ bestraft.

§. 311.

Die gänzliche oder theilweise Zerstörung einer fremden Sache durch Gebrauch von Pulver oder anderen explodirenden Stoffen ist der Inbrandsetzung der Sache gleich zu achten.

§. 306, 2. 3 und 307, 1.

Wegen Brandstiftung wird gestraft mit Zuchthaus von 1—15 Jahren, wer vorsätzlich in Brand setzt ein Schiff, welches zur Wohnung von Menschen dient, eine Räumlichkeit, welche zeitweise zum Aufenthalt von Menschen dient und zwar zu einer Zeit, während welcher Menschen in derselben sich aufzuhalten pflegen, und mit 10—15jährigem oder mit lebenslänglichem Zuchthaus, wenn der Brand den Tod eines Menschen dadurch verursacht hat, daß dieser zur Zeit der That in einer der in Brand gesetzten Räumlichkeiten sich befand, oder wenn die Brandstiftung in der Absicht begangen worden ist, um unter Begünstigung derselben Mord zu begehen.

§. 211.

Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er

die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft.

§. 222.

Wer durch Fahrlässigkeit den Tod eines Menschen verursacht, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft.

§. 223.

Wer vorsätzlich einen Anderen körperlich mißhandelt, oder an der Gesundheit beschädigt, wird wegen Körperverletzung mit Gefängniß bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 900 ℳ. bestraft.

§. 224.

Hat die Körperverletzung zur Folge, daß der Verletzte ein wichtiges Glied des Körpers, das Sehvermögen auf einem oder beiden Augen, das Gehör, die Sprache oder die Zeugungsfähigkeit verliert oder in erheblicher Weise dauernd entstellt wird, oder in Siechthum, Lähmung oder Geisteskrankheit verfällt, so ist auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder Gefängniß nicht unter Einem Jahre zu erkennen.

§. 230.

Wer durch Fahrlässigkeit die Körperverletzung eines Anderen verursacht, wird mit Geldstrafe bis zu 900 ℳ. oder mit Gefängniß bis zu 2 Jahren bestraft.

§. 43.

Wer den Entschluß, ein Verbrechen oder Vergehen zu verüben, durch Handlungen, welche einen Anfang der Ausführung dieses Verbrechens oder Vergehens enthalten, bethätigt hat, ist, wenn das beabsichtigte Verbrechen oder Vergehen nicht zur Vollendung gekommen ist, wegen Versuches zu bestrafen.

§. 44.

Das versuchte Verbrechen oder Vergehen ist milder zu bestrafen, als das vollendete. Ist das vollendete Verbrechen mit dem Tode oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bedroht, so tritt Zuchthausstrafe nicht unter drei Jahren ein.

§. 73.

Wenn eine und dieselbe Handlung mehrere Strafgesetze verletzt, so kommt nur dasjenige Gesetz, welches die schwerste Strafe, und bei ungleichen Strafarten dasjenige Gesetz, welches die schwerste Strafart androht, zur Anwendung.

Daß Thomas den Vorschriften in §. 367, 5. 6 zuwider gehandelt hat, liegt auf der Hand. Ebenso unzweifelhaft erscheint die Annahme, daß Thomas gegen den §. 265, welcher von der in betrügerischer Absicht unternommenen Inbrandsetzung einer gegen Feuersgefahr versicherten Sache handelt, gefehlt hat, denn er hatte das mehrerwähnte Faß unter falscher Declaration über den Werth gegen Feuers- und andere Gefahr versichert und er hatte dasselbe zur Beförderung und damit aus seiner Gewalt gegeben, nachdem er unter Ueberschreitung der Grenzen einer straflosen Vorbereitung zuvor die in dem Fasse verborgene Uhr in Gang gesetzt und so gestellt hatte, daß nach 10 Tagen der Inhalt des Fasses sich entzünden sollte.

Daß Thomas Veranstaltungen getroffen hat, eine fremde Sache, den Dampfer „Mosel“, durch Gebrauch von explodirenden Stoffen zu zerstören, ist oben festgestellt, und darin liegt ein Verstoß gegen §. 311. Die Anwendung der die schwereren Fälle einer als Brandstiftung zu ahndenden Verursachung einer Explosion gebietet sich, da die Explosion das Schiff zerstören sollte, als dasselbe einer, sogar sehr beträchtlichen Anzahl von Menschen zum Aufenthalte diente. §. 307, 1 hat nicht den Fall im Auge, daß der Brandstifter sich vorgesetzt hat, durch den Brand Jemanden um das Leben zu bringen, ein solcher Frevel würde vielmehr nach §. 211 als Mord aufzufassen und für den Fall des Gelingens mit dem Tode zu strafen sein, vielmehr leidet §. 307, 1 nur dann Anwendung, wenn der Brandstifter trotz der nach der Sachlage ihm bekannten oder von ihm vorauszusetzenden Gefährdung eines Menschenlebens, ohne die Vernichtung eines Menschenlebens verursachen zu wollen, das Verbrechen der Brandstiftung an Räumlichkeiten ausführt, in welchen Menschen sich befinden.

Lebhafter Streit ist über die Beantwortung der Frage entstanden, ob auch auf Mord (§. 211) zuzukommen sei. Hiergegen hat Prof. Dr. Lüder zu Erlangen in der „Weser-Zeitung“ vom 30. December 1875 sich ausgesprochen. Dr. Lüder sagt, indem er die zum Thatbestande eines Mordes unerläßliche Absicht, einen Menschen zu tödten, in dem vorliegenden Falle bestreitet, „unter Absicht sei der Wille in seiner Richtung auf den verbrecherischen Erfolg zu verstehen, darüber hinaus könne der Zweck, d. i. die Befriedigung, welche der Handelnde aus dem Eintreten eines bestimmten Erfolgs, aus dem Erreichen seiner Absicht sich verschaffen wolle, in Betracht kommen. Zwar sei der Zweck, abgesehen von bestimmten hier nicht einschlagenden Ausnahmen, für den eigentlichen Thatbestand des Verbrechens von weit geringerer Bedeutung als die Absicht; allein wie Thomas nur den einzigen Zweck verfolgt habe, sich durch Erlangung der Versicherungssumme zu bereichern, so sei seine Absicht lediglich darauf gerichtet gewesen, den dazu nöthigen Erfolg herbeizuführen, d. h. die „Mosel“ sinkend zu machen“. Diese Auseinandersetzung ist schon an sich nicht zutreffend, denn wenn das Strafgesetz eine That überhaupt mit Strafe bedroht, ohne zu fragen, was der Thäter durch deren Begehung erreichen wolle, so folgt von selbst, daß für die Strafbarkeit einer solchen That der von dem Thäter verfolgte Zweck nur Nebensache, daß vielmehr nur die Rechtswidrigkeit dessen in Betracht zu ziehen ist, was der Thäter zu Erreichung seines Zweckes vornimmt.

Der Erfolg einer Handlungsweise im Sinne des Strafgesetzbuchs ist nicht Dasjenige, was der Thäter durch die That erreicht, sondern Dasjenige, was aus der Handlungsweise nach Außen hin entsteht. Die Hindernisse, welche der Erreichung eines eigenartigen Zweckes sich entgegenstellen, mögen Demjenigen, der den Zweck verfolgt, oft unbequem und noch öfter unerwünscht sein, ist aber die Beseitigung solcher Hindernisse nicht ohne Ausführung einer durch das Strafgesetz verbotenen That möglich, und entschließt sich Jemand trotzdem, diese That als Mittel zum Zwecke zu vollbringen, so setzt er die Begehung dieser That sich vor und den Erfolg der von ihm vorgenommenen Handlung muß er als ein von ihm beabsichtigtes Ereigniß, als seine vorsätzliche That, gelten lassen. Thomas hat, um rechtswidrig eine Versicherungssumme zu erschleichen, sich dafür entschieden, das Schiff explodiren zu lassen, und er hat gewußt, daß zu der für die Explosion in Aussicht genommenen Zeit das Schiff mit Menschen besetzt sein und daß die Explosion diesen Menschen den Tod bereiten würde. Wol möglich, daß Thomas, falls er auf andere Weise sein Ziel hätte erreichen können, nicht den Weg eingeschlagen hätte, der so vielen Menschen den Tod zu bringen geeignet war, möglich, daß ihn vor der Ungeheuerlichkeit dieses Erfolgs selbst geschaudert hat, aber er hat seinen Gewinn über das Leben jener Menschen gestellt, er hat gewußt, daß er ihnen den Tod bereitete, und dennoch hat er die dazu führenden Schritte mit vollster Ueberlegung gethan. Man hat daher das Beginnen des Thomas auch unter den Gesichtspunkt des Mordes zu stellen und die weitere und ebenfalls bestrittene Frage ist nur die, ob man dem Thomas vollendeten oder nur versuchten Mord zur Last zu legen habe.

Die Ansicht, daß dem Thomas vollendeter Mord zur Last falle, wird namentlich von Prof. Dr. v. Bar zu Breslau in Nr. 5 der „Grenzboten“ vom Jahre 1876 vertreten.

Er sagt: „Thomas wollte eine unbestimmte Anzahl von Menschen tödten, einerlei Wen; Wer gerade auf dem Schiffe war in dem Augenblicke, in welchem die Kiste explodiren sollte, der sollte dem Todesloose verfallen sein. Nun freilich hat die Explosion nicht auf dem Schiffe und nicht auf offener See, sondern auf dem Lande stattgefunden. Die getödteten

Individuen sind vielleicht — wir wollen, um die Schwierigkeit jedenfalls möglichst hervortreten zu lassen, sagen, sämmtlich — andere gewesen, als diejenigen, welche die Katastrophe getroffen haben würde, wenn sie nach Thomas' Absicht auf offener See sich ereignet hätte. Macht das einen Unterschied? Wir würden mit Ja antworten, wenn Thomas es wirklich nur auf bestimmte Individuen abgesehen und danach seine Thätigkeit eingerichtet hätte, obwol auch in diesem Falle (dem Falle einer sog. aberratio ictus) manche Stimmen gleichfalls für Verurtheilung wegen vollendeten Mordes sich aussprechen würden."

Die von Prof. Dr. v. Bar vertretene Ansicht stellt sich jedoch als unhaltbar dar.

Der Erfolg einer mit Vorsatz verübten gesetzwidrigen Handlung — der Erfolg in dem oben angegebenen Sinne des Strafgesetzbuchs — gilt, wie der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes in der „Weser-Zeitung" vom 15. Januar 1876 in gedrängter Kürze dargelegt hat, nur insoweit als das von dem Thäter beabsichtigte Ereigniß, als ein solcher Erfolg von dem Wollen des Thäters umfaßt war.

Sind verschiedene Erfolge der vorsätzlichen gesetzwidrigen Handlung möglich, so kommt unter der Voraussetzung, daß der Thäter dessen sich bewußt und daß von vorn herein ihm jeder dieser Erfolge genehm war, darauf etwas nicht an, ob der Thäter einen genau zu bestimmenden Erfolg herbeiführen wollte, oder aber unter der Idee handelte, es möge aus seiner Handlung entstehen, was immer wolle, denn in dem letzteren Falle ist jeder Erfolg in den Willen eingeschlossen, mag derselbe mehr oder weniger klar vor der Seele des Thäters stehen, nur darf die Kette des Zusammenhanges zwischen Willen, Handlung und Erfolg nicht durchbrochen sein. Wird die Kette des Zusammenhanges durchbrochen durch ein außerhalb des Willenskreises des Verbrechers liegendes Vorkommniß, durch ein Vorkommniß, dessen Eintreten von dem Unternehmer des Verbrechens nicht vorausgesetzt, noch weniger aber gewollt worden ist, durch ein Vorkommniß, welches geradezu gegen den Willen und gegen die Berechnung des Verbrechers sich einstellt; — wird dadurch eine andere Gestaltung der Dinge geschaffen, ein anderer Ausgang herbeigeführt, als worauf die Absicht des Unternehmers des Verbrechens gerichtet war, so stellt der so vermittelte Erfolg nach den das Gebiet des Strafrechts beherrschenden Gesetzen der Logik als etwas von dem Unternehmer des Verbrechens Nichtgewolltes sich dar.

Thomas wollte nicht und konnte mit Rücksicht auf den seinerseits verfolgten Zweck nicht wollen, daß die Explosion an einem beliebigen Orte, zu einer beliebigen Zeit, unter einer beliebigen Menschenmenge vor sich ginge, vielmehr sollte nach seinem Willen und nach seiner Berechnung die Explosion an einem anderen Orte, zu einer anderen Zeit und unter einer anderen, nämlich unter der auf dem Dampfer „Mosel" befindlichen Menschenmenge, sich vollziehen. Die Katastrophe in Bremerhaven vollzog sich geradezu gegen seinen Willen und gegen seine Berechnung. Thomas hatte im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der von ihm getroffenen Vorkehrungen darauf gebaut, daß die Explosion unter ganz anderen Umständen auf dem Meere Statt haben würde. Die Explosion in Bremerhaven mit ihren unheilvollen Wirkungen war von seinem Willen genau ebenso unabhängig, als wenn in Bremerhaven ein anderer Bösewicht des mit dem Sprengstoffe gefüllten Fasses hinter seinem Rücken sich bemächtigt und vorsätzlich die Explosion bewirkt hätte. Hätte eine andere Person dies gethan, so würde Niemand behaupten wollen, daß Thomas die Explosion vollbracht habe, und die Rolle jener anderen Person übernahm — ein unvorhergesehener unglücklicher Zufall. Was Thomas wollte, ist nicht eingetreten und was eingetreten ist, hat Thomas nicht gewollt.

Thomas hatte in gleicher Weise wie für die Vernichtung von Menschen, für die Inbrandsetzung des betrüglich versicherten Fasses sowie des Dampfers „Mosel" gearbeitet, dies Alles sollte nach Ort, Zeit und Nebenumständen zusammenfallen, wie es aber nicht zu der von Thomas vorgekehrten Inbrandsetzung des Fasses und des Schiffes auf dem Meere kam, so ist es auch nicht zu der von Thomas vorgekehrten Menschentödtung auf dem Meere gekommen, und doch war die Thätigkeit des Thomas zu Herbeiführung dieser, von ihm als etwas Untrennbares angesehenen, Ereignisse eine und dieselbe, nämlich der, von dem Eintritte des beabsichtigten Erfolgs in jeder Richtung gleich weit entfernte, Anfang der Ausführung des Verbrechens, der Versuch im Sinne des §. 43 in Verbindung mit §§. 265, 311 u. 211.

Damit soll und kann jedoch Thomas der Verantwortlichkeit für das durch die in Bremerhaven eingetretene Explosion nicht entbunden werden. Muß auch der Eintritt dieser Explosion in Bezug auf Thomas als etwas Unvorsätzliches bezeichnet werden, so mußte doch Thomas bei einigem Nachdenken sich sagen, daß leicht Etwas vorfallen könnte, wodurch die geplante Explosion unter ganz anderen Umständen erfolgen könnte, als er diese zu schaffen gedachte, und daß, sogar wenn der Schlaghammer der Explosionsuhr den Dienst gänzlich versagen sollte, schon durch die Beförderung des verborgenen Sprengstoffs das Leben Anderer gefährdet würde.

Daß Thomas diese Gefahr nicht bedacht, oder in der Hoffnung, daß Alles so, wie es von ihm geplant war, gleichsam nach dem von ihm entworfenen Programme vor sich gehen würde, über diese Gefahr leichtfertig sich hinwegsetzte, war eine grobe Fahrlässigkeit und aus diesem Gesichtspunkte (§. 222 u. 230) trägt Thomas die strafrechtliche Verantwortlichkeit für den Tod und die — nur auf Antrag zu strafenden — Körperverletzungen der von der Wirkung der eingetretenen Explosion betroffenen Menschen.

Für alles Dasjenige, wodurch Thomas nach der vorstehenden Darlegung in verschiedenen Richtungen dem Strafgesetzbuche verfallen ist, würde ihn aber mit Rücksicht auf §. 73 nur Eine Strafe treffen, und diese könnte höchstens in 15jähriger Zuchthausstrafe bestehen.

Erwägt man die wahrhaft teuflische Handlungsweise des Thomas, die Entsetzlichkeit des wirklich eingetretenen Unglücks, und den Umstand, daß dem Thomas nur ein Zufall die Verantwortung für einen noch weiter greifenden Erfolg seines verbrecherischen Beginnens abgenommen hat, so mag Manchem die 15jährige Zuchthausstrafe als eine nach allgemein menschlichen Begriffen zu geringe Ahndung erscheinen, und dieser Anschauung ist in allen Schichten des Volks Ausdruck gegeben worden, man darf aber deshalb, weil die Strafe innerhalb der von dem Strafgesetzbuche gezogenen Grenzen nicht höher bemessen werden kann, noch nicht von einer „Buchstabenjurisprudenz" gegenüber „dem gesunden Rechtsgefühle im Volke" sprechen, das verhältnißmäßig noch junge Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich ist doch auch unter der Mitwirkung „des gesunden Rechtsgefühls im Volke" entstanden, selbst mit der vortrefflichsten Strafgesetzgebung vollzieht sich nur der geringste Theil der höheren Weltordnung, und „Recht" und „Gerechtigkeit" verhalten sich zu einander doch nur wie menschliches Wissen und ewige Wahrheit.

Leipziger Oper.

Die Leipziger Theaterdirection entfaltet in musikalischer Hinsicht eine außerordentlich rege Thätigkeit, welche jedem Fachmann die höchste Achtung vor der Leistungskraft des gegenwärtig wahrhaft blühenden Opernensembles abnöthigen muß. Mozart's Opern, welche durch das jetzt thätige Opernpersonal in ganz vorzüglicher Weise reproducirt werden, neue Werke

wie die „Folkunger" von Edmund Kretschmer und „der Widerspänstigen Zähmung" von Hermann Götz, außerdem die besten Erzeugnisse der deutschen, französischen und italienischen Oper schmücken das Repertoir und werden durchaus in trefflicher Ausführung dem kunstsinnigen Publicum vermittelt. Angesichts solcher Thatsachen sieht man allerdings mit bangem Blick in die Zukunft und stellt sich die Frage, ob ein neuer Director nicht lange Zeit erst mit großer Umsicht und Energie wird arbeiten müssen, ehe er seine Oper mit theilweise ganz anderen Kräften auf eine den jetzt bestehenden Opernverhältnissen gleiche Rangstufe bringen kann. Jeder mit den Schwierigkeiten der musikalischen Technik Vertraute muß hier erklären, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, in kurzer Zeit dasselbe in musikalischer Beziehung zu leisten, was von der Theaterdirection des Herrn Friedrich Haase geboten wird. Schon früher habe ich darauf hingewiesen, daß Herrn Capellmeister Gustav Schmidt um ganz bedeutsame Hebung des Leipziger Bühnenwesens bezüglich der Oper ein großes Verdienst zugesprochen werden muß und daß man seiner exacten, gewissenhaften Leitung die ausgezeichneten Zustände der dramatischen Musik in Leipzig hauptsächlich mit zu verdanken hat. Im Verein mit diesem erfahrenen und sorgsamen Bühnen-Dirigenten haben die Herren Haase und Strantz ihre Dispositionen getroffen, mit welchen in glücklichster Weise eine Fortsetzung des von Witte und Laube begonnenen Werkes erzielt und schließlich eine Höhenlinie in Bezug auf musikalisch-dramatische Reproduction erreicht wurde, wie sie Leipzig früher entschieden niemals gekannt hat. Fremde Künstler und Künstlerinnen, welche von den ersten Bühnen kommen, um hier im Leipziger Gewandhause aufzutreten, versichern selbst, daß mit dem hiesigen Opernensemble wol schwer ein Vergleich zu finden sei, weil zwar an den Hofbühnen die eine oder andere Kraft in eminenter Weise hervorrage, auch jedenfalls der Chor theilweise besser bestellt sei, im Ganzen aber doch jene harmonische Abrundung, welche das hiesige Ensemble erlangt hat, nicht gefunden werden könne. Wol gebe ich zu, daß die Direction vom Glück mit begünstigt war und bei den Engagements der künstlerischen Einsicht auch der glückliche Zufall mit zu Hilfe gekommen sein mag. Wenn ich aber die ganze Entwickelung der Leipziger Oper gewissenhaft prüfe und das Ausfüllen der Lücken betrachte, welches sich die Direction des Herrn Director Haase ohne Zweifel zur Aufgabe machte, so finde ich eigentlich gar nichts Planloses, sondern ein (kurze Unterbrechungen abgerechnet) stetiges Aufwärtsschreiten auf dem betretenen künstlerischen Pfade, der schließlich zum schönen Ziele geführt hat. Es kann von sachverständiger Seite nicht geleugnet werden, daß unsere Bühne bei solcher Direction eine eminente musikalische Lebenskraft in sich trägt, welche ununterbrochen das Publicum magnetisch anzieht und in reger Theilnahme erhält. Wie mächtig würde sich aber dieses schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen so stark pulsirende Leben entwickeln, wenn die Stadt Leipzig selbst das Princip der Verpachtung, diese traurige kunstwidrige Speculation aufgeben und die kleinliche Furcht vor dem Risico überwinden möchte. Bis jetzt hat, wie ich hier wiederhole, die Stadt selbst äußerst wenig für die Kunst gethan. Das Pachtverhältniß läßt sogar den Theaterbau kaum als eine aus reinem Kunstinteresse hervorgegangene That erscheinen und so muß natürlich auswärts das Bürgerthum immer in seiner ästhetischen Bildung ohne jede bemerkenswerthe Eigenschaft erscheinen, während man durch Einführung einer Intendantur und durch Verzichtleistung auf Gelderwerb durch die dramatische Kunst beweisen könnte, daß das Leipziger Bürgerthum in seinen Zielen für die geistige Entwickelung weiterschreitet als dasjenige kleiner, unbedeutender Städte und sich vom kleinlichen Krämerthum gänzlich frei hält. Ganz besonders in musikalischer Beziehung hat Leipzig durch die Thaten der Künstler und Gelehrten, sowie durch die Unterstützung einzelner kunstsinniger Bürger einen sehr hohen Standpunkt erreicht und im Publicum wurzelt ein so reges Streben nach musikalischer Ausbildung, daß ich trotz eifriger Beobachtungen der musikalischen Culturverhältnisse unserer Zeit keine andere Stadt namhaft machen könnte, welche sich einer so vielseitigen und tiefeingreifenden Musikpflege zu rühmen vermöchte. Also trotz der immerhin hemmenden Fesseln in der musikalisch-dramatischen Entwickelung nimmt Leipzig einen so hohen, bedeutsamen Rang in der musikalischen Kunst ein. Zu welcher Blüthe könnte diese aber kommen, wenn man das Krämerthum in der Musik ganz beseitigen und rein künstlerische Rücksichten vorwalten lassen wollte. Meiner Ueberzeugung nach würde Leipzig dann nicht nöthig haben, auswärts nach Intendanten zu spähen. Der passende, durchaus tüchtige und geistig hochbedeutende Mann, mit tiefer theoretischer Kenntniß, reicher praktischer Erfahrung und sicherem Erkennen der Verhältnisse ausgerüstet, vor Allem aber begabt mit einer großen poetischen Kraft und begeistert für das wahrhaft Ideale und Schöne, welcher zugleich eine wahre und innige Neigung zur Schwesterkunst der Poesie, zur Tonkunst, besitzt und diese gewiß in jeder Beziehung hoch in Ehren halten würde, dieser Mann wäre der Geheime Hofrath Herr Dr. Rudolph Gottschall, der natürlich, wie jeder bedeutende Mensch, auch Anfeindungen zu begegnen hatte, dem man aber ein allseitiges Wissen in dramatischen Fragen vernünftigerweise ganz entschieden nicht absprechen kann. Vertraut mit allen künstlerischen Verhältnissen unserer Stadt ist derselbe eben auch eine verläßliche Persönlichkeit, welche genügende Garantie zu bieten vermag — die Herren Stadtverordneten, sonst so vorsichtig, müßten natürlich doch auch in dieser Hinsicht mit rechtem Vorbedacht zu Werke gehen — gewiß eine Eigenschaft, welche ebenfalls zur gewichtigen Repräsentation nicht wenig beiträgt. Nun warum macht man unter so günstigen, in keiner Weise riskanten Verhältnissen denn nicht wenigstens einen Versuch? So weit meine Beobachtungen und Erfahrungen ausreichen, müßte der Versuch, wenn nicht sehr unglückliche politische Zustände hindernd in den Weg treten, gewiß glücklich ausfallen; denn Rudolph Gottschall ist ein Mann, der zwar mit Energie, aber auch mit Vorsicht seinen Weg geht und gewiß nicht den Kostenpunkt bei der Verwaltung eines Kunst-Instituts aus den Augen verlieren würde. Mögen sich nun also für die Zukunft die Verhältnisse gestalten, wie sie wollen; unter allen Umständen will ich hier in dieser hochwichtigen Theaterfrage meine Meinung ausgesprochen und den Mann bezeichnet haben, welcher die Fähigkeit in sich trägt, für die Kunst wahrhaft Bedeutendes und Segenbringendes in der Stellung eines Leipziger Intendanten zu leisten.

Daß es hinsichtlich der musikalisch-dramatischen Zustände unserer Stadt für einen Theater-Director sehr schwer ist, der Nachfolger des Herrn Friedrich Haase zu werden, bewies sehr deutlich die Aufführung der Iphigenie in Aulis von Christoph Ritter von Gluck, welche Herr Capellmeister Gustav Schmidt mit der an ihm oft gerühmten Umsicht und Sicherheit leitete. Die Literatur über Gluck ist zwar nicht so stark als über Sebastian Bach, doch aber bietet sie den Referenten so viel Stoff, daß es in der That sehr leicht ist, daraus ein dickes Buch zusammenzustellen, und natürlich noch leichter, ein langes, mit Zahlen und historischen Excursen reich gespicktes Referat abzufassen. Trotz dieses ungemein ergiebigen Materials und der zahlreichen historisch-theoretischen Analysen hat man doch eigentlich den Grund der ganzen Richtung Gluck's und seinen Anschluß an die französische Vorgängerschaft zu wenig erkannt, sondern ihn immer nur als den großen Reformator der Oper angesehen. Es ist in Wahrheit grundfalsch, Gluck als einen Reformator hinzustellen, welcher das ganze Opernwesen gereinigt und eine neue Form, ein neues Princip an die Stelle eines früheren

gesetzt hätte. Die Leute, welche dies behauptet haben, scheinen die Werke der französischen Vorgänger Gluck's gar nicht zu kennen und überhaupt nicht zu wissen, daß Gluck in seinen Gestaltungen lediglich die Principien seines Vorgängers Rameau weiter ausbaute, mit denselben also durchaus nicht eine Reform vornahm und ihr Wesen etwa von vielem unnützen Beiwerk säuberte, sondern vielmehr den von Lully und Rameau erworbenen Grund und Boden weiter cultivirte und durch größere Ausdehnung der Grenzen, sowie durch den Ausbau im Einzelnen einerseits bedeutenderen Spielraum zur Entfaltung eines glänzenderen scenischen Arrangements, andererseits eine werthvollere Basis zur Entwickelung der Gegensätze in den Charakteren gewann. Gluck hat nur fortgesetzt, was Rameau begonnen hatte, und selbst in der Orchesterbehandlung, die vielfach als ganz „reformatorisch" bezeichnet wird, ist er nur der Fortsetzer der Rameau'schen Principien. Man findet bei Rameau bereits einen Opernchor, welcher schon mitthätig in die Handlung eingreift und nicht, wie bei Lully, in vollständiger Einförmigkeit beharrt. Ferner erkennt man das künstlerische Streben in Rameau's dramatischen Werken, den Sprachaccent mit dem musikalischen Accent in den genauesten Einklang zu bringen und überhaupt für die Poesie einen charakteristischen musikalischen Ausdruck zu finden. Auch ist bei ihm das Accompagnement schon bedeutsamer entwickelt, so daß er fast niemals versäumt, auch an den Stellen eine harmonische Steigerung mit richtiger Auswahl der Instrumentalfarben anzubringen, wo sich die Leidenschaft in gewichtigeren Accenten und stärker hervortretenden Rhythmen zu erkennen geben soll. Er weiß dann genau zu bemessen, wo der Sprach-Accent, der melodische und der harmonische Accent zur Hervorbringung der mächtigsten Steigerung zusammenwirken müssen, um den rechten musikalischen Ausdruck für die Wortdichtung zu finden. Das Recitativ, auf welches Gluck besonderes Gewicht legt, ist seit Rameau's Vorgange von Gluck ganz in dem sogenannten französisch-nationalen Style gebildet und auch das von Rameau mit großer Sorgfalt gepflegte Arioso, welches dann eintritt, wenn die Leidenschaft oder die innere Bewegung ausströmen will, ist vollständig in Gluck's scenischen Apparat übergegangen, so daß die Gluck'sche Arie der Form nach nichts weiter ist, als eine größere Ausdehnung des Rameau'schen Arioso. Dem Deutschen Gluck will ich allerdings nicht einen höheren Schwung in der Melodik und oft ein reizvolleres Orchestercolorit absprechen, Eigenschaften, die er sich hauptsächlich durch die Kenntniß der italienischen Opernerzeugnisse erworben hatte. Nur in Bezug auf die Balletmusik hat Gluck auch in der Form entschieden ganz Neues und Glänzenderes geschaffen, als alle seine Vorgänger. Gluck, welcher Lully und Rameau gründlich studirt hatte, wollte mit seiner sogenannten Reform, die in Wahrheit nur eine künstlerische Verwerthung des national-französischen Princips war, in Wien durchdringen. Seine Oper Alceste, die er ausdrücklich als den Versuch einer Reformation in der dramatischen Musik mit hochtönenden Worten und mit einem Pathos ankündigte, welches den französischen Phrasen oft ziemlich nahe kommt, erregte das Wiener Publicum sehr wenig, so daß sich Gluck ziemlich empfindlich in der Dedication von Paride ed Elena über „die laue Theilnahme des Publicums" äußerte und sich über den Mangel an Einsicht und Gerechtigkeit bei den Kritikern, an Muth und Talent bei den Musikern, von welchen keiner seinen Spuren zu folgen wage, beklagte. Der Franzose du Rollet bei der Gesandtschaft in Wien erkannte als eifriger Kunstfreund bald die Richtung Gluck's und die in derselben sich kundgebende Fortsetzung der französisch-nationalen Compositionsweise. Er lenkte Gluck's Blicke auf Paris, wo man seine Bestrebungen verstehen und anerkennen würde, und schlug ihm zur Einführung seiner Productionskraft in die französische Hauptstadt die Bearbeitung der Tragödie von Racine „Iphigénie en Aulide" vor. Die Wahl des Stoffes war jedenfalls deshalb schon eine sehr glückliche, weil Racine's Tragödie der Nation als ein anerkanntes Meisterwerk galt. Die Kritik der späteren Zeit hat mit Recht geltend gemacht, daß eigentlich ein griechisch-nationales Leben in der Tragödie gar nicht wieder zu finden, sondern vielmehr das Ganze von dem Geiste durchdrungen sei, welcher die Zeit Ludwig's XIV. beherrschte; „es sind Griechen in der Robe und Frisur, Monseigneur Achille und Princesse Iphigénie benehmen sich mit Courtoisie und Galanterie, auch die künstlerische Darstellung steht unter dem Ceremoniell". Es ist ganz unrichtig von Otto Jahn bemerkt, daß Gluck „das freie Recitativ der Italiäner in der großartigen Durchbildung zu charakteristischem Ausdruck, welche er demselben verliehen hatte, durchaus an die Stelle der alten „Psalmodien" setzte, daß er dadurch den Grundcharakter der musikalischen Darstellung geändert und in diesem Verfahren keinen Vorgänger hatte". Otto Jahn kannte sicherlich nicht die Recitative Rameau's, sonst würde er gefunden haben, daß gerade Rameau derjenige war, welcher die Florentinische und Neapolitanische Psalmodie gar nicht zur Anwendung brachte, sondern einen sehr pathetischen, charakteristischen Ausdruck und eine accentvolle musikalische Declamation dem Recitativ verlieh. Gluck erscheint hier vielmehr oft als Nachahmer und gerade in der Iphigenie in Aulis vermag ich im Recitativ etwas Eigenartiges nicht zu entdecken. Weit bedeutender tritt Gluck's groß angelegter Charakter in der Iphigenie auf Tauris hervor, wo wirklich oft das Innerste des Menschen bewegt wird, wo man tief ergriffen die Gestaltungskraft und die Schlagfertigkeit in der Charakteristik bewundern muß. Dennoch ist es ein Verdienst, auch Iphigenie in Aulis auf dem Repertoir zu erhalten. Denn in ihr herrscht bei allem hohlen Pathos, welches sich zuweilen geltend macht, doch edles Tonwesen und ein hohes Streben nach Wahrheit in der Charakteristik. Dieses edle Tonwesen wurde durch das in jeder Beziehung ganz musterhafte Orchester herrlich vermittelt und ebenso gelang den darstellenden Kräften die Vorführung der Charaktere ganz vortrefflich. In erster Reihe sind Fräulein **Mahlknecht** (Iphigenie) und Herr **Gura** (Agamemnon) zu nennen, deren Reproductionen den höchsten Anforderungen genügten. Gesang und Spiel waren hier zu einer Gesammtleistung voll Geist und Tiefe verschmolzen; namentlich aber gewannen dadurch die Reproductionen der Genannten eine solche Größe und Bedeutung, daß sie niemals den äußeren Effect anstrebten, sondern den Gedankengang immer fest hielten und jede Steigerung nur mit wirklich künstlerischen Mitteln durchführten. Diese überzeugungsvolle Wahrheit in der Durchführung gereicht denselben zum höchsten Ruhme und ist wiederum als das Zeugniß einer ganz ausgezeichneten Leistungsfähigkeit hochzuhalten. Auch Fräulein von **Hartmann** (Klytemnestra) entfaltete ihre schönen Mittel mit künstlerischer Einsicht; doch muß immer wieder auf sorgfältiges Studiren bei Bildung der Töne hingewiesen werden, damit nicht die früher gerügten Fehler wieder aufkommen möchten. Man hat gegenwärtig allerdings die Freude, die mächtigen Fortschritte in der Ausbildung des Fräulein von **Hartmann** hervorheben zu können; wenn dieselbe Bahn festgehalten wird, kann gewiß ein Wanken in der künstlerischen Richtung nicht mehr den Fortschritt beeinträchtigen. Der treffliche Kalchas des Herrn **Reß**, der kräftige, in dramatisch scharf gezeichneter Gestalt hervortretende Achilles des Herrn **Müller** und der wohlgeschulte Chor sind ebenfalls als wirksame Factoren zum Gelingen des Ganzen zu bezeichnen. Kurz, es war eine Gesammtleistung voll Schönheit in der Farbe, Reinheit in der Auffassung, Stärke in der Charakterzeichnung, mithin ein glänzendes Zeugniß von dem Zustande der Leipziger Oper, welcher ich wieder eingehendere Betrachtungen widmen werde, wenn nach dem Erscheinen der erwärmenden Frühlingssonne die Hochfluth der Concert-Saison verflossen ist.

Oscar Paul.

Capitular des deutschen Hauses in Venedig (Capitolare dei Visdomini del Fontego dei Todeschi in Venezia), zum erstenmal bekannt gegeben von Dr. Georg Martin Thomas. Berlin, A. Asher 1874. 43 und 309 S. gr. 4. Das Capitular der stellvertretenden Aufsichtsbeamten des deutschen Kaufhauses in Venedig enthält die Gesetze und Beschlüsse, durch welche Handel und Verkehr der Deutschen in Venedig geregelt wurde, vom Jahre 1268 bis zum Jahre 1577. Der verdienstlichen Arbeit des Herrn Professor Thomas in München liegt eine Handschrift zu Grunde, welche aus dem Nachlasse des Cav. Emmanuele Antonio Cicogna in das Museum Correr in Venedig gekommen war. Der gelehrte Herausgeber hielt sich im Jahre 1864 längere Zeit in Venedig auf zwecks Vorarbeiten zu dem Urkundenbuche der Fontes rerum Austriacarum und verwendete daneben seine Mußestunden zur Aufsuchung von Hilfsmitteln für den Text des gefundenen Capitulars und von anderen Quellen zur Geschichte des deutschen Hauses. Weitere Veröffentlichungen über das Gemeindewesen der Handelsrepublik der Zukunft vorbehaltend, hat er zunächst dieses Capitular an das Licht gestellt, das nicht nur sachlich, sondern auch sprachlich — wenigstens was die italienischen Einträge betrifft — ein hohes Interesse in Anspruch nimmt. Das sachliche Interesse begründet sich von selbst, da uns hier ein Einblick in die Verhältnisse des deutschen Handelsverkehrs nach Italien bis in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hinauf gestattet ist, wobei zugleich auf die eigenthümlichen Einrichtungen des interessantesten italienischen Gemeinwesens im Mittelalter oft ein neues Licht fällt. Was die sprachliche Seite angeht, so sind die Stücke theils in italienischer, theils in lateinischer Sprache geschrieben. Ueber das Italienische bemerkt der Herausgeber, die Sprache sei anziehend und beachtenswerth, weil sie in die Kindheit der werdenden italienischen Prosa hinaufreiche und daneben die Eigenheiten der venezianischen Mundart widerspiegele. „Wenn die Beobachtung Anderer zutrifft, daß die lingua volgare, aus welcher die Sprache der Trecentisten hervorging, außer in der Dichtung zuvörderst in den Gesetzen und Statuten des Landes und der Städte sich zu erkennen giebt, so wird hier (nämlich in der Schonung und Erhaltung der Formen) eine behutsame Vorsicht den alten Philologen entschuldigen." Gewiß werden die romanischen Sprachforscher dem Herrn Herausgeber seine Gewissenhaftigkeit danken.

Das äußerst splendid ausgestattete Buch ist nur in 400 Exemplaren gedruckt, von welchen allein das Reichskanzleramt 100, die verschiedenen bayerischen Ministerien 42 erworben haben.

⊙ **Zwickau,** 21. Febr. Das am vergangenen Freitag, den 18. d. M., abgehaltene zweite diesjährige Abonnement-Concert unsres Musikvereins stellte sich seinen Vorgängern in jeder Beziehung würdig zur Seite. Zuerst kam zur Aufführung die A-moll-Symphonie Nr. 3 von Gade, ein Tonwerk, in welchem die sinnige, poetische Natur des nordischen Componisten in schönster Weise zum Ausdruck gelangt. Namentlich die drei letzten Sätze sind von einer bezaubernden Innigkeit und Zartheit der Empfindung durchweht, und rissen, Dank der vortrefflichen Ausführung durch das Orchester des Vereins unter der bewährten Leitung des Vereinsdirigenten Herrn Dr. Klitzsch, das Auditorium zu lebhaftestem Beifalle hin. Als zweiter orchestraler Satz kam Richard Wagner's Faust-Ouverture, hier wol zum ersten Male, zu Gehör. Trotz des düstern Charakters und der ziemlich bedeutenden Anforderungen, welche dieses Werk an das Verständniß des Hörers stellt, errang dasselbe einen reichen Applaus. In der That trägt diese Faust-Ouverture, wenn schon dieselbe aus einer früheren Zeit des berühmten Dichtercomponisten stammt und ursprünglich nicht zu selbständiger Vorführung bestimmt, sondern als Theil eines größeren Ganzen gedacht ist, doch unverkennbar den Stempel genialer Großheit, welche ihr eine bleibende Wirkung sichert. Der Vortrag des Werkes war trotz der bedeutenden Schwierigkeiten ein im Ganzen vortrefflicher und lieferte einen neuen Beweis für die Tüchtigkeit unserer musikalischen Kräfte. Neben diesen beiden ersten Orchesternummern konnte freilich Mehul's Jagd-Ouverture nicht mehr recht zur Geltung kommen, und wenn auch dem Werke des graziösen Franzosen seine eigenartige musikalische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, so schien uns dasselbe doch neben den beiden zuerst vorgetragenen modernen Compositionen nicht an seiner richtigen Stelle zu sein. Als Solistin lernten wir Fräulein Thoma Thommasi-Börs von der kaiserlichen Hofoper in St. Petersburg nnd Moskau kennen, eine Sängerin, die mit einer namentlich in der höheren Sopranlage klangvoll schönen Stimme eine tüchtige Schule verbindet. Sie trug die Arie: „Abscheulicher, wo willst Du hin?" aus „Fidelio" und die Romanze: „Blickt mein Aug' in herben Schmerzen nieder" aus „Der König hat's gesagt" von Delibes, sowie Lieder am Pianoforte: „Kurt von Wyl" von Carl Millöcker und „Aennchen im Garten" von Gustav Hölzel vor und erntete durchweg lebhaften Applaus. Uns selbst hat am meisten ihr Liedervortrag angesprochen.

⊙ **Gera,** 21. Febr. Gestern schloß an unserem Hoftheater das Gastspiel des Herrn Carl Sontag, vom königl. Theater zu Hannover. Herr Sontag war von früheren Gastspielen her noch in gutem Gedächtniß beim Publicum, was sich an beiden Abenden durch das fast überfüllte Haus zu erkennen gab. Derselbe trat diesmal zunächst als „Doctor Wespe" in dem gleichnamigen Lustspiel von Benedix und am selben Abend als Richard Weiß in dem Schwank von Roger: „Dir wie mir" auf. Am zweiten Abend spielte der Gast den Zollinspector „Spürlein" in dem Lustspiel: „Immer zu Hause" von Grandjean, den Badegast v. Stein in Wintersfeld's: „Wenn Frauen weinen" und den Farbenreiber Girolamo in „Des Malers Meisterstück". Den Doctor Wespe kann man kaum besser sehen, als von dem hier genannten Darsteller. Hr. Sontag weiß aus dieser schwer zu verarbeitenden Figur noch so viel zu machen, daß das Publicum an die wirkliche Existenz eines so eigen gearteten Menschen recht gut glauben kann, während man dies bei anderen Darstellern gewöhnlich nicht vermag, oder doch sich wundert, wie man einen solchen homo ohne Aufsicht ins Freie lassen kann. Dem Richard Weiß in „Dir wie mir" dagegen haben wir ein gleiches Interesse nicht abzugewinnen vermocht. Es kann sich hier natürlich nicht um die Wirkung des Ganzen handeln, denn es ist am ganzen Stücke nichts, sondern nur um die Auffassung des Rechtsanwalts Weiß, und diese eben ist uns bei andern Darstellern schon glücklicher, zarter vorgekommen als bei Herrn Sontag. Unübertrefflich wieder ist Sontag als gewesener Zollinspector Spürlein, der ohne Amt und Arbeit nun „immer zu Hause" ist und sich, in Ermangelung von etwas Besserem, zum „Topfgucker" im verwegensten Sinne des Wortes ausgebildet hat. Ebenso charakteristisch, nur nicht so interessant, ist Sontag als v. Stein. Es gelingt ihm die Darstellung des leichtsinnigen Spielers und willenlosen Pantoffelhelden hier in bester Weise; nur wird der Spieler an sich nie viel Sympathisches haben, während der Pantoffelheld, der Topfgucker und wie die Unmännlichen sonst heißen, durch seine Verschrobenheit noch recht amüsant wirken kann. Ein sehr gutes Charakterbild stellte Herr Sontag in dem Römer Girolamo dar, bei dem man nur bedauert, daß alles Uebrige am Stück so weit unter dieser einen Rolle steht. Wenn dieser Girolamo nicht eben von einem Künstler wie Sonntag gespielt wird, so wird das ganze Stück kaum anzusehen sein. Im Uebrigen ist der Gast von unserem Personal zumeist recht tüchtig unterstützt worden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 17. Sonntag, den 27. Februar. 1876.

Das städtische Krankenhaus zu Sanct Jacob in Leipzig.

Von Dr. med. Obst.

II.

Wir haben etwas eingehender die Topographie der Baracken betrachtet, da von derselben wesentlich die Wirkung der Luftströmung auf diese abhängt und der Einfluß derselben je nach der Lage ein anderer wird. Von nicht geringerer Bedeutung aber ist auch die Bauart und die innere Einrichtung der Baracken.

Was nun in dieser Beziehung zunächst die stationären Pavillons betrifft, so ruhen dieselben auf einem 1,7—2 Meter hohen, mit Bruchsteinumfassungsmauern von 56 Centimeter Dicke versehenen Erdgeschosse. Diese Umfassungsmauern haben eine große Anzahl kellerlochartige Oeffnungen, durch welche die Luft fortwährend einströmen und so sich unter der Baracke erneuern kann. Bei kalter Witterung können jedoch die Oeffnungen durch Läden geschlossen werden, eine Einrichtung, die gerade für unser Klima von Wichtigkeit ist, und deren Nothwendigkeit sich in allen unseren Wintern herausgestellt hat. Außerdem ist aber auch noch, um die Ausdünstungen des Erdbodens zu verhüten, die Sohle des Erdgeschosses mit Mauersteinen abgepflastert und dann mit Sparkalk übergossen worden.

In gleicher Weise wie das Erdgeschoß der Baracken ist auch der Unterbau der Gänge construirt.

Auf dem Erdgeschoß liegt nun der aus Balken und Brettern bestehende Fußboden der Gänge und Baracken. Der letztere verlangte eine besonders sorgfältige Behandlung, um den Einfluß der äußeren Temperatur und der sonstigen Witterungsverhältnisse auf das Innere der Baracke soviel wie möglich unschädlich und wirkungslos zu machen. Zu diesem Zweck wurde eine dreifache Dielung hergestellt mit 12 Centimeter weiten Zwischenräumen, von denen der unterste, um ihn möglichst luftdicht zu machen, sorgfältig mit Theerpappe überkleidet und mit Sparkalk ausgegossen wurde, während der obere unmittelbar unter dem Fußboden liegende Zwischenraum eine Ausfüllung von durchgeworfener Kohlenschlacke erhielt, um, außer die Wärmeleitung zu vermindern, zu verhüten, daß beim Auswaschen des Krankensaales das Wasser nach der zweiten Dielung durchlaufe, sowie um die überaus luftigen Schwingungen des Fußbodens und den Schall der Tritte zu verhindern. Der Erfolg hat gezeigt, daß die beabsichtigten Zwecke vollständig erreicht worden sind.

Der auf dem vorstehend beschriebenen Unterbau erbaute Krankensaal der Baracke ist von massiven Ziegelmauern umschlossen, die an der Dielung eine Dicke von 56 Centimeter haben, von da an aber bis unter das Dach in einer Stärke von 45 Centimeter aufgeführt sind, während sich an der Querseite, um den Witterungsverhältnissen keinen Einfluß auf die innere Temperatur zu gestatten, sowie der Reinlichkeit wegen eine Bretterwand gelegt worden ist, die zwischen sich und der Mauer eine Luftschicht von 7 Centimeter Breite hat.

Die auf diese Weise erbauten Krankensäle sind 28,5 Meter lang und 7,2 Meter breit, durch die ganze Baracke hindurchgehend, bei einer Höhe von 3,8 Meter bis unter die Dachbalken. Jeder dieser Krankensäle ist noch durch einen 3,8 Meter breiten Vorsaal von dem Verbindungsgange getrennt, damit das auf demselben stattfindende Geräusch nicht im Krankensaale gehört werden kann. Die Decke dieser Räume wird von dem Dache gebildet, welches bis unter die Sparren sichtbar ist.

Was die sehr wichtige Construction des Daches anbelangt, so trägt dasselbe in der Mitte über die ganze Länge des Krankensaales hin einen Aufsatz, sogenannten Dachreiter, der an seinen verticalen Seiten mit Glasjalousien versehen ist, welche mittels Schnüren vom Saale aus geöffnet und geschlossen werden können.

Um auch die Wärmeleitungsfähigkeit der Dachfläche möglichst zu vermindern, wurde dieselbe in ähnlicher Weise, wie der Fußboden construirt, so daß zwischen doppelten Decken eine Luftschicht bleibt; die innere, die Decke des Krankensaales bildende Seite, wurde mit starker Pappe bekleidet und mit Oelfarbe angestrichen, in welcher Weise auch die Holzbekleidung der Wände behandelt ist.

Da bekanntlich Doppelfenster die unangenehme Eigenschaft haben, durch ihre Rahmen und Sprossen die betreffenden Räume zu verfinstern, auch das Oeffnen derselben umständlich ist, so wurden einfache Fenster angenommen, welche jedoch doppelte Glastafeln erhielten, deren Abstand von einander 12 Millimeter beträgt. Man erreicht dadurch, daß die Fenster nicht leicht schwitzen, auch eine geringere Wärmeleitungsfähigkeit haben und dabei ebenso leicht wie andere einfache Fenster geöffnet werden können. Derartige Fenster sind auf jeder Seite einer Baracke dreizehn, durch welche die großen weiten Räume auf das Freundlichste erleuchtet werden.

Entsprechend den Fensterpfeilern befinden sich in jedem Krankensaale 24 Krankenbetten. Außerdem enthält noch jede Baracke zwei Closets und einen Baderaum mit einer Wanne in der einen, sowie zwei Cabinete mit je zwei Betten, in in der andern Ecke der nach dem Garten zugekehrten Giebelseite der Barracke. Diese vier letztgenannten Räume sind mit Holzwänden, welche nur bis unter die Dachbalken reichen, von dem Krankensaale abgeschlossen, und stehen daher unter sich und mit dem Krankensaale in unmittelbarer Luftverbindung. Die hier befindlichen Cabinete sind für die Wärterinnen bestimmt, während der gegenüberliegende, an den Verbindungsgang grenzende Vorsaal zu Aufnahme von verschiedenen Utensilien bestimmt ist. Da befindet sich eine Handapotheke für das Wärterpersonal für dringende Fälle, sowie ein Gaskochapparat zum Wärmen von Speisen, zum Kochen von Thee, sowie zur Bereitung von Ueberschlägen. An der dem Garten zugekehrten Giebelseite der Baracke befindet sich auch eine offene Veranda, die bei kühler Temperatur und Regen jedoch durch hölzerne Rollläden geschlossen werden kann und den Kranken bei unfreundlichem Wetter einen sehr angenehmen Aufenthalt gewährt. Auch führen von hier aus breite und bequem zu steigende Treppen ins Freie.

Das wichtigste Moment, welches bei der Construction

der Baracken zu berücksichtigen war, ist die **Ventilation.** Im Winter steht dieselbe mit der Heizung in engster Verbindung. Die beiden eisernen Oefen des Krankensaales sind zu diesem Zweck mit Kachelmänteln umgeben, welche mit dem Erdgeschoß in Verbindung stehen, von diesem aber durch eine Klappe leicht abzuschließen sind. Aus diesem Raume steigt nun die Luft auf, indem sie sich bei ihrem Durchgange zwischen Ofen und Mantel erwärmt und durch letzteren, welcher oben offen ist, in den Krankensaal tritt.

Der Abzug der Luft erfolgt im Winter am Fußboden des Krankensaales. Hierzu dienen die blechernen Schornsteine der Oefen, welche mit Mänteln aus demselben Material, die 10 Centimeter Abstand vom Schornstein haben, umgeben sind und mit dem Krankensaal durch entsprechend große Oeffnungen in Verbindung stehen. Der heiße Schornstein bewirkt nun, daß die Luft in seinem Mantel erwärmt und über das Dach hinaus abgeführt wird. Die saugende Wirkung dieser Ventilations-Einrichtung ist in der Regel eine starke und ausreichende.

Im Sommer dagegen wird die Ventilation dadurch bewirkt, daß zeitweilig die Glasjalousien des Dachreiters geöffnet werden. Zum Eintritt der frischen Luft dienen dabei ebenfalls die Ofenmäntel; außerdem sind aber noch eine große Anzahl verschließbarer kleiner Oeffnungen in den Umfassungsmauern nahe am Fußboden angebracht, welche durch Canäle in das Erdgeschoß führen, mit der freien Luft zusammenhängen und durch welche gleichsam ein Ueberfluthen des Fußbodens mit frischer Luft bewirkt werden kann.

Wie die frische, sauerstoffreiche Luft, so ist auch ein reines und gutes Wasser zum innern wie äußern Gebrauch ein Haupterforderniß zu einer gedeihlichen Gesundheitspflege. Zu diesem Zwecke werden alle Baracken mit kaltem und warmem Wasser im reichlichsten Maße versorgt, welches durch Röhren bis an die Verwendungsstellen geleitet und daselbst mittels Hähnen entnommen wird.

Zur Erwärmung des Wassers sind im Dachboden des Hauptgebäudes zwei eiserne Reservoire von zusammen 32,500 Kilogramm Inhalt Wasser aufgestellt, welches mittels Dampf durch Röhren erwärmt wird und nicht nur die Baracken, sondern auch sämmtliche Krankensäle des Hauptgebäudes versorgt. In alle Theile des großen Häusercomplexes erstreckt sich die doppelte Wasserleitung und finden wir sie ebenso in den einzelnen Krankenzimmern, wie auf den Corridoren und Verbindungsgängen.

Die Beleuchtung der Räume findet natürlich überall durch Gas statt, das auch in den einzelnen Baracken vielfach zum Kochen benutzt wird.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf eine der wichtigsten Anwendungen der Errungenschaften unserer heutigen Medicin, nämlich auf die Desinfection. Die praktische Wichtigkeit der epochemachenden Entdeckungen eines Pasteur und die darauf sich gründende Pilztheorie, wodurch man die rechte sichere Handhabe erhielt, um das bisher unfaßbare Gespenst der contagiösen und miasmatischen Krankheiten mit Erfolg zu greifen, ist wol minder bedeutend, als deren wissenschaftlicher Werth. Hier hat die Forschung Triumphe gefeiert, bei welchen man nicht weiß, soll man mehr die geistigen wie die materiellen Errungenschaften bewundern, oder die Perspectiven, die sich dabei uns eröffnet haben.

Die Desinfection ist nun eines dieser Mittel zur Verhinderung und Unterdrückung ansteckender Krankheiten. Insofern ist sie eine der für das Krankenhaus wichtigsten Einrichtungen, die gerade bei unserer Leipziger Anstalt eine besondere Berücksichtigung und ganz außergewöhnlich praktische Durchführung gefunden hat.

Man ging dabei von der Ansicht aus, daß nicht nur die Closetabfälle und Wirthschaftswässer, sondern auch das von dem Krankenhaus-Terrain abfließende Regenwasser der Desinfection unterworfen werden müsse, bevor die Abführung der Flüssigkeit in die öffentlichen Schleußen gestattet werden könne. Zur Erfüllung dieser Bedingung der Anlage machte sich nun ein sehr ausgedehntes System von Röhren erforderlich, das seine Zweige in alle Gebäude und über das ganze Terrain des Krankenhauses bis in die interimistischen Pockenbaracken erstreckt.

Mittels dieser Röhren aus gebranntem Thon werden sämmtliche Closetabfälle, Küchenwässer, das Wasser aus den Waschhäusern und Waschtischen, nachdem sie sofort an Ort und Stelle desinficirt worden sind, so daß die ansteckenden Stoffe gleich bei ihrem Austritt aus dem Körper zerstört werden, sowie auch das ablaufende Regenwasser dem in Osten der ganzen Anlage befindlichen Reservoirhause zugeführt, wo die Klärung in vier verschiedenen Bassins stattfindet, die nunmehr ganz geruchlose Flüssigkeit aber, nachdem sich aus derselben alle festen Theile abgesondert haben, nach der Straßenschleuße abgeleitet wird.

Die Desinfection der Excremente erfolgt, wie schon berührt, unmittelbar nach deren Ausscheidung aus dem Körper sofort in den Closets selber. Zu diesem Zweck befindet sich unter den Sitzen ein eiserner Trog, welcher mit einem Hahn der Kaltwasserleitung und einem mit Desinfectionsmasse gefüllten Gefäße in Verbindung steht. Hierdurch kann auf leichte Weise und schnell der Trog bis zu einer gewissen Höhe mit flüssiger Desinfectionsmasse gefüllt und nachdem dieselbe mit Excrementen gesättigt ist, mittels Hebung eines Ventils in die Röhren abgelassen werden, durch welche sie dann dem Sammelbehälter des Reservoirhauses zugeführt wird.

Zur Desinfection wird die Süvern'sche Masse benutzt, deren Bereitung im Desinfectionshause erfolgt und welche aus Kalk, Chlormagnesia und Theer besteht. Dieselbe hat vor der reinen Carbolsäure den Vorzug, fast ganz geruchfrei zu sein und hat sich in jeder Beziehung, wie die ganze Anlage, trefflich bewährt.

Noch erübrigt es, einige Einrichtungen zu betrachten, welche zu den Zwecken der Anstalt in innigster Beziehung stehen und zugleich durch ihre mustergiltige Ausführung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Hier ist zuerst das Badehaus hervorzuheben. Dasselbe liegt so, daß die Kranken aus den Baracken und dem Hauptgebäude in den geschlossenen, hellen und heizbaren Gängen, ohne ins Freie zu kommen, zu Fuße oder auf Fahrstühlen nach dem Badehause gelangen können. Hier finden sich alle Arten von Wannenbädern in sechszehn Zellen, Dampfbäder, jegliche Douche, sowie die von Herrn Inspector Friedrich construirten Kohlensäurebäder, ein sehr zweckmäßiger Ersatz für Rehme. Zu einem solchen Bade werden 2000 Gramm Kochsalz, 500 Gramm doppelkohlensaures Natron und 50 Gramm Eisenoxydul genommen, worauf dann ein starker Strom von Kohlensäure ins Wasser geleitet und daselbst fein zertheilt wird.

An das Badehaus schließt sich das Kesselhaus an, in welchem fortwährend zwei mächtige Dampfkessel arbeiten, daneben befindet sich zugleich ein Raum für die erste Desinfection von Kleidungsstücken und Wäsche, indem dieselbe hier in einem Kessel einer trockenen Temperatur von 120° C. ausgesetzt wird, das wirksamste Mittel gegen Scabies und Pediculi.

Aus dem Kesselhaus begeben wir uns in das Wasch- und Trockenhaus, das jenem zur Seite liegt. Hier wirken Wasser und Dampf ebenso erstaunlich wie emsig. Die Wäscherei besteht zunächst aus einer Waschküche für Wäsche von nicht ansteckenden Krankheiten. Hier wirken zwei kleinere Waschmaschinen und eine große, ein Spülapparat, ein Centrifugalringapparat, ein Schnelltrockenschrank, in welchem durch heiße Luft die Wäsche innerhalb 10 Minuten getrocknet werden kann, sowie eine Rolle. Lieber werden zum Trocknen die Trockenböden benutzt, da in dem Trockenschranke die Wäsche leicht grau wird, und

nur wenn Noth ist, bedient man sich dieses. Während für den Sommer ein Trockenboden benutzt wird, der sich über das ganze Haus hinzieht und ringsum mit schließbaren Jalousien versehen ist, bedient man sich im Winter eines Trockenbodens, der durch Luftheizung erwärmt wird und sehr gut seinem Zweck entspricht.

Für Wäsche und Roßhaare, die von Personen herrühren, welche mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind, ist eine besondere Waschküche vorhanden, wo die Wäsche zunächst desinficirt wird. Zu diesem Zwecke werden Wäsche und Roßhaare 24 Stunden lang mit schwefelsaurem Zink eingeweicht und wenn nothwendig noch etwas Carbolsäure zugesetzt, dann werden sie eine Stunde lang mit schwefelsaurem Zink gekocht, worauf sie regelrecht in besonderen Maschinen gewaschen werden.

Fehlt es an reiner Wäsche, so kann die Waschanstalt dieselbe in 140—150 Minuten liefern, und zwar braucht sie zum Einweichen 10, zum Vorwaschen 20, zum Einseifen 10, zum Kochen 30, zum Reinwaschen 20, zum Spühlen 10, zum Trocknen 10 und zum Rollen 20 bis 30 Minuten.

Schließlich erwähnen wir noch der Vollständigkeit wegen das gegen Westen an der Nordseite des benachbarten Grundstückes gelegene Eishaus.

Somit hätten wir unsere Wanderung durch dieses einzig in seiner Art dastehende Institut beendet, welche ebenso sehr unsere Befriedigung, wie unsere Bewunderung herausgefordert hat. Es ist eine Musteranstalt im wahren Sinne des Wortes, bei welcher wir nicht wissen, ob wir mehr staunen sollen über die wissenschaftlichen Triumphe oder die technischen Errungenschaften oder endlich über das, was Humanität und christliche Milde geschaffen, welche das Bild von Veit über dem Altar der kleinen Kirche, Christus als barmherziger Samariter, ein Geschenk Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin Augusta, trefflich und wahr vor Augen stellt.

Die erzielten Resultate haben aber auch für die dargebrachten Opfer reichlich entschädigt, und wenn Wissenschaft und Kunst dabei ihre Lorbeeren gepflückt, so bleibt der Stadt Leipzig das wohlthuende Gefühl und die Genugthuung, die Mittel zu einem unvergleichlichen Werke der Menschlichkeit geliefert zu haben, bei welchem nicht nur der Nutzen, sondern auch das Wohlbehagen der Kranken mit maßgebend gewesen ist.

— Eine eigenartige „Anthologie" erscheint im Laufe des nächsten Monats, herausgegeben von Karl Böttcher in Leipzig im Verlage von Wilh. Röhl. Dieselbe enthält autographisch dargestellte Originalbeiträge der berühmtesten und vornehmsten Autoren der Gegenwart, welche dem Unternehmen in dankenswerthester Weise ihre Unterstützung zu Theil haben werden lassen.

— Vor drei Jahren (in Nr. 24 des Jahrgangs 1872 dieser Zeitschrift) hatten wir die Freude, die gesammelten „Erinnerungen aus meinem Bühnen-Leben von Caroline Bauer" dem Lesepublicum anzuzeigen und zu empfehlen, und schon seit Weihnachten 1875 liegt uns der erste Band der zweiten, wie schon der Umfang zeigt, reich vermehrten Auflage vor. Und das hat sich zugetragen, obgleich ein nicht unbeträchtlicher Theil des Werkes bereits in einer der verbreitetsten deutschen Zeitschriften — Ueber Land und Meer — erschienen und von Tausenden von Lesern gelesen worden war. War doch Jahre lang die erste Frage, die bei der Ausgabe eines neuen Heftes jener Zeitschrift aufgeworfen wurde, die: Sind neue Erinnerungen von Caroline Bauer darin? Einer besonderen wiederholten Empfehlung des interessanten, liebenswürdigen Buches bedarf es unter diesen Umständen offenbar nicht. Sind wir auch nicht der Ansicht, daß der Erfolg die einzig und allein entscheidende Richtschnur für die Beurtheilung eines Kunstwerkes abgeben kann, so wiegt derselbe hier doch schon deshalb schwer, weil die Zahl der Verehrer, welche sich die Verfasserin in ihrem wirklichen Bühnenleben erworben und deren Zahl vor 30 und 40 Jahren allerdings stark genug war, gegenwärtig bereits viel zu dünn geworden sein dürfte, um einen solchen Beifall, ein solch allgemeines Interesse zu erklären. Nein! es ist nicht mehr die Schauspielerin, die diese Lorbeeren einsammelt, sondern die Schriftstellerin, die neue und, wie wir meinen, unvergänglichere Triumphe feiert. Bekennt doch der Herausgeber (A. Wellmer) selbst, daß ihm, als er das erste Manuscript erhalten, der Name: „Caroline Bauer" völlig fremd gewesen. Aber, wie ihm, ist es Tausenden und Abertausenden von Lesern gegangen. Unzählige Herzen haben sich seitdem versenkt in diese Blätter, in jene verschollenen großen Künstlertage und vor Allem in das liebenswürdig fesselnde, anmuthig erheiternde und belehrende, . . . und dann wieder so wunderbar tief rührende Bühnenleben der Verfasserin.

Als wir zum ersten Male von dem Werke unseren Lesern berichteten, war es uns, die wir das Wirken und Schaffen der großen Künstlerin noch fast 10 Jahre lang zu bewundern Gelegenheit gehabt, hauptsächlich darum zu thun, die Bekanntschaft unseres heutigen Publicums mit der Schauspielerin zu vermitteln, die herrlichen Eindrücke, die in unserer Erinnerung von den Leistungen der Künstlerin fortleben, auf Andere zu übertragen und ihnen zu sagen, was Caroline Bauer in ihrem Bühnenleben, was sie dem Publicum vor 30—40 Jahren war.

Sei es uns gestattet, uns heute mehr mit der Schriftstellerin und damit zu beschäftigen, was sie uns gegenwärtig ist.

Der Künstlerin ward das schöne, nur wenigen ihrer Kunstgenossen beschiedene Loos zu Theil, im Zenith ihrer künstlerischen Kraft, auf der Höhe ihres Ruhms der Bühne entsagen zu können. Wir zweifeln zwar keineswegs, daß es ihr, gleich ihrer großen Rivalin am Karlsruher Theater, der berühmten Frau Neumann-Haizinger, vergönnt gewesen sein würde, noch in späteren Jahren und im Fache der Mütterrollen Lorbeeren zu pflücken; für den Künstlerruhm derselben gilt aber, was Goethe bei dem frühen Scheiden Schiller's ausrief: Sie wird als eine ewig strahlende Jugenderscheinung in der Kunstgeschichte fortleben. Daß aber dieses jugendliche Bild so frisch, so reizend vor unseren Augen steht, das ist das Verdienst der Schriftstellerin. Die ersten Skizzen, in denen das Bühnenleben in „Ueber Land und Meer" erschien, waren bunte Blumen, frische Blätter, mit leichter Hand ausgestreut. Schon in der ersten Ausgabe war die Verfasserin mit Glück bemüht gewesen, dieselben in einen wohlgeordneten Strauß zu binden. Die zweite Ausgabe ist, wie der Herausgeber mit vollstem Rechte rühmen darf, das Product treuer fleißiger Arbeit, die sich redlich bemüht hat, jene alten Skizzenblätter wieder zu trennen und aufs Neue künstlerisch zu ordnen, der es aber auch gelungen ist, aus denselben nunmehr einen künstlerisch geordneten Kranz zu formen. Und der alte Duft ist trotz alledem erhalten geblieben. Das ist es aber eben, was die Verfasserin auch in ihrer neuen Thätigkeit als wahre Künstlerin erscheinen läßt. Wenn sie eine Schauspielerin war, von welcher der selige Scribe, wäre es ihm vergönnt gewesen, dieselbe in einer ihrer vorzüglichen Rollen zu sehen, ebenso, wie von Louise Neumann, zu dem Ausrufe begeistert worden sein würde: Ah, voilà une actrice! so wird jeder Kenner unserer Literatur, wenn er die zweite Auflage dieser Memoiren aus der Hand legt, gern bekennen, daß Caroline Bauer gegenwärtig zu den ersten Memoirenschriftstellerinnen zählt, welche wir besitzen, daß wir es in ihr mit einem Autor zu thun haben, der uns nicht nur Etwas zu sagen hat, sondern der auch jeden Augenblick weiß, wie er es sagen muß, um gerade denjenigen Eindruck hervorzubringen, den er beabsichtigt, und den die

Situation, welche er zu schildern vorhat, hervorbringen muß, um in ihrer Eigenart verstanden und gewürdigt zu werden.

Der Verfasserin ist es beschieden gewesen, ihren künstlerischen Charakter in dem Strome der Welt auszubilden und festzustellen, ihr schriftstellerisches Talent aber in der Stille heranreifen zu lassen, und so pflückt sie jetzt die Früchte eines wohlangewendeten Lebens vom Baume der Erfahrung.

Wir sind gewiß, daß diese neue Auflage des Bühnenlebens die schon jetzt große Zahl ihrer Verehrer noch wesentlich vermehren wird!

Wir können uns nicht versagen, dem Vorbemerkten noch eine Nachricht beizufügen, welche uns so eben zugeht und die wol die glänzendste Bestätigung dessen enthält, was wir von dem Buche rühmten. So eben werden nämlich von demselben, — den Bühnenerinnerungen einer deutschen Schauspielerin, — sowol eine holländische, als auch eine schwedische Uebersetzung angekündigt!

August Cornelius Stockmann. Zur Vervollständigung der sehr dankenswerthen Auffrischung des Gedächtnisses Aug. Corn. Stockmann's, Dichters des besonders durch die Melodie so ansprechenden Grabgesangs: „Wie sie so sanft ruhn" (Leipz. Ztg., Wissensch. Beil. 1876, Nr. 11, S. 66) sei vergönnt, Folgendes zu bemerken. Stockmann, ord. Prof. des Kirchenrechts, der Juristenfacultät Beisitzer, kaiserl. Hofpfalzgraf (seit 1805 durch Diplom des Fürsten Ludwig Friedrich zu Schwarzburg-Rudolstadt), kaiserl. gekrönter Dichter und der lateinischen Gesellschaft zu Jena Mitglied, ist weder zu Schweikertshain, wie Hoffmann von Fallersleben anführt, noch zu Neuenburg, wie J. D. Schulz behauptet, sondern zu Naumburg geboren, „wo sein Vater Secretär bey dem Thüringischen Kreiscommissariat war". Nach seiner Vorbildung auf dasiger Rathsschule studirte er seit 1770 zu Leipzig, ward dann Hauslehrer bei dem berühmten Rechtsgelehrten Hofrath Hommel, 1777 Dr. J. U., 1782 „nach dem Spiele academischer Cabalen" außerordentlicher Prof. der Rechte zu Leipzig (er gedenkt hierbei mit dankbarster Anerkennung namentlich des mit der Revision der sächsischen Universitäten beauftragten Consistorialpräsidenten von Berlepsch), 1789 ord. Prof. des sächsischen Rechts, 1796 des römischen Rechts mit dem Beisitz in der Juristenfacultät. Mehrere Beförderungsanerbieten von auswärts lehnte er „aus Liebe zu seinem Vaterlande und ohne alles Geräusch von sich".

Diese Angaben sind der „Beschreibung der Feierlichkeiten am Jubelfeste der Universität Leipzig d. 4. Dezember 1809" entnommen, in welcher Schrift unter den Portraits sämmtlicher damaliger Professoren der Universität Leipzig auch das Stockmann's enthalten ist, ein freundlich mildes Antlitz bietend. Die ganze dortige Darstellung, welche auch die Schriften Stockmann's aufführt, trägt den Charakter eines Autobiographon und schließt mit den Worten: „hat auch noch mehrere Schriften, jedoch ohne Vorsetzung seines Namens, zum Druck befördert".

L. P. T. B.

— **Leipzig**, 25. Febr. Nächsten Sonntag, den 27. Februar, findet im großen Saale des Gewandhauses ein Concert des berühmten schwedischen Männerquartetts statt, dessen Leistungen bei seinem Auftreten in St. Petersburg und Warschau so großes Aufsehen erregt haben. Es sind dies fünf Sänger aus Stockholm: die Herren H. Lutteman, E. Lindquist, F. Lagerholtz, Th. Lundgren und E. Düring. Herr Lutteman erwarb sich bereits vor mehreren Jahren in Paris den ersten Preis. Das schwedische Herrenquartett gilt zur Zeit als das Vollendetste, was auf dem Gebiete des Männerquartettgesanges geleistet wird. Die „St. Petersburger Zeitung" schreibt darüber: „Die fünf Herren, ein herrlich gestimmtes Quartett, sangen in den Versammlungen der hiesigen „Liedertafel", dieses hochgeschätzten Männerchors, zuerst ihre tiefpoetischen Weisen und sangen mit so innigem, so schwärmerisch elegischem Ausdruck, es klang so wunderbar geheimnißvoll, daß das Hören ihrer Vorträge sich für Jedermann zu einem echten Kunstgenuß gestaltete. Die Methode, diese einfache und doch so künstlerische Methode dieses Ensemble, ist in jeder Beziehung ebenso unübertrefflich, wie die tadellose reine Intonation, die deutliche Textaussprache und rhythmische Uebereinstimmung. Sie wurden durch den größten Beifall ausgezeichnet und mußten mehrere Quartette wiederholen." Die außerdem Mitwirkenden, Hr. Professor Kwast aus Köln (Pianoforte) und Hr. Hofconcertmeister Benno Walter aus München (Violine) haben sich in der Kunstwelt bereits einen Namen erworben, der ihnen die Begrüßung als willkommene Erscheinungen im Leipziger Concertsaal sichert.

* **Wien**, 21. Febr. Am Donnerstag den 17. Febr. hat unser Hofburgtheater sein hundertjähriges Jubiläum begangen. In Veranlassung dieses Ereignisses ist dem Director Hofrath Dr. von Dingelstedt der Freiherrnstand und den Regisseuren Adolf Sonnenthal, Joseph Lewinsky und Dr. Aug. Förster das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens verliehen worden. Herzog Georg von Sachsen-Meiningen sandte Orden für die vier Künstler La Roche, Sonnenthal, Lewinsky und Frau Haizinger. Viele deutsche Theater schickten glückwünschende Telegramme. Aus Berlin traf das folgende ein: „Dem ruhmgekrönten Institut, welches seit hundert Jahren seinen fördernden Einfluß auf die Entwickelung der deutschen dramatischen Kunst ausgeübt hat, dem k. k. Hofburgtheater in Wien, wünscht an dem heutigen festlichen Tage seiner Säcularfeier ein ununterbrochen fortdauerndes Gedeihen, ein segensreiches Wirken in Nah und Fern und auch in der künftigen neuen Behausung des alten Geistes ungeschmälerte kraftvolle Herrschaft. Der General-Intendant der königlichen Schauspiele in Berlin, zugleich im Namen der königlichen Intendanten von Hannover, Kassel und Wiesbaden und der Mitglieder der königlich preußischen Bühnen insgesammt. v. Hülsen." — Die schwedische Hofbühne telegraphirte: „Die königlichen Hoftheater übersenden, indem sie die Versicherung ihrer lebhaften Theilnahme und Sympathie erneuern, ihre Glückwünsche zu Ihrer Jubelfeier. Gez. Edholm." — Zur Feier des Tages wurde ein Vorspiel von J. Weilen und Grillparzer's „Esther" gegeben, worauf Fräulein Wolter als Genius des Hauses einen Epilog von A. Wilbrandt sprach. Eine ausgewählte Gesellschaft war dazu erschienen. Der Kaiser, der Kronprinz, mehrere Erzherzoge u. s. w. waren anwesend. Nachdem der Vorhang gefallen war, erhob das gesammte Publicum sich von den Plätzen und brach in nicht enden wollende Hochrufe aus, seine Theilnahme und Begeisterung für das treffliche Institut bekundend. Nachmittags waren im Bureau des Directors Laube die Regisseure des Burgtheaters, Dr. Förster, Sonnenthal und Lewinsky und der Hofschauspieler Hartmann erschienen, um dem Mann, der durch 18 Jahre leitend dem Kunstinstitut vorgestanden, am Jubeltage den Tribut der Anerkennung für seine bedeutenden Verdienste zu zollen. Laube war sehr ergriffen, dankte für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit und unterhielt sich fast eine Stunde mit den Herren. Vom kais. Oberhofmeisteramte war für das niedere Personal, Arbeiter ɔc. tausend Gulden und zu einem Banket des höheren Personals ein Beitrag von fünfhundert Gulden angewiesen. Von Dr. Eduard Wlassak ist zur Säcularfeier eine Chronik des k. k. Hofburgtheaters erschienen, die sich die Aufgabe gestellt hat, ein Nachschlagebuch hinsichtlich aller mit dem Institute verknüpften Namen und Thatsachen zu liefern.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 18. Donnerstag, den 2. März. 1876.

Die Verpfändung des Amtes Borna 1698 bis 1722.

Nach den Acten des Anhalt-Dessauischen und des Gothaer Archives.

Die Geldverlegenheiten, in die sich August der Starke, Kurfürst von Sachsen, durch die Erwerbung der polnischen Königskrone gestürzt hatte, nöthigten denselben zur Herbeischaffung der nothwendigen Gelder einzelne Theile seines Erblandes zu verpfänden.

Auch das Amt Borna fiel diesem Geschick anheim, als es laut Vertrag vom 24. Mai und 3. Juli 1698 dem Herzoge Friedrich von Gotha auf 24 Jahre für 500,000 fl. rheinisch oder 333,333⅓ ℛ wiederkäuflich überlassen wurde.

Die diesem Abschluß vorangegangenen Unterhandlungen wurden im Namen des Königs von Polen durch dessen Bevollmächtigten, den Herzog Christian August von Sachsen-Zeitz, geführt und darin festgestellt:

daß, wenn die Einkünfte des Amtes Borna nicht 6 % der Pfandsumme, also 30,000 fl. rheinisch betragen würden, für das Fehlende die Kammereinkünfte des Amtes Werda und die Nutzungen der Saal- und Elster-Flöße eingeräumt werden sollten;

die amtsässige Ritterschaft sollte wegen der Lehne und dazu gehörigen Ritterdienste, Präsentgelder, auch allen anderen dem Lehen anhängigen Sachen beim kurfürstlichen Lehnhofe verbleiben, im Uebrigen aber so wie die Beamten, Kirchen- und Schul-Diener, über die das Amt, die Amtssassen und die Stadt das jus patronatus haben, und alle Bürger und Unterthanen auf die verglichenen Maße der Erbpflicht gegen den König und Kurfürsten entbunden sein und dem Herzoge von Sachsen-Gotha die Erblandshuldigungspflicht auf die Zeit des Wiederkaufs zu schwören; dagegen sollen auch gedachte Amtssassen, wie nicht weniger der Rath, ingleichen alle Unterthanen insgemein bei ihren Rechten und Befugnissen ungekränkt gelassen und mit neuerlichen Bürden nicht beschwert werden.

Nach diesem Paragraphen kam die Etatisirung der Einnahme und hinterher die Bestimmung, daß etwaige Ueberschüsse an die kurfürstliche Rentkammer abgeliefert werden sollten. Die niedere Jagd wurde dem Pfandinhaber übergeben, dagegen verblieb die hohe Jagd dem Könige und Kurfürsten und wurde dem Herzoge nur bewilligt, 6 Hirsche, 6 Thiere und 6 Rehe ohne Entgeld abzuschießen.

Die Rechtspflege blieb unverändert und wurde besonders bestimmt, daß das Wiederkaufsrecht an Niemand anders, wer es auch sei, weiter verhandelt oder cedirt werden dürfe.

Das Kirchengebet wurde dahin formulirt, daß nach dem Kurprinzen für Ihre fürstliche Durchlaucht den Herzog Friedrich zu Sachsen-Gotha, dessen Gemahlin und fürstlichen Prinzessinnen und dann erst für des Königs und Kurfürsten Vettern und Frau Muhmen gebetet wurde.

In der dem Vertrage angehängten Beilage A. sind Einnahmen, aus welchen die Zinszahlung geleistet werden soll, näher angegeben. Aus der Beilage B. dagegen ersehen wir die damaligen Amtsassen des Bornaer Amtes und zwar:

Hans Rudolph von Minkwitz auf Zoepen,
Georg Albrecht von Schauroth auf Kesselshayn,
Heinrich von Clausbruch auf Thierbach,
Dorothea Sophia von Wiedemann wegen des Dorfes Hennendorf,
Daniel Kresse auf Canßdorf oder Kensdorf mit halb Pürsten,
Innocentius Gottlob von Einsiedel auf dem Rittergut Lobschütz mit Bergisdorf und Gornitz (?),
Dr. Johann Friedrich Falkner auf Praußwig mit dem Dorfe Geitewitz,
Innocentius Gottlieb von Einsiedel auf dem Rittergute Großzösen mit Hayn und Kleinzösen,
Hans Christoph von Braun auf dem Rittergut Denzen,
Hans Loeser wegen Vorwerk und Dorf Nemkersdorf,
Heinrich von Einsiedel auf Kesselshayn mit einem Theil von Eula,
Johann Julius von Helldorff auf Droßdorf,
Wolf Siegfried von Kötteritz auf Steinbach,
Hans Julius von Helldorff auf Kieritzsch mit halb Pürsten und Vorwerk Zölßdorf,
Gottlieb Ernst Ludwig von Wiedemann wegen halb Trachenau,
Rudolph von Minckwitz wegen halb Trachenau,
Georg Wilhelm Trützschler auf Klein-Hermsdorf mit Hohendorf,
Gebrüder zu Zehmen auf Heinichen,
Die von Bünau auf Wildenhagen mit Rüppersdorf, Lubendorf und Schlehenhayn,
Der Rath zu Borna wegen des Dorfes Gnandorf,
Rt. Johann Philipp Oheim wegen des Dorfes Witznitz und Heringsdorf,
Haubold von Zehmen auf Kemblitz.

Nicht viele dieser Geschlechter sind heute nach 1½ Jahrhunderten noch im Besitz ihrer Stammgüter und einige sind gänzlich ausgestorben. — —

Der König August quittirte in Warschau am 15. November 1698 den Empfang der 500,000 fl. rheinisch, nachdem er schon früher Dresden den 24. Mai und 8. September 1698 dem Herzog Friedrich auf Lebenszeit das Directorium in ecclesiasticis und evangelischen Religions-Angelegenheiten in und außerhalb des Landes mit allen Dependentien bewilligt hatte.

Das Amt Borna wurde demnach dem Herzoge Friedrich noch im Laufe des Jahres übergeben und sollte spätestens 1722 wieder eingelöst werden.

Der Herzog Friedrich hatte sich in dem Vertrage noch besonders ausbedungen, daß, wenn der König August noch andere Theile seines Landes „alieniren" wolle, sich zuerst an ihn zu wenden habe. Wie sehr er dabei seine eigenen Geldmittel überschätzt hatte, geht daraus hervor, daß er sich wenig Jahre nach Zahlung obiger Summe in der peinlichsten Geldklemme befand. Er

trug, um aus derselben herauszukommen, seinem Hoffactor Moses Benjamin Wolff auf, ihm zur Rettung seines Credits zur Neujahrsmesse 1703 200,000 Thaler zu beschaffen. Der Jude brachte das Geld am 13. Januar 1703 und der Herzog stellte zur Ostermesse 1703 zahlbare Wechsel dafür aus.

Um aber dem Hoffactor die nöthige Sicherheit zu geben, übergab der Herzog demselben die das Amt Borna betreffenden Verpfändungsurkunden und verbriefte dem Inhaber derselben für den Fall, daß die Wechsel zur bestimmten Zeit nicht eingelöst werden würden, Fug und Recht zu haben, die Einkünfte des verpfändeten Amtes, wie sie dem Herzoge verschrieben waren, zu nutzen und zu gebrauchen. Im Fall aber des Factors „Zustand" nicht erlauben sollte, dieses unterpfändlich verschriebene Amt Borna zu besitzen und zu „usufruiren", gab ihm der Herzog Vollmacht und Gewalt, auch die freie Hand, das Amt an Andere wieder käuflich zu überlassen, bis er — der Hoffactor — durch die Einnahmen an Capital, Zinsen und Unkosten völlig bezahlt sei.

Die Einlösung der Wechsel am versprochenen Termin war dem Herzoge von Gotha nicht möglich und so trat Moses Benjamin Wolff, soweit es die Einkünfte betraf, in die Rechte des Herzogs ein.

Dieser Jude hatte seinen Wohnsitz in dem von seinen Glaubensgenossen reich bevölkerten Dessau. Er war Hoffactor des Anhalt-Dessauischen Hofes und eine um so angesehenere Persönlichkeit, als man sich dort zu damaliger Zeit oft in großer Geldverlegenheit befand und er stets Rath zu schaffen wußte. Moses Benjamin Wolff besaß in Dessau 3 Häuser, er hatte die Elbzölle in Pacht und besorgte die Geldgeschäfte des jungen Fürsten Leopold. Er war ein geriebener Geschäftsmann, besaß neben großer Menschenkenntniß den seiner Nation eigenthümlichen scharfen Verstand, wußte sich auch außerhalb Gothas und Dessaus hochgestellten Personen unentbehrlich zu machen und war selbst bei diplomatischen Intriguen sehr verwendbar. Nach Dessau gelangten durch ihn nicht selten die wichtigsten Nachrichten aus Berlin, Dresden und Wien. Seine an den Fürsten Leopold geschriebenen Briefe sprudeln von Witz und geben Zeugniß seiner feinen Beobachtungsgabe.

Es mochten dem Juden allerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden, als er seine Hand nach dem ihm verpfändeten Amte ausstreckte, vielleicht war er auch infolge der unbezahlten Wechsel selbst in Geldverlegenheit gekommen, jedenfalls wol war er, seiner eigenen Ohnmacht sich bewußt, bestrebt, einen Mächtigen dieser Erde in sein Interesse zu ziehen, und versetzte daher die Bornaischen Documente an den Fürsten Leopold von Dessau für 40,000 ₰, welche dieser von seiner Schwester der Herzogin Radziwill lieh.

Der König von Polen erklärte die Verpfändung des Amtes an den Juden, sowie die desselben an den Fürsten Leopold für ungiltig; der Herzog und der Fürst machten dagegen geltend, daß es sich hierbei nicht um das Amt, sondern nur um dessen Einkünfte handelte. Der Berliner Hof wurde als Schiedsrichter auserkoren und setzte zu diesem Zwecke 1704 eine besondere Commission ein. Als dies aber nicht zum Ziel führte, ward die Entscheidung dem Reichshofrath in Wien übertragen.

Beide Parteien arbeiteten hier mit Rechtsgründen, aber auch mit Bestechungen gegen einander, wie es zur damaligen Zeit üblich war. Der Jude reiste, um die Angelegenheit in Fluß zu bringen, mehrfach persönlich nach Wien und schrieb von dort aus ganz interessante Briefe an den Fürsten nach Dessau. So klagte er unter dem 23. März 1714 über die Menge von Ausgaben, die er habe. Bereits sei die Taxe von 2700 fl. bezahlt und jetzt würden noch 2113 fl. gefordert. 1000 ₰, welche er nach des Fürsten Ansicht an den Reichsvicekanzler Grafen Schönborn zahlen solle, wären nicht hinreichend, das Doppelte werde kaum genügen. Prinz Eugen von Savoyen, an welchen der Fürst Leopold mehrfach die Bitte richtete, sich des Juden anzunehmen und den schleppenden Gang des Processes zu beschleunigen, empfing auch den Dessauer Hoffactor, versprach Hilfe, ohne sie wirklich zu leisten oder leisten zu können.

Inzwischen war es dem Fürsten gelungen, den König August 1712 zu bewegen, die Bornaischen Einkünfte zu Gunsten des Juden mit Beschlag zu belegen und daraus an Moses Benjamin Wolff zur Ostermesse desselben Jahres 3311 fl. zahlen zu lassen. Der Herzog von Gotha erhob hiergegen Klage und das Reichshofgericht befahl, den Arrest wieder aufzuheben und den Juden zur Herausgabe der empfangenen Summe anzuhalten. Ende des Jahres 1713 war aber diesem Ausspruch noch nicht Folge geleistet.

So zog sich der Proceß bis zum Ende der Pfandschaft, bis zum Jahre 1722, hin. König August bezahlte die Pfandsumme und verlangte die Herausgabe des Amtes Borna nebst den Pfanddocumenten. Das Amt wurde dem König vom Herzoge überliefert, über die Documente aber, welche in den Händen des Fürsten Leopold waren, konnte er nicht verfügen, da dieser die Herausgabe verweigerte, bis er und sein Hoffactor von Sachsen-Gotha befriedigt worden wäre. Die Forderungen des Juden mochten sich auf eine bedeutende Summe belaufen, da derselbe bereits 1710 außer den geliehenen 200,000 ₰ noch ferner die Summe von 80,000 ₰ für Zinsen und Unkosten forderte, die sich demnach jetzt wol um das Drei- oder Vierfache erhöht haben konnte.

Die diesen Forderungen gegenüber von Gotha gestellte Caution wurde vom Reichshofgericht für genügend erkannt und der Fürst aufgefordert, die Documente herauszugeben. Der Fürst verweigerte jedoch die Herausgabe, weil er von seinem Hoffactor noch nicht befriedigt sei.

Da man keine Mittel hatte, den Fürsten zur Herausgabe der Documente zu zwingen, wenn man nicht Execution gegen ihn verhängen wolle, was mindestens sehr weitläufig war und ein Erfolg zweifelhaft blieb, so ergriff man das einfache Mittel und ließ die Documente unter dem 27. Juli 1722 vom Kaiser „pro mortificatis" d. h. für ungiltig erklären. Dieselben befinden sich daher auch noch heute in einem wohlverwahrten Blechkasten im herzoglichen Staatsarchive zu Zerbst.

Allgemeine deutsche Biographie. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Achte, neunte und zehnte Lieferung. (Schluß des zweiten Bandes.) Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. Zwei Bände des großen Werkes, das allen deutschen Berühmtheiten als Pantheon dienen soll, liegen vollendet vor uns. Die „Allgemeine deutsche Biographie" beeilt ihr Erscheinen, als wollte sie verlorene Zeit einbringen, und die sich für das Buch interessiren oder es anschaffen, werden ganz damit einverstanden sein; denn es ist mit jedem nach Ordnung des Alphabets erscheinenden Werke ein unbequem Ding, so lange es so viele todte Buchstaben hat. Zugleich zeugt das schnelle und regelmäßige Erscheinen für die Reife der Vorbereitung. Nur bei rechtzeitig begonnener und umsichtig geleiteter Vorbereitung kann das ohnehin schwierige Geschäft der Redaction eines auf so vielseitiger Mitarbeit beruhenden Werkes ohne Hemmniß und Unterbrechung von statten gehen.

Die Schwierigkeit des Redactionsgeschäftes willig anerkennend, gestatten wir uns doch, einige Wünsche in dieser Beziehung auszusprechen. Gehört auch Ungleichartigkeit gewissermaßen zu dem Wesen einer solchen Sammelarbeit, so scheint uns doch die „Allgemeine deutsche Biographie" in mancher Rücksicht darin weiter zu gehen, als unvermeidlich ist. Was die Raumzumessung betrifft, so zeugen auch die

vorliegenden Lieferungen davon, daß man sehr oft fehl gehen würde, wenn man — nach den normativen Bestimmungen des Vorworts — aus der Kürze oder Länge des Raumes immer auf die geringere oder größere Bedeutung der betreffenden Person schließen wollte. Ganze Berufsclassen werden durchweg in kürzeren Artikeln als andere abgehandelt, z. B. die Aerzte und Mediciner. Hinwiederum fehlt es bei anderen Berufsclassen — wir nennen beispielsweise die Schauspieler — nie an einer gewissen Ausführlichkeit. Das sind eben Eigenthümlichkeiten der einzelnen Fachbearbeiter; je enger das Fach, desto eingehender gewöhnlich die Biographie. Dasselbe tritt hervor, wenn die Persönlichkeiten nicht nach Fächern, sondern nach geographischen Gebieten zugetheilt sind. Die abgegrenzten, particulairen Gebiete — z. B. Siebenbürgen, Luxemburg, Holland und Belgien, Schweiz — werden von Bearbeitern, die mit der Geschichte des betreffenden Gebietes eng vertraut sind, besonders sorgsam gepflegt, so daß die Theologen, die Juristen, die Staatsmänner einer solchen Provinz mit viel umständlicheren Lebensbeschreibungen vor den Leser treten als berühmtere Fachgenossen größerer Länder. Wir geben zu, daß die Redaction hier nichts imperativ auferlegen kann; aber auf eine größere Gleichheit hinzuwirken, wird doch ihr Bestreben sein dürfen. Bedenklicher noch wirkt die räumliche Einschränkung bei den Artikeln κατ' ἐξοχήν berühmter Männer in Beihalt der für Personen von weit geringerem Rufe eingeräumten Ausführlichkeit. So stehen neben einander Fürst Blücher, der populärste Held der Befreiungskriege, den jeder Knabe kennt — und Eduard Blösch, ein liberaler schweizerischer Staatsmann, dessen Ruhm wol kaum zwei Decennien überwinden wird: jener wird auf 5 Seiten absolvirt, diesem werden 5½ Seiten gewidmet. Ist das letztere nicht zu viel, so ist das erstere gewiß ungenügend, wie wir überhaupt der Ausgleichung nach der Seite der Länge hin vor dem Gegentheil den Vorzug geben. Nur dann scheint uns die größere Ausführlichkeit dem monumentalen Charakter des Werkes — das doch kein Nekrolog des letzten Quinquenniums sein will — ganz unangemessen, wenn sie nur dadurch veranlaßt ist, daß der Biographisirte ein Jüngstverstorbener ist. So hat in den beiden ersten Bänden wol kaum ein Historiker einen ausführlicheren Artikel erhalten, als Bergenroth, dem seine archivalischen Forschungen in Simancas 1869 den Tod brachten.

Was die Abfassung der Artikel betrifft, so erscheint uns unerläßlich, daß Geburtstag und Todestag angegeben werden, wenn sie erkundbar sind. Das geschieht nun freilich auch bei der weitaus größten Mehrzahl. Aber nicht gering ist doch die Zahl der Artikel, in welchen die Angabe des Geburtstages oder des Sterbetages oder beider Tage fehlt, ohne daß das Dunkel ferner Jahrhunderte diese Nichtangabe erklärlich macht. Auf dem Raume von 80 Seiten (S. 321 bis 400 des II. Bandes) finden wir diesen Mangel bei folgenden Personen, die dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert angehören: Geburtstag und Todestag fehlen bei Carl Friedrich Beneckendorf, Johann Peter Benkert, Joseph Bergler, Johann Georg Bergmüller; — der Geburtstag fehlt bei Conrad Matthias Berg, Philipp von Berg, Daniel Berger, Johann Wilhelm von Berger, Theodor Berger, Johann Heinrich Ludwig Bergius, Johann Adam Bergk, Johann Bergleiter, Gottlob Heinrich Bergmann; — der Todestag fehlt bei Johann Heinrich Bendel, Johann Baptist von Bentzel-Sternau und Friedrich Ludwig von Berger.

Nennen wir schließlich noch einige bedeutendere Artikel dieser Lieferungen der Allgemeinen deutschen Biographie, zugleich um zu zeigen, wie viele Namen von gutem Klange die Liste der Mitarbeiter zählt; Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der Held des dreißigjährigen Krieges, vom Professor Menzel in Bonn; Christoph Bernhard von Galen, Bischof von Münster, vom Gymnasialdirector Tücking in Neuß; Fürst Blücher von Wahlstatt vom Obersten von Meerheimb in Berlin; die dänischen Minister Johann Hartwig Ernst und Andreas Petrus Grafen von Bernstorff von Dr. Carl Lorentzen in Berlin (der erste Minister des Kurfürsten Georg von Hannover, nachmaligen Königs Georg I. von England, Andreas Gottlieb Freiherr von Bernstorff, fehlt); Johann Friedrich Blumenbach, der große Naturforscher, vom Professor Oscar Schmidt in Straßburg; die Mathematiker Bernoulli, acht an der Zahl, vom Professor Cantor in Heidelberg; der Astronom Bessel vom Director Bruhns in Leipzig; der Berliner Philolog August Boeckh vom Hofrath Starck in Heidelberg und der Hallische Philolog Gottfried Bernhardy vom Director Eckstein in Leipzig; Bettina von Arnim vom Geheimrath G. v. Loeper in Berlin; Götz von Berlichingen, vom Professor A. Stern in Bern ꝛc.

— Der Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart hat in jüngster Zeit eine Reihe guter Bücher auf belletristischem Gebiete gebracht, welche wir der Aufmerksamkeit aller Freunde einer gediegenen Unterhaltungslectüre anzuempfehlen für Pflicht halten. Einzelne der gegenwärtig in Separatabdrücken vorliegenden Werke haben bereits in Hallberger's Romanmagazin und in angesehenen Zeitschriften, namentlich in „Ueber Land und Meer" ihren Platz gefunden und den Lesern dieser eine genußreiche Stunde bereitet. Die meisten der Schriftsteller, welche die gegenwärtig vorliegende Collection vorführt, sind alte liebgewonnene Bekannte, vor Allem Hackländer, seit dreißig Jahren ein sich auf gleicher Frische schöpferischer Kraft haltender Liebling der deutschen Lesewelt, welcher darin mit dem zweibändigen Roman: „Verbotene Früchte" vertreten ist, der, wie die Mehrzahl der Hackländer'schen Romane, sich in den Schichten der höheren Gesellschaft bewegt und der Kategorie der sogenannten Salonromane angehört; er reiht sich den besten Schöpfungen des liebenswürdigen, immer angenehm unterhaltenden Erzählers würdig an. — Von Hans Wachenhusen, der jüngeren Generation der deutschen Belletristik angehörend, in welcher er durch eine Reihe gediegener Leistungen sich bereits einen ehrenvollen Platz zu sichern gewußt hat, liegt der einbändige Roman: „Eine Geborene" vor, ein Zeitroman, sofern er in dem Grundgedanken, daß eine an die Genüsse wohlhäbigen Lebens gewöhnte Dame der höheren Gesellschaft, statt ihrer Neigung zu folgen, einem reichgewordenen Börsenparvenu ihre Hand reicht, den materialistisch-selbstsüchtigen Zug unserer Zeit charakteristisch zum Ausdruck bringt. — Severus Justus giebt den dreibändigen Roman: „Diana", ein mit tiefem Feingefühl durchgeführtes Seelengemälde, dessen Werth weniger in der Actualität spannender inhaltschwerer Ereignisse, als in der großen Kenntniß der innersten Regungen des menschlichen Herzens, die sich darin bekundet, liegt. Das Buch, dessen Verfasser, augenscheinlich ein Pseudonym, wir bisher in der Erzählungsliteratur der Gegenwart begegnet zu haben uns nicht entsinnen können, wird namentlich in den Kreisen gemüthreicher Frauen, welche an ihre Unterhaltungslectüre einen höheren Maßstab zu legen gewöhnt sind, seine Leser finden. — Johannes von Dewald, auch ein achtungswerther Autor der jüngeren belletristischen Schule, giebt in dem einbändigen Roman: „Else Hohenthal" ein fesselnd geschriebenes Zeitbild Pariser Lebens zur Zeit des zweiten Kaiserreichs. Wir schließen den Reigen mit Erwähnung des dreibändigen französischen Romans von Emil Gaboriau: „Zwölf Millionen", von welchem der Hallberger'sche Verlag eine vortreffliche Uebersetzung veranstaltet hat. Gaboriau's Romane haben meist einen ernsteren Hintergrund, indem sie sociale Gebrechen unserer Zeit an den Pranger stellten. In den „Zwölf Millionen" geschieht dies mit der schwersten Krankheit unserer Tage, mit dem Gründerthum. Die Schilderungen Gaboriau's sind dem realen Leben abgelauscht und keine optimistische Schönfärberei kann darüber hinweghelfen. Leider ist Gaboriau, der sich durch die innere Wahrheit des stofflichen Gehalts seiner Roman-

schöpfungen vor vielen seiner schriftstellernden Landsleute rühmlichst auszeichnet, unlängst in der Blüthe seiner Jahre verstorben. Als einen den vorangeführten Werken inwohnenden gemeinsamen Vorzug möchten wir noch — last not least — deren vollständiges Fernhalten von jeder Frivolität und Zweideutigkeit, womit so manche Romanschriftsteller der Gegenwart ihre Handwerksarbeit „pikant" machen wollen, hervorheben.

Theatralisches. Eine neue Erscheinung begegnete uns kürzlich in Frl. Necker vom Wiener Stadttheater, welche namentlich die Besucher des alten Theaters in lebendige Aufregung versetzte. Die Künstlerin wurde mir zuerst in dem Birch-Pfeiffer'schen Schauspiel „Die Grille" bekannt, und ich muß offen gestehen, daß die Dame den reizenden Kobold in einer Weise gab, welche den Glauben an die Wahrheit des Charakters gar nicht aufkommen ließ. Sie machte den Eindruck eines hübschen, mehr gemüthlichen als gemüthvollen und theilweise gezierten Landmädchens. Wo war hier eine Spur von dem kleinen Grillchen mit seinem sprühenden Temperament, seiner waldfrischen Naivetät, seinem trotzigen Mädchenstolz und seiner doch so zarten Innigkeit der Empfindungen? Die ganze Figur hatte aber ungeachtet ihrer Verzeichnung den Vorzug, daß eine schauspielerische Begabung daraus zu erkennen war. Es schien, als sei die Künstlerin eigentlich im Soubrettenfach zu Hause, wenigstens blitzten so manche Züge durch, welche zu dieser Annahme führten. Am 24. Febr. gastirte Frl. Necker im neuen Theater und zwar als Lorle in dem Birch-Pfeiffer'schen Schauspiel „Dorf und Stadt". Es sollte hier die Beifallsernte für die Künstlerin lange nicht so reichlich ausfallen, wie im alten Theater, wo das Publicum gewöhnlich eine Geberlaune mitbringt, welche in ihrer Mildthätigkeit keine Schranken kennt. Für das treuherzig naive Lorle eignete sich das mehr behagliche Wesen der Künstlerin besser, als für die übermüthige Grille. Frl. Necker spielte aber die Rolle zu realistisch, denn der gemüthlich soubrettenhafte Zug herrschte wieder vor und nahm der Figur alle Poesie. Eine gewisse Anmuth muß das Lorle doch besitzen, sonst verliert der Charakter das Geistige und man begreift nicht, wie Künstler und Fürsten an einer so poesielosen Erscheinung blos wegen ihrer ländlichen Ungezwungenheit Gefallen finden. Auch die stark hervorbrechende Sentimentalität in den letzten Acten streifte zu sehr an das Weinerliche. An ihrem letzten Gastspielabend (am 26. Febr.) führte uns Frl. Necker abermals zwei Naturkinder vor, aus deren Darstellung das ganze Soubrettenwesen der Dame mit einer Deutlichkeit zu Tage trat, die es räthselhaft erscheinen läßt, daß die Künstlerin ihre eigene Individualität so völlig verkennt. Die Rolle der Margarethe in dem Iffland'schen Schauspiel „Die Liebe auf dem Lande" (die Hagestolzen) gestaltete sich unter den Händen des Frl. Necker zu einer unverfälschten Kuhmagd, welche allerdings in ihrer Art theatralisch pikant war, aber dadurch um so mehr das ganze Stück in eine abgeschmackte Komödie verwandelte. Wenn ein Schiller behauptete, das Licht der wahren Poesie dringe in Iffland's Hagestolzen an mehreren Stellen glücklich durch, so bezieht sich diese Behauptung vornehmlich auf die Zeichnung der naiv gefälligen Margarethe. Eine Darstellerin, welche aber die Margarethe zu einer bloßen Dorfmagd stempelt, verscheucht nicht nur alle Poesie, sondern drückt zugleich die Idee des Stückes zu einer platten Lächerlichkeit herab. Es war die klar ausgesprochene Absicht von Iffland, in dem Hofrath Reinhold einen hypochondrischen stadtmüden Junggesellen darzustellen, welcher durch die Begegnung mit einem unbefangenen, kindlich anmuthigen Landmädchen den verlornen Glauben an eine uneigennützige Liebe wieder gewinnt. Die Bekehrung dieses reichen Hagestolzen durch eine plump ehrliche Kuhmagd kann aber nur die Wirkung des Absurden hervorbringen. Man lachte über die täppische Natürlichkeit der Margarethe und lachte nicht minder über den Hofrath Reinhold, welcher in allem Ernst eine so aufdringliche Ungeschlachtheit für den wahren Reiz der Poesie halten sollte. Wäre das Stück eine Posse gewesen und hätte Frl. Necker die bäurische Geliebte irgend eines armen Dorfteufels darzustellen gehabt, so hätte die Künstlerin den Beifall verdient, welcher ihr zu Theil wurde. Der Hofrath Reinhold befand sich in vollem Einklange mit der Natur — seines Darstellers, Herrn Patonay, der sich an Trockenheit immer gleich bleibt. Die Mademoiselle Reinhold der Frau Gutperl erinnerte zu sehr an eine Kartenschlägerin, wogegen man in Bezug auf die Pachtersfrau des Frl. Hüttner in Verlegenheit gerieth, was man eigentlich aus dieser Figur machen sollte. Herr Klein hielt es offenbar unter seiner Würde, den Geheimrath Sternberg darzustellen, und Herr Hänseler, der die Pachterrolle in bekannter Manier gab, mußte gelegentlich die Scene verlassen, um den Herrn Klein an seine Aufgabe zu erinnern. Es war wenigstens vorsichtig, daß man auf dem Theaterzettel die Bemerkung „neu einstudirt" vermieden hatte. Dr. Wilh. Buchholz.

— **Meerane,** im Februar. Unsere Casinogesellschaft hat sich zu einem Concertvereine umgewandelt und ihr erstes Concert veranstaltet. Wir dürfen zu diesem Beginnen nur Glück wünschen und daß ihr jede Wiederholung in gleich vorzüglicher Weise gelingen möge. Die verstärkte Schmidt'sche Capelle aus Glauchau bildete das Orchester; von Leipzig half Herr Capellmeister Reinecke den Abend verherrlichen, von Dresden Herr Kammersänger Riese. Zur Aufführung kam u. A. die Friethjof-Sinfonie von Heinrich Hofmann, das erste große Werk des begabten jungen Tonsetzers, das C-moll-Concert von Beethoven und einige kleinere Clavierstücke (Capellmeister Reinecke); Herr Riese trug vor das Liebeslied aus Wagner's „Walküre", das Fesca'sche Frühlingslied, Kammerlauder's „Und doch". Zum Schluß executirten unsere Glauchauer Gäste die Weber'sche Jubelouvertüre.

Schneeberg, 26. Febr. Auch das 3. der vom Herrn Seminaroberlehrer Dost in unserer Stadt veranstalteten Abonnementconcerte, das am 24. d. M. stattfand und in welchem die Herren Musikdirector Hans Sitt, Concertmeister Schneider, Völkner und Blättermann, sämmtlich aus Chemnitz, als Ausführende auftraten, verschaffte den Musikfreunden hiesiger Gegend einen wahrhaften Kunstgenuß, weshalb auch die durchweg glänzenden Leistungen der genannten Herren mit großem Beifall aufgenommen wurden. Hohes Interesse erregte vor Allem die Vorführung zweier Quartette, Quartett Nr. 13 von J. Haydn und Op. 18 Nr. 5 von Beethoven. Die Künstler wußten auf gar treffliche Weise den ewig heitern, kindlichen und frischen Sinn Haydn's, wie er sich in allen seinen Werken documentirt, zur Geltung zu bringen, ebenso gelang es ihnen, das überaus fesselnde und an melodischen und harmonischen Schönheiten so reiche Werk des Altmeisters Beethoven in künstlerischer Vollendung und glänzender Tonwirkung vorzutragen. Herr Musikdirector Sitt spielte außerdem Reverie für Violine von Vieuxtemps und Canzone und Cavatine von Raff. Wir müssen gestehen, wir haben selten einen Geiger gehört, der mit vollendeter Technik eine solche poetische Feinheit und innige Auffassung, aber auch wieder eine solche Kraft und Würde im Spiel verband, als Herr Sitt, weshalb er auch in den Zuhörern wahrhafte Begeisterung hervorrief. Ebenso war es uns vergönnt, einer Ballade für Cello, vorgetragen von H. Blättermann, die trotz ihrer Einfachheit zu packen wußte, zu lauschen und hierbei der edlen Behandlung, welches das herrliche Instrument von dem Ausführenden erfuhr, unsere Anerkennung zu zollen. Die Clavierbegleitung zu den Solostücken wurde von Herren Sitt und Dost selbstverständlich mit der erforderlichen Accuratesse ausgeführt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. K. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 19. Sonntag, den 5. März. 1876.

Der neueste Jahrgang der „Dioskuren".

Ein Beitrag zur Kenntniß der heutigen literarischen Zustände in der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Das literarische Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie „Die Dioskuren" ist unlängst im fünften Jahrgange erschienen (Wien, 1876, in Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Selbstverlag des Vereins). Der stattliche, in gewohnter trefflicher Ausstattung erschienene Band reiht sich quantitativ wie qualitativ seinen vier Vorgängern auf das Würdigste an, ja übertrifft dieselben mannigfach durch die Vielseitigkeit und innere Gediegenheit des Gebotenen. Wie bisher haben sich auch diesmal fast alle hervorragenden literarischen Persönlichkeiten des gegenwärtigen Oesterreich vereinigt, ihr geistiges Scherflein für die gemeinnützigen, humanitären Zwecke beizutragen, denen das Unternehmen im eminentesten Sinne gewidmet ist. Es scheint indessen, als hätte die Mehrzahl derselben sich diesmal einander das Wort gegeben, eine ganz besondere Sorgfalt auf ihre Beiträge zu verwenden. Das verdient um so aufrichtigere Anerkennung, als bekanntermaßen manche literarische Berühmtheiten, wenn sie aufgefordert werden, für ein derartiges Unternehmen Beiträge zu liefern, es nicht unter ihrer Würde finden, darin den Abhub ihres Schreibtisches abzulagern.

Das liederreiche Oesterreich findet seine charakteristische Signatur in den zahlreichen poetischen Beiträgen, welche auch der gegenwärtig vorliegende Band der „Dioskuren" bringt. Wir begegnen den Leistungen der Poesie in fast allen Gestalten und Formen, doch überwiegt weitaus die Lyrik. Alle namhaften dichterischen Capacitäten des heutigen Oesterreich: Anastasius Grün, Betty Paoli, Robert Hamerling, Josef Weilen, Dr. J. N. Berger, K. G. R. von Leitner, Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy, Carl Egon Ritter von Ebert, L. Anzengruber, Georg Frhr. von Dyhern, Ludwig August Frankl, Adolf Ritter von Tschabuschnigg, Ferdinand von Saar, Cajetan Cerri, Carl Beck, haben ihr Scherflein beigesteuert; die ungarischen Dichter Franz von Verseghi, Alexander Petöfy, Paul Gyulay, Josef Kis sind durch wohlgelungene, vortreffliche Uebersetzungen vertreten; ebenso Dichtungen aus dem Italienischen, Französischen und dem Schwedischen, von denen das sinnig schöne Lied des gegenwärtigen Königs Oskar II. von Schweden „An den Abendstern" im Urtext und in einer daneben gegebenen, die tiefen Schönheiten des Liedes zu verständnißvollem Ausdruck bringenden Uebersetzung des Grafen Carl Zaluski an der Spitze des Buches steht. Den Preis unter den dichterischen Beiträgen möchten wir indessen Anastasius Grün's Dichtung „In der Veranda" zuerkennen, welche sich unsers Erachtens dem Besten anreiht, was dieser Gott begnadete Dichtergenius geschaffen hat. Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu gewinnen, wenn wir das wunderbar schöne Gedicht hier wiedergeben:

Der ich einst spazieren ging,
Raste nun in grünen Lauben;
In dem wechselvollen Ring
Blieb mir Eines doch: mein Glauben;

Glauben an die Sonnenkraft,
Die im Menschengeiste lodert;
Glauben an den Lenz in Haft,
Der sein Recht des Freien fodert;

Glauben an das Vaterland,
An das alte, große, Eine,
Ob auf ein gerissnes Band
Heute noch manch Auge weine.

Vor mir liegt, wie sonst, das Feld,
Doch kein Halm ist mehr der alte;
Andre Saat ist ihm bestellt,
Daß es andre Ernten halte.

Hier noch rauscht im Thal der Fluß,
Noch derselb' und doch ein andrer,
Der stets flieh'n, stets bleiben muß,
Jede Well' ein flücht'ger Wandrer!

Von Granit der Alpen Wand
Dort am Thalsaum, wie seit Jahren;
Doch wie oft ihr Laubgewand
Tauschten die Unwandelbaren!

Ueber mir in festem Fug
Die gewölbte Himmelshalle;
Sternenzug und Wolkenflug
Wechseln all' und wandern alle!

Ihr Gesetz übt die Natur
Unerbittlich und gewaltsam;
Durch mein Herz auch zieht die Spur
Ew'gen Wandels unaufhaltsam.

An dem Ast im Laubgewind'
Ließ ich meine Harfe hängen;
Dämm'rung wird's; der Abendwind
Streift und weckt sie noch zu Klängen.

Klang von Bechern, längst geleert,
Fernen Donners harmlos Rollen,
Klang der Zeit, die nimmer kehrt,
Altes Lieben, altes Grollen.

Wenn der Ton als Pfeil sich schwingt,
Trifft er nimmer Ziel und Feinde;
Wenn er mild als Glocke klingt,
Fehlt dem Rufe die Gemeinde.

Dort und da vielleicht von fern
Kommt ein Graukopf halbverdrossen;
Einst, wie lauschten mir so gern
Meines Morgenlied's Genossen!

Nimmer hören sie den Ton,
Das Gebraus der Lebenswogen;
Haben Schlummerdecken schon
Ueber Haupt und Brust gezogen.

An den Dom zur Leidenszeit
Mahnt in Wehmuth mich dies Wandern,
Wenn sie Kerzen lichtgereiht
Eine löschen nach der andern:

Flackernd tropft die letzte ab,
Wie von Thränenfall befeuchtet;
Ach, so löschte mir das Grab
Die mein Leben einst umleuchtet! — —

Doch sieh da, ein Lockenhaupt
Naht zu lauschen meinen Saiten;
Freundlich wie ich kaum geglaubt,
Nickt es Beifall gar zu Zeiten.

Jetzt entlockt des Frühlings Sohn
Selbst den Saiten neue Lieder;
Fremd nicht klingt's; bekannter Ton
Weckt den eignen Lenz mir wieder.

Neue Fluth im alten Strom,
Neue Saat auf altem Grunde,
Neu Gestirn am Himmelsdom,
Neues Grün dem Alpenrunde!

Unauslöschbar quillt das Licht,
Ob die Kerzen auch zerbrochen;
Wort der Wahrheit modert nicht
Gleich den Lippen, die's gesprochen.

Der durch's Weltall bebt, der Hauch
Wird die Aeolsharfen finden,
In den flieh'nden Klängen auch
Lebt unsterbliches Empfinden.

Wechsle was da ist und war,
Eins blieb ewig ohne Wanken;
Aufrecht steht noch mein Altar,
Nur umblüht von andern Ranken.

Schon im Alten blüht das Neu
Und im Neu'n fortlebt das Alte,
Jung verbleibt ein Herz, das treu
Jener Glut, die nie erkalte.

Was da strebt, blüht und gedeiht,
Spiegle klar und treu mein Auge,
Das die junge, neue Zeit
Voll und freudig in sich sauge.

Und ihr Bild, noch halt ich's fest
Mit den frischen Farben allen,
Wann die müde Wimper läßt
Drüber ihren Vorhang fallen.

Unter den novellistischen Beiträgen befinden sich einzelne wahrhafte Meisterleistungen. Als solche seien hier hervorgehoben Friedrich Uhl's Novelle: „Gutmann", das Norddeutsche „Hof-Liebesgeschichtchen" von E. v. Dincklage: „Der Krönungswagen", Josef Rank's „Wandelbilder am Dorfbrunnen", Hieronymus Lorm's „Kleine Memoiren", die prächtige Novellette von Bruno Walden: „Der Muth der Verlegenheit", das Novellenfragment von Karl Emil Franzos: „Im Mondlicht", Theodor Schiff's Federzeichnung aus Oesterreichs Süden (Dalmatien) „Die Sprava" und zwei treffliche, in guter Uebersetzung wiedergegebene Beiträge der ungarischen Dichter Jókai und Pilcz: „Der eßbare Edelstein" und „Der Feldherr und sein Sohn". Am meisten angesprochen von diesen hat uns Bruno Walden's Novellette: „Der Muth der Verlegenheit". Wir geben die reizende Erzählung am Schlusse unserer Besprechung.

Quantitativ wenig zahlreich ist die Reiseliteratur vertreten, indessen dürfen die Artikel: „Ein Ausflug nach Sardes" von Graf Carl von Zaluski, „Eine Büffeljagd in Texas" von Graf Victor Folliot de Crenneville, Friedrich Marx „Auf dem Aventin" sich dem Besseren, was in diesem Bereiche geboten ist, anreihen. Gleiches gilt von den literarisch-ästhetischen Aufsätzen: „Die Ethik im Lichte der Entwickelungstheorie", „Walther von der Vogelweide", „Der Fortschritt der Moral" 2c.

Mit besonderer Anerkennung muß noch der werthvollen literarhistorischen Skizzen gedacht werden, welche der fünfte Jahrgang der „Dioskuren" bringt. Wir erwähnen in dieser Hinsicht namentlich den geistvoll geschriebenen Artikel über den czechischen Dichter Mácha, über den begabten, allein sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhebenden slavischen Dichter Preśern, über die ungarische Dichterin Julie Szalé, welche, in gezwungener Ehe mit einem ungebildeten, ungeliebten Manne lebend, kaum 24 Jahre alt, sich selbst das Leben nahm, des Aufsatzes von Dr. Adolf Dux über die rumänische Volkspoesie 2c. Dadurch, daß die „Dioskuren" uns die Kenntniß dieser in Deutschland selbst in literarischen Kreisen wenig, im großen Publicum ganz unbekannten dichterischen Capacitäten Ungarns und der verschiedenen slavischen Nationalitäten vermitteln, erwerben sie sich ein hochanzuschlagendes literarwissenschaftliches Verdienst und schon um dessentwillen gebührt ihnen die warme Theilnahme der deutschen Lesewelt, welche wir dem trefflichen Sammelwerk angelegentlichst wünschen.

Die letzte Seite der „Dioskuren" möchten wir noch ganz besonderer Aufmerksamkeit anempfehlen, weil sie eine Reihe sehr beachtenswerther Notizen über das bisherige Wirken des Ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie giebt. Die Wirksamkeit dieser äußerst ersprießlichen und wohlthätigen Schöpfung, welche im Jahre 1865 ins Leben trat, erstreckt sich auf die Versicherung von Krankengeldern, Capitalien und Renten auf den Lebens- und Todesfall, Invaliditäts-Pensionen, Spar- und Vorschußgeschäfte, Beschaffung von Dienstcautionen, Vermittelung von Dienststellen, Vertretung des Beamtenstandes in seinen dienstlichen und bürgerlichen Interessen, Stipendienvertheilung für Töchter und Waisen mittelloser Beamten, Unterstützung der vom Unglück betroffenen Standesgenossen. Für die wahrhaft großartige Prosperität, zu welcher das Unternehmen in den zehn Jahren seines Bestehens sich entwickelt hat, sprechen die nachstehenden Ziffern: Auf 43,525 Mitglieder kommen 23,858,676 fl. in Kraft stehende Versicherungen, während seit Bestehen des Vereins 1,026,555 fl. Versicherungssummen ausgezahlt und im Jahre 1874 2,502,516 fl. Vorschüsse ertheilt wurden. Der Verein befindet sich gegenwärtig im Besitze eines großen stattlichen Vereinshauses in Wien, eines Prämienreservefonds von 1,521,000 fl., eines Vermögens der autonomen Vorschußconsortien von 2,108,000 fl., einer Wittwen- und Waisenstiftung von 100,000 fl. und eines Unterrichtsfonds von 15,700 fl. Der Ertrag des Jahrbuchs „die Dioskuren" ist dem Fond zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet. An sonstigen Ergebnissen der Vereinsthätigkeit sind insbesondere die Erwirkung einer neuen Rang- und Gehaltsregulirung der österreichischen Staatsbeamten nach den in den Denkschriften des Vereins entwickelten Grundsätzen und die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift zur Vertretung der Beamteninteressen zu verzeichnen. Alle Functionen der Vereinsverwaltung sind Ehrenämter und werden unentgeldlich verwaltet. Solche Thatsachen sind laut redende Zeugnisse, was auch der Beamtenstand durch Selbsthilfe mit vereinten Kräften zu Besserung seiner materiellen Lage zu erwirken im Stande ist. In Deutschland ist in gleicher Richtung erst von den Beamten der preußischen Provinz Hannover ein ziemlich schwacher Anlauf genommen worden. Daß das österreichische Beispiel hier bisher nicht regsamere Nachahmung gefunden hat, ist geradezu unbegreiflich.

Wir schließen hieran den im Text vorstehender Besprechung vorbehaltenen Abdruck der Novellette „Den Muth der Verlegenheit".

Wie seit einer Reihe von Jahren fand auch an diesem 25. Januar bei Reinhold B., dem geschätzten Künstler, ein glänzendes Ballfest statt. Sogar ein Theil des Allerheiligsten, des Ateliers, war durch üppig grünende und blühende Gewächse zu einem Annex des Ballsaales umgewandelt worden, in dem die tanzlustige Jugend momentane Rast und Kühlung suchte.

Diesmal nahm mich das Fest bei meinem Freunde Wunder; weilt doch der Sohn in Rom, wie ehedem der Vater sein junges Talent am Anblick und Studium der herrlichen Kunstwerke, welche die ewige Stadt bietet, erstarken zu lassen und die reizende Tochter ist im Herbste dem Gatten nach Paris gefolgt; Reinhold selbst, wie seine immer noch

sehr schöne Frau, haben längst den Freuden des Tanzes entsagt und alle die Unbequemlichkeiten eines Ball-Arrangements, sogar mit dem schweren Opfer des Ateliers blos Fremder willen auf sich zu nehmen, erschien mir ein beinahe übernatürlicher Edelmuth. Auf eine Bemerkung in diesem Sinne erwiderte mir Reinhold:

— Es ist ein Erinnerungsfest. Am 25. Januar vor dreiundzwanzig Jahren errang ich mir auf einem Balle durch den Muth der Verlegenheit mein Lebensglück, und — seiner Frau die Hand reichend, — so lange ich es genieße, will ich an diesem Tage ein Fest und andern jungen Leuten die Gelegenheit geben, auch das ihre im Sturme zu erobern.

— Der Muth der Verlegenheit? Was soll das heißen?

— Sie sollen es erfahren. Kommen Sie in mein Studiercabinet, Sie haben der Tanzpflicht ohnehin schon mehr Genüge gethan als Ihrer Neigung und verdienen den Lohn einer Raststunde.

Ich folgte Reinhold in seine Studierstube, die von einer Hängelampe matt erleuchtet, einen heimlichen Aufenthalt bot. Er wies mir einen bequemen Fauteuil an, stellte noch einen Candelaber herzu und holte sodann aus seinem Schreibtisch ein kleines Heft, das er mir übergab mit den Worten:

— Hier hat mein liebster Freund und Studiengenosse August B. das wichtigste Ereigniß meines Lebens aufgezeichnet zu unser Aller Ergötzen. Durchblättern Sie das Heftchen und das Problem vom „Muthe der Verlegenheit“ wird Ihnen gelöst sein.

Damit verließ mich mein freundlicher Wirth und während aus der Ferne gedämpfte muntere Tanzweisen an mein Ohr drangen, nahm ich das Heft zur Hand und las:

— — — — — — — — — — — — — —

„Als ich im Herbst 1852 auf die Akademie zurückkehrte, fiel mir unter den neu angekommenen Adepten der holden Malerkunst ein schlanker junger Mann mit einem wahren Apostelkopfe auf. Das blonde Haar wallte ihm lang auf die Schultern nieder, die reingeschnittenen Züge, kräftig und doch weich, erhellten ein Paar mächtige dunkelblaue Augen von zugleich ernstem und naivem Ausdruck; die Weiße der spiegelklaren Stirne hob sich von den frischen Rosen seiner bartlosen Wangen ab. Bald hatt' ich erfahren, daß er Reinhold B. hieße, einige Jahre lang in einem Landstädtchen als Hilfslehrer fungirt, dort nach Möglichkeit das Zeichnen gepflegt habe, nun zu vollständiger Ausbildung an die Akademie gekommen sei und ein Talent besitze, das, von den Professoren als eminent gepriesen und von eisernem Fleiße unterstützt, zu den schönsten Hoffnungen berechtige.

Ich fühlte mich mächtig zu dem jungen Manne hingezogen, aber es war schwer, an ihn heranzukommen, der so still befriedigt in sich selbst zurückgezogen schien. Die lebhafte ungebundene Studentenweise prallte an seiner freundlichen Passivität ab, ohne daß er sie abzuwehren schien. Eine eigenthümliche Sensitivität — drängte ihm doch eine plötzliche Anrede das Blut in Wellen bis an die Stirne, — war seine beste Schutzwehr und so vergingen Monate, ohne daß ich mich ihm nähern konnte. Da stand ich eines Tages in der **'schen Galerie an seiner Seite, eine Madonna des Murillo betrachtend, und plötzlich wurde der stumme, zage Reinhold Feuer und Flammen und wandte die Rede an mich:

— Das ist es, was ich über Alles liebe! In diesen demokratischen Madonnen ist die Poesie der Wirklichkeit erfaßt, gespiegelt. Der Idealismus soll nicht aus dem Abstracten schöpfen, er soll die Realität verklären. Welch' eitler thörichter Kampf zwischen Realismus und Idealismus! Als ob der Künstler nicht beider bedürfte, um den heiligen Satzungen der Kunst, der Wahrheit und Schönheit gerecht zu werden.

Gleiche Gesinnung, gleicher Enthusiasmus knüpfte uns fortan zusammen, wir wurden intime Freunde, von unsern Studiengenossen Orestes und Pilades bespottnamt. In stetem Verkehr verbrachten wir den größten Theil der Zeit miteinander, sei es nun im Studium, Ideenaustausch oder auf kleinen Fußtouren. In einer Krankheit erwies sich Reinhold als mein sorglicher Pfleger und er that mir viel zu lieb, nur zu Einem konnt' ich ihn nicht bewegen, mit mir einige mir engbefreundete Familien zu besuchen, die ihn gern freundlich aufgenommen hätten. Das abgeschlossene Leben in seinem Heimathsdorfe und später im Landstädtchen, wo er immer auf sich angewiesen gewesen, hatten ihn im geselligen Verkehr scheu und ungelenk gemacht; schon ein Dritter störte ihn, und vor einem größeren Kreise floh er wie vor dem ärgsten Unheil. Nur wo die Kunst das Thema abgab, wurde er warm mit andern Genossen.

So vergingen anderthalb Jahre in schwungvollem Streben, emsigem Fleiße. Reinhold übertraf die kühnsten Erwartungen, die man von ihm gehegt, er war der Augapfel der Professoren und die Bilderhändler bewarben sich um Copien von seinem Pinsel, denn er verstand es, trefflich die Individualität des Meisters bis in die kleinsten Nüancen wiederzugeben. Einer minder selbstkräftigen Natur hätte dieser Erfolg, der sich als sehr gute Geldquelle erwies, genügt, allein mein Freund, ein echter Künstler, von Schaffensdrang beseelt, betrachtete ihn nur als Mittel zum Zwecke; als er durch ihn alle Bedingungen der Muße gewonnen, stellte er die Leinwand auf der Staffelei zu einem eigenen Bilde zurecht.

„Der kreisende Berg und die Maus“ spotteten neidische Studiengenossen, als sie den Gegenstand besprachen, den sich Reinhold zum Vorwurf erwählt. Als Situation aufgefaßt, war er allerdings einfach genug, eine Schnitterfamilie, die, während ein Gewitterregen über das Ernteseld sich ergießt, unter einem Baum Schutz und Rast sucht. Diejenigen, welche in Reinhold's stillem Wesen und seiner edeln Kunstauffassung eitel Ueberspannung und Sentimentalität zu sehen glaubten, täuschten sich arg. Es wurzelte damals schon mit vollem Sinn ein Leben, aber auch nur mit jenem Künstlerblick, der, eine Wünschelruthe, aus den Schlacken des Gewöhnlichen das echte Gold der Poesie herausfindet. Diesem Blick ist nichts unbedeutend, und die Spötter mußten später zugestehen, daß diese „Maus“ ein würdigeres und bedeutenderes Kunstwerk sei als so manches historische „Paradestück“.

Mit dem Bilde wuchs auch Reinhold's Frohmuth. Die Freude des Schaffens erfüllte ihn so ganz, daß er sich auch freier und fester bewegte; dennoch aber blieb er seiner Abneigung gegen geselligen Verkehr außerhalb des Künstlerkreises treu. Eigentlich war es nicht einmal Abneigung, sondern die Furcht vor formeller Unbeholfenheit, ein sensitiver Stolz, der sich in bitterer Verlegenheit kund that, was ihn von Kreisen fern hielt, mit deren Interessen er bei seiner wohlgeförderten Allgemeinbildung doch sympathisiren mußte.

Endlich war das Bild vollendet. Schwere Wolken, hier und dort von sich Bahn brechenden Sonnenstrahlen zerrissen, werfen dunkle Schlagschatten über das Ernteseld, auf dem die Garben zum Theil geschichtet liegen, während zum andern die Halme unter den wuchtigen Tropfen sich beugen. Ein heller Wolkensaum an den fernabgrenzenden Bergen zeigt, daß der Regenguß, welcher der Natur sichtlich willkommene Erfrischung bietet, bald vorüber sein wird. Von einem der Sonnenblicke gestreift, ruht unter einer Baumgruppe die Schnitterfamilie. In gemächlicher Ruhe, sein Pfeifchen schmauchend, sitzt der Großvater an den Baumstamm gelehnt, die momentane Rast scheint ihm nicht unwillkommen. So auch nicht der Mutter, die, ein noch kräftiges, hübsches Weib, das Nestküchlein im Schooße hält und in heller Herzensfreude mit ihm tändelt. Um so ungeduldiger ist der Vater, der sich, seine Sichel wetzend, erhoben hat, um auszulugen, ob denn die leidige Unterbrechung der Arbeit noch nicht bald vorüber. Der große braune Hund folgt der Bewegung seines

Herrn, das kluge Auge auf das Gewölk gerichtet, die Schnauze in die Luft erhoben, um praktisch zu erproben, ob denn noch immer Tropfen fallen. Zur Seite spielen ein Büblein und ein hübsches, ohngefähr neunjähriges Mädchen Verstecken in den Garben, auf deren einer ein halbwüchsiger Junge behaglich schnarchend ausgestreckt liegt.

Die frische Anmuth und lebendige Naturwahrheit des Bildes übte einen Zauber, dessen Reiz sich kein Beschauer zu entziehen vermochte. Als wir am Tage nach Eröffnung der Ausstellung dieselbe besuchten, fanden wir einen dichten Kreis um das Bild Reinhold's geschaart, dem bei diesem Anblick die Freude das Blut in die Schläfe trieb. Noch hatten wir uns nicht lange in den Sälen herumgetrieben, da kam der Director auf uns zu und verkündete Reinhold, daß der Herr an seinem Arme, ein Freiherr von Eggern, sein Bild angekauft habe.

Der Freiherr, ein bekannter Mäcen, der, ein seltener Fall, so feinen Geschmack als reiche Mittel besaß, sprach sich in warmer Anerkennung über das Bild aus, das sein Eigen zu nennen ihm eine Herzensfreude sei. Er schloß ein längeres lebhaftes Gespräch ab, indem er Reinhold zu einem Balle lud, der am selben Abend in seinem Hause statthaben sollte, und zu dem ich, ein alter Bekannter des Freiherrn, schon ehedem geladen gewesen. Zu meinem Erstaunen sagte mein Freund in seiner gehobenen Stimmung unbedenklich zu.

Während eitle Naturen vom Lobe berauscht verweichlichen, erstarken schlichte an der Anerkennung, die sie als verdient empfinden. Reinhold war durch seinen Erfolg so über sich selbst hinausgehoben, daß er alle kleinlichen Bedenken vergaß und mich bei seiner Toilette Kammerdienerdienste verrichten ließ, die bei seiner novizenhaften Unerfahrenheit in diesen Dingen höchst nothwendig waren. Kaum erkannte ich meinen scheuen Freund wieder, der sonst bei Erwähnung auch nur einer Gesellschaft das Hasenpanier ergriff und sich vor der Zumuthung, einen Ball zu besuchen, sicherlich bekreuzt hätte, wie er nun vergnügt die obligate Salon-Uniform, den vielgeschmähten und doch nicht auszurottenden Frack zum ersten Male in seinem Leben anzog.

Aber ach, nur zu bald sollt' ich ihn wieder erkennen! Aufregung, wie mächtig sie auch sei, siegt nur momentan über eine altgewohnte Empfindungsweise. Tapfern Schrittes war er mit mir die Blumen geschmückte, hellerleuchtete Treppe emporgestiegen, da, als im Vorgemach die Diener uns der Ueberröcke entledigten, überkam ihn mit einem Male die alte Zaghaftigkeit. Fast glaube ich noch zur Stunde, daß er verschüchtert Kehrt gemacht und sein Glück im Stiche gelassen, hätte ich ihn nicht schnell in den Saal gezogen. Die rasch aufeinander folgenden Gäste gestalteten unsern Empfang von Seiten der Hausfrau nur kurz, und wir gewannen zum Entzücken meines Freundes eine Fensternische. Er schien peinlich, ja zornig erregt und flüsterte mir zu:

— Was soll ich thun?

— Das fragt ein sechsundzwanzigjähriger Mann in der ersten Morgenröthe seines Künstlerruhmes! Tanzen, Dich und Andere unterhalten.

Hilf Himmel, wovon spricht man wol mit solch einer jungen Dame, um sie zu unterhalten.

Diesem Stoßseufzer vermochte ich nichts zu erwidern, einige Bekannte nahmen mich in Anspruch, ich konnte mich nur in Reinhold's Nähe halten, zu allfallsigem Succurs. Eben erklang die Introduction zum ersten Walzer, da nahte die Hausfrau Reinhold freundlich einladend, am Tanze Theil zu nehmen. Ich sah ihn sich verbeugen, bis an die Haarwurzeln erröthen, den Mund zu einer Entgegnung öffnen, ihn lautlos wieder schließen und wie in Verzweiflung mit Riesenschritten den Saal durchmessen und einer jungen Dame von strahlender Schönheit den Arm zum Tanze bieten. Die junge Schöne blickte verwundert auf, ihre Lippen umspielte ein Lächeln über diese Tanzwerbung im Sturme, sie wollte sprechen, aber schon hielt sie Reinhold krampfhaft umfaßt und wirbelte im Tanze hin, vorbei am Sohn des Hauses, der soeben mit ihr den Tanz eröffnen gewollt.

Der junge Freiherr stand fassungslos, ein Flüstern und Kichern ging durch den Saal. Was hatte Freund Reinhold im Muthe der Verlegenheit angestellt? Er, der schüchternste, bescheidenste aller Ballgäste eröffnete mit Comtesse Agathe, der Königin aller Feste im freiherrlichen Hause, den Ball, entführte sie ihrem eifrigsten Verehrer vor der Nase weg! Denn daß der junge Herr von Eggern sich um die Mündel seines Vaters bewerbe, war ein durchsichtiges Geheimniß; ein undurchdringliches dagegen die Gesinnung der jungen Dame, die mit einer alten Tante lebte und in gleich gemessener Freundlichkeit gegen Alle zu keiner Vermuthung über ihre Herzenswahl Anlaß gab. Und wie gemüthlich walzte der Uebelthäter auf und nieder, unbekümmert um die Degen und Pistolen, die der junge Eggern ihm nachblickte. Auch der Hausfrau Blicke waren eben nicht freundlich, als sie dem schönen Paare folgten; die etwas ceremoniöse Dame konnte es nicht verschmerzen, ihren Ball so gegen alle Regeln des Herkommens eröffnet zu sehen. Dagegen nahm der alte Freiherr die Sache mit liebenswürdigem Humor auf; er liebte seine Mündel sehr und war stolz auf den Eindruck, den ihre Schönheit auf den jungen Künstler hervorgebracht haben mußte, um ihn zu einem so extravaganten Benehmen fortzureißen.

Das junge Paar schien mit vorzüglichen Athmungswerkzeugen gesegnet, denn es hielt bis zum letzten Takte tapfer aus. Und nun, sieh da! bot Reinhold seiner Tänzerin ganz ruhig den Arm und führte sie in ein blumengeschmücktes Nebengemach. Der Thüre gegenüber nahm er an ihrer Seite Platz und schien plötzlich ganz gut zu wissen, was man zu sprechen habe, um junge Damen zu unterhalten, denn ich sah ihn so eifrig peroriren wie damals vor Murillo's demokratischer Madonna und die Miene seiner Partnerin, ihre animirten Zwischenreden, verriethen, daß er sich nicht allein unterhalte.

Für den gereizten Zustand des jungen Eggern war dieser Anblick zu viel, er riß sich von seinem Vater los, der ihm nur noch ernsten Tones nachrief: „Ich verbiete jeden Eclat!" durchmaß nun seinerseits im Sturmschritt den Saal und stand urplötzlich vor den jungen Leuten, die durch seine brüske Annäherung aufgeschreckt schienen. Ich war gleichfalls herzugetreten.

— Ich denke, Comtesse, daß Sie sich lange genug, ja überlange der Gesellschaft entzogen haben, — bemerkte Eggern, Reinhold's Rede unsanft entzweischneidend.

Agathe erhob sich, rasch folgte Reinhold und bot ihr den Arm, sie in den Saal zurückzuführen. Die junge Gräfin, die Welterfahrung genug besaß, um zu wissen, daß sie sich gegen das heiligste Gebot der feinen Gesellschaft, die Convenienz, versündigt habe, blickte halb unwillig auf den kühnen Fremdling, der sie dazu verleitet, allein ihre Züge nahmen allsogleich einen viel milderen Ausdruck an, als ihr Auge auf das Gluth übergossene Antlitz ihres Partners traf. Reinhold besaß die merkwürdige Eigenschaft, die ich sonst nur an sehr jungen Mädchen wahrnahm, bei aller Verlegenheit nicht linkisch, sondern mit einer gewissen Grazie unbehilflich zu sein. Mehr noch als das vollendete Ebenmaß seiner Gestalt trug der Adel seiner Bewegungen dazu bei, seiner Zagheit das Gepräge poetischer Scheu aufzudrücken. Gräfin Agathe schien wie ich zu denken, denn ihr unwilliger Blick wandelte sich zu einem recht wohlgefälligen, als er auf meinem Freunde ruhte.

— Nun, Comtesse, ist es endlich Zeit! — stieß Eggern ungestüm und herb hervor.

Agathe that einen Schritt vorwärts, eine neue Blutwelle ergoß sich über Reinhold's klare Züge; ich dachte, er würde seinen dargebotenen Arm sinken lassen, allein nein, er

that in seiner Verlegenheit das Unthunliche, ergriff mit der Linken die Hand der jungen Dame und schob sie unter seinen Arm, sie nach dem Saal geleitend. Mit einer schalkhaften Miene, die ihm nichts Gutes verhieß, grüßte Agathe im Vorübergehen den jungen Freiherrn mit einer anmuthigen Fächerbewegung.

— Der Unverschämte soll mir Satisfaction geben, — stammelte der Gekränkte. — Wie kann nur die Gräfin — — — Ich weiß wol, daß sie Kunstfreundin — — exaltirt ist — — —

Ich wollte meinen Freund um jeden Preis vor der drohenden Blamage retten, zählte dazu auf den Schwachkopf des geckenhaften Eggern und knüpfte an seinen Ausruf:

— Wie kann die Gräfin! Das fragen Sie, lieber Eggern, der doch so viel Erfahrung hat! Ein kleines Manöver der Koketterie, wie es auch die engelhafteste Frau ganz instinktiv übt. Ihr Ungestüm schmeichelt Comtesse Agathen, zeigen Sie sich kaltblütig, und sie wird nach kurzem Schmollen Ihnen wieder ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Dieses Argument verfing an dem jungen Freiherrn; die beginnende Quadrille that das Uebrige; er eilte zu seiner Tänzerin. Auch Agathe stand schon mit ihrem Tänzer in den Reihen; aber Reinhold als getreuer Schildknappe, ihr Bouquet haltend, hinter ihr.

Die Gelegenheit war da, sollte ich meinem Freunde sein wunderliches Benehmen vorhalten, ihn warnen? Nein, das Bewußtsein, nicht correct verfahren zu sein, macht den Verlegenen noch zehnmal verlegener, überdies glaubt' ich zu bemerken, daß mein guter Reinhold nicht allein verlegen sei. Er verschlang die aristokratische Ballgöttin mit ebenso entzückten und verklärten Blicken, wie er sonst nur die demokratischen Madonnen zu verschlingen pflegte. In mir regte sich nicht allein der Freund, auch der Maler; ein schöneres Paar konnte man nimmer sehen!

Und siehe da! die Königin des Balles vernachlässigte ihren Tänzer und plauderte mit ihrem Schildknappen, ja, sie versäumte in diesem Geplauder sogar eine Tour. Sicher war es nicht Neugierde, sondern treue Freundessorge, daß ich ein klein wenig lauschte. Nun, Reinhold war an diesem Abend wahrlich der Mann der Ueberraschungen. Seinem Benehmen nach mußte man glauben, er spreche in leidenschaftlicher Bewunderung zu dem Mädchen, das er mit offenbarem Entzücken betrachtete, statt des — in der Verlegenheit seines Herzens, — philosophirte er, zum Takte des Contretanzes über das Leben. Zum Glück wurde Agathe von ihren Freundinnen als Blaustrumpf verdächtigt, Interesse und Bildung befähigten sie, an dieser seltsamen Ballconversation Theil zu nehmen. Vielleicht reizte sie das Originelle an meinem Freunde, vielleicht auch fühlte sich ihr Zartgefühl geschmeichelt durch eine so offenbare und doch stumme Huldigung, wie es sich häufig durch die plumpen Complimente eines Eggern und Consorten verletzt fühlen mochte.

— Nichts ist nichtig im Leben — docirte der arme Reinhold — wenn man seine wahre Bedeutung nur erfaßt; zum Beispiel der Tanz, wie oft wird er nicht thöricht gescholten, und doch entspricht er einem tief eingewurzelten Trieb nach Rhythmik und Schönheit der Bewegung. Es wird mir dies erst jetzt wieder so recht klar. Mit welcher rhythmischen Anmuth bewegt sich dies reizende junge Mädchen dort. Man vergißt ganz, daß seine Füßchen herkömmliche Pas auf das Parket zeichnen, und meint einfach, die natürlicher jugendlicher Lust zu sehen. Nein, Fräulein, wer das Tanzen schilt, versteht und verstand die Poesie der Jugend nie und nimmer.

Für ein Dutzend Dämchen wäre das Lob einer Ballrivalin noch zehnmal ärgere Sünde gewesen, als das Philosophiren, allein Comtesse Agathe — da er sie Fräulein nannte, wußte Reinhold offenbar nicht einmal, mit wem er sprach — war darüber hinaus. Sie erwiderte:

— Wol, und eben darum erscheint der Tanz bei älteren Personen so lächerlich und widrig, weil er mit ihrer natürlichen Empfindungsweise unmöglich im Einklang stehen kann. Eben die so durchaus richtige Charakterisirung der verschiedenen Altersstufen ist es, was mich auf Ihrem Bilde — Agathe also wußte, mit wem sie sprach, obwol Reinhold ihr nicht vorgestellt worden — so wohlthuend berührt. Ihre Menschen sind so naturwahr, wie die Bäume, Gräser und Halme, die sich an dem frischen Regen laben. Ich beneide Ihren Beruf.

Die nähere Erörterung ihres Neides war der Gräfin durch die Pflicht, ein graziöses Solo zu tanzen abgeschnitten. Als sie wieder zurückkam, rief Reinhold erregt:

— Gewiß ist mein Beruf der beglückendste. Zweifellos ist die Malerei die positivste Form des Schaffens. Es giebt keine vollständigere Gestaltung als die durch Zeichnung und Farbe. Nicht der Musiker und selbst der Dichter nicht vermag seinen Gedanken und Anschauungen so präcisen Ausdruck zu verleihen und in keiner anderen Kunst ist die Schönheit so nöthigendes Gebot.

— Eben das ist es, um was ich Sie beneide. Das Verkörpern des Ideals. — — — —

— Ich wieder nenne es das Idealisiren des Verkörperten, das Erfassen aller Dinge und Verhältnisse in ihrer höchsten Potenz und adeligsten Bedeutung, und dies kann man auch ohne Pinsel im Leben bethätigen. Eben dem Leben den idealen Stempel aufzudrücken ist die Aufgabe der Frauen. Eine heilige Aufgabe, deren Bedeutung ich in ihrem vollen Umfang erst zu ahnen beginne.

Reinhold's und der Gräfin Benehmen hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt, man lächelte, zischelte. Der junge Eggern schien des Grimmes voll, und auch auf der Stirne seiner Mutter sammelten sich finstere Wolken. Der Sache mußte ein Ende gemacht werden. Ich nahm Reinhold's Arm und flüsterte ihm eindringlich zu:

— Komm', es ist hohe Zeit, fortzugehen.

— Ach nein, der Ball hat ja noch nicht lange begonnen, und ich unterhalte mich sehr gut, wirklich sehr gut, wie Du es vorausgesagt, — meinte mein Freund in kostbarer Naivetät.

Meinem Ernst in Ton und Miene gelang es, Reinhold zu überzeugen, daß er mich begleiten müsse. Erst auf der Straße bemerkte ich, daß er immer noch Agathens Bouquet in Händen hielt.

— Weißt Du, mit wem Du getanzt und gesprochen? fragte ich ihn.

— O, sie ist ein wunderschönes Mädchen! Das wäre eine herrliche Iphigenie! So edel und klar, so schön dabei! Mit dem Ausdruck, den ihre Züge trugen, als sie die Wahrheit die höchste Pflicht im Leben nannte, möchte ich sie in der Scene mit König Thoas malen. Als sie aber vom Streben nach dem Ideale sprach, da trugen ihre großen dunkeln Augen wieder ganz das Gepräge einer tiefinneren Sehnsucht, die mich an Mignon gemahnte. Wenn sie die Vorurtheile schilt, erinnert sie mit ihrem stolzen Kopfwurf an Semiramis, manchmal an Jeanne d'Arc, und doch hat sie milde Augenblicke, die sie madonnenhaft erscheinen lassen. Guter Himmel, wie viel schöne Bilder liegen in diesem herrlichen Mädchen!

— Du weißt ja nicht einmal den Namen dieses herrlichen, bilderreichen Mädchens. So höre: es heißt Gräfin Agathe Bergheim.

— Agathe! Agathe! o, das ist ein sehr schöner Name, es freut mich, daß sie Agathe heißt! Das klingt stolz und mild zugleich. Agathe ist sehr schön.

— Ja, aber sie heißt nicht Agathe allein, sie heißt auch Bergheim und über ihrem Namen prangt eine neunperlige Krone, die sie allerdings bald mit einer etwas einfachern

und mit einem andern Namen vertauschen wird, denn sie gilt als die Braut des jungen Eggern.

— Unmöglich! — rief Reinhold und fuhr so heftig zusammen, daß einige leichte Blüthen aus dem Strauß, den er als eine Reliquie in Händen hielt, mit den Schneeflocken zu Boden fielen.

Schweigend gingen wir bis an Reinhold's Wohnung, unter dem Thore blieb er stehen. Bei dem flackernden Lichte der Straßenlaterne sah ich sein Antlitz, das heute so viel von dem leidigen Erröthen gelitten, nun ganz bleich und er sprach dumpfen Tones:

— Ich danke Dir, daß Du mich fortgeführt. Jetzt will ich lieber allein sein. Morgen sehen wir uns wieder.

Reinhold's Weise hatte mich ergriffen; vergebens suchte ich mir den Eindruck wegzuscherzen. Unter allen befrackten Erdensöhnen wandelt vielleicht nicht einer, dessen Herz nicht einmal von einer Ballschönheit, vermeintlich „für ewige Zeiten", gerührt worden. Aber wie die Friedensschlüsse auf „ewige Zeiten", geht das vorüber und wird zu einer schönen Erinnerung. Wol ein Dutzend Mal sagte ich mir das, allein es wollte nicht verfangen; Reinhold gehörte eben nicht zu den „befrackten" Erdensöhnen, wenn er auch heute seinen guten Geschmack durch Benutzung dieses Kleidungsstückes befleckt hatte; er hatte nie mit Frauen verkehrt, ihr Zauber war ihm neu. Wie alle Theoretiker im Frauenverkehr, hatte er ihnen nur Schönheit und Gemüth zugesprochen, nun hatte er Schönheit, edle Weiblichkeit und Geist, Bildung und, was mächtigen Eindruck auf ihn hervorbringen mußte, mit regem Interesse für seine geliebte Kunst vereint gefunden. Sein Gefühlsleben war um so mächtiger, je weniger es bis jetzt in's Spiel gekommen, denn seinen Geschwistern daheim im Dörflein war er wol anhänglich, aber doch der Eigenart und den Interessen nach zu fremd, um eine wärmere Neigung für sie zu empfinden; in der eigentlichen Bedeutung des Wortes war ich sein einziger Freund. Das war gefährlich, sehr gefährlich.

Auch war Agathe ganz das Mädchen, seine Neigung zu erregen, zu verdienen, das konnt' ich mir nicht verhehlen, aber auch sie zu erwidern? Sie wurde allerdings als Schwärmerin, exaltirt und ungewöhnlich gescholten von ihren lieben Mitschwestern, kalt und stolz von den Männern. Letzteres vielleicht nicht ganz unverdient, denn sie hatte bisher ihre Bewunderer auf die grausamste Art, nämlich mit freundlicher Gleichgiltigkeit behandelt. Gegen Reinhold war sie freilich ganz anders gewesen, so verwandelt wie er gegen sie. Aber sollte der Eindruck, den er offenbar auf sie hervorgebracht, ein nachhaltiger sein? Und wenn, was weiter zwischen der reichen, jungen Gräfin und dem armen, jungen Maler?

Früh am Morgen trieb mich die Sorge heraus und zu Reinhold; ihn jedoch hatte die Sorge noch früher herausgetrieben; ich traf ihn nicht mehr an, er sei über Land gegangen, hieß es. Vor einer Copie der Murillo'schen Madonna stand Agathens Strauß im Wasser.

Andern Tages suchte er mich selbst auf. Er sah ernst und blaß aus und begehrte, ich soll ihm ohne jede Bemerkung, kurz und auf Freundeswort genau erzählen, wie er sich an jenem Abend verhalten habe. Nun erschien mir die unverhüllte Wahrheit Gebot und ich erzählte ihm, was ich hier davon niedergeschrieben. Sichtlich litt sein Stolz unter meiner Erzählung.

— Ich habe mich benommen wie — wie ein thörichter, kopfscheuer Junge und mich lächerlich gemacht vor diesen fremden Leuten und — und — was soll ich thun?

— Du hast Dich außergewöhnlich benommen, aber nicht lächerlich gemacht, das kann sich ein Mann von Kopf und Herz niemals. Ueberdies hat Dein frühes Fortgehen Deinem Benehmen alles für Dich oder die Gräfin Compromittirende benommen. Das Klügste ist, Du kommst dieser Tage mit mir zum Freiherrn, der Dich ja wegen eines Pendants zu Deinem Bilde sprechen will und sprichst mit Begeisterung von Agathens Schönheit, dann kommt Alles auf Rechnung Deines Künstlerenthusiasmus.

Letzterer Vorschlag schien Reinhold arg zu verletzen, er erwähnte überhaupt Agathen mit keiner Silbe.

Einige Tage später mahnte ich Reinhold an den nothwendigen Besuch. Nach leidiger Gewohnheit schoß ihm das Blut wieder in die bleichen Wangen, doch ergriff er ohne Widerrede den Hut und kam mit mir. Vergeblich waren alle meine Versuche, ein Geplauder in Gang zu bringen. Der Diener unterrichtete uns, daß wir den Freiherrn in der kleinen Gallerie, einem nach dem Garten hinausgehenden, langen und schmalen Saal, in dem der Hauptstock der freiherrlichen Sammlung untergebracht war, finden würden. Wir traten in die Galerie und fanden vor Reinhold's Bild — Agathe.

Diesmal aber war es nicht er allein, dem sich die Wangen dunkel färbten, die Gräfin schien eben so beklommen und verwirrt, wie mein armer Freund. Die Stille des Himmels lastete schwer auf Allen, die Erregung war peinlich, da brach Reinhold beinahe stammelnd vor Verwirrung aus:

— Eigentlich muß ich Sie um Entschuldigung bitten, Gräfin, ich habe mich neulich sehr, sehr seltsam benommen, ich fühle es, allein Gott weiß, ich konnte nicht anders, denn ich liebe Sie von ganzer Seele.

Was er mir nicht zu vertrauen vermocht, was er vielleicht nicht einmal sich selber so trocken gestanden, da platzte er es in seiner Verlegenheit heraus gegen die junge Dame, die ihn zum zweiten Male im Leben erst sah. Und nicht genug damit, er ergriff flehend ihre Hand, sie mit seinen großen Augen wie andachtsvoll anschauend und fuhr fort:

— Sie können mir wol nicht verzeihen?

— Doch! — erklang es ganz, ganz leise von Agathens Lippen.

Nun hielt ich es für ein Gebot der Discretion, die beiden Verlegenen sich selbst zu überlassen und den nahenden Freiherrn im Nebengemach ein wenig aufzuhalten. Während wir dort über die neue Richtung in der Malerei debattirten, vollendete Reinhold im Muthe der Verlegenheit seinen Sieg.

Der Freiherr, der noch am selben Tage ins Geheimniß gezogen wurde, blickte recht düster und trübe drein; gar zu gerne hätte er das liebe Mündel zur Schwiegertochter gehabt, allein er war zur Werther-Periode jung gewesen, unter ihrem Einflusse Mann geworden und hielt den Satz: „der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme" heilig. Doch war er gewissenhaft genug, nicht in falscher Sentimentalität sein Mündel gleich in der ersten Gefühlswallung über sein Geschick bestimmen zu lassen. Er verlangte, daß einstweilen keine Verlobung stattfinde und die ganze Angelegenheit geheim gehalten werde. Reinhold solle auf ein Jahr nach Rom gehen und erst wenn er zurückkehre, Agathe die Entscheidung treffen. In Gottes Namen sollten sich auch die jungen Leute schreiben.

Reinhold sandte zwei schöne Bilder von Rom, und fand sich bei seiner Zurückkunft als ein gemachter, ja berühmter Mann. Sechs Monate später stand er, ein glücklicher Bräutigam, mit Agathen am Altar. Die leidige Verlegenheit hatte er jenseits der Alpen in fortwährendem Verkehr und wol mehr noch im Glücksbewußtsein gänzlich eingebüßt, aber er erinnerte sich ihrer dankbar und flüsterte seiner Braut zu:

— Gesegnet sei die Verlegenheit, die mir in ihrer Pein den Muth gab, zu thun und zu sagen, was ich bei kaltem Blute und besonnenem Kopfe niemals gewagt hätte."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier schloß das Manuscript. Ich legte es bei Seite und kehrte in den Tanzsaal zurück. Lächelnd trat mir der freundliche Wirth entgegen.

— Nun wissen Sie, zu welchem Muthe die Verlegenheit aufstacheln kann und weshalb ich gewissenhaft jeden 23. Januar als Erinnerungsfest einen Ball gebe. Vielleicht ist es Manchem schon ähnlich ergangen und manches Glück, manche kühne, vielgepriesene That dankte ihren Ursprung nur: dem Muthe der Verlegenheit.

— Die Handausgabe des „Reichs-Militairgesetzes vom 2. Mai 1874 nebst der Deutschen Wehr-Ordnung und den sonstigen damit in Verbindung stehenden Gesetzen und Verordnungen, mit einem ausführlichen Sachregister" (welche soeben in der k. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold u. Söhne in Dresden [177 S.] herausgekommen ist), wird sich Allen durch ihre Uebersichtlichkeit und bequeme Handhabung sehr nützlich erweisen, welche mit Ausführung und Handhabung der in jenen Gesetzen und Verordnungen enthaltenen Vorschriften sich zu befassen haben. Zunächst sind das die Militairbehörden, Ersatzcommissionen, Stadträthe und Gemeindevorstände; nicht minder wird auch sonst ein Jeder, der sich über die gesetzlichen Bestimmungen auf diesem umfänglichen Gebiete zu orientiren wünscht, mit Hilfe des ausführlichen Sachregisters verhältnißmäßig rasch zum Zweck kommen. Ein Vorzug dieser Ausgabe ist auch der Abdruck der umfänglichen Ersatz- und Controlordnung, welche bisher nur in dem in Berlin herauskommenden „Centralblatt für das Deutsche Reich" abgedruckt wurde und infolge dessen wenig zugänglich geblieben ist.

— In Fr. Kortkampf's Verlag in Berlin ist ein besonderer Abdruck der die Verhandlungen der Reichsjustiz-Commission über den „Entwurf einer Strafproceß-Ordnung für das Deutsche Reich" betreffenden, in der „National-Zeitung" erschienenen fortlaufenden Artikel herausgekommen, der vielseitig gewünscht worden ist. Dieser erste Theil (130 S. gr. 8.) des ersten Bandes umfaßt die erste Lesung. Den nach Abschnitten geordneten Berichten ist der officielle Wortlaut derjenigen Beschlüsse, durch welche der Regierungsentwurf abgeändert wurde, sehr zweckmäßig beigegeben worden, ebenso einige Paragraphen des Entwurfes, die redactionelle Aenderungen erfuhren, ohne daß es im Plenum der Commission darüber zu einer Verhandlung gekommen ist. Der zweite Theil wird die zweite Lesung der Strafproceßordnung, der II. Band die Civilproceßordnung (1. und 2. Lesung), der III. Band das Gerichts-Verfassungsgesetz (1. und 2. Lesung) betreffen.

— **Der Börsen- und Gründungs-Schwindel in Berlin. Gesammelte und stark vermehrte Artikel der „Gartenlaube". Von Otto Glagau. Leipzig, Verlag von Paul Frohberg, 1876.**

Seit etwas über Jahresfrist hat die „Gartenlaube" aus der Feder des Dr. Otto Glagau eine Reihe Artikel gebracht, welche es sich zur Aufgabe gestellt hatten, die Gründerwirthschaft der jüngsten Vergangenheit nach Genesis, Wesen und Hergang einer sachkundig eingehenden Erörterung zu unterziehen. Die Artikel haben berechtigtes Aufsehen in weitesten Kreisen gemacht, so sehr man von gewissen Seiten her auch bemüht gewesen ist, sie „todtzuschweigen". Für die Glaubwürdigkeit und Verlässigkeit des darin gegebenen äußerst umfangreichen sachlichen Inhalts spricht der Umstand, daß sie in allem Wesentlichen keine erhebliche thatsächliche Berichtigung gefunden haben, insbesondere auch nicht von Seiten derer, deren Treiben darin gebrandmarkt worden ist. Der Verfasser hat nun diese Artikel stark vermehrt in Buchform zusammengestellt und unter dem Titel: „**Der Börsen- und Gründungs-Schwindel in Berlin**" (Leipzig, Paul Frohberg) im Buchhandel erscheinen lassen. Das Buch bietet eine überaus lehrreiche Lectüre für das in Geldsachen leider immer noch wenig nach dem bekannten Hansemann'schen Grundsatze verfahrende große Publicum und hat, indem es die frivole Gründer-Wirthschaft, welche in Berlin in den Jahren 1871—1873 getrieben worden ist, in ihrem ganzen Detail vorführt, einen nicht zu unterschätzenden culturgeschichtlichen Werth. Jedenfalls wird dadurch festgestellt, daß man in Berlin wahrlich nicht Ursache hat, im Punkte des Börsen- und Gründungsschwindels pharisäisch auf die Wiener Sünder herabzublicken. Die wirthschaftliche und — moralische Deroute, welche dieser hochgradig krankhafte Auswuchs unsers Culturlebens erzeugt hat, stellt sich in Berlin bez. Preußen nicht um ein Haar besser als in Wien resp. Oesterreich.

Es gebricht uns leider an Raum, auf den gegenständlichen Inhalt des Glagau'schen Buches an dieser Stelle näher einzugehen. Nur der ziemlich umfänglichen Vorrede, welche der Verfasser seiner Arbeit vorangestellt hat, und dem Inhaltsverzeichnisse mögen einige Worte gewidmet sein. In der ersteren wird mit unverblümten Worten die deutsche Manchesterpartei und die nach dem Kriege von 1866 ziemlich ausschließlich von ihr inspirirte wirthschaftliche Gesetzgebung, des Reichs verantwortlich gemacht für das Gründerunwesen der jüngsten Vergangenheit.

„Die große „liberale" Partei, welche jubelnd und huldigend sich um den Staatsmann drängte, den sie bisher so erbittert bekämpft hatte, mühte sich fortan weniger um die politische als um die wirthschaftliche oder eigentlich — manchesterliche „Freiheit", welche Handwerk und Industrie, Handel und Speculation von jeder gesetzlichen Schranke befreit, an Stelle der staatlichen Aufsicht die „freie Concurrenz" setzt,! und dem Capital jede Willkür gönnt. Statt Einer „Freiheit" erhielten wir jetzt eine Menge von Freiheiten; so die Theater-Freiheit, die Zug-Freiheit, die Wucher-Freiheit und vor Allem — die Actien-Freiheit und die Börsen-Freiheit. Diese manchesterlichen Freiheiten stürzten wie ein Platzregen auf uns nieder, ließen uns gar nicht zur Besinnung kommen und haben uns arg in die Tinte geführt. Die Schank-Freiheit vermehrte die Bierkneipen und Schnapsbuden ins Unglaubliche. Die Theater-Freiheit bescheerte uns eine Unzahl neuer Vorstadt-Bühnen und sogenannter „Tingel-Tangel", wo der Blödsinn herrscht und die Zote blüht; brachte das ohnehin im starken Sinken begriffene deutsche Theater vollends auf den Hund. Die Zug-Freiheit entvölkerte das platte Land, entführte der Landwirthschaft die Arbeitskräfte und überschwemmte die großen Städte, wo seitdem Roheit und Unsicherheit, Unzucht und Verbrechen, Noth und Elend, Seuchen und Sterblichkeit einen mächtigen Aufschwung nahmen. Die Gewerbe-Freiheit schädigte das Handwerk und zerrieb den Handwerkerstand, indem sie die Pfuscherei und Stümperei begünstigte, indem sie den unreifen Gesellen oder Lehrling selbständig machte, dagegen den Meister zu einem Lohn- oder Fabrikarbeiter herabsinken ließ. Die Wucher-Freiheit privilegirte die „Halsabschneider", Pfandleiher und Rückkaufshändler; jene Vampyre und Blutegel, welche sich auf Kosten des Leichtsinns und der Noth mästen, und ihre Opfer unter allen Schichten der Gesellschaft fordern. Die Actien-Freiheit endlich — die schlimmste von allen — inaugurirte die berüchtigte Gründer- und Schwindler-Aera, setzte die große Börsen-Orgie ins Werk, wo man in der frechsten Weise das ganze Volk ausplünderte; und es folgte dann mit Nothwendigkeit die schwere Krisis, die seit Jahren Erwerb und Verkehr lähmt, und deren Ende noch gar nicht abzusehen ist."

In einer scharfen Philippika wendet sich der Verf. gegen die Versuche, die verheerenden Folgen des Gründungsschwindels und die Noth der Zeit mit schönfärberischen Redensarten zu escamotiren.

„Wiewol alle Zweige der Industrie, alle Geschäfte darniederliegen, Verkehr und Handel stocken, täglich neue Bankerotte ausbrechen, täglich mehr Arbeiter brodlos werden — leugnen die Manchesterleute — Herr Lasker voran — und die „liberale" Presse doch jeden eigentlichen Nothstand; und sie bezeichnen diejenigen Blätter, welche gegen die manchesterliche Mißwirthschaft auftreten und vor den Gefahren warnen, die daraus erwachsen — theils als „Scandalblätter", theils als „Revolverpresse". Seit 1866 treiben wir wesentlich Social-Politik. Seit dem „Großen Krach" dreht sich die Weltgeschichte nicht mehr ausschließlich um den Fürsten Bismarck. Zwar ist der Ruhm ein berauschendes Getränk, aber er macht nicht satt; Jedermann verlangt trotzdem und ver-

langt zuerst des Leibes Nahrung und Nothdurft. Die wirthschaftlichen „Freiheiten" können nicht entschädigen für die wachsenden Steuern und Lasten, für die unnatürliche Theuerung der letzten Jahre, für die unbehaglichen und ungesunden Zustände, wie sie auf allen Gebieten hervortreten. Die manchesterliche Wirthschafts-Politik hat nur einer kleinen Minderheit, vornehmlich Finanzleuten und Speculanten, Vortheil gebracht; dem Volke hat sie tiefe Wunden geschlagen. Der Börsen- und Gründungsschwindel hat das Nationalvermögen um Milliarden gekürzt, allgemeine Mißstimmung und Erbitterung erzeugt, und der Socialdemokratie Schaaren neuer Anhänger zugeführt."

Nach des Verfassers Ansicht ist die Manchester-Politik gemein- und staatsgefährlich, alle ehrlichen, wohlmeinenden Leute müssen sie energisch bekämpfen und sich zu diesem Zwecke mit völliger Unterordnung der politischen Parteistellung zusammenthun.

Die zweite Hälfte der „Vorrede" giebt die „Geschichte" der zuerst in der „Gartenlaube" veröffentlichten Glagau'schen Artikel, indem der Verfasser erzählt, was für Demarchen gemacht worden sind, um die Veröffentlichung seiner Artikel zu hintertreiben oder deren Inhalt wenigstens nach Möglichkeit abzuschwächen. Es ist ein bodenloser Abgrund von moralischer Verworfenheit, der sich hier aufthut und die Rolle, welche dabei vielfach angesehene und renommirte Organe unserer Tagespresse gespielt haben, eine keineswegs unbedenkliche. Die Glagau'schen, meist mit unwiderlegbaren Thatsachen belegten Enthüllungen zeigen, daß Angesichts des argen wirthschaftlichen Treibens in den Jahren 1871—1873 die kostbare Errungenschaft der Preßfreiheit thatsächlich zu einer Illusion geworden war; an Stelle der einst so vielgeschmähten Censur trat der terrorisirende Druck der Gründer- und Börsen-Consorterie, welche, um das Uebel zu vollenden, zugleich eines die große Menge captivirenden politischen Schlagworts sich bemächtigt hatte, indem sie, auf ihrem Höhepunkt angelangt, jeden Angriff auf sich und ihre Helfershelfer zu einer „Reichsfeindlichkeit" stempelte. Es war dies ein Zustand, viel schlimmer und für den ehrlichen, gewissenhaften Mann herabwürdigender als er je unter dem härtesten Censurdruck bestanden hat. In der That zählte es in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre zu den großen Seltenheiten, daß ein deutsches Blatt seinen Lesern über das frevle Spiel, das mit ihrem Geldbeutel getrieben wurde, reinen Wein einschenkte, und, wenn es geschah, so wußte man es dem betreffenden Blatte nichtsweniger als Dank. Die „Leipziger Zeitung", welche das Verdienst in Anspruch nimmt, die Strousberg'schen Beutelschneidereien bereits im Jahre 1869 in ihrem wahren Lichte dargelegt zu haben, sah sich darauf öffentlich bezüchtigt — das Landesinteresse geschädigt zu haben! Und als sie vor zwei Jahren auf Grund des amtlichen Berichts der preußischen Eisenbahn-Enquetecommission einzelne parlamentarische Größen als bei nicht ganz reinen Eisenbahn-Gründungen betheiligt namhaft machte, wurde sie mit dem Schlagworte „reichsfeindlich" zur Ruhe verwiesen.

Eine nicht uninteressante Lectüre bietet das sehr sorgfältig und genau gearbeitete „Register" des Glagau'schen Buches. Wir finden darin nicht allein eine Reihe gefeierter parlamentarischer Größen aus dem deutschen Reichstag und dem preußischen Abgeordnetenhause, sondern auch hochgestellte preußische Beamte in und außer Dienst, Fürsten, Grafen 2c. aufgeführt. Eine wohlthuende Befriedigung gewährt es, unter den „Gründern" das Officiercorps bis auf eine einzige Ausnahme gänzlich unvertreten zu sehen und ebensowenig darin die Namen der alten preußischen Adelsgeschlechter, deren Glieder seit Jahrhunderten König und Vaterland gedient und auf den Schlachtfeldern unter dieser Devise gekämpft und geblutet haben, genannt zu finden. Die Alvensleben, Arnim, Bismarck, Bredow, Bülow, Dohna, Eberstein, Gerlach, Goltz, Hiller, Humboldt, Itzenplitz, Knobelsdorf, Köckritz, Kottwitz, Lancken, Prittwitz, Pückler, Puttkamer, Richthofen, Seidlitz, Sobeck, Tettau, Wedell, Werder, Witzleben, Zedlitz, Ziethen glänzen — dies Wort hier in buchstäblicher Bedeutung genommen — durch ihre Abwesenheit im „Register". Die wenigen adeligen Namen, welche das letztere aufführt, gehören mit kaum zwei oder drei Ausnahmen ursprünglich nichtpreußischen Familien an. Bezeichnend ist es auch, daß fast keiner von deren Trägern, wie überhaupt von den im Glagau'schen Buch aufgeführten Gründern, während des letzten großen Krieges sich durch Dienstleistung im Felde oder im Bereich der freiwilligen Krankenpflege bemerkbar gemacht hat, während unter den vorgenannten alten preußischen Adelsfamilien wol keine sich befindet, welche nicht Glieder aus ihrer Mitte als Opfer des Krieges zu beklagen gehabt hätte, oder durch einzelne Mitglieder im Dienste der freiwilligen Krankenpflege an den Werken christlicher Liebe sich bethätigt hätte.

— Der 17.—22. Band von „Günther's Bibliothek deutscher Originalromane" bringen den vierbändigen Roman: „Sylvia" von Karl Frenzel und den zweibändigen Roman: „Graf Ketlan, der Rebell" von Max von Schlägel. Karl Frenzel, der geistvolle Feuilletonist der „Nationalzeitung", hat den Stoff seiner Geschichte diesmal der Gegenwart und der modernen Gesellschaft entnommen und mit gewohntem Feinsinn treffende Charakterbilder der letzteren gezeichnet. Seine „Sylvia" gehört nicht allein zu den gelungensten seiner eigenen Romandichtungen, sondern ist einer der besten deutschen Romane der Gegenwart überhaupt. Max von Schlägel's „Graf Ketlan, der Rebell" spielt in der neueren Geschichte Ungarns und zeichnet sich durch augenscheinlich aus unmittelbarer scharfer Beobachtung hervorgegangene Schilderungen des in Deutschland im Allgemeinen wenig bekannten Lebens in den höheren ungarischen Gesellschaftskreisen aus. Beide Romane gehören dem Bereich der sogenannten Familiengeschichten an.

— Die durch ihre geistvollen Schilderungen russischen Gesellschaftslebens rühmlichst bekannte Schriftstellerin Karl Detlef (Clara Bauer) hat dem deutschen Lesepublicum jüngst eine neue werthvolle Spende dargeboten in dem Romane: „Die geheimnißvolle Sängerin" (Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger). Die Verfasserin hat sich diesmal von ihrem gewohnten Terrain entfernt und den Schauplatz der Handlung nach Italien verlegt, während die hervortretendsten Hauptpersonen der Handlung Deutsche sind. Wenn es ihr dessenungeachtet gelungen ist, ihren Roman nicht minder anziehend und anmuthvoll zu gestalten, als ihre früheren, russischen Zuständen und Verhältnissen den Stoff entlehnenden Arbeiten, so hat sie damit den bündigsten Beweis geliefert, daß es keineswegs nur äußere Momente sind, welche dieser heut zu den beliebtesten und gelesensten deutschen schönwissenschaftlichen Autoren zählenden Schriftstellerin wohlbegründeten Ruf verschafft haben.

Dresden, 1. März. Die Nr. 2 des „Königl. Sächsischen Justizministerial-Blattes" vom 28. Februar c. enthält eine Generalverordnung des Justizministeriums vom 7. Febr. c., betreffend die Mitwirkung der Civilgerichte bei der Militaircontrole; eine Specialverordnung desselben vom 14. Febr. c., betreffend die Aufbewahrung abgepfändeter Gegenstände. Hierüber Personalsachen des Justizministeriums und eine Erinnerung an die Gerichte erster Instanz, betreffend die Einsendung der Verzeichnisse über die bei denselben im J. 1875 unfrankirt eingegangenen Postsendungen k. k. österreichisch-ungarischer Gerichte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. K. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 20. Donnerstag, den 9. März. 1876.

Ein Blatt aus der Geschichte des Postwesens in der Provinz Preußen.*)

Die ältesten Nachrichten über das Bestehen einer Postanstalt in Memel gehen bis in das siebenzehnte Jahrhundert zurück. Es unterhielt nämlich der schwedische Postmeister in Riga eine Botenpost von Riga über Memel den Seestrand entlang bis Königsberg, wo sich (seit 1616) eine Botenpost nach Berlin anschloß.

Alle diese Anstalten hatten aber nur den Zweck, die Correspondenz des Hofes und der Behörden zu befördern.

Die erste Veranlassung zur Einrichtung einer Staatspostanstalt in Memel und in den kurbrandenburg-preußischen Landen überhaupt gab (1646) ein Antrag des schwedischen Postmeisters Becker in Riga, ihm statt der bisherigen Botenpost eine Reitpost bis Danzig zu concessioniren.

Man trug jedoch Bedenken, fremde, für den kurfürstlichen Dienst nicht vereidete Postreiter bei den Festungen Memel und Pillau über das Haff passiren zu lassen. Auf den Vorschlag des um das preußische Postwesen hochverdienten Kammer-Registrators, späteren Postdirectors und Amts-Kammerraths Michael Mathias wurde die Concession nicht ertheilt. Die Regierung nahm vielmehr die Einrichtung der Posten selbst in die Hand. In der betreffenden Verordnung vom 21. April 1646 heißt es, daß diese Posten eingerichtet werden sollten, weil zuvörderst dem Kauf- und Handelsmann hoch und viel daran gelegen sei. Doch sagte man sich von den bisherigen Begriffen über das Postwesen noch nicht so völlig los, daß man auch die specielle Verwaltung und Führung des Betriebes der neuen Anstalt von Staatswegen schon ganz übernommen hätte. Die Regierung behielt sich zunächst nur die Aufsicht und die obere Leitung vor. Mit der Einrichtung der Posten und der speciellen Leitung des Betriebes wurde der bisherige Botenmeister in Königsberg Martin Neuman beauftragt.

Für die Bestellung der Hauptpost durch alle kurfürstlichen Lande von Memel bis Cleve erhielt ꝛc. Neuman zufolge Contractes vom 20./30. Juli 1649 jährlich 2000 Thaler und daneben das von Privaten zu entrichtende Briefporto.

Neuman zeigte sich jedoch der Aufgabe nicht gewachsen; es liefen auch Klagen der Postillone darüber ein, daß Neuman ihnen einen zu geringen Unterhalt gäbe, „und sie noch dazu mit der Zahlung oftmals lange aufhielte, also daß sie sich weder tüchtige Pferde davor schaffen, und dieselben mit behörigem Futter versehen, noch selbst die Lebensmittel davon haben, noch weniger aber so viel erübrigen könnten, wenn Ihnen ein Pferd zu schaden kähme, ein anderes davor zu erlangen, welches dann die vornehmste Ursach gewehsen, daß unsere Hauptpost so unrichtig gegangen." Als daher der ꝛc. Neuman bat, „ihn solchen weitläufigen Bemühungen zu entheben", wurde es „vors beste und auch hochnötig zu sein" erachtet, „die Bestellung dero Postwesens hinfüro selbst, aus dero geheimen Raht in gnaden zu beobachten und zu dirigiren".

Neuman behielt nur den Cours von der kurländischen Grenze über Memel, Königsberg und Pillau bis Narmel (Danzig) und dann von Königsberg bis Nebro (Marienwerder). Nach dem getroffenen Abkommen war Neuman verpflichtet, „die Posten richtig und fleißig zu bestellen, mit Sr. Churfürstl. Durchlaucht, dero Herren Rähte und Diener wie auch der Kaufleute und allen ander privatbriefe (damit die Commercien und Handlungen dadurch umb so viel mehr befordert werden mögen) treulich umbzugehen, auch, was Ihm an Briefen oder Pacqueten und geld Posten auf der Post vertrauet würde, im höchsten geheimb zu halten, die abgehende und ankommende Briefe und Pacquete fleißig zu verzeichnen und zu Buch zu tragen, das vor privatbriefe (dan der Churf. Herr Rähte und Diener Briefe sollen frei seyn) gefälliges und eingehobenes Briefgeld treulich zu berechnen, auch die Stunden der ankommenden posten allemahl in den Postzettuls und im Postbuch richtig vorzuzeichnen. Die Postillone sollten in Gegenwart des Cammermeisters, Cammerschreibers und der Cammerverwandten examinirt werden, ob sie des Weges kundig wären, mit Pferden umzugehen verständen, im Reiten geschickt wären, und ob sie vom Postmeister ihren nöthigen Unterhalt erhielten. Es sollten nur gute, tüchtige und starke Postpferde unterhalten werden."

Für die Unterhaltung der Postillone und Pferde zu der Post von Memel über Königsberg bis Pillau zweimal wöchentlich hin und zurück erhielt Neuman jährlich diejenigen 500 Reichsthaler, welche der schwedische Postmeister Becker in Riga für Bestellung seiner Briefe und Packete von der kurländischen Grenze bis Pillau entrichtete, „und vierhundert Reichsthaler bahr aus dem Danziger Brieffport, nebenst den Churländische und Mümmelische Brieffgelder, wie er solche bißheer genossen, und welche er ferner ohne Rechnung an sich zubehalten, in gnade verwilliget." Für die 8 Postreiter, welche Neuman auf beiden Coursen (nach Nebrau und nach Memel) zu unterhalten hatte, empfing er auch noch acht „Livray Röcke", bezw. 160 Reichsthaler aus der Pr. Rentkammer.

Der Verkehr kann nicht ganz unbedeutend gewesen sein, denn ꝛc. Neuman hatte, wie man nach seinem Tode erfuhr, aus dieser Quelle eine jährliche Einnahme von 2000 Thalern gehabt.

Erst später wurde das Porto zur Staatscasse berechnet; die Postmeister erhielten aber den vierten Theil vom Briefporto und den achten Theil vom Personen- und Frachtgelde.

Im Jahre 1695 erfolgte eine Regulirung der Gehälter der Postmeister. Für Memel wurden statt der bisherigen 589 Thaler nur 390 Thaler festgesetzt. Im Jahre 1728 wurde der Portoantheil des Postmeisters in Memel von 900 auf 600 Thaler ermäßigt; erst 1803 wurden die Antheile der Postmeister am Porto- und Personengelde abgeschafft.

---

*) Auf Grund gegenseitiger Vereinbarungen der „Königsberger Hartung'schen Zeitung" entnommen. D. R.

Neben diesen Staatsposten bestanden aber noch sogenannte Schulzen- und Aemter-Posten.

Vor Einrichtung der Aemter-Posten hatte den Schulzen, Freyen und Instleuten obgelegen, die königlichen Rescripte, Verordnungen u. s. w. fortzubringen und zu bestellen.

Daneben sind aber noch Kanzleiboten unterhalten, welche an Besoldung, Kleidergeld und Deputatbier jährlich je 195 Mark erhielten. Auch erscheint in den Rechnungen der Rentcammer die Ausgabe für einen „Hoff Post Reuther", welcher jährlich 393 Mark Besoldung und 90 Scheffel Hafer (mit 90 Mark berechnet) „ohne sein Reiß-Geld" bekommt.

„Weilen aber dabey zum öftern große unrichtigkeit verspürt worden, und also der hohen Landes Herrschaft Dienste verabsäumt, so ist Ao. 1661 eine andere Einrichtung gemachet, in den Aemptern gewisse Leuthe umb ein geringes zu Ampts-Post-reuter bestellet, und hingegen mit der hohen Herrschaff genehmhaltung, denen Schulzen, Freyen und Inst-leuten, an statt der Brieffbestellung, ein gewisses Geld, so sie jährlich nebst denen anderen oneribus aufferleget."

Diese Auflage war sehr verschieden und schwankte zwischen 5 Mark in Widminen und 269 Mark in Angerburg.

Nach einer „Specification der Post-Reuther bei denen Aembtern in Preußen und waß selbige an Besoldung haben" erhielt der „Post Junge Urbickatis im Ambt Mümmel 30 Thlr. 3 gr."

Als dem Könige Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1720 der Etat vorgelegt wurde, strich er die Löhnung für diese Boten aus und schrieb das Wort „Posten" daneben; — es sollten überall Staats-Posten eingerichtet werden; mit der vollständigen Durchführung dieser Maßregel verzog es sich jedoch bis zu dem im Jahre 1732 erfolgten Tode des Botenmeisters Schrewe in Königsberg i. Pr. — Mit den Postmeistern wurden wegen Beförderung der Posten Verträge abgeschlossen; darin wurde die Anzahl der zu unterhaltenden Pferde bestimmt; für jedes Pferd wurde in der Regel eine jährliche Vergütung von 100 Thlrn. bewilligt.

Vor Einrichtung eines geregelten Staatspostwesens in Rußland war es zuweilen äußerst schwierig gewesen, von den russischen Postmeistern die Bezahlung der schuldigen Portobeträge zu erlangen. Die preußische Regierung zeigte sich daher sehr gern bereit, den Czar Peter d. Gr., welcher bei seinen wiederholten Reisen durch die preußischen Staaten den regelmäßigen Lauf und den großen Nutzen der Post mit Freuden bemerkt hatte, in seinen Bemühungen, auch in Rußland ein geordnetes Staats-Postwesen einzuführen, zu unterstützen. Der Czar ersucht den König, ihm die preußischen Postverordnungen nach Petersburg zu senden, und ihm auf einige Zeit einen des Postwesens kundigen Beamten zu überlassen, der in Rußland die Posten auf preußischem Fuß einrichten sollte (1722). Es geschah, und so kam im nächsten Jahre unter Mitwirkung des nach Petersburg gesandten Geheimsecretairs Bertram ein regelmäßiger Cours reitender Posten von Memel nach Riga, Reval, Narva, Petersburg und von dort bis Moskau zu Stande. Das Postamt in Memel trat mit Riga, Petersburg und Moskau in directen Kartenschluß. Diese Verbindung trug zu dem Flor der preußischen Post wesentlich bei. Denn vor Errichtung jener Posten und Herstellung eines Staatspostwesens in Rußland hatte die Einnahme des Postamtes in Memel aus der russischen Correspondenz 5000 Thaler betragen. Zu Zeiten Friedrich's des Großen belief sich dieselbe aber bereits auf 70,000 Thaler.

Die Portosätze aus der ersten Zeit der Einrichtung eines Staatspostwesens sind nicht bekannt, es war nur bestimmt, daß das Porto billiger werden sollte. Bei neuen Postanlagen wurde in der Regel das Porto für jeden Cours besonders festgesetzt. Nach dem mit der Stadt Danzig im Jahre 1654 abgeschlossenen Vertrage sollte das Porto für 100 Ducaten von Danzig nach Memel 7½ Gr. betragen.

An Personengeld war anfänglich 1 Thlr. für die Meile zu entrichten.

Nach der Taxe vom 1. Januar 1699 kostete ein Brief von Königsberg nach Memel 2 Gr. 3 Pf., von Berlin nach Memel 7 Gr. Das Packetporto betrug für Kaufmanns-Waare von Berlin nach Memel von jedem Pfunde 3 Gr. Von Passagiers auf den geschwinden Posten (im Gegensatze zu den Postkutschen, die von Berlin nach Hamburg, Leipzig u. s. w. gingen) wurde nach der vorerwähnten Taxe gegeben, wie folgt: „Ein Passagier giebt für jede Meile vom 15. April bis 15. October 3 Gr. und vom 15. October bis 15. April beydes st. v. (?) 4 Groschen — (das Reisen ist also bereits bedeutend billiger geworden) —, und bey einer jeden Umbwechselung dem Postilion sein Gebühr 6 Gr. und wird Demselben ein Felleiß von 20 bis 30 Pfund auf der Post-Calesse frey paßiret, was darüber ist, wird nach dem Gewichte bezahlt."

Das Geldporto betrug für je 100 Thlr. von Berlin nach Memel 1 Thlr. 20 Gr., von Königsberg nach Memel 1 Thlr.; von „pretieusen Kaufmannswaaren" war für das Pfund von Königsberg nach Memel 4 Gr. zu entrichten.

Ueber den Umfang des Geschäftsverkehrs bei dem Postamte in Memel liegen erst aus dem Anfange dieses Jahrhunderts genauere Nachrichten vor. In den Acten der Ober-Post-Direction Königsberg (Einrichtung und Geschäftsordnung Memel) befindet sich ein von dem Ober-Postdirector von Memel Geh. Hofrath Goldbeck und dem Postinspector Kannegießer entworfenes Geschäftsregulativ vom Jahre 1826.

Das Personal des Postamts bestand:

1) aus dem Ober-Postdirector,
2) aus 4 wirklichen Ober-Postsecretairen,
3) aus 3 assistirenden Postsecretairen,
4) aus einem Briefträger und
5) aus einem Wagenmeister.

Es kamen an:

Reitpost von Berlin, wöchentlich 3mal, am Sonntag, Montag und Donnerstag.

Reitpost von Petersburg, wöchentlich 2mal, am Sonntag und Mittwoch.

Fahrpost von Königsberg (über Tilsit), wöchentlich 2mal, am Dienstag und Sonnabend.

Es gingen ab:

Reitpost nach Berlin, wöchentlich 2mal, am Sonntag und Mittwoch.

Reitpost nach Petersburg, wöchentlich 3mal, am Sonntag, Montag und Donnerstag.

Fahrpost nach Königsberg, wöchentlich 2mal, am Mittwoch und Sonntag.

Hauptposttag war Sonntag, am Freitage gingen weder Posten ab, noch kamen solche an.

Es wurden Kartenschlüsse unterhalten mit den russischen Postanstalten Polangen, Libau, Windau, Frauenburg, Goldingen, Schrunden, Petersburg und Moskau.

Die Arbeitszeit belief sich für jeden Beamten auf zwölf Stunden täglich.

Der Ober-Postdirector Goldbeck hatte 7000 Thaler Caution gestellt.

Die Anzahl der eingegangenen und abgesandten Briefe und sonstigen Postsendungen ist (leider) nicht ersichtlich gemacht.

Vom 1. Juli 1833 ab wurde der Haupt-Postcours nach Rußland statt über Memel über Tilsit geleitet, hiermit hörte die Wichtigkeit Memels für den Verkehr mit Rußland auf, das Ober-Postamt wurde von Memel nach Tilsit verlegt.

* Aus Europa. Neue Sammlung Hildebrandt'scher Aquarelle. Fast unerschöpflich scheint das Füllhorn gewesen zu sein, aus welchem der leider allzufrüh verstorbene Hildebrandt in so verschwenderischem Maße seine Gaben ausgestreut hat. Wie Wenigen, ist ihm die Kunst charakteristischer Darstellung eigen gewesen, sein Auge ist in das Wesen der Erscheinungen eingedrungen, hat sie mit künstlerischem Auge erfaßt und zum Bewußtsein gebracht, so daß sie der Meister mit der ihm eigenartigen Natur wieder zur Anschauung gebracht hat. Durch und durch von dem künstlerischen Bewußtsein erfüllt und von künstlerischem Empfinden geleitet, geht sein Ziel dahin, die Natur ästhetisch zu erfassen und in ihrer Gesammtwirkung wiederzugeben. Das Einzelne, wie liebevoll er sich ihm auch hingiebt, ist ihm nie Zweck, sondern nur Mittel zum Ausdruck der Ideen, die er harmonisch in ein Landschaftsbild zu legen versteht, wie Wenige. „Die Welt — sagt Alexander von Humboldt in seinem Kosmos — die Welt, die sich dem Menschen durch die Sinne offenbart, schmilzt, ihm selbst fast unbewußt, zusammen mit der Welt, welche er, inneren Anklängen folgend, als ein großes Wunderland in seinem Busen aufbaut. Getäuscht, glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese gelegt haben." Und alles das, was Hildebrandt so tief in seine Bilder zu legen verstanden hat, daß es Eins scheint mit ihnen, dies ist es, was uns so anzieht, was uns so mächtig erfaßt und nicht wieder losläßt. Dadurch hat sich der Meister nicht nur in der Künstlerwelt, sondern in jedem für Naturschönheiten empfänglichen Herzen eine Stätte bereitet, so daß es sich dem Zauber der Hildebrandtschen Darstellungsweise unbedingt hingiebt und von ihm gefesselt wird. Wol selten haben Kunstwerke sich in den weitesten Kreisen einer so glänzenden Aufnahme zu erfreuen gehabt, wie die Aquarellsammlung der Reise um die Erde, bei welcher der Stoff, wie die Auffassung als auch die Darstellungsweise eine gleiche Anziehungskraft ausüben. Allerdings ist der Erfolg zu einem guten Theil mit durch das Ungewöhnliche der Motive bedingt, die in ihrer charakteristischen Eigenart und in ihrer Mannigfaltigkeit ihres Gleichen suchen. Allein alles dieses würde nicht hingereicht haben, solche Effecte zu erzielen, wie sie die Hildebrandt'schen Bilder erreicht haben, wenn ihr Meister es nicht verstanden hätte, die objective Form in so hohem Grade zu durchgeistigen und ihr die adäquate Seele, wie sie eine stimmungsvolle Wirkung erheischt, einzuhauchen. Hierin, wie in der feinen Beobachtungsgabe und vollendeten Technik beruht die Größe und Bedeutung des Malers. Hildebrandt hat es verstanden, die wirkungsvollsten Stoffe auszuwählen und in der wirkungsvollsten Weise wiederzugeben, dabei in einer Weise, die zeigt, daß er die Mittel seiner Kunst nicht nur erkennt, sondern auch eigenartiger erfaßt hat und zu deren Herrschaft gelangt ist. So wandelt der Künstler seine eigenen Pfade, oft kühn und verwegen, selbst bis an die Grenze des Erlaubten gehend, aber niemals dieselbe überschreitend und vom rechten Wege abirrend. Die selbst die weitgehendsten Erwartungen übertreffenden Erfolge der „Reise um die Erde" sind nun die Veranlassung gewesen, daß der Verleger, R. Wagner in Berlin, eine neue Sammlung aus der Hinterlassenschaft des Meisters veranstaltet hat, welche den Titel: „Aus Europa" führt, und von der uns gegenwärtig das erste Heft vorliegt. Der Huld Sr. Majestät des deutschen Kaisers, in dessen Privatbesitz die Originale sich befinden, ist die allergnädigste Bewilligung zur Reproduction dieser herrlichen Aquarelle zu danken, die geeignet sind, dem Namen Hildebrandt's einen neuen Glanz zu verleihen. Während die früher erschienenen Blätter Ansichten außereuropäischer Plätze fast aller Welttheile brachten, liefert die neue Auswahl, als Pendants zu der früheren, Abbildungen der schönsten Punkte unseres heimischen Erdtheiles: Aus England, Deutschland, Norwegen Italien, Spanien und anderen Ländern, die wiederum die Vorzüge Hildebrandt's im besten Lichte erscheinen lassen. Zwar kommt dem Künstler hierbei weniger der Reiz der fremdartigen Motive zu statten, wie sie die Natur der Tropen und das farbige Leben des Orients und das bunte, vielbewegte Treiben der neuen Welt ihm in so reichem Maße gewährten, dafür tritt aber an die Stelle der Neuheit ein Anderes, welches von ungleich größerer künstlerischer Bedeutung ist, nämlich die vollendetere Ausführung. Zwar liegt Hildebrandt nichts ferner als pedantisches Wesen, dies hindert ihn aber nicht, auf seine Aquarelle die größte Sorgfalt zu verwenden, ohne daß man ihnen jedoch einen Zwang anmerkte, ja zuweilen will es sogar scheinen, als wenn er sie vernachlässigte, allein der Schein ist wohl durchdachte Absicht zur Erhöhung der künstlerischen Gesammtwirkung. Die uns vorliegende erste Lieferung ist derart ausgewählt, daß sie ganz besonders unser Interesse zu fesseln im Stande ist. So zeigt sich uns „Windsor Castle", eigentlich nur ein kleiner Theil des Schlosses, während der Blick in die weite, von der Abendsonne stimmungsvoll beleuchtete Landschaft die Hauptsache ist. Aus dem Inselreiche ist auch das Motiv zu dem zweiten Blatte gewählt, welches uns das „Walter Scott-Denkmal in Edinburgh" vorführt. Von besonders effectvoller Wirkung ist die „Mitternachtssonne am Nordcap", während der „Hexentanzplatz im Brocken" uns ein reizendes Stück deutscher Erde vor die Augen stellt. Von ganz besonderer Feinheit in der Ausführung und mit sichtbarer Hingabe an den Gegenstand ist das fünfte Bild, den „Palazzo Vecchio in Florenz" darstellend. Nicht unerwähnt dürfen wir schließlich lassen, daß die Chromofacsimiles in so vollendeter Weise in der Kunstanstalt von Steinbock und Loeillot ausgeführt worden sind, daß sie den Eindruck der Originale vollständig wiedergeben.

Noch ein anderes Unternehmen bringt diesmal die rührige Verlagshandlung von R. Wagner, das zwar nicht so effectvoll wie das eben besprochene, darum aber nicht minder interessant ist. Es ist eine Sammlung von Zeichnungen unter dem Titel: „Aus Eduard Hildebrandt's Skizzenbuch. Eine Auswahl von Bleistift-Zeichnungen des Meisters." Es ließ sich denken, daß die Hinterlassenschaft Hildebrandt's auch in dieser Beziehung eine reiche Ausbeute bieten mußte. Die Vermuthung hat nicht getäuscht, denn aus einer Fülle von gegen 600 Zeichnungen ist die Wahl zu treffen gewesen. Von besonderem Interesse müssen diese Blätter für den Künstler sein, da sie den tiefsten Einblick in die Schaffensweise des Meisters gestatten und uns am besten über die Entstehung seiner Werke aufklären. Die unvergleichliche Vielseitigkeit Hildebrandt's, die Genialität seiner Auffassung und die meisterhafte Sicherheit seiner Wiedergabe kommt in dieser Sammlung auf das Ueberraschendste zur Geltung. Landschaften, Charakterköpfe, Thiere, Figuren, Bäume, Genrestücke, Caricaturen, fast jedes Gebiet der Malerei ist hier in einer gleich interessanten wie originell angelegten Zeichnung vertreten. Die Reproduction ist durch photographischen Pressendruck in der Officin von Römmler u. Jonas in Dresden hergestellt und liefern die Abdrücke in der That mit dem Original zu verwechselnde Facsimiles. Ungefähr 50 der interessantesten Blätter hat die Verlagshandlung ausgewählt, die in 3 bis 4 Lieferungen erscheinen sollen, falls die vorliegenden Nummern den erwarteten Anklang beim Publicum finden. Mögen sie es, damit wir nicht der Fortsetzung des interessanten Unternehmens verlustig gehen, damit aber auch der Verlagshandlung der wohlverdiente Lohn für ihre Bemühungen werde.

— Das zweite Februar-Heft von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: Frauenstädt's Umbildung der Schopenhauer'schen Philosophie. Von Eduard von Hartmann. I. — Die dritte Republik in Frankreich. Von H. Bartling. Dritter Abschnitt. Die Präsidentschaft des Marschalls Mac-Mahon. I. — Zur Geschichte der Nordamerikanischen Union seit 1869. Von Rudolf Doehn. II. — Chronik der Gegenwart: Todtenschau. Technologische Revue.

Verein für Chemnitzer Geschichte.

Der in der Ueberschrift genannte Verein hat sein erstes Jahrbuch herausgegeben und damit ein unbestreitbares Zeugniß seines tüchtigen Strebens abgelegt.

Chemnitz, die erste Fabrikstadt Sachsens, an 80,000 Einwohner zählend, hat keinen Namen in der Geschichte und ist deshalb außer in den Kreisen der Industriellen auswärts sehr wenig bekannt. Aber auch das, was die Geschichte der Stadt etwa darbietet, war bis vor wenigen Jahren noch unbeachtet und unentdeckt, indem die Bemühungen Einzelner, ein Interesse für geschichtliche Studien zu erregen, an der Gleichgiltigkeit der Einwohnerschaft zu nichte wurden. Zugleich fehlte es an Männern, die durch ihre wissenschaftliche Vorbildung zur Belebung geschichtlicher Studien befähigt gewesen wären, indem zwar der Staat in Chemnitz vortreffliche technische Lehranstalten unterhielt, höhere Schulen aber für allgemeine Bildung gänzlich fehlten. Diesem Uebelstande wurde durch Gründung einer Realschule I. Classe und eines Gymnasiums abgeholfen, und als im December 1872 der Realschuloberlehrer Dr. Sammler zu einer Besprechung über Gründung eines Geschichtsvereins eingeladen hatte, fand sich eine hinlängliche Anzahl von Männern ein, den Verein zu constituiren.

Das Jahrbuch giebt nun Zeugniß, daß nicht nur der Vorstand des Vereins sehr fleißig gearbeitet hat, sondern auch, daß an Urkunden, Kunstwerken u. d. weit mehr vorhanden ist, als man früher geglaubt.

Ein kurzer „Allgemeiner Bericht“ sagt: der Verein f. Ch. G. hat unter der Bürgerschaft eine Theilnahme gefunden, die weit über die kühnsten Hoffnungen derer hinausging, welche den Verein ins Leben riefen. Die Zahl der Mitglieder stieg im ersten Vereinsjahre auf 350, und diese haben sich mit wenig Ausnahmen treu bewiesen. Von den verschiedensten Seiten gingen Geschenke für Bibliothek und Sammlungen ein, wurden werthvolle Gegenstände zur Ausstellung in den Vereinsversammlungen dargeliehen, erhielt der junge Verein Unterstützungen aller Art. Auch Behörden und Corporationen kamen dem Verein fördernd entgegen, und es ist in dieser Beziehung neben dem Chemnitzer Stadtrath, der einen Jahresbeitrag von 900 Mark leistet und Rathsarchiv wie Acten in liberalster Weise zur Verfügung stellt, ganz besonders der Vorstand des Hauptstaatsarchivs zu Dresden und die Weberinnung in Chemnitz zu nennen. Der Verein hat in den Jahren 1873—75 einundzwanzig Versammlungen, fast stets mit Ausstellungen verbunden, der Vorstand 39 Sitzungen abgehalten. Seit Monat April 1875 benutzt der Verein pachtweise ein geeignetes Local für Archiv, Bibliothek und Museum in dem der Kunsthütte gehörigen Hause, in welchem auch die Stadtbibliothek aufgestellt ist. Das Archiv besitzt bis jetzt 181 Urkunden, theils in Originalien, theils in Abschriften mit Nachweis der Originale, die Bibliothek an 1000 Werke, von denen sehr viele sonst in der Stadt und weitern Umgebung nicht zu erlangen sein würden, und für das historische Museum, das baldigst dem öffentlichen Gebrauch übergeben werden soll, sind werthvolle Gegenstände vorhanden, von denen viele ohne die Sorgfalt des Vereins der Vernichtung anheimgefallen sein würden.

In den gutbesuchten Vereinsversammlungen wurden theils und hauptsächlich zur Chemnitzer Specialgeschichte gehörige, theils aber auch allgemeineres Interesse verdienende Vorträge gehalten. Es sprachen u. A. Prof. Zöllner über Stadtgeschichte mit besonderer Beziehung auf Chemnitz, Dr. Sammler über die Verringerung der Steuerkraft von Chemnitz im 17. Jahrhundert, Dr. Preil über die Gevatterschaften der Stadt Chemnitz am kursächsischen Hofe, Dr. Loose aus Dresden über den Humanisten Paul Niavis (Schneevogel), der um 1486 Rector in Chemnitz war, Referendar Wiesbach über ein Portrait des letzten Chemnitzer Benedictinerabtes Hilarius von Rehburg aus der Cranach'schen Schule, Dr. Sammler über die Verdienste des Königs Johann von Sachsen um geschichtliche Forschung, Dr. Scholtze über die Schicksale von Chemnitz im siebenjährigen Kriege, Branddirector Nowack über die Chemnitzer Feuerordnungen von 1352, 1492, 1750, 1842, 1869, Prof. Lamprecht über die Organisation des alten Chemnitzer Lyceums vom 16. Jahrhundert an (unter Adam Sieber) bis zur Auflösung 1835, Prof. Dr. Flathe aus Meißen über das Städtewesen im Meißner Lande, Adv. v. Stern über das aus dem Jahre 1548 herrührende Testament des Chemnitzer Rathsherrn Hieronymus Schütz, Prof. Lamprecht über die ursprüngliche Beschaffenheit des Areals, auf welchem die alte Stadt angelegt worden, Prof. Dr. Zöllner über Papierfabrikation im alten Chemnitz, wo 1398 die zweitälteste Papierfabrik Deutschlands angelegt wurde (Wasserzeichen: Ochsenkopf mit einem Kreuz), Dr. Sammler über das Franciscanerkloster in Chemnitz (s. u.), Dr. Scholtze über die schwedische Occupation von Chemnitz 1639, Dr. Sterzel über die fossile Flora von Chemnitz.

Außerdem enthält das Jahrbuch noch vier werthvolle Abhandlungen: 1) die Anfänge der Chemnitzer Industrie von Reinhard Zöllner, 2) der Getreidemarkt in Chemnitz und 3) das Franciscanerkloster in Chemnitz von A. Sammler, 4) Johann David Beil (ein geborner Chemnitzer, Freund und Genosse Iffland's, erster Darsteller des Schweizer in den Räubern) von A. Scholtz.

Abgedruckt sind endlich noch zwei in den Besitz des Vereins gelangte Originalurkunden aus den Jahren 1293 und 1346.

Wir schließen unsern Bericht mit dem Wunsche ferneren fröhlichen Gedeihens des Vereins und der Hoffnung auf weitere Fortsetzung des vielfaches Interesse darbietenden Jahrbuches.

—⊙— **Chemnitz,** 4. März. Zu dem am 2. d. Mts. im hiesigen Casinosaale abgehaltenen Hofmann-Concerte sang das rühmlichst bekannte schwedische Männerquartett, während der instrumentale Theil durch Herrn Hofconcertmeister Benno Walter aus München (Violine) und Herrn Prof. Kwast aus Köln (Pianoforte) vertreten war. Das Hauptinteresse gruppirte sich natürlich um die fremden Sänger, und dieses mustergiltige Quartett ist ein lebendiger Beweis, wie auch dieses Feld der Vocalmusik seine ästhetische Berechtigung hat. Reinheit der Intonation, Deutlichkeit der Vocalisation, gleichmäßig präcise Behandlung der Einsätze und des Rhythmus, sauber abgetönte Vertheilung von Licht und Schatten in der Klangfarbe und Tonstärke, poetisch-sinnige Auffassung des Textes und ebenso warmer als maßvoller Vortrag zeichnen diese Künstler aus und werden ihnen und ihren originellen nordischen Weisen überall ungetheilte Sympathie erwecken. Selbst Lieder trivialerer Natur kommen bei so vorzüglicher Behandlung in eine Beleuchtung, bei welcher das momentane Behagen an der kunstvollen Wiedergabe durch kritische Bedenken über die Composition selbst sich nicht stören läßt. Herr Hofconcertmeister Walter präsentirte sich als vorzüglicher Geiger mit weichem, gesangvoll edlem Tone, fein abgeglätteter Technik, Eleganz und Verve des Vortrags und Herr Prof. Kwast als sehr talentvoller Pianist mit besonders schönem Anschlage, der brausende Wein seiner Jugend muß sich jedoch erst noch mehr klären, wenn Compositionen, wie die von ihm gewählten (Variations sérieuses von Mendelssohn und Carneval von Schumann) zur vollen Geltung kommen sollen. Beide genannte Künstler eröffneten in würdiger Weise das Concert mit einer höchst interessanten Sonate für Pianoforte und Violine von Rubinstein und das leider nur spärlich besuchte Haus spendete sämmtlichen Leistungen reichen, wohlverdienten Beifall.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 21. Sonntag, den 12. März. 1876.

Gervinus über Jean Paul.

Von Dr. Paul Nerrlich.

Die Art, in welcher Gervinus an vielen Stellen des vierten und fünften Bandes seiner Geschichte der deutschen Dichtung bei der Beurtheilung eines einzelnen Dichters oder einer Dichtergruppe von Jean Paul redet (vgl. IV. S. 471, V. S. 366, 561, 613, 705, 734, 744, 764, 794), läßt durchaus nicht erwarten, daß wir in ihm den Stimmführer der Gegner Jean Paul's vor uns haben; sie stimmt vielmehr völlig dazu, daß er ihn zwar den nächsten Anlaß so mancher romantischer Ausartungen nennt, ihm aber doch stets die lucida intervalla des gesündesten Urtheils nachrühmt, ja daß er ihn neben „den größten Männern des Jahrhunderts", neben Herder und Wieland, neben Goethe und Schiller anführt. Um so überraschender muß es erscheinen, daß er in dem Jean Paul selbst gewidmeten Abschnitt behauptet, die Nation werde diesen nie zu ihren gefeierten Dichtern in eine Linie stellen, dies könnten am besten die Verleger der Werke bezeugen. Die Tadler würden vielmehr immer die Oberhand behalten schon darum, weil die meiste Unparteilichkeit fast nothwendig auf ihrer Seite sein müsse. Es ist ihm durchaus nicht denkbar, daß ein Tadler Jean Paul's zu seinem Lobredner werde, wol aber muß seiner Ansicht nach der Lobredner im natürlichen Gange der Dinge zum Tadler werden. Diesen Jean Paul behandelnden Abschnitt hat Gervinus schon in der ersten Auflage von dem „Humoristische Romane" überschriebenen getrennt; da er in diesem letzteren jedoch ausdrücklich den Dichter als den Gipfelpunkt in der Gattung des „humoristischen Romanes" bezeichnet, und da er ihn sehr oft zum Belege seiner eigenen Ansichten über den Humor anführt, so empfiehlt es sich, vorerst von diesen Ansichten zu reden.

Am Schlusse des vierten Bandes erklärt Gervinus, daß der Mittelpunkt der humoristischen oder wie er sie auch nennt, pragmatischen und praktischen Romane derselbe sei mit der Tragödie der Sturm- und Drangperiode, derselbe, um den sich die tiefsten, geistigen Regungen jener ganzen Zeit herumbewegten und von dem sich die revolutionairen Stürme jener Jahre herleiten. Es ist der gewaltige Stoß der Natur gegen die Cultur, der Einfalt und schlichten Sitte gegen die Convenienz, der Jugend gegen das Alter, des Herzens gegen den Verstand, des Gefühls gegen die Welterfahrung, der Freiheit gegen den Zwang des Staates, der Dichtung gegen die Wirklichkeit. Diese Gegensätze stellen sich den Empfindsamen tragisch, den Verständigen heiter und humoristisch dar. Am eingehendsten läßt sich Gervinus bei Besprechung des Faust über diese Zeit aus. Im Alterthum, sind seine Worte, in der Jugendzeit der Menschheit waren die Triebe der Natur mit den Forderungen des Geistes in jenem Einklang, den nur der ungenirte Instinct treffen und bewahren kann. Sinn und Geist, Einbildungskraft und Vernunft, Verstand und Gefühl hatten damals keine getheilten Gebiete, die menschliche Natur war in einem ungetrennten Bunde. Aber dieser beneidenswerthe Zustand konnte nicht dauern, es mußte eine Zeit folgen, wo der Mensch seiner Doppelseele sich bewußt ward und diese Erkenntniß mußte ihn in unseligen Zwiespalt mit sich selbst gerathen lassen. Das Mittelalter begann damit, daß der Geist die sinnliche Natur unterdrückte, sich der Fesseln des Körpers in wunderbaren Verirrungen zu entledigen strebte und sich dadurch die schlimmeren selbst schmiedete. Von diesen Einseitigkeiten und Irrungen sucht uns die neuere Zeit zu heilen und sie begann in der Reformation damit, des Geistes Forderungen zu reinigen und die der Sinne anzuerkennen.

Könnte nun ein Volk oder eine Zeit dazu gelangen, daß auf der erhöhten Stufe der geistigen Freiheit jene Totalität der menschlichen Natur hergestellt würde, dann wäre dies eine Aussicht auf beneidenswerthere Zustände, als sie selbst das Alterthum besaß. Wäre es möglich, auch nur in Einem Volke, in Einem Theile der Menschheit jene Einfalt der Natur herzustellen, die Sympathie mit dem Ganzen der Welt zu verbinden mit der Ausbreitung des Wissens, wäre es möglich, diesen Frieden zwischen Wissen und Leben, zwischen Natur und Cultur zu stiften, dann wäre der Augenblick erschienen, zu dem man sagen möchte: Stehe still. Wie wenig es aber auch den Anschein hat, daß dieser Zeitpunkt damals gekommen, ja wie wenig man glauben möge, daß er jemals kommen werde, so muß man doch gestehen, daß nie ein Raum und eine Periode war, die ihm so nahe gerückt wäre wie eben die neueste Zeit; nie war eine Zeit so weit, daß wenigstens dem Einzelnen die Möglichkeit gegeben und bis zu einem gewissen Grade das Hinderniß hinweggeräumt ist, sich zur reinen Menschlichkeit hinanzubilden. Der Gegensatz, um den es sich hier handelt, der Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Natur und Cultur, ist nun, wie bemerkt, eben so Mittelpunkt der humoristischen Romane wie der Tragödien der Sturm- und Drangperiode, nur daß er sich dem Einen tragisch, dem Andern heiter und verständig darstellt.

Allein indem Gervinus im fünften Bande dazu übergeht, dies „Heitere und Verständige" näher zu bestimmen, malt er es mit so starken Farben aus, daß von dem Idealen, welches doch mit ihm in Contrast stehen soll, durchaus nichts mehr übrig bleibt.

Bei den Kraftgenies und Starkgeistern, sagt er hier in Uebereinstimmung mit dem vierten Bande, war die Betrachtung der gegebenen Welt, in die sie sich gesetzt sahen, und der Gegensatz, in den sie sich selbst zu ihr setzten, immer aus Einem Gusse. Sie warfen ihr das eigene Selbst mit allen seinen Eigenheiten eigensinnig entgegen; sie stellten sich aus ihr, die ihr entschiedenes Mißfallen erregte, heraus; sie bildeten sich, der verworfenen Welt zum Trotze, schöpferisch in ihrem Innern eine eigene, bessere Welt aus und trugen deren Bild in ihre Schriften und Dichtungen, deren Gesetze in ihre Sitten und ihr Leben über. Sie waren erfüllt mit jenen titanischen Bemühungen,

die des Menschen Selbstkraft und Größe unter die Waffen riefen und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen. Stolz auf moralische Unabhängigkeit und Lossagung von dem persönlichen Gotte war die Losung. Es giebt aber, fährt Gervinus fort, eine andere Art, sich der Wirklichkeit gegenüber zu stellen, indem man sich nämlich nicht aus ihr heraus, sondern mitten in sie hineinstellt, ohne sich ihr übrigens gleichzustellen. Diese Art ist die pragmatische. Sie schließt die humoristische ein, umfaßt zwar als der weitere Begriff noch Anderes in sich, was nicht unter jenen fallen kann, beide Begriffe fallen aber in dem der blos verständigen Betrachtung der Welt zusammen. Weder der Pragmatiker noch der Humorist bekümmern sich um den unsichtbaren Hintergrund der Menschengeschichte; Jean Paul hat daher auch seine hoch humoristischen Charaktere zu Leugnern der Gottheit oder Unsterblichkeit gemacht. Dichter dieser Art entbehren des Ideals und einer vollkommenen Welt; sie betrachten die Dinge blos mit dem menschlichen Witze, an ihren Werken hat der Verstand mehr Antheil als das Herz, es giebt für sie nichts Innerliches, was sich nicht äußerlich den Sinnen faßlich ausprägte. Sie ziehen das Große herab, rücken das Kleine hinauf und heben den Unterschied zwischen beiden auf. So entsteht eine heitere Weltanschauung, die sich in die Dinge schickt, die, weit entfernt von dem sogenannten Weltschmerze jener Genialen, einen allgemeinen Weltscherz an die Stelle setzt. Nicht aus dem großen Stande der Dinge betrachten sie Handlungsweise und Charaktere der Menschheit, sondern aus kleinen, zufälligen Ursachen und Anlässen. Nicht auf das Innere des darzustellenden Charakters wendet sich der Fleiß des humoristischen Dichters, sondern auf das Aeußere und Gesellige; nicht die Gewalt der Triebe ist seine Aufgabe, wie bei den Kraftgenies, und nicht Handlungen, die dort ihre Quelle haben, sondern äußere Begebenheiten und Schicksale, die eine zufällige Macht über den Menschen üben. Die Lieblingscharaktere auf dieser Seite sind die schroffen Gegensätze zu jenen Himmelsstürmern, die die Welt nach ihrem Willen zu lenken suchen: es sind die Narren des Glücks, die Spielbälle des Zufalls, die Märtyrer der Launen der Verhältnisse; wie die Hanswurste des Possenspiels müssen sie sich hetzen, treten und schlagen lassen. Dies Geringfügige läßt sich auch nur in einer kleinlichen Manier darstellen, die sich bis ins Endlose verläuft. Tristram und die Flegeljahre haben deswegen kein Ende, weil der fünfzigste Band nichts weiter sagen könnte, als der vierte schon gesagt hat. In diese Scherze der Humoristen mischt sich freilich auch ein Zug der Wehmuth; allein es ist nicht jener prometheische Geier, der die Freude des Lebens wegfrißt, sondern es ist jene weiche Empfindsamkeit, jene Rührung zum Weinen, die eben so sehr wie ihr Gegensatz, die Rührung zum Lachen, aus der gutartigen Ansicht von der menschlichen Schwäche und Kleinlichkeit fließt. In dem eigentlichen Vertreter unserer humoristischen Romane, fährt Gervinus fort, in Jean Paul, legen sich beide Gegensätze, des Kraftgenies und Originals, der Empfindsamkeit und des Humors, dicht nebeneinander, ohne daß es uns Befriedigung gäbe: wir empfinden das Krankhafte nach beiden Seiten hin abwechselnd desto unmuthiger.

Nach dem Bisherigen erwarten wir, zumal Gervinus noch am Schlusse des Abschnittes über den Humor Jean Paul einen Mann nennt, der von all den Welthändeln in seinem Schneckenhäuschen wenig oder keine Notiz nahm, wir erwarten, sage ich, daß in dem Jean Paul behandelnden Abschnitte von dessen Hauptwerken nachgewiesen wird, in wie fern grade diese den „Gipfelpunkt in der Gattung des humoristischen Romanes“ bilden, humoristisch natürlich in dem zuletzt angegebenen Sinne. Wir erwarten demzufolge allerdings den Nachweis, daß der Dichter mit den Kraftgenies verwandt sei, allein diese Verwandtschaft wird nur eine untergeordnete Rolle spielen dürfen; von jenem „prometheischen Geier“ darf ja in keinem der Hauptwerke etwas zu finden sein, um so mehr aber von einer weichen Empfindsamkeit und Rührung.

Allein auffälliger Weise kehrt Gervinus in diesem Jean Paul insbesondere behandelnden Abschnitt wieder zu jener ersten Erklärung des Humors zurück, wonach das den Geniedichtern Eigene nicht vollständig verschwindet, sondern nur in einem andern Verhältniß existirt, ja es ist überhaupt keine Differenz mehr zwischen Jean Paul und den Geniedichtern zu bemerken.

Man halte vorerst nur die Art, in welcher Gervinus von den Flegeljahren spricht, die er doch ausdrücklich an mehreren Stellen als humoristisches Werk hinstellt, mit dem unmittelbar vorher über das Wesen des Humors Gesagten zusammen, so wird schwerlich etwas Anderes übrig bleiben, als die Alternative, entweder ist dies Werk nicht humoristisch oder Humor ist noch etwas Anderes als da angegeben. Wie paßt die Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, die Gervinus in den Flegeljahren findet, zu der blos verständigen Betrachtung der Welt, die das Charakteristische des Humors sein soll? wie paßt die durch Phantasie reiche Zeit, die stillen, sanften Empfindungen des Sonntagheimwehs, der gläubige Mensch, das dunkle Gedankenleben der Troubadourzeit im Menschen, wie paßt dies Alles dazu, daß der humoristische Dichter nicht auf das Innere des darzustellenden Charakters seinen Fleiß wendet, sondern auf das Aeußere und Gesellige, daß bei ihm nicht die Natur den Menschen macht, sondern die Umstände, daß er sich nicht um den unsichtbaren Hintergrund der Menschengeschichte bekümmert? Gervinus findet diese „Juvenilität“ aber nicht blos in den Flegeljahren, sondern er behauptet und weist sehr ausführlich nach, daß sie in Jean Paul's „Werken und Wesen“ überhaupt sich bis ins Einzelne herab verfolgen lasse, daß Jean Paul zwar nicht die Menschen und auch nicht den Menschen gekannt habe, wol aber habe er, wie vielleicht nie wieder Jemand, den innern Menschen gekannt, wie er in jener rührend komischen Zeit beschaffen ist, wo sich Ideal und Wirklichkeit in ihm streiten. Diese Zeit idealisirt alles; es ist die Zeit idealer Bestimmbarkeit, weil sie der Unendlichkeit der Hoffnungen und Erwartungen freien Spielraum giebt. Sie entfremdet den Menschen dem äußern Leben und weist ihn auf das innere an; in ihr spielt die Phantasie am lebendigsten, in ihr ist das Gebiet der Ideale am weitesten. Wie aber paßt dies Alles zu dem Humoristen, der doch realistisch in der Welt steht, an dessen Werken mehr der Verstand als das Herz Antheil hat, in dessen Scherze sich allenfalls ein Zug der Wehmuth mischt?

Gervinus geht aber selbst weiter. Er redet allerdings auch in diesem Abschnitt immer noch von Jean Paul's Realismus und nennt ihn einen humoristischen Pragmatiker, allein er sagt auch, der Dichter habe in der Erklärung der Empfindungen die kleinlichen Herleitungen der Pragmatiker mit genialem Zuge überschritten. Gleich bei den ersten Anstrengungen seines Geistes und Charakters, in seinen frühesten Jugendschriften und Briefen, heißt es an einer andern Stelle, hören wir ganz entschieden in dem 16—17jährigen Jünglinge die Stimme unserer Genialitäten. Seine satirischen Erstlingswerke gehören der genialen Richtung an. Auch die Unsichtbare Loge und der Hesperus sind nach Gervinus trotz der theilweise scherzhaften Manier mehr neben Klinger's Werke zu stellen; der Held der ersteren ist „eine jener erdenmarmenden, himmelsüchtigen Seelen, denen die Flügel der Phantasie nicht genug beschnitten sind, die sich außerhalb der Welt stellen.“ Ja Jean Paul wird selbst gradezu ein dämonischer Geniedichter genannt; er wird mit Beethoven verglichen. Im Titan, der Jean Paul's ganzes Wesen erschöpfe, findet Gervinus nichts Neues, er sei vielmehr voll der auffallenden Erinne-

rungen an den Hesperus. Diesen Titan aber vergleicht er selbst mit Wilhelm Meister — der Held ist ihm ein saftvoller Feuergeist, der an Alles Riesenmaß anlegt, Roquairol ein meisterhaft umschriebener Charakter, in dem sich unsere Genialitäten wie im Spiegel erkennen lassen, und der jenen Gegnern Jean Paul's, die ihn nicht lesen, zeigen kann, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfaßte dieser Mann der Extravaganzen aus eben diesem Gebiete davontrug. Den Dichter selbst nennt Gervinus auch hier wieder eine faustische Natur, deren Liebe auf diesem Titaniden ruht und an den sich alle titanische Jugend anklammert; er findet in ihm titanischen Trotz und sagt, daß er ganz auf jenem Satze der Fauste dieser Zeit stehe: Alles oder Nichts.

Auch die Art endlich, wie Gervinus über Jean Paul's Unsterblichkeitslehre und seine Politik spricht, steht völlig unvermittelt neben den Ausführungen des ersten Abschnittes. Er weiß, daß „der Gegenstand der Unsterblichkeit für Jean Paul's ganzes Leben die größte Aufgabe geblieben". Mit entschiedenem Sinne, sagt er, mit schonender Auffassung für das reale Menschenleben begabt, richtet Jean Paul doch schon ganz frühe seine Gedanken über das Diesseits hinweg und seine Religion ward: Leben für Unsterblichkeit und Gottheit. Die Lieblingsfragen und Bekümmernisse unserer erwachenden Forschbegierde, heißt es an einer andern Stelle, über das Verhältniß von Leben und Tod, von Liebe und Freundschaft, von Gott und Welt, diese durchdringen Jean Paul's Werke überall und füllen sein eigenes Interesse aus.

In Betreff der Politik hatte Gervinus von den Humoristen gesagt, sie seien ihrer Natur nach mehr praktische Leute und auch von dieser Seite den Kraftgenies entgegengesetzt. Sie sind, lauten seine Worte, mit der wirklichen Welt vertrauter und versöhnter als jene Jünglinge; sie hoffen auf ihre Verbesserung und tadeln die umstürzende Richtung dieser Gegner. Sie sind Reformer, während diese entschiedene Revolutionaire sind. Sie denken der Welt im Einzelnen aufzuhelfen und Hippel, Hermes, Jean Paul und andere haben immer eine Reihe politischer und sittlicher Plane, womit sie die menschliche Gesellschaft heilen wollen; sie, die wenig vom poetischen Idealismus haben, sind leicht mit einem gewissen politischen behaftet. Zu dieser Schilderung stimmt aber wenig das, was Gervinus später über Jean Paul's Politik sagt. Er stellt ihn da nicht mehr neben Hermes und Hippel, sondern unmittelbar neben Herder; ja er sagt, jenes seltsame Unkraut der weltbürgerlichen Politik sei in Jean Paul zu einer wunderlichen Höhe emporgewachsen. Er citirt lange Stellen, aus denen hervorgehen soll, daß nach Jean Paul's Systeme die ganze Erde (vorher hieß es „im Einzelnen") nothwendig in eine Universalrepublik zusammenfallen müsse; er redet davon, daß sich diese (also Jean Paul's) politische Manie fast unbegreiflich unter uns in die Jugend eingegraben habe. Jean Paul ist ihm der verkündende Evangelist des goldenen Zeitalters, seine Jünger legen schon jetzt Hand ans Werk.

Fassen wir jetzt die Beurtheilung Jean Paul's bei Gervinus zusammen, so ergiebt sich:

Ursprünglich hat Gervinus behauptet, daß der Mittelpunkt der humoristischen Romane derselbe sei mit der Tragödie der Sturm- und Drangperiode, nämlich der Gegensatz des Idealen und Realen, der Natur und der Cultur. Im Verlauf seiner Darstellung schildert er jedoch den Humor derart, daß die eine Seite dieses Contrastes, nämlich das Ideale, vollständig verloren geht; sobald er sich jedoch zu Jean Paul selbst wendet, kommt nicht nur das Ideale wiederum zum Vorschein, sondern überwiegt, wenigstens in Jean Paul's Hauptwerken, in einer Weise, welche ihn vollständig auf eine Linie mit den Geniedichtern jener Zeit setzt, welche also die Hauptwerke den Einwänden, die gegen den Humor erhoben worden sind, vollständig entrückt.

—ψ—. Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande. Von Dr. med. L. Fürst. Mit 58 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1876 (S. XVI, 434. 8°). Die illustrirten Gesundheitsbücher der J. J. Weber'schen Verlagsbuchhandlung, die wir bereits zu wiederholten Malen in diesen Blättern rühmlichst zu erwähnen Gelegenheit gehabt haben, sind durch den oben angeführten Zuwachs von dem bekannten Kinderarzte und Dirigenten der Kinderpoliklinik in Leipzig, Dr. Livius Fürst, um einen dankenswerthen Beitrag vermehrt worden. Die Kinderheilkunde ist in neuerer Zeit zu einer medicinischen Specialität geworden, welcher sich mit die Besten des ärztlichen Standes widmen. Wenn auch das Kind keine Ausnahmestellung einnimmt und die Kräfte, welche im erwachsenen Menschen wirken, auch bei ihm thätig sind, so verlangt doch dessen Eigenart, wenn sie auch nur eine quantitative ist, eine so besondere und eingehende Berücksichtigung, daß der Arzt in der Beobachtung des kindlichen Lebens und in der Behandlung der in demselben auftretenden Störungen einen seine ganzen Kräfte in Anspruch nehmenden Vorwurf zur Thätigkeit hat, der noch an Werth gewinnt, wenn man bedenkt, daß die Anfänge die Keime zum Wohl und Wehe ganzer Generationen in sich tragen. Wie in der Jugend der Grund zu lebenslänglichem Siechthum leichter gelegt werden kann, denn in späteren Jahren, weil der Körper noch empfänglicher für alle Eindrücke und Einflüsse ist, so werden hinwiederum auch Störungen des Organismus mit geringerer Mühe und mehr Erfolg beseitigt, als im Alter, ja man kann sogar Hoffnung haben, Anlagen, die später nicht mehr zu tilgen sind, in der Kindheit noch gänzlich zu vernichten. Anderntheils verlangt das Kind aber auch noch eine besondere Sorgfalt in der Behandlung, da der Körper weniger widerstandsfähig ist und daher leichter in seinen Functionen alterirt wird, als dies im erwachsenen Zustande der Fall ist. Aus allem diesen erhellt die Wichtigkeit der Kinderheilkunde und der Kinderpflege nicht blos für den Arzt, sondern auch für jeden, der mit Kindern zu thun hat, in erster Linie für Aeltern, dann aber auch für Wärterinnen, Erzieher und Lehrer. Ein Buch, welches hier mit Tact in richtiger Weise und in richtigem Maße Belehrung giebt, ist längst ein unstreitiges Bedürfniß gewesen, das durch keins der bisher vorhandenen Werke vollständig gedeckt wurde. Das treffliche Buch Ammon's: „Mutterpflichten", nächst Hufeland's: „Guter Rath für Mütter" wol das bedeutendste Werk dieser Art, erstreckt sich vorwiegend auf das Säuglingsalter und auf das gesunde Kind; es ist zwar zeitgemäß umgearbeitet, aber doch im Ganzen und Großen sowol in Form als Inhalt etwas vom Zeitgeiste überflügelt. Hennig's „Mutter und Kind", in seiner Art ganz vorzüglich, ist knapp, mehr aphoristisch und behandelt auch blos die erste Lebenszeit. Sachsen hat den Vorzug, immer der Vorkämpfer auf dem Gebiete der Gesundheitspflege gewesen zu sein; was es hier geleistet, ist mit besonderer Anerkennung hervorzuheben, und Namen vom besten Klang sind hier zu verzeichnen. In würdiger Weise reiht sich diesem, als speciell Sachsen angehörig, Fürst an. Das uns vorliegende Werk desselben liefert hierfür den besten Beweis. Die Lehre von der Beschaffenheit und Entwickelung des gesunden Kindes, die Anleitung, es vernunftgemäß zu erziehen und gesund zu erhalten, die Belehrung über das rechtzeitige Erkennen auftretender Krankheiten, über die wichtigsten Symptome und deren Verwerthung, über Beobachtungsmethoden und erste Hilfe bis

zum Erscheinen des Arztes — alles dies natürlich unter Einhaltung der dem Laien gezogenen Grenzen, weiteren Kreisen vorzuführen, ist die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt. Der Antheil, den Vorträge über dieses Thema in Leipzig, sowie in Dresden, unter persönlicher Anwesenheit Ihrer Majestät der Königin Carola und hervorragendster Fachgenossen, fanden, ließ die Vergänglichkeit des gesprochenen Wortes nur um so bedauerlicher hervortreten. Fürst wurde deshalb von verschiedenen Seiten, vor Allem von der die Kriegs- und Friedenskrankenpflege unausgesetzt fördernden Hohen Präsidentin des Albertvereins, der Wunsch ausgedrückt, diese Vorträge zu einem Ganzen vereinigt und veröffentlicht zu sehen. Es war ein gewagtes Unternehmen, dem sich Fürst unterzog, wobei erstlich die Schwierigkeit der Aufgabe an sich in Betracht kam, doppelt schwierig, wo es galt, außer eine reiche Wissenschaft auszubeuten, auch alte eingewurzelte Vorurtheile zu bekämpfen, dann aber weil der Mißcredit nicht außer Acht gelassen werden durfte, in welchen das Wort „populair" gelangt war. „Populair" sollte und mußte das Werk werden, aber frei von der Art und Weise jener, von denen es heißt: „wir werden populair, indem wir affectiren, ärmer an Geist zu sein, als wir wirklich sind." Fürst hat es verstanden, die Klippe zu umschiffen, er hat das Wort „populair" wieder zu Ansehen gebracht und uns gezeigt, daß eine gemeinfaßliche und anziehende Form sich wol mit dem Ernste der Wissenschaft vertragen kann und diese nicht zu schädigen braucht, wie es leider so vielfach geschieht. Aber nicht blos dem Laien wird das Werkchen eine willkommene Gabe sein, auch der Fachmann wird es nicht ohne Vortheil benutzen können. So kann dem künftigen Kinderarzte das Buch sehr wohl zur eigenen Orientirung über das, was in der Familienpraxis vorausgesetzt wird, dienen. Dem beschäftigten Arzte wird es gewiß oft zeitraubende Auseinandersetzung ersparen, der Mutter und der Familie soll es Belehrung über Kindererziehung, der Pflegerin kranker Kinder eine Instruction über die Grenzen und Aufgaben ihres Berufes bieten. Schließlich können Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen und Leiterinnen von Kinderbewahranstalten daraus die Pflichten ersehen, welche sie für die ihrer Fürsorge anvertrauten Kinder haben sollen. Das Werk beginnt mit einer Einleitung, in welcher Begriff, Aufgaben und Mittel der Kindespflege im Allgemeinen erörtert werden. Es folgt dann ein Abschnitt, welcher über die Pflege des gesunden Kindes vom Säuglingsalter bis zum Uebergang ins Jünglings- und Jungfrauenalter behandelt. Mit Recht hebt bei dieser Gelegenheit Fürst hervor: Wer als Arzt oder als Lehrer die Kinderwelt kennen lernt, der kann sich nicht wundern, wenn von den vielen empfindlichen, verwöhnten, kränklichen Kindern, denen er begegnet, so wenige sich wahrhaft kräftig entwickeln und wenn Untüchtigkeit, Untauglichkeit, Schwächlichkeit, Blutarmuth und chronische Krankheiten der Säftemasse, besonders bei der arbeitenden Classe und bei Aushebungen so massenhaft vertreten sind, wenn über den Mangel an Arbeitskräften geklagt und die Wehrkraft eines Staates geschädigt wird. Aus vernachlässigten, falsch aufgezogenen Kindern kann nur ein markloses, entnervtes Geschlecht erwachsen, welchem neben der physischen Kraft auch Muth, Energie und Ausdauer fehlen, welches im Frieden schlaff, im Kriege zaghaft, großer Entschlüsse und Thaten unfähig ist. Der Staat hat ein Interesse daran, daß kein Individuum vor der Zeit, in welcher es dem Gemeinwohle zu dienen und die Kosten seiner Aufziehung der Gesellschaft durch Arbeit wieder erstatten kann, zu Grunde geht und daß die Arbeitskräfte nicht durch Siechthum verringert werden. Die Gemeinde hat das Recht und die Pflicht, die Bedingungen der öffentlichen Gesundheitspflege zu überwachen, und die Familie kann nur dann auf einer sichern Basis bestehen, wenn sie die Lebensweise des Individuums der Wissenschaft, der Erfahrung und der Vernunft gemäß regelt. Damit ist aber oft die Nothwendigkeit ausgesprochen, daß jeder Einzelne, gleichviel welchen Geschlechtes und Standes, dieser die Allgemeinheit berührenden Frage näher tritt und daß die Aufklärung des Einzelnen wieder belehrend und helfend auf größere Kreise wirkt. Denn darüber muß man sich klar werden, daß eine vernunftgemäße Erziehung des Kindes sich nicht durch Gesetze und Verordnungen von oben her durchsetzen läßt; in allen Kreisen des Volkes muß die Empfänglichkeit, das Verständniß, die Einsicht für die Nothwendigkeit dieser Lehren heimisch werden, wenn die Maßregeln der Behörden und die Rathschläge der Aerzte Erfolg haben sollen. Man denke z. B. an die Impfung der Schutzpocken, die, wie statistisch erwiesen, zur Verringerung der Kindersterblichkeit beigetragen hat und dennoch theils mit dem Widerstande fanatischer Gegner, theils mit der Gleichgiltigkeit der Massen zu kämpfen hat. In kleinen Kreisen nur vermag der Arzt durch Wort und Schrift belehrend zu wirken, aber wenn es ihm gelingt, hier mit Rath und That, mit Lehre und Anleitung gute Pflegerinnen heranzubilden, so wird dieser Nutzen kein isolirter sein. Diese kleineren Kreise finden ihre Berührung, die Lehren werden von einem Hause in das andere verpflanzt, Gemeinde und Staat — sie finden alsdann einen wohlvorbereiteten fruchtbaren Boden für ihre die Gesammtheit umfassenden Bestrebungen. „Jeder für sich und seinen Nächsten, der Staat für Alle," muß der Wahlspruch lauten. — Nicht minder der Beachtung werth ist auch der zweite Abschnitt des Buches, welcher uns die Pflege des kranken Kindes lehrt. Ein besonderer Vorzug desselben ist es hierbei, daß es nach keiner Seite hin und in keiner Weise dem so schädlichen und verderblichen Selbstcuriren, das schon so viel Unheil gestiftet hat, das Wort redet, vielmehr soll es eine Anleitung zur richtigen Benutzung des Arztes geben und Belehrung bieten über die erste Hilfe bis zum Erscheinen desselben, sowie über die Unterstützung, welche man durch richtige Beobachtungen der Symptome während der Abwesenheit des Arztes denselben zu Theil werden lassen soll. Die unstreitig gelungensten Capitel sind hier die, welche über die Fieberlehre und die Thermometrie handeln. Die letztere ist ein wesentliches Requisit für jene und erst seitdem das Thermometer zur Bestimmung der Eigenwärme des Körpers angewendet worden ist, hat die Lehre vom Fieber eine sichere Grundlage erhalten. Es würde uns zu weit führen, hier auf dieses wichtige Capitel näher einzugehen und müssen wir in Betreff desselben auf das Buch selbst verweisen, wo die Lehre vom Fieber und Alles, was damit im Zusammenhange steht, auf das Eingehendste und Klarste erörtert wird. Nicht versagen können wir uns aber, auf ein anderes Capitel noch die Aufmerksamkeit zu lenken, das von der außerordentlichsten Bedeutung für die Hygiene des Kindes ist, wir meinen die künstliche Ernährung des Neugebornen ohne Mutter- oder Ammenbrust. Ist auch jede Auffütterung des Kindes, sagt Fürst, ein Glücksspiel und steht sie auch weit hinter der natürlichen Aufziehung durch Frauenmilch zurück, so ist sie doch immerhin so rationell wie möglich ins Werk zu setzen, wenn sie dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und praktischer Erfahrung entsprechen soll. Das Ziel, welches die wissenschaftliche Forschung zu verfolgen hatte, um auf Grund der Ernährungsgesetze Ersatzmittel für die Frauenmilch zu construiren, hat Liebig ganz richtig dadurch bezeichnet, daß ein Ersatzmittel denselben Ernährungswerth haben muß, wie die Frauenmilch. Um diesen herzustellen, schlug Liebig den Weg ein, daß er auf Grund chemischer Vorgänge und Formeln geistvolle, theoretisch höchst werthvolle Schlüsse zog, die ihn aber doch nur in den Stand setzten, den chemischen Nährwerth eines Nahrungsmittels zu bestimmen. Allein eine nicht geringe Zahl anderer Forscher erkannte wohl, daß mit der chemischen Zusammensetzung eines Mittels dessen Nährwerth noch nicht bestimmt, und daß insbesondere auch durch Versuche festzustellen sei, wie sich das betreffende Mittel gegen den thierischen Körper und dieser sich gegen das Mittel

verhält, kurz, welches der physiologische Nährwerth des Mittels ist. Während Liebig aus den Versuchen im Laboratorium geniale Schlüsse zog, welche in vielfacher Beziehung neue Bahnen eröffneten, war es ihm doch nicht vergönnt, diese Schlüsse durch Beobachtungen und Versuche am Thierkörper zu prüfen, wie dies die Reihe der physiologischen Chemiker durch Experimente zunächst an Thieren festzustellen suchte. Daß der chemische Nährwerth ohne den physiologischen keine praktische Bedeutung hat, ist namentlich, wenn es sich um die Nachahmung und den Ersatz der Frauenmilch handelt, einleuchtend. Daß alle derartigen Versuche, auf Grund chemischer Theorien Surrogate zu schaffen, zweifelhaft und haltlos sind, so lange man noch nicht weiß, wie sich die einzelnen Bestandtheile der Frauenmilch, Eiweiß, Käsestoff, Fett, Salze und Wasser, im Körper des Säuglings verhalten, ist gewiß. Scheitern auch diese Versuche vorläufig noch an der Schwierigkeit, mit kleinen Kindern zu experimentiren, so ist doch die Verwirklichung und damit die Begründung einer rationellen Ernährungsmethode für den Säugling nur noch eine Frage der Zeit. Fürst geht nun die einzelnen Ersatzmittel der Frauenmilch durch, mit dem verbreitetsten, der Milch der Hausthiere, vor Allem der Kuh, weniger der Ziege und der Eselin, beginnend. Daran reiht er als Uebergang zu den künstlichen Mitteln die condensirte Milch, der er dann die pflanzlichen Stoffe wie Weizenmehl, Malzmehl, die Liebig'sche Suppe 2c. folgen läßt. Es möge das Wenige genügen, den trefflichen Inhalt des Werkes zu kennzeichnen, nicht minder anzuerkennen als dieser ist noch die gemeinfaßliche und formell gewandte Darstellung des Stoffes, über welche Fürst in uneingeschränkter Weise gebietet. Ein gesunder, einfacher und nüchterner Styl geht durch das ganze Buch, fern jeder Phrase sowie frei von jener süßlichen Gefühlsüberschwenglichkeit, die sich so leicht in derartigen Werken einstellt und fast unzertrennlich von ihnen zu sein scheint, aber dabei ist es doch voll wahren und warmen Gefühles. Durch die beigegebenen wohlgelungenen Abbildungen wird das Verständniß des Werkes nicht wenig unterstützt, für deren treffliche Ausführung der Verlagshandlung die uneingeschränkteste Anerkennung gebührt, ebenso wie für die elegante und geschmackvolle Ausstattung des Buches in Druck, Papier und Einband.

* Das Geheimmittel-Unwesen. Nebst Vorschlägen zu dessen Unterdrückung. Von Dr. Hermann Eberhard Richter, Professor der Medicin a. D. Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1875. „Mundus vult decipi, ergo decipiatur." Wol kaum dürfte dieser Ausspruch: „Die Welt will betrogen werden, deshalb werde sie betrogen" eine geeignetere und passendere Anwendung finden, als auf das Geheimmittel-Unwesen, dessen moralische wie sociale Seite dadurch auf das Schlagendste charakterisirt wird. Wo der Glaube auszieht, da öffnet sich dem Aberglauben Thür und Thor, welchen Umstand eine ebenso gewissenlose wie gewinnsüchtige Schicht der Bevölkerung trefflich auszubeuten und auszunützen versteht. Hier belehrend und aufklärend, wie schützend und helfend zu wirken, ist die Aufgabe der oben angeführten Schrift, die der um die öffentliche Gesundheitspflege vielfach verdiente Verfasser mit allen Mitteln, die sowol das Gesetz wie die Bildung an die Hand geben, zu lösen bestrebt gewesen ist. Bereits in einer vor Jahren erschienenen Schrift, zu welcher die gegenwärtig uns vorliegende eine Ergänzung bildet, weist Professor Richter die Schädlichkeit und Verwerflichkeit des Geheimmittel-Unwesens theils direct für die Gesundheit, theils indirect durch die dadurch herbeigeführte Vernachlässigung von Krankheiten, theils endlich in rechtlicher, sittlicher und volkswirthschaftlicher Hinsicht nach, denn die ganze Geheimmittelkrämerei ist nicht blos aus medicinischen Gründen verwerflich, sondern ebenso sehr wegen des damit verbundenen systematischen Betruges und des gewissenlosen Spieles, welches dabei mit der Leichtgläubigkeit und Aengstlichkeit der kranken oder sich krank dünkenden Menschheit getrieben wird. Die Betrügerei erreicht im Geheimmittelhandel eine Höhe, wie sie kaum in irgend einem anderen Zweige der Industrie vorkommen dürfte. So werden theils ganz werthlose gemeine Stoffe unter klingenden Namen zu enorm hohen Preisen verkauft, theils ganz widersinnige Vielgemische, aus der ärztlichen Literatur vor zwei bis drei Jahrhunderten abstammend, wieder als neue Erfindungen aufgetischt, theils aber auch wirklich schädliche und gefährliche Stoffe in der gewissenlosesten, ja frechsten Weise an den Mann gebracht. Nicht minder verwerflich ist aber auch die Art der Reclame, mittels deren die Geheimmittelhändler dem Publicum ihre Waare anzupreisen pflegen und dasselbe dadurch zu bethören suchen. Da ist keine Lüge zu grob, keine Täuschung zu unehrenhaft. Während unsere wissenschaftlichen Aerzte, sagt Richter, und unsere besseren Volksschriftsteller fortwährend dahin arbeiten, das Volk und die Behörden für eine rationelle öffentliche und private Gesundheitspflege heranzubilden und zu gewinnen, — während sie als Hauptmittel dazu ansehen: eine allgemeine Verbreitung richtiger Kenntnisse über Bau und Verrichtung des menschlichen Körpers, über die Ursachen und den Verlauf seiner Krankheiten und über die Möglichkeit und Ausführbarkeit ihrer Verhütung und Heilung: — während dessen arbeitet die zahlreiche und verbreitete Literatur der Geheimmittelkrämer systematisch dahin, die veraltetsten, längst widerlegten Ansichten über Krankheit und Heilung immer wieder aufzufrischen und durch das gedruckte Wort mit einer Art Autorität zu versehen, das Volk immer wieder in abergläubische Vorstellungen über Gesundheit und Krankheiten zu verstricken und dessen Leichtgläubigkeit auszubeuten. Mit Recht bemerkt daher der Geh. Medicinalrath Dr. Merbach: „Beim Geheimmittelhandel speculirt die niedrigste Gewinnsucht auf die Dummheit der Menschen und erreicht in der Regel ihren Zweck." Um nun diesen Krebsschaden der menschlichen Gesellschaft erfolgreich zu bekämpfen, ist es vor allen Dingen nothwendig, der noch herrschenden Unwissenheit, namentlich in Dingen, welche den eigenen Leib betreffen, mit allen Kräften zu steuern. Sehr zu statten kommt hierbei das Verzeichniß der bis jetzt bekannten und entlarvten Geheimmittel, welches uns Richter in seinem Schriftchen giebt. Ein Blick in die Zusammensetzung jener Mittel klärt uns am besten über die Richtigkeit und Wirkungslosigkeit, ja sogar oft Schädlichkeit und Gefährlichkeit derselben auf, und die dafür geforderten Preise lassen recht deutlich die betrügerische Absicht erkennen. Wo aber das Volk in seiner Beschränktheit und Kurzsichtigkeit verharrt, da ist es Pflicht der Regierung und der Behörden, das Unwesen mit allen gesetzlichen Mitteln zu bekämpfen und den Schwindlern und deren Helfern und Mitschuldigen das unsaubere Handwerk zu legen. Wie die Presse diesem unlauteren Treiben vielfach Vorschub geleistet hat, da auch sie dabei ihren Vortheil fand, so ist sie es wiederum auch, die viel zur Unterdrückung desselben beitragen kann, wie die anständigen Zeitungen, welche diesen Unfug aufs Schmerzlichste empfinden und tadeln, während es andererseits aber auch eine schamlose Presse giebt, welche keine Rücksichten kennt, dafern sie dabei nur Geld verdienen kann. Richter's offenes und rücksichtsloses Vorgehen gegen das mehr denn je blühende Unwesen verdient die vollste Anerkennung und die kräftigste Unterstützung; thut Jeder das Seine, so wird der Krebsschaden, eine drastische Illustration zu unserer so aufgeklärten Zeit und ein bitterer Vorwurf gegen unsere so hoch und vielfach gerühmte Bildung, nicht weiter wuchern können und endlich einmal ganz ausgerottet werden, üppig aber wird er wachsen, sobald man ihm nur irgend welchen Vorschub leistet, denn auf die Vernunft und Einsicht des Volkes allein ist nicht zu rechnen: Mundus vult decipi, die Welt will betrogen werden, aber daß sie es nicht werde, es zu verhindern, dies ist die Aufgabe, welche obengenannte Schrift sich gestellt hat.

Neues Theater. Es soll mit Vergnügen anerkannt werden, daß der neueste, am 6. März zum ersten Mal aufgeführte Schwank „Citronen" von Julius Rosen den lebhaftesten Beifall in dem Kreise der — Logenschließer fand, denen das Glück zu Theil wurde, zeitiger als sonst nach Hause gehen zu können. Komischerweise meinten dagegen die Zuschauer, das Stück habe sehr lange gespielt. Die ganze Komödie ist eben aus grobem Stoffe gemacht und drastische Schwänke können ja dem Publicum ohne eine flotte Darstellung keine kurzweilige Unterhaltung bereiten.

Es ist ein bekanntes Lustspielmittel, Mißverständnisse dadurch hervorzurufen, daß die Personen in ihren Gesprächen um diejenigen Worte herumgehen, welche zum Verständniß nothwendig sind. In sparsamer und geschickter Anwendung wird dieses Mittel seine Wirkung selten verfehlen. Die sich unterhaltenden Personen müssen dann freilich die Absicht zu verstecken wissen, sonst hat der Scherz ein Ende. Julius Rosen ist jedoch der entgegengesetzten Meinung, ja, es schien ihm der Originalität halber versuchenswerth, eine Komödie zu schreiben, in welcher sämmtliche Personen mit dem Vorhaben beschäftigt sind, sich gegenseitig mißzuverstehen. Unter den drei vorgeführten Liebespaaren herrscht von Anfang an ein reizendes Einvernehmen, sie haben alle gar keine Ursache, sich nicht frisch vom Flecke weg zu heirathen, aber was hätte dann aus dem Lustspiel werden sollen? Der nie verlegene Rosen lachte sich dabei wol ins Fäustchen, er kannte ja ein Mittel, auf die einfachste Weise von der Welt alle Liebespaare scheinbar auseinander zu bringen. Der Autor machte ihnen hinter der Scene klar, wie es sich um einen Scherz handle, welchen sie nicht verderben möchten. Wenn die eine Person von einem geliebten Wesen spreche, so solle die andere Person glauben, es sei dasjenige Wesen gemeint, welches sie selbst anbete. Es liegt am Tage, wie sich dadurch eine Menge Eifersuchtsscenen entspinnen, deren platte Ueberflüssigkeit natürlich sehr fühlbar wird. Die schwierigste Rolle spielt die Frau Katharina Scherr, die fortwährend auf der Hut sein muß, gewisse Worte auszusprechen, damit die einstudirte Komödie der Irrungen vier Acte hindurch dauern kann. Nebenbei enthält der derbe Schwank einzelne outrirt komische Situationen, die mit Ausnahme jener Rauschscene, in welcher der Major drei verschiedene Tassen Kaffee hintereinander trinkt und nur eine Tasse zu trinken glaubt, eine auffallende Aehnlichkeit mit den Situationen anderer Schwänke haben. So wird im ersten Act ein Kind zwischen zwei Liebenden zu einem „Blitzableiter", mit dem Gensichen schon früher sein Glück versuchen sollte.

Das Stück konnte durch die Aufführung nicht getragen werden. Es ist wahr, Herr Mittell bot uns eine sehr glückliche Leistung, sein Dr. Hirse entwickelte Laune und Leben, und dabei wußte der Künstler die einzelnen hochtönenden Phrasen seines Helden mit geschickter Leichtigkeit auszuspielen, aber die eigentlich komischen Rollen, die Frau Katharina Scherr und der Major Ranniger, erhielten gar nicht die entsprechende Vertretung, so wenig auch Herr Hänseler für seinen angeblichen Major verantwortlich war. Die Rolle wird überall von einem Komiker dargestellt und Herr Hänseler ist eben kein Komiker. Es fehlt aber unserer Bühne überhaupt an einem solchen, denn Herr Paradies zählt ja nicht. So konnte man bei der schwachen Besetzung der Hauptrollen den „Citronen" von Rosen um so weniger Geschmack abgewinnen.

Dr. Wilhelm Buchholz.

Verzeichniß der im Sommerhalbjahr 1876 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen. (Anfang: 20. April. Schluß: 19. August.) I. Theologische Facultät: Proff. ord. Kahnis (zur Zeit Decan): der Kirchengeschichte erster Theil; Dogmatik; neuere Kirchengeschichte; Leitung von Uebungen eines theologischen Vereines. — Luthardt: Erklärung des Hebräerbriefes; theologische Ethik; Uebersicht der neutestamentlichen Schriften; dogmatische Gesellschaft; dogmatische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Lechler: Kirchengeschichte II. Hälfte von Gregor VII. bis zur Gegenwart; Erklärung der Apostelgeschichte. — Delitzsch: nachexilische Propheten; hebräische Grammatik; Grammatik der Mischna-Sprache; Uebungen des Lausitzer Predigergesellschaft (Hebr.). — Fricke: Auslegung des Römerbriefes; über die wissenschaftlichen Grundlagen des Glaubens an den persönlichen Gott, für Studirende aller Facultäten; exegetische Gesellschaft, N. u. A. T.; Lausitzer Predigergesellschaft. — Baur: Erklärung der Psalmen; praktische Erklärung der Perikopen in ihrer Beziehung auf die Idee des Kirchenjahres; homiletisches Seminar. — Hofmann: praktische Theologie I. Theil; synoptische Erklärung der drei ersten Evangelien; katechetisches Seminar; pädagogisches Seminar. — Prof. ord. hon. Hölemann: Erklärung der Briefe an die Philipper und Colosser; exegetischer Verein des alten und neuen Testamentes (einschl. der Societas exeget. Lips. Wineri). — Proff. extraord. Schmidt: biblische Theologie des neuen Testamentes; Einleitung in das neue Testament; Katechetik; katechetische Gesellschaft; katechetische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Brockhaus: theologische Encyclopädie; Symbolik der christlichen Kunst. — Schürer: Erklärung des Evangeliums Matthäi; Erklärung des Briefes an die Galater. — Priv. Docc. Graf v. Baudissin: Erklärung der Genesis; alttestamentliche Gesellschaft. — Harnack: Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi in der alten Kirche; kirchenhistorische Gesellschaft.

II. Juristische Facultät. Proff. ord. Stobbe (zur Zeit Decan): deutsche Staats- und Rechtsgeschichte; deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht; Handels-, Wechsel- und Seerecht. — v. Wächter: Einleitung in das deutsche Strafrecht und die Lehren von den Strafgesetzen und von den Strafen. — Osterloh: Concursrecht und Proceß; Referir- und Decretirkunst; civilproceßrechtliches Seminar; summarische Processe. — Müller: königlich sächsisches Privatrecht II. Theil (Recht der Forderungen und Familienrecht); sächsisches Vormundschaftsrecht; Practicum über sächsisches Civilrecht; Pandektenpracticum. — Schmidt: Pandekten I. Theil (mit Ausschluß des Familien- und Erbrechts); Institutionen und äußere Geschichte des römischen Rechts. — Friedberg: deutsches Privat- und Lehnrecht; evangelisches und katholisches Kirchenrecht mit Einschluß des Eherechts; Völkerrecht; Uebungen in der Interpretation des Corpus juris canonici. — — Kuntze: äußere und innere Geschichte des römischen Rechtes; Pandektenrecht mit Ausschluß des Familien- und Erbrechts. — Binding: Einleitung in die gesammte Rechtswissenschaft (sog. Encyclopädie); gemeines deutsches Strafrecht (mit Ausnahme der Lehren, welche Geh. Rath v. Wächter vortragen wird); Seminar, exegetische Uebungen. — Windscheid: Institutionen des römischen Rechtes nebst äußerer Rechtsgeschichte; Pandekten II. Theil (Familien- und Erbrecht); exegetische Uebungen. — Wach: deutscher Civilproceß; deutscher Strafproceß; Strafrechtspracticum. — Prof. ord. hon. Voigt: römischer Civilproceß. — Proff. extraord. Weiske: Bergrecht. — Höck: deutsches Privatrecht; Lehnrecht; Erklärung des Sachsenspiegels. — Götz: Vorträge und Examinatorien über Themata aus dem Handels- und Wechselrecht; Vorträge und Examinatorien über civilrechtliche Themata. — Priv. Doc. Reuling: Wechselrecht; Seerecht und Seeversicherungsrecht unter vergleichender Berücksichtigung des englischen, amerikanischen, französischen und holländischen Rechts.

III. Medicinische Facultät: Proff. ord. Thiersch (zur Zeit Decan): chirurgische Klinik; Vorlesung über Chirurgie, I. Theil; chirurgischer Operationscursus. — Radius: öffentliche und private Hygieine; Pharmakodynamik und Toxikologie. — Wunderlich: medicinische Klinik; praktische Uebungen; Auscultations- und Percussionscursus.

— Credé: über Frauenkrankheiten; geburtshilfliche und gynäkologische Klinik und Poliklinik; über geburtshilfliche Operationen mit Einübung derselben am Phantome. — Wagner: allgemeine pathologische Anatomie und Pathologie; pathologisch-histologische Uebungen im Verein mit Pr. Thierfelder; Arbeiten im pathologischen Institut; medicinische Poliklinik. — Ludwig: Physiologie der Ernährung; physiologische Besprechungen; Uebungen im Laboratorium für Fortgeschrittenere. — Coccius: Klinik für Augenkrankheiten; physiologisch-diagnostischer Cursus für innere Augapfelkrankheiten, mit Demonstrationen; operative Augenheilkunde. — His: allgemeine Histologie; Entwickelungsgeschichte der höheren Thiere und des Menschen; mikroskopische Uebungen in Verbindung mit Prosector D. Hesse; Arbeiten für Vorgerücktere. — Braune: Knochen- und Gelenklehre; topographische Anatomie. — Proff. extraord. Sonnenkalb: staatsärztliches Practicum; gerichtliche Medicin für Juristen; über Pocken in Verbindung mit Uebungen im Einimpfen der Schutzpocken. — Carus: vergleichende Anatomie der Wirbelthiere; Charakteristik der Hauptgruppen des Thierreiches; über die Darwin'sche Theorie. — Winter: Einleitung in das Studium der Medicin; Receptirkunst, nebst Uebersicht der wichtigsten Arzneimittel. — Germann: über theoretische und praktische Geburtshilfe. — Hennig: Examinatorium über Geburtshilfe mit Phantomübungen; Frauenkrankheiten; pädiatrische Klinik. — Reclam: über Nahrungsmittel und die Ernährungsvorgänge, als Grundlage der Privathygieine; öffentliche Gesundheitspflege mit Experimenten und Demonstrationen; Anleitung zur hygieinischen Untersuchung der Nahrungsmittel. — Merkel: Geschichte der Medicin und der Volkskrankheiten; Poliklinik für Halskranke. — Schmidt: chirurgische Poliklinik; über Fracturen. — Thomas: Districtspoliklinik; physikalische Diagnostik für Geübtere. — Wenzel: mikroskopische Anatomie; mikroskopische Uebungen; anatomische Vorträge für Pädagogen und Studirende der Naturwissenschaften, II. Theil (Verdauungs- und Respirationsapparat, Gefäßsystem und Sinnesorgane). — Hofmann: über die Nahrungsmittel und die Ernährung des Menschen; Cursus der physiologisch-pathologischen Chemie; Arbeiten im pathologisch-chemischen Laboratorium für Fortgeschrittenere. — Rauber: Cursus der mikroskopischen Anatomie; Entwickelungsgeschichte der Säugethiere; Urgeschichte des Menschen. — Heubner: klinische Propädeutik; specielle Pathologie und Therapie der acuten Constitutionskrankheiten. — Kronecker: die Lehre von der Muskelbewegung; physiologische Versuchsmethoden und Uebungen im Gebrauche medicinischer Apparate; Vivisectionscursus. — Hagen: otiatrische Poliklinik; Cursus der Ohrenheilkunde; laryngopharyngoskopischer Cursus; elektrotherapeutischer Cursus. — Thierfelder: pathologisch-histologische Diagnostik der Neubildungen; Sectionsübungen mit pathologisch-anatomischen Demonstrationen; pathologisch-histologische Uebungen, in Verbindung mit Geh. Med.-Rath Pr. Wagner. — Priv. Docc. Meißner: die Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen; theoretische und praktische Operationslehre für Geburtshelfer. — Haake: Repetitorium der Geburtshilfe; Deviationen des Uterus; über gynäkologische Instrumente und Apparate und deren Anwendung. — Naumann: Pharmakologie und Hydrotherapie. — Friedländer: specielle Pathologie und Therapie der Localkrankheiten. — Siegel: Repetitorium für Staatsarzneikunde. — Fürst: Einleitung in das Studium der Geburtshilfe; Pathologie und Therapie der wichtigsten Kinderkrankheiten; pädiatrische Poliklinik. — Schröter: Poliklinik für Augenkranke; Augenoperationscursus; Augenspiegelcursus; Pathologie nnd Therapie der Augenkrankheiten. — Ahlfeld: theoretische Geburtshilfe; Repetitorium der Geburtshilfe, mit Einschluß der Operationsübungen am Phantom. — Leopold: theoretische Geburtshilfe mit Demonstrationen; gynäkologischer Operationscursus an der Leiche und Einübung gynäkologischer Technicismen; geburtshilfliche Operationsübungen. — Schön: augenärztliche propädeutische Klinik; ophthalmoskopischer Cursus; physiologische Optik; Augenoperationscursus. — Tillmanns: allgemeine Chirurgie; Einübung chirurgischer Technicismen an der Leiche; Pathologie und Therapie der syphilitischen Krankheiten; chirurgische Besprechungen. — Flechsig: mikroskopisch-anatomische Uebungen; vergleichende Anatomie des Gehirns und Schädels. — Schildbach: orthopädische Poliklinik.

IV. Philosophische Facultät. Proff. ord. Wiedemann (zur Zeit Decan): physikalische Chemie; chemische und physikalische Arbeiten im Laboratorium. — Drobisch: Einleitung in die Philosophie und Logik; über Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. — Fleischer: Erklärung des Koran nach Beidhâwi; Erklärung der Gedichte Mutanabbi's; Erklärung persischer Schriftsteller; Erklärung türkischer Schriftsteller; Uebungen der arabischen Gesellschaft. — Roscher: gesammte theoretische Nationalökonomik; Naturlehre des Staats, geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, als Vorschule jeder praktischen Politik. — Brockhaus: Erklärung von Benfey's Sanskrit-Chrestomathie, zweiter Cursus (Fragmente des Fabelwerkes Panca-tantra); Erklärung des indischen Schauspieles Mrichakati (ed. Stenzler, 1847). — Wuttke: Urkundenlehre und Sigelkunde; Geschichte der Revolution von 1848 und 1849; historisches Seminar. — Hankel: Physik 1. Th.; physikalische Uebungen für künftige Lehrer und Mediciner; physikalische Uebungen für Fortgeschrittenere; mathematisch-physikalische Uebungen. — Zarncke: deutsche Grammatik; Erklärung des Parzival, mit einer Einleitung über die Entstehung der Artus- und Gral-Sage; Uebungen des königlichen deutschen Seminars. — Overbeck (zur Zeit Rector Magnificus): Einleitung in die griechische Kunstmythologie und Uebersicht über dieselbe; Uebungen des königlichen archäologischen Seminars im Erklären antiker Kunstwerke und in schriftlichen Arbeiten. — Curtius: Elemente der vergleichenden Sprachwissenschaft mit bes. Rücksicht auf die Ziele der class. Philologie; Uebungen des königlichen philologischen Seminars im Interpretiren von Sophokles Ajax (Forts.) und im Disputiren über schriftliche Arbeiten; grammatische Gesellschaft. — Masius: allgemeine Pädagogik; Schulen und Schulordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts; Uebungen des pädagogischen Seminars. — Ebert: Einleitung in das vergleichende Studium der romanischen Sprachen; spanische Grammatik, verbunden mit Leseübungen; Geschichte der französischen Literatur vom Zeitalter Franz I. bis zu dem Ludwig XIV. — Ritschl: griechisch-römische Metrik; Interpretation des Aeschylus und lateinische Disputationen im königl. philol. Seminar; Interpretation des Sallustius und lateinische Disputationen in der „philologischen Societät" (in Gemeinschaft mit Dr. Mendelssohn); Uebungen des russischen philologischen Seminars. — Kolbe: anorganische Experimentalchemie; chemisches Practicum für Anfänger; praktisch-chemische Uebungen und Untersuchungen für Fortgeschrittenere. — Voigt: Geschichte der römischen Republik; deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation; historische Gesellschaft. — Scheibner: Einleitung in die Analyse des Unendlichen; Dioptrik. — Schenk: allgemeine Botanik; medicinisch-pharmaceutische Botanik; Arbeiten und Uebungen im botanischen Laboratorium; botanische Besprechungen. — Bruhns: geographische Ortsbestimmungen mit Uebungen auf der Sternwarte; über einige Capitel aus der mathematischen Geographie, besonders über Gradmessungen. — Neumann: Allgemeine Theorie der Functionen complexer Variablen; Einleitung in die theoretische Mechanik; mathematisches Seminar. — Leuckart: allgemeine Naturgeschichte der Thiere; praktische Uebungen auf dem zoologischen Institute für Geübtere und Anfänger; zoologische Gesellschaft. — Blomeyer: landwirthschaftliche Betriebslehre; specieller Pflanzenbau, I. Theil; Demonstrationen auf dem Versuchsfelde. — Zirkel: Petrographie (erster Theil der Geologie);

geologische und mineralogische Arbeiten und Untersuchungen im Institut. — Lange (zur Zeit Procancellarius): ausgewählte Capitel der vergleichenden Syntax der griechischen und lateinischen Sprache; Uebungen des königl. philol. Proseminars im Interpretiren der Episteln des Horatius und im Disputiren über schriftliche Arbeiten; Uebungen der römisch-antiquarischen Gesellschaft (Cicero de republica und Abfassen schriftlicher Arbeiten). — Zöllner: physikalische Geographie; über die Erkenntnißtheorien von Condillac und Locke. — Springer: Kunst- und Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts; Mythologie der mittelalterlichen Kunst; Geschichte der altniederländischen Malerei; kunsthistorische Uebungen. — Krehl: Erklärung der äthiopischen Chrestomathie von Dillmann; Erklärung des Spicilegium Syriacum von Cureton; Erklärung der Mu'allaka des Imrul Kais (nach der Ausg. von Arnold). — Hildebrand: Schiller und Goethe in ihrem Verhältniß und ihrem Zusammenwirken; Walther von der Vogelweide. — Fricker: Verwaltungsrecht; allgemeines Staatsrecht und Verwaltungs-Politik. — Ebers: Einführung in das Hieratische, Syntax und Analyse hieroglyphischer und hieratischer Texte; die Denkmäler des alten Aegypten. — Heinze: Geschichte der neueren Philosophie; Psychologie; philosophische Uebungen (Kant's Grundlegung zur Methaphysik der Sitten). — Wundt: Psychologie; allgemeine Resultate der Gehirn- und Nervenphysiologie, mit Rücksicht auf Psychologie. — Proff. ord. hon. Strümpell: Psychologie; Metaphysik; wissenschaftlich-pädagogisches Practicum. — Nobbe: Taciti Agricola. — Marbach: über Dampf und Dampfmaschinen. — Biedermann: deutsche Geschichte seit 1815 (politische Cultur- und Literaturgeschichte); deutsche Literaturgeschichte von Gottsched bis zu Goethe's Tod. — Proff. extraord. Jacobi: Einleitung in das Studium der Cameralwissenschaften; allgemeine Landwirthschaftslehre; ausgewählte Capitel der Etymologie; wirthschaftliche Culturgeschichte des alten Germaniens. — Wenck: Geschichte Deutschlands im Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege (vom westfälischen Frieden bis zum Aachener Frieden 1648 bis 1748); sächsische Geschichte. — Fritzsche: Theokrit's Idyllen mit Zugrundelegung seiner erkl. Ausg. (Leipzig, Teubner. III. Aufl.); griechische Gesellschaft (lateinische Exegese und Kritik von Sophokles' Antigone und lateinische Disputationen über selbständige Abhandlungen). — Hermann: Geschichte der Philosophie; Psychologie in Verbindung mit Völkerpsychologie und Philosophie der Geschichte; allgemeine Grammatik und Sprachphilosophie. — Knop: Agriculturchemie; chemisches Practicum. — Minckwitz: die deutsche Literatur und Poesie seit Klopstock und ihre gegenwärtige Gestaltung; Entstehung der Homerischen Gesänge und ihre einheitliche Abfassung; Gesellschaft für praktische Uebungen in deutscher Sprache. — Ziller: Psychologie; allgemeine Pädagogik; Aesthetik; pädagogisches Seminar. — Eckstein: Geschichte des Humanismus im 15. und 16. Jahrhundert; Uebungen des pädagogischen Seminars. — Brandes: sächsische Geschichte; ausgewählte Abschnitte aus dem ersten und zweiten Buche des Herodotos, vom historischen Standpunkte aus erläutert; germanistische Gesellschaft: Themen der Geschichte und Staatsalterthümer der Germanen in der Karolingerzeit. — Hirzel: Pharmacie (organische Präparate). — Seydel: Logik und Erkenntnißlehre; über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Kant und ihre Weiterbildung; über die Hauptfragen der philosophischen Aesthetik. — Bückert: das achtzehnte Jahrhundert in universalhistorischer Uebersicht; Geschichte Westeuropas im Mittelalter; Uebungen an Quellen zur Geschichte der Staufer. — Birnbaum: Bodenkunde und Bonitiren; Zucht der Pferde u. s. w.; neuere Geschichte und Literatur der Landwirthschaft; Anwendung und Anwendbarkeit des Genossenschaftsprincips. — Lipsius: attische Staats- und Gerichtsverfassung; Uebungen der griechisch-antiquarischen Gesellschaft im Erklären von Demosthenes' Rede gegen Androtion und Abfassen von schriftlichen Arbeiten. — Leskien: Grammatik der litauischen Sprache (mit Berücksichtigung des Lettischen und Altpreußischen); die epische Volkspoesie der slawischen Stämme; Uebungen in slawischer Grammatik und Interpretation von Texten. — Credner: Paläontologie; geologisch-paläontologisches Repetitorium; der geologische Bau des Königreichs Sachsen mit Excursionen. — Stohmann: technische Chemie (organische Verbindungen); Agriculturchemie II. Theil: die Ernährung der Thiere; Practicum im Laboratorium des landw.-physiol. Institutes. — Mayer: Theorie der gewöhnlichen Differentialgleichungen; mathematische Uebungen. — Zürn: innere und äußere Krankheiten der Haussäugethiere; thierärztliche Geburtshilfe; einfachste Operationen an kranken Hausthieren. — Carstanjen: organische Experimentalchemie. — Paul: Geschichte der Musik im 18. und 19. Jahrhundert; Harmonik und Metrik. — Von der Mühll: höhere Optik; mathematisch-physikalische Uebungen. — Loth: über das Leben und die Lehren Muhammed's; Erklärung von Arnold's Chrestomathia Arabica. — Schuster: Geschichte der alten Philosophie; religiöse und philosophische Weltanschauung; Erklärung von Plato's Gorgias (philol.-philos. Gesellschaft). — Ritsche: allgemeine und specielle Naturgeschichte der wirbellosen Thiere; allgemeine Darstellung der Fortpflanzungsvorgänge im Thierreich. — Delitsch: Geographie von Deutschland; geographische Gesellschaft. — Wülcker: Geschichte der englischen Literatur von Shakespeare bis Byron; Byron's Leben und Werke, nebst Erklärung von Byron's Corsair; englische Gesellschaft. — Priv. Docc. Weiske: Meteorologie. — Frank: landwirthschaftliche Culturpflanzen und Unkräuter. — Hirzel: Plato's Symposion; Geschichte der Philosophie bei den Römern. — Sachße: Einleitung in die Agriculturchemie. — Luerssen: Morphologie, Physiologie und Systematik der Muscineen und Gefäßkryptogamen; Pflanzengeographie. — Gardthausen: griechische Paläographie mit praktischen Uebungen, für Philologen und Theologen; Einleitung zum Tacitus und den anderen Kaiserhistorikern nebst Erklärung der Taciteischen Annalen; historische Uebungen. — Windelband: Einleitung in die Philosophie; Kritik der Kantischen Philosophie. — Delitzsch: Erklärung ausgewählter assyrischer Texte; akkadische Grammatik; Erklärung der wichtigsten phönicischen Inschriften; comparative semitische Gesellschaft: die Genesis und die Keilinschriften. — Weddige: Maßanalyse. — Mendelssohn: Einleitung in das Studium der griechischen Geschichte; Tacitus' Annalen; Sallust und lateinische Disputirübungen. — Braune: Geschichte der niederdeutschen Sprache und Literatur, nebst Erklärung des Heliand; mittelhochdeutsche Uebungen für Anfänger; Grammatische Gesellschaft. — Göring: Cursus der Philosophie; über Hume's Unters. in Betreff des menschlichen Verstandes. — v. Meyer: Theorie und Praxis wichtiger technisch-chemischer Processe (chemische Großindustrie); technisch-chemische Untersuchungsmethoden: Gasanalyse. — Wolff: Logik nebst Geschichte der Logik; über die Entstehung und Entwickelung der hauptsächlichsten philosophischen Probleme. — Hübschmann: Sitâharanam, nach Benfey's Chrestomatie aus Sanskritwerken; Zend-Grammatik; Armenisch: Erklärung des Faustus von Byzanz. — Drechsel: physiologisch-chemisches Practicum; Harnanalyse. — Freiherr von der Ropp: Geschichte des preußischen Staates; Verfassungsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter; historische Uebungen. — Arndt: Geschichte des Mittelalters; Deutschlands Geschichtsquellen während des Mittelalters; historische Uebungen. — Osthoff: Grammatik der altitalischen Sprachen (Lateinisch, Oskisch, Umbrisch) auf vergleichend historischer Grundlage; Anfangsgründe des Sanskrit, nach Stenzler's Elementarbuch der Sanskritsprache. — Wiedemann: Einleitung in die mathematische Physik. — Avenarius: über die Entstehung der philosophischen Probleme und deren Lösungsmethoden; über die anomalen Bewußtseinserscheinungen. — Harnack: Geometrie der Ebene; mathematische Uebungen. — Langer: Harmonielehre mit besonderem Bezug auf Choralsatz; liturgische Gesangübungen; Orgelcursus; Gesangesübungen des Universitäts-Sängervereins.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 22. Donnerstag, den 16. März. 1876.

* * *

Dresden, 13. März. Vorgestern und gestern (Sonnabend und Sonntag) Abends ½9 Uhr wurden bei Anwesenheit Ihrer Majestäten des Königs und der Königin, Ihrer königl. Hoheiten des Prinzen und der Frau Prinzessin Georg, sowie des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, nebst 240 geladenen Gästen in dem königl. Residenzschlosse eine Anzahl Tableaux, verbunden mit Aufführung eines Lustspieles, vorgeführt. Bei der Aufführung am Sonnabend waren noch gegenwärtig Ihre Majestät die Königin-Mutter und Ihre Majestät die Königin Maria, sowie Ihre Hoheiten die zur Zeit in Dresden lebenden Prinzen von Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen und Schleswig-Holstein.

Der ganzen Darstellung lagen als Schlüssel die Worte „Meißner Porzellan“ zu Grunde; von beiden Worten wurde der Reihe nach je ein Buchstabe genommen und diese wieder zur Bildung eines Wortes benützt, so daß sich daraus folgende Zusammenstellung entwickelte:

M. P. **Mühlknapp.**
E. O. **Echo.**
J. R. **Inspector.**
S. Z. **Schatz.**
S. E. **Stunde.**
N. L. **Nichte oder Nachtigall.**
E. A. **Eva.**
R. N. **Rathen.**

Diese acht Worte sowol, wie das ganze Sylbenräthsel wurden sinnbildlich dargestellt.

Erstes Tableau: Mühlknapp. Die Scene ist eine ländliche Gegend, die Mühle am Wasser erglänzt im Abendlicht der untergehenden Sonne; aus dem Fenster schaut des Müllers Töchterlein und lauscht dem Gesange des Mühlknappen, welcher ihr, der Geliebten, den Scheidegruß zuruft (Miß Ella Scottland und Lieutenant von dem Bussche). Hierzu wurde Schubert's Lied „Das Wandern ist des Müllers Lust“ rc. vorgetragen.

Zweites Tableau: Echo. Das Motiv zu diesem figurenreichen Bilde ist aus „Preciosa“ entnommen, wo Alonso das Lager der Zigeuner betritt und Preciosa inmitten ihrer Gefährten begrüßt. (Frl. v. Burgk, Graf Luckner, Kammerherr v. Wuthenau, Hauptmann v. Klüchtzner, Rittmeister v. Hinüber, Rittmeister v. Hammerstein, Lieutenant v. Walther-Jeschky, Frau v. Buch, Comtesse Leutrum, Miß Ella Scottland rc.) Der Zigeunerchor „Im Wald“ mit dem verhallenden Echo erläuterte das Titelwort des Tableaus.

Drittes Tableau: Inspector. Hierzu war eine Scene aus Reuter's „Ut mine Stromtid“ gewählt, wo der Inspector Bräsig seinem alten Freunde Havermann erzählt, wie es ihm in der Wasserheilanstalt zu Güstrow ergangen. (Hauptmann v. Malortie und Kammerherr v. Schönberg-Purschenstein excellirten dabei in plattdeutscher Mundart.)

Viertes Tableau: Schatz. Hagen versenkt den Nibelungenschatz bei Lochheim in den Rhein, gestellt nach der von dem hier lebenden Bildhauer Behrens angefertigten Statue, wozu sich die imposante Gestalt des Hrn. Max v. Arnim vortrefflich eignete.

Fünftes Tableau: Stunde. Scene aus der Oper „Der König hat's gesagt“, wo der Tanzlehrer Miton den vier Töchtern des Marquis v. Moncontour Tanzunterricht ertheilt und den Furienchor probirt. (Die Gesangspartien hatten übernommen: Frau Minister Abeken, Frau v. Wuthenau, Frau v. Arnim, Frl. Anna v. Fabrice und Directionsrath v. Nostitz-Jänckendorf.)

Sechstes Tableau: Nichte oder Nachtigall. Aufführung des gleichnamigen einactigen Lustspiels, in welchem Frau v. Reitzenstein und die Herren v. Broizem, Hauptmann v. Hausen und Legationssecretair v. Heidler-Egeregg mitwirkten.

Siebentes Tableau: Eva. Lebendes Bild: Meistersinger zweiter Act, Hans Sachs im Fenster, Eva lauscht seiner Erzählung, und die Amme Magdalena ruft sie zurück in Pogner's Haus. (Dargestellt von Fräulein v. Wolf, Frau v. Miltitz und Herrn Oberst v. Welck.)

Achtes Tableau: Rathen. Hr. Lieutenant v. Carlowitz erschien in der Maske des lustigen Narren und erklärte der Versammlung in Versen, daß schon vor Zeiten bei den höchsten Potentaten der Narr ein Privilegium gehabt und bei besonders heiklen Fällen Alt und Jung guten Rath ertheilen mußte. Auch jetzt, beim Charadenenträthseln, sei er ganz am Platze. Zum Schluß wolle er der hohen Versammlung noch ein kleines Räthsel vorlegen, es lautet:

> Wenn du es thust — erforsche die Mienen,
> Wenn du es suchst — es liegt in Ruinen,
> Wenn du's nicht kannst — so liegt's am Verstand,
> Und wenn du es fand'st — am Elbestrand.

(Auflösung: die alte Ruine Rathen an der Elbe.)

Hiermit fanden nun die einzelnen Worte ihren Abschluß, und um das ganze Wort: „Meißner Porzellan“ bildlich darzustellen, wurden vier Tableaux vorgeführt, gestellt nach vorhandenen Modellen aus der k. Porzellanmanufactur:

In blauem Zwiebelmuster: die beiden Statuetten: Graf Brühl und seine Gemahlin als Gärtner und Gärtnerin (Lieutenant v. Zehmen und Fräulein v. Senfft).

Zwei Blumenschalen, je gehalten von einem Herrn und einer Dame (Lieutenant Graf Voß und Fräulein v. Winkler).

Die fünf Sinne: Fünf Damen, welche jede einzeln einen Sinn repräsentiren: Gesicht (Frl. v. Egidy) sitzt vor dem Toilettentisch und probirt vor dem Spiegel, wie ein Sträußchen am Mieder zu befestigen sei; Gehör (Miß Palmer) spielt auf dem Spinnet; Gefühl (Frl. Marie

v. Fabrice) neckt sich mit einem Vögelchen und läßt sich in die Finger picken; Geruch (Frl. v. Welck) erfreut sich am Duft eines Blumenstraußes, und endlich Geschmack (Frl. v. Gerber) sitzt vor einer wohlbesetzten Tafel und ißt Biscuit.

Das vorletzte Tableau war einem Tafelaufsatz, genannt der „Palmbaum", nachgebildet. Der Palmbaum, von Blumenguirlanden umwunden, dient zum Postament einer kostbaren Dessertschale, um den Baum herum haschen sich ein Herr und eine Dame im Rococostume (Lieutenant v. Oppen-Huldenberg und Gräfin Frieda Einsiedel). Um den Palmbaum gruppirt waren zwei Doppelschalen, verziert mit einem Koch im Küchencostume und einer Köchin, welche eine gerupfte Gans hält (Lieutenant v. Haugk und Miß Mary Scottland); und zwei kleinen Doppelschalen, gefüllt mit blühenden Blumen und gekrönt von Schäfer und Schäferin (dargestellt von den jugendlichen Geschwistern v. Arnim).

Das letzte und wol überraschendste Tableau war ein Teller, nachgebildet dem sogenannten grünen Porzellanservice, der durchbrochene Rand des Tellers ist mit Blumenmalerei verziert, und inmitten des Tellers befindet sich ein Gemälde à la Watteau, Herr und Dame im Gespräch. Beide wurden dargestellt von Kindern (Hans Abeken und Marie v. Klenk).

Die Arrangements bei der Darstellung sämmtlicher Tableaux geschahen unter der Oberleitung des Generaldirectors der k. musikalischen Kapelle und des Hoftheaters, Herrn Reichsgrafen v. Platen-Hallermund. (Dr. J.)

— Zur rechten Zeit ist soeben eine zweite Auflage von den „Fünf Confirmationsreden" von Dr. Fr. Ahlfeld, Pastor zu St. Nicolai in Leipzig, in der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen. Es wird nicht mehr bedürfen, um die Aufmerksamkeit christlicher Aeltern und Vormünder auf diese, bereits in weiten Kreisen verbreitete kleine Schrift erfolgreich aufmerksam zu machen.

Eine wissenschaftliche Reise deutscher Forscher nach West-Sibirien. Denkschrift des Vereins für die deutsche Nordpolarfahrt in Bremen, betreffend die von ihm im Jahre 1876 zu veranstaltende wissenschaftliche Forschungsreise nach West-Sibirien.

Der genannte Verein ist zwar ein noch sehr junger, aber ein recht thätiger. Im Jahre 1869 gegründet, verfolgt er unablässig das sich gesteckte Ziel, die kalten und eisigen nordischen Gegenden unseres Planeten zu erforschen. Die zweite deutsche Nordpolarfahrt führte zur Gründung des Bremer Vereins und nach der Rückkehr der Hansamänner und der Entdecker des Franz Joseph-Fjord übernahm es der Verein, die von der Expedition mitgebrachten Tagebücher und Sammlungen zu ordnen, das wissenschaftliche Material von tüchtigen Fachmännern bearbeiten zu lassen, während der rastlos strebende Secretair des Vereins, Dr. M. Lindeman, die Tagebücher zu einem erzählenden und interessant unterhaltenden Werk bearbeitete. So erhielten wir ein Werk aus 4 sehr stattlichen Bänden, zwei erzählenden und zwei wissenschaftlichen Inhalts. Nachdem nun auch noch eine Volksausgabe der gedachten Reisen, bearbeitet durch Dr. M. Lindeman und Dr. Otto Finsch, im Jahre 1875 bei F. A. Brockhaus erschienen ist, glaubte der Verein ein neues Unternehmen beginnen zu müssen.

Es war Absicht, eine neue Expedition und zwar mit Beihilfe einer namhaften Unterstützung des Reiches in Angriff zu nehmen. Dieser sehr löbliche Plan konnte indeß nicht zur Ausführung gelangen, da die Eingabe des Bremer Vereins vom 30. Dec. 1874 an den Bundesrath zu einer Reichs-Nordpolarcommission führte, die an Stelle einer Entdeckungsexpedition einen andern Plan entwarf, wonach dahin zu streben sei, daß an mehreren geeigneten Punkten nördlich des nördlichen Wendekreises Beobachtungsstationen errichtet werden sollten, von wo aus dann Expeditionsreisen zu unternehmen wären. Die Absichten und Pläne der Commission werden, soweit sie bekannt geworden, sich sicher des Beifalls der Freunde nordischer Entdeckungen und wissenschaftlicher Forschungen zu erfreuen haben, aber sie förderten die nächsten Ziele des Bremer Vereins nicht. Da mußte denn der Verein nach dem alten guten Worte „raste ich so roste ich" zur Selbsthilfe übergehen und entschloß sich zunächst eine kleine wissenschaftliche Forschungsreise nach West-Sibirien zu planen.

In der oben genannten Denkschrift zieht der Verein folgende vier Gesichtspunkte in Betrachtung:

1) Die Forschungen, welche der Verein jetzt aufnimmt, sollten sich an die bisher von ihm betriebenen möglichst anschließen, ohne mit den seiten des Reichs in Aussicht gestellten größeren Unternehmungen zu collidiren.

2) Muß das zu wählende neue Arbeitsfeld der Art sein, daß mit den geringsten Mitteln, welche der Verein zur Zeit nur besitzt, in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit Sicherheit werthvolle Resultate erzielt werden können; darum sollte

3) von einer größeren Entdeckungsreise zu Schiff vorerst abgesehen und das Augenmerk auf Gegenden gerichtet werden, in denen zwar keine geographischen Entdeckungen mehr zu machen, die aber, verhältnißmäßig wenig bekannt, eine reiche Ausbeute an naturwissenschaftlichen und ethnographischen Objecten versprechen.

Wir glauben davon ausgehen zu dürfen, daß die durch eine solche Reise gewonnene Kunde der Natur, der Erzeugnisse und der Bewohner eines fernen wenig bekannten Landes recht eigentlich die Lösung einer geographischen Aufgabe enthält.

4) Sollte, sofern es mit der in erster Linie stehenden Förderung wissenschaftlicher Zwecke vereinbar, die Wahl auf solche Gegenstände gelenkt werden, deren Erzeugnisse und Hilfsquellen bei der steten Ausdehnung und Erleichterung des Verkehrs früher oder später auf den deutschen Handel von Einfluß werden könnten.

West-Sibirien schien dem Verein nach den hervorgehobenen Rücksichten dasjenige Land zu sein, das man als Reiseziel zu wählen habe.

Bezüglich der Wahl der wissenschaftlichen Forscher können wir dem Vereine nur Glück wünschen, es sind dies drei Männer, deren Namen einen vollen Klang haben. Dr. Otto Finsch, der Conservator des naturwissenschaftlichen Museums in Bremen, Dr. A. E. Brehm und Graf Waldburg-Zeil, letzterer schließt sich der Expedition als Freiwilliger an. Graf Zeil ist bekanntlich kein Neuling auf dem Gebiet nordischer Reisen, denn er war es, der im Jahre 1870 auf eigene Kosten mit Herrn von Heuglin eine Expedition nach Spitzbergen unternahm.

Die Kosten der Reise der beiden Herren Finsch und Brehm, heißt es in der Denkschrift, bestreitet der Verein und er wird den unter voller Berücksichtigung der wissenschaftlichen Resultate abzufassenden Reisebericht veröffentlichen, wobei er sich übrigens vorbehält, die Bearbeitung einzelner Theile der letzteren auf Wunsch der beiden Gelehrten anderen Forschern zu übertragen. In Betreff der mitzubringenden naturwissenschaftlichen und ethnographischen Objecte sollen Verabredungen getroffen werden, welche eine dauernde Verwerthung derselben für die deutsche Wissenschaft sicherstellen.

In Berücksichtigung des oben unter 4) angeführten Gesichtspunktes sollen in dem Reisebericht resp. einer demselben hinzuzufügenden Abtheilung die Ergebnisse der Reise in praktischer Beziehung, — Handel und Verkehr, Producte, Industrie, — dargelegt werden, und wird der Verein Bedacht nehmen, das in dieser Richtung von den Herren während ihrer ganzen Reise zu sammelnde Material inzwischen auf

andere Weise durch Ermittlungen an Ort und Stelle zu bereichern. Die Reisenden werden, wie uns aus Bremen berichtet wird, am 6. März von Deutschland aufbrechen und zunächst nach St. Petersburg gehen, da wol zu erwarten ist, daß sie bei der russischen Regierung und der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg auf Unterstützung rechnen dürfen.

Nachtrag: Das Unternehmen des Bremer Vereins gestaltet sich sehr glücklich. Kaum war die Kunde von der Expedition durch die Zeitungen bekannt geworden, da zeigte sich überall auch schon das regste Interesse für dieselbe. So waren bereits am 1. d. Mts. durch den Kaufmann Alexander Michailowitsch Sibiriakoff in Moskau 20,500 M. dem Verein für die deutsche Nordpolarfahrt übersandt und weitere Unterstützungen den Forschern zugesichert. In Berlin hatten die Herren von der Expedition eine Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser, während sie bald nach ihrem Eintreffen in Berlin schon von Mitgliedern der geographischen Gesellschaft begrüßt wurden.

Die Reisenden gehen zunächst nach St. Petersburg oder sind, während diese Zeilen zum Druck kommen, bereits über St. Petersburg hinaus auf Kasan nach dem Ural unterwegs.

Ueber Jekaterinburg, Tjumen, Omsk, Barnaal und Semipolatinsk begeben sie sich zunächst nach dem Altai-Gebirge und zwar nach der südlichen oder chinesischen Seite desselben, dann erst werden sie den Irtysch, der bekanntlich der bedeutendste Zufluß im Obgebiet ist, abwärts gehen und das Flußgebiet bis zur Mündung, also bis zum Obischen Meerbusen durchstreifen. Von hier wird die Reise über Tobolsk, Tjumen und den Ural wieder zurückgehen. Bei den einflußreichen Empfehlungen und Unterstützungen, welche den Reisenden zu Gebote stehen, ist zu erwarten, daß die Expedition von sehr günstigem Erfolge wird begleitet sein.

Dr. Henry Lange.

— **München**, 12. März. Bei der Gründung des Maximilianeums hier leitete König Maximilian II. der Gedanke, die wichtigsten Momente der Weltgeschichte in bildlichen Darstellungen, ausgeführt durch die ersten zeitgenössischen Künstler, dem Volke vor Augen zu führen. Seit länger als zehn Jahren ist diese Sammlung vorhanden, aber, wie man zu beklagen hat, so gut wie gänzlich unzugänglich geblieben. Im Laufe dieses Sommers sollen nunmehr die Räume des Maximilianeums mit ihren Schätzen dem Publicum zugänglich gemacht werden und kein gebildeter Besucher Münchens wird sodann den Besuch dieses Prachtbaues unterlassen. Vermehrte Anregung wird die soeben von Franz Hanfstaengl angekündigte Unternehmung: „Das Königliche Maximilianeum nach den Originalgemälden photographirt" geben, welches in Facsimile-Format erscheint. In der ersten Serie von sechs Nummern sind zunächst die verschiedenen Richtungen der historischen Darstellung durch Bilder von Schwoisen (Heinrich IV. in Canossa), Kaulbach (Krönung Karl des Großen), v. Ramberg (Friedrich II. in Sicilien), v. Piloty (die Gründung der Liga), Pauwels (Ludwig XIV. empfängt venetianische Gesandte) und A. Cobanel (der Sündenfall) vertreten.

— Das erste Heft des zweiten Jahrganges von Hallberger's „Illustrated Magazine" ist ganz geeignet, diesem Unternehmen, welches unter der Leitung eines Dichters von der Bedeutung und dem Rufe Ferdinand Freiligrath's sich bereits das Interesse aller Gebildeten gesichert hat, der fortgesetzten Aufmerksamkeit derselben in erhöhtem Maße zu empfehlen. Herausgeber und Verleger haben nichts unterlassen, den im Publicum erregten Voraussetzungen gerecht zu werden. Die getroffene sorgfältige Wahl für den Text verräth durchaus den ausgezeichneten Kenner der englischen Literatur. Es wird eine Fülle trefflicher Erzeugnisse aus dem reichen Schatze geistigen englischen Lebens dargeboten, die auch hohen Anforderungen Befriedigung gewähren müssen. Einen besondern Werth dürfte diesem Journal auch der Umstand gewähren, daß dasselbe nicht blos dem Genusse und der Unterhaltung, sondern auch dem Zwecke des Selbstunterrichts dient, indem er denen, welche mit der englischen Sprache einigermaßen vertraut sind, Gelegenheit bietet, unter Beihilfe eines guten Wörterbuches in der angenehmsten Weise ihre Kenntniß derselben zu erweitern.

— Es wird sicherlich jedem Landwirthe willkommen sein, wenn ihm in leicht verständlicher, alles Weitschweifige vermeidender Darstellung die Kenntnißnahme von allen wichtigen Verbesserungen, Erfahrungen, Erfindungen, kurz von allen Fortschritten zugänglich gemacht wird, die im jüngst abgelaufenen Jahre in seinem Berufe und Gewerbe gemacht worden sind. Ein Handbuch, welches diesen Ansprüchen in ausgezeichneter Weise entgegenkommt, ist der bereits im 21. Jahrgange bei Ed. Trewendt in Breslau soeben erschienene „Landwirthschaftliche Fortschritt" von Dr. William Löbe (135 S. 8.), eine das Jahr 1875 umfassende Darstellung der belangreichsten Erfahrungen, Verbesserungen und Erfindungen auf dem ganzen Gebiete und aus allen Zweigen der Landwirthschaft. Der Inhalt ist nach Fächern geordnet und durch ein vollständiges alphabetisches Sachregister in bequemster Weise zu benutzen und verdient als ein nützliches Büchlein von bleibendem Werthe und billigem Preise angelegentlich empfohlen zu werden.

— Koseritz' Deutscher Volkskalender für die Provinz Rio Grande do Sul auf das Schaltjahr 1876. Dritter Jahrgang. Porto Alegre. Verlag von Walther Kühn. — Porto Alegre ist ein Name, der in Südamerika öfter vorkommt, der in Rede stehende aber ist derjenige der Hauptstadt der Provinz Rio Grande do Sul in Brasilien. Es war nothwendig, diese kleine geographische Orientirung vorauszusenden, bevor wir zur Besprechung des Werkchens übergehen. Ein Kalender ist bei uns in Deutschland kein so sehr beachtenswerther Gegenstand, aber ein Volkskalender für die Deutschen im brasilianischen Urwald oder für solche, welche mit den Brasilianern vermischt in den kleineren und größeren Ortschaften beisammen leben, ist eine besonders zu beachtende Erscheinung, die auch bei uns das größte Interesse zu erwecken berechtigt ist.

Herr Carl von Koseritz, der Herausgeber des Kalenders, ist der verdienstvolle Redacteur der „Deutschen Zeitung" in Porto Alegre, welche bereits im 15. Jahrgang sich befindet. Auch die Wissenschaftliche Beilage, sowie die Leipziger Zeitung haben in früheren Jahren manchen wichtigen Beitrag aus der Feder unseres thatkräftigen und für Recht und Wahrheit streitenden Landsmannes gebracht.

Der Kalender enthält neben dem für Brasilien passenden Kalendarium statistische Notizen über einzelne in der Provinz gelegene Colonien, über die Bevölkerung der Provinz im Allgemeinen und einen Adreß-Kalender der deutschen Geschäftsleute und Handwerker in der Provinz, eine Anzahl von belehrenden und unterhaltenden Aufsätzen wie: 1) Der Jesuit. Eine Erzählung aus der Colonie von C. v. Koseritz. 2) Der Sieg der Naturwissenschaften über Religion und Philosophie von C. v. Koseritz. 3) Die Jesuiten und ihre Moral. Eine geschichtliche Studie von C. v. Koseritz. 4) Landwirthschaftliches. Was sollen wir pflanzen? von A. W. Sellin. 5) Der Musterreiter. Eine naturgeschichtliche Skizze von C. v. Koseritz. 6) Wehrpflicht-Gesetz, das Gesetz vom 26. September 1874, durch welches die Art und Weise und die Bedingungen für die Aushebung zum Dienst im Heere und in der Flotte festgestellt werden. 7) Der Municipal-Haushalt-Etat. Finanzjahr 1875—1876. Am Schluß findet sich eine reichhaltige Zahl von Anzeigen lauter deutschen Firmen.

Daß die deutschen Jesuiten in Südamerika nicht nur in Brasilien, sondern auch in Chile unter der deutschen Bevölkerung sich niederließen und Unheil stifteten, ist uns genugsam aus Zuschriften und deutschen Zeitungen aus Süd-

amerika bekannt, und es ist nicht das kleinste Verdienst, das Hr. v. Koseritz sich erwirbt, indem er nicht rastend die Bevölkerung aufzuklären bestrebt ist. Sehr bezeichnend ist es, wenn er am Schluß seiner geschichtlichen Studie über die Jesuiten und ihre Moral den Familien, welche die Erziehung ihrer Kinder den Jesuiten anvertrauen, zuruft:

Omnes, qui cum Jesu itis,
Nec ite cum Jesuitis!

Alle, die ihr mit Jesu geht,
Gehet nicht mit den Jesuiten!

Ein recht lehrreicher Aufsatz ist der des Hrn. Sellin, lehrreich für den deutschen Colonisten in Brasilien und lehrreich für den Deutschen zu Haus, der sich zuweilen wunderbar falsche Bilder von dem Leben und Treiben eines Colonisten entwirft. Nachdem der Verf. die Fragen: was pflanzen wir? und was könnten wir pflanzen? gründlich und sehr verständig besprochen hat, schließt er mit folgender, wohl zu beherzigender Betrachtung:

„Doch Hand aufs Herz, Ihr deutschen Colonisten! Ich weiß, Ihr liebt es, wenn man die Mißstände, unter welchen unsere Colonisation noch leidet, ausschließlich der Regierung in die Schuhe schiebt. Davon bin ich aber weit entfernt. Ein großer Theil, wenn nicht der größte trifft Euch, Euch allein! Ihr leidet unter schlechten Preisen, weil Ihr oft schlechte, unreine, ja verfälschte Producte an den Markt bringt. Ihr leidet durch schlechte Ernten, weil Ihr Euren Boden mit mangelhaften Instrumenten bearbeitet, ihm nicht den nöthigen Dünger gebt und die Saat nicht wechselt. Ihr leidet unter der Verarmung Eures Bodens, weil Ihr nicht nach einem vernünftigen System Euren Wald abholzt und das gewonnene Ackerland nach den Regeln, welche die Wissenschaft der landwirthschaftlichen Praxis als unumstößliche Norm für ihr Gedeihen aufgestellt hat, bepflanzt, weil Ihr nicht Fruchtwechselwirthschaft und Stallfütterung einführt, kurz Ihr leidet unter Euren eigenen Fehlern."

Solche Lection thut gut und ist im Volkskalender so recht am Platze. L.

— **Reiseskizzen.** Gr. Bernhard, Montblanc, St. Gotthard, Italien. Mit Titelbild. Leipzig, Schmidt und Günther. 1875. Der Verfasser hat die südliche Schweiz und das nördliche Italien zum Theil zu Fuße durchreist und die Reiseskizzen sind Aufzeichnungen der unmittelbaren Eindrücke. Sie versetzen uns in jene an Großartigkeit der Natur und Schönheit der Kunst reichen Gegenden, die der Verfasser mit Verständniß in lebendiger Darstellung dem Leser vorführt.

— **Der Schatz von St. Himmelspfort**, Roman von Georg Horn. 4 Bände. Stuttgart 1875. Eduard Hallberger. — Es ist eine der interessantesten und spannendsten Familiengeschichten, welche in diesem Roman der beliebte Erzähler dem deutschen Lesepublicum darbietet, eine Arbeit, welche zugleich darum besondere Anerkennung verdient, weil sie stofflich in der Eigenart deutschen Wesens wurzelt und weil der Verfasser sich in Kreisen bewegt, die er aus eigener Anschauung kennt. Der Hintergrund einer ernsteren Tendenz fehlt dabei keineswegs; es ist der in das sociale Leben der Gegenwart so tief eingreifende Conflict zwischen immobilem und mobilem Besitz, der diesen Hintergrund bildet. James Dupont, der Typus eines Gründers der Neuzeit, hat sein Auge auf die Herrschaft Gamberg, das Erbe des letzten Sprossen eines einst mächtigen Grafengeschlechts geworfen und führt sein Vorhaben, sich in den Besitz zu setzen, mit teuflisch raffinirter Bosheit aus, indem er den Grafen Sylvius Wildner moralisch und materiell zu Grunde richtet. Schloß Gamberg wird Dupont's Eigenthum, Graf Sylvius muß aus dem Erbe seiner Väter scheiden. Dies Ereigniß bildet den Wendepunkt in seinem Leben; eine innere Umkehr erfolgt, er beginnt den Kampf ums Dasein und sein Leben ist von da ab geregelten Bahnen und strenger Pflichterfüllung gewidmet. Die Art, wie Dupont auf der erschlichenen Herrschaft haust, greift ebenfalls in eine Lebensfrage der Gegenwart ein. Nach Art der modernen wirthschaftlichen Doctrin, „Alles möglichst zu Geld zu machen", wird sofort die Axt an den Wald gelegt, ist ja doch der Wald das Symbol conservativen Grundbesitzes, der Gegensatz der mobilen, jederzeit nach dem täglichen Börsencourswerth verkäuflichen Actie. Das Ende der Geschichte bildet, daß Graf Sylvius auf dem kleinen Stück Erde, das er sich vom Erbe seiner Väter gerettet, den lange verborgen gebliebenen Schatz des ehemaligen Klosters St. Himmelspfort findet, welcher ihm die Wiedererwerbung des Besitzes seiner Ahnen ermöglicht. Vortrefflich ist dem Verfasser die Charakterisirung seiner Romangestalten gelungen, in denen uns durchgehends zwar eigenartige, aber natürliche Menschen entgegentreten. Besonders gelungen sind dem Verfasser die zähen, kräftigen Bauerngestalten, welchen zwar das leichtfertige Jugendleben ihres Grundherrn ein Greuel gewesen ist, die schließlich aber doch in instinctiver Erkenntniß der gemeinsamen Gefahr gegen den modernen Gründer für ihn einstehen. Der Gegenwartskampf zwischen Grundbesitz und Capital ist in diesen Scenen vortrefflich veranschaulicht.

⊙ **Zwickau**, 12. März. Der unermüdliche Impresario Herr Hofmann aus Leipzig erfreute am vorigen Mittwoch zum dritten Male in diesem Jahre unsere Stadt mit seinem Besuche. Bildeten bei der letzten von ihm veranstalteten Concertaufführung die vorgetragenen Theile der Richard Wagner'schen Nibelungentrilogie den Mittelpunkt des Interesses, so war dasselbe dies Mal mit dem schwedischen Männerquartett der Herren H. Luttemann, C. Lindquist, F. Lagerholtz, Th. Lundgren und E. Düring der Fall. Die Vorzüge, durch welche sich die schwedischen Sänger und Sängerinnen im Quartettvortrage auszuzeichnen pflegen, Sicherheit und Reinheit der Intonation, Präcision im Einsatze und der rhythmischen Bewegung und vor Allem jene bis ins kleinste Detail durchgearbeitete und ohne Effecthascherei durchgeführte Vortragsweise, bei welcher die einzelnen Stimmen sich ganz und gar dem zu erzielenden Gesammteindrucke ein- und unterordnen, alles dies war hier von dem schwedischen Damenquartett und dem vor mehreren Jahren hier gehörten Männerquartett noch in guter Erinnerung. Und da die Mitglieder der Hofmann'schen Gesellschaft den wohlbegründeten Ruf ihrer Landsleute in der angegebenen Beziehung zu rechtfertigen wußten, so konnte, wenn schon sich nicht behaupten läßt, daß die Herren Luttemann u. s. w. durchgängig im Besitze vorzüglicher Stimmmittel seien, ihren Vorträgen ein lebhafter Beifall nicht entgehen, zumal die schwedischen Nationalgesänge, selbst wenn sie sich in trivialeren Weisen bewegen, doch immer durch ihr charakteristisches Gepräge etwas Interessantes behalten. Der instrumentale Theil des Abends lag in den Händen der Herren Hofconcertmeister Benno Walter aus München und Prof. Kwast aus Köln. Die einzelnen Programmnummern brauchen wir nicht besonders hervorzuheben, da dieselben, wie aus den Berichten über die letzten Hofmann-concerte in andern Städten hervorgeht, überall dieselben gewesen zu sein scheinen, und nur so viel sei bemerkt, daß A. Rubinstein's wunderbare Sonate für Violine und Pianoforte auch hier gerechtes Aufsehen erregte und das Auditorium zu lebhaftem Applaus hinriß. Herrn Walter müssen wir als einen Violinenspieler ersten Ranges bezeichnen; sein Ton ist von einer in allen Lagen sich gleich bleibenden Schönheit, wie wir sie nur selten zu bewundern Gelegenheit hatten; seine Technik ist glänzend und von außerordentlicher Sauberkeit und Accuratesse, und sein Vortrag beweist eine hohe künstlerische Auffassungsgabe. Den Leistungen des Herrn Walter stellten sich diejenigen des Herrn Kwast würdig zur Seite. Der junge Künstler besitzt einen wunderbar weichen Anschlag und entzückte namentlich durch sein meisterhaftes Pianissimo.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 23. Sonntag, den 19. März. 1876.

Bericht über die Neujahrsmesse 1876.

Die Erwartungen, welche man an den Verlauf der diesjährigen Neujahrsmesse knüpfen konnte, mußten in Hinblick auf die immer noch herrschende Geldknappheit auf dem Capitalmarkte, sowie auf die stete Vorsicht, welche alle Geschäftsabschlüsse unablässig begleitet, um so mehr bescheidener Art sein, als von auswärtigen Plätzen keinerlei Nachrichten vorlagen, welche dem hiesigen Geschäftsgange einen treibenden Impuls zu energischer Entwicklung nach der einen oder andern Richtung hin hätten geben können; auch bewegte sich das Zwischengeschäft nur in kleinen Dimensionen.

Die Preise, welche bei Beginn der Messe in verschiedenen Artikeln, namentlich der Wollenwaaren, ihre frühere Höhe behaupten wollten, mußten zurückgehen und hatte sich der Meßverkäuser allenthalben eine gedrückte Stimmung bemächtigt, die auch bis zum Meßschlusse das charakteristische Merkmal des Marktes bildete.

Von Handelsbewegungen auf dem Speculationsgebiete konnte ebenfalls nicht die Rede sein, da etwas Nennenswerthes nicht vorgekommen ist. — Die Gesammtzufuhr der Neujahrsmesse hat innerhalb der Berichtsperiode, d. i. vom 19. December 1875 bis mit 12. Januar 1876

180,510 Centner betragen, nämlich

155,936 Ctr. aus dem freien Verkehr des Zollvereins,
16,248 ⸗ ausländische, auf laufende und Meßconten,
4,600 ⸗ dergleichen, welche beim Eingange verzollt und
3,726 ⸗ dergleichen, welche als nicht zollpflichtig sofort im freien Verkehr gesetzt worden sind;

uts.

also im Vergleiche zur gleichen Messe des Vorjahres

7769 Centner,

sowie zu der letztverflossenen Michaelismesse

213,658 Centner

weniger.

I.

Ueber den Verlauf der Messe nach den verschiedenen Geschäftsbranchen und Umfang der Zufuhr bezüglich der wichtigsten Meßartikel vereinsin- und vereinsausländischen Ursprunges.

An rohen Häuten zur Lederbereitung gingen im Ganzen ein:

8770 Centner, als:

5044 Ctr. aus dem freien Verkehre und
3726 ⸗ ausländische, unter Zollcontrole,

uts.

sonach im Vergleich zur Neujahrsmesse 1875

430 Centner

mehr und zur Michaelismesse 1875

6709 Centner

weniger.

Wie noch zu keiner der früheren Neujahrsmessen herrschte in diesem Rohproducten-Geschäft trotz billigen Angebotes große Lauheit und geringe Nachfrage.

Von zugeführten deutschen Ziegenfellen, bestehend in

ca. 30,000 Stück Mutterziegenfellen und
ca. 50,000 Stück Häberlingen, sowie
ca. 30,000 Stück Kalb- und
ca. 20,000 Stück Schaffellen

wurden die besseren Sorten mit großer Zögerung und auffälligem Preisrückgange meist für deutschen Consum verkauft; geringere Sorten blieben auf Lager.

Die Anfuhr in Kuh-, Ochsen-, Roß- und Wildhäuten war unbedeutend und fand für erste drei Classen geringe Nachfrage statt, während für letztere der Verkauf verhältnißmäßig lebhaft sich gestaltete.

Im Durchschnitt regelten sich die Preise wie folgt:

Kipse Ia pr. Centner	114 ℳ — ₰	bis 138 ℳ — ₰
⸗ IIa ⸗ ⸗	84 ⸗ — ⸗	⸗ 102 ⸗ — ⸗
⸗ IIIa ⸗ ⸗	60 ⸗ — ⸗	⸗ 78 ⸗ — ⸗
⸗ IVa ⸗ ⸗	42 ⸗ — ⸗	⸗ 54 ⸗ — ⸗
Rio de Janeiro, Ochsen, schwere	60 ⸗ — ⸗	⸗ 66 ⸗ — ⸗
⸗ ⸗ Kühe, ⸗	60 ⸗ — ⸗	⸗ 63 ⸗ — ⸗
Rio-Grande, trockne	96 ⸗ — ⸗	⸗ 105 ⸗ — ⸗
Buenos-Ayres, schwere, trockne	108 ⸗ — ⸗	⸗ 126 ⸗ — ⸗
desgl. Kühe	108 ⸗ — ⸗	⸗ 120 ⸗ — ⸗
Puerto-Cabello und Angostura	84 ⸗ — ⸗	⸗ 96 ⸗ — ⸗
Ceara	87 ⸗ — ⸗	⸗ 93 ⸗ — ⸗
Montevideo, gesalzne, schwere	69 ⸗ — ⸗	⸗ 72 ⸗ — ⸗
Uruguay	60 ⸗ 50 ⸗	⸗ 73 ⸗ 50 ⸗
Rio-Grande, Ochsen, schwere	66 ⸗ — ⸗	⸗ 69 ⸗ — ⸗
⸗ ⸗ Kühe	63 ⸗ — ⸗	⸗ 69 ⸗ — ⸗

Die Zufuhr von fabricirtem Leder aller Art bestand in:

13,702 Centner

und zwar:

12,441 Centner aus dem freien Verkehr des Zollvereins,
368 ⸗ ausländisches, auf laufendes Conto und
893 ⸗ dergleichen, zur sofortigen Verzollung.

uts.

Demnach sind gegen die gleiche Messe des Vorjahres

219 Centner,

sowie gegen die Michaelismesse 1875

14,718 Centner

weniger eingegangen.

Die Preise regelten sich folgendermaßen:

a) Sohlleder:

Siegner Ia pr. Ctr.	192 ℳ — ₰	bis 195 ℳ — ₰
⸗ IIa ⸗ ⸗	174 ⸗ — ⸗	⸗ 177 ⸗ — ⸗
Malmedyer pr. Ctr.	183 ⸗ — ⸗	⸗ 189 ⸗ — ⸗
Eschweger, leichte Waare	135 ⸗ — ⸗	⸗ 144 ⸗ — ⸗
⸗ stärkere ⸗	159 ⸗ — ⸗	⸗ 165 ⸗ — ⸗

Bayerische Zahmleder, Trierer, Luxemburger und St. Vither Leder fehlten gänzlich.

b) Oberleder und anderes:

Vacheleder prima pr. Ctr. .	147 ℳ	— ₰	bis	153 ℳ	— ₰
= secunda pr. Ctr. .	126 =	— =	=	132 =	— =
Maschinenleder, ganz feine Waare	168 =	— =	=	174 =	— =
Maschinenleder, and. Sorten	159 =	— =	=	162 =	— =
Blankleder, schwarz, pr. Pfd.	1 =	40 =	=	1 =	60 =
= hell, pr. Pfd. .	1 =	70 =	=	1 =	81 =
Fahlleder pr. Pfd.	1 =	60 =	=	1 =	75 =
Niederländer oder leichte, auch aus sonstigen renommirten Gerbereien, extrafeine Waare, pr. Pfd. .	2 =	20 =	=	2 =	40 =
Kipssohlleder, geringere Waare, pr. Pfd.	1 =	30 =	=	1 =	50 =
dergl. bessere Sorte pr. Pfd.	1 =	75 =	=	1 =	90 =
Kalbleder, braune, pr. Pfd.	2 =	70 =	=	2 =	80 =
Geraer pr. Pfd.	3 =	50 =	=	4 =	— =
Roßleder, lohgares, pr. Pfd.	2 =	10 =	=	2 =	30 =
Schaffelle, weiße, alaungare:					
I. Qual. pr. 100 St.	135 =	— =	=	138 =	— =
II. = = 100 =	90 =	— =	=	120 =	— =
Schaffelle, braune:					
I. Qual. pr. 100 =	165 =	— =	=	180 =	— =
II. = = 100 =	— =	— =	=	135 =	— =

Da ausländische Käufer in verschwindender Anzahl vertreten waren, deckten nur deutsche Consumenten ihren Bedarf.

Der Umsatz in

Fellen zur Pelzwerkbereitung (Rauchwaaren),

welcher zu jeder Neujahrsmesse in unbedeutendem Maße stattfindet, erstreckte sich zu dieser Zeit in der Hauptsache nur auf Ankäufe, welche von Kürschnern behufs Ergänzung ihrer kleinen Winterläger gemacht wurden. Die noch lagernden Vorräthe wurden zum größten Theil geräumt und kamen neue Eingänge an amerikanischen und russischen Rauchwaaren nicht vor.

Von wollenen und halbwollenen (mit Baumwolle gemischten) Waaren erreichte die Gesammtzufuhr die Höhe von

40,529 Centner,

und zwar:

32,359 Ctr. im freien Verkehr,
8,071 = ausländische, auf Conto und
99 = ausländische zur Verzollung,

uts.

wonach gegen die Neujahrsmesse 1875 ein Minus von

3365 Centner

und gegen die letztvergangene Michaelismesse ein Gleiches von

28,964 Centner

sich herausstellt.

An Tuchen und Buckskins befanden sich diesmal

16,200 Centner

am Platze, demnach:

4752 Centner

weniger als zur vorjährigen Neujahrsmesse.

Dieser Ausfall erklärt sich dadurch, daß die früher so anhaltende Kälte das Trocknen der Waare in den Fabriken sehr erschwert hatte. Anfänglich blieb der Markt still und belebte sich erst, als die Fabrikanten von den gestellten hohen Preisen zurückgingen.

Glanz- und matte Tuche, sowie Buckskins wurden nur von Holländern viel gekauft, auch zeigte sich einiger Bedarf an leichten Tuchen für Amerika. Hamburger Exporteure kauften viel und vollzogen große Abschlüsse in $^4/_4$ und $^8/_4$ leichten Sommersatins.

Für andere Länder, wie Oesterreich, Italien und Orient, zeigte sich von keiner Seite Nachfrage. Forste, Spremberg, Cottbus und Crimmitschau brachten nicht allzuviel Lager anher, weil die Woche vor dem Feste Käufer in den Fabriken persönlich gekauft hatten.

Das übrige Geschäft für Tuche und Buckskins wurde für Deutschland gemacht.

Im großen Ganzen aber war die Tuchmesse eine ziemlich schlechte zu nennen.

An wollenen Strumpfwaaren war die Zufuhr gegen die vorjährige Neujahrsmesse ebenfalls geringer und wurde zu niederen Preisen hauptsächlich leichte Waare verkauft, schwere Sortimente blieben wenig begehrt und ließen von den gestellten Preisen nichts nach.

Wollene Kleiderstoffe boten keine große Auswahl dar und machten, wie dies zu dieser Messe gewöhnlich geschieht, kein belangreiches Geschäft.

Ebenso bedeutungslos verlief der Umsatz in Chemnitzer Möbelstoffen, wollenen Bett- und Tischdecken.

Baumwollwaaren aller Art gingen zu dieser Messe im Ganzen ein:

17,253 Centner,

und zwar:

14,005 Ctr. aus dem freien Verkehr des Zollvereins,
3,211 = ausländische, auf laufendes Conto, einschließlich der Bestände,
37 = ausländische, zur Verzollung;

uts.

demnach im Vergleich zur vorjährigen Neujahrsmesse

1179 Centner,

sowie zur Michaelismesse 1875

9678 Centner

weniger.

In bedruckten Cattunen, baumwollenen Futterstoffen, weißen Shirtings und Chiffons, Jaconnets, Organdis, baumwollenen Bettzeugen und Barchenten konnte ein belangreicher Absatz nicht erzielt werden, auch trat in baumwollenen Rock- und Hosenstoffen ein besonderes Deckungsbedürfniß nicht zu Tage, da die Haupteinkäufer fehlten, so daß in diesen Artikeln die jetzige Messe hinter einer jeden ihrer Vorgängerinnen zurück blieb.

Von Leinenwaaren befanden sich am Platze:

7721 Centner,

als:

7110 Ctr. aus dem freien Verkehr,
377 = ausländische, auf laufendes Conto,
234 = ausländische, zur Verzollung,

uts.

mithin gegen die gleiche Messe des vergangenen Jahres

342 Centner,

sowie gegen die Michaelismesse 1875

3713 Centner

weniger.

Auch in der Leinenbranche fand ein ausgeprägt matter Geschäftsgang statt.

Die Summe der zugeführten

Seidenwaaren

belief sich auf

787 Centner,

als:

214 Ctr. aus dem freien Verkehr,
567 = ausländische, auf Conto und
6 = ausländische, zur Verzollung,

uts.

demnach gegen die gleiche Messe des Vorjahres

165 Centner,

sowie gegen die letzte Michaelismesse

1288 Centner

weniger.

An halbseidner Waare betrug die Anfuhr

456 Centner,

als:

38 Ctr.	aus dem freien Verkehr,
414 „	ausländische, auf Meß- und laufendes Conto, incl. der Bestände, und
4 „	ausländische, zur Verzollung,

uts.

wonach gegen die Neujahrsmesse 1875 ein Minus von:

62 Centnern,

sowie gegen die Michaelismesse vorigen Jahres ein Plus von:

102 Centnern

sich herausstellt.

Borsten, Roßhaare und Daunen blieben von dieser Messe vollständig unberührt.

II.

Der Waarenverkehr nach den amtlich geführten Nachweisungen:

a) Die Zufuhr von Meßartikeln vereinsländischen Ursprungs.

Während der Meßzollerhebungsperiode diesjähriger Neujahrsmesse vom 19. December 1875 bis mit 12. Januar 1876 betrug die Gesammtmenge aller der aus dem Zollverein stammenden Waaren:

155,936 Centner,

als:

75,480 Ctr. meßzollpflichtige und
80,456 „ meßzollfreie,

uts.

wonach gegen die Neujahrsmesse vorigen Jahres

3578 Centner,

sowie gegen die letzte Michaelismesse

213,611 Centner

weniger zum Eingang gelangten.

Obige 155,936 Centner vertheilen sich auf nachstehende Bahnen wie folgt:

a) Magdeburg-Leipziger Eisenbahn:
3,716 Ctr. meßzollpflichtige, 22,623 „ meßzollfreie } Güter = 26,339,

b) Leipzig-Dresdner Eisenbahn:
17,735 Ctr. meßzollpflichtige, 15,675 „ meßzollfreie } Güter = 33,410,

c) Sächsisch-Bayerische Eisenbahn:
17,257 Ctr. meßzollpflichtige, 10,680 „ meßzollfreie } Güter = 27,937,

d) Thüringer Eisenbahn:
15,966 Ctr. meßzollpflichtige, 13,339 „ meßzollfreie } Güter = 29,305,

e) Berlin-Anhalter Eisenbahn:
6,845 Ctr. meßzollpflichtige, 11,783 „ meßzollfreie } Güter = 18,628,

f) Eilenburger Bahn:
12,007 Ctr. meßzollpflichtige, 6,058 „ meßzollfreie } Güter = 18,065,

g) Frachtfuhrwerk durch die Thore:
1,954 Ctr. meßzollpflichtige, 298 „ meßzollfreie } Güter = 2,252.

Summa des gesammten vereinsländischen Meßgutes . . . . 155,936 Ctr.

Nach Procenten berechnet ergeben die meßzollpflichtigen den Satz von 48,40%, die meßzollfreien „ „ „ 51,60%,

100%,

und vertheilt sich die Zufuhr vorstehender Strecken, wie folgt:

Magdeburg-Leipziger Eisenbahn mit	16,89 %,
Leipzig-Dresdner Eisenbahn mit	21,42 „
Sächsisch-Bayerische Staatseisenbahn mit	11,50 „
Thüringer Bahn mit	16,22 „
Berlin-Anhalter Eisenbahn mit	12,00 „
Eilenburger Eisenbahn mit	11,53 „
Frachtfuhrwerk durch die Thore mit	10,44 „
	100%.

Die Menge derjenigen Waaren, für welche Meßzoll erhoben worden ist und unter welche sämmtliche Manufactur- und Fabrikwaaren fallen, betrug:

75,480 Centner

oder in Procenten

2,50% weniger

als zur vorjährigen Neujahrsmesse und vertheilt sich auf nachstehende Artikel folgendermaßen:

	Benennung der Waaren.	Neujahrs-Messe 1876.	Gegen die Neujahrs-Messe 1875		Gegen die Michaelis-Messe 1875	
			mehr	weniger	mehr	weniger
1	Baumwollwaaren	14005	—	833	—	10599
2	Baumwoll- u. wollnes Garn	1308	—	56	—	669
3	Eisenwaaren	2577	—	1314	—	4508
4	Glas und Spiegel . . .	543	—	13	—	1556
5	Holzwaare, feine	229	—	92	—	1577
6	Musikal. Instrumente . .	217	—	4	—	541
7	Kautschuck- (Gummi-)Waaren	349	135	—	—	463
8	Kleider, fertige	200	—	91	—	979
9	Kupfer- und Messingwaaren	207	—	103	—	305
10	Kurzwaaren	719	—	347	—	6141
11	Leder	12441	—	266	—	15126
12	Lederwaaren	652	—	523	—	1309
13	Leinenwaaren	7110	—	267	—	3714
14	Papier und Papierwaaren .	321	—	416	—	143
15	Porzellan und Steingut .	302	—	123	—	3395
16	Pelzwerk	129	—	75	—	593
17	Seidenwaaren	214	—	92	—	1348
18	Halbseidenwaaren	38	—	82	—	120
19	Strohwaaren	38	—	3	27	—
20	Tapeten	183	56	—	—	82
21	Tuch und Buckskins . . .	16137	—	1705	—	4667
22	Andere Wollenwaaren . .	16226	1249	—	—	26498
23	Wagen	—	—	73	—	268
24	Diverse, nicht besonders benannte Waaren	635	—	674	—	1774
	Summa:	75480	1440	7152	27	86375
			5712 minus.		86348 minus.	

Nach vorstehendem Verzeichnisse beträgt die Summe aller zollvereinsländischen Manufacturwaaren

53,735 Centner,

d. i. gegen die gleiche Messe 1875

1725 Centner,

sowie gegen die Michaelismesse 1875

46,942 Centner

weniger.

Von sämmtlichen im freien Verkehr eingegangenen meßzollpflichtigen Waaren umfassen die vereinsländischen Manufacturwaaren

71,10%,

sowie von dem Gesammtwaareneingange

34,46%.

Bezüglich des Einganges der meßzollpflichtigen Waaren sind die einzelnen Vereinsstaaten, sowie auch Oesterreich in Betreff der unmittelbar an der Grenze oder bei anderen dem Hauptzoll-Amte Leipzig vorliegenden Zollämtern in den freien Verkehr gesetzten Artikel in der nachstehend bezeichneten Weise betheiligt gewesen:

Länder	Neujahrs-Messe 1876	Gegen die Neujahrmesse 1875		Gegen die Michaelismesse 1875	
		mehr	weniger	mehr	weniger
Preußen	35,475	—	5556	—	36,249
Elsaß-Lothringen . .	1,327	1115	—	—	1,967
Luxemburg	688	95	—	—	1,254
Bayern	1,067	—	769	—	2,263
Sachsen	28,678	—	257	—	34,465
Württemberg	409	12	—	—	—
Baden	398	—	562	—	396
Großherzogthum Hessen	488	179	—	—	1,556
Thüringen	6,688	103	—	—	5,217
Braunschweig	88	6	—	—	107
Mecklenburg	1	—	3	—	9
Oesterreich	173	76	—	—	1666
Summa	75,480	—	5561	—	85,149

Nach vorstehendem Verzeichnisse berechnet sich der Antheil der einzelnen Staaten an der Gesammtsumme nach Procenten für

Preußen	mit	46,98 %
Elsaß-Lothringen . .	„	1,75 „
Luxemburg	„	0,90 „
Bayern	„	0,44 „
Sachsen	„	38,00 „
Württemberg . . .	„	0,57 „
Baden	„	0,52 „
Großherzogthum Hessen	„	0,64 „
Thüringen	„	8,86 „
Braunschweig . . .	„	1,12 „
Mecklenburg	„	0,00 „
Oesterreich	„	0,22 „
		100%.

b) Zufuhr und Absatz ausländischer Waaren.

Der Eingang an zollpflichtigen ausländischen Waaren belief sich auf:

20,848 Centner, als:

4,600 Ctr. zur Verzollung (einschließlich der gebleichten, gefärbten und gezwirnten Garne),
16,216 „ zur Anschreibung auf laufendes Conto,
32 „ zur Anschreibung auf Meßconto, incl. sämmtlicher seit dem letzten Semesterabschlusse (30. November 1875) zur Anschreibung gelangten Quantitäten.

uts.

Gegen die vorjährige Parallelmesse ergiebt hiernach die Gesammtsumme der zugeführten ausländischen Waaren

4644 Centner,

sowie gegen die Michaelismesse 1875

379 Centner

weniger.

An zollfreien ausländischen Gegenständen unter Zollcontrole wurden überhaupt eingebracht:

3735 Centner,

die sich auf folgende Artikel vertheilen, als:

3605 Ctr. rohe Häute und Felle,
107 „ rohe, behaarte Schaf-, Lamm- und Ziegenfelle,
— „ rohe Hasen- und Kaninchenfelle,
14 „ rohe Seehund- und Robbenfelle,
9 „ astronomische, optische rc. Instrumente.

uts.

Demnach ist das eingeführte Quantum dieser Objecte gegen das der vorjährigen Neujahrsmesse um

462 Centner

und gegen das der Michaelismesse 1875 um

315 Centner

gestiegen.

In welchen Gattungen und Mengen die für laufende und Meßconti eingegangenen und eingeschriebenen Waaren bestanden haben, weist nachstehende Tabelle des Weiteren nach:

Benennung der Waaren nach dem Zolltarife.	Zollsatz à Ctr. M.	Neujahrs-Messe 1876	Neujahrs-Messe 1875		Michaelis-Messe 1875	
			mehr	wenig.	mehr	wenig.
Baumwollwaare, dichte, gebleichte	30	637	—	12	102	—
Dergleichen gefärbte	48	1264	32	—	497	—
„ undichte	78	1236	—	207	332	—
Putzwaare, baumwollene . . .	90	74	—	32	—	3
Dergleichen seidene	120	9	—	1	2	—
Seidenwaaren	120	558	—	60	—	380
Halbseidenwaaren	90	414	44	—	238	—
Stickereien, Tülle rc., wollene . .	90	9	2	—	—	3
Wollwaaren, bedruckte	75	635	75	—	—	338
Dergleichen unbedruckte, ungewalkte	60	5702	—	1345	2723	—
Dergleichen gewalkte (Fußteppiche)	30	1725	56	—	—	636
Leinwand, Battist rc.	30	377	—	65	6	—
Taschenuhren 20 a.	150	1	1	—	—	76
Vergoldete Waaren 20 b. . . .	45	—	—	2	—	8
Garn aller Art und Zwirn . .	div.	365	—	252	—	610
Wachstuch und Ledertuch . . .	6	1962	343	—	—	579
Stahlschreibefedern u. Nähnadeln	30	5	—	1	4	—
Leder, lohgares, Juchten . . .	6	368	—	458	270	—
Kurzwaare, grobe	12	150	46	—	—	42
Kautschuckwaare pos. 17 c/d. . .	12 u. 21	71	—	34	—	3
Lederwaare, feine	21	13	—	2	—	8
Eisenwaare, grobe	$2^1/_2$	534	14	—	—	29
Gewebe mit Kautschuck überzogen 17 e/f. 18 c.	45	113	—	19	47	—
Diverse Waaren	div.	26	—	7	—	8
Summa	—	16248	—	1884	1498	—

Hiervon wurden unter Begleitscheincontrole als unverzollt ins Ausland versendet und vom Conto abgeschrieben:

nach	Neujahrs-Messe 1876	Gegen die Neujahrsmesse 1875		Gegen die Michaelismesse 1875	
		mehr	weniger	mehr	weniger
Rußland und Polen .	75	—	66	—	191
Wallachei	3	3	—	—	3
Moldau und Türkei .	2,5	—	21	—	92
Oesterreich	235	—	162	—	377
Div. Länder	113,5	—	64	—	145
Summa	429	—	313	—	808

Unter vorstehender Summe des Gesammtausganges von 429 Centner, welche vom Conto abgeschrieben und unter Begleitscheincontrole versandt wurden, sind folgende Artikel in hervorragender Weise vertreten, als:

33 Centner bedruckte Wollwaare und
67 „ unbedruckte, gewalkte Wollwaare.

Die Verzollungsresultate jeder Neujahrsmesse aus dem Conten-Verkehr lassen sich nur bezüglich der Meßconten feststellen, weil bekanntlich mit den laufenden Conten nur zwei Mal im Jahre, Ende Mai und November, abgerechnet wird. Das aus dem Meßcontenverkehr für den Verbleib im Zollverein verzollte Quantum betrug

14 Centner,
d. i. gegen die letzte Neujahrsmesse
53 Centner,
sowie gegen die Michaelismesse 1875
286 Centner
weniger.

Der hierfür erhobene Eingangszoll belief sich auf
737 ℳ,
wonach gegen die letzte Neujahrsmesse
2240 ℳ 70 ₰,
sowie gegen die Michaelismesse 1875
12,203 ℳ 65 ₰
weniger zur Casse geflossen sind.

Zum Schlusse ist noch zu erwähnen, daß während dieser Messe
36 laufende Conten und
3 Meßconten
Sa. 39
eröffnet gewesen sind, und daß die Gesammtsumme aller ausgebrachten Certificate
347 Stück,
sowie die Zahl der mit denselben zum Ausgange nachgewiesenen Colli
402 Stück
betragen hat.

Dehn.

Der Wald in seiner volkswirthschaftlichen Bedeutung.

Von Richard Schier, Forstverwalter in Voigtsgrün b. Kirchberg (Sachsen).

„Die Wälder sind der Länder höchste Zierde."

Im Charakter unseres Volkes liegt ein unverkennbarer Zug von Liebe zum Walde, der sich wol am besten darin ausprägt, daß kaum Etwas in der uns umgebenden Natur in so vielen volksthümlich gewordenen Liedern verherrlicht und besungen worden ist als der Wald. Zu der Würdigung seiner ästhetischen Bedeutung trat in neuerer Zeit die Erkenntniß seines wohlthätigen Einflusses auf Klima und Fruchtbarkeit der Länder, aber wunderbar ist es, wie wenig gerade die hervorragendste Eigenschaft der Wälder: ihre hohe volkswirthschaftliche Bedeutung sowie die der Forstwirthschaft als wichtigen Zweiges der Bodencultur — wie wenig im großen Ganzen dieselbe bekannt ist und gewürdigt wird.

Für Viele ist der Wald im vorstehenden Sinne eine terra incognita und sie sehen in ihm nur den Ort, „wo Hirsch' und Rehe springen", im Frühjahre der Vögel Gesang ertönt und im Sommer die lieben alten Bäume dem Wanderer pflichtschuldigst ihren Schatten und erquickende Waldluft spenden.

Ganz ähnlich wie dem Walde ergeht es auch dessen Bewirthschaftern. Auch über den forstlichen Beruf herrscht noch vielfach eine höchst unklare und sonderbare Vorstellung. Erblickt man doch im Forstmann zumeist nur den mit der Büchse den Wald durchstreifenden „Jäger". Daß Forstwirthschaft und Jagd aber, also auch Forstmann und Jäger, völlig verschiedene Dinge sind, daß das Forstwesen eine umfangreiche Wissenschaft ist, die an Akademien und Universitäten gelehrt wird, und daß die Forstleute der Gegenwart Männer von derselben allgemeinen Bildung wie die Juristen, Theologen, Mediciner, Ingenieure &c. sind und namhafte Gelehrte unter ihnen sich befinden — das ist im Allgemeinen noch ziemlich unbekannt.

Doch genug mit dieser Abschweifung! Sie ist wol verzeihlich; denn wer hängt mit dem Walde inniger zusammen als seine Erzieher und Bewirthschafter? — Kehren wir zu unserm Thema zurück.

Es ist im Interesse der Erhaltung einer angemessenen Bewaldung von Wichtigkeit, daß der Wald mehr von seiner realen, wirthschaftlichen und darum bedeutsamsten Seite aufgefaßt, sein Werth als hervorragendes Gut einer Nation allgemein erkannt und in das rechte Licht gestellt wird. In überzeugender Weise wird aber die Bedeutung der Wälder im Haushalt unseres Volkes hervortreten, wenn wir an der Hand der in neuerer Zeit mit großem Fleiße bearbeiteten deutschen Forststatistik zunächst einige positive Zahlen als Thatsachen anführen:

Das Deutsche Reich in seinem neugestalteten jetzigen Umfange besitzt eine Gesammtwaldfläche von 14 Millionen 134,202 Hektaren; die Landesfläche des Reiches beträgt 54 Millionen 101,238 Hektare. Es sind mithin in Deutschland 26 Procent, d. i. ein reichliches Viertel der gesammten Landesfläche, bewaldet. (Von der Gesammtwaldfläche des Reiches sind 33,2 Procent Staats-, 66,8 Procent Privatwälder.)

Anschaulicher noch tritt die Größe der Waldfläche Deutschlands vor das Auge, wenn man sie in Quadratmeilen ausdrückt. Es beträgt nämlich die oben in Hektaren angegebene Waldfläche des Deutschen Reiches nicht weniger denn 2567,1 geographische Quadratmeilen*), das ist reichlich so viel als der Flächeninhalt von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Sachsen und der Thüringischen Staatengruppe zusammengenommen. Welche volkswirthschaftliche Bedeutung hat sonach der Wald!

Welche Summe von Intelligenz und Arbeit erfordert die Bewirthschaftung und Verwaltung der Forsten, aber auch welche Erträge werden aus ihnen gewonnen! Bei der Bewirthschaftung der Staatswaldungen im Deutschen Reiche sind an Forstbeamten beschäftigt: 2571 wissenschaftlich gebildete Verwaltungs- und 11,556 Schutzbeamte, zusammen also 14,127 Verwaltungs- und Schutzbeamte. Mindestens eben so groß ist die Zahl der mit der Bewirthschaftung der Privatwaldungen beschäftigten Forstbeamten. Hieran reiht sich ein nach Tausenden zählendes Arbeiterpersonal, welchem die Forstwirthschaft stetige Beschäftigung und Verdienst gewährt.

Wie steht es nun aber um die finanzielle Bedeutung der Wälder und welche Rolle spielen die aus ihnen gewonnen werdenden Erträge?

Auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873, auf welcher die Forstwirthschaft des Deutschen Reiches, Oesterreichs und der Schweiz in hervorragender Weise vertreten war und wo von den verschiedenen Staaten als Ausstellern der Stand und die Leistungen ihres Forstwesens in höchst instructiver Weise dargestellt worden sind, ist die gesammte Production der Wälder unseres Deutschen Reiches mit einem jährlichen Bruttoertrage von 265 Millionen 841,140 ℳ angegeben worden. Hieraus dürfte wol die hohe nationalökonomische Bedeutung der Wälder am besten erhellen und auch denen klar werden, die den Wald nur im Eingangs gedachten Sinne seither zu betrachten pflegten.

Unser engeres Vaterland Sachsen ist einer der waldreichsten Staaten Deutschlands. Seine Gesammtwaldfläche beträgt 477,531 Hektare, das sind 86,7 Quadratmeilen oder 31,8 Procent der gesammten Landesfläche. Von der Waldfläche Sachsens sind 166,116 Hekt. Staats-, 311,415 Hekt.

*) Zu einer geographischen Quadratmeile gehören 5505,9 Hektare. Anm. d. Verf.

Privatwälder.*) Die vortrefflich bewirthschafteten sächs. Staatsforsten gewähren dermalen einen Reinertrag von über 6 Millionen Mark jährlich.

Welche Anforderungen aber an die Forsten gestellt werden, und wie unentbehrlich für die Gesammtheit der Nation, wie für den Einzelnen sie sind, das wollen wir im Nachstehenden in kurzen Strichen zu zeichnen versuchen.

Der Häuserbau, der Bau und die Unterhaltung der Eisenbahnen, der Fluß- und Seefahrzeuge, der Betrieb des Bergbaues und der vielen holzverarbeitenden Gewerbe consumiren alljährlich riesige Mengen des Hauptproductes unserer Forsten, und bereits helfen außerdeutsche Wälder den deutschen Holzmarkt versorgen. Es ist eine vielfach verbreitete, jedoch ganz irrige Meinung: daß da, wo Kohlen gewonnen werden, der Holzverbrauch auf ein Minimum sich reducire. Gerade der Kohlenbergbau stützt sich auf den Bezug von Holz und verschlingt alljährlich gewaltige Mengen desselben, hunderttausende von Stämmen, zum Ausbau und zur Unterhaltung seiner Schächte. Außerdem hat gerade die Kohle das Emporwachsen zahlreicher holzverarbeitender Etablissements (Maschinenbauanstalten, Dampfschneidemühlen 2c. 2c.) gefördert und somit auch die Nachfrage nach Holz ununterbrochen gesteigert.

Durch den Ausbau eines alle Theile unseres weiten Vaterlandes überspannenden Eisenbahnnetzes hat namentlich auch der Holzhandel an Ausdehnung gewonnen und bewegt sich jetzt in großartigen Dimensionen. Hölzer aus den süd- und mitteldeutschen Waldgebieten werden im Norden verarbeitet und polnische und galizische Bretter, Pfosten 2c. finden in Schlesien und Sachsen ihren Markt. Das Material zu den Eisenbahnschwellen, über die wir hinwegrollen, wuchs vielleicht tief im Posen'schen und der Leipziger Zimmermann bearbeitet Stämme, die noch vor Jahresfrist im Frankenwalde grünten.

Hunderttausende von Menschen leben vom Vertrieb und der Verarbeitung des Holzes. Vom gewaltigen Schiffsrumpf mit seinen stolz ragenden Mastbäumen bis zum winzigen Streichholz, vom compacten Maschinengestell und der Mühlwelle bis zum Kinderspielzeug herab erblicken wir tausende von Gegenständen, die aus Holz gefertigt werden. Sogar Papier! Auch zur nothwendigsten inneren Ausstattung unserer Wohnungen liefert der Wald das Rohproduct. Selbst unsere Feste muß er verschönern helfen. Mindestens eine Million junger Fichten und Tannen wandert jeden Winter aus den deutschen Wäldern nach den Dörfern und Städten, und es ist festgestellt, daß z.B. Berlin allein jährlich 700 Wagenladungen „Christbäume" zur Weihnachtszeit consumirt.

Außer ihrem Haupterzeugniß, dem Holz, gewinnen wir aus den Wäldern aber noch andere, der Volkswirthschaft unentbehrliche und noch durch kein Surrogat ersetzte Producte. Die hervorragendste Rolle unter ihnen spielt die Rinde zum Gerben des Leders. In den zur Rindennutzung angelegten Eichen-„Schälwaldungen" der Rheinlande z. B. werden jährlich tausende von Centnern Eichenrinde erzeugt, die einen bedeutenden Werth repräsentiren und vielen waldbesitzenden Gemeinden und Privaten eine erhebliche Einnahme gewähren. So betrugen z. B. im Jahre 1873 die Ergebnisse der Eichenrindenversteigerung zu Trier für Rinden aus den Staats- und Gemeindewaldungen des Trier'schen Regierungsbezirkes 104,459 Mark. Es wurden dort im Jahre 1873 erzeugt:

in den Staatswaldungen	8052 Ctr. Rinde;	Erlös	53,175 ℳ
„ Gemeindewaldungen	7255 „ „	„	51,284 „
	15307 Ctr. Rinde;		104,459 ℳ

Aus vorstehenden localen Angaben wird sich auf die Bedeutung der Rindenproduction im großen Ganzen schließen lassen.

*) Diese Zahl ist etwas unsicher. Anm. d. Verf.

Nicht minder wichtig ist die Gewinnung von Pech, Theer und Terpentin aus unsern Nadelholzforsten. Im Voigtlande und in Thüringen wird alljährlich für viele tausend Thaler Fichtenpech, ein den Brauereien ganz unentbehrliches Material, erzeugt.

Gedenken wir nun noch des für die kleineren Landwirthe oft zum wahren Helfer in der Noth werdenden Waldgrases und der Waldstreu, welche der Ackerwirth der weniger fruchtbaren Gegenden kaum missen kann.

Endlich dürfen wir der Waldbeeren und Schwämme nicht vergessen, von denen namentlich erstere, als beliebtes und gesundes Nahrungsmittel, die Bedeutung eines Handelsartikels erlangt haben. Die Tausende von Thalern, die jährlich aus ihnen gelöst werden, sind zunächst ein gar nicht zu unterschätzender Gewinn für die ärmeren Anwohner der Wälder, die auch recht gut wissen, welcher Verdienst ihnen winkt, wenn die Waldbeeren „gerathen" sind.

Von höchster Wichtigkeit ist und bleibt der Wald aber für die Bevölkerung der deutschen Gebirge. Sie lebt vorzugsweise vom Betriebe der Waldarbeit und Holzindustrie und ihr Wohlbefinden steht und fällt mit den Forsten. Wer das Riesengebirge, den Harz, den Thüringer Wald, das sächsische Erzgebirge 2c. durchwandert hat, dem werden die dort zahlreich vorhandenen Sägemühlen, die den „Holzstoff" zur Papierfabrikation bereitenden Holzschleifereien, die Holzdrechslerei und -Schnitzerei, die Kisten-, Holzgeräthe-, Holzspielwaaren- und Instrumentenfabrikation 2c. die Bedeutung der Holzindustrie für die Gebirgsbevölkerung veranschaulicht haben.

Aber auch indirect verschafft ihr der Wald wesentlichen Vortheil und mancherlei Erwerb: Mit den Schwalben kommen auch alljährlich die Touristen, und sowie der Strom der „Sommerfrischler" in die Berge sich zu ergießen beginnt, fließt auch den Bewohnern derselben eine Quelle reichlichen Verdienstes, die während des ganzen Sommers nicht versiegt. Doch nur dem Walde haben sie diese zu verdanken, denn er allein ist es, welcher dem Gebirge seinen Reiz, seine Anziehungskraft verleiht. Eine Gebirgslandschaft ohne Wald ist ein Unding, und Niemand wird nach einer solchen seinen Ausflug richten.

Und somit ist denn der Wald im recht eigentlichen Sinne der Nährvater der Gebirgsbewohner. Man ziehe doch einmal eine Parallele zwischen der Bevölkerung der deutschen Waldgebirge und der des entwaldeten Karstes oder der nackten dalmatinischen Gebirge. Dort ziemlicher Wohlstand, hier Armuth und Elend.

Wahrhaft wohlthätig erweist sich der Wald so Vielen, denen der Ankauf von Brennmaterial nur selten möglich ist. Er gewährt ihnen solches in Gestalt des abkömmlichen „Leseholzes" unentgeltlich. Wie würde ohne dieses mancher Arme des Winters Härte empfinden! Welche Fülle von unschätzbaren Annehmlichkeiten bietet aber auch dem Bemittelten der Wald! Ist doch für den vom rastlosen geschäftigen Treiben abgespannten und einer Auffrischung bedürftigen Bewohner der Stadt gerade der Waldbesuch die fruchtbringendste Erholung und eine Quelle der reinsten Freuden.

Der hervorragende Einfluß der Wälder auf Klima und Fruchtbarkeit des Landes sind — wenn auch noch nicht allgemein, so doch den Gebildeten — bekannt, so daß wir hier noch des Näheren darüber zu verbreiten uns nicht veranlaßt finden. Die Folgen rücksichtsloser Entwaldung haben sich überall dort deutlich gezeigt, wo diese stattgefunden. Ehemals blühende Landstriche sind verödet, die Zahl und der Wohlstand ihrer Bewohner gesunken. Erwähnen wollen wir hier nur jene auch bei uns bemerkbar werdende, in die Volkswirthschaft tief einschneidende und namentlich die Industrie schädigende Thatsache: die sichtbare Abnahme des Wasserstandes in unseren Bächen und Flüssen. Sie

liefert ein schlagendes Argument für die Nachtheile der fortschreitenden Entwaldung.

Wollte man doch überall die Wälder erhalten und pfleglich bewirthschaften, zumal im Hinblick auf deren zunehmende finanzielle Bedeutung! Es ist im Laufe der Zeit kein Bodenproduct so im Preise gestiegen als gerade das Holz (die Holzpreise der Gegenwart sind in Deutschland durchschnittlich 3½—4 Mal so hoch als zu Anfang dieses Jahrhunderts), und rationell bewirthschaftete Forsten können sich vielerorts mit ihren Erträgen denen der Landwirthschaft völlig ebenbürtig an die Seite stellen.

Die Zeiten, wo der Wald des Wildes wegen da war, sind längst vorüber. Auch die „Jäger" von ehemals sind zu ihren Vätern versammelt. Wissenschaftlich gebildete Forstleute bewirthschaften die Wälder und erziehen neue Bestände für die kommenden Geschlechter. Möge die hohe volkswirthschaftliche und finanzielle Bedeutung der Forsten, aber auch die gerechte Würdigung des noch vielfach unterschätzten forstlichen Berufes in immer weiteren Kreisen sich mehr und mehr Bahn brechen. Wir aber schließen mit dem Rufe:

Es lebe der Wald!

Neues Theater.

Dem Geburtstag eines neuen Trauerspiels pflegt auf unserer Bühne sehr schnell der Todestag zu folgen. So kamen die Dramen „Marino Faliero", „König Roderich", „Agnes von Meran", „Lorenzino von Medici" nicht über die erste Wiederholung hinaus, und „Perpetua" wurde wegen sofort eintretender Erkältung des Frl. Ellmenreich bisher nur einmal hintereinander gegeben. Es ist also auf alle Fälle nicht zu bestreiten, daß die Geisterväter dieser Trauerspiele Unglück gehabt haben und Unglückliche sind immer beklagenswerth. Unter solchen Umständen konnte man nicht ohne Besorgniß das Haus betreten, als kürzlich das neue Trauerspiel „Die Borgia" von Ernst Jerusalem auf die Bretter gelangte, zumal das Stück schon Monate vorher mit des Schicksals Mächten zu kämpfen hatte. Es war bereits wie oft! auf dem Repertoir erschienen und sollte endlich wider Erwarten am 11. März gegeben werden. Das Drama schlägt entschieden eine neue Richtung ein, mit welcher sich aber leider das zuschauende Publicum nicht so recht befreunden konnte. Es ist allerdings kein Wunder, denn auch einem Kritiker wird es bisweilen schwer, denjenigen Standpunkt einzunehmen, von welchem aus sich ein Stück günstiger ansieht. Bezüglich der „Borgia" von Jerusalem hatte ich das Glück, die gänzlich neue Richtung des Poeten auf der Stelle zu würdigen. Der Dichter hält es offenbar mit dem Shakespeare'schen Weber Zettel, welcher als Löwe die Damen durch sein Brüllen nicht erschrecken möchte, damit sie im Besitz ihrer fünf Sinne blieben. Und was ist richtiger gegenüber den vielen Schauer- und Trauerstücken, in denen uns alle Sinne vergehen? Die Rückkehr zur Naivetät thut uns noth, und ein Dichter, der geschichtliche Begebenheiten in der Art von Jerusalem darzustellen weiß, darf getrost die furchtbarsten Vorwürfe behandeln.

Den eigentlichen Inhalt bilden die Kämpfe der Borgia gegen die Cardinäle. Der Papst Alexander VI. und sein Sohn Cesare haben sich im ersten Act den Cardinal Orsini kommen lassen, um ihm seinen bevorstehenden Abschied vom Leben anzuzeigen. Die geräuschlose Beseitigung des Orsini ist natürlich ohne dunkle Folgen nicht zu denken. Aber damit die Damen im Theater nicht zu sehr erschrecken, hat der Dichter alle Anstalten getroffen, die das unheimliche Platzen einer Bombe verhindern. Michelotto, der Diener Cesare's, ist so glücklich, seinem Herrn eine Verschwörung zu hinterbringen, welche von Seiten der Cardinäle auf den denkwürdigen Ruinen Roms ins Werk gesetzt werden soll. Cesare begiebt sich begreiflicherweise unverzüglich an den düstern Verschwörungsort, wo er noch so zeitig eintrifft, daß er vor dem Erscheinen der Verschwörer einen längeren philosophischen Monolog zu halten vermag. Da hört er ein verdächtiges Geräusch und schnell verbirgt er sich hinter eine Ruine. Es nahen vermummte Männer, sie sprechen von einem ortskundigen Mitverschwörer, der noch kommen soll und den Keiner von ihnen näher kennt; der dunkle Ehrenmann, welcher nicht lange auf sich warten läßt, hat aus Vorsicht eine Laterne mitgenommen. Er leuchtet in der Stille unter den Ruinen umher, wobei er den Lauscher gewahr wird, ohne von ihm selbst bemerkt zu werden. Der räthselhafte Ehrenritter verschweigt diese wichtige Beobachtung den übrigen Mitverschwörern, die endlich ruhig ihres Weges ziehen, während er mit seiner Laterne in den Ruinen ein Plätzchen aufsucht, wo er den Lauscher, von dem er annehmen darf, er werde vor seinem Abgang noch einen Monolog halten, seinerseits zu belauschen vermag. Es soll mir Jemand eine Tragödie nennen, in welcher wir einen dramatischen Hauptzug von gleicher Feinheit finden. Wie meisterhaft ist die Vermeidung alles Jähen! Der undurchsichtige Laternenmann hat gleich darauf die Ehre, dem Sohn des Papstes insofern den Rang abzulaufen, als jener noch vor diesem bei dem Papst zur Mittheilung der ganzen Verschwörung eintrifft. Es ist Mitternacht und der Papst wird gerade in einem Monolog von den Rachegeistern des getödteten Orsini verfolgt. In dieser Gemüthsverfassung empfängt der heilige Vater den Besuch jenes dunklen Ehrenmannes, welcher ihm sofort Vertrauen einflößt. So kann Cesare, der sich unterwegs aufgehalten haben muß, seinem Vater nichts Neues mehr berichten, doch ist der Sohn merkwürdigerweise gar nicht neugierig, auf welchem wunderbaren Wege der Vater bereits die ganze Verschwörungsgeschichte haarklein erfahren hat. Cesare macht ihm nun den Vorschlag, sämmtliche Cardinäle bei einem Gastmahl zu vergiften und dieser Vorschlag entzückt den Papst. Die Ausführung des Planes ist später wieder so eingerichtet, daß wir nicht erschreckt werden, als Vater und Sohn selber den für die Cardinäle bestimmten Giftbecher trinken müssen. Cesare hat die Giftmischung der früheren Geliebten des getödteten Orsini anvertraut und die Möglichkeit einer Verwechselung der Weinkrüge war für ihn um so weniger vorhanden. Das Unterlassen der einfachsten Vorsicht ist auch besonders wirksam, wenn wir es mit Bösewichtern zu thun haben. Am Schlusse enthüllt sich noch der bewußte dunkle Ehrenschleicher als ein Cardinal, welcher einst bei der Papstwahl abgefallen war und dafür am Schicksal Rache nehmen wollte. Vom dramatischen Gesichtspunkt aus erscheint seine Figur um so bedeutsamer, als sich überhaupt alle Lauscher und noch dazu so vermummte mit dem Charakter eines heimlichen Polizisten weit mehr für die Tragödie als für das Lustspiel eignen.

Die meiste Kunst entwickelte Jerusalem jedenfalls in der Zeichnung des Papstes Alexander VI., von welchem sich in Wahrheit behaupten läßt, er sei ein — verfluchter Kerl. Unter denen, welche Verwünschungen aller Art auf ihn herniederschmettern, steht der Cardinal Orsini in erster Reihe; nach seinem Tode folgt die Mutter seinem Beispiel, sie veranstaltet einen Wolkenbruch von Kernflüchen, welchen der fromme Vater in Gegenwart der Bischöfe und seiner Leibtrabanten ruhig über sich ergehen läßt; er schleicht wie ein tonloser Jammermann von dannen. Die ganze Scene sucht ihres Gleichen. Die zur Bettlerin gewordene Mutter Orisini's hat die verhüllte Leiche ihres Sohnes mit sich geschleppt und fleht den Papst um einen Sarg,

an dem es ihr fehle. Der Nagel dazu war ja der Papst, also hat sie auch entschieden das Recht, den Sarg zu verlangen. Ihre gerechte Bitte bleibt unerfüllt, der Papst schweigt und dann öffnen sich die Schleußen ihres Zornes. Es begreift sich leicht, daß der heilige Alexander bei seiner Vergiftung nicht aus dem Leben scheiden darf, ohne noch durch weitere Verwünschungen beglückt zu werden. Sein ehemaliger Kämmerer Franzesco Trocces, der sich im ersten Act als sanfter Jüngling zeigte, später aber zu einem Mitglied der Verschwörer wurde, setzt im letzten Act die Verfluchung fort, und Estrella, die frühere Geliebte Orsini's, sorgt für das Ende. Da sage noch Einer, dieser Papst sei kein verfluchter Kerl. In der That, wer solche Gestalten schafft, der versteht sich auf eine schlagende Charakteristik der Personen. Brauche ich noch die Sprache des Stückes zu rühmen? Nur bin ich doch der Meinung, die lyrischen Naturbeschreibungen der Lucretia hätten sich beispielsweise in dem Munde einer schöngeistigen Dichterin passender ausgenommen. Vor Allem aber fehlt es dem Stücke nicht an äußerer Bewegung, zu welcher neben den zahlreich hin und her wandelnden Personen auch die vielfachen Verwandlungen wesentlich beitragen. Am Schluß erschien der Dichter, und bei dieser Gelegenheit ist mir wieder die stellenweise mangelhafte Akustik des neuen Theaters aufgefallen, wenigstens habe ich auch nicht einen entfernt ähnlich klingenden Namen wie Jerusalem vernehmen können.

Dr. Wilhelm Buchholz.

— Durch das Erscheinen der Strafgesetznovelle vom 26. Februar d. J. ist eine neue Redaction des Reichsstrafgesetzbuches wünschenswerth geworden. Die Guttentag'sche Verlagshandlung in Berlin hat sich denn auch beeilt, eine dem entsprechende neue Auflage der bei ihr erschienenen Ausgabe des „Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich" vom Geh. Finanzrath Rüdorff, zu veranstalten, welche in Taschenformat vorliegt. Dieselbe enthält den neuen und alten Text, laufende Anmerkungen mit den wichtigsten Entscheidungen der Gerichtshöfe, sowie schätzbare Notizen über Geschichte, System und Literatur des Strafgesetzbuchs, ferner eine Uebersicht der verschiedenen Einführungsgesetze und der neben dem Strafgesetzbuche geltenden Reichsstrafgesetze, sowie die wichtigsten der letzteren, wie das Post-, Impf-, Markenschutz-, Personenstandsgesetz im Auszug, das Reichspreßgesetz vollständig und ein vollständiges Sachregister.

An die evangelisch-lutherischen Gemeinden zur Verständigung über das Reichscivilstandsgesetz (Schwerin 1875, Druck der Hofbuchdruckerei von W. Sandmeyer) ist der Titel einer kleinen Schrift, welche dem Zwecke der Verständigung in praktischer Weise dienen will. In einer Reihe von Bundesstaaten, die dem lutherischen Bekenntnisse zugethan sind, ist am 1. Januar 1876 die Einführung des Reichsgesetzes wegen Beurkundung des Personenstandes erfolgt. In den Gemeinden, den Häusern dieser Länder soll diese kleine Schrift Eingang finden, um in Betreff der Taufe, des kirchlichen Begräbnisses, ganz besonders aber der kirchlichen Trauung den Irrthümern und Mißverständnissen entgegenzutreten, welche der Inhalt des Reichsgesetzes hervorrufen kann. Klare Rede, kräftige Beweisführung und ein warmer, herzlicher Ton zeichnen die Schrift aus und lassen sie als zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes besonders geeignet erscheinen.

* Album deutscher Kunst und Dichtung. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen der Künstler, ausgeführt von R. Brend'amour und Andern. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, Verlag der G. Grote'schen Verlagshandlung 1876. Die Goldkörnlein unserer Literatur liegen nicht immer leicht findbar am Wege, oft sind sie tief verborgen und nur ein kundiges Auge vermag sie zu finden. Wol kennt ein Jeder unsere Dichterheroen und deren Werke, aber noch mancher reiche Schatz im deutschen Sangeshaine ist zu heben, der nicht durch einen ersten Namen glänzt. Nicht nur die leuchtenden Gestirne ersten Ranges uns vorzuführen ist die Aufgabe des „Albums deutscher Kunst und Dichtung", sondern auch das weniger gekannte Treffliche, was unsere Literatur in so reichem Maße darbietet. Es ist eine schwere Aufgabe, aus der Fülle eine Auswahl zu treffen, denn wer „die Wahl hat, hat auch die Qual", doppelt schwer wird aber die Aufgabe, wenn sie mit Geschmack und Geschick ausgeführt werden soll. Soll sie wirklich gelingen, soll ein Werk geschaffen werden, das ein poetisches Schatzkästlein ist, so genügt nicht allein der kritische Verstand, es bedarf vor allen Dingen eines feinfühlenden Dichterherzens. Dieses nun besitzt Bodenstedt im hohen Grade, und dieses ist es auch, welches das Album zu einer der sinnigsten und poetischsten Gaben macht, zu welcher noch die bildende Kunst reiche Spenden geliefert hat, die uns den Grundton der Dichtung in einer neuen Sprache zu Herzen führen. Die bedeutendsten neueren deutschen Künstler haben dabei mitgewirkt; so finden wir die stets gern gesehenen Namen eines Paul Thumann, Ludwig Richter, Oscar Pletsch, Scheuren, Adolf Menzel, Knaus, Beyschlag, Piloty, Vautier, Fritz Kaulbach und andere mehr. Jede Gattung ist vertreten, die Historie und das Genre wie das Landschaftsbild und Seestück. Von dem Frühling in der Natur, wie dem Lebensfrühling wandern wir durch alle Jahres- und Tageszeiten hindurch, vom lichten Morgen bis zur finstern Nacht, und alle Gefühle, die in des Menschen Brust schlummern und sie bewegen, die heiteren wie die düsteren, finden in Wort und Lied einen Wiederhall, so daß jeder Stimmung Rechnung getragen wird. Wol hat unser Büchermarkt jährlich eine große Anzahl gleichartiger Werke aufzuweisen, ja fast in erdrückender Fülle, und keine leichte Arbeit ist es, sich durch die Massen hindurch zu arbeiten, allein wenn es dann zur Wahl kommt, so ist dieselbe in diesem Falle nicht schwer zu treffen. Die Bodenstedt'sche Anthologie vereinigt so viele Vorzüge in sich, daß kein Zweifel herrschen kann, ihr den Preis zuzuertheilen. Dazu haben der Herausgeber wie die Verlagshandlung nimmer sich genug gethan, und mit jeder neuen Auflage uns etwas Besseres und Trefflicheres geliefert. Was nur irgendwie den höchsten Ansprüchen nicht genügen konnte, ist ausgemerzt und durch Vollendeteres ersetzt worden. So macht auch die äußere Ausstattung unserem Kunstgewerbe alle Ehre, das sich bei dem redlichen und regen Streben, welches in der neueren Zeit allenthalben Platz greift, wieder in der erfreulichsten Weise zu heben beginnt. Namentlich hat die Buchbinderei Vortheile davon zu ziehen verstanden, wie die schönen und geschmackvollen Einbände beweisen, mit denen sie gegenwärtig excellirt, und wie wir auch an dem vorliegenden, aus der renommirten Werkstatt von J. R. Herzog in Leipzig hervorgegangenen Album bestätigt finden.

— Das 2. (Februar-) Heft des VII. Bandes (IV. Jahrgang 1876) der „Deutschen Monatshefte", Zeitschrift für die gesammten Culturinteressen des deutschen Vaterlandes, im Auftrage der Redaction des Deutschen Reichs-Anzeigers und des Preußischen Staatsanzeigers herausgegeben (Berlin, Karl Heymann's Verlag) hat folgenden Inhalt: Zu Artikel IV der Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich; die preußische außerordentliche Generalsynode 1875; die historische Commission in München; die Wetterberichte der deutschen Seewarte; zur Charakteristik der Bildungsbestrebungen der Gegenwart; das Allemannische Haus; der Officier in der deutschen Dichtung; die orthographische Conferenz; Chronik des Deutschen Reiches; Monatschronik des Auslandes für September bis November 1875: Oesterreich-Ungarn, Großbritannien und Irland, Frankreich, Rußland und Polen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 24. Donnerstag, den 23. März. 1876.

Vorarbeiten beim individualisirenden Strafvollzuge.

Beiträge zur Statistik der Strafanstalten.

Seit einigen Jahren haben wir den Lesern dieses Blattes den statistischen Bericht über die Strafanstalt Zwickau, welchen wir sonst alljährlich als Beitrag zur allgemeinen Statistik über die Strafanstalten zu geben pflegten, vorenthalten müssen. Der Grund hierzu lag in der Thatsache, daß in unserer Anstalt neben den zu Gefängnißstrafe Verurtheilten auch noch eine größere Abtheilung Zuchthaussträflinge aus Waldheim wegen dort eingetretener Ueberfüllung mehrere Jahre hindurch untergebracht war, wodurch die Zusammenstellung der statistischen Notizen nicht nur die gewohnte Uebersichtlichkeit verloren haben würde, sondern auch der Zusammenhang mit den früheren Berichten gestört worden wäre.

Jetzt, nachdem die Zuchthausabtheilung in Jahre 1874 wieder nach Waldheim zurückversetzt ist, wollen wir die Arbeit wieder aufnehmen und Denjenigen, welche derselben von jeher ein reges Interesse geschenkt haben, zunächst die Statistik des Jahres 1875 unterbreiten.

In jetziger Zeit, in welcher die Gefängnißfrage immer mehr in den Vordergrund tritt, wird man das gebotene Material gewiß um so lieber hinnehmen, als es nicht nur reichen Stoff zum Nachdenken über die socialen Zustände der Gegenwart bietet, sondern auch Jedem Gelegenheit giebt, sich ein Urtheil über Dinge zu bilden, die in allen Zweigen der Gesellschaft von tief einschneidender Wirkung sind.

Es wurden in der Zeit vom 1. Januar bis 31. December 1875 in die hiesige Strafanstalt eingeliefert **882** männliche Gefangene.

Die Zahl der Einlieferungen überstieg demnach das Vorjahr um 71 oder 8,05 %, das Jahr 1873 um 194 oder 22%, das Jahr 1872 um 306 oder 34,69% und das Jahr 1871 sogar um 332 Mann oder 37,64%.

Die meisten Einlieferungen fanden statt im November: 96 und die wenigsten im Juli: 54.

Wenn wir nun die nähern Verhältnisse der Eingelieferten betrachten, so ergiebt sich Folgendes: Rücksichtlich des Alters wurden eingeliefert:

im Alter bis mit 18 Jahren	6 Mann,
von 18 bis mit 20 Jahren	107 =
= 20 = = 25 =	220 =
= 25 = = 30 =	164 =
= 30 = = 35 =	109 =
= 35 = = 40 =	83 =
= 40 = = 50 =	121 =
= 50 = = 60 =	55 =
= 60 = = 70 =	15 =
= 70 = = 80 =	2 =
	Sa. 882 Mann.

Nach der Confession, der die Gefangenen angehörten, fanden wir:

Evangelisch-lutherische	827 Mann,
Römisch-katholische .	49 =
Reformirte . . .	2 =
Mosaische	2 =
Dissidenten	2 =
	Sa. 882 Mann.

Bei Verübung der Vergehen hatten sich in der Heimath

aufgehalten	448 Mann,
nicht in der Heimath .	434 =
	Sa. 882 Mann.

Die Vergehen waren vorgekommen:

in Städten von . .	479 Mann,
auf dem Lande von .	403 =
	Sa. 882 Mann.

Von den Zugängen waren staatsangehörig

in Sachsen	748 Mann,
in Preußen	72 =
in den übrigen deutschen Staaten	33 =
Ausländer	29 =
	Sa. 882 Mann.

Es ist jedenfalls auch von Interesse zu wissen, wie viel von den eingelieferten 748 Sachsen auf jeden der vier Kreishauptmannschaftsbezirke kommen. Gleichzeitig geben wir noch als Maßstab mit, wieviel nach der Volkszählung vom 1. December 1871 auf je 10,000 Einwohner in jedem Bezirke Eingelieferte kommen:

K.-H.-B. Bautzen	74	Mann, auf 10,000 Einwohner	= 2,20,
= Dresden	235	= = = =	= 3,18,
= Leipzig	159	= = = =	= 3,97,
= Zwickau	280	= = = =	= 2,92.

Nach den früheren Lebensstellungen und dem vormaligen Stande waren zu unterscheiden:

2	Soldaten,
33	Dienstknechte,
8	Oekonomen,
118	Lohnarbeiter,
291	Handarbeiter,.
286	Professionisten,
60	Kaufleute,
39	Angestellte im öffentlichen oder Privatdienste,
3	Gelehrte,
1	Künstler,
3	Restaurateure,
12	Bergarbeiter,
3	Kutscher,
2	Techniker,
21	Händler.
882	Mann in Sa.

Was den Grad der früheren Selbständigkeit im bürgerlichen Leben anbelangt, so waren unter den Zugängen

97	Selbständige und
785	Nichtselbständige.
Sa. 882	Mann.

Unter den 286 Professionisten befanden sich 37 Meister, 248 Gesellen und 1 Lehrling.

Direct aus Armen-, beziehentlich Bezirksarmenhäusern kamen von den Eingelieferten 12 Mann.

In der Ehe geboren waren	815 Mann,
außerehelich geboren . .	67 =
	Sa. 882 Mann.

Ohne geordnete Familienverhältnisse und eigne Häuslichkeit lebten: 607 Mann, davon waren

unverheirathet	521	Mann,
verheirathet aber getrennt lebend	32	„
verwittwet	37	„
geschieden	16	„
im Concubinate	1	„
	Sa. 607	Mann.

Eheliche Kinder hatten	300	Mann,
uneheliche	30	„
Stiefkinder	5	„
kinderlos waren	547	„
	Sa. 882	Mann.

Hinsichtlich der Vorbestrafungen, welche die Eingelieferten in Sachsen und anderwärts bereits erhalten hatten, ergab sich Folgendes:

Noch nie bestraft waren	306	Mann,
Haft hatten verbüßt	35	„
Festungshaft	8	„
Gerichtsgefängniß	273	„
Landesgefängniß (einschließlich der früher verbüßten Arbeitshausstrafen)	144	„
Zuchthaus	34	„
Zuchthaus und Gefängniß	82	„
	Sa. 882	Mann.

Solche, welche sich bereits in einer Correctionsanstalt befunden hatten, gab es: 51 Mann.

Bei Zusammenstellung der Eingelieferten des Jahres 1875 nach der Natur der verübten Vergehen folgen wir den Capiteln des deutschen Strafgesetzbuchs.

Es ergiebt sich dabei Folgendes:

Cap.	II.	Beleidigung des Landesherrn	5	Mann,
„	VI.	Widerstand gegen die Staatsgewalt	49	„
„	VII.	Vergehen wider die öffentliche Ordnung	25	„
„	VIII.	Münzvergehen	6	„
„	IX.	Meineid	5	„
„	XIII.	Unzucht mit Erwachsenen	10	„
„	XIII.	„ „ Kindern	21	„
„	XIII.	Widernatürliche Unzucht	5	„
„	XIII.	Nothzucht	11	„
„	XIV.	Beleidigung	5	„
„	XVI.	Todtschlag	4	„
„	XVI.	Tödtung aus Fahrlässigkeit	4	„
„	XIV.	Aussetzung einer hilflosen Person	1	„
„	XVII.	Körperverletzung	12	„
„	XIX.	Einfacher Diebstahl	375	„
„	XIX.	Schwerer Diebstahl	102	„
„	XIX.	Unterschlagung	65	„
„	XX.	Raub	1	„
„	XX.	Erpressung	5	„
„	XXI.	Hehlerei	14	„
„	XXII.	Betrug	71	„
„	XXII.	Untreue	2	„
„	XXIII.	Urkundenfälschung	37	„
„	XXIV.	Bankerutt	1	„
„	XXV.	Strafbarer Eigennutz	9	„
„	XXVI.	Sachbeschädigung	4	„
„	XXVII.	Brandstiftung	6	„
„	XXVII.	Andere gemeingefährliche Vergehen	1	„
„	XXVIII.	Vergehen im Amte	24	„
Außerdem wegen Desertion			2	„
			Sa. 882	Mann.

Für die Beurtheilung des Eingelieferten und zur Auffindung und Bestimmung der richtigen Art und Weise, wie auf den Verurtheilten erziehlich einzuwirken ist, macht es sich dringend nöthig, bei jedem Einzelnen den muthmaßlichen Ursachen der begangenen Vergehen oder Verbrechen nachzuspüren. Wir übergeben jedoch dem Leser die gefundenen Ergebnisse, ohne auf Unfehlbarkeit Anspruch machen zu wollen.

Als muthmaßliche Ursachen der verübten Vergehen fanden wir:

1)	Trunksucht und Trunkenheit bei (Notorische Trunkenbolde waren außerdem 62, so daß im Jahre 1875 uns an Häusern die Zahl von 232 zugeführt wurde, oder 26,8 % sämmtlicher Eingelieferten.)	170	Mann.
2)	Spielsucht bei	16	„
3)	Arbeitsscheu	12	„
4)	Arbeitsmangel	2	„
5)	Leichtsinn	152	„
6)	Verführung	78	„
7)	Schlechte Erziehung	36	„
8)	Unvorsichtigkeit	2	„
9)	Böser Vorsatz	20	„
10)	Noth	25	„
11)	Habsucht	3	„
12)	Gewöhnung	53	„
13)	Jähzorn	2	„
14)	Wollust	41	„
15)	Genußsucht	125	„
16)	Gelegenheit	145	„
		Sa. 882	Mann.

In Bezug auf die Dauer der zu verbüßenden Strafzeit waren von den Eingelieferten verurtheilt zu einer Strafzeit:

1)	von über 4 bis 6 Monate	111	Mann,
2)	von 6 „ 9 „	330	„
3)	„ 9 „ 12 „	85	„
4)	„ 1 Jahr	116	„
5)	von über 1 Jahr bis mit 5 Jahren	233	„
6)	„ „ 5 „ „ „ 10 „	6	„
7)	„ „ 10 „	1	„
		Sa. 882	Mann.

Von diesen Zugängen befanden sich vor der Einlieferung:

92	Mann	gar nicht in Untersuchungshaft,
363	„	waren während der Untersuchungshaft stets mit andern Gefangenen zusammen,
261	„	waren in der Untersuchungshaft stets isolirt,
166	„	waren in der Untersuchungshaft zeitweise isolirt, zeitweise bei Andern.
Sa. 882	Mann.	

Die Untersuchungshaft dauerte

bis zu 1 Monat bei	361	Mann,
„ „ 2 „ „	271	„
„ „ 3 „ „	70	„
„ „ 4 „ „	43	„
„ „ 5 „ „	18	„
„ „ 6 „ „	13	„
„ „ 7 „ „	4	„
„ „ 8 „ „	5	„
„ „ 9 „ „	1	„
„ „ 10 „ „	3	„
über 12 Monate „	1	„
	790	Mann,
gar nicht in Untersuchungshaft waren	92	„
	Sa. 882	Mann.

Von den 790 Mann, welche sich in Untersuchungshaft befanden, wurden

während dieser Zeit gar nicht beschäftigt	348	Mann,
„ „ „ theilweise „	479	„
„ „ „ stets „	83	„
	Sa. 790	Mann.

Da es für den erfolgreichen Strafvollzug von der äußersten Wichtigkeit ist, die genaueste Kenntniß von der körperlichen und geistigen Beschaffenheit der Individuen zu haben, so haben wir auch in dieser Beziehung die gewissenhaftesten Erörterungen angestellt.

Nach dem Ausspruche des Anstaltsarztes besaßen von den Eingelieferten des Jahres 1875

254 Mann eine kräftige Gesundheit,
282 " " mittelmäßige und
346 " " schwächliche.

Sa. 882 Mann.

Zu der letztern Abtheilung gehören 20 Mann, welche mit körperlichen Gebrechen von der Art behaftet sind, daß dadurch ihre Arbeitsfähigkeit wesentlich beschränkt, wo nicht ganz aufgehoben wird.

Krank eingeliefert und zwar in solcher Art, daß sie sofort der Krankenstation überwiesen werden mußten, waren 65 Mann, und zwar:

41 Mann wegen Krätze,
15 " " Syphilis,
9 " " anderer Krankheiten.

Sa. 65 Mann.

Nicht ohne Interesse dürfte auch die Bemerkung sein, daß unter den Eingelieferten allein 110 Mann waren, bei denen der Arzt Augenschwäche constatirte, und 49 Mann, welche mit Brüchen behaftet waren. Epileptische gab es in diesem Jahre 3 Mann.

Die geistigen Fähigkeiten erwiesen sich bei

228 Mann als gut,
565 " " mittelmäßig,
89 " " mangelhaft.

Sa. 882 Mann.

Das Gemüth mußte bei

260 Mann als empfänglich,
360 " " wenig empfänglich,
262 " " unempfänglich bezeichnet werden.

Sa. 882 Mann.

Der Wille war bei

41 Mann kräftig,
598 " wenig kräftig,
243 " erschlafft.

Sa. 882 Mann.

Scheiden wir die Zugänge nach ihrer eigenen persönlichen Ansicht über Schuld und Strafe, so finden wir:

367 Mann als geständig und reuig,
391 " " " aber indolent,
84 " " theilweise geständig und
40 " " nicht geständig.

Sa. 882 Mann.

Die Schule hatten besucht:

871 Mann vollständig,
10 " theilweise und
1 " gar nicht.

Sa. 882 Mann.

Die Prüfung der Zugänge in Absicht auf die erlangten Elementarkenntnisse zeigte, daß in Religion unterrichtet waren:

35 Mann gut,
486 " mittelmäßig,
361 " schlecht.

Sa. 882 Mann.

Das Lesen konnten:

409 Mann gut,
433 " mittelmäßig,
32 " schlecht,
5 " konnten nur buchstabiren,
3 " gar nicht.

Sa. 882 Mann.

Das Schreiben verstanden:

154 Mann gut,
554 " mittelmäßig,
167 " schlecht und
7 " gar nicht.

Sa. 882 Mann.

Im Rechnen konnten

95 Mann Gutes leisten,
349 " die vier Species,
432 " diese Species nur theilweise,
6 " gar nichts.

Sa. 882 Mann.

In der Sprachbildung waren

70 Mann gut,
521 " mittelmäßig,
291 " schlecht.

Sa. 882 Mann.

In den gemeinnützigen Kenntnissen waren

35 Mann gut unterrichtet,
74 " mittelmäßig,
773 " schlecht.

Sa. 882 Mann.

Höhere Bildung besaßen 30 Mann.

Am 1. Januar 1875 befanden sich bereits in der Strafanstalt Zwickau

646 Mann als Bestand; dazu
882 Zugänge, giebt

1528 Gesammtbestand.

Davon sind abgegangen:

687 Mann nach verbüßter voller Strafzeit,
20 " " erfolgter Begnadigung,
14 " " " Beurlaubung,
11 " durch Tod in der Anstalt,
1 " " Strafverwandlung,
4 " " Freisprechung infolge zweiten Erkenntnisses,
2 " " zeitweilige Auslieferung.

739 Mann Sa. des Abganges.

Ueber die nach verbüßter Strafzeit entlassenen 721 Mann (incl. der 14 Beurlaubten) haben wir nun während ihrer Strafzeit bis zu ihrer Entlassung die eingehendsten Beobachtungen fortgesetzt und wollen das Ergebniß derselben in ähnlichen Uebersichten wie bei den Eingelieferten hier nachfolgen lassen.

Von denselben sind:

137 Mann unausgesetzt isolirt gewesen,
427 " " in Collectivhaft,
143 " anfangs in der Zelle gewesen und dann in die Collectivhaft versetzt worden,
14 " erst in Collectivhaft gewesen und dann in die Zelle versetzt und aus derselben entlassen worden.

Sa. 721 Mann.

Unmittelbar aus der Isolirhaft in die Freiheit übergegangen sind demnach 151 Mann.

Isolirt wurden davon

7 Mann aus Gesundheitsrücksichten,
48 " zur Erziehung,
28 " zur Beobachtung,
2 " aus Rücksicht für den frühern Stand,
66 " aus polizeilichen Gründen.

Sa. 151 Mann.

Von diesen hatte die Einzelhaft gedauert bei 31 Männern länger als 1 Jahr und bei 120 kürzer als ein Jahr.

Das Verhalten während der Isolirhaft war bei

64 Mann gut,
49 " nur legal,
23 " waren je 1 Mal bestraft.

Sa. 151 Mann.

Wie bei den Eingelieferten, so ist auch bei den Entlassenen noch einmal auf das Genaueste der geistige Zustand geprüft worden, um daraus abnehmen zu können, von welcher Wirkung die Haft gewesen ist.

Rücksichtlich der geistigen Fähigkeiten erhielten von den aus der Zelle Entlassenen

61 Mann die Censur gut,
65 " " " mittelmäßig,
25 " " " mangelhaft.
Sa. 151 Mann.

Das Gemüth wurde bei ihnen von

31 Mann als empfänglich,
82 " " wenig empfänglich und
38 " " unempfänglich bezeichnet.
Sa. 151 Mann.

Dem Willen nach erwiesen sich

47 Mann als kräftig,
93 " " wenig kräftig,
11 " " erschlafft.
Sa. 151 Mann.

Von den 570 Mann, welche aus der Collectivhaft entlassen wurden, hatten in solcher Haft zugebracht 192 Mann mehr als 1 Jahr und 378 Mann weniger als 1 Jahr.

Das Verhalten derselben war bei

279 Mann gut,
199 " nur legal,
66 " waren jeder 1 Mal bestraft,
26 " wiederholt bestraft.
Sa. 570 Mann.

Zur Zeit der Entlassung waren beschäftigt

auf Arbeitssälen über 20 Mann . . . 281 Mann,
auf Arbeitssälen unter 20 Mann . . 166 "
im Freien . . . . 123 "
Sa. 570 Mann.

Die geistigen Fähigkeiten waren bei

196 Mann gut,
278 " mittelmäßig,
96 " mangelhaft.
Sa. 570 Mann.

Das Gemüth zeigte sich bei

163 Mann empfänglich,
329 " wenig empfänglich,
78 " unempfänglich.
Sa. 570 Mann.

Der Wille äußerte sich bei

246 Mann kräftig,
295 " wenig kräftig,
29 " erschlafft.
Sa. 570 Mann.

Von den Entlassenen in der Gesammtheit erhielten Unterricht in der Religion . . 426 Mann, außerdem in Elementarkenntnissen . . 218 "
Sa. 644 Mann.

Am „freien Sonntagsunterricht“ (Fortbildungsunterricht im Schreiben, Rechnen, Zeichnen, in der praktischen Geometrie, einfachen Buchführung und Webschule), an welchem in der Regel nur solche Gefangene theilnehmen dürfen, welche sich durch anhaltenden Fleiß und gute Führung ausgezeichnet haben, betheiligten sich 238 Mann.

Von sämmtlichen Entlassenen waren 641 Mann Sachsen,
80 " Richtsachsen.
Sa. 721 Mann.

Darunter befanden sich 12 Landarme.

Der Gesammtbestand der Anstalt betrug 1528 Mann,
davon Abgang . . . . 739 "
bleibt Bestand **789** Mann
für den 1. Januar 1876.

Es ist dies jedoch ein Bestand (inzwischen ist derselbe bis zum 29. Januar auf 817 Mann gestiegen), welcher nicht nur im Verhältniß zu den in hiesiger Anstalt vorhandenen Räumlichkeiten viel zu hoch ist, sondern auch den für eine Strafanstalt mit rationellem Strafvollzuge geforderten Maximalbestand von 400 weit übersteigt.

Die Anzahl der Zugänge betrug . . . 882 Mann.
Die Anzahl der Abgänge . . . . . 739 "
Die Summe der Zu- und Abgänge demnach **1621** Mann.

Zwickau, den 30. Januar 1876.

Wallenstein als Landesherr, insbesondere als Herzog von Mecklenburg. Von Dr. Hunziker, Professor an der Cantonsschule in Zürich. Zürich, Cäsar Schmidt 1875. — Habent sua fata libelli! Ist es nicht ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß in derselben Zeit, als die im Schlosse Wallsee aufgefundenen Wallenstein'schen Briefe über seine Herrschaft in Mecklenburg — über die wir in Nr. 103 der Wiss. Beil. des vorigen Jahrganges berichtet haben — zur Herausgabe vorbereitet wurden, auch der Herr Professor Hunziker in Zürich sich die Darstellung des landesherrlichen Verhaltens Wallenstein's, insbesondere in Mecklenburg, zum Thema gestellt hat? So groß war die Gleichzeitigkeit des Erscheinens, daß keine Schrift der andern als Quelle dienen konnte; gewiß hätte sonst der Verfasser der kleinen saubern Schrift von den in den Schweriner Jahrbüchern für Geschichte und Alterthumskunde veröffentlichten Briefen noch Nutzen ziehen können. Der Werth der Hunziker'schen Schrift besteht nicht in der Herbeischaffung neuen Quellenmaterials, sondern in der sorgfältigen und einsichtsvollen Benutzung der vorhandenen Literatur über die merkwürdigste Persönlichkeit des dreißigjährigen Krieges: alles, was Friedrich Förster, Schottky, Hassel, Dudik, Dvorsky, Hurter, Gindely, Leopold von Ranke über Leben und Thaten des Friedländers im Allgemeinen, was David Franck, von Lützow, Lisch, Krabbe über sein Auftreten in Mecklenburg ermittelt und zusammengeordnet haben, wird hier höchst gewissenhaft mit einem regen Blicke, der das Ganze umfaßt, doch mit freiwilliger Beschränkung auf das landesherrliche Verhältniß Wallenstein's, zu ansprechender Darstellung gebracht.

— **Deutsche Monatshefte.** Zeitschrift für die gesammten Culturinteressen des deutschen Vaterlandes, 4. Jahrgang (Berlin, Carl Heymann's Verlag). Das eben erschienene 3. Heft eröffnet mit der Erinnerung an den 10. März, hundertjähriger Geburtstag der unvergeßlichen Königin Luise. Weiter enthält dasselbe: die Commissionsberathungen über den Entwurf eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs; der Kriegshafen in Kiel in seiner neuesten Gestalt; das k. württembergische Geheime Haus- und Staats-Archiv; zur Einrichtung gewerblicher Fortbildungsschulen; Biographie des Prof. O. Friedr. Gruppe, gest. 1876 zu Berlin; zur Erinnerung an die beiden Münchner Maler Theodor Horschelt und Peter v. Heß; die Ausgrabungen zu Olympia II.; Chronik des Deutschen Reiches und Monatschronik des Auslandes für November—December 1875.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 60 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 25. Sonntag, den 26. März. 1876.

Codex diplomaticus Saxoniae Regiae.

II. Haupttheil, 5. Band. Urkundenbuch der Städte Dresden und Pirna.*)

Wenn die Herausgabe des 5. Bandes des zweiten Haupttheils durch den frühen Tod des verdienstvollen Herrn Archivars Dr. von Posern-Klett verzögert worden ist, so war es demselben doch vergönnt, den Druck dieses Urkundenbuchs vollendet zu sehen, während es seinem Nachfolger, dem Herrn Dr. Posse überlassen werden mußte, die letzte Hand an die Fertigung des umfangreichen Registers zu legen. Für das wichtige Quellenwerk unserer Heimathgeschichte sind neue Kräfte gewonnen worden und es steht zu erwarten, daß demnächst der 6. und 10. Band des zweiten Haupttheils, welche die Urkunden der Städte Chemnitz und Freiberg, sowie die der noch übrigen drei Klöster und der Universität zu Leipzig enthalten sollen, erscheinen wird. Da bereits auch der erste Band des ersten Haupttheils, welcher uns die ältesten Quellen zu der Geschichte unseres Fürstenhauses und der von ihm beherrschten Lande erschließen wird, in Angriff genommen worden ist, so dürfen wir mit voller Zuversicht auf die rüstige Förderung des so verdienstlichen wie schwierigen Unternehmens blicken. Wenn die bei dem Beginne des Werkes über den Umfang und die Eintheilung der Sammlung aufgestellten Grundsätze auch ferner festgehalten werden sollen, so ist es doch für nothwendig erachtet worden, künftighin die lateinischen Urkunden getreu nach der ursprünglichen Fassung abdrucken zu lassen. Der vorliegende Band enthält zuerst die Urkunden, welche sich auf die kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse der Stadt Dresden beziehen. Da sie nicht über die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückreichen, so geben sie uns keinen Aufschluß über die älteste Geschichte der östlichen Mark Meißen. Es läßt sich aus den vorhandenen Zeugnissen nicht sicher feststellen, ob Dresden in der frühesten Zeit zu dem Burgwartsbezirke Brießnitz oder Pesterwitz gehört oder ob es mit seiner nächsten Umgebung ein eignes Burggebiet gebildet habe. Die letztere Annahme hat viel für sich, da der Ort an einem wichtigen Stromübergange gegründet war und da die Parochie seiner Hauptkirche seit der ältesten Zeit die Mehrzahl der benachbarten Gemeinden in sich schließt. Zuerst wird Dresden in einer Urkunde vom 31. März 1206 genannt, als Markraf Dietrich der Bedrängte daselbst einen Grenzstreit zwischen dem Hochstifte Meißen und dem Burggrafen zu Dohna entschied (Cod. dipl. Sax. Reg. II. 1, S. 70 ff.). Im Jahre 1215 befand sich derselbe Markgraf nochmals in Dresden, wo er ein Verhältniß des Klosters Walkenried ordnete (Wilke: Tieemann Cod. dipl. 19). Beide Urkunden beziehen sich nicht auf Dresdner Verhältnisse und es ist auch nicht angegeben, ob der Ort der Ausstellung, Dresdene genannt, eine Stadt war. Die erste Urkunde unsers Bandes vom 27. März 1260 enthält das älteste Zeugniß dafür, daß Dresden in der Mitte des 13. Jahrhunderts Stadtrecht hatte, weil in derselben der Markgraf Heinrich der Erlauchte den Bürgern der Stadt Dresden das Pfandrecht an ihren in die Stadt kommenden Schuldnern ertheilt und ihnen gestattet, diese Pfänder bis zum rechtlichen oder gütlichen Austrage der Sache zu verwahren, ihnen auch den Schutz seiner Voigte hierbei zusichert. Den 19. November 1271 verzichtete er auf den Marktzoll in Dresden, da die Bürger daselbst 10 Mark zu dem Klosterbaue in Seußlitz beigesteuert hatten. Ueberhaupt hatte der Markgraf seiner Stadt Dresden vorzugsweise seine Gunst zugewendet und sie durch mancherlei Gnadenbeweise zu erheben gestrebt (S. 10). Einen dauernden Aufenthalt hat er in Dresden erst in seinen letzten Lebensjahren genommen, auch ist er daselbst im Anfange des Jahres 1288 gestorben. Jedenfalls war damals zu Dresden eine Hofburg vorhanden. Zweimal, den 12. October 1268 und den 6. November 1285 (Horn: Henr. ill. S. 328 f., Cod. dipl. Sax. Reg. II. 1, 208) stellte Markgraf Heinrich in Curia nostra Dresden Urkunden aus. Unter dieser Curie ist nicht eine Gerichtsstelle, sondern die Hofstatt zu verstehen. Die Burg zu Dresden wird zuerst in einer Urkunde des Königs Wenzel in Böhmen vom 19. April 1300 erwähnt (Cod. dipl. Sax. Reg. II, 1. S. 263) und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie schon von Heinrich dem Erlauchten bewohnt worden ist, nach dessen Tode schwere Wirren entstanden, unter deren Drucke die Erbauung eines Fürstenschlosses unausführbar war.

Zu den ältesten Bauwerken Dresdens gehört die steinerne Elbbrücke, pons lapideus trans Albeam, welche zuerst den 25. August 1287 S. 4 unseres Urkundenbuchs erwähnt wird. Schon früher, wahrscheinlich 1275, hatte ein ungenannter Bischof denen Ablaß ertheilt, welche zu der Wiederherstellung der schwer beschädigten Dresdner Brücke beisteuern würden (S. 2). Auf der Brücke befand sich eine Kapelle zum Leichnam Christi, welcher Günther Wolf das Vorwerk Kleinostra mit der Bestimmung geschenkt hatte, daß von dem Ertrage desselben der Gottesdienst daselbst bestellt werden sollte. Den 8. Februar 1305 wurde dem markgräflichen Kapellan Hermann von Eisenberg der Dienst in der Brückenkapelle übertragen (S. 16 f.). Wenn den 3. Juli 1308 der Markgraf Friedrich von Dresden dem heiligen Kreuz und der Elbbrücke ein Pfund Jahreszinsen in Grumbach zueignet, welches der Bürgermeister Dietrich Berner zu Lehn getragen und auf den Todesfall zu Seelgeräthe überwiesen hatte, so geht hieraus hervor, daß schon damals das Vermögen des heiligen Kreuzes und der Brücke verbunden war (S. 17). Wol kommen in späterer Zeit noch Schenkungen an die Brücke allein oder an das heilige Kreuz vor, namentlich überwies Markgraf Friedrich der Kleine den 26. Juni 1311 der Elbbrücke gewisse Gefälle und der Markgraf Friedrich der Ernste verlieh ihr den 18. September 1324 den Jahreszins von einer Mühle am See (38); aber da schon 1319 zu Avignon 13 Erzbischöfe und Bischöfe denen, welche an gewissen Festen die Kreuzkirche mit Andacht besuchten oder Beiträge zur Unterhaltung der Elbbrücke leisten würden, Ablaß ertheilten (S. 27), so unterliegt es keinem Zweifel, daß damals das heilige Kreuz mit der Brücke in der genauesten Verbindung stand. Ein Brückenmeister Namens Symon wird zuerst den 16. August 1303 genannt (S. 15), die Oberaufsicht über die Brücke führte der Stadtrath zu Dresden (S. 16). Aus einer

*) Vgl. Wissenschaftl. Beilage 1864 Nr. 51. 1866 Nr. 12. 1868 Nr. 49—52. 1874 Nr. 18 und 19.

noch vorhandenen Jahresrechnung vom 2. Febr. 1388—31. Jan. 1389 ergiebt sich, daß das Vermögen des heiligen Kreuzes und der Brücke von dem Brückenmeister verwaltet wurde (73 ff.). Ein besonderes Brückenamt wird zuerst den 12. December 1432 erwähnt, als der Landesfürst die Verwaltung desselben und des von den Hussiten zerstörten Hospitals an der Elbe dem Rathe zu Dresden auf 10 Jahre übertrug.

Bekanntlich hat die heutige Neustadt Dresden bis zu der Mitte des 16. Jahrhunderts den Namen Altdresden geführt. Wenn hieraus zu ersehen ist, daß der Stadttheil auf dem rechten Elbufer der ältere ist, so ist er doch gegen die jetzige Altstadt, in welcher die Markgrafen ihre Burg begründeten, in den Schatten getreten. Bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts erscheint Altdresden als bloßer Flecken, erst der Markgraf Wilhelm I. verlieh demselben den 21. December 1403 Weichbildrecht (110). Aber auch die Altstadt, welcher Friedrich der Freidige den 19. October 1319 (S. 28) und sein Sohn Friedrich der Ernsthafte den 9. März 1328 (S. 30) die alten Stadtrechte und Freiheiten bestätigte, blieb trotz seiner günstigen Lage und der Fürsorge, welcher ihr die Fürsten zuwendeten, in ihrer Entwickelung hinter anderen Städten des Landes zurück. Sie hatte in der frühesten Zeit nur einen geringen Umfang, denn der Neumarkt mit der Frauenkirche befand sich außerhalb der Ringmauern der Stadt, zu welcher in der frühesten Zeit das Frauenthor, das Kreuzthor und die Kreuzpforte, das Seethor, das Wilische oder Wilandische Thor und das Elbthor den Zugang öffnete. In der Stadt selbst wird der Ring oder Altmarkt mit dem Rathhause, die große und kleine Brüdergasse, die Elbgasse, die Frauengasse, die Gasse hinter der Apotheke, das Gäßchen dem Schlosse gegenüber, die Judengasse, die Kreuzgasse, die Kundigengasse (breite Gasse), die Schreibergasse, Seegasse, das Loch und die Gasse am Taschenberge erwähnt.

Die vorhandenen Urkunden geben von dem Ursprunge der Dresdner Kirchen keine nähere Auskunft. Das größte Heiligthum, welches hier aufbewahrt wurde, war ein Stück vom heiligen Kreuze, welches die Markgräfin Constantia, die Gemahlin Heinrich's des Erlauchten, der Kapelle zum heiligen Kreuze übereignet haben soll, und ein hölzernes Kreuz, welches der Sage nach von Saatz aus bei Dresden angeschwommen ist. Diese hochverehrten Heiligthümer zogen vorzugsweise am Johannistage eine große Schaar Wallfahrer nach Dresden und schon Heinrich der Erlauchte hatte, um den Zugang zu diesen Gnadenzeichen zu erleichtern, verordnet, daß Niemand, welcher in der Zeit vom 23.—25. Juni nach Dresden komme, um das heilige Kreuz zu verehren, eines früheren Vergehens wegen belangt werden dürfe, außer wenn er bei seiner Anwesenheit durch ein Verbrechen den Frieden störe. Diesen Schutzbrief seines Vaters erneuerte Friedrich der Kleine den 15. Juli 1299 (S. 10 f.). Die Kapelle zum heiligen Kreuze, in welcher jene Heiligthümer aufbewahrt wurden, scheint zu der Nicolaikirche gehört zu haben, denn den 1. März 1371 stifteten die Markgrafen Friedrich der Strenge, Balthasar und Wilhelm den Marien- und Maternialtar in der Kapelle zum heiligen Kreuze (S. 57 ff.) und den 31. Mai darauf bestätigte der Bischof Conrad von Meißen diese markgräfliche Stiftung als in der Kirche St. Nicolai gelegen. Da nun später jener Altar als in der Kreuzkapelle befindlich mehrmals wieder erwähnt wird, die Nicolaikirche aber vor 1335 und nach 1371 nicht wieder vorkommt, so ist zu vermuthen, daß in späterer Zeit das ganze Gotteshaus den Namen seines wichtigsten Heiligthums angenommen hat, wenn auch in keiner Urkunde die Veranlassung hierzu angedeutet wird. Markgraf Wilhelm I. hatte beschlossen, an dieser Kreuzkapelle, welche fortan weit häufiger, als die Kreuzkirche erwähnt wird, ein Capitel mit einem Dechanten als Vorsteher zu errichten und sie zu einer Collegiatkirche des Bisthums Meißen zu erheben. Der Papst Bonifacius IX. ertheilte den 1. December 1400 hierzu die Genehmigung. Zugleich wurde hierin verordnet, daß die Pfarrkirche zu unsrer lieben Frauen in Dresden, welche unter dem Patronate des Bischofs zu Meißen stand und an einen der dortigen Domherren verliehen worden war, mit allen Gütern und Rechten an das zu gründende Kreuzcapitel abgetreten werden sollte, wogegen der Markgraf dem Bischofe das Collaturrecht der Pfarrkirche zu Ebersbach (Niederebersbach bei Radeburg) und der Nicolaikirche zu Freiberg zu überlassen habe (S. 106 f.). Obgleich nun auch den 1. October 1404 dieser Tauschvertrag des Patronats über die genannten Kirchen abgeschlossen worden ist, so kam doch die beabsichtigte Errichtung eines Unterstifts an der Kreuzkapelle nicht zu Stande, weil schon im Februar 1407 der Markgraf Wilhelm mit Tode abging. In der Kreuzkapelle waren zahlreiche Altäre von den Fürsten und Bürgern gestiftet worden, aber auch die Frauenkirche war reichlich mit Stiftungen bedacht und erscheint seit den ältesten Zeiten als die Pfarrkirche der Stadt. Vormals übte das Kloster zu Seußlitz das Patronatrecht über diese Kirche aus, trat es aber später an den Bischof zu Meißen ab, von welchem es, wie erwähnt wurde, an den Markgrafen überging. Bei derselben befand sich der Gottesacker der Stadt und auf demselben eine Kapelle mit dem Altare der heiligen Dreifaltigkeit und der heiligen Anna, welche der Bürger Franz von Magdeburg 1373 gestiftet hatte (S. 62 f.).

Ein drittes Gotteshaus war die Kirche der Franziskaner am Ende der großen und kleinen Brüdergasse, welche nach diesen Klosterbrüdern genannt worden sind. Die Zeit, in welcher dieses Kloster gestiftet wurde, läßt sich aus den vorhandenen Urkunden nicht bestimmen. Im Jahre 1328 wird dieses Kloster der Franziskaner, Minoriten oder Barfüßer zuerst erwähnt (S. 288). Da diesem Bettelorden untersagt war, Schenkungen von Grundbesitz anzunehmen, so sind von den Klöstern derselben nur wenige Urkunden vorhanden. Der Markgraf Wilhelm I. stiftete im Dresdner Kloster den 29. Januar 1401 ein monatlich zu begehendes Seelengedächtniß für sich und seine Vorfahren (S. 290) und Landgraf Friedrich eignete den 29. September 1419 dem Kloster ein Haus in Dippoldiswalde zu, in welchem der dortige Terminer seinen Wohnsitz haben sollte (S. 291). Herzog Georg hatte noch den 25. November 1518 den Convent mit dem Stadtpfarrer über das Begräbniß im Kloster zu vergleichen. Es wurde festgestellt, daß die Leichen der im Pfarrkirchspiele Verstorbenen, welche aus Andacht oder um des Ablasses willen die Beerdigung im Kloster begehrt hätten, zuerst in die Pfarrkirche getragen werden sollten, wo ein Begängniß zu halten sei, nach welchem erst die Beerdigung auf dem Klosterkirchhofe erfolgen dürfe. Hätte jedoch ein Verstorbener vor seinem Ende die Kleidung der Barfüßer angenommen und angeordnet, in diesem Habite begraben zu werden, so solle die Leiche unmittelbar vom Sterbehause in das Kloster getragen werden, wenn nicht ausdrücklich der Antrag auf ein Begängniß in der Pfarrkirche gestellt worden sei. Bei der Einführung der Reformation befanden sich nur noch zwei Brüder im Kloster, welche mit einer jährlichen Rente von je 30 Gülden abgefertigt wurden. Die Klostergebäude wurden dem Stadtrathe 1541 überlassen, die Kirche ist im 17. Jahrhundert zur Abhaltung des evangelisch-lutherischen Gottesdienstes an den Hof abgetreten worden. Auch im herzoglichen Schlosse befand sich eine Kapelle, an welcher 1454 ein Priester, Franz Witte, als Altarist (S. 199 f.) und 1477 Gregor Geyer als Kapellan aufgeführt wird (S. 271). Im Jahre 1412 wurde eine neue Kapelle auf dem Rathhause angelegt, in welcher 2 Messen gestiftet und von zwei Priestern wöchentlich viermal abgehalten wurden (S. 127 f.). Ein Altar des heiligen Fabian und Sebastian in dieser Kapelle wird den 6. October 1456 erwähnt (S. 231).

Dresden war schon in alter Zeit reich an Versorgungsanstalten. Das älteste Hospital, welches Heinrich der Erlauchte gestiftet haben soll, befand sich vor der Stadt und lag unweit der Frauenkirche. Es wird zuerst urkundlich im Jahre 1310 erwähnt (S. 21). Ursprünglich stand es unter der Aufsicht des St. Clarenklosters zu Seußlitz, aber später wurde die Verwaltung desselben dem Dresdner Rathe über-

tragen, damit er, wie der Markgraf Friedrich der Ernsthafte im Bestätigungsbriefe vom 28. December 1328 sagt, mit Hilfe seiner Bürger wohlthätige Werke erfolgreicher ausüben möge (S. 31). Mit dem Hospitale war das Patronatrecht der Kirche zu Plauen verbunden, das Kloster aber behielt sich die Einkünfte von 20 Pfund Jahreszins vor (S. 32 f.). Markgraf Wilhelm I. hatte dieser Stiftung das Vorwerk Loschwitz geschenkt, aber im Herbste 1329 brannten die Hussiten die Gebäude des Hospitals nieder (S. 154 f.). Die Klosterjungfrauen zu Seußlitz achteten sorgsam auf die Verwaltung der Stiftung und als der Spitalmeister Prolis gestorben war, schrieb die Aebtissin Margaretha, geborne Herzogin von Sachsen, den 28. Februar 1463 an den Rath zu Dresden, er möge mit Vorsicht einen redlichen Mann zum Vorsteher wählen, da sich der Verstorbene durch Veruntreuung an dem Hospitale versündigt habe (S. 232). Ein Zinsregister dieses Versorgungshauses aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts gewährt einen Ueberblick der reichen Einkünfte desselben (S. 104 ff.). Im Hospitale befand sich eine Kapelle und ein Altar St. Materni, an welcher ein Vicar angestellt war (S. 153).

Ein Hospital der Ferneſiechen oder Leprosenhaus, fern von der Stadt, für die mit ansteckenden Krankheiten, namentlich mit dem Aussatze, behafteten Wandersleute wird schon am Ausgange des 13. Jahrhunderts erwähnt. Es hatte nämlich um diese Zeit der Rath zu Dresden mit dem zu Freiberg sich dahin vereinigt, daß im Freiberger Hospitale nur aussätzige Männer, im Dresdner hingegen nur Frauen aufgenommen werden sollten. Wenn demnach die Dresdner ihre kranken Männer nach Freiberg, die Freiberger ihre aussätzigen Frauen nach Dresden schafften, so setzte man ausdrücklich fest, daß die betreffenden Spitalmeister ihren Kranken besiegelte Briefe mitgeben sollten (S. 12). Dieses Hospital mit der Capelle St. Bartholomaei ad leprosos befand sich auf der Viehweide vor dem Wilsdruffer Thore. Markgraf Wilhelm I. übereignete demselben den 30. Mai 1398 1 Hufe Landes in Striesen (S. 101 f.) und der Rathmann Franz Bebrach zu Dresden den 30. April 1460 einen Weinberg zu Kötzschenbroda (S. 223 f.).

Ein drittes Hospital ist in der Mitte des 15. Jahrhunderts zu Poppitz am See von einer Brüderschaft wohlthätiger Bürger auf Anregung des Pfarrers Johannes Terbach in Dresden gestiftet worden. Es war bestimmt „für wandernde pylgerim, die sich vorspetet vnd beqweme herberge nicht gehaben mogen, vff eyne nacht hiervnne zcu herbergen". Der Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige bestätigte die Stiftung den 14. März 1459 (S. 218), nachdem er schon dem Spitalmeister den 20. März 1455 erlaubt hatte, Leseholz aus der Haide zu holen. Im Hospitale befand sich die Kapelle St. Jacobi mit einem Altare. Die Schützenbrüderschaft scheint nach einer dunkeln Andeutung mit zu den Stiftern dieses Hospitales gehört zu haben (S. 271).

Eine Brüderschaft von der heiligen Dreifaltigkeit besaß eine Altarlehn im Chore der Kreuzkapelle und wurde den 25. Januar 1452 vom Bischof Caspar zu Meißen bestätigt (S. 194). Eine andere Brüderschaft zu unserer lieben Frauenmesse ebendaselbst bestand schon 1429 (148). Die älteste Brüderschaft des Fronleichnams in der Kreuzkapelle wurde den 14. Juli 1382 zu Prag vom Cardinal Pileus bestätigt und mit Ablaß versehen (S. 70).

Auch Seelhäuser befanden sich in Dresden. Heinrich von Ebersbach stiftete ein solches den 18. März 1362 in der großen Brüdergasse für 12 Schwestern, neben welchem ein besonderes Regelhaus sich befand (S. 45 f.). Ein Seelhaus hatte auch 1403 Jungfrau Dorothea Kuttilerin in der Kreuzgasse gestiftet (S. 116 und 229). Die daselbst wohnenden Schwestern werden einmal Beguinen (paginen) genannt (S. 267), welche sich zu frommen Uebungen zusammenthaten, gemeinsam beteten und arbeiteten, an eine bestimmte Regel nicht gebunden waren, aber überall Beistand den Hilfsbedürftigen und Kranken brachten.

Eine Schule in Dresden wird zuerst im Jahre 1370 erwähnt (S. 54, 57 f.). Zunächst wurde hier die Jugend für den niedern Kirchendienst ausgebildet und im Gesange unterrichtet. Den 8. October 1380 verordnete der Stadtrath, daß der Schulmeister in der Zeit vom Sonnenuntergang bis Mitternacht stets 6 Schüler bereit halten solle, um den Priestern, welche mit dem Leibe des Herrn zu Kranken gingen, auf dem Hin- und Herwege mit Gesang voranzuschreiten (S. 67 f.). Neben dem ersten Schulmeister oder Rector werden aber schon frühzeitig Gesellen desselben oder Collaboratores genannt, so daß sicher vorauszusetzen ist, es sei ein regelmäßiger Unterricht bereits im 14. Jahrhundert in der Schule zu Dresden ertheilt worden. Die Rathsherren, Brückenmeister, Hospitalvorsteher und andere Rechnungsführer wurden sicher hier gebildet und die Stadtkinder für einen wissenschaftlichen Beruf vorbereitet.

Aus einer späteren Nachricht geht hervor, daß die Schule in Dresden auch von auswärtigen Kindern besucht wurde. Als nämlich die Pest in Dresden herrschte und in 2 Tagen 4 Schüler gestorben waren, verfügte der Kurfürst Friedrich den 12. October 1463 von Radeberg aus an den Rath, er habe schon früher verboten, in dieser Fährlichkeit fremde Schüler aufzunehmen und begehre nun ernstlich, die noch anwesenden zu beurlauben (234). Im Jahre 1393 wird schon erwähnt, daß sich die Hauptschule neben der Kreuzkapelle befand (92). Die Landesfürsten sind stets bemüht gewesen, die Bildung der Jugend zu fördern und Friedrich der Sanftmüthige hat wiederholt an den Stadtrath zu Dresden geschrieben, „wie es die Nothdurft erfordere, den Ihren zu guter Lahre, daß die Schule mit einem vorstendigen Meister werde versorget" (S. 217 und 232).

Wenn die Markgrafen eifrig bemüht waren, die Entwickelung der Stadt Dresden zu fördern, so war es doch dem Markgrafen Friedrich, dem jüngsten Sohne Heinrich's des Erlauchten, 1292 nicht gelungen, seiner Hauptstadt das Niederlagerecht zu verleihen, da von dem Bischofe zu Meißen nachgewiesen wurde, daß sich dieses Vorrecht schon früher in dem Besitze seiner Stadt Pirna befunden habe (S. 5 f.). Erst den 1. October 1455 gelang es dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen, dieses Niederlagerecht von der Stadt Brüx nach Dresden zu verlegen (S. 210), nachdem schon 1443 ihm der König Friedrich III. zugestanden hatte, dieses Vorrecht einer seiner Städte, Dresden oder Hayn zu verleihen (S. 175). Nach diesem Rechte mußte aller Kaufmannschatz, welcher an Dresden vorüber zu Schiffe oder Wagen nach Böhmen abgeführt wurde, ausgeladen und in der städtischen Niederlage feilgeboten werden. Ausgenommen hiervon waren blos die Waaren, welche durch das Verladen Schaden nehmen konnten. Diese mußten aber von jedem Wagen einen Groschen Abgabe entrichten (S. 207). Hiergegen erhob der Rath zu Pirna Klage und der Schöppenstuhl zu Magdeburg entschied, daß es dem Kurfürsten freigestanden habe, seiner Stadt Dresden auf 2 Meilen Wegs jenes Recht zu verleihen; wenn derselbe aber dem Rathe zu Pirna zugesagt habe, ihn bei seinen alten Rechten zu belassen und früher jene Abgabe von einem Groschen nicht erhoben worden sei, so müßte auch ferner die Stadt Pirna von jener Abgabe befreit bleiben (S. 439). Seit dem Jahre 1359 wurde die Stadt stark befestigt und die Dresdner Bürger empfingen hierzu von den Markgrafen bedeutende Geldbeiträge, auch wurde ihnen zu gleichem Zwecke 1361 der Salzhandel überlassen (S. 43 f.). Im Hussitenkriege mußte die Stadt sich stets gerüstet halten und wurde im Herbste 1429 als die Hussiten Alt-Dresden einäscherten, mannhaft vertheidigt; aber im Bruderkriege wurde die Mannschaft den 17. Juli 1450 aufgefordert, dem Kurfürsten zuzuziehen (S. 188 f.).

Seit dem Jahre 1412 überließen die Markgrafen dem Rathe zu Dresden die Gerichtsbarkeit in und vor der Stadt, so weit die Graben und Zäune gingen und auf der Brücke bis an die Kapelle, jedoch mit Ausnahme der Halsgerichte, zunächst auf 4 Jahre gegen einen Jahreszins von 28 Schock schildächter Groschen (S. 126). Nachdem dieser Vertrag

nach Ablauf der gesetzten Zeit stets erneuert worden war, überwiesen die fürstlichen Brüder Ernst und Albrecht den 24. Mai 1484 dem Rathe auch auf dessen Bitte die Gerichte oberste und niedrige über Hals und Hand in den vorgenannten Grenzen aber auf Widerruf gegen eine jährliche Zahlung von 40 neuen Schock Groschen (282 f.). Die Fürsten bestätigten die Innungsartikel der Handwerker, begnadigten sie mit besondern Vorrechten, führten aber auch eine strenge Zucht ganz besonders bei ihren Festen und Morgensprachen ein, wo Messer und Wehren nicht geführt werden durften. Zugleich wurden die Innungen wie Brüderschaften angesehen, denn jedes Glied derselben war verpflichtet, den Leichenbegängnissen ihrer Zunftgenossen beizuwohnen. Bisweilen maßten sich aber die Handwerker seltsame Rechte gegen ihre Zunftgenossen an. Als die Schneider zu Dresden einem gewissen Blasius, der bei ihnen das Meisterrecht erworben hatte, die Ausübung des Handwerkes deshalb verweigerten, weil er kein Weib habe und ihn dringen wollten, er solle sich verändern und ehelich beweiben, bat dieser den Kurfürsten um seine Fürsprache, weil ihm die Verehelichung dermalen noch nicht bequem sei. Friedrich der Sanftmüthige verwendete sich auch für ihn von Schellenberg aus den 5. Sept. 1452 bei dem Handwerke, wahrscheinlich mit gutem Erfolge (S. 197 f.).

Nachdem zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft zu Dresden mehrfache Streitigkeiten vorgekommen waren, wurde den 5. Januar 1470 von dem Fürsten eine neue Rathsordnung eingeführt. Nach derselben sollte der für dieses Jahr erwählte Rath nach Pflicht und Gewissen für das nächste Jahr 10 redliche Männer und unter ihnen einen zum Bürgermeister kiesen und benennen, auch zwei zu Kämmerern und zwei zu Schöppen auswählen. Dasselbe soll nach Ablauf des zweiten Jahres von dem Rathe geschehen, doch sollte der zweite Rath blos 8 unbescholtene Leute und unter ihnen einen Bürgermeister wählen, demselben aber zwei aus ihrer Mitte zuordnen, von denen sie Unterweisung erlernen sollen über das, was bei ihnen verhandelt worden sei. Demgemäß bestanden diese 3 Räthe mit 3 Bürgermeistern aus 26 Mitgliedern, aber jeder Rath sollte auf sein Jahr frei zu regieren haben; würde es sich aber begeben, daß schwere und merkliche Stücke vorfallen sollen, so möge man von den andern beiden Räthen ein Gutachten erfordern, nach welchem man einen freien Beschluß zu fassen habe. Nach drei Jahren trat der erste Rath wieder ein und sämmtliche Mitglieder sammt den Bürgermeistern waren auf Lebenszeit erwählt, es sei denn, daß sie sich einer Verwahrlosung schuldig machten oder ihre Ehre verletzten. Der erste Rath hatte sich einen Richter aus der Gemeine zu wählen, der zweite aus dem ersten Rathe und so jeder nachfolgende aus dem vorhergehenden (S. 249 ff.). Zwischen dem Rathe und den Innungen waren schon früher mancherlei Streitigkeiten entstanden, so daß den 17. April 1466 die Fürsten schon den Stadtrath gegen gewisse Einsprüche der Handwerker in Schutz genommen und erklärt hatten, sie wollten in ihrer Stadt Dresden hinfort einen vollständigen und mächtigen Rath haben (S. 239). Auch nach der Einführung der neuen Rathsordnung waren neue Irrungen dadurch entstanden, daß die in den Rath gewählten Handwerker zum Nachtheile des Gemeinwohls ihren eignen Vortheil zu fördern gesucht hatten. Deshalb verfügten die Fürsten den 19. Decbr. 1471, daß hinfort in jedem der drei Räthe nur zwei Handwerksgenossen sein sollten (S. 255 f.).

Seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts erscheinen unter den Bürgern einzelne hervorragende Geschlechter, aus denen die Schöppen und Rathmänner gewählt zu werden pflegten. Man kann nicht behaupten, daß sie ein Patriziat bildeten, wie gewisse Familien in Freiberg und Zwickau, aber sie waren meist wohlhabend, besaßen in der Stadt und auf dem Lande Güter und Zinsen, auch rührten von ihnen viele Stiftungen in den Kirchen und Hospitälern her. Das Bußmann'sche Geschlecht war sehr wohlhabend und stand in der Mitte des 15. Jahrhunderts bei den Fürsten in hoher Gunst. Neben ihnen erscheinen im Stadtrathe die Münzmeister, Hertelt, Buling, Berner, von Magdeburg, Helwig und Ulmann (S. 117 ff.), welche mit Vorwerken und Zinsgütern in der Nachbarschaft von Dresden beliehen waren. Schon seit etwa 1370 hatte der Stadtrath von den Leipziger Schöffen die dort geltende Stadtwillkür empfangen (S. 51 f.), er selbst setzte in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts eine sehr strenge Ordnung fest, in welcher übermäßige Festlichkeiten bei Hochzeiten und Taufen verboten wurden. Eben so streng war die damit verbundene Kleiderordnung, in welcher den Bürgern, ihren Frauen, Töchtern und anderm ledigen Volke bei 30 Gülden Strafe verboten war, goldene Stücke, Gold und Perlen zu tragen. Ebenso wurde ihnen untersagt, Kleider zu tragen, welche mit feinem Pelzwerk gefüttert waren. War es in früheren Zeiten den Rathsherren und ihren Angehörigen gestattet gewesen, Damast, Atlas, Schamelot und Zindel, auch schlichten Sammt ungestickt am Aermel zu tragen, so mochte dieser Vorzug wol später Anstoß erregt haben; denn der Satz, welcher diese Bestimmung enthält, wurde später durchstrichen. Auch die Länge der Kleider und Mäntel war genau festgestellt und ganz besonders verordnet, die Mäntel und Kleider der Frauen dürften nicht länger denn einer Spanne auf die Erde rührend getragen werden. Während es den Jungfrauen aus dem Bürgerstande gestattet war, Perlenbändchen auf ihren Häupten zu tragen, so war es den Dienstmädchen verboten, dergleichen oder Silberwerk zu führen und nur erlaubt, silberne „Horwondt" auf dem Haupte zu tragen. Ein Zusatz, daß „furder keyne Frauwe in der stat sich noch (nach) franczoschisser art vnd weiße slawehern (verschleiern) noch horner machen sol, sundern sich noch gemeyner weise, als vor alders gewest ist, slawhern (sol)", ist später durchstrichen worden (S. 284 ff.).

Erst zu den Zeiten des Kurfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht kommen Verordnungen vor, welche den Rath ermächtigen, für die Verschönerung der Stadt zu sorgen. Die fürstlichen Brüder gestatteten dem Rathe den 24. Februar 1472, ein Wegegeld von den durch die Stadt fahrenden Wagen zu erheben, um die Straßen und Steinwege der Stadt und der Vorstädte in ordnungsmäßigen Stand zu setzen (S. 256 ff.). Daß der Zustand vieler Häuser in der Stadt damals Anstoß erregte, geht aus einer Verordnung der 3 Räthe vom 15. März 1474 hervor, nach der die Einwohner, welche die Straßenseiten ihrer Häuser von Steinen erbauten, den dritten Theil des dazu verwendeten Kalks von der Stadt erhalten sollten. Ebenso sollten diejenigen, welche ein altes Schindeldach abbrächen und auf eine steinerne Mauer mit Ziegeln deckten, den dritten Theil der Ziegel von der Stadt erhalten. Der Zusatz, daß diese Vergünstigung erst dann gewährt würde, wenn die Stadt den Kalk und die Ziegel selbst hätte, weil sie an andern Enden für Niemanden bezahlte, enthielt freilich eine bedenkliche Beschränkung (S. 265). Als die fürstlichen Brüder von der Stadt 3 Reißige, 60 Fußknechte, 2 Büchsen und 4 Wagen zur Heeresfolge erforderten, berichtete der Rath den 2. October 1474, daß in der Stadt 427 besessene Leute wären, darunter befänden sich sehr viel kleine Häuserchen, welche man zu 3—4 Schocken kaufte, die denn arme Leute und Wittwen besäßen, die der fürstlichen Gewalt und der Stadt kleine Dienste und Folge thun könnten. Davon seien 16 freie Höfe ausgeschlossen, die keinen Dienst leisteten, nämlich 10 Edelmannshöfe, 13 Priester- und Mönchshöfe und 3 Seel- und Regelhäuser. Hierbei wurde erwähnt, daß die Pfarrer und die andere Priesterschaft erklärt hätten, sie könnten ein Verzeichniß ihrer Güter hinter dem Rücken ihrer Prälaten nicht abgeben. Daneben berichtet der Rath, daß ihm in den Dörfern der Umgebung noch 91 besessener Männer zuständen, 53 Hüfner und 38 Gärtner (S. 266 f.). Der Umfang und der Zustand der Stadt in jener Zeit läßt sich einigermaßen aus diesem Berichte erkennen.

Was die Freihöfe betrifft, so befand sich einer derselben in der Kundigengasse (breite Straße), welchen den 2. October

1388 Hans Karas an Franz Münzmeister verkaufte (S. 86). Ein andrer lag in der großen Brüdergasse und gehörte 1398 dem Geschlechte v. Schönfeld (S. 102). Ein dritter Hof auf dem Taschenberge gehörte 1407 der Margaretha von Dohna (S. 115 f.). 1459 war dieser Hof, der Taschenberg genannt, zwischen dem Schloßhofe und der Mönche Garten gelegen, an Hans Arras übergegangen (S. 219). Ein vierter Hof lag in der Judengasse. Friedrich von Boytitz hatte ihn neu erbaut, dann kaufte denselben Bischof Caspar von Meißen, von welchem er an Jacob Wildener verkauft wurde, der den 22. März 1452 damit belehnt wurde (S. 195). Später 1458 und 1465 war Heinze Tharand und seine Erben im Besitze dieses Freihofs (S. 237). Balthasar von Ziegelheym besaß 1465 ein Freihaus zwischen der Försterei und dem Brückenhofe, 1471 erkaufte dasselbe Otto von Carlowitz (S. 236). Hans von Miltitz auf Pulsnitz verkaufte seinen Freihof bei dem Barfüßerkloster an der Ecke gelegen an den Hofmeister Tietz von Miltitz auf Batsdorf, welcher 1472 damit belehnt wurde. Den 1. September 1483 empfing der oberste Leibarzt Erhard Windsperger „Doctor in beyden arczneyen" die Lehen von diesem Miltitzischen Freihause (S. 280 f.).

In alter Zeit wird auch in Dresden eine Jüdengasse erwähnt und Häuser, in denen Juden wohnten. Ein solches Haus zinste der Kapelle auf dem Frauenkirchhofe, welche Franz von Magdeburg 1373 gestiftet hatte, 15 Gr. und wurde von Sloman und Zadoch mit andern Juden bewohnt (S. 64). Die Duldung der Juden währte aber nicht lange, denn 1410 wurden sie aus Dresden verjagt. In der Kämmereirechnung von diesem Jahre heißt es, man habe 9 Viertel Kannen Wein für 7 Gr. 9 Heller und noch darüber für 10 Gr. getrunken, „alze der rad gancz by mer waz (war) alze Hannus von Pollenczg und der hauptman ouch mete waz, alze weyr die jodin vingen". Später wurden wieder Juden in Dresden geduldet. Schmul wohnte dort 1433 mit seiner Familie und wurde dem Schutze des Landvoigtes Heinrich von Bünau von den Fürsten empfohlen (S. 157). Der Jüdenhof auf dem Raume neben dem ehemaligen Galleriegebäude, welcher jetzt noch diesen Namen führt, wurde 1414 an zwei Hofbeamte verliehen und dabei ausdrücklich erwähnt, daß derselbe vormals den Juden gehört habe (S. 132). Den 26. Mai 1468 nahmen die fürstlichen Brüder Ernst und Albrecht den jüdischen Wundarzt Meister Waroch (Baruch) mit seiner Familie an und bewilligten ihm jährlich 30 Scheffel Korn, 1 Faß Wein, 6 Viertel Bier, 20 Schafe und 1 Rind. Man erlaubte ihnen, ihr Geld auf Pfänder zu leihen, doch dürften diese nicht in Kelchen, Meßgewand oder anderen kirchlichen Geräthen bestehen, auch sollten sie die Pfänder streng prüfen, damit sich unter denselben nicht gestohlenes Gut befände. Die Fürsten stellten diese Juden unter ihren besonderen Schutz und wollten stets ihre Richter sein. Aus diesen und ähnlichen Bedingungen, welche die vorsichtigen Juden gestellt hatten, läßt sich abnehmen, daß die Verfolgung derselben in früherer Zeit wol häufig dadurch veranlaßt worden ist, daß man sie der Diebshehlerei und des übermäßigen Wuchers beschuldigte.

In Altdresden (der heutigen Neustadt), welches, wie bereits erwähnt wurde, 1403 Weichbildrecht empfing, befand sich ein Rathhaus mit einem Bürgermeister und 8 Rathmännern (S. 209). Die Zeit, in welcher die Pfarrkirche zu den heiligen drei Königen daselbst gestiftet wurde, ist nicht bekannt. Der Markgraf Wilhelm I. hat auch diese Kirche mit einem Weinberge zu Altdresden begnadigt (S. 141). In dieser Kirche hatte die Schneiderinnung daselbst eine Brüderschaft der 14 Nothhelfer und des heiligen Wolfgang mit einem Altare gestiftet, dessen Verleihung ihr der Kurfürst Ernst den 10. April 1475 bestätigt hatte (S. 268). Nach späteren Angaben betrug das Jahreseinkommen dieser Stiftung 20 Gülden. Dazu gehörten Meßgewänder, ein silberner Kelch von 35 Loth und ein Pacem von 32 Loth. Auch eine Brüderschaft der vereinigten Fleischer und Riemer besaß daselbst einen Altar, der ein jährliches Einkommen von 27 Gülden hatte. Das Jahreseinkommen des Schützenlehns betrug 20 Gülden und besaß gleichfalls heilige Geräthe (S. 320). Eine Schule, deren Zöglinge vorzugsweise zum Kirchendienste verwendet wurden, kommt 1482 vor (S. 279). Der Markgraf Wilhelm I. stiftete hier ein Kloster der Augustiner-Eremiten St. Erasmi, welchem im Auftrage des Papstes Innocenz VII. der Abt zu Altzella 1404 Ablaß ertheilen sollte (S. 298). Da der Stifter desselben schon 1407 verstarb, so führte der Markgraf Friedrich der Jüngere diese Stiftung weiter aus und verordnete den 30. März 1412, daß aus den Dörfern Kaditz, Serkowitz, Mikten, Pieschen und Radebeul jährlich vier Malter Korn an das Kloster geliefert werden sollten (S. 299). Der Prior sollte 6 Brüder, sämmtlich Priester, um sich haben, außer denen, welche sich in auswärtigen Terminirhäusern aufhielten. Diese Augustiner-Eremiten gehörten zu den Bettelmönchen, welche Papst Alexander IV. 1256 aus mehreren Orden vereinigte. Das Kloster befand sich am Ausgange der Klostergasse auf dem Raume, welchen später das Jägerhaus einnahm. Von einzelnen Geistlichen und Bürgern wurden im Kloster neue Stiftungen gemacht. Das Kloster wurde von dem Convente zu Oybin 1473 in die Gemeinschaft seiner guten Werke aufgenommen, eine Gunst, welche 1480 die Altdresdner Augustiner der Frau Kurfürstin Elisabeth auch gewährten. Der Kurfürst Ernst gestattete den Mönchen 1476, das Zschorwasser der Haide zu fassen und in ihr Kloster zu leiten. Den 12. Februar 1481 wurde von den fürstlichen Brüdern dem Kloster die Dreikönigskirche zu Altdresden dergestalt einverleibt, daß der Prior den Dienst in derselben je nach dem Bedürfnisse einem oder mehreren Klosterbrüdern überlassen und das Pfarrhaus mit dem Garten und andern Einkommen zu des Klosters Nutzen gebrauchen solle, wobei die Fürsten auf das Verleihungsrecht dieser Kirche verzichteten (S. 310 f.). Die Mönche hatten ein Terminirhaus in Bautzen, aber die Görlitzer haben 1505 gemeint, sie wollten sich nicht mit fremder Bettelei beladen (S. 313). Um diese Zeit befand sich überhaupt das Kloster in mißlichen Verhältnissen. Den 1. Mai 1510 verkaufte der Convent seine Badestube für 37 Schock Groschen an die Gemeinde Altdresden und den 21. Mai darauf seinen Weingarten für 25 Schock an den Herzog Georg, welcher den Herrn von Wartenberg zu Tetschen um Erlaß einer Forderung für die Klosterbrüder bat, welche eines beständigen guten Lebens seien und zu ihrem Unterhalte etwas Redliches bedürften (S. 316). Obgleich aber Papst Leo X. den 8. Februar 1518 den Dechanten zu Meißen aufforderte, die von dem Convente widerrechtlich veräußerten Grundstücke wieder in den Besitz des Klosters zurück zu bringen, so wurden doch den 30. December 1525 mit Bewilligung des Landesfürsten die Güter Cosel und Sella in der Oberlausitz an den Herzog Carl von Münsterberg und Herrn Carl von Schönburg verkauft. Den 24. April 1526 verkaufte das Kloster 50 rheinische Gulden Zinsen auf den herzoglichen Kammergütern für 1000 Gulden wiederkäuflich und veräußerte den 27. März 1532 seinen Weinberg bei den Spittelbergen zu Loschwitz sammt der Presse (S. 318).

Den 16. November 1539 übernahm der Amtmann Friedrich von Carlowitz die Kleinodien des Klosters im Namen des Herzogs Heinrich. Die silbernen Geräthe wogen 110 Mark 12 Loth. Unter den zahlreichen Meßgewändern befand sich eine Chorkappe mit Perlen und Steinen, deren Werth zu 300 Gulden abgeschätzt wurde. Während das Pfarrlehn außer einem Weinberge am Kloster keine Grundstücke und nur geringe Zinsen besaß, so gehörten zum Kloster Holzungen, Aecker, Wiesen und Weinberge, so daß in demselben 20 Rinder und etliche Schweine gehalten werden konnten (S. 318 ff.). Der Werth der Klostergüter wurde 1541 zu 12,070 Gulden veranschlagt und nach Abzug der Ausgaben, die zur Unterhaltung der Kirchendiener ausgeworfen waren, auf 9700 Gulden festgestellt, so daß nach dem Zinsfuße zu 5 vom Hundert 485 Gulden Jahreseinkommen sich ergab. Bei der Visitation waren mit dem Prior Johann Ferber

aus Hain 7 Brüder, sämmtlich Priester, und 4 Laienbrüder im Kloster, welche sich verpflichten mußten, ihr Ordenskleid abzulegen und die Predigten des Evangeliums zu besuchen. Der Prior war verklagt worden, daß er drei Dienstboten des Klosters, welche vor ihrem Ableben das Sacrament begehrt hätten, ohne dasselbe habe sterben lassen, um zu verhindern, daß es ihnen unter beiderlei Gestalt gereicht werde. In dem Verhöre, welches der Amtmann Christoph von Schönberg mit ihm abhielt, sagte er, er hätte das nicht gethan, und ob er es auch gleich gethan, so wüßte er, daß er daran nicht unrecht gehandelt habe, denn Alles, was die Päpste geordnet hätten, wäre recht, christlich und gut. Hierauf wurde derselbe seines Amts entsetzt, die übrigen Brüder aber, welche sich der Obrigkeit fügten, im Kloster noch eine Zeitlang unterhalten (S. 321 ff.). Den 29. September 1543 überwies der Herzog Moritz den Bürgern zu Altdresden die Zinsen und Güter des Klosters zur Unterhaltung der Kirchen- und Schuldiener.

Die Urkunden der Stadt Pirna beginnen erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Markgraf Heinrich der Erlauchte überwies den 5. December 1269 zu Wehlen der Schloßkapelle St. Georgii zu Pirna 5 Mark Silber Jahreseinkommen (S. 328) und sein Enkel, der Markgraf Friedrich von Landsberg, bestätigte diese Stiftung den 14. Februar 1289. In den traurigen Wirren, welche nach dem Tode des Markgrafen Heinrich die Wettinischen Erblande erschütterten, mußte Friedrich von Landsberg, von Schulden bedrängt, Stadt und Schloß Pirna zunächst versetzen und es seinen Treuhändern überlassen, dasselbe nach seinem Tode zu verkaufen. Sie veräußerten hierauf die Stadt mit dem Schlosse an den Bischof Withego I. zu Meißen für 3000 Mark. Wenn Friedrich der Freidige den 24. September 1291 diesen Kauf genehmigte, weil er voraussetzen mochte, dieses alte Lehnstück der Meißner Kirche werde in günstigeren Zeiten wieder von den Markgrafen zurückgekauft werden können, so hatte er sich getäuscht; denn um 1298 verkaufte der Bischof Bernhard von Meißen die Stadt und Burg Pirna an den König Wenzel von Böhmen und die Einverleibung der alten meißnischen Besitzung in das Königreich wurde vom König Adolph den 22. November 1298 bestätigt. Als hierauf der König Johann von Böhmen dem Kloster Ossegg am 4. September 1331 das Patronat über die Stadtkirche von Pirna verlieh, stellte der Bischof Withego II. zu Meißen den 4. April 1332 ausdrücklich fest, daß nur ein weltlicher Priester der Pirnaer Kirche vorstehen dürfe und von dem Abte zu Ossegg dem Archidiaconus von Nisan (Nisitz) präsentirt werden sollte. Dieser Pfarrer sei verpflichtet, der Kirche zu Meißen Gehorsam zu leisten, die Synoden derselben zu besuchen und die Steuern nach Meißen einzuliefern. Sollte aber die Kirche zu Pirna von schweren Unfällen heimgesucht werden und in Dürftigkeit gerathen, so sei der Abt zu Ossegg gehalten, das Einkommen, welches er von der Kirche zu Pirna beziehe, zu der Herstellung derselben zu verwenden (S. 343 f.). Hierüber wurde bis zum Jahre 1335 von beiden Theilen verhandelt, bis den 27. Mai 1346 der Burggraf Otto von Wettin diese Streitigkeiten dahin schlichtete, daß künftighin die Kapelle St. Georg auf dem Schlosse und das Vorwerk darunter wieder mit der Pfarrkirche zu Pirna verbunden werden sollte (S. 356 f.). Die Kirche zu Meißen hatte durch den Verkauf von Pirna an einen mächtigen Nachbarstaat sich selbst der Gefahr ausgesetzt, einen Theil ihres Sprengels einzubüßen; aber hierdurch hatte sie sich noch mehr an ihrem Schutzfürsten versündigt, denn es war nicht leicht vorauszusetzen, daß die Krone Böhmen ein so wichtiges Besitzthum wieder abtreten werde. Im Jahre 1336 verpfändete der König Johann von Böhmen Pirna an den Herzog Rudolph von Sachsen für eine Schuld von 2100 Schock Prager Groschen (S. 351). Diese Schuld ging 1379 an den edeln Herrn Thimo von Colditz, den Hauptmann des Königreichs Böhmen, über. Später, da die Könige immer tiefer in Schulden geriethen und 1396 Pirna mit dem Königstein und Ylgenstein (Lilienstein) an den Kammermeister Burkard genannt Strnad von Winterberg für 10,000 Schock Groschen verpfänden mußten, waren die Markgrafen eifrig bemüht, das alte werthvolle Besitzthum wieder an ihr Haus zurückzubringen. Vorzüglich der thatkräftige Wilhelm I., welcher mit Böhmen im Kampfe lag, suchte Pirna mit Gewalt zu nehmen und bot dem gestrengen Ulemann von Mühlbach auf Liebethal 1000 Schock Groschen für den Fall, daß er Pirna in seine Gewalt bringen würde (S. 378). Da sich die Verlegenheiten des Königs Wenzel mehrten, so verpfändete er den 17. August 1404 Schloß und Stadt Pirna an den Markgrafen Wilhelm, welcher den 28. September 1405 eine gleiche Pfandsumme auf Pirna und Gottleuba von Jan von Wartenberg auf Tetschen erwarb und dadurch dieses Besitzthum wieder an sein Haus brachte. Zwar erhob Böhmen noch immer Ansprüche auf Pirna, aber den 22. Juli 1459 entsagte der König Georg Podiebrad gegen Zahlung einer Summe von 20,000 Gulden allen Ansprüchen auf Pirna und sein Gebiet (S. 435 f.). Als die alten Freiheitsbriefe der Stadt, namentlich die, welche ihr Heinrich der Erlauchte über die Niederlage und Ladung gewährt hatte, durch Feuer zerstört worden waren, erneuerte und erweiterte der König Johann von Böhmen den 20. April 1325 dieselben zu Prag (S. 337 ff.). Auch die Nachfolger desselben, der Kaiser Carl IV. und Wenzel ertheilten der Stadt mancherlei Vergünstigungen, aber die hundertjährige Herrschaft dieser Fürsten scheint die Einwohnerschaft nicht für das böhmische Wesen eingenommen zu haben. Durch die Elbschiffahrt stand sie mit der Mark Meißen und den Ländern an der niedern Elbe seit alten Zeiten in näherer Verbindung, und wenn die Abhängigkeit ihrer Kirche von dem Kloster Ossegg den Bürgern lästig war, so mußten die Wirren, welche der wankelmüthige Wenzel hervorrief, ihr Verlangen nach der Wiedervereinigung mit ihren Meißner Stammgenossen verstärken.

Von einer Abhängigkeit der Stadt von den Burggrafen zu Dohna finden wir in den alten Urkunden keine Spur. Im Jahre 1326 war Thimo von Colditz Verweser der Stadt und des Schlosses und ertheilte im Namen des Königs der Gemeinde das durch Kauf erworbene Ueberfahrtsrecht (S. 342). In dem Freiheitsbriefe, welchen König Johann der Stadt 1325 verlieh, war ausdrücklich erwähnt, daß die Bürger zu Pirna, wenn sie in Streitigkeiten mit den Unterthanen der Burggrafen von Dohna nicht zu ihrem Rechte gelangen könnten, sich an ihre Schuldner selbst oder an deren Güter, welche sie in Pirna besäßen, halten und sie mit Beschlag belegen dürften (S. 341). Früher besaßen die Burggrafen die Hälfte des großen Zolles zu Pirna, sie verkauften ihren Antheil daran aber an Otto von Wettin, welcher ihn 1335 an Poppo von Köckeritz veräußerte (S. 348). Das Schloß zu Pirna hatte in alter Zeit verschiedene Burglehen, welche an die Burgmannen verliehen waren. So bekannte Nicol von Gerhartsdorff und Andreas von Globick den 1. Septbr. 1359, daß sie den halben Hof und das Vorwerk am Steinischen Thore mit Aeckern, Wiesen, Hofgärten und Zinsen zu Krietzschwitz vom Kaiser Carl IV. zu Lehen empfangen hätten und ihm als Burgleute zu Diensten verpflichtet wären (S. 363). Später sind diese Burglehen in Privatbesitz gelangt, denn Bischof Thimo von Meißen und seine Brüder Albrecht und Georg von Colditz verkauften den 9. März 1402 das Vorwerk mit dem Burglehn zu Pirna nebst Zubehör mit Ausnahme des Holzes oberhalb der Stadt, der Czynczerling genannt, an ihren Diener Andreas von Gleynicz (S. 377). Ein wüstes Burglehn unter dem Schlosse wurde mit Bewilligung des Kurfürsten den 8. Mai 1452 von den Gebrüdern von Carlowitz und von Karaß dem Altare zu unsrer lieben Frau in der Pfarrkirche als freies Gut zugeeignet, wobei jedoch der Altarist verpflichtet wurde, sich bei einer Belagerung des Schlosses auf dasselbe zu begeben, oder einen andern Priester als Stellvertreter hinauf zu schicken (S. 428 f.). Mit einem nicht näher bezeichneten Burglehen wurde den 1. April 1460 Hans von Bibra belehnt (S. 435).

Zu Pirna befanden sich auch mehrere Freihöfe. Einer derselben an der Mauer gelegen wurde den 13. März 1412 von Nicol Karaß an einen Bürger verkauft und in Erbe verwandelt, so daß die Abgabebefreiung aufhörte, da der Hof bürgerliches Besitzthum geworden war (S. 386). Albrecht von Colditz Herr zu Graupen wurde den 26. April 1412 mit 2 Freihöfen, welche schon sein Vater besessen hatte, beliehen. Den einen dieser Höfe, zu welchem die Steinmühle und der Zinserling gehörte, verkaufte er mit Erlaubniß der Fürsten 1415 als Erbgut an den Bürger Hermann Seiler, doch wurde ausbedungen, daß der Verkäufer 1 Schock Zinsen darauf stehen ließ (S. 391). Den 6. Februar 1413 reichte der Markgraf Friedrich der Frau Elisabeth, Heinrichs von Reichenbach Gattin, einen freien Hof unter dem Schlosse zum Leibgedinge (S. 389 f.). Friedrich von der Oelsnitz wurde den 18. August 1440 mit dem freien Niederhofe unter dem Schlosse, welchen er von Holzsch von Torgau erworben hatte, beliehen. Dieser Holzsch von Torgau hatte unter der böhmischen Herrschaft den großen Salzzoll zu Pirna erlangt, aber den 20. December 1436 an den Kurfürsten verkauft (S. 417). Die Anwartschaft auf einen Freihof unter dem Schlosse, welchen damals Hans Karaß und dessen Gattin besaß, erhielt 1445 Fritz Marschall und Margaretha, seine Schwester (S. 422). Dieser Freihof hinter dem Erllinpeter (einem Mineralquell am Fuße des Schloßberges) ging später an Heinrich von Ertmannsdorf über, welcher ihn mit Genehmigung der Lehnsherren den 23. Januar 1468 als Erbgut für 60 Schock Schwertgroschen an die Stadt verkaufte (S. 444).

Die Stadt Pirna kam vielfach mit dem benachbarten meißnischen Adel in Berührung. Heinrich von Bünau auf Weesenstein kommt in städtischen Verhandlungen vom Jahre 1435 bis 1453 vor, sein Sohn Rudolph bis 1483. Die von Carlowitz auf Hosterwitz, von Karaß zu Reinholdsgrimma, Schönfeld und Maxen, die von Köckeritz auf Wehlen standen mit der Stadt, in welcher Handel und Gewerbe blühten, in naher Verbindung.

Bald nach der Zeit, wo Pirna wieder unter die Herrschaft der Markgrafen gelangte, stand es unter den Landvoigten von Meißen, welche gewöhnlich ihren Sitz in Pirna hatten, aber der ganzen Landschaft vorstanden. Diese Landvoigte kamen blos im Herzogthum Sachsen und im Meißnerlande, nicht aber in Thüringen vor. Als erster Landvoigt kommt in unserm Urkundenbuche S. 400 im Jahre 1423 Busse Vitzthum vor, daher wird durch diese Angabe die Meinung, als seien die Landvoigte erst nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren eingesetzt worden, widerlegt. Hans von Polenezk war 1430 Landvoigt (S. 406), Heinrich von Bünau 1433 (S. 157). Wigand Zigeler 1451 und 1453 (S. 427 und 431), Caspar von Schonenberg auf Sachsenburg 1472 und 1478, Hans von Schonberg auf Reinsberg 1494 (S. 294) und Götze von Ende 1498 (S. 480).

Die Pfarrkirche der Stadt zu unsrer lieben Frauen wird bereits 1269 erwähnt, als bestimmt wurde, daß der Pfarrer den Dienst in der Schloßkapelle mit zu versorgen hatte. In dieser Kirche befanden sich zahlreiche Altäre; den bedeutendsten derselben hatte der Priester Nicolaus von Melnik um das Jahr 1338 gestiftet. Er war allen Aposteln geweiht. Eine Messe hatte am Marienaltare die Marienbrüderschaft 1412 gestiftet (S. 388 f.), den Altar der heiligen Katharina 1465 die Schützenbrüderschaft (S. 441). Der Thurm wurde 1466 von Grund aus neu gebaut, aber der Bauherr Clemens Goldsmidt aus Pirna hatte nach dem Berichte des Pirnaer Mönchs mit Eckbauen und subtilen Zierden so viel köstlich angehoben, daß er das Bauwerk zum Theil wieder abtragen mußte. Um das Jahr 1479, wo noch viel Beiträge eingingen, scheint der Bau vollendet worden zu sein (S. 445). Nach der Einführung der Reformation wurde hier 1 Pfarrer mit 2 Diaconen angestellt, die Zahl der früheren Vicare läßt sich nicht ermitteln. Die Nicolaikirche, welche vor der Stadt lag und zuerst im Jahre 1335 erwähnt wird (S. 349), wurde von der Geistlichkeit der Pfarrkirche mit Gottesdienst versorgt. In derselben befanden sich auch mehrere Altäre.

Das Dominicaner-Kloster wird zuerst im Jahre 1315 erwähnt, als der Convent desselben dem Rathe zu Dresden gelobte, in dem Hause, welches daselbst von ihm erkauft worden war, weder ein Kloster zu stiften, noch einen Altar oder eine Glocke aufzustellen (S. 24). Auch in Pirna waren die Predigermönche mit dem Stadtpfarrer in Streit gerathen, so daß der Hauptmann und Stadtrath den 30. März 1317 eine feste Schied zwischen beiden Theilen anordnen mußten (S. 472). Die erste bekannte Stiftung rührte von Michael Abraham, einem Bürger zu Bautzen, her, welcher 20 Schock böhmischer Groschen an den Stadtrath zu Pirna einzahlte, wofür dieser sich den 23. Mai 1396 verpflichtete, dem Kloster alljährlich eine Tonne guter Schonischer Heringe zu liefern, wofür die Mönche Seelgeräthe für den Stifter und seine Angehörigen abzuhalten hatten (S. 474). Eine gleiche Stiftung hatte schon früher Bodo von Carlowitz zu Hosterwitz gemacht, welche 1515 der Herzog Georg mit der Abraham'schen zugleich bestätigte (S. 483). Titze von Göhrenz stiftete einen Altar im Kloster, an welchem die Mönche sich den 19. September 1446 verpflichteten, wöchentlich 5 Messen zu lesen und das Seelengedächtniß des Stifters und seiner Familie jährlich viermal zu begehen (S. 475). Außerdem gab es noch einen Altar der Brüderschaft des Rosenkranzes in der Klosterkirche (S. 479 und 481).

Die Bürgerschaft war den Klosterbrüdern wohl gewogen, wie viele kleine Stiftungen beweisen, und auch der Stadtrath, welchem das Kloster einen freien Raum auf dem Kirchhofe abtrat und die Oeffnung des Klosterthors auf bestimmte Zeiten zusagte, gab dem Convente mancherlei Gunstbeweise und genehmigte den 13. August 1482, daß aus der städtischen Röhrenleitung Wasser in das Kloster abgeleitet werde (S. 477). Weil ganz besonders die Schuhknechte (Gesellen) zu Pirna dem Orden ihre Ehrfurcht bewiesen hatten, so nahm Bernard von Dülmen, der Provinzial der sächsischen Provinz, sie in die Gemeinschaft der guten Werke der Ordensprovinz auf (S. 442 f.). Auch in der Nachbarschaft wurden Gedächtnisse im Kloster gestiftet oder Ruhestätten auf dem Kirchhofe der Dominicaner gesucht und die Eintragung der Namen in das Todtenbuch begehrt. Dieses noch vorhandene Nekrologium ist mit abgedruckt (S. 490 ff.).

Nach demselben waren viele Glieder aus den angesehensten Geschlechtern hier beigesetzt, als Margarethe von Gozzow, Agnes von Libenthal, Agnes von Gubin, Margarethe, die Gattin des Burggrafen, Johann von Staupitz, Linna von Dieterichsbach, Berlwin von Dippoldiswalde, Katharina von Wehlen, Hildeburgis, die Gattin Heino's von Mainkwitz (Minkwitz), Gottschalk von Guben, Kunigunde von Cryschowe, Conrad von Wehlen, Agathe von Nauendorf, Jutta von Grifstädt, der Ritter Heinrich von Hastenburg, Niclas und Margarethe von Grislaw, 'Heinemann Karas Aluscha von Libinthal, Hirmegard von Hebelebin, Heinrich von Worganewitz, Lucardis, die Gattin Ramvolds von Schyrin, Wigandus de Luskewitz (Loschwitz), Hartwig von Dieterichsbach, Hermann von Grislaw, Sophie von Dieterichsbach. Auch bei dem Herzoge Georg von Sachsen standen die Dominicaner zu Pirna in hohem Ansehn. Als man zu Ferrara beschlossen hatte, den Convent zu Pirna mit zu der Provinz Böhmen zu schlagen, suchte er bei dem Ordensgenerale um Zurücknahme dieses schädlichen Beschlusses nach und erlangte auch Berücksichtigung seines Wunsches in einer Antwort vom 11. August 1494. Dennoch schrieb er nochmals den 23. März 1498 an die zu Viterbo versammelten Väter des Ordens, denen er klar darlegte, wie nachtheilig die Ausführung des früheren Beschlusses für den Orden sein würde (S. 479). Auch bei dem Rathe zu Pirna unterstützte der Herzog einzelne Gesuche der Mönche um kleinere Vergünstigungen.

Nach der Aufhebung des Freiberger Dominicanerklosters waren mehrere Mönche von dort in das Pirnaer Kloster entwichen und ihr Unterhalt war schwer zu beschaffen. Deshalb rieth der Herzog Georg den 8. Februar 1539, der Convent möchte

seinen Weinberg zu Wachwitz wiederkäuflich veräußern, um, wenn das Freiberger Kloster wieder eingerichtet würde, den Rückkauf zu bewirken (S. 484 f.). Bald darauf starb der Herzog und den 22. Juli 1539 wurde die Visitation im Kloster abgehalten. Es waren mit dem Prior noch 7 Brüder im Kloster, denen gestattet wurde, ihr Terminirhaus in Dresden für 300 Gülden zu verkaufen, 130 Gülden baar an sich zu nehmen und die übrigen 170 Gülden dem Bischofe zu Meißen für ein Darlehn zurückzugeben (S. 486). Die alten Mönche blieben im Kloster und sollten nach der Verordnung des Herzogs Moritz Zeit ihres Lebens unterhalten werden, das Kloster selbst wurde in eine Schule verwandelt.

Der Rath der Stadt hatte seine alte Verfassung unter der böhmischen Herrschaft bewahrt, auch einige besondere Vergünstigungen erlangt, jedoch hat es das Ansehen, als ob nach der böhmischen Verfassung der König dem Stadtrathe einen Voigt oder Erbrichter vorgesetzt habe. Seit 1299 führt ein solcher advocatus hereditarius den Vorsitz im Rathe zu Pirna, wird abwechselnd auch Richter, Erbrichter oder Stadtrichter genannt. Als Pirna wieder an die Markgrafen zurückfiel, hörte dieses Verhältniß auf. Das Hospital vor der Stadt stand unter dem Rathe, der für dasselbe einen Spitalmeister gewöhnlich auf 12 Jahre ernannte. Auch über die Innungen war der Stadtrath gesetzt und bestätigte z. B. den 3. November 1469 die Artikel der Böttcherinnung (S. 445). Schon im Jahre 1335 befand sich eine Schule in Pirna, wenigstens wird ein Schulmeister erwähnt, welcher zunächst den Chorgesang einzuüben und zu leiten hatte. Im Jahre 1436 wird auch ein Schulhaus genannt (S. 417). Daneben werden Kaufkammern (S. 353) erwähnt und es sind mancherlei Erscheinungen in alter Zeit hervorgetreten, aus denen sich ergiebt, daß durch den Elbhandel und die Betriebsamkeit der Bürger die Stadt Pirna schon frühzeitig zu einem gewissen Wohlstande gelangt ist, wenn auch damals noch keine Urkunde bezeugt, daß die vortrefflichen Sandsteine der Umgebung versendet worden sind.

Albert Fraustadt.

— **Der Gang zum Altar und vom Altar ins Leben.** Eine Mitgabe für Confirmanden und confirmirte Jünglinge wie Jungfrauen. Von Gustav Leonhardi, Pfarrer in Zschaitz. Zweite vermehrte Aufl. Leipzig, Bredt, 1876. In elegantem Einband mit Goldschnitt. Die Erbauungsliteratur für die confirmirte Jugend ist an tüchtigen und gesunden Erzeugnissen nicht sehr reich. Die fromme Sentimentalität macht sich auf diesem Gebiet nicht selten recht breit, oder es ist ein kalt didaktischer Ton, der in andern dergleichen Schriften angeschlagen wird, und der ebenso wenig den Weg zum jugendlichen Herzen findet. Beide Extreme sind in dem vorliegenden Schriftchen von der bewährten Feder eines auf dem Gebiete der ascetischen Literatur bereits bestens bekannten Geistlichen glücklich vermieden. Verfasser hat mit seinem feinen homiletischen Tacte den Ton der Ansprache eines geistlichen väterlichen Freundes und Rathgebers an junge Christen bei dem Ausweg ins Leben sehr gut getroffen: es ist die sympathische Sprache einer warmen Empfindung, einer treuen, innig mitfühlenden und verstehenden seelsorgerlichen Liebe, die in dem Büchlein ebenso klar und verständlich, als herzlich redet in edler, geschmackvoller Popularität. Verfasser geht in die verschiedensten Verhältnisse des Lebens mit eindringendem Verständniß ein und hat für alle die mannigfaltigen Wege, in die sich der Gang der Jugend vom Confirmationsaltar aus verzweigt, Rath, Trost und Weisung. Das Ganze theilt sich in drei Abschnitte. Der erste bespricht „den Gang zum Altar“, der zweite trägt die Ueberschrift: „am Altar“, der dritte, der umfassendste Theil, begleitet den jungen Christen auf dem Wege „vom Altar ins Leben“. In reichster Individualisirung in das bunte, vielgestaltige Leben hineinführend, gliedert sich dieser Theil in folgende einzelne Abschnitte: 1) ins Aelternhaus, 2) in die Werkstätte, 3) auf die hohe Schule, 4) in die Fremde, 5) in Herren- und Frauendienst, 6) in den Dienst des Vaterlandes, 7) in den Frauendienst am Reiche Gottes, 8) in Genossenschaften und Vereine, 9) unter Freund' und Feinde, 10) unter Andersgläubige und Ungläubige, 11) an die Stätten der Lust und Freude, 12) von lichten Höhen in dunkle Tiefen, 13) ins Kämmerlein, 14) in Krankheit und Tod. Schon aus dieser Inhaltsangabe ist ersichtlich, welchen Reichthum seelsorgerlicher, aus der Erfahrung und aus der Schrift geschöpfter Lebensweisheit das Büchlein in sich birgt, dem zuletzt noch Gebete für die einzelnen Theile und Morgen- und Abendsegen für alle Tage beigegeben sind. Wir wünschen im Hinblick auf die bevorstehende Confirmation dem Schriftchen, das sich bereits viele Freunde erworben und hier in zweiter Auflage erscheint, bereichert durch die zwei Abschnitte: „Frauendienst am Reiche Gottes“ und: „von lichten Höhen in dunkle Tiefen“, eine recht weite Verbreitung und viele dankbare Leser unter den jungen Christen.

— **Freiberg,** 22. März. Die kleine Chronik unserer alten geschichtlich vielseitig denkwürdigen Bergstadt, welche Herr Stadtrath und Buchdruckereibesitzer Gerlach angekündigt hat, geht ihrer Vollendung entgegen. Eine besondere Abtheilung ist zur Aufnahme der an Freiberg und seine Umgebung sich knüpfenden Sagen bestimmt und sollen zunächst alle diejenigen darin Aufnahme finden, von welchen schon der alte Chronist Möller zu berichten weiß. Allein es giebt deren noch viele andere, deren Mitaufnahme wünschenswerth und von Interesse ist. Um möglichste Vollständigkeit in dieser Beziehung zu erreichen, hat der obengenannte Verfasser daher an Alle, welchen solche bekannt sind, das Ersuchen gerichtet, ihm darüber wenn auch nur kurze Notizen zukommen zu lassen, welche er im Interesse der Vollständigkeit dankbarst verwenden werde.

⊙ **Gera,** März. Wir haben in diesem Winter eine ganz besonders bewegte Saison und scheint dieselbe, mit dem raschen Wachsthum der Stadt, überhaupt von einem Jahre zum andern belebter zu werden. Außer dem fürstlichen Hoftheater, welches am nächsten 9. April als solches seinen Abschluß findet, kommen allwöchentlich verschiedene Concerte und sonstige Aufführungen vor, ebenso wächst die Zahl der costümirten Bälle, sowie der größeren Festlichkeiten und Aufwendungen der Vereine und Gesellschaften. Dabei giebt es noch häufige Anregungen von auswärts, wie z. B. der Impresario Hofmann in den letzten Monaten bereits drei Mal große Concert-Aufführungen mit stets anderen Künstlern hier veranstaltete. Abgesehen von kleineren Vorkommnissen dieser Art wird nächsten Montag wieder ein größeres Concert von Künstlern aus Weimar hier abgehalten werden, darunter Fräulein Martha Remmert, die sehr bedeutende Clavierspielerin, welche im vorigen Jahre bereits einmal im Musikalischen Vereine hier mitwirkte. Der „Musikalische Verein“ hatte gestern wieder ein großes Concert, das an Orchesterwerken die Ouverture zu „Anacreon“ von Cherubini und zwei Sätze aus dem Drama „Rosamunde“ von F. Schubert, beide in vortrefflicher Ausführung, vorführte. Den gesanglichen Theil vertrat Fräulein Leopoldine Mayer, großherzogl. Hofopernsängerin aus Weimar, sowie den Theil der instrumentalen Solovorträge Herr Hofcapellmeister Bargheer aus Detmold. Fräul. Mayer sang zunächst eine Arie aus „Odoardo und Gileppe“ von Nicolai, sodann eine solche aus „Hernani“ von Verdi und Lieder am Clavier von Brahms, Thern und Hölzel. Herr Bargheer, in welchem wir einen der hervorragendsten Violinspieler, welche je hier gewesen, kennen lernten, spielte zunächst das D-moll-Concert von L. Spohr, sodann ein Adagio von Viotti und die Ungarische Rhapsodie von M. Hauser. Die ebengenannte Rhapsodie hat Miska Hauser selbst schon ein paar Mal hier vorgetragen, aber nicht mit dieser markigen Charakteristik, welche sie durch zweite Hand gefunden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 26. Donnerstag, den 30. März. 1876.

Der Obstbau, eine Quelle des Wohlstandes.

Mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Sachsen.

Von Dr. W. Löbe.

Nicht nur Gewerbe, Fabrikthätigkeit und Handel liegen darnieder, sondern auch die Landwirthschaft siecht, und das Siechthum der letzteren dürfte keine vorübergehende Erscheinung sein, weil es auf Ursachen beruht, deren Beseitigung nicht in der Macht unserer Landwirthe liegt. Es gilt dieses insbesondere: 1) von dem Futtermangel, welcher hauptsächlich eine Folge des veränderten Klimas ist und deshalb im Laufe der Jahre öfter wiederkehren wird; 2) von den niedrigen Getreidepreisen, hervorgerufen durch die ausländische Concurrenz; 3) von der Verdrängung des Rüböls durch das Petroleum; 4) von dem bedeutenden Sinken der Wollpreise infolge der überseeischen Mitbewerbung; 5) von der ansehnlichen Preisreduction des Spiritus und dem Mangel an Absatz desselben, hervorgerufen theils durch ausländische Concurrenz, theils durch hohe Eisenbahnfracht; 6) von den hohen Betriebsmitteln, insbesondere den über Gebühr gesteigerten Löhnen.

Unter diesen Umständen muß der Landwirth andere lohnendere Erwerbszweige bei sich einführen. Derartige Erwerbszweige sind insbesondere der Obst- und Gemüsebau. Indem ich für diesmal auf den Obstbau näher eingehen will, behalte ich mir vor, auf den Gemüsebau später zurückzukommen.

Während die deutsche und insonderheit die sächsische Landwirthschaft in den letzten Jahrzehnten sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat, ist sie doch in manchen Beziehungen hinter der Zeit zurückgeblieben. Ganz besonders gilt dieses von dem Obstbau, diesem in mehr als einer Hinsicht so wichtigen Betriebszweige. Daß derselbe im Deutschen Reiche überhaupt und im Königreiche Sachsen insbesondere zur Zeit noch sehr darniederliegt, lehrt die Statistik, welche höchst bedeutsame Ziffern über die Aus- und Einfuhr von Obst giebt.

Im Jahre 1869 forderte die Regierung zu Frankfurt a. O. zum Obstbau und zur Verwerthung des Obstes durch Trocknen desselben auf, da der Mehrbedarf an getrocknetem Obst und die Nachfrage nach demselben von Jahr zu Jahr nach Ausweis der Zolllisten steige. Während nämlich im Jahre 1845 die Einfuhr getrockneten Obstes in den Zollverein, hauptsächlich aus Böhmen, nur erst 55,000 Ctr. betragen habe, sei sie 1855 auf 140,000 und 1865 auf 283,000 Ctr. gestiegen. Rechne man im Durchschnitt nur 10 Thlr. für den Ctr., so seien im Jahre 1865 an das Ausland 3,000,000 Thlr. für getrocknetes und eingekochtes Obst gezahlt worden, eine Summe, welche die dem Zollvereine angehörenden Länder hätten erhalten können, wenn der Obstbau daselbst ausgedehnter betrieben würde.

Im Jahre 1872 betrug die Einfuhr frischen Obstes in den deutschen Zollverein 742,639 Ctr. (Davon lieferte Oesterreich 318,142, die Schweiz 366,000 Ctr.), während im Jahre 1874 Deutschland von dem Auslande 400,000 Ctr. getrocknetes Obst bezog.

Man kann also annehmen, daß Deutschland alljährlich an frischem, getrocknetem und eingemachtem Obst weit über 1 Mill. Ctr. aus dem Auslande bezieht, und an dieser Einfuhr betheiligt sich das Königreich Sachsen (aus dem benachbarten Böhmen) verhältnißmäßig am stärksten, weil daselbst der Obstbau mehr darnieder liegt als in jedem anderen deutschen Lande. Und doch liegen die Verhältnisse in Sachsen nach allen Seiten hin so, daß es nicht nur seinen ganzen Bedarf an Obst selbst erzeugen, sondern weit über diesen Bedarf hinaus ausführen könnte.

Selbst die höheren Lagen des Landes, das Erzgebirge und Voigtland, sind von dem Obstbau nicht ausgeschlossen, wenn diejenigen Sorten der verschiedenen Obstgattungen zur Anpflanzung ausgewählt werden, welche ein rauheres Klima vertragen. Ja, im böhmischen Erzgebirge hat man sogar die Erfahrung gemacht, daß daselbst alle Gattungen der Obstbäume meist noch besser gedeihen als auf dem platten Lande, sobald man es nicht unterläßt, den klimatischen Verhältnissen Rechnung zu tragen, insbesondere späte und harte Wirthschaftssorten anzubauen.

Wenn hiernach der Einwand nicht begründet ist, daß gewisse Lagen eines Landes den Obstbau absolut nicht gestatten, so ist auch der anderweite Einwurf nicht haltbar, daß der Obstbau zu viel Zeit in Anspruch nehme und zu große Mühe erfordere; denn unter allen Culturgewächsen ist es gerade der Obstbaum, dessen Anbau und Pflege die geringste Zeit und die wenigste Mühe in Anspruch nimmt. Einmal angepflanzt und bis zur Tragbarkeit herangewachsen, verlangt er dann nur noch Beschneiden, Düngen und Abraupen, und das Düngen auch nicht in allen Fällen.

Man kann auch nicht sagen, daß der Obstbau den productiven Boden schmälere, den Ertrag unserer Culturpflanzen beeinträchtige; nicht eine Spanne Landes braucht der Obstbaum der Cultur zu entziehen, da es viele und große Flächen giebt, welche der Cultur unzugänglich sind und nur durch den Obstbau ertragreich gemacht werden können. Hierher gehören die Straßen, die Communications- und Feldwege, die Eisenbahnböschungen, die Flurgrenzen, Fluß- und Bachufer, Triften, Weiden, Bergabhänge, Friedhöfe, Einfriedigungen, Gebäudemauern, Gras- und Gemüsegärten.

Anscheinend mit mehr Recht könnte man einwenden, daß durch den allseitigen und ausgedehnten Betrieb des Obstbaues dessen Ertrag dermaßen herabgemindert werden müßte, daß er keine Rente mehr gewähren würde; aber auch dieser Einwurf ist nicht haltbar, wenn man in Betracht zieht, daß die Bevölkerung mit jedem Jahre wächst, der Consum infolge dessen steigt, die erleichterte und verwohlfeilerte Communication die Versendung des Obstes in die fernsten Länder begünstigt, das Obst durch Zubereitung zur Dauerwaare gestaltet werden kann und dann Aushilfe bildet in obstarmen Jahren, welche doch nicht ausbleiben. Uebrigens kommt bei dem Obstbau nicht lediglich der Ertrag an Früchten in Betracht, sondern von wesentlicher Bedeutung ist auch der Einfluß, welchen er auf die Correction des Klimas und dadurch auf den Ertrag der anderen Bodenproducte übt.

Nach dieser Einleitung werde ich den großen Nutzen hervorheben, welchen ein ausgedehnter und rationell betriebener Obstbau in klimatischer, privater und volkswirthschaftlicher Hinsicht gewährt, hoffend, daß diese Darlegung dazu beitragen wird, dem Obstbau die gebührende größere Verbreitung zu sichern.

Der Obstbaum greift mehr, als Viele auch nur ahnen, in die Regulirung des Klimas ein, so daß sich dieses nicht nur für die übrigen Culturpflanzen, sondern auch für Menschen und Thiere günstiger gestaltet. Der Obstbaum hat nämlich großen Einfluß auf die Witterung durch seine vielen und großen Blätter, durch seine tiefgehenden Wurzeln, durch den Umfang seiner Krone und durch seine bedeutende Höhe. Durch seine vielen Blätter, welche eine große Oberfläche darbieten, haucht der Obstbaum eine bedeutende Menge Sauerstoff in die Atmosphäre aus und saugt dafür solche Bestandtheile aus derselben ein, welche für Menschen und Thiere schädlich sind. Mit seinen tiefgehenden Wurzeln holt der Obstbaum das Wasser aus der Tiefe des Bodens und schwängert mit demselben die Atmosphäre mittels Verdunstung der Feuchtigkeit durch seine vielen Blätter. Ferner bricht der Obstbaum die Gewalt des Windes und unter seinem Schatten begrünen sich nach und nach sonst kahle, öde Flächen, welche immer fruchtbarer werden durch das jährlich abfallende Laub. Eben dadurch und weil durch das über dem Boden ausgespannte Blätterdach des Obstbaums die Ausstrahlung der Wärme aus dem Boden gehindert wird und zugleich Wasserdünste aus den Blättern in die Atmosphäre entweichen, wird jene gemäßigte Temperatur erzeugt, welche auf das Wachsthum der Culturpflanzen so vortheilhaft einwirkt. In allen diesen Beziehungen wirkt der Obstbaum um so günstiger, seitdem sich der Waldbaum, von dem Pfluge gedrängt, auf die Gebirge zurückgezogen hat, seitdem die Sümpfe und viele Teiche trocken gelegt und Millionen Hektaren Ackerlandes durch Drainirung entwässert worden sind; denn eben durch die Waldrodung und die Trockenlegung der Sümpfe, Teiche und des Ackerlandes ist es dahin gekommen, daß Stürme und Hagelwetter, Dürre und Ueberschwemmung so oft wiederkehren und die Ernten verringern, wol gar vernichten. Also schon wegen der Correctur des Klimas ist Obstbaumpflanzung in der größtmöglichsten Ausdehnung geboten, und wenn der Grundbesitzer dieser Forderung nachkommt, handelt er ja nur in seinem eigenen Interesse, indem er dadurch seine Ernten sichert und insbesondere dem drückenden Futtermangel entgegenwirkt.

Demnächst dient der Obstbaum dazu, daß er die Vögel herbeizieht, daß er denselben Wohnung und Schutz gewährt. Der Baum ist dem Vogel zugleich eine Warte, von welcher aus er die Umgegend mit scharfem Auge durchforschen kann. Und es thut wahrlich dringend Noth, daß überall die Vögel in größeren Massen herbeigezogen werden, da nur sie es sind, welche dem Landwirthe, dem Gärtner, dem Forstmann Schutz gewähren gegen das Ungeziefer in Feld, Garten und Wald.

Der Obstbaum trägt aber auch wesentlich zur Landesverschönerung bei. Wie öde, leer und armselig erscheint nicht eine Gegend, eine Ortschaft, der es an Bäumen überhaupt und an Obstbäumen insbesondere fehlt! Wie reizend gestaltet sich dagegen eine Gegend, eine Ortschaft, wo der Obstbaum in seinen verschiedenen Gattungen in großer Zahl heimisch ist und Abwechselung in die Natur bringt durch seinen Blätter- und Blüthenschmuck und seine farbigen Früchte! Manches schlecht gebaute Dorf erscheint aus der Ferne, wenn es gleichsam in einem großen Obstwald versteckt liegt, doch schön und fesselt das Auge.

Weiter gewähren Obstbaumalleen an Straßen in der heißen Jahreszeit Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen, und im Winter, wo die ganze Gegend mit Schnee bedeckt ist, dienen sie als Wegweiser und Schutz gegen Verirren und Gefahr des Erfrierens.

Neben allen diesen Wohlthaten, welche der Obstbaum gewährt, ist sein Ertrag an Früchten um so weniger zu unterschätzen, als der Werth derselben eine ziemlich hohe Summe zu repräsentiren vermag, und als der Nutzen des Obstes ein sehr großer und mannigfaltiger ist. Es giebt wol kaum ein zweites Erzeugniß des Bodens, welches angenehmer im Genuß und der Gesundheit des Menschen so zuträglich ist, als gutes, reifes, frisches Obst, durch das zugleich an anderen Nahrungsmitteln viel erspart werden kann.

Außer zum frischen Genuß kann das Obst auch noch vielfach anders verwendet und verwerthet werden, und dieser Umstand ist es vornehmlich, welcher dem Obstbau eine so hohe Bedeutung verleiht, da hierdurch die Möglichkeit geboten ist, selbst in den obstreichsten Jahren nichts von dem Ertrag umkommen zu lassen.

Das Obst aller Arten kann getrocknet und in diesem Zustande weithin versendet werden. Man kann aus ihm Wein, Saft, Essig, Branntwein, Muß bereiten, es kann eingemacht werden 2c.

Außerdem nützt der Obstbaum durch seine Blätter, welche, nachdem sie im Herbst abgefallen sind, zur Streu und als Schutzmittel gegen den Frost dienen, sowie durch sein Holz, das er beim Beschneiden und Ausputzen liefert, und wenn er altersschwach geworden ist, gewährt sein Stamm eine sehr gesuchtes Nutzholz.

Bei dieser großen Wichtigkeit des Obstbaumes im Haushalte der Natur und der Menschheit sollte man für seine größtmögliche Verbreitung allseitig bestrebt sein. Im Nachstehenden will ich darzulegen versuchen, was dafür von Seite der Privaten, der Gemeinden, der Vereine und des Staates geschehen kann.

Vor Allem sind Obstbauschulen zu errichten, in welchen hauptsächlich Wanderlehrer und Baumwärter herangebildet werden. An dem Unterricht in diesen Lehranstalten könnten auch die Seminaristen theilnehmen, damit dieselben befähigt werden, in den Volksschulen Unterricht im Obstbau zu ertheilen. (Es dürfte jedoch noch den Vorzug verdienen, wenn die Seminare selbst Gelegenheit zum Unterricht ihrer Zöglinge im Obstbau böten.) Solche Landes-Obstbauschulen würden für das Königreich Sachsen drei genügen, eine für den Meißner Kreis und die Oberlausitz (welche Obst- und Weinbauschule sein könnte), eine für den Meißner Kreis und eine für das Erzgebirge und Voigtland.

Was den eben erwähnten Unterricht im Obstbau an den Volksschulen anlangt, so sollte derselbe, sobald die Lehrer dazu vorgebildet sind, ein obligatorischer sein, vielleicht in der Art, daß die Knaben während des letzten Schuljahres praktisch in der Anpflanzung, Veredelung, Pflege 2c. der Obstbäume unterrichtet werden. Dazu gehört freilich vor Allem ein Schulgarten, der aber wol in den meisten Fällen vorhanden ist. Wo derselbe doch fehlen sollte, müßte die Gemeinde angehalten werden, ihn zu beschaffen. In Oesterreich-Ungarn sind in neuerer Zeit die Gemeinden von Staatswegen angehalten worden, jeder Volksschule einen Garten, wo solcher noch nicht vorhanden war, zu beschaffen, damit die Lehrer im Stande sind, der Schuljugend Unterricht im Obstbau ertheilen zu können. Neben den Landes-Obstbauschulen sollten noch Curse über Obstbau an den landwirthschaftlichen Real- und den Ackerbauschulen für diejenigen jungen Männer eingeführt werden, welche die in diesen Cursen erworbenen Kenntnisse in dem Obstbau später in den eignen Wirthschaften verwerthen wollen. Solche Curse bestehen mit großem Nutzen u. A. in Württemberg und Preußen.

Nächstdem wären Musterobstgärten, pomologische Prüfungsanstalten und Bezirksbaumschulen zu gründen. Die Musterobstgärten, wie deren in Breslau, Proskau, Poppelsdorf, Eldena und Karlsruhe existiren, haben vornehmlich den Zweck, die ertragsreichsten, besten, der Lage und dem Klima angemessensten Obstsorten kennen zu lernen und zu verbreiten, während die pomologischen Prüfungsschulen (z. B. die zu Sterkowitz bei Saaz) der Aufgabe nachkommen, alle vor-

handenen Obstsorten besonders bezüglich der Richtigkeit ihrer Benennungen kritisch zu prüfen. Was die Bezirksbaumschulen anlangt, so sollen durch dieselben den Obstbauern des Bezirks nahe Bezugsquellen veredelter Stämmchen, welche den örtlichen klimatischen Verhältnissen angepaßt sind, zu einem billigen Preise geboten werden. In jedem amtshauptmannschaftlichen Bezirke sollte eine derartige Obstbaumschule ins Leben gerufen werden, um den Grundbesitzern die Erwerbung der erforderlichen Obststämmchen zu erleichtern und dem Betrug, der nicht selten durch Privatbaumschulen und Haussirer verübt wird, zu steuern.

Weiter sollen Obstbauvereine ins Leben gerufen werden, um durch dieselben die Liebe zum Obstbau zu erwecken und demselben eine immer größere Verbreitung zu verschaffen. Zu demselben Zweck sollten auch mehr als bisher die landwirthschaftlichen Vereine den Obstbau zum Gegenstand von Fragen und Debatten machen.

Von wesentlicher Bedeutung für die Ausbreitung des Obstbaues und den rationellen Betrieb desselben sind auch Obstausstellungen, welche, nach Ländern und Gegenden geordnet, Alles vor das Auge bringen, was an Obst in größeren Quantitäten für Handel und Wirthschaftsgebrauch gezüchtet wird. Derartige Ausstellungen geben treue Bilder von dem Obstbau eines Landes, einer Gegend, liefern Stoff zu interessanten Vergleichungen und bringen den Obstbau in Aufnahme.

Auch die Aussetzung von Staats- und Vereinsprämien für größere gelungene und gut gepflegte Obstanlagen würde gewiß der weitern Verbreitung eines rationellen Obstbaues Vorschub leisten.

Dasselbe gilt von der populären Literatur über Obstbau und Obstverwerthung, wenn dieselbe durch die Obstbau- und landwirthschaftlichen Vereine hineingetragen wird in das Volk.

Ebenso viel und fast noch mehr könnten in dieser Beziehung Wanderlehrer wirken, ein Institut, das sich namentlich im Süden Deutschlands fest eingebürgert hat und für die Verbreitung und den rationellen Betrieb des Obstbaues von den segensreichsten Folgen gewesen ist und noch ist. Es ist zunächst Sache der betreffenden Vereine, Wanderlehrer anzustellen und zu besolden.

Nicht minder wichtig für Verbreitung und rationellen Betrieb des Obstbaues sind die Baumwärter, jüngere Leute, welche in Obstbauschulen oder Obstbaucursen die nöthige Unterweisung in der Pflanzung, Veredelung, Pflege 2c. der Obstbäume erhalten haben. Wie sich das Institut der Baumwärter in den süddeutschen Ländern auf das Beste bewährt hat, so würde es sich ohne Zweifel auch bei uns bewähren; denn es genügt durchaus nicht, daß Obstbäume gepflanzt werden, sondern dieselben müssen auch, wenn sie gedeihen und ertragreich sein sollen, angemessen gepflegt werden; und dazu dienen eben die von den Gemeinden anzustellenden und zu honorirenden Baumwärter, welche gleichzeitig die Stelle der Flurschützen mit vertreten können.

Schließlich hebe ich noch ein Mittel zur Verbreitung des Obstbaues hervor, nämlich die Statistik, Zahlenangaben über den Ertrag des Obstbaues in einzelnen Ländern und Gegenden, wo derselbe blüht.

Kronberg bei Frankfurt a. M., wo vor ca. 70 Jahren der bekannte Pomolog Pfarrer Christ segensreich wirkte, war vordem sehr arm. Jetzt erzielt diese kleine Gemeinde durchschnittlich im Jahre 46,000 fl. für Obst.

Die Stadt Witzenhausen in Hessen führt in guten Jahren 325,000 Kilo Kirschen aus.

Die Gemeinde Rodheim im Kreise Vilbel löst in einem guten Obstjahre aus Aepfeln, Birnen und Zwetschen über 30,000 fl.

Die Grundherrschaft in Bodmann am Bodensee löst aus dem Obstertrag durchschnittlich im Jahre 1920 fl. oder pro Baum 3 fl. 18 kr. Einzelne Bäume tragen bis zu 30 fl.; von einem Birnbaume wurden sogar einmal 66 fl. 36 kr. in einem Jahre gelöst.

In der Gemeinde Olwisheim in Elsaß trugen im vorigen Jahre 600 Kirschbäume 450 Ctr. Kirschen und lieferten einen Ertrag von 5400 *M.* Von 2 dieser Bäume erntete man Kirschen im Gesammtwerth von 105 *M.*

In der Gegend von Bamberg erntet man in Normaljahren 30,000 Ctr. Zwetschen. Im Herbst 1865 betrug das Quantum sogar 100,000 Ctr.

Die Gemeinde Freienheim in der Pfalz nahm im Jahre 1873 nicht weniger als 43,566 fl. aus der Kirschenernte.

Im Bezirke Kirchheim in Württemberg wurde im Jahre 1857 die Einnahme aus dem Kirschgeist auf 50,000, aus dem gesammten Kirschenertrag auf 80,000, aus dem Aepfel- und Birnenertrag auf 120,000 fl. veranschlagt.

In Herrenberg in Württemberg trägt die Kirschenernte jährlich im Durchschnitt 14,000 fl. ein.

In der Gemarkung Göppingen erbaute man im Jahre 1860 für 93,000 fl. Obst.

Welche Dimensionen der Handel mit Kirschen im Württembergischen erlangt, geht daraus hervor, daß in guten Kirschenjahren in den Monaten Juni und Juli allein auf den Stationen Endersbach, Grumbach, Wintersbach und Schorndorf über 14,000 Ctr. mit der Eisenbahn versendet werden.

Württemberg zählt 5 Mill. Kern- und 3½ Mill. Steinobstbäume, welche durchschnittlich im Jahre 8½ Mill. Simri Obst zum Geldbetrag von 4 Mill. fl. liefern. Wegen des ausgedehnten Obstbaues sind in Schwaben die geringsten Gemeindesteuern erforderlich. Die Gemeinden sind so klug, ihre Wege, Viehtriften, Gemeindeplätze 2c. mit guten Obstbäumen zu bepflanzen und dieselben musterhaft zu pflegen. Es giebt in Schwaben eine ganze Reihe Gemeinden, welche jährlich über 10,000 fl. aus dem Obste einnehmen. Eine Gemeinde, Monheim, mußte von der Regierung zwangsweise zur Bepflanzung ihrer Wege mit Obstbäumen angehalten werden. Dies war im Jahre 1858. Schon 1868 löste sie 3700 Thlr. aus dem Obstverkauf.

Reutlingen hat in guten Obstjahren einen Ertrag von 137,000 Berl. Scheffeln zu einem Gelderlös von 50,000 fl.

Sehr erheblich sind auch die Erträge, welche die Obstcultur in Werder bei Potsdam abwirft. Es werden jährlich 40,000 Tienen feines Obst und 120,000 Tienen gewöhnliches Obst ausgeführt und dafür die Summe von 280,000 ℳ eingenommen, gewiß für schlechten Sandboden eine nicht unerhebliche Rente!

In Jakümen a. d. U. wurde auf Veranlassung des dasigen Lehrers eine 40 Morgen große Oedung mit Obstbäumen bepflanzt. Dieselbe war seit Menschengedenken zur Schweineweide benutzt worden. Trotzdem auf diesem Grundstücke Bäume keinen Schaden anrichten konnten, erhoben die Bauern im Anfang doch heftigen Widerspruch gegen diese Anpflanzung. 17 Jahre später war der Ertrag dieser Obstpflanzung so bedeutend, daß sämmtliche Gemeindeausgaben davon bestritten werden konnten.

Ein Seitenstück hierzu liefert die Gemeinde Haindorf in Preußen. Daselbst befindet sich ein Vicinalweg, welcher auf seiner ganzen Länge mit Aepfel- und Birnbäumen bepflanzt ist. Dieselben liefern der Gemeinde durchschnittlich im Jahre einen Ertrag von 5000 ℳ. Trotz dieses Erfolgs stritt die benachbarte Gemeinde Munheim sich länger als 10 Jahre herum, ob sie ihren im Jahre 1843 neu angelegten Vicinalweg mit Obstbäumen bepflanzen solle oder nicht. Endlich ließ die Regierung im Jahre 1855 die Anpflanzung zwangsweise ausführen. Im Jahre 1867 lieferte diese Anlage bereits einen Ertrag von 3700 ℳ.

Löbbecke-Mahndorf in der Provinz Sachsen bepflanzte einen Berg mit Süßkirschen. Derselbe ist ca. 5 Magdeburger Morgen groß und hat so geringen Boden, daß er sich nicht zu Ackerland eignet. In 8 Jahren lieferte diese Pflanzung außer der eigenen Consumtion und ⅓ des Ertrags als Lohn

für den Hofmeister 1222 ₰ baaren Ertrag, also durchschnittlich pro Jahr 152¾ ₰ oder pro Morgen 30½ ₰, dazu noch Weide unter den Bäumen. Zwei kleine Stellen, mit Aepfeln und Birnen bepflanzt, gaben in 4 Jahren einen baaren Gelderlös von 1100 ₰. Man ersieht hieraus, wie sehr der Obstbau die Rente eines Landgutes erhöhen kann.

Im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. wird der Anbau der sauern Kirsche ziemlich ausgedehnt betrieben. Man versetzt den Saft der sauren Kirsche mit 15 Procent Alkohol und erhält so einen Kirschsaft, welcher ein bedeutender Ausfuhrartikel nach den Tropenländern ist. Die Nachfrage nach diesem Artikel ist derart gewachsen, daß das Fünffache der gegenwärtigen Fabrikation ausgeführt werden könnte. Der Umsatz des Capitals ist ein rascher, die Bodenrente eine sichere, und die Pflege der Bäume jedem kleinen Manne möglich. Im Durchschnitt wird der preuß. Scheffel Sauerkirschen mit 3 M. 75 ₰ bezahlt. Der tragfähige Sauerkirschbaum im Alter von 6—22 Jahren liefert durchschnittlich im Jahre ½ Scheffel Früchte, trägt also jährlich 2,2 M. und in 14 Jahren ca. 11 M. ein, ein Ertrag, welcher, namentlich auf armem Boden, ein sehr hoher ist.

Mähren producirt jährlich 661,228 Ctr. Obst im Gesammtwerthe von 1,322,456 fl., und führt von demselben einen großen Theil aus.

In den gräflich Thun'schen Gärten in Tetschen befanden sich gegen Ende der 1850er Jahre 30,800 tragbare Obstbäume, welche durchschnittlich im Jahre eine Einnahme von 17,000 fl. lieferten.

Durch Kirschenbau zeichnet sich Neustadt in Böhmen aus. Der Ertrag an Kirschen kann in guten Jahren auf 12,000 fl. angeschlagen werden.

In Böhmen schätzt man die Zahl der Obstbäume auf 16 Mill. Stück und den jährlichen Ertrag derselben auf 5 Mill. fl. In vielen Gegenden ist die Obstbaumzucht längs der Straßen so ausgedehnt, daß man tagelang zwischen Obstbaumalleen geht. Aus der einzigen Gegend von Böhmisch Brod werden jährlich für 80,000 fl. Obst ausgeführt, welches außer nach Sachsen hauptsächlich nach Amerika und Rußland versendet wird.

In einem kleinen Umkreise von Sterkowitz in Böhmen erzeugt man jährlich über 100 Ctr. getrocknete Zwetschen.

Ein Landwirth im böhmischen Mittelgebirge führte 10 Jahre lang über einen Birnbaum in seinem Garten Buch. Derselbe lieferte von 1865 bis mit 1875 88 niederösterr. Metzen Früchte zu einem Geldwerthe von 262 fl., brachte also nach Abzug der Kosten für Düngung und Pflege einen jährlichen Reinertrag von mehr als 24 fl.

Die Stadt Kecskemét in Ungarn, wo der Obstbau am meisten blüht, versendet in guten Jahren täglich 60 stark beladene Wagen Marillen.

Der Ort Saint Bris im Departement Yonne zählte noch vor wenigen Jahren 10 Hektaren völlig unbenutzten Landes. Da kam man auf den Gedanken, dieses Land zum Obstbau, insbesondere zur Kirschenzucht, zu verwenden. Im Jahre 1863 wurden bereits für 80,000, im Jahre 1864 für 100,000 Frcs. Kirschen verkauft.

Weitere Beispiele der Einträglichkeit des Obstbaues aus Frankreich sind folgende: Ein einziger Garten in Hyères liefert jährlich für 30,000 Francs Pfirsiche. Einige Grundbesitzer in Agen verkaufen jährlich für 100,000 Francs Prünellen. Der Canton Saint Martin d'Auxigny schickt allein nach Paris jährlich im Durchschnitt für 300,000 Francs Aepfel und Birnen. Von Angers gehen täglich während der Obsternte 10,000 Kilo Birnen und 40,000 Kilo Aepfel nach Paris. Der Pomolog Baltet in Troyes zieht besonders große feine Birnen und verkauft das Stück zu 10 Francs.

Der Ertrag der jährlichen Kirschenernte der kleinen Gemeinde Steinesberg im Canton Schwyz wird, so weit die Kirschen auf den Markt kommen, zu 15,000 Francs veranschlagt. Davon entfallen auf einen Bauer allein 1500 Francs.

Der Canton Thurgau (Mostindien) zählt 877,000 Obstbäume oder 10 Stück auf den Kopf der Bevölkerung. Der Jahresertrag derselben erreicht nahe 2 Mill. Francs.

Nach der Thurgauer Obststatistik wirft ein Obstbaum im ganzen Canton Thurgau durchschnittlich im Jahre 3—4, im Bezirk Aargau sogar 5—6 Francs ab. Da die Schweiz ca. 10 Mill. Obstbäume zählt, so berechnet sich der jährliche Werth des Obstertrags auf 16 Mill. Francs.

Graubünden führt in guten Obstjahren 22,000 Ctr. Obst zu einem Geldbetrag von 110,000 Francs aus.

In den Monaten August, September und October 1870 wurden aus der Schweiz nach Baden und Württemberg 181,180 Ctr., im Jahre 1874 nach Württemberg 263,000 Ctr. ausgeführt. Nach andern Nachrichten betrug im Herbst 1875 die Ausfuhr von Mostobst allein von der Station Romanshorn aus nach Deutschland 1591 Wagen mit einem Gewicht von 266,433 Ctr. Berechnet man den Durchschnittspreis zu 3 Francs pr. Ctr., so resultirt eine Summe von 819,066 Francs, in welchen Ertrag sich hauptsächlich die Cantone St. Gallen, Thurgau, Graubünden, Zürich, Aargau, Luzern und Bern theilten.

In den Vereinigten Staaten repräsentirte die Obstproduction im Jahre 1840 nur 4,253,397 Dollars, im Jahre 1860 bereits einen Werth von 19,696,345 Dollars.

In Delaware, wo besonders der Pfirsichenbau in großer Ausdehnung betrieben wird, brachte man im Jahre 1871 4½ Mill. Körbe Pfirsichen auf den Markt. Aus einem einzigen Pfirsichengarten in Middletown, Delaware, wurden im Jahre 1873 125,000 Körbe Pfirsichen nach Neuyork geschickt. Die Grafschaft Sussex führt jährlich 1 Mill. Körbe Pfirsichen aus. In Missouri, wo der Obstbau sehr durch den Frost leidet, schätzt man doch den Jahresertrag pr. Acre Landes, welcher mit Pfirsichbäumen bestanden ist, zu 500 Dollars.

Schneeberg, 24. März. Am 22. fand das letzte (4.) der von Hrn. Oberlehrer Dost geleiteten Abonnementconcerte in der hiesigen Seminarturnhalle statt, das die Saison, indem es vorzügliche Musikwerke in wahrhaft guter Weise zur Vorführung brachte, befriedigend abschloß. Als mitwirkender Künstler trat, wie schon im letzten Concerte, Herr Musikdirector Hans Sitt aus Chemnitz auf, der abermals die Hörer durch sein geniales und durchweg edles Violinspiel entzückte und zu lautem Beifall hinriß. Wir hörten diesmal 2 Sätze aus einem Violinconcert von Mendelssohn und Beethoven's ungemein schwierige, aber höchst effectvolle Kreutzer-Sonate. Die Begleitung der einzelnen Pièçen am Claviere hatte Herr Oberlehrer Dost übernommen, der seine Aufgabe, was namentlich die Kreutzer-Sonate betraf, durchweg mit gewohnter Meisterschaft löste. Der Seminarchor trug 3 Lieder von Mendelssohn, Frühlingsahnung, Primel und Frühlingsfeier, vor und zwar nach dem Urtheile aller Kunstverständigen in geradezu vollendeter Weise, so daß der Vortrag der Lieder als die beste Production bezeichnet werden mußte, die der Chor uns bis jetzt geboten hat. Warme Anerkennung daher dem Liedermeister, Herrn Dost! Außerdem wurden mehrere Claviervorträge für 2 Pfte. zu 8 Händen, und zwar von den Herren Seminardirector Henne, Oberlehrer Dost, Seidler und Organist Böhlich geboten, die lebhaftes Interesse erregten und allgemein beifällige Aufnahme fanden. Dankend müssen wir schließlich hervorheben, daß uns Herr Dost eine eigene Composition, die jetzt noch Manuscript ist, nämlich ein Märchen „Aschenbrödel" für Pianoforte, vorführte, die das Gepräge einer wirklich feinen Arbeit an sich trug und so recht von ächt deutscher sinniger Auffassung zeugte und sich dem Märchen „Schneewittchen", das der Componist im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig schon veröffentlicht hat, würdig anschloß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig. Poststraße Nr. 3.

№ 27. Sonntag, den 2. April. 1876.

Im Oetzthal.

Von La Mara.

Unter den zahlreichen größeren und kleineren Thälern, die das schöne Bergland Tyrol von Süden nach Norden durchziehen, behauptet das Oetzthal, nicht sowol ob seiner räumlichen Ausdehnung, als vielmehr seiner landschaftlichen Reize halber, unbestritten den ersten Rang. An Mannigfaltigkeit der Scenerie und buntem Wechsel der Contraste kommt ihm kein anderes gleich, und die Eigenthümlichkeit des Landes und seiner Bewohner zeigt sich nirgend charakteristischer ausgeprägt als eben hier. Sein Ruhm ist denn auch längst weltläufig geworden. Gleichwol steht sein Besuch zu seiner Berühmtheit noch nicht im rechten Verhältniß; denn während die Eisfelder des Berner Oberlandes alljährlich Tausende von Schaulustigen in ihre Nähe ziehen, zählt die Frequenz im Oetzthal kaum zu Hunderten noch. Minder beschwerdelos freilich als die Schweiz, wo der Fremde Weg und Steg geebnet und Alles zu seinem Empfang gerüstet findet, öffnet Tyrol den Zugang zu seinen höchsten Herrlichkeiten. Nicht wie drüben im Nachbarlande, wo ein aufgeklärterer, industrieller angelegter Volksstamm wirthschaftet und die Mehrung seines materiellen Wohlstandes stets als erstes Ziel ins Auge faßt, durchkreuzt ein vielverzweigtes Eisenbahnnetz das scheinbar unwegsamste Gebirge, so daß der Reisende das, was er sucht, gleichsam am Wege auflesen kann. Hier zu Lande geht Alles langsam vorwärts; man hängt am Alten, Gewohnten, anderwärts bereits Ausgelebten und verstattet den Ansprüchen und Errungenschaften einer jungen, raschlebenden Zeit nur zögernd Eingang. So kam es, daß noch vor zwei Jahrzehnten die träge Postkutsche oder das Saumthier die einzige Vermittelung zwischen Tyrol und der übrigen Welt übernahmen und sich nur selten, von fern her kommend, der Fuß eines Wanderers in die Einsamkeit dieser Gründe und Jochsteige verlor; ja doch auch heute noch, nachdem die allsommerlich wachsende Reiselust mittlerweile auch Tyrol mehr und mehr zu Gute gekommen, nicht mehr als drei Schienenstraßen es mit den nördlichen, südlichen und östlichen Grenzländern in Verbindung setzen.

Nicht per Dampf, sondern per Achse nur auch lassen sich die Pforten des Oetzthals gewinnen, wenn man ihnen auf dem natürlichsten Wege, von Norden herein, das ist von Silz naht. Ungleich beschwerlicher noch sind die andern Zugänge zu diesem Heiligthum des Hochgebirgs, sei es ob man durch's Sellrain oder Stubai, oder über Meran durch's Passeier- oder Schnalserthal seinen Aufstieg wählt. Wer ihnen den Vorzug giebt, muß sich getrost auf selbsteigene Füße stellen und der eigenen Wanderkraft vertrauen, auf jegliches Transportmittel verzichtend; denn nur im günstigen Falle steht ihm eins der wenigen Maulthiere zu Gebote, die man hier und da für den Fremden bereit hält. Aber auch von Bequemlichkeitsrücksichten abgesehen, um der Geschlossenheit des zu empfangenden Gesammtbildes, der sich daraus ergebenden Steigerung der landschaftlichen Eindrücke willen, ist es gerathen, die ersterwähnte Straße einzuschlagen und aus der fruchtreichen Niederung des Innthals, der Mündung der Oetzthaler Ache, bis zu deren Ursprung, den starren Regionen des ewigen Schnees und Eises, aufzusteigen, statt, umgekehrt beginnend, das Höchste und Gewaltigste sich gleich Anfangs vorwegzunehmen und somit die Wirkung des Ganzen erheblich abzuschwächen.

Wir unserntheils bedachten uns nicht lange und fuhren, nachdem wir am strahlendsten Augustmorgen aus unserer nordtyrolischen Sommerfrische aufgebrochen, die sorgsam erhaltene Poststraße entlang, die von Innsbruck gen Westen durchs Oberinnthal und weiter führt. Minder heiter und freundlich als das mit der Hauptstadt des Landes abschließende Unterinnthal stellen sich Charakter und Formen des oberen Theiles des größten Tyroler Flußthales dar. Der menschlichen Ansiedelungen und Heimwesen werden hier weniger, enger zusammen zieht sich die dort sich weit hinstreckende Thalsohle und der Berge Profile zeichnen sich kühner und ernster in den Aether hinein. Auch in der Vegetation verlieren sich allmälig die Spuren südlichen Segens. Immer sparsamer reifen Wein und Mais, all' die Früchte des Feldes, die dort in üppiger Fülle gedeihen, und an ihrer Stelle machen sich ganze Wälder des rothbefruchteten Berberisstrauchs, auch Kiefer und Weide oder das braune Riedgras breit, das ganze Strecken des sumpfigen, erträgnißlosen Bodens überwuchert.

Meist zu Seiten des Strombettes, welches die Grenzscheide bildet zwischen den bleichen, das Tageslicht begierig einsaugenden Gestalten der nördlichen Kalkalpen und den in grünen Matten ausladenden Gehängen und Graten des Sellrain- und Oetzthals, windet sich der Weg, bald auf- bald wiederum niedersteigend, dahin. Von ihm zweigt sich bei Zirl die bayerische Poststraße nach Scharnitz und Mittenwald ab, die von da nach dem vielbesuchten Partenkirchen, oder auch zum Walchen- und Kochelsee führt. Noch vor der Wegtheilung kommen wir an der Martinswand vorüber, einem steilen, 3400 Fuß hoch senkrecht abstürzenden Felsen, auf dem sich der Sage nach im Jahre 1493 Kaiser Maximilian I., den Freuden der Jagd ergeben, verstieg, also daß er weder vor- noch rückwärts konnte. Während er bereits den sicheren Tod erwartete, kam der Geistliche von Zirl, auf die sich schnell verbreitende Schreckenskunde, mit der Monstranz ihm entgegen; von dem gegenüberliegenden Martinsbühel aus absolvirte er ihn und zeigte ihm die Hostie. Wie durch ein Wunder nur, durch einen hinzukommenden Gemsjäger, in dem er einen leibhaftigen Engel zu erkennen vermeinte, ward der Kaiser vom Untergang gerettet und auf verborgenen Wegen wohlbehalten herabgeführt. Der Jäger, Namens Hallauer, wurde später in den Adelstand erhoben und an der betreffenden Stelle: einer Höhle, die der des Weges Kommende in schwindelnder Höhe über sich erblickt, eine Kapelle errichtet,

aus der ein Crucifix, die lebensgroßen Figuren eines Johannes und einer Magdalena zur Seite, weit herabschaut ins offene, von Bergen umgürtete Thal.

Nachdem sich bei Telfs, einem zu Füßen des Felscolosses der hohen Mundi gar malerisch lagernden Dorf, die Straße zum anderen Male gespalten, den rechten ihrer Arme gen Nassereit und Reutte entsendend, indeß der linke uns unserem Ziele entgegen trägt, berühren wir mit Kloster Stams abermals historischen Boden. Das große, aus einem weitläufigen Häusercomplex bestehende Cistercienserkloster soll im Jahre 1271 von Elisabeth, der Mutter des letzten Hohenstaufen Conradin, und zwar von der Geldsumme, die sie für dessen Befreiung gesammelt hatte, gestiftet worden, auch die Leiche des in Neapel gemordeten Fürsten hierher gebracht und beerdigt worden sein. Zweihundert Jahre später hielt Kaiser Maximilian I. daselbst sein Hoflager und empfing die Gesandten des Sultan Bajazid, welche bei ihm um die Hand seiner Schwester Kunigunde warben. In dem nahebei gelegenen Dörfchen Mötz hatten, so wird behauptet, die alten Römer einst eine Ansiedelung, Meta genannt. Gegenwärtig ist es der Hauptsitz eines wunderlichen Bettelvölkchens, das, vom Volksmund mit dem Namen „Dörcher" bezeichnet, mit armseligen Karren, die sein gesammtes Hab und Gut bergen, im Lande umherzieht und der wenig belebten Gegend als originelle Staffage dient.

So offenen Auges rechts und links blickend, hier und dort eine kurze Rast haltend, erreichen wir nach etwa fünfstündiger Fahrt Silz, ein ansehnliches Dorf mit hübschen freistehenden Häusern mehr städtischer als ländlicher Bauart, darunter ein stattliches Gerichtsgebäude und eine neurenovirte Kirche romanischen Stils, um die mehr als eine unserer größeren protestantischen Städte dies schlichte Gebirgsdorf beneiden dürfte. Unterm Gebetläuten ihrer hellklingenden Glocken ging die Sonne unter und erleuchtete scheidend die grauen Zinnen des Wettersteingebirges, das in ferner Majestät zu den stillen Dorfgassen herniedersieht, mit feurigem Glanze. In der Post, einem sauberen Gasthaus mit einem Lesecasino, das den gebildeteren Elementen der Gemeinde als Vereinigungspunkt dient (wir zählen fünfundzwanzig Mitglieder, darunter eine Dame, und begegnen unserer heimischen „Gartenlaube" und „Illustrirten Zeitung"), finden wir ein gutes Unterkommen für die Nacht, oder doch für die kurzen Stunden, die uns zu nächtlicher Ruhe vergönnt sind, dafern wir die bereits um 3 Uhr Morgens nach dem Oetzthal abgehende Post zu benutzen wünschen. Da wir noch rechtzeitig eintreffen, um uns des zweisitzigen Einspänners zu versichern, der hier, wo ein größeres Gefährt nicht mehr anwendbar, die Stelle der Post vertritt, sparen wir die Kosten eines eigenen Wagens und lassen uns, den Vortheil des Alleinseins gleicherweise genießend, für das bescheidene Entgelt von noch nicht anderthalb Gulden die weite sechsstündige Strecke bis Längenfeld befördern. Auf Bequemlichkeit freilich wolle Keiner Anspruch machen, der sich einem jener karrenartigen Vehikel anvertraut. Die Sitze sind eng und schmal und nicht auf Federn gestellt, so daß man jede Bewegung des Rades in den Füßen wie im Kopfe nachzittern fühlt. Der vordere Platz neben dem Kutscher zumal, der jedes Stützpunktes für die Füße entbehrt, erscheint so wenig beneidenswerth, daß die, denen sich auf den beiden Plätzen im Innern kein Raum mehr bietet, meist die Anstrengung der Fußwanderung vorziehen.

Auch die übliche Fahrzeit ist unbequem genug, doch läßt sie sich gern in den Kauf nehmen, wenn man, wie wir, eine Vollmondnacht zur Reise wählt.

In heller Mondespracht lag das weite Innthal, als wir Silz verließen. Am wolkenlosen Himmel stand die große silberne Scheibe und ihre Reflexe zitterten auf den Bäumen und Wassern. Tausende von Sternen funkelten droben neben ihr und die Milchstraße spannte sich in weitem Bogen von Berg zu Bergen. Die Luft wehte kühl nach dem schwülen Tage, während uns das offene Wäglein mit Blitzesschnelle davontrug. Nur eine kurze Weile noch, bis Haimingen, folgen wir der Oberinnthalstraße, die gen Landeck und Nauders ins Engadin und Vintschgau leitet, dann schlagen wir eine südliche Richtung ein. Steil bergaufwärts durch dichten Waldbestand windet sich der Weg in immer einsamer werdender Gegend, bis wir mit dem Gipfel der Höhe die Scheide zwischen Inn- und Oetzthal erreichen. Eben so steil geht's nun wieder hinab; wir hören Wasserrauschen und sehen, indeß die Nacht allmälig weicht und der Tag heraufdämmert, einen grauen gletscherfarbenen Wildbach uns entgegenstürzen, mächtige Felsblöcke mit sich führend im ruhelosen Bette. Das ist die Oetzthaler Ache; das Mühlenwerk, das sie treibt und die Anwesen nahebei bilden den ersten Weiler des Thals: Brunau. Hell hebt sich an der jenseitigen Berglehne ein Häuflein weißglänzender Häuser, Dorf Sautens, vom grünen Wiesengrund ab und mildert den Ernst des Bildes. Denn selbst hier, in unmittelbarer Nähe seiner Mündung, behauptet das Thal den ernsten, wildmalerischen Charakter, dem es vom Anfang bis zum Ende getreu bleibt, und der es zum Zillerthal beispielsweise in einen so entschiedenen Gegensatz stellt. Ungleich zahmer, minder eigenartig und imposant hat die Natur dies Letztere gestaltet. Wenn es mit seiner lang- und breitgestreckten, sich erst am Abschluß verzweigenden Muldenform, seinen gleichmäßig profilirten, bis zum Scheitel hinauf bewohnten, lichtgrünen Höhenzügen ziemlich monoton und abwechslungslos wirkt und uns seine eigentlichen hochgebirgigen Reize bis gegen das Ende hin vorenthält, uns erst spät für eine lange Erwartung entschädigend, hält das Oetzthal unsere Aufmerksamkeit vom ersten bis zum letzten Augenblick in reger Spannung. Coulissenartig sich vorschiebende Mauern massiven Urgesteins, wie sie die Thalweite des Oefteren vermeintlich absperren, wechselndes Vor- und Zurücktreten der Thalwände, lassen es nicht als ein in seiner Ausdehnung irgend zu überblickendes Ganzes, sondern vielmehr als eine Folge einzelner Kesselbildungen mit immer höher hinansteigenden Thalstufen erscheinen, als eine Reihe fertiger, in sich abgeschlossener Bilder, deren jedes gleicherweise den Rückblick auf das vorangegangene wie die Voraussicht des zunächst folgenden wehrt. Daher die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Gruppirung, der unaufhörliche Wechsel der Situation und Formen, der Ueberraschung auf Ueberraschung für den Beschauer bereit hält und ihm das Sehen als lautern Genuß, ohne jede Anwandlung von Ermüdung empfinden läßt.

Im Innthal hinter uns war längst die Sonne aufgegangen und leuchtete von den kahlen Häuptern der Nassereiter Berge im hellen Morgenglanze wieder. Nur das Thal, das wir durchmaßen, deckte noch tiefer Schatten. Lichtlos brachen sich die Wellen des Wasserfalls, den der von Ochsengarten (das ist der Weg nach Sellrain) herüberkommende Stuibenbach bildet. Auch über Dorf Oetz, wo wir nach reichlich zweistündiger Fahrt zum ersten Mal Halt machen, lag noch vollkommen morgendliche Stille. Halb verschlafen kam der Posthalter mit einem kleinen Häuflein Briefe heraus, dagegen er den womöglich noch spärlicheren Inhalt unsers Kutschkastens eintauschte. Für die übrigen Bewohner des Dorfes — den Meßner ausgenommen, der eben die Frühglocke läutete — schien der Tag noch nicht angebrochen. Alles war laut- und bewegungslos; nur eine Katze kam über den Weg geschlichen und ließ sich gähnend neben uns nieder.

Ein Viertelstündchen der Rast, das man uns gönnte, gab uns Muße, uns die Ortschaft des Näheren zu betrachten. Stattlich und freundlich zugleich baut sich dieselbe, ihr Gotteshaus als besten Schmuck umschließend, an der östlichen Wand des romantischen Thalkessels auf, von dem Beherrscher des vorderen Oetzthals, dem dreikantigen eisgekrönten Acherkogel oder Achenspitz, der uns die verwandten Umrisse der Algäuer Mädeli-Gabel ins Gedächtniß zurückruft, überwacht. Als eigenthümlich und von der

Bauart der Bauernhäuser des Landes im Allgemeinen abweichend, fallen uns die großen, durch Schnitzwerk besonders reich verzierten Holzgiebel mit offenem Dachstuhl in die Augen, und von dem Altan, der fast keinem Hause fehlt, blüht die Lieblingsblume des Tyrolers: die rothe Nelke, in vollen Büscheln herab. Reichlicher als in den übrigen Strecken des wenig fruchtbaren Thales gewährt der Boden seine Erzeugnisse. Felder ziehen sich die Höhen hinan, und durch der Berge Vorhut vor rauhen Winden geschützt, reift der Mais in schweren Kolben, die Weinrebe klettert an den untern Gehängen empor und Nußbaum und Edelkastanie wölben sich zum breiten Dach.

Welche Wandlung der Scenerie, sobald wir das Dorf im Rücken haben! Plötzlich verengt sich das Thal, der Weg leitet in Schlangenwindungen steil bergan zum G'steig: dem Schauplatz eines alten Bergsturzes, zwischen dessen kolossalen Trümmern inzwischen, allen Hemmnissen zum Trotz, ein Lärchenwald kräftig emporwuchs. Unten, zu unserer Linken, tobt die Ache und überstürzt sich in endlosen Cascaden, während neben ihr, den Fuß vom weißen Schaum umspült, die furchtbar jäh abfallende Pyramide des Acherkogels in feierlicher Ruhe gen Himmel strebt.

Nicht minder steil senkt sich, wo abwärts vom G'steig ein neuer Kessel sich öffnet, die breite Engelwand ins Thal hernieder. Auf der Südseite von der kleinen, nur sechs Häuser umfassenden Berggemeinde Farst bewohnt, galt sie vom Norden her für unersteigbar, bis sie ein Mann mit einem Sack Korn erklommen. Ihren Namen dankt sie der Sage, daß einst ein Geier das Kind einer Umhausener Familie entführte und mit ihm hier herauf flüchtete; aber ein Engel, so heißt es, nahm es in seinen Schutz und brachte es den erschrockenen Aeltern wieder.

Einsam und menschenleer ist die Straße, der wir folgen. Aus den wenigen Häusern und Weilern, die wir passiren, blickt selten einer ihrer Insassen grüßend heraus, und nur vereinzelt finden wir Leute bei Feldarbeit geschäftig. Verlassen stehen die kleinen Kapellen, die Bilder der Mutter Gottes und des gekreuzigten Heilandes am Wege; ob auch die frischen Blumen, mit denen sie geschmückt sind, bezeugen, daß man bittend oder dankend ihrer dachte. Auch die „Gramblhütten", denen wir in großer Anzahl begegnen, liegen verödet. In primitivster Weise errichtet, bestehen sie einfach aus einem schrägen, hinten auf dem Boden, vorn auf zwei Pfosten ruhenden Bretterdach und den großen steinernen Tischen, auf denen man den Flachs, das Hauptproduct der Umgegend, zu brechen pflegte. Seit der menschenfreundliche und verdienstvolle Beneficiat Bernhard Trientl im Jahre 1867 die erste Knickmaschine aus Oels in Schlesien hier einführte und die belangreiche Neuerung sich allmälig Bahn brach, kam die alte Gewohnheit mehr und mehr außer Brauch; die Hütten verfallen, und die Maschine fördert nun die Arbeit, mit der sich sonst Menschenhände mühten.

Nicht eben leicht, sondern im hartnäckigen Kampf mit den elementaren Mächten nur, behauptet der Anwohner des Oetzthals sein Dasein. Die zahllosen „Marteln" oder „Bildstöckel", mit denen man das Gedächtniß der auf unnatürliche Weise ums Leben Gekommenen ehrt, belehren uns darüber zur Genüge, auch wenn uns die kurze Wegstrecke von den Weilern Lehn und Oesten nach Umhausen nicht das anschaulichste Bild davon enthüllte. Fürchterliche Verheerungen hat da der von der Höhe herabkommende, jetzt so harmlos scheinende, kleine Bach angerichtet und das einst fruchtbare Land und mit ihm den Wohlstand seiner Eigenthümer weithin verwüstet. Muhre reiht sich an Muhre, und neben einem Moränenstück aus der Eiszeit haben jüngere Tage, wie erst das vergangene Frühjahr, ihre grausamen Spuren hinterlassen und das begonnene Zerstörungswerk fortgesetzt. Den entfesselten Gewalten der Natur gegenüber erweist sich menschliche Kraft ohnmächtig. Was hilft es, daß man mit bewundernswerther Energie einzelne kleinere Stücken Landes von dem schweren Schutt und Getrümmer befreite, um dasselbe wieder urbar zu machen; daß man mächtige Steindämme zum Schutz der Felder aufrichtete und das zerstörte Mauerwerk der Häuser und Höfe neu aufbaute? — die nächste Hochfluth, die Schlamm- und Felsstücken in Massen mit sich führend, von den Bergen herniederströmt, macht doch die Früchte des Fleißes und der Beharrlichkeit wiederum zu nichte.

Die Sonne ist mittlerweile auch in das hier weit sich dehnende Thal gekommen und beleuchtet das vor uns liegende Dorf Umhausen, die zweite Station, die wir berühren. Das Wahrzeichen der Gegend: der berühmte Stuibenfall des Hairlachbachs, den Amthor für den schönsten Tyrols erklärt, während ihm Andere nur einen dritten Rang einräumen wollen, macht sich bereits durch donnerndes Geräusch und eine Lichtwolke bemerkbar, wie sie die nach dem Sturz in die Tiefe wieder zurückgeworfenen, sich zu Atomen zerstäubenden Wasserstrahlen bilden. Unser Pferd zieht frisch an, nun es sein nahes Ziel vor Augen sieht. Saubere Häuser, von sorgsam gepflegten Hausgärtchen umschlossen, fliegen an uns vorüber. Von dem weißen Mauerwerk derselben hebt sich die meist ziemlich grelle Farbenpracht der Schilder ab, mit denen der Tyroler seine Wohnstätte zu verzieren liebt und damit seiner Frömmigkeit wie seinem Kunstsinn einen naiven Ausdruck giebt. Die Bilder der Schutzpatrone des Hauses und der Gemeinde strahlen uns entgegen; auch an poetischen Kundgebungen fehlt es nicht. So lesen wir unter dem Bild der Himmelskönigin die Inschrift:

„Ich liebe, die mich lieben;
Die Morgens zu mir wachen,
Werden mich finden."

Haben wir erst die Kirche und die nahebei gelegene „Krone" des Marberger erreicht, so verläßt uns unser Kutscher, der Posthalter von Silz, und nach einem eilig genossenen Frühstück steht eine flotte, womöglich noch unscheinbarere Fahrgelegenheit für uns bereit. Als von weither kommende Passagiere behaupten wir postrechtlich den Besitz derselben, und zwei müde Fußwanderer, die auf einen leeren Platz gehofft hatten, müssen ohne Umstände unseren älteren Ansprüchen weichen und auf selbständige Weise für ihr Fortkommen sorgen.

Um so sicherer führen uns ein munteres Roß und ein trefflicher Vetturino vorwärts, welcher Letztere mit auffallender Intelligenz unserer Wißbegier Rede steht. Auf keine unserer Fragen bleibt er die Antwort schuldig; er weiß sie alle mit Namen zu nennen, die Spitzen und Zacken, die in immer kühner aufragenden Formen sich in die wolkenlose Bläue des Aethers tauchen. Die Gletscher, die seit Langem von den Zinnen des benachbarten Pitzthals (wir können von hier aus einen Uebergang in dies Parallelthal des Oetzthals gewinnen) herüberblinkten: der Wildgrat und hohe Feiler, entziehen sich nun unserem Blick; aber jede Verschiebung des Panoramas vor uns zeigt uns neue Schnee- und Eisflächen. Immer näher rücken wir jenen höchsten Regionen, in denen wir die Natur nicht mehr in ihrer lebenspendenden Kraft, sondern in ihrer Erstarrung belauschen. Die Steigung der Straße wird allmälig energischer, die Thalwände neigen sich dichter zusammen, wir kommen in die berüchtigte Mauracher Schlucht, den wildesten Theil der bisher durchlaufenen Strecke. Durch ein Chaos durcheinandergeworfener Felsentrümmer bricht sich die Ache wüthend aufschäumend Bahn; kaum daß für den schmalen Fahrweg ihr zur Seite noch Raum bleibt. Viermal überschreiten wir sie auf Ueberbrückungen, die mehr malerisch als Zutrauen erweckend anzuschauen sind. Welche Opfer diese Straßen- und Brückenbauten gekostet, davon erzählen uns die Martel, denen wir fast auf Schritt und Tritt begegnen. Gilt doch das bloße Passiren dieses Wegstückes bei Regen für äußerst gefährlich

und erkennen wir doch in den allenthalben wahrnehmbaren Spuren umfangreicher Bergstürze laut genug redende Zeugen von dem Verderben, das dem harmlosen Wanderer droht.

Wir, Gott sei es gedankt! durften ungestraft, wenn auch nicht unter Palmen, so doch neben ihren Verwandten, den breitfächerigen Farren, unter Lärchen und Tannen und Birken dahin wandeln. Kein Gedanke an die mögliche Gefahr trübte nur einen Augenblick lang unsern Genuß; nur die selige Freude, immer weiter und tiefer in Gottes schöne Welt zu schauen und den Schöpfer selber in jedem seiner Wunder lebendiger zu empfinden, füllte uns die Brust. Glückverheißend auch wölbte sich das lauterste Himmelsblau ob unsern Häupten, wenn immer ein Segen für den Reisenden, so ein zehn- und hundertfacher hier, wo es sich nicht allein um Befriedigung unserer Schaulust, sondern häufig allen Ernstes um Sein oder Nichtsein handelt.

Weit unter uns haben wir allgemach unsere Begleiterin, die Ache gelassen, nur ihr Brausen dringt aus der Tiefe zu uns herauf, doch sie entflieht uns nicht, bald einen wir uns wieder. Licht und luftig wird's mit einem Mal vor uns; die Enge weicht und auf breitem grünen Wiesenplan sonnen sich die freundlichen Anwesen von Au und Dorf, dahinter, von den Schneefeldern des wuchtigen Hauerkogels überragt, inmitten fruchtreicher Auen Dorf Längenfeld. Selbst hier, auf einer Höhe von nahe an 4000 Fuß, wird der Flachsbau noch eifrig betrieben; er bleibt eben neben der Viehzucht die einzige nennenswerthe Erwerbsquelle der Oetzthalbewohner. Statt der in der Umhausener Gegend producirten grauen Sorte aber zieht man hier den sogenannten weißen Flachs, der besser gebleicht, jedoch weniger fein und darum auch um eine Kleinigkeit billiger ist. Die Behandlungsweise beider ist eine verschiedene. Während der Erstere, in Zeilen gelegt, durch Thau und Regen geröstet und sodann, wie erwähnt, durch die neuerdings eingeführte Knickmaschine gebrochen wird, legt man den andern in mit Wasser angefüllte Gruben, die man mit Brettern, welche durch Steine beschwert werden, zudeckt. Der Proceß des Röstens wird auf diese Art beschleunigt, dagegen die Feinheit des Productes einigermaßen beeinträchtigt. Auch die Art des Brechens ist hier und dort eine andere. In der Längenfelder Pflege sind die Schwinghütten im Gang, darin man den weißen Flachs durch Ballen beschwert und knickt.

Ueber alles das gab uns unser wackerer Kutscher Aufschluß, dessen Vater, Vitus Aloys Scheiber, der Erste unter den Umhausener Grundbesitzern gewesen war, der nach Trientl's Vorgang die neue Knickmaschine anwandte und darum auch gleich diesem von der Regierung eine gebührende Auszeichnung empfing. Zur Verannehmlichung der Gegend tragen die Wassergruben oder „Reasen", wie man sie nennt, allerdings nicht bei. Sie verbreiten einen garstigen, fäulnißartigen Geruch, der nur bei der köstlichen Frische und Reinheit dieser Luft erträglich ist, aber bei uns daheim, in der Ebene, leicht nachtheilige Folgen für die Gesundheit herbeiführen dürfte.

Längenfeld ist die letzte große, 1500 Seelen zählende Gemeinde in unserem Thal. Für ihre religiöse Erbauung sorgen zwei Kirchen, die eine, groß und stattlichen Ansehens inmitten des Gottesackers auf einem Hügel gelegen, die andere kleinere, mit dem im Lande häufig zu findenden rothen Zwiebelthurm, der, geschmacklos genug, einen grün bedeckten Unterbau krönt, um so schlichter und anspruchsloser. Die Bauweise der Häuser fällt uns überhaupt als eine äußerst unregelmäßige auf, kreuz und quer, so plan- und ordnungslos, als hätte sie der Zufall hingestellt, stehen sie da. An Stelle des bisher bevorzugten Steinmaterials — der Steinreichthum der Gegend spricht sich beispielsweise auch darin aus, daß man zur Einfassung von Gärten, Feldern oder Gehöften, statt der sonst üblichen Holzstackete, feste Mauerwälle aufführt — dominirt nun das Holz, das in seiner altersbraunen Färbung schön zum Gesammtcharakter des Bildes stimmt.

Die Thurmuhr schlug ½10 Uhr Morgens, als wir, die Mündung des vom verrufenen Fischbach durchströmten Sulzthals (mit seinen Uebergängen nach Sellrain, Stubai und Sölden) seitwärts lassend, Längenfeld, die dritte Post- und vor Kurzem noch die Endstation aller Fahrgelegenheiten überhaupt, erreichten. Neuerdings erst hatte man sehr zu unserem Vortheil eine Fortsetzung der Letzteren bis Sölden eingeführt. Eine möglichst schnelle Beförderung lag uns ja um so mehr am Herzen, als wir schon für Nachmittag 3 Uhr in dem noch weit entfernten Zwieselstein ein Zusammentreffen mit den übrigen Gliedern unsrer Gesellschaft, mit denen wir den letzten und großartigsten Theil unsrer Oetzthalsfahrt genießen wollten, vereinbart hatten. Unwillkommen genug berührte uns darum die Mittheilung, daß die Abfahrt der Post erst binnen zwei Stunden, gegen 12 Uhr erfolge. Nur tausend gute Worte und die beredte Vorstellung, daß die Expedition eines halben Dutzends von Briefen doch unmöglich so langer Zeit bedürfe, errangen uns eine Verkürzung des Termins. Nichtsdestoweniger empfanden wir's als eine harte Probe für unsere Geduld, die nöthigen Anstalten mit einer Gemüthsruhe und Beschaulichkeit ohne Gleichen treffen zu sehen, und eine reichliche Stunde war am Ende vergangen, bis unser neues Gefährt: ein simpler Leiterwagen, dem ein für zwei Passagiere knapp ausreichender Polstersitz eingehängt und ein Maulthier vorgespannt wurde, zu unsrer Aufnahme vorbereitet war. „Lemme, lemme," wie der Italiener sagt, um den äußersten Grad von Langsamkeit zu bezeichnen, setzten wir uns endlich in Bewegung. Zwei gute Stunden sei es bis Sölden, hatte der Posthalter von Längenfeld gesagt, aber sein Kutscher war anderer Meinung und erklärte, daß wir gern die doppelte Zeit gebrauchen würden. Nun wir den trägen Schritt seines Mulo in stillem Verdruß beobachteten, mußten wir's ihm freilich glauben. Unsere Versuche, ihn zu einem beschleunigteren Tempo zu vermögen, scheiterten glänzend; freundliche wie bitterböse Worte gingen spurlos an unserm Postillon vorüber und für unsre Raisonnements schien er schlechterdings taub zu sein. „Es geht so stat seinen Weg und läßt sich nicht treiben!" sagte er gleichmüthig. Nur ab und zu, wenn es ihm einmal selber zu viel war unter den sengend heißen Strahlen der Mittagssonne, die senkrecht über uns stand und der wir im weiten schattenlosen Thale schutzlos preisgegeben waren, gab er dem Thier mit dem derben Haselnußstock, den er statt Peitsche bei sich trug, einen Schlag auf den Rücken. Dann folgte ein Minuten langer bewegterer Rhythmus, bis es wiederum in das alte Molto adagio überging. Das war uns im Anfang und so lange die Straße bequem und eben dahin führte, kein geringes Aergerniß; doch minderte sich unser Unwillen gegen Kutscher und Pferd in dem Maß, als der Weg sich verschlimmerte und wir inne wurden, daß das scheinbar so träge Thier, mit der klugen Vorsicht des erfahrenen Berggängers zu Werke gehend, seine Kraft im Anbeginn sparte, um sie sich für die Dauer um so ungeschmälerter zu erhalten. Es bedarf derselben in Wahrheit auf der primitivsten aller Poststraßen, die man sich vorstellen kann; denn kaum haben wir das eine Stunde von Längenfeld entfernte, durch einen Ausbruch der Ache im Sommer 1868 schwer heimgesuchte Huben im Rücken, so hat mit der Breite des Thales auch die des Wegs ein Ende; eine Schlucht nimmt uns auf, in deren Mitte die Ache sich über Trümmer und endloses Geröll uns entgegenwälzt. Dicht an ihrem Ufer fahren wir entlang, über Stock und Stein, bergauf und bergab, sie wiederholt auf schmalem Steig übersetzend. Hohe, zerklüftete Felswände mit kargem Waldwuchs, von denen sich steile Runsen herabziehen, bilden die düstere Decoration des menschenleeren, in unendlicher Einsamkeit ruhenden Thals. Wol streifen wir ein paar vereinzelte Häuser: die Weiler Platten, Bruggen und Brand, doch nur beim Letztgenannten kommt auf das Geschrei unseres Postillons ein Weib zum Vorschein, um von diesem ein winziges Päckchen, unter Be-

gleitung heftiger Schmähworte ob des dadurch verursachten Aufenthaltes, in Empfang zu nehmen.

Hinter Brand steigt der Weg jäher aufwärts, immer knapp am Abhang der westlichen Höhen hin. Mächtige Wasserstürze, Wald, Trümmer- und Steinhalden, droben Gletscher in leuchtender Ferne und tief unten das rasende wilde Wasser — das ist's, was unser Auge erblickt. Mit der Mündung des seinen Namen rechtfertigenden Wüthenbachs erreichen wir die großartigste Stelle des ganzen Thals. Unvergleichlich malerisch bauen sich die schroff hinabfallenden kahlen Felsen über dem Wasser auf, kleine Fleckchen hellen Mattengrüns und die strahlende Lichtfläche des Stockgletschers vor uns nur treten in wohlthuenden Contrast zu der düsteren Stimmung der Landschaft. Mit vernichtender Wuth sich überstürzend, erkämpft die Ache sich von den Trümmermassen, die ihr Bett anfüllen, jeden Fußes Breite ihres Laufs — ein Bild furchtbarer Ruhlosigkeit und wahnsinnig erregter Hast, aber auch unerschöpflicher Lebenskraft, die in Jahrhunderten keinen Moment des Stillstandes kennt und bedarf. „Weiter, nur weiter!" sagt eine Welle zur andern — hier giebt's nur ein Vorwärts, kein Halt, kein Zurück.

Und durch dies wilde felsige Wasserbett müssen wir selber hindurch. Der schmale Weg, den wir befahren, nimmt plötzlich ein Ende — die Ache hat ihn hinweggerissen. Unmittelbar daneben aber steigen Höhen hinan, wol für den beherzten Wanderer, doch nimmer für Pferd und Wagen zugänglich. Das überrascht uns nicht wenig; denn die Warnung der Reisehandbücher, die den Fremden zur Vorsicht und vorherigen Erkundigung mahnt, war von uns gänzlich unbeachtet geblieben. Doch auch für uns gab's nunmehr kein Zurück. So bleibt uns nichts übrig als den Weg durch's Wasser zu nehmen. „Setzt die Füße auf meinen Sitz!" ruft uns der Kutscher zu, der, als ein echter Oetzthaler, noch den naiven im Lande mehr und mehr abkommenden Gebrauch des „Du" bewahrt, und giebt unsern Reisetaschen neben sich einen gesicherteren Stand — dann geht's hinein in's feuchte Element. Zwar vor der Gewalt der Strömung schirmt uns der feste Steindamm, den man zum Schutz des Ufers im Wasser erbaute, doch lärmt und tobt es zu unsrer Seite laut genug, um ängstlichere Gemüther mit Sorge und Bangen zu erfüllen. Wer bürgt uns auch dafür, daß die wilden Fluthen nicht die schützende Mauer durchbrechen und uns mit sich davonreißen, rettungslos im rasenden Strudel?

Solch' pessimistische Phantasien kümmern uns indessen nicht. Die Romantik dieser Fahrt stimmt uns im Gegentheil ungemein froh und heiter, und ob auch das Wasser den Boden unsres Wagens ein gutes Stück unter sich läßt, wir selber bleiben von ihm fast unberührt oder doch wenigstens ungeschädigt. Eine halbe Stunde mochten wir so, mit nur einmaliger minutenlanger Unterbrechung, im Nassen gefahren sein, als wir uns wieder auf trockener Straße fanden. Beim Meiler Kaiser erweitert sich das Thal zu einem neuen (dem vierten) Kessel und Sölden wird darin sichtbar. Mit seinem schlanken, spitzen Kirchthurm, den schmucken Häusern, der stattlichen Mühle, deren Räderwerk den Rettenbach nur noch ungesäumter thalwärts zu treiben scheint, im grünen Gelände amphitheatralisch emporsteigend, gewährt es einen heimischen, reizvollen Anblick, dem eine Reihe nackter Felskolosse und breit hingelagerter Gletscher einen imposanten Hintergrund geben. Aus der Mitte des Thales steigt, die Thäler von Vent und Gurgl scheidend, der zu einer Höhe von 10,000 Fuß sich erhebende Röderkogel empor, als Vorhut einer langen Eiskette mit mächtigen Hochgipfeln.

Ihm nähern wir uns eine Stunde später, nachdem wir der Kürze halber gleich am Wege in der „Traube" Mittag gemacht und die uns eröffnete Aussicht, ein Pferd oder Maulthier zu unserer Weiterbeförderung aufzutreiben, mittlerweile zu Wasser geworden ist. Die wenigen Muli, die man am Orte besitzt, sind sämmtlich nach Vent und dem Hochjoch unterwegs und werden vor dem nächsten Abend nicht zurückerwartet. Wir müssen nun eben zu Fuß unsere Reise fortsetzen, denn im oberen Oetzthal, das wir jetzt betreten, hört jede Möglichkeit eines ferneren Fortkommens zu Wagen auf. Nur für eine kurze Strecke Weges noch genießen wir den Vortheil des bisher benutzten Fuhrwerks, da, in Ermangelung eines disponiblen Führers, unser Kutscher weitere Ciceronedienste bei uns übernimmt; — dann lassen wir jenes zurück und unsere Fußwanderung beginnt. Sie thut uns wohl, nach der zwölfstündigen Fahrt im unbequemsten Gefährt und auf der unwegsamsten Straße von der Welt. Und die Erwartung beflügelt unsern Schritt. Auch ist uns Eile Noth, wollen wir den Ort unseres Stelldicheins, wenn auch nicht mehr zur anberaumten Stunde (wir kamen ja leider erst gegen 3 Uhr in Sölden an und verloren, im Warten auf unser einfaches Mittagsmahl, eine ungebührlich lange Zeit), so doch so früh als möglich zu erreichen. (Fortsetzung folgt.)

— Das Staatsrecht des Deutschen Reiches von Dr. Ludwig von Rönne, 1. Band. (Leipzig bei Fr. A. Brockhaus, VI u. 396 S. gr 8.) Der auf dem Gebiete des Staatsrechtes hervorragend thätige Verfasser hat bereits 1872 eine erste Darstellung des Verfassungsrechtes des Deutschen Reiches herausgegeben, welche indessen bei der damaligen, noch in der Entwickelung begriffenen Lage der Reichsgesetzgebung dieser Situation Rechnung tragen mußte. Nachdem aber in verhältnißmäßig kurzer Zeit die weitere Entwickelung der Reichsverfassung durch die Reichsgesetzgebung in erheblichem Umfange zur Thatsache geworden, hält der Verf. den Zeitpunkt für geeignet, den ihm schon bei seiner früheren Arbeit vorschwebenden Gedanken wieder aufzunehmen und das mehr und mehr anwachsende Material als ein Ganzes und wissenschaftlich geordnet darzustellen. Das Bestreben, den vorliegenden positiven Stoff nach Maßgabe seiner jüngsten Gestaltung vollständig vorzuführen, ist überall wahrzunehmen. Damit Hand in Hand geht das Bemühen, den Leser über den Stand streitiger Fragen und zweifelhafter Verhältnisse und das zu ihrer Erörterung vorhandene Material in der Literatur und den Quellen möglichst zu orientiren. Dieser 1. Band enthält eine allgemeine und geschichtliche Einleitung (die Zeit von der Auflösung des alten Reiches bis zur Gründung des neuen) und handelt in seiner ersten Abtheilung vom Deutschen Reiche überhaupt und in seiner zweiten Abtheilung von den Trägern und Organen der Reichsgewalt. Der 2. Band wird als dritte Abtheilung die Darstellung der verfassungsmäßigen Competenzen der Reichsgewalt und der Rechte und Functionen derselben enthalten.

— In einer in Stuttgart bei Ed. Hallberger dieser Tage herausgekommenen 100 Seiten starken Schrift behandelt der langjährige Verkehrsminister von Württemberg, Freiherr von Varnbüler, die zugleich den Titel der Schrift bildende Frage: „Soll das Reich die deutschen Eisenbahnen erwerben?" Den Anstoß zu dem Gedanken haben zunächst die Rathlosigkeit, in welcher man sich bezüglich der Regelung der Gütertarife befindet und die Nachtheile für das wirthschaftliche Leben gegeben, welche sich an die auf jenem Gebiete bestehende Verwirrung unleugbar knüpfen. Der Verfasser läßt sich jedoch nicht zu dem Versuche herbei, die Tariffrage eingehend zu behandeln, weil die Aufstellung und Begründung allgemeiner, dieselbe beherrschender und durchdringender Principien nicht ohne die umfänglichste Untersuchung und Erörterung der einzelnen maßgebenden Verhältnisse möglich sei und das für die brennende Tagesfrage sich interessirende große Publicum schwerlich ihm oder irgend einem Andern auf dem langen, verschlungenen Wege durch dieses Labyrinth folgen würde. Nur einige einleitende Be-

merkungen über die Tariffrage läßt er vorausgehen. Er erwähnt dabei als radicalen Irrthum, zu glauben, die Erwerbung der Eisenbahnen durch das Reich würde die Differential-Tarife beseitigen, und ist bemüht, zu zeigen, daß die Tariffrage geordnet werden kann, ohne das drastische, zu ihrer Bedeutung und Schwierigkeit gar nicht im Verhältniß stehende Mittel der Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich, daß dafür die der Reichsgewalt verfassungsmäßigen Befugnisse ausreichen, daß aber diese Regelung der Tariffrage nicht warten könne auf die Ausführung jenes Planes, die unter allen Umständen eine lange Reihe von Jahren in Anspruch nehmen müßte. Ueber die Höhe der Belastung mit Schulden und die daraus folgende Belastung des jährlichen Reichsbudgets stellt der Verfasser eine Berechnung auf und ist nicht der Ansicht, daß aus dem Erträgniß der Bahnen Zinsen und Amortisation der Schuld gedeckt werden würde. Freiherr von Varnbüler ist principieller Anhänger des Baues und der Verwaltung der Eisenbahnen durch den Staat, vermag aber mit der Uebernahme der Bahnen auf das Reich sich nicht zu befreunden. Indem er hervorhebt, daß Bayern, Württemberg, Baden beinahe ausschließlich Staatsbahnen haben und man dort die Klagen nicht kenne, welche vom Norden her über das Eisenbahnwesen sich erheben, soweit der Anstoß zu solchen Klagen nicht von Außen gegeben werde, scheint er Preußen die Annahme des Staatsbahnsystems ähnlich dem in Süddeutschland als Weg zur Abhilfe nahe legen zu wollen.

Hellas und Rom. Populäre Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen und Römer von Dr. Albert Forbiger, Conrector em. des Nicolai-Gymnasiums zu Leipzig. Zweite Abtheilung: Hellas. Erster Band. Leipzig, Fues Verlag (R. Reisland) 1876.

Nachdem der Hr. Verfasser in der 1. Abtheilung die letztvollendete Erscheinung der alten Geschichte, das Römerthum, in anschaulichster Form uns wie gegenwärtig vor die Augen gestellt hat (wie die seiner Zeit in diesen Blättern abgedruckten Proben wol hinlänglich belegt haben), wendet er sich, um zu zeigen, wie die römische Cultur sich heranbildete, zur Betrachtung jenes großen Elementes, aus dem sie wesentlich mit hervorgegangen, zum Hellenenthum. Denn das nur ist die vom stolzen Römer selbst hochverehrte Amme, ohne welche, wie er sich wol bewußt war, bei aller Selbständigkeit seiner kräftigen Natur nicht das aus ihm geworden wäre, was er geworden; wie das so klar ausgesprochen ist in dem ehrlichen Bekenntniß des Horaz: „Graecia capta ferum victorem cepit et artes Intulit agresti Latio." So erscheint es denn auch aus diesem Grunde ganz sachgemäß, daß anstatt der mehr oder minder novellistischen Einkleidung bei der Schilderung des alten Roms, in der des alten Hellas eine didaktisch wissenschaftliche Behandlung Platz greift, die aber keineswegs minder anschaulich ist, weil hier durch wiederholentliche Vergleichung der Griechen mit den Römern ein Volk durch das andere klarer und dem Leser so erst recht ein deutliches Gesammtbild antiken Lebens gewährt wird. Das ist ganz das Naturgemäße; kann ja doch auch (wie jeder Kenner weiß) die lateinische Sprache ohne Kenntniß der griechischen nicht gründlich zu unserem Verständniß gelangen. — Das Werk ist gediegen wissenschaftlich und volksfaßlich zugleich und neben einander; das Erstere durch des Verf. in Erstaunen setzenden reichen nach jedem Capitel dargelegten gelehrten Apparat; das Zweite sowol durch die meisterliche Verarbeitung des Materials im Text, wo eben die kleinste Thatsache so lebendig sich ausnimmt, weil sie nie ohne den erforderlichen gründlichen Beleg, als insbesondere auch durch die lebensvollste Anschaulichkeit der Darstellung. Diese letztere aber liegt vornehmlich in den vergleichenden Hinblicken auf die Jetztzeit, was doch stets die schönste Frucht der Alterthumswissenschaft bleibt, wodurch die alte Zeit vertrauter an uns herantritt, und unsere Gegenwart, in ihrem menschheitgeschichtlichen Zusammenhange erkannt, oft wunderbar sich uns aufklärt. Einige Beispiele aus dem Buche seien hier verstattet. Wem, sei er nun Gelehrter oder praktischer gebildeter Mensch, sollte es in der That nicht sehr interessant sein, von dem höhern Geldwerth vor mehr als 2000 Jahren, von dem sechsfach niedrigeren Preis aller Gegenstände zu vernehmen, da denn ein größeres Landgrundstück nach unserem Gelde für 9430—11,787 ℳ zu haben war, und ein Metretes Wein (39,39 Liter) mit 39 ℳ bezahlt für einen übertrieben hohen Preis galt, und weiter ein Schaf durchschnittlich eine Drachme (78⅓ ₰), ein Rind 13 ℳ kostete. Wen dürfte es nicht vergnügen, zu erfahren, daß die Bienenzucht der Alten schon dieselbe gewesen, die wir heute noch üben, und ebenso wie die Kühe in Griechenland Schlachtvieh waren, weil man die Kuhmilch, wunderlich genug, gesundheitschädlich wähnte, dafür aber die Milch und den Käse von Schafen und Ziegen genoß, welches beiderlei Kleinvieh daher vor aller andern Viehzucht die Oberhand hatte. Ferner auch wird wol Jeder sich erfreuen an dem Ewigkindlichen der Kinderspiele, wenn er liest, daß „fast alle bei uns üblichen auch schon der griechischen Jugend bekannt waren"; Reifen und Kreiselspiel, Anschlagen, Stelzenlaufen, Blindekuh und Plumpsack, daneben auch Puppen und Schaukelpferde sich vorfanden (S. 48). — Die bedeutende Veranschaulichkunst, womit der Verfasser seinen Gegenstand darzustellen weiß, ist eine besondere Geschicklichkeit desselben, die in allen seinen lehrreichen Schriften zu Tage liegt und auf der ihm eigenen schönen Verbindung außerordentlicher Belesenheit mit jener lebendigen Erfassung des Concreten und Realen beruht, die sich namentlich auch in seinen nutzbringenden Arbeiten auf dem Felde der alten Geographie kundgiebt. Beiläufig kann Ref. wenigstens von sich bezeugen, daß er in dem genannten Unterrichtszweige einst viel Anregung von dort empfangen. Und auch hier hat das genaue und deutliche Bild, das der Verf. von Grund und Boden und Land und Leuten der alten Hellas im Kopfe hat, gewiß nicht unbedeutend zum Gelingen des Werks beigetragen. — Bedauernd wegen Mangels an Raum sich nicht weiter über den Inhalt des Bandes verbreiten zu können, theilt Ref. wenigstens die Capitelüberschriften mit und deutet die Hauptsachen an. Cap. 1. Volkszahl. Volkscharakter. Familienleben (wo auch von Zeit- und Tageseintheilung, Verlöbnissen, Eheschließungen und Scheidungen, Zuständen der Sclaven 2c.). Cap. 2. Erziehung und Unterricht (Ammen. Schulen. Schulgeld. Musik und Gymnastik. Kinderspiele). Cap. 3. Wohnung (Athen. Straßen und Plätze. Oeffentliche Gebäude. Größere und kleinere Privathäuser. Miethhäuser. Rauchfänge, Fenster, Thüren. Wandgemälde. Deckengetäfel. Mosaikfußboden 2c.). Cap. 4. Kleidung (Männliche und weibliche, sehr speciell. Schmuck und Geschmeide). Cap. 5. Nahrung und Körperpflege (Brod. Milch. Kuchen. Schlachtvieh). Cap. 6. Gesundheitszustand (Aerzte. Quacksalber. Leichenbestattung. Grabsteine. Erbbegräbnisse. Trauerzeit). Capp. 7—10. Beschäftigungen und Erwerbszweige. a) Landbau und Viehzucht (Waldcultur. Gärten. Bienenzucht. Jagd und Fischfang). b) Handwerke und Industrie (Handwerkerstand, Fabrikunternehmungen, Tagelöhner). c) Handel (Ausfuhr- und Einfuhrartikel. Groß- und Kleinhandel. Geldhandel und Zinsfuß. Buchhandel), d) Künste und Wissenschaften (Maler. Bildhauer. Dichter. Musiker. Schauspieler. Redekünstler. Sophisten. Honorar). Cap. 11. Gemeine und unsittliche Erwerbszweige (Seiltänzer. Kunstreiter. Taschenspieler. Puppenspieler. Gemeine Schänken. Hetären. Bordelle. Päderastie). Cap. 12. Münzen, Maße und Gewichte (Flächen-, Längen- und Hohlmaß. Geldwerth. Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse und der Luxusartikel). Cap. 13. Gesellschaftsspiele,

Schauspiele, Kampfspiele (Bret- und Würfelspiel. Ballspiel. Theatergebäude von innen und außen. Die Aufführung aller Arten dramatischer Gedichte. Costüm. Decoration. Maschinerie. Schilderung der 4 berühmtesten Festkampfspiele, am ausführlichsten der olympischen, als der vornehmsten und durch die neuesten Ausgrabungen zu Olympia uns so nahegerückten). — — Man sieht, es beginnt mit diesem Bande ein reichhaltiges Gemälde dieser aus dem Gedächtniß des Menschengeschlechts unaustilglichen, natur-, geist- und schönheitsvollen Nation. Dr. Richard Treitschke.

— Das erste Februar-Heft von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: Konrad von Bolanden. Eine Studie von Heinrich Keiter. — Die Wanderheuschrecke. Von Bruno Dürigen. — Die neueste Geschichte Spaniens. Von Wilhelm Lauser. XII. — Die Reichslande Elsaß-Lothringen 1871 bis 1875. Von Wilhelm Müller. II. — Die Nicobaren-Inseln. Eine Reiseskizze von Hermann Vogel. — Chronik der Gegenwart: Revue der Erd- und Völkerkunde. Politische Revue.

— Die Liebe gehört zu jenen etlichen Dingen, von welchen Homer sagt, daß sie zwei Namen haben: den einen in der Sprache der Götter, den andern in jener der alltäglichen Menschen. Eine Illustration dazu bietet das sehr empfehlenswerthe Buch „Berühmte Liebespaare" (Leipzig, bei Bernhard Schlicke, 296 S.) von Fr. von Hohmhausen. Der Verfasser behandelt in unterhaltender niemals Anstand und Gesittung verletzender Weise Verhältnisse aus naher und weiter rückwärts liegender Zeit, welche stets hohes Interesse in Anspruch nehmen, vielen Lesern und Leserinnen Neues darbieten und in den Details, die sie aus der jeweiligen Gesellschaft nebenbei zeichnen, auch von mancherlei Belehrendem begleitet sind. Die Reihe der zwölf Schilderungen eröffnet der Verfasser mit Friedrich dem Großen, von dem es als historische Streitfrage gilt, ob er je geliebt habe, und der Tänzerin Barbarini. Weiter folgen Graf Walewski, bonapartischer Abstammung, und die berühmte Rachel; Karl Immermann und Gräfin Ahlefeldt; der Herzog Christian von Braunschweig und die Winterkönigin, ein Verhältniß, das eigentlich nicht unter die Rubrik Liebespaare passen will; Prinz Louis Ferdinand von Preußen und Pauline Wiesel; Goethe und Minna Herzlieb; Heinrich Heine und seine Liebe; der Herzog von Enghien und die Prinzessin Rohan; Alfred de Musset und Georges Sand; Lord Byron und Lady Caroline Lamb; der Herzog von Reichsstadt und Fanny Elsler; Ludwig XIV. und die Wittwe Scarron, nachherige Frau von Maintenon. Die Ausstattung des Buches ist elegant, so daß es für den Salon und in geeigneten Fällen zu Widmungen sehr gut paßt.

— Unter allen Büchertiteln giebt es schwerlich einen, welcher so viel und zugleich so wenig sagt, wie der Titel „Gedichte". In Bezug auf diesen Titel finden wir eine Gleichheit zwischen den besten und den schlechtesten Lyrikern, hier haben es die modernen Classiker verschmäht, eine Originalität an den Tag zu legen, und so konnten alle Reimschmiede in der Titelwahl für eine Sammlung von Versen dem ermunternden Beispiel der Classiker ohne Bedenken folgen. Es wäre ein Zeichen von größter Unschuld, eine lyrische Sammlung etwa unter dem Titel „Meeresstille und wilde Wellen" herauszugeben, denn daraus würde auf der Stelle klar werden, daß wir es mit einem Dilettanten vom reinsten Wasser zu thun hätten. Der allgemeine Titel „Gedichte" läßt dagegen immer die Möglichkeit offen, in dem Verfasser die Bekanntschaft eines begabteren Dichters zu machen. Je öfter wir aber in dieser harmlosen Erwartung getäuscht werden, desto angenehmer fühlen wir uns natürlich berührt, wenn wir hin und wieder in einem neu erschienenen Buche mit jenem viel mißbrauchten Titel auch wirklich einmal — Gedichte finden. Eine so innige Freude wurde uns in den jüngst herausgekommenen und äußerlich sehr bescheiden auftretenden „Gedichten von Ferdinand Wilferth" zu Theil. (Augsburg, 1876, B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung.) Ohne hervorstechende Eigenartigkeit weiß uns der Dichter durch die natürliche Einfachheit und Herzlichkeit seiner Lieder in leichten Weisen zu gewinnen. Es zeigt sich hier wieder, wie die Frische des Empfundenen den Mangel einer besondern Originalität um so mehr vergessen läßt, als eben einer sinnigen Natürlichkeit immerhin eine gewisse Ursprünglichkeit zum Grunde liegen wird. Den Gedichten von Wilferth wäre im Allgemeinen nur ein freierer, musikalischer Fluß der Sprache zu wünschen; die Ausdrucksweise hat bisweilen etwas Ungelenkes, wenn auch dieses Ungelenke durch die Wahrheit der Empfindung einen liebenswürdigen Anstrich erhält und so keinen ungünstigen Eindruck macht. Der Dichter tritt eben ohne große Prätensionen auf, er will gar nicht im Glanze eines Kunstdichters strahlen, wie es beispielsweise unter den neueren Poeten Felix Dahn so gerne möchte. Wilferth ist viel zu einfach, um sich ein vornehmeres Gesicht anschminken zu können, und die herzliche Einfachheit darf selbst bei dem Mangel an höheren Vorzügen auf eine herzliche Anerkennung rechnen. Ein paar Strophen aus dem gemüthvollen Gedichte „Meiner Mutter", dessen ganze Wiedergabe wir uns versagen müssen, werden schon zur Kennzeichnung des Dichters dienen:

Ich habe niemals noch vergessen,
Wie segensreich dein Wirken war,
Doch jetzt, bei reiferem Ermessen
Wird seine Fülle erst mir klar.
In heißer Lieb', vom frühen Morgen
Bis zu dem spät'sten Abendschein,
War unser all dein treues Sorgen,
Und unser alles Denken dein.

Und manchmal war die Ruh' der Nächte
In bangem Seufzen noch dahin,
Weil unser Widerstand das Rechte
Verwarf in trotz'gem Kindersinn;
Weil wir der Mahnung widerstrebten,
Und, statt zu küssen deine Hand,
Zurück von ihrer Leitung bebten
In wildem Muth und Unverstand. — —

Und will ich an Vergelten denken,
Vergelten, o, ich kann es nicht!
Nur heiße Liebe kann ich schenken,
Die voll aus meiner Seele bricht.
So will in Lieb' ich dir begegnen,
Bis unsre Abschiedsstunde schlägt
Und jede Stunde will ich segnen,
Die meinen Dank noch zu dir trägt.

Die Eintheilung der Gedichte in die vier Gruppen „Natur", „Gemüth", „Leben" und „Vermischte Gedichte" ist übrigens nicht strenge innegehalten, und in dem letzten Cyclus finden sich Gedichte, welche ihrem ganzen Charakter nach in die erste Abtheilung hinein gehört hätten. Auch sollte die in so vielen Gedichtbüchern Mode gewordene Rubrik „Vermischte Gedichte" endlich einmal abgeschafft werden, sonst müßte man wenigstens der Consequenz halber überhaupt von bestimmten Rubriken absehen und blankweg Alles durcheinander mengen. W. B.

Eine Prüfungs-Vorstellung der Leipziger Theaterschule. Unter den Dilettanten haben wir nothwendig einen strengen Unterschied zu machen zwischen solchen, welche der Kunst gelegentlich aus Privatvergnügen dienen, und solchen, welche die Kunst zu ihrem Beruf erwählt haben. Die ersteren sind begreiflicherweise harmlos, ihnen kann die Kritik nichts Unfreundliches sagen, denn Niemand hat ein Steckenpferd, um darauf der Unsterblichkeit entgegenzureiten. Einen ganz andern Maßstab müssen wir indeß an diejenigen Dilettanten legen, die mit der ausgesprochenen Absicht, dereinst als Künstler zu glänzen, das Schaugerüst der Bühne betreten. Lessing will allerdings den Anfänger in der Kunst „gelinde und schmeichelnd" beurtheilt wissen, aber kritische Schmeichelei ist dem jungen Musensohn gegenüber nicht so ungefährlich, wie Viele glauben. Je weniger der Anfänger die außerordentlichen Schwierigkeiten der Kunst durch eigenes tieferes

Eingehen kennen gelernt hat, desto leichter fühlt er sich bei einer ihm gemachten Schmeichelei zu wähnen versucht, daß er schon wirklich Etwas sei. Es giebt aber für den Anfänger, der eben erst Etwas werden soll, keinen schlimmeren Wahn als diesen. Wie kann er es je zu einer gewissen Vollendung bringen, wenn ihn die Schmeichelei überredet, daß er bereits aufgehört habe, ein Anfänger zu sein. In dieser träumerischen Einbildung gelangt der Dilettantismus gar oft zu hohen Jahren.

Bezüglich einer Vorstellung der Leipziger Theaterschule (Eleven-Prüfungsvorstellung), welche am 25. März unter gefälliger Mitwirkung „einiger" Mitglieder des Stadttheaters (nämlich der beiden Herren Schlick und Bahrdt) im alten Theater stattgefunden, schien es mir der richtigen Auffassung halber wünschenswerth, die obigen Bemerkungen voraus zu schicken. Hier hatten wir es nicht mit harmlosen Dilettanten zu thun, sondern vielmehr mit solchen, welche einst in der Theaterwelt eine Rolle spielen möchten. Die Sprecherin des unvermeidlichen Prologes, Frl. Antonie Neßler, appellirte in herkömmlicher Weise an die Nachsicht des Publicums, welche dem aufkeimenden Talente ebenso nöthig sei, wie der Sonnenschein den emporschießenden Knospen; die Wirkung der Nachsicht ist aber wol schwerlich eine so segensreiche. Niemand wird einen angehenden Künstler nachsichtslos beurtheilen; wir können von ihm als einem Werdenden nichts Fertiges verlangen. Von diesem Standpunkte aus haben wir seine Kräfte zu messen und eine weitere Nachsicht darf er nicht beanspruchen, wenn er sich einer öffentlichen Prüfung unterwirft. Es fehlt wahrlich nicht an Schauspielern, die besser keine Schauspieler wären, und wenn sich ein junger Mensch entschließt, die Bühnenlaufbahn einzuschlagen, so kann ihm einzig und allein ein unbefangenes ehrliches Urtheil nützen. Leere Complimente bilden für ihn lediglich den Stoff zu einem Bau von Luftschlössern. Er muß wissen, woran es ihm zumeist gebricht, und sobald er sich nicht durch die liebe Eitelkeit, sondern durch einen Naturdrang zur Kunst berufen fühlt, wird er sich nicht abschrecken lassen. Die Seidenraupe spinnt ja ruhig fort, auch wenn die Wolle höher geschätzt wird als die Seide. Jedes Talent will allerdings Zeit zur Entwickelung haben; nur muß der Anfänger die Keime eines wirklichen Talentes erkennen lassen, sonst ist von seiner Entwickelung nicht viel zu erwarten.

Von den theatralischen Eleven, welche sich uns am 25. März vorstellten, zeigten meines Erachtens die Damen Hildegard Werner, Marie Hänseler und Fanny Stolzenberg eine natürliche Anlage; die beiden zuerst genannten Damen sangen ein paar Scenen aus dem zweiten Act des „Freischütz". Die Stimme des Frl. Werner besitzt Wohlklang und ist nicht ohne Fülle; die Dame litt allerdings unter einer starken Befangenheit, ihr Gesang war bisweilen gedrückt und hinsichtlich ihres Spiels verrieth sie noch eine Unfreiheit der Bewegungen. In diesem Punkte machte Frl. Hänseler eine gewisse Ueberlegenheit geltend; die Stimme der gefälligen Dame ist wol weniger kräftig, ja stellenweise klang sie etwas dünn, aber nicht unangenehm. Ich glaube, die Dame hat das Zeug zu einer zierlichen Soubrette. Es mag sein, daß einzelne tänzelnde Bewegungen infolge einer noch unsichern Technik zu sehr den Anstrich des Gemachten und Künstlichen hatten; indeß war ein theatralisches Talent nicht zu verkennen. Das einactige Lustspiel „Das war ich" von Johann Hutt, das auf die Gesangsscene folgte, ist ein ganz veralteter Schwank, in welchem ein und dieselbe Scene von drei Liebespaaren wiederholt wird, damit schließlich eine Art Pointe zu Stande kommt. Unter den Dilettanten wußte Frl. Stolzenberg ihrer Pächterin den einfachsten und glücklichsten Ausdruck abzugewinnen; hier bemerkte man eine gewisse Pointirung und vielleicht hätten einzelne Züge nur noch lebhafter hervortreten können. Das Bäschen des Frl. Neßler erfreute durch ihre Schlichtheit, doch ist schwer zu sagen, ob die Dame die Fähigkeit zu einer bestimmten Zeichnung besitzt. Die Nachbarin des Frl. Löbell war in einem etwas schreienden Farbenton gehalten, wozu die Rolle verführen mag; die Dame suchte den Charakter dieser klatschhaften Jungfer zu sehr durch äußerliche Mittel hervorzuheben. Herr Rod, welcher den simplen Bauerknecht in Jagdstiefeln darstellte, ist wol ein guter Leipziger; der junge Mann prüfe sich reiflich, ob er nicht Aussicht hat, seinen Beruf zu verfehlen. Vor allen Dingen muß er das eifrigste Studium auf eine reinere Sprache verwenden. Der im Theaterbedientenfach so erfahrene Herr Schlick spielte bei dieser Gelegenheit die größere Rolle des verliebten Pächters, die er mit einer gewissen Verschmitztheit zu geben suchte. Die Scenen aus Schubert's einactiger Oper „Der häusliche Krieg" überraschten durch eine Reihe von Chordamen, welche den hier so seltenen Reiz einer noch unangemalten Jugend entfalteten; Frl. Werner als Gräfin Ludmilla und Frl. Hänseler als Helene gingen, vom Beifall der Freischützscene gekräftigt, schon freier heraus und bei einem fröhlichen Weiterstreben werden wol beide Damen mit der Zeit jene Blumen pflücken, welche auf einer höher gelegenen Stelle des Musenberges wachsen. Einer gleichen Hoffnung darf sich wol Frl. Stolzenberg hingeben, deren muntere Französin Marie Fermière in dem Genrebild „Der Kurmärker und die Picarde" von Louis Schneider allerdings noch der echten Nationalfarben entbehrte, aber gleichwol einen Zug natürlicher Schalkhaftigkeit hatte. Herr Rod war als Landwehrmann Schulze frei von allem Lampenfieber, nur konnte ich leider trotz dieser Freiheit die Zweifel an seiner Begabung nicht los werden.

Dr. Wilhelm Buchholz.

⊙ **Zwickau**, 26. März. In dem am vergangenen Freitag abgehaltenen dritten und letzten Abonnementsconcert unsres Musikvereins fand die Saison einen würdigen Abschluß. Zur Aufführung kam zuerst die B-dur-Symphonie Nr. 4 von L. van Beethoven. Die großen Schwierigkeiten, welche dieses Werk darbietet, wurden von dem Vereinsorchester unter der gediegenen Leitung des Hrn. Musikdirector Dr. Klitzsch in durchaus befriedigender Weise gelöst. Dasselbe gilt von Robert Schumann's Manfred-Ouverture, welche den Schluß des Abends bildete. Außerdem hatten wir die Freude, zwei vorzügliche Solokräfte zu begrüßen: die königlich württembergische und großherzoglich weimarische Kammervirtuosin Fräulein Anna Mehlig und die herzoglich coburg-gothaische Hofopernsängerin Fräulein Helene Stirl. Der Ruf der zuerst genannten Künstlern hat weit über die Grenzen ihres Vaterlandes, ja selbst über die Grenzen des europäischen Continents hinaus einen so rühmlichen Klang, daß wir kaum noch nöthig haben, die Vorzüglichkeit ihres wahrhaft meisterhaften Spieles hervorzuheben, welches sich ebenso sehr durch die stupende Leichtigkeit in der Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten, als durch die congeniale Auffassung der zum Vortrag gebrachten Tonwerke auszeichnet. Wir begnügen uns daher zu constatiren, daß auch das hiesige Publicum von den Leistungen der geehrten Gastin förmlich elektrisirt wurde. Mit hinreißendem Feuer und wahrhaft unübertrefflich spielte Fräulein Mehlig Weber's Polacca für Pianoforte mit Orchesterbegleitung von Liszt eingerichtet. Weiter trug sie noch eine Gavotte von Silas, ein Nocturne von Chopin und Campanella von Liszt vor und errang namentlich mit der letzten Nummer einen nicht enden wollenden Applaus. In liebenswürdiger Bereitwilligkeit gab die geehrte Künstlerin noch eine weitere Pièce zu. In Fräulein Stirl lernten wir eine tüchtig geschulte Sängerin kennen, die ihre schönen und ausgiebigen Stimmmittel sehr glücklich zu verwerthen weiß. Sie sang die Arie der Susanne aus der Oper Figaro's Hochzeit von Mozart und eine Concert-Arie von Beriot, sowie verschiedene Lieder am Clavier, unter denen uns am meisten eine Serenade von Beriot gefallen hat, die Fräulein Stirl in sehr graciöser und anmuthiger Weise zu Gehör brachte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. R. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

№ 28. Donnerstag, den 6. April. 1876.

Im Oetzthal.

Von La Mara.

(Fortsetzung.)

Frischen Muthes überschreiten wir das Thalwasser und steigen die Höhe des „Kührains" hinan, einen in die Felsen gesprengten, an den jähsten Stellen mit Schranken bewehrten Weg, von dem aus wir hineinschauen in die wunderbare Klamm, in deren schwindelerregender Tiefe die Ache braust und zischt. Zwischen zwei vortretenden senkrecht abstürzenden Bergen hat sich die Wilde ihr enges kühles Bett gewühlt. Da hinunter müssen auch wir; denn da unten, wo die Thalwände wiederum kesselartig auseinander weichen, liegt das ersehnte Zwieselstein. „Werden wir den Unsern begegnen?" Nur die eine Frage beschäftigt uns noch. Dort über das gerade vor uns liegende Timbler Joch müssen sie, von Meran durch's Passeierthal kommend, herabgestiegen sein. Werden sie unsrer harren, oder sind sie, da wir säumten, vielleicht gar ihre Straße ohne uns weiter gezogen? Wer die tausend kleinen und großen Zufälligkeiten, denen man auf Reisen, zumal im Hochgebirge, ausgesetzt ist, kennt und weiß, wie es des Zusammentreffens der denkbar günstigsten Umstände bedarf, um einen im Voraus gefaßten Plan bis ins Einzelnste festhalten und ausführen zu können, wird unser Zagen begreifen, aber nicht minder auch unsere Glückseligkeit, als wir, die wir den einstündigen Weg in kaum dreiviertelstündiger Hast zurückgelegt hatten, die sehnsüchtig Erwarteten wirklich und leibhaftig vorfanden!

„Drinnen im Herrenstüble sitzt Jemand," antwortete uns auf die Frage, ob Fremde hier seien, verständnißvoll schmunzelnd die behende Schaffnerin im unteren Wirthshaus. Und siehe, da saßen sie auf der breiten Holzbank vor uns und ließen sich's bei rothem Tyroler und Fastenspeis' und all' den guten Dingen, die ihnen das Annerl' aufgetischt, behaglich sein. Das war ein Wiedersehen hier in der weltfernen Thalöde für uns, die in der staubigen Ebene der Heimath von einander geschieden waren! Nun galt es, allerlei Eindrücke und Erlebnisse auszutauschen, auch die weiteren gemeinsamen Pläne zu besprechen; unser Führer wurde verabschiedet, ein neuer gewonnen und als letztes Ziel dieses Tages, je nach dem Maß unserer Kraft, das nahe Heiligkreuz oder das entferntere Vent in's Auge gefaßt — drauf ging's nach kurzer Rast fröhlich weiter.

In Zwieselstein „zwieselt", das heißt spaltet sich das Thal. Zur Linken, nach Süden, zieht sich das Gurgler-, zur Rechten, gen Westen, das Venterthal hinein. Zwischen beiden erhebt sich eine Bergscheide: der Gurgl-Venterkamm, der, mit dem sich in waldbedeckter Vorstufe herabsenkenden Nöderkogel beginnend, mit dessen mehr als 11,000 Fuß hohen Genossen: dem Ramolkogel und Schalfkogel, bis zum Centralkamm emporsteigt.

Um ins Venterthal zu gelangen, müssen wir ein kurzes Stück unseres vorherigen Weges zurück und passiren noch einmal die Oetzthaler Ache, deren Lauf wir bisher treulich folgten und deren Entstehen durch den Zusammenfluß der Gurgler und Venter Ache wir hier beobachten. Dann schreiten wir am linken Ufer der Letzteren den waldigen Berghang hinauf, aus dessen grüner Folie nach zwei schnell vergehenden Wanderstunden die Kirche von Heiligkreuz heraustritt. Der quer über den Weg gestellte hübsche braune Holzbau der Pfarrei ladet zur Einkehr; denn hier, in den entlegensten und höchstgelegenen Orten des Landes, üben die geistlichen Herren Gastfreundschaft und nehmen bereitwillig die Sorge für Unterkunft und Verpflegung der Reisenden auf sich, — in der That nichts Geringfügiges, wenn man bedenkt, daß jedes einzelne der nothwendigen Lebensmittel auf weiten beschwerlichen Wegen herbeigeschafft werden und um der Bequemlichkeit und Ruhe Fremder willen der Herr des Hauses oft genug die eigene zum Opfer bringen muß.

Auch die erste Frage des menschenfreundlichen Curaten von Heiligkreuz war, sobald er uns die erbetene Erfrischung gereicht, ob wir bei ihm zu „nächtigen" gedächten? Wir hätten, in Anbetracht der Ermüdungen des Tages, gern mit einem Ja geantwortet; doch ein Blick auf die zahlreiche Familie, die von der andern Ecke des geräumigen Zimmers Besitz ergriffen hatte und die, wie wir bereits während einer Begegnung in Sölden erfuhren, hier ihr Nachtlager aufschlagen wollte, legte uns ein bescheidenes „Nein" auf die Lippen. Es waren die ersten Touristen, die seit Umhausen unseren Weg kreuzten, und sofort empfanden wir die hier so gefährliche Concurrenz. Sieben Betten nur, das wußten wir, standen dem Curaten, außer seinem eigenen, zur Verfügung — und gerade ihrer sieben waren es, die da vor uns saßen. Zwar erboten sie sich gefällig, dafern wir zu bleiben verlangten, sich zu je zwei mit einem Bett zu bescheiden, auch wollte uns der Curat nicht nur das Schulzimmer mit der nöthigen Streu, sondern sogar sein eigenes Lager überlassen. Nichts destoweniger bestimmte uns die Scheu, Andern lästig zu fallen, in Verbindung mit der Ueberredungsgabe unserer Führer, die Wanderung bis Vent fortzusetzen. Wir hätten, so meinten die Letzteren, die größere Hälfte des Wegs von Zwieselstein bereits zurückgelegt und könnten in zwei weiteren Stunden leicht zum Ziele kommen. Auch die bedeutendere Steigung sei bereits überwunden, so machten sie uns glauben, obgleich ein Blick ins Reisehandbuch uns darüber belehren konnte, daß dieselbe von Zwieselstein (4670 Fuß hoch) nach Heiligkreuz nur 500, von da bis Vent aber 800, nach Andern 900 Fuß beträgt.

Also brachen wir denn zu ziemlich vorgerückter Stunde — es war um 6 Uhr Abends — noch einmal auf; ich meines Theils ein wenig kleinlaut und nicht ohne Mißtrauen in die Zulänglichkeit meiner Kräfte nach den Strapazen der letzten Tage und Stunden. So lang uns das Tageslicht leuchtete, ging jedoch Alles aufs Beste. Der Pfad durchs enge, erst allmälig mehr auseinanderrückende Thal ist entzückend. Vor uns die dasselbe abschließende Thalleitspitz mit

ihrem Ferner, zur Linken der Röderkogel mit dem Stockgletscher, im Rücken die Söldener und Stubaier Berg- und Eiskronen. Von allen Seiten stürzen Wasser und Gletscherbäche hinab zur rauschenden Ache; auch die Muhren und Felsbrüche fehlen nicht, die das Oetzthal in seiner ganzen Ausdehnung kennzeichnen. Verrufen, häufiger Lawinenstürze halber, ist namentlich die Gegend von Winterstall, zu der uns eine kühngeführte Brücke ans jenseitige Ufer hinüberträgt. Erst der letztvergangene Winter hat daselbst zwei Menschenleben gekostet.

Mittlerweile senkte sich die Dämmerung tief und tiefer in das Thal. Aber ob auch Stunde um Stunde verrann, ob wir die endlosen Steigungen und Senkungen des Wegs hinauf- und hinabsteigen und mit der gewissen Resignation des Bergwanderers eine kaum gewonnene Höhe wieder aufgeben, um unmittelbar darauf die nächste nicht minder mühsam zu erklimmen — die Thalleitspitz, an deren Fuß uns Vent verheißungsvoll winkt, wollte nun und nimmer näher rücken. Die Nacht brach herein; doch der Vollmond, auf den wir gerechnet hatten, trat nicht ins Thal. Wir sahen nur seinen Wiederschein auf der in magischem Lichte schwimmenden Gletscherkette des Weihkamms und der den Horizont begrenzenden Thalleitspitz, die durchsichtig, im silbernen Verklärungsschimmer, wie aus ew'ger, unerreichbarer Ferne zu uns herniedersah. Rings um uns her jedoch herrschte vollkommene Finsterniß, dergestalt, daß ich nicht zu unterscheiden vermochte, wohin ich den Fuß setzte. Nur instinctiv folgte ich dem voranschreitenden Führer, der bei besonders steilen Stellen seinen Alpenstock als eine Art Brustwehr schützend neben mir ausgestreckt hielt. Trotz unseres ausdrücklichen Wunsches hatte er es für unnütz befunden, sich in Heiligkreuz mit der nöthigen Laterne zu bewaffnen, da wir ja doch, wie er behauptete, noch bei Tage oder doch bei erster Mondeshelle ankommen würden. Gleichwol suchte er noch jetzt, nachdem er über die begangene Unvorsichtigkeit längst im Klaren sein mußte, uns über die Entfernung zu täuschen und führte meine Langmuth in starke Versuchung, indem er, mit der seines Gleichen eigenen Geschwätzigkeit, mir seit einer Stunde unausgesetzt versicherte, daß Vent kaum ein Viertelstündchen weit von uns liege. „So schweigt doch!" rief ich endlich unmuthig aus. „Ich glaube, daß ich dies unglückliche Vent in meinem Leben nicht erreichen, sondern eher vor Müdigkeit umkommen werde!"

Ich war in Wahrheit todtmüde; auch die Anderen schleppten sich nur mit Anstrengung vorwärts. Seit mit der Möglichkeit, unsere Umgebung zu unterscheidem auch die Anregung gewichen war, die wir aus dem Anblick eben dieser Umgebung schöpften, war der vorherigen Anspannung eine um so völligere Abspannung unserer Kräfte gefolgt. Nur die Luft frischte uns noch an. Sie wehte nach dem schwülen Tage mit so eisiger Kühle, daß wir trotz unsres raschen Schrittes alle unsere Plaids und Wärmematerialien zu Hilfe nehmen mußten, um uns vor Frost zu schützen. Doch bald genug kam noch eine Anfrischung anderer Art hinzu. Unsere Führer überraschen uns plötzlich mit der Eröffnung, daß die Brücke eines Gletscherbaches, den wir passiren müßten, hinweggerissen sei. Es ist dies kein seltenes Vorkommniß im Gebirge. Da mit der steigenden Temperatur die Gletscher eine sich mehrende Wassermasse entsenden, schwellen die Bäche im Laufe des Nachmittags oft so mächtig an, daß sie Weg und Steg mit hinfortspülen, um dann am Morgen, nachdem sie sich ihres Ueberflusses entledigt, wieder ihre frühere harmlose Gestalt anzunehmen. Nichtsdestoweniger kam uns dies Intermezzo in stockfinsterer Nacht gleich unerwartet als unwillkommen. Es war umsonst, einen andern höhern Uebergang zu suchen; auch dieser war spurlos verschwunden. So mußten die Führer eben einen solchen eilends improvisiren — keine leichte Aufgabe, da die größten Steine wie Strohhalme im Strudel davongetragen wurden. Ein paar herbeigerollte Felsblöcke endlich hielten den andrängenden Fluthen Stand; diese galt es nun zu überschreiten, und von einem zum andern derselben theils mit Todesverachtung hinüber springend, theils von den Führern hinüber gelootst, gelangten wir schließlich Alle wohlbehalten, wenn auch tüchtig durchnäßt, drüben an. Die Besorgniß, daß sich auch bei einem zweiten, bald darauf zu übersetzenden Gletscherwasser der gleiche Umstand ereignen könne, erwies sich zum Glück als müßig und ohne weiteres Hinderniß trafen wir endlich gegen 11 Uhr Nachts in Vent ein. Die gastliche Thür des Curaten öffnete sich, der späten Stunde ungeachtet, unserem Klopfen — wir glaubten uns glücklich im Hafen. Leider schreckte uns aus diesem frohen Glauben nur zu bald die Nachricht auf, daß wir im Hause kein Unterkommen finden könnten. Obwol im Besitz von vierundzwanzig Betten, hatte man dieselben unter nur vierzehn Gäste so ungünstig vertheilt, daß kein einziges Zimmer mehr frei stand. Nun Alles bereits in tiefem Schlafe lag, ließ sich freilich keine Aenderung mehr treffen. Wir mußten dankbar sein, daß man uns noch ein Nachtmahl bereitete und sodann ein paar Häuser davon, in dem allerdings wenig empfohlenen Wirthshaus, unser Glück versuchen. Hier war es uns hold, zwei geräumige, mit wundersamem Geräth ausstaffirte Zimmer waren noch übrig, sie nahmen uns auf und endlich durften wir ausruhen von den beschwerdereichen Genüssen und Erlebnissen dieses Tages.

Der nächstfolgende, durch eine verlängerte Nachtruhe ohnedies erheblich gekürzte Morgen war süßem Nichtsthun und der Orientirung am Orte geweiht. Vent ist neben dem erwähnten, im Parallelthal liegenden Gurgl der höchstgelegene Ort Tyrols. (Es erhebt sich 6048 Fuß, nach Amthor nur 5984 über den Meeresspiegel.) Vor jenem aber hat es, Dank seiner Lage, welche die Ersteigung der umliegenden Berggiganten, wie der Uebergänge ins Oetzthal um Vieles erleichtert, die größere Belebtheit, den ungleich reicheren Fremdenzufluß voraus. Wer von den Besuchern des Oetzthals nicht Beide, Vent und Gurgl, auf sein Reiseprogramm setzen kann, giebt in neun von zehn Fällen dem ersteren den Vorzug, zumal eine Hauptsehenswürdigkeit des Gurglerthals, der berühmte Eissee, in jüngster Zeit ausgelaufen ist und auf wer weiß wie lange aufgehört hat zu sein.

Auch wir gehörten zur Ueberzahl derer, die sich, trotz der an sich imposanteren Lage Gurgls, mit der Bekanntschaft Vents begnügten, das uns ja im Wesentlichen nur als Durchgangspunkt galt zu jenem Höchsten, Herrlichsten, was wir schauen wollten. Immerhin eignet es sich nicht minder als das Andere für Freunde des Hochgebirges sehr wohl auch zu längerem Aufenthalt, und wenn es auch, zufolge seines durch Vorberge mannigfach verdeckten Hintergrundes, an sich kein gleicherweise offenes und freies Bild als Gurgl gewähren mag, so offenbart doch schon ein Blick von den nächsten, leicht zu erreichenden Höhen die Gesammtheit der Reichthümer, die sich uns unten nur vereinzelt enthüllen. Man steige, um dessen inne zu werden, nur, wie wir es in der zweiten Hälfte jenes Ruhetages thaten, das untere Plateau des Ramolkogels hinan, den Weg zum Ramoljoch, welches den Uebergang in's Gurglerthal vermittelt. Da liegt der breite Höhenzug des Weißkamms, den wir im bleichen Mondesglanz zuerst erblickt, im goldenen Tageslichte vor uns ausgebreitet und ein weiter Kranz von Firnen und Gletschern schließt uns ein. Drunten auf grünem Wiesengrund, den nur der Lauf der Ache jäh durchrissen und in seinem felsigen Grunde blosgelegt hat, ruht das Dorf, friedlich geborgen durch niedere bewaldete Vorhöhen und die Thalleitspitz, deren breite Gestalt eine neue Theilung des Thals, durch den hinter ihr aufsteigenden Kreuzkamm, flankirt. Gen Abend nimmt das Rosener-, gen Morgen das Nieder- oder Spieglerthal seine Richtung, jedes von einem nach ihm benannten Arm der Ache durchflossen, beide sich weiterhin nach Mittag wendend und das eine im Hochjoch, das andere im Niederjoch sich

gipfelnd. Wir überblicken sie Beide von unserer Höhe aus und sehen dem Einzellauf und der Vereinigung der beiden Achen zu, deren einer wir morgen bis zu ihrem letzten Ursprung folgen werden. Da wir dabei das Rosenerthal in all' seinen Einzelheiten kennen lernen, ist uns heute ein so vollkommener Einblick in das Niederthal, wie ihn unsere Höhe gewährt, zwiefach willkommen. Voll majestätischer Glorie thront dort der König dieses Bergheers, der Similaun, und reckt sein breites weißes Riesenhaupt in die azurblaue Himmeldecke. Darunter hängen in blendenden Zipfeln der Marzell- und der Schalfgletscher herab; kahle bronzefarbene Berge drängen sich dazwischen, und in enger, unheimlicher Kluft sucht die hier noch junge Ache ihren Weg durch das öde, verlassene Thal. Sie ist das einzig Lebendige weit und breit. Selbst von pflanzlichem Leben ist nur ein magerer Graswuchs noch übrig geblieben, und während zu Anfang des jenseitigen Thals wenigstens noch ein paar schlichte Heimwesen (die Rosener Höfe) an menschliches Dasein gemahnen, scheint der Herr der Schöpfung sich jeden Antheils an diesem andern Thalarm begeben zu haben. Es ist, wie es so daliegt, von den ernsten Arvengruppen unseres Vorberges begrenzt, ein Hochgebirgsbild voll feierlicher Sabbathruhe und unbeschreibbarer Poesie. Ich hätte mir einen Calame zur Seite gewünscht, um mit seinem Pinsel festhalten zu können für alle Zeiten und Aller Augen, was nur uns zu schauen vergönnt war und sich unserer Erinnerung eingeprägt hat mit unvergänglichen Linien und Farben. Unterm Schatten der Zirbeln ausgestreckt, die in einer Ueppigkeit, wie ich sie nirgend sonst wahrgenommen, den Berghang bedecken, nahmen wir das wunderherrliche Bild in uns auf und wurden nicht müde, uns seiner zu freuen. Erst als die Sonne immer tiefer hinabsank am Abendhimmel, dachten wir der Heimkehr.

(Schluß folgt.)

— Von der unter dem Titel „Psalter und Harfe" wohl bekannten und zahlreich verbreiteten ersten Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung von Carl Johann Philipp Spitta (Leipzig, bei Robert Friese) ist in der Miniatur-Ausgabe die fünfte Auflage in eleganter Ausstattung erschienen, ein Buch, was in der österlichen Zeit zu Widmungen Verwendung finden wird.

— Gustav Schlossen, Goethe's Iphigenie nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt. Zwei Vorträge. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer 1875. — Der Gedanke der Stellvertretung, daß für ein schuldbeladenes Geschlecht ein reines Glied desselben die Sühne vollzieht und es von dem Bann des sündigen Erbes löst, das auf ihm ruht als ein Verhängniß, ist ein Grundgedanke, der sich, bewußt und unbewußt, durch die antike Tragödie in ihren höchsten Producten hindurchzieht. In der antiken Behandlung der Fabel, die dem Goethe'schen Drama zu Grunde liegt, tritt dies besonders klar heraus. Aber eine reine Lösung des Problems ist auf dem Boden der antiken Weltanschauung nicht möglich. Dies nachzuweisen ist die Aufgabe des ersten der beiden hier vorliegenden interessanten und geistvollen Vorträge, dessen Resultat der Verf. in den Worten ausspricht: „Die Lösung wird nur im Christenthum gefunden, und — wie weit bewußt oder unbewußt bleibe dahingestellt — so finden wir sie in Goethe's Iphigenie." Im zweiten Vortrag wird zum Nachweis dafür eine genaue Analyse des Goethe'schen Stückes gegeben und der Charakter der Iphigenie, wie sie der große Dichter nur auf dem Boden einer christlichen Weltanschauung zeichnen konnte, dieser Gestalt vom höchsten Adel der Gesinnung und der Sitte, „dem Vollendetsten und Höchsten, was in der weltlichen Dichtung von weiblichen Wesen geschaffen worden ist", mit warmen, lebendigen Zügen vorgeführt. Als der Sinn des Dramas, das die Sühne durch die „in Reinheit lebende, in Liebe sich hingebende Persönlichkeit" herbeiführt und so das alte große Problem der Orestessage löst, ergiebt sich, was Goethe selbst mit den Worten ausspricht: „Alles menschliche Gebrechen heilet reine Menschlichkeit." In diesem Grundgedanken der Goethe'schen Tragödie aber eine „Ahnung" der christlichen Centralwahrheit von der Sühne des Erlösers nicht blos für ein einzelnes schuldbeladenes Haupt, für ein einzelnes fluchverfolgtes Haus, sondern für das ganze schuldbeladene Menschengeschlecht zu finden, ist eine Consequenz, die sich von selbst nahe legt und die auch Philologen schon aus den verwandten antiken Tragödien gezogen haben. Uebrigens empfehlen sich die beiden Vorträge wie durch ihren tiefen und reichen Inhalt auch durch ihre edle Form und anziehende Darstellung.

—v—. Das heutige Rußland. Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des europäischen Zarenreichs. Herausgegeben von H. v. Lankenau und L. v. d. Oelsnitz. Mit über 120 Text-Abbildungen und vier Tonbildern. Leipzig, Verlag von Otto Spamer. 1876. Wol keine Zeit kann sich rühmen, so viel für Unterweisung und Belehrung der Jugend in Schule und Haus, wie für die Bildung des Volkes im Allgemeinen gethan zu haben, wie die unsere. Erfreulich ist es zu sehen, welche Fortschritte in verhältnißmäßig kurzer Zeit erzielt worden sind, ohne daß wir uns dabei verhehlen können, daß mitunter das richtige Maß überschritten und zuweilen des Guten zu viel gethan worden ist. Wie der Unterricht in allen Fächern ein intensiverer geworden, so haben sich auch die Bedürfnisse nach Vervollkommnung der Hilfsmittel desselben gesteigert, ja diese haben sogar vielfach selbständig und unabhängig eine solche Ausbildung erhalten, daß sie umgekehrt auf jenen eine anregende und fördernde Wirkung geäußert. In dieser Beziehung ist ganz besonders die Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig hervorzuheben, die kaum ihres Gleichen aufzuweisen hat. Nichts kann dem Schüler wie dem Bildung Bedürftigen eine geistige Thätigkeit mehr verleiden, als eine trockene, reizlose Darstellung. Der trefflichste Inhalt wird durch den Mangel dieser oft ganz ungenießbar, während Lust und Liebe zu den schwierigsten Gegenständen geweckt wird, wenn sie klar und in anziehender Form dargeboten werden. Dies schwierige Problem nun hat die Verlagshandlung in nicht genug anzuerkennender Weise gelöst und sich dadurch eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte der Pädagogik errungen, eine Stellung, die auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde für den Unterricht in diesen beiden Disciplinen geradezu epochemachend genannt werden kann, die aber nicht allein durch die Kenntnisse und Bildung, welche sie unmittelbar ausgestreut hat, so hervorragend ist, sondern auch durch die Anregung, welche sie gewährt, und durch das gesteigert. Interesse, welches sie für diese beiden Wissenschaften geweckt hat. Zu danken ist dieser Einfluß dem „Neuen Buch der Reisen und Entdeckungen", einer erweiterten Auflage von Otto Spamer's illustrirter Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Unter der trefflichen und kundigen Redaction von Friedrich von Hellwald und Richard Oberländer hat das Unternehmen in der jüngsten Zeit einen neuen Aufschwung genommen, der die früheren schon sehr anerkennenswerthen Leistungen weit hinter sich zurückgelassen hat. Außer den früheren, schon von uns in diesen Blättern erwähnten Publicationen, von welchen wir nur Westafrika vom Senegal bis Banguela von Richard Oberländer, und Ozeanien, die Inseln der Südsee von Christmann und Oberländer hervorheben, ist es ganz besonders das neueste von uns oben angeführte Werk über Rußland, welches der allgemeinsten Beachtung werth ist. Obgleich das große Zarenreich uns nach Osten zunächst benachbart ist, so ist doch die Kunde Rußlands im Westen, selbst bei den Gebildeten, eine noch sehr geringe

und zum Theil falsche, trotzdem sowol praktische wie wissenschaftliche Interessen unsere Aufmerksamkeit darauf hinlenken sollten. Das vorerwähnte Werk ist nun ganz angethan, dies zu bewirken, indem es uns mit Land und Leuten näher bekannt macht. Nirgends finden wir wol eine größere Mannichfaltigkeit und größere Gegensätze in der Natur eines Landes wie in dessen Bevölkerung, als in Rußland, Erscheinungen, welche die Herausgeber, H. v. Lankenau und L. v. d. Oelsnitz, auf Grund einer vertrauten Kenntniß, wie sie nur der jahrelange Aufenthalt in den verschiedensten Theilen des unermeßlichen Reiches, eine feine Beobachtungsgabe und eingehende Studien über die Natur und Geschichte des Landes und seiner Bewohner ermöglichen konnte, zu einem ebenso belehrenden wie anziehenden Gesammtbilde vereinigt haben. Gegenwärtig liegt uns nur der erste Band des Werkes, das europäische Rußland behandelnd, vor, welchem demnächst ein zweiter Theil, das Russische Reich in Asien, folgen soll. Es würde uns zu weit führen, hier näher auf das reiche Material einzugehen, welches uns die beiden Herausgeber in theils weiter ausgeführten Bildern, theils in leichteren Skizzen geboten haben, die nicht minder durch die Form, in welcher sie ausgeführt sind, fesseln, wie durch die wahrheitsgetreue Schilderung befriedigen. Um einen Einblick in den Reichthum des Werkes zu gewähren, möge zum Schluß noch kurz der Inhalt eine Stätte finden. Nach einer Einleitung, die einen kurzen Rückblick über die Geschichte des Landes bietet, wird zunächst St. Petersburg abgehandelt, von wo aus die Reise einerseits nach Finnland und dem nördlichen Rußland bis Nowaja-Semlja geht, anderseits nach Moskau und Nischni-Nowgorod. Die Wolga wird von ihrem Ursprung bis Astrachan befahren, während Kleinrußland, Südrußland und die Krim je in einem besonderen Capitel abgehandelt werden. In gleicher Weise eingehend werden auch das vormalige Königreich Polen und Lithauen, sowie die deutschrussischen Ostseeprovinzen, Esthland, Livland und Kurland geschildert. Wenn wir schließlich den Wunsch aussprechen, daß dem Werke die volle Anerkennung zu Theil werden möge, die es in so hohem Grade verdient, so verbinden wir damit zugleich die Hoffnung, daß der zweite Theil in gleich ausgezeichneter Weise dem ersten bald folgen möge.

— Candidatenfahrten. Aus den Papieren eines schwäbischen Pfarrers. Tübingen 1876, Verlag der H. Laupp'schen Buchhdlg. Schwaben, das Land tiefer, deutscher Gemüthsinnerlichkeit, die Heimath unsrer größten Gottesgelehrten wie unsrer ersten philosophischen Denker, hat der Literatur eine nicht geringe Anzahl von Lebensläufen theoretisch oder praktisch hervorragender Theologen geschenkt. Unter den in letzter Zeit erschienenen Beiträgen zu diesem Zweig biographischer Literatur haben sich die „Jugenderinnerungen" von Karl Gerok in den weitesten Kreisen einen raschen Eingang verschafft; das poetische Talent und die reizende Darstellungsgabe des gemüthvollen Mannes bewährt sich auch auf diesem Boden aufs Glücklichste. Das vorliegende Schriftchen gehört im weiteren Sinne auch zu dieser Literatur. Ohne ein specielles biographisches Interesse zu haben, schildert es in einem eigenthümlichen, von der herkömmlichen schwäbischen Art, wie sie etwa am ausgeprägtesten in Hofacker's Biographie sich darstellt, abweichenden Tone den Entwickelungsgang eines Vicars, der mit den modernen Elementen vielfach in Berührung gekommen, mit offenem Verständniß für alles ächt Menschliche einer freieren Richtung huldigend, doch den positiven Zug tiefer und inniger Frömmigkeit nicht verleugnen kann. Der Uebergang aus dem akademischen Leben ins geistliche Amt an der Hand eines würdigen und erfahrenen älteren Geistlichen; die inneren Wandlungen in dem jungen Theologen unter den ersten Erfahrungen und Eindrücken des Amtslebens und unter dem Kampf der verschiedenen theologischen Richtungen; die Gefahren im Verkehr mit der höheren Gesellschaft und ihrem gebildeten Genußleben bis zu dem glücklichen Resultat der Ausreifung einer tüchtigen Natur unter solchen Kämpfen und eines stillen, befriedeten Lebens im Dienste des Heiligen sind der Gegenstand der Darstellung, und dies innerlich reiche, bewegte Bild mit seinem mannigfachen Wechsel wird in frischen, gesunden Farben anschaulich und fesselnd gezeichnet, wenn auch nicht ohne einseitige und gefärbte Schilderung des schwäbischen Pietismus.

* O. A. Schulz' Allgemeines Adreßbuch für den deutschen Buchhandel, den Antiquar-, Colportage-, Kunst-, Landkarten- und Musikalien-Handel sowie verwandte Geschäftszweige. 1876. Bearbeitet und herausgegeben von Hermann Schulz. Mit Heinrich Brockhaus' Bildniß. Leipzig, Verlag von Otto August Schulz. Wie alljährlich ist soeben das „Allgemeine Adreßbuch für den deutschen Buchhandel", ein unentbehrliches und wichtiges Hilfsmittel nicht nur für jeden Buchhändler, sondern auch für alle Diejenigen, welche zu denselben in Beziehung stehen, sowie activ oder passiv mit ihnen zu thun haben. Es ist das achtunddreißigste Mal, daß das ebenso praktische, wie sorgfältig und fleißig gearbeitete Werk im Buchhandel erscheint, und könnten wir uns mit dieser Mittheilung füglich begnügen, da der Werth des Buches bereits längst feststeht und allgemein anerkannt ist, wenn nicht die gegenwärtige Auflage so viele wesentliche Aenderungen und Besserungen darböte, auf welche es rathsam sein dürfte die Aufmerksamkeit zu lenken. Abgesehen davon, daß mehr als 4000 Handlungen, deren Firmen genau revidirt, abgeändert und mit vielen neuen, in jeder Hinsicht nützlichen und für den praktischen Geschäftsverkehr unumgänglich nothwendigen Notizen versehen sind, darin aufgeführt werden, haben auch alle neuen Etablissements — es wurden allein wieder gegen 400 neue Handlungen aufgenommen — und überhaupt alle Veränderungen darin Platz gefunden, die sich auf nicht weniger denn 20,000 belaufen, und von denen die Redaction schriftlich oder durch Circulare, Anzeigen, das Börsenblatt u. s. w. bis Ende Februar dieses Jahres unterrichtet wurde, sowie verschiedene praktische Neuerungen, von denen wir nur das vollständige Verzeichniß der Leipziger Commissionaire mit genauer Angabe aller ihrer Committenten, ferner die Ergebnisse der neuesten Volkszählung, sowie den Abschnitt „Postalisches" und die sehr vermehrte Buchhändler-Geographie hervorheben. Nach dem Erwähnten haben sich die Veränderungen, Zusätze und Verbesserungen in allen Abtheilungen des vorliegenden Jahrganges wirklich in riesigem Maße vermehrt, weshalb die Benutzung des letzten oder wol gar eines früheren Jahrganges für den praktischen Geschäftsbetrieb sehr ungeeignet sein dürfte, wenn man sich nicht zeitraubenden Unannehmlichkeiten, ja selbst Verlusten aussetzen will, worauf besonders aufmerksam zu machen wir uns hier noch erlauben wollen. Viel des Interessanten bietet auch die statistische Uebersicht, die eine culturhistorische Bedeutung in Anspruch nimmt. Wir heben daraus nur das für Leipzig so wichtige Commissionswesen heraus. Dasselbe vertheilt sich auf sieben Hauptcommissionsplätze und wird zusammen von 223 Commissionairen besorgt, wovon auf Berlin 30 mit 287 Committenten, auf Budapest 11 mit 103, auf Leipzig 115 mit 4358, auf Prag 16 mit 88, auf Stuttgart 15 mit 500, auf Wien 31 mit 460 und auf Zürich 5 Commissionaire mit 91 Committenten kommen. Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß ein ganz vorzüglich gelungenes Portrait des verstorbenen Heinrich Brockhaus, trefflich von A. Weger in Leipzig gestochen, das Buch ziert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 29. Sonntag, den 9. April. 1876.

Im Oetzthal.

Von La Mara.

(Schluß.)

Im Dorfe unten war's friedlich und still, so still es nur sein kann, wo das donnernde Getöse der Ache als beständig festgehaltener Ton, ein natürlicher Orgelpunkt, die Luft durchzittert. Sie läuteten zum Gebet, gerade als wir auf dem kleinen Gottesacker standen. Draußen ging, sein Brevier lesend, ein Capuziner auf und nieder: die einzige Staffage der ernsten, sich schon umdüsternden Landschaft.

Die Kirche ist klein und schlicht, mit grauen Schindeln gedeckt; doch innen schmuck und mit hübschen Fresken geziert. Der Gottesacker birgt nur wenige, und wie wir's im Lande häufig finden, auffallend winzige, kaum eine halbe Elle im Geviert messende Gräber. Wir zählen nur vierundzwanzig Kreuze. Die Sterblichkeit ist gering hier oben in der reinen, unverbrauchten Luft, die Gemeinde überdem sehr klein; umfaßt doch das ganze, aus etwa zwanzig Häusern bestehende Dorf nur 53 Einwohner.

In merkwürdigem Contrast zu den bescheidenen schwarzen Holzkreuzen steht ein aus Marmor aufgeführter, stattlicher Denkstein, dessen Inschrift unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er ward, wie dieselbe besagt, dem Führer Cyprian Graubichler, der „im November 1868 bei Rofen verunglückte, nachdem er den Curaten Franz Senn bei Schneesturm über's Hochjoch geführt hatte", von dessen Freunden und Gönnern errichtet. „Ein Opfer seltener Pflichttreue" büßte der Brave, erst 35 Jahre alt, sein Leben ein. Was aber hier nicht in goldenen Lettern zu lesen stand, das eigentlich Tragische und Unversöhnliche dieses Ereignisses, erfuhren wir durch die ergänzenden Berichte unserer Führer und anderer, mit dem Sachverhalt vertrauter Leute. Entgegen den ausdrücklichen und dringenden Abmahnungen Graubichler's hatte der Curat, von einem Ausflug in's Schnalserthal zurückkehrend, auf dem Uebergang über's Hochjoch bestanden und den Führer, der, bei schon vorgerückter Stunde und drohendem Unwetter auf das Wagniß nicht eingehen wollte, streng an seine Pflicht gemahnt. Als der gefürchtete Schneesturm sie dann wirklich ereilte, mußte der Arme, der mit seinem eigenen Fortkommen vollauf zu thun hatte, wie es heißt, den Pfarrer noch tragen, bis er endlich, nahe dem Ziele, unfern der Rofener Höfe, von Frost und Ermattung übermannt zusammensank. Das Leben hatte ihn verlassen, bevor noch sein Begleiter Hilfe herbeizurufen vermochte. Dieser dagegen gelangte wohlbehalten in sein Haus. Die mitgenommenen Stärkungsmittel hatten zwar zur Erhaltung seines eigenen Lebens, nicht aber zu der seines Gefährten ausgereicht, dem er so sparsam davon mittheilte, daß dessen natürliche Widerstandskraft, der doppelten, furchtbaren Anstrengung gegenüber, schließlich versagte.

Der Fall erregte begreiflicherweise Aufsehen und so unverhohlene Mißbilligung seiten der Gemeinde, daß des Bleibens des im Uebrigen, namentlich um Wegbarmachung der umliegenden Höhen und Uebergänge vielfach verdienten Curaten nicht lange mehr war. An seiner Statt übernahm der Curat Cyprian, ein junger, intelligenter Mann, die Seelsorge und Fremdenverpflegung im entlegenen Alpendorf. Auch er ist ein passionirter Bergsteiger. Am Tag unserer Ankunft kehrte er von einem Ausfluge auf die Wildspitz — die höchste Erhebung des Weißkamms — zurück und schon am allernächsten Morgen stieg er mit seinem Bruder, einem jungen Capuziner, der sammt dessen Collegen bei ihm zu Gaste war, in's benachbarte Gepaatsch — eine der schwierigsten Passagen, die es überhaupt geben soll — hinüber. Seine Schwestern, die das Regiment im Hauswesen führen, sorgen, daß es Allen, die da kommen, wohl bei ihnen sei. Speise und Trank lassen nichts zu wünschen übrig; gewiß bewundernswerth in diesem abgeschiedenen Weltwinkel, dem der Postbote auf seiner Krachset mühsam die täglichen Nöthigkeiten zutragen muß. Auch die Betten sind vortrefflich, die Zimmer wenn auch äußerst einfach, so doch musterhaft sauber und wohnlich. Zur Unterhaltung dient, dafern man solche nicht mit sich führt oder außerhalb des Hauses sucht, eine kleine Bibliothek im Gastzimmer unten, die mehrere Bände der Tauchnitz Edition: Thakeray'sche Romane, die Publicationen des Alpenvereins und für den Sangesfreund auch Quartette: Die Regensburger Sängertafel unter Anderem aufweist.

Im Hause selber giebt's übrigens, so lange die kurze Reisezeit währt, Abwechselung genug. Alles concentrirt sich hier; da drüben beim Wirth nur die überständigen Ankömmlinge, die hier keine Aufnahme mehr finden, eine Unterkunft begehren. Wir spielten am ersten Abend die gleiche Rolle, freilich nicht, ohne am nächsten Morgen schleunigst in die Pfarrei überzusiedeln. Wer hier des Weges kommt, geht nicht vorüber, ohne daselbst einzusprechen und womöglich Quartier zu nehmen. Es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Fußgängern und Reitenden, Führern und Maulthiertreibern. Nichts unterhaltender, als am Abend die Pläne der Einzelnen für den kommenden Morgen besprechen zu hören und sie ihre Veranstaltungen treffen zu sehen. Der Eine dingt einen Führer für die Wildspitz, zwei Andere bestellen die nöthige Fourage für eine Kreuzspitztour, ein Vierter prüft die Seile, die ihn auf den Weißkogel geleiten sollen. Weitaus die Mehrzahl aber geht übers Hochjoch.

Das war das Theil, das auch wir uns erwählt hatten. Eine ganze Karawane brach in der Morgenfrühe des nächsten Tages dahin auf; ich selbst, im Besitz eines glücklich eroberten Maulthiers und des einzigen vorhandenen Damensattels, sammt zwei Cavalieren den Zug eröffnend, die Uebrigen, die

das Vergnügen des Wanderns dem des Reitens vorzogen, zu Fuß hinterdrein. Leise steigt der erst zu Ende der sechsziger Jahre angelegte Saumweg im Anfang am linken Ufer der Ache über blumige Alpenwiesen hinan. Wir kreuzen die Rofener Höfe, die wir gestern von fernher liegen sahen. Innerhalb derselben hielt einst der Landesfürst, Friedrich mit der leeren Tasche, sich längere Zeit vor seinen Feinden verborgen und die Besitzer G'strein's wurden dafür zum Lohn mit dem Adel und allerlei Vorrechten begnadigt, die man ihnen indessen seit 1849 wieder entzog.

Unweit der Brücke, die uns ans andere Ufer führt, bemerken wir eine in den Felsen eingelassene marmorne Votivtafel — das ist die Stelle, wo der brave Führer verschied. Oben am fernen Horizonte blitzt ein schmaler Gletscherstreifen hernieder, da hinauf, zum Hochjoch, müssen wir. Wir reiten am Fuß der Thalleitspitz, die Zwergwand entlang, die als der botanisch interessanteste Punkt des in dieser Beziehung nicht sonderlich ergiebigen Oetzthales gilt. Hier gedeihen noch Zirbeln, die graue liegende Bergweide (Salix glauca), Eisenhut und allerlei Crassulaceen in großer Fülle. Ein Stück weiter steigen nur noch Wachholder und Alpenrose hinauf. Dann verschwinden auch diese und lassen nur Moose und saftlose Grashalme zurück. Nur wo die Quellen und Gletscherabflüsse herniederrinnen, deren wir zahllose überschreiten, drängt sich ein frisches Grün hervor — sonst ist's nur Tod und Erstarrung, was unser Auge streift.

Wir kommen über Schuttfelder und Geröll, Flächen, die in riesigem Umfang die ganze Thalmulde hier überziehen und sogar die Ache im Grunde streckenweise verschütten, so daß sie erst weiterhin wieder sichtbar wird. Es ist Alles eine ungeheure Muhre und Steinwüstenei, die Stätte der unabsehbaren Verheerungen, welche wiederholte Ausbrüche des Vernagtgletschers über das Thal brachten. In den Jahren 1601, 1677, 1680, 1845, 46 und 48 zu ungewöhnlicher Ausdehnung angewachsen, schob der Letztere seine Eismassen mit so gewaltigem Druck ins Rofener Thal herab, daß der Lauf der Ache gehemmt ward und dieselbe sich zu einem See aufstaute, der allmälig den Eisdamm sprengte und nicht allein das ganze Oetzthal überfluthete, sondern bis ins Innthal hinaus seine schrecklichen Spuren verbreitete. Häuser und Höfe, Brücken, selbst Kirchen wurden hinweggerissen, fruchtbare Aecker und Fluren zu jenem Steinmeer umgewandelt, das wir heute sehen. Seit seinem letzten Ausbruch hat der verhängnißvolle Ferner sich weit zurückgezogen und erscheint, obwol er seit 1865 wieder im Wachsen sein soll, hoch oben am Himmel in harmlosem Glanze. Doch lassen sich noch immer Eisspuren bis in die Thalsohle herab verfolgen und das Geröll durchbricht tief unten ein graues Gletscherthor, aus dem sich die Wasser seines Gletscherbachs schäumend herauswälzen.

Unser Weg wird jetzt kühner. Steil steigt er hinab und wieder hinauf, an der gefährlichsten Stelle von einer schwachen hölzernen Brustwehr geschützt. Die Reiter vor mir springen vom Pferde; sie mögen sich jetzt lieber den eigenen Füßen vertrauen. Auch mich fordert Caspar, der Maulthiertreiber, auf, lieber abzusteigen, falls ich nicht völlig schwindelfrei sei. Doch verharre ich ruhig in meinem Sattel. Ich fühle mich so sicher, so behaglich in meinem schwanken Sitz hier am Rand jäher Abgründe, als gäbe es auf der Welt keine Gefahr für mich. Es haben mich Männer ob dieses meines Muthes, wie sie es nennen, bewundert; doch ist es wol weniger Muth als vielmehr Begeisterung über das, was ich schaue und erlebe, was mich über alle Bedenken hinwegträgt. Ich weiß nicht, soll ich mich mehr vor-, mehr rückwärts wenden, so unermeßlich Herrliches umfängt mich allerwärts. Immer höher steigen wir hinauf in die Region des ewigen Schnees. Die Gletscher, die uns zuvor wie aus traumhaften Weiten zublickten, rücken uns in immer traulichere Nähe. Dort jenes Gletscherthor ist die Geburtsstätte unserer Ache — nun sehen wir sie nimmer wieder. Da steht auch dicht am Rande des Hochjochgletschers das Hospiz, in dessen Nähe eine Heerde schwarzer Schafe ihr Futter sucht. Hier stehen wir still — es ist eine Ruhestätte für Menschen und Thiere.

So klein die aus Brettern errichtete Hütte ist, durch deren Erbauung sich der Alpenverein um die diese Gegend Bereisenden verdient machte, sie hat doch für sechszehn Betten Raum und bietet den Hungrigen und Durstigen Speise und Trank von tadelloser Beschaffenheit. Es hätte der Vorsichtsmaßregel mehrerer unserer Herren, die sich mit allerhand Fleischconserven versehen hatten, nicht bedurft, um uns nach der mehrstündigen Anstrengung durch ein schmackhaftes Frühstück zu kräftigen; denn Eier und Schinken, Wein, Liqueur und warme Getränke, auch Brod, wenn auch etwas ältlichen Datums, findet man hinreichend vor. Selbst für Gelegenheit, eine Erinnerung im Bilde mit sich zu nehmen, ist gesorgt. Wie in Vent, so verkauft man auch hier eine nicht unbeträchtliche Anzahl photographischer Aufnahmen, bei deren Herstellung sich freilich mehr das Handwerkerthum als künstlerischer Sinn und Geschmack betheiligten. Viel bessere Ansichten hat man in Bozen und Meran als hier an Ort und Stelle, wo es doch, wie man meinen sollte, nur eines einfachen Spiegelbildes der Natur bedürfte, um ein fertiges Kunstwerk zu erzeugen.

Großartiger als es ein Menschenmund auszusagen vermag, ist schon der Rundblick vom Hospiz selber. In nächster Nähe die kolossalen Eisfelder vom Hintereis- und Kesselwandgletscher. Ueber ihnen die Gruppe des Weißkogel, der Nagelköpfe und ihrer Nachbarn. Gen Mitternacht der Weißkamm mit seinem Fürsten, der Wildspitz, in der Mitte unser alter Bekannter von Vent her, der sich aber erst jetzt in seiner ganzen Pracht zeigt. Gerade vor uns endlich hat sich der scheinbar kleine Hochjochgletscher eingesattelt, den wir alsbald betreten.

Wir drei zu Rosse eröffnen wiederum den Zug; die Uebrigen folgen uns in flottem Tempo. Freilich müssen sie sich Alle nach und nach an das Gehen auf der spiegelglatten, gewölbten Fläche gewöhnen, um nicht fortwährend auszugleiten. Binnen Kurzem bleibe ich auch die Einzige, die von ihrem Maulthier Vortheil zieht. Der unsichere, wiederholt abrutschende Schritt des einen Mulo — es war dasselbe, das ich von Vent bis zum Hospiz benutzt hatte — veranlaßte seinen Besitzer gar bald, auf die Fortsetzung des ein wenig riscanten Reitvergnügens zu verzichten, wobei ihm sein Freund Gesellschaft leistete. Ein Tausch, der während unsres Aufenthaltes auf dem Hospiz hinter meinem Rücken vorgenommen worden war, hatte dem Betreffenden zum Schaden, mir dagegen in ungeahnter Weise zum Nutzen gereicht, denn ich blieb vollkommen ungefährdet, wiewol mein Pferd, wie man mir sagte, ein Neuling auf diesem beschwerlichen Wege war. Allerdings ergreift der Führer es sorglich am Zügel, wenn wir an größeren Spalten und Wasserlöchern vorüberkommen. Die Ersteren gelten auf unserem Gletscher nicht für gefährlich. Sie sind meist von nicht erheblicher Breite, auch liegen sie ziemlich offen vor unsern Augen, da, ob wir gleich erst die neunte Stunde zählen, der Schnee, der sie in nächtiger Kühle bedeckt, sich bereits aufzulösen und als Wasser in jenen unzähligen schmalen Rinnsalen abzufließen beginnt, die das Eisfeld des Gletschers, einem gepflügten Acker ähnlich, der Länge nach durchfurchen, wogegen die Spalten quer in dasselbe einschneiden. Wir treffen eben die günstigste Zeit. Früher kommend hätten wir die Hindernisse einer Alles verhüllenden Schneedecke, später kommend immer reichlicher strömende Wasserfluthen überwinden müssen.

Vom Wasserreichthum unseres Ferners zeugen auch die meist ziemlich umfänglichen und bis an den Rand gefüllten Löcher oder Gletschermühlen, deren wir in großer Anzahl begegnen. In eins derselben wirft unser Führer, um uns ein interes-

santes Experiment zu zeigen, seinen Alpenstock hinein und nach minutenlangem Verschwinden trägt ihn ein geheimer Druck wieder an die Oberfläche empor. Es liegt bekanntlich in der Natur des Gletschers, daß er nichts Unreines in sich duldet; daß er alles Fremde, das er jemals in sich aufgenommen, wieder ausstößt und also in einer beständigen Läuterung begriffen ist. Die Moräne inmitten des Hochjochferners, wie die ungeheuren Trümmerberge, die wir bei unserem Uebergang zur Rechten lassen, sind redende Beweise dieses unaufhörlichen Ausscheidungsprocesses. Die Farbe des Gletschers ist stellenweise schmutzig grau, wo sie jedoch in ihrer Reinheit zum Vorschein kommt, leuchtend weiß und in den Spalten und Löchern schön lichtgrün schimmernd.

Gewiß interessant genug und zu mannigfacher Beobachtung Stoff bietend, ist unser Weg schon an und für sich. Was ihn aber so über alle Beschreibung imposant und mächtig macht, ist doch in erster Linie seine Umgebung. Ein unabsehbares Eismeer mit zahllosen mehr oder minder großen Erhebungen, die sich zu glänzenden Spitzen und Hörnern gipfeln und nur mitunter durch schwarze Felsenriffe unterbrochen werden, faßt uns ein. Die Pyramide der Kreuzspitz, deren ungestümes Gletscherwasser uns zuvor im Rofener Thal zu schaffen machte und deren Besteigung ursprünglich auch in unserem Plane gelegen hatte, wie sie neuerdings ein Lieblingsziel der Oetzthalreisenden geworden ist, ragt blendend auf. Die Finailspitz, die schwarze Wand, die Grab- oder graue Wand und viele andere nennt man uns daneben als vornehmste Größen. Dazu in unserm Rücken der weite Kreis der Stubaier Firnen, des Weißkamms und des Rofener Thals, und vor uns — haben wir erst nach zwei und einer halben Stunde die Jochhöhe erreicht und nahezu 10,000 Fuß unter uns — die fernen Morteller Gebirge.

Doch wer nennt und kennt, wer zählt und unterscheidet sie alle, die Gewaltigen, die wie weiße Geisterriesen hineinschauen in die Unendlichkeit? Welch ein Chor lichtverklärter Gestalten, alle im weißen Kleid und jede ein Prediger von der Allmacht, die sie schuf! Fürwahr, vernehmlicher noch als durch die üppige Segensfülle des Südens spricht der Herr hier durch Eis und Erstarrung zu uns. Einen gleicherweise überwältigenden Eindruck habe ich nirgend, auch durch das nicht, was ich von der Schweiz gesehen, empfangen und den Odem des Geistes, der das All durchdringt, der in Bergen und Wassern, in der lebendigen, wie in der scheinbar todten Natur lebt und webt, nie unmittelbarer empfunden.

Die Höhe des Ferners bildet die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meer. Die Wasser, die uns bisher entgegenkamen, streben nun mit uns dem Süden zu. Die Gletscherwölbung neigt sich abwärts; die Passage wird schwieriger. Es währt nicht lange, so haben wir wieder statt des glatten Eises sicheren felsigen Boden unter den Füßen. Auf dem ersten Vorsprunge lassen wir uns nieder, um der Nachkommenden zu harren. Es sieht sich prächtig an, wie nun die todte Eisfläche vor unseren Augen lebendig wird, wie mannigfaltige bunte Farben zu ihrer Farblosigkeit in Contrast treten, während wir, auf dem Felsen dicht am Gletscherabhang hockend, Maulthiere und Führer zu unseren Füßen gruppirt, wiederum Jenen ein hübsches Bild liefern. Hell und freundlich scheint die Sonne auf uns herab und mit ihr im Bunde sorgen die mitgenommenen Feldflaschen mit Kirschwasser oder rothem Tyroler Wein für hinreichende Erwärmung nach dem eisigen Uebergang. Die anheiternde Wirkung bleibt auch namentlich bei unsern Führern nicht aus, und zumal Gilli, der berühmte Meraner, dessen originelles Wesen sich schon durch seine malerisch-abenteuerliche Tracht bekundet, jodelt und juchzt seinen Uebermuth in die stille ernste Natur hinaus.

Leider ist es keines Bleibens hier droben auf der Höhe, in dieser göttlich reinen Luft. Wir müssen ans Abwärtssteigen denken, denn drunten im Thal ist unser Ziel. Unsere Maulthiertreiber bitten um ihre Entlassung, obwol wir sie eigentlich für weiter engagirt. Doch geht der Weg nach Kurzras so steil hinab, daß man die Thiere ohnedies hier nicht nutzen kann. So lassen wir sie also ihre Straße rückwärts ziehen, und nehmen gleichzeitig Abschied von dem erhabensten Bilde, das jemals unsern Augen aufgegangen. Der Vorhang fällt — und das Oetzthal gehört uns nur noch in der Vergangenheit der Erinnerung an; wir steigen ins Schnalserthal hinunter. Als Nachspiel verklungener Herrlichkeit begleitet uns nur die tief herabhängende Gletscherzunge noch eine Strecke thalwärts, auch der Schnalserbach, der bald an unserer Seite dahinspringt, ist zum guten Theil ihr Abkömmling. Die hehren Gestalten des Weißkogel und der Steinschlagspitz, von denen wir uns nun abkehren, aber erzählen uns noch lange bei jedem Rückblick von jenen höheren Regionen, in denen wir dem Weltgeiste näher sind als sonst und die wir verlassen, Gott weiß, auf wie lange!

Einen überraschenderen Wechsel kann es nirgend geben, als er sich uns beim Abstieg vom Hochjoch nach Kurzras darstellt. Eine saftgrüne Matte, Wiesen und Wälder, von menschlichen Ansiedlungen belebt, breiten sich mit einem Male wie durch einen Zauber friedlich vor uns aus; auf Eis und Tod folgt Grün und Leben — wir fühlen uns wieder im bunten Vielerlei der Welt, dem wir uns da oben in absoluter Einsamkeit entrückt meinten. Kaum dreiviertelstündiges Wandern bringt uns an die ersten Häuser und zum Gamperwirth. Bis zu einer Höhe von 6400 Fuß — auf so hohem Niveau erhebt sich Kurzras — hat sich der Comfort, dessen die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, wie es scheint, nicht mehr zu entbehren vermögen, bereits verstiegen. Wenigstens ruht sich's vortrefflich auf den guten Betten in den kühlen Zimmern unseres Wirths, die wir, nachdem wir im kleinen Brettersalon am Bache ein gemeinsames Mahl zu uns genommen, uns zur Siesta auserlesen. Wer sich längere Zeit als wir zur Reise gönnt, mag gern auch hier übernachten oder des Längeren verweilen. Nur für uns giebt's keine gar lange Rast. Man bietet uns zur Fortsetzung unseres Weges Reitgelegenheit, von der ich alsbald bereit bin Gebrauch zu machen. Als ich freilich gewahre, daß man mir die naive Zumuthung stellt, einen Herrensattel zu benutzen, schweigen sofort meine Reitgelüste, so sehr sich auch die Tochter des Wirths über meine Weigerung verwundert und mir versichert, daß es ganz herrlich angehe und sie nie anders zur Kirche reite.

So wandern wir denn weiter über den sammtenen Teppichgrund weicher Alpenwiesen, immer im Grünen, am Schnalserbach hin, der dem Thal seinen Namen giebt und bald leise murmelnd, bald in Fällen laut aufbrausend, uns vorauseilt. Manchen romantisch gelegenen Hof und Weiler lassen wir zurück, von denen uns besonders einer mit dem grauen Holzbau seiner Kirche als äußerst malerisch in der Erinnerung haften bleibt. Kahle Berge begrenzen auf der einen Seite den Blick; auf der andern neigen sich Waldhöhen herab, die sich an starre Felsgrate mit theils angeschneiten, theils von ewigem Schnee bedeckten Firsten anlehnen. Im Hintergrunde, da, von wo wir kommen, dominirt der Schwemskogel mit seinem Gletscher; später tritt der nicht minder imposante Salurn an seine Stelle, bis auch er einem Andern weicht. So wechselt der Rückblick in Einem fort, aber immer noch bleiben es vertraute Gestalten, die uns aus der Ferne scheidend grüßen.

Plötzlich erweitert sich das Thal; wir steigen in einen waldumstandenen Kessel herab, um den sich weite Kreise immer höher hinanwachsender Berge ziehen, auf welche der Similaun als vornehmster Genosse herabsieht. Wir sehen die Finailhütte oben, an der aus steiler Schlucht herabkommt, wer dem hohen Herrn oder der Kreuzspitz einen Besuch abstattete, oder auch wer ohne alle weitere Extravaganzen vom Niederjoch zu Thale steigt. An den Höfen von Obervernagt vorüber gelangen wir, haben wir nur erst das

letzte Stück mooriger Wiesen und eines mit Recht weithin berüchtigten Steinwegs glücklich überstanden, zu Ruhe und Obdach in Unserer lieben Frau.

Das Dorf liegt behaglich auf Wiesen gebettet, von dunklen Waldbergen rings geschützt. Zwei Kirchen und drei Wirthshäuser sorgen für die geistliche und leibliche Wohlfahrt der Anwohner und Fremden. Wir unserntheils haben den Mitterhoferwirth Santer als gut und empfehlenswerth kennen gelernt. Er erwies sich auch als äußerst brauchbarer Führer, als wir am nächsten Morgen unseren Wanderstab weitersetzten.

Ein Mulo trug mich wiederum durch das morgendliche, hier unendlich idyllische und mild geartete Thal. Der muntere Bach war wie gestern unser Gefährte, er bewässert das hier überwiegende Wiesenland; denn äußerst sparsam nur wird der Getreidebau betrieben. Die geringe Ausdehnung der Thalsohle läßt dazu wenig Raum und nur an den den Sonnenstrahlen offen liegenden Gehängen hat man hier und dort einen schmalen Streifen Feldes bestellt. Auf Viehzucht und Schindelfabrikation fast ganz allein beschränken sich die Erwerbsquellen der armen, nur etwa 85 Häuser umfassenden Thalgemeinde. Zu den Schindeln liefern die Lärchen, die, untermischt mit Birken und dem rothbeerigen Sambucus racimosa, den Hauptschmuck der die Höhen bedeckenden Wälder bilden, hinlängliches Material. Wir begegnen mehr als einer Holzhütte im Wald, darin sie geschnitten und radförmig zusammen gebunden, um von da gen Italien befördert zu werden. Die Zahl der Einwohner des Thals ist übrigens so gering, daß sich ein Mangel an Arbeitskräften empfindlich fühlbar macht und diese meist von auswärts beschafft werden müssen. Erzählte uns doch unser Wirth, daß er unlängst eine neue Magd zwei volle Jahre im Voraus gedingt habe.

Die beiden Cabinetstücke des Cyclus anmuthiger Bilder, die das Schnalserthal vor uns entrollt, sind ohne Zweifel Karthaus und St. Katharinenberg. Das Eine liegt hart an der sich hier an schattiger Berglehne hinaufziehenden Straße, ja es würde diese, zwischen Felsenmauern und einem jähen Abgrund auf das Knappeste eingeengt, einfach absperren, hätte man nicht ein quer in den Weg gebautes Haus auf Stelzen gestellt, so daß wir unter demselben hinwegschreiten. Die Karthause Allerengelsberg ward von König Heinrich von Böhmen gestiftet, später aber — ich weiß nicht unter wessen Regiment — wieder aufgehoben. Ihre ehrwürdige Physiognomie blieb ihr gleichwol erhalten. Wir durften uns in die Zeit ihrer Blüthe zurückversetzt wähnen. Orgelton und Gesang klang aus der geöffneten Kirche und vor dem großen Kreuz an der Klosterpforte neigte ein Mönch andächtig sein Haupt. Gegenüber öffnet sich der Blick in das öde Pfossenthal, durch das unerschrockene Bergsteiger über den Gurglergletscher nach Obergurgl, oder über das Eisjöchl nach Pfelders und Passeier gelangen können.

Ein Stück weiter präsentirt sich uns durch eine Lichtung des uns umgebenden Walddunkels am jenseitigen Ufer die von hoher Felsenwarte herabsehende Wallfahrtskirche der heiligen Katharina. Im Renaissancestil erbaut, entstammt sie den frommen Zeiten des Mittelalters; drei Jahrhunderte haben sich seit ihrem Bestehen vollendet. Aber auch heute noch, inmitten unserer nüchterneren, von Aufklärungsbestrebungen durchdrungenen Tage, steht sie nicht verlassen. Noch immer giebt es gläubige Seelen genug, die den beschwerlichen Aufgang nicht scheuen, um ihrem frommen Bedürfniß genug zu thun und die Gnade der Heiligen anzurufen. Verheißungsvoll und friedeverkündend winkt die geweihte Stätte dem Wanderer im Thal und auf der Höhe, und es ist, als ob es uns mit unsichtbaren Banden da hinauf zöge, wo Religion und Poesie im geheimnißvollen Bunde wohnen.

Leicht hätte mir übrigens gerade jene Strecke am Berghang mit dem Ausblick auf Katharinenberg verhängnißvoll werden können. Am Riemenzeug meines Pferdes riß der Sattelknopf und wenig fehlte, so hätte bei dem schmalen Wege ein Sturz in den Abgrund meinem Leben ein Ende gemacht. Nichtsdestoweniger ließ ich mich von meinem Führer, der den Schaden heilen zu können erklärte, zur Fortsetzung des Rittes bereden. Doch schon nach wenig Schritten wiederholte sich die Sache und belehrte mich, daß ich Leben und Gesundheit nicht länger meinem leichtsinnigen Begleiter anvertrauen dürfe. Genug, er ward sammt seinem Thier heimgeschickt, indeß ich den Rest des Wegs mit den Andern gemeinsam zu Fuß zurücklegte.

Ratteis, eine schlichte, ganz einsam liegende Bauernschenke, diente uns noch einmal als kurzer Ruhepunkt; um so energischer strebten wir alsdann dem Ausgang des immer enger und wilder werdenden Thales zu. Vor Kurzem noch leitete der Saumweg weiter am rechten Ufer des Bachs hinauf zur Burg Juval und nach Naben hinunter. Jetzt hat man am andern Ufer, wo sonst der „verbotene Steig" führte, eine neue bequemere Straße gebaut, die, als wir sie passirten, bereits ihrer letzten Vollendung nahe war und in den nächsten Tagen dem öffentlichen Verkehr übergeben werden sollte. Es schwebte über diesem Bau ein eigener Unstern. Ursprünglich auf 20,000 Gulden veranschlagt, war er vor zwei Jahren begonnen und einem Italiener anvertraut worden, der jedoch, nachdem er die ausgeworfene Summe verbraucht, auf und davon ging, ohne das Werk weit über den ersten Anfang hinaus gefördert zu haben. Nur mit äußerstem Aufwand ihrer Kräfte vermochte die betrogene und ohnedies mittellose Gemeinde die Fortsetzung desselben zu betreiben, deren Kosten sich in der nunmehrigen soliden Ausführung auf 60,000 Gulden beliefen. Ausgedehnte Sprengungen, Aufmauerungen und Brückenbauten machten sich nothwendig; sie erhöhen nun die natürliche Romantik des Thales. Leider hat ihnen mehr als ein Menschendasein zum Opfer fallen müssen. Erst Tags zuvor war einer der Welschen, wie wir sie bei derartigen Arbeiten hier zu Lande vorzugsweise beschäftigt finden, durch ein losgesprengtes Felsstück bis zum Tode verletzt worden. Fortwährend hallt's im Thale von Pulverknall wieder und nicht gefahrlos — mag uns immer der Italiener sein „Non c'è pericolo" zurufen — schreiten wir an jenen Stellen vorüber, an denen noch immer Sprengungen vorgenommen werden.

Immer mehr verengt sich das Thal zur Schlucht, bis endlich zwei fast senkrecht abstürzende Felsmauern, aneinander rücken, zwischen denen tief im Grunde der immer aufgeregtere Bach sein Wesen treibt, während der Weg sich mehr aufwärts wendet. Wasserfälle in großer Zahl und Fülle beleben die starren Bergwände; selbst über den Weg herein strömt oft das wilde Naß, ungehindert und ungedämmt. Da lichtet sich mit einem Mal die finstre Enge und sonnig und heiter, im goldnen Mittagsglanze lächelt uns das weite offene Vintschgau entgegen. Eins seiner reizvollsten Seitenthäler hatten wir eben durchwandert, das, ob der ihm eigenthümlichen Harmonie und Geschlossenheit, Einem der Unsern den Vergleich mit einer Symphonie nahe legte. Introduction und Allegro verglich er dem mächtigen Eingang des Thals mit seinen Firnen und Eisgebilden, Adagio religioso: dem Idyll von Kloster und Kirche Karthaus und Katharinenberg, Scherzo: einer Scene in der Dorfschenke Ratteis, Finale: der engen Bergschlucht am Ausgang mit dem brausenden wilden Wasser drunten.

Den grauen Fluthen der im breiten Bett dahinströmenden Etsch eilt nun der grüne Schnalserbach sich zu einen. An ihren Ufern entlang, in fruchtgesegneter Weite, zwischen üppigen Weingeländen und Obstgärten führt auch unser Weg nach Naturns. Weit hinter uns liegen nun Natur- und Menscheneinsamkeit — hier wird das bunte Drängen und Treiben der Welt wieder laut. Noch einmal kreuzen wir in der Post des genannten Dorfes die Bahnen der Wenigen, die uns oben

in jenen stillen Hochthälern begegnet, dann gehen wir auseinander, wol auf Nimmerwiedersehen. Ein eleganter Zweispänner nimmt uns auf — wir nähern uns eben Meran, dem beliebten Sammelplatz der vornehmen Welt aller Länder und Völker. Doch nur im Fluge streifen wir's heute und erneuern alte liebe Bekanntschaften. Alles ist uns hier vertraut, jeder Berg, jeder Weg und Steg, jede Wendung des Flusses, jedes Schloß, jedes Dorf bis Bozen hin blickt uns mit wohlbekannten Augen an. Und dort grüßt auch, vom Glanz der untergehenden Sonne umflossen, die so oftmals von meinen Träumen wiedergespiegelte Fabelgestalt des Rosengartens. Feuriger denn jemals flammt sie auf und zeigt mir noch einmal in nächtiger Stunde ihr mondbeschienenes Antlitz — dann haben sie Nebel und Wolken verhüllt, ich sehe sie nicht wieder.

An einem grauen gewitterschwülen Morgen fuhren wir der Heimath zu; aber ob unserem Gemüthe lag der volle ungebrochene Wiederschein des genossenen Glücks, und so durften wir in Wahrheit mit dem Dichter sprechen:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder
Leuchtet's lange noch zurück!“

— **Die Verhandlungen des XVII. Congresses für innere Mission**, welcher im October vorigen Jahres in Dresden abgehalten worden ist, sind vor einigen Wochen in R. v. Zahn's Verlage erschienen. Es ist s. Z. über die Verhandlungen ausführlich in diesem Blatte berichtet worden. Es genügt daher, auf das durch verschiedene Umstände verzögerte Erscheinen der interessanten Schrift hinzuweisen, die in einem verhältnißmäßig nicht bedeutenden Umfang einen reichen Inhalt an sehr werthvollen und gediegenen Aussprachen über die wichtigsten und zeitgemäßesten Themata bietet. Die Referate der beiden Hauptverhandlungen am 6. und 7. October sind vollständig im Wortlaut abgedruckt. Beide Versammlungen haben sich mit Gegenständen beschäftigt, welche tief in die brennende Zeitfrage, in die sociale Frage, eingreifen unter Hervorhebung von Gesichtspunkten, die in der öffentlichen Besprechung dieser Frage nur zu sehr übersehen werden und die doch im Vordergrunde derselben stehen. Es ist der sittliche Factor, der Factor der Gesinnung, um den sichs in erster Linie handelt, ohne den alle noch so dankenswerthen organisatorischen Bestrebungen des inneren Haltes entbehren und erlahmen, und darum ist es die richtig erkannte Aufgabe solcher Versammlungen, wie des Congresses für innere Mission, ein allgemeines Bewußtsein von den sittlichen Aufgaben und Verpflichtungen, mit denen die Lösung der socialen Aufgabe verknüpft ist, so viel möglich zu wecken und zu beleben. Das Thema des ersten Verhandlungstages hebt diese Seite in seiner Fassung klar und entschieden hervor: „**die Mitverantwortlichkeit der Gebildeten und Besitzenden für das Wohl der arbeitenden Classen.**“ Der Hauptreferent, Oberkirchenrath Dr. **Mühlhäußer** aus dem Badenschen hat diese Seite auch mit großem Nachdruck und mit der Kraft einer tief im Evangelium gewurzelten, auf die letzten sittlichen Gründe energisch zurückgehenden Ueberzeugung betont. Der gesunde christliche Socialismus findet in diesem Vortrag eine ebenso principiell klare, als geschichtlich reiche, dazu freie und weitherzige Beleuchtung. Einen andern Charakter trägt das Correferat des Geh. Reg.-R. Dr. **Meitzen**, der vom speciell fachmännischen Standpunkte aus ein Gutachten über die Frage abgiebt. Es sind wesentlich andere religiöse Principien, von denen er ausgeht, als diejenigen des Hauptreferenten und diejenigen der großen Mehrheit der Versammlung, vor der er redet, die auch ihren Widerspruch dagegen lebhaft zu erkennen gegeben. Gewiß hat der Ref. vollkommen Recht, an die religiöse Ueberzeugung die Forderung strengster persönlicher Wahrhaftigkeit zu stellen. Aber diese ist von jeder Ueberzeugung zu fordern, und die religiöse Ueberzeugung ist nicht eine lediglich subjective Sache, sie hat auch einen objectiven Maßstab, und nur eine im Evangelium gegründete Ueberzeugung, die sich nicht erschöpft mit den Ideen: „Gott, Tugend und Unsterblichkeit“, hat eine tiefe sittliche Kraft. Immerhin ist zu constatiren, daß der Verfasser mit Nachdruck die Pflicht der Gebildeten und Besitzenden, fördernd und hebend auf die arbeitenden Classen einzuwirken, hervorhebt und das religiöse Element als einen wesentlichen Factor der Volkswirthschaft anerkennt. — In trefflicher Weise ergänzen sich die beiden Referate am zweiten Verhandlungstage über das Thema: „**das deutsche Volk und der Sonntag.**“ Während Oberconsistorialrath Dr. **Kögel** in schwungvoll gehobener Beredtsamkeit mit edlem Geschmack alle Stimmen der deutschen Kunst und Poesie für den Sonntag und seine Weihe sammelt, um mit großem Ernste daneben das tiefe Schattenbild der Entweihung und Schändung des Sonntags zu stellen, wie es die Wirklichkeit bietet, und mit mächtigem Appell an die Gewissen in allen Kreisen zur Wiedererweckung einer edlen, frischen, frommen Sonntagsfeier aufruft, so behandelt der Correferent Fabrikant **Niethammer** aus Kriebstein die Frage hauptsächlich vom praktischen Standpunkte, vom Standpunkte eines allgemein sittlichen und volkswirthschaftlichen Bedürfnisses; und die Wärme und Entschiedenheit, mit der er dies thut, die Energie, mit der er, ein hervorragender Industrieller, gerade von diesem Standpunkte aus sich gegen die Störung des Sonntags durch das Geschäfts- und Verkehrsleben und für die Pflicht der Handels- und Gewerbtreibenden wie der Handwerker ausspricht, ihren Untergebenen den Sonntag zu wahren, ist außerordentlich wohlthuend. Es ist dieses Zeugniß, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen müssen, darum auch ebenso wie das Hauptreferat mit dem lebhaftesten Danke von der Versammlung aufgenommen worden. Bei der Kürze der Zeit haben über beide Themata, das des 6. und des 7. October nicht so ausführliche Debatten gehalten werden können, als man wol gewünscht hätte; immerhin sind in denselben viel treffliche Worte geredet worden, die in genauem Referat in den vorliegenden „Verhandlungen“ wiedergegeben sind. Außerdem wird ein genaues Resumé über die **Specialconferenzen** gegeben, von denen die eine über „die christliche Kunst“ (Referent Past. Lic. **Meurer** in Callenberg), die zweite über die „Magdalenensache“ (Referenten Hof- und Domprediger **Baur** aus Berlin und Pastor **Bastian** aus Bernburg), die dritte über die „christliche Presse“ sich verbreiten. Auf Wunsch der Versammlung ist der sehr beachtenswerthe, bedeutungsvolle Vortrag des Pastor **Krummacher** aus Brandenburg über den letzteren Gegenstand vollständig abgedruckt worden. Die tief ergreifenden Vorträge der beiden soeben genannten Referenten über die Magdalenensache sind in einem besonderen, ebenfalls in R. v. Zahn's Verlag erschienenen Hefte abgedruckt. Es ist eine zündende Sprache edlen christlichen Eifers, in welcher diese Ansprachen auf einen tief wunden Fleck unseres Volkslebens und auf eine lange versäumte Pflicht hinweisen, die namentlich Pastor Bastian, Vorstand des Magdalenenasyls in Bernburg, sich zur Lebensaufgabe gemacht hat. Möchten die Ansprachen, die auf eine sehr zahlreich besuchte Conferenz einen mächtigen Eindruck gemacht, auch im Druck Vielen ein Segen und ein Weckruf zur Mitarbeit an diesem schwersten Dienst der rettenden Liebe werden!

— **Drei Predigten**, gehalten beim XVII. Congreß für innere Mission von Oberhofprediger Dr. th. **Kohlschütter** in Dresden, Prälat von **Müller** in Stuttgart, Hauptpastor **Kreusler** in Hamburg. Dresden, R. v. Zahn. Gleichzeitig mit den gedachten, auf den Congreß bezüglichen Schriftstücken sind die Predigten erschienen, mit welchen derselbe begonnen

und geschlossen worden ist und mit denen uns die ehrwürdigen Verfasser derselben, gesegnete Zeugen des Evangeliums an hervorragenden Stellen reiche, tiefgeschöpfte Gaben darbieten, die in mannigfaltiger Sprache, sich trefflich ergänzend, die Eine christliche Wahrheit als das Heil der Seelen und als die höchste geistige und sittliche Macht der Völker verkünden im Sinne des Wortes: „mancherlei Gaben, aber Ein Geist." Während die erste Predigt in sinniger Anwendung des Textes mit großer Kraft und Eindringlichkeit aus Gottes Wort Rechenschaft giebt vom Werke der innern Mission und für die Arbeit der Liebe Christi an der großen Noth unsers Volkes mit warmen Worten wirbt, weist die zweite Predigt ebenso einfach in der Form, als biblisch tief in den Gedanken auf den Herrn der innern Mission und deutet das für dieses Werk classische Prophetenwort, das seine Grundlinien zieht; die dritte Predigt aber ruft von aller vielgeschäftigen Werkthätigkeit zur ernsten, inneren Sammlung auf dem Grunde des Glaubens mit seinem unbewegten Angelpunkt und zeigt den rechten Charakter christlicher innerer Missionsarbeit in Verbindung mit der ganzen Arbeit des Christenlebens, dessen Geheimniß die Ruhe ist in der Bewegung und die Bewegung in der Ruhe. Möchten diese Predigten vielen Lesern die Erbauung gewähren, die sie in reichem Maße den Hörern bereitet haben!

—ψ—. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche. Von Oscar Peschel. Zweite um eine Abhandlung vermehrte Auflage. Mit einem alphabetischen Register. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1876. (S. VIII, 215. gr. 8. und zwei Ergänzungstafeln mit 43 Figuren.) — Es dürfte wol wenig Werke geben, die gleich epochemachend für die Entwickelungsgeschichte und Morphologie unserer Erdoberfläche sind, wie Peschel's neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. Kein Wunder deshalb, daß das Werk bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage vergriffen war, und wenn wir es so lange missen mußten, so lag der Grund darin, daß der Verfasser meinte, sich noch immer nicht genug gethan zu haben und dasselbe einer durchgehenden Neubearbeitung für nothwendig hielt. Leider sollte er dieselbe nicht verwirklichen können, so daß wir das Werk nun wieder in seiner ursprünglichen Gestalt, nur vermehrt um eine Abhandlung: „Die Entwickelungsgeschichte der stehenden Wasser auf der Erde" erhalten haben. Kenntniß- und gedankenreicher ist wol kaum jemals die Erdkunde behandelt worden, als in diesem werthvollen Buche, das nach jeder Seite hin neue Gesichtspunkte, neue Anschauungen und neue Einblicke in die vielgestaltige Entwickelungsgeschichte unserer Erdoberfläche gewährt, einem Werke, das würdig ist des hohen Gönners und Förderers wissenschaftlicher Unternehmungen, Seiner Majestät des Königs Ludwig's II. von Bayern, dem Peschel dasselbe in dankbarer Erinnerung dessen gewidmet, was dieser wirklich deutsche Monarch für die deutsche Wissenschaft gethan hat, indem er der Schöpfung seines unvergeßlichen Vaters, der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, auch seine Unterstützung in der hochherzigsten Weise zu Theil werden ließ. Was das Werk bei der tiefen und eminenten Gelehrsamkeit, die in demselben niedergelegt ist, besonders anziehend macht, ist die klare und einfache Darstellungsweise, die selbst die schwierigsten Probleme leicht verständlich erscheinen läßt. Die Methode der vergleichenden Forschung ist es, die Peschel, wie in seiner Völkerkunde, so auch hier mit großem Erfolg angewendet hat, und die dem Werke seinen besonderen Werth verleiht. Karl Ritter — sagt Peschel — so seltsam es klingen mag, hat nie eine Aufgabe der vergleichenden Erdkunde gelöst. Nur aus einer verzeihlichen Schwäche hatte der große Mann einen Kunstausdruck für Untersuchungen gewählt, die, wenn man von hoch und niedrig bei solchen Dingen sprechen darf, nach weit erhabeneren Zielen strebten. Zur Zeit, wo er in Frankfurt als Lehrer und Erzieher thätig war, hatten Cuvier durch seine vergleichende Anatomie, Don Lorenzo Hervás, Adelung, die Stifter der asiatischen Gesellschaft in London, Friedrich Schlegel, Wilhelm Humboldt und vor allen Franz Bopp durch ihre sprachwissenschaftlichen Vergleiche ganz neue Forschungswege betreten. Mag es auch etwas ungerechtfertigt klingen, Ritter die strenge Methode der vergleichenden Forschung abzusprechen, so ist es doch in dem Sinne, wie es Peschel thut, der sich strict an das Gebiet der Homologie hält, richtig, zumal dadurch die Verdienste und Bedeutung Ritter's, dem es vorzugsweise auf die Wechselwirkung und die dadurch bedingten Verhältnisse von Natur und Geschichte ankam, durchaus nicht verringert werden, sondern ihnen nur ihre richtige Stellung angewiesen wird. Nicht im trockenen Schulmeisterton werden wir pedantisch von Stufe zu Stufe geführt, sondern frei seiner Neigung und seinem Geschmacke folgend, der aber ein durchaus geläuterter ist und dadurch immer das Richtige trifft, geleitet uns der Verfasser über Länder und Meere, überall ein kundiger, scharfsinniger und geistvoller Führer. Der Inhalt des Werkes ist ein so reicher, so wenig in Kürze zusammenfaßbarer, daß wir uns leider versagen müssen, auf denselben näher einzugehen. In vierzehn Abschnitten werden behandelt, zunächst, gleichsam als Einleitung, um den Standpunkt und die Principien des Verfassers zu charakterisiren, das Wesen und die Aufgabe der vergleichenden Erdkunde, dann die Fjordbildungen, der Ursprung der Inseln und die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln, ferner geographische Homologien, die Abhängigkeit des Flächeninhalts der Festlande von der mittleren Tiefe der Weltmeere, das Aufsteigen der Gebirge an den Festlandsrändern, das Aufsteigen und Sinken der Küsten, die Verschiebung der Welttheile seit den tertiären Zeiten, die Deltabildung der Ströme, der Bau der Ströme in ihrem mittelbaren Laufe, die Thalbildungen, die Entwickelungsgeschichte der stehenden Wasser auf der Erde, und Wüsten, Steppen und Wälder. Wir können uns wol mit dieser Inhaltsangabe genügen lassen, auf das Erscheinen einer neuen lange ersehnten Auflage dieses vorzüglichen Werkes hingewiesen zu haben, die gewiß ebenso mit Freuden begrüßt werden wird, als die erste Sammlung dieser classischen Essays.

— Eine neue berichtigte und vermehrte Ausgabe von Seume's Werken. Prosaische und poetische Werke von J. G. Seume. 10 Theile. Berlin. Gustav Hempel.

Seit dem Tode Seume's sind eine Reihe von Ausgaben seiner sämmtlichen Werke erschienen; vier verschiedene Bearbeiter haben dieselben unter Händen gehabt, und dennoch — wer sollte es glauben, — ist die obige die erste wirklich vollständige und correcte Ausgabe, welche dem deutschen Publicum geboten wird.

Die kurzen literarisch-bibliographischen Notizen, welche der Herausgeber den einzelnen Stücken beigefügt hat, sind für uns eine wirkliche demonstratio ad oculos gewesen, wie leicht es möglich ist, daß der Text unserer Nationalschriftsteller allmälig mehr und mehr verstümmelt werden kann und wie wichtig eine kritische Behandlung desselben ist.

Alle die betreffenden Thatsachen aufzuzählen, würde hier zu weit führen, so belehrend und interessant sie auch alle sind; wir greifen daher nur einzelnes Charakteristische heraus.

Unter Allem hat uns persönlich am meisten das Geschick der „Belagerung von Platäa" interessirt, da es ein lehrreiches Beispiel ist, wie vorsichtig die Originalmanuscripte zu benutzen und weil schon mancher Herausgeber sich durch dieselben verleiten ließ, den Text seines Autors zu verschlechtern, wo er ihn zu verbessern gedachte.

Die „Belagerung von Platäa" erschien zuerst im Jahre 1798 im zweiten Theil von Seume's Obolen. Offenbar hat der Herausgeber von Seume's literarischem Nachlaß (1811) hiervon nichts gewußt, denn auch in diesen Nachlaß ist die Belagerung von Platäa aufgenommen! Hören

wir nun, was uns der Bearbeiter der vorliegenden neuen Ausgabe hierüber weiter mittheilt:

„Wenn es an sich schon auffällig ist, eine von dem Autor selbst zwölf Jahre vor seinem Tode veröffentlichte Arbeit in dessen Nachgelassene Schriften aufgenommen zu sehen, so überrascht es noch mehr, in diesem letzteren Abdrucke von 1811 vielen stilistischen Mängeln und Incorrectheiten des Ausdrucks zu begegnen, welche sich in Seume's eigner älterer Publication von 1798 nicht vorfinden. Ueber die von beiden zu wählende Lesart konnte zwar kein Zweifel obwalten, denn der durch Seume's Namen legitimirte Text erweist sich auf den ersten Blick als der bessere; gleichwol haben wir auch noch der Ursache dieses eigenthümlichen Umstandes nachgeforscht, und nachdem es uns geglückt ist, Seume's Original-Manuscript noch zu ermitteln, hat sich als Resultat ergeben, daß der Abdruck von 1811 nach diesem flüchtig geschriebenen ersten Manuscript erfolgt ist und daß Seume beim Abdruck desselben in den Obolen (1798) — sehr wahrscheinlich erst bei der Correctur des Drucksatzes — an seinem ursprünglichen Text verschiedentlich gefeilt und geändert hat.

„Daß Seume sein Manuscript so sorgsam auch nach dem Druck noch aufbewahrte, wurde auf diese Weise Veranlassung, daß ein Theil der Leser seiner Werke nicht den von ihm festgestellten definitiven Text, sondern gewissermaßen dessen Concept erhielt, da die neueren Ausgaben von Seume's Werken sämmtlich den falschen Text von 1811 abgedruckt haben."

Originell ist hierbei noch der Umstand, daß die älteren Ausgaben von 1823 und 1826 den richtigen Text haben und erst die späteren Bearbeiter à la Ballhorn änderten.

Welche Warnung für Schriftsteller vor Aufbewahrung ihrer Concepte! Ein jeder riskirt dabei, daß seine Schriften vielleicht später einmal durch einen weisen Editor nach den Concepten „verbessert" werden.

Nicht minder eigenthümlich ist die Geschichte von Seume's Apokryphen, welche ebenfalls erst nach dessen Tode im Nachlaß veröffentlicht worden sind:

„Aus persönlichen und politischen Rücksichten hat der Herausgeber damals Vieles weggelassen, sowie in dem von ihm Mitgetheilten hier und da geändert, eine große Anzahl von Eigennamen blos durch Punkte bezeichnet u. dgl. m. Obgleich diese Rücksichten längst weggefallen sind, so hat doch keiner der späteren Herausgeber jene eigenmächtigen Aenderungen beseitigt, so daß beispielsweise Namen wie Bonaparte, die Franzosen, Paris, Austerlitz, Roßbach, Palm (der Nürnberger Buchhändler, welcher auf Napoleon's Befehl erschossen wurde), Württemberg, Preußen u. s. w. auch noch in den neuesten Auflagen nur durch Punkte bezeichnet sind.

„Aber es blieben nicht nur die Verstümmelungen des Seume'schen Textes bis heute unverändert, sondern derselbe ist auch noch allmälig immer mehr durch die gröbsten Druckfehler entstellt worden, welche den Sinn theils durchaus unverständlich gemacht, theils sogar in das directe Gegentheil verkehrt haben, wie z. B. in den zwei neuesten Ausgaben von 1853 und 1863 an drei verschiedenen Stellen (S. 128, Z. 22, S. 159, Z. 10, S. 226, Z. 3) „Vernunft" statt „Unvernunft", an einer andern (S. 145, Z. 2) „vernünftig" statt „unvernünftig", an einer dritten (S. 149, Z. 2 v. u.) „Natur" statt „Vernunft" zu lesen ist."

Man schließe aus diesem einen Beispiel der fünfmaligen Verkehrung eines einzigen Wortes auf die Menge und Beschaffenheit der Fehler der erwähnten Ausgaben.

In der vorliegenden neuen erhalten wir die Apokryphen zum ersten Male vollständig und correct nach Seume's eigner in Leipzig noch vorhandener Handschrift derselben.

Von den Gedichten Seume's besitzen wir drei von ihm selbst veranstaltete Ausgaben von 1801, 1804 und 1810. Der größere Theil der in denselben enthaltenen Gedichte war vorher schon in Journalen, sowie in den Obolen, den Vorgängen in Polen u. s. w. veröffentlicht, wie es überhaupt Seume's Gewohnheit war, seinen Schriften ein oder mehrere Gedichte als Anhang beizugeben. Von diesen in Seume's eignen Ausgaben enthaltenen Gedichten finden wir in der Ausgabe der Werke von 1823 das Gedicht Der Zweifel noch ein zweites Mal unter dem Titel Skeptizism; die Ausgabe von 1826 bringt nicht weniger als 29 derselben Gedichte doppelt und zwar einmal unter den Gedichten, das andere Mal in den Obolen, den Vorfällen in Polen 2c. In dem Vorwort der Ausgabe von 1835 wird zwar dieser doppelte Abdruck gerügt, was aber nicht hindert, daß diese Ausgabe wiederum drei Gedichte von zusammen über dreihundert Versen zweimal hinter einander in einem und demselben Abschnitt abdruckt — ein Fehler, der auch von den folgenden vier Ausgaben nicht wieder verbessert worden ist!

Diese wenigen Beispiele werden hinreichend sein, zu zeigen, welch ungenügende Sorgfalt den bisherigen Ausgaben von Seume's Werken zu Theil geworden ist und wie sehr dieselben einer Berichtigung, einer Wiederherstellung des correcten Textes bedürftig waren.

Die neue Hempel'sche Ausgabe hat nicht nur diesem Bedürfniß genügt, sondern erfreut uns auch durch manche werthvolle und interessante Bereicherung von Schriften, Aufsätzen und Gedichten Seume's, die noch in keiner der bisherigen Ausgaben zu finden und in größeren Kreisen gänzlich unbekannt geblieben sind. Das Interessanteste hiervon ist die 1793 in Warschau erschienene „Prüfung und Bestimmung junger Leute zum Militär", die erste eigene Schrift, mit welcher Seume öffentlich auftrat. Dieselbe ging bei den Blutscenen in Warschau so gut als verloren und diesem Umstande ist es vielleicht auch zuzuschreiben, daß Seume das derselben beigegebene Gedicht „Ueber Glückseligkeit und Ehre" nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm.

Andere ebenfalls interessante Bereicherungen der neuen Ausgabe sind: Seume's Doctordissertation (eine Vergleichung der Kriegswaffen der Alten mit den unserigen) und die „Ausflucht nach Weimar", Seume's letzte öffentlich bekannt gewordene Arbeit, sowie verschiedene Gedichte und kürzere Aufsätze.

— Die Februarnummer der „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik", welche von Oscar Blumenthal im Verlage von Julius Günther in Leipzig herausgegeben werden, vereinigt wieder eine glückliche Auswahl interessanten Lesestoffes. „Die Kinder der Vornehmen", eine Novelle von Ferdinand Kürnberger, wird durch ihren freimüthigen und kernigen Humor ihre Wirkung nicht verfehlen. Johannes Scherr hat einen literarischen Dialog über Karl Gutzkow beigesteuert, Julius Duboc eine psychologische Studie: „Bürger's Charakter in seinem Liebesleben". In Gottlieb Ritter's Pariser Theaterbriefen, welche fortgesetzt werden, sind einige hochinteressante Probescenen aus Em. Augier's „Madame Caverlet" eingeflochten. Weiter enthält das Heft einen Nachruf zur Scheffelfeier von Alfred Klar, Gedichte von Em. Geibel, Hans Herrig, Epigramme vom Herausgeber; den Schluß des in den verschiedensten Richtungen ansprechenden und interessanten Heftes bilden Kritiken und witzige Miscellen. Indem wir die Monatshefte der Beachtung gebildeter Leser empfehlen, nehmen wir Gelegenheit, zu erwähnen, daß von dem unter dem Titel „Vom Hundertsten in's Tausendste" aus Oscar Blumenthal's witziger und pikanter Feder erschienenen kleinen Skizzenbuche bereits die zweite Auflage (Verlag von Jul. Günther) ausgegeben worden ist.

Neues Theater. Während die von Laube als eine brillante Bumbum-Schauspielerin charakterisirte Clara Ziegler im Königl. Schauspielhaus zu Berlin gastirt, haben wir das Glück, die von allen Gewalteffecten frei gebliebene Hauptrepräsentantin des genannten Schauspielhauses, Frau Louise Erhartt, auf unserer Bühne zu begrüßen. Die Erscheinung dieser Künstlerin übt mitten in unserer Zeit des eitlen, sich vordrängenden Virtuosenthums einen ganz ungewohnten Reiz aus, wir gewinnen wieder den Glauben an die Macht einer stillen Größe, an jene wahre Schauspielkunst, welche durch die erhabene Einfachheit einer plastischen Menschenmalerei zu entzücken weiß. Die von der echten Einfachheit unzertrennliche Plastik bildet den Hauptzug der Frau Erhartt, wie ihre Schiller'sche „Maria Stuart" am Abend des 4. April unzweifelhaft erkennen ließ. In seinem Briefwechsel mit Goethe bemerkt Schiller, „daß Maria eine allgemeine tiefe Rührung erregen soll", und so haben sich die meisten Darstellerinnen daran gewöhnt, den Charakter der unglücklichen Schottenkönigin vorzugsweise von dem Gesichtspunkte einer ideal sentimentalen Märtyrin zu betrachten. Eine Künstlerin, wie Frau Erhartt, erhob sich natürlich hoch über eine so allgemeine Auffassung, sie entstellte den Charakter der königlichen Sünderin mit ihren verführerischen Reizen nicht durch den weichen Grundton einer Magdalene, sondern gab die Maria in dem allein richtigen Stil einer zwar leidenden und gebeugten, aber in ihrer Gebeugtheit das leidenschaftliche Naturell nicht verleugnenden Heroine. Ihr ganzes Wesen war umflossen von Hoheit, welche den Freunden gegenüber den Anflug des Anmuthvollen, den Gegnern gegenüber aber einen strengeren und selbstbewußten Charakter hatte. Auch ohne Worte wußte die Darstellerin ihr innerstes Empfinden ergreifend zu offenbaren, ja, in dieser Kunst, welche das Wesen des Plastischen ausmacht, zeigte Frau Erhartt eine unüberbietbare Meisterschaft. Es mag sein, daß einzelne Züge ihrer beseelten Mimik von zu großer Lebendigkeit waren, wie bei Mortimer's Schilderung von dem Kirchenfest in Rom, aber hier, wo lockende Erinnerungen auf sie einstürmen und ihr den Ausruf abnöthigen: „O schonet mein! Nicht weiter! Höret auf, den frischen Lebensteppich vor mir auszubreiten" — hier ist es allerdings unendlich schwer, die Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig in der Wiedergabe ihrer Seelenstimmung zu bezeichnen. Auch ist die Geberdensprache der Frau Erhartt immer voller Innerlichkeit, und der stellenweise zu weit gehende Ausdruck des Innerlichen kann wenigstens nie äußerlich berühren. Wir erkennen darin höchstens das Ringen nach einer gewissen Form des Unaussprechlichen, wo wir uns dies Erkennen erspart sehen möchten. Angesichts der großartigen Leistung von Frau Erhartt scheue ich mich fast, ein so leises Bedenken zu äußern. Ihre außerordentliche Gabe, die verborgensten Herzensregungen mit Hilfe der Geberde an den Tag zu legen, entfaltete die Künstlerin naturgemäß am siegreichsten auf dem Höhepunkt der Tragödie, nämlich bei dem Zusammentreffen der beiden Königinnen. Der Seelenkampf zwischen demuthvoller Ergebung und der tief beleidigten königlichen Würde ist wol nie auf der deutschen Bühne imposanter dargestellt worden. Bei den letzten Worten der Maria an Elisabeth: „Regierte Recht, so läget ihr vor mir im Staube jetzt, denn ich bin euer König" stand die Künstlerin hochaufgerichtet in flammender Verklärung da, das unvergleichliche Bild eines majestätischen Triumphes. Den treffenden Gegensatz dazu bildeten die Scenen des letzten Actes, in welchen die Darstellerin die innere Ergebung der Maria noch wahrhaft königlich versinnlichte. Ohne irgendwie sentimental zu erscheinen, leuchtete ein herzbewegender Friede aus ihrem ganzen Wesen. So sollte auch die Beichtscene, gegen welche sich schon Goethe's Gefühl sträubte, einen dichterisch mehr versöhnenden Eindruck gewinnen.

Es ist hier wol am Platze, einmal der alten Unsitte des Hervorrufs auf offener Scene zu gedenken. Die ganze Illusion, welche Frau Erhartt durch ihr Spiel im ersten Acte angeregt hatte, schwand wie mit einem Schlage, als die Künstlerin dem beifallklatschenden Publicum Gehör schenkend wieder vor die Lampen trat, um vermittelst der üblichen Verbeugung für die Anerkennung zu danken. Narziß würde sagen: „Da kommt der unglückliche Pagode und die Illusion ist weg." Und wie kann eine große Künstlerin, welche uns eben hingerissen, im nächsten Augenblick dem Zuschauer durch einen Knix zu verstehen geben, es sei doch Alles nur Komödienspiel gewesen? Nach dem Fallen des Vorhangs mag eine Künstlerin oder ein Künstler, so oft sie nur gerufen werden, immerzu herauskommen, aber auf offener Scene dürfen sie uns keine unzeitige Empfangsbescheinigung über den erhaltenen Beifall ausstellen. Der künftige Director unserer Bühne, welcher durch That und Wort bewiesen, daß er eine geschmackveredelnde Richtung verfolgt, ist bekanntlich Willens, den höchst schauderhaften Zwischenvorhang in den Theaterschlund hinabzustoßen; möge Dr. Förster gleichzeitig den nicht minder störenden Hervorruf auf offener Scene wenigstens den Schauspielmitgliedern verbieten, denn in der Oper kann man es nach Belieben halten.

Die einst gefeierte „Valentine" von Gustav Freytag, welche Frau Erhartt zu ihrer zweiten Gastrolle gewählt hatte, gehört zu den ganz forcirten, dem natürlich empfindenden Zuschauer ein geistreiches Kopfweh bereitenden Stücken, so unverkennbar auch das große Talent des Dichters noch aus seinen Verirrungen hervorblitzen möge. Ich habe mehrere bedeutende Künstlerinnen als Valentine gesehen, aber keine vermochte dieser aristokratisch blasirten Salonheldin mit ihrer erzwungenen Erhabenheit ein lebendiges Interesse abzugewinnen. Auch Frau Erhartt konnte hier nichts Besonderes leisten, denn gemachten Phantasieblumen den Duft natürlicher Blumen einzuhauchen, ist eben ein Kunststück, das nie recht gelingen wird. Indeß bin ich doch der Meinung, die Künstlerin hätte gut gethan, einen leichteren Unterhaltungston anzuschlagen; namentlich in den ersten beiden Acten hatte ihre Redeweise etwas zu Schweres, Getragenes. Es schien, als sei Frau Erhartt nicht die freie Herrin ihres Organs gewesen, worunter das Ganze leiden mußte; bei alledem nahm sie uns gefangen durch ungewöhnlich feine Spielwendungen, sowie durch die Grazie ihrer Bewegungen.

Dr. Wilh. Buchholz.

*** Chemnitz,** 5. April. Der Verein für Chemnitzer Geschichte, über dessen erste Publication jüngst in Nr. 20 d. W. B. berichtet worden ist, hat sich im vergangenen Wintersemester ungestörten Gedeihens zu erfreuen gehabt und hat während dieser Zeit 7 Versammlungen abgehalten. Am 19. October 1875 sprach Dr. Sammler über die Gründung der Stadt Chemnitz nach Sage und Geschichte, am 16. November Professor Zöllner über das Chemnitzer Zunftwesen vor drei Jahrhunderten, am 14. December Professor Gottschaldt über die Steinmetzbruderschaften im Mittelalter, am 25. Januar 1876 Dr. Sterzel über die fossile Flora von Chemnitz (2. Theil), am 15. Februar Dr. Sammler über den Chemnitzer Aufruhr v. J. 1524, am 14. März und 4. April Dr. Scholtze über die Einnahme von Chemnitz durch Kurfürst Johann Georg I. i. J. 1644. Sämmtliche Vorträge stützten sich auf archivalische Forschungen, zu welchen das Hauptstaatsarchiv, das Raths- und das Vereinsarchiv das Material darboten. Die Sammlungen, insbesondere die Bibliothek, sind bedeutend gewachsen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung: für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 30. Donnerstag, den 13. April. 1876.

Der deutsche Buchdruck und Buchhandel bei der fünften Säcularfeier Giovanni Boccaccio's.

Ein angehender italienischer Bibliograph hat an der bewährten Führerhand eines Meisters in diesem Fache eine Jubelschrift veröffentlicht, in welcher des deutschen Buchdrucks und des deutschen Verlagsbuchhandels so oft Erwähnung geschieht und deutsche Bibliographen, wie Panzer, Graesse, Hain u. A., so oft angezogen werden, daß es wol verlohnt, den Antheil der Deutschen nach Anleitung dieser Schrift besonders herauszuheben. Es handelt sich um die nur in hundert Exemplaren, wie es heißt, für den Buchhandel gedruckte erste „Bibliografia Boccaccesca" (Bologna, Gaetano Romagnoli 1875). Der zweite Titel oder eigentliche Titel der Arbeit ist: „Serie delle edizioni delle opere di Giovanni Boccacci latine, volgari, tradotte e trasformate."

Das Buch — ein Octavband von 162 Seiten — eröffnet mit einer Widmung zur Feier des Todestags des „Führers und Meisters italienischer Prosa", „des vortrefflichen Dichters" und mit einer Vorrede in Gestalt eines Briefes an Herrn Lorenzo Barnini, Vorstand der Volksbibliothek „Giovan Boccacci" in Certaldo. Der Brief datirt von Bologna 21. Dec. 1875 und hat den obenerwähnten Bibliographen Francesco Zambrini, einen Ehrenbürger von Certaldo, zum Verfasser. Die Arbeit selbst ist unter Leitung des Letztgenannten durch Alberto Bacchi della Lega mit folgender Eintheilung ausgeführt worden.

Zuerst werden Boccaccio's lateinische Werke nebst ihren Uebersetzungen aufgeführt. Gleich die Editio princeps des ersten derselben ist aus deutscher Presse und zwar aus der Arn. Therhoernen's in Köln, hervorgegangen! — Es ist dies die „Genealogia Deorum Gentilium". Es werden davon die Original-Ausgaben aufgezählt, sodann die italienischen Ausgaben derselben, endlich die französischen Uebertragungen. Nun folgt die Schrift „De Montibus, Silvis, Fontibus etc." mit ihren Vulgair-Ausgaben. Das dritte Werk ist die Schrift „De casibus virorum illustrium". Neben den italienischen und vor den spanischen Editionen ist auch eine deutsche Bearbeitung angeführt: „Fornemste Historien und Exempel von wunderwertigem Glück . . . zum ersten mal von Heinr. Ziegler fleyßig verteutscht. Augsburg, Steiner 1545 (mit 119 Holzschnitten ꝛc.)."

In vierter Linie erscheint das Buch von berühmten Frauen. Die erste Originalausgabe datirt von 1473 und ist in Ulm gedruckt. Johann Czeiner von Reutlingen nennt sich als Drucker. [Folio, 80 Holzschnitte, darunter einer zu Fol. 107, der die Niederkunft der „Päpstin Johanna" während einer Procession darstellt (Graesse).] Vom lateinischen Text erschienen noch eine Augsburger (1541) und eine Frankfurter (1566) Ausgabe.

Außer italienischen, französischen, englischen und spanischen Ausgaben der Schrift „De claris mulieribus" begegnen uns vier deutsche Bearbeitungen derselben aus den Jahren 1473 (Ulm), 1479 (Augsburg) und 1488 (Straßburg). Die Erste ist betitelt: „Hie nach volget der kurcz sin von etlichen frowen von denen Joannes Boccacius in latin geschriben hat u. doctor Hainricus stainhowel vñ wil getutschet" (Folio mit 80 Bildertafeln; nach Hain wol von Zainer in Ulm gedruckt). Aus demselben Jahre und derselben Officin stammt erweislich die zweite deutsche Ausgabe. Am Schlusse derselben steht zu lesen: „Geendet seliglich zu Vlm von Jaun Zainer von Reutlingen."

Die dritte Ausgabe der Stainhowel'schen Uebersetzung ist „Der durchleuchtigisten furstin und frauen fraw Elienorij herzogin ze osterreich ꝛc. seiner genadigisten frawen . . ." gewidmet. Anthoni Gorge in Augsburg wird als der Drucker angeführt. (Folio.)

Die Straßburger Folio-Ausgabe derselben Uebersetzung mit dergleichen Widmung nennt „Johann pruß" als Drucker. (Gothisch sind die Lettern, wie bei der vorigen Ausgabe.)

Deutsche Ausgaben von der Schrift: „De' casi degli uomini e delle donne illustri", von einem mitgetheilten eigenhändigen Manuscript, von dem lateinischen Briefe an M. Zanobi da Strata, von andern Briefen und Eglogen (1504), von dem Testament (lateinisch und in der Volkssprache) konnten nicht angeführt werden. —

Das Decameron und seine Uebersetzungen nehmen unter den Werken des Dichters natürlich die Hauptstelle ein: die Bibliografia Boccaccesca beschäftigt sich damit auf 67 von den 162 Seiten. — Außer den 198 (!) Ausgaben des Urtextes wird die in Octaven des Brugiantino, werden die französischen, spanischen, englischen und holländischen Versionen aufgezählt, darunter auch die deutschen, 23 an der Zahl. Im Urtext wurden mehrere Ausgaben in Leipzig gedruckt, die erste 1768 bei Hinrichs (Heinrichs?), später eine bei Rauck, 1833 bei Ernst Fleischer, 1865 bei Brockhaus.

Auch Hofrath Joh. Georg Keil's Ausgabe, Gotha, Chemnitz 1805—9, gehört hierher.

Die älteste Version in unserer Sprache ist die um das Jahr 1471 von Zainer oder von Bamler zu Augsburg oder Ulm gedruckte unter dem Titel: „Hie hebt sich an das Puch vñ seinem meister in greckisch genant Decameron daz ist cento nouelle in welsch Vñ hundert histori oder neue fabel in teutsche . . ."

Die nächste Ausgabe nennt Ulm als Druckort, die dritte Augsburg und 1490 als das Jahr (Anton Sorg), die vierte Straßburg (G. Gruninger) und 1509, die fünfte bis siebente denselben Ort 1519, 1535, 1540, die achte Augsburg 1545, die neunte bis dreizehnte Straßburg (Knobloch) 1547, 1551, 1557, 1561 (Messerschmidt), noch einmal 1561 (Sigismund Feyerabend). Die vierzehnte feierte voriges Jahr ihr 300jähriges Jubiläum, es war die erste von den meist purgirten acht Frankfurter Ausgaben, die sich 1575, 1593, 1601, 1624, 1625, 1616, 1642 und 1782 folgten. Die beiden letzten Ausgaben sind die von Soltau (Berlin, Duncker 1803) und Karl Witte (Leipzig, 1843).

Eine besondere Rubrik ist den Uebertragungen und Umarbeitungen einzelner Novellen des Decameron gewidmet. In deutscher Sprache ist eine mit Holzschnitten illustrirte

Ausgabe (vom Jahre 1580, wie man annimmt) der Novelle Tankred oder Gismonda und Guiscardo (1. Novelle des 4. Tages aus dem Decameron). Die Frankfurter Uebersetzung nennt sich: „Ein gar erbärmliche History von dem traurigen und elenden Ende und Todt Guiscardo und Sigismunda des Königs von Salern Tochter."

Die „Bibliografia Boccaccesca" führt vom Decameron allein ungefähr 200 Originalausgaben an, außerdem noch einige neunzig Uebersetzungen, darunter 52 französische, 4 spanische, 23 deutsche, 8 englische, 1 dänische, 4 holländische. —

Von den ausgewählten Novellen werden auch noch anderthalbhundert Ausgaben namhaft gemacht.

Im Ganzen hat man also den Nachweis über 451 Ausgaben der Decameron-Dichtung.

In Leipzig erschien bei K. Franz Köhler 1794 eine Ausgabe von 12 ausgewählten Novellen des Decameron in italienischer Sprache mit kritischen Noten. Dr. phil. G. H. J. J. Stöckhardt ist als Herausgeber genannt, der seine Arbeit Giovanni Teofilo Cobero widmet. „Diese Ausgabe ist sehr selten in Italien", bemerkt die Bibliographia Boccaccesca dazu.

Die kleineren Werke, „Ameto", „Rubbriche alla Commedia di Dante", „Filocolo", „Fiammetta" 2c. werden besonders dargestellt. Von letztgenanntem Werke hatte Sophie Brentano eine deutsche Uebersetzung geliefert, die 1806 in Berlin erschien. Graesse führt an, daß Friedrich Schlegel wahrscheinlich auf Grund dieser Dichtung seine „Lucinde" geschrieben habe.

Die letzte Abtheilung bilden die gewöhnlich Boccaccio zugeschriebenen Werke und deren Uebersetzungen. Es ist auch eine deutsche unter den 74 Ausgaben, und zwar eine illustrirte Uebersetzung des Compendiums der römischen Geschichte. [Von diesem „Compendium Romanae Historiae" erschienen Ausgaben in Cöln (1534 und 1549), Straßburg (1535) und Dortmund (1549).] Die Formschnitte dazu sind von den berühmten Burglmair und Schäufflein (Straßburg, Stainer 1542). —

Am Schlusse ist ein Brief mit literarhistorischen Anmerkungen zu Boccaccio's Werken und über deren Ausgaben abgedruckt, den Professor Vittorio Imbriani auf Wunsch des Herausgebers zur Ergänzung etwaiger Lücken in dieser Bibliographie geschrieben hat. Der gelehrte Herr bemerkt mit lakonischer Kürze zur dritten Novelle des ersten Tages im Decameron, Lessing habe ein berühmtes Drama „Nathan der Weise" daraus gemacht, „das die Deutschen für ein Meisterwerk halten, diese guten Herren!" — Imbriani scheint hierdurch mit mehr nationalem Stolz, als Verständniß jenes classischen deutschen Dramas andeuten zu wollen, das verstehe sich freilich ganz von selbst, wenn die Fabel einem solchen italienischen Meister entlehnt sei. Ebenso citirt er Hans Sachs' zweifache Bearbeitung der fünften Novelle des vierten Tages, sowie einen Fastnachtsschwank von Hans Sachs, der auf der fünften Novelle des siebenten Tages beruht. Im Taschenbuch „Das Veilchen" (Wien 1824) findet er ein einactiges Lustspiel „Weiberlist" von Gffr., das nach der siebenten Novelle desselben Tages gedichtet ist.

Das im Vorstehenden angezeigte bibliographische Weihegeschenk zum fünften Säcularfeste, das zu Certaldo begangen worden ist, macht in bescheidener Weise nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Es verdient aber gewiß eine ehrende Anerkennung als eine fleißige Arbeit, die uns im Ganzen eine vielsprachige Boccaccio-Bibliothek von 910 Werken vorführt.

Mailand, 21. Februar 1876.

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von Oscar Paul.

(Gewandhausconcert.)

Die Entwickelung der polyphonen Musik ist hauptsächlich durch die Arbeitskraft der Niederländer, Italiener, Franzosen und Deutschen gefördert, insbesondere aber von den letztgenannten zu dem Ziele geführt worden, welches alle Nationen als das Höchste und Bedeutungsvollste im gesammten Entfaltungsproceß der musikalischen Bestrebungen und Richtungen bezeichnen müssen. Selbstverständlich hat die innere Kraft des deutschen Geistes den Hauptantheil an dem Gelingen des großen Werkes, welches vielleicht noch berufen sein wird, bei der Befestigung des inneren und internationalen Friedens eine hochwichtige Rolle zu übernehmen. Denn wie es im Laufe der Zeiten den Deutschen gelungen ist, die Tonkunst so emporzuheben, daß sie bei allen Nationen diese große künstlerische Herrschaft erlangte und gewissermaßen als internationale Sprache anerkannt wurde, so wird sie selbst auch, wenn der Staat ihre Macht und ihre Bedeutung richtig erfaßt, wenn er sie in ihrer Allseitigkeit zu socialen Zwecken, zu pädagogischen Einrichtungen, zur Bildung des Volkes, kurz in jeder Beziehung so benutzt, daß sie die feinsten Fasern des nationalen Lebens durchdringt, die Kraft besitzen, den inneren Frieden bewahren zu helfen und Rohheit, Zügellosigkeit, Verachtung der göttlichen Wahrheit gänzlich zu beseitigen. Diese für unsere Zeit so außerordentlich wichtige Frage, welche in Anbetracht der bedenkenerregenden, gegen Gesetz und Ordnung andrängenden Strömungen von dem gesinnungstüchtigen Fachmann in sorgsame Erwägung gezogen werden muß, gedenke ich in einer besonderen Abhandlung „die Tonkunst und der Staat" vor dem Publicum zu erörtern und historisch zu beleuchten. Die Deutschen sind ganz besonders berufen, mit ihren Errungenschaften auf künstlerisch-musikalischem Gebiet das Gemüthsleben der Nationen bis in das Herz zu treffen und dadurch die Werke des Friedens zu gedeihlichem Aufschwung zu bringen, das gegenseitige Vertrauen durch innigere Verbindung der Menschen im harmonisch einträchtlichen Zusammenwirken wieder zu erwecken, den Sinn der Jugend für alles Erhabene und Große, für Ordnung und Harmonie durch sinnvolle Verwendung des musikalischen Elements in Wissenschaft und Praxis empfänglich zu machen. Bevor die Deutschen zu jener technischen Ausbildung in der Tonkunst gelangten, welche jetzt ebenso wie das ideale Aufstreben das künstlerische Wesen aller anderen Nationen weit überstrahlt, hatten Italiener und Franzosen zwar in einseitiger Weise, aber doch nicht ohne Erfolg einzelne Richtungen der Tonkunst mit Eifer verfolgt, so daß alle Gebildeten der damaligen Zeit an diesen künstlerischen Zuständen jener Völker Antheil nahmen. Die Franzosen, besonders beanlagt für die rhetorische Phrase, fanden sehr bald, als ihnen Italien die nöthige Vorarbeit geschenkt hatte, das Gebiet, auf welchem sie ihre Originalität in der Musik verbunden mit dem Geist ihrer Sprache verwerthen konnten. Das musikalische Drama erwählten die Franzosen zum Hauptfelde ihrer Thätigkeit, welche natürlich nicht auf das Praktische allein beschränkt bleiben, sondern auch bestimmte Principien für den musikalisch-dramatischen Ausdruck gewinnen wollte. Einerseits das dramatische Pathos, die volltönende Phrase, andererseits der Humor und die Satyre nahmen die Nation ganz für sich ein, als man durch die Italiener den Reiz einer musikalisch-dramatischen Handlung kennen gelernt hatte. Allerdings hat ein in Italien geborner Musiker das Recht für sich in Anspruch genommen, der Schöpfer des französischen Tondramas zu sein; aber man hat dabei mit Nachdruck zu betonen, daß dieser begabte und auch äußerst geschäftskundige

Meister seine Erziehung in Paris erhielt und hier allein seine künstlerische Wirksamkeit entfaltete. Jean Baptiste de Lully (1633—1687), durch sein Violinspiel und Directionstalent schon als Knabe bevorzugt und unterstützt, wurde von Ludwig XIV. 1652 an die Spitze der königlichen Capelle gestellt und dazu berufen, die Académie royale de musique zu organisiren. Als Stifter dieses bekanntlich in verschiedenen Epochen sehr anerkannten Instituts und in seiner Eigenschaft als Capellmeister wurde er theoretisch und praktisch der Begründer des französisch-nationalen Tondramas, wenn auch seine Compositionen noch deutlich den italienischen Ursprung erkennen lassen. Die recitativische Psalmodie der Italiener, an der sich in den ersten Stadien der Oper die Handlung hauptsächlich entwickelte, ward von ihm nicht vollständig negirt, sondern in Wahrheit eigentlich nur dadurch verbessert, daß er eine sinngemäßere und dem Vorgang besser angepaßte Declamation einführte. Die enge Verbindung des Sprachaccents mit dem melodischen Accent war hinsichtlich der melodischen Form das hauptsächliche Unterscheidungsmoment, welches man zwischen der aus der Kirche herübergenommenen dramatischen Psalmodie der Italiener und dem Recitativ des französirten Lully auffinden konnte. Dennoch war diese Fortbildung im Recitativ bedeutsam genug, weil sie den Weg für die weitere und höhere Ausbildung desselben bezeichnete. Diese übernahm Jean Philippe Rameau (1683—1764) mit dessen ausgezeichneten Kenntnissen in der Harmonik und Rhythmik das Wissen Lully's gar nicht zu vergleichen ist. Die geistige Ueberlegenheit Rameau's erregte natürlich auch nicht wenig den Zorn der Anhänger Lully's, welche nicht sogleich zu erkennen vermochten, daß Rameau nicht einen Umsturz der Principien, sondern nur den weiteren Ausbau des nationalen Tondramas im französischen Sinne bezweckte. Seine Widersacher verbanden sich dann größtentheils mit seinen Freunden, als es galt in den Kampf einzutreten, welcher sich zwischen den Enthusiasten für die italienische Melodik und den Freunden des rhetorischen Pathos im Recitativ der Franzosen entspann. Der Fanatismus für Pergolese's Operette Serva padrona in Paris, die unter Direction Bambinis und unter Mitwirkung des kehlfertigen Manelli, sowie der anmuthigen Anna Tonelli zur Aufführung kam, zeigte den Vertheidigern der französischen Richtung, daß sie mit ihrem Widerstreit hinsichtlich ihrer Helden Lully und Rameau einhalten und sich zu gemeinsamem Handeln gegen das Fremdländische in der Tonkunst verbinden müßten. Es ist bekannt, wie heftig jener Kampf tobte und wie er sich wieder erneute, als der deutsche Gluck in Paris auftrat und hier mit seinen gehaltvollen Tondramen zu zeigen vermochte, daß er auf Lully und Rameau fußend hauptsächlich die nationalfranzösische Richtung zur Grundlage genommen und auf dieser seine großartigen Werke erbaut und durchgeführt habe. Wie aus jedem Streite in der Regel lehrreiche Consequenzen gezogen werden, so suchte man auch in Frankreich nach Beseitigung der italienischen Sänger und nach Niederlegung der Waffen von Seiten des geistvollen Diderot, sowie des furchtlosen J. J. Rousseau, den man infolge seiner Parteinahme für die italienischen Buffonisten mit Stockschlägen und Dolchstichen bedrohte, für die komische Oper Vortheile aus jenem Principienstreite zu ziehen. Daß dies den Franzosen gelang, beweisen ihre zahlreichen Erzeugnisse in dieser Richtung, welche bis zu den Glanzzeiten Auber's durchaus die vollste Berechtigung besaß, als ein bedeutsames Moment in der Entwickelung der Oper zu gelten. Die musikalisch-dramatische Entwickelung ist auch im Besonderen wichtig für Frankreich, während im Uebrigen auf musikalischem Gebiete nur kurze Zeit das französische Orgel- und Clavierspiel einigen Einfluß auf die Entwickelung der Tonkunst im Allgemeinen ausübte. Jedenfalls ist nun der Wunsch im Publicum ganz gerechtfertigt, auch praktisch den Gang der musikalischen Ausbildung bei den verschiedenen Völkern kennen zu lernen und somit auch eine gewisse Einsicht in die musikalischen Formen der Franzosen aus jener Epoche zu gewinnen, wo dieselben sich als Vorbereitung für das deutsche dramatische Tonwesen erweisen. Zu solcher Kenntniß vermögen nur Theater und Concertinstitute zu verhelfen, von welchen letzteren bekanntlich das Gewandhausconcertinstitut in Leipzig die hervorragendste Stellung einnimmt. Dieses unternahm es denn auch in der laufenden Saison sogenannte „historische" Concerte, wie sie in der Presse genannt wurden, zu veranstalten und zuerst im elften Abonnementconcert Erzeugnisse französischer Componisten von 1550 bis auf die Gegenwart zu bieten. Das Programm enthielt die Namen der Componisten Méhul, Boieldieu, Pierre Alexandre Monsigny, Rameau, Gounod, Berlioz und drei für gemischten Chor modern gesetzte „altfranzösische Volkslieder" aus dem sechzehnten Jahrhundert. Die Namen allein beweisen hinlänglich, daß man von historischen Gesichtspunkten bei der Programmzusammenstellung ganz abgesehen hat, obgleich man dieselben sehr zum Vortheil des Arrangements und der Klangwirkung recht wol zur Geltung bringen konnte. Die erwähnten Volkslieder fanden nicht geringen Beifall, weil die Ausführung derselben jedenfalls als eine durchaus gelungene bezeichnet werden konnte. Desgleichen berührten auch die übrigen meist leicht verständlichen und anmuthigen Stücke: 1) die sehr einfach gehaltene Ouvertüre zur Oper „Le jeune Henri chasse" von Henri Etienne Méhul (1763—1817); 2) die effect- und espritvolle Arie des Dormeuil aus der komischen Oper „Les voitures versées" von François Adrien Boieldieu (1775 bis 1834); 3) die sehr bequem ausführbare Chaconne aus der Oper: „Aline reine de Golconde" von Pierre Alexandre Monsigny (1729—1817); 4) ein alter französischer Tanz „Rigaudon" (von frischem Charakter, im Allabreve-Tact und mit einem Viertel im Aufschlag) von Rameau; 5) eine Balletmusik aus Hippolyte et Aricie von demselben; 6) die mit raffinirten Effecten reich ausgestattete Ballade von der Königin Mab aus „Romeo und Julie" von Charles François Gounod das Publicum sehr angenehm, wenn auch ein intensiver Enthusiasmus durchaus nicht wahrgenommen wurde. Die Nerven waren nach so leichter, mehr der Unterhaltung als der geistigen Bildung gewidmeter Musik keineswegs abgespannt und dennoch vermochte die Symphonie mit obligater Viola „Harold en Italie" von Hector Berlioz nicht durchzuschlagen. Theils liegt die Schuld an dem Werke selbst, theils aber auch an der Ausführung desselben. Das Werk erweckt jedenfalls durch die Anlage und orchestrale Ausführung ein nicht gewöhnliches Interesse; es zeigt uns fast durchgängig den denkenden, nach charakteristischem Ausdruck strebenden Musiker und den Beherrscher der Technik im Instrumentiren. Könnte ich hier verschiedene Notenbeispiele beibringen, so würde ich aber leicht zeigen können, daß Berlioz nicht allein oft sehr materiell zu Werke geht, sondern daß er auch, wo er versucht zu contrapunktiren und harmonisch zu steigern, im Satze nicht selten unfertig erscheint und darum auch zuweilen das Gefühl der Langweiligkeit in Bezug auf seine Compositionen hervorruft. Die Ausführung kann jedoch manche Schwächen aus dem Grunde sehr gut verdecken, weil seine Instrumentation dem Orchester viele Anhaltepunkte zur feinen, ich möchte sagen raffinirten Schattirung bietet, sobald man nur auf das Detail näher eingeht und die Instrumente zur Beachtung jener erwünschten Schattirungskunst veranlaßt. Die Reproduction war — wie gesagt — eine durchaus mangelhafte und brachte die äußeren Reize des Werkes nicht zur Geltung, noch viel weniger aber bestrebte sich dieselbe, durch pikante Nuancirung die Schwächen zu verdecken. Der Sänger des Abends war Herr Gura, dessen ausgezeichnete Gesangstechnik, feinsinnige Auffassung und charaktervolle Darlegung des musikalischen Inhalts oft von mir hervorgehoben wurde. Er gehört meiner Ueberzeugung nach zu den hervorragendsten Künstlern seines Faches,

welche immer als Zierden der Kunstpflege zu betrachten sind. Aus diesem Grunde ist auch der Weggang dieses vorzüglichen Baritonisten im höchsten Grade zu bedauern, weil überhaupt seine Mitwirkung das Ganze wesentlich unterstützte. Herr Gura wird in Leipzig vom Publicum sehr hochgeschätzt, welches niemals eine Gelegenheit vorübergehen läßt, ihm die lebhaftesten Sympathien offenkundig zu zeigen. Das Gewandhauspublicum nahm auch die Dresdner Sängerin, Frau Hofcapellmeister Schuch geb. Proska, sehr freundlich auf und zollte dieser ganz vorzüglichen Künstlerin die größten Beifallsspenden. Die noch sehr junge Vertreterin der lyrischen Partien und des Coloraturfaches hat unbedingt durch richtige Behandlung ihrer von Frau Marchesi in Wien sehr gut geschulten Mittel an Kraft bedeutend gewonnen und auch ihre Weiterbildung in der feinen Phrasirung außerordentlich gefördert. In Anbetracht der künstlerischen Vorzüge zollte natürlich die Zuhörerschaft der Künstlerin die größte Anerkennung sowol nach dem virtuosen und höchst geschmackvollen Vortrage der Arie aus dem Barbier (Una voce poco fa), als auch nach Reproduction der Lieder mit Begleitung des Pianoforte: „Mondnacht" von R. Schumann, „Sandmännchen" von Brahms, „Else" von Julius Rietz. Das letztgenannte Lied, eine ungemein anziehende Composition voll Feinheit und Geschmack, wurde Da capo begehrt und in liebenswürdiger Weise gewährt. Einen großen Antheil an den Erfolgen der Sänger und Sängerinnen im Gewandhaussaale hat in der Regel auch Capellmeister Carl Reinecke, dessen Kunst im Accompagniren unbedingt als eine unübertroffene bezeichnet werden muß. Seiner ausgezeichneten Meisterschaft gelingt es sogar zuweilen, auch weniger bedeutenden Sängerinnen, welchen eigentlich nicht die Fähigkeit zugesprochen werden darf, im Gewandhaussaale aufzutreten, zu einem Erfolge zu verhelfen, was vielleicht nicht immer gebührend gewürdigt wird. Die Ouverture des Meisters zu Calderon's „Dame Kobold", welche an jenem Abend zur Aufführung kam, zeigte auch wieder die künstlerischen Eigenschaften des Componisten im glänzenden Lichte und erwies sich aufs Neue dem Fachmanne als ein Werk voll Geist und feinsinnigen Zügen. Die Wirkung ist eine unmittelbare, weil nicht allein der Gedankengang in hohem Grade interessirt, sondern auch die Anwendung des technischen Apparates die Meisterschaft in jeder Beziehung offenbart. Ein Mitglied des Orchesters, der erste Violoncellist Herr Carl Schröder, hatte natürlich als Componist neben jenem Meister einen schwierigen Stand; dennoch ist zu betonen, daß sein Talent im Erfinden und seine Gestaltungskraft durchaus sehr beachtenswerth erschienen und das lebhafteste Interesse für das fernere Schaffen desselben erweckte. In der Ausführung des eigenen Werkes, eines Concertes für Violoncello, bekundete der Künstler eine so bedeutsame Virtuosität im Technischen, er producirte einen so schönen, edlen, großen Ton, er phrasirte bei Vorführung gesangvoller Stellen so graziös und empfindungsvoll, daß man nicht auf Widerspruch stoßen kann, wenn man ihn zu den ersten Cellisten der Gegenwart zählt. Das Orchester, welchem die Aufgabe gestellt war, das Concert mit Mozart's Es-dur-Symphonie zu eröffnen, den zweiten Theil mit der genannten Ouverture von Carl Reinecke zu beginnen und den Abend mit R. Schumann's Ouverture, Scherzo und Finale zu beschließen, erschien den sachverständigen Zuhörern und wol auch den Laien abgespannt und überangestrengt. Wie sollte auch dies nicht zuweilen bemerkbar werden bei diesen eminenten Anforderungen, welche an das Orchester überhaupt gestellt werden! Es bleibt nur zu bewundern, daß es im Allgemeinen seine ausgezeichnete Virtuosität und seine unvergleichliche Elasticität bei Auffassung neuer Werke zu erhalten weiß. (Fortsetzung folgt.)

— Von dem in drei Auflagen verbreiteten christlichen Erbauungsbuche „Bibelklänge, ein Andachtsbuch auf alle Tage des Jahres" von C. A. Fr. Mohr (Leipzig, Verlag von Bruno Zechel) ist jetzt die vierte Auflage nöthig geworden. Von berufener Seite ist das Buch revidirt, in der Anordnung der Anschluß der Andachten an den Verlauf des Kirchenjahres bestimmter ausgeprägt und sonst redactionell vervollkommnet worden, ohne daß dabei die Einfachheit und Wärme seiner Herz und Gemüth zu Andacht und Gebet erhebenden Stimmung zu leiden gehabt hätte. Die „Bibelklänge" bilden einen stattlichen Band und sind, elegant gebunden, zur Verwendung als Confirmationsgeschenk ganz geeignet.

Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, aus den Arbeiten des Vereins herausgegeben von Dr. G. C. Friedrich Lisch. Vierzigster Jahrgang. Schwerin 1875. Zum vierzigsten Male tritt das mecklenburgische Blaubuch unter der Redaction des bewährten Altmeisters der Alterthumskunde, Herrn Geheimen Archivraths Dr. Lisch, vor das Publicum. Von seiner fleißigen Hand sind in dem geschichtlichen Theile dieses Jahrganges zwei kleinere Abhandlungen: Ueber die Familie Grelle und von Grelle — und: Zur Topographie der Pfarre Klütz; außerdem theilt er Wallenstein's Verordnung über Einführung gleichen Maßes und Gewichtes in Mecklenburg (nach dem gedruckten Patent auf einem halben Bogen Papier im Schweriner Archiv) mit. Neben diesem Regierungsacte des Friedländers stehen die im Schlosse Wallsee in Niederösterreich gefundenen Wallensteinischen Briefe, denen bereits in Nr. 103 der Wiss. Beil. von 1875 eine Anzeige gewidmet ist. Den bedeutendsten Beitrag in diesem Jahrgange bilden die „Pilgerfahrten Mecklenburgischer Regenten nach dem Orient im Zeitalter der Kreuzzüge, vom Archivar Dr. Wigger in Schwerin", die hier eine außerordentlich gründliche, mit Benutzung der entlegensten Quellen gearbeitete, und dabei durchaus lesbare Darstellung finden.

—⊙— Chemnitz, 9. April. Vorgestern fand das dritte und in dieser Saison letzte Abonnementsconcert des hiesigen Stadtmusikchors unter Mitwirkung der k. k. Kammervirtuosin Frau Sophie Popper-Menter (Pianoforte) und des k. k. Kammervirtuosen Herrn David Popper (Violoncello) aus Wien statt. Die Namen dieses Künstlerpaares haben in der deutschen Musikwelt einen guten Klang und die Leistungen desselben entsprechen auch vollkommen dieser Thatsache. Frau Popper-Menter spielte Beethovens Es-dur-Concert mit keuscher, gediegener Auffassung der klassischen Hoheit dieses Werkes und Liszt's Don Juan-Phantasie mit der ganzen Bravour und Delicatesse, welche diese Composition in eminenter Weise herausfordert. Herr Popper trug eine sehr wirksame eigene Composition (Concert E-moll 1. Satz) und eine gleichfalls von ihm selbst für Violoncello mit Orchester bearbeitete ungarische Rhapsodie von Liszt vor und glänzte durch weichen, elastisch schönen Ton, wie durch sorgfältig ausgebildete Technik und Noblesse des Vortrags. An Orchesterwerken kamen zu Gehör: Beethovens lenzdurchjubelte A-dur-Symphonie, eine Festouverture von Mühldorfer, ein, wenn auch nicht originelles, doch durch natürlichen Schwung warm pulsirender Empfindung bei klarer Gestaltung belebtes, mit Recht beifällig aufgenommenes Musikstück und Mendelssohn's geniale Ouverture „Meeresstille und glückliche Fahrt", sämmtlich in rühmlicher Weise ausgeführt. Das Concert dauerte übrigens trotz rascher Aufeinanderfolge der einzelnen Productionen nahezu drei Stunden, demnach eine nicht zu rechtfertigende Länge.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 31. Sonntag, den 16. April. 1876.

Römische Briefe.

I.

Das heutige Rom in seiner äußeren Erscheinung.

Dem Reisenden, der heute, natürlich mit dem Triumphwagen unserer Zeit, mit der Eisenbahn, in Rom ankommt, bietet sich gleich beim ersten Schritt, den er in die ewige Stadt macht, Gelegenheit, Vergleiche über das alte und das moderne Rom anzustellen und die Geschichte dieser unvergleichlichen Stadt an seinem geistigen Auge vorbeiziehen zu lassen. Denn der Bahnhof, dieses Prototyp unserer Zeit, befindet sich auf der Piazza termini und zeichnet sich wol durch große Geräumigkeit, nicht aber durch monumentale Bauart aus, so wenig wie die neuen Privatpaläste, die sich zu seiner Rechten zu einem ganzen neuen Quartier erheben, Paläste, denen man es trotz ihrem äußeren Schein des Großartigen von ferne schon ansieht, daß ihnen das Schicksal erspart bleibt, welches den gerade dem Bahnhof gegenüberliegenden Termen des Diocletian beschieden war, deren Mauern, trotz ihrem mehr als anderthalbtausendjährigem Bestande, noch heute majestätische Schatten aus einer großen Vergangenheit auf die winzigen Epigonen der Gegenwart werfen. Jene Mauern, in deren Mitte noch im Mittelalter Michel Angelo einer Schöpfung seines Genius gleichsam eine für alle Zeiten sichere Zufluchtsstätte bieten wollte, indem er in dem Hauptsaal der einstigen Termen die berühmte Kirche S. Maria degli Angeli in Form eines griechischen Kreuzes erbaute. Von welchen Dimensionen dieser Saal und dem entsprechend die Termen überhaupt waren, läßt sich daraus schließen, daß das Hauptschiff dieser Kirche 90 Meter in der Länge und 29 Meter in der Breite mißt. Die starken Mauern der Termen, die es umschlossen, haben freilich auch nicht hingereicht, das Kunstwerk des großen Meisters vor einer späteren Pfuscherhand zu schützen, denn bei einer Restauration im vorigen Jahrhundert durch den Architekten L. Vanvitelli wurde die ursprüngliche Harmonie des Baues vielfach verunstaltet.

Somit wären wir denn würdig vorbereitet, uns die città eterna selbst, wie sie heute ist, etwas näher anzusehen und da wird es sich bald zeigen, daß wir uns, bei aller Ehrfurcht, die uns beschleicht beim Anblick der Denkmäler einer großen Vergangenheit, doch nicht blos auf deren Lob verstehen, sondern daß wir auch das Gute zu würdigen wissen, das uns die Gegenwart bietet. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt, deshalb sei es uns auch verziehen, wenn wir nun von den Termen des Diocletian und dem Kunstbau Michel Angelo's auf die Fiaker zu sprechen kommen. Es ist das nun einmal eine öffentliche und für jede größere Stadt sogar wichtige Institution, von der wir bei der Ankunft in einer großen Stadt vor Allem Gebrauch zu machen pflegen, und die, je nach ihrer Handhabung, wesentlich dazu beitragen kann, unsern ersten Eindruck über die Stadt selbst zu bestimmen. Zwar wissen wir aus Erfahrung, daß man diesem ersten Eindruck keinen zu großen Einfluß auf das Schlußurtheil einräumen darf, wenn dieses gerecht sein soll; denn wer z. B. Leipzig nach den Droschkenkutschern und Pferden beurtheilen wollte, die ihn am Bahnhof empfangen, der müßte zu einem sehr ungerechten Urtheil kommen. Eben so ist es in Dresden, München, Berlin und andern größern Städten Deutschlands, wo sich die Droschkenkutscher meistens durch schlechte Geschirre und unverwüstliche Grobheit auszeichnen, dafür aber vom Fremden stets mehr haben wollen, als der Tarif ihnen bestimmt. Es ist daher eine wohlthuende Empfindung, einmal auch an diese Institution und deren Träger Lob austheilen zu können und das verdienen sie hier in Rom wirklich. Die Wagen sind leicht und elegant, das erstere bedingt Rom schon in seiner Eigenschaft als Siebenhügelstadt, das letztere verlangt der Römer, der sich gar gerne auch zu Wagen auf dem Corso und Pincio zeigt, wenn ihm auch kein eigenes Geschirr zur Verfügung steht. Das Gespann ist dem Wagen entsprechend, nirgends sieht man jene Mitleid erregenden Jammergestalten, denen die struppige Haut über das bloße Gerippe gezogen zu sein scheint, wie dies bei unserm Droschkenwesen vielfach der Fall ist. Hier sind die Pferde fast durchweg schöne, wohlgenährte Thiere, die denn auch nicht jeden Augenblick des Stillstehens benutzen, um, mit dem Kopf zwischen den Vorderbeinen, über ihr trauriges Loos und bessere frühere Zeiten nachzudenken, sondern in eleganter Haltung dastehen und dem leisesten Wink ihres Lenkers gehorchen, um mit den besten Equipagenpferden Schritt zu halten. Das Sprüchwort: „Langsam wie ein Droschkenpferd" findet daher hier keine Anwendung; niemals hört man hier jenes monotone, melancholische Trapp-Trapp, das uns hinter sieben Mauern eine Droschkenfuhre verkündet. Dabei sind hier Pferd und Wagen stets aufs Sorgfältigste rein gehalten, der Kutscher läßt es sich nicht verdrießen, beide mehr als einmal des Tages zu reinigen, wenn es die Witterung oder seine gemachten Fuhren erheischen. Daß er in seinem Aeußeren nun diesem ganzen Bild entspricht, ist nicht mehr als selbstverständlich, dabei aber scheint auch der innere Mensch besser zu gedeihen, denn er ist auch stets höflicher als so ein Brummbär von einem deutschen Droschkenkutscher. Ist dem römischen etwas vorzuwerfen, so ist es höchstens die allzu freundliche Zudringlichkeit; denn er läßt keinen anständig gekleideten Menschen an seinem leeren Wagen vorbei, ohne ihn 3 bis 4 Mal einzuladen, die müden Glieder seiner Obhut anzuvertrauen; aber es fällt ihm auch nicht ein, wenn ein Fahrgast einsteigen will, ihn erst zu fragen, wohin, und dann, wenn dieser eine etwas weite Tour angiebt, zu sagen: „da fahre ich nicht hin!" unter dieser oder jener Ausrede, sondern der römische Rosselenker frägt den Gast erst, wenn er einge-

stiegen ist: per dove, Signore, dann fährt er ohne Murren und Fluchen, ja ohne das geringste Zeichen des Mißmuthes auch die fernste Tour, wobei ich nie bemerkt oder gesehen, daß einer deswegen auch nur einen Centime über die Taxe gefordert hätte. Diese Taxe aber ist durchaus nicht hoch im Verhältniß zur Ausdehnung der Stadt, sie beträgt

Einspänner:

	Tag 6 fr. bis 1. Stunde nach Sonnenunterg.:	Nachts:
Tourfahrt in der Stadt 1—2 Pers.	Fr. 0.80.	Fr. 1.—.
3 Personen	„ 1.—.	„ 1.20.
pr. Stunde 3 Personen	„ 1.70.	„ 2.20.

Zweispänner:

Tourfahrt 5 Personen	„ 1.50.	„ 1.70.
pr. Stunde	„ 2.50.	„ 2.70.

Die einfache Tourfahrt, was die Hauptsache ist, und wäre sie auch von St. Peter bis zur Porta Appia, eine gute Wegstunde, kostet also nicht mehr als 80 Cts. = 60 Pfennige ca., wenn man den Cours des hiesigen Papiergeldes in Betracht zieht, eher noch weniger. Wie viel nun an dem Guten dieser Institution den Trägern derselben allein zuzuschreiben ist, wie viel davon aber der unnachsichtlichen Strenge der Organe des Gesetzes, namentlich der Communalpolizei, läßt sich schwer unterscheiden, so viel ist sicher, daß diese Letztere nach allen möglichen Seiten bemüht ist, die Fremden vor Prellerei zu schützen; wenn es ihr dennoch nicht immer gelingt, so sind die betroffenen Fremden meist selbst schuld.

Lassen wir nun die Droschken fahren und wenden wir uns zu einem andern Gegenstand, auf den wir von der Droschke weg unwillkürlich gelenkt werden, nämlich auf die Straßen. Auch diese bilden einen wichtigen Factor in Abmessung des Urtheils über eine Stadt. Auch von diesen läßt sich im heutigen Rom nur Gutes sagen, was deren Instandhaltung anbetrifft. Daß es enge und weite, demnach auch dunkle und helle Straßen, Gassen und Winkel giebt, ist bei einer Stadt, die so viele Perioden der Weltgeschichte mit durchgemacht hat wie Rom, selbstverständlich und längst bekannt, ebenso, daß sie meistens vortrefflich gepflastert, oder, z. B. in äußeren Stadttheilen, in gut makadamisirtem Zustande gehalten sind. Seit Jahren aber wird daran gearbeitet, jene engen, dumpfen Gäßchen, wie sie noch in vielen Stadttheilen vorhanden sind, zu erweitern und in breite, lichte Straßen zu verwandeln. Dann aber, was für den Augenblick die Hauptsache ist, werden sie alle in musterhafter Reinlichkeit gehalten. Ueber die ganze Stadt, bis in die dunkelsten Winkel des Ghetto hinein, ist ein Netz von Straßenkehrern ausgebreitet, von denen jeder seine Strecke angewiesen erhält, die er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang rein zu halten hat. Kaum ist daher der Schmutz entstanden, so kommt so ein besenbeschwingter Bote des Stadtrathes daher und kehrt ihn zusammen, man läßt ihn hier nicht erst 24 Stunden zu Staub zertreten und zerfahren und so ein Spielobject des Windes werden, wie dies vielfach in den Musterstädten des Nordens der Fall ist. Trotz alledem fehlt es auch hier nicht an Staub, wenn es einige Zeit nicht mehr geregnet hat; dieser wird uns eben von dem Wind aus der Campagna hereingebracht, aber er erlangt niemals jene schauerliche Herrschaft, wie z. B. in Leipzig, denn erstens wird er hier mehrmals des Tages zusammengekehrt, zweitens aber und davon namentlich möge man am rechten Ort Notiz nehmen, steht hinter dem Straßenkehrer auch noch ein Kärrner mit einem zweirädrigen Handkarren, auf welchem sich ein mit Deckel versehener Kasten befindet, auf dessen Außenseite das altehrwürdige S. P. Q. R., wie auf allen dem Municipium gehörenden Gegenständen, angebracht ist. In diesen Kasten wird der Kehricht gleich nach dem Zusammenkehren gethan; ist dieser voll, so wird er an einen zu diesem Zwecke bestimmten, vor Wind geschützten Lagerort entfernt, von wo dann erst die großen Fuhrwerke die angefeuchtete Masse wegfahren und zu Dünger verwenden. Die Vortheile, die aus diesem Verfahren entspringen, werden wol Jedem einleuchten. Hier kehrt man dem Winde nicht jene Häuflein zusammen, damit er 10—12 und noch mehr Stunden Zeit hat dieselben wieder zu Dreiviertheilen auseinander zu blasen, bis endlich der Wagen kommt, sie aufzunehmen, welcher dann auch noch so günstig eingerichtet ist, daß sich der Wind noch bequem die Hälfte des übrig gebliebenen Viertheils vom ursprünglichen Häuflein während des Aufladens und Fortfahrens holen kann, wodurch das ganze Straßenreinigungswesen zur reinen Danaidenarbeit wird, wahrscheinlich ohne viel wohlfeiler zu sein als das hiesige. Dasselbe was hier von den Straßen Roms gesagt ist, gilt auch für seine vielen und großen Plätze, die durchweg freilich gepflastert sind, und zwar schon seit der Zeit, als noch die finstere Pfaffenherrschaft jeden Fortschritt hinderte. Einen groben Fehler aber finden wir bei dem hiesigen Straßensystem, insoweit es die alte Bauart anbelangt, das ist der Mangel an Trottoirs, die gerade in den verkehrreichsten Straßen entweder ganz fehlen, oder wie auf dem Corso so schmal sind, daß selten zwei Personen an einander vorbei können, ohne daß der Eine auf die Straße treten muß. Es ist dies bei dem großen Wagenverkehr gerade in diesen Straßen und bei dem raschen Fahrtempo der hiesigen Kutscher eine arge Beeinträchtigung der Fußgänger, die fortwährend Auge und Ohr anstrengen müssen, wollen sie nicht jeden Augenblick Gefahr laufen, überfahren zu werden. Man sieht da oft die possirlichsten Bocksprünge, denn gar oft ist man kaum auf der einen Seite der Scylla entronnen, so steht man auf der andern Seite vor einer Charybdis. Man sieht, daß dieses Straßensystem angelegt wurde zu einer Zeit, als der Mensch erst beim Equipagenbesitzer anfing. In diesen Straßen ist auch keine Abhilfe mehr möglich, weil sie bei dem großen Wagenverkehr zu schmal sind, als daß man sie durch Anlegung von breitem Trottoir noch mehr schmälern dürfte, ohne den Verkehr zu hemmen. Wo dagegen heute neue Straßen angelegt werden, da wird diesem Uebelstand in anerkennenswerther Weise vorgebeugt, es wird der neuen Zeit, mit ihrer Werthschätzung des Fußgängers gehörig Rechnung getragen. Bevor wir nun die Straßen und Plätze verlassen, wollen wir noch einen Blick auf jene Gewerbe werfen, denen die Straße Alles ist, und da es Rom betrifft, von dem wir hier schreiben, so gehört unter diesen Gewerben nach alten Traditionen die Bettelei obenan. In dieser Beziehung muß man bekennen, ist eine gewaltige Aenderung und zwar zum Bessern eingetreten. Wol giebt es noch heute eine professionsmäßige Bettelei hier, aber sie ist gegen früher sehr reducirt und beschränkt sich auf wirklich alte gebrechliche Personen, die zudem nicht die Straße auf und nieder jeden Passanten anbetteln, sondern jeder hat seinen festen Posten, meistens bei irgend einer Kirchenpforte. Da die Eingänge zu den hiesigen Kirchen während des Gottesdienstes stets durch herabhängende lederne Polstervorhänge gedeckt sind, die man, oft nicht ohne Kraftanstrengung, aufheben muß, um in das Heiligthum zu gelangen, suchen diese Bettler dadurch ein Anrecht auf eine milde Gabe zu erlangen, daß sie den Kirchenbesuchern beim Ein- und Ausgehen diese Vorhänge aufhalten. Letztere sind, nebenbei gesagt, ein sehr gutes Mittel, um im Winter die Kälte und für das ganze Jahr den die Feierlichkeit des Gottesdienstes störenden, beim Oeffnen der Thüre eindringenden Straßenlärm abzuhalten. Außer dieser sozusagen privilegirten Bettelei findet man heute nur selten solche auf der offenen Straße. Hier und da tritt uns noch ein abgemagertes Weib entgegen und sucht mit dem Säugling an der Brust unser Mitleid zu erregen, oder ein zudringlicher Schnapsbruder sucht uns seine Bedürfnisse begreiflich zu machen. Beide aber sehen sich erst um, ob nicht irgendwo der Schiffshut eines Stadtpolizisten auftaucht, denn diese machen heute kurzen Proceß mit solchen Leuten. Diesem

Umstande allein ist auch die Verminderung der Straßenbettelei zuzuschreiben, ja nicht etwa dem größeren Volkswohlstand gegen früher, das werden wir gleich aus einer anderen Erscheinung sehen, deren Ursachen aber in einem spätern Briefe auseinandersetzen. Was man früher hier nicht kannte, jenes verschämte Betteln aus unverkennbarer Noth, bei dem besten Willen mit ehrlicher Arbeit das Brot zu verdienen, jenes Betteln, das stets und wo wir es auch finden, ein sicheres Zeichen von ungesunden volkswirthschaftlichen Zuständen ist, das tritt uns heute hier in seiner ganzen traurigen Gestalt entgegen. Wenn die Sonne untergegangen ist und von den Kirchthürmen das Ave Maria ertönt, um den gläubigen Seelen den Einbruch der Nacht zu verkünden und sie an christliche Vorbereitung auf dieselbe zu ermahnen, tritt uns aus dieser oder jener Ecke in wenig belebten Straßen eine männliche oder weibliche Gestalt entgegen und flößt uns durchaus nicht etwa Furcht vor einem Dolch ein, wol aber Mitleid mit wirklichem Elend. Es ist ein Familienvater, der bei dem besten Willen keine Arbeit finden kann, oder nur solche, deren Ertrag kaum einen Menschen satt zu machen im Stande ist; zu Hause aber schreien 4—6 Kinder nach Brot; oder eine Mutter, die aus diesem oder jenem Grunde einer männlichen Stütze entbehrt und ebensoviel Magen füllen soll. Beide haben einst bessere Tage gesehen und schämen sich am Tageslicht zu betteln, aber Hunger thut weh im eigenen Magen, und noch mehr, wenn man ihn von Gesichtern lieber Kinder wiederspiegeln sieht, deshalb wagen sie sich hinaus, vom ersten Schatten der Nacht geschützt, um irgend eine mitleidige Seele, die von der reich besetzten Tafel kömmt, oder nach einer solchen geht, aufzufinden und einige Soldis zu einem Laib Brot zu erwerben. Weil sie keine Professionsbettler sind, suchen sie auch nicht die belebtesten Orte auf, um ja nicht etwa einem Bekannten, der es nicht wissen soll, wie elend sie sind, in die Hände zu fallen, sondern stellen sich auf Gerathewohl in eine stille Ecke, es dem Himmel überlassend, einen guten Menschen da vorüber zu führen.

Die übrigen Straßengewerbe bilden nach wie vor eine Unmasse von Verkäufern aller möglichen Gegenstände, die nur irgend tragbar und für das niedere Volk brauchbar sind. Von den Zeitungsverkäufern gar nicht zu reden, bildet die unangenehmste Sorte jene Jungen von 8—12 Jahren mit ihren Streichhölzerkasten, die dem Fremden, der es nicht versteht sie gehörig zu behandeln, zu 4—5 förmlich den Weg versperren, bis er ihnen etwas abgekauft hat; sonst kann man sie nur los werden mit dem erhobenen Stock, oder mit einem kräftigen Fußtritt gegen den Kasten. Diese Jünger Merkurs recrutiren sich meistens aus der hoffnungsvollen Jugend des Ghetto. Einen höheren Schwindel treiben dann eine Anzahl älterer Glaubens- und Berufsgenossen. Da geht ein elegant gekleideter junger Mann Straßen und Plätze auf und ab, auf einmal bleibt er vor einem andern Manne stehen, der entweder mit ins Spiel gezogen ist oder dumm genug aussieht, auch ohne dies zum Spielball zu dienen. Jener zieht eine sog. goldene Uhr oder Kette aus der Tasche und bietet sie diesem zum Verkaufe an, um aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu kommen. Die Uhr ist schön, fast ganz neu und geht auf die Secunde genau. Es wird hin und her gehandelt und zwar möglichst laut und auffällig, bis der scheinbare Käufer die Uhr zu einem wahren Spottpreis für eine goldene Uhr erwirbt. Indessen hat sich schnell ein Kreis von Neugierigen um die Beiden gesammelt, da fällt es denn dem Verkäufer ein, daß das Geld für die Uhr seine Bedürfnisse noch nicht deckt, er muß noch etwas verkaufen, es kommt eine Kette oder ein Ring 2c., Alles natürlich echt Gold, zum Vorschein und im Nu ist eine Auction unter den Zuschauern veranstaltet. Diesem folgen auf dieselbe Weise noch mehr Gegenstände und es zeigt sich bald, daß der Mann alle Taschen voll Gold und Edelsteine hat, von denen er gewöhnlich bei einer solchen Gelegenheit eine hübsche Anzahl absetzt. Wenn das Geschäft nicht mehr zieht, so steckt er den Rest seiner Waare ein und beginnt dasselbe Manöver an einer andern geeigneten Stelle von Neuem. Demnächst kommen jene Verkäufer, die ihre Waaren à tout prix losschlagen. Es sind dies meistens Ausschnitt- und Quinquaillerie-Waaren, die hier auf der Straße billiger verkauft werden, als sie irgend ein Fabrikant herstellen kann. Anfangs wunderte ich mich, woher die Leute nur die Waare zu solchen Spottpreisen nehmen. Hier und da einen Ausverkauf hätte ich mir gefallen lassen, davon aber können nicht, wie hier, jahraus jahrein Hunderte von Verkäufern die Straßen und Plätze füllen. Ich suchte daher der Sache auf den Grund zu kommen und es gelang mir. Es stellte sich heraus, daß diese Leute zum Theil wirklich zurückgesetzte Waare auf rechtliche Weise zu solchen Preisen verkaufen können, zum großen Theil aber handeln sie für eine Sorte leichtsinniger oder gar betrügerischer Kaufleute, welche die Waare im Großen von Fabrikanten oder Engrossisten kaufen, um sie dann zu jedem Preise, meistens unter dem eigenen Ankaufspreis loszuschlagen, blos um Geld zu machen und davon flott leben zu können, unbekümmert darum, ob sie ihre Lieferanten zur fälligen Zeit bezahlen können oder nicht; bei der großen Concurrenz der Lieferanten auf allen Geschäftsgebieten geht es immerhin eine geraume Zeit so fort, und geht es endlich nicht mehr, nun so wird eben die Insolvenz erklärt, ein hübsches Sümmchen ist immerhin bei der Geschäftsweise erspart worden, und wenn sie dann den Gläubigern 5—10% anbieten, so sagen sich die: „Lieber das als gar nichts", und der Ehrenmann ist wieder fertig und kann bei anderen Lieferanten wieder von vorn anfangen; wenn er endlich keinen Dummen mehr findet, so hat er so viel erworben, daß er sich getrost vom Geschäftsleben zurückziehen kann. Daß dies bloße Ausnahmen auch im hiesigen Geschäftsleben sind, braucht wol nicht weiter versichert zu werden. Daß der solide Kaufmann dieser Sorte von Concurrenten nicht sehr gewogen ist, versteht sich von selbst, deshalb ist es auch dem Lieferanten ein Leichtes, sich bei der gehörigen Vorsicht vor solchem Schwindel zu bewahren. Zum Schlusse sei noch eines Straßengewerbes lobend erwähnt, das sind die Stiefelputzer, die hier, wie in in allen südlichen Städten, zahlreich vertreten sind, und alle ihr ehrliches Brod verdienen, während merkwürdiger Weise diese Institution im Norden nicht gedeihen will. Beabsichtigt man noch einen Besuch zu machen oder in Gesellschaft zu gehen 2c., wo man gerne mit blanker Fußbekleidung erscheint, da kann man an der ersten besten Straßenecke sich hinstellen und im Augenblick sind die Schuhe oder Stiefel spiegelblank gewichst. Dafür giebt man dem Manne 2 Soldi = 10 Cts. = 8 Pfennige, womit er sehr zufrieden ist und sich noch höflich bedankt, trotzdem der italienische Fiscus auch diesen armen Teufel gefunden hat und von ihm eine ganz erkleckliche Gewerbesteuer verlangt, während der Magistrat der Stadt auch noch für den □-Meter Platz bezahlt sein will, auf dem er sein Gewerbe ausübt. Früher unter der Priesterherrschaft war das nicht der Fall, deshalb braucht man sich auch nicht zu wundern, wenn das arbeitende Volk mehr und mehr anfängt zu murren und zu sagen: so haben wir allerdings die Freiheit und Gleichheit, die ihr uns versprochen, nicht verstanden.

Noch eine Straßeneigenthümlichkeit, die nicht zu den Gewerben gehört, auch nicht speciell römisch, sondern allgemein italienisch ist, müssen wir erwähnen, es ist die Sangeslust und der Musiksinn, die sich da äußern und uns oft für die Qualen entschädigen, die uns das markerschütternde Gekreisch der verschiedenen Verkäufer von früh bis spät bereitet. Der Italiener überhaupt, namentlich aber der Römer, beutet das: „Singe, wem Gesang gegeben" im weitesten Sinne des Wortes aus. Da tritt denn auch unter vielem Gekreisch

manche herrliche Stimme und ein merkwürdiges Gehör und Musikgedächtniß zu Tage. Leute, die keine Idee von einer Note haben, die nicht einmal das Alphabet kennen, singen eine Opernarie in tadelloser Reinheit herunter. Während in andern Städten Italiens, namentlich in Neapel, das Volkslied seinem textlichen Inhalte nach meistens sinnvoll, in der Melodie aber gewöhnlich abscheulich cultivirt wird, verlegt sich der römische Volksgesang vorzüglich auf Opernarien. Der römische Arbeiter spart die ganze Woche, um am Sonntag in irgend einem Theater eine Oper mit Andacht anhören zu können; hat er eine solche 2—3mal gehört, so singt er die Stellen, die ihm am besten gefallen haben, aus dem Stegreif, sowol bei der Arbeit als auch auf der Straße, namentlich Abends auf dem Nachhauseweg; sein Liebling ist Verdi (horribile dictu). So hört man denn in den Straßen Roms, namentlich Abends bis spät in die Nacht hinein, bald eine Stelle aus dem Trovatore, bald aus der Traviata, bald aus dem Ballo in Maschera, bald aus dem Rigoletto rc. und zwar oft von herrlichen Stimmen.

Damit genug von den Straßen und Plätzen und nun zur Betrachtung ihrer Einfassung, der Häuser, resp. Paläste. Rom ist die Stadt der Paläste par excellence. In allen Straßen und Stadttheilen erheben sich solche von monumentaler Größe und Bauart, denen man aber doch auf den ersten Blick ansieht, daß sie nicht als Miethcasernen, sondern zur Bequemlichkeit einer einzigen Familie erbaut wurden. Stumme, aber dennoch nur zu leicht verständliche Zeugen irdischer Vergänglichkeit, denn, so groß auch ihre Zahl ist, ihre Erbauer gehörten einst alle zu den Großen und Mächtigen der Erde, als solche schufen sie, mit scheinbar unerschöpflichen Reichthümern versehen, diese Luxusbauten im Wahne, eben so fest auf der Höhe des Lebens zu stehen, wie die Bauten in und auf der Erde. Wenn man aber heute nachforscht, so findet man verhältnißmäßig nur noch sehr wenige alte Paläste, die im Besitze der Familie des ursprünglichen Erbauers geblieben sind. Diese sind meistens entweder längst ausgestorben oder, was noch trauriger ist, verkommen, und die Träger von Namen einst reicher und mächtiger Geschlechter vegetiren heute in der Spelunke des Elendes, wenn nicht gar des Verbrechens, während in den Palästen ihrer Ahnen die modernen Krösusse ihre Orgien feiern, oder gedankenlose Tintensklaven des Staates ihre mechanische Arbeit abwickeln, denn gar manche dieser Paläste, die zur Zeit der Besitznahme Roms durch die Piemontesen noch zum Patrimonium Petri gehörten, sind zu Amtsgebäuden verwendet worden; andere wieder und nicht die geringsten haben sich die Parvenus der Revolution zu sog. Amtswohnungen zu reserviren verstanden. Daß diese Paläste alle mehr oder weniger mit dem Papstthum in Verbindung stehen, zeigen uns noch heute die Wappen und Inschriften, die man über den Portalen der meisten derselben findet. Die dreifache Krone und die Schlüssel Petri figuriren da überall, und die in Marmor gemeißelten Inschriften bringen fast immer irgend einen Papst in Verbindung mit der Erstehung des Palastes, entweder als Erbauer selbst, oder als Protector und Förderer des Baues. Es ist dies zu begreifen, wenn man bedenkt, daß die absolute Herrschaft des Papstthums einen Zeitraum von ziemlich anderthalb Jahrtausenden umfaßt, während welcher Zeit ca. 200 Päpste mit ihrer bekannten Macht hier gethront, und wenn man die Sache vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet. Viele dieser Päpste waren selbst Römer, die meisten aber wenigstens Italiener. Sie müßten nicht Menschen gewesen sein hätten sie ihre Machtfülle nicht dazu benutzt, theils ihre Familien, theils andere besonders vertraute Personen mit Reichthümern auszustatten und sie auf die Höhe der menschlichen Gesellschaft zu heben. Es liegt dies schon in der Institution der Wahlherrschaft, wie die menschliche Natur einmal beschaffen ist. Wir sehen deshalb zu allen Zeiten und überall dieselben Wirkungen bei den gleichen Ursachen, bei den deutschen Wahlkaisern des Mittelalters, wie bei den Präsidenten der heutigen amerikanischen Republiken, es wird sich auch in Frankreich bewähren, wenn die Republik sich dort erhält, und wenn die Erscheinung heute in der Schweiz wenigstens nicht auffallend zu Tage tritt, so liegt das blos an dem Umstande, daß dort die Machtfülle der Staatslenker jetzt auf ein Minimum beschränkt ist, früher machten es die gnädigen Herren der helvetischen Republik auch nicht besser als die Päpste; entsprechend der beschränkten Gewalt ließe sich auch heute noch daselbst sog. Nepotismus aufweisen.

Diese Paläste nehmen einen großen Theil des alten Rom ein, neben ihnen erheben sich palastähnliche, oft 5- bis 6stöckige Häuser und erst in den Vorstädten, wo das neuere Rom sich erhebt, begegnen wir seinen eigentlichen Miethcasernen. Während dort noch in jedem Hause geräumige Corridore und Vorsäle zu den eigentlichen Wohnräumen führen, ist hier jeder Quadratzoll für die Wohnräume selbst berechnet. Wo man sonst die Dienerschaft unterzubringen pflegte, da werden heute neue Wohnungen für kleine Familien geschaffen und die Dienerschaft wird auf irgend einen dunklen Winkel, den man bei dem besten Willen nicht anders verwenden konnte, angewiesen, damit nur nicht etwa ein Quadratzoll bewohnbarer Raum unbezahlt bleibt. Die Hausbesitzer haben allerdings das Recht, sich damit zu entschuldigen, daß sie sagen: der heutige Staat zwingt uns, jeden Fußbreit Raum auszunutzen, indem er darin vorangegangen ist und seine Grundsteuern danach berechnet. Das ist allerdings wahr. Wie dem italienischen Fiscus nichts entgeht, was irgendwie zu den Lebensbedürfnissen gehört, ohne daß er es mit einer Steuer belegt hat, so ist es auch mit den Hausgrundstücken. Deshalb tritt auch dem Fremden die für ihn meist auffallende Erscheinung an den Häusern entgegen, daß jedes Haus nicht etwa blos, wie bei uns, eine Straßennummer hat, sondern so viele, als das Parterre des Hauses Oeffnungen besitzt, bestehen diese aus Fenstern oder Thüren, für jede derselben muß entsprechend der Tiefe des Hauses und der Zahl der Stockwerke eine Steuerquote bezahlt werden. Daß nun die Hausbesitzer diese Steuer nicht auf sich behalten, sondern dieselbe auf die Schultern der Miether wälzen, ist selbstverständlich, denn es liegt in der natura generis, wie auch der Umstand, daß sie nicht blos den wirklichen Mehrbetrag dieser Steuern auf die Miethe schlagen, sondern demselben auch noch eine Abrundung zu ihren Gunsten zu geben verstehen; wo dies der Hausbesitzer nicht selbst versteht, so besorgt es der Verwalter, der hier, wie anderswo, für den Miether gewöhnlich ein Advocatus diaboli ist. Etwas Lobenswerthes hat aber das Gesetz oder vielmehr eine städtische Verordnung auch zu Lasten der Hausbesitzer, und zwar gerade der schlimmsten Sorte derselben geschaffen, ohne daß sie diese Last so leicht auf die Miether übertragen können. Es giebt natürlich auch hier wie überall Hausbesitzer und Verwalter, die blos einnehmen, aber ja nichts ausgeben wollen, die mit der höchsten Erfindungsgabe für die Steigerung der Miether ausgerüstet sind, aber absolut keinen Sinn haben für das, was man im gewöhnlichen Leben den „Zahn der Zeit" nennt, der sich eben auch bei den bestgebauten Häusern mit der Zeit Geltung verschafft und da den Namen Baufälligkeit annimmt. Für solche Eigenthümer nun, die so etwas gar nicht merken wollen, die da meinen, sie hätten die Häuser blos geerbt oder erworben, um aus denselben einen möglichst hohen Ertrag zu ziehen, nicht aber von um diesem Ertrag auch etwas auf deren anständige Erhaltung zu verwenden, besteht nun hier eine baupolizeiliche Verordnung, die sie mit hoher Strafe bedroht, wenn aus ihrer Nachlässigkeit für irgend einen Dritten ein Schaden entsteht, und findet die Baupolizei aus eigener Anschauung oder von einem Dritten darauf aufmerksam gemacht, an irgend einem Hause eine Reparaturbedürftigkeit, ja auch nur

die von dem Anstand gebotene Nothwendigkeit eines frischen Anstriches, so wird dem Besitzer eine Frist aufgegeben, innerhalb welcher er das Nöthige bei Vermeidung von so und so viel Strafe machen lassen muß, thut er es nicht, so trifft ihn nicht blos die angedrohte Strafe, sondern die Ausführung wird dann auch sofort auf seine Kosten von der Baupolizei angeordnet, und er muß bezahlen, was es kostet.

Wie überall in den größeren Städten, so bilden auch hier die Parterreräume besonders in den Hauptstraßen als Verkaufsgewölbe die wichtigsten Einnahmequellen der Hausbesitzer. Da tritt denn auch das non olet des Geldes so richtig hervor. Gar mancher römische Principe oder Duca rc., dem seine Mittel erlauben, außer seiner Sommervilla auch in dem vornehmsten Stadttheil einen eigenen Palast für sich resp. seine Familie allein zu bewohnen, der es überhaupt tief unter seiner Würde hielte, mit Miethsleuten unter einem Dach zu wohnen, der verschmäht es doch, nicht die nach der Straße zu gelegenen Parterregewölbe seines Palastes gegen hohes Miethgeld als Verkaufsläden zu vermiethen, und überläßt es ebensogut wie sein plebejischer College, diesen selbst, die nöthigen baulichen Einrichtungen auf ihre Kosten vorzunehmen. Diese Magazine werden auch meistens mit großem Luxus ausstaffirt, den natürlich der Consument mit in den Kauf nehmen muß. Es herrscht nun hier die gute Sitte, daß überall an den Schaufenstern die Preise der Waaren auf den Schaustücken angegeben sind; danach zu schließen, fällt es auf, daß die Preise mancher Waare, die aus Deutschland hier importirt wird, so namentlich Kleiderstoffe, trotz des hohen Eingangszolles, der auf ihnen lastet, auch in den vornehmsten Magazinen am Corso nicht blos nicht höher, sondern sogar vielfach niedriger sind als in Deutschland selbst in den Detailgeschäften. Woher mag das wol kommen?

(Fortsetzung folgt.)

---

* Sachsens Fürstenhaus. Sgraffitofries am Königlichen Schlosse zu Dresden von W. Ad. Walther. Einleitung von Ad. Stern. Lichtdruck von Römmler und Jonas, K. S. Hofphotographen in Dresden. Dresden, Verlag von Adolph Gutbier. — Keinen höheren Vorwurf kann es wol für die bildenden Künste unserer Zeit geben, nachdem, wie es den Anschein hat, der Stoff, welchen die biblische Geschichte geboten, erschöpft ist — wenigstens haben wir gegenwärtig keinen Genius, der auf diesem Gebiete etwas Neues zu schaffen vermöchte — als die Darstellung der denkwürdigen Ereignisse unserer Vorfahren, einen Vorwurf, welcher der realistischen Richtung unseres Jahrhunderts durchaus entspricht. Als ein doppelt und dreifach glücklicher Gedanke muß daher der Entschluß bezeichnet werden, die nackte, kahle, altersgraue Wand des alten Stallgebäudes in Dresden mit einem Bilderschmuck aus der Geschichte unseres erlauchten Herrscherhauses zu zieren, denn nicht nur dem Patriotismus wurde dadurch in würdiger Weise Genüge geleistet und unseren vaterländischen Gefühlen ein warmer und erhebender Ausdruck geliehen, sondern ebenso wurde dadurch der herrschenden Kunstrichtung entsprochen und zugleich die Residenzstadt Dresden um ein monumentales Kunstwerk bereichert. Wie ein Wahrzeichen jener zusammendrängenden Erinnerungen — sagt Adolph Stern —, die im Wechsel der geschichtlichen Ereignisse Jahrzehnte und Jahrhunderte rasch überblickt und an einzelne hervorragende Gestalten das Gedächtniß ganzer Zeiten knüpft, erscheint jener „Fürstenzug", welcher in jüngster Zeit, als Sgraffitofries, die Außenwand des Stallgebäudes des Königlichen Residenzschlosses zu Dresden schmückt. Die Jahrzehnte und Jahrhunderte der sächsischen Geschichte gleiten hier in den Gestalten des Künstlers am Auge und der Seele vorüber und der lebendigen Phantasie öffnet sich zwischen jeder Gruppe des Zuges ein Aus- und Rückblick nicht nur in die vergangenen Geschicke des sächsischen, engeren Landes, sondern auch in diejenigen des großen Vaterlandes. Nicht lauter lichte Erinnerungen sind es, die solchergestalt geweckt werden — aber Erinnerungen, in denen Leid und Freud unzertrennlich erscheinen und über die der Zauber der Heimath und heimathlichen Empfindung einen verklärenden Schimmer wirft. Noch ganz abgesehen von dem ästhetischen Wohlgefallen, welches das gelungene Kunstwerk in seiner Gesammtheit erweckt, vermögen die Gruppen des fürstlichen Reiterzuges den vaterländischen Sinn anzuregen. Denn wie der Spruch zu Anfang des Zuges mahnt:

Ein Fürstenstamm des Heldenlauf
Reicht bis zu unsern Tagen,
In grauer Vorzeit ging er auf
Mit unsers Volkes Sagen!

und wenn der Beschauer selbst rasch von Gruppe zu Gruppe geführt wird, und von Konrad von Wettin, dem ersten erblichen Markgrafen von Meißen, bis zum gegenwärtig regierenden Herrscher Sachsens, dem Helden von St. Privat und Sedan, in wenig Minuten zu gelangen vermag, so gemahnen ihn doch schon die ersten Gestalten an Sagen und beglaubigte Kunden, die in ihm nachklingen und durch die Betrachtung des Frieses erneut werden. Hier aber tritt die Wechselwirkung ein, auf welche der Künstler gerechnet hat: wie die Betrachtung des Bildes historische Erinnerungen weckt, so führt die Erinnerung zu den Bildern zurück — in den lebendig dargestellten Reitern des Fürstenzuges sucht die Phantasie die Verkörperung oder mindestens den Abglanz der historischen Begebenheiten. So entrollt sich in rascher Folge mit lebendigen Zügen ein Bild der Vergangenheit Sachsens in den Gestalten seiner Herrscher. Die Umrahmung des reichen Bildes, das gleich einem Teppich die Wand des Stallgebäudes schmückt, zeigt über Frucht und Laubschnüren die Tafeln mit den Namen der Fürsten, zwischen den Zweigen und Gewinden die Wappen der Länder und Landschaften, die je unter dem Regimente des Hauses Wettin gestanden haben. In dankbarer Erinnerung und froher Hoffnung schließt eine Volksgruppe, zusammengesetzt aus Vertretern der verschiedensten Stände, den reichen Zug und der Beschauer stimmt in die poetische Deutung ihres Jubels ein:

Du alter Stamm sei stets erneut
In edler Fürstenreihe,
Wie alle Zeit Dein Volk Dir weiht
Die alte deutsche Treue.

Wie die Verknüpfung des Sonst mit dem Jetzt, der Uebergang aus der Vergangenheit zur Gegenwart für den Künstler keine leichte Aufgabe war, so war es auch die Ausführung. Beides ist wohl gelungen und ließ den Wunsch rege werden, das Werk zum Gemeingut des sächsischen Volkes zu machen. Die rege Verlagshandlung hat sich der Aufgabe unterzogen und damit gewiß den Dank jedes Sachsenherzens wie auch jedes Kunstfreundes sich verdient, wobei die Herren Römmler und Jonas nicht wenig mitgewirkt haben. So ist auch die Ausführung und Ausstattung der Vervielfältigung eine Sr. Majestät des Königs Albert würdige, dem das Werk unterthänigst gewidmet ist.

—ψ—. Oscar Peschel. Sein Leben und Schaffen von Friedrich von Hellwald. Mit dem photographischen Bildnisse Peschel's. Augsburg, Verlag von Lampart u. Comp., 1876. — Dem jüngst hier verstorbenen Geheimen Hofrath Professor Dr. Peschel, eine Zierde unserer Universität, und einer der ersten Autoritäten auf dem

Gebiete der Erd- und Völkerkunde, dessen epochemachendes Werk: „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde" wir erst vor Kurzem in diesen Blättern zu erwähnen Gelegenheit gehabt haben, ist von dem bekannten Herausgeber des „Auslandes", Friedrich von Hellwald, dem zweiten Nachfolger Peschel's in der Redaction dieses Blattes, ein zwar nicht erschöpfendes, so doch würdiges Denkmal gesetzt worden. Mit einer ungewöhnlichen Vielseitigkeit und einem reichen und dabei gründlichen Wissen verband Peschel die Gabe der Combination und des geistigen Erfassens der Erscheinungen in seltenem Grade, was zur Folge hatte, daß er nicht blos zergliedernd zur Werke ging, sondern auch wieder aufbauend, indem er die Theile immer in ihrem harmonischen Verhältniß zum Ganzen betrachtete und deren inneren Zusammenhang zu erforschen strebte. Dadurch gehört Peschel nicht nur zu den ersten Geographen seiner Zeit, sondern auch zu der in unserer Zeit des Mikroskopes seltenen Classe von Gelehrten, die über die Einzelheiten nie das Ganze vergessen. Seine Schöpfungen sind classisch zu nennen und werden vermöge dieser ihrer Classicität auch dann noch Werth behalten, wenn der Fortschritt der Wissenschaft hier und da anderen Ansichten Bahn gebrochen hat; eine historische Bedeutung werden sie für alle Zeiten behalten. Daß diese seltene Kraft in ihrer Art zur Entwickelung gelangte, verdanken wir nun zwar nicht einem „Glas Wasser", doch einem nicht minder geringfügigen Umstande, nämlich einem Silbergroschen. So erzählt Hellwald, daß die Aeltern, von denen der Vater, ein hochgeachteter Officier, die Stelle eines Lehrers an dem Cadettenhause in Dresden bekleidete, den Sohn dem Kaufmannsstande widmeten, in der Meinung, es sei dies für denselben der beste Weg, etwas zu verdienen. So ging denn der junge Peschel drei Jahre lang in die Lehre, doch entsprach der Handelsstand seinen Neigungen nicht, wie er denn auch sein ganzes Leben hindurch sich auf Geldgeschäfte nur schlecht verstand, die seinem ganzen Wesen zuwider blieben. Eines Tages — unser Peschel war damals siebzehn Jahre alt — kam er nach Hause mit der bestimmten Erklärung, es sei ihm unmöglich, sich dem Kaufmannsstande zu widmen, er wolle studiren. Grund zu diesem Entschlusse war ein Silbergroschen, den man ihm bei einer Bestellung als Trinkgeld hatte verabreichen wollen. Dieser Veranlassung verdankt die deutsche Wissenschaft ein an glänzenden Schöpfungen so reiches, an Jahren leider so kurzes Gelehrtenleben. Nachdem er durch Privatunterricht vorbereitet war, absolvirte der junge Peschel das Gymnasium, worauf er sich auf den Universitäten zu Leipzig und Heidelberg den juridischen Studien widmete. Nach erlangter Doctorwürde im Jahre 1848 begab er sich nach Berlin, um sich auf die juridische Docentenlaufbahn vorzubereiten. Wiederum war es aber ein Zufall, der Peschel auf die schließliche, seiner Eigenart am meisten zusagende Bahn führte. Sich vielfach publicistisch beschäftigend, erhielt er nach halbjähriger Anwesenheit in Berlin einen Ruf, in die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" einzutreten, dem er denn auch Folge leistete und zu diesem Zwecke nach Augsburg übersiedelte. Allein der nach geistiger Vertiefung strebenden Neigung Peschel's konnte das Getriebe einer vorwiegend den flüchtigen Tagesereignissen folgenden großen Zeitung mit der Zeit nicht mehr genügen und die gewünschte innere Befriedigung geben. Erst durch Uebernahme der Redaction des „Auslandes" am 1. December 1848 wurde Peschel auf die Bahn geleitet, die er bis an sein Ende verfolgt hat, und auf der er mit so viel Erfolg gewirkt und geschaffen hat. Die Thätigkeit, die nun Peschel auf dem neuen, darum aber nicht unvorbereitet betretenen Gebiete entfaltet, bildet den Hauptgegenstand von Hellwald's anziehender Schrift, die mit eben soviel Hingabe und Wärme, wie mit richtiger Erkenntniß der Bedeutung Peschel's für die Wissenschaft abgefaßt ist. Sicher wird das kleine, aber anziehende und mit aufrichtiger Liebe für den zu frühzeitig Verstorbenen geschriebene Werkchen den vielen Freunden und Verehrern Peschel's in allen Theilen der Erde, wohin sein „Ausland" gedrungen und wo zerstreut seine vielen mit Begeisterung an ihm hängenden Schüler weilen, eine willkommene Gabe sein.

— Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens. Herausgegeben vom k. k. technischen und administrativen Militair-Comité. Jahrgang 1876. Erstes Heft. Wien 1876. Verlag von R. von Waldheim. — Das erste Heft des Jahrganges 1876 der „Mittheilungen" 2c. bringt in seinem Haupttheile die Anfänge von vier größeren Aufsätzen, welche beweisen, daß der Ruf wissenschaftlicher Gediegenheit, dessen sich diese Fachschrift in den militairischen Kreisen schon seit Langem erfreut, noch immer ein wohl verdienter ist. In dem ersten dieser Aufsätze bespricht Hauptmann Schulz vom Generalstabe in erschöpfender Weise die heutige Organisation der deutschen Artillerie. Zahlreiche, sehr übersichtlich gruppirte Detail-Angaben bezeugen eben so sehr des Verfassers große Gewissenhaftigkeit im Sammeln, wie nicht minder seine volle Herrschaft über den umfangreichen und complicirten Stoff. Der nicht genannte Autor des zweiten Aufsatzes entwickelt einen Theil seiner Ideen über die Rolle der modernen Lagerfestungen in künftigen Kriegen. Möglicherweise werden dieselben dazu beitragen, die Lösung dieser hochwichtigen Frage in einem die heute noch sehr auseinandergehenden Meinungen versöhnenden Sinne anzubahnen. Der dritte Artikel ist eine Studie des Ingenieur-Oberlieutenants Kunka über Panzerthürme, und unseres Erachtens dem Interessantesten beizuzählen, was über diesen Gegenstand bisher geschrieben worden ist. Zahlreiche, zum Theil sehr schöne Zeichnungen erleichtern noch das Verständniß des ohnehin schon sehr klar gefaßten Textes. Der letzte, vom Ingenieur-Hauptmann Gruber verfaßte Aufsatz ist eine Fortsetzung dessen älterer Arbeiten über dasselbe Genre der Baukunst. Hauptmann Gruber bespricht das nicht nur für Bauverständige, sondern für alle Gebildeten der ganzen Welt interessante Thema der Gefängnißanlagen in klarer und anregender Weise und fügt seinen Mittheilungen zum besseren Verständniß mehrere Zeichnungen bei, welche auch den übertriebensten Ansprüchen Genüge leisten. Auch der Nebentheil des 1. Heftes der „Mittheilungen" 2c. bietet in seinen mannigfaltigen Notizen und Recensionen viel Lesenswerthes.

— Ein Beitrag zur Invalidenstatistik unter den Bühnen-Angehörigen in Deutschland. Von Prof. Dr. Karl Heym. Unter diesem Titel hat Herr Prof. Heym in Leipzig, der als Vater der Invaliditäts-Statistik und als Begründer einer wissenschaftlichen Behandlung der Lebensversicherung in Deutschland überhaupt rühmlichst bekannt und noch jetzt als einer der fruchtbarsten Schriftsteller auf diesem Gebiete thätig ist, in Nr. 89 der deutschen Versicherungszeitung vom 14. November vorigen Jahres eine Arbeit geliefert, die allgemeineres Bekanntwerden verdient und bei dem großen Interesse, welches die Berathungen des Reichstags über den vom Reichskanzleramte eingebrachten Gesetzentwurf über die gegenseitigen Hilfscassen für das Gebiet der Lebensversicherung zur Zeit hervorgerufen haben, gewiß auch vielseitige Beachtung finden wird.

Zum Zwecke einer Reorganisation der allgemeinen Pensionsanstalt deutscher Bühnen-Angehörigen, welche mit seinem technischen Rathe zu unterstützen der Verfasser aufgefordert worden ist, hat derselbe das statistische Material einer Anzahl von deutschen Bühnen bearbeitet. Beiträge dazu haben ihm geliefert die Pensionscassen der Theater zu Cassel, Darmstadt, Dessau, Frankfurt a. M., Gotha, Hamburg, Karlsruhe, Leipzig, Mannheim, München, Prag, Schwerin, Stuttgart und Wiesbaden. Trotz der Lückenhaftigkeit des Materials, das nur bei München gut zu nennen war, hat der Verfasser mit seiner bewährten Geschicklichkeit eine

ganze Reihe interessanter Resultate daraus abgeleitet, von denen folgende hervorzuheben sind.

Die Wahrscheinlichkeit, während eines Jahres invalid zu werden, betrug bei dem sämmtlichen beobachteten Personal im Durchschnitt 0,014, bei den Frauen war dieselbe größer (0,017), bei den Männern kleiner (0,012). Die für eine strengwissenschaftliche Behandlung der Sache nöthige Unterscheidung nach dem Alter der Personen war dem Verfasser leider nicht möglich zu erreichen, nur eine solche nach der Beschäftigung in vier Abtheilungen: 1) technisches Personal, Chor und Orchester, 2) Schauspiel, 3) Oper und 4) Ballet konnte er ermöglichen.

Das letztere hat sowol bei den Männern als auch bei den Frauen die größte Invalidität gezeigt, bei jenen 0,019, bei diesen 0,022. Oper und Schauspiel hatten bei den Männern dieselbe Invalidität 0,015, wie das weibliche Personal der Oper, während die Schauspielerinnen eine um 0,005 höhere Invaliditätswahrscheinlichkeit aufweisen, nämlich 0,020. Der Verfasser nimmt an, daß auch den Sängerinnen im Allgemeinen eine größere Invalidität als den Sängern zuzuschreiben sein werde und daß auf das Resultat seiner Untersuchung in dieser Beziehung wenig Gewicht zu legen sei, weil das Beobachtungsmaterial gerade bei der Oper außerordentlich klein war.

Bei der ersten Abtheilung, deren Zerlegung in ihre einzelnen Theile (techn. Personal, Chor und Orchester) leider nicht ausführbar war, zeigt sich wiederum für das weibliche Geschlecht eine größere Invalidität, als für das männliche; denn für jenes ist sie 0,016, für dieses aber nur 0,011.

Es sind diese gefundenen Wahrscheinlichkeitswerthe sämmtlich sehr groß im Vergleich zu den bei anderen Ständen gefundenen. Die Beamten der deutschen Eisenbahnen hatten z. B. nach den Veröffentlichungen von Wiegand (die Sterblichkeits-, Invaliditäts- und Krankheitsstatistik bei Eisenbahnbeamten, Berlin 1871) in den Jahren 1868 und 1869 nur eine Invalidität von 0,006, also weniger als der Hälfte der von Heym beobachteten Invalidität der Bühnenangehörigen in ihrer Gesammtheit.

Höchst interessant ist ferner die Verschiedenheit der vom Verfasser ermittelten Altersjahre, in denen die Invalidität bei den einzelnen Abtheilungen eintritt. Für dieses Alter, oder, wie Verfasser es nennt, das Alter bei Beginn des Rentengenusses hat er gefunden:

bei Abth. 1 (techn. Personal, Chor und Orchester)	Männer	57 Jahre.
	Frauen	45 "
" " 2 (Schauspiel)	Männer	59 "
	Frauen	50 "
" " 3 (Oper)	Männer	49 "
	Frauen	43 "
" " 4 (Ballet)	Männer	44 "
	Frauen	39 "

im Durchschnitt für die Männer 55 Jahre und für die Frauen 44 Jahre. Die Frauen treten in allen Abtheilungen früher aus der Activität heraus als die Männer. Es hängt dies allerdings mit von dem Umstand ab, daß sie auch in jüngeren Jahren, als die Männer, ihre theatralische Laufbahn beginnen, jedoch erklärt dieser Umstand die große Verschiedenheit im Anfangsalter der Invalidität nicht ganz; denn der Unterschied des Lebensalters, in welchem die Frauen und Männer ihre Thätigkeit am Theater beginnen, beträgt im Durchschnitt nur 4 Jahre, — bei Männern ist es das Alter von 21, bei Frauen das von 17 Jahren — wogegen, wie sich aus Obigem ergiebt, die Frauen um 11 Jahre früher als die Männer in den Rentengenuß einzutreten pflegen.

Die Activitätsdauer ist bei den Männern durchschnittlich 34, bei den Frauen 27 Jahre.

Um die gewonnenen statistischen Ergebnisse, so mangelhaft sie auch noch sein mögen, nutzbar zu machen für die Rechnungen, die bei einer Invaliden-Unterstützungscasse auszuführen sind, leitet Prof. Heym eine Reihe von Invaliditätswahrscheinlichkeiten für die Altersclassen 20 bis 75 ab, indem er die Invaliditätswahrscheinlichkeiten vom Alter 20 bis 40 gleich 0,002 und die vom Alter 75 gleich 1 oder gleich der Gewißheit annimmt und die Werthe vom Alter 40 bis zur oberen Grenze nach geometrischer Progression ansteigen läßt. In ähnlicher Weise hatte er früher die in seiner, 1863 herausgegebenen Schrift: „Die Kranken- und Invaliden-Versicherung" aufgestellte Reihe der allgemeinen Invaliditäts-Wahrscheinlichkeiten gebildet, für welche er die Wahrscheinlichkeit, im nächsten Jahre invalid zu werden, beim Alter 20 gleich 0,00002, beim Alter 79 gleich 1 annahm, die dazwischen liegenden Werthe mit Hilfe einer geometrischen Progression bestimmte und jedem Werthe mit Ausnahme des letzten noch ein constantes Additionsglied 0,001 hinzufügte. Neben der beschriebenen neuen Reihe der Invaliditätswahrscheinlichkeiten benutzt der Verfasser zur Ausführung der Rechnung die bekannte Mortalitätstafel der 17 englischen Gesellschaften, einen Zinsfuß von 4½% und bedient sich des Weiteren der in seiner obengenannten Schrift und vor dem in der Zeitschrift „Rundschau der Versicherungen", Jahrgang 1855, Bd. V. S. 332 gegebenen Formeln, von denen er selbst bemerkt, daß sie nur eine Näherungsmethode geben, und die streng genommen unzulässig sind. In Nr. 3 der deutschen Versicherungs-Zeitung vom 13. Januar 1876 geht übrigens Dr. Heym, veranlaßt durch einen Angriff abseiten des Herrn Dr. Dienger in der Rundschau (Jahrg. 1875, letztes Heft), auf eine Rechtfertigung derselben insofern ein, als er zeigt, daß diese Formeln zur Zeit und wahrscheinlich noch auf lange Zeit hin hinlängliche Genauigkeit gewähren.

Dr. Heym giebt einen großen Theil des berechneten Zahlenwerkes an, von welchem hier nur die Schlußergebnisse im Auszuge Platz finden mögen. Es sind die jährlichen bis zum Eintritt der Invalidität zahlbaren Beiträge für eine vom Eintritt der Invalidität bis zum Tode zahlbare Rente im Betrage von jährlich 100. Darnach würde ein Bühnenangehöriger, welcher

im Alter von	20	Jahren der Pens.-Casse beitritt, zu zahlen haben	7,560
"	25	"	9,069
"	30	"	11,352
"	35	"	14,813
"	40	"	20,867
"	45	"	29,360
"	50	"	43,371
"	55	"	65,923
"	60	"	103,400

An den Schluß seiner Arbeit stellt der Verfasser einen Mahnruf an die officielle Statistik, mitzuwirken an der Aufstellung von Morbilitäts-, Invaliditäts- und Sterblichkeitstafeln, in welcher Richtung bisher von derselben so gut wie nichts gethan worden sei. Wir können dem Verfasser wol darin beistimmen, doch möchten wir seiner Ansicht entgegentreten, als sei es Sache der amtlichen Bureaux gewesen, eine Sterblichkeitstafel aus den Erfahrungen der deutschen Lebens-Versicherungs-Gesellschaften, wie sie jetzt auf Kosten der letzteren hergestellt werden, zu construiren, um so mehr, als der Herr Verfasser sonst überall als ein Gegner der Einmischung der Behörden in die Thätigkeit der Versicherungsanstalten auftritt. Die amtliche Statistik konnte auch schon um deswillen die Construirung jener Sterblichkeitstafel nicht vornehmen, weil die Veröffentlichungen der Versicherungsgesellschaften über die Sterblichkeit ihrer Versicherten viel zu oberflächlich waren. Erdmann Förster.

— Der erste vollständige Katalog der in der königl. Nationalgalerie in Berlin vereinigten Kunstwerke ist soeben in der Hofbuchhandlung von Mittler u. Sohn in Berlin von dem Director der Galerie Dr. M. Jordan unter dem Titel: „Beschreibendes Verzeichniß der Kunstwerke in der königlichen Nationalgalerie zu Berlin" herausgegeben worden.

Es ist dasselbe mit sorgfältiger Beobachtung der Grundsätze abgefaßt, welche in neuester Zeit namentlich durch den ersten kunstwissenschaftlichen Congreß in Wien 1873 für Katalogisirung öffentlicher Kunstsammlungen festgestellt worden sind. Nach einem kurzen Vorwort folgt die Geschichte der Sammlung. Den Grundstock derselben bildet bekanntlich die als Vermächtniß 1861 an die Krone gelangte werthreiche Sammlung von Gemälden lebender Künstler, welche der 1861 in Berlin verstorbene königlich schwedische und norwegische Consul Wagner mit einem Aufwande von weit über 100,000 Thaler zusammengebracht hat. Der über die 262 Nummern dieser Wagner'schen Sammlung von Dr. G. F. Waagen auf Grund der Mittheilungen des Stifters verfaßte, in wiederholten Auflagen gedruckte Katalog ist als werthvolle Vorarbeit, wenn auch in nothwendig gewordener neuer Fassung benutzt und den betreffenden in die alphabetisch nach den Namen der Meister geordnete Gesammtreihe eingefügten Gemälden aus des Wagner'schen Sammlung sind die Nummern des Waagen'schen Kataloges beigesetzt, so daß sie in diesem leicht aufzufinden sind. Der Beschreibung des Hauses und seines monumentalen Schmuckes schließt sich das beschreibende Verzeichniß der Galerie in drei Abtheilungen an: I. Gemälde 390 Nummern, II. Cartons und Zeichnungen 85 Nummern, III. Bildhauerwerke 16 Nummern.

— Die Zeitschrift des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen „Der Arbeiterfreund" (Verlag von Leonhard Simion in Berlin), redigirt von Professor Dr. Victor Böhmert in Dresden und Professor Dr. Rudolf Gneist in Berlin, ist mit dem eben erschienenen ersten Hefte in seinen 14. Jahrgang getreten. — Das neueste Heft bringt folgende Aufsätze: Die sociale Frage im Reichstage und vor dem Reichskanzler. Von Victor Böhmert. — Ueber Arbeitsleistungen der deutschen Arbeiter. — Die Einkommensverhältnisse der sächsischen Bevölkerung. Von Victor Böhmert. — Briefe an den Herausgeber des Arbeiterfreundes über die englische Arbeiterbewegung. Von Arthur von Studnitz. — Die ökonomische Lage der Arbeiter in Dänemark. Von P. Chr. Hansen. — Monatschronik über die Monate Januar, Februar.

Neues Theater. Schiller's Tragödie „Die Jungfrau von Orleans", in welcher Frau Louise Erhartt am 11. April die Titelrolle spielte, erhebt uns bekanntlich in die Sphäre des Hochromantischen und Ueberirdischen. Die ganze Dichtung bildet eben eine Reihe von Wunderthaten, welche die gottgesendete Jungfrau vollbringt und zwar mit blinden Augen, wie sie selber sagt. Es gehört die in der That wunderbare poetische Redekraft eines Schiller dazu, um ein so kühnes Wagniß auf der Bühne zu unternehmen, die uns keine willenlosen Gestalten, sondern unmittelbar und frei empfindende Menschen darstellen soll, für die wir ein volles Verständniß haben. Es ist natürlich, daß eine theatralische Repräsentantin der geseiten, von einer Glorie umflossenen Streiterin Gottes vorzugsweise jene visionäre Schwärmerei zur Geltung bringen muß, damit wir wenigstens eine Ahnung des Ueberirdischen der ganzen Gestalt empfangen. Das gelang der Frau Erhartt gleich in dem ersten Monologe „Lebt wohl, ihr Berge u. s. w." vollkommen, ja, dieser Monolog war in seiner Steigerung einer fromm verzückten Begeisterung schwerlich noch wirkungsreicher zu sprechen. Die Jungfrau der Künstlerin erschien durchaus in einem romantischen Lichte, und die Vereinigung des Milden mit dem Starken wußte Frau Erhartt in den weitern Acten ebenfalls anschaulich zu versinnlichen, wenn auch nicht immer mit gleichem Glück. Die herrliche Versöhnungsscene auf dem Schlachtfelde zwischen dem Bastard von Orleans und dem Herzog von Burgund hätte wol gegen den Schluß durch die Künstlerin noch einen höheren, die Herzen gewaltig hinreißenden Schwung erhalten können. Ebenso würde der Schluß der sonst so meisterlich schattirten Bewerbungsscene noch gewonnen haben, wenn die Künstlerin in die letzten Verse: „Befiehl, daß man die Kriegsdrommete blase! Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille u. s. w." ein stärkeres Feuer hinein gelegt hätte. Die mächtig hervorbrechende Sehnsucht der Jungfrau, ihr Gemüth von dem lastenden Druck zu befreien, müßte hier wol des Contrastes wegen noch leidenschaftlicher und ergreifender dargestellt werden. Um so packender wirkte dagegen die wunderhafte Scene, wo die Jungfrau mit gotterfüllter Kraft jene schweren Bande, in welche sie gefesselt ist, wie Spinngewebe zerreißt und voll höchster Begeisterung in den Kampf stürzt, um ihre Sendung zu vollenden.

Es wäre aufs Innigste zu wünschen, daß die seltene Künstlerin bald wieder Gelegenheit zur Vorführung classischer Gestalten erhalten möge. Ihre letzte Gastrolle der Pompadour in Brachvogel's „Narziß" konnte als keine würdige Aufgabe erscheinen; auch die vorzüglichste Darstellerin wird nicht im Stande sein, uns für die krankhaft verzerrte und fast an das Parodistische streifende Figur jener Pompadour ein inneres Interesse abzunöthigen.

Dr. W. Buchholz.

—⊙— **Chemnitz**, 11. April. Das am Palmsonntage im hiesigen Casinosaale zum Besten der Orchesterpensionsanstalt abgehaltene Concert unseres Stadtmusikchors war, trotz der dasselbe auszeichnenden Mitwirkung des Herrn Capellmeisters Reinecke aus Leipzig, wol wegen seiner allzunahen Folge auf das zwei Abende vorher erst stattgefundene Abonnementconcert, etwas spärlich besucht. Der geschätzte Gast wurde mit warmem Applaus und Orchestertusch empfangen und spielte mit der von ihm längst bekannten Meisterschaft auf einem herrlichen Blüthner'schen Concertflügel, unter begeisterten Ovationen der Zuhörer, Schumann's ebenso schönes als schwieriges Concertstück in G-dur für Pianoforte mit Orchester, das Larghetto aus Mozart's Krönungsconcert, für Solo von ihm selbst bearbeitet, eine Etude von Chopin, „am Springbrunnen" von R. Schumann, sowie auf stürmisches Verlangen eine Zugabe. Der Director unseres Stadtmusikchores, Hr. Sitt, trug gleichfalls unter vielem Beifall eine Legende für Violine von Wieniawsky mit Ausdruck und sympathischem Tone vor. Von Orchesterwerken bot der Abend außer den bekannten und immer gern gehörten Ouverturen „die Fingalshöhle" von Mendelssohn und „Nachklänge an Ossian" von Gade eine zum ersten Male aufgeführte, von Hrn. Capellmeister Reinecke componirte und dirigirte Symphonie in C-moll, sowie dessen Ouverture zu „Ein Abenteuer Händel's". Die Symphonie, welche aus vier Sätzen besteht und nach Andeutungen auf dem Programm Stimmungen aus dem nordischen Sagenkreise wiedergeben will, trägt — soviel läßt sich nach einmaligem Anhören schon beurtheilen — das Gepräge wohl berechtigten inneren Schaffensdranges und vielfach mit Erfolg gekrönten Ringens des Componisten nach neuen und schönen Gedanken und Formen und erfreut durch frischen Zug organischer Gestaltungskraft; der originellste Satz ist wol der dritte (Intermezzo, in Odins Hain), ausgezeichnet durch eine Reihe neuer, fesselnder melodischer und rhythmischer Motive. Auch die Ouverture desselben Componisten sprach gebührender Maßen sehr an.

Dresden, 12. April. Von dem „Königlich Sächsischen Justizministerial-Blatt" ist Nr. 3 des laufenden Jahrgangs ausgegeben worden. Dieselbe enthält drei Generalverordnungen des K. Justizministeriums: 1) vom 24. März c., betreffend die Beschleunigung der Bekanntmachungen obergerichtlicher Entscheidungen; 2) vom 24. März c., betreffend die Abnahme der Legitimationspapiere nordamerikanischer Staatsangehöriger; 3) vom 31. März c., betreffend Druckformulare zum Musterregister. Ferner eine Bekanntmachung, betreffend die Wahl der Mitglieder der Advocatenkammer zu Zwickau, sowie schließlich Personalsachen des Justizdepartements.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 32. Donnerstag, den 20. April. 1876.

Anton Mitterwurzer.

Nekrolog.

Am 2. April d. J. starb in Döbling bei Wien der pensionirte Hofopern- und Kirchensänger Anton Mitterwurzer, ein langjähriges Mitglied des königl. sächs. Hoftheaters zu Dresden.

In unserer Zeit, in welcher selbst über das kleinste am Theaterhimmel aufgehende Gestirn sich der Regel nach sowol im Publicum, als in der Tagespresse ein Getöse erhebt, wie es nach dem zweiten Theile von Goethe's Faust das Herannahen der Sonne verkündet, mag es auffallend erscheinen, daß von dem nunmehr aus unserer Mitte geschiedenen Künstler selbst in derjenigen Zeit, in welcher seine Künstlerschaft in ihrem Zenith bestand, verhältnißmäßig nur wenig und außerhalb seines Aufenthaltsortes, Dresden, fast gar nicht öffentlich gesprochen wurde. Auch die Conversationslexica und andere, sich mit den Größen der Theaterwelt beschäftigende Bücher erwähnen seiner entweder gar nicht oder bringen doch nur gänzlich Unzulängliches. Es lag dies hauptsächlich in einer eigenthümlichen Bescheidenheit seiner Künstlernatur. An den Aufgaben, die ihm sein Beruf stellte, interessirte ihn immer nur die Sache selbst, nicht der Glanz und Ruhm, der mit seiner Leistung dabei etwa erreicht werden konnte. Nur sehr selten konnte er zu auswärtigen Gastspielen vermocht werden und in der Regel kehrte er von solchen mit bitteren Klagen über das Improvisirte und Unkünstlerische solcher oft nur im Interesse einer einzelnen Rolle hastig eingeschobenen Vorstellungen zurück. Existirte doch, charakteristisch genug, bis vor ganz kurzer Zeit nicht einmal eine Photographie von ihm, und es soll, wie uns versichert worden, auch das jetzt feilgebotene Portrait desselben gegen seinen ausdrücklichen Wunsch in die Oeffentlichkeit gelangt sein.

Auch wir sind daher, indem wir dem Geschiedenen diesen Nachruf widmen, in der Hauptsache auf die allerdings unvergänglichen Eindrücke, die wir von seinen Kunstleistungen empfangen und in treuem Gedächtnisse bewahrt haben, und, was die nachfolgenden dürftigen biographischen Notizen anlangt, auf wenige Reminiscenzen aus seinen eigenen, stets nur ganz zufälligen mündlichen Mittheilungen angewiesen.

Anton Mitterwurzer war gegen das Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts — etwa 1818 oder 1819 — in oder bei Insprucк geboren und hing, wie fast alle Tyroler, warm an seinem schönen Vaterlande. Brachte er doch seine Urlaubszeit am liebsten, und wol auch am häufigsten, in seinen heimathlichen Bergen zu. Zur Beschäftigung mit Musik war er, wie so viele in Oesterreich geborene Sänger, hauptsächlich durch die jugendliche Beschäftigung als Chorknabe beim Gottesdienste hingeleitet worden. Auch für seinen Lebensberuf war dies entscheidend geworden. Doch hatte er anfänglich beabsichtigt, sich zum Violinisten auszubilden. So viel wir wissen, war es diese Absicht gewesen, welche ihn nach Wien und in Verbindung mit dortigen Theatern gebracht hatte. Sehr deutlich erinnern wir uns einer Gelegenheit, bei welcher er die Eindrücke schilderte, welche auf sein jugendliches Denken und Empfinden die großen Leistungen der damaligen Koryphäen des königl. kaiserl. Burgtheaters, namentlich und ganz besonders aber Ludwig Löwe's, gemacht hatten. Mit diesem Letzteren war er auch bereits damals in persönliche Berührung gekommen, und dieser war es auch, der zuerst das große, Mitterwurzer'n innewohnende Darstellungstalent erkannte, ihn ganz für das recitirende Schauspiel zu gewinnen suchte und ihn zu seinem Nachfolger im Heldenfach zu erziehen und auszubilden versprach. Da L. Löwe, wie bekanntlich auch Laube zu erfahren hatte, selbst hochbetagt, keine seiner berühmteren Rollen gutwillig aufgab, lachte Mitterwurzer noch im Anfang der fünfziger Jahre herzlich darüber, wie lange er würde haben warten müssen, wenn er jenen Vorschlägen Glauben schenken und bis zu dem freiwilligen Rücktritt seines Lehrmeisters hätte in Unthätigkeit verharren sollen.

Wir wissen nicht, ob und inwieweit äußere Verhältnisse dabei mitgewirkt, jedenfalls aber waren es die Wiener Theatereindrücke, welche den Jüngling bestimmten, sich ganz der theatralischen Laufbahn zu widmen. Er begann dieselbe, jedoch nicht als Sänger, sondern, wenigstens vornehmlich, als Schauspieler und zwar bei einer durch die Städte seines Heimathlandes wandernden Gesellschaft. Die Zustände bei dieser Truppe und das schon damals im übrigen Deutschland längst verschwundene Repertoir derselben konnte der Künstler nicht wunderlich genug schildern, und wir erinnern uns namentlich der Aeußerung, daß er das, gegenwärtig noch bei einigen Reitertruppen zu der Ausführung equestrischer Evolutionen benutzte Machwerk: die Räuber in den Abruzzen, als eines der gediegeneren und bessern der damals von ihm gespielten Dramen bezeichnete.

Die Wanderungen jener Gesellschaft hatten ihn auch in die Nähe von München geführt und ihn veranlaßt, sich in diese Residenz zu begeben und sich dem damaligen Leiter des dortigen Hoftheaters, Theodor v. Küstner, dem früheren Leiter des Leipziger Stadttheaters und spätern Intendanten der Berliner Hofbühnen, persönlich vorzustellen.

Das ist zweifellos der Wendepunkt in seinem Lebenslaufe, in seiner künstlerischen Entwickelung. Der bewährte Dramaturg erkannte schon damals die bevorzugte Begabung des Jünglings für die theatralische Laufbahn, namentlich und insbesondere für die Oper. Scheiterte auch der Versuch desselben, die heranwachsende Kraft, wenn nicht sofort, doch wenigstens für die Zukunft für München zu gewinnen, theils an dem Umstande, daß dem jungen Mann eben nur an einer sofortigen Befreiung aus den zeitherigen Zuständen, an einem schnellen Eintritte in eine geregelte Thätigkeit gelegen sein konnte, das Münchener Hoftheater aber damals eine bezügliche Vacanz nicht darbot, theils an einer gewissen persönlichen Antipathie desselben, die er seinem Protector gegenüber niemals zu überwinden vermochte und die ihn z. B. auch die wiederholten Anerbietungen zu Gastspielen in der

Isarstadt so lange, als jener noch an der Spitze der dasigen Theater blieb, consequent ablehnen ließ, so erlangte er doch bei dieser Gelegenheit Empfehlungen an Leipziger Künstler und Kunstfreunde. Wenn auch die Mehrzahl derselben keinen weiteren Erfolg hatte, als daß er sich in Leipzig wohl aufgenommen sah, so war unter selbigen doch auch eine Empfehlung an den damals die Leipziger Musikwelt beherrschenden Felix Mendelssohn-Bartholdy. Mit dem großen, damals selbst noch jugendlichen Meister in nähere Berührung zu kommen, war für den strebenden, musikalisch aber bereits vollständig durchbildeten, seiner Kunst mit ganzer Seele ergebenen Künstler schon an sich ein höchst erfreuliches Ereigniß. Mendelssohn fand aber auch Gelegenheit, den Sänger bei einer in jene Tage fallenden Aufführung seines Paulus zu beschäftigen und so die Stimmmittel und Vortragsweise desselben kennen zu lernen. Auch er erkannte sofort, daß angeborenes Talent und bisherige Ausbildung seiner Mittel denselben auf das Theater anwiesen und empfahl ihn deshalb an das damals in höchster Blüthe stehende Hoftheater zu Dresden, insbesondere an die damaligen Hofcapellmeister Fr. Morlacchi und C. G. Reißiger, die ihm denn auch das Engagement erwirkten, das er am 1. April 1839 mit der Rolle des Jägers in Conradin Kreutzer's Nachtlager von Granada antrat und dem er, mit mannichfachen Veränderungen im Einzelnen natürlich, bis zum Schlusse seiner Künstlerlaufbahn treu geblieben ist.

Allerdings mußte er auch in Dresden sozusagen von der Pike herauf dienen. Nur Nebenrollen, und zwar sowol im Schauspiel als in der Oper, wurden ihm anfänglich zu Theil und er hatte daher auch, wie die meisten Künstler, welche das Publicum zuerst in untergeordneter Stellung hat wirken sehen, längere Zeit mit mannichfachen Vorurtheilen zu kämpfen. Noch als mit Beginn des Jahres 1843 Richard Wagner seinen fliegenden Holländer in Dresden zur erstmaligen Aufführung brachte, wagte die Direction nicht, dem Anfänger diese gleichsam für ihn geschriebene Titel-Partie, in welcher er später seine größten Triumphe feierte, anzuvertrauen. Auch um die Uebertragung der Rolle des Don Juan mußte er Jahre lang vergeblich werben. Die ersten Partien, in denen sein herrlicher Bariton und sein hervorragendes Darstellungstalent zu allgemeinerer Anerkennung gelangte, waren die Rolle des Bettlers in Raimund's und Conradin Kreutzer's Verschwender, die des Czaren in Lortzing's Czar und Zimmermann, und die entsprechende Partie in dessen beiden Schützen. So wenig er damals die Aengstlichkeit der Direction gebilligt haben mag, sicherlich war die anhaltende Beschäftigung in sogenannten Spielrollen auch für seine späteren Leistungen von höchst günstigem Einfluß. Selten wird selbst ein großer Schauspieler durch seine Darstellung größere und tiefere Eindrücke erzielen, als Mitterwurzer z. B. als Micheli im Wasserträger, als Simeon in Jacob und seine Söhne, als kranker Müller in Ferd. Hiller's Traum in der Christnacht (Raupach's Müller und sein Kind), als Chorführer in der Antigone hervorbrachte. Das ergiebigste Feld seiner künstlerischen Bedeutung fand er aber in den romantischen Partien der Opern Heinrich Marschner's, im Hans Heiling, im Templer und der Jüdin und im Vampyr, in welchen er Gestalten schuf, die von keinem andern Künstler jemals übertroffen werden können. An sie schließen sich vor Allem Lysiart in Euryanthe und die zum Theil direct für ihn und sein Talent geschriebenen großen Bariton-Partien in Rich. Wagner's Opern, Wolfram von Eschinbach im Tannhäuser, Tellramund im Lohengrin und der bereits erwähnte fliegende Holländer an. In der That glauben wir nicht, daß es einen besseren „Wagnersänger" gegeben hat und geben kann, als Mitterwurzer war. Sehr deutlich erinnern wir uns, wie das der Componist selbst am Morgen des 20. October 1845, d. h. an dem Tage nach der ersten Aufführung, welche sein Tannhäuser überhaupt erlebt, aussprach. Auch gewann derselbe diesen Sänger für die erste Aufführung von Tristan und Isolde am Münchner Hoftheater. Und wer desselben Tondichters Meistersingern von Nürnberg bei einer der ersten drei Vorstellungen dieses Musik-Dramas in Dresden beigewohnt, dem wird schwerlich jemals ein Darsteller des Hans Sachs genügen. Die Scene, in welcher die zum Feste aufziehenden Sänger ihren Meistern huldigen, gestaltete sich durch die Repräsentation des letzteren von Seiten eines solchen Meisters geradezu zu einer Huldigung für seine Künstlerschaft und machte so, obgleich damals wol Niemand ahnte, daß man es so ziemlich mit seinem Schwanengesang zu thun haben sollte, einen ebenso unbeschreiblichen als unvergeßlichen Eindruck. Wenn wir aber Mitterwurzer als einen der größten Wagner-Sänger bezeichnet haben, so wollen wir dabei namentlich darauf Gewicht legen, daß er nicht, wie so viele, die wir nach ihm in solchen Rollen gesehen, sein Werk mit der Repräsentation und der Durchführung des darzustellenden Charakters oder etwa mit einer deutlichen Aussprache der allerdings schon an sich schönen Textesworte für abgethan ansah, sondern daß er eben auch ein durch und durch musikalischer Sänger war und dies auch hier zur Geltung brachte. Waren doch Don Juan, der Graf in Figaro, Guglielmo in Cosi fan tutte, Pizarro in Fidelio, Orest in der Taurischen und Agamemnon in der Iphigenia in Aulis, Tristan in Jessonda, Tell in Rossini's gleichnamiger Oper kaum minder hochstehende Leistungen eines Künstlers ersten Ranges, wie er denn auch in Werken der modernen Italiener und Franzosen, z. B. als Asthon in der Lucia, als Herzog in Lucretia Borgia, als König in der Favoritin, als Pietro in der Stummen von Portici, als Graf Oberthal im Propheten, ja selbst in dem von ihm stets nur mit dem entschiedensten Widerwillen gegebenen Nebucadnezar Verdi's höchst Bedeutendes leistete. Als ganz besonders hervorragende Leistungen müssen wir aber noch Telasko in Spontini's Cortez und ganz vorzüglich Cinna in dessen Vestalin hervorheben. Wer ihn das Eingangs-Recitativ und das darauffolgende Duett in der zuletzt genannten Oper im Verein mit Tichatscheck hat vortragen hören, wird das sicherlich Zeit seines Lebens nicht vergessen.

Die Stimme Mitterwurzer's war, wie wir uns überzeugt halten, eigentlicher Baß. In früheren Jahren brachte er auch Rollen, wie die des Eremiten im Freischütz und des ersten Sprechers in der Zauberflöte, welche ziemlich tief liegen, zu vollster Geltung. Später als der Stuttgarter Baritonist Pischeck großes und wohlverdientes Aufsehen durch Production einer Tonlage, die fast schon dem Tenor angehörte, erregte, reizte dies unseren Sänger zur Nachahmung an und ältere Theatergänger werden sich wol noch erinnern, wie derselbe namentlich in der Partie des Camoens in Donizetti's Don Sebastian das Publicum durch das gelungene Anschlagen einer Höhe überraschte, die bis dahin schwerlich Jemand bei ihm erwartet hatte. Auch erinnern wir uns noch sehr wohl, wie er selbst in jenen Tagen eines emsigen Studiums schwer darüber klagte, wenn ihm gleichzeitig Partien einer besonders tiefen Lage angesonnen wurden.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit M.'s war es, daß er nur ungern Partien übernahm, in denen es auf einen komischen Effect ankam. Den Chalifen von Bagdad in Boieldieu's Oper, den die Direction von ihm dargestellt wünschte, weigerte er sich constant zu übernehmen. Auch die sonst von allen Baritonisten lebhaft begehrte Rolle des Figaro in Rossini's Barbier wußte er Jahre lang von sich fern zu halten, obgleich er später gerade in dieser Partie, sowie in der des Herren Fluth in Nicolai's lustigen Weibern den lautesten und wohlverdientesten Beifall fand. Auch war es nicht sowol ein Mißtrauen, das er in seine Fähigkeit, komisch zu wirken, setzte, als Mangel an persönlichem Interesse für die künstlerische Lösung derartiger Aufgaben. So heiter und gemüthlich M. im geselligen Verkehr sein konnte, so war doch

seine Künstlernatur entschieden ernst angelegt und zog ihn vornehmlich zu der Gestaltung romantischer, tragischer, am liebsten dämonischer Charaktere hin. Doch gelangen ihm auch Gestalten, bei denen es auf den prägnanten Ausdruck einer edlen Gesinnung ankam, ganz vorzüglich und selten wird ein Sänger mit an sich kleineren Partien, wie mit der des Königs in der Favoritin, oder des Grafen Nevers in Meyerbeer's Hugenotten einen so tiefen Eindruck hervorgebracht haben, wie er. Dagegen wiederholte sich bei ihm die Beobachtung, die uns Ludwig Tieck von dem großen Fleck erhalten hat, daß während das Edle so das eigenste Wesen seiner Kunstschöpfungen war, daß Fürsten von ihm wandeln, stehen und sitzen lernen konnten, das blos Vornehme, wenn es, wie in der Rolle des Grafen in der Nachtwandlerin und des im Wildschütz oder in der des Marquese im schwarzen Domino vorherrschen mußte, ihm weniger zu Gebote stand. Selten dürfte es überhaupt einen Künstler gegeben haben, der es mit seinem Berufe ernster genommen, wie M. Vor der Ausführung einer größeren Rolle, die er, um es mit dem technischen Ausdruck zu bezeichnen, zu creiren hatte, war er immer still, unumgänglich und verschlossen, in den letzten Tagen gewöhnlich für Niemanden sichtbar und an Vorstellungstagen hinter den Coulissen, wie die Collegen häufig klagten, geradezu unnahbar. Bekannt ist auch die Thatsache, daß bei den ersten Vorstellungen des Tannhäuser seine Nerven dergestalt aufgeregt waren, daß er in der Pause zwischen dem zweiten und dritten Acte in heftiges krampfhaftes Weinen ausbrach und seine Umgebung längere Zeit daran zweifelte, daß er die Partie würde zu Ende führen können. Der Eifer, ja die Leidenschaftlichkeit, mit der er jeder Zeit seiner Aufgabe gerecht zu werden strebte, führten auch dahin, daß sich sein Gesang, wenn wir einen sehr strengen Maßstab anlegen, nicht eigentlich zum Concertvortrag eignete. Lieder in Concerten sang er stets ungern, wol wissend, daß sein Vortrag leicht zu dramatisch, zu lebhaft werde. Doch wirkte er auch im Kirchengesang, sowie namentlich in Oratorien, — wir erinnern namentlich an seine Leistung als Adam in der Schöpfung und als Elias in Mendelssohn's Oratorium, welcher Partie er ein ganz besonderes Studium gewidmet hatte, — jeder Zeit mit Auszeichnung und das kurze, aber für die Verbindung des vocalen Schlusses mit dem orchestralen Theile dieses Riesenwerkes so höchst wichtige Recitativ in Beethoven's neunter Symphonie (Ihr Freunde, nicht diese Töne 2c.) werden wir wol schwerlich je wieder so vortragen hören, wie von ihm. Sehr gerühmt wurde auch sein Vortrag der Partie des Mephistopheles in der Faustsymphonie von Hector Berlioz; doch können wir hierüber nicht aus eigener Erfahrung urtheilen.

Schon während des Einstudirens der Partie des alten Bergmanns in v. Holstein's Haideschacht hatte er vielfach mit Unpäßlichkeiten zu kämpfen und, so trefflich er auch diese Partie noch durchführte, so war doch schon dabei eine gewisse Anstrengung, ein zeitweiliges Ermatten der Stimmmittel unverkennbar. Diese Rolle und die des Hans Sachs in den Meistersingern von Nürnberg waren aber die letzten, die er geschaffen. Schon während der Proben zu der zuletzt genannten Oper und dann wieder nach der dritten Vorstellung derselben erkrankte er dergestalt, daß wiederholt an seiner völligen Genesung gezweifelt wurde.

Kurze Zeit nach dem Brande des Semper'schen Hoftheaters wurde M. pensionirt. Zahlreiche Verehrer seiner Künstlerschaft und alle seine Freunde beklagten diesen Verlust sehr lebhaft und bestritten häufig auch die Nothwendigkeit dieser Maßregel. Wir unsererseits müssen bestätigen, daß die Durchführung der Partie des fliegenden Holländers in einer der letzten Vorstellungen, die noch in dem untergegangenen Kunsttempel stattfanden, zu dem Vollendetsten gehörte, was wir nicht blos von ihm, sondern überhaupt auf jener sonst so berühmten Opernbühne gehört haben. Dagegen müssen wir aber auch bekennen, daß uns bei einer kurze Zeit nach jenem Brande stattfindenden Aufführung von Mendelssohn's Paulus seine Stimme dergestalt angegriffen erschien, daß wir wiederholt an der Möglichkeit einer Durchführung dieser Partie zweifelten. Jedenfalls, — und das wurde selbst in den ihm nahestehenden Kreisen zugegeben — war er, wenn auch erst in Beginn der fünfziger Jahre stehend, zu jenem Zeitpunkte physisch nicht mehr in der Lage, für eine feste Einhaltung des regelmäßigen Repertoirs einstehen zu können. Es ist uns versichert worden, daß er von dem Tage seiner Pensionirung an das Theater, auf dem er so große Triumphe gefeiert und dem er sein ganzes Leben gewidmet hatte, nicht wieder betreten habe. Als Kirchensänger hat er jedoch noch einige Zeit fleißig mitgewirkt. Für sein Andenken ist es jedenfalls von Vortheil, daß er noch bei seinem Scheiden Meisterwerke ersten Ranges zu schaffen im Stande war und somit gleichsam auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Wirkens vom Schauplatz seiner Größe abgetreten ist.

Bald darauf wurde er von jener Krankheit befallen, die, nach dem Tode seiner Gattin, der früher am Königstädtischen Theater zu Berlin und dann in Dresden am k. Hoftheater langjährig wirkenden Schauspielerin Nanny Herold, seinen einzigen Sohn, dermalen ein vorzügliches Mitglied des k. k. Hofburgtheaters in Wien, bestimmte, ihn von hier wegzunehmen und zu seiner Heilung an den Ort, an welchem er verschieden, zu bringen.

So ist er denn als der Zweite jener großen Trias, so ist der, welcher neben einer Schröder-Devrient und einem Josef Tichatschek jene Glanzperiode der Dresdner Hofoper mit begründete, welche dieses Theater allen concurrirenden Anstalten voranstellte, und den Ruhm desselben durch die ganze gebildete Welt verbreitete, aus unserer Mitte geschieden! Und da ist es uns denn, denen es vergönnt war, sein Wirken von den ersten vielversprechenden Anfängen an bis zu seinem frühzeitigen Abschluß zu bewundern, wie dem Verfasser einer kleineren, 1869 erschienenen Broschüre (Das Dresdner Hoftheater 1862—1869, Blätter der Erinnerung von Albert Möser) Herzensbedürfniß, in erster Linie und vor Allem dem vieltheuren Sänger das aufrichtigste Entzücken über seine gesammten Leistungen über das Grab hinaus nachzurufen und seinen Manen noch einmal zu danken für die Fülle des Genusses, der Rührung und Erhebung, die durch ihn während eines langen Zeitraumes in unzähligen Wiederholungen allen Theaterfreunden zu Theil geworden ist.

\# Ernst Wilhelm Hengstenberg. Sein Leben und Wirken nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von Johannes Bachmann, der Theologie Doctor und ordentlichem Professor und Universitätsprediger zu Rostock. Erster Band. Gütersloh, Bertelsmann 1876. 374 S. — Dem Verfasser hat eine außerordentliche Fülle handschriftlicher Quellen über das Leben des Professors Hengstenberg zu Gebote gestanden; von allen Familiengliedern sind ihm die aufbewahrten Briefwechsel zur Benutzung hingegeben, so daß in dem vorliegenden ersten Bande die verba ipsissima der Quellenschriften von der eigenen Rede des Verfassers gleichsam nur hin und wieder unterbrochen werden, — womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß auch zusammenhängende Darstellungen von Bachmann's Hand dazwischentreten, meist historische Bilder aus der theologischen Entwicklungsgeschichte unsers Jahrhunderts, denen man eingehendes Verständniß und umsichtige Beurtheilung nicht absprechen wird. Es versteht sich, daß jenes Vorherrschen des Quellenmäßigen, so zu sagen, das autobiographische Element in dieser Biographie, dem Zwecke des Buches äußerst förderlich ist. Hengsten-

berg — aus einer alten Dortmunder Patrizierfamilie entsprossen, Sohn eines rationalistischen Predigers erst zu Fröndenberg, dann zu Wetter — tritt uns von dem Augenblicke an, wo er das väterliche Haus verläßt, um in Bonn zu studiren — auf das Lebenvollste entgegen. Mit der Idee, Professor zu werden, ging er 1819 nach dem neugegründeten Musensitze, und seine Studien waren dazu angethan, ihn einem solchen ideellen Ziele, das so manchem jugendlichen Gemüthe bald verschwimmt, täglich reell näher zu führen. Wir erinnern uns keiner Gelehrten-Biographie, die uns in dem jugendlichen Alter zwischen dem 17. und dem 20. Jahre ein so festes, zweckbewußtes, auf fester, breiter Basis begründetes Studiren vor Augen gestellt hätte. Er beschäftigte sich mit der systematischen Theologie eigentlich gar nicht. Vorherrschend Orientalist, widmete er auch der classischen Philologie, der Geschichte und der Philosophie ernste Studien, aber mehr und mehr mit der klaren Absicht, diese Wissenschaften nur als Vorstufen für die Wissenschaft der Theologie sich dienen zu lassen. Dabei war er Mitglied der Burschenschaft, dem Studentenleben lebhaft zugewandt, und wie wenig der junge Student auf dem theologischen Standpunkte stand, den später der Berliner Professor einnahm, mag daraus erhellen, daß er seiner Mutter die „Stunden der Andacht" zu Weihnachten (oder zum Geburtstage) schenkte. Auch in seinem Verkehr war er so wenig exclusiv, daß er z. B. mit Hoffmann von Fallersleben in freundschaftlichen Berührungen stand. Erst in Basel, wo Hengstenberg sich als Doctor der Philosophie ein Jahr aufhielt, um einem jungen Schweizer Gelehrten Anleitung in orientalibus zu geben, entwickelte sich eine ernstere Richtung in ihm, die noch mehr hervortrat, als er 1825 nach Berlin gegangen war, um sich als Privatdocent für orientalische Sprachen erst in der philosophischen, dann, nachdem er Licentiat der Theologie geworden, auch in der theologischen Facultät zu habilitiren. Hier wären ihm die Wege gebahnt gewesen, wenn er in das Hegel'sche Fahrwasser hätte einmünden wollen. Gestützt auf seine Tüchtigkeit und den Beifall, den seine Vorlesungen fanden, wohlwollend gefördert von Neander und Strauß und von Eylert, der seines Vaters Freund war, drang er auch so hindurch und war schon nach wenig mehr als einem Jahre außerordentlicher Professor der Theologie, — freilich ohne Gehalt, denn „der betreffende Fonds war erschöpft".

—ψ—. **Ueber das Seelenleben der Thiere. Thatsachen und Betrachtungen. Von Maximilian Perty. Zweite umgearbeitete, sehr bereicherte Auflage. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1876.** Auf den thatsächlichen und wohlbegründeten Ergebnissen der neueren Naturforschung fußend und deren Ansprüchen in besonnener Weise Rechnung tragend, tritt der Verfasser ebengenannten Werkes zugleich jenen Ausschreitungen entgegen, welche die moderne Wissenschaft sehr zu ihrem Nachtheil im Gefolge hat. Dabei hat er stets den größeren Kreis der Gebildeten im Auge, so daß er statt weitläufiger, theoretischer Untersuchungen über die Thierseele der einfachen Darlegung der Thatsachen den Vorzug giebt, indem er, so weit als möglich, die Thiere nach ihrem Leben und ihren Sitten dem Leser vorführt, da doch nur aus diesen auf die psychische Beschaffenheit geschlossen werden kann. Dabei hat Perty, neben der Erkenntniß der thierischen Psyche, immer auch einen praktischen Zweck vor Augen, nämlich den, durch eine erweiterte und verbesserte Erkenntniß der Thierseelen eine schonendere Behandlung der Thiere herbeiführen zu helfen, welche nicht nur durch materielle Interessen, sondern ebenso sehr durch die sittliche Forderung humaner Bethätigung auch den Thieren gegenüber geboten ist. Diese ethische Seite ist es vorzugsweise, welche, wie allen Werken Perty's, auch dem vorliegenden einen besonderen Werth verleiht, mag der Verfasser dadurch auch nicht immer mit den Auslegern und Deutern der Naturerscheinungen nach modernem Schnitt übereinstimmen. Derselbe beginnt mit einer historischen Einleitung, von den Israeliten, von Thales und Aristoteles ausgehend, zeigt er uns weiter, was sowol das Mittelalter wie die Neuzeit über das Seelenleben der Thiere geforscht und gedacht hat. Hieran schließen sich die selbständigen Beobachtungen und Untersuchungen Perty's über die Thierseele, welche er mit einem Vergleich der Menschen- und Thierseele beginnt. Verfasser ist, entgegen der tonangebenden neueren Physiologie, entschiedener Dualist. Seele überhaupt — hebt er ausdrücklich hervor — nennen wir bekanntlich das, was in uns empfindet, denkt und will, Verrichtungen, welche von den körperlichen verschieden sind und das eigene Leben der Seele ausmachen, die aber mit dem Körper aus einem gemeinschaftlichen Grunde sich entwickelt, und in ihrer sinnlichen Erscheinung und räumlich-zeitlichem Leben an ihn gebunden ist. Jede Seele ist ein einheitliches, in sich geschlossenes, specifisch und individuell charakterisirtes Wesen, mit welcher Ansicht Perty wol vielfach bei Naturforschern wie Philosophen Anstoß erregen wird. Man kann nicht leugnen — fährt dann Perty fort — daß der Seele ein Vermögen der Selbstbestimmung zukommt, daß sie von sich aus Empfindungen, Bewegungen, Vorstellungen hervorrufen kann. Lassen wir bei der innigen Verbindung, in welcher das geistige und leibliche Leben stehen, die Annahme gelten, daß was im Leibe als organischer Proceß vor sich geht, daß die Zustände der Organe, die Stimmung, Bewegung und Beschaffenheit des Blutes und Nervenprincipes sich in der Seele als Empfindungen und Vorstellungen abspiegeln, so bleibt immerhin, und hierin müssen wir dem Verfasser vollkommen Recht geben, ein besonderes Gebiet, das unabhängig vom Körperleben ist, und in dem die Seele ihre eigene Heimath hat. So läßt Perty nun auch das thierische Seelenleben nicht vollkommen im Körper aufgehen, oder lediglich nur als Product oder als die blos nach innen gewandte Seite des letzteren gelten. Der Ansicht von Wundt entgegen, der zwischen Thier- und Menschenseele keinen principiellen Unterschied annimmt, erkennt Perty einen solchen, wenn er es auch nicht direct ausspricht, denn was heißt es in Wirklichkeit anders, wenn er sagt: Stimmen Thier- und Menschenseelen auch in ihren Grundverhältnissen, so bestehen immerhin zwischen beiden sehr wesentliche Unterschiede, die so in die Augen fallend sind, daß es wenig darauf ankommt, ob man sie von einer principiellen oder nur gradweisen Verschiedenheit beider ableiten will. Es ist dies eine contradictio in adjecto; denn was ist es anders, wenn zwar eine principielle Uebereinstimmung der Menschen- und Thierseele zugestanden, dabei aber eine so große gradweise Verschiedenheit angenommen wird, die im Wesen einem principiellen Unterschiede gleichkommt, wie ja auch ganz entschieden aus den weiteren Worten des Verfassers hervorgeht, wenn er zu weiterer Ausführung des Gesagten hinzufügt, daß die Verschiedenheit so bedeutend sei, daß sie beim Menschen unvergleichlich höhere Erscheinungen zu bewirken vermöge, als bei den Thieren, eine Verschiedenheit, die, wenn auch nicht der logischen Bestimmung, doch dem Werthe nach einer principiellen Differenz gleichkomme. Sollte aber nun bei Principienfragen, wo es nicht auf den concreten, sondern abstracten Werth ankommt, nicht vor allen Dingen die Logik das Recht haben, die Entscheidung zu geben? Es würde uns hier zu weit führen, auf diese Fragen näher einzugehen, und bemerken wir nur noch, daß im weiteren Verlauf der Darstellung der Verfasser alle Seiten des thierischen Seelenlebens uns vorführt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 33. Sonntag, den 23. April. 1876.

Geschichte des Königlich Sächsischen Militair-St.-Heinrichsordens im 18. Jahrhundert.

Wenn auch in neuerer Zeit der Werth und die Bedeutung der Ordensdecorationen, Dank der in nicht wenigen Staaten zur Regel gewordenen allzufreigebigen Verleihung derselben, nicht eben im Steigen begriffen ist, so haben sich doch die ausschließlich für militairische Verdienste bestimmten Orden die Popularität ziemlich ungeschmäleet bewahrt, welche in allen Ständen der bei ihren Inhabern vorauszusetzenden persönlichen Tapferkeit von jeher so bereitwillig als Preis zugestanden worden ist. Wir sehen dies nicht blos in Rußland, wo im letzten Monat des verflossenen Jahres noch das große Ordensfest des St. Georgenordens als Nationalfeier begangen wurde, auf welche sich die Augen von ganz Europa richteten, wir bemerken dasselbe in Preußen, wo der von dem großen Friedrich gestiftete Pour le mérite das Ziel des höchsten militairischen Ehrgeizes und das blos im Kampfe gegen den Erbfeind des Vaterlandes zu erwerbende eiserne Kreuz gewissermaßen ein heiliges Symbol geworden ist, und ferner auch in Oesterreich, wo der von Marien Theresien ins Leben gerufene und nach ihr benannte Militairorden, durch eine eherne Mauer strenger Statuten gegen die Abnutzung seines Werthes gesichert, durch alle Zeiten ein über jeden Zweifel erhabenes Kennzeichen des ächten Soldatenmuthes geblieben ist. Aber auch bei uns in Sachsen hat sich das hellblaue Band des Militair-St.-Heinrichsordens, gleichviel ob es den schlichten Sonntagsrock des Arbeiters oder die goldgestickte Uniform des Generals schmückt, bei Heer und Volk ungetheilter Sympathien zu erfreuen, welche beweisen, daß man sich bei der ebenso gerechten, als maßvollen Vertheilung dieses nur für Verdienste im Kriege bestimmten Ordens bisher stets auf dem richtigen Wege befunden hat. Besonders der junge, angehende Soldat blickt mit achtungsvoller Verehrung auf die Besitzer dieses schönen Ehrenzeichens, welches ihm die stolzesten Tage der vaterländischen Geschichte ins Gedächtniß ruft, und manches stille Gelübde mag schon angesichts dieses Kreuzes in treuer Soldatenbrust abgelegt worden sein, welches später auf blutiger Wahlstatt seine Erfüllung fand.

Seinen Statuten und seiner Devise „virtuti in bello" gemäß soll der Heinrichsorden die Tapfersten unter den Tapfern kennzeichnen, die edelste Aufopferung, die männlichsten Thaten belohnen, und wenn er bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen diesen Zweck wenigstens insofern nicht vollständig zu erreichen vermag, als nur zu häufig gerade die Handlungen der reinsten, uneigennützigsten Selbstverleugnung dem Könige und dem Vaterlande unbemerkt und daher auch unbelohnt bleiben, so wird diese Betrachtung in den Augen des wahren Patrioten doch der hohen Bedeutung des Ordens nimmermehr Eintrag thun können.

Unter den sächsischen Ehrenzeichen nimmt der St. Heinrichsorden seinen Rang unmittelbar nach dem 1807 gestifteten königlichen Hausorden der Rautenkrone ein, ist aber der älteste von allen sächsischen Orden; denn seine Stiftung fand bereits unter dem Könige August III., Kurfürsten von Sachsen, an dessen 40. Geburtstage den 7. October 1736 zu Schloß Hubertusburg, seinem von ihm erbauten Lieblingssitze, statt.

Seinen Namen führt der Heinrichsorden zu Ehren des letzten Kaisers aus dem sächsischen Stamme, Heinrich's II., welcher vom Papste Eugen III. canonisirt, auch der Heilige benannt wird. Die äußere Form des ersten Ordenszeichens, welches damals von allen Inhabern gleichmäßig an einem carmoisinrothen Bande mit silbernen Streifen längs der Ränder im dritten Knopfloche an der Brust getragen wurde, war wie noch jetzt ein achteckiger, jedoch rothemaillirter Stern, welcher vorn im Herzschilde das Bildniß des Kaisers Heinrich und an den Ecken die Chiffre A. III. R. (Augustus III. Rex) führte; innerhalb der eingehenden Winkel des Sterns befanden sich vier weiße Adler. Die Rückseite trug die Inschrift: „Pietate et virtute bellica", während in den Ecken die gekreuzten Kurschwerter angebracht waren.

Der königliche Stifter hatte, als er an dem erwähnten Tage auf seinem Jagdschlosse die Glückwünsche des Hofes und der höchsten Staatsbeamten entgegennahm, diese Decoration angelegt und befestigte das Kreuz an der Brust des damaligen Kurprinzen Friedrich Christian, worauf noch sieben anwesende Generale dasselbe aus der Hand des Monarchen empfingen. An demselben Tage erfolgte vermittelst Decretes die Verleihung des St. Heinrichsordens noch an die beiden andern Söhne des Königs und einige Generale, so daß im Ganzen 18 Decorationen gewährt wurden.

Wir glauben dem Leser einen nicht unwillkommenen Blick auf den damaligen Militairstaat Sachsen zu bieten und ihn unter die bedeutendsten Persönlichkeiten desselben einzuführen, wenn wir im Nachstehenden nicht nur ein Verzeichniß dieser ersten Ritter mittheilen, sondern auch die Namen derselben unter vorzugsweiser Berücksichtigung der vaterländischen Verhältnisse mit einigen biographischen Notizen begleiten. Ein den betreffenden Namen vorgesetztes Sternchen bezeichnet diejenigen Ritter, welchen die Decoration am Stiftungstage in Gegenwart des Königs eingehändigt wurde.

Oberhaupt:

August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen.

Ritter:

*1) Friedrich Christian, Kurprinz von Sachsen und Königl. Prinz von Polen, damals 14 Jahre alt.

2) Franz Xavier und

3) Karl Christian, Königliche Prinzen von Polen und Herzöge zu Sachsen, von denen der Erstere, damals 6 Jahre alt, später im 7jährigen Kriege das sächsische Hilfscorps im französischen Solde commandirte, während der Minderjährigkeit seines Neffen, des Kurfürsten, späteren Königs, Friedrich August von 1763 bis 1768 die Regierung Sachsens verwaltete und 1806 in Zabeltitz starb, Letzterer, zu jener Zeit 3 Jahre alt, 1758 den Titel Herzog von Kurland annahm und zuletzt bis zu seinem Tode 1796 das vom Feldmarschall Wackerbarth er-

baute Palais am Zeughause in Dresden bewohnte, welches noch jetzt nach ihm das kurländische Palais genannt wird.

4) Johann Adolf Herzog zu Sachsen-Weißenfels und Querfurth, polnischer und kursächsischer General-Feldmarschall, welcher, 1685 geboren, am 28. Juni 1736 seinem Bruder Christian in der Regierung der sächsischen Nebenlinie gefolgt war. Das Haus Weißenfels hatte schon in der Person des Herzogs Christian, welcher als Feldmarschall-Lieutenant 1689 bei der Belagerung von Mainz gefallen war, der kursächsischen Armee einen tüchtigen Führer gegeben. Johann Adolf machte in frühem Alter als Capitain an der Spitze des Querfurth'schen Reichscontingents den Feldzug 1702 am Rhein mit und trat dann in hessenkasselsche Dienste, in welchen er sich an der Spitze eines Reiterregiments besonders in der Schlacht bei Malplaquet auszeichnete.

König August II. zog ihn hierauf als Generalmajor in seine Armee und sendete ihn nach Polen, von wo aus er sich bei den Operationen 1711 bis 13 in Pommern, Mecklenburg und Holstein betheiligte und besonders bei der Belagerung von Stralsund die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, was seine Beförderung zum General-Lieutenant zur Folge hatte und ihm den polnischen weißen Adlerorden*) eintrug. 1716 stand er gegen die polnische Insurrection im Felde und im folgenden Jahre führte er ein Hilfscorps von 6000 Mann zur kaiserlichen Armee nach Ungarn, welches jedoch nach dem 1718 geschlossenen Passarowitzer Frieden wieder in die Heimath zurückgesendet ward. 1723 wurde der Prinz zum General ernannt; 1733 ging er nach dem Tode August's II. wieder mit einem sächsischen Corps nach Polen, um die Ansprüche August's III. auf den erledigten Thron zu sichern, und belagerte im Verein mit einem russischen Heere unter dem bekannten Grafen Münnich Danzig, den Stützpunkt und letzten Zufluchtsort des Gegenkönigs Stanislaus Lesczinski. Dieser entfloh bekanntlich kurz bevor die Festung am 3. Juli nach fünfmonatiger Belagerung capitulirte, worauf allmälig die Unterwerfung Polens erfolgte.

Johann Adolf wurde 1735 Feldmarschall, legte jedoch sein Commando nieder, als er 1736 die Regierung seines Landes übernehmen mußte. Aber schon 1742, als General Rutowski wegen seiner Mißhelligkeiten mit den preußischen Verbündeten in Mähren den Oberbefehl niederlegte, trat der Herzog wieder an die Spitze der Armee und rückte bei Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges 1744 mit derselben zum kaiserlichen Heere in Böhmen. Nach der Niederlage, welche die Verbündeten am 4. Juni 1745 bei Striegau erlitten, führte er sein Corps nach Sachsen zurück und übergab dann kurz vor der Schlacht bei Kesselsdorf das Commando wieder an Rutowski**). Sein Tod erfolgte im nächsten Jahre am 16. Mai in Leipzig, wohin er sich zur Ostermesse, dem Rendezvous der deutschen Fürsten bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, begeben hatte. Herzog Johann Adolf hatte in einer 37jährigen ehrenvollen Laufbahn als General die wechselnden Geschicke des sächsischen Heeres getheilt; mit seinem Tode erlosch die letzte der drei Nebenlinien Zeitz, Merseburg und Weißenfels.

5) August Fürst Czartoryski, Woiwode von Rußland, aus der berühmten polnischen Familie, welche auf Grund ihrer angeblichen Abstammung von den Jagellonen und unterstützt von großartigem Reichthum gegenwärtig an der Spitze der polnischen Emigration steht und Ansprüche auf den Thron Polens macht.

*6) Jakob Alexander Fürst Lubomirski, Kronschwertträger von Polen. Er war der Schwiegervater des sächsischen Cabinetsministers Grafen v. Flemming und des Feldmarschalls Grafen Rutowski. Als General der Cavallerie und Chef des Leib-Grenadier-Garde-Regiments starb er 1772 zu Dresden.

7) Georg Ignaz Fürst Lubomirski, poln. und sächs. Generallieutenant der Cavallerie, seit 1747 Kron-Großfähnrich von Polen. Er war durch seine zweite Gattin, eine geborene Freiin von Stein, der Schwager des unter Nr. 14 als Ritter des St. Heinrichsordens erwähnten Cabinetsministers Grafen Sulkowski. Lubomirski starb 1753 als General der Cavallerie und Chef der Gardes du Corps.

8) Karl Ludwig Prinz von Holstein-Beck, poln. und sächs. Generalmajor der Cavallerie, war 1690 geboren und heirathete 1730 die berüchtigte Gräfin Orselska, von der er 1733 wieder geschieden wurde. Er starb 1774.

*9) Moritz Graf von Sachsen, königl. französischer Generallieutenant, der 1696 zu Goslar geborene, durch seine Feldherrntalente und seine Siege später so berühmt gewordene Sohn Königs August's II. und der schönen, geistreichen Gräfin Aurora Königsmark. Er hatte schon unter Schulenburg im spanischen Erbfolgekrieg von 1709 bis 1711 den Feldzügen in den Niederlanden beigewohnt und dann als Oberst eines sächsischen Dragonerregiments in Polen gefochten. Nachdem er 1719 zum Generalmajor ernannt worden war, wurde er, da der Feldmarschall Flemming seinem weiteren Emporkommen Intriguen in den Weg legte, 1720 von dem damaligen Regenten Frankreichs, dem Herzoge von Orleans, zum Uebertritt in französische Dienste als Maréchal de Camp veranlaßt. Seine weitere glänzende Geschichte gehört nicht hierher, da dieselbe von Frankreich in Anspruch genommen wird, welches den Marschall von Sachsen mit Stolz zu seinen ausgezeichnetsten Feldherren zählt. Von sächsischem Interesse dürfte nur noch sein, daß nach dem am 30. November 1750 erfolgten Tode des Marschalls in Chambord, dem schönsten Schlosse Frankreichs, welches ihm Ludwig XV. auf Lebenszeit zur Wohnung überlassen hatte, sein Anverwandter, der Sohn des weiter unten unter Nr. 12 aufgeführten Grafen von Friesen, der Graf Heinrich August von Friesen, welcher als Maréchal de Camp in französischen Diensten stand, zum Gouverneur von Chambord ernannt wurde und das Ulanenregiment des verstorbenen Marschalls nebst 12,000 Livres jährlicher Pension erhielt.

*10) Friedrich August Graf Rutowski, poln. und sächs. Generallieutenant der Infanterie und Generalcommandant der Gardes du Corps. Weit minder berühmt, als sein Halbbruder, der Graf Moritz von Sachsen, war er doch auch keineswegs ohne militairische Verdienste. Geboren 1702, erhielt er seine Erziehung in Frankreich. Seine Laufbahn als Soldat begann er in sardinischen Diensten, welche er später mit den preußischen vertauschte, wo er die unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. durch den Fürsten Leopold von Dessau zur höchsten Blüthe gebrachte, treffliche Exercirschule gründlich erlernte, welche er später nach seinem Uebertritte in die sächsische Armee auf den vaterländischen Boden verpflanzte. Hierzu gab ihm die Errichtung des Leibgrenadier-Garde-Regiments i. J. 1729, dessen Chef Rutowski wurde, dem der König schon zwei Jahre zuvor den Rang eines Generalmajors ertheilt hatte, die beste Gelegenheit. Dieses aus 2 Bataillonen und 10 Compagnien bestehende neue Regiment wurde nach dem Muster der „Potsdamer Garde" aus lauter großen, schöngewachsenen Leuten, theils Abgaben

*) Der polnische weiße Adlerorden war schon 1325 vom Könige Wladislaw IV. gestiftet worden. August II. erneuerte denselben am Ziele seiner gefahrvollen Reise von Dresden nach Tykoczin im Herbst 1705 mitten durch das insurgirte und von den Schweden besetzte Polen, um die Treue und Anhänglichkeit der ihn an jenem Orte begrüßenden vornehmsten Senatoren zu ehren. Das Ordenszeichen war ein weißer Adler in goldenem Felde mit einer mit Diamanten besetzten Krone. Auf der Rückseite stand: pro fide, lege et rege. Der reich mit Edelsteinen garnirte Orden wurde nach Art der Großkreuze an einem breiten bleumourantseidenen Bande getragen.

**) Als Grund dieses Commandowechsels wird angeführt, daß der Herzog von Weißenfels sich nicht habe dem Herzoge von Lothringen unterstellen wollen, auf dessen Unterstützung man beim sächsischen Heere vor der Schlacht, freilich leider vergebens, zählte.

der andern Regimenter, theils Ausländern, formirt und zwar das 1. Bataillon unter dem Major v. Frankenberg in Warschau, das 2. unter dem Major v. Natzmer in Meißen. Rutowski führte nach beendigter, überaus sorgfältiger Ausbildung das 1. Bataillon persönlich von Polen nach Sachsen, wo am 15. November das Regiment vereinigt und in Dresden dem Könige vorgestellt ward. In dem das Jahr darauf stattfindenden Zeithainer Lager zeichnete sich das Regiment durch glänzende äußere Erscheinung und vorzügliche Ausbildung als Mustertruppe aus.

Unter dem Prinzen von Sachsen-Weißenfels wohnte Rutowski 1734 der Belagerung von Danzig und 1735 unter dem General v. Diemar dem Feldzuge beim Corps des kaiserl. Feldzeugmeisters Grafen von Seckendorff am Rhein und an der Mosel bei. Hier nahm er im Kloster Roth-Gottes den unternehmenden französischen Parteigänger Lacroix gefangen und wurde zum Generallieutenant befördert. Als solcher stand er 1737 unter Sulkowski bei dem sächsischen Hilfscorps in Ungarn und übernahm daselbst, als dieser schon im September nach Sachsen zurückkehrte, das Commando. Es gelang jedoch dem General Rutowski ebensowenig, als seinem Vorgänger, ein gutes Einvernehmen mit dem kaiserlichen Feldmarschall Grafen Khevenhüller herzustellen und er wurde daher im Mai 1738 unter Ernennung zum General der Infanterie von der Armee abberufen.

Auch im ersten schlesischen Kriege, wo er das Commando über das mit den Preußen verbündete sächsische Corps von 20,000 Mann übernahm, gerieth er in Mähren über die Verpflegung in Mißhelligkeiten mit dem Könige Friedrich II. und verließ in deren Folge die Armee.

Als selbständiger Obercommandant hatte er entschiedenes Unglück, denn, im zweiten schlesischen Kriege an die Spitze der Armee gestellt, verlor er am 15. December 1745 die blutige Schlacht bei Kesselsdorf, in deren Folge schon 10 Tage darauf sich Sachsen zum Abschlusse des Dresdner Friedens genöthigt sah, und als er, inzwischen (1749) zum Feldmarschall befördert, beim Einbruche Friedrich's II. in Sachsen zu Anfange des siebenjährigen Krieges die völlig unvorbereitete, nur 20,000 Mann zählende sächsische Armee bei Pirna und Königstein concentrirte, mußte er die verhängnißvolle Capitulation vom 14. October 1756 unterzeichnen.

Mit dieser traurigen Katastrophe, deren Schuld weniger dem Grafen Rutowski, als der jämmerlichen Politik Brühl's und der unverantwortlichen Vernachlässigung der Armee in dem mehr als 10jährigen Zeitraume zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege beizumessen ist, schließt dessen militairische Thätigkeit ab; er verzichtete gleich nach dem Hubertusburger Frieden auf alle seine militairischen Aemter mit Ausnahme des Commandos der Leib-Grenadiergarde und starb 1764 als Gouverneur von Dresden.

Rutowski besaß geringe Feldherrngaben, aber den Muth eines braven Soldaten und einen ehrenhaften Charakter. Ernste Sorge für das Beste der Armee ist in seinem Wirken unverkennbar. Er beförderte nach Kräften die Ausbildung derselben, indem er für Infanterie und Cavallerie Exercirreglements entwarf und die gleichförmige Beobachtung derselben durch besondere Stabsofficiere, sogenannte Exercitienmeister, überwachen ließ, hielt auf strenge und gerechte Handhabung der Disciplin, regelte, soweit es die leichtsinnige Finanzwirthschaft des Staates gestattete, die administrativen Angelegenheiten des Heeres und sorgte für bessere Bewaffnung desselben. Dagegen trifft ihn der schwere Vorwurf, als oberster Befehlshaber der Armee deren Interesse dem gewissenlosen Gebahren Brühl's gegenüber nicht energisch genug gewahrt zu haben.

Im Privatleben war Rutowski im Vergleich mit seinen damaligen Standesgenossen einfach. Das von ihm bewohnte Vitzthum'sche Palais an der Kreuzkirche, eins der stattlichsten Privatgebäude Dresdens, wurde 1786 durch eine Feuersbrunst zerstört.

11) Anton Graf von Lützelburg, poln. u. sächs. Cabinetsminister und General der Cav. Er war 1679 geboren und stammte aus einem seit dem 16. Jahrhundert in Sachsen heimisch gewordenen lothringischen Adelsgeschlecht. Lützelburg wohnte den Feldzügen des nordischen Krieges bei und commandirte schon 1706 unter Schulenburg als Generalmajor die Cavallerie des rechten Flügels in der unglücklichen Schlacht bei Fraustadt. Allseitige Anerkennung erwarb ihm im Feldzuge 1713 die gemeinschaftlich mit dem General Seissan sehr geschickt ausgeführte Wegnahme der von den Schweden besetzten Insel Rügen. Nachdem er 1714 zum General der Cav. befördert worden war, wurde er 1716 Oberhofmeister des Kurprinzen, späteren Königs August's III., begleitete denselben auf seinen mehrjährigen Reisen durch Italien, Frankreich und Holland und blieb während dessen längeren Aufenthaltes am Wiener Hofe in seiner Umgebung. Nachdem hier der Kurprinz 1719 seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Josefe gefeiert hatte, wurde Lützelburg vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben und von seinem Könige zum Cabinetsminister ernannt und mit dem weißen Adlerorden begnadigt. Beim Regierungswechsel 1733 nahm er als außerordentlicher Gesandter beim Kaiser Carl VI., dessen Gunst er sich in nicht geringem Grade zu erfreuen hatte, für den neuen Kurfürsten die Reichslehen in Empfang und schloß einen Allianzvertrag mit dem kaiserlichen Hofe ab. Lützelburg starb unvermählt 1739 zu Dresden.

12) Heinrich Friedrich Graf von Friesen, poln. u. sächs. Cabinetsminister, General der Inf. und Gouverneur von Dresden, auch Chef des Leib-Grenadier-Garderegiments. Die aus der Schweiz stammende und noch jetzt in Sachsen blühende Familie hat besonders seit dem 17. Jahrhundert bis gegen die Mitte des 18. eine höchst einflußreiche Rolle gespielt; Heinrich Friedrich's Vater, Julius Heinrich auf Schönfeld und Putzkau, war als kaiserlicher General-Feldzeugmeister in den Grafenstand erhoben worden. Der junge Friesen war 1681 in Holland geboren und erhielt seine Erziehung in Genf, worauf er seine militairische Laufbahn zeitig in Rußland begonnen und sich in der Schlacht bei Pultawa ausgezeichnet hatte. Als Oberst trat er darauf in polnisch-sächsische Dienste über und wurde während des Feldzugs 1715 in Pommern Generalmajor. Im folgenden Jahre mit der Eintreibung der rückständigen Contribution in der Woiwodschaft Sandomir beauftragt, trat er dem widersetzlichen Gebahren des polnischen Adels mit äußerster Energie entgegen und ging in seiner furchtlosen Strenge so weit, daß er 1716 einen der berüchtigtsten Insurgentenführer Namens Laszczewski, einen Adeligen, der sich den Titel Regimentarius beilegte und unter Bruch des geschlossenen Waffenstillstandes den Sachsen Pferde und Schlachtvieh weggeführt hatte, in Sandomir auf offenem Markte henken ließ. Die That erregte in Polen einen gewaltigen Sturm, und Friesen mußte nach Sachsen zurückgeschickt und wenigstens der Form nach in Untersuchung genommen werden. 1725 vermählte sich Friesen mit der Tochter König August's II. und der Gräfin Kosel, welche ihm die Standesherrschaft Königsbrück zubrachte, aber bereits 1728 bald nach der Geburt eines Sohnes wieder verstarb. Nach Sulkowski's Sturz 1738 wurde er Chef des Leib-Grenadier-Garde-Regiments und während der in demselben Jahre stattfindenden Vermählungsfeierlichkeiten der Tochter König August's III., der Prinzessin Maria Amalie mit dem Könige beider Sicilien ward ihm die Ehre zu Theil, als Oberhofmeister der Braut zu fungiren. Aber bald darauf schwer erkrankt, begab sich Friesen Heilung suchend 1738 nach dem südlichen Frankreich, wo er im 59. Lebensjahre zu Cette an der Wassersucht starb. Graf Friesen war ein vielseitig gebildeter Mann, der an Kenntnissen und militairischen Erfahrungen die Mehrzahl seiner Zeitgenossen

weit überragte. Dabei mit Takt und Lebensklugheit ausgestattet, war er ebenso gewandter Hofmann, als tüchtiger Soldat, wenn auch der letztere in ihm stets die Oberhand über den ersteren behielt. Mit seinem einzigen Sohne erlosch wieder der gräfliche Zweig der Friesen'schen Familie.

13) Wolf Heinrich von Baudis(sin), poln. und sächs. Cabinetsminister und General der Cavallerie. Seine Heimath war Holstein und mit den Truppen dieses Landes hatte er, zuletzt an der Spitze eines Reiterregimentes, den spanischen Erbfolgekrieg mitgemacht. Als Generallieutenant trat er 1711 in sächsische Dienste, in welchen sein Großvater während des 30jährigen Krieges Feldmarschall gewesen war. Wegen seines tapfern, umsichtigen Verhaltens in dem unglücklichen Treffen bei Gadebusch im Mecklenburgischen, in welchem am 20. December 1712 die Dänen und Sachsen von dem schwedischen Feldmarschall Steenbock geschlagen wurden, neben dem Prinzen von Weißenfels mit Auszeichnung genannt, wurde Baudissin 1714 zum General der Cav. befördert. Er commandirte nun in Polen bis zum Warschauer Frieden 1716 und erhielt 1730 den weißen Adlerorden. August III. ernannte Baudissin gleich nach seinem Regierungsantritte zum Cabinetsminister und sendete ihn und den Grafen Wackerbarth-Salmour als Gesandte zur Königswahl nach Warschau. Im Januar 1734 wurde ihm zwar noch einmal das Commando in Polen übertragen; er mußte dasselbe jedoch bald darauf wegen Kränklichkeit niederlegen. Seitdem abwechselnd auf seinem Gute Rixdorf in Holstein und am Hofe in Dresden lebend, erhielt er 1741 den erbetenen Abschied, nachdem ihn August III. während des in diesem Jahre stattfindenden Reichsvicariats in den Reichsgrafenstand erhoben hatte. Baudissin starb als Chef des Regiments Carabiniersgarde 1748, 77 Jahre alt zu Rixdorf.

*14) Alexander Josef Graf von Sulkowski, poln. und sächs. Cabinetsminister und General der Cav. Einer schlesisch-polnischen Familie entsprossen war Sulkowski, wie sein späterer College und Nebenbuhler Brühl, als Page an den Hof August's II. gekommen und hatte dann als Stallmeister den Kurprinzen auf dessen langer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien begleitet. Gleich nach dem Regierungsantritte 1733 ernannte August III. Brühl und Sulkowski zu seinen Ministern und legte fast die ganze Staatsgewalt in die Hände dieses allmächtigen Paares. Da Sulkowski's militairische Verdienste bisher noch sehr zweifelhaft gewesen waren, ließ er sich 1737 an der Spitze von 4 Infanterie- und 5 Cavallerieregimentern zum kaiserlichen Heere nach Ungarn senden; er kehrte jedoch für seine Person, da er sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte, schon nach wenigen Tagen wieder nach Sachsen zurück. Hier hatte aber inzwischen sein geheimer Feind Brühl die Abwesenheit des Collegen geschickt zu benutzen verstanden, um dessen Stellung zu untergraben. Schon am 5. Februar 1738 fiel der allgewaltige Minister in Ungnade und wurde vom Hofe verwiesen, behielt jedoch noch seine militairischen Titel. Er zog sich zunächst nach Schloß Uebigau zurück, welches ihm noch vom König August II. geschenkt worden war, und lebte dann, nachdem alle Versuche, die königliche Gunst und mit derselben seine alte Machtstellung wiederzugewinnen, fruchtlos geblieben, auf seinen während der kurzen Amtsführung erworbenen großartigen Besitzungen in Polen und abwechselnd in Wien, wo er in dem berühmten Kaunitz einen Freund besaß, der ihm auch später zu seiner Erhebung in den Reichsfürstenstand verhalf. Sulkowski starb 1762.

15) Moritz Friedrich von Milkau, poln. u. sächs. General der Cav. Wir begrüßen in ihm unter der großen Zahl höfischer Günstlinge und Fremder, welche damals die einflußreichsten Stellen im Staat und Heer einnahmen, einen in der Schule des Krieges erzogenen Soldaten und ehrenwerthen sächsischen Landsmann aus gutem altmeißnischen Geschlecht, dessen Nachkommen noch heut unter uns leben. Milkau führte schon zu Anfange des spanischen Erbfolgekrieges ein nach ihm benanntes Dragonerregiment, welches bei der Reduction 1717 mit dem St. Paul'schen vereinigt und dem General v. Birkholz gegeben wurde. Bei Malplaquet 1709 war Milkau Generalmajor; 1715 befand er sich als Generallieutenant unter Wackerbarth bei der Belagerung von Stralsund. Nachdem er 1731 zum General der Cav. befördert worden war, führte er während der Abwesenheit des Herzogs von Weißenfels und des Generals von Baudissin öfters stellvertretend das Commando der Armee. Er starb zu Dresden 1740 69 Jahre alt und ward auf einem seiner zahlreichen sächsischen Güter begraben.

16) Adam Heinrich von Bose, poln. u. sächs. General der Inf. Wie Milkau verdankte er, obgleich seine Familie, eine der ältesten und vornehmsten Sachsens, auch bei Hofe eine große Rolle spielte, seine hohe militairische Stellung fast ausschließlich seinem Verdienst und seinen in langer Dienstzeit erworbenen praktischen Erfahrungen. Nachdem er bei des schon unter Kurfürst Johann Georg II. „seiner sonderbaren Kriegsexperienz wegen" in großem Ansehen stehenden Obersten Kuffer in Wittenberg Freicompagnie Fähnrich gewesen war, wohnte Bose 1689 der Belagerung von Mainz als Volontair bei und wurde dann Adjutant im Flemming'schen Infanterieregiment. Nach beendigtem Feldzuge 1691 wurde Bose im folgenden Jahre vom Kurfürsten Johann Georg IV. mit der Bildung einer Compagnie Cadetten beauftragt und zum Capitain-Lieutenant bei derselben ernannt. Aber schon 1693 begleitete er den Kurfürst wieder ins Feld, als dieser das Commando der alliirten Armee im Reich übernahm. Kurfürst Friedrich August, der 1694 seinem Bruder folgte und im Jahre darauf den Oberbefehl in Ungarn übernahm, beförderte Bose zum Major und gestattete ihm, dem Feldzug als Volontair beizuwohnen. Nach demselben zum Oberstlieutenant ernannt, führte er das Flemming'sche Regiment aus dem Reiche nach Italien und nach dem Frieden zurück nach Sachsen, 1698 jedoch abermals nach dem Rhein, worauf er zum Obersten aufrückte. Im Jahre 1700 finden wir Bose bei der Belagerung von Riga auf dem Ehrenposten als Commandant sämmtlicher vereinigter Grenadiere des Corps, 1702 an der Spitze eines neuerrichteten Regiments in der unglücklichen Schlacht bei Pinczow. Bei Fraustadt 1706 hielt er mit seinem Regiment auf dem rechten Flügel den ungestümen Angriff der schwedischen Cavallerie lange standhaft aus, bis die schmähliche Flucht des linken, russischen Flügels jeden Widerstand unmöglich machte. Bose ging nun 1708 mit nach Brabant; der König berief ihn jedoch 1710 zurück und ernannte ihn zum Generalmajor. Im nächsten Jahre wohnte er der Blokade von Stralsund bei, befand sich 1713 mit vor Tönning und erhielt nach der Capitulation dieses Platzes den Auftrag, Stettin zu belagern. Nachdem er hier den schwedischen General Meyerfeld am 2. October 1713 zur Capitulation gezwungen hatte, erfolgte 1714 seine Ernennung zum Generallieutenant. Mit 1 Cavallerie- und 2 Infanterieregimentern deckte er nun die Küste der Ostsee bei Danzig und Elbing, bis die Eroberung von Stralsund dem nordischen Kriege ein Ende machte und man nun in den Stand gesetzt wurde, gegen die immer weiter um sich greifende polnische Insurrection ernstere Maßregeln in Anwendung zu bringen. Bose erhielt die Weisung, den District jenseit der Weichsel bis zur preußisch-litthauischen Grenze mit 6 Cavallerie- und 4 Infanterieregimentern in Gehorsam zu erhalten, und es gelang ihm, mit seinen 6000 Mann dem 14,000 Mann starken Insurgentencorps des Regimentarius Gniazdowski bei Kowalewa eine entscheidende Niederlage beizubringen. Nach der Unterwerfung Polens Ende 1716 marschirten die sächsischen Truppen nach der Heimath zurück, und es trat jetzt nach langer, blutiger Kriegsperiode endlich eine Ruhepause ein, während welcher Bose 1723 zum Commandanten von Wittenberg ernannt wurde. Das berühmte Zeithainer Lager versetzte ihn jedoch

wieder in Thätigkeit und es wurde ihm bei den dabei stattfindenden großartigen, damals allgemeine Bewunderung erregenden Uebungen in der Lineartaktik das Commando des zweiten Treffens übertragen. 1731 zum General befördert, wohnte er 1734 wieder der Belagerung von Danzig bei, übernahm, als der Prinz von Weißenfels die Armee verließ, deren Commando in Polen und führte sie nach Unterwerfung der Magnaten gegen Ende des Jahres 1735 nach Sachsen zurück. Trotz seines vorgerückten Alters mußte er während der schlesischen Kriege das Commando über die im Lande zurückgebliebenen Truppen übernehmen und kam dadurch in die für den würdigen Veteranen höchst beklagenswerthe Lage, am 18. December 1745 nach der Schlacht bei Kesselsdorf das auf einen ernsten Widerstand völlig unvorbereitete Dresden durch Capitulation dem Könige von Preußen übergeben zu müssen. Als im folgenden Jahre Rutowski zum General en chef der Armee avancirte, wurde Bose'n seine Anciennetät vor demselben ausdrücklich vorbehalten. Kurz vor seinem Tode gab er den Commandantschaftsposten von Wittenberg an den Prinzen Eugen von Dessau ab, zog sich auf sein Gut Mölbis bei Borna zurück und beschloß daselbst 1749 im 83. Jahre sein bewegtes Leben, welches sich über einen an kriegerischen Ereignissen auf den verschiedensten Schauplätzen so reichen Abschnitt der sächsischen Heeresgeschichte erstreckt, daß mit diesem höchstens die ein Jahrhundert spätere große Periode der französisch-deutschen Kriege gegen die Republik und den ersten Napoleon verglichen werden kann.

17) Klaudius Peter von St.-Paul, polnischer und sächsischer General der Cavallerie. Er war geborener Franzose und kommt 1703 als sächsischer Oberst in dem Treffen von Pultowsk vor, wo er verwundet in schwedische Gefangenschaft geräth. Er machte die folgenden Feldzüge in Polen, Brabant, Holstein und Pommern mit und wurde 1710 Generalmajor und 1714 Generallieutenant. Das Schicksal seines Dragonerregiments ist oben bei Milkau erwähnt worden. Seit der Reduction desselben scheint er sich meist bei Hofe aufgehalten zu haben, wo er „ohngeachtet seines etwas wunderlichen Hümeurs" gern gesehen war. St.-Paul war mit einer Sachsin aus der Familie Brandt von Lindau vermählt und starb 1745 einige achtzig Jahre alt zu Dresden.

*18) Georg Hubert Freiherr Dießbach von Belleroche, poln. und sächs. Generalmajor der Infanterie und Hauptmann der Schweizer-Leibgarde. Bei dieser kleinen, in alte Schweizertracht gekleideten und nur zur Bewachung des innern Schlosses bestimmten Haustruppe war es, obwol deren Mannschaft blos aus Landeskindern bestand, üblich, geborene Schweizer als Officiere anzustellen. Dießbach war aus einem alten Berner Geschlecht, dessen Blut fast auf allen Schlachtfeldern geflossen ist, wo Schweizer gekämpft haben. Auch unter dem bekannten Luzerner Löwen ist der Name Dießbach einer der ersten zu lesen. Georg Hubert hatte sich wahrscheinlich schon vor seiner Anstellung in Sachsen, welche 1729 als Oberst und Capitaine-Lieutenant der Schweizergarde erfolgte, wo er bereits ein Fünfziger war, im Militairdienst ausgezeichnet; denn seitdem wird nur erwähnt, daß er 1733 beim Regierungswechsel zum Obersten und Capitaine avancirte und als gewandter Diplomat bei den mit dem Erwerb der polnischen Krone verbundenen Unterhandlungen mehrfach benutzt wurde. Er war unverheirathet geblieben und „hat einen artigen Hofmann abgegeben"; sein Leben beschloß er 1742 im 66. Jahre.

* * *

Wenn man in dem vorstehenden Verzeichnisse mehr den hohen, damals oft nur der Hofgunst zu verdankenden militairischen Rang der betreffenden Persönlichkeiten, welche sämmtlich der Generalität angehören, als das, von der dienstlichen Stellung unabhängige Verdienst einer bestimmten, hervorragenden That berücksichtigt findet, so möge man wol ins Auge fassen, daß bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem Ordensbegriffe, der ursprünglichen Bedeutung desselben gemäß, mehr die Idee einer ritterlichen Corporation lag, als die der Belohnung einer speciellen persönlichen Auszeichnung. Noch heut werden die vornehmen Hausorden, wie der preußische schwarze Adlerorden, der russische Andreasorden, der großbritannische Hosenbandorden und das österreichische goldene Vließ in diesem Sinne aufgefaßt und der zuletztgenannte legt sogar seinen Inhabern statutengemäß noch gewisse Verpflichtungen gegen die Ordensgemeinschaft, u. a. beispielsweise die Theilnahme an einem Kriegszuge gegen die Ungläubigen auf, deren Ausführung natürlich stillschweigend erlassen wird. Trat auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der moderne Begriff mehr in den Vordergrund, so organisirte doch selbst Bonaparte als erster Consul den Orden der Ehrenlegion noch nach einem corporativen Systeme, indem er die Mitglieder, unter denen sich viele Civilisten befanden, wie ein militairisches Corps in Cohorten theilte.

Nur während der nächsten drei auf die erste Verleihung des St. Heinrichsordens zu Hubertusburg folgenden Jahre fanden noch einzelne weitere Aufnahmen in denselben statt. Dagegen hören diese mit dem Jahre 1740, wo doch, wie man zu glauben geneigt wäre, der Ausbruch der schlesischen Kriege dem Orden neue Mitglieder hätte zuführen sollen, gänzlich auf, und es ist schwer zu ergründen, was dem König, der seiner Schöpfung anfangs soviel Interesse zuzuwenden schien, zu dieser Sinnesveränderung Veranlassung gab.

Innerhalb der Zeit von 1737 bis 1739 fanden folgende Verleihungen des Ordens statt.

Im Jahre 1737.

19) Karl Friedrich Gottlob Graf von Castell-Remlingen, General-Lieutenant der Infanterie und Untercommandant zu Dresden. Derselbe war als Oberst des Seckendorff'schen Grenadierbataillons, welches der Markgraf von Anspach 1702 errichtet und während des spanischen Erbfolgekrieges 1709 in den Niederlanden dem Könige August II. von Polen für 18,000 Thaler käuflich überlassen hatte, mit in sächsische Dienste gekommen. Das Bataillon wurde noch im Felde durch freie Werbung auf ein Regiment zu 12 Compagnien gebracht und besteht als Königl. Sächs. 3. Infanterie-Regiment Nr. 102 noch heutigen Tages. Graf Castell, der im spanischen Erbfolgekriege sich einen ehrenvollen Namen erworben und bei Hochstädt, Oudenarde und Malplaquet gekämpft hatte, wurde nach dem Utrechter Frieden 1713 zum Generalmajor befördert und marschirte mit dem sächsischen Truppencorps aus den Niederlanden nach Polen, 1715 aber von da nach Pommern, wo er am 5. December beim Sturme auf Stralsund schwer am Kopfe verwundet wurde. Er lebte nach dem Frieden (1717) einige Jahre lang auf seinen fränkischen Besitzungen; 1732 erhielt er, wie alle Generale, eine feste Garnison — Freiberg — angewiesen. Von hier ward Castell 1733 als Untercommandant nach Dresden berufen, 1741 aber nach dem Tode des Generals Grafen v. Flemming zum Gouverneur von Leipzig ernannt. Er starb auf einer Reise in Hamburg am 9. Mai 1743 im 64. Jahre.

20) Alexander von Stutterheim, Generallieutenant der Infanterie. Stammte aus einem noch jetzt in der Niederlausitz ansässigen Geschlecht und befehligte von 1707 bis 1720 als Oberst das Infanterie-Regiment Kurprinz, welches unter dem Namen „von Niesemeuschel" bis 1813 bestanden hat. Er erhielt als Generallieutenant 1738 an Rudowki's Stelle das Commando des sächsischen Hilfscorps in Ungarn, starb aber kurz darauf im Felde am 9. November desselben Jahres. Seine Stelle wurde durch den Generalmajor Renard besetzt.

Im Jahre 1738.

21) Friedrich von Bühlen, General der Cavallerie. Da er schon 1703 zum Obersten und 1714 zum Generalmajor avancirt war, so scheint er an den sämmtlichen Feldzügen des spanischen Erbfolgekrieges und des nordischen Krieges theilgenommen zu haben. Er lebte zuletzt im Ruhestand auf seinen Gütern in Mecklenburg, wo er 1752 in hohem Alter verstorben ist. Es sind über Bühlen wenig Nachrichten vorhanden und selbst über seinen Namen, der auch Bählen geschrieben wird, herrscht eine gewisse Unsicherheit. In den genealogischen Verzeichnissen des mecklenburgischen Adels kommt eine Familie dieses Namens nicht vor; sollte dieselbe vielleicht mit der von Bülow identisch sein?

22) Claude de Debrosses, Generallieutenant der Cavallerie. Gehörte einer französischen Refugiéfamilie an und war seit 1715 königlich polnischer und kurfürstl. sächsischer Gesandter im Haag, wo er 1750, 85 Jahre alt, gestorben ist.

23) Johann Adam von Diemar, Generallieutenant der Infanterie. Unter den damaligen sächsischen Generalen galt Diemar mit Recht als einer der tüchtigsten und erfahrensten. Er stammte aus Hessen und trat wie Castell mit dem vom Markgrafen von Anspach während des spanischen Erbfolgekrieges erkauften Grenadierbataillone, in welchem er die Charge eines Oberstlieutenants bekleidete, in sächsische Dienste. Nach erfolgter Uebernahme des Bataillons beförderte ihn sein neuer Landesherr 1709 zum Obersten und er führte das aus dieser Truppe gebildete Regiment in Brabant, Polen und Pommern. 1724 wurde er Generalmajor und 1733 Generallieutenant. Am 24. December letztgenannten Jahres besetzte Diemar mit 4500 Sachsen Krakau ohne Blutvergießen und ermöglichte so dem neuen Könige von Polen, August III., sich hier krönen zu lassen. Während der Anwesenheit desselben war dem General das Commando von Krakau übertragen; dann begleitete er den König bei dessen Rückkehr nach Sachsen mit 6000 Mann bis zur schlesischen Grenze. Aber kaum hatte August III. mit der seine Sicherheit verbürgenden sächsischen Bedeckung die alte Krönungsstadt verlassen, so wurde dieselbe auch schon wieder durch die Annäherung des Parteigängers Kiowski ernst bedroht. Statt daß daher Diemar, seinem ursprünglichen Auftrage gemäß, von der schlesischen Grenze gegen Danzig abmarschiren konnte, mußte derselbe sich wieder rückwärts gegen Krakau wenden, wobei am 17. April 1734 ein aus 237 Pferden bestehendes Seitendetaschement unter dem Oberstlieutenant von Rex bei Golza, 5 Meilen von Krakau, von 2000 Conföderirten überfallen und zur größeren Hälfte aufgerieben wurde. Der Führer des Detaschements ward mit 7 Officieren in diesem Gefecht getödtet. Diemar, dem man den Vorwurf der Unvorsichtigkeit machte, fiel auf einige Zeit in Ungnade, erhielt jedoch schon im nächsten Jahre wieder den Befehl über das Corps von 9 Schwadronen und 6 Bataillonen, welche Sachsen zur kaiserlichen Armee unter dem Feldzeugmeister Grafen Seckendorff, Diemar's früherem unmittelbaren Vorgesetzten in anspach'schem Dienste, nach dem Rhein entsendete. Man hatte hier alle Ursache, mit Diemar's Führung zufrieden zu sein; dennoch aber blieb er 1736 bei der ersten Vertheilung des Heinrichsordens unberücksichtigt und erhielt denselben erst zwei Jahre später. 1741 zum General der Infanterie ernannt, wurde er beim Einmarsche der sächsischen Armee in Böhmen mit dem Commando der zur Deckung der Landesgrenze im Erzgebirge aufgestellten Truppen betraut. Dieselbe Aufgabe wurde ihm im zweiten schlesischen Kriege 1744 zu Theil, wo ihm das Commando über die im Lager bei Chemnitz vereinigten, durch schwache regulaire Abtheilungen verstärkten Kreistruppen übertragen ward. 1745 befehligte er in der Schlacht bei Kesselsdorf den linken Flügel, welcher mit großer Tapferkeit focht und die Angriffe des alten Dessauers wiederholt zurückwies, bevor sich das lange zweifelhafte Schicksal der Schlacht zum Nachtheil der Sachsen entschieden hatte.

Diemar starb in seinem Generalate zu Naumburg nach 55jähriger Dienstzeit, 73 Jahre alt, am 28. März 1747.

24) Jean Baptiste Renard, Generalmajor und 1739 Generallieutenant der Infanterie.

Von bürgerlicher Abkunft, Sohn eines von Hamburg nach Warschau verzogenen Kaufmanns, verdankte er seine Carrière zunächst seiner schönen Schwester, der Gattin eines Weinwirths Duval in Warschau. 1707 finden wir den 1682 geborenen Renard als Capitain im Garderegiment (jetzt Leib-Gr.-Rgt. Nr. 100), aus dem er 1716 als Oberstlieutenant ausscheidet. Den 14. Januar 1723 ernannte ihn der König zum Obersten und Generaladjutanten. Im polnischen Kriege wurde er 1734 Generalmajor und befand sich als solcher bei der Belagerung von Danzig. 1737 begleitete er Sulkowski auf seinem Zuge nach Ungarn, und führte hier zuletzt das Commando über das sächsische Hilfscorps. Bei der Erstürmung von Prag, den 26. November 1741, zeichnete er sich sehr aus und wurde noch in diesem Jahre während des Reichsvicariats von August III. in den Grafenstand erhoben. 1745 kurz nach der Schlacht bei Striegau, in welcher er verwundet wurde, erfolgte seine Ernennung zum General d. Inf. Er wohnte noch der Schlacht bei Kesselsdorf bei, starb aber bald nach derselben, den 14. Februar 1746. Seines Sohnes Andreas, welcher 1768 den Heinrichsorden erhielt, wird weiter unten gedacht werden.

Im Jahre 1739.

25) Friedrich Heinrich, reg. Fürst von Anhalt-Köthen, geb. 1697, gest. 1755. (Fortsetzung folgt.)

— In Veranlassung der Vollendung des unter der Aegide der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften durch die Sanskrit-Philologen Böhtlingk und Roth während der Jahre 1853—75 herausgegebenen großen „Sanskrit-Wörterbuchs" hat der Kaiser von Rußland auf Antrag der Akademie den bisherigen Staatsrath Dr. Otto von Böhtlingk zum Geheimerath ernannt, und dem Professor Dr. Rudolf von Roth in Tübingen den Stanislaus-Orden erster Classe verliehen, während zugleich die zweite Classe desselben Ordens an die Mitarbeiter der beiden Herausgeber, die Professoren H. Kern in Leyden, A. F. Stenzler in Breslau und Albr. Weber in Berlin, verliehen worden ist.

— Bezirks-Handbuch für den Verwaltungsbezirk der Königlichen Amtshauptmannschaft Chemnitz. Herausgegeben von Hugo Freiherr von Kalitsch, Bezirksassessor der Königl. Amtshauptmannschaft Chemnitz. Chemnitz, Verlag von Eduard Focke. 1876.

Mit Rücksicht darauf, daß durch die mit dem 15. October 1874 ins Leben getretene neue Organisation der Behörden für die innere Verwaltung die Zuständigkeit der Gemeinden bedeutend erweitert und dem Laienelement eine solche Mitwirkung bei der Verwaltung eingeräumt worden ist, welche eine specielle Kenntniß der Behördeneinrichtung und der hauptsächlichsten hierauf bezüglichen Gesetzesbestimmungen zum ersprießlichen Gedeihen der Selbstverwaltung erforderlich macht, hat der Verfasser vorbezeichneter Schrift es sich zur Aufgabe gestellt, eine den Organen der Selbstverwaltung jederzeit zugängliche Uebersicht der Verwaltungseinrichtungen, Personalien &c. zunächst für den Bereich der Amtshauptmannschaft Chemnitz zu geben. Zu diesem Behufe wird auf den ersten zwanzig Seiten ein kurzer allgemeiner Ueberblick über die Eintheilung des Königreichs und des Regierungsbezirks Zwickau gegeben, während sich der hauptsächlichste Inhalt der Schrift speciell mit dem Verwaltungsbezirke der Amtshauptmannschaft

Chemnitz befaßt. Der Verfasser ist in dieser Hinsicht mit der erschöpfendsten Genauigkeit verfahren, so daß alles in der fraglichen Beziehung irgendwie Wissenswerthe in seinem Büchlein zu finden sein dürfte. Eine einfache Recapitulation des Inhaltverzeichnisses wird genügen, dieses Lob zu rechtfertigen. Nachdem im ersten Abschnitte die erforderlichen Mittheilungen über Größe und Bevölkerung des Bezirks gegeben sind, folgt ein Verzeichniß der Ortschaften sowol alphabetisch als nach Gerichtsamtsbezirken. Die weiter folgenden Abschnitte behandeln die königliche Amtshauptmannschaft als Behörde, die übrigen für den ganzen amtshauptmannschaftlichen Bezirk bestellten Behörden und Bezirksbeamten, die ständigen Sachverständigen der Amtshauptmannschaft, die Bezirksgendarmerie, die Bezirksvertretung, das Bezirksvermögen, die Bezirksanstalten und Vereine, das Bezirksamtsblatt, die Bezirksregulative und innere Eintheilung des Bezirks in Bezug auf Gemeinde-, Ortspolizei-, Ortsarmen-, Standesamts-, Kirchen-, Schul-, Chaussee-, Straßen-, Wegebau-, Feuerlösch-, Essenkehr-, Medicinal- und Veterinair-, Jagd-, Einkommensteuer- sowie Heeresersatz- und Pferdeaushebungs-Wesen, ferner die Bezirkseintheilung in Bezug auf die Wahlen für Reichstag und Landtag, Handel und Gewerbe, Bergbau, Land- und Forstwirthschaft, Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen, Marktwesen und die Gemeinde-, Pfarr- und Kirchenwaldungen im Bezirke. Der Schlußabschnitt giebt alle erforderlichen Details über die Officialgeschäfte, welche ein für allemal und jährlich denjenigen Behörden bez. Beamten und Privatpersonen übertragen sind, welche der Amtshauptmannschaft in deren Eigenschaft als Gemeindeaufsichts-, bez. Polizeibehörde, als Mitglied der Kirchen- und Schulinspection und der Ersatzcommission unterstellt sind, nämlich die Officialgeschäfte des Bürgermeisters von Zwönitz (die andere Stadt des Bezirks, Stollberg untersteht der revidirten Städteordnung und damit der unmittelbaren Aufsicht der Kreishauptmannschaft), der Gemeindevorstände und Gutsvorsteher, der Standesbeamten, der Schulvorstände, der Kirchenvorstände, der Verwalter von Pfarr- und Kirchenwaldungen, der Besitzer von Fabriken, der Grundstücksbesitzer im Bezirke und der Bezirkseingesessenen überhaupt. Sehr zweckmäßig und übersichtlich sind die einzelnen Geschäfte nach den Monaten, in denen sie zu erledigen sind, innerhalb dieser aber wieder chronologisch aufgeführt. Auch aus den einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen ist allenthalben an betreffender Stelle das Nöthige mitgetheilt. Selbstverständlich aber hat damit nicht eine erschöpfende Sammlung aller Gesetzesquellen gegeben, sondern nur ein sicherer Führer zur leichten und schnellen Auffindung der hauptsächlichsten Vorschriften beim Bedarf in der Praxis geboten werden sollen. Mit dem Büchlein des Herrn v. Kalitsch ist den Behörden und Bezirkseingesessenen der Chemnitzer Amtshauptmannschaft ein administrativer Führer und Rathgeber gegeben, der ihnen für alle Geschäfte, Verhältnisse und Aufgaben der inneren Verwaltung die denkbar erschöpfendste und vollständigste Unterweisung giebt. Wir können unsere würdigende Anerkennung der praktisch so überaus brauchbaren und zweckmäßigen Arbeit nur mit dem Wunsche schließen, daß das Vorgehen des Herrn v. Kalitsch Nachahmung finden und nach gleichem Plan bearbeitete „Bezirkshandbücher" auch für die Verwaltungsbezirke der übrigen Amtshauptmannschaften des Landes recht bald herausgegeben werden möchten.

— Vom „Archiv für die Sächsische Geschichte" (herausgegeben von Dr. Karl von Weber, Geheimerath und Director des Hauptstaatsarchivs in Dresden, Verlag von Bernhard Tauchnitz in Leipzig) ist jüngst das vierte Heft des zweiten Bandes der Neuen Folge erschienen, mit welchem zugleich der zweite Jahrgang dieser Neuen Folge seinen Abschluß gefunden hat. Das ganze Unternehmen selbst hat damit bereits seinen vierzehnten Jahrgang zu Ende geführt. Das vierte Heft enthält den Schluß des im dritten begonnenen Aufsatzes: „Zur Geschichte der Germanisation in der Oberlausitz" von Dr. Herrmann Knothe, ferner „Zur Lebensgeschichte des Grafen Friedrich August Rutowski" vom Kammerherrn Friedrich August Freiherrn ó Byrn, einen vom Archivar Dr. Otto Posse seinem Collegen Dr. Carl von Posern-Klett, der vor just einem Jahre einem vielversprechenden wissenschaftlichen Wirken durch einen frühen Tod entrissen wurde, gewidmeten biographischen Nachruf, Miscellen und das mit gewohnter Sorgfalt vom Herausgeber bearbeitete Register zum zweiten Bande der Neuen Folge. Wir möchten aus einer von Dr. Carl von Posern-Klett im Jahre 1869 verfaßten Selbstbiographie, an welche Dr. Posse's Nachruf anknüpft, dem heranwachsenden Geschlecht die nachstehenden Sätze zur Beherzigung empfehlen, welche zeigen, mit welchem wissenschaftlichen Ernst und mit welch' strenger Selbstprüfung dieser junge Gelehrte zu arbeiten pflegte: „Schon frühzeitig hatte ich die Abfassung einer meißnisch-thüringischen Geschichte bis zum Ausgange des Mittelalters als Lebensaufgabe mir vorgesetzt. Während eines jahrelang in der Muße eines angenehmen Privatlebens fortgesetzten Studiums der Quellen und der sächsischen Historiographie stellten zwei Punkte zur Evidenz sich mir heraus, einmal, daß ohne eine genaue Kenntniß und gründliche Zuratheziehung zahlreicher noch nicht aufgeschlossener Quellen an eine erfolgreiche Behandlung dieser älteren Periode der vaterländischen Geschichte nicht gedacht werden könne, sodann, daß bezüglich der Darstellung der politischen Geschichte, besonders aber der Staats- und Rechtsverfassung während des Mittelalters von den heimischen Geschichtschreibern der verhängnißvolle Fehler begangen worden war, daß sie ohne genügendes Studium der allgemeinen deutschen Geschichts- und Rechtsquellen und der Verfassungen anderer Länder sächsischen Rechtes moderne staatsrechtliche Begriffe bereits auf das Mittelalter übertrugen, zudem auch die meißnischen Verhältnisse ohne die nöthige Rücksicht auf die Unterordnung unter das Reich dargestellt hatten. Im grundsätzlichen Gegensatze zu diesem literarischen Particularismus studirte ich mit Eifer die in den Monumenten, in den Böhmer'schen Fontes und in anderen Sammelwerken enthaltenen Scriptores, sowie zahlreiche Urkundensammlungen deutscher Staaten, suchte mir auch die zu Arbeiten der bezeichneten Art unerläßliche Kenntniß des altsächsischen Rechts und seiner mannigfach verschiedenen territorialen und localen Ausbildung zu verschaffen und legte mir zu meinem Privatgebrauche nach dem Vorbild der Böhmer'schen Regesta imperii aus den mir zugänglichen Druckwerken Regesten zur sächsischen Geschichte des Mittelalters an. Aus dieser flüchtigen Skizze der Richtung und des Bereiches meiner Studien wird man leicht abnehmen können, daß ich wenigstens nicht die Natur eines productionslustigen und schreibseligen Literaten besaß; ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich nie mit der Feder gelesen habe, daß ich nie nach oberflächlicher Kenntnißnahme von einem Gegenstande Halbverstandenes zur Belehrung (?) des Publicums sofort habe weiter literarisch verwerthen wollen — die alte Geschichte von der Führung des Lahmen durch den Blinden! — —"

γ Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung oder Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes. Sechste Auflage. Bearbeitet von Dr. Carl Arendts, Professor a. D. der baier. Militairbildungsanstalten. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. 1.—8. Liefg. Adrian Balbi's, des berühmten Geographen und Statistikers, Prospetto politico-geografico dello stato attuale del globo erschien zu Venedig zum ersten Male 1808 und sieben Jahre später erregte sein Compendio di geografia universale wohlverdiente Aufmerksamkeit; sein bekanntestes Werk aber, der: Abrégé de géographie ward der Ehre theilhaftig, in acht Sprachen übersetzt zu werden. Hat er auch die Geographie

als Wissenschaft nicht besonders gefördert, so erwarb er sich doch das große Verdienst, mit staunenswerther Sorgfalt und Unverdrossenheit einzelne Angaben in einer Weise bis ins Kleinste berichtigt zu haben, die als vollkommen authentisch betrachtet werden können, und außerdem neue Quellen und Hilfsmittel eröffnet zu haben. Seitdem hat die Pflege der Erdkunde Tag um Tag rapide Fortschritte gemacht und das durch sie gewonnene Material hat einen riesigen Umfang gewonnen. So bedarf der Wißbegierige doppelt eines erprobten, verlässigen Führers. Und als solcher erwies sich Prof. Arendts in München, der von der Verlagsbuchhandlung schon für die Bearbeitung der 5. deutschen Auflage gewonnen worden und nun auch die 6. besorgt, nachdem jene in weniger als zwei Jahren vergriffen war. Arendts hat alle neuesten Forschungen auf dem Gebiete seiner Wissenschaft mit Umsicht und Eifer benutzt, hat alle durch die Politik herbeigeführten thatsächlichen Momente verwerthet und so ein Werk geschaffen, das an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit von keinem ähnlichen erreicht wird, während jede Seite des Buches darthut, daß er ganz auf der Höhe der Wissenschaft steht. Die rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung hat nichts versäumt, das Buch ansprechend auszustatten.

— Von der einer totalen Umarbeitung unterliegenden dritten Auflage des Meyer'schen Conversations-Lexikon sind nunmehr sieben Bände ausgegeben. Der siebente umfaßt 1040 S., geht in alphabetischer Folge von Frankreich bis Gotthelf und bringt, mit der vorigen Auflage verglichen, 780 neue Artikel mit 19 Karten und Illustrations-Beilagen, abgesehen von den in den Text eingefügten Abbildungen. Es gehört zur Eigenart des Werkes, bei der Bearbeitung der Gegenstände in hervortretender Weise der Specialforschung das Wort zu geben, wodurch besonders für die umfänglicheren Artikel hervorragende Selbständigkeit und die Bereicherung mit den jüngsten Ergebnissen der bezüglichen Forschung gewonnen wird. So haben z. B. die Geschichte Frankreichs Professor M. Philippsohn, die Artikel betreffend die Hohenstaufen Friedrich I. Dr. H. Prutz, Friedrich II. Professor Schirrmacher, Galilei's Biographie Dr. Wohlwill geliefert. Die auf das Ausland bezüglichen geographisch-statistischen Artikel werden an den betreffenden europäischen Hauptplätzen, wo das neueste officielle Quellenmaterial zur Hand ist, bearbeitet. Auf volkswirthschaftlichem Gebiete sind die Artikel Frauenfrage, Freizügigkeit, Geld, Gewerbegesetzgebung, Gewerkvereine, Genossenschaft, Gefängnißwesen vom Prof. von Holtzendorff, der Artikel „Fremdwörter" ꝛc., von Dr. D. Sanders bearbeitet, und so findet man überall an der rechten Stelle in diesem Werke die zur Sache legitimirten berufensten Federn thätig. Die Redaction unterhält bekanntlich mit den Besitzern des Werkes auf den Heftumschlägen und seit Kurzem auch mittels einer besondern Beilage einen fortlaufenden Correspondenzverkehr, welcher sich an zahlreiche Anfragen, Bemerkungen ꝛc. aus dem Publicum knüpft. Auch zu Berichtigungen und zeitgemäßen Nachträgen beziehentlich Ergänzungen dient das Beiblatt und wird z. B. in dem vorliegenden der augenblickliche Stand des Bankwesens und das Reichsbankgesetz besprochen. So zeigt sich die Redaction überall bestrebt, den Ansprüchen des Publicums in jeder Richtung gerecht zu werden.

Die „goldene" Internationale und die Nothwendigkeit einer socialen Reformpartei. Von C. Wilmanns, Königl. Stadtgerichtsrath. Berlin, 1876. M. Aut. Niendorf. 106 S. 8. Die vielgenannte kleine Schrift giebt nach einer kurzen Einleitung eine treffende Charakteristik unserer socialen Gesetzgebung und schildert sodann die Wirkungen dieser Gesetze. Wie sich die Privilegirten des Geldcapitals zur Interessen-, zur Partei-Organisation vereinigen, ist der Gegenstand des dritten Abschnittes, der mithin den Leser in den eigentlichen Bereich der „goldenen Internationale" führt, und der Nachweis, wie nothwendig die Bildung einer socialen Reformpartei sei, bildet den Schluß der Wilmanns'schen Broschüre.

— Neben der „Deutschen Roman-Zeitung" erscheint im Verlage von Otto Janke in Berlin auch die Zeitschrift „Romane des Auslandes", welche die Aufgabe hat, die besten Erzeugnisse der ausländischen Romandichtung in guten deutschen Uebersetzungen deutschen Lesern darzubieten. Das erste Heft des neuen Quartals der letztern beginnt den Roman „Jack", das neueste Werk des preisgekrönten Verfassers von Fremont junior und Risler senior, welches in Frankreich bereits in zwanzig Auflagen verbreitet ist. Gleichzeitig erhalten wir den Anfang des englischen Romans „Deportirt auf Lebenszeit", von Markus Clarke, welcher als Vorkämpfer für Abschaffung der Deportation in England einen geachteten Namen hat. Er schildert hier auf Grund actenmäßiger Unterlagen die furchtbaren Erlebnisse eines unschuldig Deportirten.

— Gregor Samarow, der vielgenannte pseudonyme Verfasser der bekannten vielgelesenen Zeitromane aus der Geschichte der letzten zehn Jahre, ist das Opfer einer literarischen Freibeuterei eigenthümlicher Art geworden. Ein Anonymus hat sich nämlich berufen gefühlt, einen Roman: „Des Cäsars Ende" unter Aneignung des Pseudonyms Gregor Samarow erscheinen zu lassen. Der Verfasser des sauberen Machwerks hat sich indessen mit diesem Raube nicht begnügt; um die Täuschung zu vollenden, sind darin auch die in den Romanen des wirklichen Gregor Samarow auftretenden Personen in Namen und Charakteren benutzt, so daß auf den ersten Blick Jedermann glauben muß, er hat es mit einer weiteren Fortsetzung dieser letzteren Romane zu thun — eine Annahme, welche freilich sofort in sich zerfällt, wenn man einige Seiten des höchst oberflächlichen seichten Machwerks gelesen hat. Daß dessenungeachtet die Täuschung Erfolg gehabt hat und die Speculation mannigfach geglückt sein muß, erhellt aus einer Anfrage, welche an die Zeitschrift: „Ueber Land und Meer", in der die meisten Romane Gregor Samarow's zuerst zum Abdruck gelangten, jüngst gerichtet worden ist. In der Antwort, welche die Redaction darauf ertheilt hat, ist zugleich gesagt, daß civil- und criminalrechtlich bei der gegenwärtigen Gesetzgebung über literarisches Eigenthum es schwer sei, ein Urtheil über diese Manipulation zu fällen, so fest auch moralisch das Urtheil darüber stehen möge. Leider ist das richtig, nach der gegenwärtigen Gesetzgebung ist solchenfalls ein Rechtsschutz für den Verletzten wol kaum geltend zu machen, denn auch der nach dem Reichsgesetze vom 11. Juni 1870 zulässige Eintrag des wahren Namens eines Pseudonymus in die Bücherrolle schützt diesen nur gegen Nachdruck des betreffenden Werkes, nicht aber auch gegen unbefugte Aneignung seines Pseudonyms seiten Dritter. An dem Falle zeigt sich wieder einmal recht deutlich, an welchen Lücken und Mängeln das Gesetz vom 11. Juni 1870 noch leidet und wie nothwendig eine Revision desselben ist, wie sie, freilich ganz vergeblich, insbesondere aus buchhändlerischen Kreisen seit Jahren erstrebt wird. Es geht daraus aber auch zugleich hervor, wie sehr Recht diejenigen hatten, welche, als der Entwurf des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870 vorlag, eine zuvorige Ueberarbeitung desselben durch eine aus Buchhändlern, Schriftstellern und sonstigen Fachmännern zusammengesetzte Commission für eine dringende Nothwendigkeit erklärten. Damals ward, wer sich in diesem Sinne aussprach, wenn er nicht gar als „Reichsfeind" denuncirt zu werden riskirte, mit dem Dictum zur Ruhe verwiesen: Lieber ein mangelhaftes Gesetz über den literarischen Rechtsschutz und gleich, als ein gutes und noch länger warten müssen. Nun sieht man die Folgen solcher Kirchthurmweisheit.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 34. Donnerstag, den 27. April. 1876.

Inhalt: Geschichte des K. Sächsischen Militair-St.-Heinrichsordens im 18. Jahrhundert. (Fortsetzung.) — François Lenormant, Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien. — Dr. Sonnenschein, Neue chemische Analyse der Heilquellen zu Teplitz in Böhmen. — Dr. Seiche, Der innere Gebrauch der Urquelle zu Teplitz. — Dr. Labat's Studien über den Curort Teplitz. — Alfred Krauße's neuestes Werk. — Unsere Zeit. — Den Aufsatz „Im Oetzthal" betreffend.

Geschichte des Königlich Sächsischen Militair-St.-Heinrichsordens im 18. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Am Ende des siebenjährigen Krieges lebten von diesen sämmtlichen 25 Rittern des St. Heinrichsorden nur noch die drei königlichen Prinzen, von denen der Kurprinz noch im Friedensjahre 1763 zur Regierung gelangte, aber auch noch vor Ablauf desselben verstarb, und der hochbejahrte General d. C. Fürst Jak. Alex. Lubomirski.

Die vielfache Gelegenheit zu militairischer Auszeichnung, welche sich der sächsischen Armee im siebenjährigen Kriege geboten hatte, lenkte die Aufmerksamkeit des nach dem Tode Friedrich Christian's während der Minderjährigkeit des Kurfürsten Friedrich August mit der Administration des Kurstaates beauftragten Prinzen Xaver wieder auf den im Aussterben begriffenen Heinrichsorden. Der Prinz hatte persönlich das in französischen Sold überlassene, meist aus sogenannten Revertenten gebildete sächsische Corps in den Feldzügen von 1757 bis 1763 commandirt und fühlte wol, bevor er sich nach dem Ablauf seiner Regentschaft in das Privatleben zurückzog, das Bedürfniß, dem Heere für die bewiesene Treue und Tapferkeit einen sichtbaren Beweis seines Dankes und seiner für dasselbe stets empfundenen wohlwollenden Gesinnungen zu hinterlassen.

Der St. Heinrichsorden sollte daher im Jahre 1768, befreit von den höfischen Etikettenschranken, welche denselben bei seiner ersten Begründung eingeengt hatten, als eigentlicher Militairorden neu gestiftet werden und der Prinz, dem seiner ganzen Natur nach die nahebevorstehende Verzichtleistung auf die 5 Jahre lang für den jungen Neffen geführte Herrschaft in Staat und Heer nicht leicht werden mochte, ersah sich die Gelegenheit der Stiftungsfeier, um bei derselben noch einmal den vollen Pomp der souverainen Würde und Hoheit zu entfalten.

Was die äußerliche Form des Ordens betraf, so wurde hier jede Erinnerung an die unerfreuliche polnische Epoche entfernt. An die Stelle des roth und silbernen Bandes trat ein hellblaues mit citronengelbem Rande, also von jener beliebten sächsischen Hoffarbe, in welcher noch heut bei festlichen Gelegenheiten die Hofdienerschaft prangt und die bis vor Kurzem noch vom Postpersonal und früher von der Schweizer-Leibgarde und der Garde du Corps getragen wurde. Das Kreuz behielt zwar die achteckige Gestalt, die Namenschiffre August III., sowie die polnischen Adler fielen jedoch weg. In der blauen ringförmigen Einfassung des vorderen, citronengelben Mittelschildes mit der Figur des Kaisers Heinrich II. standen die Worte: „Xaverius Princ. Polon. Dux et Administrator Saxoniae instituit 1768", und der sächsische Rautenkranz füllte die Zwischenräume in den Ecken der vier Kreuzesarme. Das Mittelschild der Rückseite war horizontal getheilt oben schwarz, unten weiß und mit den beiden gekreuzten rothen Kurschwertern bedeckt, und, wie der Orden bereits im Wesentlichen die heutige Gestalt zeigte, hatte man damals auch der blauen Einfassung des hinteren Herzschildleins die seitdem unveränderte Devise: „Virtuti in bello" gegeben.*)

Abweichend von der Organisation des ersten Heinrichsordens war der neue in drei Classen — Großkreuze, Commandeure und Kleinkreuze — getheilt, deren Bänder und Decorationen sich in der noch jetzt üblichen Weise unterscheiden. Geborener Großmeister sollte der jeweilige Regent Sachsens sein; außerdem waren in der Person des Cabinetsministers Baron von Ende ein Ordenskanzler und ferner ein Ordensschatzmeister und ein Ordenssecretair ernannt worden. Wie der Ordenskanzler, welcher das Großkreuz trug, waren auch die mit Kleinkreuzen decorirten beiden andern Ordensbeamten, der Schatzmeister General-Bergcommissar von Heynitz**) und der Secretair, Geheimer Kriegsrath Just, Civilisten.

Das Ordensfest fand zu Pillnitz Sonntags den 4. September 1768, also nur 11 Tage vor der Uebergabe der Regierung an den mündig gewordenen Kurfürst Friedrich August statt, der sich von der Feier fernhielt. Der Administrator begab sich an diesem Tage, mit der Decoration des Großkreuzes geschmückt, nach dem Gottesdienste aus der Schloßkapelle unter dem Vortritte der höchsten Hof- und Staatswürdenträger, sowie der Beamten des neuen Ordens in feierlichem Zuge nach dem großen Tafelsaale, welcher mit einer Compagnie Cadetten besetzt war. Hier erwarteten, auf den ihnen angewiesenen Plätzen stehend, die zum Empfange des Ordens Auserwählten den Administrator, welcher unter Pauken und Trompetenschall ihnen gegenüber mit bedecktem Haupte sich auf dem erhöhten Thronsessel niederließ, an dessen Seiten Stühle für den Prinzen Karl und den General-Feldmarschall Chevalier de Saxe, welche Beide die ihnen bestimmten Decorationen schon trugen, angebracht waren.

Die Feier wurde mit einer „wohlgesetzten Rede" des Ordenskanzlers eingeleitet; dann verlas der Secretair die Ordensstatuten und die Promotionsliste. Die einzeln vorgerufenen Ordensmitglieder knieeten vor dem Throne nieder und legten eines nach dem andern den Eid auf das Statutenbuch ab, welches der Administrator ihnen vorhielt; sodann entblößte dieser den Degen, ertheilte den Ritterschlag und die Accolade und nahm den Handkuß entgegen. Nach Beendigung der Ceremonie erfolgte unter Pauken und Trompetenschall die gegenseitige Umarmung der Ritter. Die feierliche Zurückbegleitung des Administrators durch den Schloßgarten in die von ihm bewohnten Räumlichkeiten bildete den Schluß der Feierlichkeit, welcher später große Hoftafel folgte, zu der sämmtliche Ritter eingeladen waren.

*) Bei Abänderung der Ordensstatuten i. J. 1796 wurde dem Kurfürsten Friedrich August vorgeschlagen, in der Devise sprachrichtiger „Virtuti bellicae" zu setzen; der philologischen Bedenken ungeachtet ist es jedoch glücklicherweise beim Alten geblieben.

**) Trat 1774 als Minister in preußische Dienste.

Der neue Militair-St.-Heinrichsorden umfaßte folgende Mitglieder.

A. Großmeister:

Se. Durchlaucht der Kurfürst Friedrich August.
Während dessen Minderjährigkeit:
Xaverius, Königl. Prinz von Polen, Herzog zu Sachsen, Administrator.

B. Großkreuze:

1) Karl, Königl. Prinz von Polen, Herzog zu Sachsen und Herzog von Kurland.

2) Johann Georg, Chevalier von Sachsen, Gen.-Feldmarschall und Gouverneur zu Dresden,

ein Sohn König August's II. und der Fürstin Lubomirska, Reichsfürstin von Teschen, geb. v. Bockum. Er war 1704 geboren, trat zeitig in den Malteserorden und kreuzte auf dessen Schiffen schon mit 18 Jahren gegen die Türken. In Sachsen erhielt er 1726 den Rang eines Obersten und 1729 ein Dragonerregiment. Als 1731 Oesterreich die Republik Genua gegen die auf der Insel Corsica ausgebrochene Empörung durch ein Hilfscorps unter dem Prinzen Louis von Württemberg unterstützte, wohnte der Chevalier diesem Feldzuge als Volontair bei. Während der Belagerung von Danzig 1734 wurde er Generalmajor und focht unter dem General Diemar im folgenden Jahre beim Corps des kaiserl. Feldzeugmeisters Grafen Seckendorff am Rhein und an der Mosel. Beim Gefecht bei Kloster Clausen unfern Trier erhielt er den Auftrag, mit den sächsischen Grenadieren die Flanke des Feindes anzugreifen und entledigte sich desselben mit soviel Geschick und Energie, daß ihm der Prinz von Waldeck seinen Dank mit den Worten abstattete, daß dem Chevalier de Saxe der Sieg des Tages zuzuschreiben sei. Unter Sulkowski marschirte er 1737 mit nach Ungarn und zeichnete sich wieder im Gefecht am Timok aus, in welchem er eine Verwundung am Kopfe erhielt. Die Ernennung zum Generallieutenant belohnte ihn im folgenden Jahre für seine Tapferkeit.

Im ersten schlesischen Kriege diente der Chevalier, welcher 1740 General der Cavallerie geworden war, unter seinem Halbbruder Rutowski. 1744 befand er sich bei dem zur Unterstützung der Oesterreicher nach Böhmen entsendeten Hilfscorps unter dem Herzog von Weißenfels. Es wurde in diesem Feldzuge nicht mit Unrecht gegen ihn der Vorwurf erhoben, daß er durch seine Unentschlossenheit den mit der preußischen Besatzung von Prag über Leitmeritz, Böhm.-Leippa und Friedland sich zurückziehenden General von Einsiedel, dem er den Weg verlegen sollte, habe entschlüpfen lassen; im folgenden Jahre machte dagegen sein glänzendes Verhalten in der Schlacht bei Striegau jeden Tadel verstummen.

Im siebenjährigen Kriege durfte der Chevalier de Saxe nach der Gefangennahme der Armee am Liliensteine den Capitulationsbedingungen zufolge nicht weiter gegen Preußen dienen. Nach dem Hubertusburger Frieden erhielt er, da Rutowski das Commando der Armee nicht wieder übernehmen wollte, 1763 den Marschallsstab und unterzog sich mit ebensoviel Geschick als Tact der Neubildung des Heeres, was bei dem schroffen Charakter des Administrators, den mißlichen Finanzverhältnissen und den vielen Ansprüchen von Officieren, welche bei der Auflösung der Armee zu Anfange des Krieges um ihre Stellen gekommen waren und nun bei ihrer Wiedereinreihung für die gebrachten Opfer entschädigt zu werden hofften, ein nicht wenig schwieriges Geschäft war.

Der Chevalier de Saxe vereinigte mit der Feldmarschallswürde noch mehrere andere hohe Posten; er war zugleich Chef der damaligen höchsten Militair-Administrativbehörde, des sogenannten Geheimen Kriegsraths-Collegiums, ferner Oberster Haus- und Land-Zeugmeister, Chef des Feldartilleriecorps u. s. w. Die Führung des Titels Durchlaucht scheint ihm wol mit Rücksicht auf den hohen Rang seiner Mutter als Reichsfürstin nachgesehen worden zu sein; eine urkundliche Berechtigung dazu ist nie ertheilt worden*).

Nach seinem am 25. Februar 1774 zu Dresden erfolgten Tode wurde seine Halbschwester, die Gräfin Moszczinska, geb. Gräfin Cosel, Universalerbin; dieselbe mußte jedoch der testamentarischen Bestimmung gemäß das Gartengrundstück des Chevaliers auf der Langen Gasse in Dresden — jetzt das Palais des Prinzen Georg — dem Herzoge Karl von Kurland für den Preis von 15,000 Thalern überlassen. Der Malteserorden hatte vergeblich auf die Hinterlassenschaft des Ritters Ansprüche erhoben.

Der Posten eines commandirenden Feldmarschalls wurde nach dem Tode des Chevalier de Saxe nicht wieder besetzt, wenn auch der Prinz Eugen von Anhalt-Dessau**), Sohn des Herzogs Leopold, des alten Dessauers, i. J. 1775 mit dem Feldmarschallstitel beliehen wurde; denn, sagt der Kurfürst Friedrich August in einem weiter unten genauer bezeichneten Schriftstück, „ein commandirender Feldmarschall muß entweder ein Mann von besonderen Gaben sein, oder es ist besser, keinen zu haben".

Die höchste Entscheidung in Militairjustizsachen, bisher ein Befugniß des Generalfeldmarschalls, übertrug fortan der in der Handhabung des Rechts so streng gewissenhafte Kurfürst einem besondern Kriegsgerichtscollegium.

3) Als Ordenskanzler: Leopold Nikolaus Baron von Ende, seit 1766 Cabinetsminister und Staatssecretair für die inneren Angelegenheiten, starb 1792.

C. Commandeurs.

1) Georg Karl Freiherr von Klingenberg, Generallieutenant und Inspecteur der Infanterie. Er war der Sohn eines 1750 verstorbenen sächsischen Generals und zeichnete sich im siebenjährigen Kriege als Generalmajor beim Corps des Prinzen Xaver aus. In dem siegreichen Treffen bei Kassel am 30. Juli 1760 führte er eine der vier Angriffscolonnen und wurde hier und bald darauf bei Hameln verwundet. Den 26. Januar 1761 überfiel er an der Spitze zweier sächs. Colonnen die preußischen Vorposten in Ebeleben bei Sondershausen und nahm das Freibataillon Wunsch gefangen.

Klingenberg starb, der Letzte seines Geschlechts, 1776 in seiner obgedachten Dienststellung zu Pirna.

2) Johann Karl von Block, Generalmajor der Infanterie. Er war in den Feldzügen des 7jährigen Krieges Oberhofmeister und Generaladjutant des Prinzen Xaver, welcher seinen Einfluß in Versailles — des Prinzen Schwester war bekanntlich die Dauphine von Frankreich — vergebens angewendet hatte, um Block den Ludwigsorden zu verschaffen. Nach dem Frieden wurde derselbe 1765 Chef eines Infanterie-Regiments und starb 1777.

*) Den Titel eines Chevalier de Saxe führte auch der Sohn des Prinzen Xaver aus dessen Ehe mit der Gräfin Spinucci, welche 1792 in Zabeltitz starb. Dieser, mit Vornamen Josef, der sich nach der Besitzung seines Vaters auch wol Graf von Zabeltitz nannte, war zuletzt General in sicilianischen Diensten und fiel 1802 im Duell mit einem russischen Fürsten Tscherbatow bei Aussig.

**) Starb 1781 als Gouverneur von Wittenberg und Chef eines Kürassierregiments. Der Geist seines Vaters scheint nicht auf ihm geruht zu haben, denn er war als Soldat sehr unbedeutend.

(Fortsetzung folgt.)

—ψ—. Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien von François Lenormant. Autorisirte, vom Verfasser revidirte und verbesserte Ausgabe. 2 Bde. Jena, Hermann Costenoble, 1875. — Die Urgeschichte, oder wie man auch, zwar logisch nicht ganz richtig, zu sagen pflegt: die „Vorgeschichte" des Menschen, ist ein Kind unserer Zeit. In ihr haben wir die Uranfänge unserer Cultur zu suchen und daher auch der Geschichte des Menschengeschlechtes. Wenn es gleich nur vereinzelte Spuren sind, die uns zu einer solchen hinleiten, so können wir doch, streng genommen, mit Bezug auf diese Uranfänge der Cultur von diesen nicht als von einer Vorgeschichte sprechen. Die wirkliche Vorgeschichte des Menschengeschlechtes liegt vor jener Zeit, über welche wir nur Vermuthungen aufstellen können, aus welcher uns aber über die Existenz des Menschen oder eines menschenähnlichen Geschöpfes keine Spuren erhalten sind. Wir sagten, die Urgeschichte des Menschen ist ein Kind unserer Zeit, und zwar der neuesten. Eine besonders hervorragende Stellung in Erforschung der hier in Rede stehenden Erscheinungen und in der Beantwortung der dabei aufgeworfenen Fragen nehmen die Franzosen ein, wenn dabei auch nicht in Abrede gestellt werden darf, daß sie zuweilen den Boden der Objectivität verlassen und in übermäßigem Eifer von der Bahn einer ruhigen und besonnenen Erwägung der Dinge abgewichen sind, wie z. B. die bis jetzt noch unbegründeten Annahmen des tertiären Menschen beweisen, die denn auch auf dem internationalen archäologischen und anthropologischen Congresse zu Brüssel von den ersten deutschen Auctoritäten in ihrem Fache, soweit gegenwärtig der Stand der Wissenschaft einen sicheren Schluß erlaubt, in überzeugender Weise mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden sind. Von jenen Ausschweifungen abgesehen, ist das Verdienst der französischen Wissenschaft um die Urgeschichte unseres Geschlechtes kein geringes, ja es kann ein epochemachendes genannt werden. Von Boucher de Perthes an, dessen erstes 1846 erschienenes Werk: „De l'Industrie Primitive, ou les Arts et leur Origine" sowie die im darauffolgenden Jahre publicirten „Antiquités Celtiques et Antédiluviennes" als bahnbrechend bezeichnet werden können, obgleich sie anfangs sich kaum einer Zustimmung zu erfreuen hatten und von den zahlreichen Gegnern als die Ausgeburt eines Phantasten angefeindet und auf's Heftigste bekämpft wurden, von Boucher de Perthes an — sagen wir — bis auf die neueste Zeit haben die Franzosen Bedeutendes auf dem Gebiete der Urgeschichte geleistet und unsere Wissenschaft nicht wenig gefördert, wofür dieselbe ihnen zu nicht geringem Danke verpflichtet ist, mögen auch die Verhältnisse und der Reichthum an Ueberresten aus jener frühen Zeit den Franzosen besonders zu statten gekommen und ihnen die Arbeit erleichtert haben. Würdig schließt sich der langen Reihe trefflicher Arbeiten nun auch das vorliegende Werk an, dessen Verfasser es verstanden hat, den zum Theil etwas spröden Stoff in der den Franzosen eigenen geistreichen Weise auch weiteren Kreisen genießbar zu machen, wenn wir gleich das Hereinziehen von Fragen, welche in das Bereich der Theologie gehören, und die namentlich in einer dem Stande unserer Wissenschaft entsprechenden objectiven Weise nicht behandelt und beantwortet werden, durchaus nicht billigen können, denn das, was vom religiösen Standpunkte seine volle Berechtigung hat, will nicht mit dem Maße der naturwissenschaftlichen Thatsachen gemessen sein, braucht also diesen nicht durchaus zu entsprechen, darf dann aber auch nicht in deren Bereich gezogen werden und Anspruch auf eine gleiche Giltigkeit, wie das empirisch Gefundene, machen. Der Verfasser beginnt mit der Frage über den fossilen Menschen, auch er schenkt den bereits gründlich zurückgewiesenen Angaben des Abbé Bourgeois über Spuren menschlichen Vorhandenseins in der Miocän-Periode Glauben. Es könnte diese Kritiklosigkeit, die wir freilich dem Franzosen zu gute halten müssen, gegen das Werk gleich von vornherein einnehmen, allein die folgende Darstellung söhnt uns wieder so vollständig aus, daß wir die gemachte Ausstellung gern vergessen. Wol fühlt man es heraus, daß man es nicht mit einem Werke aus Einem Gusse zu thun hat, indem dasselbe durch Vereinigung verschiedener früher getrennt erschienener Abhandlungen entstanden ist, nichtsdestoweniger bildet es doch ein Ganzes, das uns einen klaren Einblick in die urgeschichtliche Zeit im weitesten Umfange des Wortes gewährt, denn nicht nur der fossile Mensch, sowie jene Perioden, die man mit den Namen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit belegt, werden darin abgehandelt, sondern auch die ersten Regungen menschlicher Cultur, welche über die Bedürfnisse des leiblichen Lebens hinausgehen, werden in den Kreis der Betrachtungen mit hineingezogen, ja wir finden sogar, daß in deren Behandlung der Schwerpunkt des Werkes liegt, so namentlich in dem, was der Verfasser über das Gedicht des Pentaur, über den Roman der zwei Brüder, über die Sündfluth, oder richtiger gesagt Sindfluth vom althochdeutschen sin(t)vluot, welches bedeutet allgemeine, große Fluth, und die babylonische Epopöe, ferner über ein chaldäisches Veda, sowie über die Cadmossage und die phönicischen Niederlassungen in Griechenland sagt. Auch sind Lenormant's Untersuchungen über die Geschichte einiger Hausthiere, besonders in Aegypten, nicht uninteressant, selbst wenn man Victor Hahn's treffliche Arbeit über Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa kennt. Lenormant's Werk ist ein werthvoller Beitrag zur Archäologie des Menschengeschlechtes, und besonders da von Bedeutung, wo es den Uebergang aus dem Urzustand zu den Anfängen der Civilisation behandelt, ein Stadium der menschlichen Existenz, das gegen andere Perioden von den Gelehrten bis jetzt eine verhältnißmäßig nur geringe Beachtung gefunden hat.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, auf ein verwandtes Werk, das in demselben Verlage erschienen ist, mit hinzuweisen, es ist: „Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden von Sir John Lubbock, in deutscher Uebersetzung von A. Passow", welches der Verfasser seinem bekannten Werke über „die vorgeschichtliche Zeit" hat folgen lassen. Wendet sich Lenormant von den Urzeiten des Menschengeschlechts mehr zu den Culturvölkern, so zieht Lubbock dafür die sogenannten Naturvölker, oder logisch richtiger ausgedrückt, Halbculturvölker in den Kreis seiner Betrachtungen, wodurch sich beide Werke in sehr wichtigen Punkten gegenseitig ergänzen. Lubbock's Zweck dabei ist, an dem Zustand der heutigen Wilden, namentlich an deren religiösen, staatlichen und socialen Einrichtungen zu zeigen, wie das Menschengeschlecht sich aus einem früheren Zustande der Unvollkommenheit heraus- und emporgearbeitet hat, nicht aber, daß es nach einer ursprünglichen Vollkommenheit degenerirt sei. Die vergleichende Völkerkunde, eine Wissenschaft, die bei unseren Gelehrten noch immer nicht die Beachtung und Würdigung gefunden hat, die sie beanspruchen kann und muß, hat ein reiches Material zu den Untersuchungen geliefert, dessen Lubbock wie Wenige Meister ist, und wodurch das Werk nicht nur einen historischen, sondern auch einen ganz bedeutend ethnologischen Werth erhält.

— „Neue chemische Analyse der Heilquellen zu Teplitz in Böhmen" von Dr. Fr. L. Sonnenschein, Prof. in Berlin (herausgegeben von der Stadtgemeinde zu Teplitz). Der Verfasser giebt bezüglich der im Frühling und Sommer 1872 unternommenen Analysen der verschiedenen Teplitzer Quellen, abgesehen von den im Allgemeinen bei solchen Arbeiten befolgten üblichen Methoden, noch besondere Hinweise auf die Bestimmungs- resp. Trennungsweise einzelner Verbindungen. Der in den früheren Analysen angeführte

Jod-Gehalt der Quellen ist nach dem Verf. aus den Bestandtheilen der vorliegenden Quellen zu streichen. — Ebenfalls von der Teplitzer Stadtvertretung herausgegeben wurde „Der innere Gebrauch der Urquelle zu Teplitz" vom k. preuß. Geh. Sanitätsrath Dr. Seiche, Ordinarius des k. preuß. Militair-Bade-Instituts zu Teplitz, nach den Erfahrungen einer mehr als 25jährigen Praxis. Hieran reihen sich Dr. A. Labat's „Studien über den Curort Teplitz in Böhmen und seine Thermen", welcher wie Dr. Seiche u. A. die Bezeichnung als indifferente Thermen nicht gelten läßt.

—*—. Der Leipziger Kunstverein, bemüht, auch unseren heimischen Künstlern gerecht zu werden, brachte in einer seiner jüngsten Ausstellungen das neueste Werk unseres in der Kunst des Grabstichels so wackeren Alfred Krauße. Die Kupferstecherkunst ist zwar durch die Photographie nicht wenig verdrängt worden, und hat die mechanisch arbeitende Maschine in unserem dem fabrikmäßigen Produciren allzusehr huldigenden Jahrhundert dem freien künstlerischen Schaffen leider den Rang abgelaufen, glücklicher Weise ohne den Werth desselben herabsetzen zu können. Der Stich, wenn auch nicht mit jener mathematischen Treue das Original wiedergebend, wie die Photographie, hat doch als Kunstwerk so wesentliche Vorzüge vor derselben, daß wir nicht umhin können, wo es sich um die ästhetische Wirkung handelt und nicht der historischen oder kritischen Forschung ein Hilfsmittel geboten werden soll, ihm den Preis zuzuerkennen. Dies finden wir auch im vollsten Maße bei dem jüngsten Werke Krauße's bestätigt, das alle seine früheren sowol in technischer Beziehung, wie aber ganz besonders in der künstlerischen Durchgeistigung übertrifft und weit hinter sich zurückläßt. Schon in den Stichen Moltke's und Bismarck's, welche früheren Jahrgängen des „New-Yorker Belletristischen Journals" als Prämienblätter beigegeben waren und wohlverdienten Beifall gefunden hatten, hatte sich Krauße's Meisterschaft bewährt. Auf das Glänzendste tritt sie aber in dem neuesten Werke desselben auf, welches Benjamin Franklin zum Gegenstand hat und zur Prämie für den 25. Jahrgang derselben Zeitschrift bestimmt ist, welche von Rudolph Lexow in Newyork herausgegeben und verlegt wird, sowie unter dessen und Udo Brachvogel's Redaction sich einer Haltung befleißigt, die man sonst nicht immer der amerikanischen Presse nachrühmen kann. Daß Benjamin Franklin gewählt wurde, geschah mit Rücksicht auf die in diesem Jahre stattfindende Feier des hundertjährigen Bestehens der Union, und wird das Blatt in würdiger Weise die Erinnerung an die große That, welche die Union gründete, zum Ausdruck bringen. Mit Benutzung verschiedener Originale, besonders des Stiches von A. Scheffer, ist die Arbeit Krauße's doch eine durchaus selbständige Schöpfung, in der uns nichts an den Charakter einer Copie erinnert. Krauße hat es verstanden, die gegebenen Formen geistig zu durchdringen und neu zu beleben in einer so vollendeten Weise, die zu den besten Werken des Grabstichels zu zählen ist und dem Meister zu nicht geringer Ehre gereicht, die ihm hoffentlich auch jenseits des Oceanes, wo das Gedenkblatt erst seine rechte Stätte und eigentliche Heimath hat, zu Theil werden wird, wie es hier Anerkennung und Beifall gefunden hat. Als einen ganz besonderen Vorzug der Arbeit heben wir die harmonische Vereinigung der kraftvolleren Linien mit den weicheren Tinten hervor, wodurch die Wirkung von Licht und Schatten wie der Ausdruck der verschiedenen Seiten des Charakters ein überaus wohlthuender wird. In gleicher Weise hat dadurch auch die malerische Wirkung gewonnen, die in einem Grade in diesem Werke Krauße's, wie in keinem früheren desselben, zur Geltung gelangt ist. Daß dieselbe in so vorzüglicher Weise zum Ausdruck gelangt ist, daran hat auch die Kupferdruckerei von F. A. Brockhaus ein ganz besonderes Verdienst, welche unter der Leitung des Herrn August Eichner, deren Director derselbe ist, Dank der künstlerischen Befähigung desselben, es zu einer Vollendung im Kupferdruck gebracht hat, durch welche genannter Officin gegenwärtig eine der hervorragendsten Stellungen auf besagtem Gebiete zuerkannt werden muß, wie die zahlreichen aus ihr hervorgegangenen trefflichen Werke zur Genüge beweisen.

— Das erste April-Heft von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: Franz Deák. Von Walter Rogge. — Die dritte Republik in Frankreich. Von H. Bartling. Dritter Abschnitt. Die Präsidentschaft des Marschalls Mac Mahon. II. — Luftcurorte in der Schweiz. Aus den Papieren eines Brustleidenden. II. — Die neueste Geschichte Spaniens. Von Wilhelm Lauser. XIII. — Chronik der Gegenwart: Politische Revue.

Den Aufsatz „Im Oetzthal" betreffend.

(Siehe Nr. 29 der Wissenschaftlichen Beilage.)

In Bezug auf das in dem Aufsatz „Im Oetzthal" über den Tod des Führers Granbichler Erzählte ist mir soeben eine andere Lesart bekannt geworden. Nach den Mittheilungen Eines, der sich auf Erkundigungen, welche er bald nach dem Vorgang an Ort und Stelle eingezogen, sowie auf die Aussage der Mutter des Führers beruft, wäre der Sachverhalt folgender: Der Führer, der, wie bekannt, mit dem Curaten Senn aus Vent, um Wein und Lebensmittel einzukaufen, über's Hochjoch in das Schnalserthal hinabgestiegen war, hatte selber — trotz der Abmahnungen des Wirths in Kurzras — in Uebereinstimmung mit dem Curaten, welchem am andern Morgen die sonntägliche Messe zu lesen oblag, am selben Tag heimzukehren gewünscht. Die Annahme der nöthigen, ihm mehrfach angebotenen Stärkungsmittel hatte er, da sie wenig Proviant bei sich führten, wiederholt verweigert, indeß der Pfarrer von Zeit zu Zeit einen mit Wein getränkten Bissen Brod zu sich nahm, dem er die Erhaltung seines Lebens zuschreibt. Erst auf der Höhe des Hochjochs schlug das Wetter um; eintretendes Schneegestöber und die hereinsinkende Nacht ließen die beiden Wanderer des Wegs verfehlen und stundenlang hilflos umher irren. Beim Morgengrauen endlich fanden sie den Abstieg nach den Rofener Höfen; aber Senn war nicht mehr im Stande, dem Führer durch den hohen Schnee zu folgen. Um Hilfe herbei zu rufen, ging dieser demnach voraus. Doch kam er nicht weit. Als der Curat, nachdem er sich einigermaßen erholt, ihm nachging, traf er ihn unsern, den Anstrengungen bereits erliegend. Noch bevor er Hilfe herbeizuschaffen vermochte, war das Leben von ihm gewichen.

Der Vermittler vorstehender Version ist der Ansicht, daß die Darstellung, wie wir sie, nicht allein von verschiedenen Seiten am Ort selbst, sondern auch in entfernten Gegenden Tyrols vernommen, erst später, nachdem der Curat Vent inzwischen verlassen hatte, entstand und auf den Entstellungen seiner Feinde beruht, die seine energischen Bemühungen um Zugänglichmachung des hinteren Oetzthals, um Heranbildung tüchtiger Führer und Abstellung verschiedener Mißbräuche ihm zugezogen. Die Gerechtigkeit gegen den, wie erwähnt, um die Oetzthal-Reisenden auf alle Fälle sehr verdienten Senn verlangt ohne Frage die Bekanntgebung auch dieser zweiten Lesart*). La Mara.

*) Wir bemerken zu Obigem noch, daß uns Seiten eines namhaften Mitgliedes des sächsischen Landtags, welcher Tirol öfter bereist hat und insbesondere um die Zeit des in Rede stehenden Unglücksfalles im Oetzthal reiste, die oben gegebene zweite Lesart als die richtige bestätigt worden ist. D. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 35. Sonntag, den 30. April. 1876.

Inhalt: Geschichte des K. Sächsischen Militair-St.-Heinrichsordens im 18. Jahrhundert. (Fortsetzung.) — Musikalische Zustände in Leipzig, besprochen von Oscar Paul. — Shakespeare's Apogryphen.

Geschichte des Königlich Sächsischen Militair-St.-Heinrichsordens im 18. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

D. Kleinkreuze.

1) Andreas Graf Renard, Generallieutenant der Cavallerie, war der Sohn des als Ritter des alten Heinrichsordens obenerwähnten Generals Johann Bapt. Renard. Er trat 1738 beim Leib-Grenadier-Garderegiment ein und wurde 1740 bei demselben Lieutenant, 1742 aber als Capitain zum Regiment Königin versetzt. Zwei Jahre darauf wurde er als Major General-Adjutant seines Vaters, 1752 aber erhielt er eine General-Adjutantenstelle beim Könige und avancirte zum Obersten. Während des siebenjährigen Krieges scheint er anfangs keine Verwendung gefunden zu haben; erst 1762 wird seiner wieder in dem Feldzuge gegen den Prinzen Heinrich ehrenvolle Erwähnung gethan. Nach dem Frieden wurde ihm bei der Wiederformirung der Armee ein Dragonerregiment verliehen. Er nahm 1778 den Abschied; seine Nachkommen blühen noch jetzt als reichbegütertes Geschlecht in Schlesien.

2) Gustav Adolf von Bennigsen, Generalmajor der Inf., Capitain der Compagnie adeliger Cadetten. Ein sehr intelligenter und verwendbarer Officier, der sich im 7jährigen Kriege viele Verdienste um die Vereinigung der aus der preußischen Gefangenschaft theils einzeln, theils in Abtheilungen bis zur Stärke ganzer Bataillone zurückkehrenden Mannschaft erworben hatte. Vor dem Kriege war er von 1752 bis 1756 mit dem Range eines Oberstlieutenants Capitainelieutenant bei der Cadettencompagnie gewesen; 1761 avancirte er zum Generalmajor und nach dem Frieden 1763 trat er als Capitain an die Spitze der Cadettencompagnie, 1767 wurde er Generalinspecteur der Infanterie, 1777 Generallieutenant. Im Feldzuge 1778 befehligte er anfangs die Infanterie beim Corps des Generallieutenants Grafen Solms; später, nach dessen Erkrankung, wurde Bennigsen das Commando des Corps übertragen. Als er 1781 das Cadettencorps, dessen Leitung ihm inzwischen geblieben war, an den General von Schiebell abgab, erhielt er ein Infanterieregiment. Sein Tod erfolgte am 3. August 1784 zu Dresden.

3) Ludwig Ernst von Benkendorf, Generalmajor der Cav. Kein Ritter des St. Heinrichsordens hat wol das blaue Band mit größerer Berechtigung getragen, als dieser brave Reiterofficier, der in der bescheidenen Stellung eines Dragoner-Oberstlieutenants durch seinen militairischen Scharfblick und seine beherzte Entschlossenheit in entscheidender Weise zu einem der glänzendsten Siege des siebenjährigen Krieges beigetragen hat, und dessen Name im sächsischen Heere stets unter den besten genannt zu werden verdient. Benkendorf war 1711 zu Ansbach geboren und 1733 als Premierlieutenant bei der sächsischen Cavallerie eingetreten, welcher er 68 Jahre hindurch seine Dienste widmen sollte.

Bei dem unerwarteten Ausbruche des siebenjährigen Krieges befanden sich bekanntlich 4 sächsische Reiterregimenter — Carabinier-Garde und die Dragonerregimenter Prinz Karl (jetzt 1. Husarenregiment Nr. 18), Prinz Albrecht und Brühl — in Polen und entgingen dadurch dem Schicksale ihrer schwergeprüften Waffenbrüder am Lilienstein. Unter Führung des Generalmajors von Nostitz stießen diese Regimenter zur kaiserlichen Armee, bei der sie, dem Corps des Generals Nadasdy beigegeben, am 18. Juni 1757 an der Schlacht bei Kolin theilnahmen. Schon war dieselbe für die Oesterreicher verloren und Adjutanten überbrachten bereits allen noch im Gefecht befindlichen Truppen den Befehl des Feldmarschalls Daun, den Rückzug gegen Suchdol anzutreten, als es Benkendorf, dem Führer des Dragonerregiments Prinz Karl, gelang, durch einen rechtzeitigen Rückstoß mit seinem Regimente zwei preußische Schwadronen auf die Flanke ihrer Infanterie zu werfen. Von einer Anhöhe aus, auf der Benkendorf nach der gelungenen Attake sein Regiment wieder sammelte, gewahrte er sogleich die in den feindlichen Reihen entstandene Unordnung und ebenso schnell war auch der Generalmajor von Nostitz davon in Kenntniß gesetzt, welcher nun mit seinen sächsischen Regimentern und einigen österreichischen Schwadronen mit frischem Muthe den Angriff auf die feindliche Linie erneuerte. Der Erfolg war glänzend; die preußischen Bataillone, in Flanke und Rücken gefaßt, wurden in wilde Flucht geschlagen; die von den Kaiserlichen bereits aufgegebene Schlacht nahm plötzlich eine unerwartet günstige Wendung und endete mit der Niederlage des bisher immer siegreich gewesenen Gegners. Die hocherfreute Kaiserin Maria Theresia drückte dem Heere ihre Anerkennung durch Stiftung des ihren Namen führenden Militairordens aus, welcher die glorreiche Waffenthat dem Gedächtnisse der Nachwelt erhalten sollte; der brave Benkendorf aber, dem man bei diesem Siege soviel zu verdanken hatte, ging bei Vertheilung des neuen Ordens leer aus. König August III. ernannte ihn zum Obersten, den Generalmajor Nostitz zum Generallieutenant; Letzterer starb noch im selben Jahre bei Leuthen den Heldentod. 1762 wurde Benkendorf Generalmajor; in dem ereignißarmen Feldzuge 1778 befehligte er die Cavallerie beim Corps des Generallieutenants Grafen Solms. 1786 avancirte er zum General der Cav. und zwei Jahre darauf wurde er Chef der Garde du Corps. In dieser Stellung starb er 1801 zu Dresden in dem hohen Alter von 90 Jahren.

4) Christof Friedrich v. Flemming, Generalmajor der Inf. Er stammte aus der Martentin'schen Linie dieses alten pommerschen Geschlechtes, welche neben dem bekannten Günstlinge August's II., dem Feldmarschall Jakob Heinrich Grafen v. Flemming, dem Kurhause Sachsen schon mehrere Generale gegeben hatte. Christof Friedrich v. Flemming trat 1724 als Hauptmann aus polnischen in sächsische Dienste und wurde 1768 Generalmajor und 1780 Generallieutenant. Er stand seit 1771 mit dem Titel eines Vicepräsidenten an der Spitze des Geheimen Kriegsrathscollegiums und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem 1789 erfolgten Tode. Sein

Nachfolger, jedoch mit dem Titel eines Präsidenten, wurde der Generallieutenant von Felgenhauer.

5) Adam Burkhard Christof von Schiebell, Oberst der Cav. und Generaladjutant des Kurfürsten. Er war 1718 zu Warschau geboren. Schon in den schlesischen Kriegen veranlaßte der Mangel an leichter Cavallerie, der vortrefflichen polnischen Nationalreiterei eine Verwendung beim sächsischen Heere zu geben, und man errichtete daher mehrere sogenannte Ulanenpulks, welche den in sie gesetzten Erwartungen vollkommen entsprachen und nach beendetem Kriege, während welches sie aus polnischen Cassen unterhalten wurden, wieder in ihre Heimath zurückkehrten. Schiebell, geborener Pole und intelligenter Officier, hatte sich in der Schule dieser Ulanen zu einem unternehmenden Parteiführer herangebildet. Namentlich hatte er auch sich mit Auszeichnung an der kühnen Waffenthat des Generals Sybilski betheiligt, welcher am 13. December 1745, zwei Tage vor der Kesselsdorfer Schlacht, zwischen Lommatzsch und Zehren die aus den Dragonerregimentern Röhl und Prinz Holstein bestehende preußische Arrièregarde so plötzlich überfiel, daß 2 Paar silberne Pauken und 3 Standarten erbeutet und 180 Mann gefangen wurden. Der General von Röhl wurde im Gefecht getödtet.

Der 7jährige Krieg, in welchem die Ulanenpulks mit den 4 Cavallerieregimentern unter dem General von Nostitz sich beim österreichischen Heere befanden, brachte Schiebell neue Gelegenheit, sein Talent zu zeigen. Zwar wurde er als Major bei Leuthen gefangen, aber bald wieder ausgewechselt. Als am 20. Juli 1760 die Oesterreicher den Versuch machten, die preußische Armee, welche die Belagerung von Dresden deckte, zu überfallen, zeichneten sich die Ulanen unter dem das Jahr zuvor zum Obersten avancirten Schiebell ganz besonders aus und hätten den König Friedrich II. in seinem Hauptquartier Gruhna beinahe gefangen genommen. Auch im Sommer 1762 that sich Schiebell in dem kleinen Kriege, welchen Serbelloni im sächsischen Erzgebirge gegen den Prinzen Heinrich führte, besonders bei dem Ueberfall bei Reichstädt am 1. Juni und dem Gefecht bei Pretzschendorf am 27. September rühmlich hervor. Er wurde nach dem Frieden Generaladjutant des Kurfürsten und als solcher 1770 Generalmajor und zehn Jahre später Generallieutenant. 1781 erhielt er das Commando des Cadettencorps und erwarb sich um die wissenschaftliche Förderung dieses Instituts große Verdienste. Er blieb wenigstens nominell an der Spitze desselben, als ihn das Vertrauen, mit dem ihn der Kurfürst beehrte, 1790 unter gleichzeitiger Beförderung zum General d. C. auf den Posten eines Cabinetsministers beim Militairdepartement in Commandosachen berief. Sein Tod erfolgte 1796 zu Dresden.

6) Ernst Friedrich von Carlsburg, Generalmajor d. I., hatte sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet, in welchem er als Oberster das Infanterie-Regiment des Prinzen Xaver commandirte. Er starb als Generallieutenant und Chef eines Infanterie-Regiments 1786 in Guben.

7) Ernst Gottlob von der Pforte, Oberstlieutenant beim Prinz Gothaischen Infanterie-Regiment. Mit dem Charakter als Oberst 1774 pensionirt.

8) Nikolaus Reinhold von Pfeilitzer genannt Frank, Oberst im Regiment Xaver. Ein Kurländer von Geburt; wurde 1774 Generalmajor und 1779 Commandant von Neustadt-Dresden. Er starb als solcher, nachdem er 1788 den Titel als Generallieutenant erhalten, 1798 85 Jahre alt.

9) Georg Rudolf Fäsch, Oberst beim Ingenieurcorps. Obgleich geborener Dresdener, stammte er doch aus derselben Schweizer Familie, wie der bekannte Cardinal-Erzbischof von Lyon, der Stiefbruder der Mutter Napoleon's I. Fäsch wurde 1778 Generalmajor und 1787 Chef des Ingenieurcorps, starb aber noch im nämlichen Jahre 71 Jahre alt.

10) Wedig Christof Freiherr v. Kaiserlingk, Oberst von Kurland Chevauxlegers. Führte als Major dieses Regiments eine der beiden Schwadronen, mit denen Benkendorf bei Kolin seinen glänzenden Angriff eröffnete. Aber auch später noch während des siebenjährigen Krieges wird sein Name mit Auszeichnung genannt, z. B. beim Ueberfall von Reichstädt. Kaiserlingk erhielt 1778 den Abschied.

11) Alexis Chevalier du Hamel, Oberst bei der Garde du Corps. Aus Nizza gebürtig, war er 1748 als Rittmeister aus kaiserlichen in kursächsische Dienste übergetreten. Er wurde 1776 Generalmajor und 1790 Generallieutenant und starb 1800 im 80. Lebensjahre.

12) Peter Franz de Gondé, Oberst und Exercitienmeister der Infanterie. Ein Franzose; starb 1782 als Commandant des Leib-Garde-Grenadierregiments.

13) Friedrich Adolf von Gersdorf, Major beim Regiment Kurfürstin. Kam 1778 als Oberst zum Infanterieregiment Kurfürst und starb 3 Monate darauf zu Dresden.

14) Karl Christof von Weißenbach, Oberstlieutenant beim Infanterieregiment Prinz Karl. Wurde 1775 Oberst des Regiments Graf Solms und starb 1777.

15) Christof August Seiffert, Oberstlieutenant und Flügeladjutant des Prinzen Xaver. Er taucht 1759 im siebenjährigen Kriege im Hauptquartier dieses Prinzen als Hauptmann auf und mag ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten gewesen sein. Wenige Monate nach dem Ordensfeste, im März 1769, wird er als „von Seiffert" vom Kurfürsten zum Obersten befördert; seine Erhebung in den Adelstand scheint noch einer der letzten Acte der Minorennitätsverwaltung gewesen zu sein. Als nach Ablauf derselben der Prinz Xaver Sachsen verließ, begleitete ihn Seiffert auf seinen Reisen und blieb dann während dessen langjährigen Aufenthaltes auf dem Schlosse Pont-sur-Seine in Frankreich der vertraute Geschäftsführer des Prinzen, auch nachdem er 1778 den Abschied aus der kurfürstlichen Armee erhalten hatte. In Pont s/S. starb Seiffert am 2. September 1790, während der Prinz Xaver mit seiner Familie im Bade zu Cautterets verweilte.

Seiffert, jedenfalls geborener Sachse, war seit 1764 durch Kauf in den Besitz des Rittergutes Pretzschendorf bei Freiberg gelangt, welches er einer unverheiratheten Schwester hinterließ.

16) Georg Theodor von Schilling, Major beim Leib-Grenadier-Regiment. Starb 1783 als pensionirter Major zu Dresden.

17) Karl von Dunten, Oberstlieutenant bei Kurfürst Infanterie. Er hatte in einer 37jährigen Dienstzeit 11 Feldzügen mit Auszeichnung beigewohnt. Als Führer eines Bataillons des Infanterieregiments Karl Max war er in dem unglücklichen Gefecht bei Langensalza am 15. Februar 1761 nach tapferer Gegenwehr gefangen worden. Dunten wurde 1775 mit Oberstencharakter entlassen und starb 1787.

18) Christof Karl von Feilitzsch, Rittmeister bei Anhalt-Kürassieren. Wurde den 23. Juli 1762 im Treffen bei Lutternberg verwundet. Um 1775 verabschiedet.

19) Johann Baptiste Burkhard de Leger, Capitain beim Inf.-Regt. Prinz Anton. Während der 70er Jahre als Major in Pension getreten.

20) Johann Anton Josef Konway de Waterfort, Major im Artilleriecorps. Gebürtig aus Bamberg; stammt aus einer der zahlreichen irischen Familien, welche, Kriegsdienste suchend, in Deutschland eingewandert sind. Er starb 1784 als Oberstlieutenant der Artillerie in der Garnison Freiberg.

21) Christian Heinrich von Häusler, Capitain beim Inf.-Regt. Xaver. Wir finden denselben im siebenjährigen Kriege vom Prinzen Xaver vielfach, besonders als Quartiermacher für das Hauptquartier, verwendet. Er wurde 1775 im Regiment zum Major befördert und 1782 als Oberstlieutenant zum Regiment Prinz Max versetzt. 1790 erhielt er

als Oberst das Commando desselben und starb 1794 während des Feldzugs am Rhein.

22) Alois Peter Marquis d'Agdollo, Major bei der Schweizer Leibgarde. Italiener von Geburt und Sohn des sächsischen Consuls in Venedig, kam er in der ersten Zeit des siebenjährigen Krieges nach Polen und fand bei den Ulanen Anstellung. Wahrscheinlich bei Leuthen verwundet, begab er sich zu seiner Wiederherstellung nach Dresden, wo er als interessanter Fremder und gewandter Gesellschafter bald der Löwe der höheren Kreise geworden war. Nach seiner Heilung ging er zur Armee des Prinzen Xaver und wurde Ordonnanzofficier in dessen Stabe. Der Friede führte Agdollo nach Dresden zurück, wo er in der kurfürstlichen Haustruppe der Schweizer Leibgarde angestellt wurde. Der junge liebenswürdige Italiener trat nun in nähere Beziehungen zu der Gattin des Feldmarschalls Grafen Rutowski, geborenen Gräfin Lubomirska, welche ihm nach dem Tode ihres Gemahls ihre Hand reichte, jedoch nur zu geheimer Ehe, da sie auf ihren Rang und ihre vornehme Stellung bei Hofe nicht Verzicht leisten mochte. 1768 wurde Agdollo zum Oberstlieutenant und schon im folgenden Jahre zum Obersten ernannt. Dem glücklichen Abenteurer schien sich auf diese Weise eine glänzende Zukunft zu eröffnen, statt dessen aber ging er seinem jähen Sturze entgegen. Am 16. December 1776 wurde er in einer Abendgesellschaft beim Vicepräsidenten von Ferber auf der Moritzstraße durch den kurfürstlichen Generaladjutant von Schiebell verhaftet und unverweilt nach dem Königstein in sichere Verwahrung gebracht. Bei anständiger Behandlung — es waren für seinen Unterhalt monatlich 50 Thaler ausgesetzt — verblieb er hier bis zu seinem Tode, den 27. August 1800, als Staatsgefangener, ohne daß das Dunkel, welches den Grund der strengen Maßregel verhüllt, in vollkommen zuverlässiger und glaubhafter Weise aufgeklärt worden ist; soviel dürfte jedoch als sicher anzunehmen sein, daß Agdollo sich keineswegs blos politischer, sondern wesentlich auch gemeiner Verbrechen schuldig gemacht hat.

23) Markus Antonius de Moysie, Capitain beim Infanterie-Regiment Block. Starb als solcher 1774 in seiner Garnison Colditz.

24) Stefan von Kosolowski, Capitain bei der Leibgrenadiergarde. In der ersten Hälfte der 70er Jahre auf Ansuchen entlassen.

25) Gustav Christof Oelschlägel, Premier-Lieutenant im Inf.-Regiment Kurfürst. War i. J. 1753 als Fähnrich bei diesem Regimente eingetreten und hatte sich in den Feldzügen 1759 bis 63 unter dem Prinzen Xaver mehrfach ausgezeichnet. 1791 wurde er in seinem Regimente Major, war als solcher im Feldzuge 1793 am Rhein dem aus den Grenadiercompagnien der Regimenter Kurfürst und Langenau zusammengesetzten Grenadierbataillon Christiany zugetheilt, und wird auch hier in dem Berichte des Generals von Lindt wieder mit Auszeichnung erwähnt. Oelschlägel avancirte 1796 zum Oberstlieutenant beim Regiment Xaver und starb 1799.

26) Franz Xaver von Oczakowski, Capitain bei der Leibgrenadier-Garde. War als türkischer Knabe bei Oczakow gefangen worden und hatte die Taufe erhalten. Er starb als Capitain der Garde 1774.

Man wird aus einem Vergleiche des vorstehenden Verzeichnisses mit dem der Ritter von der Creation von 1736 leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß bei der Verleihung des neuen St. Heinrichsordens von wesentlich anderen Grundsätzen ausgegangen wurde, als bei der des älteren maßgebend gewesen waren. In der That scheint man sich — vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Officiere aus der unmittelbaren Umgebung des Prinzen Xaver — ausschließlich auf die Belohnung einzelner, bestimmt vorliegender Beweise persönlicher Tapferkeit beschränkt zu haben; es würde sonst auffallend sein, daß der Stellvertreter des Prinzen in den letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges, der Generallieutenant Friedrich Christof Graf zu Solms, welcher 1792 als General d. Inf. und Commandant des Königsteins in hohen Gnaden starb, sich nicht mit unter den Decorirten befindet.

Bei der Organisation des Ordens durch den trotz seiner unleugbaren großen Verdienste doch für alles Fremde, namentlich das Französische, stark voreingenommenen Prinzen hatte wol der Ludwigsorden und der von Ludwig XV. 1759 für Protestanten gestiftete Orden pour le mérite militaire als Muster gedient. Die Armee, welche in mehrjähriger enger Berührung mit den französischen Truppen diese um ihre erworbenen Ehrenzeichen beneidet hatte, begrüßte die neue Stiftung mit um so größerer Freude, als damals die Erinnerung an den alten Heinrichsorden unmöglich ganz erloschen sein konnte.

Aber so populär die junge Schöpfung gleich von Haus aus war, so waltete doch noch immer ein gewisser Unstern über derselben.

Es liegt ziemlich nahe, daß der wenige Tage nach dem in Pillnitz mit so feierlichem Gepränge begangenen Ordensfeste mündig gewordene und zur selbständigen Regierung gelangte Kurfürst Friedrich August mit dem willkürlichen Verfahren des Oheims bei dieser Gelegenheit nicht einverstanden sein und es nicht billigen konnte, daß dieser ein so wichtiges Souverainetätsrecht, wie doch die Stiftung eines Ordens unzweifelhaft ist, noch in der letzten Stunde seiner Verwaltung in Ausübung gebracht hatte. Nicht einmal die Entschuldigung, daß es sich dabei nur um Erneuerung eines älteren, bereits bestehenden Ordens gehandelt habe, konnte für den Prinzen angeführt werden; denn dieser selbst hatte sich in einem eigenhändigen Rescript der Worte bedient: „Es bleibt zwar bei dem alten Namen, doch wird ein solcher (Orden) von mir nicht renovirt, sondern neu gestiftet."

Friedrich August spricht sich daher in seinem im Archiv für sächs. Geschichte (10. Band 1872) abgedruckten, sogenannten politischen Testamente, welches der edle Fürst 1787 nach einer schweren Krankheit, durch die er an die Möglichkeit eines plötzlichen Todes erinnert worden war, niedergeschrieben hatte und neben einer Art von Rechenschaftsbericht über die während seiner bisherigen Regierung befolgten Grundsätze Winke und Rathschläge für seinen Nachfolger enthält, bezüglich des Heinrichsordens folgendermaßen aus:

„Hier muß ich noch des vom Prinzen Xaver gestifteten Militairordens St. Henrici mit Wenigem gedenken. Ich habe zwar immer Bedenken gefunden, denselben auszugeben, theils weil die Stiftung eines Ordens unter einer Minorennität etwas ganz Ungewöhnliches war, theils weil bei der ersten Creation allerhand Personen den Orden erhalten hatten. Die Dankbarkeit, so ich dem Prinzen Xaver, auch bei einigen begangenen Fehlern, für seine wahrhaft väterliche Fürsorge und besonders für die Wiederherstellung der Armee schuldig bin, wird mich jederzeit von dem abhalten, so ein öffentlicher Tadel seiner Handlungen sein würde. Sollte aber dieser Prinz mit Tode abgehen, so könnte zu Kriegszeiten dieser Orden erneuert und feste Regeln in Ansehung der Aufnahme der Ritter errichtet werden, wobei auch die verdienten bisherigen Ritter mit Uebergehung der übrigen zu dem veränderten Orden gezogen werden müßten."

Unter den „allerhand Personen" sind wol nur die Günstlinge des Administrators verstanden, von denen sich Agdollo unzweifelhaft als gewissenloser Abenteurer erwiesen hatte, aber auch Seiffert zwar ein sehr befähigter Kopf, aber keineswegs reiner Charakter gewesen zu sein scheint.

Die nächste Folge der Abneigung, welche der junge Kurfürst gegen die ohne seine Einwilligung verfügte Stiftung empfand, war, daß vorläufig alle weiteren Ordensverleihungen

unterblieben, selbst als der kurze bayerische Erbfolgekrieg 1778 zwar nicht eben zu zahlreichen, aber doch zu einzelnen hervorragenden Thaten des kleinen Krieges Veranlassung gab, unter denen hier nur der des Hauptmanns von Stieglitz († 1796 als Oberst des Inf.-Regts. Kurfürst) gedacht sein mag, welcher für sein glänzendes Verhalten an der Spitze einer Abtheilung freiwilliger Schützen*) im Gefecht bei Zwickau in Böhmen am 2. August außer der Reihe zum Major befördert wurde.

Aber auch den schon ernannten Heinrichsrittern wurde die Freude über die von der weit überwiegenden Mehrzahl nicht ohne redliche Verdienste erworbene Auszeichnung durch eine unerwartete, für manchen sehr empfindliche Täuschung verleidet.

Bereits der ältere, unter August II. gestiftete St. Heinrichsorden war für die Inhaber mit Pensionen von 800 und 200 Gulden verbunden gewesen; zur Dotation des neuen Ordens hatte der Administrator jährlich die Summe von 15,000 Thalern angewiesen, welche von den „Kammerintraden" vierteljährlich mit 3750 Thalern an den Ordensschatzmeister ausgezahlt werden sollten.

Von diesen 15,000 Thalern waren an jährlichen Pensionen bestimmt:

1600 Thaler	für	2	Großkreuze	à 800	Thaler,
2400	=	4	Commandeure	à 600	=
5400	=	18	Kleinkreuze	à 300	=
3600	=	18	=	à 200	=

Von dem hiernach verbleibenden Rest an 2000 Thalern sollten die Gehaltszulagen der Ordensbeamten und die allgemeinen Ausgaben bestritten werden.

Diesen Bestimmungen entsprechend erhielten von den am 4. September 1768 ernannten Ordensmitgliedern der Chevalier de Saxe 800 Thaler als Großkreuz, die beiden Commandeure Klingenberg und Block je 600 Thaler und von den 26 Kleinkreuzen 15 Ritter je 300 und 11 je 200 Thaler. Aber leider mußte die regelmäßige Zahlung dieser Pensionen wegen der nach dem siebenjährigen Kriege so traurigen Finanzlage Sachsens sehr bald wieder eingestellt werden, wodurch die ärmeren Ritter, welche auf den regelmäßigen Fortbezug dieses Einkommens mit Sicherheit gerechnet hatten, sich in schwere Sorgen versetzt sahen. Nachdem schon 6 Quartale in Rückstand geblieben waren, verordnete eine kurfürstliche Entschließung vom 24. Mai 1772 „wegen der gegenwärtigen mislichen Zeitumstände" vom 1. Juli 1772 ab die gänzliche Einstellung aller weiteren Zahlungen der Dotationsgelder, welche jedoch den Berechtigten bis ultimo Juni desselben Jahres „wie die übrigen Kammerrückstände successive" nachträglich gewährt werden sollten.

Wem unter uns, die wir in Sachsen seit der langen, väterlichen Regierung desselben Friedrich August des Gerechten an einen geordneten Staatshaushalt gewöhnt sind, diese Maßregel heutzutage als eine große Härte erscheinen will, der möge einen Blick auf den jetzt kaum glaublichen Zustand zurückwerfen, in welchem sich unser engeres Vaterland nach den Drangsalen des siebenjährigen Krieges befand. Begannen doch nach demselbem meilenweite Strecken, besonders zwischen Wittenberg und Leipzig, sich wieder mit Wald zu bedecken, weil die Besitzer des fruchtbaren Ackerlandes die zur Bestellung und Aussaat nöthigen Mittel seit Jahren entbehrten! Der wiederholt erwähnte General v. Klingenberg führt in einem Bittschreiben an den Kurfürsten um Fortgewährung der Pension an, ein ihm eigenthümlich gehöriges Vorwerk bei Torgau sei während des Krieges so gänzlich zerstört worden, daß er nach dem Frieden selbst nicht einmal die Stelle habe bezeichnen können, wo das Gehöfte gestanden. Trotz der äußersten Sparsamkeit im Staatshaushalte, einer Sparsamkeit, der zu Liebe selbst historisch ehrwürdige Erinnerungen nicht geschont und stattliche Fürstenschlösser in Zuchthäuser, Magazine und Fabriken verwandelt wurden, war noch sieben Jahre nach dem Hubertusburger Frieden der Geldmangel so fühlbar, daß der Staat den Hauptleuten die Gebührnisse für die Verwaltung ihrer Compagnien auf 17 Monate schuldete. Und doch gelang es der zähen, gewissenhaften Beharrlichkeit des jungen Kurfürsten, die bereits von seinem Vater Friedrich Christian und von dem Administrator Xaver eingeschlagene Bahn verfolgend, in verhältnißmäßig bewunderungswürdig kurzer Zeit, das ausgesogene und verheerte Land wieder in einen Zustand der Blüthe zu versetzen, um welchen es schon in den achtziger Jahren von den meisten andern Staaten Europas beneidet wurde.

Den in dem politischen Testamente für eine Wiederbelebung des seit 1736 zum zweiten Male mit Vergessenheit bedrohten St. Heinrichsordens in Aussicht genommenen Zeitpunkt, den Tod Xaver's, wartete glücklicherweise der Kurfürst nicht ab. Schon in der ersten Rheincampagne 1793 wurde beim kursächsischen Contingente ein äußeres Zeichen zur Belohnung kriegerischer Verdienste um so empfindlicher vermißt, als gerade dieser Feldzug zu persönlicher Auszeichnung vielfache und glänzende Gelegenheiten geboten hatte, bei den verbündeten Heeren, Preußen wie Hessen, aber militairische Orden vertheilt worden waren. Es bedurfte indessen noch dreier Feldzüge — 1794, 95 und 96 — bevor sich der Kurfürst entschloß, durch Handschreiben vom 1. Juli 1796 die Statuten des St. Heinrichsordens mit einigen wenigen Abänderungen zu bestätigen. Die letzteren bestanden im Wesentlichen nur im Wegfall der Dotation und der Ordensbeamten; äußerlich blieb die Decoration ganz so, wie sie vom Prinzen Xaver bestimmt worden war, nur daß die bisherige Umschrift des hinteren Herzschildes die Fassung erhielt: „Xaverius Administrat. Saxon. instituit, Frid. August. Elector confirm." Sie blieb so bis 1807 und wurde dann abgekürzt in: „Fridr. Aug. D. G. Rex Sax. instauravit."

Bei Prüfung der Vorschläge zur Decorirung von Officieren, mit welchen der Kurfürst den Befehlshaber des sächsischen Contingents in den Rheinfeldzügen, Generallieutenant von Lindt, beauftragt hatte, ließ sich der ebenso weise als gerechte Monarch von sehr festbegrenzten Grundsätzen leiten. Um dem Orden das Ansehen in der Armee ungeschmälert zu erhalten, beschränkte er die Verleihung nur auf eine sehr geringe Zahl von Kleinkreuzen; die Empfehlung mußte sich auf eine bestimmte, ausgezeichnete That, deren Unterlassung dem betreffenden Officier nicht hätte zum Vorwurfe gereichen können, beziehen, und es mußten ausdrücklich Augenzeugen benannt werden, welche dieselbe bestätigen konnten. Es mochte für den commandirenden General kein leichtes Geschäft gewesen sein, aus den Vorschlägen der Truppen, welche, wie unter solchen Umständen erklärlich, ihr specielles Interesse in ziemlich umfänglicher Weise vertraten, diejenigen Persönlichkeiten auszuwählen, welche den von dem Kurfürsten gestellten Bedingungen am meisten entsprachen. Die Schwierigkeit war zu jener Zeit um so größer, als den Officieren der Haupttruppe, der Infanterie, der damaligen Kampfweise gemäß, ebenso wie denen der nur ausnahmsweise in Batterien vereinigten und meist zersplittert auftretenden Artillerie, weit seltener Gelegenheit geboten war, sich persönlich in augenfälliger Weise hervorzuthun, als der Cavallerie, welche besonders in den beiden Schlachten bei Kaiserslautern 1793 und 94 und in der bei Wetzlar 1796, sowie in den vielen beim Avantgarden- und Vorpostendienste vorkommenden Gefechten reichliche Lorbeeren geerntet hatte.

Unter den 7 Officieren, welche durch kurfürstliches Handschreiben aus Pillnitz vom 10. August 1796 mit dem Ritterkreuze des St. Heinrichsordens begnadigt wurden, gehören

*) Diese freiwilligen Schützen, aus Abgaben von sämmtlichen Infanterieregimentern gebildet und nach dem Frieden wieder aufgelöst, verdienen übrigens beiläufig auch darum Erwähnung, weil sie die erste Spur einer leichten Infanterietruppe in Sachsen sind (vergl. Graf v. Holtzendorff, Geschichte der K. S. leichten Infanterie, S. 2).

daher, wie unter den erwähnten Umständen nicht Wunder nehmen kann, 6 der Reiterei und nur ein einziger der Infanterie an.

Im Gegensatze zu dem von dem Prinzen Xaver am 4. September 1768 gehaltenen glänzenden Ordensfeste verzichtete der allem Prunk und Schaugepränge grundsätzlich abgeneigte Kurfürst auf jede Feierlichkeit bei der Verleihung der neuen Decorationen, welche dem Generallieutenant v. Lindt zur weiteren Aushändigung an die Beliehenen durch die Post zugeschickt wurden.

Daß diejenigen Officiere, welche im Laufe der Rheinfeldzüge bereits vom Könige von Preußen mit Decorationen bedacht worden waren — es hatten Generallieutenant v. Lindt den rothen Adlerorden und 17 Officiere den Pour le mérite erhalten — bei der Verleihung des vaterländischen Ehrenzeichens leer ausgingen, verstand sich damals noch von selbst; nicht einmal Lindt, der in vier Feldzügen hintereinander das Commando des Contingents geführt hatte, machte eine Ausnahme. Es blieb einer späteren Zeit vorbehalten, in dieser Beziehung eine minder strenge Praxis eintreten zu lassen. Noch 1809 waren in der sächsischen Armee die Ordenszeichen so selten, daß ein hochverdienter Generallieutenant während des Rückmarsches aus dem österreichischen Feldzuge seiner Gattin schreiben konnte, er habe bei den Festlichkeiten, welche der siegreichen Truppe unterwegs von der Bevölkerung bereitet wurden, durch seine zwei Ritterkreuze, Heinrichsorden und Ehrenlegion, großes Aufsehen erregt.

Infolge der Verleihung vom 10. August 1796 sind den vom Prinzen Xaver 1768 ernannten 26 Kleinkreuzen noch nachstehende sieben hinzuzufügen.

27) Joachim Friedrich Gotthelf von Zezschwitz, Generalmajor der Cavallerie und Chef des Carabinierregiments. Er war 1744 geboren und schon 1758 während des 7jährigen Krieges als Premierlieutenant in die Armee getreten. In den Feldzügen 1795 und 1796 am Rhein commandirte er eine Cavalleriebrigade. Im Treffen bei Wetzlar am 15. Juni 1796 setzte sich der Gen.-Maj. von Zezschwitz persönlich im entscheidenden Augenblicke an die Spitze von zwei Escadrons und führte dieselben zur Attake vor. Trotz des mörderischen Kartätschenfeuers, mit dem die Angreifer — eine Escadron von Kurland unter Major von Mangoldt und eine Escadron Husaren unter Major von Emmerich — empfangen wurden, gelang es denselben, nicht nur die feindliche Cavallerie zu werfen, sondern auch die dahinterstehende Infanterie zu sprengen, 2 Kanonen und 20 Pferde zu erbeuten und über 50 Gefangene zu machen.

Später commandirte Zezschwitz als Generallieutenant unter seinem Bruder, dem General der Cavallerie, im Feldzuge 1806 die Reiterei des Gros; sein Angriff in der Schlacht bei Jena, wo er schon während des allgemeinen Rückzuges noch einmal mit dem Regiment Kochtitzky-Kürassiere und einer Escadron Polenz-Chevauxlegers gegen Kötzschau vorging und die weit überlegene französische Cavalleriereserve über den Haufen warf, ist ein Lichtblick in der Geschichte dieser traurigen Niederlage *). 1809 befehligte Zezschwitz die 1. Division des zur großen französischen Armee an die Donau entsendeten und dem Marschall Bernadotte unterstellten sächsischen Armeecorps. Seine Verdienste in diesem Feldzuge wurden mit dem Commandeurkreuz des St. Heinrichsordens belohnt, auch ernannte ihn der König im folgenden Jahre zum General der Cav. Seines vorgerückten Alters wegen übernahm Zezschwitz kein weiteres Commando. Der ehrwürdige Veteran starb 1819 zu Dresden.

28) Karl Gottlob von Mangoldt, Major bei Dehn-Rothfelser (bis 1696 Kurland) Chevauxlegers. Er war der unerschrockene Führer einer der beiden unter der vorigen Nummer erwähnten Schwadronen gewesen, welche unter dem General von Zezschwitz bei Wetzlar die glänzende, den günstigen Ausgang des Treffens wesentlich beeinflussende Attake machten. Der Führer der Husarenschwadron, Major v. Emmerich, erhielt nur deshalb nicht den Heinrichsorden, weil er bereits seit 1794 im Besitz des preußischen Pour le mérite war.

Mangoldt wurde in der Folge Oberst und Commandant des Carabinier-Regiments und bei Auflösung desselben am 1. Mai 1810 pensionirt. (Schluß folgt.)

*) Vergl. v. Montbé: „Die kursächsischen Truppen im Feldzuge 1806", II. S. 91 u. 92.

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von Oscar Paul.

(Gewandhausconcert.)

Nicht selten ist ohne genauere Untersuchung die Behauptung aufgestellt worden, daß die musikalische Praxis der Wissenschaft vorangegangen sei, und daß die Wissenschaft nur das Material aus der Praxis zu ihren Erörterungen und Begründungen benutzt habe. Auf Grund sicherer Beobachtungen und einer klaren Erkenntniß läßt sich aber mit Leichtigkeit der Beweis führen, daß die Praxis erst dann wirklich Bedeutsames leisten und für die Fortentwickelung der Tonkunst ihren Beitrag liefern konnte, wenn bereits die Wissenschaft ein Resultat gewonnen und den errungenen Boden so geebnet hatte, daß Genie und Talent ungestört ihre Wege wandeln konnten. An die wissenschaftliche Forschung, an die Auffindung von Gesetzen, an die klare Zergliederung von harmonischen und metrischen Formen in Bezug auf Monodie und Polyphonie knüpft sich zunächst der Fortschritt auf musikalischem Gebiet, weil das Genie eine Basis nöthig hat, von welcher es sich in den unendlichen Raum aufzuschwingen vermag. Selbst wenn das Genie eine fast unbegrenzte Macht besitzt und sich weit über den Gesichtskreis der Alltagsmenschen zu einer Höhe emporhebt, bis zu welcher nur ganz besonders Scharfsichtige mit ihrem Blick zu dringen vermögen: es wird dennoch zur Entwickelung den sichern Boden und den festen Grund brauchen, auf welchem es die rechte Stärke durch Bildung des Geistes erlangt, wo ihm erst die Flügel wachsen, mit deren Hilfe es den kühnen Flug unternehmen und durchführen kann. So hatte denn auch die Wissenschaft lange Zeit vorgearbeitet, ehe die Harmonik in der Praxis ihre Siege feierte und die Herrschaft der Polyphonie mit ihrem Reichthume sich geltend machte. Den wissenschaftlichen Untersuchungen der Niederländer, welche sich an die rein wissenschaftlichen Grundsätze der mit den altgriechischen Principien vertrauten lateinischen Tonlehrer anschlossen, folgt jene unmittelbar in das Menschenleben eindringende gewaltige Gemüthsströmung, die von den Grenzen der Wissenschaft in ihrer Richtung fest bestimmt zunächst in Italien das menschliche Empfinden in sich aufnahm und dann mit diesem kostbaren Gehalt auch in die Länder befruchtend eindrang, wo noch allzugeringe Culturzustände selbst der Bebauung des musikwissenschaftlichen Bodens Hindernisse entgegengestellt hatten. Anfangs waren nur in Italien jene aus streng wissenschaftlicher Lehre hervorgegangenen niederländischen Meister thätig, welche dem Genie der Italiener den Weg bereiteten. Von den genialen Tondichtungen der Italiener aber, welche sich auf dem Fundamente des alten Tonsystems erheben und sich innerhalb der Grenzen und Consequenzen desselben halten, sind uns noch viele erhalten geblieben. Ein großer Theil des im 16. Jahr-

hundert Componirten ist jedoch natürlich untergegangen, vielleicht Manches nicht zum Schaden der Kunst, weil für die Kunst selbst nur das wirklich Geniale in der Praxis Werth besitzt. Für die Kunst an sich ist es ziemlich gleichgiltig, ja oft ganz unnützlich, daß von mäßigeren Talenten Erzeugnisse producirt werden, deren Grundwesen sich schließlich doch als unselbständig gegenüber der genialen Eingebung erweist. Im günstigen Falle halten sich dieselben einige Zeit, sie tragen vielleicht auch zur Verbesserung und zum Ansehen der persönlichen Stellung bei, und geben zuweilen dem wirklich Genialen den Muth, die Kräfte anzustrengen, weil letztere aus jenen Productionen erkennen, daß ihnen in Wahrheit stärkere Flügel wachsen werden. Daß wirklich das Genie zuweilen an solcher Erkenntniß erstarkt, zeigen manche Beispiele aus der Geschichte, und gerade in unserer Zeit bedarf dasselbe hin und wieder des Muthes, um nicht von der Uebung des Geistes abzulassen. Die italienischen Kunstschulen zu Venedig und Rom, wo Anfangs die niederländische Wissenschaft ihren Einfluß ausübte, geben uns diese Erfahrungen bezüglich sehr bedeutsamer Individualitäten an die Hand, sie lehren aber auch ganz deutlich, wie die Wissenschaft die pädagogische Vorbereitung übernehmen mußte, und wie dies nicht etwa gewöhnliche Musikschulenschulmeisterei, sondern wirklich tiefe, sorgsame Forschung zur Herstellung einer sicheren Gesetzeserkenntniß war, um für den musikalischen Gedanken eine freie, dabei aber in der Form edle und schöne Bewegung zu gewinnen. Diese italienischen Kunstschulen, welche für die gesammte Kunstentwickelung so wichtig geworden sind, müssen natürlich auch bei der Zusammenstellung eines Concertprogramms mit historischer Tendenz sehr genau berücksichtigt werden, wenn man überhaupt mit derartigen Programmausführungen Nutzen stiften will. Ein einziges Concert ist überhaupt nicht im Stande, die Einsicht in die große Entwickelung der italienischen Tonkunst zu eröffnen, vielmehr wird ein solches tendenziöses Concert dem Eingeweihten nur ein Lächeln abnöthigen, dem musikliebenden und verständigen Laien aber ganz falsche Vorstellungen erwecken. Zu dieser Kategorie von Concerten gehörte das dreizehnte Abonnementconcert im Saale des Gewandhauses, welches Productionen italienischer Componisten von 1524 bis 1868 brachte, dabei aber im Programm so lückenhaft zusammengestellt war, daß man nur aufrichtig die Hervorhebung der Tendenz bedauern kann. Gewiß verkenne ich die gute Absicht nicht und ich zolle der Ausführung eben so großen Beifall, wie ihn das Publicum den Werken und Künstlern gegenüber bekundete; aber ich halte es für meine unabweisliche Pflicht, auf die Unmöglichkeit einer klaren Darlegung des italienisch-musikalischen Geistes in einem einzigen Gewandhausconcert aufmerksam zu machen. Das Programm war so wenig nach historischen Gesichtspunkten zusammengestellt, daß man auch einen historischen Excurs daran nicht knüpfen kann. Einige Bemerkungen kann ich aber nicht unterdrücken, weil dieselben zur Berichtigung und Klarstellung des Sachverhaltes nothwendig erscheinen. Der erste Theil trug die Ueberschrift „Musica sacra" und begann mit vier geistlichen Chorsätzen von Tonsetzern der römischen Schule, deren bedeutungsvollster Meister bekanntlich Palestrina war. Das Geburtsjahr desselben hatte man mit der Jahreszahl 1524 angegeben, während doch feststeht, daß dieses mit der Zahl 1514 zu notiren ist. Mein „Lexicon der Tonkunst" hat allerdings Fehler, welche natürlich in der jetzt mit aller Energie in Angriff genommenen und sehr bald druckfertigen zweiten Auflage vollständig beseitigt werden sollen, aber den eben erwähnten Fehler theilt es nicht mit den anderen lexicographischen Werken, welche überdies bezüglich der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit weit sparsamer ausgestattet sind. Daß jedes einzelne derselben bedeutend mehr thatsächliche Fehler enthält, als mein Lexicon, dafür könnte ich sehr leicht den Beweis führen, weil ja sämmtliche lexicographische Werke jetzt bei Vorbereitung der zweiten Auflage von mir selbst controlirt und alle Beiträge der Mitarbeiter mit subtilster Genauigkeit redigirt worden sind. Jene erwähnten vier Chorsätze von Meistern des 16. und 17. Jahrhunderts: Palestrina, Thomaso Lodovico della Vittoria, Freund Palestrina's, Felice Anerio, Schüler Nanini's und Palestrina's, Giuseppe Corsi, Kapellmeister an St Maria Maggiore in Rom, der eigentlich streng genommen gar nicht zur römischen Schule Palestrina's gehört, wurden vom Thomanerchor unter Leitung des Königlichen Professors E. F. Richter in jeder Beziehung vorzüglich reproducirt, wie überhaupt die Ausführung an jenem Abend nur mit dem größten Lobe hervorzuheben ist. Unbegreiflich erscheint mir nun hinsichtlich der Programmzusammenstellung die Vernachlässigung der venetianischen Schule, welche meiner Ansicht nach aus dem Grunde eine noch höhere Bedeutung besitzt, weil sie vielseitiger erscheint und die Keime einer neuen kräftigen Entwickelung in sich trägt, während die römische Schule als Abschluß der alten Zeit betrachtet werden kann. Nicht allein das Haupt der venetianischen Schule fehlte, sondern auch der größte Meister der neapolitanischen Schule war auf dem Programm nicht zu finden. Wenn es auf dem Programm heißt „Italienische Componisten von 1524—1868", so erwartet man doch zuerst die bedeutendsten aufgeführt zu sehen, Männer, deren Werke zu den Stützen der geschichtlichen Entwickelung gehören. Johannes Gabrieli und Alessandro Scarlatti sind unbestreitbar starke Säulen des mächtigen Kunstbaues, dessen wahre Schönheit erst durch die Arbeiten der genialen Italiener aus dem 16. und 17. Jahrhundert begonnen und dann mit deutscher Arbeitskraft zur Vollendung gebracht werden konnte. Nicht mit Unrecht sind Gabrieli und Palestrina in ihrer Art mit Beethoven und Mozart verglichen worden, weil auch das Zeitverhältniß im Leben der erstgenannten eine Parallele zum Schaffen der letztgenannten zuläßt. Dennoch wird es stets nützlicher sein, ohne Parallele das Schaffen an sich und die Zeit des Schaffens im Besonderen zu betrachten, wenn man wirklich dem Dilettantismus keine Concessionen machen, wol aber dem Fachmann eine klare Einsicht in den Sachverhalt geben will. Charakteristisch ist bei Gabrieli und seinen Zeitgenossen die Mannigfaltigkeit in den Rhythmen, die allerdings oft sehr weit geht und demgemäß freieren Vortrag beansprucht. Oft sieht die Factur sehr einfach aus und zeigt kaum eine Nachahmung der gelehrten Verschnörkelungen, wie sie manche Niederländer vor Gabrieli liebten; dennoch ist dieselbe bei näherer Betrachtung ganz herrlich und übertrifft nicht selten durch naturgemäßen Ausdruck, passende Declamation, feine Combination der zum contrapunktischen Gesammtbilde vereinigten Melodien alles bis zu seiner Zeit Geleistete. Das Hinstreben zum modernen Tonsystem, welches schon der Stifter der venetianischen Schule, Adrian Willaert, angebahnt und Zarlino, der ausgezeichnete Theoretiker und gründliche Forscher, sehr gefördert hatten, verleiht den Werken Gabrieli's etwas ungemein Anziehendes und läßt sie unserer Zeit näherstehend erscheinen, als die mit strengem Festhalten an das kirchliche Tonsystem des 16. Jahrhunderts componirten Tondichtungen Palestrina's, deren architektonische Gliederung, edle Einfachheit und wunderbare canonische Kunst man allerdings im höchsten Grade bewundern muß. Die Meisterschaft Palestrina's im canonischen Aufbau war so groß, daß die Form vollständig im Dienste des Willens stand, aus welchem Grunde auch der Laie gar nicht den Canon und seine Strenge empfindet, wenn er Werke aus der dritten, reifsten Periode des Meisters hört und in diesen nur das melodisch Einfache im harmonischen Ganzen zu erkennen vermag. Wollte man eine Geschichte des Canons schreiben, so würde man unbedingt Palestrina als den größten Meister des Canons bezeichnen müssen, gleichwie man in Seb. Bach's Kunst die höchste Ausbildung der Fuge zu erkennen vermag. Selbst Klengel, der sein ganzes Leben an die Canon- und Fugenarbeit gesetzt hatte,

steht als Meister hinter Palestrina zurück, welche Thatsache alle Fachmänner leichter erkennen würden, wenn man aus Palestrina eine Sammlung von Canons veranstalten und diese mit der berühmten Sammlung Klengel's vergleichen wollte. Es würde sich im Verhältniß von Klengel zu Palestrina bezüglich des Canons fast dasselbe ergeben, was M. Hauptmann bezüglich der Fuge im Verhältniß von Klengel zu Bach hervorhebt. „Bei Klengel," sagt er, „sind mir im Durchschnitt die Canons viel lieber als die Fugen. Bei jenen hat jeder seine eigene eigenthümliche Aufgabe, hier aber liegt das ganze temperirte Clavier zum unabweisbaren Vergleich vor und da ist dann immer das beste Moderne weniger gut als das Geringste dieser Zeit, wo das Neue immer Treibhauspflanze bleibt, neben jenen aus gesunder mütterlicher Erde Entsprossenen." Ganz abgesehen von den größten Meistern in dieser Richtung steht aber auch vollständig fest, daß früher „die Schulmeister viel bessere Fugen machten, als jetzt die Capellmeister." „Wenn diese nur wenigstens zugeben wollten," sagt Hauptmann, „wie sehr sie darin zurückstehen, dann könnt's doch heißen: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang; sie finden aber ihre Knaupelau ganz gut und nicht besser zu wünschen." So giebt es auch heutzutage manche praktische Musiker, welche die musikalische Wissenschaft gering achten, weil eben ihr Gesichtskreis zu beschränkt ist, um beurtheilen zu können, was zur musikalischen Wissenschaft gehört. Freilich muß der Vertreter musikalischer Wissenschaft auch unbedingt Praktiker sein und jeden Augenblick zu beweisen vermögen, daß er den Satz beherrscht und zwar hauptsächlich in der Fuge, der höchsten contrapunktischen Form, besser beherrscht, als der Praktiker mit guter Routine, aber ohne tiefere historisch-theoretische Kenntnisse. Wenn aber für sogenannte Musikgelehrte Reclame gemacht wird, welche nur ästhetische und oft sogar sinnlose Phrasen machen, dabei aber den Führer vom Geführten in der Fuge nicht unterscheiden können, dann ist gewiß die Praxis ganz im Rechte, wenn sie gegen solche Anmaßung und unberechtigte Selbstgefälligkeit mit scharfen Waffen zu Felde zieht, wenn sie die Ignoranz nach allen Seiten hin geißelt, gleichwie der Wissenschaft die Pflicht obliegt, die Praxis mit Gründen zu belehren, sobald dieselbe sich im Irrthum befindet. Als einen Fehler darf man auch, wie bereits bemerkt, das Ignoriren der Werke von Alessandro Scarlatti bei der Programmzusammenstellung für das dreizehnte Abonnementsconcert bezeichnen, welches enthielt: ein Presto für Flöte und Streichinstrumente von Luigi Boccherini, „Siciliano" von Pergolese, gesungen von dem ausgezeichneten Baritonisten Herrn Gura, „Sonate für Violine" von Pietro Nardini, ganz vorzüglich reproducirt von Herrn Concertmeister Henry Schradieck, „Entr'acte und Balletmusik" aus Ali Baba von Cherubini und „Scherzo" aus dem Streichquartett von demselben, vorgetragen von dem gesammten Streich-Orchester, welche Vortragsweise ich principiell nicht vertreten möchte, „Ouverture zur Oper Olympia" von Gasparo Spontini, drei modern gesetzte italienische Volkslieder, vorgetragen vom Pauliner Sängerverein, „Zwei Capricen für Violine" von Nicolo Paganini, mit brillanter Virtuosität vorgeführt von Herrn Schradieck, endlich „Terzett und Finale aus der Oper Wilhelm Tell" von Rossini, die Soli gesungen von den Herren Stolzenberg (Arnold), Gura (Tell) und Reß (Walther Fürst), deren treffliches Ensemble durch ihre Theaterleistungen hinlänglich bekannt und gewürdigt ist. Gewiß könnte man bei Betrachtung dieser Programmnummern die principienlose Anordnung und die unmotivirte Auswahl sehr scharf tadeln, jedoch bin ich nicht absichtsvoller Tadler, im Gegentheil ist es mir stets viel angenehmer, die lobenswerthen Seiten hervorzuheben und die tadelnswerthen möglichst zu entschuldigen. Mögen also praktische Zufälligkeiten im Uebrigen das Princip durchkreuzt haben, das Haupt der neapolitanischen Schule durfte nicht umgangen werden; denn von ihm aus ist die ganze dramatische Entwickelung herzuleiten, welche auch auf Franzosen und Deutsche von ganz mächtigem Einfluß war. Man könnte mit Hauptmann historisch so unterscheiden, daß man das 16. als das römische, das 17. als das venetianische und das 18. als das neapolitanische Säculum bezeichnete und für das erste Palestrina, für das zweite Gabrieli und für das dritte Alessandro Scarlatti als Vertreter aufstellte. Nicht allein in der dramatischen Kunstentwickelung, sondern auch in der Kirchenmusik nimmt A. Scarlatti eine ganz bedeutsame Stellung ein. In dieser Richtung verhält er sich zu Palestrina wie Virgil zu Homer, aber es ist im Grunde doch dieselbe Schreibart. „Betrachten wir," sagt Hauptmann, „nun Opernsachen von diesem Scarlatti und Mozart'sche dagegen, so wird sich ungefähr wieder so ein Unterschied finden, wie zwischen den Palestrina'schen und Scarlatti'schen Kirchensachen, es wird als Aelteres und Neueres derselben Gattung erscheinen, nicht grundverschieden: aber eben zwischen Scarlatti's Kirchenmusik und seiner Opernmusik wird sich der schlagende Unterschied erkennen lassen, und also nicht als Altes und Neues, nicht der Zeit nach verschieden, sondern dem inneren Wesen nach. Scarlatti schrieb für die Kirche germanisch, für das Theater griechisch, er gab dem Gotte was Gottes, dem Kaiser was des Kaisers ist. In früheren (Zeitabschnitten) können wir das nicht finden, weil da die Oper fehlt, in späteren nicht, weil da die Kirche fehlt." Es war mithin Unrecht, ein so bedeutsames Glied in der musikgeschichtlichen Entwickelung gänzlich zu ignoriren.

Dagegen hat sich das Gewandhausdirectorium, insbesondere aber der unermüdlich fleißige Kapellmeister Carl Reinecke, dessen liebenswürdige Collegialität und humane Gesinnung ja allgemein bekannt sind, ein großes Verdienst durch die Vorbereitung des Werkes „das verlorene Paradies" von Anton Rubinstein erworben, welches im 14. Abonnementconcert zur Aufführung gelangte. Diese Tondichtung ist bereits entstanden, als der Autor noch ein ganz junger Mann war, von welchem man eigentlich Erfahrung und Reife noch gar nicht verlangen kann. Dennoch ist das Werk unbedingt sehr werthvoll und in mancher Hinsicht künstlerisch hochbedeutsam. Der Verständige wird natürlich zugeben müssen, daß auch in einzelnen Sätzen das Stürmen und Drängen der Jugend der Ausbreitung des Gedankens schadet und infolge dessen die Wirkung der guten Absicht, der künstlerisch großen Intention nicht ganz entspricht. In den meisten Sätzen erreicht er aber doch wenigstens vocal das Gewollte und trifft mit seinem charakteristischen Ausdruck den Hörer bis in das Innerste. Die Gegenüberstellung des guten und bösen Princips ist ihm oft ganz wunderbar schön gelungen und seine Durchführung der Gegensätze bekundet deutlich, daß Anton Rubinstein ein Compositionsgenie von Gottes Gnaden ist. Trotz der jugendlichen Schwächen dieser Schöpfung bin ich in meiner Ansicht vollkommen bestärkt worden, daß seine Begabung als die hervorragendste von allen jetzt schaffenden Tondichtern bezeichnet werden muß und daß es als Pflicht der Concertdirectionen erscheint, die größeren Werke des Componisten aus der spätern Zeit dem Publicum vorzuführen. In einer früheren Besprechung des Rubinstein'schen musikalischen Wesens konnte ich das Bedauern über die Schnellschreiberei des Autors nicht zurückhalten und erwähnte dabei, daß er seiner rastlos arbeitenden Phantasie nicht die Ruhe gönne, sich gehörig zu concentriren, weshalb auch bei ihm das polyphone Element trotz der gewaltigen Kraft, dasselbe dienstbar machen zu können, nicht immer recht cultivirt sei. Diese Schwäche macht sich denn auch in dem verlorenen Paradies bemerkbar, wenn man auch selbst aus den Schwächen erkennt, daß dem Genie das Paradies der Kunst nicht verloren ist, sondern daß es nur einer ruhigen Sammlung der Kräfte bedarf, um die vollständigste Herrschaft im Reiche des musikalischen Geistes glänzend zu gewinnen. Die Ausführung unter Leitung des Componisten, welcher die excellente Vorbereitung Herrn

Kapellmeister Carl Reinecke zu danken hatte, war eine sehr gute und trug ebenfalls zu dem außerordentlichen Triumphe des Tondichters bei, dessen eminente Kraft von Musikern und Laien durch Orchestertusch, Beifallssalven und Hervorrufe rückhaltslos anerkannt wurde. Als Solokräfte wirkten in verdienstvoller Weise Frau Dr. Peschka-Leutner, Fräulein Gutzschbach und Fräulein Löwy, die Herren William Müller, Gura und Russeni. Ihnen hat der geniale Meister die vollste Anerkennung gezollt, ein Lob, welches jede Kritik überflüssig erscheinen läßt.

(Schluß folgt.)

Shakespeare's Apogryphen.

Die Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung brachte in Nr. 16 des Jahrgangs 1871 unter dem Titel: „Ein Wort an den deutschen Shakespeare-Verein" eine öffentliche Aufforderung an die Herausgeber des damals unter der Redaction von H. Ulrici erscheinenden Deutschen Shakespeare: auch die 17 sogenannten Apogryphen des Dichters gesammelt und unter Beifügung des historisch-kritischen Apparates der deutschen Lesewelt vorzuführen.

Die Eingangs erwähnte Uebersetzung der 36 bereits in der von Hemming und Condel besorgten Folioausgabe von 1623 enthaltenen Dramen ist jedoch bereits längst vollendet, noch ist aber unseres Wissens ein jener Aufforderung entsprechender Nachtrag zu denselben nicht angekündigt worden. Zwar erinnern wir uns, einige Zeit darauf in einem über eine Sitzung jenes Vereins erstatteten Berichte die Notiz gefunden zu haben, daß Gisbert v. Vincke sich zu der Besorgung eines solchen Supplement-Werkes bereit erklärt habe. Etwas Näheres haben wir jedoch in dieser Hinsicht nicht in Erfahrung bringen können.

Neuerlich hat nun Max Moltke in Reclam's Universalbibliothek als 685stes Bändchen eine Uebersetzung eines jener 17 Dramen und zwar der schon von Capel im Jahre 1760 und dann von Ludwig Tieck 1836 dem Dichter vindicirten Historie: Eduard III. erscheinen lassen und hierbei sowie in seinem „Shakespeare-Museum" (Nr. 21 ff.) lebhaft für die Echtheit dieses Stückes plaidirt. Das führt uns zu dem Gedanken, ob es nicht in dem Interesse des Herausgebers jener so beliebten Bibliothek liegen dürfte, wenn derselbe den einmal betretenen Weg weiter verfolgen und uns nach und nach auch die übrigen 16, zum Theil noch gar nicht, zum Theil nur in schwer zugänglichen Schriften übersetzt erschienenen Apogryphen in guten Verdeutschungen geben wollte?

Wir sind keineswegs gemeint, für die durchgängige Echtheit jener Stücke einstehen zu wollen; von einigen derselben sind wir sogar fest überzeugt, daß sie dem Dichter ganz ohne Grund zugeschrieben werden. Bei anderen, z. B. beim Pericles, halten wir dagegen wieder die Echtheit für ganz zweifellos. Einerseits aber ist keines jener alten Stücke ganz werthlos. Andererseits hat es aber auch überhaupt mit jener Frage nach der Echtheit gerade bei Shakespeare seine ganz eigenthümliche Bewandtniß. Bekanntlich ist nicht blos die Originalität auch einzelner, unter der Autorität von Hemming und Condel gehenden Stücke, z. B. einzelner Theile Heinrich VI., vielfach bezweifelt worden, sondern es wurde auch schon von den Zeit- und Kunst-Genossen Shakespeare's, z. B. von Rob. Greene, dem Dichter nachgesagt, daß er nicht bedenklich sei, sich bisweilen auch mit fremden Federn zu schmücken. So viel wir aber hierbei auch auf den Neid des durch den geistvolleren Nachfolger in der Gunst des Publicums verdrängten Nebenbuhlers und auf die mangelnde Erkenntniß des Grundsatzes zu rechnen haben mögen, daß namentlich beim dramatischen Dichter auf die eigentliche Erfindung äußerst wenig, Alles vielmehr auf die Behandlung des entlehnten Stoffes ankommt, so haben doch die emsigen Forschungen, welche die Nachwelt in Bezug auf die Quellen, aus denen der Dichter geschöpft, angestellt hat, zur Genüge ergeben, daß derselbe in nicht eben seltenen Fällen nach vorhandenen Mustern gearbeitet und in der That wenigstens bei einigen älteren der ihm allgemein zugeschriebenen Gedichte mehr als Bearbeiter bereits vorhandener Dramen, denn als frei und selbständig schaffender Poet erscheint. Sollte er dabei im Interesse der von ihm geleiteten Bühne ab und zu über das Maß des nach damaligen Begriffen Erlaubten hinausgegangen sein, — und jene Klagen der Kunstgenossen dürften in der That darauf hindeuten, — so wollen wir den Dichter dafür durch das für genügend bestraft erachten, was seitdem infolge der Reception der französischen Bühnenform in England sowol, als in Deutschland von den Theaterbearbeitern von Garrik bis auf Ed. Devrient herab, an seinen Gedichten gesündigt worden ist. Das Theater als Kunstanstalt hat eben seine eigenthümlichen Gesetze, die ihr Recht fordern und nicht ungestraft umgangen werden können. Daß Shakespeare aber diese Gesetze kannte, wie kein Anderer, beweist der Beifall, den seine Stücke auf der Bühne seiner Zeit fanden. Nach dem Codex jener Gesetze hatte er nun zwar voraussetzlich recht, wenn er die in dieser Hinsicht mangelhaften Werke seiner Vorgänger und Zeitgenossen einer verbessernden Redaction unterwarf. Von demselben Gesichtspunkte aus haben aber auch unsere Bearbeiter recht, wenn sie die Werke unserer ganz veränderten Bühnenform aptiren. Freilich rechtfertigt dies nicht Alles, was sie in dieser Hinsicht gethan, und nicht wie sie es gethan und thun. Schiller's Bearbeitung des Macbeth bleibt, trotz der immerhin auch ihr anhaftenden Mängel, im Grunde doch die einzige gelungene Umdichtung eines Shakespeare'schen Dramas, auf welche unsere Literatur mit einem gewissen Stolze blicken kann, und der wir Gutzkow's Bearbeitung des Coriolanus nur dann würden an die Seite setzen können, wenn es dem Verfasser gelungen wäre, uns in dem ersten Theile der Tragödie den kämpfenden Helden auch nur annähernd in der Weise vorzuführen, wie es Shakespeare in den ersten Acten seines Gedichtes gethan.

Mit solchen Umdichtungen, meinen wir nun, dürften wir es auch wenigstens bei einigen jener pseudo-shakespearischen Stücke zu thun haben und namentlich bei solchen scheint uns diese Annahme gerechtfertigt, welche schon bei Lebzeiten des Dichters unter seinem Namen im Druck erschienen sind, gleichwol aber von den Herausgebern nicht unter seine Werke aufgenommen worden sind. Die gewöhnliche Annahme einer buchhändlerischen Fälschung kann vielleicht bei einem oder dem andern dieser Werke begründet sein, ist aber doch im Grunde so unwahrscheinlich, daß wir es unbegreiflich finden, wie dieselbe bei den Literarhistorikern so bereitwilligen Anklang hat finden können.

Sollte die Redaction der Universalbibliothek, wie wir lebhaft wünschen, auf unseren Vorschlag eingehen, so wird dieselbe freilich nicht umgehen können, uns, wie auch bereits bei Moltke's Uebersetzung Eduard's III. geschehen, außer der Uebersetzung zugleich das historische Material zu geben, auf welchem die Annahme der Echtheit der einzelnen Stücke beruht. In der That glauben wir aber auch, daß dies, ohne allzugroßen Umfang anzunehmen, geschehen kann. Seinem Urtheile läßt doch überhaupt wol Niemand durch eine weitläufige Ausführung dieses kritischen Apparates präjudiciren.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

№ 36. Donnerstag, den 4. Mai. 1876.

*

*

Leipzig, 23. April. **Oeffentliche Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April 1876.**

Nachdem der vorsitzende Secretair Herr **Hankel** hervorgehoben, daß die heutige öffentliche Gesammtsitzung beider Classen der Gesellschaft zur Feier des Geburtstages ihres allerdurchlauchtigsten Protectors bestimmt sei, legte Herr **Zarncke** eine Abhandlung vor über die Schilderung des Graltempels im jüngeren Titurel. Es war ihm durch Vermittelung des Königl. Sächsischen Cultusministeriums, sowie des Herrn Oberbibliothekars Professor Krehl gelungen, das gesammte handschriftliche Material zur Benutzung zu erhalten, und er hatte darauf hin zunächst eine sichere philologische Grundlage des Textes zu finden sich bemüht. Herr **Zarncke** orientirte ausführlich über das sehr verwickelte Verhältniß der Handschriften und über die Grundsätze, die er aus denselben als maßgebend für die philologische Kritik glaubte abstrahiren zu dürfen, so daß seine Arbeit auch wol als eine Vorstudie zu einer Ausgabe des Titurel betrachtet werden könne.

Darauf gab Herr **Fleischer** als Probe des 6. Stückes seiner Beiträge zur arabischen Sprachkunde eine Untersuchung über den Ursprung und die eigentliche Bedeutung des sogenannten La des Hilferufes in der arabischen Grammatik. Er suchte nachzuweisen, daß dasselbe nicht mit der basrischen Schule für eine Präposition, sondern mit der kufischen für ein verkürztes Substantivum im Vocativ zu halten ist.

Herr **Ludwig** berichtete sodann über zwei im physiologischen Institute ausgeführte pharmakologische Versuchsreihen. 1) In der ersten derselben prüfte Herr Dr. F. A. Falk die Wirkungen des von O. Hesse entdeckten Laudanosins auf die Nerven des Herzens und der Blutgefäße. Aus zahlreichen Beobachtungen ergab sich, daß kleine Dosen des genannten Alkaloids auf die Centren der nervi accelerantes und der Vasomotoren erregend, größere dagegen auf beide Gebilde lähmend einwirken. Die physiologischen Eigenschaften des nervus vagus bleiben dagegen von dem Arzneistoffe vollkommen unberührt. 2) Da die Muskelbewegungen im Bereiche der Gliedmaßen die Entstehung und Fortführung der Gliederlymphe in bedeutendem Grade begünstigen, so lag die Vermuthung nahe, daß sich die Lymphe des Darmes in einem ähnlichen Verhältniß zu den peristaltischen Bewegungen des letztern befinden möchte. Von diesem Gesichtspunkte aus wendete Dr. J. Merunowicz nach Bloßlegung des ductus thoracicus Muscarin, Nicotin und Veratrin, also Gifte an, welche die peristaltische Bewegung hervorrufen. In der That floß nun die Lymphe aus dem ductus thoracicus reichlicher als vorher. Diese Thatsachen sind nicht allein für das Verhältniß der Darmbewegung zur Bildung und Fortführung der Lymphe, sie sind auch für die Beurtheilung der Gesammtwirkung jener Arzneistoffe von Bedeutung.

Herr **Moritz Voigt** gab eine Uebersicht über eine von ihm unternommene Arbeit über die leges regiae, als Rechtsgesetze, welche das classische Alterthum auf die römische Königszeit zurückführte. Derselbe überwies solcher Untersuchung die vierfältige Aufgabe, vor Allem den überlieferten Bestand jener leges festzustellen; sodann einen Commentar derselben namentlich in juristischer, wie historischer Beziehung zu liefern; ferner die Vorquellen darzulegen, aus denen die uns überlieferten classischen Berichterstatter ihre bezüglichen Angaben entnahmen; wie endlich über die Authentie jener leges zu entscheiden, somit deren Beschaffenheit, Entstehung und Geltung als Rechtsquelle zu bestimmen. Von solcher Untersuchung legte Herr **Voigt** den ersten Theil vor, die Erörterung über den Bestand und den Commentar der leges regiae enthaltend.

Schließlich sprach Herr **Ebert** über die noch nicht edirte lateinische Räthselsammlung des Angelsachsen Tatwine, welche er auf Grund der einzigen, im Britischen Museum befindlichen Handschrift in den Sitzungsberichten der Gesellschaft herausgeben will. Die Räthselsammlung ist schon durch ihr Alter merkwürdig, denn Tatwine war ein Zeitgenosse Beda's, viel mehr aber noch durch die eigenthümliche Stellung, welche sie in der Geschichte dieser Dichtungsart bei den Angelsachsen einnimmt.

Geschichte des Königlich Sächsischen Militair-St.-Heinrichsordens im 18. Jahrhundert.

(Schluß.)

29) Karl Friedrich von Klösterlein, Capitain im Regiment Prinz Albrecht Chevauxlegers. Schon im Feldzuge 1794 war diesem intelligenten und gewandten Officier beständig das Vorpostencommando übertragen; 1796 am 14. Juli attakirte er im Gefecht bei Hengstetten „mit seltener Entschlossenheit". Als hierbei wenige Schritte vom Feinde sein Pferd von 4 Kugeln getödtet zusammenstürzte, bestieg er das eines Dragoners und betheiligte sich sofort an der Verfolgung des geworfenen Gegners.

Der Herzog von Braunschweig, welcher in den Feldzügen von 1793 und 94 sich von dem vorzüglichen Zustande der sächsischen Cavallerie überzeugt hatte, gewann den Capitain von Klösterlein für den Dienst in seinem Contingente. Dieser nahm daher 1799 den Abschied, trat in die braunschweigische Cavallerie und war bereits 1804 Oberst, Regimentsinhaber und Truppeninspecteur. Nachdem der Feldzug 1806 dem Herzogthume Braunschweig ein Ende bereitet hatte, wurde Klösterlein in westfälischen Diensten aufgenommen, in welchen er 1813 die Charge eines Brigadegenerals bekleidete.

30) Heinrich Adolf von Gablenz, Rittmeister beim

Husarenregiment, hatte sich am 23. Mai 1794 bei Vogelweh unweit Kaiserslautern ausgezeichnet, wo er mit 30 Pferden der Avantgarde den weit überlegenen Feind entschlossen attakirte und an einer Flankenunternehmung hinderte, eine Waffenthat, für welche er vom Könige von Preußen öffentlich im Armeebefehl belobt worden war.

Mit gleicher Auszeichnung verhielt sich Gablenz am 4. Juni 1796 im Gefecht bei Limbach und am 19. Juni bei Kircheip an der Spitze der 4. Escadron des Husarenregiments.

Gablenz, welcher 1778 als Souslieutenant beim Regiment Kurfürst-Kürassiere seine militairische Laufbahn begonnen hatte, wurde 1806 Major, 1809 Oberst und Commandant des Regiments Prinz Klemens (Kurland) Chevauxlegers und 1812 Generalmajor und Brigadier. Im Feldzuge 1812/13 in Rußland führte er mit ebensoviel Umsicht als Entschlossenheit die Vorhut des Reynier'schen Corps und erhielt das Commandeurkreuz des St. Heinrichsordens. Auf dem Rückzuge im Gefecht bei Kalisch am 13. Februar 1813 vom Hauptcorps abgedrängt, gelang es ihm nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten, seine schwache Abtheilung auf neutrales österreichisches Gebiet nach Krakau in Sicherheit zu bringen. Im Feldzuge 1813 in Sachsen befand er an der Spitze der Cavallerie des Reynier'schen Corps; 1815 wurde ihm das Commando des nach dem Frieden in Frankreich zurückbleibenden sächsischen Occupationscorps anvertraut. Mit diesem stand er bis 1818 im Norddepartement, wurde hier 1817 Generallieutenant und erhielt nach der Rückkehr nach Sachsen das Commando der inzwischen auf eine Brigade von 3 Regimentern reducirten Cavallerie. Bei dem Jubiläum seiner 50jährigen Dienstzeit im Jahre 1828 wurde ihm die seltene Auszeichnung des Großkreuzes des St. Heinrichsordens zu theil. 1830 zum Gouverneur von Dresden ernannt, starb er als solcher am 11. Mai 1843, 79 Jahre alt.

Gablenz war der Vater des durch seine ehrenvolle glänzende Laufbahn und sein beklagenswerthes Ende allgemein bekannten österreichischen Generals der Cavallerie Ludwig Karl Wilhelm Freiherrn von Gablenz.

31) Johann Karl Gottfried Pabst von Ohain, Capitain im Infanterie-Regiment Prinz Gotha, hatte sich am 21. Juli 1796 im Gefecht bei Neckarweihingen bei Erstürmung einer von den Franzosen vertheidigten Brücke über den Neckar an der Spitze seiner Compagnie rühmlich hervorgethan.

Pabst, welcher damals schon 26 Jahre gedient hatte, blieb noch bis an das Ende der folgenden kriegerischen Epoche in der bescheidenen Stellung eines Hauptmanns in der Armee und nahm erst nach dem Frieden 1815 den Abschied.

32) Johann Adolf Thielmann, Premierlieutenant im Husarenregimente.

Ein Mann von bedeutenden geistigen Fähigkeiten, welcher in der Folge berufen war, in einer verhängnißvollen Periode der Geschichte seines Vaterlandes eine hervorragende, wenn auch nicht bis zum Ende segensreiche Rolle zu spielen.

Thielmann war als der Sohn eines wohlhabenden kurfürstlichen Beamten, des Oberrechnungsraths Thielmann, 1765 zu Dresden geboren. Seine Erziehung war, den Mitteln der Familie entsprechend, eine sehr sorgfältige. Wie den Söhnen der höchsten Stände wurde dem jungen Thielmann ein besonderer Hofmeister gehalten und namentlich dem Unterrichte in der französischen Sprache große Beachtung geschenkt. Am 30. März 1784 wurde Thielmann Lieutenant in dem Chevauxlegers-Regimente Herzog von Kurland, wo er alsbald durch seine Bildung, sein musikalisches Talent, seine gesellige Liebenswürdigkeit und dienstliche Brauchbarkeit sich allgemeine Beliebtheit und das Vertrauen seiner Vorgesetzten erwarb, aber auch bereits den ersten Grund zu seiner späteren finanziellen Verschuldung legte, welche in der Folge die Entwickelung seines Charakters und den Gang seines Geschickes nicht wenig beeinflußte. Als bei Errichtung des Husarenregiments den 1. October 1791 die tüchtigsten und befähigtsten Officiere aller sächsischen Cavallerieregimenter zu dieser in mehrfacher Beziehung bevorzugten Truppe versetzt wurden, befand sich unter denselben auch Thielmann, welcher sich kurz vorher mit der Tochter des Berghauptmanns von Charpentier zu Freiberg verheirathet hatte. In seinen thüringischen Garnisonen — das neue Regiment lag in Cölleda, Artern und andern kleinen Orten — fand Thielmann im Kreise geistesverwandter Kameraden, von denen hier nur die späteren Generale Funk und Gutschmid erwähnt seien, lebendige Anregung. Er verkehrte viel mit dem unter dem Dichternamen Novalis bekannten Freiherrn von Hardenberg, welcher in Weißenfels lebte, und mit dem geistvollen französischen Emigranten Grafen Narbonne, der sich Eisenach zum Aufenthaltsorte gewählt hatte. Durch Funk wurde Thielmann selbst in persönliche Beziehungen mit Schiller und dem sich sonst so kalt nach außen abschließenden Goethe gebracht.

Eine Laufbahn rühmlicher Thätigkeit eröffneten dem strebsamen Husarenofficier die Rheinfeldzüge, an welchen sich derselbe 1793 und 96 betheiligte. In dem ersteren fand er namentlich bei Spiesen und Bliescastel, in dem letzteren bei Limbach, Hengstetten und Kircheip Gelegenheit zu glänzender persönlicher Auszeichnung, welche vom Kurfürsten mit dem Heinrichsorden belohnt wurde. Hiermit mußte sich der junge, ehrgeizige Thielmann vor der Hand genügen lassen, denn der Friede führte ihn wieder in die bescheidenen Verhältnisse des Garnisonlebens zurück, welche ihm erst i. J. 1798 das Avancement zum Stabsrittmeister brachten. Schon hatte Thielmann 1804 ernste Schritte gethan, in österreichische Dienste überzutreten, um seine ökonomische Lage zu bessern und seinem Ehrgeiz ein weiteres Feld zu eröffnen, auf den Wunsch des Kurfürsten jedoch sein Abschiedsgesuch zurückgezogen; da gab endlich der Ausbruch des Krieges 1806 dem Schicksale Thielmann's eine neue, günstige Wendung. Auf dem der Schlacht bei Jena folgenden Rückzuge wurde Thielmann von dem General von Zezschwitz aus der Gegend von Mannsfeld in das französische Hauptquartier nach Merseburg entsendet, um eine Einstellung der Feindseligkeiten gegen die von der Heimath abgeschnittene sächsische Armee zu erwirken. Es gelang der diplomatischen Gewandtheit Thielmann's, sich seines Auftrages in geschickter Weise zu entledigen und zugleich in die seiten Napoleon's mit der sächsischen Regierung durch den Major von Funk bereits eröffneten Verhandlungen als zweiter Unterhändler einzuschieben; er pflegte sich daher später auch gern zu rühmen, daß, wie Funk den Staat, er die Armee gerettet habe. Die enge politische und militairische Allianz Sachsens mit Frankreich, die unabwendbare Folge der erlittenen Niederlage, gab den ehrgeizigen Plänen Thielmann's eine bestimmte Richtung; mit vollen Segeln überließ er jetzt das Schiff seines Glückes der neuen Strömung, Jeden für einen Thoren erklärend, der gegen den Bestand der napoleonischen Allgewalt nur den geringsten Zweifel zu hegen wagte. Zunächst wurde Thielmann nach dem Posener Frieden den 5. Februar 1807 zum Major und königlichen Flügeladjutant befördert und zunächst als Stabschef zum Generallieutenant von Polenz gesendet, welcher das dem französischen Belagerungscorps vor Danzig zugetheilte sächsische Contingent befehligte. Sowol diese Belagerung, als namentlich die Schlacht bei Friedland gaben Thielmann wieder neue Gelegenheit zur Auszeichnung, und er wurde nach dem Frieden dem Marschall Davoust erst in Warschau, dann in Erfurt als halb militairische, halb diplomatische Mittelsperson beigegeben. In dieser Stellung, in der er bis zum Frühjahre 1809 verblieb, wußte er sich das Vertrauen Davoust's im weitesten Umfange zu erwerben. In raschem Laufe stieg er nun von Staffel zu Staffel; das Jahr 1809 allein brachte ihm hintereinander die Ernennung zum Oberstlieutenant, Obersten und Generalmajor; 1810 wurde er Generallieutenant.

Während des Feldzugs 1809 war Thielmann das Commando der zur Sicherung des Landes in Sachsen zurückgebliebenen schwachen Truppenabtheilung übertragen, mit welcher er gegen die eingedrungenen Oesterreicher unter dem General Am Ende und das Freicorps des Herzogs von Braunschweig einen selbständigen Krieg in kleinem Maßstabe führte, bis der König von Westfalen mit seinem jungen Heere herangerückt kam und der auf dem Hauptkriegsschauplatze an der Donau geschlagene und zum Frieden genöthigte Feind das Land räumte.*) Thielmann erhielt für seine Thätigkeit in dem für ihn sehr rühmlichen Feldzuge das Commandeurkreuz des Heinrichsordens.

Der russische Krieg, in welchem der fähige General von Gutschmid zeitig starb und dessen Nachfolger Funk sich in seiner Stellung nicht zu behaupten vermochte, brachte Thielmann an die Spitze der Cavalleriedivision, nachdem er am 7. September 1812 bei Moshaisk mit seiner aus den Regimentern Gardes-du-Corps und Zastrow-Kürassiere bestehenden Brigade den berühmten Angriff auf die sogenannte Kurganschanze — neben dem Benkendorff'schen bei Kolin wol die glänzendste Waffenthat der sächsischen Cavallerie — ausgeführt hatte. Er wurde nun in den Freiherrnstand erhoben und befehligte, mit dem besondern Vertrauen Napoleon's beehrt, auf dem Rückzuge aus Rußland eine Escadron der aus den Trümmern der französischen Reiterei formirten sogenannten heiligen Schaar. Aber die Winterkälte kühlte die bisher so glühende Begeisterung Thielmann's für die Sache seines kaiserlichen Gönners gewaltig ab; er begann jetzt selbst an der Unüberwindlichkeit desselben zu zweifeln und sein noch nicht befriedigter Ehrgeiz sah sich fortan nach einer neuen Laufbahn um. Als er daher nach dem Wiedereintreffen im Vaterland 1813 vom Könige mit dem Commando der Festung Torgau betraut wurde, in welcher die schwachen Ueberreste der sächsischen Armee gesammelt und zu einem neuen Corps formirt wurden, knüpfte er auf eigene Hand Unterhandlungen mit dem Minister von Stein an. Zwar hielt er diesem großen Staatsmann, der Thielmann's Eitelkeit und Sucht, eine politische Rolle zu spielen, geschickt zu benutzen verstand, in Hinblick auf die wenige Monate zuvor stattgefundene Convention von Tauroggen anfangs entgegen, Stein werde in ihm keinen York finden, ließ sich aber doch allmälig weit über die Grenzen seiner Instruction fortreißen und brachte sich endlich in eine unhaltbare Lage, welche ihn nöthigte, am 10. Mai mit den Officieren seines Stabes Torgau zu verlassen und sich den Verbündeten in die Arme zu werfen. Anfangs in russische Dienste aufgenommen, wurde er nach der Schlacht von Leipzig mit der Reorganisation des sächsischen Heeres beauftragt, wobei er gegen seine bisherigen Landsleute, in deren Reihen er eine so glänzende Laufbahn zurückgelegt hatte, keineswegs mit der Schonung verfuhr, die deren unglückliches Geschick und ihre in demselben bewahrte Haltung wol verdient gehabt hätte. Als nach beendeter Reorganisation der Herzog von Weimar im December 1813 den Oberbefehl über das aus königlichen und herzoglichen, sowie anhaltischen Truppen, zumeist Landwehren, gebildete dritte deutsche Armeecorps übernahm, machte Thielmann bei diesem den kurzen Feldzug 1814 in Flandern mit, bis er nach dem Abgange des Herzogs am 9. Juni 1814 selbst das Commando des Corps erhielt, welches er bis zu seinem Uebertritte aus dem russischen in den preußischen Dienst im April 1815 führte. Im Feldzuge 1815 befehligte Thielmann das 3. preußische Armeecorps, mit dem er bei Wavre den General Grouchy so lange aufhielt, daß dieser zur Schlacht bei Waterloo nicht eintreffen konnte und daher bekanntlich von Napoleon für den Verlust derselben verantwortlich gemacht wird. Nach dem Frieden erhielt Thielmann das 7. Armeecorps und starb als commandirender General des 8. Armeecorps am 10. October 1824 zu Koblenz.

*) Eine treffliche Schilderung dieses Feldzuges findet man in „Graf v. Holtzendorff, Beiträge zur Biographie des Generals Freiherrn von Thielmann."

33) Gustav August Moritz von Mandelsloh, Premierlieutenant im Husarenregimente.

Er attakirte am 19. Juli 1796 im Gefecht bei Kirchheim mit einigen zwanzig Pferden das von feindlicher Infanterie besetzte Dorf am Graben und machte in demselben 60 Gefangene; auch hatte sich Mandelsloh schon im Feldzuge 1794 mehrfach ausgezeichnet.

1808 wurde er zum Major im Husarenregimente befördert und 1811 mit Oberstlieutenantscharakter pensionirt.

Während so dem Bedürfnisse der Officiere durch Gewährung äußerer Ehrenzeichen für die hervorragendsten Beweise persönlicher Tapferkeit im Laufe von vier Feldzügen Rechnung getragen wurde, suchte man gleichzeitig auch zum ersten Male der Mannschaft in ähnlicher Weise gerecht zu werden. Nicht als ob es bisher an Beispielen gefehlt hätte, daß auch Unterofficiere und Gemeine für ausgezeichnete Thaten im Kriege belohnt worden wären, aber es geschah dies, wie es in früheren Zeiten auch bei Officieren ausschließlich der Fall gewesen war, nur in der Form von Geldgeschenken oder durch Begünstigung im Avancement. Namentlich im siebenjährigen Kriege waren eine nicht geringe Anzahl Unterofficiere für bewiesene Tapferkeit zu Officieren befördert worden, wobei sie in der Regel auch die zur Equipirung erforderlichen Geldmittel geschenkt erhielten. Besonders erkenntlich hatte man sich gegen diejenigen Unterofficiere und Gemeinen bewiesen, welche, allerdings mit Gefahr ihres Lebens, Abtheilungen der i. J. 1756 in preußische Gefangenschaft gerathenen sächsischen Regimenter auf langem, mühevollen Wege nach den Sammelplätzen des sogenannten Revertencorps in Ungarn geführt hatten und von welchen mehrere bei der Ankunft sofort zu Hauptleuten ernannt worden waren. Da indessen die Beförderung zum Officier selbstverständlich in der Regel nur auf verhältnißmäßig wenige Unterofficiere und Leute anwendbar ist, die sich gerade durch persönliche Tapferkeit auszeichnen, auch diese Belohnung von vielen, sonst für den Officiersstand geeigneten Individuen doch in Rücksicht auf zufällige sociale Verhältnisse als eine sehr zweifelhafte betrachtet wird, so folgte man dem vom Kaiser Josef II. gegebenen Beispiele, welcher zuerst eine Verdienstmedaille für Militairs niederen Grades gestiftet hatte*). Durch Regulativ vom 17. März 1796 bestimmte der Kurfürst, daß die neue Auszeichnung für Unterofficiere und Gemeine in einer goldenen Medaille für besonders hervorragende Thaten und einer silbernen bestehen solle, welche beide, ohne noch mit dem St.-Heinrichsorden zusammenzugehören, wie dieser an einem hellblauen, gelbgeränderten Bande getragen werden sollten. Auf der Vorderseite der Medaillen war das Brustbild des Kurfürsten angebracht; auf der Rückseite befanden sich innerhalb eines Lorbeerkranzes die Worte: „Verdienst um das Vaterland."

Wenn ein Inhaber der silbernen Medaille sich durch neue Auszeichnung die goldene erwarb, war erstere zurückzugeben; sonst verblieben dieselben in den Händen der Besitzer bis zu deren Tode, worauf den Erben bei Ablieferung der goldenen Medaille 100, der silbernen hingegen 25 Thaler ausgezahlt wurden.

Die Bestimmungen des Regulativs sind im Wesentlichen auch in der Folge für die Verdienstmedaillen maßgebend geblieben, nur wurden dieselben durch die für den

*) Auch in Preußen war man bereits diesem Beispiele gefolgt, und es hatten im Feldzuge 1793 vier, 1794 drei sächsische Unterofficiere die preußische goldene Verdienstmedaille erhalten, von denen der Corporal Zirkel von der Artillerie und der Wachmeister Wacker von den Husaren zu Lieutenants befördert wurden.

St.-Heinrichsorden unter dem 23. December 1829 ertheilten Statuten dem genannten Orden ausdrücklich als 5. Classe affiliirt, auch ist während des Feldzuges 1870/71 nachtragsweise verfügt worden, daß bei Erwerbung der goldenen Medaille seiten eines Inhabers der silbernen die letztere nicht zurückgegeben, sondern neben der goldenen fortgetragen werde.

Die ersten Empfänger der neugestifteten Medaillen den 10. August 1796 waren nachstehende:

a. der goldenen Verdienstmedaille:

Wachmeister Johann Christian Berger } vom Husaren-
" Johann Christian Corniceliu } regiment,

b. der silbernen Verdienstmedaille:

Fahnjunker Johann Gottlieb Hähnel } vom Chevauxlegersregi-
Dragoner Martin Böttcher } ment Prinz Albrecht,
" Peter Böhmer v. Chevauxlegersregt. Herz. v. Kurland,
Husar Gottlieb Heinr. Conradi }
" Hans Ruglisch }
" Johann Samuel Erdmann } vom Husarenregiment,
" Peter Pauligk }
Corporal Johann Andreas Spaarwald vom Inf.-Regt. Prinz Klemens,
" Johann Christian Weßnig vom Inf.-Regt. Prinz Gotha,
" Johann Gottfried Gärtner vom Inf.-Regt. Prinz Anton.

Seit der Ordens- und Medaillenverleihung i. J. 1796 für die vorangegangenen Rheinfeldzüge verstrich wieder ein volles Jahrzehnt, bevor neue Veranlassung zur Belohnung militairischer Verdienste vor dem Feinde eintrat. Wir schließen daher die „Geschichte des Militair-St.-Heinrichsordens im 18. Jahrhundert" und hoffen mit derselben einen bescheidenen Beitrag zur Förderung der im sächsischen Volke leider noch wenig verbreiteten Kenntniß unserer Heeresgeschichte geliefert zu haben. Mit der mit dem Jahre 1806 anhebenden Periode der napoleonischen Kriege beginnt für den Orden eine neue Epoche, deren Darstellung wir, falls der vorliegende Bericht unsern Lesern einiges Interesse abgewonnen haben sollte, einer spätern Fortsetzung vorbehalten.

— Der 45. Band der im Verlage der Roßberg'schen Buchhandlung in Leipzig erscheinenden Handausgabe Königl. Sächs. Gesetze enthält den zweiten, das Jahr 1875 umfassenden Band der „Verwaltungsgesetze für das Königreich Sachsen seit der Reorganisation der Verwaltung" und ist, nebst den bezüglichen Reichsgesetzen und unter Berücksichtigung der einschlagenden Ministerial-Verfügungen zusammengestellt und mit Inhaltsverzeichniß und einem Sachregister versehen von Dr. A. E. Leuthold, Secretair im Kgl. Ministerium des Innern. Preis 1 ℳ 50 ₰.

— Der 46. Band der im Verlage der Roßberg'schen Buchhandlung in Leipzig erscheinenden Handausgabe Königl. Sächs. Gesetze enthält den, das Jahr 1875 umfassenden zweiten Band Neuer Folge der „Justizgesetze für das Königreich Sachsen". Der Band giebt die das Privat- und Strafrecht betreffenden Reichs- und Landesgesetze, sowie die damit in Verbindung stehenden Verordnungen und ist mit Inhaltsverzeichniß und Sachregister versehen. Preis 1 ℳ 50 ₰.

— Das 29. Bändchen der Collection of German Authors Tauchnitz Edition bringt unter dem Titel The Vulture Maiden by W. von Hillern eine von C. Bell und E. F. Poynter bearbeitete treffliche Uebersetzung der „Geyer-Wally", einer der gelungensten novellistischen Arbeiten von Wilhelmine von Hillern.

— Herr Karl August Mayer in Karlsruhe, Bruder des Professor und Bildhauer Eduard Mayer in Rom, hat den von ihm früher herausgegebenen und nicht ungünstig aufgenommenen beiden Romanen: „Sechsundsechzig" und „Die Brüder" jetzt einen dritten: „Zwei tapfere Herzen" (2 Bde., wie die vorgenannten, in Leipzig im Verlage von Bernhard Schlicke) folgen lassen. Auch in diesem neuesten Product seiner Muse erfreut und interessirt die ungezwungene, anspruchslose, aber lebensvolle Schilderung der Personen und ihrer Erlebnisse. Die Erzählung eröffnet mit einer gelungenen Darstellung der Verhandlung des Schwurgerichts in Koblenz gegen ein junges Mädchen aus dem Berner Oberland, angeklagt der Tödtung eines übel beleumundeten Rentners in Kreuznach, bei welchem dies nach einem Dienst suchende Mädchen Aufnahme gefunden hatte. In der Bernerin macht der Leser die Bekanntschaft des einen der „tapferen Herzen" auf dem Titel. Im Gerichtssaal, den die Angeklagte freigesprochen verläßt, knüpfen sich in höchst natürlicher Weise die Fäden, an denen sich die weiteren Schicksale der Bernerin abspinnen. Eine zufällig anwesende Wittwe aus Brake im Oldenburgischen, welche einige Jahre vorher Mann und Sohn auf der See verloren hatte, nahm sich des verlassenen Schweizer Mädchens auf herzige, das Vertrauen desselben rasch gewinnende Weise an. In den Leser fesselnder Weise und mit ungezwungenem Wechsel von Ernst, Scherz und natürlichem Humor besonders bei Schilderungen von Land und Leuten des Oldenburger Landes an der Weser geht die Handlung weiter. Von Bewerbern um die schöne Bernerin findet endlich ein stattlicher Nordseecapitain nicht ohne große Schwierigkeiten den Weg zu ihrem Herzen, aber erst nachdem er bei einer großen Ueberschwemmung Gelegenheit fand, sie aus den Fluthen zu retten, überwand sie den Druck des auf ihr von früher lastenden Geheimnisses, das sie von Erwiderung seiner Neigung abhielt, und der Bund zwei tapferer Herzen wurde nun geschlossen. Der Roman bietet eine sehr unterhaltende und wohlthuende Lectüre.

Rostock, 28. April. Am schwarzen Bret der Universität lesen wir folgenden Anschlag: „Den verehrten Commilitonen theilen wir die tiefbetrübende Nachricht mit, daß unser akademischer Musiklehrer Dr. von Roda nach einer 20jährigen reichen Thätigkeit an unserer Universität am gestrigen Vormittage nach kurzem Krankenlager gestorben ist. Die Beerdigung wird — soweit bis jetzt bekannt — auf dem Gute Bülow stattfinden, wo den Verewigten der Tod ereilt hat. Rostock, den 27. April 1876. Rector und Concilium der Landesuniversität. Zehender." — Diese Trauerkunde bewegt weite Kreise unserer Stadt. Der Verlust dieses hervorragenden Künstlers wird tief und vielseitig empfunden. Ferdinand von Roda war ein geborener Thüringer, er stammte aus Rudolstadt. Seine Studien machte er hauptsächlich in Hamburg, wo er auch in der Grund'schen Singakademie als Accompagnist wirkte und die Gründung des Hamburger Bach-Vereins anregte. Er starb in der Vollkraft der Jahre, er mag im Anfang der fünfziger Jahre gewesen sein. Ueber sein hiesiges Wirken und über seine Bedeutung als Tondichter habe ich in diesen Blättern in einem längeren Aufsatze „Ferdinand von Roda und sein Oratorium Der Sünder" gehandelt. (Wissenschaftl. Beil. Nr. 88. 1874.) Die dort am Schlusse ausgesprochene Hoffnung, daß sich von Roda's Schöpfungen ihren Weg weiter bahnen möchten, ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Das letzte Concert, das er dirigirte, fand kürzlich in der stillen Woche statt, es war der Tod Jesu von Graun. Von Roda war in der letzten Zeit mit mehreren größeren Compositionen beschäftigt. Möchte dem großartigen Wirken des allzufrüh geschiedenen Meisters in Zukunft die allgemeine Anerkennung zu Theil werden, die ihm die Mitwelt versagte! Reinhold Bechstein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 37. Sonntag, den 7. Mai. 1876.

Die evangelische Generalsynode in Preußen.

H. von der Goltz, Bericht über die Generalsynode an die evangelischen Gemeinden. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1876.

Dr. Friedr. Fabri, Nach der General-Synode. Betrachtungen über die Lage der evangelischen Landeskirche in Preußen in Briefen an einen Freund in England. Gotha, Perthes 1876.

Beide Schriften verbreiten sich über den Gang und das Resultat der preußischen Generalsynode, über deren Verhandlungen s. Z. in diesen Blättern ausführlich berichtet worden ist und deren Berathungsergebniß gegenwärtig dem preußischen Abgeordnetenhause zur Genehmigung vorliegt. Schon aus diesem Grunde, aber namentlich um ihres Inhalts selbst willen ist es von großem Interesse, die Gutachten von zwei so hervorragenden Mitgliedern der Generalsynode, wie die oben genannten Theologen sind, über eine Versammlung zu vernehmen, die mit den ernstesten, für die zukünftige Gestaltung der preußischen Landeskirche in hohem Grade wichtigen Fragen sich beschäftigt. Dazu ist ein so eigenthümlicher Gegensatz zwischen den beiden Aussprachen, daß sich daran der besprochene Gegenstand selber charakterisirt. Lange verheißen, immer wieder hinausgeschoben, fast zum Mythus geworden, ersehnt und gefürchtet hat die preußische Generalsynode, so viele Capacitäten und Namen ersten Ranges sie auch in sich vereinigt, so viel wohlwollende Gesinnung und Interesse für die Kirche auch in ihr vertreten gewesen, doch im Großen und Ganzen bei den verschiedenen Parteien mit Ausnahme der ministeriellen einen sehr getheilten Eindruck hinterlassen, wie schon bei einer flüchtigen Vergleichung der verschiedenen Stimmen der Presse ersichtlich wird, in den positiv kirchlichen Kreisen aber und zwar nicht blos unter den Confessionellen hat sie ernste Besorgnisse für die Zukunft erweckt. Während gegenüber der bisherigen territorialistischen Staatsunterthänigkeit der Kirche und der kirchlichen Bureaukratie die Generalsynode eine Hilfe und Garantie bieten sollte für die freie „Einfügung" der Kirche als eines eigenthümlichen Organismus in die „Rechtsordnung des Staates" und für die Unabhängigkeit derselben von politischen Combinationen und Rücksichten, erscheint auch gemäßigten Beurtheilern gerade dieser Punkt durch die Ergebnisse der Generalsynode nicht unwesentlich gefährdet und zwar durch Schuld der vom Kirchenregiment gemachten Vorlage selbst.

Die erstgenannte Schrift nun ist bestrebt, die Besorgnisse nach dieser Richtung hin nach Kräften zu zerstreuen und kennzeichnet sich durchweg als eine Apologie des vom preußischen Kirchenregiment vertretenen Standpunktes, entsprechend der durchaus entgegenkommenden Haltung, welche der Verf. auf der Synode gegenüber den kirchenregimentlichen Intentionen beobachtet hat und mit welcher seine Berufung an einen der wichtigsten und einflußreichsten Posten in sichtbarem engem Zusammenhang steht. Wie Präsident Herrmann in seiner Eröffnungsrede, zieht auch Verf. zunächst eine Parallele zwischen der ersten Generalsynode vor dem J. 1848 und zwischen der gegenwärtigen nach dem Jahre 1871 und kommt dabei zu dem befriedigenden Resultat, daß trotz allen Anscheins des Gegentheils die Gegenwart viel günstiger sei für ein probehaltiges und brauchbares kirchliches Verfassungswerk, als jene Zeit. Der Abschluß dieses Werkes ist ihm ein neuer Ehrenschmuck in dem Ruhmeskranz des greisen Königs, dem Gott so Vieles hat gelingen lassen. In dieser optimistischen Ueberzeugung hindert ihn auch weder die Aufhebung des §. 15 der preuß. Verfassungsurkunde, noch das sehr bedenkliche Moment der Aenderung der erst 1873 definitiv verkündigten Synodalverfassung, die ihren Grund offenbar nur in einer politischen Rücksicht hat, in einer Concession an den Landtag, um diesem die Verfassung acceptabel zu machen. Dieser politischen Rücksicht ist ein wohlerwogener Entwurf in sehr wesentlichen Bestimmungen geopfert worden. Die Aenderung besteht in den sog. Schlußbestimmungen des Entwurfs, welche nach drei Gesichtspunkten die Zusammensetzung der Kreissynoden und Provinzialsynoden ändern, indem sie 1) eine Vermehrung des Laienelements in den Synoden bis auf annähernd die doppelte Zahl der Geistlichen, 2) eine angemessene Berücksichtigung der an Seelenzahl stärkeren Gemeinden und Kreise, obenan der großstädtischen Bevölkerung, 3) die Wahl der Kreissynodalen durch die vereinigten Gemeindeorgane herbeiführen sollen. Diese Schlußbestimmungen sind das Zeichen des Kampfes auf der Synode gewesen; nach ihnen haben sich hauptsächlich die Parteien geschieden, ein Umstand, der offenbar auf eine freie, gesunde Parteibildung in der Synode hemmend und beengend eingewirkt hat. Die stärkste Partei war die sog. evangelische Mittelpartei, die, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, nicht durch einen einseitigen kirchlichen Grundgedanken zusammengehalten, doch in dem Bestreben verbunden war, um jeden möglichen Preis, auch um den Preis der Schlußbestimmungen, das Verfassungswerk zum Abschlusse zu bringen. Dieser Partei ist es zu danken, daß der Entwurf, wie er vom Kirchenregiment vorgelegt war, im Wesentlichen von der Majorität angenommen worden ist. Einzelne Glieder der Partei haben ihren persönlichen Ueberzeugungen dabei schwere Opfer gebracht um den Preis einer „Freiheit" und „Selbständigkeit" der Kirche, deren Maß und Charakter der Verf. andeutet, wenn er davon redet, daß „den Centralorganen der Landeskirche gegenüber den Provinzen eine wirksame Machtstellung zu sichern, das landesherrliche Kirchenregiment in selbständiger Initiative gegen Aufsaugung in rein synodale Institutionen zu schützen, und dem traditionellen Vertrauensverhältniß der evangelischen Kirche zum Staat Rechnung zu tragen" gewesen sei — Alles Wendungen, die bei aller verschämten Verhüllung des Gegensatzes die Freiheit der Kirche in ein sehr eigenthümliches Licht stellen. Zwar sucht Verf. die Mittelpartei gegen den

Vorwurf allzu großer Fügsamkeit gegen die Kirchenregierung u. A. mit dem Hinweis auf die verschiedenen Aenderungen, die im Einzelnen der Entwurf gefunden habe, zu rechtfertigen, muß jedoch selbst zugeben, daß diese Aenderungen im Einzelnen die Grundgedanken des Ganzen unberührt lassen.

Ungleich charaktervoller und bedeutender, von großen allgemeinen Gesichtspunkten aus gefaßt, ist die andere Schrift von Fabri, die bei aller Entschiedenheit der Ueberzeugung besonnen und weitherzig auch in der Form sehr interessant ist. Verf. betont die Bedeutung der kirchlichen Verfassungsfragen sehr stark, und stellt dieselben so in den Vordergrund, daß er damit verkennt, wie von der kirchlichen Verfassung selbst nie die Reform der Kirche ausgegangen ist, aber das Gegengewicht dagegen bietet eine festgegründete evangelisch-positive Ueberzeugung, von der aus er das Ziel der Entstaatlichung der Kirche und ihrer Selbständigmachung anstrebt. Wesentliche Bedingungen dafür sind ihm: Reform des landesherrlichen Summepiskopats, und möglichst selbständige Stellung der Provinzialkirchen. Diesem Ziele selbst hat die Generalsynode nach dem Urtheile des Verf. die preußische Landeskirche, die seit Langem von der Politik vorzugsweise beherrscht ist, nicht näher geführt, woran ebenso die Vorlage der Regierung, als die durch sie bedingte Parteigruppirung Schuld war. Das Ergebniß der Beurtheilung der Vorlage des Kirchenregiments läuft darauf hinaus, daß die preußische Landeskirche, auch nachdem sie synodale Organe empfangen, doch einen ausgeprägt staatskirchlichen Charakter behalten wird, und daß gerade die synodalen Institutionen zur Stärkung und Befestigung desselben dienen werden. Und die unverhohlene Freude, welche das bekannte Mitglied des Abgeordnetenhauses Dr. Wehrenpfennig darüber ausspricht, daß die neue Verfassung die Kirche und die Geistlichkeit durchaus nicht in dem Maße selbständig mache, wie es den Anschein habe, und speciell das Abgeordnetenhaus noch einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Kirche behalten werde, sowie ein diesen Anschauungen verwandter Artikel der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" bestätigen die eben ausgesprochene Ansicht. So wenig nun auch der Verf. durch die vorgelegte und angenommene Synodal-Ordnung als solche befriedigt ist, da dieselbe einen durchaus centralistischen Charakter habe und die Grundlage und Tradition kirchlicher Bureaukratie aufrecht erhalte, ohne genügende Widerstandskraft gegen den Einfluß politischer Gewalten, sei's von Oben, sei's von Unten, so gehört er doch nicht zu den durch die Synode geradezu Verstimmten und stimmt in der Beziehung mit Hrn. v. d. Goltz zusammen, daß er es als einen Fortschritt ansieht, daß überhaupt etwas geschehen. „Es giebt Lagen, die so schwierig und verwickelt sind, daß es zuletzt weniger darauf ankommt, ob das Bestmögliche, als daß etwas geschehe." In einer solchen Lage befindet sich nach ihm die evangel. Landeskirche in Preußen, daher die Bildung einer Generalsynode als eines Organes, durch welches die Kirche nun doch reden und wenn auch in beschränktem Kreise handeln könne, immerhin ein dankenswerther Fortschritt sei. Als den moralischen Hauptgewinn der Synode sieht Verf. dies an, daß der Gang derselben gezeigt hat, welche Fragen und Zielpunkte von den Freunden der preußischen Landeskirche klar und fest ins Auge zu fassen seien; als das Hauptziel aber, das zu erstreben ist, gilt ihm die Selbständigmachung der Kirche, ihre Unabhängigkeit von politischen Mächten und Einflüssen und damit in engem Zusammenhang ihre Befreiung vom Druck der kirchlichen Centralisation. Es ist allerdings ebenso charakteristisch als betrübend — ein solches Facit von einer solchen Versammlung, die so bedeutende Kräfte in sich vereinigt, die als die Morgenröthe der kirchlichen Freiheit von vielen Seiten gepriesen wurde, wie es hier eines der begabtesten und zugleich charaktervollsten Mitglieder der Synode zieht. Die Lage ist — das kann man sich nicht verhehlen — nur verwickelter und der Kampf um die wahre kirchliche Freiheit gegenüber dem vulgären kirchlichen Liberalismus, wie dem Bureaukratismus immer schwerer geworden.

In einem Anhang geht der Verf. besonders auf das „enfant terrible" der Vorlage des Kirchenregiments, auf die „Schlußbestimmungen" ein mit einer so schlagenden Kraft, so bündig und so schneidig, daß wir diese Ausführung zu dem Besten rechnen, was über die Generalsynode und ihre Vorlagen gesagt worden ist. Der Verf. führt sie unter dem interessanten Titel ein: „Eine am 14. December 1875 nicht gehaltene kirchliche Parlamentsrede", indem er dabei anknüpft an einen Ausspruch Goethe's gegenüber Eckermann, in welchem er einen großen Theil der negativen Wirkungen Byron's verhaltene Parlaments-Reden nennt und meint, daß Byron, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, sich alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlamente zu entledigen, als Poet weit reiner dastehen würde.

Vier Gründe sind es, mit denen der Verf. die Schlußbestimmungen als ein bedenkliches Experiment bekämpft. Der erste Einwurf richtet sich gegen die Entstehung derselben, da sie wesentlich aus politischen Gesichtspunkten und Erwägungen hervorgegangen sind. Dadurch ist die Synode, eine kirchliche Versammlung, von vornherein in eine sehr schiefe Lage gebracht worden, vor der sie der Oberkirchenrath hätte bewahren sollen, der freilich seinerseits behauptet, sich die Schlußbestimmungen mit „vollkommener Freiheit" und in „voller Ueberzeugung angeeignet" zu haben. Der zweite Einwand richtet sich gegen die rasche Aenderung des kirchlichen Verfassungsentwurfs, der nach kaum zwei Jahren, ohne daß von anderer Seite als vom Abgeordnetenhause irgend ein Wunsch nach Aenderung des Wahlmodus laut geworden ist, doch in der ganzen Zusammensetzung der untern Stufen einer durchgreifenden Veränderung nach den Wünschen liberaler Staatsgewalten unterworfen worden ist. Es sind treffende Worte, welche bei dieser Gelegenheit der Verf. über das tiefe Mißbehagen ausspricht, das nachgerade in der Gesammtstimmung des Volkes über die ruhelose legislatorische Friction der Gegenwart in Kirche, Staat und Schule herrscht, wie wir sie dem Doctrinarismus unserer Durchschnittsliberalen verdanken. „Gesetze lassen sich bei Willigkeit der gesetzgebenden Factoren freilich beliebig improvisiren und vermehren. Sind sie aber damit auch schon ein vom Volksbewußtsein anerkanntes und getragenes Recht? Ein theoretisch vielleicht mangelhaftes Gesetz, das von innerer Sympathie und liebgewordener Gewöhnung getragen wird, erfüllt seinen Zweck unendlich besser, als drei neue von formeller Correctheit, denen der Geist der Bevölkerung fremd und mit innerem Mißbehagen gegenübersteht." Der dritte Einwand wendet sich gegen die zwei Drittel Laien, wobei der Verf. zunächst daran erinnert, daß selbst in den „liberalsten" Verfassungen deutscher evang. Landeskirchen nirgends zwei Drittel Laien in den synodalen Stufen vertreten seien, und sodann auf die großen Kirchengemeinschaften in England, Schottland, Nordamerika hinweist, die völlig auf dem Freiwilligkeitsprincip ruhen, in deren synodalen Repräsentanzen sich aber nirgends zwei Drittel Laien finden, vielmehr das gewöhnliche Verhältniß ist: die Hälfte Laien und die Hälfte Geistliche. „Wenn nun aber ein deutscher Durchschnittsliberaler erschrocken früge, wie man sich denn da der Hierarchie und des Klericalismus erwehren könne? so würde man ihn einfach auslachen. Es ist kein dogmatisch-christliches Princip, das diese Dinge dort so geordnet hat, es ist einfach die Natur der Dinge und der gesunde Menschenverstand." Der vierte Einwurf richtet sich endlich gegen die Bestimmung, daß die Vertheilung des Laienzuschusses nach Maßgabe der Seelenzahl unter Berücksichtigung der größeren Städte und ihrer höheren Intelligenz erfolgen soll. Die Rücksicht auf die „höhere Intelligenz", die in einer kirchlichen Vorlage einen eigenthümlichen Eindruck macht, entspringt, wie der Verf. sehr

richtig bemerkt, einem der verhängnißvollsten, namentlich in Deutschland stark ausgeprägten Irrthümer der Gegenwart, nach welchem man von einer formalen, einseitig auf Verstand und Gedächtniß gerichteten Förderung von Kenntnissen nicht nur viel Heil erwartet, sondern in ihr sogar ein Aequivalent für positiv religiösen Glauben gefunden zu haben glaubt. „Alles Heil jedem wahren und ernsten Bildungsbestreben! Auch die Kirche war und ist noch heute wie eine Quelle der Humanität, so der Bildung, aber einer ethisch vermittelten, auf den Grund des Charakters gerichteten." Eine Intelligenz, die dieses christlich-sittlichen Grundes ermangelt, hat in der Kirche kein Bürgerrecht, geschweige ein Vorrecht. Die Kopf- oder Seelenzahl aber als Vertheilungsmesser ist der Anfang zum Atomismus, zur Auflösung des in allen kirchlichen Gemeinschaften aller Jahrhunderte anerkannten Grundverbandes jeder kirchlichen Organisation, der Pfarrgemeinde, und ist in der Geschichte kirchlicher Verfassung unerhört. Nur die von Consul Bonaparte (1802) und Napoleon III. (1852) für die reformirte und für die Kirche Augsb. Confession in Frankreich octroyirte Kirchenverfassung hat, wie der Verf. mit schlagender Kritik für die „freisinnigen" Schlußbestimmungen erinnert, auch die Kopfzahl zu Grunde gelegt, als ein demokratisches Feigenblatt für die cäsaropapistische Grundhaltung der ganzen Verfassung.

Diese Kritik der vielbesprochenen Schlußbestimmungen schließt sich an sehr ernste und bedeutsame Aussprachen an, welche in der Generalsynode zu diesem Punkte Männer, wie Hr. v. Kleist-Retzow, Dr. Büchsel, Dr. Kögel, Hofpred. Baur, Pastor Tauscher, Dr. Erdmann u. A. gethan haben, wenn auch ohne Erfolg. Sehr richtig macht dabei Dr. Kögel darauf aufmerksam, daß der Gegensatz nicht sei: Laien und Nicht-Laien, sondern: kirchliche und unkirchliche Laien, wozu Hofpr. Baur treffend hinzufügt, daß sich eine Synode weder für verpflichtet noch für berechtigt anzusehen habe, das Thor, das schon weit genug offen ist, für den Eintritt unkirchlicher Laien in den Kirchendienst noch weiter zu öffnen. Die kirchlich gesinnten Laien bedürfen gar nicht erst der Heranziehung zur Mitarbeit an der Kirche durch kirchliche Verfassung; sie treten freiwillig in den Dienst der Kirche, durch kein Gesetz getrieben, sondern durch den freien Trieb des Glaubens und der warmen Liebe für das Reich Gottes. Laien ohne solche Gesinnung wollen in der Kirche nur herrschen, aber nicht dienen, und Solche kann die Kirche nicht brauchen.

Das Verhältniß der Kirche zum Staate ist das große Problem der Zeit; an ihm ringt nicht blos die preußische, an ihm ringen alle Landeskirchen. Eine völlig reine Formel wird für Lösung dieses Problems auch in der besten Kirchenverfassung nicht gefunden werden. Jedenfalls muß zweierlei dabei im Auge behalten werden: einmal, daß die Kirche eine eigenthümliche Lebensordnung ist mit eigenthümlichen Lebensgesetzen, und zum Andern, daß eine Kirchenverfassung sich in dem Grade ihrem Ideal nähert, in welchem sie das der Kirche eigenthümliche Leben angemessen regelt und die ihr innewohnenden Kräfte zur freien Entfaltung bringt. Werden diese inneren Kräfte in ihr lebendig und im Geist des Glaubens und der Liebe gepflegt, dann blüht der Kirche unter neuen Formen eine neue Zukunft, wozu freilich die vereinte Arbeit Aller gehört, welche der Kirche wohlwollen und ein uneigennütziges, durch keine politischen, sei's conservative, sei's liberale Neben- und Hintergedanken getrübtes Interesse an ihr haben.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im März. Eines der ältesten und verdientesten Mitglieder der Gesellschaft, Herr Prof. Dr. G. T. Fechner, hat der Gesellschaft den Wunsch ausgedrückt, in Anbetracht seiner Gesundheit, seiner Stellung als actives Mitglied enthoben zu sein. Auf das an ihn gerichtete Ersuchen hat er eingewilligt, der Gesellschaft auch fernerhin als Ehrenmitglied anzugehören. Als actives Mitglied ist darauf der Professor der Zoologie, Herr Dr. med. et phil. Rudolf Leuckart in Leipzig erwählt worden.

Was die von der Gesellschaft gestellten Preisaufgaben betrifft, so ist zuvörderst über den Erfolg der beiden zu berichten, welche den Jahresberichten von 1874 und 1875 zufolge der öffentlichen Concurrenz entzogen worden sind.

Für die pro 1873 gestellte Aufgabe

„einer quellenmäßigen Geschichte des polnischen Getreidehandels mit dem Auslande"

war dem damaligen Bewerber der Termin zur völligen Ausarbeitung seines Werkes bis zum 30. Nov. 1875 erstreckt worden. Es ist jedoch bis jetzt der Gesellschaft keine Bewerbungsschrift zugegangen.

Die für das Jahr 1874 gestellte Aufgabe, welche

„eine eingehende Erforschung des besonderen Verhältnisses, in welchem innerhalb der indogermanischen Gemeinschaft die Sprachen der litauisch-slawischen Gruppe zu den germanischen stehen"

betraf, hatte im vorigen Jahre zwei Bearbeitungen gefunden, nämlich

A. eine mit dem Motto „i slovo bě otŭ boga" bezeichnete, welche die ganze Frage in übersichtlicher Kürze und in vielfach anzuerkennender Weise behandelt, und

B. eine unvollendete, aber einen kleinen Theil des Stoffes in überaus eindringlicher Weise behandelnde Schrift.

Die Preisschrift A. wurde dem Verfasser unter Bezeichnung mehrerer für seinen Zweck wichtiger, ihm unbekannt gebliebenen Schriften zur Ergänzung des Fehlenden zurückgestellt. Als sie in verbesserter Gestalt aufs Neue eingereicht wurde, erschien sie des ausgesetzten Preises von 60 Ducaten würdig und wird demnächst in den Schriften der Gesellschaft erscheinen.

Als Verfasser ergab sich Herr Dr. R. Hassencamp, Oberlehrer am Königl. Marien-Gymnasium in Posen.

Dem Verfasser der Preisschrift B. war bei der tiefer in die Einzelheiten eingehenden Anlage seiner Vorlage gestattet worden, sich auf eine einzelne Seite der Frage, nämlich die Declination der Nomina und Pronomina zu beschränken. Als derselbe nunmehr im November 1875 eine auf den umfassendsten Studien beruhende, mit großer Selbständigkeit durchgeführte, vollständige Vergleichung der germanischen Declination mit der litauisch-slawischen vorlegte, beschloß die Gesellschaft, in Anbetracht der ebenso umfänglichen wie werthvollen Leistung, für die in ihren Schriften abzudruckende Abhandlung den ausgesetzten Preis auf 800 Mark zu erhöhen.

Als Verfasser ergab sich Herr Dr. A. Leskien, Professor der slawischen Sprachen an der Universität zu Leipzig.

Zur Lösung der beiden für das Jahr 1875 gestellten Preisaufgaben sind der Gesellschaft zwei Abhandlungen übersandt worden.

Der Verfasser der ersten, mit einem Motto aus Grimm's Geschichte der deutschen Sprache bezeichneten Arbeit, liefert

„eine Geschichte der Ausbreitung und Weiterentwickelung der deutschen Sprache in Ost- und Westpreußen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, mit besonderer Rücksicht auf die Betheiligung der beiden deutschen Hauptdialecte an derselben."

Nach dem Urtheile der Gesellschaft geht jedoch aus der vorgelegten Schrift hervor, daß ihr Verfasser sich die Nothwendigkeit einer guten linguistischen Vorbildung wol nicht ge-

nügend klar gemacht hat und daß auch die geschichtlichen Studien, deren Fleiß und Hingebung gern anerkannt werden, eine straffe systematische Anlage und bald die quellenmäßige Begründung, bald aber auch die Aussonderung des nutzlosen Materials vermissen lassen. Die Gesellschaft hat sich daher nicht entschließen können, der übersandten Abhandlung den Preis zuzuerkennen; das Manuscript kann unter näherer Angabe des Mottos, nebst der versiegelten Schedula beim Secretariat der Gesellschaft in Empfang genommen werden.

Die zweite der eingegangenen Abhandlungen betraf die mathematisch-physikalische Aufgabe

„einer endgiltigen Feststellung der Lage der Schwingungsebene des polarisirten Lichtes durch neue Untersuchungen."

Zu ihrem lebhaften Bedauern hat sich die Gesellschaft nicht in der Lage gesehen, die ihr überreichte Schrift zur Preisbewerbung zuzulassen, weil der Verfasser die statutenmäßig geforderte Anonymität nicht beobachtet hat. Das Manuscript hat demgemäß dem Einsender zurückgestellt werden müssen.

Für die Jahre 1876—1879 sind die von der Gesellschaft gestellten Preisaufgaben folgende:

I. Historisch-nationalökonomische Section.

1) Für das Jahr 1876. Indem die Gesellschaft den Häringsfang und Häringshandel im Gebiete der Nord- und Ostsee als Thema aufstellt, glaubt sie mit dieser allgemeinen Fassung desselben nur die Richtung andeuten zu sollen, in welcher sie handelsgeschichtliche Forschungen anzuregen wünscht. Sie überläßt es den Bearbeitern, den Antheil einzelner Völker, Emporien oder Gruppen derselben, wie etwa der hanseatischen, am Häringsfang und Häringshandel zu schildern. Sie wünscht der Aufgabe auch nicht bestimmte zeitliche Grenzen zu stecken, und würde eben so gern eine auf den Urkundenbüchern und anderen Geschichtsquellen begründete Darstellung des mittelalterlichen Häringshandels, wie eine mehr statistische Bearbeitung des modernen hervorrufen. Preis 700 Mark.

2) Für das Jahr 1877. Der hohe Reiz der italienischen Geschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters beruht großentheils darauf, daß sich hier, bei dem zuerst gereiften Volke unter den neueren, schon eine Menge von Bedürfnissen, Grundsätzen und Anstalten der höheren Culturstufen wahrnehmen läßt, während daneben in Italien selbst und mehr noch im übrigen Europa so viel Mittelalterliches noch fortdauert. Auch in der italienischen Volkswirthschaft finden wir denselben Contrast echt moderner Fortschritte auf einer noch wesentlich mittelalterlichen Grundlage. Die Gesellschaft wünscht daher eine quellenmäßige Erörterung, wie weit in Ober- und Mittel-Italien gegen Schluß des Mittelalters die modernen Grundsätze der agrarischen, industriellen und mercantilen Verkehrsfreiheit durchgeführt waren. Sollte sich eine Bewerbungsschrift auf den einen oder anderen italienischen Einzelstaat beschränken wollen, so würde natürlich ein besonders wichtiger Staat zu wählen sein, wie z. B. Florenz, Mailand oder Venedig. Da wir hoffen, daß vorstehende Preisfrage namentlich auch in Italien selbst Anklang finden wird, so erklären wir uns für diesen Fall ausnahmsweise bereit, auch in italienischer Sprache abgefaßte Bewerbungsschriften zuzulassen. Preis 700 Mark.

3) Für das Jahr 1878. Bei der historischen Wichtigkeit der Ortsnamen als Zeugen für die wechselnden Wohnsitze der verschiedenen Völker und Stämme wünscht die Gesellschaft, daß unter sorgfältiger Benutzung des um Vieles zugänglicher gewordenen urkundlichen Materials und andererseits mit gewissenhafter Benutzung dessen, was die heutige Sprachwissenschaft an sicheren Ergebnissen zu Tage gefördert hat, eine wohlgeordnete, aus den besten erreichbaren Quellen geschöpfte Zusammenstellung der deutlich nachweisbaren slawischen Namen für Ortschaften des jetzigen Deutschen Reiches veranstaltet werde. Da eine Bearbeitung des gesammten Stoffes die Grenzen einer Abhandlung weit überschreiten würde, bleibt es dem Bearbeiter der Preisfrage überlassen, sich irgend ein nicht allzu beschränktes, aber auch nicht übermäßig ausgedehntes Gebiet für seine Untersuchung zu wählen. Preis 700 Mark.

4) Für das Jahr 1879. Bei der großen und für die jeweilig erreichte Entwickelungsstufe der ganzen Volkswirthschaft charakteristischen Bedeutung, welche die Handelsmessen besitzen, wünscht die Gesellschaft eine quellenmäßige Geschichte der Messen in einem der drei großen deutschen Meßplätze (Leipzig, Frankfurt a/M. oder Frankfurt a/O.) und zwar von der Mitte des 17. Jahrhunderts an bis zur Gegenwart. Preis 700 Mark.

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

1) Für das Jahr 1876. Trotz der meisterhaften Arbeiten Leverrier's über die Bewegung des Merkur kann die Theorie dieses Planeten noch nicht als endgiltig abgeschlossen betrachtet werden. Die Gesellschaft wünscht eine ausführliche Untersuchung der die Bewegung des Merkur bestimmenden Kräfte, mit Rücksicht auf die von Laplace (in der Mécanique céleste), von Leverrier (in den Annales de l'Observatoire und den Comptes rendus de l'Académie des Sciences), von Hansen (in den Berichten der Königl. Sächs. Gesellsch. d. W. vom 15. April 1863) und von Wilhelm Weber (vergl. Zöllner über die Natur der Kometen, S. 333) angedeuteten Einwirkungen. Außer der vollständigen Berechnung der Störungen ist eine Vergleichung mit den Beobachtungen unerläßlich, um zu zeigen, bis zu welchem Grade der Genauigkeit sich die eingehenden Constanten bestimmen lassen. Die Construction von Tafeln zur Ortsberechnung behält sich die Gesellschaft vor zum Gegenstand einer späteren Preisbewerbung zu machen. Preis 700 Mark.

2) Für das Jahr 1877. Der nach Encke benannte und von diesem Astronomen während des Zeitraumes von 1819—1848 sorgfältig untersuchte Komet I, 1819, hat in seiner Bewegung Anomalien gezeigt, welche zu ihrer Erklärung auf die Hypothese eines widerstehenden Mittels geführt haben. Da indessen eine genauere Untersuchung der Bahn nur über einen beschränkten Theil des Zeitraums vorliegt, über welchen die Beobachtungen (seit 1786) sich erstrecken, so ist eine vollständige Neubearbeitung der Bahn des Encke'schen Kometen um so mehr wünschenswerth, als die bisher untersuchten Bewegungen anderer periodischen Kometen keinen analogen widerstehenden Einfluß verrathen haben. Die Gesellschaft wünscht eine solche vollständige Neubearbeitung herbeizuführen, und stellt deshalb die Aufgabe: die Bewegung des Encke'schen Kometen mit Berücksichtigung aller störenden Kräfte, welche von Einfluß sein können, vorläufig wenigstens innerhalb des seit dem Jahre 1848 verflossenen Zeitraums zu untersuchen. Die ergänzende Bearbeitung für die frühere Zeit behält sich die Gesellschaft vor, eventuell zum Gegenstand einer späteren Preisbewerbung zu machen. Preis 700 Mark.

3) Für das Jahr 1878. Die Entwickelung des reciproken Werthes der Entfernung r zweier Punkte spielt in astronomischen und physikalischen Problemen eine hervorragende Rolle. In der Theorie der Transformation der elliptischen Functionen wird die zuerst von Cauchy entdeckte Gleichung bewiesen

$$\frac{a}{r}\left(1+2e^{-\frac{\pi a^2}{r^2}}+2e^{-\frac{4\pi a^2}{r^2}}+2e^{-\frac{9\pi a2}{r^2}}+2e^{-\frac{16\pi a^2}{r^2}}\ldots\right)=$$
$$=1+2e^{-\frac{\pi r^2}{a^2}}+2e^{-\frac{4\pi r^2}{a^2}}+2e^{-\frac{9\pi r^2}{a^2}}+2e^{-\frac{16\pi r^2}{a^2}}\ldots$$

in welcher mit Rücksicht auf die zu erzielende Genauigkeit die positive willkürliche Constante a so groß gewählt werden

kann, daß die Exponentialgröße $e^{-\frac{\pi a^2}{r^2}}$ vernachlässigt werden darf. Alsdann hat man

$$\frac{a}{r} = 1 + 2e^{-\frac{\pi r^2}{a^2}} + 2e^{-\frac{4\pi r^2}{a^2}} + 2e^{-\frac{9\pi r^2}{a^2}} + \dots$$

eine Reihenentwickelung von ungemein rascher Convergenz. Es steht zu erwarten, daß eine auf die vorstehende Formel gegründete Entwickelung der Störungsfunction in dem Problem der drei Körper sich für die numerische Rechnung als vortheilhaft erweisen werde. Die Gesellschaft wünscht eine unter dem angedeuteten Gesichtspunkt ausgeführte Bearbeitung des Störungsproblems zu erhalten. Indem sie dem Bearbeiter die Wahl des besonderen Falles überläßt, in welchem die numerische Anwendbarkeit des Verfahrens gezeigt werden soll, setzt sie voraus, daß das gewählte Beispiel hinlänglichen Umfang und Wichtigkeit besitze, um die Tragweite der vorgeschlagenen Methode und ihr Verhältniß zu den bisher angewandten hervortreten zu lassen. Preis 700 ℳ

4) Für das Jahr 1879. Durch die in den Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften von W. Hankel veröffentlichten Untersuchungen ist nachgewiesen worden, daß die Thermoelektricität nicht nur auf den hemimorphen Krystallen auftritt, sondern eine an allen Krystallen wahrzunehmende Eigenschaft ist, soweit deren krystallinische Structur und materielle Beschaffenheit überhaupt ein Entstehen und Anhäufen der Elektricität bis zu einer durch unsere Instrumente nachweisbaren Stärke gestatten. Die erwähnten Abhandlungen umfassen außer den hemimorphen Krystallen des Boracites und Quarzes die symmetrisch gebildeten Krystalle des Idokrases, Apophyllits, Kalkspathes, Berylls, Topases, Schwerspathes, Aragonites, Gypses, Diopsids, Orthoklases, Albits und Periklins, und lehren nicht nur die Vertheilung der Elektricität auf den in den verschiedenen Formen vollkommen ausgebildeten, sondern auch auf den durch Anwachsen und sonstige Hindernisse in ihrer Entwickelung gehemmten Individuen, sowie auf den durch Bruch oder Anschlagen der Durchgänge künstlich erzeugten Begrenzungsflächen kennen. Es scheinen nun unter allen zwischen der Wärme und der Elektricität beobachteten Beziehungen die thermoelektrischen Erscheinungen am geeignetsten, eine nähere Kenntniß des Zusammenhanges zwischen den genannten beiden Agentien zu ermöglichen, und es wird daher von der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft für das Jahr 1879 als Preisaufgabe gestellt: Auf streng physikalische Versuche gestützter Nachweis der Entstehung der auf Krystallen bei steigender und sinkender Temperatur hervortretenden Elektricität (Thermoelektricität, Pyroelektricität, Krystallelektricität) und der durch Bildungshemmnisse oder äußere Verletzungen derselben in der normalen Vertheilung entstehenden Aenderungen. Preis 700 ℳ

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres und die Zusendung ist an den Secretair der Gesellschaft (für das Jahr 1876 Geh. Hofrath Prof. Dr. Hankel) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht.*)

Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

*) Der Abdruck ist in diesem Jahre durch Platzmangel verzögert worden. D. R.

Altes Theater.

Es ist wahr, man versteht sich bei unserm Theater auf Ueberraschungen! In der eigentlichen Theatersaison gab man neue Trauerspiele, von welchen an andern Orten „Niemand nichts weiß", und in der Messe, einer Zeit, wo das Stammpublicum dem Theater fern zu bleiben pflegt, erfreut man die Fremden durch die Vorführung einer Schauspielnovität, von welcher die Blätter längst aus allen Gegenden fröhliche Erfolge meldeten. Ist das nicht neu und überraschend? Und was wäre bei der sanctionirten Theaterfreiheit dagegen einzuwenden? In allen Fällen haben wir außer dem Originalitätsbestreben die Thatsache anzuerkennen, daß wir überhaupt Gelegenheit erhielten, auch einmal eine gute dramatische Novität zu sehen. Und das überall aufgeführte Schauspiel „Ein Fallissement" von Björnstjerne Björnson, mit welchem wir kürzlich zum ersten Mal bekannt wurden, ist entschieden ein gutes Theaterstück und dabei hervorragend durch die physiognomievolle Zeichnung seiner Personen. Die besondere Darstellung der Hauptcharaktere bildet immer den Kern, von dem die innere Wirkung ausgeht und ausgehen muß, denn die reichste Handlung wird zu leeren Begebenheiten, wenn wir kein wahres Interesse an den Personen nehmen. Es ließe sich rundweg der Satz aufstellen: Sage mir, wie es mit den Charakteren eines Stückes aussieht, und ich will Dir sagen, was an dem Ganzen ist. Das Charakteristische der Handlung kann eben zweifellos nur aus dem Charakter der Hauptpersonen hervorgehen. Es legt daher das günstigste Zeugniß für den norwegischen Dichter Björnson ab, daß er in erster Linie bestrebt war, wirkliche Menschen auf die Bühne zu bringen; hieraus erkennen wir deutlich seinen Beruf zum Theaterdichter, welcher nur durch eine ungeschminkte echte Natur der nachbildenden Schauspielerkunst aufzuhelfen vermag. Von höheren Gesichtspunkten aus leidet allerdings das Stück an einem innerlichen Bruch, denn die ganze Anlage geräth in einen Conflict mit dem Ausgang, der sich nur vermöge äußerlicher Hilfsmittel zu einem günstigen gestalten konnte. Die Hauptperson des Schauspiels, der Großhändler Tjälde, ist ein Mensch, welcher nicht der Schmied seines Schicksals wird, wozu er werden mußte. Sein Untergang wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht Tjälde's Procurist, Sannäs, die Rolle eines unendlich edlen Menschenfreundes gespielt hätte. Der oft geschmähte Jüngling ist im Besitz eines hübschen Sümmchens, das er dem bankerott gewordenen Principal in ehrerbietiger Dankbarkeit überreicht, und an sich ist es gewiß hocherfreulich, solchen Jüngling noch zu finden. Es kommen später andere Glücksumstände hinzu, kurz, es sind lauter äußere Behelfe, durch welche der vernichtende Schlag von Tjälde abgewendet wird. Aber der norwegische Dichter wußte sehr wohl, was er that. Der glückliche Ausgang einer Komödie, welche ursprünglich auf ein bürgerliches Familiendrama angelegt ist, wird immer nur ein ästhetischer, aber kein theatralischer Fehler sein, während das peinliche Ende eines Trauerspiels auch vom Bühnenstandpunkt aus zu tadeln ist. Die praktische Charlotte Birch-Pfeiffer, die vorzugsweise brauchbare Theaterstücke schreiben wollte, leistete in der äußerlichen Ausgleichung der Dinge Bedeutendes, und Björnson hat sich unbedingt nach dieser Richtung hin die selige Verfasserin zum Vorbild genommen, ja, der letzte Act seines Schauspiels macht geradezu den Eindruck, als wäre er Geist von ihrem Geiste.

Ungeachtet der uns verwandten Denk- und Empfindungs-

weise mit dem Norden fühlen wir doch, wie das Stück ganz und gar in seinem eigensten Mutterboden wurzelt. Es ist nicht nur die Figur des Lieutenants Hamar, von welchem Walpurg selbst bemerkt, daß sie speciell zu den Erscheinungen der reichen Häuser in Norwegen gehöre, sondern ganze Scenen spiegeln zum Theil die besondern Gewohnheiten in der Heimath des Dichters ab. So kommen die Gäste des Großhändlers Tjälde im zweiten Act von einem festlichen Diner, worauf sie sich in dem Gesellschaftszimmer versammeln, um eine Menge Toaste auszubringen, wie es in Deutschland während eines Diners und nicht nach demselben zu geschehen pflegt. Aber diese Eigenheiten können uns bei der Vertrautheit mit den auftretenden Personen nicht weiter innerlich fremd berühren, vielmehr interessiren sie uns insofern, als sie eben zur Charakterisirung der die Menschen umgebenden Localitäten dienen.

In der theatralischen Technik, von der diejenigen als „Mache" so verächtlich reden, welche sie nicht erlernt haben, ist Björnson jedenfalls sehr erfahren. Er versteht sich auf die Vorzeichnung der Action durch die Sprache, die Ereignisse treten nicht unvermuthet ein, sondern werfen ihren Schatten voraus und machen später doch den beabsichtigten Effect. Nur die Hauptscene im zweiten Act zwischen dem Großhändler Tjälde und dem Advocaten Berent verstößt als Scenenbild von zwei Personen gegen das Gesetz der Zeitdauer, innerhalb welcher ohne Abwechslung die volle Wirkung zu erreichen ist. Eine Kürzung würde hier nicht helfen, denn trotz der meist angebrachten Striche spielt die Scene über eine halbe Stunde. Es ließe sich aber vielleicht durch die Einschaltung einer kleinen Scene, in welcher etwa dem Advocaten eine Depesche überreicht wird, der wünschenswerthe Wechsel in das Ganze bringen. Außerdem würden sich noch einzelne Aenderungen empfehlen; die sechste Scene des ersten Actes zwischen Hamar und Signe, wo sich das Gespräch zu weitschweifig um den Fuchs bewegt, verträgt beispielsweise einige Einschränkungen, auch könnte dieser Act wol einen wirksameren Abschluß erhalten.

Bezüglich der Darsteller habe ich natürlich zuerst den Gast Herrn Haase zu nennen, welcher die Rolle des Advocaten mit einer sehr gelungenen Maske spielte. Es war aber im Uebrigen nicht zu leugnen, daß der Künstler den schauspielerischen Effect durch gewisse Einzelwirkungen zu erzielen suchte, die der vom Dichter beabsichtigten Totalwirkung empfindlich widersprachen. Der Advocat des Herrn Haase hatte zunächst einen lahmen Fuß und außerdem eine lahme Zunge. Beide Dinge können nur komisch wirken, und doch hat die ganze Figur gar nichts Lächerliches, sie muß vielmehr den ursprünglichen Intentionen des Dichters gemäß eine ernste Haltung bewahren. Der Advocat ist ein Mann von strengem Rechtssinn; mit eisiger Kälte tritt er bei dem Großhändler auf, welchen er von vornherein für einen schwindelhaften Speculanten hält; Berent ist ganz über Tjälde im Klaren und spielt mit ihm in der Hauptscene erbarmungslos, wie die Katze mit der Maus. Die einzelnen sarkastischen, dem Advocaten in den Mund gelegten Bemerkungen sind mit schneidender Herbigkeit und Ueberlegenheit zu sprechen, aber bei Leibe nicht komisch, wodurch auch ein falscher Contrast zu der grenzenlosen Verzweiflung des Kaufmanns entstehen würde. Der Advocat ändert seinen Ton gegen Tjälde erst da, wo er an seine Zerknirschung glaubt. Die bezeichnenden Worte des Advocaten: „Ja, dies ist Verzweiflung. Sie dauern mich," sind nebst einigen hier sehr charakteristischen Bemerkungen leider gestrichen. Das Schneidende seiner Rede verlierend, muß Berent bis zur Unterschrift des Kaufmanns eine vollkommene Bestimmtheit und Ruhe behaupten. Als Tjälde dann ihn anfleht: „Verlassen Sie mich nicht auch; ach! verlassen Sie mich nicht", hat Berent in seine Antwort: „Nun kann Ihre Gattin zu Ihnen kommen. Nicht wahr?" den ersten Gemüthston hineinzulegen. So ist es natürlich, daß er die Pistole nicht gleich darauf in einer humoristisch gefärbten Weise aufheben darf. Die ganze Stimmung ist viel zu ernst. Gegen den Schluß muß bei dem Advocaten, wie bemerkt, eine gewisse Wärme durchbrechen und zwar um so mehr, damit wir im vierten Act, wo er die Saiten des Gemüths lebhafter anschlägt, nicht einen ganz andern Menschen vor uns zu sehen glauben. Es ist wol hinreichend dargethan, daß die komischen Einzelwirkungen des Darstellers in dieser Rolle gar nicht am Platze waren. Gegen das lustspielhafte, dem Grundton schadende Stottern würde der Dichter sicherlich ebenso protestiren, wie er gegen den lahmen Gang seines Advocaten ausdrücklich protestirt hat. In der fünften Scene des vierten Actes sagt Berent zu dem Brauer Jacobsen: „Gehen wir also." Jacobsen erwidert: „Ja, gehen wir!" Hierzu machte der Dichter die besondere Anmerkung: „Jacobsen ist auf die rechte Seite gekommen und geht schnell nach der andern; er ist bestrebt, Schritt mit Berent zu halten, was sich jedoch als sehr schwierig erweist." Berent: „Ich glaube, das müssen Sie aufgeben; es gelingt nur Wenigen." Es ist also unbestreitbar, daß Berent einen weit schnelleren Gang hat und haben soll, als die meisten Menschen, und demnach weiß ich wirklich nicht, wie Herr Haase das Humpeln seines Advocaten rechtfertigen will. Berent verräth schon an seinem raschen Gange den geschäftlich kurz angebundenen Mann, und der Großhändler, dem er zu Anfang ein Dorn im Auge, macht sich nebenbei auch lustig über sein Schlagen mit den Beinen.

Der edelmüthige, wegen seiner Ungelenkheit vielgescholtene Sannäs erhielt durch den Herrn Link einen fein natürlichen, die volle Illusion der Wirklichkeit erregenden Ausdruck. Auch dieser Künstler erinnerte allerdings an andere von ihm geschaffene Figuren, aber gleichwol hatte sein Sannäs etwas Eigenes und die große Einfachheit des Darstellers schützt ihn gegen verstimmende Anklänge an ähnliche Leistungen.

Herr Klein wußte in der schwierigen Darstellung des Großhändlers Tjälde die Grundzüge richtig hervorzuheben, doch im Einzelnen war noch Manches zu schroff und unvermittelt; die wichtige Scene mit dem Advocaten machte keinen stimmungsvollen Eindruck, das häufige Anstieren seines Gegners, das Hin- und Herstürzen, das Alles wirkte noch nicht unmittelbar und künstlerisch; auch gingen einzelne Züge ohne die Schuld des Künstlers verloren, indem sein Mitspieler bisweilen durch unangebrachte heitere Streiflichter die Stimmung schädigte. Sehr glücklich zeichnete dagegen Herr Klein im letzten Acte die mit dem Großhändler vorgegangene Umwandlung in einen solid gewordenen, idyllisch lebenden Hausvater.

Die etwas superkluge und zu sehr an das Männliche streifende Walpurg wurde von Frl. Ellmenreich mit einer überaus anziehenden Vornehmheit und Selbständigkeit dargestellt, wie sie für den Charakter bezeichnend war. Das Starre und Feste dieser eigenthümlichen Natur gewann auch im letzten Acte durch die hervorbrechende Neigung zu Sannäs einen mehr freundlichen Anstrich, und die ganze Figur erschien in ihrer angemessenen Vertheilung von Schatten und Licht als eine fertige.

Der Lieutenant Hamar litt an einem Besetzungsfehler; dieser Lieutenant muß schlechterdings ein unreifer Fant sein, sonst erhält die Scene, wo er zum Fenster hinaus auf den Fuchs schießt, unbekümmert, ob er einen Menschen treffen könnte, eine sehr ungünstig wirkende Beleuchtung. So hätte Herr v. Pindo mit seinem hier so vortheilhaften Ausdruck der Unreife die Rolle spielen müssen, nicht aber Herr Mittell, welcher überdies die unpassende Maske eines alten Sergeants angelegt hatte. Wie sind solche Mißgriffe in der Besetzung einer Rolle möglich, deren halbwüchsiger Jugendcharakter in die Augen springt? Der grundnaive Braumeister Jacobsen war in der Gestalt des Herrn Hänseler allerdings kein Original-

mensch, aber immerhin eine gemüthliche Erscheinung von gesunder Farbe.

Das Zusammenspiel hätte noch schneller und eleganter sein müssen; im zweiten Act, wo die Gäste von der Tafel in das Gesellschaftszimmer traten, empfing der Zuschauer den störenden Eindruck, als ob er eine laut und heftig durcheinander schreiende Volksmenge vor sich habe; zwischen einer großen Gesellschaft in einem Patrizierhause und einer Menschenmasse auf der Straße muß denn doch wol beim Durcheinanderreden ein Unterschied gemacht werden.

Dr. Wilhelm Buchholz.

Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. (Gemalt von Adriaen Hanneman, radirt von Wilh. Krauskopf.)

Unter allen Portraits des Großen Churfürsten dürfte dasjenige, welches als das vorzüglichste bezeichnet zu werden verdient, am wenigsten bekannt sein; wir meinen das in Besitz Sr. Hoh. des Herzogs von Anhalt befindliche Werk des Adriaen Hanneman im sogenannten Gothischen Hause zu Wörlitz (bei Dessau). Es ist ein geistreiches, originelles Bild, das den Beschauer mächtig ergreift, von vollendeter Zeichnung, kräftigster Durchbildung der Form, klar im Colorit, unübertrefflich in Auffassung und Charakterisirung. Würdevoll und selbstbewußt hebt sich die Figur Friedrich Wilhelm's (Kniestück) von einem felsigen Mittelgrunde ab. Der Zauber männlicher Vollkraft schwebt über ihr, noch erinnert keine schwere Allongenperrücke an französischen Ungeschmack; von dem gewaltigen Haupte wallt eine wilde, wuchtige Fülle natürlichen Haars, den streitbaren Helden ankündigend, dem in den Kämpfen der Zeit neutral zu bleiben wider das Gewissen war; das Gesicht, bartlos (bis auf einen feinen Stutzbart) ist voll großer Züge, ernst und gesammelt, voll Ruhe und Klarheit, Thatkraft und Entschlossenheit; den starken, fast athletischen Oberkörper umschließt ein Lederwamms, aus dem in gesteppten seidenen Aermeln die Arme mit ihren vornehmen und doch so nervigen Händen hervorragen; ein stählerner Harnisch deckt die Brust, oben am Halse tritt ein spitzer weißer Kragen hervor; die Hüfte umgürtet eine breite seidene Schärpe, das Schwert ruht in der Scheide, die rechte Hand hält den Commandostab, die linke scheint nach einem Reitergefecht zu zeigen, das sich im Hintergrunde, wo der felsige Mittelpunkt einen Durchblick gestattet, abspielt. So steht der Fürst vor uns, ein Charakterbild ersten Ranges, der verkörperte Gedanke des preußischen Staates.

Aus welcher Zeit dies Gemälde datirt, ist bis jetzt nicht genau nachzuweisen gewesen. In den Acten tritt es zum ersten Male als Theil des Nachlasses der Fürstin Henriette Catharina von Anhalt-Dessau, geb. Prinzessin von Nassau-Oranien († 1708, Schwester der ersten Gemahlin des Churfürsten, Luise Henriette von N.-O.) auf. Der „Kgl. Preuß. Inspector der Schildereien, Herr R. Werner", der die sämmtlichen von der Fürstin hinterlassenen Gemälde zu taxiren und für die fünf Töchter der Fürstin in „Loose zu setzen" hatte, taxirt es daselbst mit 100 Thlr. und bezeichnet es als Werk des van Dyck. Da aber van Dyck schon 1641 starb und noch dazu die letzte Zeit unausgesetzt in England lebte, so kann er schon aus diesem Gründen nicht Autor desselben sein, abgesehen von den Gründen, welche sich aus Auffassung, Behandlung, Vortrag u. s. w. gegen seine Autorschaft gewinnen lassen. Adriaen Hanneman, dessen Namen das Werk von je unangefochten getragen, wurde im Haag 1610 geboren; er war ein Schüler des Johannes von Ravestyn und eignete sich auch Einiges von van Dyck an, wird aber gleichwol mehr durch seinen Gegensatz gegen van Dyck, als durch seine Verwandtschaft mit demselben charakterisirt, denn während ihn dieser überall in der malerischen Gesammtwirkung übertrifft, behauptet er doch stets den Vorzug in strenger Individualisirung und Charakterisirung. Ein Bildniß, wie das des großen Churfürst, von so bestimmter Zeichnung, so scharfer Formgebung, in dem Alles bedeutend, Alles im strengsten geistigen Zusammenhange erscheint, hat van Dyck nie gemalt, hatte er nie malen können. Hanneman besuchte England und fand am Hofe Karl's I. viel Beifall, kehrte aber nach dem Ausbruch der englischen Revolution wieder nach dem Haag zurück, wurde daselbst Director der Akademie und später Hofmaler der Prinzessin Marie von Nassau-Oranien, ältesten Schwester der Fürstin Henriette Catharina von Anhalt-Dessau. Nach der Erscheinung des Churfürsten auf dem Hanneman'schen Bilde zu urtheilen ist dasselbe erst nach der Rückkehr des Malers in die Heimath gemalt. Es ist eine Vermuthung des Referenten — für die jedoch kein stricter Beweis vorliegt — daß es vielleicht vom Churfürsten der Prinzessin Henriette Catharina, seiner Schwägerin, als Hochzeitsgeschenk (1659) überreicht worden sei. Die Sammlung des Gothischen Hauses zu Wörlitz besitzt noch ein zweites, gleichfalls sehr tüchtig gemaltes Bildniß desselben Meisters, den Fürsten Johann Georg II., Gemahl jener Prinzessin, darstellend, vielleicht um dieselbe Zeit und zur Feier desselben Festes gemalt — jedoch auch dies läßt sich nicht beweisen. Letzteres führt übrigens der Inspector Werner, indem er es mit 50 Thlr. taxirt, als Hanneman's Werk an. Ein drittes sehr hervorragendes Bildniß Hanneman's, mit den Beiden genannten in jeder Beziehung übereinstimmend, angeblich Portrait der Frau von Zuilestyn (Gemahlin Friedrich's von Nassau, Seigneur de Zuilestyn, natürlichen Sohnes Friedrich Heinrich's von Nassau-Oranien, eine Zeit lang Gouverneur des jungen Prinzen Wilhelm III. von Nassau-Oranien), befindet sich in der Gemäldegallerie des Stiftsschlosses zu Mosigkau (bei Dessau). Letzteres ist mit dem Namen des Malers gezeichnet und trägt die Jahreszahl 1666. Hanneman ist in Deutschland wenig gekannt und nicht nach Gebühr gewürdigt: der Leser verzeihe deshalb den Hinweis auf andere Bilder des Meisters an dieser Stelle. Sonst werden als Hauptwerke desselben in den Kunstlexiken das Portrait der Prinzessin Marie von Nassau-Oranien, das Portrait Karl's II. von England, das Portrait Prinz Wilhelm's II. von Nassau-Oranien, eine Justitia und eine Allegorie des Friedens bezeichnet. Hanneman starb im Haag 1680.

Es ist gewiß als ein glücklicher Gedanke des Herrn Krauskopf zu begrüßen, das herrliche Hanneman'sche Portrait des großen Churfürsten, das allerdings verschiedene Male im Auftrage des Berliner Hofes copirt, auch von einzelnen Forschern gelegentlich genannt, sonst aber ziemlich übersehen worden ist, aus seiner theilweisen Verborgenheit hervorzuziehen und durch eine Radirung weiteren Kreisen bekannt zu machen. Der junge Künstler (geb. 1847 in Zerbst), ein Schüler des Prof. Raab in München, vielfach vom Wiener Verein für vervielfältigende Kunst beschäftigt und in den Veröffentlichungen desselben stets mit Auszeichnung genannt, gegenwärtig in Rom für das archäologische Institut thätig, ist tüchtig vorgebildet an seine schwierige Aufgabe herangetreten und hat ein Blatt geliefert, das den Eigenschaften des Originals in hohem Grade gerecht wird, ja die malerische Wirkung des Ganzen durch discrete Unterordnung alles Nebensächlichen unter die Hauptfigur fast noch über das Original hinaus erhöht. Möge die gelungene Arbeit den Verehrern des großen Churfürsten, wie den Freunden der Kunst eine willkommene Gabe sein.

Die Bildfläche der Krauskopf'schen Radirung beträgt 25½ Ctm. Höhe und 20½ Ctm. Breite. Das Werk ist in der Kunsthandlung von Julius Bohne in Berlin (Leipziger

Str. Nr. 126) erschienen und kostet in gewöhnlichen Exemplaren auf weißem Papier sechs Mark. Die Exemplare auf chinesischem Papier u. s. w. sind verhältnißmäßig theurer.

In den Tagen vom 13.—20. Mai wird in der in Leipzig (Buchhändler-Börse) stattfindenden Ausstellung neuer buch- und kunsthändlerischer Erzeugnisse ein Probeblatt zu Jedermanns Ansicht ausliegen. D. — W. H.

— „Jahrbuch für die amtliche Statistik des preußischen Staates" (Berlin, herausgegeben vom k. statistischen Bureau, im Verlage desselben. XIV u. 638 S. gr. 8). Die erste Hälfte des vierten Jahrganges dieses Jahrbuches ist kürzlich ausgegeben worden. Der erste Jahrgang kam 1863, ein zweiter 1867, ein dritter 1869 heraus. Keiner derselben umfaßte jedoch das ganze Gebiet der amtlichen Statistik. Erst bei dem neuesten vierten Jahrgange ist Alles, was an amtlichem, halbamtlichem und privatem zuverlässigen Zahlenmaterial über das preußische Staats- und Volksleben vorhanden ist, zu einem einigermaßen vollständigen Zahlenbilde vereinigt worden. Die vorliegende erste Hälfte behandelt in ihren beiden Theilen die Machtgrundlage des Staates und die Volkswirthschaft und Volkswirthschaftspflege. Bei Darstellung der erstern wird das Staatsgebiet in seiner geographischen Lage, meteorologischen Beschaffenheit und seiner administrativen Eintheilung geschildert. Eine Reihe von Abschnitten beschäftigen sich dann mit dem Stande der preußischen Bevölkerung und ihrer Bewegung während der Jahre 1871—1874. Dann folgt eine Uebersicht der erwerbsthätigen Bevölkerung nach der Aufnahme vom Jahre 1871, sowie der erwerbsthätigen juristischen Personen, bei deren Darstellung auch eine Statistik der seit Juni 1870 gegründeten Actiengesellschaften gegeben wird. In einem besondern Abschnitte wird der Verhältnisse des Grundeigenthums und der auf ihm ruhenden Lasten gedacht. Hierauf werden die einzelnen Erwerbszweige der Bevölkerung, die Landwirthschaft, Viehzucht, Forstwirthschaft, Jagd, Fischerei, Bergbau 2c., endlich die Industrie im engern Sinne in ausführlicher Weise dargestellt. Daran reiht sich eine Statistik der öffentlichen Bauten, Chausseen, Eisenbahnen, Wasserstraßen, des Verkehrs und Waarenhandels, Geld- und Creditwesens, der gewerblichen Vereinigungen und des Versicherungswesens. Ein Bericht über die in Preußen bestehenden Anstalten der wirthschaftlichen Fürsorge und socialen Selbsthilfe bildet den Schluß der ersten Hälfte des Jahrbuchs, dessen zweite Hälfte bald nachfolgen soll. In dieser wird jedem Zweige der Staatsverwaltung ein besonderer Abschnitt zugetheilt und daran eine Darstellung der Gesetzgebung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates, sowie ein Anhang über Provinzial- und Communalstatistik sich schließen.

— Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz ist in ihrer unter Vorsitz des Landeshauptmanns v. Seydewitz, ihres Präsidenten, am 19. April gehaltenen 146. Hauptversammlung Consistorialrath Machaczek in Dresden zum correspondirenden Mitgliede ernannt worden. Zwei der eingereichten Arbeiten: 1) über die Entstehung und Entwickelung der eigenthümlichen Rechts- und Staatsverfassung der Oberlausitz bis zu den Folgen des Pönfalles von Prof. Dr. Hermann Knothe in Dresden und 2) über den Meistersänger Adam Puschmann von Dr. Eduard Götze, Prof. am k. Cadettencorps in Dresden, wurden mit dem Preise gekrönt. Für die beiden Preisaufgaben: Entwickelung der Verfassung und des öffentlichen Rechts der Niederlausitz vom Traditionsrecesse 1635 an bis zur neuesten Zeit (Preis 900 Mark) und Monographie über den Herzog Johann von Görlitz (Preis 150 Mark) waren keine Bearbeitungen eingegangen. Beide Aufgaben wurden beibehalten und der Termin der Einlieferung bis 31. Januar 1877 verlängert. Als neue Aufgabe wurde gestellt: eine ästhetisch-kritische Analyse der Epistola ad Pijones (Preis 150 Mark) und die Frist zur Einlieferung bis 31. Januar 1878 festgesetzt. Schließlich legte der Secretair das 1. Heft des 52. Bandes des Neuen Lausitzischen Magazins vor.

Schwerin, Mitte April. Mit dem zweiten Ostertage haben sich die Pforten unsers Schauspielhauses geschlossen. Das Abonnement war nur auf hundert Vorstellungen bemessen. Eine Ausdehnung auf 120 Vorstellungen war von vornherein ausgeschlossen, da das Haus mit dem Beginn der baufähigen Jahreszeit dem Bauunternehmer, Hofbaurath Demmler, eingeräumt werden mußte, welcher es übernommen hat, statt des vor etwa dreizehn Jahren aufgeführten nördlichen Anbaues, der jetzt dem Hauptgebäude abtrünnig geworden, einen andern Anbau aufzuführen.

Seit Ende Januar brachte das Repertoire im ernsteren Genre als Novität nur das zweiactige Schauspiel von Björnstjerne Björnson „Die Neuvermählten", das drei Aufführungen erlebte. Wiederholt wurden in der Wolzogen'schen Bearbeitung die historischen Dramen von Shakespeare „König Heinrich VI.", „König Eduard IV." (aus dem dritten Theil von Heinrich VI.) und „König Richard III.". Außerdem ist noch „Cymbelin" von Shakespeare, „Götz von Berlichingen" und die Geschwister" von Goethe und „Ein Fallissement" von Björnstjerne Björnson zu erwähnen. Im Gebiet des Lustspiels sind als neu zu verzeichnen „Der Veilchenfresser" von G. von Moser (mit vier Vorstellungen), das einactige Lustspiel „Die Philosophie des Unbewußten" von Oscar Blumenthal (spurlos vorübergegangen) und „Der Hauptmann von Capernaum", militairisches Genrebild in drei Acten von A. von Wintersfeld. Im Uebrigen herrschte die Moser'sche Muse vor.

Die Oper brachte eine bedeutendere Novität, die vieractige Oper von Goetz „Der Widerspänstigen Zähmung", nach dem Shakespeare'schen Lustspiel von Widmann. Eine andere interessante Neuigkeit war die einactige Goethe'sche Oper „Jery und Bätely", componirt von Frau Ingeborg von Bronsart (wie ich höre, Gattin des Hoftheater-Intendanten Bronsart von Schellendorff in Hannover). Im Uebrigen beherrschte R. Wagner das Repertoire, ihm fielen von 22 Opernabenden (im Februar, März und halb April) 6 zu, da sowol „Tannhäuser" als „Lohengrin" und „Der fliegende Holländer" je zweimal über die Bühne gingen. Mehr als einen Opernabend hatten neben Wagner nur Lortzing, Herold, von Flotow, Hermann Goetz und Ingeborg von Bronsart (Theilabend) aufzuweisen. Zur Feier des Geburtstages der Großherzogin k. H. wurde am 29. Januar Verdi's „Troubadour" gegeben mit Herrn Sigelli (vom Lübecker Stadttheater) als Manrico. Außerdem sah die Oper nur zwei Gäste: Miß Clarie Reinmann (von der königl. Oper in Berlin) als Agathe in Weber's „Freischütz", und den vor mehreren Jahren hier engagirten Herrn Jäger (vom Stadttheater zu Hamburg) als Masaniello in der „Stummen von Portici". Von unserm Opernpersonal sehen wir Fräulein Gung'l — die nach Frankfurt am Main geht — und Fräulein Roth scheiden. An ihre Stelle treten Fräulein Börs, die der kaiserlichen Oper in Moskau angehört hat, und die oben genannte Miß Clarie Reinmann, letztere vorherrschend für den colorirten, erstere für den getragenen und dramatischen Gesang. Kammersänger Hill und der tüchtige Tenorsänger Schott bleiben dem Hoftheater erhalten; neben dem wackeren Bassisten Drewes dürfte — anstatt des Veteranen, Kammersängers Hinze — noch eine jüngere Kraft für zweite Baßpartien engagirt werden. Am ersten Ostertage wurde auf der Bühne das Requiem von Verdi, eingeleitet durch den Trauermarsch von Schubert, zu Gehör gebracht. Die schwedischen Quartettsänger F. Wennström 2c. sangen im Thalia-Theater, im Logensaale und einmal während eines Zwischenactes im Hoftheater. Ihr kunstreicher Gesang erfreute sich des verdienten Beifalls.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig. Poststraße Nr. 3.

№ 38. Donnerstag, den 11. Mai. 1876.

Die Zillerthaler in Schlesien.*)

Dicht am Fuße der Berge des Riesengebirges, unterhalb der Koppe selbst, in nächster Nachbarschaft mit Erdmannsdorf, liegt etwas abseit von der belebten Touristenstraße ein Dörfchen, das vor Allem schon durch die eigenthümliche Bauart seiner Häuser die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Aber nicht nur das Aeußere, das völlig von der ganzen Umgebung absticht, ist eigenthümlich, auch die Bewohner dieser „Tirolerhäuser" sind eine von fremder Erde her verpflanzte Art; es sind die „Zillerthaler", nach denen diese ganze Colonie ihren Namen trägt.

Fast hundert Jahre nach der Salzburger Emigration, nachdem das Tiroler Zillerthal endgiltig an Oesterreich gefallen war, wurde in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die protestantische Glaubensbewegung im Thale der Ziller offenkundig. Den ersten Schritt, nach Preußen auszuwandern, thaten die Zillerthaler im Jahre 1837, indem sie ihren Abgesandten Fleidl nach Berlin entsandten. Am 27. Mai 1837 überreichte derselbe dem Könige Friedrich Wilhelm III. im Namen seiner Glaubensgenossen ein Bittgesuch, in welchem sie um Aufnahme in die preußischen Staaten und um Unterstützung bei ihrer Ansiedelung baten. Die endgiltige officielle Antwort der preußischen Regierung, die ihre Bereitwilligkeit, die Exulanten aufzunehmen, erklärte, erfolgte am 13. Juli 1837 und schon am 31. August desselben Jahres setzte sich der erste Transport von der Tiroler Heimath in Bewegung.

In Preußen war es an maßgebender Stelle nicht lange zweifelhaft geblieben, in welcher Provinz die Zillerthaler „Inclinanten", wie ihre officielle vorläufige Bezeichnung war, unterzubringen waren. Keine andere Provinz eignete sich hierzu besser, als Schlesien und hier war es wieder die Riesengebirgslandschaft, welche für die projectirte Niederlassung besonders zweckentsprechend erschien. Zunächst handelte es sich nur um ein vorläufiges Asyl, bis über die definitive Niederlassung der Zillerthaler Bestimmungen getroffen waren, denn die Einwanderung war so plötzlich angesagt, daß endgiltige Anordnungen nicht erlassen werden konnten. Für die Dauer des Interims wurden zwei besondere provisorische Vorstandsbehörden geschaffen, zunächst in Berlin als höchste Instanz „Eine Königliche Immediatcommission zur Regulirung der Zillerthaler Angelegenheiten". Dieselbe bestand aus drei Mitgliedern, dem Hofprediger Strauß, dem Geheimen Ober-Regierungs-Rath Jacobi und dem Vorsitzenden, Staats-Minister Graf von Lottum. Außerdem erstand das für die Colonie höchst wichtige „Comité für die Angelegenheiten der Zillerthaler Inclinanten". Dieses Comité constituirte sich, bevor noch die Tiroler ihr Zillerthal verlassen hatten; für dasselbe wurde ein Geschäftsregulativ ausgearbeitet, das dem Könige vorgelegt, von ihm geprüft und am 25. August bestätigt wurde. Nach diesem Statute sollten drei Personen als amtirende Mitglieder zu einem Comité zusammentreten. Diese drei waren die Frau Staats-Minister Gräfin Friederike von Reden zu Buchwald bei Schmiedeberg, welche sich von Anfang an dieser Angelegenheit auf das Wärmste angenommen hatte, als Präsidentin, der Kreislandrath Graf Matuschka und der Bürgermeister von Schmiedeberg, Hauptmann Flügel. Der Zweck dieser Vereinigung war: die vorläufige Unterbringung der Einwanderer auf ein Jahr in Schmiedeberg und Umgegend zu leiten. Am 20. September gelangte die erste Abtheilung glücklich in Schmiedeberg an, die vierte und letzte am 17. October. Unterm 18. October richteten dann die eingewanderten Zillerthaler von Schmiedeberg aus an den König und den Kronprinzen Adressen, in denen sie in schlichten Worten ihre glückliche Ankunft in Schlesien mittheilten, ihren Dank aussprachen und um fernere gnädige Unterstützung baten.

Eine Zählung ergab, daß im Ganzen 137 Familien, aus 416 Köpfen bestehend, eingewandert waren. Die Namen haben fast durchweg einen süddeutschen Klang. Wir finden unter denselben mehrere Fleidl, Fankhäuser, Innerbichler, Geisler, Klocker, Kreidl, Oblasser, Steinlechner, Schiestl, Wechselberger u. a. Unter den Vornamen sind zunächst die auch bei uns allgemein üblichen anzutreffen, aber vorwiegender sind doch Namen wie Adam, Balthasar, Bartholomäus, Kajetan, Simon, Sebastian, Veit, Waldhauser, Judith, Sara, Waldburg, Walpurgis rc. Dem Alter nach gab es nach einer Zählung vom Mai 1838 drei Personen, die bereits das 80. Lebensjahr überschritten hatten, 12, die über 70 Jahre alt waren, 16 zwischen 60 bis 70 Jahren; das größte Contingent stellte das Decennium vom 20. bis zum 30. Jahre, nämlich 71, 27 Kinder befanden sich unter 5 Jahren, 10 waren einjährig. Was Stand und Berufsart der Zillerthaler betrifft, so überwogen selbstverständlich die Bauern mit 35 Familien, dann kamen 29 Dienstboten, ferner 12 „Inwohner" und 10 „Inwohnerinnen", 10 Weber, 6 Holzarbeiter, 3 Granatensammler, 3 Zimmerleute, 3 Viehhalter, 2 Schuhmacher und von verschiedenen anderen Ständen je einzelne Familien. An Vermögen besaßen die Zillerthaler an Baar und Außenständen im Ganzen 139,488 Fl., und zwar baar 92,655 Fl., Ausstände 41,225 Fl.; der Rest des Geldes stellte sich in dem Werthe der Pferde dar.

Die Hauptsorge für die Eingewanderten, die unermüdlichste Thätigkeit, fiel der Präsidentin des Comités zu. Mit Würde und echt weiblichem Takt handhabte sie die Leitung der kirchlichen, Medicinal- und Schulangelegenheiten. Alle die tausend kleinen Sorgen der Zillerthaler und namentlich des weiblichen Theiles sprachen direct zu ihrem Ohr, zu ihrem Herzen. Das erkannten auch alle Tiroler mit lebhafter Dankbarkeit an; einen treuherzigen Ausdruck haben sie dieser Gesinnung in einem Briefe gegeben, wo sie, mit möglichster Bewahrung der höflichen Formen, die Präsidentin

*) Auf Grund geschlossener Vereinbarung der Besonderen Beilage des „Deutschen Reichs- und Königl. Preußischen Staats-Anzeigers" entnommen.

nennen: „Einen Wohl Edl Gebohren Grefliche Frau Exzelenzin unser Wohl Meinente und Sorgsambe Frau Mutter Vom Buchwald.“ Eine tüchtige Stütze hatte die Gräfin auch an dem selbstgewählten Vorstand der kleinen Tirolergemeinde. Derselbe bestand aus vier Vertrauensmännern: Heine, Brucker, Stock und Fleidl. Letzterer war die Seele des Vorstandes.

Was den Zillerthalern noch dringend fehlte, war Schulbildung, auch ein regulairer Religionsunterricht. Es ward ein junger Lehrer, Namens Hartmann, für sie ausersehen, der sich durch seine Lehrgeschicklichkeit hervorgethan haben soll. In den Vormittagsstunden wurden ca. 80 Kinder unter 15 Jahren unterrichtet, Nachmittags in der üblichen Schulzeit kamen die schon Erwachsenen heran, die sich noch im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und in der biblischen Geschichte unterweisen lassen wollten. Das waren ungefähr 90 an der Zahl. Und wiederum später saßen gegen 20 alte Leute auf den Schulbänken und quälten sich mit dem Buchstabiren ab und ihre ungelenken Finger versuchten, die vorgezeichneten Buchstaben auf der Tafel und dem Papier nachzumalen. Die Bibel, sagten sie, die sie jetzt besäßen und an der sie sich jetzt erquicken dürften, die müßten sie auch wirklich lesen lernen. Bald fand sich ein Tiroler selbst, Roland, der als Schulgehilfe den Lehrer unterstützen konnte. Die eigentliche Einführung in die Wahrheiten der evangelischen Glaubenslehren hatte der Prediger übernommen. Bald hielt er die gelehrigen Schüler so weit gefördert, daß sie als wirkliche Glieder der Landeskirche aufgenommen werden sollten. Am 12. November 1837 wurde diese feierliche Handlung angesetzt, hoher Besuch erschien dazu, unter andern der Prinz Wilhelm von Preußen mit den Seinen aus Fischbach, der von Beginn an ein warmes Interesse an den Eingewanderten genommen hatte. Abermals war Fleidl der Vertreter und Sprecher seiner Glaubensgenossen; er sprach im Namen aller um den Altar stehenden Zillerthaler das Glaubensbekenntniß. Darauf empfingen die Erwachsenen das Abendmahl nach evangelischem Ritus.

Inzwischen war die Frage nach endlicher Herstellung eines Heimwesens für die Colonisten immer dringlicher geworden. Dieselbe sollte, wenn es irgend anging, auf einem Platze verwirklicht werden. Es kam somit darauf an, ein geeignetes größeres Terrain ausfindig zu machen. Nach langen Unterhandlungen wurden schließlich Strecken auf dem Dominium Erdmannsdorf, verschiedene Rusticalstellen in und um Erdmannsdorf und von Seidorf als wünschenswertheste Erwerbung angesehen. Im Ganzen wurden ungefähr 1550 Morgen angekauft und als Kaufpreis 32,878 Thlr. gefordert. Am 4. Juli 1838 konnte die Vermessung und Vertheilung der bezüglichen Grundstücke auf der Feldmark Erdmannsdorf als beendet angesehen werden. Schnell wurden die einzelnen Strecken abgesteckt, die Grenzsteine vertheilt, die Wege vorgezeichnet, die Gemeindewiese bestimmt. So hatte denn Jeder eine kleine Scholle Landes, die er sein eigen, seine engere Heimath nennen konnte. Das Maximum, das ein Bauer begehrte, betrug 50 Morgen, auf den geringsten Raum machte ein Stellenbesitzer Anspruch, nämlich auf 6 Morgen Land. Jetzt handelte es sich um die zweitwichtige Frage, um den Häuserbau. Vorläufig, wurde beschlossen, sollten 54 Häuser gebaut werden und diese bis 1. October vollständig fertig werden. Doch stellten sich dem Bau so viele Hindernisse entgegen, daß bis zum letzten November nur 45 Häuser beziehbar dastanden. Der vollständige Bauetat betrug nach der Revision des Regierungs-Baumeisters Oeltze 98,000 Thlr. Den neuen Besitzern wurde zugleich die Pflicht auferlegt, während der ersten zwanzig Jahre nur wieder an Tiroler zu verkaufen. Bis zum Sommer 1839 betrug die volle Anzahl von Besitzungen mit dazu gehörigen Häusern 57. Das Comité hatte jetzt seine Bedeutung verloren, das Provisorium war beendet. So wurde das Comité wie die Immediatcommission vom Könige am 4. Juli für aufgelöst und beendet erklärt. Die Zillerthaler waren von nun an den einzelnen zuständigen Behörden und alle insgesammt dem Minister Rother untergeordnet worden. Am 16. October fand der Finalabschluß der Verwaltungscasse statt. Es waren nach dem Etat 22,500 Thlr. Verpflegungsgelder und 119,000 Thlr. Baugelder angesetzt worden, so daß die Endsumme der von der Regierung für die Zillerthaler verausgabten und nicht wieder zurückgeforderten Gelder ca. 141,500 Thaler beträgt. Jede einzelne Person hatte demnach fast 350 Thaler gekostet.

Die neue Colonie besteht aus drei einzelnen Theilen, die zwar alle den allgemeinen Namen Zillerthal führen, aber doch noch Nebenbezeichnungen tragen. Der zu Seidorf gehörige Theil mit ursprünglich zehn Häusern erhielt den Namen Hohen-Zillerthal; der zu Erdmannsdorf zuständige Theil zählte 16 Häuser und heißt Nieder-Zillerthal. Das Centrum der Colonie ist aber Mittel-Zillerthal oder auch schlechtweg „Zillerthal“ genannt; dieser Ort hat seine eigene Gerichtsbarkeit, einen Scholzen aus eigener Mitte. Die Tirolerhäuser liegen mitten im Besitze, sind umgeben von den zugehörigen Feldern und Gärten. Bei dem Bau selbst war leitendes Princip gewesen, Alles möglichst zusammen zu einem Ganzen zu schaffen: Wohnung, Stallung, Scheune. Alles dies ist zu einem großen Gebäude vereinigt. Schon das Aeußere verräth fremden Baustyl, der Holzbau, die Gallerie oder der Söller, die kleinen Fenster, das lange Dach, Schnitzwerk, wo es eben anging ꝛc. Gleich das erste Haus am Eingang des Dorfes trägt in zierlich geschnittenen großen Buchstaben gewissermaßen das Motto der Colonie dem Eintretenden entgegen, die Inschrift an der Gallerie:

„Gott segne den König Friedrich Wilhelm III.“

In ihrem traulichen Heim begannen die Zillerthaler, so wie sie sich erst eingelebt hatten, frisch und rührig zu schaffen und zu arbeiten. Mit ganz besonderem Geschick legten sie sich auf die Milchwirthschaft. In diesen Häusern leben, auf diesen Grundstücken arbeiten meist noch dieselben Familien von ehedem, oder das Grundstück vererbte sich an die Schwiegersöhne, seltener ist eins verkauft. Bei der Jugend der ganzen Colonie ist es wol erklärlich, daß die Alten, die einst eingewandert sind und zum großen Theil noch leben, mancherlei aus ihrer früheren Heimath an Tracht, Sitten und Spracheigenthümlichkeiten bewahrt und auf die junge in Preußen geborene Generation vererbt haben. Das Meiste indessen von alter Sitte und früherem Gebrauche ist bereits verflüchtigt. Am wenigsten ist dieses mit der Sprache geschehen. Das hat seinen besonderen Grund in den Schulverhältnissen Zillerthals. Die Colonie, die doch eine echte Glaubenscolonie ist, besitzt nämlich keine eigene Kirche im Dorfe, mithin liegt der Schwerpunkt des ganzen Gemeindelebens in der Schule. Hier finden auch die Versammlungen und Berathungen der Zillerthaler statt. Früh erhielten sie diese Schule; bereits i. J. 1838 bestimmte eine königliche Cabinetsordre ihre Gründung, und noch in demselben Jahre wurde sie eröffnet, am 17. December. Alles erinnert in der geräumigen Schulstube an die alte Zeit. Die eigentlich populäre Figur ist auch hier wieder König Friedrich Wilhelm III.; hier hängt sein Bild, hier sein letzter Wille. Von früher Jugend auf werden die Zillerthaler Kinder in der Dankbarkeit gegen das königliche Haus, vor Allem gegen den Wohlthäter und Gründer der Colonie, auferzogen. Ihr Patriotismus ist ein bedeutsamer Zug ihres Wesens.

Gegenwärtig wohnen in der ganzen Colonie Zillerthal in 50 Häusern noch 49 Tirolerfamilien mit 225 Mitgliedern. Der Grund davon, daß sich Fremde haben eindrängen können, liegt hauptsächlich im Aussterben der alten Familien, weniger in Verarmung. Da die Stellen immer nur eine Familie ernähren, so mußten natürlich die anderen, jüngeren Söhne

fort. Sie haben vielfach Milchpachtungen und Käsereien auch in anderen Provinzen übernommen. Die Zahl dieser Ausgewanderten ist sehr groß; sie sind nach allen Theilen Preußens, Deutschlands und darüber hinaus zerstreut, doch sind die meisten im deutschen, besonders in ihrem engeren Vaterlande geblieben, naturgemäß die größere Masse in der Nähe von Hirschberg und Schmiedeberg, wo sie in den verschiedensten Berufsstellungen leben.

Der Luftcurort Görbersdorf in Schlesien.

Zu den, seit einer Reihe von Jahren sich eines wachsenden Rufes erfreuenden Curorten für Lungenkranke gehört das in Schlesien, zwischen Waldenburg und Friedland an den Ausläufern des Riesengebirges in anmuthiger Waldidylle gelegene Görbersdorf. Insbesondere im letzten Jahrzehent hat die Zahl der Curgäste in überraschender Weise zugenommen, so daß weder die an dem genannten Orte bereits von Beginn seines Rufes als Luftcurort für Lungenkranke bestehende Heilanstalt, noch die für Patienten im Orte selbst eingerichteten Privatwohnungen und Gasthäuser ausreichten, um den Curgästen zu allen Zeiten entsprechende Räumlichkeiten, behagliches Obdach und genügende Verpflegung zu bieten. Während der Sommermonate kam es mitunter wol sogar vor, daß Patienten aus Mangel an Wohnungen den Rückweg antreten oder in den benachbarten Ortschaften ein vorläufiges Unterkommen suchen mußten.

Diesen Mängeln abzuhelfen, ist im vorigen Jahre eine neue Heilanstalt in Görbersdorf unter Leitung eines tüchtigen jüngeren Arztes, des Dr. Römpler, eines vielversprechenden Schülers Leipziger und Halle'scher Koryphäen im Gebiete der Heilkunde, eröffnet worden. Dieselbe hat jüngst ihren ersten Jahresbericht veröffentlicht, welchem wir im Interesse derjenigen unserer Leser, welche derartige Curorte aufzusuchen genöthigt sind, dabei aber aus was immer für Rücksichten den im Vaterlande gelegenen vor den schon räumlich so entlegenen Luftcurorten des Südens den Vorzug geben, die nachstehenden Mittheilungen entnehmen.

Die unter Leitung des Dr. Römpler bestehende v. Rössing'sche Heilanstalt in Görbersdorf verfügt über ein großes, ganz neu ausgestattetes Curhaus (80 Zimmer) mit schöner Aussicht nach allen Seiten, freundlichen Wohnungen zu mäßigen Preisen mit Heizung und Ventilation nach Perkin's System (bei fortwährender Lüftung der Räumlichkeiten gleichmäßigste Erwärmung der Zimmer und Corridore durch heißes Wasser, welches in einem eisernen Röhrensystem längs der Wände der Zimmer circulirt, wodurch, da die beiden Oefen sich im Souterrain des Hauses befinden, die ebenso lästige als nachtheilige Staubplage der Ofenheizung wegfällt), eine Villa mit 19 Zimmern, ein neues Logirhaus mit 24 Zimmern, eine Douche mit Badezimmern für Fichtennadel-, Sool- und Schwefelbäder und über etwa 80 Zimmer im Dorfe. Wohnungen sind zu jedem Preise von 7 Mark an aufwärts pro Woche zu haben und können etwa 250 Patienten von Seiten der Anstalt gut und zweckentsprechend untergebracht werden.

Vollständige Verpflegung — excl. Wein — bestehend in erstem und zweitem Frühstück, Mittagbrod, Kaffee am Nachmittag und Abendbrod wird den Curgästen in der Anstalt selbst oder in dem im Dorfe gelegenen Gasthofe zur „Preußischen Krone" zum Preise von 24 Mark pro Woche verabreicht. Speisen und Getränke hier wie dort stehen unter Controle des Anstaltsarztes.

Vom neuen Curhause an führt eine doppelreihige Allee mit Laubengang als directeste Verbindung zu dem am Waldessaum gelegenen leicht und bequem in wenigen Minuten erreichbaren Schweizerhäuschen. Hier finden die Patienten im Waldesschatten bequem angelegte Ruheplätze in großer Zahl, hübsche Aussichtspunkte mit dem Blick auf Görbersdorf und das zu ihren Füßen liegende Waldthal, den Büttnergrund, und von hier aus führt ein sanft ansteigender, selbst für schwächere Patienten gangbarer Waldweg im Zickzack bis zur halben Höhe des Berges empor, wo ein herrlicher Blick über das ganze Görbersdorfer Thal im Vordergrunde, die bewaldeten Höhen in seiner Nachbarschaft und die coulissenartig hintereinander emporsteigenden Gebirgszüge bis zur fernen Schneekoppe des Riesengebirges jedem Naturfreunde reichlichen Lohn für die Mühen des Steigens bietet.

Im Interesse der Patienten liegt es, ihre Ankunft vorher brieflich anzuzeigen und wollen sich dieselben wegen passender Wohnungen unter Beifügung specieller Wünsche, sowie annähernder Preisangabe direct an den Anstaltsarzt wenden. Auch empfiehlt es sich, einen Wagen zur Abholung von den Bahnstationen Dittersbach und Waldenburg bei der Anstalt selbst zu bestellen, einmal, um sicherer zu sein, ein Gefährt zur Ueberführung nach Görbersdorf zu finden, was im Sommer der großen Frequenz halber auf den Bahnhöfen nicht immer gelingt, ferner aber um von vornherein den allbekannten Meinungsdifferenzen der Lohnkutscher aus dem Wege zu gehen. Ohne vorausgehende Anmeldung ankommende Curgäste werden zweckmäßig handeln, direct bei der neuen Anstalt vorzufahren, wo ihnen über alles zunächst Erforderliche bereitwilligst Auskunft ertheilt wird. Patienten, welche in der Richtung von Breslau nach Görbersdorf kommen, thun gut, bereits auf Station Waldenburg die Bahn zu verlassen, wer dagegen von Berlin (über Görlitz—Lauban) oder von Wien (über Pardubitz—Ruhbank) Görbersdorf aufsucht, wird zweckmäßiger handeln, in Dittersbach auszusteigen. Von beiden Stationen erreicht man Görbersdorf in 1½—2 Stunden und schon diese erste Fahrt gewährt einen erquickenden Einblick in die landschaftliche Schönheit des Waldenburger Berglandes. Im Herbst 1876 wird die neue Verbindungsbahn zwischen der Schlesischen Gebirgsbahn und der Oesterreichischen Staatsbahn dem Verkehr übergeben und von diesem Zeitpunkte ab wird Friedland i. Schles. die nächste Eisenbahnstation von Görbersdorf sein (per Wagen in 20 Minuten erreichbar).

Die Anzahl der Curgäste der neuen Anstalt belief sich im ersten Jahre ihres Bestehens auf 185, darunter 140 Patienten, von denen 103 Lungenkranke waren. Vollständig geheilt wurden davon 26, gebessert 64, ohne Erfolg aus der Anstalt entlassen 10; gestorben sind 3. Die Zusammenstellung im Jahresbericht ergiebt und erläutert dies an einzelnen Fällen, daß bei gleichzeitiger Berücksichtigung der Zeitdauer, welche die einzelnen Patienten auf ihre Wiederherstellung verwenden mußten, der Erfolg der Therapie wesentlich abhängt von dem Grade, welchen die Krankheit bereits erreichte, daß mithin, je früher diese Erkrankung erkannt und je früher sie einer zweckmäßigen und consequenten Behandlung unterworfen wird, um so sicherer der Erfolg und um so kürzer die Behandlungsdauer ist.

— Im Verlage von W. Spemann in Stuttgart sind jetzt die ersten beiden Lieferungen des von Friedrich v. Hellwald, Redacteur des „Auslandes", angekündigten geographischen Handbuches „Die Erde und ihre Völker" erschienen, welches auf 50 Lieferungen berechnet, also in mäßigem Umfange, unterstützt von zahlreichen künstlerisch behandelten Abbildungen und einer geschmackvollen Darstellung bestimmt ist, der gebildeten Welt die Ergebnisse der modernen Erd- und

Völkerkunde vorzutragen. Das Werk eröffnet mit Amerika oder der neuen Welt, der westlichen Hälfte des Erdballs. Für den Fluß der Darstellung sehr förderlich und zugleich beziehendlich Auffassung und Uebersicht erleichternd ist die Einrichtung, das unumgängliche statistische Material in bequem zu überblickenden Tabellen zusammenzustellen. Die Ausstattung des empfehlenswerthen Unternehmens ist den Ansprüchen der Gegenwart völlig entsprechend.

— Von dem K. Preußischen Statistischen Bureau sind soeben in einem IV und 60 S. umfassenden Folio-Hefte „Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dec. 1875 im Königreich Preußen" veröffentlicht worden, vierzehn Tage früher als nach der Volkszählung vom 1. Dec. 1871. Es sind diesmal alle Städte und die größeren, mindestens 2000 Bewohner zählenden Landgemeinden in diese Uebersicht aufgenommen worden; bei jedem Kreise ist die städtische und ländliche Bevölkerung geschieden. Für die Ortsabwesenden ist eine besondere Zusammenstellung bewirkt. Das Verhältniß der Geschlechter stellt sich bei der ortsanwesenden Bevölkerung anders als 1871 heraus. Damals waren unter 100,000 Ortsanwesenden 49,282, jetzt 49,330 männlichen Geschlechts; wie nach einem Kriege gewöhnlich geschieht, hat sich auch diesmal die Differenz beider Geschlechter einigermaßen ausgeglichen. Die gesammte Zunahme der Bevölkerung, welche während der vier Jahre 1867—71 nur 2,73 % betragen hatte, stellt sich für die letzte Zählungsperiode auf 4,38 %. Die Zunahme der städtischen Bevölkerung mit 9,10 % überragt wie immer auch diesmal die der ländlichen mit 2,33 % sehr beträchtlich. Die Städte zählten am 1. Dec. 1875 in Summa 8,775,565 Einwohner (1871: 8,043,451 Einwohner), die ländlichen Ortschaften 16,948,189 Einwohner (1871: 16,562,653 Einwohner), der gesammte Staat 1875: 25,723,754 Einwohner.

* Transatlantische Streifzüge. Erlebnisse und Erfahrungen aus Nordamerika von Max von Versen, Oberstlieutenant und Commandeur des Thüringschen Husaren-Regiments Nr. 12. Mit drei Karten. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. 1876. — Nicht einen gelehrten, aber einen durchaus umfassend gebildeten und unterrichteten Reisenden haben wir hier vor uns, einen Mann, ausgerüstet mit Eigenschaften, die unter den gegebenen Verhältnissen eben so viel werth sind als tiefe Studien. Nicht die Quantität des Wissens allein macht die Bildung aus, sondern auch die Art des Wissens, die Weise, wie man die Dinge anschaut, sich in sie vertieft und sie sich in ihrem Wesen zu eigen macht. In dieser Beziehung ist der Verfasser der „Transatlantischen Streifzüge" ein sehr begabter Reisender, der die Dinge nach ihrem Gehalte und ihrem Vermögen anzuschauen und sie danach zu beurtheilen vermag. Im Februar 1867 hatte der Verfasser Berlin verlassen, um nach dem kurzen Feldzuge von 1866 dem damals schon über zwei Jahre währenden Kriege zwischen der Republik Paraguay mit der Triple-Alliance von Brasilien, der argentinischen und der orientalischen Republik beizuwohnen. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt im Lager des Dictators Lopez war der Drang von Versen's, die eigenthümlichen Verhältnisse kennen zu lernen, die dem kleinen Paraguay gestatteten, fünf Jahre lang dieser außergewöhnlichen Uebermacht gegenüber den Kampf fortzusetzen, völlig befriedigt. Halb verhungert und entkräftet war der Verfasser Ende December 1867 über Rosario am Parana in Buenos-Ayres angelangt und faßte hier den Entschluß, da er doch bereits beinahe ein Jahr über die beabsichtigte Zeit ausgeblieben war, seine Rückreise durch die westlichen Republiken Süd-Amerikas und sodann durch Nord-Amerika zu bewerkstelligen, um Land und Leute namentlich in Nord-Amerika näher kennen zu lernen. Von Buenos-Ayres wendete sich von Versen nach Westen, er überstieg die Cordilleren und ging von Copiepo, einem Centralpunkt im nördlichen Chile, nach Lima und von da nach Guayaquil, dem Hafenplatz zu der hochliegenden, fünf Tagereisen entfernten Hauptstadt von Equador, Quito. Gern hätte er der Seefahrt nach Panama Humboldt's alte Tour über Quito und Bogota nach Cartagena vorgezogen, allein sie kostete zu viel Zeit. In Bezug auf Panama giebt der Verfasser den Nordamerikanern den Rath, daß sie gut thun würden, sich bald dieses Isthmus zu bemächtigen, denn unter deren Schutze würde Panama, begünstigt durch die geographische Lage, bald zu einer bedeutenden Handelsstadt heranwachsen. Von Panama aus hatte von Versen ursprünglich beabsichtigt, nach Neuorleans und von da durch die Vereinigten Staaten nach Neuyork zu gehen und dann nach Hause zurückzukehren, allein infolge der Revolution war die Dampfschifffahrt mit Habanna unterbrochen, und somit die Möglichkeit, zu Schiff nach Neuorleans zu gelangen, benommen. So entschloß sich unser Reisender, den nach San Francisco in Californien abgehenden Dampfer zu benutzen, und von da in der Richtung von Westen nach Osten die Vereinigten Staaten kennen zu lernen. Diese Reise bildet nun den Hauptgegenstand des anziehenden Buches, sie ist reich an Beobachtungen, an Erfahrungen und Erlebnissen, wenn man von Abenteuern absieht. Die Fülle des Geschauten und Erlebten, woran sich meist ein natürliches und gesundes Urtheil knüpft, ist zu groß, um hier näher darauf einzugehen, und müssen wir uns beschränken, auf den mannigfaltigen Inhalt des Werkes aufmerksam gemacht zu haben. Nicht unterlassen wollen wir aber, noch darauf hinzuweisen, daß das Buch sicher für diejenigen eine sehr willkommene Gabe ist, welche beabsichtigen, mit dem Besuche der Weltausstellung von Philadelphia noch etwas weiter Land und Leute kennen zu lernen. Für diese ist das Werk nicht allein ein zuverlässiger Führer, sondern zugleich ein kundiger, und was noch mehr sagen will, auch ein vorurtheilsfreier Rathgeber, der nach eigener Anschauung die dortigen Zustände und Verhältnisse erfaßt, geprüft und in ihrem Wesen erkannt hat, und objectiv deren Werth zu bemessen versteht. Die Ausstattung des Werkes wird nicht wenig zu dessen Empfehlung mit beitragen und ist durchaus desselben würdig.

Neue Essays — Letters and Social aims — von R. W. Emerson. Autorisirte Uebersetzung. Mit einer Einleitung von Julian Schmidt. (Stuttgart, Auerbach 1876.) Es sind elf Aufsätze, die hier als „Neue Essays" dem deutschen Leser vorgeführt werden. Der durch seine früheren Schriften wohl accreditirte Verfasser, Herr Ralph Waldo Emerson, hält etwas auf den deutschen Leser. Ein eingeheftetes Autograph — das nicht unleserlich ist, wie viele Autographen — weiß es dem Buchhändler Auerbach Dank, daß dieser des Verfassers ländliche Studien („My village thoughts") bei der intellectuellsten Nation einführen will, und spricht den Wunsch aus, daß es ihm gelingen möge, dem deutschen Leser zu einem Theile wiederzuerstatten, was er seinen Landsleuten verdanke. Die elf Aufsätze beschäftigen sich vorherrschend mit einer Kritik der poetischen Weltanschauung, gleich der erste mit Poesie und Imagination, andere mit dem Komischen, mit Citaten und Originalität, mit dem Fortschritte der Cultur, mit der persischen Poesie rc. Die Social aims werden durch den zweiten Essay „Gesellschaftliche Ziele" repräsentirt. In keinem Abschnitte wird man die gedankenreiche, originelle Betrachtungsweise Emerson's vermissen, die seinen Representative Men und anderen Schriften bei allen, die englisch und deutsch reden, also in der großen germanischen Literatur, so willige Aufnahme verschafft hat. Nicht weniger fehlt es an dem eigenartigen Heroencult, zu dem sich Emerson und Carlyle über den atlantischen Ocean die Hände reichen. Beide sind jetzt Greise. Auch Emerson ist, wie aus der umfänglichen Einleitung J. Schmidt's zu ersehen — 73 Jahre alt. Er wohnt zu Concord in Massachusetts und ist eine Zeit lang Prediger einer unitarischen Gemeinde in diesem Staate gewesen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 2.

№ 39. Sonntag, den 14. Mai. 1876.

Römische Briefe*).

(Fortsetzung.)

Was bei den Kaufleuten freie Wahl ist, das ist bei den Verkäufern aller möglichen Lebensmittel gesetzliche Vorschrift. Diesen ist nämlich von der städtischen Behörde bei schwerer Strafe aufgegeben, bei allen Waaren, die sie verkaufen, den Preis derselben nach Maß oder Gewicht deutlich und sichtbar irgendwo äußerlich anzubringen. Der Käufer soll dadurch vor jeder Prellerei geschützt werden, er soll Waaren und Preise bei verschiedenen Verkäufern vergleichen können, bevor er kauft und so das Beste aussuchen, ohne bei zwei bis dreien erst geprellt zu werden. Dasselbe System ist auf den Victualienmärkten angebracht. Es läuft also da eine schüchterne Hausfrau, die es nicht über sich bringen kann, eine halbe Stunde um einen Kohlkopf zu handeln, keine Gefahr, denselben doppelt so theuer bezahlen zu müssen wie eine andere, die an Unerschrockenheit und Sprachorgan jedes Gemüseweib in den Schatten stellt.

So präsentirt sich das heutige Rom in seinem Aeußeren vielfach vortheilhaft gegen früher. Wir sehen nun aber hierbei im Geiste manchen verehrten Leser dieser Zeilen den Kopf schütteln und hören ihn sagen: „Gott, muß das ein prosaischer Mensch sein, der in Rom, in der Heimath eines Cato und Cicero, eines Virgil, Salust und Horaz &c. &c., und umgeben von den herrlichen Denkmälern des Alterthums, Angesichts der unvergleichlichen Kunstschätze, unter dem ewig blauen Himmel Italiens und bei dem Dufte von Orangen und Citronen in Frucht und Blüthe zugleich, von Droschkenpferden und Stiefelputzern, von Straßenkehricht und Gemüseweibern schreiben kann." Ja, das ist ganz schön und gut, auch wir gehen nicht gefühllos an den Denkmälern des Alterthums und an den Werken der Kunst vorbei, das haben wir am Eingang und im bisherigen Verlauf dieser Schilderung mehrmals gezeigt; wir fühlen vielleicht sogar bei dem Anblick jener Zeugen einer längst vergangenen großen Zeit mehr, als Mancher gefühlt hat, der darüber Bücher schrieb; denn das Erhabenste läßt sich nur fühlen, nicht niederschreiben. Aber einmal verzichten wir auf den Ruhm, den das Wiederkauen einbringen kann, und was schon hundert und hundert Mal in allen Sprachen beschrieben und geschildert ist, immer noch einmal beschreiben und schildern, das nennen wir wiederkauen. Dann aber haben wir uns vorgenommen, Rom wie es heute, im vierten Quartal des 19. Jahrhunderts ist, dem Leser zum Verständniß zu bringen, und nicht das Rom, wie es vor 1—2 Jahrtausenden war, das zeigt schon die Ueberschrift. Es leitet uns dabei der Grundsatz, „Greif nur hinein ins volle Menschenleben, und wo du's packst, da ist es interessant." In der That glauben wir denn auch, daß man nicht blos bei den Todten, sondern auch bei den Lebenden sich Lehren holen kann, sei es für das Thun oder das Unterlassen. Es will uns scheinen, das Leben einer großen, fremden Stadt, das uns so mannigfaches Neues und Ungewohntes bietet, sei in der Gegenwart um so interessanter und biete uns um so mehr lehrreiche Vergleichspunkte, je länger die Vergangenheit derselben ist, aus der es sich doch so entwickelt hat, wie wir es heute finden. Dann haben wir aber auch die Ueberzeugung, das wirkliche Leben und Treiben einer solchen Stadt lasse sich nicht einfach von der Höhe aus übersehen, beurtheilen und in einen Rahmen fassen, so daß es auch dem Fernstehenden daraus deutlich und wahrheitsgetreu entgegentritt; sondern man müsse in seine Tiefen dringen und dort seine scheinbar noch so unbedeutenden Zuckungen beobachten, um einen Schluß auf das Ganze zu ziehen und dasselbe in seiner Wirklichkeit verstehen und würdigen zu lernen. Es gilt auch für ein Zeichen der Gesundheit bei dem menschlichen Organismus, wenn die Pulsader einen normalen Blutumlauf anzeigt, aber bei alledem kann uns ein einfaches Hühnerauge an der kleinen Zehe unfähig machen zu gehen und ist im Stande, den ganzen Organismus zur Unthätigkeit zu verdammen. So ist es auch mit dem Organismus der menschlichen Gesellschaft. Von diesem Standpunkt aus schreiben wir, und von diesem Standpunkt aus will unsere Schilderung aufgefaßt sein, soll sie verstanden werden. Damit gehen wir über zu einem andern Capitel, nämlich zu:

II.

Das sociale Leben im heutigen Rom.

Dieses zeigt leider heute viel Schatten und wenig Licht. Wollten wir es freilich machen wie so Mancher, der sich berufen fühlt, über fremde Länder und Völker zu urtheilen, so könnten wir auch ein schönes Bild entwerfen. Es giebt eben gar Manchen, der, nachdem er 3—4 Wochen in einer Stadt gelebt hat, sich berechtigt glaubt, ein endgiltiges Urtheil über die Bevölkerung derselben abgeben zu dürfen, wenn er auch mit dieser Bevölkerung in keine weitere Berührung gekommen ist, als daß er von seinem comfortablen Hotel aus und auf seinen Spaziergängen ihr äußeres, oberflächliches Leben und Treiben beobachtet hat, dabei ohne alle oder mit ungenügender Kenntniß der Volkssprache sich damit begnügte, was ihm der Portier, Hausknecht oder Cicerone des Hotels über den Charakter des Volkes und sein eigentliches inneres Leben vorgefabelt haben. Das sind Gewährsmänner, auf die man sich in dieser Beziehung ebenso wenig verlassen kann, wie auf den Bock als Gärtner. Meistens selbst Fremde, die wol im Laufe der Zeit die Volkssprache gelernt haben, fehlt es ihnen theils am guten Willen, theils an der nöthigen Bildung, um Erscheinungen, die ihnen von Haus aus nicht bekannt waren, nach ihren wahren Ursachen und Wirkungen erkennen und beurtheilen zu können. Dann haben sie aber auch bei dem Mangel an Bildung die Sucht zu übertreiben, um dem Fremden zu imponiren, und der Neuling, dem vieles Ungewohnte auffällt, ist eben leicht geneigt, auch die Uebertreibungen als Wahrheit aufzufassen und sie als solche wieder auszugeben. Auf diese Weise ist Italien und sein Volk,

*) Vergl. Nr. 31.

namentlich aber das römische, schon vielfach falsch beurtheilt worden. Versuchen wir daher, ihm gerecht zu werden. Wer in Rom das sociale Leben darnach beurtheilen wollte, wie es sich auf dem Corso zur Hauptverkehrszeit zeigt, der müßte zu dem Schlusse kommen, Rom sei die reichste und luxuriöseste Stadt der Welt, das Volk lebe nur in Saus und Braus, in ewigem dolce far niente. Diese Unmasse von vornehmen Equipagen mit reich galonirtem Dienertroß, diese verschwenderische Pracht in der Toilette, diese Tausende von eleganten Bummlern mit ihren pince-nez, die sich da im Winter, wenn es das Wetter irgendwie erlaubt, den ganzen Nachmittag, im Sommer während der kühleren Stunden breit machen, findet man wol kaum in einer zweiten Stadt im Verhältniß zu ihrer Größe so wie in Rom. Das ist nun so eigentlich das, was man bei einer Stadt unter Pulsader des öffentlichen Lebens versteht, und dennoch müssen wir uns hüten, das eigentliche Leben darnach zu beurtheilen. Dieses Leben auf dem Corso bildet sich aus verschiedenen ganz heterogenen Elementen. Da ist vor Allem die alte, reich begüterte Aristokratie, die in ihren prachtvollen Palästen verborgen ein für sich ganz abgeschlossenes Leben führt und da schmollend mit der modernen Zeit und ihren Tagesgrößen den alten Traditionen treu bleibt, jede Berührung mit der Außenwelt ängstlich vermeidend. Diese Aristokratie nun verläßt zur Corsozeit für 1—2 Stunden ihre Schmollwinkel, um in ihren wahrhaft fürstlichen Carrossen versunken mit vornehmer Gleichgiltigkeit an den neuen Zuständen vorüber zu fahren und die Natur zu genießen, die allein noch die alte geblieben ist; dasselbe wunderbare Blau des Himmels wölbt sich über ihnen wie früher, dieselben milden Lüfte umwehen ihre Locken, oder derselbe beißende Tramontana (Nordwind) röthet ihre Nasen, wenn sie um die herrlichen Anlagen des Pincio fahren, ja selbst die Palmen und Cedern auf dem Pincio prangen noch in demselben ewigen Grün wie früher, trotzdem die Marmorsäulen an den Wegen, die einst nur zur Aufnahme von Büsten großer Kirchenlichter bestimmt waren, heute die Büsten von Männern tragen, wie Giordano Bruno, Silvio Pellico, Giuseppe Giusti, ja sogar Masaniello rc. Alle diese Herrlichkeiten genießt die alte Aristokratie täglich eine bis zwei Stunden von ihren Carrossen aus und bildet so den Glanzpunkt auf dem Corsotreiben. Wenn aber die Glocken von den Kirchthürmen das Ave Maria, den Einbruch der Nacht verkünden, dann verschwinden diese Carrossen wieder hinter den Portalen der Paläste und diese selbst bleiben für das heutige Rom und seine moderne Gesellschaft verschlossen. Auf dem Corso kann es natürlich diese alte Aristokratie nicht umgehen, daß sich die moderne haute volée unter sie mischt und sie in der Entfaltung von Glanz und Reichthum zu copiren oder zu übertreffen sucht. Die Alten sind sich aber ihrer Ueberlegenheit bewußt und sehen mit vornehmer Verachtung auf die Parvenus der Revolution herab, die es ihnen nachmachen wollen und dabei, ungewohnt der Sphäre, in der sie sich bewegen, gar zu oft in das Absurde und Lächerliche in Toilette und Benehmen fallen. In der That wird auch ein wenig geübtes Auge auf den ersten Blick erkennen, ob diese oder jene Equipage auf dem Corso einen römischen Vollblutaristokraten trägt, oder aber blos einen Emporkömmling. Hier der gesuchte Prunk, die unnatürliche Vornehmthuerei, dort die vornehme Einfachheit, „stolz und streng sich selbst genügend".

Zu diesen beiden Elementen gesellen sich dann die reichen Fremden in ihren Hotel- oder Miethequipagen. Diesen Winter sind sie freilich zum Entsetzen nicht blos der Hotelbesitzer, sondern aller Geschäftsleute Roms sehr dünne gesäet. So bildet sich auf dem Corso die endlose Wagenreihe. Diese wird dann eingefaßt und begafft von Tausenden von Fußgängern aus allen möglichen Ständen. Das Hauptcontingent dazu liefern die Officiere und jene jeunesse dorée, die nicht mehr Mittel hat, als um nothdürftig davon leben zu können, dabei aber sich zu vornehm fühlt, um etwas zu arbeiten. Das ist die bunte Gesellschaft, die das Corsoleben ausmacht, aber durchaus nicht das eigentliche Leben Roms repräsentirt. Wir wollen daher nicht lange bei dieser als solcher verweilen, sondern die einzelnen Stände in ihrem Verhältniß zum Ganzen einer nähern Betrachtung unterziehen. Beginnen wir damit „auf der Menschheit Höhe", d. h. bei dem Hofe, soweit das Leben dort sich einer Besprechung unterziehen läßt. Hier finden wir gleich eine Abnormität, denn von einem eigentlichen Hofleben ist bei dem König Victor Emanuel nichts zu finden. Feind aller Etikette, lebt der Monarch mit wenigen Vertrauten so einfach, als es ihm seine hohe Würde nur irgendwie gestattet. Hoftafel wird nur gehalten, wenn die internationale Höflichkeit es absolut erfordert, von Concerten, Soiréen rc. ist gar keine Rede. Jeden freien Tag, den ihm die Minister lassen, benutzt der König, um dem edlen Waidwerk obzuliegen, dieses hält ihn daher oft fern von seiner Hauptstadt und den Staatsgeschäften. Ist er aber hier, so erfüllt er seine Regentenpflichten, wie es die Minister von ihm verlangen, je weniger, desto lieber, und lebt im Uebrigen wie der einfachste Edelmann. Auf dem Corso erscheint er stets in Civil und ohne alle Escorte in einem Zweispänner, der sich durch nichts von den übrigen Wagen unterscheidet. Wer ihn nicht von Angesicht kennt, hat daher keine Idee, daß der König des einigen Italiens an ihm vorbeigefahren, denn es regt sich auch selten eine Hand, geschweige denn ein Mund, um ihn zu grüßen. Höchstens jene Officiere, die in der vordersten Reihe der Gaffer stehen und von ihm gesehen werden müssen, bieten ihm den militairischen Gruß, den er auch stets erwidert. Diese königliche Einfachheit übt natürlich ihren Einfluß auf die ganze hohe Gesellschaft des heutigen Rom und zwar nicht immer in angenehmer Weise, das fühlen zunächst die beim König accreditirten fremden Diplomaten, denen dadurch der eigentliche Mittelpunkt fehlt, von dem aus sie ihre Fäden spinnen können. Denn nicht besser als der König selbst macht es in dieser Beziehung auch der Kronprinz Humbert und die Minister erst recht. Jene geistreichen Cercles, wie sie sonst in bedeutenden Residenzstädten, namentlich aber in Paris üblich waren, bei denen in Form von einfacher Causerie die wichtigsten politischen Tagesfragen besprochen, Intriguen gesponnen und ausgehorcht wurden, fehlen hier gänzlich für die heutige weltliche Herrschaft und deren Gefolge. Das diplomatische Corps ist daher ganz auf sich selbst angewiesen, insofern dasselbe nicht rein dienstlich mit den Ministern zu verkehren hat, und eine Fürstin Pauline Metternich müßte sich hier in einem Monat zu Tode langweilen, wenn sie nicht, was wol wahrscheinlicher wäre, sich bald zur Sonne erheben würde, um welche sich die ganze Diplomatie als Trabanten drehen müßte. Man schrieb diesen Mangel an geselligem Leben am Hofe vielfach und wol mit Recht außer den eigenen abnormen Neigungen des Königs vor Allem dem Umstande zu, daß die waltende Hand einer edlen Weiblichkeit daselbst fehlte und man setzte deshalb große Hoffnung auf Besserung dieser Zustände, als der Kronprinz die edle Margherita als Gemahlin heimführte; aber sei es nun, daß dieser zarte Sprößling von dem königlichen Rautenkranz an der Elbe nicht eigene Kraft genug besitzt, um die bereits veralteten Zustände zum Bessern zu wenden, oder daß überhaupt alle dahingehenden Bemühungen an dem Granitkreuz von Savoyen abprallen, so viel steht fest, daß der Kronprinz in vielen Beziehungen dieselben Neigungen zeigt wie sein königlicher Vater, deshalb mag es der jugendlichen Kronprinzessin jedenfalls schwer fallen, ohne weitere Stütze von sich aus allein das ganze Hofleben umzugestalten. Größere Festlichkeiten für die hohe Gesellschaft des heutigen Rom finden fast ausschließlich nur in den Palästen der fremden Gesandten statt, die sich so gegenseitig unterhalten und ausholen müssen. Da erscheint denn wol auch der eine oder andere italienische Minister auf kurze Zeit, aber

eigentliche diplomatische Pourparlers finden da nicht statt. Die alte römische Aristokratie hält sich natürlich von diesen Festlichkeiten eben so fern, wie sie die Gesellschaft, die da vertreten ist, von ihren eigenen Festlichkeiten ausschließt. Hier ist nur das moderne Rom oder vielmehr Italien vertreten, dort nur das alte, hier die weltliche, dort die geistliche Herrschaft. Die bei der weltlichen Herrschaft accreditirte Diplomatie ist blos auf deren Gesellschaft angewiesen und muß aus der Noth eine Tugend machen und dieselbe zu ihren Festlichkeiten einladen, obschon die Neigungen wol oft mehr nach dem Vatican als nach dem Quirinal ziehen. So jedenfalls bei dem Vertreter Frankreichs, dem Marquis de Noailles, der, einem der ältesten und edelsten Geschlechter Frankreichs entsprossen, auch heute noch der reine Typus eines französischen Edelmannes aus der alten Zeit ist. Die moderne Aristokratie Roms aber ist aus Elementen zusammengesetzt, die einem solchen Edelmann vielfach wenig behagen können. Sehen wir sie noch etwas näher an. Den Stamm bilden allerdings noch Sprößlinge aus alten berühmten Geschlechtern Italiens, die aber aus diesem oder jenem Grunde verarmt und verkommen waren, infolge dessen sich der Revolution in die Arme warfen und durch die siegreiche Revolution wieder zu Macht und Reichthum gelangt sind, entgegen den Principien, welche diese Revolution auf ihre Fahne geschrieben und die da heißen Gleichheit und Brüderlichkeit. Neben diesen befindet sich noch ein Häuflein Nobili, die es zwar nie mit der Revolution gehalten, bis dieselbe gesiegt, dann es aber für zweckmäßig erachteten, bei der vollendeten Thatsache sich so viel Vortheile zu sichern als möglich war, was ihnen um so leichter wurde, als sie von der alten Aristokratie doch nie so recht für voll angesehen, von der neuen dagegen als ein willkommener Zuwachs zum Cadre mit offenen Armen begrüßt wurden. Dazu gesellt sich dann noch eine erkleckliche Anzahl eigentlicher Parvenus, die vor der Revolution durch gar Nichts berechtigt waren, gesellschaftliche Ansprüche zu erheben, während und durch die Revolution aber zu kolossalen Reichthümern und damit zu Macht und Ansehen gelangt waren. Das Wie? zu erforschen, wollen wir der Divinationsgabe des geehrten Lesers überlassen.

Eine Figur aber wollen wir von dieser Species herausgreifen, theils um die ganze Gattung deutlich zu zeichnen, theils auch um zu zeigen, daß die allgemeine Verarmung, die heute die schöne Halbinsel von den Alpen bis an die äußerste Südspitze als hohläugiges Gespenst durchzieht, denn doch nicht Alle umfaßt und ihre greifbaren Ursachen hat. Da ist ein gewisser Balduino, der vor der Revolution einfacher Commis war, während derselben sich aber auf verschiedene Weise, glückliche Speculationen nennen es viele Leute, viele wieder anders, große Reichthümer erworben hatte, und damit auch zum Comthur des Königreichs erhoben wurde. Dieser Mann bezieht heute außer den Revenuen aus den verschiedenen Millionen seines Vermögens noch folgende Kleinigkeiten an Gehalt: 1) Als Präsident des Verwaltungsrathes der Gesellschaft, die vom Staate das Tabaksmonopol gepachtet hat, Frcs. 50,000; 2) als Director der Mobiliarcreditbank Frcs. 60,000; 3) als Mitglied des Verwaltungsrathes der Gesellschaft, die vom Staate die confiscirten Domainen zum Verkauf übernommen hat, Frcs. 30,000; 4) ferner von der Mobiliarcreditbank außer dem oben verzeichneten Directionsgehalt auch als Mitglied des Verwaltungsrathes Frcs. 25,000; 5) von der Südbahngesellschaft als Mitglied des Verwaltungsrathes, obschon die Actionaire leer ausgingen, Frcs. 15,000 und 6) endlich von der Nationalbank als Mitglied des Verwaltungsrathes Frcs. 20,000, Summa Summarum also die Kleinigkeit von Frcs. 200,000 Nebeneinkünften für Arbeiten, die alle zusammen im Durchschnitt täglich keine 2 Stunden Zeit in Anspruch nehmen; die eigentliche Bedeutung gewinnt aber die Sache erst, wenn man noch in Betracht zieht, daß diese sämmtlichen 5 Institute, aus denen die Frcs. 200,000 fließen, Institute sind, bei denen der Staat hoch interessirt ist, in letzter Linie also der Steuerzahler, und daß diese Institute eben nicht blos an diesen Herrn allein, sondern noch an wenigstens ein Dutzend Andere gleiche Summen jährlich zahlen. Diesen Umstand erwähnen wir hier besonders, um nachher unsere Schilderung verständlicher zu machen, wenn wir mit derselben bei den niedern Regionen des socialen Lebens angelangt sind.

Das sind die Elemente, aus denen die moderne haute volée in Rom sich bildet, die sich umsonst bemüht, den Pferdefuß zu verbergen, indem sie ihren Ursprung verleugnet und die alte wirkliche Aristokratie copiren will. Daß diese sich ängstlich vor jeder Berührung mit solchen Elementen hütet, kann man ihr wahrlich nicht verargen. Es ist wahr, daß auch unter der alten Aristokratie manches Geschlecht sich befindet, dessen Gründer durch die Gunst irgend eines Papstes oder durch die Verwandtschaft mit einem solchen aus dem Staube auf die Höhe des Lebens, aus der Hütte in den Palast erhoben wurde. Dafür aber zeigen sich die Nachkommen noch nach Jahrhunderten dankbar und erkenntlich, indem sie mit treuer Ergebenheit an der Institution und deren Principien hängen, der sie ihr glänzendes Dasein verdanken. Das aber kann man von den Parvenus der Revolution nicht sagen. Sie glauben die alte Aristokratie nachzuahmen und sich mit derselben gleichzustellen, wenn sie mit vornehmer Verachtung auf den Pöbel herabsehen und wie jene äußeren Glanz entfalten; aber ein wesentliches Merkmal der wirklichen Aristokratie wollen sie dabei durchaus nicht annehmen und verstehen lernen, jenes Merkmal, das die Franzosen in das schöne Sprüchlein gekleidet haben: „noblesse oblige." An Stelle dieses Wahlspruchs setzen sie einfach ein krämerhaftes: „Ich bin Niemandem etwas schuldig." Hier wird stets der Markstein sein, der die Emporkömmlinge von der wahren Noblesse scheidet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung des deutschen Buchhandels auf der Weltausstellung zu Philadelphia.

Die soeben erschienene Druckschrift: „Der Buchhandel und die graphischen Künste Deutschlands auf der Weltausstellung zu Philadelphia im Jahre 1876, herausgegeben von dem Ausstellungscomité in Leipzig" giebt eine Reihe allgemein interessanter Mittheilungen über die Betheiligung des deutschen Buchhandels und der mit demselben verwandten Branchen, welchen wir nach den „Annalen der Typographie" das Folgende entnehmen.

Insbesondere ist, so mannigfache Lücken und Mängel auch im Einzelnen zu beklagen sind, die Leistungsfähigkeit Deutschlands im Bereich der graphischen Künste derart repräsentirt, wie es auf keiner früheren Ausstellung auch nur annähernd der Fall war. Die Zahl der Aussteller beträgt über 150. Aber auch, wenn wir die Firmen nicht zählen, sondern wägen, ist das Gewicht derselben ein bedeutendes. Vermißt man auch sehr ungern eine Anzahl Namen ersten Ranges, z. B. von Decker in Berlin, B. G. Teubner in Leipzig, Fr. Bruckmann in München, Giesecke & Devrient in Leipzig, Königl. Staatsdruckerei in Berlin, Gebr. Mäntler in Stuttgart, Schelter & Giesecke in Leipzig, C. Cloß in Stuttgart, bei denen allen anzunehmen ist, daß der Kostenpunkt nicht mitsprach, so finden wir doch eine Reihe hervorragender Firmen, die für das gemeinsame Interesse einzutreten sich nicht gescheut haben, und die zusammen, wenn kein ganz vollständiges, so doch ein befriedigendes Bild der Entwickelung des Buchhandels und der graphischen Künste Deutschlands zu geben im Stande sind.

Fangen wir mit denjenigen Firmen an, die durch ihr

Ausstattung ausgezeichnete Werke lieferten, so treffen wir als Aussteller von Prachtwerken an Umfang und Bedeutung: Th. Ackermann in München (die Schätze der Reichen Capelle, 600 M.); J. G. Bach in L. (die Trachten der Völker und Deutsche Volkstrachten, à 150 M.); F. A. Brockhaus in L. (die Balearen, Bd. I. u. II.); J. G. Cotta in Stuttgart (Goethe's Faust von Seibertz, 82 M.); Wilh. Engelmann in L. (Papyros Ebers, 210 M, Overbeck, Griech. Kunstmythologie, 165 M.); Th. Fischer in Cassel (Palaeontographica, 2001 M.); G. Grote in B. (Hermann und Dorothea, Voß, Luise, Shakspeare-Galerie); C. Ed. Müller in Bremen (die vier Evangelien, illustr. von Bida, 336 M.); Gustav W. Seitz in Wandsbeck (Carl Werner's Nilbilder, 300 M.); R. Wagner in B. (Ed. Hildebrandt's Aquarelle, 400 M.); T. O. Weigel (Förster's Denkmale Deutscher Baukunst, 900 M, und eine Reihe von großen Prachtwerken über Brasilien); außerdem eine große Anzahl als Geschenke und für den Salon sich eignender Werke sowol der schon genannten Verleger, als auch der Firmen C. F. Amelang in L.; Fr. Brandstetter in L.; Breidenbach & Baumann in Düsseldorf; H. Costenoble in Jena; Alf. Dürr in L.; E. Fleischer in L.; H. Fries in L.; J. F. Hartknoch in L.; C. Köhler in Darmstadt; Nicolai'scher Verlag in B.; Gebr. Paetel in B.; E. A. Seemann in L.; O. Spamer in L.; Velhagen & Klasing in L.; J. J. Weber in L.; C. F. Winter in L. &c.

Sehr reich vertreten sind die Werke, die speciell Kunst und Kunstgewerbe behandeln; wir haben es hier mit ausgezeichneten Leistungen zu thun, z. B. der Firmen Cohen & Risch in Hannover; Alf. Dürr in L.; J. Engelhorn in Stuttgart; Ernst & Korn in B.; Mey & Widmayer in München; Nicolai'scher Verlag in B.; Wilh. Nitzschke in Stuttgart; Wilh. Rommel in Frankf. a. M.; L. Schwann in Neuß; E. A. Seemann in L.; W. Spemann in Stuttgart; J. Veith in Carlsruhe; T. O. Weigel in L.

Hervorragende Plätze nehmen, was auch sehr natürlich ist, die beiden Branchen ein, die neben der bildenden Kunst am meisten kosmopolitischer Natur sind, und ohne die Hindernisse der Sprache theils zu dem Auge, theils zu dem Ohre sprechen: die kartographischen und die musikalischen Artikel.

Auf dem Gebiete der Kartographie begegnet uns ein großer Reichthum, geliefert von den Firmen J. Bädeker in Iserlohn; Bibl. Institut in L.; O. von Bomsdorf in L.; F. A. Brockhaus in L.; Carl Flemming in Glogau; Geogr. Institut in Weimar; J. C. Hinrichs in L.; Ißleib & Rietzschel in Gera; Justus Perthes in Gotha; Photolith. Institut in Weimar; D. Reimer in B.; E. Schotte & Co. in B.; H. Wagner & E. Debes in L. Hieran anknüpfend, erwähnen wir noch den Reiseverlag von K. Bädeker in L. und dem Bibl. Institut in L.

Musikalien-Verlag stellen aus: Joh. André in Offenbach (auch theor. Werke); Breitkopf & Härtel in L. (große kritische Ausgaben und theor. Werke); J. G. Cotta in Stuttgart (instructive Ausgaben classischer Clavier-Werke); Fr. Hofmeister, Fr. Kistner, C. F. Peters (Édition Peters), J. Schuberth, sämmtlich in Leipzig.

Der wissenschaftliche Verlag macht auch sein Recht geltend durch F. A. Brockhaus in L.; J. G. Cotta in Stuttgart; Duncker & Humblot in L.; Wilh. Engelmann in L.; Th. Fischer in Cassel; R. L. Friderichs in Elberfeld; J. M. Gebhardt in L.; Carl Habel in B.; Carl Heymann in B.; Hinrichs'sche Buchh. in Leipzig (großartiger ägyptologischer Verlag); S. Hirzel in L.; J. U. Kern in Breslau; A. W. Kasemann in Danzig; Fr. Kortkampf in B.; G. Langenscheidt in B.; C. C. Meinhold & Söhne in Dresden; Otto Meißner in Hamburg; J. Springer in B.; Bernh. Tauchnitz in L.; Ed. Trewendt in Breslau; F. C. W. Vogel in L.; Leop. Voß in L.; T. O. Weigel in L.; Wiegandt, Hempel & Parey in B.; Otto Wigand in L.; Ed. Zernin in Darmstadt u. A. m. Speciell die Linguistik vertreten F. A. Brockhaus in L.; Buchhandlung des Waisenhauses in Halle und die Buchdruckerei W. Drugulin in L. Der Pädagogik und dem Anschauungsunterricht dienen die Verlagswerke von G. D. Bädeker in Essen; Fr. Brandstetter in L.; Ferd. Hirt in Breslau (illustr. Werke); Ferd. Hirt & Sohn in L.; Ißleib & Rietzschel in Gera (geogr. Lehrmittel); J. Naumann in L. (Wandbilder); J. F. Schreiber in Eßlingen (Anschauungsunterricht); Otto Spamer in L. (illustr. Lit.); F. E. Wachsmuth in L. (Wandbilder); G. Westermann in Braunschweig (Lexica). Im encyclopädischen Verlage, Sammelwerken und Classiker-Verlag zeichnen sich aus: Bibl. Institut in L.; F. A. Brockhaus in L.; J. G. Cotta in Stuttgart; G. Grote in B.; B. Tauchnitz in L. Werke über das graphische Gewerbe selbst lieferten J. C. Hinrichs in L.; Carl. B. Lorck in L.; O. A. Schulz in L.; Alex. Waldow in L. und T. O. Weigel in L.

Die reiche Literatur der illustrirten Zeitschriften ist nur unvollständig; erschienen sind die Expedition der Illustrirten Zeitung in L.; die Daheim-Expedition in L. und die Bazar-Actien-Gesellschaft in B. Von den Expeditionen eigentlicher Zeitungen sind nur zwei auf dem Platze: die K. Expedition der Leipziger Zeitung, die seit 1660 erscheint, und die Expedition des Leipziger Tageblatts, E. Polz, welche den ersten und den letzten Jahrgang des Blattes ausstellt, während von der Leipziger Zeitung, welche nächst dem Frankfurter Journal die älteste dermalen erscheinende deutsche Zeitung ist, die Jahrgänge 1713 (vom ersten Jahrgang 1660 befindet sich nur noch ein Exemplar im Besitze der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden), 1813, 1860 (zweihundertjähriger Jubeljahrgang mit dem getreuen Facsimile der ersten Nummer des Jahrgangs 1660) und 1874 sowie die zum zweihundertjährigen Jubiläum der Zeitung herausgegebene „Geschichte der Leipziger Zeitung" ausgestellt worden sind.

Von den graphischen Werkstätten, welche nicht allein dazu halfen, die ausgestellten Werke herzustellen, sondern auch zugleich selbständig ihre Producte ausstellen, erwähnen wir: die chromolithographischen Anstalten von J. G. Bach (J. Klinkhardt) in L.; Eschebach & Schäfer in L.; Oscar Fürstenau in L.; L. Glaser in L.; J. M. Hirschmann in Offenbach; E. Hoppe & Co. in B.; Max Kirmaier in München; Fr. Krätzschmer Nachfolger in L.; Meißner u. Buch in L.; Gustav W. Seitz in Wandsbeck; Storch & Kramer in B.; Wagner & Debes in L.; Ad. Wolf in Dresden. Von photographischen und Lichtdruck-Anstalten: die Photogr. Gesellschaft in B.; Römmler & Jonas in Dresden; Strumper & Co. in Hamburg. Von Hochätzungs-Instituten: L. Hans in B.; G. Westermann in L. Von xylographischen Anstalten haben sich eingefunden: R. Brend'amour & Co. in Düsseldorf; F. A. Brockhaus in L.; H. Käseberg in L.; O. Spamer in L.; Ferd. Tegetmeyer in L.; J. J. Weber in L. Von Schriftgießereien sind nur wenige vertreten: Bauer'sche Gießerei in Frankfurt a. M.; F. A. Brockhaus in L.; Breitkopf & Härtel in L.; die Schriftgießerei Flinsch in Frankfurt a. M. Buchbinder-Artikel sind zwar in größerer Zahl vorhanden, als fast auf irgend einer Ausstellung, da grundsätzlich alle Bücher gebunden sein mußten, aber als selbständiger Aussteller ist nur Gustav Fritzsche in L. da. Von Buchdruckereien noch: Hundertstund & Pries in L. und C. Grumbach in L., mit illustrirten Werken, C. G. Naumann mit einer reichen Sammlung von Accidenzien.

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von Oscar Paul.

(Gewandhausconcert. — Schluß.)

Unter allen Nationen haben bis jetzt die Italiener und Deutschen das größte Talent zur musikalischen Production bewiesen. Während in Italien die bedeutungsvollste Kraftentwickelung im 16. und 17. Jahrhundert uns entgegentritt, im 18. und 19. Jahrhundert aber hier der Verfall des musikalischen Wesens das Bedauern der Wissenschaft hervorruft, streben die Deutschen vom 16. Jahrhundert an ohne Unterbrechung aufwärts, und sie erreichen schon im 18. Jahrhundert die vollständigste Herrschaft in musikalischer Hinsicht über alle Culturvölker der Erde. Durch Niederländer und Italiener in den Formen der vocalen Polyphonie unterrichtet und mit der Behandlung des menschlichen Stimmorgans vertraut gemacht, entfalteten die Deutschen sehr bald eine Macht im Ausdruck, mit welcher weder die Gewandtheit und Biegsamkeit der Italiener, noch die volltönende Rhetorik der Franzosen verglichen werden konnte; denn die Gewalt des deutschen musikalischen Elements umfaßte alle Gebiete des musikalischen Schaffens und Wissens, so daß in dieser Universalität, wenn auch andere Völker in einzelnen Richtungen eine bedeutende Virtuosität und Formbeherrschung erzielt hatten, keine Nation mit der deutschen in die Schranken zu treten vermochte. Die Deutschen waren so glücklich, Männer zu besitzen, deren Genie die Bedeutung des germanisch-musikalischen Wesens zu erhalten und den Fortschritt in der Kunst zu fördern wußte; denn die Heroen in der Production und die geistvollen Vertreter der Reproduction einerseits, die Begründer der theoretischen Systeme, der Fundamente und Gesetze für die Praxis sowie die gründlichen Forscher in der Kunstgeschichte und pädagogischen Darleger des Entwickelungsganges zur leichten Erfassung für das Genie andererseits treten in so kräftiger Gestalt auf dem Bilde bedeutungsvoller deutscher Thaten hervor, daß sich jeder Fremde vor diesem Kreise hervorragender Culturkämpfer im wahren Sinne des Wortes beugen muß. Wer nicht allein die praktischen Werke der Deutschen, sondern auch die inhaltsvollen theoretischen Entwickelungen aus dem vorigen Jahrhundert kennt, wird zu beurtheilen wissen, welch schweren Kampf namentlich die Vertreter der Musikwissenschaft, die gelehrten Theoretiker zu bestehen hatten, um für die echte deutsche Kunst den Sieg zu gewinnen und die italienische seichte Phrase, welche gleich einem Narkotikum den Sinn der Hörer berauschte, in ihrer Nichtigkeit bloszustellen und dieselbe als ein Zeichen des Verfalls zu erweisen. Die deutschen Culturkämpfer haben einen herrlichen Sieg errungen, welcher dem Lande der Denker nicht streitig gemacht werden kann. Auch die wirklich gebildeten Italiener haben mit ihrer Anerkennung nicht zurückgehalten, sondern dieselben traten in der neueren Zeit, nachdem sie überhaupt von deutschen Culturzuständen besser unterrichtet waren, mit einem gewissen Enthusiasmus für die deutschen Meister ein. Selbst Richard Wagner, obgleich vielfach noch verkannt und in seiner Bedeutung als **dramatischer Tondichter** nicht in der rechten einsichtsvollen Weise gewürdigt, hat doch in Italien sowol durch seine praktischen Werke als auch durch seine theoretischen Excurse und insbesondere durch seine Darlegung der dramatischen Principien, ein nicht kleines Gebiet errungen, auf welchem er entschieden sehr fest und sicher steht, so daß ich vollständig überzeugt bin, Richard Wagner werde in nicht zu ferner Zeit in Italien ebenso populär sein, wie in Deutschland. Selbst der angesehenste Componist Italiens, Maestro Verdi, hat es nicht verschmäht, aus den Werken des deutschen Meisters Erfahrungen zu sammeln und sich auf ein ihm früher entschieden fremdes Gebiet zu begeben, dessen Werth er durch die Wagner'schen Productionen schätzen lernte. Ohne hier auf die Einzelnheiten eingehen zu wollen, aus welchen man eine solche Erkenntniß gewinnt, will ich nur darauf hinweisen, daß Verdi's Oper Aida nicht allein die Veränderung des Princips, sondern auch sogar nicht selten directe Nachbildungen wahrnehmen läßt, deren Grundcharakter selbst von dem Laien auf Wagner'sche Vorbilder zurückgeführt werden kann. Im hohen Grade anzuerkennen bleibt nun das Streben nach allseitiger Erfassung des künstlerischen Wesens und das Studium auch der anderen deutschen Meister, welchem der Componist des Troubadour gewiß zum großen Theil den Erfolg seines Requiem zu danken hat; denn wäre Verdi in der früheren Gestalt mit einem kirchlichen Werke hervorgetreten, so würde man dasselbe trotz des großen Talentes gar nicht haben genießen können. Nachdem derselbe aber den Formen der Deutschen näher getreten war und wenigstens den Versuch gewagt hatte, das polyphone Element zu erwerben und zu verwerthen, besaß er auch die ersten Mittel, für sein großes Talent den religiösen Ausdruck zu finden, welcher selbst bei dramatischer Haltung im kirchlichen Styl unbedingt nothwendig erscheint. Man hat dem italienischen Tonsetzer diese tiefere Auffassung der künstlerischen Formen nicht zugetraut, wenn auch die wirklich besser Unterrichteten und Kenner des Instrumentalsatzes doch unbedingt darüber klar sein mußten, daß Verdi von allen Italienern im Tonsatze der ordentlichste sei und in seinen Partituren eine bei Weitem größere Sorgfalt offenbare, als der stets sorglose geniale Rossini, dieser ungezogene Liebling der Grazien. Auch in der Composition des Requiem zeigt Verdi ein besseres Verständniß im Satze als Rossini in seinem „Stabat mater", obwol nicht geleugnet werden kann, daß die Erfindungskraft Rossini's noch in stärkerem Maße hervortritt, als das Productionsvermögen des jüngeren Tonsetzers, welcher vom Verfall der italienischen Kirchenmusik überzeugt, jetzt einen Weg zum Besseren einzuschlagen strebte. Der Weg vom Dramatischen zum Kirchlichen im modernen italienischen Sinne ist zwar nicht so schwierig zu finden, als wenn man principiell eine Bahn aufsuchen wollte, welche vom Dramatischen überhaupt zum weihevoll Kirchlichen führen sollte. Hier würden nur die lyrischen Formen, welche Oratorium und Oper miteinander gemeinsam haben, als Verbindungsglieder gelten dürfen und zwar auch nur mehr äußerlich, mehr technisch, verstandesmäßig, während der Kern der Production, die Empfindung im Innern des Gemüthslebens, im musikalischen Drama und in der echten, wahren Kirchenmusik grundverschieden sein soll. Diejenige Kirchenmusik, welche theatralisch aufgeputzt erscheint, und deren Grundwesen nicht fromme Lyrik ist, kann ebensowenig echte Kirchenmusik sein, wie ein Pfarrer, dessen Predigten den declamatorischen Vorträgen eines Komödianten gleich kämen, den Namen eines Seelsorgers verdienen würde. Die Kirchenmusik soll die musikalische Seelsorge in sich fassen, wogegen das Tondrama ein musikalisches Spiegelbild von Charakteren und Situationen bieten muß, deren Begründung in der Sage, der Geschichte und dem bürgerlichen Leben zu finden ist. Einen so hohen Standpunkt hat Verdi in der Composition religiöser Musik noch nicht erreicht; aber doch sprechen schon manche Sätze seines klangreichen, farbenprächtigen Werkes die gute Absicht aus, mit der modernen italienischen Anschauungsweise zu brechen und einen wirklich religiös-künstlerischen Boden zu betreten. Um auf diesem Gebiet herrschen zu können, mußte aber Maestro Verdi noch besser den polyphonen Satz studiren und sich mit den Einzelnheiten der Fuge genauer vertraut machen. Im Canon könnten ihm seine großen Landsleute aus dem 16 Jahrhundert die schönsten

Muster bieten, in der Fuge würde er auch in Cherubini seinen Meister voll Reichthum in der Form finden; dennoch aber dürfte er sich das Studium Bach's und Händel's nicht ersparen, vor allen Dingen aber müßte er ein gediegenes theoretisches Werk studiren und mit der Feder in der Hand die contrapunktischen Formen in einzelnen Beispielen zu bewältigen suchen, gleichwie der große Beethoven durch das unablässige Studium theoretischer Werke die Herrschaft über den contrapunktischen Apparat zu gewinnen suchte. Ohne systematischen Gang im Studium bleibt alles Wissen Stückwerk und selbst die ausgebreitetste Partiturenkenntniß kann den Mangel an Einsicht in den systematischen Ausbau der einzelnen Formen nicht ersetzen, wenn auch das Talent an sich so manche Schwäche im Wissen zuzudecken vermöchte. Aufrichtig kann man sich aber freuen, daß Verdi mit einem Werke vor die Oeffentlichkeit getreten ist, welches entschieden das seichte Fahrwasser der italienischen Componisten aus der neueren Zeit verläßt und eine bei Weitem größere Tiefe im Gedankengang, in der vocalen Ausführung und instrumentalen Färbung zu erreichen sucht. Trotz einiger sehr materialistisch hervortretenden Effecte, wie z. B. das Duett zwischen dem Solobaß und der großen Trommel im „Mors stupebit", die Octavengänge im Agnus Dei, die dem Meyerbeer'schen Apparat entnommenen Geigenfiguren im Dies irae und die Anwendung der Flöten im Meyerbeer'schen Sinne an verschiedenen Stellen des Werkes enthält dasselbe wirklich tiefempfundene und wahrhaft edle Partien, welche uns zwar den leidenschaftlichen Südländer im Gebet zu Gott, aber doch auch den Beter voll religiöser Ueberzeugung erkennen lassen. Das schöne Terzett Quid sum miser tunc dicturus, in weicher, schmerzlicher Stimmung, das mächtige Heraustreten des Chorsatzes Rex tremendae majestatis mit begleitendem Posaunensatz, auch das Salva me, hervortönend aus innerer Qual, zeugt von den schönen, künstlerischen Eingebungen des italienischen Meisters; die größte Achtung erwirbt er sich aber durch den Schlußchor „Libera me domine", in welchem er zeigt, daß es ihm mit der Polyphonie Ernst ist. Freilich stockt die Stimmführung, wo es zur Vorführung der Zwischensätze in der Fuge kommt, aus deren Formlosigkeit man erkennt, wie ihm noch der innere Ausbau eines fugirten Tonsatzes entschieden unbekannt geblieben ist. Das Talent führt jedoch den Hörer über die trockenen Flächen leicht hinweg und geleitet ihn zu dem mächtigen Höhepunkt, wo sein Ohr in der üppigsten Vegetation einer reichen Naturkraft und in herrlichster Instrumentalfarbenpracht schwelgt. Die geistige That Verdi's ist jedenfalls ein bedeutsames Zeichen der Zeit; sie beweist, daß man in Italien auf Hebung der Kunst bedacht ist und keinen Augenblick zweifle ich an dem künstlerischen Aufschwung einer Nation, welche im 16. Jahrhundert als Lehrmeisterin der Deutschen in Wissenschaft und Praxis der Musik so große Erfolge erzielte, daß 150 Jahre später die Schülerin ihre Meisterin weit überholt hatte. Die Aufführung mit den trefflichen Solokräften — Frau Dr. Peschka-Leutner aus Leipzig, Fräulein Nanitz, königl. Hofopernsängerin aus Dresden, den Herren Bielke aus Leipzig und Köhler, königl. Hofopernsänger aus Dresden — war ganz vorzüglich und übertraf bei Weitem die schwach besuchte Wiederholung, für welche wegen Erkrankung des Frl. Nanitz die Besetzung eine Veränderung erleiden mußte; denn Frau Hofcapellmeister Schuch sang nun die Sopranpartie und Frau Dr. Peschka-Leutner übernahm die Mezzosopranpartie. Aus den übrigen Concerten hebe ich hervor: die vorzüglichen Reproductionen des brillanten Violoncellisten Herrn Adolf Fischer aus Paris (Concertstück für Violoncello von Camille Saint-Saëns, Arie und Gavotte von S. Bach), den Violinisten Herrn Colyns aus Brüssel, die königliche Capellsängerin Fräulein Schmidtlein aus München, die ausgezeichnete Coloratursängerin Frau Dr. Peschka-Leutner, den eminenten Techniker im Violinspiel Herrn Isidor Lotto, die in jeder Beziehung mustergiltige Sängerin Frau Magdalene Kölle geb. Murjahn aus Carlsruhe (Recitativ und Arie aus Figaro's Hochzeit, Lieder von Schubert und Schumann), die von tüchtigem Talent zeugende, in der Durchführung aber nicht immer organisch gegliederte Concert-Ouverture von Richard Kleinmichel aus Hamburg, welcher die Leitung seines noch im Manuscript befindlichen Werkes selbst übernommen hatte, und das wunderbare Violinspiel des Herrn Emil Sauret aus London. Herr Emil Sauret ist ein Genie ersten Ranges in seinem Fache, dessen Kraft jedenfalls im Stande wäre nach jeder Richtung hin sich zur ersten Stelle emporzuschwingen. Bis jetzt hat dieser unvergleichliche Meister in der Technik hauptsächlich die Salonmusik cultivirt und in diesem Genre eine Virtuosität erlangt, vor welcher sogar die Fertigkeit Lotto's nicht Stand hält. Daß derselbe aber auch schon jetzt die Fähigkeit in sich trägt, Meisterwerke von ganz hervorragender Bedeutung in der schönsten und edelsten Form zu interpretiren, bewies der Vortrag des Concertes für Violine von Felix Mendelssohn-Bartholdy, welcher die Zuhörerschaft im höchsten Grade enthusiasmirte. Nur an einigen Stellen zeigte sich der jugendliche Uebermuth, welchen ihm aber Mendelssohn ganz sicherlich nicht übel genommen hätte; denn der Uebermuth verletzte niemals die Form, sondern fesselte sogar durch bezaubernde Eleganz. Faßt man die Leistungen des Gewandhausconcert-Instituts zusammen, so ergiebt sich für diese Saison ein sehr erfreuliches Resultat, welches die Zuhörer zum größten Dank verpflichten muß. Es kamen zu Gehör: 1) Werke für Chor, Solostimmen und Orchester. Mendelssohn's Musik zum Sommernachtstraum, Schumann's Scenen aus Goethe's Faust, Rubinstein's verlorenes Paradies, Verdi's Requiem und Beethoven's 9. Symphonie, deren Schlußsatz in diese Rubrik gehört. 2) Werke für Chor a capella. Chorlieder und Motetten von Schröter, Palästrina, Vittoria, Anerio, Corsi, Mozart, Mendelssohn und R. Volkmann. 3) Werke für Sologesang und Orchester, je 3 Arien von Mozart und Spohr, je 2 Arien von Haendel und Gluck, je eine Arie von Pergolese, Weber, Boieldieu, Rossini und Gounod. 4) Werke für Soloinstrumente und Orchester. Pianoforteconcerte je 1 von Mozart (B-dur Nr. 4), Mendelssohn (D-moll) und Hiller (As-dur), mithin eine zu geringe Vertretung dieser Musikgattung, obgleich man dabei in Anschlag zu bringen hat, daß in dem Orchesterpensionsfondconcert, wo auch das reizende Octett C-moll von Mozart und eine sehr feinsinnig gedachte trefflich durchgearbeitete Symphonie von H. Goetz zur Aufführung kam, Anton Rubinstein mit seiner bekannten genialen Vortragsweise Beethoven's G-dur-Concert zu Gehör brachte. 5) Concerte für Violine, je 1 von S. Bach, Beethoven, Spohr, Molique, Rode, Paganini, Mendelssohn. 6) Concerte für das Violoncello: je 1 von Molique, Schröder und Saint-Saëns. 7) Tripel-Concert von Beethoven. 8) Werke für Orchester allein, 18 Symphonien: 6 von Beethoven (Nr. 2, 3, 5, 7, 8, 9), 3 von R. Schumann Nr. 2, 3, 4 und dessen symphonisches Werk, Ouverture, Scherzo und Finale, 2 von Haydn Nr. 12 und 14, je 1 von Mozart, Schubert, Berlioz, Gade, Volkmann und Gernsheim; ferner eine Suite von S. Bach und drei Serenaden, je 1 von Jadassohn, Volkmann und Brahms, sodann 17 Ouverturen: 5 von Beethoven, 3 von Mendelssohn, 2 von Cherubini, je eine von Mozart, Spontini, Méhul, Schumann, Carl Reinecke (Dame Kobold), Böhme und Kleinmichel, endlich kurze Stücke von J. P. E. Hartmann, Rubinstein, Cherubini, Boccherini, Monsigny, Rameau.

Eine solche Stofffülle und eine so vielseitige Vertretung der verschiedenen Kunstrichtungen muß gewiß Jedem die höchste Achtung vor der Leipziger Leistungskraft im Concertwesen abnöthigen. Dieselbe ist aber bekanntlich mit den Darbietungen des Gewandhausconcert-Instituts bei Weitem

nicht erschöpft, sondern offenbart sich auch in den Concerten der Euterpe, des Riedel'schen Vereins und anderer Vereinigungen oft in sehr glänzender Weise. Auf die Thätigkeit dieser Vereine werde ich in meinem nächsten Bericht zu sprechen kommen, wo ich zugleich die Leistungen des Königlichen Conservatoriums auf Grund der Thatsachen näher zu beschreiben gedenke. Sodann wird es meine Pflicht sein, dem musikalischen Drama meine Aufmerksamkeit zu schenken und mich an den Erörterungen der Principien zu betheiligen, welche Richard Wagner in Bayreuth durch Aufführung seiner neuesten Schöpfungen zur Geltung bringen will.

---

* Deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen. Von Edmund Hoefer. Mit einem Titelstahlstich: „Die Poesie" nach Rafael gestochen von B. Froer. Stuttgart von A. Kröner. Edmund Hoefer ist bekannt als ebenso sinniger wie spannender Erzähler, dessen Art dem Frauencharakter vorzugsweise sympathisch ist. Bei seiner eingehenden Kenntniß unserer nationalen Literatur mußte er daher besonders geeignet sein zu deren Darstellung für das weibliche Geschlecht. Die Literatur der Literaturgeschichte ist zwar eine große und fast unabsehbare, die uns des Guten, ja des Besten in reichem Maße gebracht, wenn wir auch nicht in Abrede stellen wollen, daß das Mittelmäßige, Schwache, ja sogar Leichtfertige darin einen guten Theil einnimmt. Bei einer solchen Fülle, in der des Trefflichen nicht wenig ist, muß es ein gewagtes Unternehmen sein, mit einer neuen Arbeit der Art hervorzutreten. Hoefer konnte es wagen, denn sowol Kenntnisse, wie Urtheilskraft als auch die Darstellungsgabe befähigten ihn vor Vielen, in einem engen Rahmen eine dennoch möglichst vollständige und übersichtliche Geschichte unserer nationalen Literatur namentlich für deutsche Frauen zu schreiben. Um dieser schwierigen Aufgabe in allen Stücken gerecht zu werden, gehört neben der Bewältigung des massenhaften Stoffes auch eine künstlerische Gestaltungsgabe, die zugleich der Phrase abhold und in der Einschränkung und Entsagung Meister ist, denn unsere schöne Literatur ist zu reich und zu verführerisch, als daß es ein Leichtes wäre, sich Schranken aufzulegen. Bei den so gesteckten Grenzen ging nun die Absicht des Verfassers dahin, den Lesern und vorzüglich den Leserinnen zu ermöglichen, über die dürftigen, halbvergessenen Schulkenntnisse hinaus ein einigermaßen vollständiges und anschauliches Bild unserer deutschen Literatur zu gewinnen. Und zwar nicht im Spiel, so dennoch auch ohne allzugroße Mühe, ohne aufgehalten zu werden durch breite und genaue Ausführungen. Namentlich hat es der Verfasser vermieden, ausgedehnte historische, philosophische und ästhetische Deductionen zu geben. Vor allen Dingen kam es ihm darauf an, die einzelnen Perioden zu charakterisiren, die Uebergänge zu verdeutlichen, die fortschreitende Entwickelung darzulegen und endlich von den rasch einander folgenden Einzelerscheinungen die bedeutenderen so weit zu fixiren, daß sie den Lesern anschaulich und diese sich deren Einflusses, deren Werthes oder Unwerthes klar würden. Die Leser und Leserinnen sollten in den Stand gesetzt werden, ihre Neigung und Theilnahme mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit dem Einen noch herzlicher, dem Andern von neuem zuzuwenden, oder dem Dritten zu entziehen. All diesen Ansprüchen ist der Verfasser im vollsten Maße gerecht geworden, und wenn ihm die Ausführung auch nicht geringe Schwierigkeiten, nicht wenig Sorgen bereitet hat, so muß ihn das volle Gelingen für seine Mühen in reichem Maße entschädigen, denn was könnte uns mehr Befriedigung gewähren, als das Bewußtsein, daß dem guten Willen und der besten Absicht auch die That und das Vollbringen gleichkommt. Das Werk beginnt mit den ältesten Zeiten und endet in unseren Tagen, kein irgendwie bekannter Name ist ausgelassen, worüber ein ausführliches und zuverlässiges Register Aufschluß giebt. Die Ausstattung des Werkes ist eine dem Gegenstande würdige und macht der Verlagshandlung alle Ehre.

\# Die Macht des Persönlichen im Leben. Ein Vortrag von L. Wiese. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1876. 39 S. — Klar, edel und gedankenreich, wie alles, was Wiese schreibt, ist auch dieser im Saale des älteren evangelischen Vereinshauses in Berlin gehaltene und mit einigen Zusätzen der weiteren Oeffentlichkeit übergebene Vortrag. Aus der Fülle der Gedanken, die derselbe anregt, hebt sich als leitender der heraus, daß in dem christlichen Lebenskreise ohne den Glauben an einen persönlichen Gott, an einen persönlichen Christus auch keine kraftvolle, wirkungsfähige Persönlichkeit bestehen kann. Die eine bedingt die die andere. „Ist der Mensch ein Geschöpf, und ist es sein größter Vorzug vor allen anderen Geschöpfen, selbstbewußte Persönlichkeit zu sein, so muß nothwendig der Schöpfer diese Eigenschaft, die er an anderen gewollt hat, im vollkommensten Grade an sich selbst tragen." Großes Gewicht legt Wiese auf den Unterschied zwischen Individuum und Person. Die Individualität ist die natürliche Basis der Persönlichkeit. An dem Begriffe des Individuum haftet etwas Negatives, die Isolirung, der Gegensatz zur Gemeinschaft; zum Begriffe der Person gehört dagegen Selbstbewußtsein, ein Ich — daher auch ein Du, was auf die Gemeinschaft hinweist, welche das Persönliche zur Entwickelung und Bethätigung seines Wesens bedarf. Man kann jetzt vielfach hören und lesen, das Wirken der Persönlichkeit in der Menschheit sei vorüber, an ihre Stelle sei die Genossenschaft, der Verein getreten. Dieser traurigen Lehre, die zwölf Einzelwesen umbringt, um daraus ein lebendiges Dutzend zu machen, stellt unser Verf. die Wahrheit entgegen, daß unserem vielfach zerrütteten Volksleben Rettung und Heil nur durch gottgesendete Personen zu Theil werden kann!

Bopp-Stiftung. Zum 16. Mai, als dem Jahrestage dieser nunmehr gerade schon zehn Jahre bestehenden Stiftung, ist auf den Vorschlag der vorberathenden Commission durch Beschluß der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin der zur Disposition stehende Zinsertrag des vorigen Jahres (450 Thaler) gemäß §. 1 des Statuts dem Professor extr. Dr. Aug. Fick in Göttingen in Anerkennung und zur Unterstützung seiner wissenschaftlichen Unternehmungen zuerkannt worden. — Professor Fick hat durch sein „Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen" (seit 1868 in drei Auflagen), welches nach einem großen Plane angelegt ist, und eine Fülle von neuen, zum Theil sehr scharfsinnigen und höchst beachtenswerthen Combinationen enthält, sich erhebliche Verdienste um die hier in Frage stehenden Studien erworben. An der jetzt innerhalb derselben lebhaft geführten Discussion über den sogenannten „Stammbaum" der indogermanischen Sprachen hat er sich durch seine Schrift: „die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas" (1873) mit Geschick betheiligt. In seiner Schrift „über die griechischen Personennamen" (1874) wies er nach, daß ein großer Theil der Personennamen sämmtlicher indogermanischer Sprachen, mit Ausnahme der lateinischen, zusammengesetzt sei, was bisher nur von den germanischen bestimmter beobachtet war, und daß namentlich im Griechischen eine besondere, aber höchst mannigfache Art der Abkürzung sich ausbildete, durch welche erst nach und nach kürzere Formen, z. B. *Ζεῦξις* volleren (Vollnamen) wie *Ζεύξιππος*, *Ζευξίδαμος* zur Seite treten. Neben großem Fleiße, selbständiger Forschung, glücklicher Combinationsgabe zeigen nun freilich Fick's Arbeiten auch manche Mängel, welche hauptsächlich auf ein zu hastiges Durchpflügen ungeheurer Arbeitsfelder hinauslaufen. Ein eigentlicher Preis konnte ihm somit nicht ertheilt werden; in Anerkennung der hohen Verdienstlichkeit derselben beschloß indessen die Akademie,

ihm den ganzen zu ihrer Verfügung stehenden Jahresertrag der Stiftung ungetheilt zuzuweisen.

Die Boppstiftung, im Jahre 1866 gegründet, hat während ihres nunmehr also zehnjährigen Bestehens bereits eine ausgedehnte Wirksamkeit entfaltet. Dem Statut nach ist der jährliche Ertrag derselben, zunächst auf zwei Raten von 300 ℳ und 150 ℳ abgerundet, die jedoch auch (wie eben in diesem Jahre wieder) zusammen verliehen werden können, dazu bestimmt, alljährlich am 16. Mai — als an dem Tage, von welchem die Vorrede zu Bopp's 1816 erschienenen „Conjugations-System des Sanskrit . . .“ datirt, in welchem Werke Bopp eben bereits die Grundlinien zu dem später von ihm errichteten Gebäude der „Vergleichenden Grammatik“ der indogermanischen Sprachen gezogen hat — entweder 1) zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, weß Landes immer, der seine Studien auf der Universität bereits vollendet hat, behufs der Fortsetzung derselben, wo es auch sei, oder 2) zu Preisen für vorliegende wissenschaftliche Leistungen oder zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen verwendet zu werden, beides unter Beschränkung auf das von Bopp erschlossene Gebiet der Sanskrit-Philologie sowie der vergleichenden Sprachforschung, namentlich innerhalb des indogermanischen Völkerkreises.

Im Jahre 1867 fand noch keine Verleihung statt; — 1868 traf dieselbe den cand. phil. Siecke, der Bopp in den letzten Jahren seines Lebens bei den Correcturen seiner Werke treu zur Seite gestanden und den Bopp's eigener noch vor seinem Tode ausgesprochener Wunsch dafür designirt hatte; — 1869 ward die erste Rate als Preis verliehen, an Dr. Herm. Ebel in Schneidemühl, der später Bopp's Nachfolger ward (leider schon im August 1875 starb) für seine zweite Ausgabe von Zeuss grammatica celtica, die zweite Rate an Dr. A. Leskien in Göttingen zur Fortsetzung seiner Studien auf slavischem Gebiete; — 1870 erhielt Prof. Whitney in New-Haven, Nordamerika, die erste Rate als Preis für seine Bearbeitung des Toittiriya Pratiçakhya, und Dr. Wilh. Thomsen in Kopenhagen die zweite Rate, ebenfalls als Preis für seine Schrift über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen; — 1871 wurde die erste Rate dem herzogl. sächs. Bibliothekar Dr. W. Pertsch in Gotha zuerkannt, als Unterstützung seiner Arbeiten zur Catalogisirung einer ziemlich umfangreichen Sammlung indischer Münzen, welche im Sommer 1870 von Professor G. Bühler in Bombay dem Münzcabinet der Berliner Königl. Museen zum Geschenk gemacht worden war; die zweite Rate ward dem Professor B. Delbrück in Jena, zur Förderung seiner Studien auf dem Gebiete der Syntax des Sanskrit und der verwandten Sprachen überwiesen; — 1872 erhielt Dr. R. Pischel aus Breslau beide Raten als Beihilfe zur einer Reise nach England behufs Collationirung der dortigen Handschriften der dramatischen Werke Kalidasa's; — 1873 wurden ebenfalls beide Raten als Reisestipendium verliehen, an Dr. Cappeller in Jena, zur Unterstützung einer Reise desselben zur Collationirung Londoner Handschriften des Dramas Ratna-vali; — 1874 erhielt Professor G. J. Ascoli in Mailand beide Raten als Preis für seine „Saggi Ladini“, eine vergleichende Lautlehre der rhaetoromanischen (und der lombardischen und venetianischen) Mundarten, welche nahezu den ganzen ersten Band seines: „archivio glottologico italiano“ bildet; — 1875 ward die erste Rate an Dr. R. Pischel in Breslau zur weiteren Unterstützung seiner kritischen Forschungen über die Dramen Kalidasa's, die zweite Rate an Dr. H. Hübschmann in Leipzig in Anerkennung und zur Förderung seiner iranischen Studien verliehen.

Bewerbungen und Vorschläge müssen bis zum 1. Februar des Jahres, an dessen 16. Mai die Verleihung erfolgen soll, an die Königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin gerichtet werden, welche dieselben einer vorberathenden Commission (zur Zeit bestehend aus den Herren Lepsius, Kuhn, Steinthal, Weber) übergiebt. Die Entscheidung ist an die eingegangenen Anträge in keiner Weise gebunden.

Altes Theater. In der Person des Herrn Max Löwenfeld ließ sich kürzlich ein Nachahmer „deutscher Schauspielergrößen“ sehen. Sintemalen auch Herr Haase zu diesen „Größen“ gehört, so wurde sein Schatten ebenfalls durch Herrn Löwenfeld auf die Bühne gebracht und zwar mit der fröhlichen Erlaubniß des Originals. Das Letztere war eigentlich das Wunderlichste bei der ganzen Komödie. Allerdings befanden sich unter den copirten Schauspielergrößen noch Dessoir, Davison und Döring, aber ob diese auch damit einverstanden gewesen wären? Gewiß nicht, denn die Heiterkeit der ihnen heilig gewesenen Kunst hat mit üblen Späßen ein Ende. Möge Herr Löwenfeld immerhin von der traurigen Einbildung befangen sein, jene verehrungswürdigen Meister der deutschen Schaubühne hätten gewissermaßen nur eine Künstlerlivrée getragen, welche er nach Belieben an- und ausziehen könne, um das Original vorzustellen; diese Einbildung möge er, wie gesagt, immerhin haben. Aber wie kann Herr Haase, welcher doch selbst zu den Größen der Darstellungskunst zählen will, einem so unglücklichen Wahne noch Vorschub leisten? Eine schwer zu beantwortende Frage. Es ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Entweihung der ganzen Schauspielerkunst, wenn man diese für eine bloße Spielerei ausgeben will. Und das geschieht unbedingt durch eine von der theatralischen Gerichtsbarkeit gebilligte Nachäffung deutscher Schauspielergrößen. Muß denn erst daran erinnert werden, daß uns die darstellende Kunst den verkleideten Schauspieler selbst vergessen machen soll? Kann sie nicht einzig und allein durch den lebendig in uns erregten Glauben an die Existenz der dargestellten Personen den glücklichen Schein unbelauschter Natürlichkeit hervorbringen? Wer beispielsweise Richard III. von dem alten Dessoir mit seiner Naturgewalt der Töne jemals verkörpern sah, der hat unmöglich an die Person des Darstellers denken können. Und wie grenzenlos abgeschmackt erscheint es nun, wenn eines Tages ein Mann daherspaziert, welcher durch die Nachäffung gewisser Einzelmomente beweisen möchte, daß hinter jenem Richard nur ein verkleideter, mit Manieren behafteter Schauspieler gesteckt habe. Was ist das anders als ein Versuch, die durch den Geist reproducirte Wirklichkeit eines Künstlers aufzuheben und zu vernichten? Also eine beabsichtigte Zerstörung dessen, was die Schauspielkunst im eigentlichen Sinne anzustreben hat. In einem Widerstreit mit der Kunst ist aber noch Niemand siegreich gewesen, so viel Vergnügen auch dies Schauspiel dem großen Haufen gewähren mag, welcher die Spiegelfechterei nicht bemerkt. Er sieht es natürlich nicht, daß die nachgepinselte Originalgröße eben nur eine Pinselei ist, folglich das Gegentheil einer Schöpfung, welche ihrer Ursprünglichkeit halber unnachahmlich bleibt. Das Gemachte läßt sich allerdings nachmachen, darf aber um so weniger nachgemacht werden, als sonst die Kunst noch unter das Handwerk herabsinkt. Es sind immer nur gewisse Manieren, die der Nachahmung einen Anhalt bieten, und auch ein hervorragender Künstler kann einzelne mit seinem Wesen verwachsene Manieren haben. Aber welche Unnatur ist die Nachahmung derselben, wo sie in ihrer ganzen Aeußerlichkeit erscheinen. Um uns diese Unnatur leibhaft vor Augen zu bringen, ließ man wol Herrn Löwenfeld gastiren. Der dem Herrn Haase nachgespielte Sir Bernhard Harleigh in dem Irrenhausstück „Sie ist wahnsinnig“ erregte übrigens insbesondere den Jubel der Zuschauer, welche die Nachahmung der Nachahmung eines Wahnsinnigen von Haase wie eine schauspielerische Großthat durch einen vierfachen Hervorruf des Herrn Löwenfeld zu belohnen suchten. Das ist der Humor vom Ganzen. Dr. Wilh. Buchholz.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 40. Donnerstag, den 18. Mai. 1876.

Römische Briefe.

II.

(Fortsetzung.)

Doch lassen wir jetzt die moderne haute volée und gehen zu einem anderen Element des socialen Lebens über, zu dem Beamtenthum, das verhältnißmäßig wol nirgends so zahlreich ist wie hier. Das liegt in der Natur der Sache. 99% der Italianissimi erblicken in dieser Eigenschaft eine Berechtigung auf eine staatliche Versorgung, wobei weniger auf viel Arbeit als auf hohen Gehalt gesehen wird. Dann liegt, nebenbei gesagt, ein Hauptgrund, warum jede noch so liberale Regierung hier eine noch liberalere Opposition finden wird, weil es keiner solchen Regierung wird möglich sein, alle Aspiranten mit Staatsstellen zu versorgen und die Unversorgten werden die Versorgten stets bekämpfen und über Consorterie und Nepotismus schreien. Sei es nun, um recht viele zu versorgen, oder weil die Versorgten, wie schon bemerkt, mehr auf Gehalt als auf Arbeit sehen, ist hier die Arbeitstheilung in der Staats- und Communalmaschine so auf die Spitze getrieben, daß die Arbeit, die in Deutschland ein Regierungsreferendar allein macht, hier einen Sectionschef mit allermindestens einem Dutzend Unterbeamten, ich will nicht sagen beschäftigt, sondern mit Aemtern und Einkommen von 1—3000 Franken jährlich versieht. Damit diese heute nicht zu sehr angestrengt werden, so werden ihnen dann gewöhnlich noch 4—6 Aushilfsbeamten, sog. Extraordinaire, beigegeben. Es wird dies nun Ihren verehrten Lesern kaum möglich erscheinen und doch ist es reine Wahrheit, nicht im Geringsten übertrieben. Wir wollen auch die Sache sofort begreiflich machen durch Folgendes: Einmal sind die amtlichen Bureaustunden in ganz Italien im Winter auf 4, im Sommer auf 3½ täglich festgesetzt und werden diese, je nach der Jahreszeit, auf Vor- oder Nachmittag vertheilt. Es ist also damit amtlich die Arbeitszeit schon mindestens auf die Hälfte dessen reducirt, was man in Deutschland von einem Beamten fordert. Dann aber wird auch diese Hälfte durch den Usus noch bedeutend abgekürzt. Vor Allem wird eine Art von „akademischem Viertel“ nicht innegehalten, sondern auch noch je nach den Rangstufen zur halben Stunde bis drei Viertel ausgedehnt. Von dem reinen Viertel macht schon der Bureaudiener vollständigen Gebrauch, infolge dessen kommen die Extraordinairen schon etwas später und so geht es weiter bis zum Bureauchef. Sind sie aber nun endlich da, so muß man deshalb noch lange nicht glauben, daß sie auch arbeiten. Der Tag hat bekanntlich auch hier 24 Stunden, kaum drei davon verbringen sie auf dem Bureau, die übrigen 21 wollen auch todtgeschlagen sein; verschlafen kann man sie nicht alle, so kommt es denn, daß man während dieser Zeit viel erfährt und erlebt; das müssen sich die Herren vor Allem gegenseitig mittheilen und verabreden, wo und wie man die kommenden freien Stunden wieder verbringen könne ꝛc., auch werden auf den meisten Bureaux auf Staatskosten Journale gehalten, die wollen auch gelesen sein, und endlich erfordert die gute Sitte, daß man auch einen bedeutenden Theil der Zeit auf das Putzen der Fingernägel verwende, denn wie in so mancher anderen Beziehung die moderne Zeit bemüht ist, im Menschen die Bestie wieder mehr und mehr zur Herrschaft zu bringen, so gehört es ja auch zum guten Ton, daß die Fingernägel Form und Farbe von Tigerkrallen annehmen, als ehrenvolles Zeichen, daß man zu leben versteht, ohne zu arbeiten; freilich auch vom Raube, wie der Tiger, insoweit sind diese langen Fingernägel als Symbol des Begriffes, den sie darstellen sollen, vollkommen richtig gewählt, sie greifen auch tief in den Nacken des Steuerzahlers ein; davon kann das heutige Rom viel erzählen. So vergehen bei diesen Beamten die Bureaustunden, und wenn es hoch kommt, füllt einer täglich ca. 2—3 Formulare aus, die Hauptarbeit machen die Extraordinairen bei einem Gehalt von 60—100 Franken monatlich, bei dem Course des hiesigen Papiergeldes also ca. 45—70 Mark. Jetzt wird der verehrte Leser die Sache wol begreiflich finden und uns glauben, daß in Deutschland ein Referendar mehr leistet als hier ein Dutzend Beamte, die nach unseren Begriffen gut bezahlt sind, nach ihren Begriffen jedoch noch lange nicht gut genug, denn nach diesen Begriffen, die man eine negative Nationalökonomie nennen könnte, müßte eigentlich der Gehalt nicht nach der Arbeit, sondern nach der freien Zeit bemessen werden, so daß er mit dieser steigt oder fällt, denn, sagen sie, die Hauptsache ist, daß wir die freie Zeit würdig ausfüllen, und das kostet viel Geld, dazu reicht unser jetziger Gehalt nicht. Hier fällt man leicht in Versuchung, aus dieser ganzen Einrichtung weitere Consequenzen zu ziehen; doch müßte man damit unwillkürlich auf das Gebiet der Politik übergreifen und diese wollen wir einstweilen lieber bei Seite lassen und uns mit den socialen Erscheinungen, die daraus hervorgehen, begnügen. Eine der hervorragendsten davon ist die, daß dieses Beamtenheer ein großes Contingent zu jenen Pflastertretern liefert, die wir schon mehrmals erwähnt haben, besonders aber bei der Beschreibung des Corsotreibens, denn einmal haben die wenigsten überhaupt Neigung, mehr als das absolut Nothwendige zu arbeiten, dann aber selbst, wo diese etwa noch vorhanden wäre, ist ihr von der Regierung selbst ein Riegel vorgeschoben, indem das Dienstreglement den Beamten bei sofortiger Entlassung verbietet, außer dem Amt noch irgend einer Erwerbsthätigkeit obzuliegen. Dieses Verbot trifft nun hauptsächlich die niederen Beamten mit kleinem Gehalt, da sie natürlich eine dem entsprechende Stellung mit wenig Einfluß innehaben, somit auch nicht auf Nebeneinnahmen aus der amtlichen Stellung selbst rechnen können, wie man das sonst in Italien gewohnt ist. Die höheren Beamten dagegen mit ohnehin größerem Gehalt und einflußreicheren Stellungen drückt jenes Verbot durchaus nicht, denn es ist ja keine Erwerbs-Thätigkeit, wenn sie sich als Verwaltungsräthe, Aufsichtsräthe ꝛc. bei dieser oder

jener Eisenbahn, Bank oder Industriegesellschaft eine hübsche Tantième bezahlen lassen. Was soll nun aber der niedere Beamte mit seiner vielen freien Zeit anfangen? Zu lernen braucht er ja nichts mehr, dafür hat er ein Amt, noblen Passionen zu fröhnen gestattet ihm sein kleiner Gehalt nicht und so ist denn sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, stets einen feinen stutzerhaften Anzug zu besitzen und mit diesem an allen Vergnügungsorten zu erscheinen, namentlich aber zur Corsozeit auf dem Corso und Pincio zu flaniren. Dieser Liebe zum äußeren Schein wird der innere Mensch, ebenso in physischer wie in moralischer Beziehung geopfert. Denn diese glänzenden Erscheinungen auf dem Corso verziehen sich nachher zu $^{9}/_{10}$ in abgelegene Gäßchen und befriedigen ihren Magen in jenen Trattorien, die aus irgend einem dunkeln Gewölbe Küche und Keller, Vorrathskammer und Speisesaal zugleich bilden. Da wird für 60—70 Pfennige der Magen mit Speisen und Wein gefüllt. Die Hauptrolle spielen dabei Brod und Tunke und der Wein, der schließlich ebenfalls noch als Tunke dient, wenn die andere nicht für alles Brod reicht, der Wein ist eben, Dank der gesegneten Erde Italiens, trotz allen Steuern nach unseren Begriffen immer noch sehr billig, für 15 Pfennige erhält man einen halben Liter ganz guten Tischwein. Das ist das Leben des unverheiratheten niederen Beamten; der verheirathete macht es nicht viel anders, anstatt in der Trattoria speist dieser eben womöglich noch magerer zu Hause, denn bei diesem muß auch noch für Frau und Kind der äußere Schein gewahrt werden. Das schreckt natürlich die meisten vor dem Heirathen zurück, bis sie als halbe Greise in irgend eine höhere Stelle vorgerückt sind und dann entsprechend ihrem größern Gehalt auch auf eine Partie mit größerer Mitgift rechnen können. Aus diesen bildet sich der solide Mittelstand des Beamtenthums, der je nach den persönlichen Verhältnissen ein glückliches oder unglückliches Familienleben führt. Wem aber der große Wurf gelungen, eines Ministers Freund zu sein, mit andern Worten, eine hohe Stellung im Staatsdienste zu bekleiden, der sieht seine Hauptaufgabe darin, nach Oben das „Räuspern und das Spucken abzugucken", nach Unten aber jene vornehme Verachtung zu zeigen, die den Parvenu überall kennzeichnet. Das ist das sociale Leben des heutigen römischen Beamtenthums, aus diesem läßt sich manche absonderliche politische Erscheinung erklären; doch hier wollen wir, wie gesagt, die Politik bei Seite lassen.

Die Gerechtigkeit erfordert, daß wir eine Kategorie von der vorstehenden Beurtheilung des Beamtenthums im Allgemeinen ausnehmen, und diese Kategorie bilden die Postbeamten aller Grade. Diese müssen hier nicht nur ebenso viel arbeiten, wie in Deutschland, sondern noch mehr, denn hier steht die ganze Maschinerie dem Publicum von früh 8 Uhr bis Abends 9 Uhr (Sommer und Winter) zur Verfügung, einzelne Zweige früher sogar bis 10 Uhr, z. B. die Schalter, wo man die Briefe erheben kann; da es sich jedoch herausgestellt hat, daß von 9½—10 Uhr höchst selten noch Jemand einen Brief erheben will, so hat der Director den Beamten diese halbe Stunde geschenkt, so daß sie jetzt um 9½ Uhr schließen dürfen. Aber, wie gesagt, bis 9 Uhr sind alle Schalter offen, bis dahin kann man Einschreibe-, Werthbriefe und Postanweisungen aufgeben, Briefe und Gelder erheben. Was sagen die deutschen Collegen dazu? Ja noch mehr. Um 7 Uhr Abends kommt die letzte Post aus dem Süden und um halb acht Uhr wird diese von den Briefträgern noch ausgetragen und zwar ebenfalls Sommer und Winter. Bei alledem aber habe ich nirgends höflichere und zuvorkommendere Beamte gefunden, als diese Leute hier; um dieses richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß Rom namentlich im Winter von Fremden aus allen Welttheilen wimmelt, von denen gar Viele von der italienischen Sprache nichts verstehen und höchstens etwas „Frangsee" radebrechen, und da werden gar oft wunderliche Ansinnen an die Postbeamten gestellt. Man sollte nun denken, in einem Lande, wo das Nichtsthun so gut bezahlt wird, wie wir es bei den Ministeralbeamten gesehen haben, müßten diese Beamten, die arbeiten, viel arbeiten müssen, glänzende Gehalte beziehen; weit gefehlt, sie sind im Durchschnitt schlechter bezahlt als jene, schlechter als wol irgend in einem andern Lande. Wie die moderne Staatswirthschaft in Italien überhaupt in so vielfacher Hinsicht eine eigenthümliche Auffassung der ökonomischen Gesetze an den Tag legt, so geschieht es auch mit der Sparsamkeit bei der Postverwaltung; hier wird gespart, und dort wird es zum Fenster hinausgeworfen. Hier nur ein Beispiel. Die Briefträger müssen hier alles Auszutragende für die ganze Stadt auf dem Hauptpostamte in Empfang nehmen. Nun denke man sich die Ausdehnung der Stadt ungefähr dem Terrain entsprechend, das zwischen Anger und Plagwitz, Connewitz und Eutritzsch liegt; früher trug man diesem Umstande Rechnung und ließ die armen Merkure mit ihrer Bürde durch Omnibusse nach allen vier Himmelsrichtungen nach den entfernteren Straßen und Stadttheilen fahren, da kam die moderne Staatsweisheit mit ihrer so viel gerühmten Humanität auf die Idee, daß die verschiedenen Tausend Franken, welche der Unterhalt dieser Omnibusse dem Staat jährlich kostet, eigentlich gespart werden könnten, wenn man die Briefträger zu Fuße gehen ließ. Gedacht gethan, alsbald waren die Omnibusse abgeschafft und die armen Postboten müssen nun fünfmal täglich bis in die entferntesten Straßen zu Fuße hin und her, beim Ausgehen oft beladen wie Saumthiere, was daher kommt, daß in Italien Zeitungen und Bücher fast ausschließlich unter Kreuzband versandt werden. Ein Glück ist für die Leute, daß ihnen wenigstens die Gutmüthigkeit des Volkes zu Hilfe kommt. Die Art und Weise, wie sich dieselbe äußert, dürfte auch anderswo beherzigt und zur Nachahmung empfohlen werden: sie besteht darin, daß man den Briefträgern nicht zumuthet, wegen eines Briefes oder einer Zeitung 4—5 Treppen hoch zu steigen, sondern in den Häusern, in denen kein Portier die Briefe für sämmtliche Hausbewohner in Empfang nimmt, ist im Hausflur oder im Hofe ein Klingelzug für jedes Stockwerk angebracht, und der Briefträger zieht nur die Klingel für das Stockwerk, für das er etwas abzugeben hat; daraufhin erscheint unter dem betreffenden Fenster oder wo es das Treppenhaus erlaubt, auf der Treppe ein dienstbarer Geist und läßt ein Körbchen, an einer Schnur befestigt, herab; dahinein legt der Briefträger die abzugebenden Gegenstände und zieht wieder ab. Es ist dies ein so einfaches Manöver und für den armen abgehetzten Postboten doch eine so unendliche Wohlthat, daß man diese Einrichtung in allen großen Städten mit hohen Häusern obligatorisch machen sollte. Eine Ausnahme bilden natürlich recommandirte und versicherte Briefe, für die man quittiren muß; aber die sind ja in Privathäusern selten, und Geschäftsbriefe hat man so hoch oben wol nirgends abzugeben, als in Leipzig während der Messe.

Die Secretaire und höheren Beamten haben hier jährlich 20, die Briefträger und Sortirer ꝛc. 10 Tage freie Zeit, die sie nach ihrem Belieben auf einmal oder auf verschiedene Male vertheilt genießen können, die ganze übrige Zeit des Jahres aber müssen sie Tag für Tag dieselben Stunden im Dienste stehen. Es wird daher dem verehrten Leser sehr einleuchtend sein, wenn wir sagen, daß sich nicht der zehnte Theil so viele Aspiranten für das Postfach melden, wie für die übrigen Administrationsämter.

Eine ganz eigenthümliche Stellung im socialen Leben, vor Allem ganz verschieden von deutschen Verhältnissen, nimmt hier der Officierstand ein, und da es sich ebenfalls um eine Art Beamte handelt, wollen wir gleich hier diese Stellung etwas näher betrachten. Im Dienste ist der Officier hier wie dort ganz und voll Soldat; aber außer demselben fühlt

er sich hier ebenso Bürger seines Landes, wie jeder andere, und lebt in und mit dem besseren Bürgerstande als seinesgleichen. Dafür ist allerdings das Officierspatent hier noch kein passe-partout für die höheren Gesellschaftskreise; diese bleiben ihm vielmehr, wie jedem anderen Sterblichen, verschlossen, wenn ihm nicht Rang, Geburt oder besondere Glücksumstände dieselben erschließen. Sein Leben gleicht daher außerhalb der Dienstzeit, je nach den verschiedenen Rangstufen, sehr demjenigen des Civilbeamten. Doch der Officier hat hier mehr und anstrengendere Dienstzeit als der Civilbeamte, dafür ist er auch wie billig etwas besser bezahlt, seine Uniform ist auch sein Ehrenkleid und schützt ihn vor der Versuchung, den Modegeck zu spielen, wie wir es bei den Civilbeamten gesehen; dafür kann er seinen Leib besser pflegen als jener und auch in dieser Beziehung seine Standesehre wahren; er lebt daher gut bürgerlich, soweit er blos auf seinen Officiergehalt angewiesen ist, und das sind hier die meisten. Der Umstand, daß er in und mit dem bessern Bürgerstande lebt und quasi verwachsen ist, bewahrt ihn auch vor Anforderungen, die über seine pecuniairen Kräfte gehen, und das hat die guten Folgen, daß man hier keine Idee hat von jenem schändlichen Gewerbe, das auf den Leichtsinn und die Unerfahrenheit der Jugend speculirt und mit dem Ehrgefühl Schacher treibt, jenes Gewerbe mit den sog. Officierswechseln. Wo man hier an öffentlichen Orten den besser situirten Bürgerstand verkehren sieht, in den feinern Cafés und Restaurants, da findet man auch überall Officiere vom Secondelieutenant bis zum Oberst, höhere Chargen allerdings nicht. Für den Fremden, der an solchen Orten verkehrt, wie z. B. im Café del Parlamento am Corso in unmittelbarer Nähe der Piazza Colonna, ist der Officier der beste Gesellschafter, denn mit der Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit des Italieners überhaupt verbindet er auch eine viel höhere Bildung als die meisten der bürgerlichen Modegecken, die an solchen Orten verkehren. Die meisten der Officiere sprechen geläufig französisch, viele auch, namentlich Ober- und Mittelitaliener, ganz gut deutsch. Auch läuft man bei den Officieren nicht Gefahr, daß sie etwa Germania mit Jamaica verwechseln, wie es uns mit einem feinen Stutzer ergangen war, der uns nach dem Lande unserer Herkunft frug und auf die Antwort „Germania" mit wichtiger Miene bemerkte: „Ah! dort wo der beste Rhum wächst!" Die Officiere bilden hier überhaupt, was die allgemeine Bildung anbelangt, den gebildetsten Stand. Ehre, wem Ehre gebührt. Das Verhältniß der Officiere zu dem Bürgerstande übt natürlich auch seinen Einfluß nach unten. Wo der erstere sich für etwas Besseres hält als den gewöhnlichen Menschen, da ahmt ihn auch der Unterofficier und selbst der Soldat nach. Wie viele blutige Raufereien entstehen nicht einzig aus diesem Grunde; auch davon weiß man hier nichts. Unterofficiere und Soldaten sind überall im Volke beliebt und gern gesehen bei Spiel und Tanz, bei allen Volksbelustigungen. Die Disciplin bietet dem Wirthe die Gewißheit, daß er an den Soldaten in seinem Locale eine feste Stütze hat für den Fall, daß etwa unter den Civilisten Streitigkeiten entstehen, die bei dem ungebändigten italienischen Blute sehr schnell einen gefährlichen Charakter annehmen. Da ist es der Soldat, der sofort vermittelnd und bändigend eintritt, und durch seine allgemeine Beliebtheit gelingt es ihm auch meistens schon vermittelnd, die Streitigkeiten zu schlichten. So gewinnt der Soldat hier eine ganz andere Bedeutung im socialen Leben, als in manchen andern Ländern und zwar nicht zu seinem Nachtheil. Selbst bei dem Carneval betheiligen sich Soldaten, Unterofficiere und auch Officiere. Bei dem diesjährigen Carneval in Neapel z. B. bildeten die Officiere den Glanzpunkt desselben und hier in Rom hatten die vereinigten Unterofficiere des 62. Regiments bei den Maskenzügen auf dem Corso eine symbolische Gruppe gebildet, die von der Jury den zweiten Preis, 500 Frs. in Baar, davon trug. Anstatt nun diese 500 Frs. zu einem lustigen Gelage zu verwenden, verzichteten sie einfach darauf und zwar zu Gunsten der — — Kleinkinderbewahranstalt.

(Schluß folgt.)

---

* **Die neue Zeit. Freie Hefte für vereinte Höherbildung der Wissenschaft und des Lebens im Geiste des Philosophencongresses den Gebildeten aller Stände gewidmet. Dritter Band. Herausgegeben von Dr. Hermann Freiherrn von Leonhardi**, ord. öffentl. Professor an der Prager Universität. Prag 1874. Verlag von F. Tempsky. — Wir haben schon früher einmal bei Gelegenheit der Besprechung der gerade für unsere Zeit so beachtenswerthen Aufsätze von dem jüngst verstorbenen Professor Ahrens: „Die Abwege der neueren deutschen Geistesentwickelung" vorübergehend der obengenannten von dem nunmehr auch verstorbenen Freiherrn von Leonhardi herausgegebenen Zeitschrift gedacht. In drei Bänden liegt dieselbe jetzt vor uns, während der vierte seiner baldigen Vollendung entgegen geht, wenn ein Ersatz für den die Seele des Ganzen bildenden Herausgeber gefunden wird. Bei der Tendenz des Unternehmens dürfte es wol angemessen sein, einmal wieder die Aufmerksamkeit auf dasselbe zu lenken, indem es gerade mit Vorliebe den Gebrechen unserer Zeit seine Beachtung schenkt und bestrebt ist, Abwehr gegen dieselben zu schaffen. Allgemein ausgedrückt hat sich der Herausgeber bei Gründung des Unternehmens die Aufgabe gestellt, das Verständniß der Wissenschaft in größerem Kreise als bisher zu fördern und die verschiedenen philosophischen Richtungen zu einem fruchtbaren Zusammenwirken anzuregen. Dieser Gedanke, sagt der Herausgeber, ist von mancher Seite, gelinde ausgedrückt, in nicht entgegenkommender Weise aufgenommen, auch wol vollständig gleichgiltig betrachtet worden. Das ist aber bei allen denjenigen Ideen anfangs der Fall gewesen, welche später, oft viel später erst, Eingang und allseitige Theilnahme fanden. Die biblische Bezeichnung: „den Einen ein Aergerniß, den Andern eine Thorheit" wird man zwar zu erhaben halten für die Sache, welcher „die neue Zeit" dienen soll, immerhin ist sie auch dafür anwendbar, weil doch auch hier ein allgemein menschliches Liebeswerk, die Hebung des menschlichen Geistes durch Erweckung zum Gebrauch seiner ihm von Gott verliehenen Vernunft, angestrebt wird. Mit der Absicht, die philosophischen Ideen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen und ein denkendes, besonders richtig denkendes Geschlecht zu erziehen, das die Verhältnisse von Staat und Gesellschaft nach ihrem wahren Wesen zu würdigen versteht, versucht „die neue Zeit" auch eine methodische Anbahnung zu einer allmäligen Verständigung der im Leben sich bekämpfenden Parteien. Nicht polemische Zwecke sind es sonach, welche die Zeitschrift verfolgt, sondern die Gegensätze versöhnende. Es würde uns zu weit führen, aus dem reichen und mannigfaltigen Inhalte der uns vorliegenden drei ersten Jahrgänge auch nur eine Uebersicht des Gebotenen zu geben, und müssen wir uns begnügen, auf das Unternehmen und namentlich auf dessen gerade in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen zu schätzende Tendenz hingewiesen zu haben, denn nicht genug können die Bestrebungen unterstützt und gefördert werden, welche darauf ausgehen, den Sinn für die idealen Güter der Menschheit zu heben.

— Von den bereits nach dem Erscheinen des ersten Heftes von uns ausführlich besprochenen (vergl. Nr. 96 der Wissenschaftlichen Beilage der L. Z., Jahrg. 1874) „**Beiträgen zur Geschichte des Geschlechtes von Nostitz**" (Bautzen, Weller'sche Buchhandlung) ist nunmehr ein zweites Heft zur Ausgabe gelangt, in welchem der Herausgeber, Herr G. A. v. N. u. J., interessante Details zur Geschichte der

Besitz- und Vermögensverhältnisse seiner Familie in Monographien behandelt hat. Eine „Zusammenstellung der jetzt lebenden Vettern“ giebt nicht allein ein Verzeichniß sämmtlicher derzeit am Leben befindlicher Mitglieder des edlen Geschlechtes derer von Nostitz, sondern zugleich in einer sorgfältig ausgearbeiteten Stammtafel die nöthigen Aufschlüsse über die verschiedenen Stammesauszweigungen. Hiernach existiren zur Zeit noch zwei Hauptlinien, der Rothenburger und der Ullersdorfer Stamm, welcher letztere wieder in mehrere Unterlinien zerfällt, deren Auszweigungen zum Theil ebenfalls bereits Jahrhunderte weit zurückliegen. Eine dritte Hauptlinie, der Unwürder Stamm, ist mit dem im Jahre 1821 verstorbenen Kammerherrn Johann Carl Adolf von Nostitz auf Ullersdorf erloschen. Wer selbst in Familiengeschichten gearbeitet hat, wird die von dem Herausgeber bei dieser Arbeit aufgewandte Mühe zu würdigen verstehen. Das Geschlecht derer von Nostitz ist nach dem vom Herausgeber gegebenen Verzeichnisse dermalen vorzugsweise in Sachsen vertreten, woselbst auch der der Familie angehörige Grundbesitz hauptsächlich gelegen ist.

— Der im December 1872 von mehreren Freunden städtischer Geschichte in Chemnitz gegründete „Verein für Chemnitzer Geschichte“ hat seine Publicationen mit einem 240 S. 8. starken Hefte „Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte“, I. Jahrbuch für 1873—75 (Chemnitz im Commissionsverlag von May's Buchhandlung), in sehr anerkennenswerther Weise eröffnet. Die Berichterstattung über die constituirende Sitzung und die Vorgänge, resp. Vorträge und Verhandlungen in den Vereinsversammlungen der Jahre 1873 (S. 5 steht irrthümlich 21. Jan. 1872) bis April 1875 nimmt 32 S. ein. Das Archiv des Vereins wurde zu dem Zwecke errichtet, mit der Zeit darin alles urkundliche Material für die Geschichte der Stadt in Originalien, Abschriften und Auszügen zu vereinigen. Es ist das jedenfalls eine verdienstliche Thätigkeit und der Wirksamkeit localer Geschichtsvereine ganz entsprechende Aufgabe. Einen Einblick in die in diesem Interesse im Hauptstaatsarchiv zu Dresden und Rathsarchiv zu Chemnitz unternommenen Arbeiten giebt das mitgetheilte erste Verzeichniß von Urkunden (181 Nummern), welches daraus hervorgegangen ist. Für die ältere Zeit wird diese Arbeit freilich im vorliegenden Specialfalle durch die bevorstehende Herausgabe des für den Cod. dipl. Saxoniae regiae vorbereitete Chemnitzer Urkundenbuchs überflüssig werden. Der Katalog der Vereinsbibliothek umfaßt bisher ca. 1000 Nummern. Ein längerer Aufsatz von Dr. R. Zöllner, welcher der ältesten Geschichte der Industrie der Stadt seine Forschungen vorzugsweise zuwendet, der Stadt, welche schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts die erste Industriestadt des Meißner Landes gewesen ist. Der höchst interessante Aufsatz betrifft insbesondere die Geschichte der Bleiche und Leinweberei von Chemnitz, wo zwei Freiberger, ein Mittweidaer und ein Chemnitzer Bürger im December 1357 von den Markgrafen Friedrich und Balthasar die Erlaubniß zur Errichtung einer Bleiche in Chemnitz erhielten. Einem Berichte des Chemnitzer Raths zufolge von 1568 werden die Städte Leipzig, Dresden, Freiberg, Rochlitz, Colditz, Leisnig, Geithain, Mittweida, Döbeln, Hainichen, Frankenberg, Oederan, Zschopau, Waldheim, Lunzenau, Hartha, Dippoldiswalda, Grimma, Schellenberg und Stollberg als unter den Bleichzwang in Chemnitz gehörig erwähnt, wozu später auch Torgau und Pirna gekommen sein soll. Damit dieser auch bestehe, wurde gleichzeitig von dem Markgrafen die Ausfuhr von leinenem Garn, schmaler Leinwand, rohem Goltsch (aus ungesottenem Garn gewebte $^5/_4$ breite Leinwand) verboten. Aller im Markgrafenthum Meißen gebaute Flachs mußte auch in Chemnitz versponnen werden. Von den zwei folgenden Aufsätzen von Dr. A. Sammler, Realschuloberlehrer, betrifft der eine den Getreidemarkt in Chemnitz, der seit Mitte des 16. Jahrhunderts besteht und dessen Geschichte bis in die neueste Zeit; der andere das im Jahre 1481 gestiftete, 1540 aufgelöste Franziskanerkloster daselbst. Den Schluß bildet Joh. David Beil (geb. 1754 in Chemnitz), ein interessanter Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von A. Scholtze. Beil rangirte unter den namhaftesten Schauspielern seiner Zeit, gewann Iffland's Freundschaft, trat 1782 bei der ersten Aufführung der Räuber in Mannheim mit auf, nach der Schiller an Herrn von Dalberg versprach, dieselbe nach seinen dabei gemachten Beobachtungen weitläufig zu zergliedern und in einer Abhandlung über das Schauspiel der Welt öffentlich bekannt zu geben, wobei er die drei trefflichen Spieler Iffland, Bök und Beil vorzüglich zu charakterisiren suchen wolle, welches Vorhaben indessen nicht ausgeführt wurde. Ueber Beil's Spiel sprach sich Schiller jedoch gegen Dalberg in den wenigen, vielsagenden Worten aus: „Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer.“

— Die jüngst erschienenen Bände der Collection of British Authors Tauchnitz Edition bringen gewohnter Maßen eine reiche Auswahl Publicationen, welche mit sinnigem Geschmack derart getroffen ist, daß darin ebenso der Freund gediegener Unterhaltungslectüre als höheres wissenschaftliches Interesse Befriedigung finden können. Die Bände 1565—1568 enthalten die beiden zweibändigen Erzählungen: Beauchamp's Career von George Meredith und Cecilia by the Author of „My little Lady“. Hieran schließt sich in der Reihenfolge der Tauchnitz Edition als Vol. 1570 das historische Drama Queen Maria von Alfred Tennyson, der hochgefeierten Dichtergröße des heutigen England. Es ist die Zeit der „blutigen“ Maria, deren bigottem Fanatismus Thomas Cranmer, der gelehrte Erzbischof von Canterbury, mit so vielen der Besten des Landes um des Glaubens willen zum Opfer fiel, in welche uns Tennyson mit gewohnter poetischer Meisterschaft einführt. Die vier nächst anschließenden Bände 1571—1574 enthalten unter dem Titel „The Life and Letters of Lord Macaulay“ die, einem in der wissenschaftlichen Welt längst empfundenen Bedürfnisse Rechnung tragende Biographie des berühmtesten englischen Geschichtsschreibers der Neuzeit, hervorgegangen aus berufenster Feder, verfaßt nämlich von Macaulay's Neffen, dem Parlamentsmitglied George Otto Trevelyan, welchem für diesen Zweck ein reiches Material zu trefflichster Verwerthung zu Gebote stand. Die zahlreichen Briefe des großen Historikers, welche an verschiedene Personen gerichtet, die größere Hälfte des Werks füllen, sind es denn auch, welche dem letzteren einen ganz besonders hohen Reiz verleihen und ihm gewissermaßen den Stempel einer literarischen Hinterlassenschaft Macaulay's selbst aufdrücken, die uns zugleich den trefflichen Mann in naturwahrster feinster Selbstcharakterisirung vorführen. (Eine ausführliche Besprechung dieses bedeutenden Werkes in der Wissenschaftl. Beil. bleibt vorbehalten. D. R.)

— Das in diesen Blättern bereits (vergl. Nr. 88 u. 99, Jahrg. 1875) angezeigte und wegen seiner gediegenen, künstlerisch geschmackvollen Ausführung warm empfohlene Prachtwerk: „Die Schweiz von Dr. Gsell-Fels. Mit Bildern und Zeichnungen von A. Bachelin, J. Balmer, F. Bocion, G. Closs u. A.“ (München und Berlin, Friedrich Bruckmann's Verlag) ist bis zur vierten und fünften Lieferung vorgeschritten. Die denselben beigegebenen Illustrationen bringen Clarens, Die Kirche zu Montreux, Glion, Das Staatsgefängniß in Schloß Chillon, Die letzte Strecke zum Matterhorn, Bergahorn, Die Arve, Den Bergsee unter dem St. Bernhards-Hospiz, L'Escalade, Vom Rhonegletscher zur Furka, Wallifer Häuser, Näherin von Evolena, Lausanne, In der Gorge de Trient, Sion, Auf dem Wege nach Bex, Einfahrt zu den Salinen von Bex, verschiedene auf die Gemsjagd bezügliche Bilder 2c.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 41. Sonntag, den 21. Mai. 1876.

Ueber die Organisation der deutschen Strafgerichte.

** Nach dem ersten, im Jahre 1873 publicirten Entwurfe einer deutschen Strafproceßordnung sollten die erkennenden Gerichte erster Instanz in Strafsachen Schöffengerichte sein: Kleine Schöffengerichte, ein Amtsrichter und zwei Schöffen, für die Uebertretungen; Mittlere Schöffengerichte, drei Mitglieder der Strafkammer des Landgerichts und vier Schöffen, für Vergehen; Große Schöffengerichte, drei Mitglieder der Strafkammer des Landgerichts und sechs Schöffen, für Verbrechen. Der Grundgedanke des Entwurfs war: jedes Strafgericht soll aus zwei Elementen bestehen: aus ständigen, rechtsgelehrten Richtern und aus nicht ständigen Schöffen, die regelmäßig Laien sein werden. Der Vorschlag empfahl sich ganz besonders dadurch, daß nach demselben alle Strafgerichte nach einem einzigen Princip und System besetzt wurden, ferner dadurch, daß in allen Strafsachen von einem Collegium erkannt werden und daß das Collegium die Thatfrage und die Rechtsfrage in gemeinsamer Arbeit beantworten sollte.

Die Abschaffung des Schwurgerichts erregte namentlich im Süden und im Westen unseres Vaterlandes großen Anstoß. In politischen Vereinen, in Volksversammlungen, in Adressen wurde die Aufrechterhaltung dieses Instituts gefordert, weil man darin ein Bollwerk der Freiheit noch immer erblickte, die Geschworenen selbst unterzeichneten regelmäßig am Schlusse der Schwurgerichts-Sitzungen ein Schriftstück, in welchem die Bitte ausgesprochen wurde, sie nicht durch Schöffen zu ersetzen, die Tagespresse sprach sich, wenn auch einzelne gewichtige Stimmen für die großen Vorzüge der Schöffengerichte eintraten, mit überwiegender Mehrheit in demselben Sinne aus, alte und neue, gelehrte und ungelehrte Vertheidiger der Jury wiederholten ihre schon hundertmal widerlegten Gründe für die Schwurgerichte. Dem starken Drucke der öffentlichen Meinung gaben die verbündeten Regierungen nach. Der Entwurf eines Gerichtsverfassungsgesetzes und einer Strafproceßordnung, welcher dem Reichstage im Jahre 1874 vorgelegt wurde, behielt für die Verbrechen die Schwurgerichte und für die Uebertretungen die Schöffengerichte bei, dagegen sollten über die Vergehen ständige rechtsgelehrte Richter ohne Zuziehung von Schöffen urtheilen. In den Motiven hieß es: „Die Schöffengerichte, bisher nur in beschränktem Umfange eingeführt, sind als Gerichte höchster Ordnung in keinem Staate erprobt. Andererseits sind die Schwurgerichte nahezu ein Weltinstitut geworden. Sie haben in neuester Zeit auch in Rußland Eingang gefunden und sind in den beiden neuesten Strafproceßordnungen von Oesterreich und Italien von Neuem zur gesetzlichen Anerkennung gelangt. In Deutschland namentlich haben die Schwurgerichte seit Jahrzehnten feste Wurzel gefaßt und erfreuen sich überall im Volke des größten Vertrauens. Unter diesen Umständen erschien es bedenklich, ein durch das Rechtsbewußtsein des Volkes getragenes Institut durch eine Einrichtung zu ersetzen, welche sich in größerem Umfange noch nicht bewährt hat."

In der Literatur ist der Kampf um die Besetzung der Strafgerichte in den letzten Jahren trotzdem von Neuem heiß entbrannt. Nachdem vor einigen Jahren ein praktischer Jurist, der Oberstaatsanwalt von Lauhn in Halberstadt, seine Thesis: „Von der Einführung der Schöffengerichte ist für die Criminalrechtspflege kein Gewinn zu hoffen", gerechtfertigt und sich gegen den Laienrichter überhaupt, gegen Geschworene so gut wie gegen Schöffen, erklärt hatte, schrieb Professor Schütze in Kiel sein rechtliches Bedenken: „Laien in den Strafgerichten?" in welchem er, weil unser Recht längst nicht mehr Volksrecht, sondern wesentlich Juristenrecht sei, die Strafrechtspflege für die Juristen zurückforderte. In der neuesten Zeit sind wiederum zwei Schriften erschienen, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Die eine derselben von Professor Binding in Leipzig trägt den Titel: „Die drei Grundfragen der Organisation des Strafgerichts". Zunächst werden die kämpfenden Gegensätze geschildert, sodann geht der Verfasser zu der Frage über: Rechtsgelehrte oder Laien-Richter? und beantwortet dieselbe zu Gunsten der Rechtsgelehrten wegen der dem Richter gestellten Aufgabe. Jedes Urtheil des Strafgerichts besteht aus drei Stücken: den Obersatz bildet das Strafgesetz, den Untersatz die Thatsache, daß der Angeklagte die vom Gesetz bedrohte Handlung begangen oder nicht begangen habe, der Schlußsatz ist die Verurtheilung oder die Freisprechung. Umfassende Rechtskenntniß ist die nothwendige Voraussetzung bei der Feststellung des Untersatzes, denn dabei handelt es sich nicht um die Feststellung „nackter Thatsachen", sondern um die Feststellung rechtlich qualificirter Thatsachen und Rechtsbegriffe. Rechtskenntniß ist die nothwendige Voraussetzung bei der Findung des Obersatzes, weil Niemand, der nicht juristisch geschult ist, den gefundenen Thatbestand unter das richtige Strafgesetz zu subsumiren vermag. Rechtskenntniß ist die nothwendige Voraussetzung bei Zumessung der Strafe, weil wir fast durchgängig nur relativ bestimmte Strafgesetze haben.

Die zweite Frage lautet: Beamtete oder unbeamtete Richter? Binding erklärt sich für die ersteren und erachtet, daß sie wegen ihrer größeren Unabhängigkeit und größeren Erfahrung den entschiedenen Vorzug verdienen.

Die dritte Frage: Theilbarkeit oder Untheilbarkeit der richterlichen Aufgabe? enthält zugleich den Kern der Juryfrage. Der Verfasser beweist die Unmöglichkeit, einen Theil der richterlichen Thätigkeit, die Schuldfrage, ausschließlich der Geschworenenbank, einen anderen, die Rechtsfrage, ausschließlich der Richterbank zu überweisen. Beide Bänke participiren vielmehr an beiden Aufgaben. Da aber die einzelnen Acte der richterlichen Thätigkeit derart in unlöslicher Verbindung stehen, daß nur, wer die früheren erledigt hat, die späteren im Einklange mit dem Gesetze zu

vollführen vermag, so muß ihre Zerreißung und ihre Vertheilung auf die Richter und die Geschworenen zu zweizüngigen, also ungerechten Urtheilen führen. So Binding, der das Schwurgericht für „absolut verwerflich" erklärt, weil „sein Grundgedanke verfehlt und sein Grundgebrechen unheilbar ist".

Das letzte Capitel ist überschrieben: Das zweckmäßige Strafgericht in Deutschland. Binding erkennt an: wie augenblicklich die Stimmung im deutschen Volke ist, läßt sich die Mitwirkung der Laien im Strafproceß nicht beseitigen, das reine Beamtengericht, welches zugleich Gelehrtengericht ist, nicht erreichen. Er spricht sich deshalb für das Schöffengericht aus wie die früheren Entwürfe es vorschlugen. Er will also, daß die deutschen Strafgerichte gleicher Art, nämlich Schöffengerichte sein sollen, erachtet aber: wo die Abschaffung der Schwurgerichte das Rechtsgefühl des Volkes verletzen, sein Zutrauen zu der Rechtspflege erschüttern würde, möge das Reich lieber auf das bessere Gericht als auf das Vertrauen des Volkes zum schlechteren Gerichte verzichten. Den Kammern der einzelnen Bundesstaaten solle die Wahl gelassen werden, ob sie ein einheitliches Strafgericht annehmen, oder für Verbrechen den Schwurgerichten vor den Schöffengerichten den Vorzug geben wollen.

Wir können diesem Vorschlage nicht zustimmen, weil es nach unserem Dafürhalten durchaus unzulässig ist, zweierlei Strafproceß im Deutschen Reiche einzuführen. Die großen Justizgesetze sind herausgewachsen aus dem Gedanken und dem Bedürfniß: Ein Deutsches Recht! Man kann ja über dieses Bedürfniß rechten, rechten namentlich darüber, ob die Codification des Civilrechts heilsam und segenbringend sei. Allein daß in Bezug auf das Proceßverfahren und die Organisation der Gerichte Deutschland ein einziges Gesetz nicht blos tragen kann, sondern fordern darf — das ist für uns nicht zweifelhaft. Wir sind einverstanden mit dem Verfasser: das System der früheren Entwürfe, nach welchem kleine, mittlere und große Schöffengerichte die erkennenden Strafgerichte sein sollten, ist dem System der jetzt dem Reichstag vorgelegten Entwürfe bei weitem vorzuziehen, aber daraus folgt mit nichten, daß man nun den Einzelstaaten die Wahl des Systems freistellen solle. Wir würden es, obwol dadurch den Bürgern große Opfer angesonnen werden, mit Freude begrüßen, wenn nicht blos in der untersten Ordnung, sondern auch für Vergehen überall in Deutschland Schöffengerichte eingeführt, bei Verbrechen aber Schwurgerichte beibehalten würden, bis man im Volke die Ueberzeugung gewinnt, daß Schöffengerichte vollkommener sind als Schwurgerichte.

Die zweite Schrift: „Die Aufgabe des Laienelements im Strafprocesse vom Kreisgerichtsrath J. von Rönne" geht davon aus: die erkennenden Strafgerichte müssen zusammengesetzt werden aus Juristen und Nichtjuristen, weil sich beide ergänzen. Aber Schöffengerichte darf man deshalb trotzdem nicht einführen, denn wo Rechtsgelehrte und Laien in einem Colleg sitzen, ist der Einfluß der ersteren ungebührlich groß. Es muß also eine Verständigung von Bank zu Bank gefunden werden. Beide, Rechtsgelehrte und Laien, müssen die Schuldfrage beantworten; erst wenn beide Elemente die Schuld bejahen, ist die volle Gerechtigkeit des Urtheils garantirt. Auch kann dem Gerichtshof nicht zugemuthet werden, die Straffrage zu entscheiden, ohne bei der Schuldfrage mitgewirkt zu haben. So ist denn die Meinung des Verfassers die: Richter und Laien sind selbständige Organe eines Gesammtorganismus. Beide zusammen bilden das Gericht, welches als ein aus zwei Specialcollegien zusammengesetztes Gesammtcollegium gedacht werden muß. Einem jeden von beiden gebührt ein Votum bei der Entscheidung der Schuld, dagegen hat, wenn die Schuld feststeht, der Richter allein die Strafe auszumessen und zu erkennen. Das Verfahren denkt sich von Rönne so, daß drei verschiedene Gerichte construirt werden: ein Richter und ein Laie für die Gerichte unterster, drei Richter und drei Laien für die Gerichte mittlerer, fünf Richter und fünf Laien für die Gerichte oberster Ordnung. Die Verhandlung geht vor sich in Gegenwart der Richter und Laien, sodann ziehen sich die Richter zurück, um sich über die Schuldfrage schlüssig zu machen. Gewinnen sie die Ueberzeugung von der Schuld nicht, so verkünden sie ohne Weiteres das freisprechende Urtheil. Erachten sie den Angeklagten für schuldig, so präcisiren sie ihre Feststellungen in der Form von Fragen, diese erhalten die Laien und ziehen sich nun ihrerseits zur Berathung zurück. Treten sie dem Votum der Richter bei, so haben die letzteren das Endurtheil zu fällen und die Strafe auszusprechen. Treten sie dem Votum nicht bei, so ist der Angeklagte freizusprechen.

Die ganze Idee der Schrift, so sonderbar sie klingt, ist nicht neu. Schon John hat in seiner Abhandlung „Geschworenengerichte und Schöffengerichte" die Berechtigung der Geschworenen daraus gefolgert: „Wenn der rechtsgelehrte Richter dazu gelangt, einen Angeklagten zu verurtheilen, so gelangt er dazu durch seine Wissenschaft und seine Technik. Um nun eine noch höhere Garantie dafür zu finden, daß dieses juristische Wissen und Können zu einem richtigen Resultate geführt habe, wird verlangt, daß auch solche Personen, welchen das specifisch juristische Wissen und die specifisch juristische Technik abgeht, die Ueberzeugung zu gewinnen vermögen, daß der Angeklagte etwas nach den Vorschriften der bestehenden Gesetze Strafbares begangen habe."

J. von Rönne hat das Princip consequent auf alle Straffälle ausgedehnt, aber einen glücklichen Vorschlag hat er nicht gemacht. Abgesehen von der wunderlichen Structur des Verfahrens, daß die Laien nur thätig werden sollen, wenn der rechtsgelehrte Richter das Schuldig gefunden hat, richtet sich der Vorschlag schon dadurch, daß die einheitlichen Functionen des Gerichts zerstört und ein merkwürdiger unbegreiflicher Widerspruch legalisirt werden würde, wenn das eine Organ des als Einheit gedachten Gerichts das Schuldig des anderen unwirksam machen könnte. Und dieses Organ wäre noch dazu der Laie, dem die Rechtskenntniß abgeht! Er würde zum Controleur und zum Superarbiter über den Rechtsgelehrten gestellt. Wir haben nicht den mindesten Zweifel, daß dieser Vorschlag nur wenig Freunde finden wird und gewiß keine Aussicht auf Annahme hat.

Römische Briefe.

II.

(Schluß.)

Nun haben wir die Triebräder der Staatsmaschine in ihrem Verhältnisse zum socialen Leben genügend betrachtet und können wir zu dem eigentlichen Volke übergehen.

Da ist vor Allem der wohlhabende Mittelstand zu beachten, der von Jahr zu Jahr abnimmt, während die Armuth immer allgemeiner wird. Der Mittelstand wird hauptsächlich repräsentirt durch Kaufleute, Wirthe, Pensionisten, dann von den Männern der wissenschaftlichen Berufe, Advocaten, Aerzte, Docenten an den höheren Lehranstalten 2c. Hier finden wir im Durchschnitt ein einfaches aber schönes Familienleben, dem höchstens die Putzsucht des schöneren Theiles einen unangenehmen Beigeschmack giebt. Diese zeigt sich freilich blos auf der Straße und in der Kirche, gerade dadurch aber sticht sie um so mehr ab von der Einfachheit im häuslichen Leben und berührt unangenehm. Doch über die Schwächen und Vorzüge der Römerinnen ist schon so viel geschrieben

worden, daß wir füglich darüber hinweg gehen könnten. Soviel mag aber doch noch bemerkt sein, daß diese Putzsucht alle Grenzen überschreitet. Die verrücktesten Erfindungen der Pariser Modedamen werden hier sofort copirt und auf dem Corso allgemein zur Schau getragen. Mütter wie Töchter lassen lieber den Magen knurren, als daß sie nicht nach der neuesten Mode gekleidet auf den Corso gehen, und ist die Mode noch so abgeschmackt, so übertreiben sie auch noch das Abgeschmackteste. Wollte man diese Römerinnen blos nach ihrem Auftreten auf dem Corso beurtheilen, so möchte man leicht in die Versuchung kommen, zu glauben, es gäbe in Rom nichts als Cocotten, und doch sind unter diesen herausfordernden Hüllen meist ehr- und tugendsame Bürgerstöchter, die das Sprüchlein von dem „Ring am Finger" sehr wohl zu beherzigen und zu befolgen wissen. Ja, gerade um diesen Ring zu finden, putzen sie sich so und deshalb sind sie einigermaßen entschuldbar, denn sie müssen sich unwillkührlich sagen, daß dieser Modeschwindel den Männern gefallen muß, wie sie einmal hier sind, da sie es ja selbst um kein Haar anders machen, wie wir es schon bei dem niedern Beamtenstande gesehen haben, und wie jene, so machen es auch die Söhne des besser situirten Mittelstandes. Wäre es möglich, die Männerkleidung so vielfach zu variiren und ins Carnevalistische zu treiben, wie die Frauenkleidung, so könnte gewiß nichts so Absurdes geschaffen werden, daß es die hiesigen Gecken nicht sofort adoptirten und auf dem Corso zur Schau trügen. Damit wollen wir den Römerinnen gerecht werden, ohne deshalb an ihrer Putzsucht Gefallen zu finden; dieses um so weniger, als wir wissen, wie sie in ihrer Häuslichkeit einhergehen und somit auch wissen, daß unter diesen glänzenden Hüllen, die wir auf dem Corso sehen, ein flick- und waschbedürftiges Hauscostüm verborgen ist, das zu allen Tageszeiten im Dienst sein muß und eben nur beim Ausgehen mit jener glänzenden Hülle bedeckt wird, oder wenn etwa ein Familienabend die Gäste im Hause versammelt. Solche Familienabende (Veglione = Nachtwachen nennt man sie hier) sind hier sehr üblich und wo es immer geht, wird wöchentlich wenigstens einer gehalten. Sie entsprechen den spanischen Tertulias, weniger dem deutschen Kränzchen, mit dem sie allerdings auch Aehnlichkeit haben. Da werden die Verwandten und Freunde der Familie eingeladen, und je mehr Töchter vorhanden, desto mehr junge Herren. Denn da liegt schließlich hier wie anderswo der Hauptzweck dieser Veglioni, den jungen Leutchen Gelegenheit zu geben, sich auf offenem geradem Wege kennen und lieben zu lernen und zu verhindern, daß sie auf dunklen und krummen Pfaden dasselbe thun. Bei diesen Veglioni wird nun vor Allem musicirt, gesungen und natürlich getanzt, dann wird auch je nach der Position der Familie körperliche Erfrischung verabreicht, von der matten Limonade bis zum üppigen kalten Buffet. Diese Festlichkeiten beginnen gewöhnlich, selbst im Winter, erst um 9—10 Uhr Abends und dauern dann dem entsprechend bis in die frühe Morgenstunde, daher ist auch die Bezeichnung Veglione vollkommen dem Begriff entsprechend. Auch hierbei wird natürlich von den Betheiligten möglichst viel äußerer Glanz entfaltet, wie auf dem Corso, der selbst bei der matten Limonade nicht fehlen darf, oder da, wo einer sicher sein kann, wenn er einen guten Cigarrenstummel in eine Ecke gelegt hat, um ihn beim Fortgehen nochmals anzubrennen, denselben nicht mehr vorzufinden, oder wo man sicher sein kann, einen jungen Gecken, über dessen Weste eine scheinbar schwere goldene Uhrkette herabhängt, in die größte Verlegenheit zu bringen, wenn man ihn nach der Zeit frägt, weil eben an der Kette keine Uhr ist, während auf der Kette die Fabrikmarke Tallois sich befindet. Was nun diese Festabende von den deutschen Kränzchen unterscheidet, das ist hier der gänzliche Mangel an jedem ernsten Gespräch, sei es über Literatur oder Kunst, über Politik oder Religion. Von der Besprechung oder gar Vorlesung irgend einer neuen Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur oder auch nur der aufgeführten Musik ist hier keine Idee; die Zeit, die nicht mit Musik oder Tanz ausgefüllt wird, wird mit faden Tändeleien oder mit Stadtklatsch vertrieben. Das Schönste bei dem Ganzen bildet hier die Musik und der Gesang. Hier entfaltet sich das angeborne Talent fast jedes sog. gebildeten Italieners. Es thut der Sache keinen Eintrag, daß hauptsächlich Verdi'sche Musik und Verdi'scher Gesang zur Geltung kommen, im Gegentheil, gerade diese sind wie dazu geschaffen. Die Musikaristokratie in Deutschland mag lange die Achseln zucken über einen so verdorbenen Geschmack, der an der Oberflächlichkeit Verdi'scher Musik Gefallen finden kann. Sie versteht eben einfach Verdi nicht, weil dieser nur von dem voll und richtig verstanden werden kann, der das italienische Volksleben voll und ganz kennt, denn Verdi's Melodien sind das treue Spiegelbild desselben. Darum ist er auch der Liebling des italienischen Volkes. Wie kein anderer verstand er es, Poesie und Leidenschaften, alle Vibrationen des Lebens seines Volkes in Melodien zu kleiden, die demjenigen, der sie versteht, auch im fernen, schneebedeckten Norden unwillkürlich Hesperiens üppige Fluren und seinen ewig blauen Himmel vor die Seele zaubern. Auf den Italiener im Auslande macht deshalb eine Verdi'sche Melodie denselben Effect, wie auf den Spanier die Mandolinenklänge, auf den Schweizer — einst — die Alphorntöne. Doch diese Melodien hätten uns nun selbst beinahe vom rechten Pfade abgelenkt und es ist Zeit, wieder auf denselben zurückzukommen. Das sind nun die Gesellschaftsabende des römischen Mittelstandes, diese, das Corsoleben und die Kirchenbesuche absorbiren so ziemlich die ganze Zeit, die außer dem Essen und Schlafen noch übrig bleibt, so weit es das schöne Geschlecht betrifft. Was dieses dem Corso und der Kirche an Zeit opfert, das opfern die Männer mehr oder weniger ihrem Berufe. Für den Corso bleibt ihnen meistens auch noch etwas übrig, weniger für die Kirche. Die Abende aber verbringen sie fast ausschließlich im Kreise der Familie, sei es im eigenen Hause oder bei Freunden und Verwandten, was schon die Abwechselung der Veglioni mit sich bringt. Das Wirthshausleben wie in Deutschland kennt man hier überhaupt nicht, am allerwenigsten bei den Familienvätern, der Römer genießt eben zu jeder Mahlzeit seinen guten Wein, außerhalb der Zeit trinkt er selten und nur bei besonderen Anlässen. Von dem Heiligthum und den Anforderungen eines Stammtisches hat er keine Idee. Die junge Männerwelt aus den bessern Ständen und die alten Junggesellen treiben sich wol in den Café's herum, aber meistens sehr nüchtern, Zeitungen lesend und galante Abenteuer planend. Die besseren Wirthschaften, Café's und Restaurants sind deshalb außer der Essenszeit gänzlich leer, wo nicht etwa die Fremden hauptsächlich verkehren, die natürlich bei ihren vielfachen Wanderungen durch die Stadt auch vielfach hungrig und durstig werden.

Ganz anders sieht es nun freilich in den unteren Regionen des Volkes aus, doch bevor wir auf die letzte Stufe hinabgehen, wollen wir noch einem Stande eine kurze Betrachtung schenken, der in einem gesunden Volksleben den eigentlichen Kern bilden und zum Mittelstand gezählt werden sollte, hier aber, als ein sehr schlimmes Zeichen der socialen Zustände, im Allgemeinen wol der unglücklichste Stand genannt werden kann, nämlich der Handwerker und Kleingewerbtreibende. Hier tritt uns zunächst eine verfehlte selbstmörderische Staats- und Volkswirthschaft mit einer zudem noch corrumpirten Administration entgegen. Diese Wirthschaft hat, um die riesenhaft anwachsende Schuldenlast des jungen Italiens auch nur zu verzinsen, zu einem Steuersystem gegriffen, von dem man frischweg sagen kann, daß es die ehrliche, fleißige Arbeit bestraft, Schwindel und Betrug belohnt. Auf dieses Steuergesetz näher einzugehen, ist hier nicht der Platz, es würde auch über das Ziel hinaus und

in die Politik hinüberführen. Aber das Behauptete muß doch bewiesen werden und das wollen wir mit kurzen Worten versuchen. Hier gilt bei der Einkommensteuer nicht wie z. B. in Sachsen irgend eine Selbstdeclaration, die wol einer Prüfung, aber einer Prüfung von Mitbürgern unterworfen wird, sondern da sind für alle Vermögenssteuern, Bewegliches wie Unbewegliches und ebenso für das Einkommen aus der Arbeit amtliche Taxatoren, die ganz nach ihrem Gutdünken dem einzelnen Bürger eine Steuertaxe auferlegen und diese in das Register eintragen. Da hilft dann kein Reclamiren und kein Recurriren; wenn der Termin fällig ist, kommt der Executor und will die auferlegte Summe, oder er pfändet und nimmt sofort weg, was er vorfindet. Nun kommt so ein Taxator zu einem braven Handwerker, der mit einem oder mehreren Gesellen arbeitet und seine Kunden immer noch nach den alten Preisen bedienen soll, obschon für ihn das Rohmaterial und alle nothwendigen Lebensbedürfnisse durch die mannigfachen Steuern schon auf den doppelten Preis gegen früher gestiegen sind, weshalb er mit mehr Arbeit heute einen kärglicheren Unterhalt für sich und die Seinigen verdient, als früher mit weniger Arbeit. Zu diesem Manne kommt nun der Taxator und erkundigt sich nach der Zahl der Familie, sowie der beschäftigten Arbeiter rc. Daraufhin macht er seine Berechnung, indem er sich sagt: die Familie dieses Mannes zählt so und so viel Köpfe, er unterhält nebst dem noch 2, 3 oder mehr Arbeiter, folglich muß er eine Einnahme von so und so viel Tausend Franken jährlich haben, um den Unterhalt für diese Leute zu bestreiten. Flugs wird eine Summe von 2—3—4000 Franken auf den Betreffenden als Einkommen in das Steuerregister eingetragen und ihm selbst die schriftliche Intimation zugestellt. Vergebens betheuert nun der Mann, daß er kaum die Hälfte dessen einnehme, was ihm zugeschrieben werde, daß er eben ein armseliges, eingeschränktes Leben führe, um durchzukommen, vergebens remonstrirt er bis zur höchsten Instanz und erbietet sich, den Beweis zu erbringen, er wird von einer Stelle zur andern geschickt, aber nirgends findet er Hilfe und schließlich kommt der Beamte und er muß bezahlen oder er wird ausgepfändet und wie? Auch darin steht das heutige Italien wol einzig da, nicht blos das letzte Bett wird dem armen Teufel für rückständige Steuern weggenommen, sondern, wenn dieses zu Deckung derselben nicht reicht, wird auch das Handwerkszeug nicht geschont, dem Schmied wird der Ambos, dem Schreiner die Hobelbank, dem Schneider, ja selbst einer armen Nähterin die Nähmaschine unbarmherzig weggenommen und den Leuten die letzten Mittel geraubt, sich auf ehrliche Weise den Lebensunterhalt zu verdienen. Ist das etwa nicht eine selbstmörderische Staatswirthschaft? Betrachten wir nun auch noch die Corruption, die bei derselben naturgemäß eintreten muß und auch im weiten Maße eingetreten ist. Derselbe Taxator kommt nun zu einem Großindustriellen, der jährlich Hunderttausende von Nettoeinnahmen hat, wie taxirt er nun den? Nehmen wir z. B. für hier einen großen Weinhändler. Dieser schindet schon die Weinbauern in der Campagna durch Geldvorschüsse und andere Manöver bis aufs Blut, so daß er von diesen den reinen Wein zu einem Spottpreis erwirbt, so läßt er ihn dann in die Stadt fahren und bezahlt da allerdings die Consumsteuer, diese schlägt er aber natürlich beim Verkauf an die Wirthe schon so wie so auf den reinen Wein; damit aber noch nicht genug, schafft er vermittelst der Wasserleitung innerhalb der Stadt, also mit Umgehung der Consumsteuer, aus einem Liter guten, reinen Wein anderthalb Liter wenn auch nicht gerade schlechten, so doch verdünnten Weines und verkauft das Ganze mit dem Aufschlag der Consumsteuer an die Wirthe zu möglichst hohen Preisen, denn er verkauft ihn wieder an kleine Wirthe, die von ihm abhängen, denen er daher die Preise einfach vorschreibt. Dieser Mann nun macht jährlich verschiedene Millionen Franken Umsatz, wobei ein Nettoverdienst von Hunderttausenden von Franken herauskommt und der versteuert 5—6000, wenn es hoch kommt, 10,000 Franken Einkommen, und warum? Nun, einmal ist es bei solchem Geschäftsbetrieb für den Taxator nicht so leicht, wie bei einem ehrlichen, braven Handwerker, eine Abschätzung vorzunehmen, er muß sich also mehr oder weniger auf die Angaben des Mannes verlassen, und dann, wenn er auch berechnen könnte, daß der Aufwand, den der Mann macht, der Equipage und eine Dienerschaar unterhält, monatlich mehr beträgt, als was er als jährliches Einkommen versteuern will, so lohnt es sich eben bei diesem Manne, denselben Taxator, der bei dem Handwerker unbarmherzig darauf los rechnet, milder zu stimmen, denn die Einkommensteuer im heutigen Rom beträgt eben nicht weniger als 13,20%, sage dreizehn und ein Fünftel Procent. Damit glauben wir unsere obigen Behauptungen genügend bewiesen zu haben. Zum Ueberfluß bemerken wir noch, daß wir hier nur solche Thatsachen als Beispiele angeführt haben, die während unseres Aufenthalts hier wirklich vorgekommen und selbst amtlich bestätigt worden sind, und daß wir deren noch viel mehr und gröbere anführen könnten.

Zu allem diesen tritt für den Handwerker noch ein anderer großer Uebelstand, der allerdings nicht erst von heute datirt und auch nicht blos in Rom vorhanden ist, wol aber hier, unter den vorstehend geschilderten Verhältnissen, doppelt drückend wirkt. Es ist dies jene vornehme Zahlungssäumniß, die an den Handwerker die größtmöglichsten Ansprüche in Betreff der Arbeit macht, ihn wochenlang arbeiten, die Auslagen für Rohmaterial, Gehilfen rc. machen läßt, und wenn er dann die Rechnung präsentirt, dieselbe in irgend eine Ecke verlegt, dann, wenn er etwa nach einem Monat, nach drei- bis viermaligem Antichambriren allergnädigst vorgelassen wird und ehrerbietigst frägt: ob die Rechnung richtig befunden worden, zur Antwort erhält, daß man ganz vergessen habe, dieselbe dem Administrator, oder, wenn es Bauarbeiten sind, dem Architekten des Hauses zur Prüfung vorzulegen, daß man das nächstens thun wolle, er möge später wieder vorsprechen. Nachdem sich dieses Manöver noch 3—4mal wiederholt hat, wird endlich die Rechnung wirklich dem Administrator oder dem Architekten zur Prüfung übergeben, und dieser erfüllt dann nach einiger Zeit seine Aufgabe, indem er die Gunst seines Herrn, der ihm für Nichtsthun ein hübsches Jahresfixum aussetzt, dadurch sich zu verdienen und zu erhalten sucht, daß er möglichst an jedem Posten der Rechnung des Handwerkers irgend etwas abmäkelt, was natürlich für die Altezza oder Eccellenza maßgebend ist, und so wird schließlich der arme Arbeiter vor die böse Alternative gestellt, entweder die Kundschaft zu verlieren oder sich 10—20% Abzug von der Rechnung gefallen zu lassen, anstatt Verzugszinsen zu erhalten, während er selbst für die Zeit des Wartens in manchen Fällen bei einem Wucherer Geld gegen 20% oder noch mehr aufnehmen mußte. Es kommt Solches, wie bereits bemerkt, nicht blos in Rom vor, aber gewiß nirgends so häufig wie hier und wirkt bei den anderweitigen üblen Verhältnissen eben doppelt drückend. So wird der eigentliche Kern einer städtischen Bevölkerung, der Handwerkerstand, mehr und mehr dem Proletariate zugedrängt. Was ihn hier noch über dieses erhebt, ist nur die Tugend, die in der Arbeitslust liegt, die sich von früh bis spät äußert, um ein kärgliches, armes, aber immerhin ehrsames und liebevolles Familienleben führen zu können. Nur Böswilligkeit oder jene vornehme Ignoranz, die sich keine Mühe giebt, die Verhältnisse beim richtigen Licht zu betrachten und sich dennoch anmaßt, über dieselben zu urtheilen, kann dem eigentlichen Arbeiterstande des römischen Volkes diese Eigenschaften absprechen. Zunächst dem selbständigen Handwerkerstande stehen natürlich die Handwerksgehilfen, die Gesellen. Das Verhältniß derselben zu den Meistern ist ein viel intimeres, familiäreres als in Deutschland, so weit es das Kleingewerbe anbelangt. Große Meister, die ihr Ge-

schäft mehr industriell betreiben, stehen natürlich ihren Arbeitern gegenüber auch als die Herren da; aber im Kleingewerbe theilen Meister und Gesellen mit einander Freud' und Leid; der Meister theilt mit den Gesellen den letzten Bissen, den letzten Tropfen Wein, und die Gesellen theilen daher auch ohne Murren harte Arbeit und Entbehrung mit dem Meister, wenn es die Umstände erfordern. Wo es die Arbeit immer erlaubt, arbeiten die Gesellen auf Accord, dabei sind sie um so vergnügter, je mehr Stunden des Tages sie zu arbeiten haben; der Normalarbeitstag hat deshalb hier gute Ruh'. Die Ideen der Socialdemokratie haben allerdings auch hier starke Wurzeln gefaßt, aber sie treiben ganz andere Früchte als in Deutschland. Vor Allem ist der italienische Arbeiter Italiener, deshalb wird die Internationale hier nie festen Boden fassen. Einige ehrgeizige Agitatoren, die auch gern die Arbeiterdictatoren spielen möchten, mühen sich daher in dieser Beziehung umsonst ab. Der römische Arbeiter, und so mehr oder weniger jeder italienische, anerkennt nur einen Dictator, dem er glühende Verehrung zollt und unbedingt gehorcht, das ist Garibaldi, und da dieser bei allen seinen Fehlern, die oft ins Lächerliche führen, doch sein Vaterland über Alles stellt, so bürgt sein Einfluß, daß der italienische Arbeiterstand sich niemals unter das Joch eines unbekannten internationalen Comité beugen wird, unter ein Comité, das gern die Jesuiten copiren und eine unsichtbare Weltherrschaft ausüben möchte. Die socialen Ziele des italienischen Arbeiters stimmen mit denen des deutschen Socialisten nur darin überein, daß er die vollkommene politische Gleichberechtigung, allgemeines Stimm- und Wahlrecht, die Ersetzung des stehenden Heeres durch Milizen und in letzter Instanz natürlich die Republik erstrebt, aber Alles innerhalb der Grenzen, die Garibaldi vorschreibt. Der alte Haudegen spielt daher immer noch eine wichtige Rolle in der Entwicklung des jungen italienischen Staatslebens, und das weiß man höheren Ortes zu schätzen und ihn darnach zu behandeln. Er ist Ehrenpräsident von allen möglichen Arbeitervereinen, und da wird nichts Wichtiges beschlossen oder ausgeführt, ohne vorher seine Zustimmung einzuholen, und er hat dadurch nach Oben hin schon öfters gute Dienste geleistet, und die Lenker des Staates und der Stadt aus großer Angst befreit. So wurde angesichts der allgemeinen Geschäftsstockung und daheriger Brodlosigkeit Tausender von Arbeitern unlängst ein großes Arbeitermeeting projectirt und bereits in den Zeitungen besprochen. Bei diesem Meeting sollten die Fragen erörtert werden, wo die Millionen hingekommen, die seit verschiedenen Jahren von den Stadtverordneten zur Ausführung von verschiedenen öffentlichen Bauten genehmigt und seitdem mit den Steuern bereits erhoben worden seien, ohne daß bis jetzt auch nur irgend eine Anstalt zur Ausführung der Arbeiten gemacht worden. Die Fragen waren durchaus nicht unberechtigt, deshalb jagte das Project den heutigen Inhabern des Capitols gewaltige Angst ein, gesetzlich konnten sie das Meeting nicht verhindern und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als Garibaldi's Hilfe anzuflehen. Der Bürgermeister fuhr daher nach der Villa Casalini vor der Porta Pia, wo der Alte wohnt, und beschwor denselben himmelhoch unter allen möglichen Versprechungen, die Gefahr abzuwenden; der Alte sagte zu und das Meeting unterblieb, ohne daß weiter ein Hahn darnach gekräht hätte. Hier müssen wir noch eine Erscheinung erwähnen, die wol überall in eroberten Ländern mehr oder weniger unangenehm zum Vorschein kommt und auch hier in ganzer Häßlichkeit zu Tage tritt. Es ist das der Umstand, daß das erobernde Land dem eroberten die Hefe seiner eigenen Bevölkerung abgiebt, ohne eigenes Zuthun freilich, da diese Hefe einfach nach dem eroberten Lande auszieht und sich dort als Sieger oder Befreier gerirt, und das, weil es eben Hefe ist, in einer herausfordernden, arroganten Weise. Wir haben ja solche Klagen genugsam und von glaubwürdiger Seite (z. B. die Briefe eines Elsässers in der Augsb. „Allg. Ztg.") auch aus Elsaß und Lothringen gehört, aber hier ist es noch viel schlimmer, und das ist sehr natürlich, es läßt sich aus dem einfachen Umstande erklären, daß hier das eroberte oder, nach dem Dictionnaire der Italianissimi zu schreiben, das befreite Gebiet zugleich die Hauptstadt des Landes geworden ist, was schon an und für sich einen Anziehungspunkt für die Hefe aus allen Ständen bildet, vom lackledernen Cataliniarier bis zum Börsenmann der untersten Sorte. Ohne Anspielung: auf Italienisch heißt nämlich der Taschendieb borsajuolo, was wiederum wörtlich übersetzt Börsenmann heißt.

Dieser Umstand bringt nun zweierlei Nachtheile mit sich, erstens einmal den positiven, daß das ohnehin schon ziemlich zahlreiche Proletariat der Stadt einen gefährlichen Zuwachs erhält, und zweitens den indirecten, daß die braven Handwerker und tüchtigen Beamten, die aus Piemont nach hier gezogen sind, vom Volke mit der Hefe in einen Tiegel geworfen werden, so daß eben Alles verhaßt ist, was nur Piemontese heißt. Der Handwerkerstand namentlich ist ärgerlich über die fremde Concurrenz, und theilweise hat er auch ein Recht dazu. Denn während die Römer meistens verheirathet sind oder in ihrer Familie leben, so daß keiner dem Steuertaxator entgehen kann, sind die Fremden meistens unverheirathet, nehmen bald da, bald dort eine Schlafstelle und entgehen auf diese Weise der Besteuerung ihres Einkommens, können also auch um so viel billiger arbeiten. Wenn wir hier von Fremden sprechen, so ist darunter Alles zu verstehen, was nicht der römischen Provinz entstammt. In dieser Beziehung ist im italienischen Volke der Particularismus noch viel mehr ausgeprägt als im deutschen. Bevor wir nun diese Volksclasse ganz verlassen, wollen wir noch eines Phänomens erwähnen, das ein nichts weniger als günstiges Licht auf die heutigen Zustände wirft. Früher war es wie in Italien überhaupt so auch in Rom etwas ganz außerordentlich Seltenes, wenn einmal ein Selbstmord vorkam. Hat ja doch die Natur das Füllhorn ihrer Gaben in so reichem Maße über diese Gefilde ausgestreut, daß hier die Lust am Leben und der Schauer vor der Grabesnacht größer sein muß als anderswo. Trotzdem ist es aber anders geworden in der letzten Zeit. Die Selbstmorde sind förmlich an der Tagesordnung und fast kein Tag vergeht, an dem die Localblätter nicht einen oder mehrere Fälle zu verzeichnen haben; und was das Schlimmste dabei ist, es sind meistens Leute aus dem mittlern und untern Arbeiterstande und aus dem Kleingewerbe. Man hat schon verschiedene Erklärungen für das Phänomen gesucht und gefunden, unter denen diejenige gewiß am meisten Berechtigung hat, daß es der allgemeinen Misère im Handel und Wandel zuzuschreiben sei, wofür der Umstand deutlich spreche, daß bei den meisten der aufgefundenen Selbstmörder nicht blos leere Taschen, sondern auch ein ausgehungerter Magen constatirt werde. Dies ist wol wahr, aber dennoch dürfte auch noch ein anderer Umstand zu der in schrecklicher Weise sich mehrenden Zahl der Selbstmorde einen gewichtigen Beitrag leisten, und das ist das Schwinden jedes religiösen Bewußtseins im Volke, das von Oben herab cultivirt wird. Sicherlich ist gerade der Römer niemals der Musterchrist gewesen, aber er glaubte wenigstens an Gott, Unsterblichkeit der Seele und an eine ewige Gerechtigkeit, und dieser dreifache Glaube ließ ihn eher übermenschliche Leiden tragen als den freiwilligen Tod suchen. Dieser Glaube aber ist bei dem Italiener untrennbar von dem Glauben an die Autorität der Kirche, speciell der katholischen Kirche; wer ihm diesen nimmt, der raubt ihm auch den andern, und der Atheist in seiner rohesten Gestalt ist fertig, seine ultima ratio bleibt nur noch die: lieber Todesruh als Lebensleiden. Denn einmal hin ist hin, todt ist todt. Der Italiener, auch der gebildete, ist kein Metaphysiker, der sich einen Gott in seinem Busen schafft, ein solcher muß ihm vielmehr in leicht faß-

barer Form vorgeführt werden, oder er verzichtet gänzlich darauf. So cynisch es auch klingt, so liegt doch eine furchtbare Wahrheit in dem Ausspruch, den jüngst ein radicales hiesiges Blatt machte: vor ca. 14 Tagen wurde nämlich hier eine amerikanische Methodistenkirche eröffnet und eingeweiht, zu welcher Feier einige Methodistenbischöfe extra aus Amerika nach hier kamen, um möglichst großen Pomp zu entfalten. Sie wurden von allen Seiten mit Ausnahme der kleinen Schaar ihrer eigenen Jünger ausgelacht, und das genannte Blatt begleitete die Notiz mit der Bemerkung: „Die hätten auch können zu Hause bleiben, hier ist kein Boden für solche Geschäfte, der Italiener ist positiv in religiöser Beziehung, entweder ist er Katholik oder er glaubt gar nichts, und zu der letzteren Sorte bekennen sich glücklicherweise täglich mehr." Diesem Umstande glauben wir daher auch eine bedeutende Einwirkung bei der Selbstmordstatistik beimessen zu müssen.

Nach all dem bisher Gesagten wird es uns nun leicht werden, den Leser zu überzeugen, daß die unterste Stufe im socialen Leben, der wir zum Schlusse dieses Capitels noch eine kurze Betrachtung widmen wollen, nicht schmäler, sondern immer breiter und ausgedehnter wird, das Proletariat, das eher zum Verbrechen als zum Selbstmord greift. Der Selbstmord, so verwerflich er an und für sich ist, erhebt doch immerhin noch den Menschen über das Thier, das Alles vertilgt, was für seine Kräfte vertilgbar ist, ehe es Hunger leidet.

In einem Lande und zu einer Zeit, wo man von oben herab das Beispiel giebt, daß Alles erlaubt sei, so lange man nur das elfte Gebot nicht übertrete, das da lautet: „Du sollst dich nicht erwischen lassen," muß man sich nicht wundern, wenn in den untersten Schichten der Gesellschaft die Verbrechen, vor Allem aber die Eigenthumsvergehen zunehmen. Das ist hier der Fall und zwar in hohem Grade. Die Polizeimannschaft ist heute numerisch dreimal so stark wie früher und dabei ausgezeichnet organisirt und geleitet, und es ist ihr auch gelungen, die Verbrechen gegen Leben und Gesundheit gegen früher bedeutend einzuschränken, indem sie namentlich das Tragen von Waffen, besonders von Messern strenge controlirt und im Contraventionsfalle bestraft; dadurch werden viele jener Verbrechen verhütet, die ihren Ursprung weniger in der verbrecherischen Absicht, als in den wilden Wallungen des südlichen Blutes haben. Da sitzen z. B. 4—6 Blousenmänner beim Glase Wein und spielen Karten um denselben; das weckt immer schon die Leidenschaften auf, und bei der Natur des Italieners gleicht diese Gruppe einem offenen Pulverfaß, neben welchem einer eine Cigarre raucht, ein kleiner Funke braucht nur hineinzufallen und die Explosion ist fertig. Da gehen vor der Wirthschaft zwei Carabinieri vorbei, sie hören das Aufschlagen der Karten auf den Tisch, die leidenschaftlichen Ausdrücke über Gewinn und Verlust und treten ein und sagen: Fateci vedere se non portate arme prohibite! (Laßt uns sehen, ob Ihr keine verbotenen Waffen bei Euch führt.) Da zeigt sich so recht die eigentliche Gutmüthigkeit dieses Volkes, denn anstatt, wie dies wol an manchem andern Orte geschehen würde, anzufangen mit der Polizei zu rechten und über den Eingriff in die persönlichen Rechte zu raisonniren, legen diese Leute ruhig ihre Karten hin und einer nach dem andern läßt sich ohne ein Zeichen des leisesten Unmuthes seine Taschen visitiren, denn die Leute wissen, daß die Polizei dabei nur ihr eigenes Wohl im Auge hat. Findet sich etwa einer darunter, der wirklich einen Dolch oder ein dolchartiges Messer bei sich führt, so nehmen ihn die Carabinieri mit auf die nächste Revierwache und dort wird er, je nachdem er angeschrieben ist, entweder blos mit einer Geldstrafe belegt oder, wenn er z. B. schon als Raufbold bekannt ist und von dem Messer schon Gebrauch gemacht hat, mit Gefängniß von 2 bis 4 Tagen bestraft; wollte er etwa der Arretur Widerstand leisten, so ist er sicher, daß seine eigenen Kameraden der Polizei helfen, denn sie wissen, daß er im gegebenen Falle auch gegen sie von dem Messer Gebrauch gemacht hätte, und sind froh, daß er ertappt wurde. Das ist schön und gut, aber auch die massenhaften Polizeiorgane können nicht verhindern, daß heute viel mehr Diebstähle vorkommen als früher, und was der Sache eine besondere Bedeutung giebt, ist der Umstand, daß bei diesen Diebstählen so oft Neulinge im Handwerk erscheinen, Leute denen vor Gericht nachher das Zeugniß ausgestellt wird, daß sie bisher ein tadelloses, arbeitsames Leben geführt und zu keiner Klage Anlaß gegeben haben, und schließlich kommt es heraus, daß der Eine oder Andere durch die größte Noth zum Verbrechen getrieben, oder daß er durch diese Noth in schlechte Gesellschaft gerathen, die ihn dann zum Verbrechen gelockt, weil seine Mithilfe die Ausführung desselben wesentlich erleichterte. Natürlich giebt es auch hier wie in jeder größeren Stadt eine verhältnißmäßige Anzahl von Individuen, die nicht aus Noth, sondern aus Neigung die Verbrecherlaufbahn von vornherein gewählt haben, aber die Zahl derselben ist nicht so groß, daß sie nicht getrost den Vergleich mit anderen größern Städten aushalten könnte, der immer noch zum Vortheil Roms ausfallen würde; wenn aber der durch die socialen Verhältnisse hergerufene Zuwachs noch lange so fortdauert, wie in den letzten Jahren, so wird Rom bald alle Städte des Continents übertreffen in diesem keineswegs beneidenswerthen Fortschritt.

Das ist nur in den Umrissen das Bild von dem socialen Leben im heutigen Rom. Eingehend dasselbe zu schildern und die Ursachen der einzelnen Erscheinungen nach pathologischen Gesetzen zu erörtern, ist hier nicht möglich, aber die Umrisse sind getreue Wiedergabe der Wirklichkeit, und das scheint uns die Hauptsache.

— Aus dem Tagebuche des General-Majors von Colomb, Commandeurs der 3. mobilen Cavallerie-Brigade während des Feldzuges 1870—71. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. Einem neuen militairischen Buche ist, zum mindesten in den sachmännischen Kreisen, die wohlwollendste Beachtung schon von vornherein gesichert, wenn dasselbe bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn verlegt wurde, denn diese Firma hat durch die bei ihr erschienenen kriegshistorischen Werke einen Welt-Ruf erlangt, und dürfte kaum geneigt sein, ihr wohlverdientes Renommée durch Herausgabe von Büchern zweifelhaften Werthes auf das Spiel zu setzen. Hiernach läßt sich denn wol behaupten, daß das Tagebuch des Generals von Colomb unter sehr günstigen Umständen in die Oeffentlichkeit getreten ist. Sind diese auch nur zufällige zu nennen, so sind sie darum doch nicht minder wohl verdient, denn das Buch besitzt einen so hohen eigenen Werth, daß es aller und jeder Gönnerschaft entbehren kann.

General von Colomb hatte in dem großen deutsch-französischen Kriege das Glück, viel Denkwürdiges mit eigenen Augen zu sehen, und er besitzt das Talent, seine Erlebnisse in so anziehender Weise zu erzählen, daß des Lesers unvermindertes Interesse auch über die weniger aufregenden Stellen des Buches hinweggetragen wird. Selbstverständlich wird Niemand verlangen, daß das Tagebuch eines, wenn auch hochgestellten, so doch immer noch in und nicht über den Ereignissen stehenden Officiers Schlachtengemälde enthalten solle, wie sie in dem großen Generalstabswerke und einigen anderen officiellen Kriegsbüchern geboten werden. Die Schilderungen des Generals von Colomb befassen sich vielmehr in der Hauptsache nur mit den persönlichen Eindrücken, welche derselbe von den ihn umwogenden Ereignissen empfangen hat; diese Eindrücke aber sind so frisch und lebendig wiedergegeben, daß man auch selbst in seine zahlreichen Quartiere mit und ohne Dach den Verfasser gern begleitet. Für diejenigen Leser, welche

in dem großen Kriege mitgefochten haben, bietet das Tagebuch des Generals von Colomb insofern noch einen besonderen Reiz, als es die halb entschlummerten eigenen Erinnerungen so vollständig wieder erweckt, wie kaum eine andere der bisher erschienenen Kriegsbeschreibungen. Aber auch für den künftigen Geschichtsforscher ist das Buch von nicht zu unterschätzendem Werthe, da es einen reichen Schatz von Detail-Angaben enthält, welche bekanntlich oft weit mehr geeignet sind, Ursache und Wirkung historischer Begebenheiten klar zu legen, als die bestredigirten officiellen Darstellungen derselben.

Dr. H. Contzen: Ueber die sociale Bewegung der Gegenwart. Zürich, C. Schmidt, 1876. Der durch verschiedene literarische Arbeiten, insbesondere seine auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter (2. Aufl. Berlin, 1872), sowie durch seine Studie „Die sociale Frage, ihre Geschichte, Literatur und ihre Bedeutung in der Gegenwart" (Leipzig, 1872) vortheilhaft bekannte Herr Verfasser sagt von dieser seiner neuesten Leistung selbst im Vorwort, daß er weit entfernt sei, damit Alles erschöpft zu halten, was auf die sociale Bewegung der Gegenwart Bezug habe, daß es ihm aber vorzugsweise darauf ankomme, die charakteristischen Momente zu präcisiren, welche unserer Zeit ihr besonderes Gepräge verleihen. In der That scheint uns auch diese seine jüngste Schrift eine gewisse Mittelstellung einzunehmen zwischen einer bloßen Tagesbroschüre und einem wissenschaftlichen Werk. Aus einzelnen Abhandlungen und populären Vorträgen entstanden, enthält sie einerseits eine weitere Ausführung der Gedanken, welche der Verfasser in seiner Habilitationsvorlesung „Die Aufgabe der Volkswirthschaftslehre gegenüber der socialen Frage" (Zürich, Fr. Schultheß, 1875) niedergelegt hat, andererseits bildet sie den Anfang eines größeren Werkes über die Geschichte der socialen Bewegung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, welche Hr. Contzen später herauszugeben beabsichtigt. Die vorliegende Schrift enthält viel Anregendes und Beherzigenswerthes. Dabei sucht der Verfasser den verschiedenen Standpunkten gerecht zu werden und sein Streben ist jedenfalls ein wohlmeinendes. Gern möchten wir daher einen größeren Leserkreis auf dieselbe aufmerksam machen. Die erste Abhandlung ist überschrieben: Die Popularisirung der Volkswirthschaftslehre in der Gegenwart. Die nationalökonomischen Schulen Deutschlands und Italiens und ihre Controversen bezüglich der socialen Frage. Der Verf. beginnt mit dem Satze, daß die große Idee unserer Zeit darin beruhe, daß die Wissenschaft dem Leben gehöre, daß die Leuchte des Geistes eindringe selbst in die Hütte des niedrigsten Arbeiters. Diese Verbindung von Wissenschaft und Leben sei namentlich den Vertretern der Naturwissenschaften zu verdanken und nun müsse auch die Volkwirthschaftslehre noch mehr als bisher aus den engen Kreisen der Gelehrten heraustreten und ein wesentlicher Bestandtheil allgemeiner Bildung werden, wie dies bereits vor hundert Jahren der Basler Isaak Iselin mit Erfolg zu verwirklichen suchte. Hr. Contzen charakterisirt sodann die verschiedenen nationalökonomischen Schulen Deutschlands und ganz besonders interessant sind seine Mittheilungen über die jetzigen Strömungen in Italien, wo man immer mehr auch auf wissenschaftlichem Boden sich von Frankreich emancipirt und den deutschen Forschungen eine warme Theilnahme, ja vielfach ein tiefes Verständniß entgegenbringt. Wie in Deutschland haben sich neuerdings auch in Italien zwei Parteien gebildet, die Einen, „die scuola riformista", suchen unter der Führerschaft Luzzatti's das sociale Problem in ähnlicher Weise zu lösen, wie die deutschen Kathedersocialisten; die Andern, „die Alten", bekämpfen dagegen jegliche Staatseinmischung ins volkswirthschaftliche Gebiet und haben in Florenz eine Gesellschaft unter dem Namen società di Adam Smith gebildet. An ihrer Spitze steht Ferrara. Die Charakteristik, welche Luzzatti in der Zeitschrift „Italia" von den drei deutschen Schulen und Richtungen (Manchesterschule, historische von Roscher und Knies und realistische oder sog. Kathedersocialisten) entwirft, trägt in der That zum Verständniß der allgemeinen Situation wesentlich bei und verleiht diesem ersten Abschnitt einen besonderen Reiz. Hier anschließend bespricht der Verf. auch die neueste Literatur zur Genossenschaftsbewegung in Italien, insbesondere das Werk von Montanari: il credito popolare und rühmt darin die historische Methode als besonderen Vorzug. Das zweite Capitel behandelt die gegenwärtige Aufgabe der Nationalökonomie. Hier wird namentlich die Bedeutung der inductiven Forschung und der historischen Methode hervorgehoben. Der Verf. glaubt, daß auf diesem Boden eine Verständigung der verschiedenen Richtungen wissenschaftlicher Nationalökonomie möglich, ja leicht sei. Gegenüber den destructiven Tendenzen der eigentlichen Socialisten ist es gewiß eine heilige Pflicht der Vertreter der Wissenschaft, sich nicht unnöthig zu spalten und sich hüben und drüben vor Einseitigkeit zu hüten; allein die exacte Forschungsmethode wird doch nicht über gewisse principielle Differenzen (namentlich das Verhältniß des Staates zur Arbeiterfrage), über welche man sich vor Allem klar sein muß, hinweghelfen. Wir meinen, es ist vor Allem das ethische Moment im Wirthschaftsleben (Pflicht und Gemeinsinn für Reiche und Arme) zu betonen und verweisen in dieser Beziehung auf das treffliche Buch von Professor V. Böhmert: Der Socialismus und die Arbeiterfrage. Zürich, 1872. Der dritte Abschnitt bespricht die charakteristischen Momente der heutigen socialen Bewegung (Materialismus, Unglaube, Thätigkeit der Internationale, Wirkung der Arbeiterpresse), betont dabei aber, daß trotz aller Verirrungen und Einseitigkeiten die socialistischen Systeme doch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben. Sie sind das Symptom einer Krankheit und jeder ins Leben geworfene Irrthum führt wieder zur Erkenntniß der Wahrheit. Der vierte und letzte Abschnitt behandelt die sociale Frage der Gegenwart und ihre einzelnen Zweige. Fast will es scheinen, daß besonders in diesem Capitel eine größere Sichtung und Verarbeitung des überreichen Materials wünschbar gewesen wäre und Manches, so namentlich die Bemerkungen über die Forstcultur, wenigstens hier kürzer hätte behandelt werden können. Dies thut indeß dem Werth der Schrift, aus welcher Jeder etwas lernen kann, keinen Eintrag und wir wünschen dem redlichen und eifrigen Streben des Verfassers den besten Erfolg. O.

* Die Wartburg. Organ des Münchener Alterthumsvereins. Zeitschrift für Kunst und Kunstgewerbe mit Berücksichtigung der Neuzeit. Herausgegeben von Rath Dr. Carl Förster. München, Verlag von Höpfner und Grammer. Es ist ein für den wissenschaftlichen Sinn unseres Volkes und für die geistige Reife desselben außerordentlich günstiges Zeichen, mit welchem Eifer es sich der Erforschung unserer vaterländischen Alterthümer hingiebt. „Wie im Leben des einzelnen Menschen im Vollgefühl der ersten Jugendkraft zunächst die Phantasie ihre Schwingen erhebt, wie vor Allen zuerst die Dichtkunst ihre bunten Blüthen treibt und der Gesang seine zauberischen und duftigen Weisen ertönen läßt, wie dann der Trieb zu praktischem und nützlichem Schaffen erwacht, und wie schließlich das rüstige Mannesalter, auf dem Gipfel seiner Höhe angelangt, still steht und auf den durchwanderten Weg zurückblickt, so ist es auch im Leben der Völker, und nichts spricht mehr für die Reife derselben, als das Bedürfniß nach der geschichtlichen Erkenntniß der Vergangenheit. Es ist dies nicht ein Streben der Eitelkeit und des Genusses, sondern das Bedürfniß nach Befriedigung des inneren Triebes der Erkenntniß unseres eigenen Werdens, wie die Einsicht, daß die Weiterentwickelung und der Fortschritt nur auf Grund des bereits Geleisteten und der dadurch erkannten Wahrheiten erzielt werden kann." Diese von uns bereits früher aus-

gesprochene Tendenz ist es, welche der Münchener Alterthumsverein zu der seinen gemacht hat und mit Eifer und Beharrlichkeit verfolgt, wie die gewonnenen Resultate beweisen. Aus seinem Organ „Die Wartburg“, das den dritten Jahrgang begonnen, geht die ersprießliche Thätigkeit des Vereins hervor, der namentlich auf die kunsthistorischen Alterthümer ein besonderes Gewicht legt und sich deren Pflege angelegen sein läßt. Dabei wird aber auch der neueren Kunst die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und namentlich deren praktischer Seite, dem Kunstgewerke. Mit Freuden haben wir zugleich die Wahrnehmung machen müssen, welches Gewicht die auf Hebung der Kunst und des Kunstgewerbes zielenden Bestrebungen auf die geschichtliche Entwickelung der Kunst und deren Studium legen, was mit der historischen Richtung des Vereins im vollen Einklang steht und durch diese bedingt und begünstigt wird. Zwölf Jahre hat der Verein in dieser segenbringenden Weise gewirkt, derselbe ist vom frischgepflanzten Reiß zum kräftigen Baum herangewachsen, der seine Wurzeln tief in den Boden, auf den er gepflanzt, geschlagen. Die Wartburg ist der treue Ausdruck des Geistes, der in dem Vereine wirkt und schafft, und giebt Kunde von der regen Thätigkeit auf allen Gebieten der Alterthumswissenschaft und Kunst, und von der Förderung, die diese dadurch erfahren, so daß das Organ auch in weiteren Kreisen einer Beachtung werth ist.

Neues Theater. Das kürzlich neu aufgeführte Schauspiel „Ein Wintermärchen“ von Shakespeare, für die deutsche Bühne neu übersetzt und bearbeitet von Franz Dingelstedt, dürfte wol am bewunderuswerthesten in seinen Unmöglichkeiten erscheinen. Der Dichter wagte Dinge, die jedem andern Dramatiker den Hals gekostet hätten. Das Schauspiel ist allerdings eine Märchendichtung und wo wäre das Unmögliche möglicher als in einem Märchen? Aber die mit dem Märchenhaften verknüpften Unmöglichkeiten habe ich natürlich nicht im Sinne, sondern vielmehr jene Unmöglichkeiten, welche sowol in ästhetischer als auch in theatralischer Beziehung der Darstellung widerstreben. Eine anmuthvolle Königin mitten in einem Acte, nachdem wir sie eben noch gesehen, von einem Kinde genesen zu lassen, das Wickelkind selbst dem Publicum vor Augen zu bringen und uns dasselbe im folgenden Acte als siebzehnjähriges Mädchen vorzustellen — sind das nicht Dinge, die auf der Bühne außer dem Bereich des Möglichen liegen? Und wenn es gleichwol einem Dichter gelingt, unser Erstaunen darüber zu vermeiden, so bewundern wir um so mehr seine naive Schöpfergröße. Die poetische Phantasie ist hier das Medium, durch welches der Verstand zu uns spricht und so können wir nicht zu einem nüchternen Denken über die dargestellten Vorgänge gelangen. Die lebendige Erregung des Geistes kann begreiflicherweise das Denken nicht abschwächen, sie erzeugt vielmehr eine unmittelbare Wärme, wodurch uns nur das kalte Denken unmöglich wird. So denken wir gewissermaßen mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe. Auf diese Weise ist es nebenbei leicht erklärlich, wie der selige Benedix mit seiner behaglich nüchternen Anschauung gar kein poetisches Verständniß für einen Shakespeare gewinnen konnte. Er verlangte von Shakespeare, daß der prosaische Verstand das Medium sein solle, durch welches die Phantasie zu uns spreche, und damit stellte Benedix die Dinge auf den Kopf. Der trockene Denker hat in der That dem phantasievollen Dichter gegenüber die glänzendste Gelegenheit, seine eigene Verkehrtheit an den Tag zu legen.

In Bezug auf die Bühneneinrichtung von Dingelstedt möchte ich mir nur zwei Bemerkungen erlauben. Es erscheint geradezu lächerlich, wenn der alte Antigonus an dem Wickelkinde zu einer Amme werden muß. Das Tragen von Wickelkindern ist lediglich das Geschäft der Frauen, und ein Mann wird sich immer komisch dabei ausnehmen. Dingelstedt hat sich so viele Freiheiten erlaubt, und gewiß wäre es die unschuldigste gewesen, wenn er dem sicilianischen Hofmanne zum Tragen des Kindes eine der Frauen Hermione's beigesellt hätte. Ferner beeinträchtigt es nach meinem Ermessen die dramatische Wirkung, daß Hermione in der Gerichtsscene ihre Vertheidigungsrede größtentheils auf einer Bank sitzend zu sprechen hat. Sollte damit etwa auf die Körperschwäche der Königin nach der eben überstandenen Geburt angespielt werden? Unmöglich, denn das hieße die Phantasie des Zuschauers gewaltsam in die Lebensprosa hineindrängen. Und ist die Angeklagte nicht eine Königin? Verträgt es sich da mit der Würde, bei ihrer Vertheidigung vor Gericht auf einer Bank zu sitzen? Ich möchte an jenen Lord erinnern, welcher bei der Aufforderung eines Gerichtspräsidenten, Platz zu nehmen, stolz erwiderte: „Ein Gentleman setzt sich nicht auf eine Anklagebank.“ Aber auch noch aus schauspielerischen Gründen darf die Königin während ihrer Vertheidigungsrede nicht sitzen. Es sind dann gewissermaßen die Flügel ihrer Rede wie geknickt, ihre Worte können keinen freien Aufschwung nehmen, und so vermag die Königin das Gemüth der Hörer nicht mit sich fortzureißen. Die ganze Wirkung der Rede ging denn auch verloren. Es wunderte mich sehr, daß eine Künstlerin von ungewöhnlichem Geiste (Frl. Ellmenreich gab die Hermione) nicht auf der Stelle erkannte, wie sie sich durch das Festhalten an äußerlichen Vorschriften um alle Wirkung bringen mußte. Derartige Vorschriften, welche direct das Schauspielerische betreffen, braucht eine selbstdenkende Schauspielerin um so weniger zu respectiren, als diese Vorschriften wie ein Eingriff in ihre eigenen Kunstrechte erscheinen.

Die Aufführung des Wintermärchens trug im Ganzen die deutlichen Spuren des Ueberhasteten; so war sie in ihren Einzelgestalten nicht eben arm an unmöglichen Lichtern und unmöglichen Schatten. Die während der Messe stark in Anspruch genommenen Darsteller haben jedenfalls zu einem mehr innerlichen Erfassen ihrer Rollen nicht die nöthige Zeit finden können. Gerade in einem Shakespearestücke ist aber ohne ein innerliches Erfassen nichts auszurichten; hier haben die Darsteller vornehmlich auf die poetische Anschauung hinzuwirken, weil ja die thätige Phantasie des Dichters, wie schon bemerkt wurde, das bestimmende Medium ist, durch welches der Verstand zu uns spricht und sprechen muß.

Am 18. Mai sollten wir Frau Hedwig Niemann-Raabe nach langen, langen Jahren einmal wiedersehen. Es sind wol ungefähr zehn Jahre her, als die Künstlerin zum letzten Male im alten Theater ihre reizenden Naturkinder spielte. Wer wäre seiner Zeit von ihrer schwalbenhaften Leichtigkeit und Frische nicht entzückt gewesen? Wie war da Alles ungezwungen, wie naiv verschämt konnte sie sein, daß man die Kunst darüber vergaß und für unmittelbare Natürlichkeit hielt. Wo ist diese Urwüchsigkeit geblieben? Das Lorle der Frau Raabe (in dem Birch-Pfeiffer-schen Stück „Dorf und Stadt“) hat heute ein ganz anderes Gesicht wie damals. Jetzt bemerken wir die Kunst der Darstellerin, und wir können die Dame nur noch bewundern, aber nicht mehr von Herzen loben. Das macht die unausgesetzte Bewegung in einem sehr kleinen Rollenkreise, wodurch zuletzt die äußerliche Technik allerdings einen großen Triumph feiert, aber dieser Sieg wird zugleich eine Niederlage für das Unmittelbare. Zu loben war dagegen der Reinhardt des Herrn Mittell. Der Künstler spielte frischweg und traf die rechten Töne, weil er eben nicht nach Effecten schielte.

Dr. Wilhelm Buchholz.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 42. Donnerstag, den 25. Mai. 1876.

Niccolo Machiavelli im Lichte unsrer Zeit.

I.

Es giebt gewisse Erscheinungen und Thatsachen in der allgemeinen Gesittungsgeschichte, welche mit einer wunderbaren Mächtigkeit von dem Volke, aus dem sie zuerst hervorgegangen, alsbald über die sämmtlichen andern Culturvölker sich verbreiten und oft viele Jahrhunderte hindurch die lebendigste Wirksamkeit ausüben. Es sind dies stets inhaltsvolle Entwicklungsmomente der Menschheit, die wegen ihres reichen Inhalts einer längern Zeitdauer zur Ausgestaltung bedürfen; daher sie auch anfangs oft in roher, ja nichtsnutziger Gestalt, und Vielen und seltsamer Weise fast auch den Urhebern selbst als ein schweres Räthsel erscheinen, dessen Lösung unzählige Köpfe und Gemüther in Bewegung, in leidenschaftliche Aufregung versetzt, bis endlich nach Generationen der rechte Tag kommt, der allein mit seiner Wärme und seinem Lichte es vermag, den reifen Kern zu enthüllen und das Räthselwort zu zeigen, wie es sich nun als eine höchst praktische der Menschheit ersprießliche Wahrheit ergiebt. So wird denn auch oft ein Mann, der seiner Zeit bedeutungsvolle, doch durch ihre Dunkelheit abschreckende Worte aussprach, lange nach seinem Tode als ein Prophet hoch geehrt und gefeiert. Eine solche wunderbare geschichtliche Erscheinung ist mir Niccolo Machiavelli sammt seinen Schriften. — „Machiavell der Menschheit heilsame Wahrheiten (wird Mancher kopfschüttelnd fragen), da doch nur höchstens von Italien die Rede sein kann?" Dieser Einwurf beruht aber nur auf völliger Verkennung der Natur des europäischen Staatensystems, vermöge dessen durch die Geschicke des einen Glieds alle übrigen mehr oder minder in Mitleidenschaft gezogen werden. Wol ist es nicht zu leugnen, daß hier ein unmittelbares italienisches Bedürfniß zu Grunde liegt. Aber daß ganz Europa davon berührt ist, bezeugt wol schon der Umstand, daß bis auf den heutigen Tag alle Nationen der civilisirten Welt, namentlich englische, französische, deutsche Staatskunstgelehrte, Philosophen und Historiker wiederholentlich Machiavell zum Gegenstand eingehendster Untersuchungen gemacht haben. Denn, abgesehen von denen, welche, von jenem bekannten berüchtigten Buche zurückgeschreckt, nichts anderes wußten, als es kurzweg zum Scheiterhaufen zu verdammen, haben die meisten doch schon vorlängst geahnt, später erkannt, es liege unter der unheimlichen Form eine tiefere Staatsweisheit verborgen. Es blieb aber eine schwere Aufgabe, über ein Büchlein zu entscheiden, das ungescheut als ein frecher Katechismus der unmenschlichsten Tyrannei sich kundzugeben schien, doch herrührend von einem Manne — und dies war das Allerräthselhafteste —, welcher nicht nur einer der genialsten Staatsmänner ist, die es je gegeben, sondern auch (wie sein Leben und seine übrigen Schriften, ja selbst eine Stelle der berüchtigten Schrift beweisen) ein begeisterter Verfechter der Freiheit war, ein von glühender aufopferungsfähiger Liebe zu seinem Vaterlande erfüllter Mensch. Das nun begriff man bald, daß er nur aus seiner Zeit zu beurtheilen sei, und das hat denn auch die Forschung ihrem Ziele immer näher gebracht. Mit vielem Erfolge sind in neuester Zeit diesen Weg gegangen der Italiener Balbo, der Engländer Macaulay, aber am meisten auf den Grund gekommen sind (wir scheuen uns nicht es mit einem gewissen Stolze auszusprechen) unsere deutschen tüchtigen Geschichtschreiber L. Ranke und Gervinus. Woher aber überhaupt so förderlicher Aufschluß erst in den letzten Jahrzehenden? Wahren Aufschluß konnte, wie gesagt, nur die Zeit Machiavell's geben. Nun aber traf es sich, daß Volk und Land Italiens vor 300 Jahren dem Italien und den Italienern von heute in einem Grade ähnlich geblieben, wie dies wol bei keiner andern heutigen Nation der Fall; dann traf es sich weiter, daß diese Aehnlichkeit durch die neuesten Ereignisse auf der apenninischen Halbinsel auf das lebendigste heraufbeschworen werden sollte: und das war es, was endlich Alles aufdeckte. Italien ist seitdem erst ein anderes, und der vielhundertjährige Proceß ist abgeschlossen. — Mit diesem Zeitpunkt kam zugleich der Augenblick, wo die italienische Geschichte ein erhöhteres Interesse für uns gewinnt, und somit besonders auch die Geschichte der Lebenszeit des großen Florentiners. Darum haben wir als hochwillkommen zu begrüßen die Erscheinung des im Original uns vorliegenden Werks des Herrn Carlo Gioda über Machiavell und seine Werke*). Ein sehr umfangreiches (570 S.), gründlich gelehrt und dabei überaus geistreich gearbeitetes Buch eines Mannes, der die für sein Vaterland so mächtig entscheidungsvollen Jahre mit Bewußtsein durchlebte und aus dessen besonnenem Worte ebensowol die edelste Vaterlandsliebe als Liebe zur Wahrheit und strenge Parteilosigkeit heraustönt. — Nachdem er einen kurzen Lebensabriß M.'s gegeben, geht er sofort (wie es sich von selbst gebietet, wo es sich um einen ausgezeichneten Mann handelt, bei dem Leben und Schreiben stets Hand in Hand ging) daran, aus der Betrachtung seiner Staats- und zahlreichen andern Schriften unmittelbar ein lebendiges Bild von ihm in großem Maßstabe zu entwerfen. Das Ganze zerfällt in 3 Theile. Der erste enthält Cap. 1: die Besprechung seiner Gesandtschaftsschriften (bis S. 100), Cap. 2: seine kleinen politischen und Staatsschriften, als: ritratto della Magna-Francia — Denkschrift an Leo X. über florentin. Verfassungsänderung 2c. (bis 169), Cap. 3: seine poetischen Werke in Prosa: die Lustspiele, die Novelle 2c. (bis 211), Cap 4: poetische Werke in Versen, Capitoli 2c. (bis 236), Cap. 5: die fälschlich ihm zugeschriebenen Schriften (bis 251), Cap. 6: seine vertrauten Briefe (bis 285). Der zweite Theil umfaßt in 4 Capiteln sehr eingehende Betrachtungen über die 4 Hauptwerke: den Principe, die Discorsi, die Storia Fiorentina und die Arte della guerra (bis 465), und endlich der dritte Theil: Machiavell im Lichte seiner Zeit. — Ref., durch den Raum beschränkt, kann hier nur die Spitzen des stoff- und lehrreichen Werks berühren, welche jedoch gerade mit denjenigen Punkten zusammenfallen, woraus jene bedeutsame historische

*) Machiavelli e le sue opere di Carlo Gioda. Volume unico. Firenze, G. Barbèra, Editore. 1874.

Räthselfrage am entschiedensten sich heraushebt. Die historische Kritik des Verfassers gipfelt aber in dessen Besprechung der genannten vier Hauptwerke Machiavell's sowie in dem bedeutenden Schlußabschnitt: „M. u. seine Zeit“. Voraus noch die Bemerkung. Scharf und entschieden ausgedrückt sind für Jeden, der nur ernstlich begreifen will, in diesen vier so sehr untereinander zusammenhängenden Machiavell'schen Schriften alle großen Erstrebungen des Mannes im Leben wie im Schreiben (was beides ihm dasselbe war), nämlich: die Wehrtüchtigkeit, die Unabhängigkeit, die Einheit und schließlich die Freiheit seines Vaterlandes. Scharf liegt das ausgedrückt in den vier Werken, doch so, daß man keines allein studiren darf, indem jedes immer die andern ergänzt und von den andern ergänzt wird. — Beim „Principe“, diesem ganze Menschengenerationen aufregenden Büchlein merkt Gioda zuvörderst als etwas nicht ganz Nebensächliches an, daß der ursprüngliche Titel lateinisch: „De Principatibus“ gelautet („über verschiedene Arten der Fürstenschaft“), wie M. in einem Briefe selbst bemerke, erst später sei er, man wisse nicht warum, in: „Il Principe“ geändert, wodurch dann die nachherigen Mißverständnisse vorbereitet worden, da doch nicht von einer Art Fürsten, sondern auch von Erbfürsten, Wahlfürsten, Neufürsten und andern Formen die Rede. Doch zu leugnen steht nicht, und wird es auch von Gioda nicht, daß vorwiegend von den principi nuovi, d. h. von den mit Gewalt sich aufdrängenden Fürsten gehandelt wird, welchen eben er so eisig kalt jene ruchlosen und grausamen Rathschläge ertheilt. Der Inhalt aber ergiebt sich dem Verf. mit Recht als ein von M. ernst gehegter praktischer Pessimismus, wozu ihn das Leben endlich gedrängt, so daß er allein noch in ihm Heil für sein Vaterland abgesehen, nachdem er wiederholte bittere Täuschungen durchlebt, die seine schönsten republicanischen Ideale und alle dahin gehenden Bestrebungen zerstörten. Denn schon als Jüngling sah er in das zwieträchtige Italien eroberungsgierige ausländische Fürsten räuberisch einbrechen und sich festsetzen, zwei Könige von Frankreich und der spanische, und zwar diese (das Schmachvollste) herbeigelockt durch verrätherische Italiener; dabei aber das Gesammtvolk im Ganzen gleichgiltiger Zuschauer. Mit Empörung erkennt er sein Volk als ein nichtswürdiges und in den Grund hinein verdorbenes. Aber doch liebte er sein Vaterland so sehr — und das brachte ihn zu verzweifelten Entschlüssen. — „Laßt uns endlich gerecht sein (sagt L. Ranke, Z. Kritik neuerer Geschichtschreiber). Er suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben.“ Es ist ihm aber gewiß dieser Entschluß sehr sauer geworden, wie aus einer Aeußerung in einem seiner Briefe hervorzugehen scheint: È difficile mutarsi di natura. A me sarebbe impossibile far male a nessuno, seguane che vuole. (Es ist schwer seine Natur zu ändern. Mir würde es unmöglich sein irgend Jemandem weh zu thun, es folge auch daraus, was da wolle — vgl. Gervinus, Kl. Schr. S. 114) und in einer andern Briefstelle: „Ich versetze mich so viel ich kann in die Gedanken dieses Gegenstandes“ — (vgl. Gioda S. 285).*) Aber auch Freiheit war ihm nichts ohne nationale Unabhängigkeit. Daher seine nachdrücklichen Mahnungen: Vor der Hand fort mit den Miethstruppen (ein italienisches Hauptunheil wie bei Handelsstaaten so oft), dafür Nationalaufgebot, und der Anführer sei unumschränkter Herr und euer Tyrann, nur kriegsgewaltig sei er, und vor Allem eures Blutes. Gleichwol — sollte ihm nicht schon damals durch den Sinn gegangen sein, was er nachher in den Discorsi ausgesprochen hat in Bezug auf eine verdorbene Republik, der vielleicht nur durch eine blutige von Einem ausgehende Revolution aufgeholfen werden könne, wiewol dabei die Schwierigkeit sei: „daß dies, solle es zum Heile ausschlagen, den Einzigen als einen vortrefflichen Mann zur Voraussetzung habe, während doch mit Gewalt Herr einer Republik werden einen schlechten Mann voraussetze“. — Daß er aber nicht nur einen solchen Fürsten (wie nothwendig auch unter Umständen er sei) für ein nothwendiges Uebel, sondern auch jeden Fürsten wenigstens für eine Art von Uebel gehalten, verhehlt er weiterhin nicht, damit seinen unerschütterlichen republicanischen Sinne bezeugend (vgl. Discorsi I. 16. 17. 18). Daher sieht man es bei Lesung des Principe wie zwischen den Zeilen heraus, daß er sich eine zwingende Larve vorgebunden, damit seine Mienen sich nicht verriethen. Allein nichtsdestoweniger ein kaum zu überwindendes Grausen kommt uns an vor den Mitteln, durch die er auf Verwirklichung seiner patriotisch-politischen Idee hinzuarbeiten sucht, wenn er predigt: „Ein kluger Fürst kann und darf sein Wort nicht halten, wenn dies wider seinen Vortheil ist &c., wenn die Menschen alle gut wären, wäre diese Vorschrift keineswegs gut; aber da sie schlecht sind und treulos gegen Dich, so hast auch Du ihnen keine Treue zu bewahren. — Niemals wird es einem Fürsten an gesetzlichen Gründen fehlen, um seinem Treubruch einen Schein zu geben. So ist auch nichts nöthiger, als daß er scheine Religion zu haben; denn die Mehrzahl der Menschen urtheilt ja doch nur nach dem äußeren Scheine &c. — Ueberhaupt muß der Fürst schlau sein und es verstehen, zur rechten Zeit sowol den Menschen als die Bestie herauszukehren.“ (Cap. 18.) „Es ist weit sicherer für einen Fürsten, gefürchtet, als geliebt zu sein.“ (Cap. 17.) Und vermehrt wird das Entsetzen über den persönlichen Charakter des Schreibers durch jenen eiskalten Bericht, welchen er als Augenzeuge über die abscheuliche Meuchelmörderei des verworfenen Cäsar Borgia an den Senat rein als über eine staatskluge Action abstattet, aus welcher mancherlei für den Politiker zu lernen sei. — Indeß hat schon L. Ranke die betr. verrufenen Stellen als wörtlich der „Politik des Aristoteles“ entnommen gezeigt, und C. Gioda, dies ebenfalls betonend, weist zugleich auf den heiligen Thomas von Aquino hin, welcher große mittelalterliche Aristoteliker in seinen Büchern „der Politik“ jene Sätze wie unumstößliche Thatsachen hinstellt. Ganz verwunderlich, sagt Gioda hierüber, sei es ihm immer erschienen, daß diese bösen Partieen selbst von M.'s Gegnern wenigstens als originell anerkannt worden, da sie doch sammt und sonders entlehnt, während das wahrhaft Originale und Neue in dem Buche, vor Allem seine Rathschläge zur Umgestaltung des ital. Heerwesens verkannt oder ganz von ihnen übersehen worden seien. Weiter bemerkt unser Biograph: man dürfe sich auch nicht an den imperativen Styl des Büchleins stoßen; „wer dies thue, kenne des Verfassers Argumentationsweise nicht. Aber bei alledem sei hier und da ein Wort, wenn auch ein kleines dabei, welches mildere, mäßige, beschwichtige, und finde es sich nicht gleich daneben, so habe man es in einem andern Capitel aufzusuchen“ — und wir stimmen ihm hierin vollständig bei. Der Verf., der (wie wir weiterhin sehen werden) bei aller Bewunderung M.'s mancherlei an ihm anders wünscht, wenn gleich er ihn stets gerecht mit dem Maßstabe seiner Zeit mißt, nimmt doch am wenigsten Anstoß am „Principe“. Er hält sich da liebevoll an den berühmten fürwahr hinreißenden Schluß des Buches, an die kraft- und herzvolle Heerpredigt an die Fürsten, die Barbaren (Ausländer) aus dem Vaterlande zu vertreiben. „Es ist, sagt er, eine Herzensberedsamkeit darin. Wir kennen in keiner Sprache, weder alten noch neuen ein Blatt, das an Wärme der Empfindung, Gewaltigkeit der Bilder, Macht des Ausdrucks sich über dieses stellen könnte. Wäre auch nichts von M. übrig geblieben als diese Stelle, kein Italiener würde es lesen können ohne Erbeben und Thränen, und Alle, welcher Nation sie auch an-

*) Noch sei eine Aeußerung M.'s angeführt, die zwar von einem Nichtzeitgenossen (um 1578) als von einem Zeitgenossen überliefert berichtet wird, aber mindestens belegt, wie man das Buch schon damals aufgefaßt. M. soll zu einem Freunde gesagt haben: „Die Tyrannen werden durch meinen Unterricht noch schlechter werden, aber um so rascher werden sie den Lohn ihrer Verbrechen ernten. Laßt nur erst das Maß ihrer Ruchlosigkeit voll sein, so werden sie den Zorn Gottes schon erfahren.“ (Opp. d. Mach. Milano 1804 I. p. XXXIV.)

gehören, müssen sich verneigen vor einem Manne, in welchem der ganze Genius der Vaterlandsliebe wohnte, und der ihn ausgoß in diesen unsterblichen Zeilen!" (S. 345.) — Und das ist vollkommen wahr. Zugleich wie erfreulich für uns dies plötzliche Fallen aus der Rolle (denn sehr sticht die feurige Schlußrede ab von der Kälte des Vorhergehenden), es geht ihm das Herz über und man erkennt den ganzen Mann. — Machiavell läßt sich in mehreren seiner Werke in bittern Klagen aus über die sittliche Verderbtheit und politische Verkommenheit seines Volks; und Gioda erklärt diese Klagen für im höchsten Gerade berechtigt. Allen denen, welche sich darüber verwundern könnten, wie eine solche Gesunkenheit möglich gewesen im Zeitalter Leo's X., das ja die edelsten Blüthen der Kunst und Poesie getrieben, wie da auch ein Buch von solcher Rohheit, wie der „Principe", an's Licht habe treten können, allen denen setzt der Verf. so klar als geistreich auseinander: daß allerdings ein heiterer Glanz jene Zeit umleuchtet, aber die gesellschaftlichen Zustände seien ähnlich gewesen jener heiteren von Boccaccio geschilderten Gesellschaft liebenswürdiger Herren und Damen, welche zur Zeit der fürchterlichsten Pest fröhlich und mit Blumen bekränzt sich unterhalten, gelacht und gesungen, so daß, wer sie so gesehen hätte (er führt Boccaccio's eigene Worte an), „hätte meinen müssen: die haben entweder den Tod besiegt, oder nur heiter wird er sie hinwegraffen." — So sei der blühende Zustand Italiens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zukunftslos gewesen, weil nichts als ein Nachschimmer der bedeutenden Epochen des 14. und 15. Jahrhunderts der petrarkischen und unter den ersten großen Mediceärn; aber hinter dem Schimmer sei das sittliche Verderbniß vorwärtsgeschritten. Warum? weil politische Freiheit und Unabhängigkeit dem Volke gleichgiltig geworden waren. „Wenn die Freiheit für sich allein genügen mag, die Cultur einer Nation, so vermag sie es nicht, die Tugend aufrecht zu halten, in deren Ermangelung, in nicht zu langer Frist, jede Art von Unheil und Schädigung in jedem Volke entsteht, welches lediglich auf die Ausbildung seines Geistes gerichtet ist. Das Fehlen jener Tugend führt nothwendig zum Untergang, und der Untergang besteht in der Hintansetzung und deshalb im Verlust des unschätzbaren Gutes der Unabhängigkeit, der ersten Bedingung jedes wahren Ruhms und glücklichen Gedeihens." (S. 526.)

Nachdem Machiavelli seinen „Principe" geschrieben, den er patriotischer Hoffnungen voll an einen Medici gerichtet hatte, weil dieses um Italien verdiente Haus seinem engern Vaterlande angehörte und er auch seine Landsleute, die Florentiner, als verhältnißmäßig am wenigsten verderbt unter den Italienern erachtete, kam er doch bald von der schwärmerischen Begeisterung, die ihn bei Abfassung jenes Buches übermeistert hatte, zu seiner gewohnten Besonnenheit um so mehr zurück, als er sich hinsichtlich des Vertreters des mediceischen Hauses sehr bald enttäuscht fand. Da schrieb er denn sein geistvolles Werk: Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio. Man hat sehr ungehörig daran getadelt, daß er die darin niedergelegten so höchst interessanten und scharfsinnigen politischen Betrachtungen und Untersuchungen an die 10 ersten Bücher des Livius geknüpft, worin ja ohnedies nur halb fabelhafte Geschichte enthalten sei. Er bietet vielmehr damals noch nicht Dagewesenes. Machiavelli erscheint in dem Buche als erster Begründer einer Philosophie der Geschichte, was schon Vitt. Alfieri bemerkt hat. Unser Verfasser, der ihm den eigentlich philosophischen Sinn abspricht, erkennt ihn hier willig als praktischen Philosophen an. Er habe zwar, sagt er, ein einziges Vorbild gehabt „in dem Gedanken die Geschichte zu verlebendigen" (l'idea di vivificare l'istoria) an Augustin's de civitate Dei, das er aber zuerst genial auf weltliche Zwecke angewendet. In den Discorsi verhehlt nun M. seine Neigung für die republicanische Staatsform nicht, giebt jedoch die einsichtsvollsten Winke über die Reife und Unreife der Völker zu derselben. Gründlich wird ausgeführt, daß die besten Herrscher nicht dauern; denn: daß es leider Zeiten gebe, wo ein Volk so verderbt sei, daß eine wahre Republik nicht mehr möglich, da dann ein Königthum im Vergleich als das Bessere gelten müsse. Hier wird er concret und wirft einen Blick auf sein ital. Vaterland, dessen Grundverderbtheit recht erhelle, wenn man seine angeblichen Republiken mit der Ehrenhaftigkeit der deutschen Reichsstädte vergleiche. Dazwischen entfährt ihm mehrmals der Ausruf, wie kläglich es doch sei, daß die Völker keine Lehre aus der Geschichte nehmen wollen. (Discors. III. 7. 8. 43.) Bemerkt sei hier auch, daß er sich in seiner ganzen Natur giebt, auch als einen specifischen Italiener; wie z. B. wo er zu der Erzählung des Livius von dem vor dem Tyrannen sich wahnsinnig stellenden Brutus die Anmerkung macht: daß Könige auch den tugendhaftesten und selbstlosesten Männern nicht glauben noch trauen, immer meinend, jene verstellen sich nur. Deshalb sei es denn rathsam, dem Beispiel des Brutus zu folgen und den Albernen zu spielen. „Und wahres Narrenspiel ist es ja schon, wenn man wider sein besseres Wissen stets sieht und spricht, lobt und thut, nur um den Fürsten zu gefallen." (Discors. III. 2.) Dies ist wol eine recht eigends italienische, doch unter solchen Umständen gewiß nicht verwerfliche Hinterlist. Die Stelle ist gewiß mit ein Schlüssel für das Räthselhafte, das den Mann umgiebt. — Und nun noch zur Charakteristik des Buchs ein Hauptwink. Ueber Alles bewundert und verehrt ist von ihm M. Livius als der Berichterstatter von dem großen Sinn und den großen Thaten seiner edeln Altvordern, und dieser s. z. s. Adelstolz verbreitet sich (ganz im Geiste der damaligen italienischen Renaissance) über das ganze Werk mit einer unnachahmlichen Würde der Schreibart. Es geht ihm wie einst dem Livius selbst, der von sich bekennt, daß ihm bei Erforschung der Geschichte seiner Väter seine ganze Seele alterthümlich werde (mihi antiquas res pertractanti nescio quo pacto antiquus fit animus). So fühlt sich auch er ganz ein alter Römer und ergriffen von der Mannhaftigkeit dieses welthistorischen Volks. Er weiß die Römer nicht genug zu preisen wegen ihres radicalen Sinnes, wegen ihres Widerwillens vor jedem Mittelweg und jeglicher Halbheit. Er nimmt das Römerthum in sich auf mit all seiner Rauhigkeit, Herbheit und Härte. So redet er ächt antik dem Brutus das Wort wegen der Hinrichtung seiner Söhne zum Heile des Vaterlandes, ebenso dem Manlius Torquatus, der seinen subordinationswidrigen Sohn umbrachte. (Disc. III. 2. 34.) Wenngleich nun wir in unserer Zeit durchaus nicht einverstanden zu sein vermögen mit allen diesen Ideen, Eins springt für uns aus der Lectüre dieses Buches klar hervor: ein fester Charakter, dem alle Halbheit heillos dünkt. — Wegen enger stofflicher und formeller Verwandtschaft hat man stets (wie auch Gioda gethan) mit den genannten bedeutenden Büchern Machiavell's dessen „Florentinische Geschichten" und „die Kriegskunst" zusammen betrachtet, um so recht in den Mittelpunkt seiner Strebungen und seiner Eigenthümlichkeit einzudringen. Die florentinischen Geschichten bewegen Gervinus, ihn unter die ersten Geschichtschreiber aller Zeiten zu stellen. Unser Verfasser, billig absehend von den Forderungen der neueren Geschichtswissenschaft, sowie von gewissen Unrichtigkeiten in der Vorgeschichte, hebt doch gerade in letzterer seinen oben schon von ihm gerühmten geschichtsphilosophischen Blick hervor. Die nach dem Muster des Livius angewendeten fingirten Reden mißbilligt er zwar als unseren Geschichtsbegriffen zuwider, doch bekennt er sich als Bewunderer dieser Kraft der Darstellung echt antiken Geistes. Sonst schreibt er ihm nur einen geringen Grad von Einbildungskraft, dagegen eine ganz außerordentliche Beobachtungsgabe zu, daher denn die Naturschilderungen bei ihm, wo er nicht selbst gesehen, einander ähnelten und eintönig erschienen, dafür aber die von ihm selbst beobachteten Menschennaturen und selbst erlebten Ereignisse meisterhaft dargestellt seien. — Die „Arte della guerra" behandelt in der eleganten Form eines Ciceronischen Dialogs ausführlich eine Herzensangelegenheit Machiavell's,

welche fast in allen seinen Schriften anklingt: die Reform des Militairs, als des wichtigsten Mittels, Italien frei und unabhängig zu machen. „Beherrscht von Priestern und von Kaufleuten, sagt er, hatten wir Italiener die Kriegskunst vergessen." Sehr richtig. Aber darum war auch ihre Wiederherstellung eine Unmöglichkeit in jener Zeit der Renaissance, von welcher und somit auch vom Anstaunen der altrömischen Mannhaftigkeit zu sehr erfüllt auch ein Machiavell die Neuzeit sammt der Wichtigkeit des Schießpulvers und der großen Geschütze ganz und gar übersah. Wir können uns hier nicht enthalten anzuführen, wie unser Verf. sich ausspricht. „Die Natur eines Heeres, ruft er aus, ist immer gleich der Natur der Gesellschaft, aus deren Busen es hervorgegangen." Und dies belegt er mit der Natur der deutschen Waffen und ihrer Siege über die französischen in den Jahren 1870/71, die allgemeine Mahnung hinzufügend: „man möge sich zum Verständniß der Geschichte doch ja der Thatsachen bedienen, die vor unsern Augen vorgehen in der Gegenwart!"

Wenn Gioda die fast schwärmerisch zu nennende antikisirende Richtung eines sonst so klaren Kopfes an Machiavell bedauert, so weiß er die Erscheinung doch aus dessen Zeit gut zu erklären. Er bemerkt hierüber, der Mann habe in so unrichtiger Weise die Rettung Italiens in der Wiederherstellung der vergangenen Cultur des heidnischen Alterthums deshalb sehen müssen, weil er das Gesetz der Fortentwickelung der Menschheitgeschichte nicht erkannt, vielmehr nur das des äußerlichen in sich zurückkehrenden Kreislaufs der menschlichen Institute. Er zielt damit auf den in den Discorsi aufgestellten Erfahrungssatz: „daß, wenn das Königthum in Tyrannei ausgeartet, ihr Sturz durch die Aristokratie zu erfolgen pflege, welche dann, nachdem sie in Oligarchie ausgeartet, in Demokratie übergehe, und wenn auch diese zur Pöbelherrschaft herabgesunken, endlich der Staat zur Monarchie zurückkehre. Indeß habe ein Staat selten Kraft genug, die Beschreibung dieses Kreislaufs mehr als einmal auszuhalten." Die Aufstellung dieses Satzes als Axiom dürfte allerdings bedenklich sein. Doch darf M. darum nicht wegen seines Glaubens an die necessità gescholten werden, noch minder wegen seiner Ansicht, daß „eine Mischung von Unfreiheit und Freiheit im Menschen wohne, vermöge deren er Dämme aufzurichten verstehe wider die Gewalt des überschwemmenden Meeres." Und Beides rügt mit Unrecht Gioda an ihm; denn es handelt sich ja dabei um noch nie aufgelöste oder unauflösbare metaphysische Urprobleme. Auch kann Ref. nicht ohne Weiteres einverstanden sein mit des Verf. Behauptung, daß M. kein Christ gewesen. Er war entschieden ein Feind der päpstlichen Kirche, schon deshalb, weil sie ihm den Staat zu untergraben schien. Aber er sagt: „Wenn die christliche Religion nach dem ursprünglichen Sinne des Stifters sich ausgebildet hätte, so würden unsere Staaten viel glücklicher sein. Allein, durch die Kirche verdorben, hat sie wiederum unsere Staaten verdorben. Der stärkste Beweis: daß der Kirchenstaat der verderbteste ist." (Discors. I. 12.) Wer will es ihm aber verdenken, wenn er in Entzücken geräth über die altrömische Religion, indem er als treffliche Wirkung derselben die altrömische Unverdorbenheit sieht. Zu bedauern ist allerdings, daß der so scharf- und weitsichtige Mann es doch in dem Grade nicht war, um den Hergang der gleichzeitigen Reformation in Deutschland, ihre hohe Bedeutung und Tragweite gehörig zu beachten und zu würdigen. Aber Gioda anlangend, erkennt er denn nicht selbst willig an, daß die weltliche Herrschaft des römischen Stuhls seit vielen Jahrhunderten fortwährend der größte Hemmschuh der italienischen Freiheit, Einheit und Unabhängigkeit gewesen; und deshalb auch, daß die Heroldstimme des florentinischen Staatssecretairs, auffordernd zur Beseitigung des Kirchenstaates, fortgerufen von Andern, fortgetönt bis auf unsere Tage, nie ganz unverstanden geblieben; freilich auch, daß sie die edelsten Patrioten, einen Balbo und Gioberti, ebenso tief überzeugte, als, weil von religiösen Scheinpatrioten bedrängt und geängstigt, zur Verzweiflung brachte, bis endlich am letzten Tage die Wahrheit jener Stimme durch die Thatsachen gekrönt worden? „Die Herrschaft der Päpste muß enden, weil Italien sein soll," rief nach eignem Geständniß Gioda schon früher aus. („Il dominio dei Papi dee finire, poichè l'Italia dee essere".) — „Nun haben wir, sagt er, Einheit, einen Fürsten in Rom residirend, was früher Guiccardini, später Balbo als je möglich bezweifelten. Aber es gab immer eine kleine Schule der Unitarier, mit Machiavelli beginnend, mit Mazzini endigend." (Vgl. S. 396—99.)

Das 4. (April-) Heft des VII. Bandes der „Deutschen Monatshefte", Zeitschrift für die gesammten Culturinteressen des deutschen Vaterlandes, herausgegeben im Auftrage der Redaction des Deutschen Reichsanzeigers (Berlin, C. Heymanns Verlag, 1876), hat nachstehenden Inhalt: Die Geschäftsthätigkeit des Reichseisenbahnamts im Jahre 1875; die Nationalgalerie zu Berlin, I.; die Pflege der Hydrographie und maritimen Meteorologie in ihrem Einflusse auf verwandte Wissenschaften; das städtische Krankenhaus zu St. Jacob in Leipzig; das Straßburger Archiv; Thausing's Biographie Albrecht Dürer's; der Handels- und Kaufmannsstand, wie ihn Shakespeare schildert, I. und II.; die Ausgrabungen in Olympia, IV.; der projectirte unterseeische Tunnel zwischen Frankreich und England; Literatur: „Allgemeine deutsche Biographie", III.; Chronik des Deutschen Reiches; Monatschronik des Auslandes für December 1875 bis Februar 1876: Oesterreich-Ungarn, Großbritannien und Irland; Frankreich, Rußland und Polen, Amerika.

— Das neueste (fünfte des VII. Bandes) Heft der im Auftrage der Redaction des Deutschen Reichs- u. Königl. Preußischen Staatsanzeigers herausgegebenen „Deutschen Monatshefte, Zeitschrift für die gesammten Culturinteressen des deutschen Vaterlandes" eröffnet mit einem genealogischen Artikel: Friedrich Wilhelm's III. Königs von Preußen Nachkommenschaft. Daran schließt sich ein Aufsatz, „Das deutsche Theater und seine Zukunft", auf Grund der bei W. Herz in Berlin herausgekommenen Schrift eines Staatsbeamten unter demselben Titel. Unter der Ueberschrift „Zur orthographischen Frage" wird eine orientirende Zusammenstellung der bezüglichen Stimmen der Fachliteratur, das Gutachten der öffentlichen Meinung über die orthographische Reformfrage, insbesondere über die seit Wochen vorliegenden Verhandlungen und Ergebnisse der orthographischen Conferenz gegeben. Ueber die Ausgrabungen in Olympia berichtet ein V. Artikel. Die Localität der Nationalgalerie zu Berlin wird in einem II. Artikel im Detail geschildert. Ein Gedächtnißblatt ist Ferdinand Freiligrath gewidmet. Ein „Rückblick auf die volkswirthschaftliche Literatur des Jahres 1875", der Handels- und Kaufmannsstand, wie ihn Shakespeare schildert (III. u. IV.) und die Chronik des Deutschen Reichs (Januar — Februar), sowie die Monatschronik des Auslandes für Januar und Februar 1876 bilden den weiteren Inhalt des interessanten Heftes. Die Monatshefte erscheinen bekanntlich in Carl Heymann's Verlag in Berlin, wo auch die „Chronik des Deutschen Reichsanzeigers und K. Preuß. Staatsanzeigers für 1875" jüngst ausgegeben worden ist. Das 96 S. starke Heft enthält das Sachregister zu den vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1875 in demselben publicirten Gesetzen, Verordnungen, Bekanntmachungen 2c., die Uebersicht der in der Besonderen Beilage zu Jahrgang 1875 enthaltenen Artikel, Nekrolog für 1875 und deutschen Personalkalender für 1876.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. K. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 43. Sonntag, den 28. Mai. 1876.

Niccolo Machiavelli im Lichte unsrer Zeit.

II.

Die italienischen Ereignisse der letzten zwanzig Jahre, als mächtige Entwicklungsmomente der Nation, haben (wie oben bereits angedeutet) den Schleier des Geheimnisses mit unglaublicher Raschheit, doch mit Naturnothwendigkeit gelüftet. Daß aber in der bewegten Zeit von kurz vor und kurz nach dem Jahre 48 bis auf die unlängst vergangenen Tage die Machiavellfrage zahlreiche Federn beschäftigte, beweist, daß man nun erst den Moment dazu gekommen und damit zugleich (was ja das Fruchtbringendste aller Geschichtswissenschaft) eine bedeutsame geschichtliche Lehre sich gewonnen fühlte. Von den neuesten Schriften über den Gegenstand gehören nicht wenige dem Auslande und nicht die geringsten darunter Deutschland an, und läßt sich sagen, was leicht begreiflich, daß vermöge entfernten Standpunktes dieselben oft noch klarer sehen, als die Italiener selbst. Wesentlich zeigte eine richtige Beurtheilung des Ganges der neuesten italienischen Bewegung den wahren Schlüssel. Diese Bewegungen, gewiß von hohem Interesse für ganz Europa, waren es doch wol in höherem Grade für das deutsche Volk. Lagen doch die Hergänge in Italien dem Verständniß Deutschlands am nächsten, das seine Vorgeschichte der italienischen am ähnlichsten wußte und die auch von ihm beklagte politische Einheitlosigkeit eben als eine böse Frucht jener einstigen unseligen Verbindung mit Italien erkannte, welche beide Länder so sehr zerriß. Und darum haben in diesem Zeitpunkt namentlich deutsche Geschichtschreiber, immer den großen politischen Propheten vor Augen, das nun erfüllte Schicksal Italiens mit Bestimmtheit vorausgesagt. Nicht schwierig mehr war die Prophezeiung für jeden Geschichtsdenker, besonders nach den bahnbrechenden Vorarbeiten eines Ranke und Gervinus. Das Verständniß war endlich Naturnothwendigkeit geworden.

Nun soll zum Abschluß hier noch ein Punkt erörtert werden, der Unterzeichnetem besonders am Herzen liegt. Er giebt sich das Zeugniß, daß er seit Jahren den Machiavell zum Gegenstand redlichen Nachdenkens gemacht (wie er denn schon im J. 1856 in den damals in Leipzig erschienenen Wigandschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst, 5. Band, 2. Heft, eine Abhandlung über „Machiavell, seine Schriften und seine Zeit" veröffentlicht). Nun bekennt er, wie sehr auch sonst mit den Darlegungen Gioda's übereinstimmend, doch in einem Passus stark von ihm abweichen zu müssen. Es betrifft jenes immerhin und unstreitig grauenvolle Aussehen des Büchleins: Il Principe. Nicht als wenn ich nicht einverstanden sein könnte mit des Verf. Erklärungen desselben; wol bin ich es im Allgemeinen, aber doch nicht befriedigt, da er mir den richtigsten Weg der Begründung verfehlt zu haben scheint. Und er hat ihn verfehlen müssen, weil er eine gewisse Seite an Machiavell nicht beurtheilen konnte, und dies darum nicht, weil es gewisse Punkte giebt, die der Italiener an seinem Landsmann, und wäre dieser durch Jahrhunderte von ihm getrennt, wegen zu großer Aehnlichkeit mit ihm, eben so wenig wie sich selbst zu erkennen vermögen wird. Manchem wird es nun seltsamlich erscheinen, daß sich bei mir die Sache um die poetische Befähigung des großen Politikers dreht. Gioda, der auch diese Seite in mehreren Capiteln einer eingehenden Betrachtung unterwirft, stellt diese Befähigung niedriger als ich. Aber wie hängt dies zusammen mit der Schrift „vom Fürsten"? Zur Verständigung des Lesers erlaube ich mir einige den Gegenstand betreffende Stellen aus meinem oberwähnten Aufsatz hier zu wiederholen. Dann dürfte sich vielleicht auch ergeben: daß unbewußt auch Herr Gioda mit meiner Ansicht zusammentrifft.

„Niemand wird verkennen, daß eine poetische Begeisterung in M. wohnt. Sie ist aber tiefer und seine ganze Natur durchdringender als man gewöhnlich meint. Ich glaube sie auch da zu entdecken, wo man sie gewöhnlich nicht sucht, ich kann nicht umhin, sie mitunter selbst da zu sehen, wo in seinen Worten Trockenheit, in seiner Rede ein eisiger Hauch ist. Es ist nämlich seine poetische Begabung gepaart mit einem vollendet politischem Sinn — etwas ganz Seltenes und eine außerordentliche Erscheinung, welche, wenn sie vorkommt, nie verfehlt von der außerordentlichsten Wirkung zu sein. Daher der Mann so ungewöhnlich, daher so wunderbar seine Worte, daher Mann und Wort oft so schwer zu fassen. — Er ist ein ächter Dichter — selbst künstlerisch genommen ist er es, wenn auch nicht ein im höchsten Grad vollendeter. Ein ächter Dichter ist er, weil er, wie ein solcher immer soll, so ganz natürlich von dem Boden aus sich erhebt, der ihn erzeugt hat. Ganz Italien ist der Grundgegenstand aller seiner Poesie, mittelbar oder unmittelbar, unwillkürlich; nur aus Muttergrund erwächst Alles, was seine Feder gebiert. Der größte Gegenstand aber seines Dichtens, die höchste Idee ist ihm Italien als Vaterland, sein schönes geliebtes Vaterland — davon ist er bewußtvoll durchdrungen. In seiner Bildung kam ihm die Zeit fördernd entgegen. Er hat ihr mit Wucher zurückgegeben, was sie ihm bot. Die Neuerstehung der altklassischen Sprachen ereignete sich neben seiner Wiege. Diesen Studien widmet er sich mit ganz besonderer Gluth, sie werden ihm Herzenssache und mit Stolz empfindet er sich ein Nachkomme des großen Römervolks. Das giebt seinem Schreiben und Dichten die Hauptrichtung. Ganz angefüllt mit Bildern und Gefühlen des Römerthums sind ihm Geist und Gemüth oft überschwänglich ergriffen davon. Und dieser heiße poetische Drang macht sich Luft in — großen Gedichten, wie ich es nenne. Wundere man sich nicht. Denn seine Poesie leuchtet aus ihm, wenn er auch nicht dichten will. Sie begleitet nicht nur seine historischen und politischen Schriftwerke, sie verläßt ihn auch in seinem Leben nicht; niemals in seiner ganzen praktischen und diplomatischen Lebensthätigkeit. Allerdings ist nicht das, was er als ein Gedicht der innern und äußern Form nach niederschreibt, sein bestes Gedicht. Er nimmt

sich zur künstlerischen Vollendung keine Zeit, er vermöchte es sonst wol besser; aber er glaubt sich verpflichtet, und glaubt es mit Recht, auch der Politik und Geschichte sich zu weihen. Allein er thue nun, was er wolle, er hat nun einmal die Taufe der Poesie empfangen, und so wird die Prosa wider sein Wissen und Wollen unter seinen Händen Poesie. — Alles politisch und historisch Gedachte gestaltet sich um in Arten von kleinen Epen, von Hymnus und Elegie. Stahlharte und granitne Stücke das, Mark und Bein der Römerwelt, aber doch Gedichte, seine ureigensten, seine besten. So wunderseltsam ist dieser Genius! — Was nun am innern Gehalte seiner Wissenschaft und seiner Poesie (Beides dünkt uns Eins in ihm) die Kritik anders wünschen möchte: das kann uns nur erscheinen als Mängel des Italieners, aber nur als solche, wie sie bisher auch dem edelsten Italiener anhafteten. Bestimmter gesagt: es lebt wie in jedem Dichter so auch in ihm ein unermüdliches Streben, recht natürlich glücklich zu sein und sich eines schönen Daseins zu erfreuen. Dies (er ist es sich wohl bewußt) kann nur vollkommen möglich sein, wenn er mit Wohlgefühl und Behagen ein Italiener sein kann, d. h. wenn sein Italien frei ist. Und da begreift man natürlich die großen Hemmungen, und wie sie so nachtheilig auf sein „Dichten" einwirken müssen. Denn wenn zur rechten Würdigung jedes ästhetischen Werkes unstreitig die Zeitbedingungen, unter welchen der Künstler schuf, in Anschlag zu bringen sind — wo sind wir mehr in diesem Falle, als hier? Der Gegenstand ist es, der ebenso großartige als unselige Stoff seiner Dichtungen, der zwar mit ergreifender Wahrheit auf uns wirkt, aber doch denselben das versagt, was der Poesie den Stempel des Höchsten aufdrückt: die Heiterkeit. Er selbst empfindet mit tiefem Mißbehagen diese auf sein Gemüth schwer drückende Atmosphäre. Jedoch nicht immer und in jedem Moment; wir gewöhnen uns zuletzt auch an die schlimme Luft, in der wir leben. So ist er sich wol häufig nur halbbewußt seines oft herben und bittern Tones, seiner excentrischen und gewaltsamen, seiner überaufgeregten, selbst wilden und stürmischen Art und Weise. Das Blut kocht in ihm, die schwüle Luft treibt gleichsam seine Gedankenwolken heftig an einander — und so müssen sich Gewitter entladen. Wie begreiflich wird uns das, wenn wir uns recht hineindenken in den ganzen Jammer des wunderschönen durch seine Natur und Geschichte unvergleichlichen Italiens, ein Jammer wie er fortgedauert hat bis auf die letztvergangnen Tage. — —

„Zu den Merkmalen jener und überhaupt solcher Zeiten gehört wesentlich eine Entzündung der Geister durch Ueberspannung der Phantasie. Das ruhige leidenschaftslose Denken mißlingt dann oft selbst dem besonnensten Geiste; seine besten Gedanken werden ihm unstät; nur indem er Alles in ein lebhaftes Bild verwandelt, weiß er noch mit ihm fertig zu werden. Die bevorzugtesten Geister machen es natürlich auch dann am besten vor Allen. So Machiavell. Er gleicht oft einem der erhabenen Propheten des Volkes Israel, wenn er seinem Volke jetzt in hoher lyrischer Begeisterung den beschämenden Spiegel vorhält von den herrlichen Tugenden und Thaten ihrer Väter, wenn er dann zornig straft bald bitter es geißelnd, bald mit Donnerworten das Gewissen erschütternd und endlich mit Schmerzensworten ihm den Untergang weissagend als unausbleibliches Strafgericht über ihre Sünden und weil sie ausgewichen vom Pfade ihrer Väter. (Beiläufig bemerke man hier die innige Verwandtschaft zwischen Elegie und Satire, die ja beide aus einem Uebermaß der Empfindung kommen, beide der sentimentalen Poesie angehörig.)

„Und Machiavell ist Dichter auch — in seinem Lehrgedicht vom Fürsten; und auch dies Buch ist ein prophetisches. Es ist die natürliche, freilich eiskalte Kehrseite seiner feurigeren Bücher, mit denen es nothwendig im Zusammenhang zu betrachten ist. Es ergiebt sich leicht, daß der Verf. das Bedürfniß gefühlt, seine Ideale sich zu steigern durch Ausmalung des schneidendsten Contrastes. Es ist das Buch vom Fürsten das Resultat der allerbittersten Ironie über die Zustände der Gegenwart, die sich in der Brust des Dichters angesammelt. Aber man mißverstehe uns nicht — keine eigentliche Satire ist hier — jede Zeile ist tiefer schwergereimter Ernst. Nur unsichtbar im Tiefinnersten der Dichterseele lagert, vielleicht ihm selbst nur halbbewußt, die Ironie, die Zeugungstemperatur des Werks. Denn es steht ihm geschrieben in seines Herzens Grund: Dir sind die Augen aufgethan vor Vielen; Du sollst den Mund aufthun vor Allen und sollst reden zu den Fürsten und zu den Völkern. Und Du sollst sie Beide ermahnen und warnen; und wenn sie nicht hören auf Deine Worte, so willst Du ein Werkzeug sein, daß zuerst die Völker gezüchtigt werden durch die Tyrannen und sodann die Tyrannen durch die Völker. — So erscheint denn also das Buch „Principe" als eine That; die Satirgeißel des zornvollen Wortes plötzlich umgewandelt in eine wirkliche, eiserne blutige Geißel. Das ist die gräßliche Poesie des „Principe" [und wie zeigt sich hierbei sein plastisches Dichtertalent; wie kräftig sind aus dem harten Stein die Figuren herausgeschlagen. „Non dipinge le cose, ma le scolpisce", sagt auch Gioda von ihm gelegentlich seiner Schilderung der Borgia'schen Greuelthat (Er malt nicht, er meißelt)]. Indeß ist der herzzerschneidende, mephistophelisch-trockene Ton darin nicht bis an's Ende festgehalten; vielmehr bricht am Schlusse der Dichter in jenen so ächt prophetischen Redestrom aus, jene heilige Heerpredigt an Italiens Fürsten. Ob zwar dieser berühmte Schluß ein harmonisch zum Ganzen stimmender sei, möchte ich bezweifeln. Doch erkennen wir an diesem Fehler gerade des Dichters treues italienisches Herz. Noch mehr, wir erkennen daraus, daß es seinen Gefühlen denn doch schwer angekommen, einen ganz tugendlosen Despoten sich als Herrscher über sein geliebtes Vaterland zu denken; und er will ihn daher wenigstens nicht ohne Patriotismus. Und daß er hierbei sogar mit praktisch-richtigem Tacte verfahren, beweist das Schicksal des Buches. Denn nur darum ist es im Anfang so wenig verfolgt worden, weil er einen Hauptaccent auf die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft legte. Manches Fürsten Ehrgeiz sehnte sich wol im Geheimen nach der Rolle eines Befreiers von Italien; ein solch ruhmvolles Ziel konnte mitunter wol auch den Verdorbneren in edlern Enthusiasmus setzen. So wird man sich recht gut in des Mannes getheilte Gemüthsstimmung hineinfühlen können, wenn er die unvermeidlich gewordenen Medici anredet und für sie sein Lehrbuch des Absolutismus bestimmt. Er sucht ernstlich das Edelste aus Despotenseelen hervorzuwecken, und stellt sich ihnen sogar als eine Art Schmeichler zur Seite, entweder hoffend, daß solches Zutrauen sie beschämen und bessern werde, oder auch des oben angedeuteten Grundsatzes eingedenk, daß der kluge Mann um des Vaterlandes willen zu Zeiten den verrückten Brutus spielen dürfe. — Freilich hat hier noch die ästhetische Kritik — die einzige, die hier zu sprechen berechtigt ist — mancherlei einzuwenden und darf das Werk als ein vollendetes Kunstwerk nicht anerkennen. Es ergiebt sich aber bei näherer Betrachtung als Fehler des Dichters fast alles das, was man bisher immer für Fehler der Gesinnung und des Menschen hat ausgeben wollen. Jene Fehler betreffen in der That nicht immer blos die äußere Form, sondern gehen einige Mal sogar die Composition und innere Behandlung an. Ich meine hiermit vor Allem zwei Punkte: einmal das Nichtwissen oder Nichterkennen eines großen gleichzeitigen weltgeschichtlichen Ereignisses, der deutschen Kirchenrevolution, und zweitens die gänzliche Verkennung des Werdeprocesses einer ganz neuen Kriegskunst durch das Schießpulver. Beides erachte ich als Fehler des italienischen Dichters. Jenes hinderte ihn an richtiger Auffassung der Religion und ließ ihm zugleich seine Todfeindin, die römische Priesterherrschaft, als eine unbezwing-

lichere erscheinen als sie wirklich ist; daher denn seine Verzweiflung sich höher steigerte, als billig. Gleicherweise verleitet ihn die Verkennung der neuern Kriegskunst auf weit vom Ziele abführende Irrwege, treibt ihn zu der falschen, den Umständen nach sogar gefährlichen Ansicht, Italiens militairische Erneuerung in der Nachahmung altrömischen Kriegswesens zu suchen. Die Abgeschlossenheit im schönen aber erzkatholischen Südland hält seine Augen zurück von den großen Ereignissen jenseits der Alpen; und seine bis zum Phantastischen überschweifende Versunkenheit in das Römerthum versperrt sie ihm gegen die Erfindungen der Neuzeit. — Wenn ich in dieser letzten Beziehung einem Machiavell Phantasterei schuldgebe, glaube ich nicht zuviel gesagt zu haben. Oft will er willig und geflissentlich sich selber täuschen über den Unterschied alter und neuer Zeit; durch Wahl der Worte sogar sucht er ihn unvermerkt zu verwischen; ein auffälliges Beispiel: daß er die alten Gallier (die allerdings wol den heutigen Franzosen mehrfach ähnlich) stets nicht anders als „Francesi" nennt. (Wird doch auch von unserm Gioda Machiavell wegen seines zu großen Vertrauens zu den Medici: immagginoso scrittore e ardente patriota" genannt S. 560.) — Auf die ästhetische Kritik des „Principe" zurückzukommen, ist allerdings als rügenswerth zu bezeichnen, daß der Verf. in etwas leidenschaftlichem Ungestüm die dreifältige Erscheinung des Tyrannen nicht etwas klarer und schärfer auseinander gehalten, sondern sie zu sehr ineinander hineingemalt hat, ohne sie doch (wie die Künstler sagen) so recht zusammenzumalen. Er ist unkünstlerisch verfahren, und wir vermögen durch die unklare Behandlung zum wahren Sinne nur vermittelst seiner andern Werke durchzudringen. — Wir meinen unter der dreifältigen Erscheinung: erstens den Tyrannen als selbstverschuldetes Uebel und Ruthe des Volks — Nebukadnezar, der Unterjocher; zweitens den Tyrannen, der an sich selbst zu Grunde geht — Nebukadnezar, der Grasfresser; und endlich den kriegsgewaltigen, vor Allem Italien dringend nothwendigen Tyrannen, als den Vernichter der Fremdherrschaft. Diese drei sollen und können nun nach ihm vereinigt sein — keine andere ist die Machiavell'sche Idee. Doch ist nicht zu leugnen, daß er die erste Erscheinung etwas unverhältnißmäßig vor den beiden andern hervorgehoben, und daß er die zweite wiederum hinter die dritte zurücktreten lassen. Dazu hat ihn sichtlich das poetische Vergnügen verführt, welches er empfand in der Entwerfung eines vollständigen Tyrannengemäldes, in der Zeichnung eines vollendeten Bösewichts, der doch in seiner consequent beharrlichen Rücksichtslosigkeit immerhin als erstaunenswerth und als eine poetische Größe erscheint; wie wir etwa vor Shakespeare's Richard III. uns eines gewissen schauerlichen, wenn auch wenig erquicklichen Lustgefühls nicht erwehren können. Gar nicht unwahrscheinlich ist es auch (obgleich uns das nicht die rechte Weise dünkt), daß der Dichter durch die Ungeheuerlichkeit dieser Schreckensgestalt die Nothwendigkeit ihres Untergangs seinem Volke zum Troste habe andeuten wollen. — Wenn hingegen ferner dem Dichter das als Tadel angerechnet wird, was nur sein natürlich gutes Recht ist, wie z. B. Welker thut mit seiner Behauptung: daß er den Fürsten zu roh geschildert: so müssen wir von unsrem Standpunkt einen solchen Vorwurf entschieden zurückweisen, weil der Poet nicht die genaue Wirklichkeit, sondern die innere Wahrheit bei seinen Darstellungen zu verfolgen berufen ist, zu der er dadurch gelangt, daß er die wirklichen Dinge nicht ängstlich zählt und ausmißt, sondern von allen nur den Durchschnitt nimmt. — — — Wenn Mancher vielleicht über diese meine Ansicht sich deshalb zu einem Kopfschütteln geneigt finden dürfte, weil ihm die Vereinigung so großer praktischer mit poetischen Fähigkeiten in einem Kopfe fast ein Unding erschiene, so entgegne ich getrost, daß denn doch die Lösung dieses Problems, welche allerdings in Machiavell in hervorragendem Maße zur Erscheinung komme, sonst durchaus nicht so ein außerordentliches Vorkommniß — unter der italienischen Nation ist. Man vergesse doch nicht, daß die Söhne Hesperiens weit ein anderes Volk sind als wir Deutschen; auch, daß jener Mann als Italiener zu Italienern geredet. Dort lebt ein Kunstvolk (der allgemeinen Anlage nach), dem Poesie und Leben gar nicht so getrennte Dinge sind; dessen lebhaftes und phantasievolles Naturell nur empfänglich ist für das mit der Form der Schönheit Bekleidete. Der Italiener ist dabei ein in hohem Grade praktischer Mensch; aber auf seine Art. Immer zwar dichtet er, doch nur aus und für das Leben; sein Handeln wird gleichsam zum Gedicht, und seine Dichtungen werden Thaten. — Der Stoff des Dichtens und Handelns hängt dabei freilich noch, wie überall, von glücklichen Zeitumständen ab."

* * *

Auf diese Weise, meint Referent, erscheint vielleicht dem Ausländer der große Mann in noch klarerem Lichte als der große politische Prophet seines Volks. — Nach der politischen Umgestaltung Italiens aber, nachdem die Italiener befriedet und befriedigt waren, vermochten allerdings vor allen Andern sie, nun ruhig einblickend in die Schachten ihrer Vergangenheit, den bedeutsamen geschichtlichen Zusammenhang zwischen Machiavell und dem heutigen Tage darzulegen. Wie sie praktisch durch die That die Wahrheit fremder Voraussagungen über ihre politische Zukunft erwiesen hatten, so liefern sie nun so zu sagen auch die genaueste theoretische Probe auf alle bisherigen Conjecturen. Und das scheint uns in keinem Werke so erreicht als in dem des Herrn Carlo Gioda. „Machiavell und kein Ende!" hörte man sonst manchmal mißmuthig ausrufen bei den unaufhörlichen Untersuchungen über ihn; „Machiavell und ein bündiges Ende" darf aber jetzt gesagt werden.

Zum Schlusse höre man nochmals den geehrten Verfasser, und zwar mit den Worten, womit er selbst das umfangreiche Werk schließt:

„Wenn wir, uns zu begeistern, die Grabmäler der großen Männer aufsuchen, welche in der Kirche Santa Croce ruhen, nähern wir uns ehrfurchtsvoll jenem Sarkophage, welcher die Gebeine Niccolo Machiavelli's in sich schließt, und es kommt uns vor, als wenn sie noch bebten von Liebe des Vaterlands, diese Gebeine. Sein gequältes Leben tritt unsrem bewegten Geiste lebendig entgegen, und erwägen wir es, wie es so inbrünstig Italien geweiht war, da halten wir die Inschrift, welche auf seinem Denkmale die Bewunderung eines Ausländers hat meißeln lassen, für nicht zu stolz; und, um uns der Worte zu bedienen, welche Vincenzo Gioberti über Giacomo Leopardi schrieb: wol nicht fürchten dürften wir uns, an Machiavelli's Stelle vor dem Tribunale jenes Richters zu erscheinen, der in die Herzen blickt, nicht aber in's Gericht geht mit den Irrthümern des Verstandes." Dr. Richard Treitschke.

Der Deutsch-Französische Krieg 1870—1871 *).

Die im 9. Hefte des Generalstabswerkes beschriebene Schlacht von Sedan, mit welcher der Feldzug gegen das Kaiserreich schloß, war ein Ereigniß von solcher Großartigkeit, daß es schwer hält, ein gleiches in der Weltgeschichte aufzufinden.

Das Interesse an dem Kriege hatte mit dem Schlacht-

*) Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Heft 10. Einschließung von Paris. — Einnahme von Toul und Straßburg. Berlin 1876. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 5 ℳ

tage vom 1. September 1870 seinen Höhepunkt erreicht und vermochte in dem zweiten Feldzuge, dem gegen die Republik, sich nie wieder zu dieser Höhe zu steigern.

Um so mehr wuchs die Schwierigkeit der Geschichtsschreibung, das Interesse des Lesers auch fernerhin zu fesseln, namentlich bei den unmittelbar auf das eben beendete gewaltige Drama folgenden Abschnitten; aber schon jetzt fühlen wir uns berechtigt, die Hoffnung auszusprechen, daß dies gelingen wird, daß der Leser — wenn auch ohne jene große Erregung, in welche ihn die Schilderung des Marsches von Châlons nach Sedan und des dort errungenen Sieges versetzte — doch mit wahrem Interesse dem Faden der Erzählung folgen wird, denn noch immer schwankte das Zünglein der Waage und nicht selten wird der Pulsschlag ob des endlichen Erfolges erhöht werden.

Um den Inhalt des 10. Heftes vorneweg mitzutheilen, führen wir denselben hier an:

- Der Vormarsch der III. und Maasarmee von Sedan nach Paris in der Zeit vom 2. bis zum 16. September;
- die Ereignisse in Paris nach der Schlacht von Sedan;
- die Einschließung von Paris durch die III. und Maasarmee in der Zeit vom 17. zum 19. September (Gefechte bei Petit Bicêtre und Chatillon)
- die Einnahme von Toul;
- die Belagerung von Straßburg in der Zeit vom 27. August bis zum 27. September.

* * *

Die Erzählung beginnt mit dem Entkommen des Generals Vinoy von Mézières nach Paris.

Dieser General commandirte das 13. französische Corps.

Die 1. Division desselben, d'Exéa, stand am 1. Sept. bei Reims und hatte in der Nacht zum 2. ein nach Rethel vorgeschobenes Bataillon wieder zurückgenommen.

Die 2. Division, de Maud'huy, stand zu derselben Zeit in Laon, während Vinoy selbst mit seiner 3. Division, Blanchard, drei Batterien der 2. Division und sechs der Reserve-Artillerie, im Ganzen 11 Bataillonen, 4 Schwadronen und 12 Batterien, in einer etwaigen Stärke von 10,000 M. am 31. August die Umgegend von Mézières erreicht hatte, ohne aber am 1. Sept. in die Schlacht von Sedan eingreifen zu können.

Sobald dem General Vinoy das Schicksal der französischen Armee bekannt geworden, trat er am 2. Sept. den Rückmarsch an und beabsichtigte, da er Rethel noch von der Division d'Exéa besetzt glaubte, seinen Marsch über diesen Ort zu nehmen. Kaum hatte er jedoch sich in Bewegung gesetzt, als die 6. Cavallerie-Division, Herzog Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin, um 7 Uhr früh in seiner linken Flanke erschien, jedoch sich, ohne einen Angriff zu unternehmen, alsbald wieder zurückzog. „In Anbetracht der Unübersichtlichkeit des Geländes und der Stärke des Gegners — so lesen wir S. 4 —, sowie auch unter dem Eindrucke einer Meldung, daß noch andere französische Abtheilungen aus der Gegend südlich von Mézières nachrückten, stand Herzog Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin von einem Angriffe ab."

Was die Unübersichtlichkeit des Geländes anbetrifft, so hätte dieselbe unter anderen Umständen dazu benutzt werden können, die französischen Marschcolonnen überraschend anzugreifen, und wenn man das Glück hat, eine Marschcolonne in der Flanke zu fassen, so sind naturgemäß noch fernere Truppen in Anmarsch.

Diese Bemerkungen sollen nur dazu dienen, den für den speciellen Fall wohl giltigen Gründen die allgemeine Berechtigung abzusprechen

In Saulces aux Bois, welches noch 1¼ Ml. nordöstlich von Rethel entfernt liegt, erfuhr Vinoy, daß diese Stadt nicht mehr von Franzosen, sondern bereits von den Preußen besetzt sei, und bog deshalb um 10 Uhr von der bisher eingeschlagenen südlichen Richtung rechts ab, indem er über Novion-Porcien und Montcornet (6 Ml. nw. Saulces aux Bois) Laon zu erreichen suchte. Um 4 Uhr bezog die Division Blanchard Bivouak bei Novion-Porcien (¾ Ml. nw. Saulces aux Bois).

In Saulces aux Bois war seine Arrièregarde von der 12. Cavallerie-Brigade und später seine nach Novion-Porcien in Marsch gesetzte Colonne von der 13. Cavallerie-Brigade eingeholt. Da sich aber beide zur 5. Cavallerie-Division, General v. Rheinbaben, gehörenden Brigaden begnügten, den Gegner durch die ihnen beigegebenen reitenden Batterien zu beschießen, so ward der Rückzug nicht wesentlich gestört*).

So dem für seinen Rückzug gefährlichsten Feinde, der Cavallerie, glücklich entkommen, drohte Vinoy jedoch noch immer Gefahr, dem VI. Corps, General v. Tümpling, zu erliegen. Dasselbe hatte bereits mit Theilen der 12. Division, General v. Hoffmann, am 2. früh 4 Uhr Rethel besetzen lassen und wäre bei Attigny (2 Ml. ö. Rethel) cantonnirend in der Lage gewesen, den Rückzug auch dann noch zu verlegen, als Vinoy seine Marschrichtung nach Nordwesten genommen hatte, wenn nicht General v. Tümpling an seiner anfänglich ganz richtigen Ansicht, daß der Rückzug auf Rethel erfolgen würde, zu lange festgehalten hätte.

Zwar marschirte General v. Hoffmann auf die Nachricht von der veränderten Marschrichtung des Gegners am Nachmittag des 2. mit der 12. Division nach Ecly (nw. Rethel) ab und brach um 7 Uhr am Morgen des 3. September gegen das bereits in der Nacht verlassene Bivouak bei Novion-Porcien vor, jedoch gelang es nur der Divisions-Cavallerie, dem Dragoner-Regiment Nr. 15, die feindliche Arrièregarde bei Chaumont-Porcien (2 Ml. nw. Novion-Porcien) zu erreichen und mit 2 reitenden Batterien den Ort zu beschießen. Hier mußte die weitere Verfolgung aufgegeben werden.

Vinoy war bereits um 2 Uhr des Nachts aus dem Bivouak bei Novion-Porcien aufgebrochen, hatte zur Täuschung des Gegners die Bivouakfeuer unterhalten lassen und war durch diesen nächtlichen Abmarsch der ihm zugedachten Umarmung entgangen. Als Hoffmann's Divisions-Cavallerie das Verlassen des Bivouaks später meldete, traf der abgeschickte Dragoner den Divisions-Commandeur nicht, und so wurde zuvörderst Novion-Porcien als Zielpunkt genommen. Ob übrigens auch ohne erhaltene Meldung von dem nächtlichen Abmarsch des Feindes die Annahme nicht gewagt war, denselben noch um 9½ Uhr früh in seinem Bivouak anzutreffen, lassen wir dahingestellt. Allerdings lag es in der Gewohnheit der Franzosen, erst nach dem Abkochen ihr Lager zu verlassen.

Der unternehmende General Hoffmann würde übrigens auch bei Chaumont-Porcien die Verfolgung nicht aufgegeben haben, wenn ihm nicht die Nachricht geworden wäre, daß die beiden Cavallerie-Divisionen auf höheren Befehl nach Reims abmarschirt wären und er dorthin ebenfalls abzumarschiren den bestimmtesten Befehl erhalten hätte, auch ohne größere Cavallerie-Massen nicht hoffen durfte, den Marsch des eilenden Gegners aufhalten zu können.

Vinoy erreichte am 5. September Laon und von da per Bahn Paris, wo am 9. sein ganzes Corps versammelt stand.

Er hatte auf dem Marsch nur 65 Gefangene verloren und auch sonst war sein Verlust nur unbedeutend, sein Rückzug verdient daher als ein sehr gelungener bezeichnet zu werden. Es war allerdings an den Tagen des 2. u. 3. September heftiges Regenwetter, was die Einsicht in die französischen Bewegungen hinderte, außerdem aber war der Eindruck von dem Siege von Sedan ein so gewaltiger und die Anordnungen zur Bewachung und zum Transport der Hundert-

*) Die 11. Cavallerie-Brigade war in Tourteron (1½ Ml. sö. Saulces aux Bois) zurückgehalten.

tausend Gefangenen sowie die zu dem Weitermarsch auf Paris nahmen alle Geister so in Anspruch, daß man an den höheren Stellen die Vinoy'schen Truppen mehr außer Acht ließ, als dies späterhin wünschenswerth erscheinen mochte, denn das 13. Corps bildete fortan den Kern zu den Neuformationen der Pariser Vertheidigung.

* * *

Die Nachricht von der Schlacht von Sedan rief in Paris eine Revolution, diesmal eine unblutige hervor. Die Republik wurde ausgerufen, die Kaiserin floh am 4. September nach England, nachdem sie zuvor, wie wir aus der Anmerkung Seite 31 erfahren, auf wiederholte Bitten um Befehle die Antwort ertheilt haben soll, „daß sie unter allen Umständen den Bürgerkrieg vermeiden wolle".

Gambetta, der Minister des Innern des republicanischen Frankreichs, erklärte: „Unsere neue Republik ist eine Regierung der nationalen Vertheidigung, eine Republik des Kampfes bis zum Aeußersten gegen den Eindringling."

Es lag am Tage, ein neuer Feldzug gegen die Republik mußte dem gegen das Kaiserreich folgen und erst nach Bezwingung der Hauptstadt war auf einen Frieden zu rechnen.

Auf dieselbe waren daher auch die Blicke der deutschen Heeresleitung gerichtet. Fächerartig entfalteten sich die bei Sedan versammelten Truppenmassen und richteten ihren Marsch auf Paris. Am 19. September war dasselbe vollkommen eingeschlossen. Im Osten und Norden zwischen dem rechten Ufer der Seine und dem rechten Ufer der Marne von der Maas-Armee, im Süden zwischen dem linken Ufer der Seine und dem linken Ufer der Marne von der III. Armee, die am 19. ihren Vormarsch nach Versailles erst durch ein siegreiches Gefecht bei Petit-Bicêtre und dem Walde von Meudon erzwingen mußte.

Eine classische Beschreibung der Umgegend und der Befestigungen von Paris klärt den Leser über den nunmehrigen Kampfplatz auf und dieser folgt eine übersichtliche Zusammenstellung der der Vertheidigung zu Gebote gestellten Hilfsmittel.

Die Zahl der activen Streitkräfte wird auf 300,000 Köpfe angegeben, unter denen sich 50,000 Mann Linientruppen, zum Theil aus schnell zusammengefügten Marschregimentern bestehend, ferner 25,000 Mann Matrosen und Marinesoldaten, Gendarmen, Zollwächter, Stadtsergeanten, endlich aus 115,000 Mobilgarden und 110,000 Nationalgarden und Freicorps befanden.

Die Festungs- sowie die Feldartillerie war zahlreich vorhanden, erstere in Zahl von 2627 Geschützen, letztere wuchs im Laufe der Zeit von 30 bis zu 124 Feldbatterien an.

Eine Dampfflottille wurde zur Vertheidigung der Seine und Marne armirt, die Befestigungswerke vervollständigt und die Hauptstadt reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Man erstaunt, was ein thatkräftiger Mann, wie der General Trochu, in so kurzer Zeit zu leisten im Stande ist, wenn er sich im Einklang mit einer von Patriotismus entflammten Bevölkerung befindet.

Ueber die Art und Weise, auf welche man sich zum Herrn von Paris zu machen habe, fanden im großen Hauptquartiere die eingehendsten Berathungen statt.

„Ein gewaltsamer Angriff gegen die Hauptstadt, welche zwar größtentheils ungeschulte Truppen enthielt, aber von sturmfreien Wällen und zahlreichen Außenwerken umgeben war, hatte wenig Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich und ein abgeschlagener Sturm konnte unter den obwaltenden Verhältnissen von besonders nachtheiligem Einflusse auf die gesammte Kriegslage werden. Die deutsche Heeresleitung beschloß daher, sich für die nächste Zeit auf eine enge Einschließung von Paris zu beschränken. Hierzu waren um Mitte September etwa 150,000 M. und 620 Feldgeschütze verfügbar, welchen indessen gleichzeitig die Aufgabe zufiel, Entsatzversuchen des Feindes entgegenzutreten. Eine Verstärkung des Einschließungsheeres durch die von Sedan nachrückenden Corps (das XI. und das I. bayerische) stand in baldiger Aussicht; ein fernerer Truppenzuwachs aber hing namentlich von den Ereignissen bei Metz und Straßburg ab.

„Die Entscheidung darüber, ob und wann zum artilleristischen Angriff oder zur förmlichen Belagerung von Paris geschritten werden sollte, blieb einstweilen vorbehalten."

Allerdings mußte deutscherseits auf die möglicherweise eintretende Nothwendigkeit eines artilleristischen Angriffes schon jetzt Bedacht genommen werden, aber vorerst war die Eisenbahnverbindung mit der Heimath noch eine äußerst beschränkte, denn an der einzigen Bahnlinie, welche innerhalb des von den Deutschen beherrschten Bereiches bis in die Gegend von Paris führte, befand sich die Festung Toul noch immer in den Händen des Feindes.

Schon mehrfach hatte man versucht, diesen Platz in seine Gewalt zu bekommen, aber erst nachdem preußische Belagerungsgeschütze in die Batterien eingeführt und am 23. Sept. 2433 Schuß und Wurf gegen die Stadt geschleudert waren, ergab sich der tapfere Commandant, Major Huck, und Tags darauf konnte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt halten. Nun erst konnte der Belagerungspark per Bahn bis in die Nähe von Paris gelangen, zu dessen Fortschaffung auf Landwegen 4500 Wagen mit 10,000 Pferden nothwendig gewesen sein würden.

Der letzte Abschnitt des vorliegenden Heftes handelt von der Belagerung von Straßburg.

Nachdem General v. Werder am 26. August die Einleitung des förmlichen Angriffes gegen Straßburg beschlossen hatte, wurde die erste Parallele in der Nacht zum 30. beendet und am Morgen dieses Tages begrüßten auf dem linken Rheinufer 88 schwere Geschütze in 21 Batterien die Festung mit ihrem Feuer, während 36 Geschütze von Kehl her die Citadelle zum Zielpunkt nahmen.

Am 1. September folgte der Bau der zweiten Parallele nur noch 240 m. vom Glacis entfernt. Aus der Anlage derselben konnte man entnehmen, daß sich der Angriff gegen das nördlich gelegene Steinthor und gegen die dasselbe einschließenden Bastionen 11 und 12 richtete. Vor dem Steinthor lag die Lünette 52, rechts und links derselben lagen etwas vorgeschoben die Lünetten 54 und 53.

Am 2. September unternahm der Gouverneur, General Uhrich, einen größeren Ausfall, dessen Erfolg sich in dem an den Kriegsminister abgelassenen Telegramm kennzeichnete:

„Diesen Morgen ehrenvoller Ausfall, aber theuer erkauft und kein anderer Erfolg, als dem Feinde Achtung eingeflößt."

Bereits am 27. August hatte er telegraphirt: „daß Straßburg verloren sei, wenn nicht unverzüglich Hilfe käme." Die ihm gewordene Weisung, äußersten Falls auf das badische Rheinufer überzugehen und von dort aus den französischen Boden wieder zu gewinnen, war ebenso unausführbar als die Aufbietung von Franctireurs unwirksam blieb, der Besatzung Luft zu verschaffen. General von Werder ließ diese Banden durch nach dem obern Elsaß und in die Vogesen vorgehende fliegende Colonnen zerstreuen, ohne sich dadurch in der Fortsetzung der Belagerung stören zu lassen.

Am 9. September war die 3. Parallele beendet und jetzt wurden auf dem linken Rheinufer 96 schwere Kanonen und 38 Mörser gegen die Festung gerichtet, während die Batterien auf dem rechten Ufer 48 Kanonen und Mörser zählten. Am 18. war die Krönung des Glacis vor den Lünetten 52 und 53 vollendet, von wo aus die dahinter aufgestellten Wallbüchsen-Abtheilungen ein wirksames Feuer gegen die Besatzung der feindlichen Werke unterhielten.

Das verheerende Geschützfeuer der Belagerer hatte nicht allein die französischen Geschütze auf der Nordfront von Straßburg fast vollständig überwältigt, sondern auch im Innern der Stadt wie in der Citadelle bedeutende Verheerungen an-

gerichtet. Die unter der Einwohnerschaft herrschende Muthlosigkeit drang am 18. in den Gouverneur auf Einleitung von Capitulationsverhandlungen, die derselbe aber zurückwies.

Als jedoch am 19. September die Lünette 53 und zwei Tage später die Lünette 52 von den Belagerern in Besitz genommen wurden, am 25. die Krönung des Glacis vor dem Steinthor erfolgt und die Ostseite der Bastion 11 und die Westseite der Bastion 12 in Bresche gelegt waren, wurde am 27., Nachmittag 5 Uhr, die weiße Fahne auf dem Münsterthurme aufgehißt. Am 28., um 2 Uhr Morgens, wurde die Capitulation abgeschlossen und noch an demselben Tage drei Thore von den Belagerern besetzt.

Die Besatzung, ca. 500 Officiere und 17,000 Mann, ergab sich kriegsgefangen, 1200 Geschützröhre, 800 Laffeten, über 200,000 Handfeuerwaffen und andere reiche Kriegsbeute fielen in die Hände des Siegers.

Der Verlust der französischen Besatzung betrug 2500 Mann, mit Einschluß der getödteten und verwundeten Einwohner 4300 Köpfe. Das Belagerungscorps hatte einen Gesammtverlust von 39 Officieren und 894 Mann erlitten.

Am 30. September, an demselben Tag, wo vor 189 Jahren die französischen Generale Louvois und Montclas Straßburg mitten im Frieden ohne Schwertstreich besetzt hatten, hielt General von Werder seinen feierlichen Einzug in die alte deutsche Reichsstadt, durch deren Wiederbesitz einer der höchsten und langgehegten Wünsche des deutschen Volkes erfüllt war.

Das Generalstabswerk faßt diesen wichtigen Abschnitt am Schlusse des Heftes mit folgenden Worten zusammen:

„Ungefähr sieben Wochen nach der ersten Einschließung durch die badische Division, genau einen Monat nach Beginn des förmlichen Angriffs, hatte die große französische Rheinfestung dem Belagerer ihre Thore geöffnet, wiewol sie mit Lebensmitteln und Munition noch reichlich versehen war.

„Obgleich von den örtlichen Verhältnissen durchaus begünstigt, hatte die Vertheidigung des Platzes doch nicht bis zum Sturm auf die Bresche auszuharren vermocht.

„Die aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen eilig gebildete Besatzung von Straßburg entsprach zwar nach ihrer Streiterzahl dem Umfange der vorhandenen Befestigungen, besaß aber nicht den nöthigen inneren Halt zu kräftigen und weit ausgreifenden Stößen gegen die Stellungen des Angreifers. Die Vertheidigung beschränkte sich daher fast ausschließlich auf den nächsten Bereich der Festungswerke, vermochte indessen, bei der auffallenden Vernachlässigung aller Maßregeln zur Verstärkung der voraussichtlichen Angriffsfront, nicht einmal das Fortschreiten des Angreifers erheblich zu verzögern. Auch stellte es sich bald heraus, daß die zwar in ausreichender Zahl verfügbare Festungsartillerie den auf deutscher Seite zur Verwendung gelangenden Hinterladungsgeschützen bei weitem nicht gewachsen war. Unter der gewaltigen Wirkung der Letzteren wurde der Mangel an bombensicheren Unterkunftsräumen in Stadt und Festung um so mehr empfunden. Bei den häufigen Feuersbrünsten gingen überdies noch viele Vertheidigungsmittel verloren, und der Versuch, von Außen her einen Ersatz heranzuschaffen, scheiterte an der Wachsamkeit des Belagerers.

„Im Gegensatz zu dem lediglich abwehrenden Verhalten des Vertheidigers zeigte sich auf deutscher Seite von Anfang an das thatkräftige Bestreben, so früh als möglich in den Besitz des wichtigen Platzes zu gelangen. Das unter Umständen am schnellsten wirkende Angriffsmittel wurde zuerst in Anwendung gebracht, gleichzeitig aber jede nöthige Vorbereitung getroffen, um im Falle des Mißlingens sogleich zur regelmäßigen Belagerung übergehen zu können. Während der Dauer der letzteren blieben die Annäherungsarbeiten in stetigem Fortgang; sie wurden, wenn Fehler und Irrthümer vorgekommen oder andere Entschlüsse maßgebend geworden waren, unverzüglich verbessert, niemals aber aufgeschoben oder unterlassen. Fast täglich erzielte der Angreifer einen Fortschritt oder eine ansehnliche Verstärkung seiner Laufgräben. Gleichfalls unter dem Gesichtspunkte einer möglichsten Beschleunigung des Erfolges richtete sich der letzte Angriff nur gegen ein einziges Bastion, während die Belagerungsartillerie erfolgreich die Nebenfronten bekämpfte und ziemlich gleichzeitig an zwei Stellen den Hauptwall in Bresche legte.

„Allerdings waren diese Mauerlücken noch immer durch zwei tiefe Wassergräben gegen ein unmittelbares Eindringen des Angreifers geschützt; doch hätte sich Letzterer voraussichtlich nach wenigen Tagen gewaltsam zum Herrn des Platzes gemacht. Da eine Hilfe von Außen her nicht mehr zu erwarten stand, so hielt der französische Vertheidigungsrath Angesichts der in der Stadt bereits herrschenden Entmuthigung und Neigung zur Meuterei es für geboten, dem drohenden Sturme durch Uebergabe der Festung zuvorzukommen.

„Der fast gleichzeitige Fall von Toul und Straßburg führte somit noch in der letzten Septemberwoche zu einer nicht unwesentlichen Veränderung in der allgemeinen Kriegslage. Der Endpunkt der Eisenbahnverbindung zwischen dem deutschen Heere vor Paris und der Heimath wurde nun weit über die erstgenannte Festung hinaus nach Westen vorgelegt. Durch die Eroberung von Straßburg aber hatten die Deutschen im nördlichen Elsaß festen Fuß gefaßt und einen wichtigen Stützpunkt für die Besitznahme der südlichen Theile des alten Reichslandes gewonnen. Auch war es zu dieser Zeit, wo die deutsche Heeresmacht durch ihre Aufgaben vor Metz und Paris fast vollständig in Anspruch genommen wurde, der obersten Heeresleitung sehr erwünscht, den auf Antrieb der republicanischen Regierung im Inneren Frankreichs sich sammelnden bewaffneten Schaaren neue Streitkräfte entgegenstellen zu können."

Die dem Werke beigegebene Karte von Paris in vier Blättern wird im nächsten Hefte durch einen vorzüglichen Plan in zwei Blatt ersetzt werden, weshalb an die oben gedachte Karte nicht der volle Anspruch zu machen ist.

Neues Theater.

Endlich ein neues Drama, dem die Theatersterne günstig waren! Nach den vielen halben Erfolgen auf dem Felde der Dramendichtung endlich ein nennenswerther Erfolg! Der Sieger ist der hiesige Dichter Rudolf Gottschall, dessen neueste Bühnenschöpfung „Amy Robsart" (mit Benutzung Walter Scott'scher Motive) unter allgemeinem Beifall am 22. Mai zum ersten Mal in Scene ging. Das Interesse der Zuschauer an der dramatisch bewegten Handlung stieg mit jedem Acte, die klangvoll dahin fluthende Sprache hatte für die Hörer oft etwas Berauschendes, und so ehrte das Publicum Darsteller und Dichter durch häufige Hervorrufe.

Das genannte Drama wurde bereits im Sommer vorigen Jahres auf der Weimar'schen Hofbühne gegeben, wo es die Feuerprobe glücklich bestand. Trotzdem beeilten sich die andern Bühnen keineswegs, für das Stück ihrerseits auch ins Feuer zu gehen. Es ist kaum begreiflich, daß selbst die hiesige Direction so lange mit der Darstellung zögerte und statt dessen lieber zunächst eine Reihe von Trauerspielen brachte, welche als Eintagsstücke schnell verschwanden.

Der bekannte Roman „Kenilworth" von Walter Scott, der dem Dichter die Bausteine zu seinem Drama lieferte, ist schon früher einmal für die Bühne benutzt worden. Es

giebt ein altes Stück „Die Flucht nach Kenilworth", dessen Spuren so ziemlich der Wind verweht hat. Aber diejenigen Theaterbesucher, welche es einst gesehen, halten es nicht für werthlos. In neuerer Zeit griff der Dichter Theodor Altwasser den interessanten Stoff wieder auf; sein Trauerspiel trägt den Titel „Graf Leicester" und erscheint trotz seiner poetischen Einzelmomente schon dadurch verfehlt, daß Altwasser die untragische Persönlichkeit des Grafen zum Mittelpunkt machte. Dem Grafen mangelt seiner ganzen Natur nach die tragische Charakteranlage, so daß er gar nicht berufen sein kann, den Helden einer Tragödie vorzustellen. Auch leidet die Bühnendichtung von Altwasser an theatralischen Gebrechen. Gottschall faßte den Stoff dagegen mit kunstgeübten Händen an. Er wußte wohl, daß der ganze Conflict nur von dem Grafen ausgehe und daß Leicester insofern eigentlich im Vordergrund des Dramas stehen müsse. Aber Gottschall wußte zugleich, wie ein Charakter, dessen Naturanlage untragisch sei, unmöglich die Hauptperson in einem Drama spielen könne. So rückte der Dichter die Figur mehr in den Hintergrund und suchte das tragische Hauptinteresse den beiden Frauengestalten Amy Robsart und der Königin Elisabeth zuzuwenden. Es ist meines Erachtens ein glücklicher Zug, daß Gottschall die im Scott'schen Roman so unschuldig leidende Amy mit einem verhängnißvollen Ehrgeiz begabte. In früheren Tagen liebte sie den Schotten Glencarne, fiel aber von ihm ab, weil sie durch eine Vermählung mit dem stolzen und mächtigen Grafen Leicester den Gipfel weltlicher Ehren zu erreichen träumte. In diesem sinnberückenden Wahne hintergeht sie den Vater und schließt mit dem Grafen eine heimliche Verbindung, ohne zu bedenken, wie sie gerade dadurch das angestrebte Ziel nicht erreicht. An Stelle des Grafen muß sein Stallmeister Varnay die Entführung übernehmen, damit die Heimlichkeit der Ehe möglich wird. Bei dieser Gelegenheit erwacht natürlich im Herzen von Varnay eine glühende Liebe zu der vielumworbenen Amy. Varnay giebt sich der Hoffnung hin, der Graf habe nur ein Spiel mit Amy getrieben, weil der moralische Schwächling nach einem flüchtigen Besitze um der Krone willen die ihm holdgesinnte Königin begehren werde. Die wegen ihres Ehrgeizes mit Blindheit geschlagene Amy glaubt begreiflicherweise an die eitle Versprechung des Grafen, sie später vor dem Hofe von England als seine Gemahlin anzuerkennen. Aber es beginnt vor ihren Augen zu tagen, als sie von Leicester einen Brief empfängt, worin an sie die schmähliche Aufforderung ergeht, bei einem Feste der Königin als Gattin von Varnay zu erscheinen. Hier findet eine dramatisch sehr wirksame Wiederbegegnung zwischen dem alten Robsart und seiner Tochter statt; der innerlich gebrochene Vater ist in der Verkleidung eines Hausirers nach Cumnorplace geeilt, um sein verlorenes Kind wieder zu gewinnen. Es ist ergreifend, wie der alte Robsart bekennt, daß er der Tochter, die an ihm gefrevelt, ihr Glück vergeben könne, aber ihr Unglück breche ihm das Herz. Amy faßt den Entschluß, nach Kenilworth zu fliehen, damit sie in Gegenwart der Königin den sie verleugnenden Grafen demüthigen könne. Bei einem Zusammentreffen mit der Königin löst sie halb und halb die Lippen, widerruft aber später im Gefühl der eigenen Schuld, ihren Jugendgeliebten Glencarne ehrsüchtiger Träume wegen geopfert zu haben. Die Empfindung ihrer Schuld wird um so lebendiger, als ihr der junge, sie leidenschaftlich liebende Schotte kurz vorher wieder begegnete. So betrachtet sie ihre schwere Erniedrigung der Königin gegenüber als eine Strafe des Schicksals. Es gebricht ihr an Muth, den Grafen angesichts der Elisabeth wegen einer Schuld zu vernichten, deren sie sich selbst bewußt ist. Die vortrefflich gezeichnete Königin kommt aber hier nach meinem Dafürhalten in eine bedenkliche Lage. Als sie dem Grafen seine Gattin mit der Frage vor Augen führt: „Kennst Du dies Weib?" sinkt Leicester verwirrt auf die Kniee. Hierauf ruft Elisabeth:

> Leicester, wär' es möglich, daß
> Du schmachvoll mich getäuscht, und mein königlich
> Vertrauen hintergangen, wär' es möglich?
> Du Undankbarer — Deine grenzenlose
> Bestürzung zeigt mir, daß es möglich ist.
> Und wär' es so — bei meiner Krone schwör' ich,
> Du falscher Lord, Dein Haupt ist so gefährdet,
> Wie Deines Vaters Haupt es je gewesen.

Stolz sich vom Boden erhebend, antwortet der rasch sich fassende Lord:

> Dies Haupt fällt nur durch einen Urtheilsspruch
> Der Peers von England — meiner Peers — Mylady,
> Sie richten über mich — und sie allein.

Mir will nun scheinen, als müsse die anfängliche grenzenlose Bestürzung und vor Allem die trotzige Auflehnung gegen die Königin allzustark gegen den Lord selber zeugen, um später eine Beruhigung des Argwohns im Herzen der Elisabeth zu ermöglichen. Der Argwohn ist überdies noch kurz zuvor durch den Schotten Glencarne sehr lebendig angeregt worden. Es bedeutet meines Erachtens nicht viel, wenn Amy die Anklage gegen ihren Gatten sofort zurücknimmt; und wenn endlich auch Varnay sagt, Amy sei in ihrer Krankheit geflohen und habe wie im Fieber gesprochen, so bleibt doch immer das ganze Auftreten des Grafen viel zu verdächtig, als daß Elisabeth ihren Argwohn gegen ihn verlieren könnte. Schließlich beruft sich der Graf im letzten Acte bei seiner Enthüllung ebenfalls auf den Urtheilsspruch der Peers von England und so ist aus verschiedenen Gründen eine Aenderung jener Stelle wünschenswerth. Es ist unbedingt nothwendig, daß die Königin den Grafen noch für schuldlos halten kann, denn sonst wäre das Drama zu Ende. Nur ein paar leicht anzubringende Aenderungen und die hier so wichtige Scene wird in eine angemessene Beleuchtung rücken. Im letzten Acte sind vielleicht auch noch einige vortheilhafte Aenderungen möglich. Es dauert entschieden zu lange, ehe die Sterbenden ihre Seelen aushauchen. Der hinter der Scene erstochene und später von zwei Edelleuten auf die Bühne geführte Glencarne thäte wol der Wirkung wegen besser, seinen Geist etwas schneller aufzugeben, und Amy Robsart entwickelt nach ihrer tödtlichen Vergiftung ebenfalls eine zu große Kraft der Lunge. Es fehlt ihr allerdings nicht an classischen Vorbildern, doch nach dieser Richtung hin wäre wol überhaupt ein abgekürztes Verfahren zu empfehlen. Und wenn im vorliegenden Falle Amy noch unmittelbar vor ihrem Tode um die letzte Gunst bittet, die Königin möge aus ihrer Nähe sie zu langer Ruhe entlassen, so ist diese Bitte bei einer Selbstentlassung aus dem Leben doch wol mehr als eigenthümlich. Oder sollte damit das Erlöschen des Verstandes angedeutet werden? Auch spielt Leicester bei all den Sterbescenen eine zu beiläufige Rolle. Mit dem Ausruf: „Großmächtiger Gott!" verstummt er schließlich. Es ist hier dem Darsteller außerordentlich schwer gemacht, auf den Brettern zu bleiben. Der raschere Tod der Sterbenden würde, wie ich glaube, den Ueberlebenden noch ganz besonders zu Statten kommen.

Man sieht, die dramatischen Vorzüge der Gottschall'schen Bühnendichtung überwiegen wesentlich die Schwächen und die letzteren sind jedenfalls noch zu verringern. Mag auch das ganze Stück weniger eine reine Tragödie, als ein Situationsdrama mit historischer Grundlage sein, so ist das kein Fehler, denn wir haben bei jedem Theaterstück gleichsam den Eingang „durch die Thür" zu suchen, will heißen, wir haben diejenigen Gesichtspunkte festzustellen, von denen aus das Ganze naturgemäß zu beurtheilen ist. Wer beispielsweise den Goethe'schen Clavigo als Tragödie und nicht als Charakterstück auffaßt, der wird nothwendig zu einer falschen Beurtheilung dieser Dichtung gelangen.

In der Darstellung wäre theilweise eine geringere Hast zu wünschen gewesen. Namentlich ließ Herr Klein als Richard Varnay öfter das von ihm entwickelte Redefeuer wie

eine unruhig im Winde hin und her flackernde Kerze spielen. Die wichtige Exposition wurde ganz unklar durch sein schnelles Sprechen. Im vierten Acte sprach der Künstler bisweilen in den Hintergrund hinein, was nicht genug zu rügen ist. Wie soll da der Zuhörer den Schauspieler verstehen? Uebrigens spielte Herr Klein die Rolle mit entschiedenem Eifer, und ich möchte hier dem Darsteller nur mehr Maß und Klarheit der Rede empfehlen. Herr Neumann gab den schwachen, zwischen zwei Frauen hin und her schwankenden Leicester mit einer nicht unnoblen Aeußerlichkeit. Die Amy Robsart des Frl. Schwarzenberg entwickelte eine starke Empfindung, nur hätte die Künstlerin wol das Geistige ihrer Rolle noch mehr hervorheben können. Das Bild einer echten Königin bot uns Frl. Ellmenreich als Elisabeth. Die historische Maske der Darstellerin stand im Einklange mit dem ganzen Wesen dieser Elisabeth, und die eifersüchtige, in ihrer Majestät so leicht verletzte Herrscherin konnte meines Bedünkens nicht glaubwürdiger zur Erscheinung kommen. Höchst lobenswerth war auch Herr Stürmer (John Robsart) in seiner warm empfundenen und mit geschickter Steigerung durchgeführten Episodenrolle.

Einzelne Kunstpausen hinter der Scene werden künftighin wol in Wegfall kommen, wie auch andere Störungen auf der Scene. Bei einem mehr harmonischen Ensemble ist alle Aussicht vorhanden, die Bühne um ein Repertoirstück bereichert zu sehen.

Inzwischen hat Frau Hedwig Riemann-Raabe die Herrschaft auf den Brettern gewonnen. Die schon besprochene Künstlerin gastirte noch zunächst als Aschenbrödel von Benedix und als Grille, über welche beiden Rollen ich schon deswegen nichts Neues zu sagen weiß, weil ich sie zufällig nicht sehen konnte. Am 24. Mai spielte die Dame in drei Kleinigkeiten: die Julie in dem sogenannten Schubladenstück „Die Schwäbin" von Castelli; die Pächterin Lise Pomme in dem reizenden Lustspiel „Der Weg durchs Fenster" von Scribe, und endlich die Hedwig in der kleinen Idylle „Sie hat ihr Herz entdeckt" von Königswinter. Die letztgenannte Rolle streifte in das Gebiet des Drastisch-Kindischen hinüber; das Klatschen mit den Händen, das Ausstrecken aller Finger und andere Dinge sind allerdings in ihrer Art sehr effectvoll, doch die wahre Naivetät zeigt sich nicht in dieser Weise. Die Pächterin Lise Pomme der Frau Raabe trug die Haartour einer Salondame und erinnerte damit an die „Salon-Tyroler" von Auerbach. Die Künstlerin macht Alles brillant, aber sie macht es eben.

Dr. Wilh. Buchholz.

— Unter dem Titel: „Allgemeines deutsches Reichs-Adreßbuch. Erster Jahrgang 1876" ist im Verlag der Mondt'schen Buchdruckerei in Straßburg unlängst ein Buch erschienen, von dem Jedermann nach dieser Ueberschrift annehmen wird, daß er ein aus neuesten officiellen Quellen geschöpftes Jahrbuch für das Deutsche Reich vor sich hat. Wäre dies der Fall, so könnte das Unternehmen nur in hohem Grade willkommen geheißen werden, da es an einem derartigen, allseitig erschöpfenden Nachschlagebuch trotz des nun bereits sechsjährigen Bestehens des Reiches immer noch fehlt. So ist es aber nicht. Das gegenwärtig vorliegende Buch giebt ein Verzeichniß der Civil- und Militairbehörden des Deutschen Reiches, eine Uebersicht der Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen und eine Liste deutscher Handelsfirmen nach Branchen geordnet in alphabetischer Reihenfolge. Dies Alles ist aber im höchsten Grade unvollständig, ungenau und lückenhaft und selbst da, wo der Verfasser lediglich allgemein Bekanntes abzuschreiben nöthig hatte, mit einer über die Maßen unverantwortlichen Flüchtigkeit gearbeitet. Daß dieser Vorwurf nicht zu stark ist, dürfte durch die eine Thatsache festgestellt sein, daß das Verzeichniß der Civil- und Militairbehörden des Deutschen Reiches Aufstellungen entnommen ist, welche mehr als zwei Jahre alt sind, so daß dasselbe dem dermaligen Stande in keiner Weise entspricht und für die praktische Benutzung ganz werthlos ist. Dem Verfasser gereicht dabei keineswegs zur Entschuldigung, daß es ihm an späteren amtlichen Quellen gefehlt habe, denn diese sind vorhanden und geben den Status bis Schluß des Jahres 1875. Der Verfasser hat sich nur nicht die Mühe genommen, sie einzusehen und zu vergleichen, sondern seine Angaben aus zwei oder drei Jahre alten Handbüchern abgeschrieben. Es sei hiermit vor dem gänzlich unbrauchbaren und nutzlosen Buche eindringlichst gewarnt.

— Die Fortschritte in der Düngerlehre während der letzten zwölf Jahre. Systematisch dargestellt und erläutert von Dr. William Löbe. (Breslau bei Ed. Trewendt, 218 S. gr. 8.) Das Gedeihen der landwirthschaftlichen Pflanzen hängt bekanntlich davon ab, daß sie die zu ihrer vollkommenen Ernährung nothwendigen und zuträglichen Stoffe im Boden und in der Atmosphäre in einem zur Aufnahme derselben geeigneten Zustande vorfinden. Das Aufsaugen derselben besorgen die Wurzeln, Blätter und Stengel. Da nun die Atmosphäre ununterbrochen einen gleichen Reichthum an den von den Pflanzen aus ihr beanspruchten Nährstoffen besitzt, übrigens auch der directen Einwirkung des Landwirths entzogen ist, so hat derselbe den Grund des mangelhaften Gedeihens angebauter Feldfrüchte nur im Boden zu suchen und zwar in dessen Armuth an einzelnen oder überhaupt an Ernährungsstoffen. Denn allerdings werden dem Boden durch jede Ernte dieselben Nahrungsstoffe, jedoch ein jeder in gleicher Menge, entzogen; zur Erhaltung der Fruchtbarkeit angebauten Bodens ist demnach unerläßlich, daß die demselben durch die darauf gewachsenen Pflanzen entzogenen Nährstoffe möglichst vollständig wieder ersetzt werden, was in der Landwirthschaft durch die Düngung angestrebt wird. Eines der darauf bezüglichen Sprichwörter nennt den Dünger die Seele des Ackerbaues, und da kein Landwirth das Zutreffende jenes Sprichworts leugnen wird, so liegt es nahe, daß strebsame Landwirthe darauf ausgehen, sich über die Mittel und Wege zu unterrichten, wie der Zweck des Düngens möglichst vollständig zu erreichen ist, da die von Alters her allgemeine Düngung mit Stallmist zwar wesentliche Antheile der zu ersetzenden Pflanzennährungsstoffe dem Boden zurückgiebt, aber keineswegs in Betreff der Mengen aller einzelnen Bestandtheile gleichmäßigen Ersatz leistet. Die Naturwissenschaften haben nun in neuester Zeit über alle hierbei für den Landwirth in Frage kommende Verhältnisse Licht verbreitet. Die Chemie insbesondere ist es, welche den Boden, die Düngstoffe und die Pflanzen in ihre einfachen Bestandtheile zerlegte und die Beziehungen der drei zu einander möglichst aufzuhellen bemüht war. Dadurch entdeckte sie zugleich eine Menge bisher unbekannter Düngstoffe und führte jeden auf seinen richtigen Werth zurück. So wurde die Chemie die größte Wohlthäterin des Landwirths. Allein vielen Landwirthen bleiben die Fortschritte im Düngerwesen deshalb unbekannt, weil dieselben nur zerstreut in heimischen und fremden Schriften und Zeitschriften zu finden sind; für andere ist es ein Hinderniß, sich damit vertraut zu machen, wenn dieselben nicht faßlich genug dargestellt sind. Herr Dr. Löbe unternahm es daher, die Fortschritte in der Düngerlehre, welche die neueste Zeit aufzuweisen hat, zu sammeln, zu sichten und in der vorliegenden höchst empfehlenswerthen Schrift gemeinfaßlich darzustellen, um sie allen jenen Landwirthen zugänglich zu machen, welche aus dem einen oder andern Grunde verhindert sind, sie näher kennen zu lernen und für die praktische Verwerthung im Interesse der Landwirthschaft zu erfassen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 9.

№ 44. Donnerstag, den 1. Juni. 1876.

Inhalt: Schlesische Bäder. — Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. — A. Belot, Artikel 47. — Dresden: Königl. Sächs. Justizministerialblatt.

Schlesische Bäder.*)

Wer von Berlin oder Dresden aus über Görlitz mit der Eisenbahn nach Schlesien kommt und die Provinz dem Gebirge entlang durchstreift, der wird, auch wenn er schon viele schöne Landschaften gesehen haben sollte, dennoch überrascht, ja oft bezaubert sein von der Anmuth und Lieblichkeit so manches Thals und von der Pracht und Erhabenheit des Bergrückens, welcher das Reich Rübezahl's ausmacht. Namentlich das Hirschberger Thal und die Grafschaft Glatz werden in der Perlenschnur der reizendsten deutschen Gauen von wenigen anderen Gliedern an Glanz überstrahlt, und das Riesengebirge ist unter den deutschen Mittelgebirgen nicht nur das höchste, es bietet auch eine so reiche und vielseitige Verbindung eigenthümlicher Gestaltungen, natürlicher Schätze, wissenschaftlicher Anregungen, wirthschaftlicher Vorzüge und herzerfreuender Annehmlichkeiten, daß der Aufenthalt an und in demselben wie für die Belebung und Stärkung der körperlichen Kräfte, so für Genuß und Erhebung an Geist und Gemüth von der erfrischendsten, wohlthätigsten Wirkung ist.

In diese schönen Landschaften hat die Natur aus ihrem unendlichen Füllhorn noch einen reichen Segen an heilkräftigen Quellen vertheilt, welche die Mannigfaltigkeit günstiger Bedingungen für menschliche Wohlfahrt an manchen Orten zu einem Ueberflusse steigern, der auch Gästen aus der Fremde zu Gute kommen und zum Heile gereichen kann. Schon durch ihre Lage am Gebirge in einer Seehöhe von 300 bis 600 Meter, bei einer mittleren Sommertemperatur von 12 bis 14 Grad Réaumur, in einem als „subalpinisch" nicht unrichtig bezeichneten Klima, bieten diese Curplätze mehrfache Vorzüge vor anderen Bädern, wenn auch freilich die allgemeine geographische Lage Schlesiens am Ostende des deutschen Vaterlandes, eingezwängt zwischen stammverschiedenen und nicht allzu wohlgeneigten Nachbarn, der Anziehungskraft vielfacher natürlicher Gaben mindestens nicht zum Vortheil gereicht. Ein noch so berechtigtes schlesisches Heimathsgefühl darf allerdings nicht zur Ueberhebung gegenüber den Herrlichkeiten der milden und reizvollen Gaue am Rhein und Taunus, wie des dunkelgrünen, wasser- und schattenreichen Schwarzwaldes, noch auch zur Verkennung der Thatsache verleiten, daß die Errungenschaften und Schätze einer älteren socialen Cultur, deren sich die westdeutschen Lande gegenüber unserem Nordosten rühmen können, selbst durch kräftiges und zielbewußtes Vorwärtsstreben nicht in wenigen kurzen Jahrzehnten eingebracht werden können. Nur soviel mag von vornherein anerkannt sein, daß die natürliche Ausstattung und Schönheit des schlesischen Gebirges sich wol mit anderen schönen Höhenzügen des Vaterlandes messen kann, und was den Standpunkt der socialen Cultur Schlesiens betrifft, so hat in den letzten Jahrzehnten wiederholter Besuch deutscher Wanderversammlungen sachverständigen Männern hundertfache Gelegenheit zu der Bekräftigung geboten, daß die Provinz in keiner Richtung hinter dem allgemeinen Culturfortschritt zurück bleibt, daß sie vielmehr wie in ihren natürlichen Besonderheiten so in ihrem Culturleben zahlreiche Erscheinungen aufweist, die ihre Ebenbürtigkeit mit den preußischen und deutschen Schwesterprovinzen vollgiltig bekunden, ja sie oft in eine der vordersten Reihen stellen.

Die schlesischen Bäder können natürlich mit Wiesbaden und Homburg, mit Baden-Baden und Ems weder in Einrichtung und Ausstattung noch in Frequenz und socialer Bedeutung wetteifern: die Zahl von zehn- bis zwölftausend Curgästen, auf die es unsere Bäder zusammengenommen in einer Saison bringen, wird von mehr als einem großen Weltbad für sich allein übertroffen. Indessen wäre es ein Irrthum, wenn man glauben wollte, man könne nicht auch in Warmbrunn, Landeck, Reinerz und Salzbrunn in aller Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit und ohne Verzicht auf die für Menschen der heutigen Gesellschaft unentbehrlichen Annehmlichkeiten seine Trink- und Badecur gebrauchen. Die Curetablissements in den größeren schlesischen Bädern sind mit sehr geringen Ausnahmen, deren Abstellung gegenwärtig überall eifrig betrieben wird, zweckentsprechend und zum Theil sogar recht hübsch; die Cursäle und Gesellschaftsräume sind freilich nicht von vornehmer Pracht, aber von angemessener Größe und anständiger Ausstattung; Wohnungen giebt es in derjenigen Verschiedenartigkeit, welche nicht blos bescheidenen Ansprüchen der gebildeten Classen genügt, sondern auch vornehmen Leuten und Personen von zarter Gesundheit keine zu fühlbare Entbehrung auferlegt; die Beköstigung in Gasthöfen, Speise- und Privathäusern erhebt sich allerdings nicht zur Befriedigung der Gourmandise, befriedigt aber curgemäße, vielfach sogar höhere Ansprüche; an aufmerksamer Bedienung, gutem Fuhrwerk, an Trägern, Reitgelegenheit ist nirgends Mangel und wird stets Preiswürdiges geboten; die Promenaden stehen überall in sorgfältigster Pflege, erfahren beständige Erweiterungen und bieten schon durch die wechselvolle, herrliche Gebirgsnatur und die tonisirende, überaus reine Luft, sowie durch den fast überall bis an die Curorte heranreichenden Waldreichthum ganz besondere Reize.

In Warmbrunns nächster Umgebung — um mit der „Königin der Sudetenbäder" zu beginnen — ist allerdings nur wenig Buschwerk und kein Forst zu finden, so daß der Mangel an schattigen Spaziergängen stets als die Schattenseite dieses Bades gerügt wird. Trotzdem giebt es wenig Curorte, in denen schon der Naturfreund reichere Genüsse finden könnte, als hier. Inmitten eines weiten, überaus anmuthigen, vom Zackenfluß und anderen Gebirgswassern durchströmten Thales liegt der freundliche, etwa 3000 Einwohner beherbergende Flecken mit seinem stattlichen, im Sommer meist von dem Gutsherrn, Reichsgrafen Schaffgotsch, einem der reichsten Magnaten Schlesiens, bewohnten Schlosse, mit seiner katholischen und seiner evangelischen Kirche, mehreren größeren Gasthöfen, alten und neuen Curgebäuden — darunter ein schönes Militaircurhaus —, zahlreichen Kaufläden und ein paar hun-

*) Auf Grund geschlossener Vereinbarung der „Schlesischen Zeitung" entnommen. D. R.

bert, großentheils mehrstöckigen, wohlgebauten, meist von Gärten umgebenen oder an solche anstoßenden Wohnhäusern — durchzogen von einer lebhaften, Hirschberg mit dem böhmischen Manchester Reichenberg verbindenden Kunststraße, in den abseits gelegenen Partien ungestört in idyllischer Ruhe, überall mit dem herrlichen Ausblick auf den großartigen, bis über viertausend Fuß aufgethürmten, meilenweit den Horizont abgrenzenden Riesenkamm, dessen imposanten östlichen Abschluß die höchste Spitze Deutschlands diesseits der Alpen: die Schneekoppe, bildet.

Die Thermen dieses schon seit dem zwölften Jahrhundert als heilkräftig bekannten Bades sind allsommerlich der Zufluchtsort von ein paar tausend an chronischem Rheumatismus Leidenden. Die alkalisch-salinischen Eigenschaften der Quellen ähneln den berühmteren von Aachen und Teplitz, dabei aber auch den indifferenteren von Gastein, Pfäfers und Wildbad; sie wirken namentlich auf ältere Leute wohlthätig, die Nerven beruhigend und sanft belebend; nur besitzen sie nicht die erwünschte Ergiebigkeit, weshalb die Wassermasse der zu den gemeinsamen Bädern bestimmten Bassins immer erst nach mehreren Tagen durch frischen Zufluß vollständig erneuert werden kann. Die Tagesordnung der Hochsaison von Warmbrunn mag als Probe schlesischen Badelebens dienen. Von der vierten Morgenstunde bis zum Mittag wird in Bassins und Zellen gebadet, dazwischen sammelt sich von 6 bis 8 beim Brunnentrinken und Frühconcert das Gros der Curgäste, stets durch zahlreiche Touristen vermehrt, an der Promenade. Die heißen Mittagstunden werden in Haus und Garten zugebracht; Lesezimmer und die dem Publicum geöffnete gräfliche Bibliothek, Abends die Vorstellungen der trefflichen Georgischen Truppe in dem hübschen Theater sorgen für geistige Unterhaltung. Von den späteren Nachmittagsstunden an beleben sich Straßen und Wege bis meilenweit in die Umgegend mit Fußgängern und Fahrenden, welche über die offene Aue hinweg an die schattenspendenden Gebirgshänge und in die freundlichen, an Villen und Vergnügungsplätzen reichen Dörfer ziehen und von denselben zurückkehren — in der That ein immer aufs Neue anziehendes, stimmungsvolles Bild einer für das physische wie für das psychische Leben genußvollen und anregungsreichen Sommerfrische. Kein Wunder ist es, daß sich an diesem Verkehr ein zum Theil recht gewähltes Publicum betheiligt, in welchem die Reichshauptstadt oft durch sehr hervorragende Persönlichkeiten vertreten ist.

Wesentlich anders ist die Rolle, welche Salzbrunn in der Reihe der schlesischen Bäder spielt. Hier sind es, wie schon der Name andeutet, alkalische Säuerlinge, die den Ruf des Curortes begründet haben und dessen Heilkraft in der weiten Welt verbreiten. In der Reihe der bekannteren Brunnen stellt sich der am meisten zur Versendung kommende „Oberbrunnen" ungefähr zwischen Ems und Eger-Salzquelle, und seine Wirkungen sind in Lungen- und Luftröhrenkrankheiten wie bei Unterleibsleiden erprobt. Durch seinen Gehalt an kohlensaurem Natron steht der Brunnen, nach amtlicher, auf wissenschaftliche Untersuchung begründeter Versicherung, kaum irgend einem der entfernt ähnlich zusammengesetzten Mineralwässer nach, während keins der letzteren einen gleichen Reichthum an schwefelsauren Alkalien aufzuweisen hat. Nächst dem Selterwasser ist der hiesige Brunnen eines der am massenhaftesten versandten Mineralwasser: im vergangenen Jahre sind nicht weniger als 201,708 Flaschen versandt worden — und zwar bis England, Rußland und Amerika, weshalb die Gebrauchsanweisung auch in englischer und russischer Sprache gedruckt ist. Dem Oberbrunnen steht der Mühlbrunnen am nächsten. Seit 1868 ist eine neue reiche Quelle erschlossen worden, die nach den Besitzern des betreffenden Grundstücks die „Demuthquelle" getauft worden ist. Die alten Quellen und die Curetablissements gehören dem Fürsten von Pleß als Grundherrn, dessen allbekanntes, romantisches Residenzschloß Fürstenstein auch die schönste Zierde der vor dem eigentlichen Gebirge liegenden Umgegend bildet.

Wenn der hiesige „Salzborn" auch schon im 14. Jahrh. gekannt war und vom 17. ab gebraucht wurde, so hat doch erst im Anfang unseres Jahrhunderts ein Graf Hochberg das Bad Salzbrunn als Curort für fremde Gäste eingerichtet. Nachdem die Anlagen fortwährend verbessert, eine der bedeutendsten Molkenanstalten Deutschlands errichtet und die Quellen in Ruf gekommen sind, trägt Salzbrunn unter den schlesischen Schwesteranstalten sogar am wenigsten vorwiegend provinzialen Charakter. Von den 1897 Curgästen (mit Angehörigen 2619 Personen), die hier im vorigen Sommer die Quellen gebrauchten, hatte Schlesien nur 752 gestellt, während 972 aus anderen preußischen und deutschen Provinzen, 173 aus dem Auslande gekommen waren. Besonders Polen und Rußland liefert ein beträchtliches Contingent zu Salzbrunns Besuchern. Beiläufig mag hier noch erwähnt sein, daß das ganz in der Nähe gelegene Altwasser durch den Bergbau seine Quellen hat versiegen sehen und als Bad eingegangen ist.

Mit seinen Indicationen gegen Lungenkrankheiten findet Salzbrunn einen aufstrebenden Nebenbuhler in dem vorzugsweise gegen Tuberculose empfohlenen Bad Reinerz, mit welchem wir uns inmitten der Grafschaft Glatz und auf einer noch weit höheren Stufe der sogenannten Immunitätshöhe gegen Lungenleiden angekommen sehen. Während Salzbrunn nur 1250′ über Meer liegt, beträgt die Höhe von Reinerz 1780 Fuß, so daß dies höchstgelegene schlesische Bad selbst Interlaken um 70 Fuß übertrifft. Allerdings hat gerade diese Lage, in der Nähe der grotesken Heuscheuer, in dem schmalen Thale eines echten Gebirgsbachs, bei einer mittleren Temperatur von wenig über 7° R. im Mai und 14. im Juli, früher vielfachen Anlaß zu Schreckbildern von einem sibirischen Klima gegeben, und nach Reinerz gesandt zu werden, wurde oft mehr als eine düstere Ankündigung gefürchtet, denn als ein Heilruf begrüßt. Indessen ist man bei richtiger Würdigung der Wirkungen eines erfrischenden Höhenklimas für chronische Tuberculose, Kehlkopfleiden, Katarrhe der Schleimhäute und ähnliche Zustände, unter Anwendung bester Molke und vorsichtiger Obhut, von ungerechtfertigtem Mißtrauen zurückgekommen und weiß diesen heilkräftigen klimatischen Gebirgscurort nach Verdienst zu schätzen. Gerade obige Zahlen beweisen eine durchaus zuträgliche Temperatur und die Erfolge der hiesigen Curen unterstützen das günstigste Urtheil. Dabei besitzt Reinerz in seiner salinisch-säuerlichen Stahlquelle ein Hilfsmittel gegen Blutleiden, und seine kräftigen Moorbäder vermehren seine Indicationen noch um die gegen Rheumatismus. Von keinem Bade läßt sich Reinerz, bei ebenso opferbereiter wie intelligenter Verwaltung — das Bad ist städtisches Eigenthum — an umsichtigem und durchgreifendem Vorwärtsstreben übertreffen; augenblicklich ist wieder ein Douchenhaus und ein Palmenhaus im Bau begriffen. Erst seit einem Jahrhundert bestehend — 1869 wurde die erste Säcularfeier des Bades begangen — und bis in die letzten Jahrzehnte etwas zurückgeblieben, gehört es jetzt zu den besuchtesten Curorten Schlesiens; im Jahre 1875 weilten hier 1550 Familien mit 2574 Personen zur Cur. Hierbei wollen wir noch ein paar Zahlen aus derselben Saison anfügen; es wurden verabreicht: 25,950 Mineralbäder, 7726 Douchen, 3482 Moorbäder, 20,935 Liter Ziegenmolke, 1102 Liter Schafmilch, 703 Liter Schafmolken, 545 Liter Eselmilch, 13,036 Liter Ziegenmilch; versandt wurden 17,563 Flaschen laue, kalte und Ulriken-Quelle. In der Hochsaison wurden täglich 400 Bäder und 70 bis 100 Douchen gegeben; die neuen Badezellen lassen die erstere Zahl auf 600, die neuen Douchen letztere auf 4—500 erhöhen. Moorbadezellen sind 10 vorhanden. Man sieht, Bad Reinerz ist recht leistungsfähig.

Das eigentliche Frauenbad unter den größeren schlesischen Curorten ist das im Ostwinkel der Grafschaft Glatz, einem

wahrhaften „angulus terrarum“ auch im Horazischen Sinne, gelegene Bad **Landeck**. Im Norden und Osten durch höhere Gebirgszüge abgeschlossen, ist das hier ebenfalls eine Ecke bildende Thal der Biele, deren Wasserspiegel 1440 Fuß Seehöhe hat, abwärts in westlicher Richtung von sanfteren Hügeln, aufwärts gegen Süden wenigstens in der Nähe des Ortes von minder hohen Bergen eingefaßt, während der über viertausend Fuß sich erhebende Schneeberg majestätisch den Horizont begrenzt. Feinsinnige Kenner landschaftlicher Schönheiten finden in der natürlichen Lage und Umgebung Landecks einen so glücklichen Verein angenehmer, dem nervösen Leidenden wohlthuender Eigenschaften, wie ihn bei aller Aehnlichkeit mit den gepriesensten Schwarzwaldbädern, an die man hier schon durch das Vorherrschen der Edeltanne vor der gemeineren Fichte erinnert wird, selbst nicht Badenweiler und Wildbad darbieten. Die landschaftlichen Contouren sind im Schwarzwald bei den steileren Berghängen allerdings malerischer, aber der arme Kranke, der Waldluft genießen will, kann sie nicht erkeuchen. Hier in Landeck tritt der grüne duftige Wald unmittelbar an die Wohnhäuser heran und zahlreiche, ebene oder doch nur allmälig ansteigende, wohlgepflegte, nur mit Ruheplätzen nicht überreich versehene Pfade durchschneiden den seltener zum Dickicht sich verengenden, meist dem Sonnenblick erwünschten Zugang gewährenden Tannenforst. Daneben rauschen in geringer Entfernung die munteren Fluthen des klaren Gebirgsbaches, dessen Ufer in ihrem saftig grünen Wiesenschmuck durch die Waldluken herüberblinken, und an ein paar besonders einladenden Stellen bieten „Waldtempel“ und „Tannenheim“ erfrischenden Labetrunk. Dabei hält sich die mittlere Wärme selbst im Hochsommer auf dem so wohlthuend laulichen Maße von 12 bis 15 Grad: kein Wunder, daß Landeck von seinen Kennern als ein wahres Dorado gebenedeit wird.

Auch der Curort selbst, der (wie schon bei Reinerz der Fall) von der gleichnamigen Stadt um einen Büchsenschuß entfernt liegt, trägt in Anlage, Bauten, Gärten, Promenaden den Stempel einer gewissen Grazie und Vornehmheit. Natürlich hat auch dies dazu beigetragen, Bad Landeck namentlich bei der Frauenwelt der höheren Stände so beliebt zu machen. Die Damen überwiegen hier so entschieden, daß z. B. in der vorletzten Saison — von der jüngsten sind uns die Zahlen nicht zur Hand — unter den 2620 Curgästen 2079 Frauen gezählt wurden. Die Akratothermen Landecks, in ihrer lauen Temperatur 23° R. nicht übersteigend, in Bassins und Einzelbädern gebraucht, gelten als heilkräftige Specialität gegen Nervenleiden, besonders irritabeln und erethischen Charakters. Die Badeeinrichtungen werden gegenwärtig aufs Neue erweitert, das Steinbad besaß schon bisher eine comfortable und elegante Ausstattung und sein Moorbad gehört zu den bequemsten und wohlthätigsten seiner Art. Die opferwillige, ihre Aufgaben nach allen Richtungen mit Umsicht und Eifer ergreifende und fördernde Verwaltung des Magistrats der Stadt Landeck, im Verein mit tüchtigen ärztlichen Kräften und im Besitz ausreichender, auf Waldbesitz wohlfundirter Mittel verbürgt dem seit 6 Jahrhunderten bestehenden Bade eine ehrenvolle und erfreuliche Zukunft.

Neben den vorbesprochenen vier größeren Bädern sind auf der schlesischen Seite der Sudeten noch mehrere kleinere verstreut, von denen wir wenigstens die durch ihre natürlichen Ressourcen zu höherem Aufschwung bestimmten kurz erwähnen wollen.

Da ist zunächst noch in der Grafschaft Glatz, hart an der böhmischen Grenze und fast schon innerhalb tschechischen Sprachgebiets das Stahlbad **Cudowa**, gleich Landeck hauptsächlich von Frauen besucht, gegen Anämie und chronische Metritis bewährt, jährlich gegen 900 Patienten zählend — in Betreff seines Klimas, bei 1235 Fuß Seehöhe und offener, sonniger Lage der wärmste Curort Schlesiens. Schon im Mai beträgt hier die mittlere Temperatur 11, im Juli gegen 20° R. Auch Bad Langenau im Thale der Neisse (1137′ ü. M.) mit seinem eisenhaltigen Säuerling erfreut sich neuerdings größerer Beachtung.

Im Waldenburger Gebirge liegt anderthalb Meilen von Salzbrunn in einem freundlichen, wohlgeschützten Thale (1494′ ü. M.) das von Brustkranken gegen Lungenkatarrhe gern gewählte **Charlottenbrunn** mit einer milden Stahlquelle und einer guten Molkenanstalt.

Noch über Warmbrunn aufwärts, dem nordwestlichen Ausläufer der Sudeten, dem Isergebirge angehörig, über 1600 Fuß hoch, am Fuße des Heufubers und unweit der Tafelfichte blüht in stiller Bescheidenheit das schlesische Spa, **Flinsberg**, neuestens kräftig empor. Kein Luxusbad, aber eine wirksame Heilquelle gegen Bleichsucht und Blutarmuth, wird es mit jeder Saison von einer größeren Anzahl leidender Frauen aufgesucht, und die Verwaltung — dieselbe wie bei Warmbrunn — wendet der Entwicklung des Bades jetzt auch die verdiente Aufmerksamkeit zu. Eine 1875 neu erbohrte Quelle, dem Pyrmonter „Brodelbrunnen“ sehr ähnlich, ist recht ergiebig, so daß nunmehr der früher oft störende Wassermangel zur Bereitung der Bäder abgestellt ist. Die Gasentwicklung über der Quelle ist beträchtlich, die Bäder infolge dessen reich an Kohlensäure. Die hohe Lage am waldreichen Gebirge — bei einem Ozongehalt bis 11 Grad der vierzehntheiligen Scala — bedingt ein wahrhaft subalpines Sommerklima. Von den Bequemlichkeiten und Genüssen großstädtischer Hypercultur muß man freilich in diesem entlegenen Thale des Queis, das von keiner Verkehrsstraße durchschnitten und nur von einem Fahrweg durchzogen ist, einigermaßen absehen können. Läuft ja auch jener Fahrweg in nicht zu großer Entfernung vom oberen Ende des Dorfes in einen Fußsteig nach dem Hochgebirge aus, und den Iserkamm entlang kann man Tage lang streifen, ohne mehr als einem Jäger oder Waldarbeiter zu begegnen — gewiß auch ein erwähnenswerther Zug in der Charakteristik einer deutschen „Sommerfrische“.

Abseits vom Gebirge umschließt Schlesien noch in seinem äußersten Grenzrayon in der nordwestlichen Tiefebene das seit den zwanziger Jahren unter den Auspicien des Fürsten Pückler entstandene Eisenmoorbad „Hermannsbad“ bei **Muskau**, im südöstlichen Grenzstrich die erst seit Anfang des vorigen Jahrzehnts durch Bohrversuche auf Steinkohlen zu Tage gekommenen jod- und bromhaltigen Soolquellen von **Königsdorff-Jastrzemb** und **Goczalkowitz**, für deren Hebung und Benutzung durch das Publicum sorgsame Verwaltungen nach Kräften bemüht sind.

Inmitten des Gebirgs dagegen besitzt Schlesien noch einen Curort, der, ob auch weder Bad noch Heilquelle, dennoch europäischen Ruf genießt und deshalb bei unserer kurzen Aufzählung nicht fehlen darf. Es ist das 1700 Fuß hoch bei Friedland gelegene **Görbersdorf**, die berühmte Heilanstalt für Lungenkranke und Schwindsüchtige. Der Begründer und Leiter dieses Curinstituts, Dr. Brehmer*), hat das unzweifelhafte Verdienst, das Höhenklima als Basis der ärztlichen Behandlung für Phthisiker wissenschaftlich und praktisch untersucht, erprobt und verwerthet zu haben — wie allgemein bekannt ist, mit so günstigem Erfolge, daß seine Theorie wie seine Praxis in der medicinischen Welt und bei der überall vertretenen Clientel tuberculoser Leiden Anerkennung und Nachfolge fand. Wenn wir nun mit Görbersdorf unsere Skizze schließen, so thun wir dies mit einem leuchtenden Beispiel, wie bedeutende Resultate sich durch ärztliche Intelligenz, wissenschaftliches Vorwärtsstreben und praktische Vervollkommnung erzielen lassen — eine Losung, welche glücklicherweise fast alle schlesischen Bäder in ihren Vertretern auf ihre Fahne geschrieben haben und für sich wie vereint durch den

*) Seit vorigem Jahre ist neben der Brehmer'schen in Görbersdorf noch eine zweite, die von Rössing'sche Heilanstalt unter Leitung des Dr. Römpler entstanden, welcher mehrfach vor der Brehmer'schen der Vorzug gegeben wird. Vergl. Wissensch. Beil. Nr. 38. D. R.

eit 4 Jahren begründeten „Schlesischen Bädertag" zu verwirklichen suchen. Ihr energischer und zielbewußter Fortschritt ist Bürge dafür, daß die schlesischen Bäder, soweit sie sich noch im Entwickelungsstadium befinden, immer entschiedener und vollzähliger an die Seite ihrer mittel- und westdeutschen Schwestern vorrücken und ihre richtige Würdigung in anderen deutschen Provinzen allmälig auch immer mehr Gäste aus denselben zum Besuch ihrer Heilquellen veranlaßt. Bz.

Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Erster Band. Erstes Heft. Hannover, Hahn 1876. — Das „Neue Archiv" ꝛc. ꝛc. ist die Fortsetzung des „Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", welches, zur wissenschaftlichen Vorbereitung und Unterstützung des großen Werkes der Monumenta Germaniae begründet, von 1820 bis 1874 in zwölf Bänden erschienen ist. Bekanntlich ist für die Monumenta im vorigen Frühjahr eine neue Centraldirection unter Waitz' Leitung eingesetzt, und es soll die Fortsetzung des Werkes unter dieser neuen Leitung mit verstärkter Energie betrieben werden. Die Centraldirection hat es passend und erforderlich erachtet, den Monumentis auch auf der noch zurückzulegenden Strecke Weges ein gleichartiges periodisches Sammelwerk zum Begleiter zu geben, und hat die Redaction des „Neuen Archivs" — von welchem jährlich ein Band von höchstens 40 Bogen in 2—3 Heften ausgegeben werden soll — dem Professor Wattenbach in Berlin übertragen. — Gleich in dem ersten Beitrage berichtet Waitz über die Bildung der neuen Centraldirection. Das Statut für die Fortführung der Monumenta Germaniae historica wird mitgetheilt, über die erste constituirende Versammlung der Centraldirection vom 7. bis 11. April v. J. in Berlin berichtet und der Arbeitsplan dargelegt. Außerdem bringt das vorliegende erste Heft zwei Beiträge zur Quellenforschung und eine Reihe von Miscellen. Oswald Holder-Egger giebt „Untersuchungen über einige annalistische Quellen zur Geschichte des fünften und sechsten Jahrhunderts" (S. 13—120), nämlich zuerst in erschöpfend gründlicher Weise über die Chronik des Prosper von Aquitanien. Der gelehrte Verfasser läßt die Streitfrage über das Todesjahr Prosper's (456, 463, 466) unentschieden und bemerkt zu seiner Charakterisirung als Chronist: „Prosper ist ein orthodoxer Theolog, ein eifriger Anhänger Augustin's, hart, wol auch ungerecht gegen alles, was nach Sectirerei schmeckt. Rein, Toleranz kennt das Zeitalter überhaupt nicht, aber Prosper zeichnet sich aus durch glühenden Eifer. Seine Bildung ist einseitig theologisch, Rhetorik und Dialektik stehen im Dienste der Theologie, auch seine Person ist ihr dienstbar, dadurch unterscheidet er sich von Apollinaris Sidonius und Ennodius, denen die Ausübung dieser freien Künste Selbstzweck ist" ꝛc. ꝛc. Die zweite Abtheilung des Aufsatzes ist dem Chronicon imperiale oder Pithoeanum gewidmet, das auch unter dem Namen Prosper's ging; der unbekannte Verfasser, ein katholischer Geistlicher aus dem Gebiete der unteren Rhone, unterscheidet sich aber von Prosper, wie in Stil und Auffassung, so besonders in Betreff seines dogmatischen Standpunktes, da ihm semipelagianische Anschauungen nicht fremd sind. Der zweite Beitrag zur Quellenforschung ist: „Beiträge zur deutschen Kaiser-Diplomatik in italienischen Archiven, im März und April 1874 gesammelt von Wilhelm Schum" (in Halle). Die Reise galt den Urkunden Kaiser Lothar III. und seiner nächsten Vorgänger und Nachfolger. Was über dieses Forschungsgebiet Verona, Mantua, Padua, Venedig, Bologna, Ravenna, Ascoli-Piceno, Benevent, Neapel, Monte-Cassino, Rom, Florenz, Reggio, Parma, Piacenza, Cremona, Mailand, Triviglio, Monza, Bergamo und Brescia dem Reisenden für Ausbeute dargeboten, findet sich hier aufs Genaueste verzeichnet. Den Schluß machen einige Urkunden. Der Inhalt der Miscellen (S. 161—211) ist äußerst mannigfaltig; doch müssen wir auf weitere Mittheilungen verzichten.

— A. Belot, einer der begabtesten unter unseren jüngeren Novellistikern, versteht sich insbesondere auf das Studium der innersten Seiten des weiblichen Herzens und die feine Zartsinnigkeit, welche er hierbei bekundet, hat seinen literarischen Schöpfungen namentlich in Frauenkreisen viel Gunst erworben. Begreiflicherweise behandelt er denn auch solche Stoffe mit Vorliebe, in denen es sich um die verschiedenartigen wechselvollen Stimmungen der weiblichen Gemüths- und Seelenwelt handelt. Auch seine neueste novellistische Gabe, der Roman: „Artikel 47" (Stuttgart, E. Hallberger) bewegt sich in diesem Bereiche. Der Romantitel bezieht sich auf jene grausame Bestimmung des französischen Strafgesetzbuchs, wonach die zur Zwangsarbeit Verurtheilten nach Verbüßung ihrer Strafe vollständig und für ihr ganzes Leben unter Polizeiaufsicht gestellt sind; eine Bestimmung, welche, ursprünglich aus der ersten Kaiserperiode herrührend, das humanere Regiment der Bourbonen und der Julimonarchie wesentlich gemildert hatte, bis sie unter der Herrschaft Louis Napoleon's in alter Strenge wieder hergestellt worden ist. Die furchtbaren socialen Wirkungen dieser Härte an einem aus dem Leben gegriffenen Beispiel zu zeigen ist die lobenswerthe Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt hat, womit zugleich seine Arbeit einen ernsteren Hintergrund erhält. Der Verfasser erzählt uns die Geschichte einer Creolin, welche wie eine Elementargewalt aus der Hand der Natur hervorgegangen und eine solche geblieben ist, dämonisch in ihrer Anziehungskraft, dämonisch in ihrer Vernichtung Aller, die sich ihr nahen, und selbst gegen ihren Willen Verderben bringend, wo sie erscheint. So ist sie gewissermaßen der Typus der geheimnißvollen zerstörenden Gewalten, welche in ungebändigten, sich eigener Selbstbestimmung ganz frei und schrankenlos überlassenen Frauencharakteren arbeiten. In ihren unheimlichen Zauberkreis geräth ein edel angelegter Mann und das zwischen beiden sich entspinnende Verhältniß gestaltet sich zu einem Bilde von erschütternder Tragik. Dieser Umstand, in Verbindung mit dem reichen Scenenwechsel des bald in Amerika, bald in Frankreich auf den Gefangenenschiffen von Toulon ꝛc. spielenden Romans macht den letzteren zu einer der fesselndsten Erzählungen, welche der Verfasser seinen Lesern bisher geboten hat.

Dresden, 28. Mai. Die gestern ausgegebene Nr. 4 des „Königlich Sächsischen Justizministerial-Blattes" enthält zwei Generalverordnungen des Justizministeriums: 1) vom 10. Mai d. J., betreffend die Einholung von Gutachten von der chemischen Centralstelle für öffentliche Gesundheitspflege, und 2) vom 16. Mai d. J., betreffend die verlagsweise Gewährung von Zeugen- und Sachverständigengebühren im Civilprocesse; ferner drei Bekanntmachungen: 1) vom 28. April d. J., die Aufhebung der Gerichtsämter Brandis und Jöhstadt betreffend, 2) vom 16. Mai d. J., eine Anweisung der Baupolizeibehörden betreffend, und 3) die Geschäftszeit bei dem Gerichtsamte Remse betreffend. Hierüber zur Justizstatistik: Uebersicht der Thätigkeit der Anklagekammern und Geschwornengerichte des Königreichs Sachsen v. J. 1875 nach den von dem Herrn Generalstaatsanwalte erfolgten Zusammenstellungen, und Uebersicht über die i. J. 1875 kostenfrei vermittelten streitigen Civilansprüche. Es sind danach i. J. 1875 überhaupt 2273 solche Ansprüche bei den Gerichten angemeldet und davon, ohne gerichtlich anhängig geworden zu sein, 1128 verglichen worden. (Im J. 1874 sind 2380 angemeldet und 1169 verglichen worden.) Schließlich folgen Personalsachen des Justizdepartements.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 2.

№ 45. Sonntag, den 4. Juni. 1876.

Friedrich von Rougemont.

Am 3. April starb zu Neuchâtel **Friedrich von Rougemont**. Die Stellung, welche derselbe in der Geschichte der Gegenwart einnahm, betraf sowol das politische wie das wissenschaftliche Gebiet.

Friedrich Constantin von Rougemont wurde am 20. Juli 1808 zu St. Aubin im Fürstenthume Neuchâtel geboren. Sein Vater, Georg von Rougemont, Präsident des Staatsrathes und Generalprocurator, hatte damals von dem Fürsten Berthier die Aufgabe empfangen, die alten politischen Einrichtungen seines Landes, die nach dem Geständniß aller Sachkundigen mit seltenem Glücke die höchste Autorität mit den volksthümlichen Freiheiten der Gemeinden vereinigten, aufrecht zu erhalten. Dieser Mann, der seit seinem Abgang von der Universität Göttingen in Verbindung stand mit mehreren deutschen Staatsmännern, verwandte sein ganzes Leben zum Kampfe gegen Mißbräuche und Vorurtheile aller Art, für die Ordnung, die Freiheit und Gerechtigkeit mit einer Kraft und Uneigennützigkeit, die sich auf seine Söhne vererbte, aber auch mit einer gewaltsamen Härte, deren Folgen diese schmerzlich erfuhren. Ihre Mutter stammte von Johann Friedrich von Osterwald, dem Uebersetzer der Bibel ins Französische, auf den die Neuchâteler Kirche Farels mit Recht stolz ist.

Der älteste der Söhne, Friedrich, begann seine Studien auf dem College von Neuchâtel. Noch Kind, als er sich kaum allein anzukleiden vermochte, stand er im Sommer mit Sonnenaufgang auf, um alle geschichtlichen Bücher der Bibliothek des Hauses, von Plutarch, Rollin, Anacharsis bis auf die Schriften von Levesque und Mallet über Rußland und Dänemark zu lesen. Er arbeitete selbst, mit Hilfe von Moréri und Langlet von Fresnoit, synoptische Tabellen aus, die bis auf die Kaiser von China und auf die Fürsten der Wallachei und Bulgarien sich erstreckten. Sein Vater gab ihm einen Candidaten der Theologie, Aug. Perret-Gentil, zum Lehrer, der später in Neuchâtel Professor des Hebräischen wurde und der durch seine ausgezeichnete Uebersetzung des Alten Testamentes bekannt ist. Am College nahm er mit zweien seiner Freunde das ganze Jahr hindurch den ersten Platz in der Classe ein und trug mit diesen alle Preise davon.

Im Jahre 1824 verlor er in einem Alter von sechszehn Jahren seinen Vater und begab sich einige Monate später nach Bern. Er entschloß sich in den Dienst des Staates zu treten. Die Vorbereitung dazu empfing er durch die juristischen Vorlesungen des gelehrten und geistvollen Professors Schnell, der damals im Canton Bern der Führer der Opposition war, während die alten Freunde seines Vaters, die Schultheiße von Mülinen und von Watteville, in ihrem Verkehr durch ihre politischen Erfahrungen ihn förderten. Indeß hatte für ihn das Recht weniger Anziehung als die Geschichte, die Philosophie und die Literatur.

Den Winter 1826/27 brachte er in Göttingen zu, im Hause der Wittwe von Heyne, der mit seinem Vater in Briefwechsel geblieben war. Er besuchte dort die Vorlesungen von Hugo, Heeren und Bouterweck. Im Frühjahr 1827 begab er sich nach Berlin, wo er länger als zwei Jahre blieb. Diese Jahre entschieden über sein ganzes Leben. Er entsagte der Jurisprudenz und widmete sich völlig den geschichtlichen Studien. Er erkannte, daß das Studium der Erde dem des Menschengeschlechtes, das Studium eines Landes dem seines Volkes vorangehen müsse; daß die Geschichte eines Volkes seine Religion und seine Bildung im vollen Umfange, die Philosophie, die Wissenschaften, die Künste, das Recht, den Handel, die Gewerbe umfasse, und endlich daß sie in bestimmte Alter oder Perioden zerfalle, die ein noch zu entdeckendes Gesetz beherrschen müsse. In diesem Geiste besuchte er die Vorlesungen Savigny's über römisches Recht, die von Lancizolle über das deutsche Recht; erwarb sich bei Bopp die Kenntnisse der neuesten Ergebnisse der Sprachforschung, wurde durch K. Ritter eingeführt in die völlig neue Wissenschaft der vergleichenden Erdkunde und studirte die Philosophie Hegel's bei dem Meister und seinen Schülern Michelet, Gans, Hotho. Die religiöse Frage beschäftigte ihn vielleicht mehr als irgend eine andere. Zum großen Erstaunen des Professors meldete er sich für die Vorlesungen Neander's über das Evangelium des Johannes. Er besuchte ununterbrochen die Vorlesungen Schleiermacher's und glaubte, durch Hegel im Christenthum die wahre Philosophie zu finden. Indeß der innere Kampf, den er durchlebte, war so tief und gewaltig, daß er den wenig begründeten Glauben verlor und in den Unterhaltungen mit seinen Studiengenossen sich sogar als Gegner der Offenbarung aussprach. Er schien, wie man sich äußerte, die Wahrheit nur zu suchen, um über sie spotten. Inzwischen studirte er in den Schriften Rhode's die Religion der Perser und Indier und in der Edda und in Müller die der Scandinavier; Schubert und Steffens wurden seine Lieblingsschriftsteller und er las mit der Feder in der Hand die Hauptwerke der großen deutschen Dichter von Klopstock bis auf Uhland und Pyrker. Sein Aufenthalt in Berlin, seine Reisen nach Dresden, Breslau, Prag, Wien, München und Stuttgart führten ihn nicht blos in die Wissenschaft und Literatur Deutschlands ein, sondern auch in alle alten und neuen Schätze der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei. Er liebte Deutschland, weil dasselbe ihm große Anschauungen gegeben hatte und weil es die geistige Nahrung bot, die seinem innersten Bedürfniß entsprach und ihm das Bewußtsein seiner Gaben und seines Berufes verliehen hatte. Er verehrte es so sehr, daß er auf einer Reise nach Paris seinen französischen Reisegefährten auszusprechen wagte, Preußen stehe an der Spitze der Civilisation. Indeß wurde er in seiner Verehrung für Deutschland kein leidenschaftlicher Enthusiast. Er lernte freudig von demselben, aber er gab sich ihm nicht blindlings hin. Insbesondere fühlte er sich in seinem Herzen verpflichtet, niemals irgend einem Anderen die Qualen auf-

zuerlegen, die ihm die Hegel'sche Terminologie verursacht hatte. Er gelobte sich, wenn es möglich sei, nichts zu schreiben, was nicht von jedem und besonders von einem einfachen und gesunden Menschen verstanden werden könnte.

Er war kaum im Jahre 1829 nach Neuchâtel zurückgekehrt, als die Regierung ihn zum Secretair des neu erwählten Erziehungsausschusses ernannte, und Fr. von Gambrier, der Präsident des Staatsrathes, der eine Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in dem Fürstenthum beabsichtigte, ihn bat, die französische Uebersetzung von dem Handbuche der Geographie von Stein durchzusehen.

Dieser Erziehungsausschuß stellte eine Untersuchung über den Zustand der Gemeinde- und Privatschulen in dem Fürstenthum an, übernahm die Leitung und Aufsicht des öffentlichen Unterrichts und beförderte durch die Vertheilung einer jährlichen Summe an die Gemeinden die Errichtung einer Reihe von neuen Schulen. Die Berichte von der Hand seines Secretairs sind werthvolle statistische Urkunden.

Bei der ihm übertragenen Durchsicht der Uebersetzung theilte er Herrn von Gambrier den Umriß einer Geographie von Afrika nach der Methode von Ritter mit. Stein wurde aufgegeben und im Jahre 1831 erschien sein Précis de géographie comparée, dem K. Ritter in einer Anmerkung das Zeugniß der Anerkennung gab. Diese Zeilen verschafften Rougemont die Anerkennung in Deutschland, welches ihn seitdem als einen der Seinigen betrachtete. Er arbeitete acht Jahre an der Abfassung des ersten Grundrisses der Ethnographie, der Statistik und der historischen Geographie oder des Versuches einer Geographie des Menschen (2 Bde. 1835 und 1837) und der Handbücher nach diesen beiden Grundrissen zum Schulgebrauche. Alle diese Schriften wurden ins Deutsche übersetzt und die Geographie des Menschen auch ins Schwedische. In Frankreich haben dieselben keine Aufnahme gefunden. Es sträubte sich, zu gestehen, daß Neuchâtel wenigstens vierzig Jahre früher als Frankreich die ausgezeichnete Methode Ritter's in seine Schulen einführte.

Inzwischen hatte die französische Revolution von 1830 in der Schweiz den Fall einer großer Anzahl von Cantonsregierungen herbeigeführt und das Neuchâteler Land, welches 1815 wieder unter die Herrschaft der Hohenzollern zurückgekehrt war, gewaltig erschüttert. Er vertheidigte mit seinen Schulfreunden in den „Neuchâteler Blättern" die Einrichtungen seines Vaterlandes gegen den demokratischen Radicalismus, wie sein Vater es gegen den cäsarischen Despotismus gethan hatte.

Der Kampf schien ausgefochten, als er mit seinem Bruder im Jahre 1831 nach England reiste. Er besuchte Schottland und Irland und hielt sich in London mehrere Monate auf, wo er in den Museen und gothischen Kathedralen seine Studien der Kunstgeschichte, die er in Deutschland begonnen hatte, verfolgte, als Schüler Ritter's die Landschaften, welche er durchwanderte, beobachtete, den Zustand der Wissenschaften und der öffentlichen Erziehung in Großbritannien kennen zu lernen suchte und sich genaue Kenntniß von den Gemeinde- oder Kirchspiels-Einrichtungen Englands verschaffte.

Politische Unruhen, die sich in Neuchâtel wieder erhoben hatten, riefen ihn in jene Stadt zurück. Nach Herstellung der Ordnung wurde er zum Secretair im Departement des Innern ernannt.

Die Weltgeschichte, wie er sie auffaßte, sollte die Geschichte der Erde in sich umfassen, die ihrerseits die Gschichte des Sonnensystems und des Himmels voraussetzt. Er verwendete mehr als ein Jahr auf das Studium der physischen Astronomie von Keppler, Mairon, Cassini, Laplace, Arago, W. Herschel, Bessel, Schröter, v. Schubert. Er beabsichtigte, das Ergebniß seiner Arbeit zu veröffentlichen, als ihn die neuesten Schriften von Mädler, Struve, Littrow noch davon zurückhielten.

Das Lesen von Guido und Julius von Tholuck in Vereinigung mit anderen Ursachen führte ihn zum Christenthum zurück. Nach fünf Jahren der Entfremdung, in denen er sich äußerlich jeder religiösen Handlung enthielt, die nicht der aufrichtige Ausdruck seiner Gesinnung war, nahm er wieder das Abendmahl. Kurze Zeit nachher, in seinem vierundzwanzigsten Jahre, verheirathete er sich im Februar 1833 mit der Tochter eines französischen Emigranten, der in Neuchâtel sich verheirathet hatte, mit Fräulein S. de Mimont. Er verlebte ein Jahr auf dem Gute seines Schwiegervaters in der Nähe von Valenciennes in bloßer Beschäftigung mit Religion und Theologie. In dieser stillen Zurückgezogenheit studirte er das Neue Testament mit den Commentaren von Olshausen, dessen Hauptanschauungen er sich aneignete. Es war in gewisser Weise die Ergänzung seiner Universitätsstudien. Außerdem gewann er durch diesen Aufenthalt in Frankreich eine genaue Kenntniß des sittlichen Zustandes und der Einrichtungen des Landes.

Nach seiner Rückkehr nach Neuchâtel wurde er im Juni 1833 zum Mitglied des Corps Legislatif ernannt und nahm als zweiter Abgeordneter seines Cantons an der Sitzung in Bern Theil.

Im Jahre 1836 behandelte er in einer Vorlesung zu Neuchâtel die Methode K. Ritter's und verfaßte mit Zugrundelegung Bram's eine Description de la Terre-Sainte. Das Jahre 1838 benutzte er, um eine Herausgabe von Poésies neuchâteloises de Blaise Hory, pasteur à Glérosse au XVIe siècle (1841) nach einer Handschrift, die damals in einer Privatbibliothek aufgefunden waren, vorzubereiten. Dieses Buch ist eine Studie über den religiösen und geistigen Zustand Neuchâtels und der benachbarten Cantone zur Zeit, die unmittelbar der Reformation folgte.

Rougemont gründete 1839 eine Gesellschaft zur Uebersetzung deutscher christlicher Werke. Acht Jahre hindurch war er fast ausschließlich beschäftigt mit der Durchsicht und Veröffentlichung einer Reihe von Uebersetzungen der Schriften von Luther, J. Gerhardt, Holling, Rambach, Jung-Stilling, Lavater, Tholuck, Olshausen, Neander, Theremin, Sartorius, Hösling. Er selbst übersetzte fast für sich allein Elias den Thesbiter von Krummacher und die Gesellschaft empfing von ihm einen Versuch über den Pietismus nach Hengstenberg (1842), eine Erklärung der zwölf letzten prophetischen Bücher des Alten Testamentes (1844—45), nach dem Hebräischen; eine Erklärung des Buches des Predigers Salomon's (1844); ohne zu erwähnen der Uebersetzung des Katholicismus des Orients und Occidents von Fr. von Baader (1843). Nach achtjähriger Thätigkeit löste sich die Gesellschaft im Jahre 1847 auf; das protestantische Frankreich wies die Theilnahme an diesen Bestrebungen fortdauernd ab.

Während dieser acht Jahre hatte Rougemont sich von der Astronomie zur Geologie gewandt, sammelte die Ueberlieferungen der alten und neuen Welt über die Revolutionen der Periode, die man heutzutage die quaternäre nennt und ließ sich über die Frage der Sündfluth in einen Streit mit Agassiz ein. Er gab einen Abriß seiner Vorträge in seinen Fragments d'une histoire de la terre d'après la Bible, les traditions paiennes et la géologie (1841).

Im Winter von 1843—44 theilte er in einem öffentlichen Vortrage das Ergebniß seiner Studien über die Ethnographie Afrikas mit.

Im Jahre 1845 bekämpfte er mit mehr Muth als Erfolg in seinen Individualistes Vinet's la libre manifestation des convictions réligieuses. Er vertheidigte (mit Luther) die göttliche Einrichtung des Staates, die für sinnlich erklärt wurde, die normale Uebereinstimmung des Staates und der Kirche, die beide sich in ihrem Bereiche bewegen, und den Begriff der Kirche als

Leib Christi, der sichtbar oder unsichtbar wächst durch die Ueberlieferung des geistlichen Lebens und der rechten Lehre. Er sähe indeß den Fall voraus, wo die Kirche sich genöthigt sehen würde, jede Verbindung mit dem Staate, der versuchen würde, sie zu knechten, aufzulösen.

Die philosophischen Fragen bildeten indeß den steten Gegenstand seines Nachdenkens; infolge der Beschäftigung mit Fr. v. Baader bildete sich in ihm eine neue Theorie der Erkenntniß. Im Jahre 1847 entwickelte er vor einer auserlesenen Versammlung die Theorie, die in seiner Schrift Christ et ses témoins niedergelegt ist und die wir dreißig Jahre später in einer anderen Gestalt bei Claude Bernard und Ernest Naville wiederfinden.

Im Jahre 1841 erhielt er den Titel eines außerordentlichen Staatsrathes. Die Revolution von 1848 beendigte seine politische Wirksamkeit und brachte ihn zum zweiten Male in den Kampf mit dem revolutionairen Radicalismus. Die ungewöhnliche Zahl von Fremden, die sich in dem Fürstenthum niedergelassen hatten, hatte ihn überzeugt, daß dasselbe in allen Bereichen des Lebens eine so große Freiheit gewähre, wie kein anderes Land, und er war überzeugt, die Revolution würde zugleich mit den monarchischen Einrichtungen seines Vaterlandes auch seine volksmäßigen Freiheiten zerstören. Seine Besorgnisse werden durch den gegenwärtigen Zustand des Cantons nur zu sehr gerechtfertigt.

La reconciliation des partis tentée par un patriote, deren erste Auflage in acht Tagen vergriffen war, reizte die Sieger so sehr, daß sie den Verfasser (1849) durch ihren Gerichtshof zu neun Monaten Gefängniß und zu achthundert Livres Strafe verurtheilen ließen. Diese Verurtheilung gestattete ihm nicht, die Schrift Le revolutionaire démasqué par le republicain ou lettres de quelques Neuchâtelois sur l'Eglise de la republique, publiées par un inconnu, in die Oeffentlichkeit treten zu lassen. Diese zweite Schrift hätte ohne Zweifel neue Verfolgungen verursacht, und ihr Drucker wäre ein Opfer derselben geworden. Nicht ohne Kampf entschloß sich Rougemont, sich der Gefängnißstrafe zu entziehen und sich nach Frankreich zu seinem Schwiegervater zu begeben.

Er fühlte sich in Frankreich fremd. Selbst seine Glaubensgenossen schienen kein Vertrauen zu einem Mann von so unabhängigem Geiste zu haben, der sich keiner Partei anzuschließen vermochte. Er schrieb indeß viele Artikel in die „Espérance". Er hielt sich fern von dem literarischen und politischen Kreise von Paris. Herr von Paravey brachte ihn in Beziehung zu dem Herausgeber der Annales de philosophie chrétienne, Herrn Bonetty, welcher der katholischen Partei sehr warm einen protestantischen Schriftsteller empfahl, der nach Lamenais durch die allgemeinen Ueberlieferungen die Wahrheit der Offenbarung zu beweisen suchte.

Er erhielt erst nach sechs bis sieben Monaten von der Regierung von Lausanne die Erlaubniß zu einem Aufenthalte auf waadtländischem Boden in der Nähe von Yverdun auf einem Gute seiner Frau, wo er seine fünf Kinder unterrichtete und in Ruhe seine geschichtlichen und theologischen Arbeiten wieder aufnahm. Acht Jahre (1850—57) arbeitete er an dem philosophischen und dogmatischen Theile seiner Deux-Cités und veröffentlichte Le Peuple Primitif, l'Histoire de la Terre d'après la Bible et la Géologie (1856, ins Deutsche übersetzt) und Christ et ses témoins (1856, 2 voll. ins Deutsche übersetzt).

Der Verfasser hat später in seiner Histoire de la Terre die Erklärung der biblischen Kosmogenie zwar nicht mehr anerkannt; indeß bleiben die Auseinandersetzungen in Beziehung auf die Gestalt, welche nach den geschichtlichen Ueberlieferungen die Continente in der quaternären Epoche boten, nicht ohne Werth.

Rougemont erkannte die Unmöglichkeit, die Geschichte der vorsündfluthlichen Welt zu beschreiben, ohne jede Zeile durch ganze Seiten von Belegen zu beweisen und aus diesen seinen Beweisen ging ein besonderes Werk hervor, was unvollendet geblieben ist. Der erste Theil enthält: La réligion, dogmes, symboles, mythes et rites du peuple primitif, déduits de ceux des peuples païens ou Essay de mythologie comparée et clef du Langage symbolique, 2 voll. 1855.

Von dem zweiten Theile erschien nur der erste Band: Histoire du peuple primitif deduit de la Genèse et des traditions des Babyloniens, des Syriens, des Phéniciens, des Chinois, des Egyptiens, des Aryas et de la Perse, de ceux de l'Inde et des peuples de l'Asie-Mineure, 1857. Der folgende Band würde die Mythen Hesiod's, die des Herkules und des Dionysos und die der verschiedenen Landschaften Griechenlands enthalten haben. Der Verfasser hat freilich ein etwas verfrühtes Werk geliefert, indem er die noch wenig bekannten Mythen der gebildeten und der noch wilden Völker der alten und neuen Welt mit einander verglich. Eine scharfe Kritik würde manche Beweise entkräften; dessen ungeachtet hat er durch seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn seine Behauptung sehr wahrscheinlich gemacht, daß der Monotheismus, die kosmogenische Offenbarung und die vorsündfluthlichen Ueberlieferungen der Genesis der Geschichte aller heidnischen Völker zum Grunde liegen.

Christ et ses témoins, ou Lettres d'un Laïque sur la révélation et l'inspiration, 2 voll. 1856, machte in Deutschland durch die neue Anschauung von dem psychischen und von dem geistigen Menschen und durch das Licht, welches die Schrift auf die ganz verschiedene Inspiration der hebräischen Propheten und der Apostel warf, einiges Aufsehen. Außerdem beweist der Verfasser durch die Synoptiker selbst die Göttlichkeit des Erlösers, stellt Jesus Christus, dem Zeugen Gottes, die Apostel, die Zeugen Christi gegenüber; zeigt, wie von den beiden Zeugnissen, die der Sohn Gottes der Kirche hinterlassen hat, der fortdauernden Wirksamkeit des heiligen Geistes und der mündlichen oder schriftlichen Verkündigung der Apostel, die Reformation das erstere in ihrer Dogmatik zu ihrem großen Nachtheile vernachlässigt habe; weist die psychologische Nothwendigkeit der Offenbarung durch die Theorie der Erkenntniß nach und entwickelt das Wesen und die Grenzen der Inspiration.

Im Jahre 1845 nahm er lebhaften Antheil an den Verhandlungen, welche die Gründung der freien Kirche im Waadtlande beabsichtigten, und später gehörte er zu den Mitgliedern der Synode.

Nach dem unglücklichen Versuche einer Gegenrevolution in Neuchâtel im September 1856 wurde er mit einem Verwandten und Freunde, Alph. von Pury, von dem Könige von Preußen nach Berlin berufen, um die Sache seiner Partei und seines Landes bei dem preußischen Minister zu vertreten. Er veröffentlichte in jener Zeit: Le Prince et le Peuple de Neuchâtel. Réponse au Mémoire du Conseil fédéral sur la question de Neuchâtel par un Neuchâtelois. (Paris, Dentu, 1857.) Augenzeuge von der unglaublichen Schwäche, in welche Preußen in jener Zeit gerathen war, ließ er seine persönlichen Gefühle aus Liebe zum Vaterlande schweigen und rieth dem Könige dringend, Rechte aufzugeben, die er nicht geltend machen konnte noch wollte. Der König sandte ihn nach Paris, wohin Herr von Hatzfeld zwei Monate hindurch Rougemont als Neuchâteler zu seiner Unterstützung bei den Verhandlungen berief, die der Abfassung des Maivertrages vorangingen, in welchem die Hohenzollern auf ihr schweizerisches Fürstenthum verzichteten.

Sein Vaterland war ihm wieder geöffnet. Er begab sich dorthin im December 1857. Fern von allen politischen Geschäften gründete er in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten 1858 einen Verein der inneren Mission und 1864 wurde er Mitglied der Synode von Neuchâtel.

Er hielt in Neuchâtel 1859 Vorträge über Assyrien und 1862 über das Gesetz der Entwickelung der Völker.

Auf der Evangelischen Alliance in Genf erstattete er den Bericht über die Kirchen des östlichen Europas und veröffentlichte zu diesem Zweck eine Schrift La Russie orthodoxe et protestante, deren Genauigkeit und Unparteilichkeit in Rußland anerkannt wurde.

In demselben Jahre 1861 erschien eine kleine Schrift Melchisedec ou les trois périodes de l'histoire de l'humanité. Der Verfasser gab in derselben in großen Zügen seine Philosophie der Geschichte.

Im Jahre 1863 kam der bekannte Professor Karl Vogt in den Canton Neuchâtel, um mit Kenntniß, Geist und Eifer, die Jeder ihm zugestand, seine bekannte Ansicht von der Affenabstammung des Menschen vorzutragen. Die Freunde des Evangeliums mußten den Kampf aufnehmen und wo möglich den Sieg davon tragen. Sie wählten zu ihrem Vorkämpfer Friedrich von Rougemont. Sein Vortrag l'homme et le singe ließ die Lacher verstummen. Derselbe erfuhr in wenigen Monaten fünf Auflagen und wurde ins Deutsche, Holländische und Schwedische übersetzt.

Im Jahre 1864 erschien Socrate et Jésus-Christ (ins Deutsche übersetzt), eine Gegenschrift gegen das Buch von Ernst v. Lasaulx, worin derselbe die Philosophie und den Sohn Gottes auf dieselbe Stufe stellte; dann Gethsémané et Golgatha, welches der Verfasser später neu bearbeitet in La Théorie de la redemption (1876) erscheinen ließ; im Jahre 1865 L'Histoire et l'Astronomie dans ses rapports avec la réligion, eine wesentlich apologetische Schrift, in welcher der Verfasser unter andern die letzte und merkwürdigste Schrift von W. Herschel, die in völlige Vergessenheit gerathen war, anführt. Der berühmte Astronom weist darin dem Bereich der Milchstraße alle die Nebel zu, selbst diejenigen, welche er anfangs in unermeßliche Entfernungen versetzt hatte.

In demselben Jahre 1865 wurde Friedrich von Rougemont's Lebensgefährtin, ebenso ausgezeichnet durch ihren Glauben wie durch ihre edle Gesinnung, von einer schmerzlichen Krankheit ergriffen, die nach einem leidenvollen Jahre ein inniges Band von dreiunddreißig Jahren zerriß. An diesem Schmerzenslager und in den Nachtwachen an ihrem Lager begann er seine Studien der Offenbarung, die er eine Reihe von Jahren hindurch allein oder mit seinem Freunde Friedrich Godet und mit Hilfe von Vitringer, Bossuet, Bengel, Hengstenberg, Ebrard, de Wette und besonders der Engländer Newton, Faber, Elliot und endlich von Auberlen verfolgte. Im Jahre 1869 erschien La Révélation de St. Jean, expliqué par les écritures et expliquant l'histoire. Die erklärtesten Gegner der geschichtlichen Methode gestanden, daß die Anwendung derselben nicht besser hätte stattfinden können. Das Werk wurde in Deutschland übersetzt; freilich fand es hier weniger Beifall, während das Buch in den Ländern der französischen Zunge eine weitverbreitete Aufnahme fand.

Die Entdeckungen von zahlreichen Pfahlbauten in dem Neuchâteler, Bieler und Murtener, ebenso wie in dem Genfer See hatte die Aufmerksamkeit der historischen Vereine der französischen Schweiz auf sich gezogen. Rougemont las die betreffenden Verhandlungen, welche den Stoff zu seinem Age du Bronze ou les Sémites en Occident, Matériaux pour servir à l'histoire de la Haute antiquité (Paris, Didier, 1868) bildeten. Den Gegnern gegenüber, welche dem Steinalter und selbst dem Bronzealter ein fabelhaftes Alter zuschreiben, beschränkte er seine Studien auf die Fragen, die ihm nahe lagen, benutzte in Betreff der Wanderung die Arbeiten von Movers und Nielssen, versuchte den phönizischen Ursprung der Bronze unseres Abendlandes nachzuweisen und suchte mit einer glücklichen Folgerung die Wege des Zinnes von Cornwallis und des Bernsteins von Jütland nach dem Mittelländischen Meere auf. Dieses Werk, voll Gelehrsamkeit, erschien bearbeitet und bedeutend vermehrt in Deutschland 1869 und hat bei den Archäologen große Anerkennung gefunden.

Im Jahre 1867 rief die Evangelische Alliance Rougemont nach Amsterdam, wo er über die Aufgabe der alten und neueren Völker für die Entwickelung der Kirche sprach.

Von Genf erging an ihn die Aufforderung zu Vorträgen zur Vertheidigung der Offenbarung und man überließ ihm die Wahl des Gegenstandes. Er wählte als Gegenstand den Deismus (im Winter 1868) und wies unter anderen die Entwickelungsstufen und den Fortschritt der wunderbaren Einwirkung Gottes vom Paradies bis auf Christus nach. Bald nachher erhielt er einen ähnlichen Ruf von Val de St. Imier zum Kampfe gegen den Materialismus. Diese beiden Reihen von Vorträgen erschienen in Il faut choisir, 1869.

Im Jahre 1869 vereinigte er in einem Bande Erbauliches und christlich Philosophisches La vie humaine avec et sans la foi (ins Deutsche übersetzt 1872), Betrachtungen, die nach dem Urtheile französischer und deutscher Zeitschriften an die Gedanken Pascal's und an die Reden von Ad. Monod erinnerten.

Professor Buisson an der Akademie zu Neuchâtel hatte in öffentlichen Vorträgen das Alte Testament und den religiösen Unterricht in den Schulen angegriffen, der Kampf war sehr lebhaft. Von Cannes aus, wo Rougemont den Winter zubrachte, ergriff er in Dialogues Neuchâtelois sehr lebhaft Partei. (Sagesse ou Folie? — La divinité et l'infirmité de l'Ancien Testament.)

Im Jahre 1870 erschienen mit l'Homme Primitif (ins Deutsche übersetzt) drei Vorträge über Le surnaturel demontré par les sciences naturelles (ins Deutsche übersetzt). Diese Schrift, die vielleicht die ausgezeichnetste des Verfassers ist, weist nach Hugh Miller die Uebereinstimmung der Geologie mit der Genesis nach, macht das Wunder zur Bedingung der Entwickelung und setzte in Verbindung die Theologie mit den natürlichen Wissenschaften, die Geschichte der Menschheit mit der Geschichte der Erde, Christus durch Adam mit dem Chaos.

Der deutsch-französische Krieg rief ihn zum vierten Male auf den Kampfplatz der Politik. Die Schmähungen, welche die Pariser Zeitschriften und Schriftsteller über ihre Sieger ergoffen, empörten ihn zu derselben Zeit, wo besondere Umstände seinen Blick auf die Pläne der Jesuiten gegen den französischen Protestantismus richteten. Auf La Chute d'une idole, page de l'histoire contemporaine (1871 ins Deutsche und ins Holländische übersetzt) haben die Jesuiten mit groben Beleidigungen geantwortet. Les Conseillers bénévoles du roi Guillaume (1871, erste Ausgabe ins Deutsche übersetzt, zweite Ausgabe bedeutend vermehrt, 1871) wurden von Berlin aus an die deutschen Gesandtschaften geschickt, haben aber den Verfasser aller seiner französischen Freunde beraubt.

Im Jahre 1872 erschien Amour et Foi. Impressions d'un pélerin. Sie sind die Fortsetzung von Croix du Rigi. Von diesen Poesien in Prosa äußerte ein französischer Kritiker: „Diese kurzen Skizzen sind der volle Ausdruck eines tiefen und innigen Gemüthslebens, dessen tiefsinnige Poesie ebenso ansprechend ist, wie sie es nur in der Gestalt des Rhythmus hätte sein können, und scheint selbst durch die Einfachheit der Prosa um so mehr an Reiz gewonnen zu haben."

Bei der bevorstehenden Industrieausstellung in Lyon bat ihn ein evangelisches Comité jener Stadt, in einer Schrift von etwa dreißig Seiten zur allgemeinen Verbreitung unter dem Volke das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Nothwendigkeit einer Offenbarung und die Göttlichkeit des Evangeliums nachzuweisen. Es schien ihm etwas Unmög-

liches gefordert zu sein. Er gab indeß einen Beweis seines guten Willens und sandte Les trois amis et les trois avis.

In demselben Jahre 1872 verheirathete er sich in seinem vierundsechszigsten Jahre in Deutschland mit Maria, Freiin von Stein-Lausnitz.

Er befand sich kaum wieder nach seiner Rückkehr in Neuchâtel, als der rationalistische Despotismus der Radicalen gewaltsam die Gründung einer unabhängigen Kirche hervorrief. Er trat in dieselbe erst nach langem Kampfe ein, wurde aber dann ihr eifrigster Vertheidiger. Er veröffentlichte La République despotique et la République démocratique, par un vieux patriote, Dontopolis, 1875 und Le cri d'alarme et le cri de triomphe, ou la libre Pensée victorieuse et vaincue. Appel adressé à tous les Chrétiens de la Suisse, 1875.

Im Jahre 1874 erschien: Les Deux-Cités ou la Philosophie de l'histoire aux différentes âges de l'humanité. Zwei starke Bände. Es sind die Prolegomena seines großen Werkes, an denen er seit acht bis neun Jahren arbeitete. Er unterwirft darin alle Historiosophien von den alten Mythologien bis auf die neuesten Werke, die in Europa und in den Vereinigten Staaten über diesen Gegenstand erschienen sind, einer Prüfung. Er entwickelt darin mit besonderer Sorgfalt die Anschauungen der Propheten des alten und neuen Bundes und beurtheilt diesen Anschauungen gemäß, die er zu den seinigen gemacht, aber mit einer Freiheit des Geistes, die auch seine Gegner anerkannt haben, die griechischen und römischen Historiosophen, die Kirchenväter und die neueren Philosophen.

Er verfolgte bis an sein Ende diese Untersuchungen über das Gesetz der Entwickelung der Völker. Die christliche Philosophie war stets der Gegenstand seines Nachdenkens. Noch zuletzt entwickelte er eingehender seine Ansichten über das Wunder in einer kleinen Schrift (Pas de loi sans le miracle, 1875), welche durch die Angriffe von Dolfus veranlaßt war und veröffentlichte in der letzten Zeit noch eine Théorie de la Rédemption, worin er zuerst unterscheidet: bei Gott Gerechtigkeit und Heiligkeit; bei der gläubigen Creatur Empfänglichkeit und Reinheit, bei der gefallenen Creatur Schuld und Unreinheit, bei dem Opfer Christi Reinigung durch das Blut und Versöhnung. Diese Theorie schließt sich an sein Mystère de la Passion an. In diesem prosaischen Drama erweiset sich der Verfasser als Dichter und Philosoph, wie in Amour et Foi und in Croix du Rigi.

Friedrich von Rougemont's Leben war ein innerlich und äußerlich vielbewegtes. Frühzeitig erwachte in ihm das Verlangen, die Geschichte der Völker zu erkennen und das Wesen der Dinge zu erforschen. Seitdem das Christenthum in ihm eine Macht geworden war, wurde er einer der bedeutendsten Apologeten desselben. Sein Forschen und Denken hatte die ewige Wahrheit zum Ausgang und Ziele und seine Schriften sind wissenschaftliche Zeugnisse seines Glaubens und Erkennens. Das Christenthum ist ihm jene Geschichte, mit welcher die Welt beginnt und endet, und ist der unsichtbare schöpferische Boden, der die Geschichte der Völker trägt.

In politischer Hinsicht war Rougemont ein unerschrockener Vertheidiger der Freiheit und des geschichtlichen Rechtes. Die von Natur verliehene Festigkeit seines Charakters wurde durch das christliche Denken noch mehr in sich befreit. Die politische Freiheit war ihm die Bedingung der geschichtlichen Entwickelung eines Volkes. Die unglückliche Geschichte Frankreichs der letzten Jahrhunderte fand er in der Unfähigkeit zur Selbstregierung der Gemeinden, welche der Katholicismus bewirkt habe. Es wohnte in Rougemont ein deutscher Zug zu dem Geschichtlichen und eine Abneigung gegen den Despotismus des Abstracten, der in unseren Tagen mehr oder weniger die Parteien beherrscht.

Friedrich von Rougemont weilte im vorigen Sommer längere Zeit in Deutschland und besuchte auch Leipzig und Halle. Er hoffte in diesem Sommer seinen Besuch zu wiederholen. Nichts ließ bei diesem Besuche das nahe Dahinscheiden des jugendlichen Greises ahnen. Nun ist er dahin gegangen, wo seine Seele bereits ihre Heimath hatte, und schaut in ewiger Klarheit, was ihn hienieden ahnend erfüllte. Seinen Freunden wird die verklärte, von Liebe und Güte erfüllte Persönlichkeit unvergeßlich bleiben. F. M.

— „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" — unter diesem Titel ist kürzlich ein publicistisches Unternehmen ins Leben getreten, das sich zur Aufgabe gestellt hat, die wichtigsten Fragen der Gegenwart in Flugschriften zu erörtern, um über die Pflichten des Christen in unserer Zeit gegenüber den Bewegungen auf dem Gebiete des staatlichen, kirchlichen und gesammten Culturlebens zu orientiren. Das Unternehmen ist der Natur der Sache nach auf die gebildeten Kreise berechnet. Die Namen der Herausgeber, die bereits in ähnlicher Weise mit Erfolg gearbeitet haben, bürgen für eine entsprechende Lösung der nicht geringen Aufgabe, in der Voraussetzung, daß ihrem mit frischem Muth begonnenen Werke die nöthige Theilnahme geschenkt wird. An der Spitze des Unternehmens stehen Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer in Wilferdingen und Prof. Dr. Geffcken in Straßburg; den Verlag hat die Zimmer'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M. übernommen. (Der Preis des Heftes beträgt 1 Mark, 6 Hefte bilden einen Band zum Subscriptionspreis von 5 Mark.) Die beiden ersten Hefte sind bereits erschienen und bieten sehr gediegene, gründlich eingehende, auf genauer Kenntniß der behandelten Gegenstände beruhende Ausführungen aus der Hand der genannten Herausgeber, das erste Heft über „Christenthum und Presse" von Dr. Mühlhäußer, das zweite über „den Socialismus" von Dr. Geffcken.

Es ist eine energische Sprache, welche der Erstere führt, um das Bewußtsein der Verpflichtungen, welche dem Christen gegenüber der Presse in dieser bewegten Zeit obliegen, zu wecken und das Gewissen über die Versäumniß in diesem Stück zu schärfen. Aber gegenüber der beklagenswerthen Indolenz vieler sog. Wohlgesinnten, die im Allgemeinen mit den conservativen Principien einverstanden sind, aber von der Verpflichtung, dafür persönlich zu wirken, sich dispensiren, ist eine starke Sprache nöthig. „Die Pflicht, sagt er, verlangt von uns Christen, daß wir für eine wirkliche, tüchtige und ausreichende Vertretung des Christenthums in der Presse sorgen. So nothwendig wir die christliche Predigt haben müssen, ebenso nothwendig ist jetzt für den großen, wichtigen Theil unseres Volkes, welcher von der Predigt nicht mehr erreicht wird, eine christliche Presse. Und zwar meine ich damit nicht etwa nur eine religiöse Presse, sondern eine Presse, welche die christliche Ueberzeugung in allen Tagesfragen vertritt, und überallhin ihren Weg sucht, welche von den Gegnern nicht todtgeschwiegen werden kann und sich auf dem bewegten Markt des öffentlichen Lebens geltend macht. Auf allen Gebieten muß sie den Kampf mit dem modernen Heidenthum aufnehmen, so daß ihr Ruf laut in die Ohren unseres Volkes dringt. — Wir müssen die Concurrenz mit einem Gegner aufnehmen, der sich so zu sagen in den Besitz der öffentlichen Meinung gesetzt hat, und dem nicht nur die Presse selbst größtentheils zu Gebote steht, sondern der auf diesem Gebiet bereits eine Meisterschaft ausübt, während wir als Lehrlinge anfangen müssen. — Es ist hohe Zeit, daß für die Presse wieder die sittlichen Gesichtspunkte zur Geltung gebracht werden; wer an den öffentlichen Angelegenheiten eines Volkes sich betheiligt, muß unter dem Bewußtsein einer sittlichen Verpflichtung stehen und darf nur der Wahrheit dienen. Fährt die Gewinnsucht und die Cha-

rakterlosigkeit, die sich vor jedem Erfolg beugt und nur mit dem Strome schwimmt, fort, unsere Presse zu beherrschen, so leidet die Freiheit und das Recht in unserem Volke die höchste Gefahr. Gegen diesen verwüstenden Strom müssen wir mit christlicher Mannhaftigkeit ankämpfen lernen und öffentlich für die Wahrheit einstehen; darum dürfen uns auch die unvermeidlichen bitteren Erfahrungen nicht irre machen. Das ist Christenpflicht."

Aus dem zweiten Heft heben wir zur Charakterisirung derselben nur zwei Sätze heraus; zuerst die sehr ernste Frage, die freilich der vulgäre Liberalismus und eine in blinder Sicherheit befangene Bourgeoisie sich nie vorlegen, die Frage: „wie ist es möglich, daß eine Partei von solchen Grundsätzen, wie die socialdemokratische, welche bis zum Jahre 1869 in Deutschland noch so gut wie gar keinen Boden hatte, in so kurzer Zeit zu solcher Bedeutung gelangt ist? Können bloße Chimären das bewirkt haben, oder trifft nicht auch hier das Wort zu, daß selbst der kräftigste Irrthum nur durch die ihm beigemischte Wahrheit besteht und wirkt und eben deshalb auf neue Aufgaben hinweist?" An der andern Stelle, die wir meinen, faßt Dr. Geffcken die Aufgabe des christlichen Conservatismus gegenüber dem Socialismus so zusammen: „Mit besonnener Nüchternheit, aber warmem Herzen an der Heilung unserer socialen Schäden in dem Sinne mitzuarbeiten, daß wir die berechtigten Beschwerden der untern Classen selbst in die Hand nehmen, daß wir dem Aufruf zur socialen Revolution die That der socialen Reform entgegensetzen, das ist der wahre Culturkampf unserer Zeit gegen die Uncultur des Mammonsdienstes und der Socialdemokratie. Es läßt sich schwer dem Menschen Entsagung predigen, der vor sich nur die Tretmühle täglich erschöpfender Arbeit sieht; um so leichter wird er den Schwärmgeistern und Quacksalbern Gehör geben, die ihre Heilung durch eine unfehlbare Radicalcur verheißen. Damit verliert er dann die persönliche Selbständigkeit, die Energie, selbst sein Loos zu verbessern, und wendet seine Kraft auf die Zerstörung des Bestehenden; an die Stelle des nationalen Gefühls tritt das Heerdengefühl der vaterlandslosen Arbeitermasse, welche nur durch erbitterten Haß zusammengehalten wird. Aber der Mann wird selten ein Revolutionair sein, der eine freundliche Wohnung und einen kleinen Besitz hat, der sieht, daß der Staat ihm nicht blos politische Rechte bietet, sondern sich um sein leibliches und geistiges Wohl kümmert, und dabei willige Hilfe an der privaten Thätigkeit der höheren Classen findet. Dann wird auch das Wort des größten Volksfreundes aller Zeiten, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, wieder ein offenes Ohr und unser Volk die Freiheit finden, die es zu seiner Ehre so eifrig, aber zu seinem Schaden so vielfach auf falschem Wege sucht. Nur da kann politische Freiheit gedeihen, wo sie vom Geiste sittlich-religiöser Zucht getragen wird; in dem positiven Christenthum bekämpft der Liberalismus ihre Lebensbedingung; denn nur der ist wahrhaft frei, den Christus frei macht."

Sakuntala. Drama in 5 Aufzügen. Für die deutschen Bühnen bearbeitet von A. Donsdorf. Wien 1876.

Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst Du, was reizt und entzückt, willst Du, was sättigt und nährt,
Willst Du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakuntala, Dich! — und so ist Alles gesagt.

Bei der sich in diesen Versen aussprechenden, fast überschwänglichen Bewunderung, die Goethe dem genannten indischen Drama widmete, kann es uns nicht Wunder nehmen, daß schon den Weimaranern, als sie damit umgingen, dem deutschen Theater ein über dem momentanen Zeitgeschmacke stehendes, künstlerisches Repertoir zu schaffen, auch die Frage nahe trat, ob nicht aus diesem uralten, aber ewig jungen Quell dem deutschen Bühnenwesen ein erfrischendes und belebendes Element zugeführt werden könne? In der That war es kein Geringerer, als Schiller selbst, der die Dichtung auf diesen Zweck hin zu prüfen unternahm. „Aber es scheint", meldet er nach einer im Februar 1802 in dieser Rücksicht unternommenen Lectüre dem Freunde, „daß ihr das Theater direct entgegensteht und daß es gleichsam der einzige von allen zweiunddreißig Winden ist, mit dem dieses Schiff — bei uns — nicht segeln kann."

Wir citiren diesen Ausspruch des Meisters keineswegs, um daraus ohne Weiteres einen Vorwurf wider den Epigonen, der sich dem unerachtet an eine solche Bearbeitung gewagt hat, abzuleiten; so augenfällig auch unsere Dramatik in den letzten 70 Jahren in Bezug auf poetischen Gehalt zurückgegangen ist, so müssen wir gleichwol anerkennen, daß man im Allgemeinen neuerlich in dem Geschicke, für den scenischen Effect zu arbeiten und sich der Wirkung der Scene zu bemächtigen, wol einige Fortschritte gemacht haben mag. Im Gegentheile ziehen wir jene Worte hauptsächlich deshalb an, weil nach dem Grundsatze: in magnis et voluisse sat est, dem redlich Strebenden auch bei dem Mißlingen des kühnen Unternehmens ein begründeter Tadel nicht treffen soll. Welche Schwierigkeiten aber schon rein äußerlich einer Verwandelung des für ganz fremdartige und uns unbekannte scenische Verhältnisse angelegten siebenactigen Dramas in ein den Erfordernissen unserer Scene entsprechendes Stück entgegenstanden, davon giebt schon die Vorbemerkung Zeugniß, mit welcher uns der Bearbeiter über die Zeit der Handlung aufzuklären bemüht ist. „Der erste Aufzug", heißt es da, „nimmt 1 Tag ein; der zweite folgt etwa 1 bis 1½ Monate später und umfaßt 2 Tage. Zwischen dem ersten (soll wol heißen: zweiten) und dritten Aufzuge liegen 3 Monate, die von dem Hüter des heiligen Haines dem Könige (Act 2, Scene 4) gesetzte Frist. Der dritte Aufzug selbst umfaßt etwa 2 Wochen. Der erste Auftritt des vierten Aufzugs fällt unmittelbar nach dem Schlusse des dritten Aufzugs, der zweite 2 bis 3 Tage später, der sechste 1 bis 1½ Monate nach dem ersten. Auftritt 1—5 des fünften Aufzugs folgen unmittelbar auf einander; Auftritt 6 fällt 3 bis 4 Monate nach Auftritt 5. Ueberhaupt liegt zwischen der Schlußscene des dritten Aufzugs und dem sechsten Auftritte des fünften Aufzugs ein Zeitraum von 4 bis 5 Monaten. Die ganze Handlung umfaßt mithin einen Zeitraum von 8—10 Monaten."

Schon diese Zeitangaben beurkunden aber auch zugleich unseres Bedünkens zur Genüge, daß es mit dieser Aptirung für die deutsche Bühne immer noch mißlich genug aussieht und daß wir es auch in dieser Gestalt mit einem formgerechten, d. h. mit einem Drama, welches den Erfordernissen der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer Scene und den Voraussetzungen entspricht, die wir mit einer gewissen Art der Repräsentation zu verbinden gewöhnt sind, nicht zu thun haben. Wäre aber auch diesen Mängeln vielleicht schon durch eine geschickte Benutzung der sonst so oft dem von dem Dichter beabsichtigten Gedankenzusammenhang zerreißenden und die Wirkung zahlreicher Meisterwerke (— z. B. der meisten Gedichte Shakespeare's —) fast paralysirenden Einrichtung des modernen Zwischenvorhangs aufzuhelfen, so stehen einer scenischen Darstellung auch dieser Bearbeitung noch ganz andere, unserer Ansicht nach weit wichtigere Bedenken entgegen. Schon Schiller findet den hauptsächlichsten Grund, weshalb sich das Gedicht nicht für die deutsche Bühne eigne, in der „Zartheit" desselben und in einem „Mangel an Bewegung", d. h. darin, daß es dem Dichter, weil selbst das Klima zur Ruhe lade, gefallen habe, die Empfindungen mit einer gewissen bequemen Behaglichkeit auszuspinnen.

Was heißt das aber im Grunde anderes, als daß das Gedicht kein Drama, wenigstens kein Drama im Sinne der Griechen und Spanier, Shakespeare's und Schiller's ist? Und doch sind es diese — und vornehmlich die beiden zuletzt genannten, — welche das Wesen unserer Bühne begrün-

det und festgestellt haben! Der ungemeine Reiz, welchen das indische Gedicht trotz alledem ausübt, und den, wie wir durchaus nicht bestreiten wollen, unter Umständen auch dessen scenische Darstellung ausüben kann, beruht eben auf etwas ganz Anderem, als auf dem raschen Fortschritte der Handlung. Er stützt sich auf die behagliche Ausführung von Einzelnheiten, auf die Ausmalung des Details, auf die durchweg poetische Behandlung der einzelnen Situationen und auf die bilderreiche Sprache, die selbst noch in der Uebersetzung einen beinahe berauschenden Eindruck hervorzubringen vermag. Von dieser Eigenart so viel als möglich zu erhalten, gleichwol aber die Handlung des Stückes dergestalt zu concentriren, daß sie den Anforderungen entspräche, die wir an ein Bühnenstück stellen, das wäre unseres Bedünkens die Aufgabe gewesen, die wir an eine solche Bearbeitung zu stellen hätten. Wir fürchten nun, nicht zu irren, wenn wir behaupten, der Verfasser habe keinem dieser Erfordernisse Genüge gethan. Wenn zwar der Bearbeiter sich durchweg des bei uns recipirten fünffüßigen Jambus bedient hat, so sind wir der Meinung, daß hier dasselbe zu gelten hat, was A. v. Schack über die Benutzung dieses Metrums bei der Bearbeitung spanischer Dramen anmerkt. „Wenn man das in fremder Zunge geschriebene Gedicht unter fortwährendem Zwange und in Formen übersetzt, die unserer Sprache nicht natürlich, sondern aufgenöthigt sind, was kann davon anders die Folge sein, als daß die größte wörtliche Treue zur größten geistigen Untreue wird, daß Alles, was in der einen Sprache organisch erwachsen, fließend und abgerundet ist, in der anderen wunderlich, steif und geziert erscheint." Gleichwol ist es unverkennbar, daß schon die Behandlung des Gedichtes in einer sich so sehr der prosaischen Redeweise annähernden Sprache große, unersetzliche Opfer bedingte. Noch weit wesentlicher, ja geradezu zerstörend erscheint uns ein zweites, die dramatische Handlung selbst angehendes, wenn auch, wie wir keineswegs verkennen, zum Theil wenigstens ebenfalls durch die nun einmal bei uns geltenden Rücksichten befohlenes Opfer. Bei Kalidasa ist es nämlich die Gattin, die Mutter seines Kindes, welche der König nicht wieder erkennt und deshalb nicht aufnimmt, bei dem Bearbeiter die Verlobte, die er lediglich, weil sie den Ring, den er ihr gegeben, nicht vorzuzeigen vermag, der Untreue zeiht und deshalb verstößt.

Wir geben zu, daß die „nach Gandharver Art eingegangene Ehe", welche das Hauptmotiv des indischen Gedichtes bildet, einem gewöhnlichen Theaterpublicum unserer Tage unverständlich, ja anstößig sein würde. Auf diesem Umstande und seiner natürlichen Folge beruht aber die Zerstreutheit der Sakuntala und die Vernachlässigung, deren sie sich dem großen jähzornigen Weisen (Zauberer) Durvasa gegenüber schuldig macht. Dadurch wird dieser zu dem Fluche veranlaßt:

> „Der, an den dein Herz so einzig denkt,
> Daß du eines Büßers Nah'n nicht wahrnimmst,
> Der wird — selbst erinnert — dein vergessen,
> Wie der Trunkne seiner frühern Rede!"

einem Fluche, der sich nur „beim Wiederanblick des Erkennungszeichens" wieder von ihr wenden soll. (Vorsp. zum 4. Act.) Auf diesen Fluch bezieht sich nun die gesammte übrige Handlung des Dramas zurück. Der Zorn des Zauberers ist's, welcher, wie man annehmen muß, sowol den Verlust des Ringes als die Gedächtnißschwäche des Königs herbeiführt. Auf diese Weise gewinnt der Dichter das reizende Motiv, daß Sakuntala den König auch in seiner Bethörung entzückt, daß er aber gleichwol deren Liebe verschmäht, weil er vor der Sünde erschrickt, ein fremdes Weib zu berühren; auf diesem Wege findet er die reizende Lösung des Knotens durch den Sohn, den er, ohne ihn zu kennen, liebt und sich ersehnt.

Man sieht, das ganze Gedicht ist ein orientalisches Märchen und entnimmt einen Haupttheil seines Zaubers der Einwirkung höherer Mächte. Das ist in unserem Sinne allerdings undramatisch. Was aber bleibt von dem ganzen Gedichte übrig, wenn dieses Grundmotiv, wenn die darauf beruhende Schürzung und Lösung des Knotens gänzlich aufgegeben ist?

Wunderlich erscheint, daß der Verfasser der Bearbeitung sich in der Vorrede wegen einiger Veränderungen, die er an dem Drama vorgenommen, entschuldigt, dieser wesentlichsten Veränderung aber nicht gedenkt. Daß er übrigens an die Stelle des Kampfes des Königs mit den Dämonen die Bekriegung von Empörern gesetzt, mag keiner Entschuldigung bedürfen, und ebenso wollen wir die Auslassung des Hofnarren nicht tadeln, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß das Stück auch hierdurch an äußerer Mannigfaltigkeit mehr, als eben nöthig, eingebüßt hat. Jedenfalls ist die wesentlich auf der Erfindung des Bearbeiters beruhende Einführung des Kämmerers und die für den Fortgang der Handlung übrigens einflußlose Unterredung desselben mit dem Heerführer (A. III., S. 1) kein irgendwie genügender Ersatz für diesen Verlust. Auch auf die dritte Aenderung, die darin besteht, daß der Verf. den Zauberring in Kanwa's, nicht in des Königs Hand gelangen läßt und daß dieser nicht durch den Ring, sondern schon durch die Stimme seines Gewissens zum Bewußtsein des an Sakuntala verübten Unrechtes geführt wird, wollen wir an sich kein Gewicht legen. Sie steht aber mit dem Aufgeben jenes oben erwähnten Haupt- und Grundmotivs der Dichtung im Zusammenhange. Unbegreiflich ist uns aber, wie der Verf. zur Rechtfertigung dieser Veränderung sich darauf hat beziehen mögen, daß er den König im Geist und Charakter so hoch als möglich zu stellen beabsichtigt habe. Auch abgesehen davon, daß, wie wir meinen, die Reue des Königs in dem Verbote der Feier des Frühlingsfestes und in der hochpoetischen, von dem Bearbeiter aber unbenutzt gelassenen Scene mit dem von dem Könige aus dem Gedächtnisse gemalten Bilde der Geliebten, weit rührender und ergreifender zu Tage tritt, als in der Zeichnung des Bearbeiters, sind wir der Ueberzeugung, daß Geist und Charakter des Königs dadurch, daß derselbe, als er die Geliebte verstößt, nicht, wie in dem Originale, einer übermächtigen Bezauberung unterliegt, sondern dazu lediglich und ausschließlich dadurch veranlaßt wird, daß er durch den sofort richtig motivirten Verlust eines, wenn auch noch so werthen Kleinods zu wahnsinniger Eifersucht aufgeregt wird, recht wesentlich niedriger gestellt werden.

Indem der Verfasser aber solchergestalt die gesammte Handlung dem Einflusse höherer Gewalten entrückt, konnte er selbstverständlich auch das märchenhafte Verschwinden der gekränkten Sakuntala, die Versetzung derselben in Indra's Himmel nicht brauchen. Die Erfindung des vermeintlichen Todes derselben mag unter diesen Umständen wol gerechtfertigt sein und als nicht unglücklich bezeichnet werden, wenn wir auch darin, daß der Verfasser den 3. Act schließt, ohne uns in den, seiner eigenen Angabe nach sich zeitlich unmittelbar anschließenden Scenen über die Fortdauer des Lebens der Heldin zu unterrichten, nur einen jener jetzt so beliebten, lediglich auf eine momentane Ueberraschung abzielenden Theatercoups erblicken können.

Die Stellung, welche die reale Bühne heut zu Tage zur Dichtkunst einnimmt, mag auch das nicht nur entschuldigen, sondern sogar als ein lobenswerthes Bestreben erscheinen lassen. Aber — fragen wir — weshalb Sakuntala, weshalb dieses Heraufbeschwören einer längst verklungenen poetischen Herrlichkeit, wenn man das, was dieselbe ausmacht, nicht brauchen kann und den berühmten Namen an eine dürftige, auf ganz anderer Basis beruhende Handlung heftet, die außer diesem Namen mit dem alten Märchen beinahe nichts gemein hat?

Jedenfalls paßt der Eingangs angezogene Ausspruch Goethe's auf das Gedicht in dieser neuen Wandlung ganz und gar nicht, und, ob die reale Bühne dieses neue Stück als einen besonderen Gewinn betrachten wird, scheint uns trotz alledem mehr als fraglich.

— „Der Krieg im Hochgebirge, die Organisation der österreichischen Wehrkräfte in Tirol und Vorarlberg und die Divisionsübungen in Tirol im September 1375" betitelt sich eine im Beiheft zum Militair-wochenblatt erschienene Abhandlung des Directors der kgl. preuß. Kriegsschule zu Engers, Oberstlieutenant Kühne. So instructiv die schon im Titel bezeichneten einzelnen Theile des Werkchens sind, so erfordert deren Studium doch schon einige sachwissenschaftliche Vorkenntnisse. Der Leser, namentlich der norddeutsche Militair, wird einen um deswillen sehr interessanten Stoff vorfinden, weil die ihm gewohnten taktischen und strategischen Verhältnisse des Flach- und Hügellandes in den hohen Alpenregionen in wesentlich anderer Gestalt erscheinen. Der Gang der Uebungen ist präcis dargestellt und erfährt durch den Verfasser eine sehr eingehende Kritik, die sich im Allgemeinen sehr lobend ausspricht, die Mängel im Einzelnen indessen, vom Standpunkt des unparteiischen Beobachters, nicht verschweigt. Interessant wäre es hierbei für den Leser zu erfahren, in welcher Weise vom leitenden österreichischen General die Kritik nach Schluß der Manöver — wie dies bei den Truppenübungen im deutschen Heere üblich — gehandhabt worden ist. Oder fand eine solche bei jenen Uebungen nicht statt? Die falsch angebrachte Sparsamkeit, welche nicht einmal die Mittel zur Bivouakirung und dem hiermit verbundenen „kriegsmäßigen" Vorpostendienst gestattet, wird mit Recht getadelt. Sehr interessant auch für den Laien ist die im „Anhang" gedrängt gegebene Charakteristik der heutigen österreichischen Armee, hervorgerufen durch den Eindruck, den sie auf den Verfasser bei den Besichtigungen machte. In dem neuen Reglement erblickt der Verfasser einen zu raschen Uebergang aus einem Extrem in das andere. Die Stoßtaktik von 1866 ist so weit verpönt, daß es überhaupt nicht einmal einen Bayonnetangriff mit einer geschlossenen Abtheilung giebt. Daß die strenge Ordnung, wie sie bei den Truppenvorstellungen des deutschen Heeres bekannt ist, hier nicht zu finden ist, erklärt der übrigens in diesem Punkte sehr scharfsinnige Beobachter wol mit vollem Recht aus der veränderten Anschauungsweise und dem ganz verschiedenen Nationalcharakter beider Völker. Wol habe er — sagt der Verfasser — den exacten Parademarsch und die präcisen Griffe mit der Waffe vermißt, dafür aber auch gesehen, wie flott das Tiroler Kaiser-Jäger-Regiment nach einem anstrengenden Manövertage noch marschirt sei, und mit welch „begeisterten" Augen die Leute bei der „Defilirung" ihren Kaiser angeschaut hätten. Die mit einem Plan des Manöverterrains ausgestattete Broschüre kann warm empfohlen werden.

Neues Theater. Das neu einstudirte dramatische Gedicht „Wildfeuer" von Friedrich Halm, in welchem Frau Hedwig-Niemann-Raabe am 29. Mai die Titelrolle spielte, gehört zwar zu den unnatürlichsten Auswüchsen der Romantik, ist aber trotzdem, wenn wir den Versicherungen von Johannes Minckwitz glauben dürfen, eine Dichtung, an der gebildete Zuschauer Geschmack finden können. Der genannte Literaturschreiber erfreut uns nämlich in seinem neuhochdeutschen Parnaß durch folgende überraschende Mittheilung: „Halm's Dichtungen leiden, die einen mehr, die anderen weniger, an Unnatur, Ziererei und Würdelosigkeit. Allein die Halmschen Arbeiten haben dem Publicum demungeachtet eine genießbare Speise dargeboten." Es mag ja für Minckwitz das Unnatürliche genießbar sein, aber glücklicherweise giebt es noch viele Zuschauer mit gesunden Empfindungen und für diese reichen alle Redekünste nicht hin, um dem Naturwidrigen einen guten Beigeschmack zu geben. Was helfen die schönsten Worte, welche sichtbar auf der Zunge gewachsen sind? Das Unwahrscheinliche ist immer noch erträglich im Vergleich zum Unnatürlichen. Es soll daher bei der hier genannten Dichtung von Halm kein zu großes Gewicht auf die völlig unglaubhafte Sache gelegt werden, daß die Gräfin von Dommartin bis in ihr sechszehntes Lebensjahr als Jüngling erzogen werden konnte, ohne ihr Geschlecht auch nur zu ahnen; diese stark in die Augen springende Unwahrscheinlichkeit ist eine Kleinigkeit gegen die peinliche Unnatur, daß die Gräfin trotz ihrer Ahnungslosigkeit über ihr Geschlecht ein Liebesverhältniß mit ihrem Waffenmeister eingeht. In welchem Lichte erscheinen da die zärtlichen Kußscenen! Der Zuschauer weiß allerdings, wie der vermeintliche Graf René eine Renate ist, aber das Widernatürliche kann dadurch nicht erträglich werden, denn sobald die Gräfin sich selbst für einen Mann hält, so wird ihr Verhältniß mit einem Manne geradezu abstoßend. Die Verse der Halm'schen Dichtung sind oft von sehr schönem Klange, doch können wir uns von ihrem Klange um so weniger verführen lassen, als wir fortwährend die innere Unnatur empfinden. Es kann bei dem Haschen nach dem Absonderlichen von Seiten vieler Dichter nicht genug wiederholt werden, daß alles Talent verschwendet ist, wenn der Gegenstand nichts taugt.

Frau Hedwig Niemann-Raabe suchte die Figur des vermeintlichen Grafen mit Hilfe ihrer Spielerkünste in ein mehr natürliches Licht zu bringen, gerieth aber dadurch in einen Widerstreit mit der ganzen Dichtung. Dieser Graf wechselte schon nach einigen Scenen zu auffallend die Farbe; so entstand im Zuschauer das Gefühl, als hätte René gar nicht mehr sein wollen, was er in den Augen der Welt schien und was er bei Halm noch bis zum letzten Momente sein will. In der Darstellung der Frau Raabe verschwammen so zu sagen die Gegensätze und nur insofern spielte die Dame öfter im Geiste des Dichters, als sie beispielsweise am Ende des dritten Actes aus dem Ton schwärmerischer Empfindung plötzlich in einen geistreich klingenden Ton überging, welcher jene Empfindung als eine unwahre kennzeichnete.

Am 1. Juni wagte sich Frau Niemann-Raabe in die Regionen der Tragödie hinein und zwar zu ihrem offenbaren Nachtheile. Es muß in der That der Künstlerin alle Selbsterkenntniß fehlen, wenn sie sich im Goethe'schen Faust zur Darstellung der holden Margarethe mit ihrer unvergleichlichen Seelenlyrik berufen hält. Die poesieverklärte Unschuld der Goethe'schen Gestalt, das entzückende Erwachen des Mädchens zur liebenden Jungfrau, sind wol am wenigsten ohne jene Bescheidenheit der Natur zu denken, welche Hamlet den Schauspielern so sehr ans Herz legt. Aber diese keusche Bescheidenheit der Natur wurde bei Frau Niemann-Raabe zu einer selbstbewußten Naivetät und damit war gewissermaßen der Pflanze das Herz ausgerissen. Die Scene bei der alten Kupplerin Martha, wo Mephisto die „traurige Geschicht" erzählt, spielte die Künstlerin ungewöhnlich gewöhnlich, indem sie sich auch nach altem Herkommen während des längern Gesprächs zwischen beiden an den Spiegeltisch setzte, um sich mit ihren neuen Schmucksachen allerliebst zu finden. Wie kann das zart fühlende Gretchen in Gegenwart eines fremden Herrn nicht nur so unmanierlich, sondern auch so eitel sein? In der wundervollen Gartenscene hatte die Darstellerin Gelegenheit, ihre Künste in naiven Liebesscenen deutlicher an den Tag zu legen und hier wurde sie zum ersten Mal durch eine Beifallspende belohnt. Die Wahnsinnsscenen zeigten Frau Raabe auf der Höhe des Wunderlichen. Die Künstlerin ging offenbar von der originellen Idee aus, Gretchen sei im Wahnsinn wieder zum Kinde geworden. Nur so ist es überhaupt begreiflich, daß Frau Raabe die wahrhaft tragische Kerkerscene in Ton und Haltung wie eine kindisch gewordene Jungfrau darstellte. In ähnlicher Weise ist wol Gretchens Wahnsinn noch nie zum Ausdruck gekommen. Und als am Schluß die Stimme ertönte: „Sie ist gerettet!" da wollte der Himmel, daß ich statt dessen die Worte zu verstehen glaubte: „Sie ist gerichtet!" Es giebt gewisse Gehörfehler, welche durch eine unmittelbare Naturstimme in uns hervorgerufen werden.

Dr. Wilhelm Buchholz.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 46. Donnerstag, den 8. Juni. 1876.

Mathias Schmid.

Ein Künstlerleben.

Von C. A. R.

Vom Städtchen Bludenz, das dermal und wol noch auf Jahre hinaus die End-Station der Vorarlberger Bahn bildet, soll diese das Klosterthal hinauf, durch den Arlberg, der dem Land ringsum seinen Namen giebt, mittels eines Tunnels hindurch und dann das Stanzer Thal hinab an den Inn geführt werden, um sich an die das Unterinnthal durchziehende Bahnlinie anzuschließen.

Aber damit hat es, wie gesagt, noch gute Wege und der Posthalter von Bludenz wird noch manchen Gaul laufen können, bis die Locomotive am Städtchen vorüberpfeift und bei ihm und im Eisernen Kreuz mit dem kleinen Biergärtel am Hause wird noch mancher Tourist Nachtquartier nehmen, eh' er zum Inn hinübergeht, nachdem er eben den Rhein begrüßt.

Als ich zum letzten Male dort war, zählte das neue Deutsche Reich sein Lebensalter erst nach Monaten und es klang mir ganz eigenthümlich in die Ohren, wenn man mich fragte, ob ich wol aus Deutschland käme. Denn man sprach rings um mich deutsch und auch die meisten Ortsnamen waren gut deutsch. Nur als ich die Anschläge des kaiserlichen Bezirksamts an der Amtstafel am Hause las, da begegnete mein Auge gar fremd klingenden Namen, die ich wol für welsch hätte halten mögen, hätt' ich nicht aus des trefflichen Ludwig Steub's Abhandlungen in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" gewußt, daß hier herum Romanen seßhaft geworden und in Mitten der Deutschen Stammeseigenthümlichkeiten und Sprache theilweise bis auf den heutigen Tag eifersüchtig bewahrt haben.

Bei St. Anton jenseits des Arlbergs geht es scharf bergab ins Stanzer oder Rosanna-Thal und da ist denn die Rosanna das Einzige, was noch an die Romanen erinnert: Dörfer und Berge haben lauter ehrliche deutsche Namen, wenigstens soweit sie der alten Straße zunächst liegen. Bei dem alten Schlosse Wiesberg aber, das eine Strecke weiter unten gar ernst von einem jäh abfallenden Fels herabschaut, springt eines jener Bergwasser in die Rosanna, die zumeist kaum die Steine, die von den Abhängen der Ufer in ihr Bett gerollt, überfluthen, wenn aber schwere Gewitterregen in den Bergen droben niedergehen, zu reißenden Strömen werden. Trisanna, so lautet der wohlklingende Name des Baches. Sobald ihn die Rosanna aufgenommen, giebt sie gleichermaßen wie er ihren Namen auf und nimmt nun das Flüßchen für die noch zu durchlaufende kurze Strecke bis zum Inn den nicht minder melodischen Namen Sanna an, so daß man wol meinen könnte, die Trisanna habe ihr zu Liebe nur die erste Sylbe ihres eigenen Namens geopfert.

Das Thal aber, aus dem die Trisanna herabkommt, ist das Paznaun-Thal. Melodisch klingt der Name eben nicht, aber desto sonderbarer und noch sonderbarer klingt, was uns Steub über Ursprung und Bedeutung des Namens erzählt hat. Der versichert uns nämlich, das Thal habe seinen Namen nach einem Dorfe erhalten, das in der Mitte des Thales an einer Pfütze (Pozzo) liegt. So hieße Paznaun-Thal denn so viel wie Pfützen-Thal und wir müssen es dem gelehrten Sprachforscher glauben, wenn wir auch das Dörfchen Paznaun auf keiner Karte gefunden haben. An Pfützen kann es im Thal keinesfalls fehlen und dann kommt es doch auf's selbe heraus.

Aber die Romanen haben hier ihre Sprache nicht zu erhalten vermocht; das germanische Element, das nach ihnen ins Thal kam, war zu mächtig, als daß sie ihm hätten auf die Länge Widerstand leisten können, und während sie anderwärts wenigstens Orts-, Berg- und Geschlechts-Namen in Gebrauch erhielten, haben sie selbe im Paznaun bis auf einige wenige verloren.

In diesem Thal nun steht das Geburtshaus des Malers Mathias Schmid, und zwar im Weiler See, das von der Ausmündung des Thales ins Stanzer Thal etwa eine Wegstunde entfernt liegen mag. Wo der Weiler liegt, mag wol in alter Zeit ein nun längst verlaufenes Gewässer gewesen sein; nur der Name hat sich noch erhalten.

Es ist ein abgelegenes Thal, dem gewöhnliche Touristen fern zu bleiben pflegen. Das scheint die Natur freilich zu wollen, denn unter dem Schlosse Wiesberg läßt sie die Berghänge so nahe an die Trisanna herantreten, als wollte sie damit sagen, man möge draußen bleiben, und im Frühjahr, das zwischen den Bergen um ein gutes Stück später kommt als im Flachland draußen oder gar im Vintschgau drüben, sendet sie Dutzende von Lawinen ins Thal, die sich als mächtige Riegel vor den Eingang legen. Dem Weiler See gegenüber erhebt sich die scharfgeschnittene Pezinerspitze, von welcher man die Gletscherwelt der Oetzthaler, Stubaier und Verwallferner mit einem Blicke überschaut, und gegen Süden öffnet sich schluchtartig ein enges Hochthal, aus dem der Schallerbach in lustigen Sprüngen der Trisanna zueilt, während das Spiamjoch und der Blank- und Gemskopf mit ihren Schneefeldern einen stattlichen Abschluß bilden.

Das Haus des nach den dortigen Begriffen wohlhabenden Landmanns, unter dessen Dach am 14. November 1835 unser Mathias zur Welt kam, hängt wie die andern des Weilers dicht am Bergabhang und es ist schier ein Wunder, daß es nicht längst eine Lawine ins Thal hinabgefegt hat. Ein paar Jahre später krabbelte der Junge mit anderen im Grase herum und nach wieder ein paar Jahren jagte er sich mit des Vaters Geisen. Das war seine lustigste Zeit; aber sie dauerte nicht lange, denn dann mußte er seine kurzen Beinchen unter die Schulbank strecken, was ihm wenig Freude machte. Wenn er dort sich zuerst im Zeichnen versuchte, indem er den alten Schulmeister wie er leibte und lebte auf der großen schwarzen Rechentafel abconterfeite, so geschah das nicht sowol, weil er mit dem guten Alten hie und da in Conflict kam, der selten einen guten Ausgang

nahm, sondern weil sich in dem Jungen schon damals der künftige Maler rührte. Ja es geht das Gerücht, der Mathias habe noch keine fünfzehn Jahre gezählt, als es bei ihm bereits fest gestanden, er müsse ein Maler werden. Wie er zu diesem Gedanken kam, läßt sich freilich schwer genug erklären, denn was er von Malereien bis dahin gesehen, war kaum etwas anderes als der bunt angepinselte Haussegen an den Thüren des väterlichen und der Nachbarhäuser, ein paar Bildstöcke am Fußsteig und die Heiligen in der Kirche, nicht minder das Erzeugniß ländlicher Kunst als jene.

Uebrigens ward der kleine Mathias mit aller Strenge in der landesüblichen Frömmigkeit erzogen, was ihm auch außer erfrorenen Füßen keinen weiteren Schaden brachte. Was aber die erfrorenen Füße anlangt, so ging das so zu. Unser Mathias war etwa dreizehn Jahre alt, als der Segen des Himmels in Gestalt einer Liguorianer-Mission über sein Heimathsthal kam. Unglücklicher Weise war es eben Winterszeit, und wenn dann im Paznaunthale der Schnee nur fuß- und nicht haushoch liegt, kann man immerhin von Glück sagen. So war es auch, als die frommen Väter ins Thal gekommen, um die verstockten Paznauer für den Himmel zu gewinnen. Da hatte unser Bube denn eine gute halbe Stunde durch den Schnee zur Kirche zu waten und dort und im Kirchhof ein paar Stunden in durchnäßten Schuhen zu stehen, die schließlich so fest an die Füße froren, daß man sie herunterschneiden mußte.

Unser Mathias wollte also ein Maler werden. War das schon wunderbar genug, so hat die Geschichte doch eine noch wunderbarere Thatsache zu verzeichnen, nämlich die, daß sein Vater damit einverstanden war.

Nun gab es aber im ganzen Paznaunthale keinen Maler, zu dem man den Mathias hätte in die Lehre geben können. Dagegen saß einer in Tarenz draußen, noch eine kleine Strecke Weges über Imst hinaus, das als Hauptort des Oberinnthals in ganz Tyrol einen guten Namen hat. Die Frömmigkeit der Tyroler ist übrigens von jeher auch der Kunst zu Statten gekommen. Es hat im Lande nie an Malern gefehlt, welche Kirchen und Wohnhäuser mit Werken ihrer Hand schmückten und wenn sie auch nicht lauter Martin Knoller waren, so erheischt doch die Gerechtigkeit, ihren guten Willen zu respectiren, der bis auf die letzte gottlose Zeit immer dem Dienste der allein seligmachenden Kirche geweiht war.

Ob der Tarenzer Meister es je einmal so weit gebracht, daß er ein Bild für eine Feldkapelle zu malen bekam, darüber giebt die Chronik seines Dorfes freilich keinen Aufschluß; doch steht es außer Zweifel, daß er gar viele Dutzend von „Marterln" und von Feld- und Grabkreuzen mit kunstgeübter Hand geziert hat. Was die „Marterln" anlangt, so sind das Gedächtnißmale, welche die fromme Landessitte solchen Mitchristen zu errichten pflegt, die anstatt daheim auf ihrem Bette unter Beistand des Herrn Pfarrers, Curaten oder eines Gsellpriesters selig im Herrn zu entschlafen, wie es sich für einen Christenmenschen geziemt, unter Gottes freiem Himmel der Welt unvermuthet Ade sagen mußten, weil ein stürzender Baum ihnen die Rippen im Leibe zerbrach, eine Lawine sie in die Tiefe riß, ein Blitzstrahl auf sie niederfuhr oder die Wellen des jählings angeschwollenen Baches über ihnen zusammenschlugen u. s. w. Daß wer so ohne die letzte Wegzehrung in die Ewigkeit gegangen, besten Falls ein paar Millionen Jahre im Fegfeuer zu sitzen und dessen Martern zu erdulden hat, ist für den strenggläubigen Tyroler eine ausgemachte Sache und darum zeigen denn die Bildstöcke zum Gedächtniß der jähen Todes Verblichenen gewöhnlich die armen Seelen mitten im Flammenpfuhl, der von grauenhaft anzuschauenden höllischen Geistern mit langen eisernen Gabeln zu noch stärkerer Lohe angeschürt wird. Nach den Teufeln nun, die auf den „Marterln" eine so große Rolle spielen, pflegt man in Tyrol Maler, die sich diesem Kunstzweige widmen, kurzweg „Tuifele-Maler" zu nennen.

Der Tuifele-Maler in Tarenz hielt es, wie es die meisten Lehrherren mit ihren Lehrjungen halten: er wies ihm Arbeit genug an, nur nicht im Zeichnen und Malen; und im Holzspalten und Wassertragen hatte unser Mathias schon daheim Uebung genug erhalten; dazu hätte er nicht bis Tarenz hinaus zu gehen gebraucht.

Gleichwol war es in den Sternen geschrieben, daß Mathias die erste Probe seiner Fortschritte in der Kunst in der Kirche seiner Heimath ablegen sollte. Das aber ging so zu.

In jenen Tagen geschah es nämlich, daß der Curat von See auf einmal an dem alten Deckengemälde seiner Kirche Aergerniß nahm, an der Mutter Eva, die schon seit Menschengedenken den verhängnißvollen Apfel in der Hand hielt und darüber ganz vergaß, an ihre mangelhafte Toilette zu denken. Da erinnerte sich denn der vorsichtige Seelsorger, daß der Mathias Schmid bei einem Maler in der Lehre war und schrieb dem einen Schreibebrief nach Tarenz hinaus, in dem er ihm den Auftrag ertheilte, nach See hereinzukommen, wo es in der Kirche Arbeit gebe. So etwas kommt nicht alle Tage vor und bald darauf erschien der Tuifele-Maler sammt seinem Lehrling Mathias beim Herrn Curaten in See. Und als ihm dieser mitgetheilt, um was es sich handle, da zeigte sich's alsbald, in wie hohem Grade der Mathias das Vertrauen seines Meisters besaß, denn der würdigte ihn, den Auftrag des Herrn Curaten auszuführen und bald danach sah man neben Eva einen Strauch, der einen Zweig über ihren Leib hinstreckte und ihre Blöße deckte. Aber damit war des Mathias künstlerische Thätigkeit in der Heimath noch nicht zu Ende: die Kirche brauchte auch noch neue Tünche und auch für die sorgte der Mathias, eh' er wieder nach Tarenz hinausging.

Dort sollte er indeß nicht lange mehr bleiben; denn es war ihm und dem Vater klar, daß die Sachen nicht stünden wie sie stehen sollten, und resolut, wie der Vater war, ließ er sich von seinem Mathias nicht lange bitten und schickte ihn nach München hinaus, wo dieser bei einem Vergolder unterkam. Für den Anfang mußte er sich damit bescheiden, bald aber wendete er der Vergolderwerkstätte den Rücken und ließ sich an der Akademie einschreiben. Altem Herkommen gemäß versuchte sich der angehende Künstler in der religiösen Malerei und zwar mit Glück; seine nach Bethlehem ziehende Ruth wanderte in die Residenz zu Innsbruck, wo damals der Erzherzog Carl Ludwig als Statthalter von Tyrol Hof hielt.

Damit war die Bahn gebrochen. Bald danach hatte Schmid im Innsbrucker Friedhof auf Geheiß des Bürgermeisters Carl Adam die drei Frauen am Grabe des Herrn stereochromisch auszuführen. Sein Ruhm drang nun bis ins Paznaun und die Männer von See bestellten für dieselbe Kirche, in der er seine Künstlerlaufbahn begonnen, nicht weniger als drei Altarbilder auf einmal. Auf diese Weise mußte Schmid ein gemachter Mann werden, was ihm von Herzen zu gönnen war, denn seine Finanzen standen nichts weniger als brillant.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Während er in München an den Cartons arbeitete und sie fast schon zu Ende gebracht, kam aus dem Paznaun die Kunde, Liguorianer hätten in See wieder eine heilige Mission abgehalten und der Kirchengemeinde die Ueberzeugung beigebracht, daß Altarbilder malen lassen zwar ein ganz verdienstliches Werk, daß es aber noch weit Gott gefälliger und für ihre sündenbeladenen Seelen weit heilsamer sei, mit dem für die Altarbilder gesammelten Geld eine alle zehn Jahre wiederkehrende Mission zu stiften.

Unter diesen Umständen blieb Schmid nichts übrig als München zu verlassen. In Innsbruck aber, wohin er mit

dem letzten Reste seines Erwerbes sich gewendet, traf er es schlimm genug, da er so unvorsichtig war, sich über Kirche und Staat mißliebige Bemerkungen zu erlauben. Da auch von See keine Unterstützung kam, machte er sich selber dahin auf den Weg. Und damit begann eine Zeit voll Kränkungen, Kummer und Sorgen: der Vater war todt und seine Geschwister hatte der Curat ganz in der Hand, der sie gegen den Bruder und seine ketzerischen Bücher hetzte. Es war die Zeit, in der das Concordat im glaubenseinigen Tyrol in schönster Blüthe stand, und da beschloß der fromme Curat von See, an dem freidenkerischen Maler, der es wiederholt gewagt, vom sonntäglichen Gottesdienste wegzubleiben, ein abschreckendes Exempel zu statuiren. Schon war die Gendarmerie requirirt, den Sünder in die Kirche zu führen als Schmid noch rechtzeitig von dem hörte, was ihm bevorstand und die Heimath verließ. Das erweichte den weniger harten Sinn eines seiner Brüder und mit seiner Hilfe blieb Mathias einige Zeit in Innsbruck, um sich mit Erfolg um ein landständisches Stipendium zu bewerben.

Vier Jahre bezog er es und malte während dieser Zeit eine stattliche Anzahl von Heiligen aller Art, denn das Stipendium war ihm satzungsgemäß zur Ausbildung in der „chrischtlichen" Kunst verliehen. Trotzdem blieb der Conflict nicht aus, denn der Betrag des Stipendiums war zu gering, um davon leben zu können und die Heiligen fanden selbst im frommen Tyrol keinen Absatz. Da trat Schmid mit der „Gartenlaube" und anderen illustrirten Zeitungen in Verbindung, was natürlich in Innsbruck nicht lange ein Geheimniß blieb. Nun hatte unser Künstler wol zu leben, aber auch seinen zahlreichen Feinden eine gefährliche Waffe in die Hand gegeben. Dem clericalen Einflusse hatte er es zu danken, daß ihm, der für so gottlose Blätter gezeichnet, ja in der Mißachtung kirchlicher Gesetze so weit gegangen, daß er an einem Freitage Fleisch gegessen, das Stipendium nicht mehr verlängert ward.

Bei einer solchen Sachlage hatte Schmid in Innsbruck nichts mehr zu suchen und siedelte nach Salzburg über, wo er sich im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1867 einen eigenen Herd gründete, nachdem er eine junge Münchnerin heimgeführt. Zugleich schob er die Heiligen sammt und sonders in den Winkel und griff dafür frisch ins Volksleben hinein. Da gab es sich denn ganz natürlich, daß er dabei vor Allem seine lieben Landsleute im Auge hatte, unter denen er bis dahin, wenige Jahre ausgenommen, sein ganzes Leben zugebracht.

Auf diesem Wege zu bleiben ward er durch den Herrn Ritter von Tschavoll in Feldkirch bestärkt. Der hatte sich auf dem St. Margarethenkapf, dem südlichen Gipfel des Ardetzenberges nächst Feldkirch, von wo sich eine prächtige Aussicht über das ganze Rheinthal vom Falkniß bis zum Bodensee und über die Schlucht, durch welche die Ill schäumend ihre Wogen wälzt, erschließt, in Mitten eines Parkes einen prachtvollen Landsitz erbaut und ließ die Halle des Hauses von unserem Künstler mit Bildern aus dem Vorarlberger Volksleben schmücken.

Da nun Salzburg von Feldkirch doch etwas zu entfernt liegt, kehrte Schmid im Jahre 1869 nach München zurück, wo er mit seinem Landsmanne Franz Defregger zusammentraf, mit dem ihn von früher her Freundschaftsbande verbanden. Durch ihn kam er zu Piloty in Beziehungen, die zur Folge hatten, daß er in dessen Schule eintrat und drei Jahre darin verblieb, was seiner Technik wenigstens zu statten kam, wie er gern und dankbar anerkennt. Mit Feldkirch aber ist unser Künstler seit jener Zeit in regem Verkehr geblieben und es vergeht kein Sommer, ohne daß er einige Wochen im deutschen Manchester zubrächte oder doch in dessen Nähe.

Schmid hat mit dem Tyroler Klerus, wenn auch nicht in sonderlich angenehmer Weise, so viel verkehrt, daß er zureichend Gelegenheit fand, ihn zu studiren, und da begreift es sich denn leicht, wenn er diese seine Studien künstlerisch verwerthet. Das Publicum hat seine Freude daran, denn es fühlt, daß er die Herren nach dem Leben gezeichnet, und wenn diese darüber nichts weniger als erbaut sind, könnte für den Künstler selbst dann kein Grund sein, es anders zu halten, wenn er mit ihnen nicht vergangener Zeiten halber ein Hühnchen zu pflücken hätte. Was sie mit ihrem menschenfeindlichen Glaubenseifer und unchristlicher Rachlust vordem an dem armen Jungen gesündigt, der Mann zahlt es ihnen nun mit Zinsen heim und hat die Lacher auf seiner Seite, so oft einer seiner lustigen Hiebe sitzt; und es geht keiner daneben. Haben sie ihrerseits ganz absonderliche Mittel angewendet, das verirrte Schäflein zur Heerde zurückzuführen, so versucht es der Künstler nun in seiner Weise, zur Beseitigung ihrer kleinen menschlichen Schwächen auch sein Scherflein beizutragen, und es ist nicht seine Schuld, wenn sie seine Absicht verkennen. Daß sie ihn aber doch noch nicht ganz aufgegeben haben, das möchte man fast annehmen, wenn man hört, daß sich der Verleger des Deutschen Hausschatzes in Regensburg noch jüngst mit dem Ersuchen an ihn wandte, für sein Blatt das große Ereigniß der Krönung der Innsbrucker Mutter Gottes zu zeichnen.

Das erste größere Oelbild, mit dem Math. Schmid — es war im Frühjahre 1872 — vor das Münchener Publicum trat, zeigte Bettelmönche, bärtige Kapuziner, die in einem Tyroler Bauernhause eingekehrt sind, um sich zu laben und mitzunehmen, was sie nicht verzehren können. Freilich sind es diesmal nur Wein, Brod und Butter, aber bei Wohlhabenderen findet sich schon mehr und Besseres. Zudem geben die Leute gern und haben die Kinder nur erst ihre grellfarbigen Bilder, so legen sie auch die Scheu vor den Kutten ab.

Gleichzeitig damit brachte der Künstler eine andere Scene aus dem Tyroler Volksleben: eine arme Familie, die den Karren mit all' ihrem Hab und Gut einen steil ansteigenden Bergpfad hinanzieht, der kaum dafür Raum hat, so daß ein dicker Kapuziner und selbst der magere Jesuit neben ihm sich kläglich an die Felswand drücken müssen, um nicht Schaden zu nehmen.

Im selben Jahre folgte noch die „Strafpredigt": ein frühzeitig und unberechtigter Weise für Nachwuchs sorgendes Paar, das nun vor dem Herrn Pfarrer steht, um sich tüchtig abkanzeln zu lassen. Aber du lieber Himmel! Für den „gegebenen Fall" kommt sie offenbar zu spät, und ob sie für die Zukunft nützt, bleibt zur Zeit noch eine offene Frage.

Eine weitere glänzende Probe seines bedeutenden zeichnerischen und coloristischen Talentes legte Mathias Schmid in seiner im April 1873 im Münchener Kunstverein ausgestellten „Beichtzettel-Sammlung" ab. Im protestantischen Norden dürfte der Vorgang ohne ein paar erläuternde Worte nicht ganz verständlich sein. Im katholischen Süden erscheinen kurz nach Ostern Geistliche in den einzelnen Häusern, um die Beichtzettel abzuverlangen, d. h. zu controliren, ob alle Hausgenossen der kirchlichen Vorschrift bezüglich der Osterbeichte nachgekommen. Auf dem Lande macht man sich's hie und da bequem und citirt die Leute einfach ins Wirthshaus. Eine solche „Controlversammlung" behandelt nun das in Frage stehende Bild, auf dem ein dicker Franziskaner der gläubigen Menge das hart verdiente Geld abnimmt, um es sammt reicher Naturalienspende ins Kloster heimzubringen, wobei nicht zu vergessen, daß nur letztere dem freien Willen anheim gestellt, jene des sogen. Beichtgroschens aber obligatorischer Natur ist.

Der „Beichtzettelsammlung" folgte nach einer größeren Frist, in welche nur die Ausstellung eines kleineren Bildes fällt, im Mai 1874 Mathias Schmid's größte Arbeit: „der Herrgottshändler". Auch hierin bewies der Künstler wieder, daß er es verschmäht, sich aus den vielbeliebten banalen Stoffen

einen herauszugreifen. Auf der Terrasse eines Tyroler Dorfwirthshauses, hinter dem mächtige Berge zum Himmel aufragen, haben Bauern beim Weinkrug Platz genommen, an ihrer Spitze der Herr Pfarrer, zu dem sein Collega aus dem nächsten Dorfe herübergekommen. Sie haben sich endlich über das unchristliche deutsche Reich und die Ketzer und Freimaurer und andere Themata dieser Art satt geschimpft und dann zu den Spielkarten gegriffen, wie so mancher Andere auch, dem das Denken eine Anstrengung ist. Inzwischen hat ein armer Teufel, der einen wenig einträglichen Handel mit geschnitzten Crucifixen treibt, seinen zweiräderigen Karren herbeigeschoben, mit dem er seit Monaten das Land auf und ab zog. Die bitterste Noth und frühzeitiges Alter spricht aus seinen verkümmerten Zügen und Noth und Elend und Kummer sehen wir verkörpert an Frau und Kindern, die sich scheu beim Karren halten, begafft von der Dorfjugend. Der Vater aber hat einen Pack vom Karren genommen und einen gekreuzigten Christus daraus hervorgeholt. Neben seinem Packe kniend hat er das Crucifix den hochwürdigen Herren auf der Terrasse droben, es zum Kaufe anbietend, hinaufgereicht. Aber wüthend, im Spiel unterbrochen worden zu sein, donnert der Hochwürdige nun auf den Armen herab und nennt ihn einen unverschämten Bettler, den man den Gendarmen übergeben sollte. Aber seiner Hartherzigkeit folgt die Strafe auf dem Fuße, denn sein Amtsbruder in Christo benutzt die günstige Gelegenheit, in des Erbosten Karten zu sehen und es müßte sonderbar sein, wenn unser Choleriker nicht sein Spiel verlöre. Aber nicht alle Anwesenden sind so herzlos wie die beiden Priester der allein seligmachenden Kirche: der Wirthin Töchterlein schaut mitleidigen Blickes von der Terrasse nach dem armen Weib hinab, das den Säugling an der Brust hält und wird ihr wol mit einer entsprechenden Gabe zur Seite treten.

Es liegt etwas unwillkürlich und mächtig Ergreifendes in dem trefflich gezeichneten und brillant gemalten Bilde und wenn Jemand damit unzufrieden war, so waren das die Schwarzröcke, denen der Künstler so übel mitspielte.

Noch strenger geht der Künstler in einem kleinen Bilde mit den Pfaffen ins Gericht, das einen „Seelsorger" zeigt, der ein vielleicht siebzehnjähriges Mädchen für die Beichte vorbereitet. Er scheint sich über das sechste Gebot zu verbreiten und sein stechend schwarzes Auge hängt mit Verlangen an der knospenden Unschuld, die von all dem, was ihr der Hochwürdige mit lüsterner Behaglichkeit erklärt, kaum eine Ahnung hatte und in deren Seele nun der schuldige Respect vor dem Geweihten des Herrn und die Scheu vor dem Geheimnisse, das er ihr entrollt, mit einander streiten.

War es hier die scharfe Geißel des Strafrichters, die der Künstler schwang, so behandelt er die menschliche Schwäche in einem andern eben der Vollendung zuschreitenden Bilde mit Humor. Es ist eine gar köstliche Geschichte, die sich da vor uns abspielt. Im Pfarrhofe eines Tyroler Dorfes ward neben der alternden Hauserin — zu ihrer Erleichterung natürlich — ein junges Bäschen Sr. Hochwürden installirt und feiert heut seinen Geburtstag. Die Kunde von diesem großen Ereigniß hat sich rasch im Dorfe verbreitet und der Schullehrer schnell begriffen, welche schöne Gelegenheit darin geboten ist, sich in der Gunst seines hochwürdigen Vorgesetzten zu befestigen. Er hat ein Festschieben arrangirt; Theilnehmer herbeizubringen war nicht allzuschwer, nachdem er vorsichtig angedeutet, wie man den Herrn Vetter im Bäschen ehre. Und auch für Gewinnste ist bestens gesorgt. Nun soll das schöne blondhaarige Kind den „Ehren-Schub" thun und wendet sich lächend dem geistlichen Herrn Vetter zu, während der Schullehrer ihr noch die letzte Anweisung giebt, halb von Interesse, halb von Neigung zu dem lieblichen Kind geleitet. Der Pfarrer aber, ein breitschultriger Mann, steht breitspurig, die Hände in den Taschen seiner schwarzen Unaussprechlichen, an der Kegelbahn und schaut schmunzelnd auf das Bäschen, das heute zum Mittelpunkt eines ländlichen Festes geworden. Und die Kegelbahn entlang sitzen und stehen die Dorfbewohner, dem Verlauf der Dinge mit Spannung entgegen sehend, während die Freitreppe des Hauses die alte Hauserin herabkommt, um nur widerwillig an dem Feste Theil zu nehmen. Dicht am Hause ward der Ehrentisch zugerichtet: tadellos weißes Linnen deckt ihn und was Küche und Keller bei solchem Anlasse zu spenden pflegen, ward aufgetragen. Um ihn haben die Honoratioren Platz genommen, der Vorstand der Gemeinde und die Wohlhabenderen unter den Bauern des Dorfes. Aber noch sind nicht alle Gäste eingetroffen: die dunkelhaarige Schöne im Vorgrund späht offenbar nach dem Liebsten, der so lange säumt.

Die Mappen und Skizzenbücher unsers Künstlers umschließen noch manchen interessanten Entwurf, die Discretion verbietet mir aber, darüber auszuplaudern, doch mag der Tyroler Klerus wol noch öfter des nun fernen Künstlers zu gedenken Anlaß finden.

— Das Tableau: „Standquartiere und Uniformirung der Armee des Deutschen Kaiser-Reiches" (Berlin, B. Behr's Buchhandlung) ist soeben in zweiter verbesserter und durch Angabe der Entfernungen zwischen den Eisenbahnstationen vermehrter Auflage erschienen, worauf wir namentlich unsere militairischen Leser aufmerksam zu machen nicht verabsäumen wollen. Ein zweites, ebenfalls jüngst erschienenes Tableau: „Die Uniformen der Deutschen Armee in übersichtlichen Farbendarstellungen" (Leipzig, Verlag von Moritz Ruhl, Preis 1 M.) behandelt die Uniformfrage noch genauer und für denjenigen, der sich davon ein bis in alle Einzelheiten getreues Bild verschaffen will, handlicher und zweckmäßiger. Eine ausführliche Liste der sämmtlichen Regimenter und selbständigen Bataillone, welche dem Tableau beigegeben ist, erleichtert die Orientirung. Die Arbeit ist bis auf die allerneuesten Veränderungen fortgeführt; was beispielsweise Sachsen anlangt, so bringt das Tableau bereits die Uniformen der neuen Husaren- und schweren Reiterregimenter.

— Der seit Beginn der 40er Jahre bestehende „Schriftsteller-Verein zu Leipzig" beabsichtigt gutem Vernehmen nach vom 1. October d. J. an ein allgemeines Literaturblatt herauszugeben. Diese Wochenschrift wird zunächst anstreben, einem gewissen Mangel in der deutschen bibliographischen Journalliteratur abzuhelfen, indem sie nach dem Vorbild englischer und französischer Literaturblätter in streng objectiver, unparteiischer Haltung eine kritische Rundschau über die Erscheinungen des Büchermarkts bieten, Cultur- und Zeitfragen aus dem Gebiete der Literatur, des Buch- und Kunsthandels, der Typographie 2c. wahren und festigen und sich dadurch gleichsam zum geistigen Mittelpunkt für den gesammten literarischen Verkehr gestalten soll. Die Leitung des Unternehmens ist dem Schriftsteller Hans Adam Stoehr in Leipzig übertragen worden. (Börsenbl. f. d. deutsch. Buchh.)

— Von Josef Rank, dem Verfasser der böhmischen Dorfgeschichten, liegt eine einbändige novellistische Novität: „Der Seelenfänger" (Stuttgart, E. Hallberger) vor, welche gegenständlich zwar dem Bereich des heut mit soviel Vorliebe bearbeiteten Criminalromans angehört, ihren Stoff aber im Gewande eines, dieser Romangattung sonst nicht eigenen heiteren Humors behandelt. Der Titelheld ist nämlich ein Untersuchungsrichter, der insbesondere auf die Frauen eine seltsame fascinirende Macht auszuüben versteht und vermöge dieser Gabe durch ein glücklich durchgeführtes Incognito mit ebensoviel Gewandtheit als Harmlosigkeit das unheimliche Dunkel eines schweren Verbrechens lüftet. Der Verfasser versteht es, seine Leser nahezu bis zur letzten Seite des Buches hin in gespannter Aufmerksamkeit zu erhalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 47. Sonntag, den 11. Juni. 1876.

Aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer*).

Bei der bisherigen Zurückhaltung unserer Staatsmänner, ihre Erlebnisse zu veröffentlichen, ist es leicht erklärbar, daß die sonst so reichhaltige deutsche Geschichtsschreibung verhältnißmäßig nur wenig Memoiren aufzuweisen hat.

Freilich über den Werth der Memoiren gehen die Ansichten sehr auseinander. Sie gewähren unleugbar einem großen Theil der Lesewelt die anziehendste geschichtliche Lectüre und nehmen für dieselbe die größte Glaubwürdigkeit in Anspruch, weil in ihnen meist nur von Selbsterlebtem gesprochen wird, wogegen die neuere historische Forschung gerade deshalb die Memoiren mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet und mit großer Vorsicht benutzt, da die Eitelkeit oder deren Verletztsein das Selbsterlebte oft in falschem Lichte, wenn nicht gänzlich unwahr darstellen läßt.

Um nur ein Beispiel zu erwähnen, erinnern wir an die allbekannten Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, welche fast ein Jahrhundert lang ein so verzerrtes Bild ihres Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm I., schufen, das so lange als wahr angenommen wurde, bis Professor Droysen u. A. die Unzuverlässigkeit und Unlauterkeit der Verfasserin unwiderlegbar dargethan hatten. Aber wir brauchten nicht so weit zurückzugehen, wir hätten auf die Memoiren Müffling's, auf die von Schön und Knesebeck oder die eines schiffbrüchigen Staatsmanns der neuesten Zeit hinweisen können, um zu zeigen, wie vorsichtig man dergleichen Ueberlieferungen zu benutzen habe, um zu dem Schluß zu kommen, daß, um die Glaubwürdigkeit der Memoiren zu ermessen, man vor Allem den Charakter des Schreibers kennen lernen muß.

Das vorliegende Werk kann, streng genommen, den Memoiren nicht zugezählt werden, da es nicht von dem General von Natzmer selbst, sondern von einem seiner Neffen verfaßt worden ist, andererseits trägt es aber doch den Charakter solcher Schriften, da es aus den hinterlassenen Papieren Oldwig's von Natzmer entstanden ist.

Uebrigens haben diese Memoiren — wenn wir diese Bezeichnung annehmen dürfen — die Feuerprobe der schärfsten Kritik nicht zu scheuen, denn Natzmer war ein Mann, „den seine geistige Begabung und Bildung befähigten, die großen Ereignisse seiner Zeit, an denen Theil zu nehmen ihm vergönnt war, unbefangen aufzufassen, der treu und redlich in schwerer Zeit, wie in glücklicherer seine Pflicht gethan hat und in schlichter Anspruchslosigkeit treu und ohne Nebenabsichten und Gedanken mittheilt, was er erlebt und erfahren hat".

Diese Worte entnehmen wir der glänzenden von Theodor von Bernhardi, einem treuen Freunde des verstorbenen Generals, geschriebenen Einleitung, welche dem Werke vorangesetzt ist, und fügen hinzu, daß Major von Natzmer, der Herausgeber, in der ererbten Anspruchslosigkeit sein Werk geschrieben hat und sich nicht aus Pietät für seinen Oheim zu dem Versuch verführen ließ, denselben durch rhetorischen Glanz zu verherrlichen, wodurch auch dem edlen einfachen Sein desselben zu nahe getreten wäre.

Der erste uns vorliegende Theil des auf drei Bände berechneten Werkes reicht bis zum Jahre 1820 und zerfällt in drei Bücher:

I. Buch, Oldwig von Natzmer bis 1812.

II. Buch, Natzmer 1812—1815, getheilt in 7 Capitel.

III. Buch, von 1815—1820, getheilt in 3 Capitel.

Eine Geschichte des betreffenden Zweiges der Natzmer'schen Familie geht dem I. Buche als Einleitung voraus.

Bevor auf Einzelheiten des Werkes selbst eingegangen wird, wollen wir dem Leser einen kurzen Lebensabriß des General von Natzmer, soweit dies der 1. Theil gestattet, geben.

Geboren am 18. April 1782, wurde Oldwig von Natzmer im Pagenhause zu Potsdam erzogen und zum Leibpagen des Königs Friedrich Wilhelm II. auserwählt. 1798 trat er als Fähnrich in das 1. Bataillon Leibgarde ein, in welchem er als Bataillonsadjutant der unglücklichen Schlacht von Auerstädt (14. October 1806) beiwohnte. Vierzehn Tage später wurde er in die Capitulation bei Prenzlau eingeschlossen, 1807 aber ausgewechselt und ihm in Memel unter Beförderung zum Stabscapitain die Leibcompagnie des Regiments Garde zu Fuß verliehen. Bei derselben standen der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Prinz Wilhelm, der jetzige Kaiser und König, und Prinz Friedrich, ein Neffe Friedrich Wilhelm's III.

Zwei Jahre später, 1809, wurde Natzmer Flügeladjutant und das folgende Jahr Major. Von Gneisenau, welcher den talentvollen Officier schon längst mit Aufmerksamkeit beobachtet, wurde er ausersehen, in der Mark sich an die Spitze der Erhebung des Volkes gegen die Franzosen zu stellen. Das Bündniß Preußens mit Rußland ließ den gefährlichen Plan nicht zur Ausführung kommen, und statt dessen begleitete Natzmer 1812 den König nach Dresden, wo die Zusammenkunft mit Napoleon stattfand, und später in das Bad zu Teplitz.

Im September d. J. unternahm Natzmer seine erste diplomatische Sendung nach Wien und erwarb sich dadurch das Vertrauen des Königs in solchem Grade, daß er ihm beim Beginn des Jahres 1813 die wichtige und schwierige Sendung zum Könige von Neapel (Murat) nach Elbing übertrug. Natzmer sollte Murat anzeigen, daß er bestimmt sei, an den General v. Kleist in Königsberg den Befehl zu überbringen, an York's Stelle das Commando über die preußischen Truppen zu übernehmen, da über Letzteren wegen der eigenmächtig abgeschlossenen Convention in der Poscherun'schen Mühle (30. December 1812) Kriegsrecht gehalten werden sollte. Statt aber nach Königsberg, begab sich Natzmer, sei-

*) Aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer von Gneomar Ernst von Natzmer, Major und Bataillons-Commandeur im westfälischen Füsilier-Regiment Nr. 37. 1. Theil. Berlin 1876. E. S. Mittler u. Sohn.

nem geheimen Auftrage zufolge, über Heilsberg nach Boberßk, einem Dorfe in Russisch-Litthauen, woselbst zur Zeit der Kaiser Alexander sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Am 19. Januar traf Natzmer wieder in Berlin ein und konnte dem Könige berichten, daß der Kaiser zu einer Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Preußen gern die Hand bieten würde.

Die in Boberßk angeknüpfte persönliche Bekanntschaft blieb für Natzmer nicht ohne Folgen. Als Alexander im März 1813 nach Breslau kam, wurde er mit dem General Kleist zur Dienstleistung bei demselben befohlen und trat dem Kaiser hier und auch später, wie wir sehen werden, näher.

Vor der Schlacht bei Groß-Görschen (2. Mai) erhielt Natzmer mehrfach den Auftrag, mit dem sächsischen General Freiherrn von Thielmann in Torgau in Verhandlungen zu treten. In der genannten Schlacht fungirte er als Adjutant des Fürsten von Wittgenstein und nahm später an der Schlacht bei Bautzen (20.—21. Mai) und dem glänzenden Reitergefecht bei Hainau (26. Mai) Theil.

Nach dem Waffenstillstande ward er von Gneisenau, dem die Organisation der schlesischen Landwehr übertragen war, zum Gehilfen in diesem schwierigen Geschäfte auserwählt und seine hierbei bewiesene Thätigkeit von dem Könige durch Beförderung außer der Reihe zum Oberstlieutenant belohnt.

Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten befand sich Natzmer im Gefolge des Königs und daher im Stande, über die Schlacht bei Dresden (26.—27. August), Culm (30. August) und Leipzig (16.—19. October) viel Interessantes zu berichten. Nach letzterer Schlacht wurde Natzmer zum Könige von Sachsen geschickt und wohnte am 24. dem Einzuge Friedrich Wilhelm's III. in Berlin bei. Im November erhielt er in Frankfurt a. M. unter Beförderung zum Obersten den ehrenvollen Auftrag, dem 16½jährigen Prinzen Wilhelm, jetzigen Kaiser und Könige, im kommenden Feldzuge zur Seite zu stehen, woraus das Werk Veranlassung nimmt, die Kaltblütigkeit des Prinzen bei mehreren Gelegenheiten, namentlich bei Bar sur Aube (27. Februar 1814) darzulegen. Am 25. März 1814 führte Natzmer in dem Cavallerie-Gefechte bei La Fère Champenoise auf Befehl des Kaisers Alexander russische Cavallerie gegen die französischen Carrées des Generals Pathod und erhielt dafür vom Kaiser auf dem Schlachtfelde den Wladimir-Orden. Für die Schlacht bei Leipzig hatte er das Eiserne Kreuz 1. Classe und den Georgen-Orden 4. Classe empfangen.

Am 30. März 1814 wohnte er der Schlacht von Paris bei und begleitete später den König nach England. Am 7. August d. J. wohnte er dem feierlichen Einzug der siegreichen Truppen in Berlin, welche der König durch das Brandenburger Thor führte, bei.

Natzmer wurde nunmehr in einer Commission, welcher die Retablirung der Armee übertragen war, beschäftigt, als die Landung Napoleon's I. bei Cannes (1. März 1815) von Neuem zu den Waffen rief. Seinem Wunsche gemäß trat er zur Armee zurück und erhielt das Commando der Grenadier-Brigade. Mit dieser zog er am 22. Juli in Paris ein, die Kaiser von Rußland und Oesterreich setzten sich dabei an die Spitze der ihnen untergebenen Regimenter „Kaiser Alexander" und „Kaiser Franz", deren Chef sie waren.

Am 3. October ernannte der König den 33 Jahre alten Obersten von Natzmer zum General-Major und ertheilte ihm den Befehl, an Stelle des abwesenden Herzogs Carl von Mecklenburg das Garde- und Grenadier-Corps nach Berlin zurückzuführen.

Neben seinen Dienstgeschäften war Natzmer beschäftigt, den Prinzen Wilhelm und Friedrich Unterricht in den Kriegswissenschaften zu geben; mit welchem großen Erfolge, hat der jüngste seiner Schüler glänzend dargethan.

Im Jahre 1817 ward General Natzmer commandirt, den Prinzen Wilhelm, welcher seine Schwester, Prinzessin Charlotte, zur Vermählung mit dem Großfürsten Nicolaus nach St. Petersburg führen sollte, zu begleiten. Nach den stattgefundenen Vermählungsfeierlichkeiten reiste er in Gefolge des Prinzen nach Moskau und kehrte von dort zu Anfang des Jahres 1818 nach Berlin zurück. Das über diese Reise geführte Tagebuch, welches uns hier mit vielen erläuternden Anmerkungen mitgetheilt wird, ist sehr anziehend geschrieben und belehrend über die Verhältnisse am russischen Hofe.

War im Juli 1816 die Grenadier-Brigade, zu welcher auch das Garde-Schützen-Bataillon gehörte, dem Garde-Corps einverleibt und Natzmer zum Brigade-Chef ernannt worden, so erhielt er 1818 bei Umwandlung der Brigaden in Divisionen das Commando der 2. Division vom Garde- und Grenadier-Corps, zu welcher auch die Garde-Dragoner und Garde-Ulanen gefügt wurden. Im Jahre 1820 erhielt Natzmer die 11. Division in Breslau, wodurch ihm ein erweiterter Wirkungskreis wurde.

So weit reicht der 1. Theil des Buches, welches für die preußische Geschichte von hohem Werthe ist. Der General von Natzmer, welcher auf seinem Gut Matzdorf in Schlesien am 1. November 1861 starb, hat eine Fülle der wichtigsten Papiere hinterlassen, welche sein Neffe gleichen Namens zu einem Gesammtbilde vorzüglich zu verarbeiten verstand, indem er die Lücken durch die vorzüglichsten dahin einschlagenden Geschichtswerke und andere Quellen ausfüllte.

Nicht immer ist es leicht erkennbar, was aus den Natzmer'schen Papieren, was aus anderer Quelle stammt, zumal der General Natzmer sehr bereitwillig Geschichtsforschern, wie dem sächsischen Oberst Aster und dem Professor Droysen, dem unerreichten Biographen York's *), Antwort auf ihre Anfragen ertheilte, so daß sich die gegebenen nnd oft wörtlich benutzten Aufklärungen mit den in Matzdorf vorgefundenen Papieren decken mußten. Es wäre aber für das Werk vortheilhaft gewesen, wenn man aus demselben ohne weitere Vergleiche hätte erkennen können, was darin unmittelbar aus dem Matzdorfer Nachlasse stamme.

Die diplomatische Sendung Natzmer's nach Rußland wird wol den Leser am meisten fesseln, wenn auch die Geschichte jener Tage in vielen Werken und Zeitschriften gründlich besprochen worden ist.

Dennoch stehen wir von einer weiteren Besprechung dieses anziehenden Abschnittes ab und erwähnen zu demselben nur, daß die Ansichten über die Aufnahme der Nachricht von der York'schen Capitulation von Seiten des Königs sich vielfach umgestalten werden, wenn Friedrich Wilhelm's III. Memoire vom 28. December 1812 an den Fürsten Hardenberg — welches dem Verfasser nicht bekannt sein konnte — veröffentlicht sein wird. Der König soll darin die Ansicht ausgesprochen haben, daß Oesterreich rüsten, seine Armee in Böhmen zusammenziehen und von da aus nach Norden vordringen müsse; der König werde unterdeß ebenfalls rüsten und nach erfolgtem Vormarsch der Oesterreicher sich mit Rußland verbinden. Man kann sich nun leicht die Stimmung des Königs vergegenwärtigen, da er seinen Plan durch den eigenmächtigen Schritt York's durchkreuzt sah. Friedrich Wilhelm glaubte anfänglich an eine wirkliche Capitulation seines Generals und war darüber so entrüstet, daß er mit einem Rückblick auf 1806 ausrief: „da kann Einen ja gleich der Schlag rühren, nun fangen die Capitulationen schon wieder an."

Ganz neu nnd sehr anziehend ist in dem Werke das Tagebuch über Natzmer's Reise nach Rußland, indessen dürfte für den Leserkreis Ihres Blattes doch der Abschnitt, der

*) In Nr. 20 des „Militair-Wochenblattes" vom 8. März, worin das Natzmer'sche Werk eine anerkennende Besprechung erfährt, lesen wir, daß es Droysen bei der ersten Bearbeitung der Biographie (1851 bis 1852) nicht gestattet war, das geheime Staatsarchiv zu benutzen, und daß zur Zeit der Bearbeitung der 7. Auflage (1875) weder das Buch von Natzmer, noch das von Max Lehmann über Knesebeck und Schön erschienen war, so daß sich die Knesebeck'sche Sage von den 300 im Jahre 1812 ausgeschiedenen preußischen Officieren — es waren nur 30 — darin wieder vorfindet.

über Torgau 1813 und den General von Thielmann handelt, der interessantere sein, weshalb wir auch bei demselben länger verweilen.

Wenn auch der sächs. Hauptmann Graf von Holtzendorf*) 1830 in einer Biographie des Generals Thielmann diese Angelegenheit allerdings von sächsischem Standpunkte, aber doch mit möglichster Objectivität ausführlich beschrieben hat, so sind ihm doch viele Schriftstücke nicht zugänglich gewesen, die Natzmer zu dem vorliegenden Werke benutzen konnte, wodurch Thielmann in etwas günstigerem Lichte erscheint.

Johann Adolph Thielmann, geb. 1765 zu Dresden, wurde 1810 zum General-Lieutenant ernannt und 1812 in den Freiherrnstand erhoben. Mit reichem Kriegsruhm aus dem Feldzug 1812 nach Sachsen zurückgekehrt, übernahm er in Torgau am 26. Februar neben dem Commando der dort stehenden Truppen gleichzeitig die Commandantur dieser Festung, wohin auch General Le Coq am folgenden Tage die Trümmer der aus Rußland heimkehrenden sächsischen Truppen führte, die Festung jedoch an demselben Tage wieder verließ.

Mit seiner Ernennung war dem General Thielmann der Befehl des Königs geworden, sein Commando, im Fall General Graf Reynier selbst nach Torgau komme oder sonst einen Anderen hierzu bestimmen sollte, diesem zu übergeben und des Weiteren gewärtig zu sein.

Am 18. März jedoch erhielt er durch das von dem nach Plauen gegangenen Könige eingesetzte Cabinet die Weisung: „in der Eigenschaft als Commandant von Niemand als vom Könige Befehle anzunehmen, dagegen bliebe die Erfüllung jeder Gefälligkeit, welche er unseren Alliirten erweisen könne, eine Pflicht, als für Festung und Lande hieraus kein ernster Nachtheil erwüchse, welche letztere jederzeit sein Hauptaugenmerk bleiben müsse".

Gestützt auf diesen Erlaß verweigerte Thielmann, trotz vielfacher Aufforderungen französischer Generale, Geschütz aus Torgau auszuliefern, französische Truppen durch die Festung marschiren zu lassen und seine Besatzung durch Abgabe von Bataillonen zu schwächen.

Der Enthusiasmus Thielmann's für Napoleon war im russischen Feldzuge erkaltet und von dem in Deutschland auflodernden Patriotismus ergriffen, wandte er sich von Napoleon ab und hegte die wärmsten Sympathien für die Verbündeten. Er hoffte, auch sein König werde sich dem Bündniß mit Rußland und Preußen anschließen und wurde darin um so mehr bestärkt, als Friedrich August sich am 20. April von Regensburg nach Prag begab und der Minister von Senfft mit Thielmann die gleichen politischen Ansichten theilte.

In der Besorgniß, daß bei Befolgung einer anderen politischen Richtung der König im Besitz seines Landes gefährdet werden könne, hatte Thielmann Alles gethan, um denselben zum Anschluß an die Verbündeten zu bewegen und, im Vertrauen auf einen günstigen Erfolg, den Verbündeten allerdings Gefälligkeiten erwiesen und Zusagen gemacht, die die Grenzen seiner Machtbefugnisse überschritten, indessen doch im Allgemeinen von dem Könige gebilligt wurden.

Er verweigerte allerdings dem russischen General Fürst Wittgenstein wie auch dem preußischen General von Kleist den Durchzug durch Torgau, doch begünstigte er den Elbübergang der Verbündeten dadurch, daß er ihnen zwei große Fähren, welche angeblich in Prettin (1¼ M. n. Torgau) Fourage nach der Festung führen sollten, in die Hand spielte. Er verweigerte dem General Kleist Belagerungsgeschütz zum Angriff gegen Wittenberg zu überlassen, überließ ihm aber einen Plan der Festung und einen Ingenieurofficier, welcher die Werke genau kannte.

Ueber den größten Theil dieser Vorfälle, sowie über seine Verhandlungen mit den zu ihm kommenden Parlamentairen berichtet er offen seinem König, dem er auch in gemessener Sprache die Mittheilung nicht vorenthielt, daß das sächsische Volk die Auflösung des französischen Bündnisses mit Sehnsucht und Unruhe erwartete.

Am 25. März war er der Aufforderung des Generals Wolkonski gefolgt und zu einer Berathung mit dem Kaiser Alexander und dem Könige Friedrich Wilhelm III. nach Dresden geeilt. Er widerstand hier dem Andringen der Monarchen, die Neutralität Sachsens und daß er bestimmt für Rußland und Preußen gegen Frankreich handeln werde, zu erklären, und erwiderte in zwei an demselben Tage stattfindenden Conferenzen, daß er ohne Willen seines Königs sich in nichts einlassen könne.

Hatte er jedoch in seinem Bericht vom 2. April dem Könige geschrieben: „Tugend und Verbrechen liegen oft so nahe bei einander, daß das von mir angeführte Beispiel des Generals York ihm in seinem Verhältnisse zur Tugend der Vaterlandsliebe ausgelegt wird; während eine ähnliche Handlungsweise meinerseits in meiner jetzigen Lage nicht anders als ein gemeines Verbrechen erscheinen muß", so ist es mit dieser Auffassung nicht vollkommen in Einklang zu bringen, daß nach dem Bericht des Generals von Kleist Thielmann sich zu der Aeußerung hinreißen ließ: „daß, wenn S. M. der König von Sachsen sich noch nicht bestimmt über die zu nehmende Partei erklärt hätte, wenn die große russische Armee an der Elbe eintrifft, er in diesem Augenblicke eigenmächtig diesen Schritt thun wolle."

Aber bevor dieser Fall eintrat, langte der Befehl des Königs vom 19. April in der Nacht zum 23. in Torgau an: „die Festung Torgau mit dem größten Ernst zu behaupten und gegen Jedermann zu erklären, daß die Festung nur auf Befehl des Königs im Einverständniß mit dem Kaiser von Oesterreich geöffnet werden könne."

Thielmann durfte nach diesem Befehl die Thore der Festung den Verbündeten nicht öffnen. Aber noch immer stand er in dem guten Glauben, der König werde sich auf Seite der Alliirten stellen. Die Ereignisse nahmen indessen, wie bekannt, eine andere Wendung.

Die Verhandlungen Oesterreichs waren noch nicht zu dem gewünschten Abschluß gelangt, als der Sieg Napoleon's bei Lützen (2. Mai) Sachsen in die Gewalt der Franzosen zurückführte und dadurch den König bewog, von Prag nach Dresden zurückzukehren und von Neuem sich mit Frankreich eng zu verbinden. Zwar erließ Friedrich August am 7. Mai noch den Befehl, „Torgau auch nicht für Frankreich zu öffnen", aber am 10. Mai erhielt Thielmann eine zweite Ordre vom 8., „die Festung und deren Besatzung den Befehlen des Grafen Reynier, Commandant des 7. Armee-Corps, zu untergeben".

Diesen Befehl vermochte Thielmann nach den stattgehabten Vorgängen nicht auszuführen. Er übergab das Commando dem General von Steindel und verließ mit dem gleichgesinnten Chef seines Stabes, Obersten Aster, dem nachmaligen preußischen General-Inspecteur der Festungen etc., am 10. Abends die Festung, nachdem er dem König geschrieben: „Die Festung Torgau, die ich Eurer Majestät treu erhalten habe, ist übergeben. Eurer Königlichen Majestät lege ich meine 32jährige Dienstzeit hiermit allerunterthänigst zu Füßen." Er begab sich nicht, wie er bei der Abreise gesagt hatte, nach Dresden, sondern nach Wurschen bei Bautzen zum Kaiser Alexander und trat später aus russischen in preußische Dienste, wo er als commandirender General des VIII. Armee-Corps 1824 zu Coblenz starb.

Das Verhalten des Generals von Thielmann in Torgau ist vielfach einer scharfen Kritik unterzogen worden, ohne daß dabei die schwierige Lage, in welcher er sich befand, durchweg gebührend in Anschlag gebracht worden wäre.

Der General sah nur in dem Anschluß Sachsens an Rußland und Preußen den Thron seines Königs gesichert

*) Gegenwärtig General der Infanterie a. D.

und war überzeugt, daß ein solches Bündniß erfolgen müsse. In dieser Voraussetzung ging er weiter, als es die Vorsicht erheischte und glaubte sich, als sein König den entgegengesetzten Weg einschlug, in die Nothwendigkeit versetzt, das Band, welches ihn an König und Vaterland gefesselt, gewaltsam zu zerreißen.

Als Gegensatz zu Thielmann erscheint in der Torgauer Katastrophe der Brigade-General Sahrer von Sahr. Weniger großartig angelegt als jener, erkannte er, unberührt von den politischen Stürmen seiner Zeit, nur seine Pflicht in dem Gehorsam gegen seinen König. Eine einheitliche glückliche Soldatennatur; denn nicht allen Männern glückt es in solchen Tagen, deren das Jahr 1813 mehrere lieferte, in keinen Zwiespalt mit ihren Pflichten zu gerathen.

Wir haben hier diese heikle Angelegenheit völlig objectiv betrachtet, da wir jedoch das Werk „Aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer" zu besprechen haben, so fügen wir den Schlußsatz über die in Rede stehende Episode ohne weitern Commentar an, dem Leser überlassend, sich ein eigenes Urtheil zu fällen.

„Thielmann — so lesen wir — vollendete seine Laufbahn in Sachsen als ein redlicher Mann. Er hat seinem Könige, obwol dieser, so zu sagen, gefangen war, den Gehorsam, dem Vaterlande die Treue, den Verbündeten, so viel an ihm war, Wort gehalten."

Das Militair-Wochenblatt führt bei Besprechung dieser Episode noch folgendes Curiosum an, welches, da es Ihre Zeitung betrifft, hier wiederholt werden mag. Wir lesen in demselben: „Als ein Beweis, wie sich in solchen Zeiten die Dinge oft schnell umgestalten, sei erwähnt, daß die Leipziger Zeitung vom 9. August 1813 den General-Lieutenant Adolph Freiherrn v. Thielmann steckbrieflich verfolgte, wogegen dieser in derselben Zeitung vom 28. October, als „Sr. kaiserlichen Majestät aller Reußen bestallter General-Lieutenant und betraut mit dem Commando und der Organisirung der sächsischen Armee", alle bisher in der sächsischen Armee gestandenen Oberofficiere, Unterofficiere und Gemeine aufforderte, sich wieder zum Dienst bei dem Obersten v. Ryssel in Leipzig zu melden und ihrer weiteren Bestellung gewärtig zu sein."

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von Carl Albert Regnet.

I.

Nachdem in der zweiten Hälfte des Jahres 1850 vielfache Besprechungen unter den vereinigten Künstlern stattgefunden, welche der Enthüllung der kolossalen Bavaria einen so festlichen Charakter verliehen hatten, und dabei zur Ueberzeugung gelangt waren, daß eine Fortdauer dieser Vereinigung die schönsten Früchte tragen müßte, konnte bereits am 15. October desselben Jahres zur Constituirung des „Vereins zur Ausbildung der Gewerke in München" geschritten werden. Doch trat derselbe eigentlich erst mit dem darauf folgenden Jahre in praktische Wirksamkeit. Den letzten entscheidenden Anstoß hierzu gab die große internationale Ausstellung in London, welche nicht blos den Engländern, sondern auch den Deutschen klar machte, wie weit ihnen die Franzosen in der Kunstindustrie vorausgeeilt waren.

Diese Erkenntniß war in München eine um so lebendigere, als gerade hier höhere künstlerische Vorbildung ein richtiges Erfassen der bestehenden Mängel erleichterte.

Kunstgelehrte, ausübende Künstler und Kunstgewerbetreibende forschten nach den Gründen der in London erlittenen Niederlage, und es fehlte nicht an Solchen, die, alten Traditionen blindlings folgend, nicht müde wurden, darauf hinzuweisen, wie es die individuellen Anlagen und Eigenschaften des Franzosen seien, die ihn für die Schönheit der Erscheinung empfänglicher machten als uns und die übrigen Mitglieder der großen germanischen Völkerfamilie. War das richtig, dann freilich bestand von vorneherein nicht die mindeste Aussicht, aus dem Wettstreit mit unsern Nachbarn als Sieger hervorzugehen.

Aber zum Glücke dachten nicht Alle so. Bereits hatten erprobte Forscher nachgewiesen, daß Tausende von Werken der Kunstindustrie, welche bisher, weil sie sich innerhalb der Grenzen Frankreichs befanden, ohne weitere Kritik als französischen Ursprungs bezeichnet worden, Werke deutscher Meister waren. Unter diesen ächt patriotischen Männern nimmt v. Hefner-Alteneck, der heute an der Spitze des bayerischen National-Museums steht, einen der ersten Plätze ein. Ist doch er es, der zur unbestreitbaren Gewißheit erhob, daß die berühmtesten Prachtrüstungen der französischen Könige der Renaissance-Periode in München entworfen und ausgeführt wurden.

Deutsches Kunstgewerbe war in alter Zeit allüberall hoch geachtet. Es hatte sich zu seiner Höhe aufgeschwungen, als Kunst und Handwerk noch ein gemeinsames Band umschlang, als Steinmetze stolze Dome bauten, Schreiner kunstreiche Statuen schnitzten und Goldschmiede in handwerksfreien Stunden mit sicherer Hand den Pinsel führten.

In Deutschland war jenes Band längst zerrissen, in Frankreich nur gelockert worden, aber nicht so sehr, daß das Handwerk nicht mit der Fortbildung künstlerischer Formen innig und vielfach sogar selbstthätig vertraut blieb. Und solche Zustände für unser Vaterland zurückzuführen, das strebten jene Männer, welche damals in München zusammentraten, an und der genannte Verein sollte ihnen dies große Ziel erreichen helfen.

In richtiger Erkenntniß der gegebenen Umstände legten sie das Hauptgewicht ihrer Bestrebungen auf die Architektur. Nicht Malerei, nicht Plastik hielten sie für die tonangebenden Elemente, wenn es sich um die Bildung des allgemeinen Schönheitssinnes handle, die Architektur sollte, sobald sie nur einmal ihres Zieles sich klar bewußt worden, zunächst die Baugewerke und mit diesen allmälig die übrigen Handwerke nach sich ziehen. Die Ausbildung der Gewerke sollte eine nationale und zeitgemäße sein und deshalb wollte man auf die aus dem deutschen Geist und seiner Auffassung des Christenthums und des classischen Alterthums hervorgegangene Kunst zurückgreifen, ohne aber ausschließlich bei den deutsch-mittelalterlichen Formen stehen zu bleiben. Und dabei sollte der Verein all den tausendfachen Bedürfnissen des weltlichen und kirchlichen Lebens genügen.

Der Verein erfreute sich des besonderen Schutzes des Königs Maximilian II. und seiner Regierung und wuchs und blühte. Er verbreitete stylgerechte Zeichnungen zu Gewerbsgegenständen aller Art, ließ solche durch alle Stufen der Ausstattung hindurch ausführen und brachte sie unter seinen Mitgliedern zur Verloosung. Am wirksamsten aber entfaltete er seine Gedanken in seiner eigenen Schule für das Zeichnen, Modelliren und Ciseliren. Auch eine Monatsschrift mit Kunstbeilagen gab er heraus, die wohlverdiente Anerkennung fand.

In den 25 Jahren seines Bestehens hat sich in den inneren und äußeren Verhältnissen des Vereins, der sich nun „Kunst-Gewerbe-Verein" nennt, freilich Manches verändert. Dem Zuge der Zeit folgend, haben sich die demselben angehörigen Künstler und Kunstgewerbtreibenden mehr und mehr

von dem gothischen Style ab und dem der Renaissance zugewendet und die Vereinsschule ist von demselben abgelöst und als „Kunstgewerbeschule" zu einer Staatsanstalt erhoben worden 2c. Im Großen und Ganzen aber blieb er seinen Grundsätzen bis zur Stunde treu.

Das Beispiel der Münchener hat in den weiten Gauen unseres großen Vaterlandes Nachahmer gefunden und zahlreiche Vereine derselben Art, wie der in München bestehende, wirken in gleicher oder ähnlicher Weise.

Seitdem ist eine Reihe inhalt- und folgenschwerer Ereignisse über Deutschland hinweggegangen; die lange getrennten Stämme sind wieder zu einem Achtung gebietenden Ganzen verbunden und dennoch liegen schwere Sorgen auf dem Volke. Der eiserne Muth und das berechtigte Selbstvertrauen, die es zum Siege geführt, sie haben der bedenklichsten Muth- und Vertrauenslosigkeit Platz gemacht; seine wirthschaftlichen Zustände machen das nur zu erklärlich. Es sieht sich mitten im Frieden von dem Nachbar geschlagen, den es vor wenigen Jahren in blutigen Schlachten niedergeworfen und dessen guter Geschmack nach wie vor die Welt beherrscht und ihm die ungeheueren Summen, die es in wildem Kampfe verloren, nach wenig Jahren schon zurückgebracht hat.

„Wir können warten." Das mag in der Politik unter Umständen ein wohlberechtigtes, ein weises Wort sein. In der Volkswirthschaft ist es ein Verbrechen. Ein Volk darf in Zeiten der Geschäfts- und Vertrauenslosigkeit nie müßig die Hände in den Schooß legen und warten bis die Zeiten besser werden. Denn die Zeiten werden nie von selbst besser.

Wir müssen arbeiten, mit Anspannung all unserer Kräfte arbeiten und dürfen nicht verzagen, wenn wir nach ein paar Jahren unserem Ziel noch ferne stehen.

Die deutsche Kunstindustrie ist nicht blos in London, sie ist auch in Paris und Wien geschlagen worden. Und das nur darum, weil es in Deutschland noch immer nicht gelungen ist, jene alte Verbindung von Kunst und Handwerk wieder herzustellen. Das Deutsche Reich hatte sich an der Wiener Weltausstellung in wahrhaft großartiger Weise betheiligt. Es wollte sich, wie kurz vorher auf dem Schlachtfelde, so auch auf diesem friedlichen Kampfplatze die Siegeskrone holen und holte sich — wenigstens in der Kunst und im Kunstgewerbe — eine Niederlage.

An gutem Willen freilich fehlte es und fehlt es nirgends. Dort und da verkennt das kundige Auge auch ein leider etwas schwerfälliges Ringen nach künstlerisch schöner Form nicht. Aber im Großen und Ganzen fehlt es an Grazie und an der Macht der Autorität. Allerorten vermißt man die leitenden Gesichtspunkte; am wenigsten noch in den Arbeiten der Münchener und Nürnberger. In ihnen macht sich der Einfluß des bayerischen National- und des Germanischen Museums geltend.

Es wäre unbillig zu verschweigen, daß wir Deutsche auch auf diesem hochwichtigen Gebiete einen Schritt vorwärts gethan. Wir haben — wenn auch nicht Alle, so doch Viele von uns — begriffen, worin wir bisher gesündigt und wir streben nach dem Besseren. Aber man fühlt die Unsicherheit, auf welchen Pfaden einerseits Selbständigkeit, andererseits Reinigung des Geschmackes zu erreichen sei — und wird verstimmt.

Und dieser Unsicherheit verdanken wir auch den gemischten Eindruck von Gutem und Schlechtem, den die Werke der deutschen Kunst-Industrie auf uns machen. Neben ganz vortrefflichen Leistungen laufen ganz gewöhnliche und was noch schlimmer ist, ganz verkehrte Dinge her. Das kommt von dem Mangel an Autorität, von dem wir eben gesprochen.

Und da es nun gilt, zum Gutmachen des Versäumten anzuregen und aufzumuntern, auf daß die deutsche Kunstindustrie neue Ehre sich erringe und den großen Weltmarkt, auf dem sie einst so hochgeachtet und gesucht war, wieder gewinne, da durfte wol der Münchener Verein als der älteste von allen seinesgleichen in Deutschland sich berechtigt halten, sich an die Spitze eines Unternehmens zu stellen, wie Deutschland noch keines gesehen.

Der Verein, der heuer sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiert, dehnt seine Wirksamkeit weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes aus; das Gebiet seiner Thätigkeit ist aber auch nicht das von der Politik abgegrenzte Deutsche Reich, es ist das ganze große Land, in dem die deutsche Zunge klingt.

Waren sich die Männer, welche das Bedürfniß einer in größerem Maßstabe zu gestaltenden Jubiläumsfeier fühlten, einmal darüber klar, daß der Brennpunkt derselben eine Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse zu bilden habe, so war damit auch schon ein sicherer Boden gewonnen, auf dem man seinen Bau führen konnte. Es verstand sich gewissermaßen von selbst, daß nur die Werke deutscher Meister zuzulassen wären.

Schwieriger war die Frage zu lösen, welchen Umfang man der Ausstellung geben wolle.

Da machten sich die verschiedensten Gesichtspunkte geltend und für jeden derselben sprachen mehr oder minder triftige oder doch plausible Gründe. Und diese Gesichtspunkte bezogen sich auf Zeit und Raum.

Man konnte eine Ausstellung von kunstgewerblichen Erzeugnissen der Gegenwart veranstalten und damit zur Anschauung bringen, was das Kunstgewerbe in unseren Tagen zu leisten vermag. Eine solche Ausstellung konnte ohne Zweifel manches Belehrende bieten. Aber sie mußte gleichwol insofern ungenügend erscheinen, als sie keinen Aufschluß darüber gewährte, wie sich das deutsche Kunstgewerbe zu seiner dermaligen Gestaltung entwickelte.

Das konnte nur eine historische Ausstellung erkennen lassen. Alles Wissen und Können tritt in seiner vollen inneren Bedeutung nur dann klar zu Tage, wenn es möglich ist, den Verlauf seines Keimens und Wachsens zu überschauen. Die sogenannte historische Methode, welche in unseren Tagen mit Recht alle Wissenschaft beherrscht, hat in der Kunst und dem ihr verwandten Handwerke nicht blos die gleiche Berechtigung, sie ist hier wie dort von derselben innerlichen Nothwendigkeit geboten. Darum empfahl es sich auf das Dringendste, neben den kunstgewerblichen Erzeugnissen der Gegenwart auch solche älterer Meister zur Ausstellung zu bringen. Nur so war es möglich, den Entwickelungsgang des heutigen Kunstgewerbes Schritt für Schritt zu überschauen und zu erkennen, wie es, von bescheidensten Anfängen ausgehend, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte zu lebensvollster Blüthe sich entfaltete, um dann, zunächst unter den Stürmen eines dreißigjährigen Bruderkrieges, zu welken und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu verdorren.

Eine andere hochwichtige Frage war die, wie der Begriff „Deutsche" Kunstgewerbe-Ausstellung zu fassen war.

Hier mußte zunächst die Erwägung maßgebend sein, daß es sich um kein politisches Unternehmen handelte. Es galt zur Anschauung zu bringen, was deutscher Geist in dieser Richtung geschaffen. Die Culturgeschichte geht von anderen Gesichtspunkten aus, als die politische, die Geschichte der Staaten. Das war hier in erster Reihe festzuhalten und in seinen nothwendigen Consequenzen zu verfolgen. Zu dieser Auffassung der Verhältnisse mußten die Unternehmer sich auch gedrängt fühlen, sobald sie einmal beschlossen hatten, der zu veranstaltenden Ausstellung den Charakter einer historischen zu geben. Von diesem Augenblicke an war es unmöglich, das Gebiet der Ausstellung auf die Grenzen des heutigen Deutschen Reichs zu beschränken, war es unmöglich, Deutschösterreich und die deutsche Schweiz von der Theilnahme an dem friedlichen Wettkampfe auszuschließen. Ohne sie wäre das Bild ein mangelhaftes gewesen.

Aber auch das genügte noch nicht.

Wir haben gesehen, wie das Kunstgewerbe seine Entstehung und Fortbildung der innigen Verbindung von Kunst und Handwerk verdankt. Wir hätten dabei auch noch ausführen können, wie jene eigentlich aus diesem hervorging, um später kraft des ihr innewohnenden höheren geistigen Elementes hinwiederum die ursprünglich blos manuelle Fertigkeit zu durchgeistigen und so auf eine Stufe höherer Entfaltung zu heben.

Das Kunstgewerbe einer bestimmten Culturperiode ist nur demjenigen ganz verständlich, der mit der Kunst eben derselben Periode vertraut ist. Aus diesem Grunde war es eine durchaus nothwendige Forderung, mit der Kunstgewerbe-Ausstellung eine Ausstellung eigentlicher Kunstwerke zu verbinden. Aber so nothwendig das erschien, so wenig waren die Schwierigkeiten zu übersehen, mit denen die Ausführung dieses Gedankens zu kämpfen haben würde.

Noch nie hatten sich die Künstler dazu entschlossen, gemeinschaftlich mit den Industriellen auszustellen, nur in der italienischen Abtheilung der Wiener Weltausstellung war etwas der Art versucht worden. Dort war die Plastik inmitten von Gewerbserzeugnissen stark und nichts weniger als zu ihrem Nachtheil vertreten gewesen; die Verbindung Beider hatte überaus günstig gewirkt, während anderwärts nicht selten wahre Perlen von Kunstgewerbe-Erzeugnissen zwischen Flaschenbergen und Seifenfestungen verborgen lagen.

Keine der Weltausstellungen hatte der Kunstindustrie einen eigenen gesonderten Raum zugewiesen und so kam es, daß ihre schönsten Leistungen von der Massenproduction erdrückt wurden. Da lag denn der Gedanke nahe, in der Münchener Ausstellung, welche zuvörderst das Kunstgewerbe ins Auge faßte, mit diesem die eigentliche Kunst in engste Verbindung zu bringen. Werke der Kunst und der Kunstindustrie müssen bei glücklicher Nebeneinander-Stellung einander nothwendig heben, während sie hinwiederum selber an Reiz gewinnen.

Dieser Gedanke fand bei den Münchener Künstlern, denen er zunächst mitgetheilt ward, die wohlverdiente freundliche, weil verständnißvolle Aufnahme und so werden Gemälde und Statuen vereint mit Erzeugnissen des Kunstgewerbes Salons und Cabinete schmücken, zu deren Herstellung der Glaspalast genügenden Raum bietet.

Und daß von Künsten, welche des Menschen Herz erfreuen, keine fehle, wird auch die Gartenkunst mit dem lieblichen Schmucke der Blumen nicht fehlen und von dem großen Rahmen der Ausstellung mit eingeschlossen sein.

Und so werden wir im Münchener Glaspalaste die erste deutsche Kunstindustrie sehen, verbunden mit einer Ausstellung deutscher Kunstwerke, und diese wie jene wird umfassen, was Meister von den ältesten Zeiten bis auf die Tage der Gegenwart erdacht und mit kunstreicher Hand ausgeführt.

Aber die Ausstellung soll uns nicht blos den Entwickelungsgang deutscher Kunst und Kunstindustrie bis heute erkennen lassen, sie soll uns auch einen Blick in deren Zukunft möglich machen, indem sie uns zeigt, wie die Jugend für das Kunstgewerbe vorgebildet wird, denn unsere Jugend ist unsere Zukunft. Sonst holte sich der junge Handwerker seine Kenntnisse und Fertigkeiten in der Werkstätte des Meisters. Unsere Zeit bietet ihm daneben noch Kunst- und Fachschulen, in denen er sich jenen Grad künstlerischer Bildung zu erwerben vermag, dessen er für sein Handwerk bedarf. Allerorten in Deutschland blühen Kunstgewerbe- und Fachschulen, dasselbe gilt von Oesterreich. Aber noch hat man sich über die Principien des Unterrichts nicht vereinigen können. Eine solche Vereinigung aber soll eine Ausstellung aller deutschen Kunstschulen unter Darlegung ihrer Systeme und Lehrpläne anbahnen helfen.

Das hohe Verdienst, diesen großen Gedanken einer so vielfach gegliederten Ausstellung gedacht und durch unermüdliche Thätigkeit ins Leben gerufen zu haben, gebührt dem berühmten Erzgießer, Meister Ferdinand von Miller in München.

Neues Theater.

Shakespeare's „König Lear", dessen tragische Gestalt uns am 6. Juni auf dem neuen Theater durch Herrn Klein versuchsweise vorgeführt wurde, kann in der That von sich selber sagen: „Ich bin ein Mann, an dem mehr gesündigt worden ist, als er gesündigt hat."

Die bedeutungsvolle Eingangsscene, aus welcher alles Unheil entspringt, erklärte selbst ein Goethe für geradezu absurd, und Hunderte von Recensenten sind zu Nachbetern und Nachtretern dieser Ansicht geworden. Wenn Jemand, so meint Rümelin, einen Apfel oder ein Stück Kuchen unter einige Kinder so vertheile, daß er das größte Stück demjenigen Kinde verspreche, das am artigsten darum bitte, so könnten wir es uns noch gefallen lassen, wiewol einem verständigen Vater auch das kaum in den Sinn kommen werde. Wenn aber ein ruhmvoller, lebensmüder Fürst unter erwachsene Kinder nach diesem Maßstab ein Königreich austheile, wenn er dabei derjenigen Tochter, die ihm doch vorher die liebste unter allen gewesen, nur darum, weil sie den vorausgegangenen Hyperbeln der Schwestern gegenüber ihr Gefühl in einfache und etwas dürftige Worte kleide, ihr Erbtheil ganz entziehe, wenn er ferner, statt bestimmte Schlösser und Einkünfte zurückzubehalten, für sich und hundert Ritter ein nach Monaten alternirendes Gastrecht an dem jedesmaligen Aufenthalt der Töchter ausbedinge, so sei dies die Einleitung für ein Kindermärchen, aber nicht für eine erschütternde Tragödie.

In einer ähnlichen praktisch verständigen Weise beurtheilt auch Kreyßig die ganze Scene. Der unglückliche Herrscher zeige sich bei seinem ersten Auftreten als ein unzurechnungsfähiger Mann, welcher nicht zu einem tragischen Helden tauge. Rudolf Genée meint dagegen, wir hätten die Hauptschuld für das völlig absurde Benehmen des Königs seinem unseligen Jähzorn und seiner eigenwilligen Herrscherlaune zuzuschreiben. Das ist aber gewiß eine sehr schwache Vertheidigung, und mit der Berufung auf das unglückliche Temperament eines Helden wären am Ende die widersinnigsten Handlungen leicht zu entschuldigen.

Vom Gesichtspunkt des praktischen Verstandes aus sind die Einwürfe der beiden Kritiker Rümelin und Kreißig nicht zu widerlegen. Ist aber dieser Gesichtspunkt der richtige? Sind etwa die großen Schöpfungen der Dichtkunst mit dem nüchternen Verstande geschaffen? Die gestaltenbildende Phantasie, welche ihrerseits aus unmittelbaren Empfindungen hervorgegangen, hat es ja ganz und gar nicht mit der prosaischen, sondern nur mit der idealen Vernunft zu thun, durch die wir folglich allein zu einer reinen Kunstanschauung geführt werden. Ohne ideale Vernunft ist die Beurtheilung einer vernünftigen Idealität unmöglich — das leuchtet billig ein und wird doch von so vielen Kritikern vergessen. Welchen andern Regulator kann es aber für den Verstand einer idealen Vernunft geben, als die naive Empfindung, welche ja die poetischen Vorstellungen der Phantasie erregte? Um daher Poesie als Poesie zu beurtheilen, muß der Kritiker nicht nur naiv empfinden können, sondern auch verhüten, daß die reale Vernunft wie eine Schulmeisterin in die Empfindung hineinspricht. Dies zu verhüten, ist für den Kritiker um so schwerer, als er Wahres und Falsches in seiner wirklichen Gestalt zeigen will und eben dadurch leicht zu einer rein verständigen Anschauung getrieben wird. Noch kürzlich hat Paul Lindau in der „Gegenwart" den Ludwig'schen Erbförster,

welcher in seinem naiven Naturleben nicht begreifen kann, daß dasjenige, was nach seinem Herzen recht ist, nicht auch recht wäre vor den Gerichten, einer langen Kritik unterzogen, die nur beweist, wie auch die einem Dichtwerk innewohnende Seele nicht zu fassen ist, wenn man sie durch die prosaische Zerlegung der einzelnen Theile finden will. Freilich kann uns diese Zergliederung bei einem mehr realistischen Geiste wie Lindau um so weniger Wunder nehmen, als sich selbst die ersten Meister der Kunst mitunter fremden Kunstschöpfungen gegenüber von der realen Vernunft dazu verleiten ließen, Poesie als Prosa zu beurtheilen; hieraus erkennen wir am Deutlichsten, wie schwer es für den Kritiker ist, den Einflüsterungen des praktischen Verstandes kein Gehör zu schenken. So hat selbst der naive Goethe sich auch einmal bei dem König Lear von der klugen Mutter Vernunft verführen lassen, die Eingangsscene absurd zu nennen. Die an König Lear begangenen Sünden hat jedoch der philosophische Dichter und Kritiker Hieronymus Lorm im zweiten Bande seiner „Geflügelten Stunden" (ein nicht genug zu empfehlendes, in drei Bänden bei Joh. Friedr. Hartknoch erschienenes Werk) offen darzulegen verstanden, indem er diesem „kindischen, verrückten" König gegenüber die ideale Vernunft wieder in ihre Rechte einsetzte. Sehr schön sagt der Autor:

„Wer wäre so roh, sich das Gefühl nicht als ein echtes denken zu können, welches die Handlungsweise des alten Königs bestimmt? Er hat sein Leben lang in Machtfülle geschwelgt, er ist dieser Macht wegen verehrt und geliebt worden. Nun hat er unüberwindliche Lust, diese Liebe und Verehrung von ihren blos äußerlichen Motiven, von ihren irdischen Ketten und Banden frei zu machen, Geld, Gut und Herrschaft, alle Besitzthümer hinzugeben und sich ausschließlich von den auf diese Weise aller niederen Beimischung enthobenen Gefühlen seiner Kinder tragen zu lassen. Wer hätte nicht eine ähnliche Regung auch einmal empfunden, nicht süß geträumt, den irdischen Kram wegwerfen zu können, und um seines bloßen Daseins willen liebend gehegt und gepflegt zu werden? Und für wen mehr als für einen König, dem Schmeichelei und Devotion längst schon seine Existenz als eine an sich beglückende darstellten, könnte der märchenhafte Gedanke in das Gebiet möglicher Ausführung rücken? Es ist etwas so Herrliches, sich auf keine der irdischen Stützen, welche der Besitz giebt, mehr verlassen zu müssen, sondern sich mit allumschließendem Optimismus vertrauend wie ein Kind in die Arme der liebenden Welt zu legen. — Von ganz psychologischer Richtigkeit ist es, daß die Ueberschwänglichkeit dieser Hingebung, dieses Vertrauens in Lear auch die Ueberschwänglichkeit des Gegenklangs in der Antwort der Töchter erwartet, und die nüchterne und gemäßigte Rede der einfachen Wahrheit, wie Cordelia sie vernehmen läßt, als den ersten widerlichen Frost empfindet, der über die heiße Empfindung läuft. — Wie nun die objective Welt dieser individuell so berechtigten und so herrlichen Voraussetzung begegnet und begegnen muß — das bestätigen zumeist Jene, welche sie als märchenhaft verwerfen und den König schon um der Schenkungen selbst willen für verrückt halten, bevor er es noch durch die Folgen derselben geworden ist. Sie treten als die Zeugen für die Wahrheit der Shakespeare'schen Tragödie auf, gerade, indem sie dieselbe bestreiten. Sie sind gerade jene widerlichen Bestandtheile der objectiven Welt, an welcher die herrlichste subjective Selbsterhebung tragisch zerschellt." — —

Es ist unnöthig, dieser Lorm'schen Vertheidigungsrede der vernünftigen Idealität noch ein Wort weiter hinzuzufügen; wer gleichwol den naiv idealen König für die Figur eines bloßen Kindermärchens und noch dazu eines absurden halten will, dem gönnen wir das Benagen des Schönen, nur haben wir selbst keine Lust, der Wurm zu sein, welcher eine wunderbare Pflanze entblättern möchte.

Bei dem idealen Verständniß für die Handlungsweise des Königs begreifen wir jetzt um so tiefer die Wahrheit seiner früher angeführten Worte, er sei ein Mann, an dem mehr gesündigt worden, als er gesündigt habe. Zu spät erkennt der König, wie auch er gefehlt, und der tragische Held darf ja auch nicht unschuldig erscheinen. Phantasieberauscht und die Erde aus den Augen verlierend, hatte Lear gewissermaßen eine Himmelfahrt der Seele unternommen, was er im furchtbaren Gegensatz zu dem Ueberschwang seiner Gefühle mit einer Höllenfahrt der Seele büßen mußte; doch mit dem poetischen Wahn einer unverlierbaren Allmacht schwindet nicht seine Größe, und die Hoheit, welche Lear noch in seinen ungeheuren Leiden bewahrt, erhebt ihn eben auf die höchste Stufe des Tragischen.

Die Rolle des Lear zählt natürlich zu den schwierigsten Aufgaben der darstellenden Kunst, und nichts wäre unbilliger, als von einem Schauspieler wie Klein, welcher noch in seiner Entwickelung begriffen, eine annähernd genügende Lösung dieser eminenten Aufgabe zu verlangen. Herr Klein ist entschieden ein sehr talentvoller Künstler, namentlich bekundete er häufiger in der Zeichnung realistischer Figuren, wie z. B. in der Darstellung des freigeisterischen Talbot eine glückliche Energie des Ausdrucks. Das Ideale liegt aber seiner Natur ferner, und ein König Lear, welcher als mächtiger Phantasiemensch gar kein Geschick zu praktischem Thun besitzt, ist daher auch seiner Individualität im Allgemeinen nicht angemessen. Die Eingangsscene machte in der Wiedergabe des Herrn Klein wirklich den Eindruck des Absurden, den sie nach Rümelin überhaupt hervorruft. Der Künstler spielte die Scene in seiner Art ebenso verkehrt, wie früher Herr Kahle, welcher von einem falschen Idealismus ausgehend den König wie einen edlen, aber bereits geistes- und körperschwach gewordenen Herrscher darstellte, während Herr Klein einen hier gar nicht angebrachten Realismus durch den polternden Ton eines nicht mehr poetischen Königs an den Tag legte. Hier muß uns der König, ohne irgendwie geistes- und körperschwach zu erscheinen, in seiner ganzen phantasiereichen Idealität entgegentreten. Er darf daher bei Leibe nicht poltern oder gar mit den Füßen stampfen, womit der Hoheitszauber seiner Gestalt sofort verschwindet und verschwinden muß. In der spätern Scene gelang dem Darsteller Einzelnes, wie die staunende Entrüstung des Königs über das dreiste Benehmen des Haushofmeisters, auch zeigten sich in der Begegnung mit Goneril glückliche Momente. Die grandiose Sturmscene und vollends die Scene, wo der König mit dem Kranz auf dem Haupte erscheint, waren dagegen ohne alle Mitteltinten. Es lagen lauter Contraste neben einander. Hier ein kräftiges Hervorstoßen einzelner Sätze, dort ein leises Sprechen, dann wieder ein bloßes Declamiren oder gar eine ganz unpassende aufgebauschte Redeweise (wie bei den Worten: „Jeder Zoll ein König!"), das Alles konnte natürlich in seiner Vermengung blos einen gewissen äußerlichen Effect hervorbringen. Die unsagbar wehmüthige Scene mit Cordelia bietet ihrer Natur nach keine Gelegenheit zu grellen Contrasten und diese Scene hatte immerhin Ton und Farbe, wenn auch die plötzlichen Lichtblicke des geistgestörten Lear und die schmerzensfrohe Vergewisserung, daß er lebe und nicht blos träume, einen mehr rührenden Ausdruck erhalten mußten. Das Seelenvolle fehlte. Doch haben wir in Anbetracht der Leistungsfähigkeit des Herrn Klein sein ernstes Streben unbedingt anzuerkennen.

Eine wirklich lobenswerth durchgeführte Rolle bot uns Herr Mittell in der Figur des Narren, einer Gestalt, die unter allen Narren der Bühnenwelt den Preis davontragen dürfte. Den genialen Bösewicht Edmund spielte Herr Trotz; der Liebhaber hatte wenigstens den Vortheil, sich in einer Maske zeigen zu können, die neu war. Den gradsinnigen Kent, diesen urwüchsigen Vertreter faustrechtlicher Studien, gab Herr Hänseler mit einer gewissen Frische, aber nicht voll-

saftig genug. Die herrische furienhafte Goneril war in Gestalt von Frl. Jerrmann zu hexenhaft und die bösartige, minder selbständige Regan hatte wieder durch Frau Eisenmann ein zu bürgerliches Aussehen erhalten. Die unbefangene, einfach wahre Cordelia wurde von Frl. Ellmenreich in einem edlen Stil gegeben, nur wollte uns dieser Stil theilweise für das Naive einer Cordelia zu hoch erscheinen.

Dr. Wilhelm Buchholz.

— Johann George Chevalier de Saxe, Kursächsischer General-Feld-Marschall. Eine biographische Skizze von Friedrich August Freiherrn ô Byrn, Kgl. Sächs. Kammerherrn. Als Manuscript gedruckt. Dresden, Druck von B. G. Teubner. — Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, ein Lebensbild jenes aus der Verbindung mit der Fürstin Lubomirska entsprossenen Sohnes August des Starken zu geben, welcher, unter dem Namen Chevalier de Saxe bekannt, mit den Traditionen der sächsischen Armee, welcher er bis auf einen kurzen Theil seiner Jugendzeit ununterbrochen als actives Mitglied angehörte, während sein berühmterer Bruder, Graf Moritz von Sachsen, seine Dienste Frankreich gewidmet hatte, innig und nicht unrühmlich verwachsen ist. Dieser Umstand mag zur sachlichen Rechtfertigung für das ihm von Herrn Freiherrn ô Byrn gewidmete biographische Denkmal dienen. Der Verfasser ist dabei mit zwar sichtlicher, vielleicht etwas zu weit gehender Vorliebe für seinen Helden, zugleich aber auch mit sorgfältiger Gewissenhaftigkeit und Verständniß in Ausnutzung des ihm zur Verfügung gestandenen Quellenmaterials zu Werke gegangen, und in letzterer Beziehung ist ihm das Verdienst nicht abzusprechen, Manches zu Aufhellung einzelner noch nicht gehörig klar gestellter Punkte beigetragen zu haben. Hierher gehört unter Anderen die traurige Katastrophe, welche bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges über die unter den Kanonen des Königsteins concentrirte sächsische Armee hereinbrach. Der Chevalier de Saxe, den der König vor der Abreise in das Lager zum eventuellen Nachfolger des Generalfeldmarschall Grafen Rutowski im Obercommando der Armee ernannt hatte, ist für diese Katastrophe, die er durch seine Unthätigkeit mitverschuldet haben soll, von den Geschichtschreibern nicht unwesentlich verantwortlich gemacht worden. Von dieser Anklage sucht ihn sein Biograph, und wie uns scheint, im Ganzen mit Erfolg rein zu waschen, indem Frhr. ô Byrn die Hauptschuld der leichtfertigen, kopf- und gewissenlosen Regierungsweise Brühl's zuschiebt. Zum Beweise, daß der Chevalier de Saxe selbst reines Gewissen hatte, giebt er S. 133 f. eine Darstellung der energischen Schritte, welche erfolgten, als in Petersburger, Hamburger und Altonaer Blättern ein Artikel erschien, der die sächsische Generalität in ihrem Verhalten während des Feldzuges von 1756, gestützt auf ein beigedrucktes officielles Actenstück des sächsischen Ministeriums, der Furcht und Nachlässigkeit beschuldigte. Nicht ohne Grund hatte man den Grafen Brühl im Verdacht, diesen heimtückischen Streich inspirirt zu haben. Die so schwer in ihrer Ehre Gekränkten brachten es in der That dahin, daß in der „Leipziger Zeitung" vom 22. Februar 1757 eine officiöse Erklärung veröffentlicht wurde, die Publication des betreffenden officiellen Actenstücks sei wider Wissen und Willen des Königs von Polen erfolgt. Im siebenjährigen Kriege begegnen wir dem Chevalier nicht weiter in Activität; dagegen ward ihm alsbald nach dem Friedensschlusse die hochbedeutsame Aufgabe, als Armee-Obercommandant der sächsischen Armee deren Reorganisation in die Hand zu nehmen. Man hatte für diesen Zweck ursprünglich die Berufung des österreichischen Generals Frhrn. v. Loudon in den sächsischen Militairdienst ins Auge gefaßt und der Chevalier de Saxe war es, der mit rühmlicher Selbstverleugnung die Vermittelung für diesen Zweck übernahm. Ueber diese bisher wenig bekannte, auch in der trefflichen Janko'schen Biographie Loudon's mit keiner Silbe erwähnte Angelegenheit giebt das ô Byrn'sche Buch dankenswerthe Aufschlüsse, aus denen zugleich hervorgeht, daß gleichzeitig Versuche, Loudon für den preußischen Dienst zu gewinnen, im Werke waren. Sächsischerseits gelangte man so weit, daß Loudon seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in den sächsischen Militairdienst förmlich erklärte und seine Bedingungen formulirte. Dieselben bestanden in sieben Artikeln und drei Separatartikeln und lauteten: 1) lebenslängliche Bestallung von 15,000 fl., 2) Patent als wirklicher General nach dem Tage seines österreichischen Patents als Generalfeldzeugmeister, 3) Eintritt in den Genuß der Besoldung vom Tage des geschehenen Antrags an, 4) für den Fall der Rückgabe des Maria-Theresien-Ordens (dies läßt zugleich auf die tiefe Verstimmung schließen, von welcher, und wol mit Recht, damals General Loudon über den Undank der österreichischen Regierung gegen ihren besten General aus dem siebenjährigen Kriege erfüllt war) den weißen Adlerorden, 5) Verleihung des zunächst vacant werdenden Infanterieregiments, 6) Pension für seine Frau für den Fall seines Todes, 7) Garantie eines Aequivalents für dieselbe als Wittwe eines Maria-Theresien-Ordens-Ritters; 1. Separatartikel: Anstellung des Oberstlieutenants und Flügeladjutanten Baron Sommer als Oberstlieutenant und des Hauptmanns Schuster, 2. Separatartikel: Zusicherung des königlichen Schutzes für den Fall einer Verfolgung, 3. Separatartikel: Geheimhaltung der Verhandlungen. An diesem letzten Punkte scheiterte die ganze Sache. Die Heimlichkeit des Verfahrens hinter dem Rücken der österreichischen Regierung erregte in Dresden Bedenken, man verlangte von Loudon, er solle in Oesterreich um seinen Abschied einkommen, dieser aber bestand darauf, der König sollte ihn sich von der Kaiserin erbitten. Die Verhandlungen dehnten sich bis in den Herbst 1763 aus, wurden aber schließlich im November abgebrochen. So verblieb denn dem Chevalier de Saxe allein die Aufgabe der Reorganisation der sächsischen Armee, der er sich in den wenigen Monaten der Regierung des Kurfürsten Friedrich Christian mit Eifer, Sorgfalt und Umsicht unterzog. Mit dem Eintritt der Kuradministration unter dem ihm nicht gewogenen Prinz Xaver gelangte indessen die militairische Laufbahn des Chevalier in der Hauptsache zum Abschluß; am 30. Januar 1770 legte er seine sämmtlichen Chargen und Geschäfte nieder und behielt nur den Titel eines Generalfeldmarschalls bei, ein Entschluß, worauf gewisse, im Widerspruch mit der Politik des jungen Kurfürsten (spätern Königs Friedrich August des Gerechten) stehende Demarchen des Chevalier, Sachsen seine Stellung in Polen wieder zu gewinnen, nicht ohne Einfluß geblieben sein dürften. Am 25. Februar 1774 starb der Chevalier nach langwieriger Krankheit (vergl. die officielle Todesnachricht in der Leipziger Zeitung vom 1. März 1774). Auf Anregung des Generals Frhr. v. Forell ward ihm zehn Jahre nach seinem Tode über dem Grabe ein Denkmal gesetzt, das im Jahre 1872 durch die Municifenz des Königs Johann erneuert worden ist.

— Vom „Neuen Pitaval" (Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, begründet von J. E. Hitzig und Wilibald Alexis, fortgeführt von Dr. A. Vollert, Leipzig, F. A. Brockhaus) ist das erste Heft des elften Bandes (Jahrgangs) der Neuen Serie ausgegeben worden. Dasselbe enthält in meisterhafter, den voluminösen, verwickelten Stoff mit wunderbarer Klarheit bewältigender Bearbeitung den im vergangenen Jahre in Wien verhandelten Proceß wider Victor von Ofenheim, Ritter von Ponteuxin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 48. Donnerstag, den 15. Juni. 1876.

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von Carl Albert Regnet.

II.

Es war auf den ersten Blick klar, daß ein so außergewöhnliches Unternehmen wie das in Frage stehende nur mit Aufbietung außergewöhnlicher Kräfte würde bewältigt werden können. Und darum wurden die Einladungen zur Theilnahme auch über die politischen Grenzen des Reiches hinaus gesendet, wo deutsche Herzen für das große Vaterland schlagen, und allüberall fanden sie freundliche Aufnahme.

Daheim aber vereinigten sich an vierzig Freunde und Förderer des Kunstgewerbes: Maler und Bildhauer, Architekten und Industrielle, Gelehrte und hochgestellte Beamte in einem Directorium, dem acht Commissionen zur Seite stehen, und sie entwickelten alsbald eine Thätigkeit, der es gelang, Resultate zu erzielen, welche selbst die kühnsten Hoffnungen übertrafen.

Se. Majestät der König Ludwig, der, seit er den Thron seiner Väter bestiegen, durch umfassende Bestellungen so viel für die Hebung des Kunstgewerbes gethan, hatte die Gnade, nicht allein das Protectorat der Ausstellung zu übernehmen, sondern gleichzeitig auch die Summe von 10,000 Gulden als Beitrag zur Durchführung des Unternehmens anweisen zu lassen. Aber es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Geldmittel beanspruchen würde, welche zu diesem dankbarst angenommenen Beitrage und zu dem unbedeutenden Stammvermögen des Münchener Kunstgewerbe-Vereins außer allem Verhältniß standen. Wol bestand außerdem auch noch die Aussicht auf eine Einnahme aus den Eintrittsgeldern; aber sie erwies sich als die am wenigsten verlässige. Hatte man doch bei der deutschen Industrieausstellung des Jahres 1854 in München die traurigsten Erfahrungen machen müssen. Damals war München unmittelbar nach Beginn der Ausstellung von der Cholera heimgesucht worden und der Glaspalast blieb leer.

Es galt somit, verlässige und ausreichende Mittel zu beschaffen. Das Directorium wendete sich an den Magistrat der Haupt- und Residenz-Stadt München und er übernahm eine Garantie von 10,000 Gulden und die königliche Staatsregierung setzte auf eine weitere Bitte der Unternehmer 20,000 Gulden in das Finanzbudget ein. Damit war freilich Namhaftes erreicht, aber es genügte nicht, um die Kosten oder schlimmsten Falles die Verluste zu decken. Da appellirten die Unternehmer an die Bürger der Landeshauptstadt, und nicht vergeblich, denn in wenigen Wochen war die beträchtliche Garantiesumme von 107,000 Gulden gezeichnet.

Solche Erfolge mußten den Muth erhöhen und haben ihn auch thatsächlich erhöht. Man ging sofort ans Werk.

Alle deutschen Fürsten, gegen zweihundert Städte, zahlreiche Bischöfe, alle Akademien, Hunderte von Vereinen, Hunderte hervorragender Industrieller und Künstler wurden zur Beschickung der Ausstellung eingeladen und sie Alle haben mit verschwindend wenigen Ausnahmen zugesagt.

Indeß war der Herbst des vorigen Jahres herangekommen.

Se. Majestät der deutsche Kaiser ließ alsbald seinen Ministern sein lebhaftes Interesse für das Unternehmen kundgeben, das ein ebenso anschauliches als anregendes Bild der Entwickelung der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes zu gewähren verspreche und sprach zugleich den Wunsch aus, es möge auf möglichst lebhafte Betheiligung an der Ausstellung hingewirkt werden. Nun aber zeigte sich, daß wenigstens die Kunstindustriellen Preußens Bedenken trugen, Arbeiten auf die Gefahr der Zurückweisung hin nach München zu schicken. Das Directorium daselbst vermochte sich dieser Erwägung nicht zu verschließen und man einigte sich dahin, daß ein wegen der Kürze der Zeit nur aus Einwohnern Berlins zu bildendes Comité mit Unterstützung der Local-Anmeldestellen über die Zulassung aller preußischen Ausstellungsgegenstände entscheiden und zwar in gleicher Weise hinsichtlich der für den historischen Theil der Ausstellung bestimmten älteren Gegenstände, wie bezüglich der Producte der Neuzeit.

Aehnliche Abmachungen des Directoriums mit den Centralcomités, welche sich für Oesterreich, Sachsen und Württemberg gebildet hatten, kamen den Wünschen der einschlägigen Aussteller entgegen und erwiesen sich als höchst sachförderlich.

So weit sich die Dinge jetzt übersehen lassen, wird das größte Contingent von preußischen Ausstellern die neue Kaiserstadt stellen, wol infolge der persönlichen Beziehungen, in denen die einzelnen Mitglieder des dortigen Centralcomités zu den Berliner Kunstindustriellen stehen. An Berlin reiht sich zunächst Hanau, Dank den rastlosen Bemühungen des Lehrers an der königl. Zeichenakademie, Hrn. Fischbach, und des Directors derselben, Hrn. Hausmann, und dann die Rheinprovinz an.

Von den sächsischen Städten wird Dresden am stärksten und zugleich am glänzendsten vertreten sein. Nicht blos die bedeutendsten kunstindustriellen Firmen Dresdens und die weltberühmte Porzellanfabrik in Meißen betheiligen sich in hervorragender Weise, sondern auch zahlreiche Schätze des Grünen Gewölbes werden nach München wandern, eine Auszeichnung der Münchener Ausstellung, welche einzig in ihrer Art dasteht und gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Die reiche Schatzkammer der königl. Residenz in München wird ebenfalls manches bedeutsame Kunstwerk in den Glaspalast abliefern und auch die Kunstschätze der Fugger aus Augsburg darin nicht fehlen.

Auch Württemberg wird mit seinem Staatsschatze, den königlichen und städtischen Sammlungen und dem Schätzbarsten, was die alte Veste Koburg besitzt, nicht zurückbleiben. Vom Kasseler Schatze, wie vom Limburger Domschatze ist Hervorragendes angemeldet und der Großherzog von Sachsen-Weimar und die Herzöge von Sachsen-Coburg und Anhalt-Dessau haben kostbare Gegenstände zugesichert.

Es läßt sich nach den glänzenden Erfolgen, die Oesterreich auf der Ausstellung des Jahres 1873 auf dem Gebiete der Kunst und Kunstindustrie errungen, erwarten, daß es auch in München das Interesse aufs Lebhafteste in Anspruch nehmen wird. Zunächst ist Se. Maj. der Kaiser mit glänzendem Beispiele vorangegangen, indem er dem in Wien bestehenden Centralcomité für den Zweck der Ausstellung eine sehr namhafte Summe bewilligte und gleichzeitig verfügte, daß alle jene überaus zahlreichen Erzeugnisse des Kunstgewerbes, welche in seinem Auftrage seit einem Vierteljahrhunderte geschaffen wurden, zur Münchener Ausstellung abgegeben werden sollen.

Das Centralcomité in Wien hat es nicht an den eifrigsten Bemühungen fehlen lassen, alle künstlerischen und kunstgewerblichen Kräfte für das Unternehmen zu gewinnen und die schönsten Erfolge errungen: die deutsch-österreichische Kunst und Kunstindustrie wird als eine achtunggebietende festgeschlossene Phalanx auf dem Kampfplatze erscheinen. Insbesondere hohes Verdienst haben sich mehrere der ersten Wiener Baumeister dadurch erworben, daß sie eine beträchtliche Anzahl von Kunstgewerbetreibenden vereinigten, in vollständig eingerichteten Zimmern und Cabineten auszustellen.

Mit dieser Art auszustellen wurde in Kopenhagen der Anfang gemacht.

Was in dieser Beziehung auf der nordischen Kunst- und Industrie-Ausstellung geleistet worden, wird als trefflich gelungen bezeichnet. In Wien dagegen wurde die Sache keineswegs so systematisch und consequent durchgeführt, als man hätte wünschen dürfen: vom Kaiser-Pavillon abgesehen, fand man nur mehrere von Wiener Industriellen ausgestattete Gemächer zunächst dem südlichen Haupteingange, diese aber zeigten in der Hauptsache nur Polstermöbel. Außerdem war von einem österreichischen Industriellen ein ägyptisches Zimmer eingerichtet worden, das nur den Werth einer Curiosität besaß.

In München dagegen wird diese Art der Ausstellung nicht mehr eine Ausnahme, sondern die Regel bilden. Man wird daselbst nicht mehr Gegenstände aller möglichen Zweige des Kunstgewerbes einfach nach Nummern wie die Glieder einer Kette aneinander reihen, vielmehr bei deren Aufstellung den leitenden Gedanken einer architektonischen Anordnung zu Grunde legen: der ganze gewaltige Raum des Glaspalastes ist bereits in eine Anzahl von Gemächern verschiedener Größe getheilt, deren jedes ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet. Und da gleichzeitig zum ersten Male die bildende Kunst herbeigezogen wird, so wird es möglich werden, eine einheitliche Wirkung aller Kunstbestrebungen zu erzielen, mögen selbe der rein artistischen oder aber der handwerklichen Richtung angehören.

Nur dieses System kann als das richtige bezeichnet werden, denn nur dieses allein ist im Stande, künstlerisch schöne, stylistisch vollendete Räume zu schaffen und so ein klares, anschauliches und überzeugendes Bild von dem Wesen innerer Decoration zu geben. Die Bilder werden an den entsprechend gefärbten Wandflächen vertheilt werden und so unbedingt besser zur Geltung kommen als bei der bisher üblichen Anordnung in Kunstausstellungen, worin selbst bei der größten Sorgfalt es nicht vermieden werden konnte, daß Bilder sich gegenseitig schadeten, wenn nicht gar ihre Wirkung ganz aufhoben. Alle Erzeugnisse des Kunsthandwerks: Tapeten, Teppiche, Lustres, Holz- und Polstermöbel und wie sie sonst heißen mögen, kurzum Alles und Jedes, was zur Ausstattung eines Innenraumes dient, wird hier seinen richtigen Platz erhalten und so auf den Besucher den Eindruck machen, als befände er sich in einem wirklich dem Gebrauche dienenden Raume, nicht einer bloßen Schaustellung gegenüber.

Aber nicht blos von Wien und Oesterreich aus, dessen Aussteller mehr als fünfhundert sind, werden Gemächer vollständig eingerichtet werden. Es sind deren bisher schon 40 angemeldet worden, darunter 5 aus Berlin, 1 aus Köln und 1 aus Hannover und überall haben sich tüchtige Architekten der Aufgabe unterzogen, die Anordnung zu übernehmen, ein Umstand, der dem mit Geschäften überbürdeten Münchener Directorium wenigstens einen Theil derselben abnehmen wird.

Nach Inhalt des Programmes sind zur Abtheilung neuerer Werke solche zulässig, welche innerhalb der letzten 25 Jahre entstanden, mögen sie nun der reinen Kunst oder dem Kunsthandwerke ihren Ursprung verdanken.

In die erste Kategorie gehören die Werke der Architektur, Plastik, Malerei, Zeichen-, Stecher-, Holz- und Stempelschneidekunst; in die zweite ebensowol eigentliche Kunstwerke, sofern sie in gewerbsmäßiger Weise erzeugt worden, als auch solche Arbeiten, die durch ihre der Kunst entnommene Form sich über gewöhnliche Handwerkserzeugnisse erheben, es seien Werke aus dem Gebiete der Töpferei, Fayence- und Porzellanmanufactur, der Miniatur-, Email- und Porzellanmalerei, des Mosaik, der Glasfabrikation und Glasmalerei, der Stein-, Gyps- und Cementarbeiten, Terracotten, Majoliken und Steingut, alle Arten von Metallarbeiten, als Gold- und Silberarbeiten, Erzgüsse, getriebene Arbeiten, Schmiede-, Schlosser- und Gürtlerarbeiten, Möbel für Kirche und Haus, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, künstlerisch ausgestattete Druckwerke, Kupfer- und Stahlstiche, Werke der Stempel- und Prägekunst, Photographien und Steindruck, Kunstgewebe, Spitzen, Stickereien, Buchbinder- und Lederarbeiten u. s. w.

Ein besonderer Raum ist architektonischen Plänen und Entwürfen eingeräumt.

Was Gemälde und Sculpturen neuerer Meister anlangt, so ist deren Auswahl nicht durch das Centralcomité, sondern durch die betreffenden Künstlergenossenschaften getroffen worden und haben über 800 Künstler sich zur Beschickung der Ausstellung bereit erklärt, oder werden doch durch Werke ihrer Hand darin vertreten sein, die von ihren dermaligen Besitzern dahin geschickt worden. Darunter befinden sich auch mehrere aus öffentlichen Sammlungen, die infolge gewisser äußerer Umstände dem kunstliebenden Publicum aus anderen Gegenden weniger zugänglich sind.

Wenn dagegen die Zahl älterer Bilder und plastischer Werke hinter der solcher aus der Gegenwart zurückbleibt, so erklärt sich dies aus mehrfachen Gründen leicht genug. Ist es doch unter allen Umständen ein großes Opfer, seine Wohnräume oder eine gern und oft besuchte Sammlung auf die Dauer nahezu eines halben Jahres werthvoller Objecte zu berauben; ganz abgesehen von den Gefahren, welche Gemälden wenigstens durch den raschen Wechsel von Luft- und Temperaturveränderungen drohen und selbst bei so musterhafter Sorgfalt, wie sie von Seite des Münchener Directoriums nicht ganz hintan gehalten werden können. Gleichwol aber wird auch nach dieser Seite hin die Münchener Ausstellung eminent Hervorragendes genug aufzuweisen haben, wie wir später sehen werden.

Die Müritz.

Ein mecklenburgisches Stimmungsbild.

Von H. L. Tamm.

Wenn der Westwind daherzieht in lustigem Frühlingsbraus und die kahlen Häupter der ehrwürdigen Eichbäume in tollem Wirbeltanze aneinanderschlägt; wenn Wodan, der alte Germanengott, gefolgt von dem Heere der segenspendenden Walküren, auf achtfüßigem Rosse sein Reich im Sturm durchjagt, den Unterthanen das Nahen der neuen Zeit zu

verkünden; und wenn Triton den Aufruhr der empörten Wasser, die tobend das verhaßte Eisesjoch abschütteln, durch die Töne seiner Muschel zu beruhigen sucht, — dann wird es schön auch im Lande der alten Obotriten, wo noch die Wälder in kräftiger Fülle rauschen, wo zum vielhundertsten Male die uralten knorrigen Eichen ihre grünen Zweige in die Aetherbläue strecken und den auflauschenden Wellen des Sees zu ihren Füßen erzählen die Geschichten lange, lange vergangener Zeit. — Ja, dann ist es schön auch in Mecklenburg, und wenn es so daliegt im Schmuck seiner zahllosen sonnendurchglühten, waldumkränzten Seen, umweht von holdem Zauber tiefpoetischer Sagen, dann möchte man Leid und Weh vergessen, das man empfindet in dem Gedanken an die noch immer so unglückliche politische Lage der Bewohner dieses herrlichen Landes, auf das auch die Strahlen der neuen Kaiserkrone bis jetzt nur noch ihre Schatten geworfen.

Die Seen sind es, die mit ihren theilweise reizenden Umgebungen Mecklenburg den ihm eigenthümlichen landschaftlichen Zauber geben, der auch jedes verwöhnte Auge durch seine köstliche Eigenart entzückt.

Da liegen sie, strahlend in glitzerndem Funkenmeer, bald meilenweit sich dehnend, bald klein, wie der Teich im Garten des benachbarten Herrenhauses, hier umgrünt von dem Blumenteppich lieblicher Hügel, die sich mit mächtigen Aehrenfeldern und heiteren Dörfern zu einem üppigen Kranze schlingen, dort tief beschattet von der Majestät himmelstrebender Buchenwälder oder dunkler Fichten, die von hohem Felsgestein herab sehnsüchtig dem geheimnißvollen Spiegelbild entgegenschauen.

Der mächtigste, wenngleich nicht der schönste der mecklenburgischen Seen und zugleich auch der größte Deutschlands, ist der Müritzsee, kurzweg die Müritz genannt, der sich in einer Länge von 3¼ Meilen und einer Breite von 1¼ Meilen in der Mitte von Norden nach Süden erstreckt.

An der Stelle, wo jetzt die Müritz ihre imposanten Wassermassen entfaltet, da waren nach der Sage vor grauen Jahren sieben kleine Seen, umgeben von heiligen Buchenhainen, in deren Schatten die Menschen den Göttern opferten. Da kam aus weiter Ferne ein fremd Geschlecht dahergezogen, das achtete nicht der Götter und der geheiligten Stätten; eines Tages legten die rauhen Barbaren die Axt an die uralten Stämme, sie zu fällen, da erhob sich urplötzlich ein gewaltiges Gebrause aus der Tiefe der Seen; zischend und schäumend trat das Wasser über seine Ufer und riß Alles ringsum mit sich hinunter in die Tiefe, so daß da, wo eben noch die Wellen von sieben kleinen Seen friedlich dahinflossen, jetzt eine einzige gewaltige Wassermasse brausend an das Ufer schlug.

So die Sage, und wenn mit jenen frevelnden Holzhauern die von Osten eindringenden Slaven gemeint sind, so finden wir ihre Spuren noch vielfach hier in Wällen und Verschanzungen, in Thon- und Urnenscherben, die uns mit ihren mannigfachen Verzierungen ein abgerissenes Bild altwendischer Cultur geben. Auch Hünengräber mit Knochen, vollständigen Gerippen, Schwertern und Streitäxten finden sich in der Nähe des Sees, und auf dem Gebiet des einem Herrn von Hammerstein gehörenden Gutes Klopzow erhebt sich unweit des westlichen mittleren Uferrandes ein alter heidnischer Opferaltar, der aus großen im Kreise aufgestellten Felsblöcken besteht, von denen der größte ungefähr 10 Fuß im Durchmesser hat.

Doch zurück zum See. — An seinen Ufern hinwandernd fallen uns die Muschelablagerungen ins Auge, die sich hauptsächlich in der Nähe der an der äußersten nördlichen Bucht liegenden Stadt Waren in einer Höhe von 8 Fuß vorfinden. Sie geben uns Kunde, daß sich der Spiegel des Sees seit seinem Bestehen um eben so viele Fuß gesenkt hat, allerdings in Anbetracht der Jahrhunderte, die diesen Wechsel vollbrachten, kein bedeutendes Resultat, aber doch ein sicherer Beweis dafür, daß die Erdoberfläche fortwährend, wenn auch nur ganz allmälig und dem bloßen Auge nicht sichtbar, ihre Gestaltung ändert.

Auch der vielfach vorkommende Name „Werder" (Insel), mit dem häufig Wiesen am Seeufer bezeichnet werden, bezeugt, daß eben diese Strecken früher von Wasser umgeben waren. So giebt es bei der obengenannten Stadt Waren mehrere solche Werder, von deren einem eine köstliche Sage im Munde der Leute lebt, die hier einen Platz finden möge.

„Vor langen Jahren beherrschte die guten Warener der gestrenge Herr Bürgermeister Hörning, der eine gar eigenthümliche Ansicht von Recht und Unrecht hatte und in dem Städtchen so willkürlich schaltete, daß die gequälten Bürger sich mehrmals an ihren Fürsten wandten mit der Bitte um Abhilfe. Endlich hatte der Landesherr ein Einsehen und dem gestrengen Herrn Hörning sollte der Proceß gemacht werden. Aber was geschieht? Am Morgen des verhängnißvollen Tages wird der Bürgermeister todt in seinem Bette gefunden, und durch die Stadt verbreitet sich rasch die frohe Kunde, Hörning habe der Teufel geholt. Ueberall großer Jubel, aber am anderen Morgen noch größerer Katzenjammer, denn es war in der Nacht in den Straßen der Stadt ein solches Rumoren, ein solcher Höllenspectakel gewesen, daß man allgemein der Ansicht war, Hörning's Seele habe keine Ruhe gefunden und sei deshalb „umgegangen". Entsetzen aber erfüllt die guten Bürger, als sich dieser Lärm allnächtlich wiederholt, und von Furcht und Angst gequält ließen sie zuletzt einen Geisterbanner kommen, der dann auch Hörning's Seele nach langem Sträuben in einem Sack fing, diesen mit großer Procession auf den naheliegenden Werder brachte und ihn dort festbannte. Hier tobt nun noch heute in jeder Nacht Hörning's Seele und wehe dem, der sich bis zu dem grünen Werder verirrt, er wird unfehlbar von dem besessenen Bürgermeister gepackt und bis Tagesanbruch in allen ersinnlichen Martern gepeinigt."

Das ist die Sage von Hörning, der in seinem Zorn auch die zahllosen Feuersteine geklopft haben soll, die sich auf dem Werder und in der Nähe der Stadt finden.

Eine andere Merkwürdigkeit des Sees sind die erratischen Blöcke, die sich in theilweise kolossaler Größe unter dem Steingerölle befinden, das in langen geraden Streifen die Müritz hier und dort in einer Höhe von circa 10—15 Fuß unter dem Wasser durchzieht. Da drängt sich die Frage auf: Wie sind die Blöcke in den See gekommen? Durch große Erdrevolutionen, ungeheure Wasserfluthen? oder haben zur Zeit der Glacialperiode mächtige Eisschollen sie ihrem Polarvaterlande entführt und in die weite Welt getragen? Charpentier und Andere, zuletzt noch Bock in seiner interessanten Weise in der „Gartenlaube" behaupten das Letztere, und wir beugen uns demüthig der Wissenschaft.

Besteigen wir die Steinhorst, ein Vorgebirge en miniature, ziemlich in der Mitte des Westufers gelegen, so entfaltet sich, besonders an schönen Sommerabenden, ein wunderliebliches Bild landschaftlicher Schönheit vor unsern Augen. Von dem Goldgrund des Himmels heben sich diese herrlichen Buchenwälder in ihren tiefsatten Farben, diese dunkelschwarzen Tannen in ihren schlanken Formen in wahrhaft prächtiger Weise ab; mit den wellenlinigen blüthenduftenden Hügeln wetteifernd streben schlanke Kirchthurmspitzen zum Himmel, und drunten im weiten, endlosen See ist das eine glühende Pracht, als ob die Bernsteinhexe, die nach der Sage als verwünschte Prinzessin dort unten wohnt und den Schiffer auf ihren großen Bernsteinen stranden läßt, all' ihre gelben Schätze vom Grunde heraufgeholt, um sie von der rothen Sonnengluth vergolden zu lassen. — Was sind alle Pinselkünste eines Tintoretto, Makart gegen diesen lebenathmenden Farbenzauber?

Dort zur Linken an der weithin ins Land sich dehnenden Bucht liegt malerisch das alte Röbel mit seinen prächtigen

Ziegelkirchen, die viele werthvolle Alterthümer, wie die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Malereien enthalten. Hier in Röbel verlebte auch eine jetzt fast vergessene Schriftstellerin, Henriette von Bissing, ihre Jugendjahre. Diese fielen in eine sturm- und drangvolle Zeit, denn Henriette wurde 1798 geboren und sah Jahr aus, Jahr ein Russen, Spanier, Franzosen in ihres Vaters Hause Quartier nehmen. Da kam das Erlösungsjahr 1813, und mit ihm ein Regiment Hannoveraner, die als Befreier empfangen wurden. Einer der Befreier aber, der schmucke Lieutenant von Bissing nahm Henriettens Herz im Sturm gefangen, wenngleich der erste Schreck, als der „Baron und Officier" nach kaum vierzehntägiger Anwesenheit um die Hand der jungen 15jährigen Chirurgstochter warb, diese nach ihrer eigenen späteren Erzählung so sprachlos machte, daß sie ohne Erwiderung dem Zimmer entfloh. Henrietten's schriftstellerisches Talent entwickelte sich erst spät; in ihren vielgelesenen, jetzt fast verschollenen Romanen zeigt sie eine seltene Menschenkenntniß und eine mit echter Religiosität gepaarte einfach schöne Bildung des Herzens. Ihre glänzende Schönheit aber, ihre Herzensgüte und ihre hervorragenden geselligen Talente stehen noch in frischem Andenken bei allen Denen, die sie kannten, und in meinem heimathlichen Stade sprechen ältere Personen noch jetzt mit Entzücken von der schönen Frau von Bissing, die vor 40 Jahren der Mittelpunkt aller Feste und Gesellschaften war. Später ist die verwittwete Majorin nach Rostock gezogen; leider wissen wir nicht zu sagen, ob sie dort noch jetzt lebt. — Hinter uns im Rücken, das ist Ludorf mit seiner eigenthümlichen achteckigen Kirche, die ein kreuzfahrender Ritter des Mittelalters nach der Form der Kirche des heiligen Grabes erbaut haben soll; weiter rechts liegt das Dorf Zielow, in welchem die Bauern freie Herren ihres Besitzthums sind, bekanntlich eine berühmte Seltenheit im Lande Mecklenburg. — So reiht sich ein liebliches Landschaftsbild an das andere und über dem Allen wölbt sich in wolkenloser Bläue der majestätische Himmelsdom.

Wie anders ist dies Bild, wenn der Herbststurm saust und die Wellen peitscht, daß sie in namenlosem Zorn hoch auf sich bäumen und weit der zischende Gischt auf das Ufer spritzt; wenn aus dem Norden die Zugvögel kommen, Schwäne, Enten und Möven, die mit heiserem Gekreisch das knisternde Schilf der Inseln durchfliegen, auf den schaukelnden Wellen tanzen und den verwundert aufschauenden Fischlein keine Zeit mehr lassen zum Verschwinden; und wenn dann das Eis sich bildet im Winter und die Fischer mit ihren Netzen verscheucht, und die Wälder ringsum daliegen wie in starrem Todesschlaf, ja dann ist es anders hier, aber auch dann noch schön und herrlich.

— Festpredigt, bei der Jahresfeier des Schwarzenberger Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Johanngeorgenstadt am 30. Mai 1875 gehalten von Prof. D. Fricke aus Leipzig. (Selbstverlag des genannten Zweigvereins.) — Diese zwar etwas spät im Druck erschienene, doch gerade jetzt beim Hinblick auf die bevorstehenden Versammlungen und Jahresfeste der Zweig- und Hauptvereine der Gustav-Adolf-Stiftung als „recht zeitgemäß" zu bezeichnende Predigt (gehalten in der bekannten Exulantenstadt auf dem Fastenberge, die „durch ihrer Geschichte wunderbaren Lauf ganz besonders berufen sei, eine Gustav-Adolf-Vereinsstadt zu sein") behandelt als Gegenstand der Festbetrachtung auf Grund von 1. Könige 18, 42—45: „Den Fastenberg und den Carmel, umleuchtet vom Festlichte der Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins", bietet bei einer Fülle tief ergreifender, warm begeisternder und ernst mahnender Gedanken einen reichen Schatz historischen und statistischen Materials und dürfte, namentlich auch durch Vortrag in Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins, recht wohl geeignet sein, für die Bestrebungen des letzteren ein warmes, thatkräftiges Interesse zu wecken und zu fördern.

— Die vom Dresdner Gewerbeverein und dessen Vorstande Hrn. Aug. Walter 1875 veranstaltete und mit so ausgezeichnetem Erfolge durchgeführte „Sächsische Gewerbe- und Industrieausstellung" zu Dresden hat u. A. durch die Gruppe Musikinstrumente und dazu gehörige Artikel und namentlich durch die Gesammtausstellung der betreffenden Markneukirchner Fabrikate das Interesse der Künstler wie der Handelswelt lebhaft in Anspruch genommen. Die vorzügliche und preiswürdige Arbeit, das verwendete vortreffliche Material, die Vielseitigkeit und Ausdehnung dieser Industrie, die aus dem Ausgestellten auf manches noch nicht Bekannte schließen ließ, während von anderer Seite der Wunsch sich kund gab, derselben in Hinsicht der Construction mancher Instrumente mit sachverständigem Rathe an die Hand zu gehen, veranlaßte das hohe Ministerium des Innern, eine besondere Commission zur Information über die Instrumentenindustrie in Markneukirchen und Klingenthal dahin zu entsenden. Zwei Mitglieder dieser im Interesse der Hebung dieser Industrie abgeordneten Commission, der Hoforganist Herr Theodor Berthold und der k. sächsische Kammermusikus und Bibliothekar der Musiksammlung Sr. Maj. des Königs, Herr Moritz Fürstenau, haben nunmehr die Resultate ihrer Untersuchungen und Erörterungen in einer kleinen Schrift: „Die Fabrikation musikalischer Instrumente und einzelner Bestandtheile derselben im Königl. Sächsischen Vogtlande" (Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel, VI u. 47 S. 8.) zusammengestellt. Es erhellt aus der sorgfältigen und umsichtigen Arbeit, daß die bezügliche Industrie sich dort in aller Stille zu überraschender Bedeutung und Ausdehnung entwickelt hat und, um weiter gehenden Anforderungen zu genügen, im Wesentlichen der Förderung künstlerischen Verständnisses und der Bekanntschaft mit der Akustik, insbesondere den akustischen Gesetzen, welche der Tonbildung in den verschiedenen Instrumenten zu Grunde liegen, bedarf. Die Mitglieder der Commission haben im Verkehre mit den Fabrikanten die Erfahrung gemacht, daß durch Spielen auf den von letzteren gefertigten Instrumenten und Vergleiche mit den von den Commissionsmitgliedern mitgebrachten, wobei die Fabrikanten auf Mängel ihrer Fabrikate und die Möglichkeit der Abhilfe aufmerksam gemacht wurden, die meisten mit schnellem und richtigem Verständnisse eingingen. Bezüglich der Blasinstrumente, bemerkt die vorliegende Schrift, fehlt den einzelnen Meistern hauptsächlich der häufigere Verkehr mit tüchtigen, gut geschulten Bläsern. Leider ist unter den Bläsern in Deutschland die Meinung verbreitet, es könne im Vogtlande kein gutes Instrument gebaut werden. Es kommt dies daher, daß die unter dem Namen „Vogtländer" in den Handel kommenden meist nur ordinairen Gattungen angehören und allerdings auf Vollkommenheit keinen Anspruch haben, während die feinere Waare fast immer unter fremder Firma in die Welt geht. So mancher Bläser, im Besitz eines guten Instrumentes aus angeblich einer renommirten Fabrik, würde sehr staunen, wenn er erführe, daß sein Instrument vogtländisches Fabrikat ist.

— In seiner neuesten novellistischen Schöpfung, dem Roman: „Verfehlte Liebe" (Stuttgart, Eduard Hallberger) giebt Hans Hopfen ein Seelengemälde düsterster Stimmung und von erschütterndem Ausgange, welchem indessen ein tiefer, zu ernstem Nachdenken stimmender sittlicher Grundgedanke nicht fehlt. Der Roman spielt in russischen Gesellschaftskreisen zu einer Zeit, wo die Leibeigenschaft noch in voller unseliger Blüthe stand.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 49. Sonntag, den 18. Juni. 1876.

Johannes Falke.

Nekrolog.

Am 2. März dieses Jahres starb in Dresden in der Vollkraft seiner Jahre Johannes Falke, ein Gelehrter, ausgezeichnet durch seine wissenschaftlichen Leistungen und seinen edeln Charakter (in welchem auch die Leipziger Zeitung einen ausgezeichneten und hochverdienten Mitarbeiter betrauert). Johannes Falke wurde mitten in der Ausführung von Entwürfen, die sein reiches Wissen aufs Neue bekunden sollten, umgeben von dem Glück eines harmonischen Familienlebens, das mit ihm ins frühe Grab hinabsank, ein tragisches Schicksal, das um so größere Theilnahme erwecken muß, als es sich zum Schluß mit unsäglichen Leiden verknüpfte. — Falke, geboren 1823 zu Ratzeburg im Herzogthum Lauenburg, hatte, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchgemacht hatte, die Universität Erlangen bezogen, übernahm später eine Hofmeisterstelle in dem Hause des berühmten Botanikers v. Martius in München und gelangte dadurch in Kreise, die ihm eine vielseitige Anregung gewährten. Im Jahre 1855 trat er in die Zahl der Beamten des germanischen Museums in Nürnberg und von nun an begann er die Reihe jener Arbeiten, die seinem Namen in der Wissenschaft einen wohlverdienten Klang verschafft haben. Schon im J. 1856 verband er sich mit J. H. Müller zu der Herausgabe der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte; 1859 und 1860 erschien die Geschichte des deutschen Handels, ein Werk, das nach Inhalt und Form großes Aufsehen erregte. Falke selbst schreibt es demselben zu, daß er bald darauf an das Hauptstaatsarchiv zu Dresden berufen wurde. Hier entstand zunächst eine kurze Geschichte der Hansa, die in der deutschen National-Bibliothek, herausgegeben von Ferdinand Schmidt, erschien. Dann bot ihm das Hauptstaatsarchiv reiches Material zu verschiedenen Abhandlungen über sächsisches Steuerwesen in mittlerer und neuerer Zeit, welche in dem Archiv für die sächsische Geschichte, den Mittheilungen des königl. sächsischen Alterthumsvereins, der Leipziger Zeitung (Wissenschaftliche Beilage) und der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft veröffentlicht wurden. Im Jahre 1868 löste er die von der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig gestellte Preisaufgabe: Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung, die als der XIII. Band der Preisschriften dieser Gesellschaft herausgegeben ward. Fast gleichzeitig — die Einleitung ist vom September 1869 datirt — verdankte ihm die Wissenschaft: die Geschichte des deutschen Zollwesens, von seiner Entstehung bis zum Abschluß des deutschen Zollvereins. Auch eine Geschichte der Preise ward bald darauf vollendet, indessen noch nicht veröffentlicht, da Falke seine Untersuchungen über diesen Gegenstand noch einmal einer sorgfältigen Revision zu unterziehen gedachte. Wie gründlich er namentlich gerade diese Frage, die bekanntlich in neuerer Zeit eine vermehrte Aufmerksamkeit, vor allem in Oesterreich, beansprucht hat, in's Auge faßte, davon zeugten die Preistabellen, die auf der Wiener Weltausstellung eine verdiente Berücksichtigung fanden. Mit ganz besonderer Vorliebe hatte sich seine Arbeit überhaupt der Nationalökonomie zugewandt; diese mit unermüdlichem Fleiße und scharfer Auffassung ihrer historischen Entwickelung nach allen Richtungen hin zu durchdringen, galt ihm als die Aufgabe seines Lebens, der er fast ausschließlich die Zeit seiner Muße widmete. Kleinere Arbeiten dieser Art, die auch in engerem Rahmen seine Beherrschung des Gegenstandes bekunden, veröffentlichte er in der neuen Folge der Zeitschrift für Culturgeschichte in den Jahren 1872—1875. Erst in der letzten Lebenszeit erfuhren diese Studien und Publicationen, die alle nach demselben Ziele hinstrebten und später in einem großen Hauptwerke wol einen zusammenfassenden Abschluß gefunden haben würden, eine zeitweilige Unterbrechung, als ihm eine Gelegenheit geboten wurde, seine ausgedehnten Kenntnisse auf dem allgemeinen historischen Gebiete für weitere Kreise zu verwerthen. Der Fues'sche Verlag in Leipzig machte unserm Falke das Anerbieten, eine deutsche Culturgeschichte zu schreiben, die in angemessener Darstellung die reichen Resultate, welche eine vielseitige Forschung gerade auf diesem Gebiete in Fülle gewonnen hat, dem größern Publicum zu vermitteln übernahm. Angezogen von einer solchen Aufgabe, die wie keine andere seinem ganzen bisherigen Studiengange entsprach, erfaßte er sie mit voller Hingabe, alles Andere zunächst bei Seite legend, mit Eifer wurden die ersten Linien zu dem großen Bilde entworfen, mit voller Liebe die Ausführung begonnen — aber bald, leider allzufrüh, traf den Unermüdlichen das Schicksal, das ihn aus seinem Schaffen, aus dem Kreise seiner Familie und Freunde hinwegriß. Als die ersten Spuren des tödtlichen Leidens sich zeigten, unterwarf er mit männlicher Standhaftigkeit sich einer, ohne Erfolg gebliebenen Operation, und als der Ausgang nicht mehr zweifelhaft war, ordnete er mit Klarheit seine Verhältnisse. Der Tod, lange vorausgesehen, vermochte sein standhaftes Herz nicht zu beängstigen. — Johannes Falke war ein Mann von seltener sittlicher Reinheit und Lauterkeit der Grundsätze, hochherzig und treuen Sinnes, von einer Wärme des Gefühls, welche Näherstehende mit ihm in fester Freundschaft verband. Mit ihm ist ein tüchtiger Gelehrter, aber auch, was für seine Freunde noch schwerer wiegt, ein edler Mensch in ein allzu frühes Grab gesunken. Sein Andenken wird in Ehren gehalten werden.

J. H. Mr.

Das Kunsturtheil.

(Ein Essay.)

B. — Man darf unserer eisernen und blutigen Zeit die Anerkennung nicht vorenthalten, daß sie für materielle Förderung der bildenden Künste vielseitiger und reichlicher sorgt, als manche ihrer Vorgängerinnen, die von den Wirbelwinden ablenkender Weltereignisse minder bewegt waren. Welches auch die Ursachen dafür sein mögen, dies kommt gegenüber der Thatsache weniger in Betracht, daß bei dem überstarken materialistischen und utilitarischen Zuge des Zeitgeistes darin ein bedeutsames Resultat der Culturentwicklung sich kundgiebt. Verringerte sich auch in den allerletzten Jahren — um blos geschäftsmäßig zu sprechen — die Bewegung auf dem „Kunstmarkt" empfindlich genug, so tritt dies doch mehr als Zwischen- und Begleitungs-Symptom der allgemeinen Geschäftskrisis auf, denn als eines Rückschritts der Kunstneigung im öffentlichen Geiste. Und da einmal der Kunstmarkt genannt ist, so darf beigefügt werden, daß hier der Rückgang des „Geschäfts" doch vergleichsweise noch geringer ist, als auf anderen Reichthumsgebieten des Culturlebens, in den „Preisen" der Kunstwerke sogar überhaupt kaum bemerkbar wird. Daraus berechtigt sich, unsers Erachtens, der Schluß, daß die Verallgemeinerung des Kunstbedürfnisses in unserer Gegenwart doch nicht, wie es mitunter geschieht, blos auf äußerliche Prunksucht oder feinere Sinnesbefriedigung zurückzuführen ist, sondern auf tieferen Culturresultaten der heutigen Generation gründet. Man darf dabei freilich zugestehen, daß sich darin zugleich ein Widerspruch zu dem materialistischen Utilitarismus der Zeit- und Geistesströmung unserer Epoche aufthut, für dessen Lösung vorerst die Formel fehlt. Aber diese Formel fehlt auch, und noch entschiedener, nach anderen Richtungen des modernen Kunstsinnes im Publicum. Denn keineswegs naiv empfangende und liebend umfangende Versenkung in die Kunstwerke ist sein vorschlagender Charakter, sondern kühle Analyse und zersetzende Prüfung seines schaffenden Gedankens, wie seiner bildlich oder plastisch gestaltenden That. Nicht in der ästhetischen Empfindung, sondern in der verstandeskalten Kritik sucht der vorwiegende Theil unserer heutigen Kunstfreunde die Pforte zum Kunstgenuß. Man möchte glauben, nicht die Freude am Kunstwerk, sondern die Selbstbefriedigung am Kunsturtheil sei Princip und Ziel der modernen Kunstliebe, des tagesläufigen Kunstsinnes. Und wo es als Mode zu Tage tritt, verzerrt es sich vollends zur lächerlichen oder anwidernden Carricatur. Die Mode im geistigen Leben reicht aber viel weiter als man gewöhnlich annimmt. Ein Detmold redivivus mit einer neuen „Anleitung in 24 Stunden ein Kunstkenner zu werden", wäre mit seiner satyrischen Geisel heut vielleicht noch zeitgemäßer wie vor einem Vierteljahrhundert!

Dieser und ähnlicher Betrachtungen mag man sich schwer entschlagen, wenn man die geistvolle Schrift von Conrad Fiedler „Ueber die Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst"*) durchliest. Doch auch wirklich durchliest, nicht blos in der Nachmittagsdämmerung einer Sophaecke überfliegt. Es handelt sich auch bei ihr nicht etwa um Detmold'sche Scherze, sondern um grundernste Erörterungen. Man könnte bei dem Büchlein von einer psychologisch angewandten Aesthetik im feinsten Style sprechen, die sich unter der Feder des bewährten Menschen- und Kunstkenners selber wieder zum literarischen Kunstwerk gestaltete. Dies vielleicht sogar weniger in Bezug auf die stylistische Modellirung des Ganzen, der ab und zu lebhafter bewegter Wellenschlag und reicherer Faltenwurf wol noch eine packendere Gewalt zu geben vermocht hätte. Indessen kam es dem Verf. eben möglicherweise darauf an, mit solch strenger Selbstbeschränkung auf absolut Nothwendiges, welche trotzdem philosophische Terminologie vermeidet, die künstlerische Ineinandergliederung seiner Voraussetzungen, Folgerungen und Abschlüsse um so energischer zur Geltung zu bringen. Wer ernste Erörterungen ernst zu lesen gewöhnt ist, wird es ja oft an sich erfahren, daß er die stärkste Nachwirkung von denen empfindet, die sich, der Herrschaft über die Darstellungsmittel fest bewußt, in einfachster Gestalt und beinahe herber Abgeschlossenheit auf ihr Thema darbieten. Nicht Jeder kann, ja darf in dieser Weise schreiben. Doch wer's erzielt, erreicht damit zugleich, daß man für die Fülle und Mannichfaltigkeit seiner enggeschlossenen Erörterungen nur fragmentarische Andeutungen zu geben vermag, indem man deren Gedankengang darzulegen versucht. Es sind dies die bedeutsamen Schriften ihres Faches. Zu ihnen gehört auch die Fiedler'sche über das Kunsturtheil, trotz, ja selbst wegen ihrer knappen räumlichen Ausdehnung.

Die bekanntesten und nahezu selbstverständlichsten Erfahrungen bilden ihre Ausgangspunkte. Denn darüber ist nicht erst zu discutiren, daß der Mangel eines allgemein feststehenden Begriffes von Dem, was Kunst ist, die Hauptschwierigkeit einer genauen Abscheidung der uneigentlichen von der eigentlichen Kunstbetrachtung begründet. So theoretisch, wie praktisch. Auch nicht darüber, daß, gerade je mehr die Kunst eine eminent öffentliche Angelegenheit und ein allgemeines Interesse ist, desto schwerer ihre Werke, weil sie Ausdrücke einer eigenthümlichen Schöpfungskraft des Künstlers, dem Schicksale entgehen, nach ihrem eigentlichen und wesentlichen Inhalte falsch oder gar nicht verstanden zu werden. Es ist der gemeinsame Kainsfluch jeglicher Production! Doch „von eigentlichem Kunstverständniß, eigentlichem Kunsturtheil ist nur dann die Rede, wenn sich Verständniß, Beurtheilung eines Kunstwerkes auf dessen wesentlichen Inhalt bezieht". Was ist also das scheidende Moment zwischen eigentlicher und uneigentlicher Kunstbetrachtung? Inwieweit gründen also beide Weisen ihre Beurtheilung von Kunstwerken „auf die Erkenntniß des wesentlich künstlerischen Inhalts dieser, inwieweit beschäftigen sie sich hingegen mit Eigenschaften und Beziehungen der Kunstwerke, die für das eigentliche Verständniß derselben von keiner oder untergeordneter Bedeutung sind?"

Obschon vielen Menschen die Kunst als „das abgesonderte Gebiet ästhetischen Empfindungslebens" gilt, so bedarf es doch kaum der Bemerkung, daß die „ästhetische Genußfähigkeit ihrer Empfindung" noch lang nicht ausreicht, um sich des eigentlich künstlerischen Inhalts der Kunst mit vollbewußtem Verständniß zu bemächtigen, wenn jene auch als wichtiges Hilfsmittel dazu mitzuwirken vermag. Denn „wenn die ästhetische Empfindung zur Beurtheilung von Kunstwerken aufgerufen wird, so heißt sie Geschmack; der Geschmack soll sich im Umgange mit Kunstwerken (erst) bilden und seine Bildung wird doch wiederum vorausgesetzt, damit er wählen könne zwischen gut und schlecht". Um zur Geschmacksbildung zu gelangen, ist also eine anfängliche Zurückdrängung des Empfindungsurtheils unumgänglich und die Sicherheit des Geschmacksurtheils ist kein Resultat selbständig unterscheidender Empfindung. Ja, es fragt sich weiterhin sogar, „ob es eine berechtigte Voraussetzung sei, daß die Kunst ihrem ganzen Umfange nach dem Forschungsgebiet der Aesthetik angehöre". Daß damit eine der wichtigsten theoretischen Controversen aufgeworfen ist, bedarf keiner Bemerkung. Und wenn auch ihre erschöpfende Erörterung den Gang der Fiedler'schen Schrift ungehörig unterbrochen hätte, so ist es doch nicht außer Acht zu lassen, daß diese sich ihrer Verneinung zuneigt.

*) Leipzig, S. Hirzel, 1876.

Es würde indessen zu weit führen, ginge man in der bisherigen Weise den Erörterungen darüber nach, welche Betrachtungsweisen, so hohen Ansehens sie auch genießen, für ein wahrhaft erschöpfendes und allumfassendes Kunsturtheil nicht genügen. Unsere Gemüthsneigungen sprechen ja bei allen wissenschaftlichen Bestrebungen ein viel gewichtigeres und oft bedingenderes Wort, als ihnen unser Verstandesbewußtsein zugesteht — wie viel mehr nun bei der Kunstbetrachtung, die des Herzens für ihre vollendende Urtheilsbildung nicht einmal entbehren darf. Mag es darum auch zunächst paradox klingen, so ist's doch eine volle Wahrheit, daß ein Urtheil, welches sich auf den Gedankeninhalt eines nicht blos symbolischen oder allegorischen Bildwerkes concentrirt, diesem ebensowenig ganz gerecht zu werden vermag, als die ästhetische Genußfähigkeit allein. Denn wie über die soeben bezeichneten Darstellungsgebiete hinaus „die Unterscheidung zwischen künstlerischer Bedeutung des Stoffes und stofflicher Bedeutung des Kunstwerks oft sehr schwierig" wird, so beginnt im Beschauer factisch „das Interesse an der Kunst erst in dem Momente, wo das am Gedankeninhalte des Kunstwerks erlischt". Noch weniger ist das volle Kunstverständniß mit sogenannter gelehrter oder historischer Kunstkennerschaft nothwendig vereinigt. Ja sein Mangel über das rein technische Element hinaus kann nicht einmal als absoluter Mangel beider Richtungen der Kunstforschung angesprochen werden. Allein „die Kenntniß der Form eines Kunstwerkes ist noch nicht die Kenntniß der künstlerischen Bedeutung dieser Form" und das kunsthistorische Interesse bildet mit seinem Zwecke sogar „eine gewisse Schranke gegen das rein künstlerische Interesse am Kunstwerk", weil es vom Eindringen in dessen künstlerische Eigenschaften ablenkt, sobald das Maß ihres Verständnisses zur historischen Urtheilsfällung ausreicht. Verzichtet nun die tagesläufige Meinung auch schwer darauf, in der Entwickelungsgeschichte der Kunst das höchste Resultat des Kunstverständnisses zu preisen, so stellt sich doch gerade dadurch die historische Kunstforschung vor ein nahezu unbesiegliches Dilemma. Denn diese muß entweder zur Erreichung ihrer historischen Ziele die künstlerische Seite der historisch behandelten Werke überhaupt zurückschieben, oder aber, wenn das künstlerische Verständniß bereits erlangt ist, dieses blos als Vehikel zu weiterer historischer Erforschung benützen. Dasselbe gilt sogar von jener höheren culturhistorischen Forschung, welche das „Kunstwerk als Resultat und zugleich als Element des gesammten Culturlebens" zu verstehen strebt, weil auch sie genöthigt ist, es nach einem ganz anderen Maßstabe als dem des rein künstlerischen Interesses zu messen. Ja selbst von der philosophischen Kunstauffassung bleibt es fraglich, ob sie zu einem eigentlichen Kunstverständniß führen kann. An sich spricht dafür nichts; denn bringt auch ein richtiges Kunstverständniß die Kunst in Zusammenhang mit der philosophischen Weltanschauung, so ist dies doch kein Fortschritt in künstlerischer, sondern nur in philosophischer Erkenntniß.

So stehen wir denn vor lauter Negationen; keine der bisher berührten Anschauungsweisen öffnet die Pforte zum innersten Wesen der Kunst. Es klingt auch fast nur wie eine pythische Antwort, wenn uns gesagt wird: „Die Kunst ist auf keinem anderen Wege zu finden, als auf ihrem eigenen." Denn heißt es: nur mit der Weltanschauung des Künstlers vermöge man seine Kunstanschauung mit der Erkenntniß des innersten Wesens künstlerischer Thätigkeit zu erfüllen — so stehen wir abermals vor dem Räthsel: worin liegt das die künstlerische Anschauung von jeder anderen unterscheidende Moment? Auch hier führt die Fiedler'sche Schrift erst durch eine Reihe von Negationen zur positiven Antwort. Jene hüllen diese in die Darlegung der Gegensätzlichkeit zwischen nichtkünstlerischer und künstlerischer Empfängnißweise des Welteindruckes. Selbst ein besonders erregbares Empfindungsvermögen für innigsten Zusammenhang mit der Gesammtheit der gegenständlichen Natur genügt noch nicht als Anzeichen künstlerischer Begabung, wenn schon als Vorbedingung jeder Production. Dagegen „was den Künstler zum Künstler macht, ist, daß er sich in seiner Weise über den Standpunkt der Empfindung erhebt . . . und wenn das künstlerische Resultat auch nur auf Grund einer außerordentlichen Stärke des Gefühls denkbar ist, so wird es doch erst durch die noch außerordentlichere Stärke des Geistes möglich, die dem Künstler selbst in den Momenten intensivster Empfindung die Ruhe objectiven Interesses und die Energie der Gestaltungskraft bewahrt." Im gewöhnlichen Leben beharrt nun der Mensch bei der Anschauung nur bis zu dem Punkte, wo er sich dieselbe in eine Abstraction, einen Begriff umzusetzen vermag, der allerdings auch als Gefühl auftreten kann. Doch „nur wer es vermag, bei der Anschauung zu verharren trotz der Empfindung und über die Abstraction hinaus, beweist den künstlerischen Beruf". Denn es liegt im künstlerischen Naturell, den gegenständlichen Erscheinungen mit einem vom Zweck unabhängigen, schärferen, freieren Wahrnehmungsvermögen gegenüber zu stehen, als anders geartete Geister; das begreifbare Wesen der Welt beruht ihm in der sichtbaren und greifbaren Gestalt der Dinge. Es ist „mit und zu dem freien Gebrauche des anschaulichen Auffassungsvermögens geboren", welches allein „zur künstlerischen Gestaltung führen kann". Diese Voraussetzungen zugegeben, wird man auch der Folgerung beipflichten müssen: „Ursprung und Dasein der Kunst beruht auf einem unmittelbaren Ergreifen der Welt durch eine eigenthümliche Kraft des menschlichen Geistes. Ihre Bedeutung ist keine andere, als eine bestimmte Form, in der der Mensch die Welt sich zum Bewußtsein zu bringen nicht nur bestrebt, sondern durch seine Natur recht eigentlich gezwungen ist." Allein eben darum nennt man die Thätigkeit des Künstlers nur irrthümlich nachahmend. Vielmehr ist sie eine freie Gestaltung, eine Schaffung der Gestalten, wie sie durch die künstlerische Weltanschauung erst zum Dasein gelangen. „Sie geht nicht vom Gedanken, vom geistigen Product aus, um zur Form und Gestalt hinabzusteigen, vielmehr steigt sie vom Form- und Gestaltlosen zur Form und Gestalt empor, und auf diesem Wege liegt ihre ganze geistige Bedeutung. Im Künstler gelangt ein eigenthümliches Weltbewußtsein zur Entwicklung."

Zur Entwicklung, ja. An sich ist dagegen jene so zu sagen kunstmäßige Anschauungsfähigkeit freilich, weil eingeboren, noch keine That. Aber durch sie entsteht „ein künstlerisches Bewußtsein, in dem Alles, wodurch die Erscheinung dem Menschen bedeutend werden kann, zurücktritt vor dem, wodurch sie eine rein um ihrer selbst willen verfolgte anschauliche Auffassung werden kann". Darum ist die künstlerische Weltanschauung kein Luxus der Civilisation, wie man mitunter sagen hört, sondern ein machtvoll fortbildendes Element des Culturlebens. Im Hervorbringen dieses künstlerischen Bewußtseins erfüllt sich das Geistesleben des Künstlers, es ist seine künstlerische Thätigkeit, sein eigentliches Schaffen; dagegen die Hervorbringung des Kunstwerkes nur ein äußeres Resultat, eine ihm nothwendige Ausdrucksform seines künstlerischen Weltbewußtseins auf dessen Höhepunkten. „Das Kunstwerk ist also nicht die Summe der künstlerischen Thätigkeit des Individuums, sondern ein bruchstückartiger Ausdruck für etwas, was sich in seiner Gesammtheit nicht ausdrücken läßt . . . . Im Kunstwerk findet die gestaltende Thätigkeit ihren äußeren Abschluß, der Inhalt des Kunstwerkes ist nichts anderes, als die Gestaltung selbst." Bemerkt doch auch schon Goethe, daß, wie es exacte Wissenschaften gebe, so gleichfalls eine „exacte sinnliche Phantasie" erst die eigentliche Kunst denkbar mache.

Mit solchen Voraussetzungen vor das Kunstwerk gestellt, kann man sich allerdings „nicht verhehlen, daß wir uns vor einer im Grund unlösbaren Aufgabe befinden". In diesem höchsten Sinn ist das Kunstwerk unergründlich. Den Zugang

zu dessen Beurtheilung und Genuß gewinnt man erst durch die Fragstellung, „wie es aus dem künstlerischen Bewußtsein habe hervorgehen können". Indem man nun dabei erkennt, daß man die Welt auch noch „in ganz anderem Sinne besitzen kann, als sie uns vordem zu eigen geworden", kann man sich versichert halten, dem innersten Wesen des Kunstwerks nahe genug zu treten, um ihm verständnißvoll gerecht zu werden. Was aber die sachliche Beurtheilung betrifft, so zeigt sich uns darin der Weg dazu und die Methode dafür, daß eben die Kunstleistungen sich nach ihrem Inhalt nicht „vor dem reflectirenden Verstand zu rechtfertigen" haben, sondern in jedem individuellen künstlerischen Bewußtsein und in jedem Zeitalter „immer von Neuem einer Sphäre entstammen, die der Einwirkung der Reflexion unzugänglich bleiben muß". Der Beurtheiler muß sie als etwas „Gegebenes, in sich Berechtigtes" hinnehmen. Das Urtheil darf sonach vor Allem die künstlerische Geistesbedeutsamkeit des Werkes nicht mit dessen anderweitiger Beschaffenheit verwechseln. Dadurch stellt er sich schon auf den Standpunkt, Gebiet, Inhalt und Wesen der künstlerischen Erscheinungen einem aprioristischen Gesetzcodex nicht zu unterwerfen.

Wenn aber solchermaßen nur ein einzig wahrhaft innerliches und geistig productives Verhältniß der Allgemeinbildung zur Kunst anerkannt werden kann, so begründet doch noch nicht „ein vielfacher Antheil der Kunst an der geistigen Cultur eine künstlerische Geistescultur". Im Gegentheil, eminent wissenschaftliche Epochen sind nicht selten eminent unkünstlerisch. Die Kunst verfällt dann der Mittelmäßigkeit und fördert keinen nennenswerthen geistigen Fortschritt. Aber „der künstlerische Trieb ist ein Erkenntnißtrieb, die künstlerische Thätigkeit eine Operation des Erkenntnißvermögens, das künstlerische Resultat ein Erkenntnißresultat". Und so werden auch immer Epochen wiederkehren, in denen die künstlerische Weltauffassung ihr Banner siegreich neben dem der exacten Wissenschaftlichkeit dem Culturleben voranträgt.

Die Ausstellung wissenschaftlicher Apparate in London.

I.

London, im Juni 1876.

Die Ausstellung ist am 13. Mai durch Ihre Majestät die Königin Victoria eröffnet worden. Die Gruppirung der Ausstellung hat nach Gegenständen stattgefunden, ohne Rücksichtnahme auf die Nationalität des Ausstellers, so daß ähnliche Apparate aus verschiedenen Ländern neben einander gestellt sind. Man findet alle Mikroskope, alle Theodolite zusammen, was natürlich die Vergleichung und das Studium ungemein erleichert. Die Ausstellung enthält weit über 6000 verschiedene Gegenstände, da manche der 4576 Nummern des Katalogs zwanzig, fünfzig, hundert Objecte umfassen. Die „Pall Mall Gaz." hat ausgerechnet, daß, wenn man einem jeden Gegenstand nur eine Minute lang seine Aufmerksamkeit schenken wollte, hundert Stunden oder 12½ Tage, jeder von 8 Stunden ununterbrochener Arbeit, erforderlich sein würden, um alle diese Wissensschätze nur flüchtig zu besichtigen. Aber in allen Gruppen befinden sich neue Apparate, die selbst von dem erfahrenen Fachmann Tage langes Studium verlangen. Danach will es scheinen, als sei die Zeit für die Ausstellung bis Ende September zu kurz bemessen.

Die frühesten Beobachtungsinstrumente, die ersten schüchternen Versuche des wissenschaftlichen Experimentes und die großartigen modernen Beobachtungs- und Versuchsapparate, in denen die feinsten und geheimnißvollsten unter den der Natur abgelauschten Gesetzen zur Anwendung kommen: sie alle sind in der Sammlung vor unsern Augen. Wenn wir nur die Instrumente in Betracht ziehen, deren Datum sicher ist, so haben wir eine Geschichte von 531 Jahren wissenschaftlicher Arbeit vor uns, in welcher kaum eine wichtige Lücke zu finden ist. Das älteste datirte Instrument ist ein Astrolabium vom Jahre 1345; der neueste Apparat ist vielleicht derjenige, welchen Hr. Prof. Hofmann zur Veranschaulichung der größten Dichtigkeit des Wassers angegeben hat. Dazwischen begegnen wir originalen Instrumenten von Tycho de Brahe, Jansens, Galilei, Otto von Guericke, Torricelli, Boyle, Hooke, Bradley, Huyghens, Newton, Tobias Mayer, Papin, Musschenbrock, Black, Cavendish, Priestley, Lavoisier, Dalton, Ampère, Watt, W. Herschel, Gay-Lussac und anderen Männern, die vor dem Beginn unseres Jahrhunderts geboren wurden. In Bezug auf die wissenschaftlichen Leistungen des gegenwärtigen Jahrhunderts können wir sagen, daß dieses ebenso gut vertreten ist. Es finden sich Apparate, die mit Namen verknüpft sind wie Babbage, Faraday, Tyndall, Frankland, Lockyer, Sir W. Thomson, Livingstone; wie Arago, Dumas, Regnault, Foucault, Berthelot, Jamin; wie Gauß, Wilh. Weber, Helmholtz, Kummer, Wöhler, Bunsen, Hofmann, Gebrüder Siemens, Reuleaux, und man könnte in der Ausstellung wol noch mehr Namen neuerer Zeit auffinden, deren Ruf weit verbreitet ist.

Es war keine leichte Aufgabe, die mehreren tausend Ausstellungsgegenstände in die zwanzig verschiedenen Gruppen unterzubringen, die eben so viel verschiedene Wissenschaften repräsentiren. Bisweilen beanspruchen mehrere Wissenschaften ein und denselben Apparat. Es ist indeß den ausgezeichneten Kräften, welche sich mit der Eintheilung und Aufstellung der Gegenstände befaßt haben, gelungen, diese große Summe von Intelligenz, Geschicklichkeit und Fleiß in übersichtlicher und correcter Weise anzuordnen. Hierbei ist noch besonders hervorzuheben, daß der vortreffliche Director des South Kensington Museums, Hr. Cunliffe Owen, in zuvorkommendster Weise alle erdenklichen Hilfsmittel zur Verfügung gestellt hat und noch stellt, um der Ausstellung in kurzer Frist ihre gegenwärtige befriedigende Gestalt zu geben und sie zu erhalten.

Wir wollen die etwa eine englische Meile langen Ausstellungsräume durch den am meisten benutzten Haupteingang betreten und bei den folgenden allgemeinen Schilderungen nach geographischer Ordnung vorgehen. Eine Gallerie, deren Wände mit den Portraits hervorragender englischer Männer der Wissenschaft geschmückt sind, führt uns zunächst zu einem Theil der permanenten Apparaten-Ausstellung des South Kensington Museums und sodann alsbald in den für Apparate, die zu Lehrzwecken dienen, bestimmten Saal. Hier, wir können es mit Genugthuung sagen, nehmen die deutschen Aussteller den ersten Rang ein. Auch das Pädagogische Museum von Rußland hat hier eine vorzügliche Ausstellung veranstaltet.

Sodann gelangen wir in eine Halle, in welcher sich die Entstehung und Entwickelung der Dampfmaschine in historisch außerordentlich merkwürdigen Gegenständen veranschaulicht findet. Am meisten fesseln hier die Aufmerksamkeit Papin's ehrwürdiger Dampfcylinder, der aus Kassel geschickt worden ist, und Stevenson's erste Locomotiven „Rocket" und „Puffing Billy". Hieran schließt sich ein wohlgefüllter Saal, der für den Techniker wol die größte Anziehungskraft ausübt; er enthält Modelle, Maschinen und Zeichnungen, welche alle der angewandten Mechanik angehören.

Die jetzt folgende Reihe von Zimmern ist der Schiffsbaukunst, dem Marine-Ingenieurwesen und der Leuchtthurm-Construction gewidmet.

Hier wird der Zusammenhang der Ausstellung unterbrochen durch Hrn. Frank Buckland's Sammlung von Fischen, Seethieren und Geräthschaften zum Fang derselben. Die Sammlung ist höchst merkwürdig, bildet aber kein Glied der Ausstellung.

Wir gelangen nun in die westlichen Gallerien, deren erster großer Raum die Gruppen Magnetismus und Elektricität (Gruppe IX und X des Katalogs) umfaßt. Dieser Saal ist vielleicht auf den ersten Blick der verwirrendste, weil er am meisten angefüllt ist und in einem Anbau Dampfmaschinen thätig sind, um einige elektro-magnetische Maschinen in Bewegung zu setzen. Auch einige nicht-elektrische Apparate benutzen hier die Dampfkraft, nämlich Pictet's Eismaschine und zwei Apparate, die für den Buchdruck von großer Wichtigkeit sind, eine Letternsetzmaschine und ein Apparat zum Auseinandernehmen des Satzes. Wir werden bei Gelegenheit auf die Gegenstände zurückkommen.

Jetzt begeben wir uns weiter in den Saal, welcher geometrische Modelle und Instrumente enthält. In diesem Saal befindet sich auch die großartige Sammlung kinematischer Modelle, welche, von dem Director der Gewerbeakademie in Berlin, Herrn Reuleaux, ausgestellt, geradezu einzig in der Welt ist.

Die nächste Gruppe, zu der wir gelangen, ist die der Arithmetik, die erste Gruppe im Katalog. An complicirten Rechenmaschinen vorbei kommen wir zu der Gruppe „Maße". Diese sehr reichhaltige Abtheilung zeigt Apparate zur Messung der Länge, der Fläche, des Volumens, der Masse, der Geschwindigkeit, des Moments, der Kraft, der Arbeit, der Winkel, der Zeit. Hieran schließt sich passend das der Astronomie (Gruppe XI) gewidmete Zimmer, das insofern auch einen ästhetisch angenehmen Eindruck macht, als in der Mitte die Büste Galilei's, umgeben von seinen Instrumenten, von der italienischen Commission aufgestellt worden ist. Die meteorologischen Sammlungen (Gruppe XIV) in demselben Saale sind sehr vollständig, bieten aber natürlich nicht so viel historisches Interesse dar, wie einige der astronomischen Apparate.

Durch eine ausgezeichnete Sammlung von Theodoliten und Vermessungsinstrumenten gehend, gelangen wir in die eine Treppe höher gelegenen Räume und zunächst in den der Geodäsie und Geographie gewidmeten Saal. Die Wände sind vollständig mit großen, zum Theil in höchster Vollendung ausgeführten Karten bedeckt.

Weiter führt der Weg durch „Geologie und Bergbau" zu „Mineralogie und Krystallographie", wo sich eine Reihe von Goniometern, Krystallmodellen, sowie von mineralogischen und petrologischen Naturkörpern vorfinden. Die paläontologischen Sammlungen haben eine sehr bemerkenswerthe Reihe tertiärer fossiler Pflanzen aufzuweisen, das Resultat eines fast dreißigjährigen Forscher- und Sammelfleißes des ausgezeichneten Grazer Botanikers von Ettinghausen.

Jetzt gelangen wir in den der Physiologie gewidmeten Raum, in welchem sich die Mikroskope und eine Fülle interessanter Apparate und Präparate finden.

Hieran schließt sich ein großer Saal, der für die sogenannten Conferenzen bestimmt ist.

Das Conferenzzimmer verlassend, treten wir in den Saal, welcher die chemischen Apparate und Präparate enthält. Unter letzteren ist die von der Deutschen chemischen Gesellschaft geschickte Sammlung, welche nicht nur zahlreiche, aus wissenschaftlichen Untersuchungen hervorgegangene chemische Körper, sondern auch technisch wichtige Chemikalien in besonders schöner Form aufweist, recht bemerkenswerth.

Der letzte große Saal ist angefüllt mit Gegenständen, welche sich auf die Wärme, das Licht, den Schall beziehen, sowie mit den zahlreichen Apparaten, welche man in die Gruppe „Molecularphysik" gebracht hat und weist eine Fülle sinnreicher und geschickt ausgeführter Apparate auf. Am Schluß unserer Wanderung gelangen wir in das Treppenhaus, wo sich auch noch wissenschaftliche Apparate finden, u. A. ein mit Glycerin gefülltes Barometer von über 30 Fuß Höhe.

Der Katalog ist zu einem Buche geworden, welches weit mehr enthält, als eine bloße Aufzählung der ausgestellten Gegenstände. Durch die zahlreichen Beschreibungen, welche, in der Regel von der Hand der Aussteller selber herrührend, die Bezeichnungen der Objecte begleiten, wird der Katalog zu einem hervorragenden wissenschaftlichen Werk, das als Nachschlagebuch noch für lange Zeit nicht ohne Werth sein wird, auch für Diejenigen, welche die Ausstellung nicht besucht haben. Die erste Ausgabe des Katalogs mußte sehr eilig hergestellt werden und ehe die große Masse der russischen und französischen Gegenstände angelangt war; sie enthält deshalb viele Irrthümer und ist incomplet. Die zweite, in den nächsten Tagen erscheinende Ausgabe wird einen Band von etwa 1000 Seiten bilden. Die Eintheilung des Katalogs folgt der ursprünglichen Classification, ist also nicht diejenige Ordnung, in welcher unsere Wanderung durch die Gallerien unternommen wurde.

Um die Ausstellung so nützlich als möglich zu machen, ist die englische Commission nicht bei Herstellung der Kataloge stehen geblieben, sondern es ist auch noch ein „Handbuch" erschienen, zu welchem hervorragende Männer der Wissenschaft Aufsätze geschrieben haben, welche die Geschichte der verschiedenen Wissenszweige, die Hauptentdeckungen und Hauptanwendungen erörtern. Der Katalog sowol, wie das über 400 Seiten zählende Handbuch werden in dem Museum zu dem Preise von je 1 Schilling verkauft.

Das Handbuch enthält eine Einleitung, die von Sir Francis Sandford, dem Secretair des Council on Education, gezeichnet ist, und in welcher allen Denjenigen in England und den übrigen Ländern, durch deren Thätigkeit die Ausstellung in dieser vollendeten Form zu Stande gekommen ist, Anerkennung gezollt wird. Die wissenschaftlichen Beiträge werden eröffnet durch einen Aufsatz von Hrn. Clerk Maxwell, betitelt „Allgemeine Betrachtungen in Bezug auf wissenschaftliche Apparate". Dann folgt Hr. H. J. S. Smith mit Aufsätzen über „Arithmetische Instrumente" und „Geometrische Instrumente und Modelle". Hr. W. K. Clifford hat Abhandlungen über „Instrumente, welche bei Messungen gebraucht werden" und über „Instrumente, welche die Kinematik, Statik und Dynamik erläutern", geliefert. Dann folgen Aufsätze von Herrn Guthrie und Herrn Clerk Maxwell über „Molecularphysik"; von Herrn W. H. Stone über „Akustische Instrumente"; von Herrn W. Spottiswoode über „Optische Instrumente"; von Herrn Abney über „Photographische Druckverfahren"; von Herrn Tait über „Instrumente, die bei Untersuchungen über Wärme benutzt werden"; zwei Aufsätze von Herrn Carey Foster über „Magnetische Apparate" und „Elektrische Instrumente"; von Herrn Norman Lockyer über „Astronomische Instrumente"; von Herrn Goodeve über „Angewandte Mechanik"; von Hrn. M. Leod über „Chemische Apparate und Producte"; von Hrn. R. H. Scott über „Meteorologische Instrumente". „Geographische Instrumente", „Geographische Karten", „Arktische Karten", „Karten von Indien" sind Aufsätze, die von Hrn. Clemens Markham, „Antarkische Karten", eine Abhandlung, die von Hrn. J. E. Davies verfaßt worden ist. Hr. Geikie behandelt „Geologie"; Hr. Warington Smyth „Apparate, die beim Bergbau gebraucht werden". Hr. N. Story Maskelyne hat über „Krystallographie und Mineralogie", Hr. Huxley über „Instrumente, die in physiologischen Unternehmungen verwendet werden" und Hr. H. C. Sorby über „Mikroskope" geschrieben.

Sowol von dem Katalog, als auch von dem Handbuch

werden in kurzer Frist deutsche Ausgaben erscheinen, deren Herausgabe der General-Secretair des deutschen Ausstellungscomités, Hr. Rud. Biedermann, unternommen hat.

Außer diesen beiden werthvollen Büchern tragen noch viel zu Unterrichtung des Publicums die oben erwähnten Conferenzen bei; dies sind Vorträge über Gegenstände aus den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, die zu dem Zweck in fünf Sectionen eingetheilt wird. Die Vorträge werden meistens durch Vorzeigung von Apparaten aus der Ausstellung und durch Experimente erläutert; oft haben sie auch den alleinigen Zweck der Beschreibung und Erklärung neuer Apparate. Sie können in englischer, französischer oder deutscher Sprache gehalten werden. Es sind bereits höchst bedeutende Mittheilungen gemacht worden, und wir werden in späteren Briefen auf dieselben zurückkommen.

Eine zweite Reihe von Vorlesungen wird demnächst in den Abendstunden eröffnet werden, um in mehr populärer Weise ein größeres Publicum mit den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft, wie sie sich in der Ausstellung darstellen, bekannt zu machen.

— **Wie bestatten wir unsere Todten?** Eine Zeitfrage beantwortet von Dr. phil. **Eduard Weber**, Pfarrer in Hosterwitz. Leipzig, 1876. Verlag des Vereinshauses.

Die Frage, die das Thema der vorliegenden Schrift bildet, ist der allgemeine Ausdruck für die specielle Frage: ob Grab oder Urne, ob begraben oder verbrennen? und mit Rücksicht auf das zweite Glied dieses Gegensatzes könnte man versucht sein, dieselbe im buchstäblichen Sinne des Wortes eine **brennende** Frage zu nennen. Im gewöhnlichen Sinne des Wortes als eine Zeitfrage, die dringend der Entscheidung und Erledigung harrt, ist sie es offenbar nicht. Die Idee der Leichenverbrennung, oder, wie man sich neuerdings gelinder und gewählter auszudrücken pflegt, der „Feuerbestattung", ist durchaus ein Kind der Reflexion, die sich einseitig mit antiken Anschauungen befreundet und in demselben Maße dem allgemeinen Denken entfremdet hat; unserem Volke ist die Idee total fremd, und nachdem bis vor wenigen Jahren Alles davon geschwiegen, wird neuerdings eine künstliche Begeisterung dafür zu erwecken gesucht.

Eine gründliche und eingehende Erörterung der Frage wird in vorliegender Schrift geboten. Nirgends ist bisher der Gegenstand so nahezu erschöpfend und dabei so sinnig und ansprechend, zugleich mit so ruhiger Unbefangenheit, sine ira et studio, behandelt worden, als in dieser kleinen, aber inhaltsreichen Schrift aus der Feder eines Mannes von reicher, vielseitiger Bildung und zugleich einem warmen Herzen für des Volkes Wohl und des Volkes Sitte, in dessen unmittelbarem Dienste sein Amt steht.

Das Ganze gliedert sich in drei Abschnitte. Der **erste** Abschnitt behandelt die **geschichtliche** Seite der Frage und giebt eine interessante Uebersicht über die Bestattung der Todten zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern auf Grund sorgfältiger Studien, bei denen dem Verf. ein vor langer Zeit, schon im Jahre 1849 von **Jacob Grimm** über das Verbrennen der Leichen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltener, nicht besonders abdruckter Vortrag als Wegweiser gedient hat. Das Resultat der geschichtlichen Untersuchung ist, daß die Sitte des Begrabens die älteste ist und das Verbrennen sich vorzugsweise bei kriegerischen Nomaden, das Begraben bei seßhaften und Ackerbau treibenden Völkern findet, und daß sich bei denselben Völkern die Bestattungsweise, die mit ihrer gesammten sittlichen und religiösen Anschauung eng zusammenhängt, mit den Wandlungen der Geschichte ändert; das Verbrennen ist das Vorherrschende bei den Heiden des Alterthums, während die **Juden, Christen** und **Muhamedaner** es allezeit verschmäht haben; von den jetzt lebenden Heidenvölkern verbrennen außer den Hamiten nur die brahminischen Inder die Leichen.

In einem **zweiten** Abschnitt wird speciell die moderne **Leichenverbrennung**, deren Gedanke von Italien und von der Schweiz aus nach Deutschland verpflanzt worden ist, näher beleuchtet und zwar zunächst **vom Standpunkte der Gesundheitspflege** unter Berufung auf bedeutende einschlagende Autoritäten, vor allem auf das Urtheil eines der größten Chemiker Deutschlands, des Prof. Mohr in Bonn, der die schweren Vorwürfe, welche gegen unsere jetzige Bestattungsweise und gegen unsere Kirchhöfe als gesundheitsschädlich erhoben werden, aufs Nachdrücklichste zurückweist. Sieht sich doch selbst einer der eifrigsten Vertheidiger der Leichenverbrennung, Dr. Baginsky in Berlin, genöthigt zu bekennen: „Auf die Frage, ob irgendwo nachgewiesen sei, daß die Anwesenheit eines Kirchhofs durch Entwickelung oder Verbreitung epidemischer Krankheiten direct schädlich geworden sei, muß ich offen gestehen, daß dieser Nachweis noch nicht gegeben ist, und obwol ich die Literatur über diesen Gegenstand nach Möglichkeit durchblättert habe, war ich doch nicht im Stande, auch nur **einen einzigen** sicher beweisenden Fall zu entdecken." Weiter macht der Verfasser der materialistischen Zeit die Concession, daß er ausführlich auf die Frage des **Kostenpunktes** eingeht und seine Leser auch darüber beruhigt, obgleich man doch wahrlich von einem Geschlecht, das ein so starkes Bewußtsein von seiner Cultur hat, wie das unsere, erwarten sollte, daß es in der Pietät gegen seine Todten nicht hinter Völkern und Zeiten von viel niedrigerem Bildungsstandpunkte werde zurückbleiben und nicht auch noch bei Ausübung dieser Pflicht einen egoistischen Calcül anlegen wollen. Es ist eine wirkliche Schmach auf ein Zeitalter des Culturkampfes, wenn überhaupt berechnet werden darf, wie viel für den Volkswohlstand den Lebenden verloren geht, wenn den Todten ein relativ noch immerhin mäßiger Platz zu ihrer Ruhestätte eingeräumt wird. Nachdem so die Angriffe gegen die übliche Beerdigungsweise abgewehrt sind, führt der Verfasser seinerseits die gegen das Verbrennen von Seiten **der Criminaljustiz und der anatomischen Studien** zu erhebenden Bedenken ins Feld — eine Seite der Sache, gegenüber welcher sich die Vertheidiger der Leichenverbrennung in großer Verlegenheit befinden, so sehr, daß Einer derselben den wunderlichen Vorschlag gemacht, daß man, um eine Untersuchung im Fall der Vergiftung zu ermöglichen, von allen Leichen, die verbrannt werden, mehrere Jahre hindurch die — **Magen** aufbewahre! Difficile est, satyram non scribere.

Besonders ansprechend ist der **dritte Abschnitt** der Schrift: „Die Feuerbestattung und das Erdengrab nach ihrer **ästhetischen und religiösen Bedeutung.**" Unsre innerste Empfindung sträubt sich gegen den Gedanken, einen geliebten Todten, der unserm Herzen nahe und theuer war, in kürzester Frist zur Asche verglühen zu lassen, als könnte man ihn nicht schnell genug aus der Welt schaffen, während es uns vielmehr natürlich ist, ihn dem naturgemäßen Proceß der Verwesung in geheimnißvoller Stille zu überlassen. Eine besondere Schwierigkeit entsteht bei der Feuerbestattung auch durch die Frage, an welcher Stelle die Leichenfeier und die religiösen Bräuche verrichtet werden sollen, ob vor der Verbrennung, wenn die Leiche in den Glühofen hineingeschoben wird, oder nach der Verbrennung, nach einer langen peinlichen Pause von über einer Stunde, während welcher der Leichnam zur Asche verglüht. In beiden Fällen wird das Gefühl unleugbar verletzt. Sehr treffend ist das Wort, das nach der ästhetischen Seite der Frage hin **Jacob Grimm** ausspricht, wenn er, der tiefe, verständnißvolle Kenner des Alterthums, bei aller Würdigung der antiken Anschauungen doch erklärt: „Wir können nicht wieder zu den Gebräuchen

ferner Vergangenheit umkehren, nachdem sie einmal seit langer Zeit abgelegt worden sind. Sie stehen jetzt außer Bezug auf unsere übrige eingewohnte Lebensart und würden, neu eingeführt, den seltsamsten Eindruck machen." Höher noch als das ästhetische Moment steht das religiöse. Wenn es nun auch vom dogmatischen Standpunkte als solchem gleich ist, ob begraben oder verbrennen, da die Hoffnung auf die Auferstehung an das Erdengrab nicht gebunden ist, so würde doch für das religiöse Leben eine empfindliche Schädigung entstehen, wenn eine Sitte alterirt würde, die mit dem Glaubensleben des Volkes, mit dem christlichen Ideen- und Anschauungskreis, mit der Poesie unseres Volkes und nicht blos der kirchlichen, sondern auch der Profandichtung in ihren edelsten Repräsentanten verwachsen ist, wie dies der Verf. treffend ausführt. (Beiläufig möchten wir hierbei auf eine wenig bekannte Sammlung von Gedichten aufmerksam machen, auf die „Kinder-Todten- und Kinder-Grablieder" Fr. Rückert's, die derselbe in einer Zeit schwerer Verluste, als ihm kurz nacheinander vier Kinder am Scharlachfieber starben, gedichtet hat und die erst im Jahre 1872 erschienen sind, Lieder, die auch aufs Sinnigste unsere Bestattungsweise deuten.) Bei allem Widerspruch, den der Verf. gegen die Leichenverbrennung erhebt, dankt er doch am Schlusse seinen Gegnern dafür, daß sie auf die Mängel unserer jetzigen Bestattungsweise aufmerksam gemacht haben, und sieht in deren Beseitigung mit Recht einen indirecten Nutzen der Agitation für die Feuerbestattung. Er spricht in dieser Richtung folgende Desiderien aus: obligatorische Leichenschau; Verbesserung unserer Einrichtungen und Anstalten bezüglich der Aufhebung solcher Leichen, die bald aus ihrer Umgebung entfernt werden müssen; sorgfältige Wahl geeigneter Plätze für die Kirchhöfe und Verlängerung des Begräbnißturnus. Allen, welche sich ein selbständiges Urtheil über die beregte Frage bilden und nicht blos nach Sympathie und Antipathie, sondern aus verständigen Gründen heraus sich zu der Sache stellen wollen, empfehlen wir die treffliche, durchaus objectiv und doch keineswegs kühl gehaltene Schrift, deren reicher Inhalt zur Genüge aus dem Vorstehenden erhellen wird.

— Der in gänzlich neuer Bearbeitung vom Professor am kgl. sächs. stenogr. Institut zu Dresden, Heinrich Krieg, im Verlage von J. J. Weber in Leipzig soeben herausgegebene „Katechismus der Stenographie" behandelt im ersten Theile das Wesen, die Geschichte und Literatur der Stenographie unter exacter Benutzung der diese Materie berührenden, in Noten beigefügten Quellen. Von den, insoweit selbständig, speciell durch mustergiltige Schriftproben erläuterten Stenographiesystemen kam die größere Anzahl, wenn überhaupt, nur beschränkt und vorübergehend in Gebrauch. Dies gilt wesentlich auch von den meisten der in Deutschland publicirten, zum Theil fremden, auch den noch existirenden hauptsächlichsten deutschen Kurzschriftssystemen nachgebildeten oder an dieselben sich lehnenden, im Ganzen 79 verschiedenen hierher zu rechnenden Schriftarten. Als Quellen der einschlägigen Literatur werden u. A. Zeibig's Geschichte und Literatur der Geschwindeschreibekunst und das von Dr. Br. Rotter redigirte Jahrbuch der Schule Gabelsberger's namhaft gemacht. Der 63 Seiten umfassende zweite Theil wird in einer für Lehrer und Lernende sehr ansprechenden Form der bereits im ersten Abschnitt allgemein und vergleichsweise mit untergeordneten Concurrenzsystemen besprochenen deutschen Stenographie des genialen Müncheners Fr. X. Gabelsberger gewidmet, in Bezug auf welche zutreffend in dem Vorworte darauf hingewiesen wird, daß sie in Anerkennung ihres großen Werthes und ihrer Nützlichkeit für den allgemeinen schriftlichen Verkehr officiell in den höheren Lehranstalten von Oesterreich-Ungarn, Bayern und Sachsen eingeführt worden und ihre Einbürgerung in den Unterrichtsstätten Preußens ausweislich des vorstehend citirten Jahrbuchs in steter Zunahme begriffen ist. Die diesem Buche eigenthümliche Frag- und Antwortmethode, welche auch bei der speciellen Vorführung des Gabelsberger'schen Lehrgebäudes festgehalten worden ist, hat sehr viel Ansprechendes und gewährt dem Autodidakten namentlich eine fördernde Anregung, welche über manche in der Sache selbst liegende formelle Schwierigkeiten leicht hinweghilft. Der auf pantatypischem Wege bewirkte Eindruck der stenographischen Wort- und Satzbeispiele, welcher, wie die ganze Ausstattung des nur 2 M. R.-W. kostenden Buches außerordentlich sauber ausgeführt ist und die meisterhaften Schriftzüge des Autors getreu wiedergiebt, erweist sich für das Verständniß und die unmittelbare geistige Verarbeitung des in empfehlenswerther Weise dargebotenen Stoffes zweckdienlich. Wegen Erfüllung der Hoffnung einer freundlichen Aufnahme seiner Arbeit darf sich der unter den Fachautoritäten eine der ersten Stellen einnehmende Herr Verfasser keine Sorge machen.

— Von Otto Hübner's „Statistischer Tafel aller Länder der Erde" ist soeben (Frankfurt a/M., im Verlage von Wm. Rommel) die neueste und damit die 25. Auflage, der 25. Jahrgang dieser überaus nützlichen Arbeit erschienen, welche damit ihr 25jähriges Jubiläum begeht. Die Tafel erschien zuerst 1851 in weit kleinerem Format und hat allmälig an Umfang, Inhalt, Brauchbarkeit und Verbreitung immer zugenommen. Auch im Auslande fand dieselbe große Anerkennung, wie die Uebersetzungen in alle Sprachen der gebildeten Welt belegen. Dieser Erfolg ist wohl verdient, da der Herausgeber sorgfältig bemüht blieb, alle im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen der Grenzen der Staaten sowie die neuesten Ermittelungen ihrer Volkszahl, die Veränderungen im Stande ihrer Finanzen, ihres Münzwesens, von Maß und Gewicht, ihrer Armeen und Flotten, auch der Handelsflotten, ihrer Handelsbilanzen u. s. w. der Tafel einzuverleiben, die somit an Inhalt und Werth beständig gewonnen hat.

— Zur Feier des 700jährigen Bestehens der sächsischen Berghauptstadt Freiberg ist soeben das 12. Heft der „Mittheilungen von dem Freiberger Alterthumsvereine" in der Gerlach'schen Buchdruckerei daselbst, und zwar, als Festgabe besonders reich und werthvoll ausgestattet, erschienen. Voran steht eine historische Skizze über Kunz v. Kauffungen, von Otto Coith, Vicepräsidenten des k. sächs. Appell.-Ger. zu Zwickau, in welcher, unter Benutzung der bereits im Jahre 1855 erschienenen urkundlichen Quellen von Schäfer und Gersdorf, auch neuere Nachrichten aus den durch Unterstützung des bayerischen Regentenhauses erschienenen fränkischen Städtechroniken herbeigezogen und zu einer Vorgeschichte des sächs. Prinzenraubes zusammengestellt worden sind, welche die gedachte Begebenheit vom juristischen Standpunkte aus in neuer, unparteiischer und sehr anziehender Weise behandelt. Sodann folgt: Kleine Chronik von Freiberg, als Führer durch Sachsens Berghauptstadt und Beitrag zur Heimathkunde, von Stadtrath Gerlach in Freiberg, eine für Schule und Haus werthvolle Festgabe, mit der an dem Verfasser gewohnten Gründlichkeit und Umsicht bearbeitet und mit Illustrationen ausgestattet. Auf 104 Seiten findet man hier das Wichtigste aus der Geschichte, Topographie und Statistik Freibergs, sowie gründliche Nachrichten über das geistige und geschäftliche Leben der Bewohner, über Behörden, Sammlungen 2c. Ein Sagenkranz und ein Führer durch die alte Bergstadt und ihr Berg- und Hüttenwesen schließt die interessante Schrift.

— In vier Bänden ist bei J. J. Weber in Leipzig eine zweite vermehrte Ausgabe der „Dramatischen Werke" von Peter Lohmann herausgekommen. Der erste Band enthält die Trauerspiele Masaniello, Essex und Savanarola, sämmtlich in 5 Aufzügen, der zweite die Trauerspiele „Die letzten Mauren" und „Appius Claudius" sowie ein Schauspiel „Der Schmied in Ruhla" nach der bekannten Sage aus dem 12. Jahrh. Der dritte Band enthält ein Trauer-

spiel „Karl Eduard I." in 2 Theilen zu je 5 Aufzügen und zwei Dramen, der vierte Band sechs Gesangsdramen. Es sind das Producte langjähriger Thätigkeit, von denen unseres Wissens keines auf der Bühne heimisch geworden ist. Die Sprache ist meist gewählt, entbehrt aber der Kraft und die Disposition der gewählten Stoffe ist meist nicht glücklich.

— Das erste Juni-Heft von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: Zur innern Geschichte Preußens seit 1866. Von H. B. Oppenheim. I. — Die deutsche Rechtschreibungsconferenz. Von Wilhelm Buchner. — Das österreichische Herzogthum Krain. Von Franz Titzenthaler. — Die culturgeschichtliche Literatur der letzten zwanzig Jahre. Von Otto Henne-Am Rhyn. II. — Chronik der Gegenwart: Todtenschau. Politische Revue.

— Die Zeitschrift: „Ueber Land und Meer" bringt unter der Ueberschrift: „Wohin reisen wir im Sommer?" eine Reihe von Artikeln, in denen einer der gründlichsten Kenner der deutschen Alpenwelt, Heinrich Noë beachtenswerthe Winke und Rathschläge für Sommerausflüge giebt, die wir hiermit unsern Lesern warm empfohlen haben wollen. Der Verfasser macht nämlich auf Gegenden aufmerksam, welche durch verschiedene im Laufe der letzten Jahre ausgebaute Eisenbahnlinien und die damit wesentlich erleichterte Zugänglichkeit der Touristenwelt im eigentlichsten Sinne des Wortes erst erschlossen worden sind. Namentlich gilt dies von den vermittelst der Pusterthalbahn zugänglich gewordenen Parthieen der unvergleichlichen Dolomitenwelt des Ampezzothales und den an Naturschönheit mit hochrenommirten Schweizer Landschaften erfolgreich wetteifernden Gegenden Kärnthens. Den bei Villach gelegenen Dobratsch oder die Villacher Alpe stellt Noë hinsichtlich der Schönheit und Reichhaltigkeit der Aussicht dem Rigi an die Seite, ja er übertrifft den letzteren seiner Meinung nach an Abwechslung. Die Ersteigung dieses Berges ist zudem sehr leicht, da ein sehr bequemer Reitweg auf denselben führt; überdies ist durch ein großes Actienhotel oben, in welchem sich sogar, wie der Verfasser beifügt, „unerhört in den deutschen Alpen", ein Telegraphenbureau befindet, auch für jenen Comfort des Lebens gesorgt, welcher in Tirol, ganz besonders aber im bayrischen Hochlande noch so sehr zu vermissen ist. Heinrich Noë weist mit Recht darauf hin, daß diesem Mangel selbst bescheidenen Comforts es zum großen Theil zuzuschreiben ist, wenn die Naturschönheiten der deutschen Alpenwelt, namentlich im Vergleich mit der Schweiz, noch vielfach unterschätzt werden. Er gedenkt in dieser Beziehung beispielsweise des Walchensees, den er als „Bayerns schönsten Gebirgssee" bezeichnet, mit dem Hinzufügen: „Wäre dieses Prachtstück in der Schweiz, so befänden sich ringsherum, namentlich aber am Nordufer, welchem die schönen Aussichten zukommen, viele Wohnstätten, Pensionen und dergl. Jammerschade ist es, daß die Anstalten dieser Art am Walchensee (es sind deren zwei) durchweg nach mehr als einer Richtung hin fast Alles zu wünschen übrig lassen, so daß die Gestade des Sees, welche der schönste Aufenthaltsort in den bayrischen Bergen wären, zum Zweck einer Sommerfrische fast ganz und gar außer Betracht gezogen werden müssen." Die eine dieser Anstalten, das Gasthaus zur „Post" in Walchensee, hat Schreiber dieser Zeilen selbst kennen gelernt und kann aus eigener Erfahrung das abfällige Urtheil Noë's bestätigen. Vor diesen Etablissements, namentlich aber vor Benutzung der dortigen Post als Lohnfuhrwerk sei hiermit, wenn man nicht maßlosen Uebervortheilungen Preis gegeben sein will, in welcher Beziehung Schreiber dieser Zeilen sehr unliebsame Erfahrungen hinter sich hat, eindringlichst gewarnt. Es fehlt dem bayrischen Volksstamm, wie es scheint, gänzlich an jenem speculativen Unternehmungsgeist, der die Naturschönheiten der Schweiz so genußfähig zu machen versteht. Nur im Hinaufschrauben der Preise ist man mit der Zeit fortgeschritten und leistet hier mitunter geradezu Unglaubliches, ein Verfahren, das um so unverantwortlicher ist, als dabei keineswegs, wie es namentlich in der Schweiz fast durchgehends geschieht, Preis und Leistung in entsprechendem Verhältnisse stehen.

Friedrich Spee's Trutz Nachtigall, verjüngt von Carl Simrock. Heilbronn, Henninger 1876. 280 S. 8. Friedrich von Spee, der glaubensfreudige Jesuit, das „liebe fromme Kind", wie man ihn mit Recht genannt hat, starb in der bösen Zeit des dreißigjährigen Krieges (1635), und erst nach dem Friedensschlusse (1649) erschienen die Gedichte, die er Trutz Nachtigall genannt hatte, weil sie trotz dem Schlag der Nachtigallen hell und klar zum Lobe Gottes erschallen sollten. Und zum Preise seiner Werke setzen wir hinzu. Denn das bezeichnet Vilmar richtig als des Dichters besondere Eigenthümlichkeit, daß sich in seinen Liedern ein kindliches, tiefes, inniges Naturgefühl mit inbrünstiger Liebe zum Heilande vereinigt findet, als wäre in ihm ein alter Minnesänger mit einem evangelischen Liederdichter verschmolzen. Nach langer Verschollenheit, nicht nur bei den evangelischen, sondern auch bei den katholischen Glaubensgenossen, wurde Spee vor und bei dem Wiederaufblühen der deutschen Literatur in zwiefacher Hinsicht wieder entdeckt: von Leibnitz als erster Bekämpfer (lange vor Thomasius) der Hexenprocesse*), und von Friedrich Schlegel als Dichter. Auch Schlegel wollte ihn verjüngen, aber es geschah nicht mit Erfolg. Die vorliegende Verjüngung von dem als Dichter wie als Nachdichter unablässig thätigen Simrock giebt dem Leser über die bei der Nachbildung befolgten Grundsätze keinerlei Aufschluß. Es sei daher gestattet, eine kurze Probe anzuführen (aus: Ein anderer Bußgesang eines zerknirschten Herzens). Der verlorene Sohn spricht:

alt:	verjüngt:
Will sprechen: O Du Vater fromm,	Will sprechen: O Du Vater fromm,
Laß fließen Gnad und Güte!	Laß fließen Gnad und Güte!
Zu Dir ich jedoch wiederkomm	Zu Dir ich stäts doch wiederkomm'
Und bin doch Dein Geblüte.	Und bin doch Dein Geblüte.
Bin zwar unwerth, mich Luft und Erd	Zwar ganz unwerth, daß Luft und Erd
In ihrem Schooß ertragen;	In ihrem Schooß mich tragen,
Doch zieh mich ein zun Knechten Dein,	Doch laß mich ein zu Knechten Dein,
Erbarm Dich meiner Klagen!	Erbarm Dich meiner Klagen!
Wer weiß, er möcht entgegengahn	Vielleicht entgegen geht er dann
Dem lang verlohrnen Kinde,	Dem lang verlornen Kinde,
Mich möcht mit Armen heften an	Mit Armen mich zu heften an
An seine Brust geschwinde.	An seine Brust geschwinde.
Wer weiß, ob nit mit schnellem Ritt	Wer weiß ob nicht sein Angesicht
Er schon zu mir kommt eilen,	Sich freundlich zu mir wendet:
Zwar seine Gnad ohn End bestaht,	Der Gnad ist viel, ohn' End' und Ziel,
Sich thut ohn Maas ertheilen.	Die er für Reue spendet.

*) Leibnitz kannte den Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, und dieser hatte in jungen Jahren noch Spee gekannt. Einmal fragte er ihn, wie es komme, daß er, noch so jung (Spee starb 44 Jahre alt), weißes Haar habe. „Das kommt daher", sagte Spee, „weil ich so viel Hexen habe müssen zur Richtstatt begleiten und habe unter allen keine gefunden, die nicht unschuldig gewesen." Diese seine im Kampfe mit dem auch ihm nicht fremden Aberglauben der Zeit allmälig gewonnene Ueberzeugung sprach er aus in der Schrift: Cautio criminalis seu de processu contra sagas liber, die er anonym 1631 in Rinteln erscheinen ließ. Die Anonymität schützte ihn nicht lange; vielfache Verfolgungen, selbst einen Mordversuch hatte er zu bestehen. Es ist also nur gerecht, wenn man dem überzeugungstreuen Jesuiten den Ruhm des ersten Bekämpfers der Hexenprocesse vindicirt. Er kämpfte mit Lebensgefahr, während Thomasius seinen späteren Angriff in aller Ruhe und Sicherheit ausführen durfte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 50. Donnerstag, den 22. Juni. 1876.

Zur Chronik des k. k. Burgtheaters in Wien.

Alle, die sich für das deutsche Theater und seine Geschichte ernstlich interessiren, haben an dem am 17. Februar dieses Jahres gefeierten Jubiläum des 100jährigen Bestehens des k. k. Burgtheaters regen Antheil genommen. Allerdings ist das „Wiener Hof- und Nationaltheater", wie es früher genannt wurde, nicht die älteste in Deutschland bestehende Schaubühne. Wer auch nur die erste Seite von Lessing's Dramaturgie gelesen, weiß, daß das erste deutsche Theater, welches sich selbst als ein stehendes ankündigte, zu Hamburg am 22. April 1767 eröffnet wurde, und das Generalprivilegium, auf dessen Grund Carl Theophilus Döbbelin dasjenige Unternehmen ins Leben rief, aus dem sich später das kgl. preußische Hoftheater zu Berlin entwickelte, trägt das Datum vom 23. März 1775. Auch war bereits 1769 in Hannover und 1775 in Gotha der Versuch, stehende Hoftheater zu begründen, gemacht worden. Die meisten dieser „Gründungen" hatten jedoch mit denen der Jahre 1871 ff. eine überaus kurze Lebensdauer gemein und auch das „Berliner Hoftheater" war anfänglich nur ein leerer Name und hebt, streng genommen, erst mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1786 an. Uebrigens hat auch das Burgtheater seine Vorgeschichte. Es knüpft dieselbe, wie beinahe bei allen älteren Theatern, an die Streitigkeiten zwischen der improvisirten Komödie, den Nachzüglern des alten Fastnachtsschwankes, und dem, im Grunde von Frankreich überkommenen regelmäßigen Schauspiele, — hier insbesondere an die Kämpfe, welche v. Sonnenfels, Heufeld a. A. gegen die Wiener Hanswürste, Weislern, Prehauser und Bernardon-Kurz führte, an den Tod der beiden Ersteren und an die Unternehmungen des Grafen Kohary an, aus denen Weilen auch den Stoff zu dem am 17. Februar zur Aufführung gelangten Festspiele entlehnt hat. Gleichwol ist es nicht etwa servile Liebedienerei, sondern richtiges Verständniß des wahren Sachverhaltes, wenn das Burgtheater seine Existenz nicht aus jenen Vorgängen, sondern aus dem Beschlusse des Kaisers Joseph II. ableitet, das regelmäßige recitirende deutsche Schauspiel, und zwar *als solches* — im Gegensatz sowol zur improvisirten Hanswurstkomödie, als auch zu Ballet und Oper, — in seinen kaiserlichen Schutz zu nehmen. Denn erst damit gewannen dramatische Poesie und Kunst an der schönen blauen Donau eine bleibende Stätte. Allerdings klingt es lächerlich genug, wenn Ed. Devrient seine bekannte Schrulle, daß das Theater den Schauspielern gehöre, dem Kaiser Franz Joseph andichtet und behauptet, schon dieser sei bereits davon ausgegangen, daß alle Künste, welche sich zur theatralischen Darstellung vereinigen, erst in der Schauspielkunst lebendig würden, daß sie die wesentliche Trägerin der ganze Dramatik sei, und daß also das Schauspiel von Schauspielern geleitet werden müßte. Im Gegentheil liegt das Reformatorische der kaiserlichen Entschließung offenbar darin, daß er das Theater als eine für die Verbreitung des guten Geschmackes und zur Veredlung der Sitten dienende Anstalt anerkannte, und daß es ihm deshalb in erster Linie *darum zu thun war, die Feststellung des Repertoires von der oberflächlichen Vergnügungssucht des Publicums und von dem Cassenerfolge unabhängig zu stellen.* Wenn er in den damaligen, in den Kämpfen für das regelrechte Schauspiel emporgewachsenen Schauspielern geeignete Träger dieser Tendenzen erblickte, und denselben daher einen unverhältnißmäßigen Einfluß auf die Leitung des jungen Kunstinstitutes einräumte, so zeigte sich hier, wie allerwärts, gar bald die Unzuträglichkeit der daraus hervorgehenden Folgen. Wie man auch über die Beantwortung der Frage denken mag, ob an irgend einem Orte Deutschlands ein Theater, welches Kunstzwecke verfolgt, bestehen könne, ohne von seinen Cassenerfolgen unabhängig gestellt zu sein, jedenfalls war dies in der Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts schlechterdings unmöglich. Selbst in dem reichen Hamburg, in welchem Koch und Eckhoff schon seit 1758 gewirkt und wo die Ackermann'sche Gesellschaft von 1763 ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte, gelang es erst in der zweiten Hälfte der 80er Jahre dem unablässigen Eifer und der vollendeten Kunst Fr. L. Schröder's, leidlich günstige Resultate zu erzielen, und auch dies meist dadurch, daß er Ballet und Oper zu Hilfe rief.

Der Entschluß Kaiser Joseph's, eine lediglich dem deutschen Schauspiel gewidmete Anstalt zu begründen und sowol die Auswahl der zu gebenden Stücke, als die Erwerbung namhafter Künstler von dem Cassenerfolge unabhängig zu stellen, das ist der Grundgedanke, welcher vor 100 Jahren das Burgtheater geschaffen, und die kaiserlichen Worte, mit denen er die auf ihn einstürmenden Klagen über den anfänglich mißlichen Besuch der Vorstellungen beseitigte:

„Nur so zu! Sie werden schon kommen!"

bezeichnen recht eigentlich den Kern der Sache.

Und die so geschaffene Anstalt hat ihre Aufgabe erfüllt und ihrem Ruhme gestanden bis auf den heutigen Tag.

Wol hat es auch für sie Zeiten gegeben, in welchen der Eifer ermattete, in welchen sich ein Abnehmen der vorhandenen Kräfte, ein Mangel an Energie der Leitung fühlbar machte, in welchen einseitige oder fehlerhafte Richtungen sich mehr als billig Geltung zu verschaffen wußten. Ganz besonders haben politische Rücksichten, und insbesondere hat bisweilen eine ängstlich-strenge, oft gradezu lächerliche Theatercensur schwer auf der Kunstanstalt gelastet. Es ist aber nun einmal in menschlichen Dingen nicht anders und auch Kunstanstalten machen hiervon keine Ausnahme. Ebbe und Fluth wechseln eben naturgemäß überall, namentlich und ganz besonders aber beim Theater, wo schon das Altern oder der zufällige Verlust einer einzelnen hervorragenden Kraft, ein Wechsel in dem Geiste der Zeit und Literatur einen, durch kein menschliches Ringen zu überwältigenden Einfluß ausüben muß. Wir wollen auch ebensowenig behaupten, daß nicht in den verflossenen hundert Jahren zeitweilig auch andere Bühnen einen gleichen oder auch bisweilen einen noch höheren Rang eingenommen hätten. Fällt doch in diesen Zeitraum Schröder's, Herzfeld's und Schmidt's Hamburger

Theaterleitung, v. Dahlberg's Mannheimer Entreprise, Goethe's und Schiller's Wirken in Weimar, die gemeinsame Thätigkeit von Fleck, Iffland und der Unzelmann-Bethmann in Berlin, Tieck's Einfluß auf das Theater zu Dresden, Küstner's Leipziger Theaterführung u. s. w. Meist sind das aber nur kurz vorübergehende, bisweilen nur durch ein zufälliges Zusammentreffen bewirkte Erscheinungen.

Wenn das Burgtheater von diesem Wechsel der Dinge und Zeiten weniger gelitten hat als alle anderen gleichartigen Institute, wenn es wenigstens niemals in seinen Grundfesten erschüttert worden und sich nach kürzeren oder längeren Pausen immer wieder auf einen höchst achtbaren Kunststandpunkt erhoben, so verdankt es dies allerdings zum Theil der großen Stadt, in der es sich befindet, dem frischen, leichtlebigen Wesen, dem poetischen Naturell der Süddeutschen, die gerade in diesem Capua der Geister auf ihrem Höhepunkte stehen dürften, verdankt es dies dem Glücke, welches der classischen Periode unserer Literatur am Donaustrande einen, leider im übrigen Deutschland lange nicht genug gewürdigten, fast bis in die Gegenwart reichenden Nachsommer beschied; — vor Allem verdankt es dies aber der kaiserlichen Municifenz und dem Geiste, welchen Joseph II. dem Institute eingehaucht und dessen Traditionen sich bis auf den heutigen Tag sowol in der Gunst des Hofes und Publicums, als auch in den Leitern und dem Personale der Anstalt wirksam erwiesen hat. Der Geist, welcher die Instruction dictirte, mit welcher ausgerüstet der Schauspieler J. H. F. Müller vom Herbst 1776 an „das Reich", wie man in Oesterreich, ominös genug, die übrigen Theile des deutschen Vaterlandes zu bezeichnen pflegte, zum Zwecke der Gewinnung geeigneter Kräfte bereiste und welche ihn namentlich auch anwies, sich mit Lessing in Verbindung zu setzen, hat sich in der That bis auf den heutigen Tag wirksam erwiesen. Er hat es vor Allem bewirkt, daß das deutsche recitirende Schauspiel niemals von anderen Künsten und Künsteleien verdrängt worden ist und daß das Burgtheater jeder Zeit die hervorragendsten Kräfte der deutschen Schauspielkunst an sich heranzuziehen und zu erhalten gewußt hat. So ist es gekommen, daß die Geschichte des Burgtheaters das Hauptmoment in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst ausmacht; ja dasselbe hat nicht selten den festen Mittelpunkt gebildet, von welchem aus sich die sinkenden Kunstbestrebungen wieder zu erheben vermochten. Die Ueberfülle hervorragender, in fast ununterbrochener Reihe auf jenen Brettern wirkender, wahrhaft künstlerischer Talente hat das dortige Schauspiel nicht nur von jener, sich anderwärts hervordrängenden, aller Kunst Hohn sprechenden, prosaisch nüchternen realistischen Richtung, als gleichzeitig auch von jenem ebenso leeren als aufdringlichen Virtuosenthum bewahrt, welches gegen die Mitte des laufenden Jahrhunderts die Kunstbestrebungen so manches deutschen Theaters niederhielt. In der That zeigt die Geschichte des Burgtheaters, daß Künstler, welche den Lockungen einer oder der anderen dieser Richtungen nicht zu widerstehen vermochten, wenn sie in den Verband desselben Aufnahme gefunden, gar bald und gleichsam naturgemäß aus selbigem wieder ausschieden. Im Allgemeinen hat in diesen 100 Jahren, beim Burgtheater engagirt oder von demselben begehrt zu sein, für eine der größten Auszeichnungen gegolten, die einem deutschen Künstler zu Theil werden konnte.

Das Jubelfest der Anstalt hat daher eine allgemeine, das gesammte deutsche Kunstleben angehende Bedeutung.

Dasselbe hat nun auch zu dem Erscheinen einer umfänglichen „Chronik", herausgegeben von Dr. Ed. Wlassack, Hofsecretair im kgl. kais. Obersthofmeisteramte, Veranlassung gegeben.

Allerdings war man, wie bei der Wichtigkeit der Sache selbstverständlich, schon zeither über die wesentlichen Schicksale dieser Bühne schon früher ziemlich genau unterrichtet. Beschäftigt sich auch Laube's Burgtheater in der Hauptsache nur mit dem 16jährigen Zeitraume, in welchem er selbst an der Spitze des Institutes gestanden und erscheint daneben der vorausgeschickte historische Abschnitt mehr als eine ziemlich magere und einseitige Vorrede, so liegen doch besonders in den Selbstbiographien Joseph Lange's und Heinrich Anschütz's, wie in den Schriften, welche von Fr. Ludwig und Sophie Schröder, von Sophie Müller u. And. handeln, sehr werthvolle Berichte in Betreff des Ganges der Ereignisse vor. Namentlich sind die Zeitabschnitte von 1783 bis 1785, in welchen Fr. L. Schröder, und die von 1802 bis 1804 und 1814 bis 1832, in denen Schreyvogel mit dem Burgtheater in Verbindung stand, fortwährend Gegenstand des Studiums der Theaterkenner gewesen. Dagegen pflegt die Theatergeschichte über die Folgezeit bis zum Eintritte H. Laube's, d. h. über das Interregnum Deinhardstein's und v. Holbein's (1832—1850) besonders hart zu urtheilen. Daß deren Wirken sowol gegen das ihres Vorgängers als gegen das ihres Nachfolgers zurückgestanden, ist in der That eine unbestreitbare Thatsache. Gleichwol haben wir uns gefreut, auch über diesen Abschnitt aus den von unseren Chronisten mitgetheilten Thatsachen zu ersehen, daß es mit dem viel gerügten Verfalle doch im Grunde nicht so arg gewesen ist, als man gewöhnlich meint. In der That stehen der verbreiteten Annahme eines vollständigen Stagnirens die gerade in diese Periode fallenden Engagements von Künstlern, wie Karl La Roche, Carl Lucas, Heinrich Marr, Friedrich Beckmann, Jacob Lußberger, sowie von Künstlerinnen, wie Mathilde Wildauer, Louise Neumann, Amalie Haizinger direct entgegen. Ebenso läßt sich nicht verkennen, daß eine sehr wesentliche Veränderung des Novitätenrepertoires, daß namentlich die Aufnahme vieler Werke Gutzkow's, Freitag's, Laube's, Kuranda's 2c. in die Directions-Periode v. Holbein's fällt und keineswegs erst aus denjenigen Tagen stammt, in denen infolge der Wiener März-Tage der politische Horizont eine wesentliche Veränderung erlitten hatte. Sind trotz alledem auch wir überzeugt, daß die gedachten Männer ihrer gesammten Vergangenheit nach nicht die geeigneten Personen für die Leitung einer Kunstanstalt von der Bedeutung des Wiener Burgtheaters waren, so glauben wir doch, daß der herbe Tadel, den namentlich Laube über seinen Vorgänger fällt, gröblich ungerecht ist und daß Holbein nicht unrecht hat, wenn er sich lebhaft darüber beklagte, daß ihm so günstige Bedingungen, wie seinem Nachfolger, nicht zu Gebote gestanden hätten. Uebrigens sind, wie wir bereits oben andeuteten, stagnirende Perioden bei Kunstanstalten dieser Art, schon infolge des nothwendigen Alterns der zur Verfügung stehenden Kräfte, unvermeidlich, und schon der Eintritt einer neuen Leitung an sich bildet, weil er das Aufgeben so mancher traditionellen Vorurtheile begünstigt, ein verjüngendes Element.

Die vorliegende Chronik stellt nur die bezüglichen Thatsachen zusammen und enthält sich fast jedes kritischen oder ästhetischen Raisonnements. Sie erhebt nicht den Anspruch, „als Lectüre zu dienen", sondern führt sich nur als ein „Nachschlagebuch" ein. Sehr begünstigt erscheint dieses Unternehmen dadurch, daß (nach S. 36) von dem Eröffnungstage — am 8. April 1776 — angefangen eine „nahezu vollständige Sammlung der Theaterzettel bis auf den heutigen Tag" vorliegt. Ueber den Eintritt und die Wirksamkeit der vorhanden gewesenen künstlerischen Kräfte, sowie über die Wandlungen des Repertoires standen somit dem Verfasser durchweg zuverlässige, beinahe erschöpfende Urkunden zu Gebote.

Diese Seite der Kunstanstalt ist denn auch in dem Werke in ausgiebigster Weise behandelt und namentlich giebt das S. 293—327 angefügte Register der aufgeführten Stücke bei einem jeden derselben nicht nur das Datum der ersten und letzten Vorstellung, sondern auch die Anzahl derselben an, die es in dem hundertjährigen Zeitraume erlebt. Obgleich unsere Classiker erst ziemlich spät — zum Theil erst in den zwanziger Jahren, Schiller's Räuber sogar erst im Jahre

1850! — Zugang zu der Wiener Hofbühne fanden, treten deren Werke doch dabei in sehr erfreulicher Weise in den Vordergrund und namentlich sind es Lessing mit Minna v. Barnhelm (136), Emilia Galotti (149) und Nathan (91), sowie Schiller mit: Fiesco (100), Kabale und Liebe (137), Don Carlos (138), Wallenstein (107), Maria Stuart (144), Jungfrau von Orleans (104), welche glänzend hervorleuchten, wie es denn selbst die Räuber bereits auf 73, die Braut von Messina auf 76 und der wiederholt verboten gewesene Tell auf 81 Vorstellungen gebracht haben. Die Vorstellungen Goethe'scher Stücke stehen daneben selbstverständlich etwas zurück, doch hat dessen Egmont 84 und Faust 95, beziehentlich 105 Vorstellungen erlebt. Am nächsten schließen sich daran die Zahlen der Vorstellungen einiger Gedichte von Grillparzer und Halm, von denen wir nur „der Traum ein Leben" mit 81 und Griseldis, sowie den Sohn der Wildniß mit je 86 Vorstellungen hervorheben; doch hat es von den Dramen Jungdeutschlands z. B. Gutzkow's Uriel Acosta ebenfalls bereits auf 41 und Laube's Essex sogar auf 52 Vorstellungen gebracht. Daß daneben freilich auch Iffland (die Jäger mit 105, die Mündel mit 69, die Hagestolzen mit 99), v.. Kotzebue (Menschenhaß und Reue mit 123, das Intermezzo mit 134, die beiden Klingsberge mit 141, der Kleinstädter mit 130, das Epigramm mit 104) und Charlotte Birch-Pfeiffer (Dorf und Stadt mit 90, Waise v. Lowood mit 76, die Grille mit 98 Vorstellungen) große Rollen spielen, ist selbstverständlich. Glänzen doch gleichzeitig auch Hamlet mit 101, Macbeth mit 68, Lear mit 74, der Kaufmann von Venedig mit 95, Romeo und Julia mit 107, die Widerspenstige mit 99 und das früher als Quälgeister gegebene Lustspiel: Viel Lärm um Nichts gar mit 168 Repräsentationen, während Moreto's Donna Diana in der West'schen Bearbeitung 104, Sheridan's Lästerschule in verschiedenen Bearbeitungen 162 und — merkwürdiger Weise — auch Raupach's Müller und sein Kind 109mal gegeben worden sind. Sehr starke Zahlen weisen auch einige Lustspiele, namentlich von Bauernfeld, Benedix und von Scribe auf. Doch ist andererseits auch das Contingent solcher Machwerke, welche die 4. Vorstellung nicht überlebt, außerordentlich groß. Weder die Größe der Stadt, die berühmte Milde und Nachsicht eines Wiener Publicums und der beschränkte Zuschauerraum des Burgtheaters, noch die kunst- und sachverständige Regie haben somit, wie wir sehen, die Bühne vor solchen Mißerfolgen zu bewahren vermocht.

Macht die Chronik in Bezug auf das Verzeichniß der Künstler und Künstlerinnen, welche, wenn auch zum Theil nur vorübergehend, dem Burgtheater als wirkliche Mitglieder angehört haben, sowie in Bezug auf das Verzeichniß der Stücke, welche auf selbigem gegeben worden, auf Vollständigkeit Anspruch, so kann dieselbe ein gleiches Lob in Bezug auf die Erwähnung der Gäste, welche in dem hundertjährigen Zeitraume die berühmten Bretter betraten, nicht für sich ansprechen. Offenbar hat dies auch gar nicht in der Absicht des Verfassers gelegen, sondern es hat derselbe nur die Vorzüglichsten und Berühmtesten unter diesen Gastspielern hervorheben wollen. Wir würden es unter diesen Umständen für besser gehalten haben, wenn der Verf. die Gastspiele ganz unerwähnt gelassen hätte. Die Anerkennung der Vorzüge oder des Ruhmes eines Künstlers setzt immer ein Urtheil voraus. Künstlerische Bedeutung und Berühmtheit sind aber schon an sich sehr unbestimmte, willkürliche Begriffe, und dies namentlich dann, wenn es sich um eine zum Theil sehr weit zurückliegende Vergangenheit und um Erscheinungen handelt, die in Wien vielleicht nur kurz vorübergegangen, anderwärts aber, oder erst später zu einer so zu sagen historischen Bedeutung gelangt sind. So finden wir z. B. in den Memoiren von Caroline Bauer ihrer sogar wiederholten Wiener Gastspiele und des Umstandes gedacht, daß sie einmal im Vereine mit ihrem hochberühmten Dresdner Collegen Ludwig Pauli daselbst gastirt hat. Beider wird gleichwol in der Chronik nicht gedacht. Sollten nicht auch C. Grunert, der ältere Paulmann, Karl Devrient, Hendrichs ꝛc. ꝛc. am Burgtheater gastirt haben und solchenfalls billig zu erwähnen gewesen sein?

Auf Specialitäten, Anekdoten ꝛc. läßt sich der Chronist mit richtigem Tacte nur in sehr seltenen Fällen ein. Doch werden (z. B. S. 248 u. f.) einige Angaben Laube's berichtigt.

Das Buch schließt mit dem Hinweis darauf, daß die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, in welcher das kaiserliche Schauspiel sein altes, schmuckloses Haus, in welchem es seit 100 Jahren bestanden, verlassen und in neue, glanzvollere Hallen einziehen wird und der Verfasser kann sich in dem Hinblicke darauf, daß er das Abbröckeln der Steine des lieben alten Gebäudes sehen soll, des Ausdrucks einer gewissen Wehmuth nicht enthalten. Auch in dem Gratulationsschreiben, welches der Generalintendant der kgl. preuß. Hoftheater zu Berlin, Hannover, Wiesbaden und Kassel zu dem Jubiläumstage an die gegenwärtige Direction des Burgtheaters erlassen, wird dieses Umstandes gedacht und, wie in Nr. 17 dieser Blätter berichtet worden, der Wunsch ausgesprochen, daß der bewährten Kunstanstalt „des alten Hauses ungeschmälerte kraftvolle Herrschaft auch in der künftigen neuen Behausung" erhalten bleiben möge!

So lange das Institut dem ausschließlichen Cultus des höheren recitirenden Dramas geweiht bleibt, — und eine Aenderung in dieser Hinsicht ist sicherlich nicht zu befürchten, — ist die Besorgniß eines wesentlichen Verfalles der Kunstanstalt gewiß unbegründet. Auch wenn ein zeitweiliges Zurückgehen ab und zu bemerkbar werden sollte, liegt es doch schon in dem Wesen und Charakter der gestellten Aufgabe, daß sich die Zustände wieder heben werden. Kunstanstalten, wie Menschen, wachsen eben mit ihren größeren Zwecken.

Wir erblicken weiter aber auch in der Concurrenz, welche dem Burgtheater in der Begründung des Wiener Stadttheaters erwachsen ist, eine wesentliche Gefährdung des älteren Institutes nicht. Es kann, und zwar namentlich so lange, als das Stadttheater unter einer Leitung so vorzüglicher Art steht, wie die Hrn. Laube's unbestritten ist, wol vorkommen, daß ab und zu einmal ein Stück an selbigem besser, als von den Künstlern des Burgtheaters dargestellt wird. Eine Vereinigung, wenn auch noch so hervorragender Darstellungstalente, giebt zwar eine beträchtliche Wahrscheinlichkeit, niemals aber volle Garantie dafür, daß ein Dichtungswerk zu der vollen, ihm inne wohnenden Wirkung gelange. Die Erreichung dieser letzteren ist immer durch das durchdringende Verständniß des Ganzen und dadurch bedingt, daß die einzelnen Mitwirkenden an die richtigen Stellen vertheilt sind und sich dem Gesammtzwecke schlechterdings unterordnen. Zuzugeben ist auch, daß infolge der eingetretenen Concurrenz die Novitätenrepertoire bisweilen einer Beschränkung unterliegen, d. h. eine oder die andere Kunstanstalt unter der Prävention des rivalisirenden Instituts zu leiden hat.

Immerhin ist es aber undenkbar, daß ein nicht subventionirtes Theater mit einem in dieser Hinsicht reich ausgestatteten auf die Länge den Wettlauf aushält. Früher oder später müssen in einem solchen die Cassengewinne den Ausschlag geben und damit betritt jedes Theater sofort die schiefe Ebene, die unter 100 Fällen neun und neunzig Mal zum Verderben führt. Schon wie dermalen die Sachen stehen, beginnt aber die Concurrenz des Stadttheaters das Burgtheater von einer Menge von Schmarotzerpflanzen zu befreien, unter denen letzteres namentlich in der letzten Zeit der Laube'schen Direction bereits beträchtlich zu leiden begann. Es kann Keinem, der mit dem Sachverhalt vertraut ist, entgangen sein, daß wir hier von der Ausbeutung des

modernen französischen Dramas reden. Daß eine mäßige Berücksichtigung der Dramatik dieser Schule, daß die Aufnahme einzelner Werke Oct. Feuillet's, Alex. Dumas, Vater und Sohn, Em. Augier's, Victorien Sardou's, Jules Sandeau's, Alfred de Musset's und Anderer dem deutschen Theater Vortheil gewähren kann, daß hier dem darstellenden Künstler nicht selten interessante, wenn auch meist nicht tief unter die Oberfläche gehende Aufgaben gestellt werden, daß auch insbesondere die deutschen Bühnenautoren an dergleichen Machwerken studiren können, wie sie es, um wenigstens augenblicklichen Beifall zu finden, machen müssen, wollen wir keineswegs bezweifeln. Daß aber eine Bevorzugung dieses Repertoires, weil sie den Geschmack an höheren Genüssen abstumpft und das Publicum mehr und mehr daran gewöhnen muß, der trivialen augenblicklichen Unterhaltung den Vorzug vor dem Kunstzwecke einzuräumen, selbst dann, wenn wir von der moralischen Seite der Sache gänzlich absehen, auch in ästhetischer Hinsicht dahin führen muß, eine Kunstanstalt wenigstens zeitweilig zu degradiren, wird kein Sachverständiger ernstlich bezweifeln. Es ist also für das Burgtheater sicherlich als ein Vortheil zu bezeichnen, wenn sich derartige unreine Elemente auf dem concurrirenden Stadttheater ablagern. Möglich, daß in dieser Weise das Wiener Stadttheater der altehrwürdigen Kunstanstalt dieselben Dienste leisten wird, welche demselben in früheren Perioden wiederholt durch das Theater an der Wien geleistet wurden, indem das letztere die bei dem Wiener Publicum in reichem Maße vorhandene bloße Schaulust, das Interesse desselben für sogenannte Spectakelstücke gleichsam absorbirte und das Burgtheater solchergestalt von diesen Auswüchsen frei erhielt.

Trotz alledem spricht die allgemeine Erfahrung dafür, daß ein größeres und glänzenderes Gebäude schon an sich so manche künstlerische Einbuße, so manche bisher unbekannte unkünstlerische Anforderung im Gefolge haben wird. Und aus diesem Grunde können auch wir nicht umhin, uns jenem Wunsche des Hrn. v. Hülsen von ganzem Herzen anzuschließen.

— Die zwölfte Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikon ist bis zum 50. Hefte gediehen. Mit dem 36. Hefte gelangte der dritte Band, welcher mit Brünn ausgeht und über 1700 Artikel enthält, mit dem 48. Hefte der vierte Band, umfassend 1896 Artikel von Conscienze bis Hernando Cortez zum Abschlusse. In beiden Bänden sind, wie es eine umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage mit sich bringt, zahlreiche in erweitertem Umfange neu bearbeitete und ergänzte sowie ganz neue Themas behandelnde Artikel eingereiht. Im dritten Bande finden sich die Biographien des Marschall Bazaine und Fürsten Bismarck, welche gewiß aus authentischen Quellen geschöpft wurden, im vierten Biographien der Staatsmänner Buffet, Camphausen, Castelar, Castello, Cobden, des Afrikareisenden Cameron u. A. Umfänglichere Artikel, die besonderer Beachtung zu empfehlen sind, finden sich hier: Buchdruckerkunst, Buchhandel (vom Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Buchhändler Enslin), Canada, Chemie, Cholera (von Prof. Pettenkofer in München), Civilehe, Concurs u. a. m. Die ebenfalls bereits ausgegebenen Hefte 49 und 50 eröffnen den fünften Band.

R—n. Daniel Sanders ist in der letzten Zeit viel genannt worden. Obwol kein Gelehrter der strengen Observanz und in keiner akademischen Stellung, selbst nicht einmal in einem Schulamte thätig, sondern nur als einfacher Privatmann seinen Studien und der Schriftstellerei lebend, hatte er doch die Ehre, vom königl. preußischen Unterrichtsminister zu den bekannten Conferenzen über die deutsche Rechtschreibung eingeladen zu werden. Er hatte diese Auszeichnung wohl verdient durch seine großartige Wirksamkeit, die er als Verfasser zahlreicher populärer Werke über die deutsche Sprache entfaltete. Es ist bekannt geworden, daß Sanders auf jenen Conferenzen einen sehr conservativen Standpunkt mit Entschiedenheit und mit Sachkenntniß vertrat. Wie werthvoll auch seine kleineren Werke sind und wie verdienstlich zugleich, sobald man sie objectiv im Sinne des Verfassers betrachtet, wie seine orthographischen Wörterbücher, sein kurzgefaßtes Wörterbuch, seine deutsche Sprachlehre und andere, so hat doch als das Hauptwerk seines Lebens und zugleich als sein Meisterwerk zu gelten sein großes „Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart." In drei starken Quartbänden liegt es vor (erschienen in Leipzig im Verlag von Otto Wigand 1860—1865). Es ist bewundernswürdig, wie Ein Mann dieses Werk beschaffen konnte, und noch dazu in einer so kurzen Zeit, selbst wenn er es Decennien lang vorbereitet hatte. Schade, daß Sanders sein Werk mit einem Mißton einleitete, mit einem herben und ungerechtfertigten Angriff auf das Wörterbuch der Gebrüder Grimm! Anfänglich hielt man deshalb beide Wörterbücher für Concurrenzunternehmungen. Das sind sie aber keineswegs, beide verfolgen andere Ziele, beide ergänzen sich. Ist das Werk von Sanders ein seinem Wesen nach eminent praktisches, so kann es auch in seiner reichen Stofffülle dem Gelehrten gar mannigfaltig zum Wegweiser dienen, zumal das Grimm'sche Wörterbuch noch lange nicht vollendet ist. Trotz seiner Bedeutung und seines inneren Werthes ist aber das große Wörterbuch von Sanders wol nicht so verbreitet als es sein sollte. Freilich ein so umfängliches Werk kann auch nicht spottbillig sein. Im Verhältnisse aber zu seinem reichen Inhalte ist es eines der wohlfeilsten Werke, die wir überhaupt in dieser lexicalischen Literatur besitzen. Nachdem der Sinn für die deutsche Sprache lebendiger geworden ist, nachdem auch Sanders durch verschiedene kleinere Werke sich bekannter gemacht hat, scheint es uns ein sehr zeitgemäßes Unternehmen zu sein, daß die Verlagshandlung von Otto Wigand in Leipzig eine neue Lieferungsausgabe veranstaltet. Auf solche Weise kann das nützliche Werk leichter erworben werden. Möchte es allerwegen Eingang finden!

— Die Juni-Nummer der im Auftrage der Redaction des „Deutschen Reichs- und K. Preuß. Staats-Anzeigers" herausgegebenen „Deutschen Monatshefte" (Berlin, Verlag von Karl Heymann) eröffnet mit dem Hinweis auf einen interessanten Vortrag über die Behandlung der Lehre von der allgemeinen Wehrpflicht durch Machiavelli. Ein zweiter bemerkenswerther Artikel betrifft die orthographische Frage. Der Bericht über die Ausgrabungen in Olympia wird in einer VI. Mittheilung fortgesetzt. Weitere interessante Beiträge betreffen die socialen Parteien; die Zillerthaler in Schlesien; die neuen Torpedos der deutschen Marine; die Titel der englischen Könige; J. S. Bach's Tondichtungen; ältere deutsche kunstgewerbliche Arbeiten im bayrischen Gewerbemuseum (mit gelungenen Holzschnitten nach den Originalen). Eine Uebersicht hervorragender literarischer Erscheinungen und wie gewöhnlich die politischen Monatschroniken des Deutschen Reichs und des Auslandes bilden den Schluß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. R. Kalser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 51. Sonntag, den 25. Juni. 1876.

Erinnerungen einer alten Dresdnerin*).

Unter dem obigen Titel hat Frau Marie Börner-Sandrini im Verlage der Kgl. S. Hofbuchhandlung von Hermann Burdach in Dresden ein Büchlein erscheinen lassen, das wir hiermit den Freunden heiter anregender, gemüthvoller Unterhaltungslectüre warm empfohlen haben wollen. Die Verfasserin, Tochter eines aus der Blüthezeit der italienischen Oper in Dresden bekannten Künstlerpaares, hat diesem Institute, das seit 1832 erloschen ist, im Kunstleben der sächsischen Haupt- und Residenzstadt aber eine ebenso bedeutsame als ehrenwerthe Rolle gespielt hat, selbst noch durch drei Jahre angehört und hat seitdem ihren wesentlichen Aufenthalt in Dresden, wo sie als Gesangslehrerin eine hoch geachtete Stellung einnimmt. Als solche hat sie namentlich auch bei Mitgliedern unseres verehrten Regentenhauses fungirt, und die älteste Schwester des regierenden Monarchen, die Frau Herzogin von Genua, wird von ihr selbst als eine ihrer ausgezeichnetsten Schülerinnen bezeichnet, welcher unter anderen Verhältnissen eine bedeutende künstlerische Zukunft in Aussicht gestanden hätte.

Die Erinnerungsbilder, welche uns Frau Börner-Sandrini in ihrem, Ihrer Majestät der Königin-Mutter von Sachsen gewidmeten Buch vorführt, sind selbstverständlich hauptsächlich dem Dresdner Leben entnommen und die Verfasserin führt uns da in die verschiedensten Lebens- und Gesellschaftskreise. Wir lernen den trauten Familienverkehr unsers Regentenhauses kennen, wir bewegen uns in den höheren Gesellschaftsschichten, wir leben in den Kreisen der Kunstwelt; überall weiß die Verfasserin — und das ist ein besonders hervorzuhebender Vorzug ihrer Aufzeichnungen — aus eigener Erfahrung und Anschauung zu berichten und sie versteht das in jener leichtgefälligen, anspruchslos redseligen Art, welche von vornherein das Interesse anzieht. Ein ihr eigener Zug humoristischer Auffassung wirkt nur um so anregender. Außer in Dresden bewegen sich die Lebenserinnerungen der Verfasserin vorzugsweise in Prag, wo sie wiederholt längern Aufenthalt genommen hat. Auch aus Wien, Teplitz, Italien werden uns interessante Bilder vorgeführt.

Um unsern Lesern Lust zu erwecken, sich mit dem hübschen Buch näher bekannt zu machen, seien hier die Ueberschriften der hauptsächlichsten Abschnitte wiedergegeben: Musikalische Abende bei Prinzessin Amalie von Sachsen — Vor fünfzig Jahren (Schilderung des Einzugs des neuvermählten Paares Prinz Johann und Prinzessin Amalie in Dresden) — Erinnerungen an berühmte Sängerinnen der Vergangenheit (Angelika Catalani, Marianne Sessi &c.) — Dresdner Stadtfiguren aus den höheren Kreisen der Gesellschaft (Fürst Putiatin, Chevalier Montgers und Prinzessin Gonzaga) — Erinnerungen an einige ehemals beliebte Mitglieder unserer italienischen und deutschen Oper (die Tenoristen Cantù, Gerstäcker, Bergmann, die Opernsoubrette Julie Haase, geb. Jäcker, Friederike Schirmer, Friedrich Hellwig, Ludwig Pauli) — Eine Erinnerung an Carl Maria von Weber — Erinnerungen an Napoleon I. und seinen Aufenthalt in Dresden 1813 — Graf Chambord und seine Familie — Henriette Sontag — Ole Bull in Prag — Eine harmlose Klostergeschichte — Kleine Plaudereien aus Italien (Theaterabende in Triest, Venedig, Padua, Verona, Mailand) — Ein Concertabend in Teplitz im Juli 1838 (Pauline Viardot-Garcia) — Ein Besuch bei Roderich Benedix — Componist und Sängerin (eine Skizze aus dem Künstlerleben) — Eine Erinnerung an die ehemalige italienische Oper am hiesigen Hoftheater.

Der letzterwähnte Aufsatz hat ein höheres, kunstgeschichtliches Colorit und ist zugleich von einem allgemeineren, über locale Verhältnisse hinausgehenden Interesse. Wir geben ihn, zugleich als Probe für den Inhalt des Buches, hier im Wortlaut wieder.

„Sicherlich“, schreibt Frau Marie Börner-Sandrini, „entsinnen sich noch viele der älteren Theaterbesucher Dresdens dieses seit 1832 erloschenen Instituts, welches seiner Zeit, sowol bei Hofe und in den höheren Gesellschaftskreisen, als auch namentlich bei den häufig hier anwesenden Fremden, in großer Gunst stand; es gab damals viele fremde distinguirte Familien, welche, da der Gebrauch der böhmischen Heilquellen ihnen durch zwei Sommer verordnet war, den Winter über hauptsächlich der italienischen Oper wegen gern in Dresden verweilten. Es sei der Schreiberin Dieses, welche die Ehre hatte, durch fast drei Jahre dem ausgezeichneten Institut in der allerdings sehr bescheidenen Stellung einer sogenannten „seconda donna“ (Sängerin für kleinere Partien) anzugehören, gestattet, so weit ihre Erinnerungen reichen, dem geneigten Leser eine kurze Uebersicht der Leistungen oben genannten Instituts vorzulegen. — Die ersten Anfänge der italienischen Oper stammen bereits aus dem siebenzehnten Jahrhundert, da in den alten Dresdner Chroniken im Jahre 1662 von einer italienischen Opernaufführung erzählt wird. Sie nannte sich „il Paride“, Musik von Bontempi, Capellmeister des Churfürsten Johann Georg II., und dürfte die erste Opernvorstellung in Dresden gewesen sein. Unter August II. und III. gab man bekanntlich in dem 1719 eingerichteten und 1849 abgebrannten alten großen Opernhause großartige italienische Vorstellungen, bei welchen nicht selten Aufzüge mit lebendigen Dromedaren und Elephanten vorkamen, auf deren Ausstattung man zuweilen hunderttausend Thaler verwendet hatte. Deutlich entsinne ich mich, in meiner Kindheit einige alte Operntextbücher mit deutscher Uebersetzung unter ganz veraltetem Bücherkram meiner Mutter herausgestöbert zu haben, so etwas wie: „Ezio“, „Alessandro nelle Indie“, „Olimpiade“, „Artaserse“ u. s. w. Viele Opern von Hasse's Composition wurden damals gegeben,

*) Erinnerungen einer alten Dresdnerin. Von Marie Börner-Sandrini. Dresden, Verlag der K. S. Hofbuchhandlung von Hermann Burdach — Warnatz u. Lehmann — 1876.

wobei seine schöne Gattin, die berühmte Faustina, geborene Bordini, häufig mitzuwirken pflegte. — Später hochgefeierte Sängerinnen dieses Instituts waren: die Allegrandi, berühmt in „la Dama Soldato“, wo sie in Officierstracht auf der Bühne erschien, ein damals noch nicht dagewesenes Ereigniß; die Capelletti, die Andreozzi, welche letztere bei der Rückkehr von einer Production in Pillnitz durch das Scheuwerden der Pferde auf der Pillnitzer Fähre ihren Tod im Elbstrom fand. Noch später Signora Bär, die Sandrini, Signora Miksch, eine Frau von Biedenfeld. Meine Erinnerungen reichen etwa bis 1815, wo ich in Salieri's „Axur, Rè d'Ormus“ mich deutlich entsinne, einen Augurknaben: Elamiro dargestellt zu haben und eine kleine Preghiera mit Unterstützung des Altmeisters Miksch zu singen hatte, welche dem siebenjährigen Kinde einen Applaus eintrug, um den es zwölf Jahre später von der königlichen Hofopernsängerin oftmals beneidet worden ist. Damals gab der einst berühmte Bassi die Titelrolle als Debüt und wurde später als Regisseur angestellt. Die Rolle des Attar gab Benelli, die Sandrini die Aspasia, Benincasa den Biscroma und Signora Miksch die Fiammetta, die beiden munteren Rollen (etwa wie Pedrillo und Blondchen in Mozart's Entführung). Bassi war ein vorzüglicher Schauspieler, hatte aber schon damals längst die Stimme verloren; ich denke, er gab auch einmal noch seine einstige Glanzrolle: „Don Giovanni“ als Debüt, welche Partie merkwürdigerweise ebenso wie der Graf in „le nozze di Figaro“ von dem damaligen Heldentenor Benelli gegeben ward.

„Dieses Künstlers entsinne ich mich noch als besonders trefflich im Spiel, wie Gesang in der Rolle des Licinio in Spontini's „Vestale“ und als Paulino in Cimarosa's „Matrimonio segreto“; er wurde 1820 pensionirt und durch den liebenswürdigen, leider so früh verstorbenen Cantù ersetzt. Noch nenne ich den zweiten Tenor: Tibaldi, den dritten: Decavanti. Der einst gefeierte Buffo Bonaveri, bereits 1814 pensionirt, wurde bald durch den 1810 engagirten Benincasa ersetzt; von diesem ausgezeichneten Komiker berichte ich später. Die zweiten und dritten Rollen gaben Signora Miksch und Signora Hunt; 1818 trat die ausgezeichnete Friederike Funk als zweiterste Sängerin ein. Fräulein Willmann von der deutschen Oper hat ebenfalls als Coloratursängerin durch einige Jahre ausgeholfen, von 1823 an die geschätzte Sängerin Charlotte Veltheim (1873 gestorben). Die am meisten gegebenen Opern waren: la Vestale, Fernando Cortez, le Cantatrice villane, il matrimonio segreto, Camilla, Griselda, Sargino (1828 mit Wilhelmine Schröder-Devrient), le nozze di Figaro, Cosi fan tutte, Don Giovanni, Tancredi, la gazza ladra, l'Italiana in Algeri, il Turco in Italia, l'Inganno felice, Adelina, Emma di Resburgo, Elisabetta, la Cenerentola, Zelmira, Matilde di Shabran, la donna del Lago, Semiramide, Otello, Margherita d'Anjou und 1826 Meyerbeer's Crociati; Morlacchi's Opern: il Barbiere di Siviglia, Tebaldo e Isolina und die reizende komische Oper: la gioventù d'Enrico V., später sein Colombo, il Rinegato (1829); Rossini's: l'Assedio di Corinto (1831), Tell; Bellini's: Montecchi e Capulette und la Straniera; Rossini's: Mosè in Egitto; nach Auflösung der italienischen Oper wurden noch: Norma, Anna Bolena, Belisario, la Sonambula, l'Elisir d'amore und Parisina in italienischer Sprache einstudirt. Alle diese Opern und noch eine große Anzahl anderer wurden mit größter Hingebung und Berufstreue seiten des vortrefflich einstudirten Personals dargestellt. Sehr tüchtige Mitglieder der italienischen Oper waren in den zwanziger Jahren bis zu deren Auflösung die Tenoristen: Baufigli, Pesadori, Rubini, die Bassisten: Sassaroli, Zezi, Vestri; Celestino Salvatori war ein ausgezeichneter Bariton, leider vertrug er sich mit Morlacchi nicht und verließ Dresden nach kurzem Wirken, er ist später in Italien berühmt geworden, und hat Donizetti seinen „Belisario“ in Venedig 1836 für ihn componirt. Sämmtliche italienische Sänger hatten die Verpflichtung, in der Kirche mitzuwirken, welche Obliegenheit sie auch gewissenhaft erfüllten; ich sah sie unzähligemal am Sonnabend (wo nebst am Mittwoch italienische Oper stattfand) aus der katholischen Kirche nach dem Nachmittagsgottesdienst sofort zur Vorstellung ins Theater eilen, ein Gleiches geschah bei den Proben am Sonntag Nachmittag, und hörte ich niemals Klagen darüber; ebenso seiten der Capell- und Concertmeister, der Capellmitglieder u. s. w. Bedenkt man nun die außerordentlich bescheidenen Gagen dieser Künstler im Gegensatz zur Jetztzeit, so möchte man glauben, ihre Leistungen wären weit geringer, weit weniger künstlerisch gewesen; ich kann mit Bestimmtheit versichern, daß dies keineswegs der Fall war; die italienischen Opernvorstellungen boten mitunter wahrhafte Cabinetsstücke von Präcision und Abrundung der Gesammtleistung, ganz besonders in der Opera buffa, die damals hier ihres Gleichen suchte. Noch sei der schönen Kirchenmusik während des Hochamtes an Sonn- und Festtagen und bei der Nachmittagsvesper erwähnt, wobei besonders des herrlichen Kirchen-Sopransängers Filippo Sassaroli, eines älteren Bruders des früher genannten Bassisten, gedacht werde; sicher entsinnen sich ältere Musikfreunde seiner wunderbaren, kolossalen Stimme; ein solches Anschwellen des Tones, einen ähnlichen Triller habe ich niemals wieder gehört. Derselbe hatte früher auch auf der Bühne gesungen, ich erinnere mich dunkel, ihn als „Tancredi“ gesehen zu haben; doch störte seine Corpulenz im Costüme nicht unwesentlich. Sein Nachfolger Tarquinio sang sehr gut, war indessen nicht mit ihm zu vergleichen. Des etwas lahmen Altisten Muschietti, scherzweise „Signor Bärlaccio“ von seinen Collegen genannt, da er im Winter stets enorme Filzschuhe über den Stiefeln zu tragen pflegte, entsinnen sich gewiß noch viele ältere Dresdner; er besaß eine schöne kräftige Stimme, leistete jedoch als Sänger nichts Ausgezeichnetes. — Die italienische Oper wurde zwar mit Ostern 1832 aufgelöst, wobei sämmtliche italienische Sängerinnen und einige der Sänger Dresden verließen; doch blieben Pesadori, Benincasa, Zezi und Vestri für den Kirchendienst, zum Theil für das Mitwirken in der deutschen Oper und zu zeitweiligen italienischen Vorstellungen, welche bis zu Morlacchi's 1841 erfolgtem Ableben, besonders gelegentlich berühmter Gäste, immer noch stattfanden. Beispielsweise bei der Unger-Sabatier, Moriani, Sabine Heinefetter, der Garcia-Viardot u. s. w.

„Francesco Morlacchi (geboren 1784 zu Perugia) kam 1810 als Capellmeister nach Dresden, wirkte auch häufig bei der deutschen Oper; er schrieb sehr viele Opern für die größten Bühnen Italiens, auch einige speciell für Dresden: „Il barbiere di Siviglia, Raoul di Crequy, la Capriciosa pendita, la Semplicetta di Pirna etc.“, componirte auch Messen, Oratorien und Festcantaten; zu seinen besten Werken gehört: „Tebaldo e Isolina“ für Venedig componirt. Ein für Filippo Sassaroli geschriebenes außerordentlich melodiöses „Agnus Dei“ wird nicht nur von Dilettanten, sondern stets noch bei hohen Festtagen während des Hochamtes von Frau Bürde-Ney vorzüglich vorgetragen. — Als Dirigent leistete Morlacchi Ausgezeichnetes; auch war er bei Hofe sehr beliebt und wegen seines feinen Tones im geselligen Leben allgemein geschätzt. Für die königliche Capelle hat er hingebungsvoll gewirkt, indem er den Pensionsfonds für die Wittwen und Waisen der königlichen Capellmitglieder begründete, der alljährlich durch die Erträgnisse eines Concertes am Palmsonntage, in welchem altclassische Meisterwerke zur Aufführung gelangten, wesentlich vermehrt, jetzt als ein Wohlthätigkeitsinstitut ersten Ranges bezeichnet werden kann. Leider war er durch langjährige körperliche Leiden schwer heimgesucht und mußte alljährlich die Carlsbader Heilquellen benutzen. Morlacchi's wunderbarer Scharfblick im Herausfinden bedeutender Gesangstalente hat der italienischen Oper vier Künstler ersten Ranges verschafft, den Baß-Buffo

Benincasa, die beiden Schüler des Mailänder Conservatoriums: Cantù und Zezi und die Sopranistin: Matilde Palazzesi. Er verstand es vollständig, diese Talente aus ihrer Anfängerschaft brillant herauszubilden, pflegte auch bei der Durchreise in Prag stets am Conservatorium sich nach neuen Gesangstalenten bei meiner Mutter, welche von 1832 den Unterricht der Sängerinnen leitete, sehr angelegentlich zu erkundigen; eine ihrer besten Schülerinnen, Wilhelmine Prokisch, später vermählte Hellwig, wurde durch ihn für das hiesige Theater gewonnen; eine zweite: Henriette Herrmann, hatte er bereits in Aussicht genommen, als ihn auf der Reise nach Italien, woselbst er Genesung hoffte, in Innsbruck der Tod ereilte. Die königliche Capelle hat ihm auf dem dortigen Gottesacker, als Beweis ihrer Dankbarkeit, ein schönes Monument errichten lassen. — Nach Weber's Tode, dessen große Verdienste für die italienische Oper hier bereits gewürdigt sind, meldeten sich mehrere Dirigenten für seine Stelle, zuerst Marschner, welcher durch einige Zeit das Amt eines Musikdirectors bekleidete. Man hätte damals kaum vermuthen können, daß derselbe später so ausgezeichnete Werke liefern würde, wie, „Templer und Jüdin", „Hans Heiling", „Der Vampyr" u. s. w.; so viel mir erinnerlich, kam 1820 eine größere Oper: „Heinrich IV. und d'Aubigne" von ihm zur Aufführung, welche ebenso wie eine einactige komische Operette: „Der Holzdieb", 1825 gegeben, spurlos vorüberging. Er, sowie der Teplitzer Bürgermeister Wolfram, dessen Oper: „Maja und Alpino" 1826 Beifall fand, wurden nicht angestellt. Morlacchi dirigirte mittlerweile bei deutschen und italienischen Opernvorstellungen. Im Spätherbst 1826 wurde Reißiger als Musikdirector engagirt und bald zum Capellmeister ernannt. Carl G. Reißiger ist 1798 in Belzig bei Wittenberg geboren, woselbst sein Vater Cantor war; er sollte Theologie studiren, wurde jedoch durch den würdigen, alten Cantor der Leipziger Thomasschule Schicht, welcher Reißiger's große musikalische Begabung und künstlerischen Beruf bald entdeckte, veranlaßt, sich dem Studium der Harmonielehre und des Contrapunktes unter seiner Leitung zu widmen. Spätere größere Reisen nach Italien, Holland und Paris, sowie längere Studien unter Winter's Leitung in München vervollständigten seine gründlichen und umfassenden Compositions- und Directionskenntnisse. Bereits 1824 hatte man eine italienische Oper seiner Composition: „Didone abbandonata", jedoch ohne besonderen Erfolg, gegeben; dagegen fand 1828 sein reizendes Melodrama: „Yelva" außerordentlichen Beifall und ist jetzt noch seiner schönen, charakteristischen Musik wegen ein Lieblingsstück des Publicums. Auch seine „Libella" (1829), seine „Felsenmühle von Etalières" (1831) und mehrere andere Tonschöpfungen, Messen und Festcantaten erfreuten sich größter Anerkennung; als Liedercompositeur hat er Vortreffliches geleistet. Als Dirigent war er allgemein geschätzt und hat während Morlacchi's häufigen Krankheiten und Abwesenheiten von Dresden der italienischen Oper oftmals seine Kräfte hingebungsvoll gewidmet. Er starb, als Mensch und Künstler gleich hochgeachtet, am 7. November 1859 und ist sicher allen älteren Theater- und Musikfreunden Dresdens unvergeßlich geblieben.

„Ein dritter hochverdienter Dirigent bei den Aufführungen sowol der italienischen als deutschen Oper war: Giuseppe Rastrelli; seit 1829 königlicher Musikdirector, geboren zu Dresden 1799, Sohn des bereits zu Naumann's Zeiten angestellten Kirchencompositeurs Rastrelli, war schon als zehnjähriger Knabe ein tüchtiger Geiger, studirte unter dem berühmten Mattei in Bologna und wurde 1820 als Violinist bei der königlichen Capelle angestellt. Man gab drei seiner Opern, 1820: „la Schiava circassa", 1821: „le donne curiose" und 1823: „Velleda" mit Beifall. Für das Teatro alla Scala in Mailand schrieb er 1824 eine Oper: „Amina". Als Gesanglehrer war Rastrelli ungemein geschätzt, sein großes Talent im Begleiten, Transponiren, sowie ganze Opern frei aus dem Gedächtnisse zu accompagniren, seine gründliche musikalische Bildung bei seltener Bescheidenheit und seine unermüdliche Gefälligkeit haben ihm während seiner, leider zu kurzen Lebenszeit die allgemeinste Hochachtung und bei seinem Tode das innigste Bedauern erworben. Schreiberin dieses verdankt diesem trefflichen Musiker ihre künstlerische Ausbildung als Gesanglehrerin; ein Beruf, welchem sie nun seit fast vierundvierzig Jahren mit günstigem Erfolge obzuliegen vermochte. — Rastrelli hat sehr tüchtige Kirchencompositionen und viele anmuthige Lieder geschrieben. Seine zwei deutschen Opern: „Salvator Rosa" (1832) und „Bertha von Bretagne" (1835) fanden große Anerkennung. Er starb am 15. November 1842.

„Es seien nun die beiden italienischen Concertmeister: Giovanni Batista Polledro und dessen Nachfolger: Antonio Rolla rühmlichst erwähnt. Ersterer wird etwa von 1816 bis 1823, Letzterer von 1823 bis zu seinem 1837 erfolgten Tode diese Stellung begleitet haben. Polledro's großartiger Ton und elegante Bogenführung haben seinerzeit eminente Erfolge erzielt; in dieser Hinsicht stand ihm Rolla möglicherweise nach, doch besaß dieser dafür eine virtuose Technik, eine glänzende Leichtigkeit in der Bewältigung von Schwierigkeiten und war als ein höchst geschickter Orchesterführer allgemein geschätzt. Er war ein Schüler seines Vaters, des berühmten Geigers Alessandro Rolla und der hochgefeierte Paganini sein Mitschüler.

„Schließlich sei mir gestattet, über einige hervorragende künstlerische Kräfte der italienischen Oper hier des Näheren zu berichten: I. Luigia Sandrini, Gioachino Benincasa und Costanza Tibaldi. II. Matilde Palazzesi Alfonso Zezi und Adelaide Schiasetti.

„Der eigentlichen künstlerischen Glanzperiode meiner Mutter, Luigia Sandrini, kann ich mich leider nur dunkel entsinnen, doch nach dem, was mir aus den Leistungen späterer Jahre deutlich vorschwebt, muß sie eine der begabtesten Sängerinnen damaliger Zeit gewesen sein. Ihre Stimme war ein klangvoller Sopran von tadelloser Reinheit, ich habe sie niemals distoniren gehört, dabei besaß sie glänzende Coloratur, große Wärme und Innigkeit des Vortrags, war im komischen Genre von liebenswürdiger Anmuth und Laune, kurz, ich möchte behaupten, daß sie zu den sogenannten Sängerinnen von Gottes Gnaden gehörte, da sie, wie sie mir unzählige Mal versichert hat, kaum mehr als höchstens ein Jahr in ihrer frühesten Jugend in Messina Gesangstudien gemacht; ihr Gedächtniß war bewunderungswürdig; in Mozart's Opern kannte sie noch im hohen Alter jede Rolle Note für Note auswendig und hätte nöthigenfalls ohne Vorlage Souffleurstelle vertreten können. Ihre Glanzrollen waren: Giulia in Spontini's „Vestale", Emmeline in der „Schweizerfamilie", Susanna in „le nozze di Figaro", Donna Elvira im „Don Juan", Ninetta in Rossini's „la gazza ladra", Rosa in Fioravanti's „le Cantatrice villane", Carolina in „il matrimonio segreto" u. s. w.; in späteren Jahren sang sie komische Alte in der deutschen Oper und war als Madame Bertrand im „Maurer und Schlosser" ein Liebling des Hofes und des Publicums; selbst ihr gebrochenes Deutsch und ihr etwas schleppender Gang, den sie jedoch sehr gut auf der Bühne zu verbergen verstand, wurden nachsichtsvoll hingenommen. In der deutschen Oper hat sie in früheren Jahren zeitweilig auch in ersten Partien mit großem Beifall gewirkt. Sie kam 1832 bei der Auflösung der italienischen Oper als Gesanglehrerin an das Prager Conservatorium und kehrte 1845 wieder nach Dresden zurück, woselbst ihr als pensionirte königliche Kammersängerin die Ehre beschieden ward, zwei königlichen Prinzessinnen Gesangunterricht durch längere Jahre zu ertheilen. Luigia Sandrini, geboren 1782, starb am 26. October 1869 im fast vollendeten achtundachtzigsten Lebensjahre. — Von heiterem, liebenswerthen Charakter, war sie als Collegin sehr beliebt und ihre witzigen

Einfälle in Theaterkreisen bekannt. Es sei schließlich eine kleine Anekdote aus dem Theaterleben hier mitgetheilt, welche damals, selbst bei Hofe, Stoff zu vieler Heiterkeit gegeben hat: Gegen Ende 1826 mußte sie auf Wunsch des Königs Friedrich August des Gerechten die ihr bereits abgenommene Rolle der „Vestale" wieder übernehmen, da die Palazzesi, welcher man dieselbe anvertraut, in dieser hochtragischen Partie nicht genügt hatte. Schreiberin dieses war eben als kaum achtzehnjähriges Mädchen für kleine Rollen engagirt worden und gab eines Abends die Rolle des Corporals in dem damals sehr beliebten Vaudeville: „Sieben Mädchen in Uniform", während ihre Mutter am Abend vorher die Vestalin mit großem Beifall gegeben hatte. Während des, dem Singspiele vorangehenden kleinen Lustspieles standen Mutter und Tochter hinter den Coulissen, Letztere in der rothen Grenadieruniform mit Tornister und Flinte versehen, als plötzlich der damalige Intendant des Hoftheaters, Excellenz von Lüttichau, sich zur Mutter mit den Worten wendete: „S. M. le roi désire vous voir encore samedi prochain dans le rôle de la Vestale, veuillez donc répéter cette représentation," worauf meine Mutter lächelnd und auf den neben ihr stehenden Grenadier zeigend, entgegnete: „Excellence, comment peut-on prétendre de la mère d'un Corporal de Grénadiers, de représenter une Vestale." Excellenz ließ keine Entschuldigung gelten und die Vorstellung fand richtig statt; wunderbarer Weise sah sie, obschon damals im vierundvierzigsten Lebensjahre, noch jugendlich und anmuthig aus. — Ihr College: Gioachino Benincasa, soviel mir bekannt, in Perugia 1782 geboren, wurde 1810 durch seinen Landsmann Morlacchi nach Dresden engagirt. Er war von gewöhnlichem Handwerkerstande, ich glaube Flickschuster, und hatte durch seine kräftigen Stimmmittel Morlacchi veranlaßt, ihn für die Kunst auszubilden. Seine ersten Versuche waren als sogenannter „Basso cantante", z. B. der Graf in „il matrimonio segreto", doch ging er bei der Pensionirung Bonaveri's, des berühmten Buffo's, bald in dies ihm vorzüglich zusagende Fach über. Seine trefflichsten und allgemein beliebten Leistungen waren: Geronimo in „Matrimonio segreto", Don Magnifico in „la Cenerentola", Taddeo in „l'Italiana in Algeri", Bucefalo in „le Cantatrice villane", Leporello und Figaro in Mozart's Meisterwerken. Die liebenswürdige, heitere, frische Laune in seinen Darstellungen, bei prächtiger Baßstimme und unvergleichem Humor sind sicherlich den noch lebenden damaligen Opernbesuchern in freundlicher Erinnerung geblieben. Er starb in vollster Kraft und Rüstigkeit 1835. Der verewigte Räder soll öfters geäußert haben, daß er sich bemüht, dies sein treffliches Vorbild nach Kräften zu copiren.

„Benincasa war von sehr gutmüthigem Charakter; sein Herz hing in früheren Jahren an einem ihm gehörigen schönen, weißen Pudel, welchem er den poetischen Namen „Apollo" verliehen hatte. Doch Apollo vergalt die Güte seines Gebieters durch entschiedenen Undank; er war ein renitenter Schlingel, welcher durch fortwährendes Desertiren in allerhand Privatangelegenheiten seinem Besitzer viele Sorgen und Kosten bereitete. Dieser führte nun den ungehorsamen Köter an einer Leine spazieren, oder wurde vielmehr von Letzterem spazieren geführt!

„Der damalige Prinz, später König Anton, begegnete häufig auf seinen Promenaden dem Buffo mit seinem widerspenstigen Pudel und pflegte in seiner heiteren, humanen Weise sich mit Benincasa zu unterhalten und das Gebahren des Pudels mit Lächeln zu beobachten.

„Apollo war einstens nach längerer Abwesenheit in sehr desolatem Zustande zu seinem Herrn zurückgekehrt und hatte bald darauf, wahrscheinlich infolge dieser Excursion, zu Benincasa's tiefstem Schmerze das Zeitliche gesegnet.

„Bei einer musikalischen Soirée in den Gemächern der verewigten Prinzessin Amalie frug nun Prinz Anton den Buffo nach seinem ungerathenen Pudel. Benincasa entgegnete sehr betrübt: „Altezza, ebbi la sfortuna di perderlo!" (Hoheit, ich hatte das Unglück, ihn zu verlieren!) „E di che cosa mori?" (Und woran starb er?) Wehmüthig entgegnete der Buffo: „Della rogna, Altezza!" (An der Raute, Hoheit!) „Pfui T.....!" erwiderte der Prinz lachend, worüber Benincasa tief verletzt zurücktrat, während die anwesenden Collegen ihr Gelächter nicht zu unterdrücken vermochten, und Prinz Anton begütigend hinzufügte: „Seien Sie froh, den nichtsnutzigen Gesellen los zu sein!"

Eine der liebenswürdigsten Erscheinungen für männliche Altpartien war jedenfalls Costanza Tibaldi, die Tochter des zweiten Tenoristen, etwa 1801 in Bologna geboren; sie betrat 1822 zum ersten Male die Bühne als Tancredi in der Oper gleichen Namens. Ihre hohe, schlanke Gestalt, ihre schönen dunklen Augen und Haare, ihre edlen Züge, sowie ihr geschmack- und gefühlvoller Vortrag bei kräftiger Altstimme und sehr gutem Spiele machten die junge Sängerin bald zum Liebling des Publicums; ihre besten Rollen waren: Tancredi, Arsace in „Semiramide", Cherubino, Fidalma in „il matrimonio segreto", „la donna Colonello" u. s. w. Sie verlobte sich 1825 mit dem Grafen von Hohenthal-Stedteln und sollte im April 1826 die Vermählung stattfinden; ihr letztes Auftreten als Tancredi veranlaßte die Vorbereitung großer Ovationen für die beliebte scheidende Künstlerin, als plötzlich an dem bestimmten Tage die Prinzessin Kunigunde, eine Tante des Königs, mit Tode abging, weshalb das Hoftheater auf einige Zeit geschlossen ward; mittlerweile hatte sich, durch den Rücktritt des Bräutigams, die vornehme Heirath zerschlagen; Costanza Tibaldi begab sich auf ein Jahr an das damalige Königstädtische Theater in Berlin, woselbst sie große Sensation erregte, kehrte aber später nach Italien zurück, um nach kurzem Wirken auf der Bühne sich mit einem wohlhabenden Kaufmann in ihrer Vaterstadt Bologna zu vermählen, ist jedoch bereits vor längeren Jahren verstorben. Sonderbarer Weise hat ihr früherer Verlobter später dennoch einer Opernsängerin, Fräulein Erhardt, ebenfalls Altistin am Leipziger Stadttheater, seine Hand gereicht.

„Auch die Sopranistin Matilde Palazzesi hat Morlacchi in ihrer kleinen Vaterstadt Sinigaglia aufgefunden, woselbst deren Mutter als Wäscherin, ihr sie unaufhörlich begleitender Onkel als Barbier fungirten, und sie für unsere italienische Oper gewonnen. Ihr erstes Auftreten war im Herbst 1824 als „Zelmira" in Rossini's Oper; ich glaube kaum, daß es möglich sei, eine schönere klangvollere Stimme zu besitzen; bei aller Macht und Fülle des Organs (welchem indessen jene außerordentliche Noblesse mangelte, wie sie beispielsweise Jenny Bürde-Ney in ihrer Glanzperiode besaß) stand ihr eine Leichtigkeit der Coloratur zu Gebote, um spielend die größten Schwierigkeiten zu bewältigen. Bei ihrem Herkommen war sie etwa achtzehn Jahre alt, von kleiner, sehr corpulenter Gestalt, ihre Züge keineswegs schön; doch besaß sie schöne, ausdrucksvolle, braune Augen, ein freundliches Lächeln und — ihr reizender Gesang ließ alles Andere gern übersehen. Als Matilde di Shabran war sie entzückend, doch auch als Cenerentola, Isolina, Semiramide, Gräfin in Mozart's Figaro und Donna Elvira ganz vortrefflich. Hätte diese hochbegabte Sängerin sich entschließen können, deutsch zu lernen, so wäre sie eine Zierde der deutschen Oper geworden; sie kehrte 1832 nach Italien zurück, vermählte sich bald darauf mit dem Maestro Savinelli, ging als Primadonna nach Barcelona, woselbst sie bald gestorben ist; mit ihr eines der schönsten Gesangstalente.

„Ich komme nun auf einen der begabtesten Bassisten: Alfonso Zezi; er ist 1800 in Mailand geboren und auf dem dortigen Conservatorium ausgebildet worden. Zezi kam 1822 auf Morlacchi's Veranlassung an die hiesige italienische

Oper, er betrat zum ersten Male die Bühne in Pär's „I Fuorusciti" und stellte merkwürdigerweise der zweiundzwanzigjährige Jüngling den Vater meiner damals im vierzigsten Lebensjahre stehenden Mutter vor; im Spiele war er noch sehr unbeholfen, doch überraschte die herrliche Stimme, sein correcter Vortrag und die bildschöne Erscheinung des jugendlichen Debutanten nahm sofort zu seinen Gunsten ein. Zezi war hoch und schlank gewachsen, besaß eine edle, classische Gesichtsbildung, schönes Auge, dunkles Haar; es ist kaum möglich, sich für die Rollen des Grafen in „Figaro's Hochzeit", für den „Don Juan" und „Tell" eine prachtvollere Persönlichkeit zu denken, als diesem von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Sänger zu Gebote stand, wenn er auch als Darsteller Manches zu wünschen übrig ließ. Zezi ward ungemein beliebt und hat später nicht selten in der deutschen Oper mitgewirkt; hier wurde selbst seine mangelhafte deutsche Aussprache nachsichtsvoll hingenommen; unvergeßlich bleibt mir dieselbe in „Sarastro's heil'gen Hallen", wo er regelmäßig sang: „Und ist der Mönch (anstatt Mensch) gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht." — Leider war Zezi während der letzten Zeit seines Hierseins sehr kränklich und hatte auch die wundervolle Stimme nicht lange erhalten; er verließ Dresden 1844, um in seine Heimath, Mailand, zurückzukehren, woselbst er im sechzigsten Lebensjahre verstorben ist; er war als College und Künstler sehr beliebt, dazu milde und bescheiden in seinem Wesen, hat er sicher ein freundliches Andenken in seiner zweiten Heimath hinterlassen, welche wieder aufzusuchen er in seinen Briefen an die hiesigen Collegen oftmals den sehnlichsten Wunsch ausgesprochen hat; leider ward ihm dessen Erfüllung nicht beschieden.

„Schließlich sei nun die Mezzosopranistin, die liebenswürdige Adelaide Schiasetti genannt. Diese Künstlerin, aus vornehmer Familie stammend (ihr Vater war ein höherer Officier der Napoleonischen Armee gewesen), ist ebenfalls auf dem Mailänder Conservatorium gebildet worden. Sie kam, so viel mir bekannt, in zarter Jugend an die italienische Oper am Münchener Hoftheater, um später während einiger Jahre in Paris bei der italienischen Oper ihre vollständige Ausbildung zu erlangen; 1826 ersetzte sie Costanza Tibaldi bei der hiesigen italienischen Oper. Sie war zwar von kleiner Statur, etwas unregelmäßig gewachsen, was für das Auftreten in den männlichen Altpartien ungünstig wirkte, aber ihre Züge waren von bezaubernder Lieblichkeit, ihre Stimme nicht groß, doch höchst sympathisch, ihre Schule vortrefflich, ihre dramatische Begabung sehr bedeutend. Rollen, wie Meyerbeer's „Crociato", Arsace in „Semiramide" und Malcolm in „la donna del lago" sind wol kaum besser gesungen worden, doch auch ihre Susanne, ihre Zerline waren ganz vorzügliche Leistungen im Spiel und Gesang. Ganz reizend sang sie im Concertsaale. Einer französischen Romanze, „Philomele", welche sie im Verein mit dem berühmten französischen Flötisten „Guillou" (später auch mit dem ausgezeichneten Fürstenau, dem Vater unseres geschätzten Capellmitgliedes) mehrmals vortrug, erinnere ich mich noch mit Entzücken. Adelaide S. war künstlerisch hoch gebildet, sie malte und zeichnete auch sehr geschickt; als Collegin eine der liebenswürdigsten Erinnerungen meiner Jugendjahre; sie lebt noch im hohen Alter in Genua und interessirt sich immer noch lebhaft für Dresden und dessen künstlerische Zustände.

„Und nun sei noch eines verdienstvollen Mitarbeiters an diesem Institute dankbar gedacht. Es ist dessen einstiger, nach Bassi's 1825 erfolgtem Ableben dazu ernannte Regisseur, der verewigte Hofrath Winkler (Theodor Hell).

„Winkler erwarb sich durch sein stets mildes und rücksichtsvolles Benehmen die Achtung und Freundschaft sämmtlicher italienischer Sänger. Jede Art von Härte oder Anmaßung lag diesem wohlwollenden Charakter und sein gebildeten Manne fern. Oft gedenke ich mit Dankbarkeit seiner hingebungsvollen Bemühungen für unsere Opernvorstellungen, entsinne mich mit Heiterkeit seiner Besorgniß bei den häufigen Vorstellungen während des Sommers auf dem winzigen, in einem Orangeriegebäude eingerichteten Hoftheaterchen in Pillnitz, woselbst bei einigermaßen größeren Schritten die Darsteller beim Heraustreten sofort mit der vis-à-vis gelegenen Coulisse caramboliren mußten! Unser guter Winkler bat dringend das Gesammtpersonal, ja möglichst kleine Schritte zu machen, eine Aufgabe, welche dem auf einer großen Bühne sich zu geriren gewöhnten Darsteller keineswegs leicht fällt. Sein Umgang mit den italienischen Sängern ward durch seine vorzügliche Kenntniß der italienischen Sprache wesentlich erleichtert.

„Von allen nun hier erwähnten künstlerischen Persönlichkeiten leben nur noch: Friederike Funk in Paris, A. Schiasetti in Genua, Giacomo Rubini in einem kleinen Orte bei Bergamo und Gioachino Bestri in Dresden. Alle Anderen sind längst heimgegangen. Ehre ihrem Angedenken!"

Zum Schlusse sei noch einem Wunsche Ausdruck gegeben, der sich bei einer zu hoffenden neuen Auflage des Büchleins leicht erfüllen läßt: die Verfasserin möge dasselbe durch ein Inhaltsverzeichniß vervollständigen.

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von Carl Albert Regnet.

III.

Als der Münchener Kunstgewerbe-Verein sich an die Spitze des wahrhaft nationalen Unternehmens stellte, da war er sich recht wohl bewußt, daß keine andere deutsche Stadt die Möglichkeit bot, wie München, dasselbe mit verhältnißmäßig so geringen Mitteln durchzuführen, denn keine von allen besaß in ihren Mauern ein bereits fertig stehendes Gebäude wie der Glaspalast. Vor nun 22 Jahren errichtet, um die große deutsche Industerie-Ausstellung aufzunehmen, hatte sich derselbe zeither namentlich auch während zweier großer Kunstausstellungen, von denen die des Jahres 1869 eine internationale gewesen war, nach allen Seiten hin vollkommen zweckentsprechend erwiesen.

Infolge des Programmes, welches die Aufstellung von Kunstwerken zugleich mit Erzeugnissen der Kunstindusterie in künstlerisch geordneten Einzelgruppen oder in größeren und kleineren Abtheilungen verlangte, um den Werth einer harmonischen und erfolgreichen, ästhetisch wirksamen Verbindung des Kunstgewerbes mit der Kunst deutlich sichtbar zu machen, wurde die einzige große Halle des Glaspalastes von etwa 234 Meter Länge und 47 bezugsweise 82 Meter Breite durch hohe Bretterwände in eine Menge einzelne Räume von verschiedener Ausdehnung getheilt, welche theils von oben durch das Glasdach, theils von der Seite ihr Licht erhalten. Um aber das directe Einfallen des Sonnenlichtes abzuhalten, erhielten dieselben leichtconstruirte Decken aus mit weißem Baumwollen-Stoff überspannten Rahmen, welche Einrichtung namentlich den Gemälden trefflich zu Statten kommt.

Nur in der Mitte der Halle blieb rings um den großen Springbrunnen, der noch seit der Ausstellung vom Jahre 1854 an seiner Stelle blieb, ein großer, etwa den vierten Theil der ganzen Halle betragender Raum frei, bestimmt als Empfangshalle zu dienen und mit Statuen und Blumen-

anlagen geschmückt zu werden. Zwei kleinere Brunnen in den größeren Sälen links und rechts vom Empfangsraume spenden auch dort erquickende Kühle.

In diesem Empfangsraume fanden die Kolossalbüsten der Kaiser Wilhelm und Franz Joseph, sowie des Königs Ludwig, jene von Moest in Karlsruhe, diese von Wagmüller in München modellirt, Platz, während den Haupteingang selber nach innen, der in großartiger decorativer Weise ausgestattet ward, A. v. Werner's farbiger Carton zu den Mosaikbildern an der Berliner Siegessäule friesartig krönt und so übersichtlicher wirkt als dort möglich, ein Symbol der politischen Wiedergeburt Deutschlands und überragt von dem scharf auslugenden deutschen Adler.

Zunächst am Brunnen stehen zwei kolossale lebensvolle Gruppen von A. v. Kreling's, des jüngst verstorbenen Directors der Nürnberger Kunstschule, berühmtem Brunnen in Cincinnati und vier kleinere von Ferd. v. Miller jun. von eben dort zwischen Palmen und anderen Decorationspflanzen. Von den zahlreichen plastischen Arbeiten aber, welche den eigentlichen Empfangsraum von den dahinter liegenden Ausstellungsräumen scheiden, mögen Andresen's in Dresden reizvolle Gefesselte Psyche, Francini's Amor mit dem Schmetterling und Sußmann's in Rom Trunkener Faun ihres hohen künstlerischen Werthes halber hervorgehoben werden.

Dem Haupteingange gegenüber erhebt sich ein nun zum Portal umgeschaffener mächtiger und reich vergoldeter Altar im Barokstyl, vordem in der uralten Kirche St. Zeno in Reichenhall; links und rechts davon zwei riesige Gemälde von Ans. Feuerbach in Wien, eine vielfach verbesserte Wiederholung seines berühmten Gastmahles des Platon, dem gegenüber sich die Kritik zuerst negirend verhielt, wahrscheinlich weil seine geistige Bedeutung weit über das landläufige Maß hinaus ging, und seine Amazonenschlacht, die bei aller Genialität der Conception nicht zur Höhe des ersteren Bildes hinanreicht.

Das erwähnte Portal führt den Besucher zur culturhistorischen Ausstellung, einer mit großer Umsicht und Fachkenntniß getroffenen Auswahl von Waffen, Teppichen, Altären, Geräthen, Kirchengewändern, Münzen, Siegeln, Miniaturen, seltenen Drucken, Büchereinbänden, plastischen Werken 2c. von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhunderte herab. Sie ward nur durch die hohe Munifizenz vieler gekrönter Häupter und anderer fürstlicher Personen und das lebhafte Interesse möglich gemacht, das viele Stadtverwaltungen, zahlreiche staatliche, Provinzial-, städtische und Vereins-Museen, Bibliotheken, Kirchen und Klöster, Corporationen aller Art, wie Schützengilden 2c. und Hunderte von Privaten in den verschiedensten Lebensstellungen an den Tag legten.

Ganz besonders gewogen hat sich dem Unternehmen S. M. der König von Sachsen erwiesen, der selbst Schätze aus dem Grünen Gewölbe und dem Garde-Meuble zur Ausstellung gab. Auch die englische Regierung hat sich vollen Anspruch auf den Dank des deutschen Volkes erworben, indem sie mit höchster Liberalität die kostbarsten alten Handwerke deutscher Herkunft aus dem Kensington-Museum auswählen und nach München schicken ließ, darunter Holz-, Elfenbein-, Metall-, Goldschmied- und Juwelier-, sowie Emailarbeiten sammt Waffen mancherlei Art, im Ganzen weit über hundert Gegenstände.

Und wie unsere ganze moderne Kunstindusterie sich auf vergangene Zeiten stützt und deren Werke als unerschöpfliche Fundgrube benützt, so bietet auch die culturhistorische Ausstellung an der Südseite des Glaspalastes dem Besucher der Räume, welche mit den Werken der Gegenwart ausgestattet sind, den Schlüssel zum richtigen Verständniß der Letzteren.

Dieselben schließen sich beiderseits vom Empfangsraume und der culturgeschichtlichen Abtheilung, auf den östlichen und westlichen Tract vertheilt, unmittelbar an und zwar so, daß dort Preußen, hier Oesterreich den Reigen eröffnen und jenem Württemberg, Baden und Sachsen, diesem Bayern und die kleineren deutschen Bundesstaaten folgen.

Und wie dort und da einzelne Aussteller oder mehrere in Verbindung mit einander behagliche Wohnräume oder prächtig ausgestattete Prunksäle schufen, so wurde dem Programme getreu am westlichen Ende des Glaspalastes ein ansehnlicher Raum ausschließlich der modernen kirchlichen Kunst zur Verfügung gestellt. Dort führen zwei breite Treppen in einen tiefer liegenden Raum hinab, der zu beiden Seiten in capellenartige Nischen ausläuft.

Auf den beiden übereinander laufenden, den ganzen Glaspalast umziehenden Galerien aber haben die deutschen Kunstschulen, der Bücherdruck und die vielnamigen vervielfältigenden Künste sammt der Ausstellung des deutschen Architekten-Vereins ihren entsprechenden Platz gefunden.

Wochenlang haben sich Hunderte von fleißigen Händen gerührt, das große Werk der Vollendung zuzuführen und es gelang, wie Viele daran auch noch in den letzten Tagen gezweifelt.

Alle öffentlichen und die meisten Privatgebäude der Stadt prangten am 14. Juni im Schmucke deutscher und bayerischer Flaggen. Ein Hochamt mit Te Deum in der Basilika eröffnete die Fest-Feier und kurz vor halb 11 Uhr füllte sich der Empfangsraum des Glaspalastes mit Festgästen; unter denen vom diplomatischen Corps bemerkte man namentlich auch den kgl. sächsischen Gesandten Hrn. v. Fabrice, der mit vollster Befriedigung auf die sächsische Abtheilung schauen mochte, denn den Bemühungen Pfotenhauer's, Hanschild's und Graff's in Dresden und Rieper's in Leipzig sowie der hinter ihnen stehenden Kunstindustriellen Sachsens ist es zu danken, daß dieses so überaus glänzend vertreten erscheint.

Die Ausstellung ist eröffnet, aber noch nicht vollendet. Nur die äußerste Anspannung aller Kräfte machte das Erste möglich, aber es liegt in der Natur der Sache, namentlich in dem verspäteten Eintreffen einer namhaften Anzahl von Objecten, daß den trefflichen Männern, welche sich den Mühen der Aufstellung unterzogen hatten, ein Ueberblick des Gebotenen wenn nicht unmöglich gemacht, so doch außerordentlich erschwert ward. Infolge dessen wird dort und da Nachhilfe nöthig, welche neue Arbeit im Gefolge hat, ganz abgesehen davon, daß die oft weit gehenden Wünsche einzelner Aussteller, wenn nur irgend möglich, auf das Bereitwilligste berücksichtigt werden.

Unter solchen Umständen läßt sich das Erscheinen des officiellen Katalogs für die nächsten Tage allerdings noch nicht erwarten. Aber es wäre Angesichts der voraussichtlich noch nothwendig werdenden Aenderungen im Interesse des Publicums nicht einmal wünschenswerth.

Eines indeß sehen wir auch ohne die Unterstützung des Kataloges: daß das deutsche Kunsthandwerk ebenso in eine aufsteigende Periode eingetreten ist, wie die Kunst in eine absteigende. Das kann Niemand befremden, der gewohnt ist, den Bewegungen der Cultur-Entwickelung mit unbefangenem Sinne zu folgen.

Die Culturgeschichte eines jeden Volkes manifestirt sich in fortwährenden Fluctuationen, ist ein ununterbrochenes Steigen und Sinken der Wellen seiner Bildung. Perioden großer Hebung, wie Deutschland sie in der Zeit von Cornelius sah, folgen nach allgemeinen Naturgesetzen Perioden des Herabsinkens künstlerischer Production.

Jahrhunderte gehen vorüber, ohne ein Genie zu erzeugen. Darum haben wir kein Recht, uns darüber zu beklagen, daß keines unter uns lebt. Dafür sind wir reich an Talenten, die um so mehr Gelegenheit finden, sich geltend zu machen,

als ihnen in unseren Tagen mehr als je die Möglichkeit geboten ist, die Grenzen ihrer Thätigkeit zu erweitern.

Unsere Zeit popularisirt nicht blos das Wissen, es popularisirt auch das Können. Aber diese Verallgemeinerung führt weder die Wissenschaft noch die Kunst zu größerer Tiefe und begünstigt vor Allem diejenigen, welchen die Darstellung mehr gilt als das Wesen der Sache. So liegt in dem Auftauchen technischer, auf das Aeußerliche gerichteter Talente nichts Ueberraschendes; sie entsprechen den Anforderungen ihrer Zeit und werden mit ihr begraben. Sie machen nicht Epoche, aber sie sind angenehm und — nähren ihren Mann. Hunderte von Schulen fördern sie, denn was sie charakterisirt, was ihnen Geltung sichert, läßt sich lehren und lernen.

— Das dritte und vierte Heft der von M. M. Freiherrn von Weber veröffentlichten „Populären Erörterungen von Eisenbahnzeitfragen" (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag) bringen die Aufsätze: „Die Praxis der Sicherung des Eisenbahnbetriebes" und „Privat-, Staats- und Reichsbahnen". Für das größere Publicum wird die letzterwähnte Abhandlung schon um deswillen hervorragendes Interesse haben, weil die darin behandelten Fragen durch die preußischen Demarchen in der Reichseisenbahnfrage augenblicklich Gegenstand lebhaftester Discussion sind. Herr Frhr. v. Weber verwahrt sich ausdrücklich gegen die etwaige Unterstellung eines polemischen Charakters seiner Schrift. Der Standpunkt, von dem aus sie geschrieben wurde, sei „der eines völlig unabhängigen Fachmannes, den mehrfach veränderter Lebensberuf sowol mit fast allen Schichten des deutschen praktischen Eisenbahnlebens, als mit der Eisenbahnpolitik in Wechselwirkung gebracht hat und dessen dermalige Lebenslage die völlige Unbefangenheit und Freiheit der Meinungsbildung und Aeußerung in Bezug auf deutsche Eisenbahnverhältnisse gewährleistet". Bekanntlich ist zwar Frhr. v. Weber in früheren Jahren längere Zeit im sächsischen und bis vor etwas über einem Jahre im österreichischen Staatsdienste gewesen, nach seinem Ausscheiden aus dem letzteren jedoch in ganz unabhängiger Lebensstellung. Der Verf. hat sein Thema in bekannter geistvoller und sachkundiger Weise behandelt und seine ebenso tiefdurchdachte als praktische Auffassung der zur Erwägung gezogenen Fragen kann nur wiederholt das lebhafteste Bedauern zum Ausdruck bringen, daß Oesterreich sich für sein Eisenbahnwesen die leitende Wirksamkeit einer so bedeutsamen Capacität nicht zu sichern verstanden hat. Es scheint eben das Verhängniß dieses Staatswesens, daß es seine tüchtigsten und fähigsten Köpfe vor der Zeit brach legt, und an ihre Stelle Leute setzt, welche kaum die Mittelmäßigkeit erreichen. Hr. v. Weber erkennt die Thatsache an, daß der dermalige Zustand des Schaffens und Betreibens der Eisenbahnen der moralischen und materiellen öffentlichen Wohlfahrt offenbar nicht genügend förderlich ist. Die Frage, wie die demnach unerläßliche Reform desselben herbeizuführen sein wird, gestaltet sich seiner Ansicht nach zu einer dreitheiligen, nämlich: „a) Empfiehlt es sich, das bisher in diesem Reiche übliche System der staatswirthschaftlichen Manipulation des Eisenbahnwesens, im Principe, fortbestehen zu lassen und dasselbe nur kräftigen Meliorationen durch Einfluß des Staates zu unterziehen? b) Empfiehlt es sich, absolute Staatsbahnsysteme in den Einzelstaaten durchzuführen und der Reichsgewalt nur die Einflüsse auf diese Systeme zu gönnen, welche sie zu Erreichung der Zwecke des Reiches üben muß? c) Empfiehlt es sich, die Handhabung des gesammten Eisenbahnsystemes des Reiches ausschließlich in die Hände der Reichsgewalt zu legen?" — Er geht nun an die Erörterung dieser Fragen in den vier verschiedenen Beziehungen: der Politik, Finanzen, Administration und Eisenbahntechnik und faßt das Resultat seiner Betrachtungen in die folgenden Sätze zusammen: „Das Eisenbahnwesen ist aus der Privatindustrie hervorgegangen. Der Eisenbahntransport (im Gegensatz zu dem der Post und Telegraphie) verändert den Preis seiner leblosen Transportobjecte. Er producirt somit Handelswerthe. Er bildet daher (im Gegensatz zu Post und Telegraphie) eine Industrie. Sein Product ist der Mehrwerth, den der Transport erzeugt. Dies Product modificirt seinen Werth nach Anfrage und Angebot und Productionspreis. (Nothlage und Ueberproduction, Flachlandbahn und Alpenbahn, virtuelle Länge der Transporte, virtuelle Länge der Bahnstrecken &c.) Dies Product (Transportpreis) ist daher ein Handelsartikel von variablem Werthe. Gleichheit der Tarife ist daher eine wirthschaftliche Unmöglichkeit. Staats- oder Privatbahnsysteme ändern nur das in diesen Verhältnissen, daß sich bei ersteren das Maß des Erwerbes auf den Staatszinsfuß beschränkt. Je gemäßer die Gesammtmanipulation des Eisenbahnsystems der Natur der Erwerbsanstalt ist (bei Staatsbahnen unter obiger Einschränkung), um so gemäßer ist sie seinem Zweck. Das „Eisenbahnmäßige" in ihrer Administration entnahmen die Staatsbahnen der Manipulation der Privatbahnen. Nothgedrungen durch die Accommodation an Staatsverwaltungsformen wurden die hierzu erforderlichen Elemente eingeschaltet. Die Wechselwirkung zwischen Staats- und Privatbahnsystemen ist zur Erhaltung der specifischen Natur des Eisenbahnwesens ersprießlich. Rationelle Begrenzung der Concurrenz zwischen Beiden ergiebt sich aus der Begrenzung des Erwerbsmaßes der Staatsbahnen. Die höchstmögliche specifische Leistung beider Systeme wird durch deren Wechselwirkung erzielt. Vortheile der Vielheit der selbständigen Verwaltungsmittelpunkte ergeben sich für die Individualisirung der Bahnen nach den Ortsbedürfnissen und die gleichmäßige Güte der technischen Ausführung des deutschen Netzes in allen Ländern und Provinzen. Hauptkrankheite des aus Staats- und Privatbahnen gemischten Systems bilden: Vielfältigkeit und Unvereinbarkeit der Verwaltungsmaximen; Concurrenz des Staats im Erwerbsgeschäft mit seinen eigenen Steuerzahlern; hieraus erwachsende Pflichtenconflicte; und uneigentliche Stellung der Regierung als Beaufsichtiger ihrer Concurrenten und Entscheider in eigener Sache. Deutschlands Verfassung als Bundesstaat gestattet die Schaffung neutral über Staats- und Privatbahnen stehender Reichsbehörden. Organisation und Wirkungskreis derselben hat aus Vereinbarung hervorzugehen. Executivmacht derselben ist durch Gesetze angemessen zu stärken. Ihre Wirksamkeit ist dann zur Minderung der Uebelstände des gemischten Systems ausreichend. Schädlicher Einfluß der Zersplitterung des deutschen Eisenbahnwesens zeigt sich beim Anstreben gemeinsamer Einrichtungen und der Uebereinstimmung in Behandlung der Verkehre; beim Tarifwesen; durch Erschwerung der Haftpflicht &c. Derselbe ist größtentheils durch Einwirkung jener rationellen Reichs-Oberaufsicht zu paralysiren. Weitverbreiteter Irrthum existirt in Bezug auf ökonomische Resultate, die durch Verschmelzung kleiner Linien in große, centralisirte Complexe erzielt werden sollen. Dieselben sind, aus unten zu entwickelnden Gründen, nirgends gewonnen worden. Die aus solchen Verschmelzungen hervorgegangene „Organisation der Verkehrs-Monopole" bildet den Typus der Ausbeutung des Verkehrslebens durch das Privatbahnsystem. Die Wurzel der hauptsächlichen Eisenbahn-Beschwerden bilden in andern Ländern die Gefahren der „Centralisation", in Deutschland die der „Zersplitterung". Centralisation in Händen des Staats kann ebensowenig ökonomische Vortheile herbeiführen, wie in denen der großen Gesellschaften. Sie würde sich den Bedürfnissen des Verkehrs noch schwerer adaptiren, wie die der großen Privatbahncomplexe. Hingegen

würde sie volle Sicherheit gegen Ausbeutungs-Tendenzen bieten. Ein bedeutsamer Nachtheil der Zersplitterung des deutschen Bahnwesens liegt in Schaffung großer Anzahlen von Eisenbahneffecten, Gegenständen des Schwindels und Börsenspieles. Ein hauptsächlicher Vortheil der Durchführung des absoluten Staats oder Reichsbahnsystems würde in Verwandlung dieser in ein einziges, solides Staatseffect bestehen. Wesentliche Sanirung des social-finanziellen Lebens, Hinausschiebung der socialen Katastrophe können von Durchführung des absoluten Staats- und Reichs-Eisenbahnsystems erwartet werden."

— Die neuesterschienenen Bände der Collection of British Authors Tauchnitz Edition bringen eine Reihe interessanter Novitäten der beliebtesten und hervorragendsten englischen und amerikanischen Erzählungsschriftsteller der Gegenwart. Louise M. Alcott ist darin mit dem zweibändigen Roman Little Women, M. E. Braddon mit dem ebenfalls zweibändigen Roman Dead Men's shoes, Ouida mit der Erzählung In a Winter City, William Black mit einem Bändchen jener kleinen Erzählungen, in denen er Meister ist, E. Lynn Linton mit der zweibändigen Novelle: The Atonement of Leam Dundas, Thomas Hardy mit der zweibändigen Erzählung: The Hand of Ethelberta, der so schnell berühmt gewordene amerikanische Schriftsteller Bret Harte mit der zweibändigen Erzählung Gabriel Conroy vertreten. Die Namen der hier genannten Verfasser haben durch ihre bisherigen Publicationen allenthalben bereits so trefflichen Klang, daß es weiterer empfehlender Worte für ihre neuesten Gaben bei den Freunden englischer Originallectüre, deren Zahl in Deutschland bekanntermaßen in fortwährender Zunahme begriffen ist, nicht bedürfen wird. Ein neuer Roman, eine neue Erzählung der Alcott, Braddon, Ouida, William Black's, Bret Harte's werden in England, bez. Amerika bekanntermaßen ja als Ereignisse gefeiert.

Leid und Lust. Neue Novellen von Robert Waldmüller (Edouard Duboc). Zweiter und dritter Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1874. Den zwei Novellen des bereits von uns besprochenen 1. Bandes dieser Sammlung schließen sich im 2. und 3. noch neun an. Viel Mannigfaltigkeit bietet sich hier, und doch (worauf wir schon früher hinwiesen) zugleich ein Gemeinsames in der Richtung des Verfassers auf das Idyllische im weitesten Sinne, nämlich wo dies Element nicht vor dem Hintergrund allereinfachster Naturzustände zur Erscheinung kommt, vielmehr auch innerhalb gewisser verwickelter Culturverhältnisse, sei es in Gegenwart oder Vergangenheit, als ein in der Lust vor Allem gern Sichheimischfühlen, und im Leid als ein trotz alledem williges Sichfügen und Zurechtefinden sich kundgiebt. Das wird namentlich erkennbar in den kürzeren charakteristischen Portraitbildern des originellen Capitains in „Im Schlepptau", sowie des gutherzigen, schlichtbürgerlichen Weibes in dem rührenden Eisenbahngeschichtchen „Eingeschneit", und gehört auch das nach dem Englischen bearbeitete „Zwischen Wasser und Himmel" hierher; desgleichen das aufgeregt heitere, wol nur in Paris mögliche „Räthsel der Rue Croulebarbe" (Der falsche Dumas!), endlich die still tragische, in der ihr zukommenden Einfachheit trefflich vorgetragene Dorfgeschichte „Urberl und Wetti", ein kleines Menschengeschickbild, das nicht von der Oberfläche geschöpft ist. — Der Stoff der andern Novellen ist mehr der Vergangenheit, d. h. älterer, neuer und neuesten Geschichte entnommen. Da spielen sich im Vordergrunde kleine Herzensconflicte ab, doch von der hinten sich zutragenden großen Weltgeschichte mehr oder minder beeinflußt. So in „Politischen und unpolitischen Herzensbündnissen" zwischen einer liebenswürdigen Spanierin und einem braven französischen Edelknaben zur Zeit der Gefangennehmung Franz I. durch Karl V. Aehnlich die Novelle „Im Golf von Argos" zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes, nach der Schlacht bei Navarin sich ereignend, auf dem Boden des wilden lebensvoll geschilderten Mainotenlandes; wo jedoch das liebende Paar durchaus nicht anders vermag, als an dem Heimathsbarbarenthum sich mitzubetheiligen, was denn ihr Liebesmißgeschick herbeiführt. Weil aus einem jüngsten Stadium unseres geschichtlichen Bewußtseins, wirkt besonders ergreifend „Aimée Vibert; aus dem Tagebuch eines Metzer Gefangenen". Hier neben anziehender Schilderung von Kriegshergängen zeigt sich eines sich selbst noch nicht kennenden redlichen deutschen Gemüths allmälige Ausklärung zum Patriotismus, und wird zugleich dem Leser eine helle Einsicht in den Gegensatz romanischer und germanischer Art und Weise, wie er theils ganz, theils halb sich seiner bewußt ist oder wird. Dies ist verschmolzen mit zartester Neigung und mit herzerhebender Begeisterung, obwol mit dem Tode des Helden abschließend — kurz eine eigentliche „Kriegsidylle", wie Herder sich ausdrückt. — Zuletzt nennen wir „Jessika". Die Novelle ist nicht was man gewöhnlich eine historische nennt, und doch Darstellung von Zuständen, die von einer der bedeutsamsten Strömungen der Menschheitgeschichte herbeigeführt worden, nämlich die gesellschaftliche Stellung des Judenthums. Der Gegenstand ist in aphoristischer Art behandelt und allerdings wol im Verhältniß zu seiner Gewichtigkeit zu wenig ausgeführt, aber das Gegebene geist- und gemüthreich. Besonders läßt der Schluß, nach Ref. Gefühl, in der Seele des Lesers einen friedenvollen Eindruck höherer Art zurück, welcher dem Schluß von Lessing's Nathan nicht ganz unähnlich, so verschiedenartig auch die beiden Fabeln sind. T.

— Der Bauernrebell. Roman aus der Tyrolergeschichte von Herman Schmid. 2 Bände, Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Der beliebte Schriftsteller, der auf dem Felde des sogenannten historischen Romans gegenwärtig zu dessen hervorragendsten Vertretern gehört und namentlich zu Aufklärung der bayerischen Specialgeschichte viel beigetragen hat, in welcher er bisher mit Vorliebe das Material für seine Romangestaltungen suchte, hat diesmal nach dem seinem Heimathlande benachbarten Tyroler Lande den Schauplatz seiner Geschichte verlegt. Dieselbe spielt im 16. Jahrhundert, zur Zeit des Tridentinischen Concils und behandelt eine Episode aus der Vergangenheit Tyrols, welche mannichfache Analogien mit dem deutschen Bauernkrieg darbietet. Der Grundgedanke der damaligen aufständischen Bewegung in Tyrol war wenigstens in der Hauptsache derselbe, welcher den Bauern in Schwaben, Franken und Thüringen die Waffe gegen die Willkür und Härte ihrer Unterdrücker in die Hand drückte. Je weniger die Details dieser socialen Bewegung in Tyrol, dem wegen seiner Treue gegen das angestammte Herrscherhaus vielgefeierten Musterlande, allgemeiner bekannt sind, um so dankenswerther ist die Schilderung derselben in Herman Schmid's Roman, denen man es ansieht, daß sie zugleich die Frucht fleißiger, gewissenhafter und gründlicher Geschichtsstudien sind. Nach dieser Seite hin haben sich die Schmid'schen historischen Romane von jeher vor vielen anderen dieses Genres ausgezeichnet, die wie lucus a non lucendo die Bezeichnung historischer Romane verdienen. Wir denken dabei namentlich an die übelberufene Strickarbeit der Louise Mühlbach. Daß die Ausarbeitung des Romans auch nach der specifisch belletristischen Seite hin den höchstgespannten Erwartungen entspricht, versteht sich bei einem Erzählertalent von der Art Herman Schmid's von selbst.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 52. Donnerstag, den 29. Juni. 1876.

Der Tannhäuser.

Culturgeschichtliche Skizze von Otto Moser.

Ein wunderbarer Geist erfaßte die Völker des Abendlandes zu der Zeit, wo schon über vier Jahrhunderte jenes, durch die Urgeschichte des Christenglaubens geheiligte Jerusalem, mit dem Grabe des Erlösers, sich im Besitze der Ungläubigen befand. Dem Rechte, an den heiligen Stätten zu beten, hatte die Christenheit nach deren Eroberung niemals entsagt, und immer mehr Wallfahrer drängten nach den Orten, wo sie im Geiste dem Heiland näher zu sein glaubten als in der Heimath und wo ihnen dieses gottselige Gefühl Kraft genug verlieh, Gefahren und Entbehrungen unter den Siegern zu ertragen. Die Mühseligkeiten der Pilger im heiligen Lande mehrten sich, je größer der Andrang wurde; die Heimkehrenden verbreiteten Erzählungen ihrer traurigen Erlebnisse und weckten überall Theilnahme. Hierin lag die Entstehung der Kreuzzüge, und mit ihnen der weittragendsten Folgen für das gesellschaftliche und gewerbliche Leben. Mögen die Kreuzzüge Millionen Menschen und ungeheuere Reichthümer verschlungen haben, so bilden sie doch den wichtigen Factor, welcher das in Gesittung, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe weit zurückstehende Abendland mit der Intelligenz des Morgenlandes in Verbindung brachte. Fassen wir die Einwirkungen der Kreuzzüge auf den gesellschaftlichen Zustand der westlichen Welt genauer ins Auge, so entsprechen sie einer gründlichen Umgestaltung. Die Veränderung des Grundbesitzes, die vollendete Ausbildung des Ritterwesens, die wachsende Macht der geistlichen Herrschaft und Stiftung der geistlichen Ritterorden, die Bekanntschaft der Völker unter einander, das rasche Aufblühen der Städte und eines immer umfangreicher werdenden Handels, Verbesserung des Zustandes der niederen Volksclassen, namentlich des Bauernstandes und Verbreitung neuer Kenntnisse und Beförderung allgemeiner Bildung, dies waren die Errungenschaften einer Blutsaat, deren Jahrhunderte reifende Ernte für das Abendland ausreichte, das Gewonnene zu festigen und zu verwerthen und in mancher Beziehung wol auch das Stammland der feineren Cultur zu überflügeln.

Eine eigenthümliche Folge der Kreuzzüge war die Fortentwickelung des Wandertriebes und mit ihm eines abenteuernden Vagabondenthums, das sich zu allerhand geistlichen und weltlichen Zwecken in der Welt herum trieb. Hierzu zählten die sogenannten „fahrenden Sänger", die bereits im 12. Jahrhundert eine erkleckliche Zunft bildeten. Auch der Tannhäuser, welcher durch Richard Wagner's berühmte Tondichtung einen weltbekannten Namen erlangt hat, gehörte ihr an. Er war kein Mann gewöhnlichen Schlages, dieser Tannhäuser, sondern von rittermäßiger Geburt, wie behauptet wird aus dem österreichischen Geschlecht der edlen Herren von Tannenhusen, oder nach anderen Anschauungen vom fränkischen Stamme der Freiherren von der Thanne. Jedenfalls hat dieser lustige, leichtlebige, in ewiger Geldnoth befindliche Wandersänger sich nicht träumen lassen, daß er länger als ein halbes Jahrtausend nach seinem Tode dazu ausersehen werden sollte, als Hauptrepräsentant der Zukunftsmusik in dem Kampfe gegen den überwundenen Standpunkt „Mozart'scher und Haydn'scher Machwerke", wie sich einst ein enthusiastischer Verehrer der Wagner'schen Muse ausdrückte, eine so große Rolle zu spielen. Die Sage von der Frau Venus im Hörselberge und dem von ihr bezauberten Tannhäuser, in Verbindung gebracht mit der Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg, ist durch das Wagner'sche Tongemälde zum Gemeingut geworden, und deshalb dürfte es von allgemeinem Interesse sein, zu erfahren, wie weit hier die dichterische Freiheit der Fabel von der historischen Wahrheit abgewichen ist.

Tannhäuser hatte schon in jungen Jahren das abenteuerliche Leben eines herumziehenden Sängers und Dichters gewählt, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß er seine Kunst nicht vor gemeinen Leuten hören ließ, sondern zu diesem Zwecke nur Fürstenhöfe und Herrenburgen aufsuchte. Zuerst taucht der Tannhäuser um das Jahr 1238 am Hofe des Herzogs Friedrich von Oesterreich auf, bei welchem Fürsten er in hoher Gunst stand. Durch verschiedene Loblieder, die er auf denselben verfaßte, geschmeichelt, begnadigte der Herzog den Tannhäuser mit einigen Lehnsgütern, die dieser aber durch Schwelgerei und wüstes Leben bald verpraßte. Fast bei allen fahrenden Sängern jener Zeit bilden Klagen über Armuth, die sie ertragen müßten, und den Geiz der Fürsten auf einer, und, nach unserem Geschmacke wenigstens, widerwärtige, kriechende Lobhudeleien und Verherrlichungen auf der anderen Seite, den hauptsächlichen Stoff ihrer sonst ziemlich gedankenarmen Dichtungen. Daß aber die Fürsten nicht allein Schuld waren, wenn es den Meistern der edlen Sangeskunst manchmal ein wenig knapp erging, dafür spricht auch das Leben des Tannhäuser's. Derselbe gab seinen Collegen als leichter, windiger Gesell, gewöhnt aus der Hand in den Mund zu leben und sofort in Ueppigkeit und Wollust zu schwelgen, sobald sich die milde Hand eines fürstlichen Gönners aufgethan hatte, nichts nach. Es ist ein Klagelied von ihm auf unsere Zeit gekommen, worin er seines leichtsinnigen Lebenswandels gar kein Hehl macht. Es heißt darin:

> Die schönen Weiber, guter Wein, ein leckeres Mahl am Morgen,
> Und in der Woche ein zwiefaches Bad, das trennt mich von dem Gelde,
> So lange ich noch verpfänden kann laß fahren ich die Sorgen,
> Doch wenn es an die Zahlung geht wird mir es wehe zu Muthe.

Man ersieht hieraus, daß die lockeren Zeisige des dreizehnten Jahrhunderts mit denen der Jetztzeit eine ziemlich gleichmäßige Lebensweise führten. — Als im Jahre 1246 Herzog Friederich von Oesterreich starb und Tannhäuser dadurch seinen freigebigen Gönner verlor, konnte ihn dies nicht entmuthigen. Fröhlich griff er zum Wanderstabe, um sich ein neues Asyl zu suchen, und er fand dasselbe am Hofe des

Herzogs Otto von Bayern, der den heimathlosen, heiteren Sänger mit großer Gastfreundschaft bei sich aufnahm. Hier trieb es der Tannhäuser wieder eben so bunt, wie in Oesterreich, und während der sieben Jahre, die er an Otto's Hofe verlebte, dachte er keinen Augenblick daran, sich vorsorglich einen Sparpfennig zurückzulegen. Herzog Otto starb im Jahre 1253 und Elend und Hunger zwangen den leichtsinnigen Sänger abermals zur Wanderschaft. Muthmaßlich hat er an keinem Fürstenhofe eine neue, dauernde Aufnahme gefunden. Er erscheint wiederholt an verschiedenen Höfen und Herrensitzen, doch ist seines Bleibens nirgends lange und allmälig entschwindet er dem Auge des Forschers, ohne daß es möglich wird, über sein späteres Leben und seinen Tod Aufschlüsse zu erhalten. Wahrscheinlich nahm Tannhäuser während dieser Zeit auch an einem Kreuzzuge theil, denn er beschreibt fremde Länder und erzählt allerhand Abenteuer, die er erlebt haben will. Ebenso scheint er sich auch in Frankreich aufgehalten zu haben, wo die von den spanischen Arabern stammende Musik und Sangeskunst vom Ende des 11. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts die provençalische Poesie hervorgerufen hatte, aus welcher die allmälige Ausbildung der neuen europäischen Nationalsprachen erwuchs. Einen Wiederklang davon mag Tannhäuser in seinem Gedicht „Tanzleich", einem Frühlingsliede, versucht haben, in welchem er auch französische Worte gebraucht. Eine Stelle in demselben lautet:

> Ein rivière ward ich gewahr
> Im forês floß ein Bächlein klar,
> Herab durch eine planiure
> Ich schlich ihm nach, bis daß ich fand die schöne creatiure
> Denn an der Quelle saß so hold die Süße von Faniure.

Nicht unmöglich ist es, daß diese französischen Worte nur Tannhäuser's Sucht entsprangen, bei allen Gelegenheiten mit Gelehrsamkeit und Kenntnissen zu prahlen, um sein Ansehen zu erhöhen. Er erzielte dadurch oft, daß seine Gedichte einen langweiligen und faden Charakter erhielten.

Wenig bekannt durch seine Dichtungen, welche nie die Mittelmäßigkeit übersteigen, wurde Tannhäuser erst durch seine Verknüpfung mit der Sage des Hörselberges eine vielgenannte Person. In diesem Berge, erzählte der Volksglaube, wohnte im prächtigen Zauberpalaste Frau Venus, angethan mit allen Reizen, welche Männerherzen zu umstricken vermögen. Diese Heidengöttin hatte bisweilen Neigung für hübsche Erdensöhne und wenn ein solcher sie anschaute, zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in ihre Arme und mit den teuflischen Netzen der Sinnenlust hielt sie ihn umschlossen, daß er Gott und die Welt vergaß. So erzählte sich das Volk in Thüringen die Sage vom Hörselberge schon im 14. Jahrhundert; aber ohne Zweifel ist unter der Frau Venus eine altgermanische Gottheit, Holla oder Hulda, zu verstehen, der man auf diesem Berge Opfer brachte. Das christliche Mönchsthum mag Frau Holla in die classische Venus umgewandelt haben; doch ist es auch möglich, daß Tannhäuser selbst der Schöpfer der Sage vom Hörselberge gewesen ist. Wie seine Dichtungen bezeugen, fühlte er in späteren Jahren über sein lockeres Leben Reue, und mit der ungeheuerlichen Geschichte, die er über sein Abenteuer mit der Zauberin im Hörselberge verbreitet hatte, verband sich zuletzt eine Pilgerfahrt nach Rom, wodurch die Sage zu gutem Abschlusse gedieh. Um diese Zeit ging die Schwärmerei für Frau Venus und die Wunder des Hörselberges durch alle Lande, doch kühlte sich diese Inbrunst bald ab. Schon der Sänger Wolfram von Eschenbach spricht ernüchtert von ihr und dreihundert Jahre später gedenkt ihrer auch der biedere Hans Sachs in kernigen, aber nichts weniger als schmeichelhaften Ausdrücken.

Wenn der Tannhäuser in enger Beziehung zur Sage vom Hörselberge steht, so ist dies dagegen keineswegs der Fall bei der Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg. In diese ist der Abenteurer nur eingeführt worden, um beide poesienreiche Sagen mit einander zu verschmelzen. Landgraf Hermann von Thüringen, an dessen Hofe allerdings Poesie und Sangeskunst in hohem Ansehen standen, hatte, angeblich in Jahre 1208, auf seiner Wartburg ein Wettsingen veranstaltet, bei welchem die barbarische Bedingung festgestellt worden war, daß der Besiegte durch Henkers Hand sein Haupt verlieren sollte. Die Sänger, welche den bedenklichen Wettkampf annahmen, waren Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Reinmar von Zweter, Biterolf und Heinrich der Schreiber. Es ist in der Manessischen Handschrift, die über zweihundert Dichtungen jener Zeit enthält, unter anderen Abbildungen auch eine Darstellung dieses Wettsanges auf unsere Tage gekommen, in welcher der Landgraf den besiegten Sänger, Heinrich von Ofterdingen, der nur ein schlichter Bürger war, dem Scharfrichter überweist, während der Verurtheilte vor der Landgräfin Sophie schutzsuchend niedergesunken ist und diese ihn mit dem Gnadenschleier bedeckt. Der Kampf gipfelte in den Vorträgen Wolfram's von Eschenbach und Heinrich's von Ofterdingen, von welchen Jener sich dem romanisch-christlichen und dieser dem altnordischen Sagenkreise angeschlossen hatte. Der Besiegte erklärte die übrigen Sänger, welchen das Richteramt zustand, für parteiisch und beantragte, daß der berühmte Sangesmeister Klinsor aus dem Ungarlande zur Entscheidung herbeigerufen würde. Klinsor scheute die weite Reise nicht, die ihm vielleicht auch weniger Beschwerden verursachte, da er ein Schwarzkünstler war, dem ein dienender Geist zur Verfügung stand. Er kam und nachdem er durch Scharfsinn, Spott und Satyre Wolfram in die Enge getrieben und „um all sein Singen gebracht hatte", wurde der Streit auf friedlichem Wege beigelegt. In dieser Sage vom Wartburger Sängerkriege Geschichte und Fabel vollständig zu sichten, ist nicht möglich. Es sind Bruchstücke einer großer Dichtung unter der Benennung „des Singerkrieges auf der Wartburg" auf unsere Zeit gekommen, die zweifellos bezeugen, daß ein solcher stattgefunden hat. Der Form nach ist die Dichtung dramatisch; wenn sie aber die improvisirten Gesänge der Wettkämpfer unverändert wiedergiebt, so war jener Sängerstreit weniger ein gegenseitiges Messen in der Kunst des Singens, als vielmehr ein gegenseitiges Ueberbieten und Auskramen von allerhand Kenntnissen. Vielleicht rührt diese Dichtung nur von einem Verfasser her und es ist als solcher auch schon Wolfram von Eschenbach genannt worden, indem dieser darin außerordentlich verherrlicht wird. Bedenkt man den Eigendünkel und die Selbstüberschätzung, welche den meisten dieser Sänger innewohnten, so gewinnt diese Annahme viel an Wahrscheinlichkeit. Auch dem Meistersänger Frauenlob hat man die Autorschaft der Dichtung zugeschrieben, und es haben sich sogar Forscher gefunden, welche aus dem Charakter des Gedichts und den darin enthaltenen allegorisch dunklen Fragen und Antworten, sowie aus der wunderlichen, fremdländischen Erscheinung Klinsor's, das Ganze auf morgenländischen Ursprung zurückführen wollen. Soviel steht jedoch unter allen Verhältnissen fest, daß der Tannhäuser mit dem Sängerkriege nichts zu thun hatte, wenn er auch vielleicht die Gastlichkeit der Landgrafen auf der Wartburg zeitweilig genossen haben mag. Meistern, wie Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, gegenüber würde Tannhäuser eine klägliche Rolle gespielt haben und sicher dem angedrohten Schwerte verfallen sein. Ueberhaupt kann man den Tannhäuser im Vergleiche mit anderen zeitgenössischen Meistern des Sanges für nicht viel mehr als einen besseren Bänkelsänger ansehen, der sich sogar bis zum fürstlichen Hanswurst herabwürdigte, indem er in Bezug auf seinen Gönner, den Herzog Friedrich von Oesterreich, und sich selbst in einem seiner Gedichte ausruft: „Wer hält noch Thoren, wie Er thut?"

Im Allgemeinen war Tannhäuser nicht ungeschickt. Er

verstand es meisterhaft, eigene wie fremde Gedanken nach Möglichkeit auszubeuten und in vielgestaltigem Formenwechsel wiederzugeben. Zu den Dichtern der Fürstenhöfe gehörig, die von den Volksdichtern in jeder Beziehung verschieden waren, bestand sein hauptsächliches Bestreben darin, den hohen Herren, die ihn mit den Nothwendigkeiten des täglichen Lebens versorgten, Vergnügen zu bereiten, in seine Vorträge feine Form und Höflichkeit zu bringen und alles Anstößige, oder was der fürstlichen Gönnerschaft fern lag, zu vermeiden. So machte er größtentheils das Landleben und dessen Reize zu Gegenständen der Dichtung, aber unmöglich war es ihm, wie Gottfried von Niefen und andere Meister den Sinn und Geist des Volksliedes zu erfassen. Bei den Versuchen, welche er hierin anstellte, schaut überall der Hofpoet heraus und wenn er eine Bauerndirne schildert, so ist dies ein Edelfräulein, mit ländlichen Kleidern angethan. In solchen engen Grenzen konnte sich aber, genau wie bei den Hofpoeten späterer Jahrhunderte, selbst ein bedeutendes Talent nicht entfalten, um Tüchtiges zu schaffen. Der Geist erstickte in der ihn umhüllenden, engen Form und so bestand der einzige Nutzen und wohlthätige Einfluß des Minnesängerthums allein in der Bereicherung und Veredelung der Sprache und Vollendung des Ausdrucks. Mit dem Untergange der Hohenstaufen verstummte auch bald der Minnesang und von den Fürstenhöfen und Herrenburgen hernieder wanderten Dichtung und Sang in die Mauern der Städte und die Werkstätten der Handwerker, um hier eine zünftige Gestalt anzunehmen und Gemeingut aller Volksclassen zu werden.

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von Oscar Paul.

Zu den vorzüglichsten populären musikalischen Bildungsmitteln gehören unbedingt die Aufführungen im Theater, wo das mit der Technik und dem inneren Bau der Tonkunst nicht vollständig vertraute Publicum doch mit Hilfe der dramatischen Darstellung zur geistigen Anschauung gebracht und zur richtigen Auffassung des künstlerischen Gehalts emporgehoben werden kann. Städte, in welchen die Bühne eine hervorragende Rolle zur Bildung des Geschmacks übernommen hat, besitzen in der Regel ein Publicum, dessen geistige Regsamkeit in der Verfolgung von Bildungszielen erkennbar wird. Mit diesem regen Geistesleben ist natürlich fast immer eine gewisse Parteileidenschaft verbunden, weil die Enthusiasten selten einen so tiefen Einblick in das innerste Wesen der Sache gewinnen können, um ganz objectiv jene Ruhe und Klarheit des Urtheils zu erhalten, welche doch stets die fachmännische Bildung vor der immerhin recht schätzenswerthen, aber jedenfalls geringeren Einsicht des ernst strebenden Dilettantismus auszeichnet. Diesen letzteren an der Kunst festzuhalten, ihm die Liebe zu derselben immer tiefer einzuprägen, ihm über schwierige Combinationen im Bau der Formen, in der Charakterzeichnung, in der Gedankenfolge erläuternden Aufschluß zu geben, endlich ihm zur sicheren Unterscheidung des Werthvollen nnd Werthlosen, des Edlen und Gewöhnlichen, des Geistvollen und Plumpen, des seelisch Tiefen und geschickt Raffinirten zu verhelfen, das ist die Aufgabe ebenso der Theaterleitung wie der Kritik. Beide haben mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln in diesem Sinne an der Bildung des Publicums zu arbeiten und sie sind deshalb verpflichtet, die Objecte, an welche sich die ästhetische Erziehung knüpfen soll, genau zu studiren und sorgsam zu zergliedern, um dann in der Darstellung und Beurtheilung den Kernpunkt der Sache so zu treffen, daß in dem Genießenden, in dem Bildungsbedürftigen klare Bilder vom Ganzen und von einzelnen Theilen erweckt werden. Diese Aufgabe ist aber nur zu lösen, wenn beide Theile, Theaterleitung und Kritik, von der Bedeutung ihrer Aufgaben durchdrungen sind und wenn sie den festen Willen haben, ohne Hader und Streitsucht gemeinsam den Idealen der Volkserziehung zuzustreben. Leider ist aber die Thatsache nicht abzuleugnen, daß sich oft Kritik und Theaterleitung nicht allein principiell, sondern auch persönlich gegenüberstehen und daß beide das Persönliche in das Sachliche hineintragen. Solche Verhältnisse haben stets das wahre Kunstinteresse gestört und geschädigt, weil sie nicht zur Klarstellung der künstlerischen Fragen, sondern nur zur Verbreitung von Unklarheiten in der Meinung des Publicums beitrugen und somit das Interesse für den Werth der Sache in den Hintergrund drängten. Indem nun beide Theile bestrebt waren, sich gegenseitig vor den Augen des Publicums herabzuwürdigen, discreditirten sie sich selbst und drückten ihr Ansehen so herunter, daß man selbst dem Stande nicht mehr die Achtung entgegenbrachte, welche unbedingt nothwendig ist, wenn ihm Vertrauen geschenkt werden soll. Jedes gesellschaftliche Verhältniß, ja das gesammte Staatsleben wurzelt aber doch schließlich im Vertrauen der Menschen zu einander und die Beilegung aller Streitigkeiten bezweckt im Endpunkt immer, das gegenseitige Vertrauen fest und sicher herzustellen. Wenn aber von Seiten der Kritik Mißtrauen gegen die Theaterverwaltung und umgekehrt von dieser Mißtrauen gegen die Kritik gesät wird, dann muß natürlich auch im Publicum die Saat aufgehen und die Folgen davon sind die verschiedenen Mißtrauensvoten theils gegen die Theaterleitung, theils gegen die kritischen Beurtheiler. — Jetzt, wo wir in Leipzig an einem Wendepunkte in unseren Theaterverhältnissen angelangt sind, wo wir eine Reihe von Fällen aus den vergangenen Zeiten des hiesigen Theaterlebens überschauen und beurtheilen, jetzt sollten alle Theile eine recht verständige, einsichtsvolle Lösung der Aufgabe anstreben und das Interesse für das innere Wesen der Kunst nach allen Seiten hin erwecken, damit auf dem Boden des gegenseitigen Vertrauens nicht die Saat des Mißtrauens, sondern die Früchte des Geisteslebens erwachsen, welche nur durch friedliches, einträchtiges Zusammenwirken gezeitigt und zur vollsten Reife gebracht werden können.

Bezüglich des musikalischen Theils unserer Opernzustände tritt der neue Director Herr Dr. August Förster in eine sehr schwierige Stellung hinein, welche die Aufmerksamkeit nnd Thatkraft im höchsten Maße anstrengen wird. Gelingt es ihm, sich in derselben fest zu behaupten, uns eine den früheren Verhältnissen ebenbürtige Oper bald zu schaffen, dann hätte er allerdings ein nicht geringes Meisterstück vollbracht, welchem man die höchste Anerkennung entgegentragen müßte. Es würde gewiß Herrn Dr. Förster der Sieg über die Verhältnisse ungemein leicht sein, wenn unter der Leitung des Herrn Director Haase, sowie der ausgezeichneten Mitarbeiter, der Herren von Strantz, Capellmeister Schmidt und Seidel, die Oper wenig geleistet hätte. Thatsächlich ist aber das von Witte und Laube begonnene Werk fortgesetzt und bis zu bedeutender Höhe emporgehoben worden, welche manchem Hoftheater als eine beneidenswerthe erschienen ist. Es ist bekannt, daß unter der letzten Direction in musikalischer Beziehung die Leipziger Bühne in allen Richtungen Werthvolles, in vieler Hinsicht ganz Vorzügliches und nicht selten sogar Mustergiltiges geboten hat; unter erschwerten Verhältnissen soll Herr Dr. Förster bald Aehnliches schaffen und das verwöhnte, auch oft sehr scharf urtheilende Publicum nach allen Seiten hin

befriedigen. In erster Linie wird man jedenfalls nur die Kräfte, welche der neue Director vorführt, zu prüfen und dann nach einiger Zeit erst das Ensemble zu beurtheilen haben. Niemals aber soll man vorschnell und in Vorurtheilen befangen an etwas Neues herantreten, wenn man das Frühere in hohem Maße schätzte. So mögen denn auch die musikalischen Kunstfreunde mit aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit von der so thätigen, umsichtigen Direction des genialen Künstlers, des Herrn Director Haase und seiner trefflichen (obengenannten) Mitarbeiter scheiden, dabei aber ohne jegliches Vorurtheil, wol aber mit einem gewissen Vertrauen, welches man auf die hervorragend geistige Kraft des neuen, als Dramaturg bedeutenden Directors, des Herrn Dr. Förster, zu setzen berechtigt ist, der Entwickelung unserer Opernverhältnisse entgegensehen.

Wenn gerichtet werden soll, muß erst eine Handlung vorliegen; möchten also alle diejenigen Theater-Enthusiasten, welche so gern auch ein Richteramt mit Worten ausüben, erst die Thatsachen abwarten und das Wirken der neuen Kräfte kennen lernen, welches man jedenfalls mit sehr reger Theilnahme und großer Aufmerksamkeit zu verfolgen verpflichtet ist. Dieser Pflicht nachzukommen werde ich nicht verabsäumen, zumal jetzt nur selten die Pforten des Concertsaales geöffnet werden. Ein solch' seltener Fall tritt am 2. Juli ein, an welchem Tage der in Leipzig ungemein gefeierte Baritonist Herr Gura im Saale des Gewandhauses vom Concertpublicum Leipzigs Abschied nimmt. Perlen der Lyrik und Romantik wird der Meister des Gesanges vorführen und mehrere der ausgezeichnetsten Künstler unserer Stadt, wie Capellmeister Reinecke, Concertmeister Schradieck u. A. werden der jedenfalls höchst genußreichen Aufführung ihre besten Kräfte widmen. Man möge also nicht versäumen, der Matinée Sonntag am 2. Juli die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, da es Künstlern gilt, deren Namen jeder Sachverständige nur mit der größten Achtung nennen wird.

— Dr. Kahnis, Stolberg und Voß. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 1876. — Der Uebertritt des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg zur römischen Kirche und das Verhältniß desselben zu Voß, das, wie bekannt, infolge der Conversion des Ersteren einen verhängnißvollen Bruch erlitt und aus intimer Freundschaft in offene Fehde umschlug, ist nach verschiedenen Seiten hin für die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts und für die Stimmungen und Motive jener Zeit in hohem Grade charakteristisch. Der verehrte Verfasser aber versteht es vortrefflich, seinen mit freiem Wurf und doch zugleich mit sorgfältiger Verwerthung des ganzen geschichtlichen Details gezeichneten Einzelbildern eine weite Perspective zu geben. Auch der vorliegende Vortrag giebt einen neuen Beleg dazu. Voß, der auch als Poet durch und durch realistische Mann, dessen Poesie wiederholt mit der niederländischen Malerei verglichen worden ist, konnte von seinem dieser Natur entsprechenden religiösen Standpunkt, dem Standpunkt des praktisch-verständigen Biedermannes aus, den tieferen Grund der Conversion seines einstmaligen Freundes und nachmaligen Gegners nicht verstehen; er ist durchaus ein Repräsentant der Aufklärung. Stolberg dagegen, eine phantasie- und gemüthvolle, aber auch weiche und unruhige, innerlich nicht concentrirte Natur, repräsentirt das tiefere, aber noch unklare Streben über den negativen Protestantismus hinaus; die Motive seines wiederholt, von Voß an bis in die neueste Zeit sehr ungerecht beurtheilten Uebertritts sucht der Verfasser in dem imponirenden Eindruck von der Macht und Einheit der römischen Kirche und in der irrthümlichen Meinung, daß dieser eine besondere Macht der Heiligung innewohne, zu welcher Meinung er durch den Anblick einzelner hoher und edler Gestalten der römischen Kirche und durch den näheren Umgang mit der höchst merkwürdigen Fürstin Gallitzin verleitet worden war. Wie dabei auf jene innere Wandlung Stolberg's der damalige Zustand des Protestantismus wesentlich influirt, weist der Verfasser im Einzelnen überzeugend nach und faßt das Resultat seiner höchst interessanten, lichtvollen Untersuchung in dem Endurtheil zusammen, daß der Uebertritt Stolberg's sich aus den Zuständen des Protestantismus jener Zeit zwar erklären, aber nicht rechtfertigen läßt.

R—n. Zwar nicht eine tröstliche und erfreuliche, wol aber eine höchst eigenartige und interessante Dichterpersönlichkeit tritt uns in Christian Dietrich Grabbe entgegen. Wie wenige Dichter unserer neuen Literaturperiode hat darum Grabbe die Literatoren zu monographischen Studien angereizt. Den neuesten Beitrag zur Grabbe-Literatur verdanken wir dem bekannten Oscar Blumenthal. Seiner im Jahre 1874 erschienenen großen Ausgabe der sämmtlichen Werke und des handschriftlichen Nachlasses Grabbe's ließ er zu Ende des vorigen Jahres eine kleinere Schrift folgen: „Beiträge zur Kenntniß Grabbe's. Nach ungedruckten Quellen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1875" (Rostocker Promotionsschrift), welche dazu bestimmt ist, das in der Ausgabe verwerthete Material zu ergänzen oder weiter auszunutzen. Blumenthal hat sich in weiteren Kreisen durch feuilletonistische Plaudereien und kleinere Studien, namentlich durch sein Buch „Allerhand Ungezogenheiten" theils vortheilhaft, theils unvortheilhaft bekannt gemacht. Daß er aber auch die Fähigkeit besitzt, streng literarhistorisch zu schaffen, das beweist seine Grabbe-Ausgabe zur Genüge, die frühere Leistungen in den Schatten stellt. Auch die kleine Schrift Blumenthal's zeugt von ihres Autors Talente zu wissenschaftlicher Darstellung. Nach einem Rückblicke zur Kritik der Quellen bespricht Blumenthal Grabbe's Jugendeindrücke, giebt dann eine Erörterung über die Geschichte des „Gothland" und über die Entstehungszeit des Aufsatzes „Ueber die Shakspearomanie" und wendet sich schließlich zu Darlegungen des persönlichen Verhältnisses Grabbe's zu Wolfgang Menzel und zu Karl Immermann. Namentlich das letzte Capitel über das Zerwürfniß mit Immermann scheint uns hervorragend interessant zu sein. Hier wird es ganz deutlich, daß Immermann der schuldige Theil war. Aber Blumenthal hätte auch wohlgethan, wenn er Immermann's herrisches Wesen und Gereiztheit erklärt und entschuldigt hätte. Es lag dies nicht blos in seiner herben Natur, sondern seine Verhältnisse, seine schiefe sociale Stellung, in die er durch Frau von Lützow gerathen war, seine finanziellen Drangsale, die ihm die Düsseldorfer Theaterwirthschaft bereitete, erzeugten bei ihm eine Bitterkeit des Gemüthes, die ihm auf Augenblicke die Fassungskraft raubte. Möchte Oscar Blumenthal, der jetzt ein geachtetes literarisches Unternehmen leitet, die neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, auf dem betretenen Wege der Literaturforschung rüstig weiter schreiten. Gerade die monographische Vertiefung ist die beste Schule für solche Thätigkeit.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. K. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 53. Sonntag, den 2. Juli. 1876.

Zum 3. Juli, dem zweihundertjährigen Geburtstage des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau („des alten Dessauer").

Geburt, Jugend und Vermählung des Fürsten Leopold.

Wenn man sich nach zwei Jahrhunderten noch des Geburtstags eines Mannes erinnert, so dürfte dies für die Bedeutung desselben, für die wichtige Rolle, die er in der Geschichte einnimmt, sprechen.

Und so ist es auch hier der Fall. Fürst Leopold von Dessau wird in der preußischen und deutschen Armee unvergeßlich sein, denn ihm verdankt sie die Grundlage der eisernen Disciplin, die feste Schulung des Fußvolkes, als deren Erbe sich noch heute das königliche Heer kennzeichnet.

Es ist daher Pflicht der Dankbarkeit, sich heute des Fürsten zu erinnern, der vor zweihundert Jahren das Licht der Welt erblickte. Wir thun dies, indem wir hier einige Blätter aus seiner Jugendgeschichte mittheilen, die dem Studium der Archive entsprossen sind und welche wol zum ersten Mal eine wahrhaft getreue Schilderung dieses Lebensabschnittes geben, denn das, was frühere Biographen, vor Allem Varnhagen van Ense, hierüber mittheilen, beruht keineswegs auf gründlich historischen Forschungen.

Zwar bleibt auch bei unserer Erzählung Manches im Dunkeln, aber dies dürfte auch schwerlich jemals vollkommen aufgehellt werden. Zur Zeit seiner Vermählung hatte Fürst Leopold noch keine Bedeutung erlangt und so machte auch seine Vermählung keineswegs das Aufsehen, welches es hervorgebracht haben würde, wenn der Fürst im Glanze seines Ruhms diesen Schritt gethan hätte.

Gehen wir nach diesen einleitenden Worten zur Erzählung über.

* * *

Fürst Johann Georg II. von Anhalt-Dessau war 1657 aus schwedischem Kriegsdienste in brandenburgischen getreten und hatte sich zwei Jahre darauf mit Henriette Katharina von Oranien, der Schwägerin des großen Kurfürsten, vermählt.

Ein reicher Kindersegen war dieser Ehe bescheert; wol umspielten fünf Prinzessinnen von seltener Schönheit die Mutter, aber nach 17jähriger Ehe erfreute sich das fürstliche Paar noch keines Erbprinzen.[1])

Schon hatte dasselbe die Hoffnung aufgegeben, seinen Stamm fortgepflanzt zu sehen, schon legten sich die Vettern in Zerbst, Cöthen und Bernburg ihr Dessauer Erbtheil zurecht, als die Fürstin am Montag den 3. Juli 1676 abermals Wochen hielt und an genanntem Tage Nachmittags 6½ Uhr einem gesunden, kräftigen Prinzen das Leben gab.

[1]) Das zweite Kind, Prinz Friedrich Kasimir, geb. den 8. Nov. 1663, war am 27. Mai 1665 gestorben.

Der im Schlosse herrschende Jubel über das frohe Ereigniß verbreitete sich bald über das ganze Land.

Der frommen Sitte der Zeit gemäß erschien an demselben Nachmittag der Fürst mit seinen Hofbedienten unter dem Zudrange der Bürger in der Schloßkirche, um Gott für die ihm erwiesene Gnade zu danken.

Drei Tage später fand an dem gewöhnlichen Buß- und Bettage in allen Landeskirchen die Danksagung von der Kanzel statt, im Schlosse aber erfolgte an diesem Tage Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr die Taufe des Neugebornen im Gemach der fürstlichen Kindbetterin.

Die Glückseligkeit der Aeltern über die Geburt eines Erbprinzen erhielt ihren Ausdruck nicht allein in den drei darauf geprägten Medaillen[1]), sondern auch in den nach dieser Zeit gefertigten Portraits der Fürstin. Sie ließ sich stets mit dem Prinzen auf dem Schoß oder an der Hand malen und das Kinderköpfchen ist, als wenn es nicht anders sein könnte, mit Lorbeer umkränzt.

Ueber das Endziel der Erziehung waren beide fürstliche Aeltern in vollem Einklang. Leopold sollte wie Moritz von Oranien oder Christian von Anhalt ein berühmter Feldherr werden, auch darüber, daß hierzu die enggezogenen Grenzen des eigenen Landes keinen Spielraum boten, waren sie sich gewiß. — So nicht über das Ziel, aber über die Art und Weise, wie dasselbe zu erreichen sei, mögen wol die Ansichten des Vaters und der Mutter in einzelnen Punkten auseinander gegangen sein.

Fürst Johann Georg II. stellte die körperliche Ausbildung, die ritterlichen Uebungen voran und erkannte das praktische Leben als die beste Schule für Fürstensöhne, während die fein gebildete Oranierin das vollendete Ritterthum durch Kunst und Wissenschaft noch gehoben wünschte. Hierin erfüllte der Prinz allerdings nicht ganz die Hoffnung seiner Mutter, aber es ist eine völlig irrige Ueberlieferung, daß der Prinz in großer Unwissenheit aufgewachsen sei. Er hatte eine, für damalige Zeit recht gute Handbibliothek, in welcher

[1]) Auf der ersten dieser Medaillen erscheint von Sonnenstrahlen umgeben das Wort „Jehova", darunter eine Pyramide mit einem „L" und an dem Fuße „Tandem", um dieselbe 5 Orangenbäume die fünf lebenden Schwestern Leopold's bezeichnend. Aehnlich die zweite Medaille. Ein Orangenbaum mit 6 Früchten und der Inschrift „Tandem". Zur Feier des zurückgelegten ersten Lebensjahres wurde eine dritte Medaille geprägt. Darauf ein nackter Knabe, mit jeder Hand eine Schlange zerdrückend, das Haupt von Bienen umflogen, ihm zur Seite ein Orangenbaum, an dessen Fuß ein weibliches Brustbild und ringsherum die Worte: „Dat serpens pugnae, dat apis praesagia mentis". Diese drei Medaillen befinden sich im Dessauer Münzcabinet.

namentlich die Fortification durch die Werke von Vauban und Blondel, die militairwissenschaftlichen durch: „Devoirs et fonctions de soldat“ und J. G. Paschen's Beschreibung von den Exercitien mit der Muskete und Pike, die Jagd durch Johann Deutzer, der Diana Troß und niedere Jagdgeheimnisse, „Veneria reale, Savoye 1672“, „Adelnses Waidwerk“ 2c. vertreten wurde. Unter den Geschichtswerken finden wir Puffendorff und les oeuvres de Tacite par Dablancourt. Auch an religiösen Werken fehlte es nicht. Es standen da die Werke von Thomas a Kempis und Staupitz, die Psalmen von Lobwasser u. a. m. Reißbrett und Lineal nebst Farbenkasten finden neben seinem Bücherschranke Platz. Der Prinz zeichnete mathematische Figuren und Festungswerke sehr sauber.

Der damalige Religionsunterricht sagte dem lebendigen, naturwüchsigen Knaben, welcher die Gottheit eher aus dem jauchzenden Gesang einer zum Himmel aufsteigenden Lerche, als in den trocknen dogmatischen Lehrsätzen erkannte, wenig zu.

Dabei war er aber jetzt und auch in späteren Jahren gottesfürchtig, nur nach seiner eignen Weise, und Friedrich der Große zeichnet nicht ganz richtig, wenn er sagt: Fürst Leopold glaubt nicht an Gott, wol aber, wenn ihm ein altes Weib über den Weg läuft, an üble Vorbedeutung. Der Fürst las fleißig die Bibel und schrieb in dieselbe nicht allein die Geburtstage seiner Söhne ein, sondern auch das Evangelium Johannes (Johannes XVII. Capitel, Vers 3), welches als Text zu seiner Leichenrede dienen sollte[1]).

Die undankbarste Arbeit seiner Schulbildung fiel wol dem Schreiblehrer zu, da der junge Prinz zu dieser mechanischen Uebung sehr wenig Ausdauer zeigte. Der Erfolg des Unterrichts ist aber nicht nach der fast unleserlichen Handschrift aus späterer Zeit zu ermessen; er schrieb anfänglich, wenn auch keine schöne, doch vollkommen leserliche Hand, welche freilich in späterer Zeit kaum noch zu entziffern war. Im anhaltischen Staatsarchiv zu Zerbst ist ein Schulheft des Prinzen: „Exercitia in mathesi“ aufbewahrt, in welchem die Schrift überraschend deutlich ist, und die Figuren sauber und zierlich gezeichnet sind. Es geht auch aus dem Hefte hervor, daß sich der Prinz bis zur Trigonometrie verstieg.

Die französische Sprache lernte der Prinz geläufig sprechen, auch in der Geschichte, Mathematik, wie wir gesehen haben, und in den Militair-Wissenschaften, die sich freilich in damaliger Zeit meist auf die Befestigungskunst beschränkten, erhielt er Unterricht, aber alles dies stand doch nach, wenn es galt, ein Pferd zu tummeln oder einen Hirsch zu hetzen.

Schon im 9. Jahre konnte der Prinz nicht bei den Büchern bleiben, wenn der Vater auf die Jagd ging; er mußte ihn begleiten und übernachtete mit ihm oftmals im Walde, oder auf freiem Felde.

Nicht allein daß der Kaiser Leopold sich seiner Verpflichtungen als Pathe erinnerte[2]), oder des Dankes eingedenk war, welchen er dem Fürsten Johann Georg für die bei dem Entsatz von Wien 1683 geleisteten Dienste schuldete, vielmehr wol um den alten Anhalt allmälig von Brandenburg nach Oesterreich zu ziehen, geschah es, daß der Kaiser im Jahre 1688 den Erbprinzen, welcher sein 12. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, zum Obersten ernannte und ihm das alte Diepenthalische Regiment zu Fuß verlieh.

Höchst schmeichelhaft für den fürstlichen Knaben, aber wenig gewinnbringend, denn als er in brandenburgische Kriegsdienste getreten, wurde ihm 1699 das kaiserliche Regiment wieder entzogen und von aller Herrlichkeit blieb ihm nichts als die Geldforderungen, an welche er vergebens erinnerte.

[1]) Diese Bibel in groß Folio, gedruckt zu Frankfurt a/M. 1668, befindet sich in der Pastoral Bibliothek zu Dessau.

[2]) Nach dem Kaiser hatte er den bisher im anhaltischen Fürstenhause nicht gebräuchlichen Namen Leopold erhalten.

Leopold war 17 Jahre alt, als er am 17. August 1693 seinen Vater verlor und so minderjährig seiner Mutter die Regierung überlassen mußte[1]).

Die Verwaltung des Landes war damals eine durchaus patriarchalische. Der Fürst verwaltete sein Erbe, wie ein großer Grundbesitzer seine Güter, nur daß er mit Hoheitsrechten bekleidet war, die diesem fehlten. Von einem den kleineren Fürstenthümern so schädlichen großstaatlichen Regierungs-Mechanismus war keine Rede. Ein Kammerdirector mit wenigen Räthen stand der Verwaltung, dem Finanz- und Lehnswesen und als Hofmarschall gleichzeitig dem Hofe vor.

Der Superintendent in Dessau hatte die geistlichen und die Schulsachen des Landes unter sich und ein aus einigen Räthen bestehendes Justizcollegium war mit der Rechtspflege betraut. Das Fürstenthum zählte circa 10 □Meilen mit ca. 25- bis 30,000 Einwohnern[2]) und war mit 300,000 Thlr. Schulden belastet. Die Gesammt-Einnahmen betrugen 24,000 Thlr. Damit mußten die Schulden verzinst, die fürstliche Familie erhalten, die Hofhaltung und die ganze Verwaltung bestritten werden.[3])

Möglich war dies bisher nur dadurch gewesen, daß Fürst Johann Georg II. als Statthalter von Brandenburg neben anderen Accidenzien bedeutendes Einkommen bezog[4]) und daß seine Gemahlin eine reiche Mitgift aus Holland erhalten hatte. Auch jetzt bezog sie nach dem Tode ihres Gemahls eine durch die oranische Erbschaft begründete Rente von 5000 Thlr. aus Berlin.

Schon diese knappen Vermögensverhältnisse mußten den Fürsten Leopold dahin führen, in fremde Kriegsdienste zu treten. Neigte sich auch der Vater am Ende seines Lebens nach Wien hin, die Lage des Dessauer Landes, die traditionellen Beziehungen und die verwandtschaftlichen Verbindungen des Hauses Anhalt mit den Hohenzollern waren doch zu mächtig, als daß Leopold nicht zu ihnen hingezogen worden wäre; dazu kam noch, daß der Kurfürst Friedrich III. ihm einige Monate nach dem Tode seines Vaters, Anfangs 1694, das Regiment „Anhalt-Dessau“ zu Fuß verlieh.

Ehe der junge Fürst wirkliche Kriegsdienste thun wollte, beabsichtigte er dem Rathe seiner Mutter zu folgen und, der Sitte der Zeit gemäß, seine Bildung durch eine größere Reise zu vollenden.

Er beurlaubte sich in Berlin von dem Kurfürsten und trat unter dem Namen eines Grafen von Waldersee und in Begleitung des Barons von Chalesac, des Rathes Herrmann, späteren Kammerdirectors, und dreier Lakaien im Monat November 1695 seine Cavaliertour an.

Der junge Fürst war zu seiner Reise, die ihn an viele Höfe führte, standesgemäß ausgerüstet. Er führte ein Paar silberne Schnallen mit sich, deren jede 28 Diamanten trug, seine Hutagraffe von Silber war mit 33 Diamanten, die schwarze Hutschnur mit silberner Schnalle mit 18 und der

[1]) Die äußeren Zeichen der Trauer erforderten damals einen weit größeren Aufwand, wie jetzt. Nicht nur, daß die Kirche im Schloß und der Zugang zu derselben schwarz behangen wurde, auch die Gemächer der Wittwe und Kinder wurden mit schwarzer Boye ausgeschlagen. In dem Präsens-Gemach der verwittweten Fürstin wurden, um nur ein Detail anzugeben, 24 Ballen schwarzer Boye zum Behänge, 6 zur Drapirung der Decke, 6¼ zum Bedecken des Fußbodens verwendet und die 4 Fenster ebenfalls mit schwarzen Gardinen versehen.

[2]) Im Jahre 1787 zählte das Fürstenthum Anhalt-Dessau 36,063 Einwohner, danach ist die im Text angegebene Zahl angenommen worden.

[3]) Testament des Fürsten Leopold in Schulze's Hausgesetze Th. I. S. 76.

[4]) Als General jährlich 4800 Thlr. außerdem 960 Thlr. für 1 Adjutanten und 720 Thlr. für 2 Secretaire, als Statthalter der Mark Brandenburg 4000 Thlr. jährlich. Im Jahre 1664 wurden dem Fürsten jährlich 16,000 Thlr., für seine Gemahlin fünf Edelfrauen, fünf Pagen und außerdem ein Dienstpersonal von 17 Personen, Wohnung auf dem Schloß nebst vielen Naturalien bewilligt.

massiv goldene Degen mit 349 Diamanten besetzt. Außerdem gehörte auch zu seiner Ausrüstung 1 Dutzend neuer Drillichservietten. Das nöthige Reisegeld, vielleicht auch nur in Wechseln, mußte der Hofjude Moses Benjamin Wolff herbeischaffen.

Leider war es dem Fürsten des Krieges wegen versagt, Frankreich zu besuchen. Er mußte sich mit Italien begnügen. In Venedig traf er mit dem lebenslustigen Prinzen Friedrich August, dem späteren Kurfüsten von Sachsen zusammen, was dem Gouverneur Herrn von Chalesac manche sorgenvolle Stunde verursachte. Die Osterwoche brachte Fürst Leopold in Rom zu, wandte sich sodann nach Neapel, kehrte von da nach Rom zurück und blieb in der ewigen Stadt bis September 1694. Von Rom ging er über Florenz, wo er es sich schon gefallen lassen mußte, bei seiner Abreise bis zum Thore in der kaiserlichen Leibsänfte getragen zu werden, nach Genua und Turin.

Hier traf er mit dem Prinzen Eugen von Savoyen zusammen, ohne daß beide damals den 12 Jahre späteren Ruhmestag ahnen mochten. Auch den Markgraf Carl von Brandenburg, der soeben eine morganatische Ehe mit der Marquise Catharina von Balbiano geschlossen hatte, lernte der Fürst Leopold in Turin kennen. Ende November wurde die Reise nach Mailand fortgesetzt und am 2. Januar 1695 Wien erreicht, wo der Kaiser seinen schlankgewachsenen, kräftigen und blühenden Pathen auf das Huldreichste empfing.

Am 24. Februar 1695 kehrte der Fürst nach Dessau zurück. Reiche Eindrücke hatte er auf seiner Reise in sich aufgenommen, mannigfache und wichtige Bekanntschaften gemacht, aber Alles hatte in ihm nur den Wunsch gesteigert, sich in den Waffen zu versuchen.

Er hatte dazu bereits Alles in Berlin vorbereitet und reiste nach Ostern selbst dahin, um sich ein Commando bei der Armee zu erbitten. Der Kurfürst genehmigte das Gesuch und nachdem eine möglichst einfache Feldausrüstung[1]) angeschafft, begab sich Leopold nach Lüttich, woselbst 6 brandenburgische Bataillone, darunter auch eines seines Regiments[2]) unter dem General-Wachmeister von Arnim in Quartier lagen.

„Es kann wol kein Mensch begreifen — lesen wir in der Selbstbiographie — als der von Jugend auf soviel Lust zu dienen in sein wallendes Herz hat, wie ich beständig in das meinige befand, daß ich mir so vergnügt sehe, als ich es mir tausend und abertausendmal gewünschet hatte, das Glück zu erleben, was ich anjetzo völlig besaß."

Seit 1689 war von Neuem der Krieg zwischen Ludwig XIV. und Deutschland entbrannt und von Frankreich mit der Verheerung der Pfalz begonnen worden.

Dank der Politik des Kaisers, der sein Augenmerk mehr auf Ungarn, als auf die westlichen Reichsgrenzen hatte, Dank der Langsamkeit des deutschen Wesens und der Uneinigkeit der Heerführer, erfochten die Franzosen Sieg auf Sieg, bei Fleurus 1691, bei Stenkerken 1692 und bei Neerwinden 1693. In dem Jahre, in welchem Fürst Leopold auf dem Kampfplatz erschien, war König Wilhelm von England, der in den Niederlanden befehligte, glücklicher. Er begann im Juli die Belagerung von Namur. Die 17 Bataillone Brandenburgs erhielten ihren Posten vor der Maasbrücke angewiesen. Fürst Leopold, dessen Patent als brandenburgischer Oberst vom Jahre 1688 datirt war, fungirte mit dem nächstältesten Oberst als Brigadier, eine Zwischenstellung zwischen General und Oberst, die man von den Holländern und Engländern angenommen hatte, später aber wieder aufgab. Eine Nacht um die andere rief ihn sein Dienst in die Laufgräben und wenn die andern Officiere, welche 3 bis 4 freie Nächte hatten, über Fatiguen klagten, so war der junge 19jährige Brigadier, der von früher Kindheit an, während der Jagdzeit, so manche Nacht im Walde gelegen, „mit seinem sort sehr zufrieden" und überglücklich, als er bei einem Ausfall der Belagerer zum ersten Male in ein Gefecht verwickelt wurde. Namur capitulirte am 4. August, worauf die Armee Winterquartiere bezog, Fürst Leopold ging, nachdem er im Haag dem König Wilhelm von England und dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg seine Aufwartung gemacht hatte, nach Dessau zurück.

Am 4. März des folgenden Jahres 1696 wurde Leopold in seinem 19. Jahre zum General-Wachmeister ernannt und eilte wieder auf den Kriegsschauplatz, auf welchem abermals keine großen Ereignisse vorfielen. Der junge Fürst erwies sich jedoch sehr eifrig, sich für das Kriegsmetier weiter auszubilden.

„Auf dem Marsche, welchen der General Schwerin im Mai von Namur nach Wawre, wo die Hauptarmee stand, ausführte, wich Fürst Leopold diesem General nicht von der Seite, indem er wol urtheilte, daß von einem so experimentirten General viel zu lernen sei. Er begleitete fast alle Fouragier-Commandos, lernte dadurch den größten Theil der Officiere kennen, observirte das Gute von den guten und die Fehler von den schlechten Officieren. Dies hat ihm nicht wenig Licht in den Dienst gegeben und ist ihm nachher gut zu statten gekommen, seine mesures danach zu nehmen."[1])

Im Monat März 1697 war Fürst Leopold in den Johanniter-Orden aufgenommen worden und erschien 2 Monate später bei der Armee, welche bei Löwen im Lager stand.

Auch dieser Feldzug war für die Verbündeten ein thatenloser, denn nicht einmal für das von den Franzosen bedrohte Ath wagten sie den Kampf. Der Friede von Ryswik (30. October) machte dem ruhmlosen Kriege ein Ende. Die brandenburgischen Truppen zogen in ihre Heimath. Das Regiment Anhalt ward nach Halberstadt verlegt.

Der Feldmarschall Barfuß empfahl jetzt dem Kurfürsten aus ökonomischen Rücksichten eine allgemeine Reduction der Regimenter; auch das Anhaltische wurde zum großen Schmerz des Fürsten davon betroffen. Als das 1. Bataillon im October in Halberstadt eingerückt war, wurde es von 5 Compagnien auf 3, das 2. Bataillon aber, welches im holländischen Dienst gestanden und erst im Februar 1698 in Halberstadt eintraf, sogar auf eine Compagnie reducirt, so daß das Regiment im Ganzen statt aus 10 nur aus 4 Compagnien bestand.[2])

Diese Reducirung seines Regiments war der erste empfindliche Schmerz, welcher den Fürsten in seiner Dienstzeit treffen sollte, doch trat kurz darauf ein Ereigniß ein, welches ihn momentan darüber hinweghob.

Für die Summe von 300,000 Thlr. hatte Kursachsen 1697 an Brandenburg die Erbvoigtei von Quedlinburg sowie die Reichsvoigtei und das Schultheißamt zu Nordhausen überlassen, die Aebtissin von Quedlinburg protestirte aber hiergegen und suchte Schutz beim Kaiser und den mitbelehnten fürstlich-sächsischen Höfen. Die Bürgerschaft von Quedlin-

[1]) Der Fürst sagt in seiner Selbstbiographie, daß die Feldausrüstung, „so klein als für einen Obersten möglich" hergestellt werden sollte, dennoch war sie nach unsern heutigen Begriffen sehr luxuriös. Seine 6 Reitpferde trugen goldbetreßte, roth oder blau sammtene Sättel, die Schabracken waren ebenso von Sammet und gleich den Pistolenhalftern mit Gold oder Silber gestickt, das Vorder- und Hinterzeug reich beschlagen, einige Stangen von massivem Silber. Außerdem führte er, nach den aufgezählten Geschirren zu rechnen, 14 Kutschpferde, 8 Klepper und 3 Packpferde mit sich. An seinem Tisch war für 12 Personen Silber, darunter 36 silberne Teller, 21 Becher und 14 Schüsseln von verschiedener Größe vorhanden, reiches Tischzeug, ein vollständiges Bett, mit roth damastenem Pavillon, die nöthigsten Küchenutensilien fehlten ebenfalls nicht. Aus Vorsorge war auch der Feldkasten mit 22 Instrumenten, so Barbiere (Feldscheerer) gebrauchen, mit gegeben worden.

[2]) Das 2. Bataillon stand in Mastricht.

[1]) Selbstbiographie.

[2]) Nach der Selbstbiographie.

burg, welche ebenfalls den Wechsel ungern sah, bewachte die Stadtthore, welche den Brandenburgern verschlossen bleiben, den erwarteten gothaischen Völkern aber geöffnet werden sollten. Um dem zuvorzukommen, erhielt Fürst Leopold den Auftrag, von Halberstadt aus mit 3 Compagnien seines Regiments sich Quedlinburgs zu bemächtigen. Er ritt sofort nach erhaltener Ordre am 27. Januar 1698 in Begleitung eines Officiers nach Quedlinburg, um sich Kenntniß von der Oertlichkeit zu verschaffen, marschirte zwei Tage darauf am Abend des 29. Januar mit 240 Mann aus Halberstadt, erschien am 30. gegen Morgen unerwartet vor der Stadt, bemächtigte sich schnell eines Thores und rückte, nachdem die am Thore auf Wache stehenden Bürger von den Soldaten einige Rippenstöße erhalten, in die Stadt ein. Sogleich wurden alle Thore mit Wachen besetzt, mit dem Ueberreste aber auf den Markt marschirt und hier ließ Leopold in jugendlichem Uebermuthe von allen Tambours Reveille schlagen und zeigte den aus dem Bett mit der Nachtmütze an das Fenster eilenden Bürgern, daß sie ihre Stadt nicht allzugut verwahrt hatten. Am 8. Sept. leistete die Stadt den Huldigungseid. Das Stift jedoch setzte seinen Widerstand noch länger fort.

Bereits im Jahre 1695 hatte die Fürstin Henriette beim Kaiser nachgesucht, ihrem Sohne die veniam aetatis zu verleihen, welchen Wunsch auch der Kaiser am 4. October des Jahres erfüllte. Prinz Leopold aber weigerte sich, die Regierung vor vollendetem 20. Jahre anzutreten und so fand die Uebernahme und der damit verbundene feierliche Huldigungsact erst am 13. Mai 1698 statt.

Die verwittwete Fürstin hatte inzwischen ihren Sohn, den Mittelpunkt ihres Lebens, nicht einen Moment aus den Augen verloren. Sie hatte die zärtlichste Sorgfalt für ihn bei den Zurüstungen zur italienischen Reise gezeigt und ihm die Wege an allen Fürstenhöfen geebnet, was einer oranischen Prinzessin nicht schwer fallen konnte. Sie hatte für seine Erhaltung während der Feldzüge gebetet, dazu Buß- und Bettage in dem Lande angeordnet, die stets auf einen Mittwoch fallen mußten, so u. a. laut Decret Oranienwald den 19. Mai 1696, wo sich die Fürstin während ihres Aufenthalts in Holland befand, und ihm jetzt die Regierung seines Landes in vollem Vertrauen abgetreten.

Wol lohnte der Fürst diese Liebe mit kindlicher Verehrung, und dennoch betrübte er die Mutter bis in das Innerste ihres Herzens.

Im jetzigen Fiedler'schen Hause, dem Eckhause der Zerbsterstraße und der Böhmischen Gasse, befand sich im 17. Jahrhunderte die einzige Apotheke in Dessau, obwol in dem nördlichen Theile des östlichen Schloßflügels eine besondere Schloßapotheke mit Laboratorium eingerichtet war, welche jedoch von dem in der Zerbsterstraße wohnenden Apotheker mitversehen wurde. Christoph Föhse, aus Leipzig gebürtig, hatte im Jahre 1647 die Apotheke von den Erben des Apothekers Starke gekauft und war 1655 mit Hinterlassung zweier unmündiger Kinder, Rudolph und Elisabeth, gestorben. Rudolph Föhse übernahm von seiner Mutter die Apotheke im Jahre 1668 und verheirathete sich mit Agnes, Tochter des Kaufmanns Ohm aus Dessau.

Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, Ephraim Rudolph, der spätere Doctor, mit welchem die Familie ausstarb, und zwei Töchter, Sophie Margarethe, welche 1700 den Oberforstmeister von Körbener heirathete, und Anna Louise, geboren den 22. März 1677.[1])

Diese, ausgestattet mit allen Reizen der Jugend, groß und stattlich von Gestalt und Haltung, blühend und frisch, mit dunklem Haar und großen braunen Augen, besaß neben hervorragender Herzensgüte einen hellen Geist und scharfen Verstand.

Daß der Prinz Leopold in dem kleinen stillen Dessau, welches zu damaliger Zeit kaum 5000 Einwohner zählte, Anna Louise kennen lernte, auch wenn dieselbe nicht in das Laboratorium der Schloßapotheke zu ihrem Vater kam, ist selbstverständlich, auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß das anmuthige muntere Mädchen als Spielgefährtin des Prinzen und seiner Schwester häufig mit ihm zusammen kam, gewiß ist, daß der Prinz, kaum dem Knabenalter entwachsen, in heftiger Liebe zu der schönen züchtigen Jungfrau entbrannte.

Er versprach ihr die Ehe und trat endlich mit dem Geständniß seiner Liebe und seiner Absichten vor die Mutter.

Wer vermag dem Schrecken der Oranierin bei dieser Eröffnung den richtigen Farbenton zu geben!

Hatte sie doch, auf ein älteres Hausgesetz fußend, 1693 Schritte gethan, um den Rang ihres Sohnes, sobald er die Regierung übernommen habe, vor dem regierenden Fürsten Emanuel Leberecht von Cöthen, weil derselbe eine unebenbürtige Ehe mit Gisela von Rath eingegangen war, festzustellen; hatte sie doch in dem am 4. Mai 1697 erlassenen Ehe-Mandat ausgesprochen, daß Ungleichheit des Standes nicht selten die Veranlassung zu unglücklichen Ehen wäre[1]). Jetzt sollte sie, die ihren Sohn über Alles liebte, sich dem glühendsten Wunsche seines Herzens gegenüberstellen oder in eine Verbindung willigen, welche in ihrem Hause unerhört war.

Sie kannte den harten unbeugsamen Sinn Leopold's hinlänglich und rief als einzigen Bundesgenossen, von welchem sie Hilfe erwartete, die Zeit an. Sie betrieb deshalb die Reise nach Italien und beschaffte das Geld dazu mit großen und schweren Opfern. Konnte sie ahnen, daß ihr Sohn in Turin mit dem Markgrafen Karl von Brandenburg zusammen treffen werde, der zur selben Zeit sein höchstes Lebensglück in einer gleichfalls nicht ebenbürtigen Ehe mit der Marquise Catharina von Balbiano gefunden hatte. Sie freute sich, wenn ihr Sohn, dessen Anwesenheit sonst ihr größtes Glück war, Dessau verließ, um in Flandern zu kämpfen, und hoffte, in den Kriegswirren werde seine Leidenschaft verblassen. Er kehrte aus dem einen, aus dem andern Feldzuge zurück, seine Leidenschaft war nicht verblaßt. Doch wartete er, um jeden Conflict mit seiner Mutter zu vermeiden, die Zeit ab, wo er mündig geworden, die Regierung übernommen und so sein eigener Herr war. Als dies geschehen, vermählte er sich mit Anna Louise im September 1698.

Wir haben keine Mühe gescheut, um über den Tag, über den Ort der Trauung Gewißheit zu erhalten, aber mit ebenso wenig Erfolg, als der Dessauer Chronist Samuel Lenz, welcher klagt, daß er den Vermählungstag nicht habe ermitteln können[2]). In dem später zu erwähnenden kaiserlichen Diplom vom 29. December 1701 wird nur das Jahr der ehelichen Verbindung, aber weder Monat noch Datum genannt.

Die Trauregister der Schloßkirche zu Dessau erwähnen diese fürstliche Vermählung nicht, allein wir haben darin überhaupt nur die der Prinzessin Elisabeth Albertine mit dem Herzoge von Sachsen-Barby vermerkt gefunden, weil diese Trauung in der Kirche, die der übrigen Mitglieder des fürstlichen Hauses wahrscheinlich im Schlosse stattfand. Noch war Aussicht vorhanden, in den auf dem Dessauer Super-

[1]) Schon daraus ergiebt sich die Unmöglichkeit der thörichten Sage, daß der Fürst und Anna Louise vertauscht sein sollten, wonach sie die Fürstentochter und Fürst Leopold der Sohn Föhse's gewesen, wie Behse mittheilt. Man kann doch ein 8 Monate altes Kind nicht mit einem neugebornen vertauschen. Wir haben aus den Kirchenbüchern der Schloßkirche die Geburtstage des Prinzen und der Anna Louise entnommen und eine Täuschung ist daher unmöglich.

[1]) „Sowie aber beineben das Zeitliche hierunter mit zu considerirен stehet, soll sonderlich auch auf die Gleichheit an Stand, Alter, Sitten und Vermögen so viel wie füglich gesehen werden; Gestalt man dann zur Genüge anzumerken hat, daß die Ungleichheit in diesen Stücken oftmals große Uneinigkeit zu erwecken pflege."

[2]) In dem in der Universitäts-Bibliothek zu Halle befindlichen Manuscript.

intendentur-Archive befindlichen „Abkündigungen von der Kanzel das fürstliche Haus betreffend" Auskunft zu erhalten, aber die Zeit von 1686 bis 1705 fehlt darin unglücklicher Weise. In Oranienbaum, in Wörlitz und in Riesigk, wo möglicher Weise die Trauung geschehen sein konnte, ist dieselbe, wie Nachforschungen ergeben haben, nicht vollzogen worden und so ist die Annahme wol nicht unberechtigt, der Fürst habe seinen Feldprediger aus Halberstadt herbei gerufen und sich von demselben in aller Stille auf dem Dessauer Schlosse trauen lassen.

Der geschehenen That mußte sich die Mutter fügen[1]).

Wir wollen den ungleichen Vermählungen nicht das Wort reden, aber diese Ehe war jedenfalls eine so glückliche, wie man sie nicht immer an Fürstenhöfen findet. Anna Louise war der gute Engel des Fürsten, welcher seiner Unbändigkeit und Heftigkeit Fesseln anzulegen wußte, welcher die Rauhheit und Wildheit seines Charakters zu mildern verstand. Dabei war sie eine vorzügliche Mutter und das Muster einer fürstlichen Hausfrau.

Es gehörte viel Klugheit ihrerseits dazu, in derselben Stadt, wo sie geboren und erzogen war, regierende Fürstin zu sein, ohne ihrem neuen Stande etwas zu vergeben und ohne ihre frühere Sippe zu beleidigen.

Sie verstand Beides durch Fernhalten jedes Uebergriffes, durch gewinnende Freundlichkeit. Den höchsten Triumph aber feierte sie, als ihr es gelang, das Herz ihrer fürstlichen Schwiegermutter, die sie zuletzt zärtlich liebte, zu gewinnen. Wie diese so auch ihre Schwägerinnen, namentlich die junge verwittwete Radziwill[2]), welche in Dessau lebte.

In ihrem Schlosse zu Dessau und namentlich zu Oranienbaum und Wörlitz liebte sie schmucklose Kleidung, wo es aber galt zu repräsentiren, erschien sie in ebenso geschmackvoller, wie glänzender Toilette, wovon auch die vorhandenen Portraits Zeugniß geben. Durch ihre fürstliche Haltung, durch ihre weibliche Anmuth wußte sie den König Friedrich I. und selbst Friedrich Wilhelm I. für sich einzunehmen und auch solchen Herrschaften gegenüber verstand sie eine liebenswürdige Wirthin zu machen[3]).

Ihre Föhse'schen Verwandten behandelte sie mit gleichmäßiger Freundlichkeit, auf der Straße redete sie die tief Knixenden mit Muhme oder Base an.

[1]) In dem herzoglichen Archive befindet sich über die Vermählung und über die derselben vorangegangenen Liebeszeit auch nicht eine Zeile, weder von dem Fürsten, noch der Mutter, noch der späteren Fürstin Anna Louise. Auch sonst in Dessau kein Tagebuch, kein Briefwechsel, der Aufschluß geben könnte, aber desto mehr mündliche Ueberlieferungen, die von Geschlecht zu Geschlecht wachsend, schon weit über die Grenzen des Glaublichen angelangt sind.

Von der Sage, daß der Fürst den Dr. med. Kraeḃ, einen Vetter seiner Braut, aus Eifersucht erstochen habe, ist nur soviel nachweislich, daß dieser junge Mann allerdings seinen Tod am Abend des 27. December 1697 gefunden hat und daß der Fürst in Verdacht stand, seinen Tod mit verschuldet zu haben.

Der Fürst Viktor Amadeus von Bernburg, Senior des Hauses, machte infolge dessen im Verein mit den Vettern zu Zerbst und Harzgerode dem jungen Fürsten würdige und ernste Vorstellungen, die dieser am 14. März 1698 dahin beantwortete, daß die Sache sich keineswegs so zugetragen, wie sie erzählt würde, vielmehr nur ein unglücklicher Zufall den Tod des jungen Mannes herbeigeführt habe. Er bat die Vettern, eine bessere Meinung von ihm zu haben und ihn mit ferneren „unanständigen Auflagen" zu verschonen. Vollkommenen Glauben fand diese Darstellung nicht.

[2]) Die Prinzessin Radziwill schreibt dem Fürsten im Sept. 1711: „Die liebe Fürstin thut Alles, was sie weiß und kann, um mich zu obligiren und wäre es wol undankbar, wenn ich es nicht anerkennen würde."

[3]) Die Markgräfin Johanne Charlotte an den Fürsten am 1. Sept. 1711: „Il faut vous dire, mon cher frère, que le prince royal a été fort content de la réception obligeante que Madame la princesse votre épouse lui a fait à Dessau. Il m'a parlé de vous et d'elle en des termes fort obligeants."

Um den Neid zu entkräften, klagte sie auch wol, daß jeder Stand seine Last habe und Ungleichheit der Ehe manches Bittere mit sich führe[1]).

Die Hochzeit ihrer Schwester mit dem Oberforstmeister von Körbener richtete sie in ihren eigenen Gemächern aus. Nur daß ihr Vater noch länger der Apotheke vorstand, mochte sie nicht dulden, er wurde Bürgermeister und verkaufte die Apotheke an seinen früheren Lehrling, der das Geschäft nach der jetzigen Löwenapotheke verlegte.

Durch Heirath kam von da ein noch jetzt vorhandener alter Föhse'scher Schrank, in welchem ein Bild der Anna-Louise, in die Mohren-Apotheke. Zu dieser, wie zu der Einhorn-Apotheke, hatte die verwittwete Fürstin, während ihr Sohn auf der Reise nach Italien war, vielleicht nicht ohne besondere Absicht, das Privilegium ertheilt.

Der Fürst war in voller Leidenschaft der Liebe zu der Ehe geschritten, ohne die äußeren Verhältnisse der Beachtung werth zu halten, ohne sich Scrupel zu machen, welchen Rang seine dereinstigen Nachkommen, welchen Rang seine Gemahlin einnehmen würde. Nachdem ihm aber 1699 und im folgenden Jahre abermals ein Sohn geboren war, trat die Frage ernster an ihn heran. Er wandte sich an den Kaiser und dieser erklärte durch eine Urkunde vom 29. December 1701 nicht allein die beiden Söhne für vollkommen ebenbürtig und erbfolgefähig, sondern erhob auch die Mutter unter den ehrendsten Ausdrücken zur Reichsfürstin und verlieh ihr neben dem fürstlich-anhaltischen Wappen noch ein besonderes: ein goldener Schild, worin ein mit grünem Rautenkranz gekrönter Bär, welcher in seinen „vorderen Dappen" ein in weiß und schwarz getheiltes Schachspiel hält.

In dem fraglichen Diplom wird die gefürstete Anna Loyse von Föhsin genannt, was sich der Kaiser wol erlauben konnte.

Nach erhaltenem kaiserlichen Gunstbriefe wandte sich der Fürst auch an den König Friedrich I. von Preußen, welcher versprach, die Fürstin und deren Kinder in den erhaltenen Rechten zu protegiren und zu schützen (14. März 1702).

Nach diesen Vorgängen mußten sich die übrigen anhaltischen Fürsten wol fügen, und Fürst Leopold konnte nun auch daran denken, für seine Gemahlin als Wittwe standesgemäß zu sorgen. Er bestimmte ihr das Amt Freckleben zum Witthum. Sollte dasselbe nicht 4400 Thlr. Leibrente abwerfen, so sollte das Fehlende von den Lehnsgefällen zugeschossen werden. Nach dem Tode seiner Mutter ward die Rente aus dem Amte Sandersleben, was diese als Witthum inne hatte, bis auf 6000 Thlr erhöht.

Wir haben nachgeforscht, welchen Titel und Rang Anna Louise vor ihrer Standeserhebung gehabt hat. Leider sind keine Kirchengebete aus dieser Zeit vorhanden, aus denen man Schlüsse ziehen könnte[2]), aber in dem Trauverzeichniß in der Schloßkirche ist bei Gelegenheit der am 20. April 1701 stattgefundenen Trauung des Oberforstmeisters von Körbener mit Sophie Margarethe Föhse aufgezeichnet, daß die Trauung in Gegenwart Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht und ihrer hohen Cavaliere in der gnädigen Frau Zimmer vor sich ging, woraus wir schließen, daß die Fürstin vor 1701 in Dessau vorzugsweise „die gnädige Frau" genannt wurde, ähnlich wie in Frankreich die Frau des ältesten Bruders des Königs den Titel „Madame" führte.

[1]) Mündliche Ueberlieferung.

[2]) Das älteste vorhandene Kirchengebet ist vom Jahre 1702; in demselben wird nächst dem Kaiser für Seine Durchlaucht den Fürsten, Ihre Hoheit die durchlauchtigste Fürstin Mutter und dann erst für die Durchlauchtigste Gemahlin gebetet.

Leipziger Stadttheater.

(Der Directions-Wechsel.)

Der dritte Directionswechsel an unserem Neuen Stadttheater, der Haase-Förster'sche, ist seit Mitternacht oder Mittag eine vollendete Thatsache. Er unterscheidet sich dadurch von den beiden früheren, dem Witte-Laube'schen und Laube-Haase'schen, daß er sowol für das Schauspiel als für die Oper mit einem nahezu vollständigen Bühnenpersonalwechsel verbunden ist, ein Umstand, der nach dem Sprichwort: variatio delectat, und nach dem Erfahrungssatze, daß es nur wenig unersetzliche Kräfte auch in der Künstlerwelt giebt, nicht an und für sich schon ein Uebelstand gescholten werden darf, der aber einen wirklich längst vorhandenen Uebelstand erst jetzt aufdeckt, nämlich die unfürsorgliche Lückenhaftigkeit des Theaterpachtcontractes, welcher von Hause aus keine den jedesmaligen Theaterpächter verpflichtende Bestimmung enthält, daß er so und so viel Wochen vor Ablauf des Contractes seinem Nachfolger die zu seinen Proben erforderlichen Räumlichkeiten im alten oder neuen Theatergebäude überlasse. Schon Dr. Laube, der doch in Witte's Contract auf dessen eigenes Ansuchen eintrat, hatte über nicht genügendes Entgegenkommen von Seiten Witte's in dieser Beziehung zu klagen; hinwieder für Dr. Laube's Nachfolger, den jetzt scheidenden Director Haase, war besser gesorgt, denn bis zu seinem persönlichen Antritt der Direction wurde dieselbe von Dr. Laube selbst für Haase's Rechnung geführt, und letzterer brauchte sich in das fertige Nest nur hineinzusetzen; erst Dr. Förster sollte die ganze Tücke jener Lücke mit einem gründlichen Reinfall büßen: denn als er seinen Pacht-Vordermann ansprach, daß dieser ihm zu seinen Proben das alte Theater an gewissen Tagen überlassen möchte, ging es ihm, wie nach einer alten Anekdote den Bittstellern bei Iffland. Sie hatten gehört, daß dieser Künstler, je nachdem er gerade die Rolle eines hochherzigen Menschenfreundes oder eines boshaften Intriganten, wol gar eines blutdürstigen Wüthrichs einstudire, auch im Umgang und Verkehr außerhalb der Bühne entweder freigebig oder hartherzig, willfährig oder bärbeißig sei; und wenn sie dann den günstigsten Augenblick zur Anbringung ihres Gesuches abgepaßt zu haben glaubten, traf es sich gewöhnlich, daß eine Veränderung des Repertoires stattgefunden und Iffland die gutmüthige Rolle mit einer boshaften vertauscht hatte, die Supplikanten also grimmig abfallen ließ. Auch Dr. Förster's Gesuch an Friedrich Haase mag letzteren unglücklicherweise über der Rolle des Shylock oder Richard's III. angetroffen und etwa zu Antworten veranlaßt haben, wie: „Ich kann's nicht finden, 's ist nicht in dem Schein"; oder: „Ich bin nicht in der Gebe-Laune heut". Es soll hieraus dem scheidenden Director weiter kein Vorwurf gemacht werden; der Lauf der Welt mag es nun einmal so mit sich bringen, Rivalität kennt eben keine Collegialität: wol aber wird das theaterfreundliche Publicum Leipzigs den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche für Dr. Förster aus jener allerdings auch von ihm übersehenen Lücke erwachsen sind, billigerweise Rechnung tragen und es ihn nicht entgelten lassen, wenn er sein vortreffliches Programm, auf welches er in seiner Ansprache an die Bewohner der Stadt Leipzig (vgl. Leipz. Ztg. Nr. 132, 1. Beilage, S. 1695) sich beruft, nun nicht schon bei seiner ersten Vorstellung in vollem Maße durchzuführen vermag. Zur Beruhigung ängstlicher und um die nächste Zukunft unserer Bühne gewiß ohne Noth besorgter Gemüther scheint es gerathen, aus Dr. Förster's Bewerbungsschrift Einiges hier mitzutheilen, beziehungsweise in Erinnerung zu bringen, was er über seinen Lebenslauf und Bildungsgang, sowie über seine künstlerischen Strebziele selbst sagt; es lautet, wie folgt:

„Was zunächst meine Person betrifft, so bin ich im Jahre 1828 zu Lauchstädt in der Provinz Sachsen geboren. — Schon als Schüler wurde ich von einem lebhaften Drange zur Schaubühne gezogen. Während meiner Universitätszeit erhielt jener Drang durch häufigen Besuch des Theaters neue Nahrung, und als es mir im Jahre 1851 gelang, die Zustimmung meiner Aeltern zu erhalten, beschloß ich, mich der Schauspielkunst zu widmen. Bevor ich zum Theater übertrat, promovirte mich die philosophische Facultät der Universität Jena auf Grund einer Dissertation: „„Ueber die Bedeutung der Lessing'schen Hamburger Dramaturgie für die Einführung Shakespeare's auf der deutschen Bühne"" zum Doctor der Philosophie.

„Am 28. Mai 1851 betrat ich zum ersten Male die öffentliche Bühne bei der Bredow'schen Gesellschaft in Naumburg a. d. Saale. Im Mai 1857 trat ich als Darsteller und Regisseur an das Stadttheater in Breslau über. Von dort berief mich Dr. Laube an das k. k. Hofburgtheater in Wien, dem ich seit 1. Januar 1858 angehöre. Im Jahre 1860 wurde ich zum Unterregisseur ernannt, 1865 erhielt ich das kaiserliche Decret als pensionsberechtigter wirklicher Hofschauspieler, 1870 avancirte ich nach Joseph Wagner's Tode unter der Intendanz des Baron von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) zum wirklichen Regisseur.

„Zahlreiche Gastspiele, welche ich im Laufe von siebzehn Jahren an einer großen Anzahl deutscher Bühnen gegeben, haben mir eine ziemlich genaue Kenntniß der Personal- und Realverhältnisse des deutschen Theaters verschafft. Sodann darf ich mich wohlbewandert nennen in der dramatischen Literatur der europäischen Culturvölker. Wie im recitirenden Drama, so ist mir in der Oper kein nennenswerthes Product unbekannt. Da ich in früheren Jahren auch als Sänger gewirkt habe, so habe ich mir auch auf dem Gebiete des musikalischen Dramas Erfahrungen gesammelt. Auch seitdem ich nur dem recitirenden Schauspiel angehöre, habe ich mir Liebe und rege Theilnahme für die Oper erhalten und durch häufigen Genuß guter Musik, der mir durch die Vorführungen der kaiserlichen Hofoper in Wien und die Concerte der Philharmoniker, der Gesellschaft der Musikfreunde u. s. w. reichlich geboten worden, habe ich mein Verständniß und meinen Geschmack auch in dieser Richtung auszubilden Gelegenheit gehabt, so daß ich einen förderlichen und sachverständigen Einfluß auch auf das Opernrepertoire und seine Darstellung zu nehmen mich für befähigt halte. Ich glaubte das besonders betonen zu sollen, da ich wohl weiß, welch' hohe Ansprüche Leipzig, eine Musikstadt par excellence, an seine Oper stellt. In der Beurtheilung neuer Schöpfungen und ihrer wahrscheinlichen Erfolge auf der Bühne — soweit eine solche überhaupt möglich, — habe ich recht oft ganz richtige Voraussicht bewiesen.

„Als Mitglied des Hofburgtheaters habe ich mich in ein stilvolles Ensemble eingelebt. Als Regisseur dieses Theaters ist mir die Erhaltung und Pflege desselben Lebensaufgabe gewesen. Ich habe das Glück gehabt, künstlerischer Gehilfe zweier Directoren zu sein, welche — jeder in seiner Weise — Meister der Scenirungskunst genannt werden dürfen. Wenn Heinrich Laube namentlich den künstlerischen Organismus der Stücke plastisch zu gestalten und das Spiel der Darsteller günstig zu beleben und wirkungsvoll zu schmücken verstand, so ist Franz Dingelstedt Meister in der Herstellung der künstlerischen stilvollen Hülle der Vorstellungen und der malerischen Bewegung der Massen. In dieser hohen Schule glaube ich mich zu einem befähigten Bühnenleiter ausgebildet zu haben.

„In Betreff meiner Auffassung der dem selbständigen Leiter eines großen Theaters gestellten Aufgabe gehe ich von der Ueberzeugung aus, daß eine wahrhaft künstlerische Gestaltung der Schaubühne nicht nur verträglich ist mit den berechtigten Interessen des Unternehmers, sondern daß —

mindestens in einer Stadt wie Leipzig — beide identisch sind, daß günstige Erfolge auf die Dauer nur dann erzielt werden, wenn die Thätigkeit des Directors von künstlerischen Principien geleitet wird. Diese meine Ueberzeugung stützt sich auf die Geschichte der deutschen Schauspielkunst und auf eigene langjährige Erfahrung.

„Der Reiz, den das Theater nach den Aussprüchen eines Tieck und Ed. Devrient auf das Publicum ausüben muß, soll dieses zufrieden sein und der materielle Erfolg sich einstellen, braucht durchaus nicht auf die unedleren und flachen Triebe der Menschenbrust gerichtet zu sein. Das Hamburger Theater unter der Leitung F. L. Schröder's, des trefflichsten aller Bühnen-Principale, die wir kennen, die Berliner Bühne in der Iffland'schen Periode, die Leipziger in den ersten Zeiten Küstner's und Dr. Schmidt's — sie alle haben nur durch den Ruf guten und würdigen Kunstbetriebes, den sie sich erworben, auch reichen pecuniären Erfolg geliefert. Nachdrücklicher noch spricht das Beispiel des Wiener Hofburgtheaters für die Wahrheit meiner obigen Behauptung. Es hat unter der künstlerischen Führung von Männern wie Schreyvogel, Laube, Dingelstedt auch die glänzendsten Geschäfte gemacht, wie der übliche Ausdruck lautet. Nur von einer künstlerischen Direction weiß die Theatergeschichte zu berichten, welche schlechte pecuniäre Resultate gehabt hat: es ist die Immermann's in Düsseldorf. Aber die Ausnahme ist nicht angethan, die Giltigkeit der Regel zu Fall zu bringen. Zunächst war die Stadt Düsseldorf zu Immermann's Zeiten überhaupt nicht bevölkert und bemittelt genug, um eine gute Schaubühne zu erhalten, und dann ist Immermann's Direction der Vorwurf der Pedanterie und eigensinnigen Experimentirens nicht zu ersparen.

„Der ächte und dauernde Reiz einer Schaubühne beruht in der Bildung ihres Repertoires und in der harmonischen Schulung ihrer darstellenden Kräfte, im sogenannten Ensemble.

„Das Publicum einer großen, gebildeten und bemittelten Stadt wie Leipzig hat das Bedürfniß und das Recht, ein gutes Repertoire von seiner Schaubühne zu verlangen. Sie muß, da alle Gattungen dramatischer Production gepflegt werden sollen, das anerkannt Beste (Classische) und das als gut allgemein Recipirte als festen Repertoirestock ausbilden und erhalten. Den Inhalt und Umfang dieses Repertoires ist es unnütz näher zu bezeichnen. Es setzt sich zusammen aus jenen dramatischen Werken, die allgemein bekannt sind. Dem Director ist hier das eigene Urtheil erspart. Er wird nur für eine reizvolle Abwechselung zu sorgen haben, und diese wird um so sicherer ermöglicht, je vollständiger das classische Repertoire gebildet wird — Mozart und Weber in der Oper, Schiller und Lessing im Schauspiel z. B. mit fast allen ihren Werken vertreten sein — und der Director wird dann nur den einen Autor häufiger, den andern seltener vorführen müssen. Ausschließen aber soll er gar keinen, selbst — um Beispiele zu nennen — die Spanier und Molière nicht im Schauspiel, selbst die Italiener und Franzosen nicht in der Oper. Mit Vorsicht und Sparsamkeit freilich muß verfahren werden, wo es sich um Werke handelt, welche zwar die literarische oder musikalische Blüthe einer fremden Nation bezeichnen, auf die Entwickelung unseres Dramas und unserer Oper jedoch einen geringen oder doch jetzt nur schwer nachweisbaren Einfluß geübt haben und noch üben.

„Aber das Repertoire soll sich auch erfrischen durch Neuigkeiten. In der Wahl derselben muß der Director vor Allem Tact und Geschmack beweisen. Jedes Werk sei willkommen, welches, technisch ausführbar, ästhetischem Feingefühl und moralischem Empfinden Rechnung trägt. Mit rigoroser Strenge aber seien abgewiesen jene Erzeugnisse, welche den ethischen Sinn unseres Volkes beleidigen, und bekundeten sie auch die vollkommenste technische Meisterschaft. Dahin gehören die Frivolitäten Offenbach's, die moralisirenden Immoralitäten des jüngeren Dumas und seiner Akoluthen. Auch die platten Erzeugnisse der Wiener und Berliner Posse sollen dem Repertoire der Leipziger Bühne fern bleiben.

„Wichtiger noch ist für den dauernden Reiz einer Bühne das Ensemble. Mit der sinnlichen Erscheinung ist auch der Begriff dieses Wortes fast verloren gegangen. Es ist nur eine tönende Schelle. Was man heutzutage Ensemble zu nennen pflegt, ist nur eine äußerliche Dressur. Sie verhält sich zum wahren Ensemble etwa wie Reinlichkeit zur Schönheit. Die Harmonie der Spielweise, die Unterordnung unter den gemeinsamen Zweck der Wirkung des schönen Kunstwerks, das Ineinanderspiel, der Zusammenklang auch aller sogenannten Aeußerlichkeiten der Darstellung, wie Garderobe und Decorationen, mit einem Worte: der Stil — das ist es, was das wahre Ensemble ausmacht. Jene technische Correctheit und Reinlichkeit ist nur die unerläßliche Vorbedingung eines schönen Ensemble. Dieses adelt und erhöht jeden einzelnen Darsteller: es läßt den guten vortrefflich und selbst den minder bedeutenden gut erscheinen, und es übt einen nie ermattenden Reiz.

„Der Anreiz eines guten Repertoires und eines guten Ensemble ist allein im Stande — so behaupte ich — einer Bühne einerseits Würde und nationale Bedeutung, andrerseits Popularität, Zulauf und dauernde materielle Prosperität zu verleihen. Alle anderen Speculationen auf die Schaulust gehen irre. Wol kann eine glänzende Ausstattung durch prachtvolle Garderobe und reiche Decorationen, wol mag die Aufführung eines „„pikanten““ Stücks, einer „„prickelnden““ Musik eine Zeit lang das Publicum anziehen und ergiebige Einnahmen in die Casse leiten. Aber diese Erfolge werden nur scheinbare sein. Dem Ueberreiz folgt die Abspannung, dem Zulauf die Oede des Hauses. In der moralischen und geistigen Welt gelten dieselben Gesetze, wie in der physischen. Gesunde und kräftige Nahrung, geschmackvoll bereitet und dargeboten, ist dem Gedeihen des Organismus die einzig zuträgliche.

„Dies mein Programm, und daß ich dasselbe nicht blos im Munde führe, werden mir diejenigen Fachmänner und Sachkundigen gern bezeugen, welche namentlich meine Thätigkeit am Hofburgtheater zu beobachten Gelegenheit hatten.

„Wol sage ich mir, daß nach den mannigfachen Wechselfällen, welche die Theaterfrage in Leipzig in den letzten Jahren durchgemacht hat, die Verantwortlichkeit keine geringe ist, welche man mit der Leitung des dortigen Theaters übernimmt; aber das redliche Streben, die gereifte Kraft und die vielseitige Erfahrung, deren ich mir bewußt bin, lassen mich frohen Muthes diese Verantwortlichkeit übernehmen, und ich lebe der festen Hoffnung, daß ich der theatralischen Kunstanstalt der reichen und gebildeten Metropole deutschen Buchhandels, der Geburtsstätte moderner deutscher Schauspielkunst künstlerischen Ruhm erwerben und materielles Gedeihen sichern würde. Wie stark diese Hoffnung ist, beweist der Umstand, daß ich ohne Bedenken eine gesicherte lebenslängliche Anstellung aufzugeben entschlossen bin, wenn die Wahl der Stadtverwaltung mich beehrt.“ — — —

Soweit Dr. Förster's ebenso anspruchslose als verheißungsvolle Auslassungen über seine Kunstprincipien, wie er sie in seiner an den Rath unserer Stadt gerichteten Bewerbungsschrift niedergelegt hat. Gewiß findet er keinen Widerspruch, wenn er in seiner öffentlichen Ansprache sagt, seine Wahl betrachte er als eine Billigung derselben. Mögen die zahlreichen und anhaltenden Ovationen, mit welchen das Leipziger Theater-Publicum seine Lieblinge unter dem scheidenden Bühnen-Personal wochenlang auszuzeichnen und zu feiern nicht ermüdete, für ihn selbst und die von ihm ins Treffen geführte neue Künstlerschaar ja nichts Einschüchterndes oder Beirrendes haben, sondern eher recht viel Ermunterndes und

Aneiferndes; beweisen sie doch die Empfänglichkeit und Erkenntlichkeit Leipzigs für künstlerische Genüsse und bedeuten für den Nachfolger Haase's, wie meisterhaft dieser auch seinen und der Seinen Abgang in Scene zu setzen verstanden, nicht etwa ein Mißtrauensvotum, sondern ein Entgegenkommen auf scheinbar entgegengesetztem Wege, gewissermaßen eine Sonnenwende der Gunst, die nur einer ersten Kunstleistung harrt, um auch der neuen Direction sich kundzuthun. Den Theater-Kritikern hat Dr. Förster selbst in seinem obigen Programm einen Maßstab an die Hand gegeben, nach welchem er beurtheilt sein will und beurtheilt werden wird.

Max Moltke.

— Vom „Archiv für die Sächsische Geschichte" (herausgegeben von Dr. Karl von Weber, Geh. Rath und Director des Hauptstaatsarchivs in Dresden, Verlag von Bernhard Tauchnitz in Leipzig) ist das erste Heft des dritten Bandes (Jahrgangs) der Neuen Folge ausgegeben worden. Dasselbe enthält die das ganze Heft füllende Abhandlung: „Der Bund des Herzogs Moritz von Sachsen mit den Habsburgern 1546" aus der Feder des hochverdienten Historikers Professor Georg Voigt. Die hochbedeutsame historische Erscheinung des Kurfürsten Moritz ist immer noch ungeachtet der mancherlei trefflichen Geschichtsstudien, welche derselben gewidmet wurden, in vielen Stücken nicht vollkommen klargestellt und namentlich trifft dies auch zu hinsichtlich der Periode, welcher Prof. Voigt seine Arbeit gewidmet hat. Man kann sich nur freuen, daß dieselbe in so bewährte Hände gelangt ist.

— Das Schlußheft des fünfzehnten Jahrganges (1875) der Zeitschrift des Königl. Preuß. Statistischen Bureau, redigirt vom Director desselben, Dr. Ernst Engel, ist kürzlich ausgegeben worden und enthält: die Monatsdurchschnittspreise und die Detailpreise der wichtigsten Lebensmittel für Menschen und Thiere während der Monate Januar bis einschließlich Juli 1875, nebst einer Zusammenstellung der Durchschnittspreise im Erntejahr 1874—75 in den bedeutendsten Marktstädten der preuß. Monarchie. Dr. W. Stieda erörtert eingehend die Lage der arbeitenden Classen in Frankreich, die im Vergleiche mit der wirthschaftlichen Lage Deutschlands nach dem Kriege nicht zu Ungunsten Frankreichs sich ausweist. Von französischer Feder ist eine Beleuchtung der Reformen des Personenverkehres auf englischen Eisenbahnen. Ueber die Veränderlichkeit der Luftwärme in Norddeutschland nach gleichzeitigen 25jährigen Beobachtungen betitelt sich ein meteorologischer Beitrag von Dr. Gustav Hellmann. Weiter folgen die Hauptresultate der Grundsteuerregulirung in Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Nassau und im Kreise Meisenheim, verglichen mit den Ergebnissen in den alten Landestheilen und im preußischen Staate überhaupt; die preußischen Eisenbahnen 1844, 1854, 1864, 1874. Die russische Lederindustrie wird nach Prof. Kittarn geschildert. Die französischen Gesellschaften zu gegenseitiger Hilfsleistung heißt eine vom Mittelalter bis zur Gegenwart reichende Studie von Dr. W. Stieda. Von Dr. Engel ist eine werthvolle Abhandlung über die erwerbsthätigen juristischen Personen in Preußen, insbesondere die Actiengesellschaften (aus dem Capitel, welches die Gründungen behandelt, ist in Nr. 145 der Leipz. Ztg., I. Beil., S. 1967, eine interessante Zusammenstellung schon mitgetheilt).

Lyrisches. Es ist gewiß ein löbliches Unternehmen, von den deutschen Dichterhelden eine Sammlung einzelner Originalbeiträge in handschriftlicher Form zu veranstalten. Diesen schönen Gedanken hatte Karl Böttcher. In seinem kürzlich herausgekommenen Buche „Deutsche Dichterhelden" (Verlag von Wilhelm Röhl) vereinigte aber Böttcher nicht etwa die vaterländischen Sangeshelden der Vergangenheit, sondern die der Gegenwart. Also auch in der Gegenwart haben wir noch eine größere Reihe von Dichterhelden! Böttcher sagt in seinem Geleitswort: „Es giebt auf unserer lieben Erde liebe Leute, die sich während ihres glückreichen oder freudlosen Daseins nur in einer dumpfen Sphäre von gangbaren Redensarten, eingeschmuggelten Vorurtheilen und schiefen Ansichten bewegen. Zu diesen Façonmenschen gehören in der Gegenwart alle die Trauer- und Schauerprediger, welche in den verschiedensten Dur- und Molltonarten über die üppig wuchernde Verwilderung unserer Literatur wehklagen." Auch wir sind wahrlich keine Liebhaber von stehenden oder schiefbeinigen Redensarten, aber auf der andern Seite können wir uns auch nicht mit völlig haltlosen Neuerungen befreunden. Es ist nun ohne Frage das Neueste, einen Conrad von Prittwitz, einen Hermann Allmers, einen Eduard von Hartmann, einen Hans Herrig, einen Albert Möser oder gar einen Oscar Blumenthal den Helden deutscher Dichtkunst beizuzählen. Wer lacht da nicht wider Willen und wenn er das beste Herz hätte? Wem wäre es in aller Welt eingefallen, Blumenthal einen — Dichterhelden zu nennen, um von einem Prittwitz ganz zu schweigen! Blumenthal geräth zwar immer mehr vom „Hundertsten ins Tausendste", aber seine Gedanken laufen doch nicht so bunt durcheinander, daß er sich selbst je für einen Dichterhelden halten könnte; höchstens für einen Federhelden, was er auch am Ende ist. Uebrigens wollen wir den Herausgeber nicht schelten: Seine unbegrenzte Verehrung vor den deutschen Autoren hat ihn eben Alle durch ein fabelhaftes Vergrößerungsglas sehen lassen. Glücklicherweise befinden sich in seinem Buche auch wirklich hervorragende Dichter, wie Emanuel Geibel, Fried. Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Rudolf Gottschall, Victor Scheffel, Hieronymus Lorm, Anastasius Grün, Karl Gutzkow, Theodor Storm u. s. w. Eine Vorführung dieser Dichter in ihrer eigenen Handschrift ist schon allein von hohem Interesse, und so dürfen wir das brillant ausgestattete Werk ungeachtet seiner seltsamen Zusammenstellung den Literatur- und Handschriftfreunden aufrichtig empfehlen. W. B.

— Das Oberengadin. Ein Führer auf Spaziergängen, kleinen und großen Touren. Von M. Cavirzel, Alt-Lehrer und Förster in Pontresina. Conrad Weiske in Dresden. Preis ℳ 2.50. — Das geschmackvoll in Bädekerformat ausgestattete Büchlein sei hiermit Allen, welche das Oberengadin zu ihrem Reiseziele auf längere oder kürzere Zeit erwählt haben, als trefflicher, verlässiger und in allen Specialitäten bewanderter Führer angelegentlichst empfohlen. Der Verfasser, ein Eingeborener des Oberengadins und mit dessen örtlichen Verhältnissen aus eigenster Anschauung wie Wenige bekannt, hat sich die Aufgabe gestellt, den Fremden, in welchem Theile des Oberengadins er sich auf Tage oder Wochen niederlassen mag, nach den interessantesten Punkten des von ihm gewählten Aufenthaltsortes hinzugeleiten und die angenehmsten Ausfahrten sowie kleinere und große Fußreisen in einer Weise vorzuführen, daß es Keinem schwer fallen dürfte, diejenige Wahl unter den Ausflügen und Touren zu treffen, welche am besten seinen Wünschen, Körperkräften, Geldmitteln und der ihm zur Verfügung stehenden Zeit entspricht. Zugleich giebt der Verfasser bezüglich der Hotels und Wohnungen, der Taxen für Führer, Wagen, Reitthiere rc. die nöthigen Aufschlüsse. Besonders praktisch verfährt der Verf., indem er bei den einzelnen Excursionen stets beifügt, ob dieselben mit oder ohne Führer unternommen, bez. nur für geübte Bergsteiger ausführbar sind. Zu vermissen ist ein Inhaltsverzeichniß und eine Specialkarte des Oberengadin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 54. Donnerstag, den 6. Juli. 1876.

Thomas Babington Macaulay*)

von Dr. David Asher.

Der ganze Zauber, der sich des Lesers bei der Lectüre der Schriften des obengenannten großen englischen Prosaikers bemächtigt, ruht auch auf der vorliegenden, größtentheils aus dessen Briefen und Tagebucheintragungen bestehenden Biographie desselben, mit welcher sein Neffe Otto Trevelyan soeben die Welt beschenkt hat. Ein glücklicheres Leben ist es wol kaum je einem Biographen vergönnt gewesen, zu beschreiben, und eine fesselndere Gestaltung hätte der Verfasser ihr kaum geben können, als indem er sich darauf beschränkte, seinen Onkel sich fast durchweg selbst schildern zu lassen und nur den ergänzenden, verbindenden Text dazu zu liefern. Nachdem ich diese vier Bändchen der schönen Tauchnitz'schen Ausgabe zu Ende gelesen hatte, versuchte ich es, einen Roman zu beginnen; es war mir aber nicht möglich, so schal las er sich nach dem durch die Biographie mir gewordenen Hochgenuß. Meine mit Rousseau längst gehegte Vorliebe für diese Gattung der Literatur hat durch diese neue Leistung nur eine Bestärkung erfahren, und fast wünschte ich, es gäbe keine anderen Unterhaltungsschriften; denn keine andere Gattung von Büchern verbindet in ähnlicher Weise die Unterhaltung mit der Belehrung, das utile cum dulci. Und wie viel Belehrung läßt sich aus dieser Lebensbeschreibung schöpfen! Macaulay hat mit Dickens die Popularität getheilt — sie beide sind wol die gelesensten Schriftsteller der letzten 30 Jahre gewesen: wie verschieden aber ist das Interesse der Biographie des Dichters von dem, welches das Leben des Historikers bietet! Man könnte fast sagen, sie verhalten sich antipodisch zu einander, insofern nämlich in ersterer das Interesse fast lediglich auf Dickens' eigene Schöpfungen sich concentrirt und die allgemeine Literatur nur wenig Berücksichtigung darin findet; in Macaulay hingegen wird uns das Bild eines Mannes zur Schau gestellt, den man einen Bücherwurm nennen müßte, wäre er nicht nebenbei auch ein Mann der That gewesen, der Staatsämter bekleidet und sich auf der Bühne des öffentlichen Lebens, wenigstens als Redner, nicht minder bewährt und ausgezeichnet hat, denn als Gelehrter und Schriftsteller. Andrerseits jedoch hatten Beide doch wieder das gemein, daß das dichterische Element in ihnen vorwaltete und die exacten Wissenschaften ihnen fremd waren. Freilich waren ihre Ausgangspunkte sehr verschieden: der Eine hatte bekanntlich nur eine dürftige Vorbildung genossen und gerieth dann in Verhältnisse, die nichts weniger als poetisch oder poetische Stimmung zu begünstigen geeignet waren; der Andere war des Glückes einer höchst sorgfältigen Erziehung im väterlichen Hause und einer tüchtigen classischen Schulung auf der Universität theilhaftig geworden; beide aber waren von frühester Jugend an eifrige Leser von Romanen; mit vorzugsweiser Begabung für Beobachtung der Menschen ausgestattet; beide theilten die Vorliebe fürs Stadtleben im Allgemeinen und das Gewühl Londons insbesondere, besaßen in hervorragendster Weise die Gabe des Ausdrucks und waren vor Allem in ihrer Denk- und Handlungsweise specifisch Englisch. So haben Dickens' Romane fast die Wahrheit der Geschichte, während Macaulay's Geschichte das Spannende und Fesselnde eines Romans besitzt. Beider Werke haben sich eines beispiellosen Erfolgs und einer fast unerhörten Popularität zu erfreuen gehabt und erfreuen sich derselben in immer wachsendem Maße. An beiden aber — wie seltsam! — an dem an den Brüsten der reinsten Classicität genährten, wie an dem aller classischen Bildung baren Schriftsteller hat die Kritik, der verfeinerte Geschmack auszusetzen: beiden ist ein Zug von Vulgarität gemeinsam, beide übertreiben oft in ihren Schilderungen und werden dadurch unwahr. Doch genug dieser Parallele. Sie drängte sich mir unwillkürlich bei der Lectüre auf und lag auch so nahe, daß ich es nicht unterlassen konnte, meine Besprechung damit einzuleiten. Ich habe damit aber auch schon Manches angedeutet, was eigentlich erst später hätte erwähnt werden sollen, und den Leser sogleich in medias res versetzt. Das Buch ist so anregend, daß man verlegen darum ist, womit man anfangen soll, wenn man sich zu einer Besprechung desselben anschickt: man leidet dabei eben als Recensent an einer embarras de richesse. Man hat an dieser Biographie, die übrigens eigentlich mehr Autobiographie ist, eine wahre Fundgrube der Belehrung, einen ganz unschätzbaren Beitrag zur Pädagogik, Hodegetik, zur allgemeinen Menschenkenntniß, einen Leitfaden zur Orientirung in der alten und den neueren Literaturen und, last not least, einen Schlüssel zum Verständniß eines der wichtigsten Blätter der englischen Geschichte — der Zeit der Reformbill und lernt das politische Parteitreiben in England kennen. Macaulay's Leben liegt nun wie ein offenes Buch vor uns aufgeschlagen, so daß Jeder darin lesen und heilsame Lehren sich daraus entnehmen kann. Aeltern mögen daraus lernen, wie sie ihre frühreifen Kinder, falls ihnen solche geschenkt sind, vor Dünkel bewahren mögen, damit sie in ihrer Entwickelung nicht gehemmt und geschädigt werden. Macaulay war ein ungewöhnlich frühreifes Kind und lag bereits, als er erst drei Jahre alt war, oft auf dem Teppich vor dem Kamine in einem Buche lesend; auch sein Rednertalent zeigte sich schon sehr früh, und ebenso sein außerordentliches Gedächtniß. Ungeachtet dem ihm innewohnenden, nicht zu leugnenden Selbstbewußtsein jedoch, welches sich wenigstens später deutlich genug in seinen Briefen und Tagebuchblättern kundgiebt, drängte es der Vater, so viel als nur möglich, zurück, verfuhr mit größter Strenge gegen das Wunderkind und vermied Alles, was ihn eitel machen könnte.

Ich habe nicht die Absicht, hier die Daten der Biographie zu reproduciren, diese sind ja auch in jedem Con-

*) The Life and Letters of Lord Macaulay by his Nephew George Otto Trevelyan M. P. In 4 Volumes. Leipzig: Bernhard Tauchnitz 1876.

versationslexicon, in jedem Handbuch der englischen Literatur zu finden und selbstverständlich ausführlich im vorliegenden Werke. Was, ich hier bezwecke, ist lediglich, den Leser auf dieses letztere zu verweisen und es ihm dringend anzuempfehlen. Jeder, der sich für Macaulay interessirt, wird sich schon von selbst zu seiner Biographie hingezogen fühlen und sie, sei es in englischer Sprache oder in der bereits angekündigten deutschen Uebersetzung lesen, welche letztere freilich ein nur dürftiger Ersatz für das Original sein muß, da ja gerade bei einem Schriftsteller wie Macaulay das le style c'est l'homme in ganz besonderer Weise seine Anwendung findet. Denn, wie Jago von sich sagt: „I am nothing if not critical“, so könnte man von Macaulay sagen: he is nothing if not a writer (Stylist). Ich will also nur einige Punkte, die ich mir angemerkt habe, hier zur Sprache bringen, wobei ich mehr meinem eigenen Bedürfnisse zu genügen suche, als vielleicht dem des Lesers entgegenkomme. Es ist, wie gesagt, eben nicht mein Wunsch, daß man sich mit einer kurz zusammengefaßten Biographie, mit einem Auszug begnüge, sondern das ganze Werk lese und studire.

Ich erwähnte oben, daß uns hier eines der glücklichsten Leben geschildert werde, die man vielleicht je gekannt.*) Die Optimisten werden eifrig darauf hinweisen, wenn sie in Verlegenheit darum sind, die Richtigkeit ihrer Lebensanschauung zu erhärten. Ich will ihnen ein so vereinzeltes Beispiel von Herzen gönnen: die Ausnahme wird auch hier nur die Regel beweisen. Aber glücklich war Macaulay, wie selten ein Mensch. Glücklich in seinen Anlagen, mit denen die Natur ihn so reichlich ausgestattet hatte; glücklich in seinen weisen Aeltern; glücklich in der Liebe seiner Geschwister und in der Freundschaft, die ihm von einigen Auserwählten entgegengebracht wurde; glücklich in der bedrängten Lage seines später verarmten Vaters, die ihn zur Thätigkeit anspornte, während er sich in besseren Verhältnissen vielleicht einem beschaulicheren Leben hingegeben hätte; glücklich in der Wahl der Stoffe, die er bearbeitete, da sie schon an sich eine Gewährleistung für den Erfolg in sich trugen; glücklich auf allen Schritten seines Lebens, in allen seinen Unternehmungen; glücklich in seiner unbesiegbaren Liebe zur Lectüre, welche, wie sein Biograph uns sagt, „ein Hauptbestandtheil des Glücks in einem der glücklichsten Leben war, welches zu beschreiben je einem Biographen zugefallen ist“; glücklich zumal im Besitze jenes summum bonum, wie Narciß es nennt, einer guten Verdauung, eines spätern sorgenfreien Daseins, das ihm Unabhängigkeit verlieh und, wie die „Saturday Review“ mit Recht bemerkt, felix etiam opportunitate mortis, da er gerade noch rechtzeitig starb, ehe die bevorstehende Trennung von der geliebten Schwester stattfand, wodurch sein Glück getrübt zu werden drohte. Beneidenswerth wie sein Loos aber war, wird es ihm doch niemand mehr neiden, nachdem uns sein selbstloser Charakter, seine Herzensgüte und Aufopferungsfähigkeit, sein wahrhaft kindliches Gemüth blosgelegt worden ist. Nachdem der Vater, Zachary Macaulay, einer der drei Edlen, welche sich die Befreiung der Sklaven zur Lebensaufgabe gestellt und ihr große Opfer gebracht haben, in mißliche Verhältnisse gerathen war, vertrat sein Sohn Thomas Babington dessen Stelle und wurde der Versorger der Familie. Die Treue und Zärtlichkeit, mit denen er an seinen Schwestern hing, übertrug er später auch auf deren Kinder, und nie vielleicht gab es ein zärtlicheres Verhältniß als das, welches zwischen dem Onkel und dessen Neffen und Nichten obwaltete. Er war ihnen nicht blos der liebevolle, allzeit sorgsame Verwandte, Freund und Lehrer, sondern ihr Spielgenosse, der ihnen ganze Tage widmete und dem nichts größere Freude bereitete, als ihnen die Sehenswürdigkeiten Londons zu zeigen und sie froh und glücklich zu machen. Er, der in der großen Welt der englischen Metropole gefeiert wurde, wie Wenige, um dessen Gesellschaft zum Mittagsmahl oder zur Soirée man sich riß, dem man im Senate mit der größten Stille lauschte, sobald er die Lippen öffnete, und dessen an historischer Belehrung stets so reiche Beredsamkeit, die sich wie ein Strom über das Haus ergoß, die allgemeine Bewunderung erregte und ihn den größten Rednern an die Seite stellte, — er rief das Salomon'sche vanitas vanitatum über all' diese Herrlichkeiten aus, nach denen Tausende gierig, aber vergebens streben, und liebte nichts so sehr als sein mitten im Geräusche Londons gelegenes, aber dennoch stilles Studirzimmer und den Umgang mit den ihm so recht ans Herz gewachsenen Kleinen. Er war aber nicht blos der gute Sohn, Bruder und Onkel, sondern auch ihm ganz fremd Stehenden flossen seine reichlichen Gaben zu und zwar ganz in der Stille und Verborgenheit, und von seinen Dienern wurde er als der beste Herr verehrt und geliebt. Merkwürdig ist nur eines — in den sämmtlichen vier Bänden, die eine Lebenszeit von 59 Jahren umfassen, sucht man vergebens nach einer Erwähnung der zarten Leidenschaft. Die Familienliebe scheint ihm vollständigen Ersatz für das noch innigere der Gattenliebe geboten zu haben und ein Bedürfniß nach dieser in ihm nicht aufgekommen zu sein. Ueberhaupt ist er so frei von jeder andern Leidenschaft, als der edelsten, dem Durst nach Wissen und Auszeichnung unter seinen Mitmenschen oder vielmehr unsterblichem Ruhm bei der Nachwelt gewesen, daß er das Ideal Shakespeare's verwirklicht zu haben scheint, wenn dieser seinen Hamlet zum Horatio sagen läßt:

> „Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
> Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
> Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
> Wie ich Dich hege.“

Wie Spinoza Brillengläser schliff, wie Schopenhauer sein väterliches Erbtheil nur schätzte und haushälterisch damit umging, um sich ungehemmt der Philosophie widmen zu können; so ist Macaulay Parlamentsmitglied geworden, hat er sich beinahe 4 Jahre lang nach Indien als hoher Staatsbeamter verbannen lassen, dann in England ministerielle Posten bekleidet, einestheils um für seine Familie zu sorgen, anderntheils aber auch, um seinen Studien ungehindert obliegen zu können. Nachdem er im Jahre 1847 bei der Wahl in Edinburgh durchgefallen war, schrieb er an seinen Freund Ellis: „Ich bin geschlagen, aber durchaus nicht minder glücklich deshalb. Ich glaube, daß nachdem ich nun einmal, nach dem alten Gebrauche, vermittelst eines Schlags ins Gesicht freigelassen worden bin, ich mich nicht wieder in die Sklaverei begeben werde.“ Und dieselbe Nacht läßt er seiner poetischen Ader freien Lauf und schildert in einer schönen Spenserartigen Allegorie was sein Inneres bewegt und was, wie Trevelyan sagt, „das wesentliche Geheimniß des Lebens war, dessen äußere Seite diese Bände darzustellen sich bemüht haben“. Wenn es den Leser befremdet, daß ich so oft das poetische Element in Macaulay betone, den man in der Regel immer nur als den glänzenden Essayisten, Redner und Historiker erwähnt, während man seine poetischen Leistungen nur selten nennt oder kennt: so sollte mich das nicht wundern; denn seine Lays of Ancient Rome sind theils zu wenig bekannt in Deutschland, theils zu wenig für den Geschmack des größeren Publicums geeignet, um Macaulay in den Augen desselben als Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes erscheinen zu lassen. Auch selbst in England hat man ihm das dichterische Element abgesprochen. So z. B. der hervorragende Literarhistoriker Minto, dessen Skizze von Macaulay's Charakter nun beim Lichte der authentischen Biographie nochmals durchzulesen und zu vergleichen ich nicht unterlassen konnte. Nachdem er nämlich De Quincey's allzeit thätige Phantasie erwähnt, welche oft damit beschäftigt war, die Scenen und Charaktere seines täglichen Lebens in

*) Ein Seitenstück dazu, vielleicht ein noch glücklicheres, war das des Amerikaners George Ticknor, des Verfassers der Geschichte der spanischen Literatur, dessen Biographie in ganz ähnlicher Weise behandelt, wie die Macaulay's, eben veröffentlicht worden ist.

Nahrung für seine ästhetischen Empfindungen zu verwandeln, sagt er, er (Macaulay) scheine nicht viel von diesem Tagträumen in sich gehabt zu haben. „In seinem Studirzimmer", fügt er hinzu, „lag er nicht auf einem Teppich träumend vor dem Feuer mit einem Buche in der Hand" u. s. w. Wie gewagt solche aus ungenügender Kenntniß eines Menschen hervorgegangene Behauptungen sind, das ergiebt sich wieder einmal recht deutlich aus dieser hier in Rede stehenden Analyse eines sonst sehr gewissenhaften und vorzüglichen Literarhistorikers. Das gerade Gegentheil nämlich wird uns von Trevelyan berichtet. Schon oben habe ich erwähnt, wie er als dreijähriges Kind häufig auf dem Teppich vor dem Feuer lag und las; noch unter der Obhut des strengen, puritanisch gesinnten Vaters verschaffte sich der Sohn das Vergnügen, heimlich Romane zu lesen, und diesem Genusse fröhnte er während seiner ganzen Lebenszeit; er las Gutes und Schlechtes dieser Gattung durcheinander und war ein warmer Verehrer Richardson's, Walter Scott's, Miß Edgeworth's und vor Allem Miß Austen's, und hat bekanntlich über die Werke der letzteren auch einen Essay geschrieben. In der That, er verschlang Romane trotz einem jungen Mädchen und — wiederum ein Beispiel von der widerspruchsvollen menschlichen Natur — er, der in den Augen der Welt als der große Kritiker galt, der auch wirklich einem Montgomery gegenüber die Rolle des Apollo spielte und ihn nicht minder schlimm behandelte, als dieser den Marsias, schreibt einmal an den Redacteur der „Edinburgh Review", der ihn aufforderte, eine Besprechung der Biographie Walter Scott's von Lockhart zu übernehmen, wie folgt:

„3 Clarges Street, den 26. Juni 1838.

Lieber Napier. Ich versichere Ihnen, ich würde gern und selbst mit großer Lust das Thema, welches Sie vorschlagen, übernehmen, wenn ich glaubte, ich würde Ihnen damit nützlich sein können. Verlassen Sie sich aber darauf, Sie wissen nicht, was Sie verlangen. Ich habe mich aufs Beste bemüht, zu ermitteln, was ich zu leisten und nicht zu leisten vermag. Es giebt viele Gegenstände, die ich glaube so behandeln zu können, wie wenige sie zu behandeln vermögen. Nachdem ich dies gesagt, können Sie mich nicht in Verdacht haben, Bescheidenheit erheucheln zu wollen, und Sie werden daher glauben, daß ich Ihnen mittheile, was ich aufrichtig denke, wenn ich sage, daß es mir nicht gelingen will, die Wirkung von Kunstwerken zu analysiren. Ich habe Verschiedenes über geschichtliche, politische und sittliche Fragen geschrieben, dessen ich mich, nach reiflicher Durchsicht, nicht schäme und wonach ich gern beurtheilt werden möchte; ich habe aber nie eine Seite Kritik über Poesie oder die schönen Künste geschrieben, die ich nicht verbrennen möchte, wenn ich die Macht dazu hätte. Hazlitt pflegte von sich zu sagen: „„ich bin nichts, wenn nicht kritisch."" Mit mir verhält es sich gerade entgegengesetzt. Ich habe einen großen und innigen Genuß an Werken der Phantasie; habe mich aber nie daran gewöhnt, sie zu seciren.*) Vielleicht genieße ich sie gerade deshalb um so intensiver. Bücher wie Lessing's Laokoon, Stellen wie die Kritik über Hamlet in Wilhelm Meister, erfüllen mich mit Bewunderung und Verzweiflung. Eine Besprechung des Lockhart'schen Buches nun müßte die schriftstellerischen Leistungen Sir Walter's umfassen. Ich habe an vielen von ihnen Genuß, Niemand, glaube ich, hat einen innigeren; ich bin aber überzeugt, es giebt Hunderte, die sie weit besser beurtheilen können. . . ."

Ich hielt diesen Auszug aus dem Briefe Macaulay's für zu charakteristisch, als daß ich mir dessen Wiedergabe hier hätte versagen können.

Was nun aber das Tagträumen betrifft, so wird Minto wol Vorsicht im Urtheil gelernt haben, als er auf die im vierten Bande uns mitgetheilte Tagebuchnotiz des Historikers stieß. „Ich finde," schreibt Macaulay, „daß ich jetzt (im Jahre 1858, also in seinem 58. Lebensjahre und nur ein Jahr vor seinem Hinscheiden, aber man lese weiter!) viel von meiner Zeit verträume; nicht mehr vielleicht als ehemals; allein ehemals träumte ich meine Tagträume hauptsächlich im Gehen. Jetzt träume ich sitzend oder stehend bei meinem Feuer. Ich will, falls mir das Leben vergönnt ist, eine ausführlichere Abhandlung, als je zu Tage getreten, über diese seltsame Gewohnheit schreiben, — eine gute Gewohnheit in einigen Hinsichten. Ich wenigstens messe ihr einen großen Theil meines schriftstellerischen Erfolgs bei." Und hierzu befindet sich folgende Anmerkung.

„Ich ging gestern nach Weybridge," schreibt er an Mr. Ellis. „Wir sprachen über die Gewohnheit, Luftschlösser zu bauen, eine Gewohnheit, welcher Lady Trevelyan (seine Schwester) und ich mehr als irgend Jemand, den ich je kannte, uns hingeben. Ich sagte George (dem Verfasser der Biographie), was, soviel ich weiß, noch kein Kritiker bemerkt hat, daß die Griechen diese Gewohnheit κενὴ μακαρία (leeres Glück) nennen."

Soviel für die Zuverlässigkeit der Literaturgeschichten. — Wen wird es nun aber noch befremden, daß Macaulay's Geschichte von England sich wie ein Roman liest, daß sie ebenso fesselnd und spannend ist, wie der besten einer dieser Gattung von Literatur und besonders in Charakterschilderungen sich auszeichnet? Im Grunde also war Macaulay der große Rival seines gleich populären Zeitgenossen Dickens, und würden sich noch manche andere Züge der Aehnlichkeit zwischen Beiden ergeben, wollte ich die Eingangs begonnene Parallele weiter verfolgen. Nach dem Vorangegangenen wird der Leser schon selbst diese Arbeit fortgesetzt haben. Nur dies möchte ich noch einschalten: was Forster Dickens war, das war der oben erwähnte Ellis unserem Macaulay, und höchst wahrscheinlich würde es diesem seinem Freunde zugefallen sein, seine Biographie zu schreiben, hätte ihn nicht der Tod ein Jahr nach Macaulay's Hintritt ereilt. Sie waren zwar Zeitgenossen auf der Universität, lernten sich aber erst später (im Jahre 1827) als Barristers (Rechtsgelehrte oder Advocaten) kennen, das einzige Fach, beiläufig gesagt, in welchem Macaulay erfolglos war, und fühlten sich besonders durch ihre glühende Begeisterung für die alten Classiker zu einander hingezogen. Ich habe Macaulay stets mit Hinblick auf seinen Styl den Cicero der englischen Literatur genannt und als solchen dessen eifriges Studium empfohlen. In dem Rathe, den er seinen Commilitonen in Cambridge zu ertheilen pflegte, finde ich die Bezeichnung gerechtfertigt. „Sättigt Euren Geist mit Cicero," pflegte er ihnen zu sagen. Und bewußt oder unbewußt hat ihm dieser Classiker in seinen eigenen Schriften zum Vorbild gedient; jedenfalls weit mehr als der so hoch von ihm verehrte Milton oder Burke. Doch hier komme ich auf ein Gebiet, welches des Interessanten so viel in sich faßt, daß ich die mir gesteckten Grenzen weit überschreiten müßte, wollte ich auf Einzelnheiten eingehen. Seine Schreibart, seine literarischen und linguistischen Studien, seine Beurtheilungen Schiller's, Goethe's, Dante's, Shakespeare's und anderer neuer Dichter, sowie mancher Historiker und anderer Schriftsteller, namentlich aber seine Aufzeichnungen über die griechischen und römischen Classiker, in denen er die umfassendsten Studien machte, die er wiederholt und bis zum Ende seines Lebens las, würden Stoff zur einer um das Doppelte verlängerten Besprechung bieten; doch wozu? Das Werk liegt ja vor, ist dem englisch lesenden Publicum in der schönen und billigen Tauchnitz'schen Ausgabe zugänglich gemacht, und wer Macaulay's Werke studirt und lieben gelernt hat, der wird sicherlich auch diese seine Biographie studiren und den Menschen daraus lieben lernen.

---

*) Man muß dies indessen cum grano salis verstehen, denn sowol seine Essays (über Byron, Milton ꝛc.), als auch seine Tagebuchnotizen beweisen das Gegentheil.

—*— Der Pessimismus. Von Johannes Huber. München, Theodor Ackermann. 1876. Zu verzeihen ist es schon, wenn der empirische Forscher durch die Unvollkommenheit der Erscheinungswelt zu einer pessimistischen Weltanschauung verführt wird, keineswegs entschuldigen läßt es sich aber, wenn auch der Philosoph, für den die Verführung doch ferner liegt, zu einer gleichen Ansicht über den Werth des Seienden gelangt, eine Ansicht, die leider in der Gegenwart so vielfach, selbst von namhaften Denkern gepredigt wird, daß Wissenschaft und praktisches Leben dadurch vollkommen inficirt sind und das sociale und politische Leben nicht minder dadurch beherrscht wird als die künstlerische Production, sei es auf welchem Gebiete des Schaffens es wolle, wenn man überhaupt da noch von Schaffen reden kann, wo das mephistophelische Wort Maxime des Schaffens ist, daß Alles, was entsteht, werth sei, daß es zu Grunde gehe und es darum besser wäre, daß nichts entstünde. Bei dieser demoralisirenden Weltanschauung, die in dem Materialismus ihre sicherste Stütze hat, verursacht es ein außerordentlich wohlthuendes Gefühl, einer Schrift zu begegnen, welche den Muth hat, der herrschenden Ansicht entgegen zu treten, wie das oben angeführte Werk des allbekannten Münchener Gelehrten, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, an der Hand der Geschichte die Entwickelung der pessimistischen Ideen zu zeigen und das Nichtige derselben darzuthun. Nur ein so speculativer Kopf wie der Huber's, der gleichzeitig auch auf dem Felde der empirischen Forschung bewandert ist, konnte es wagen, der herrschenden Strömung mit Erfolg entgegenzutreten, denn einerseits war dazu eine genaue Kenntniß der Thatsachen nöthig, wie andererseits eine abstracte Denkkraft, welche den Schein von der Wahrheit zu sondern vermag. Leichter und einfacher ist es zwar, die Thatsachen nur an ihrer Oberfläche zu betrachten, wobei man freilich unfehlbar dem Pessimismus in die Arme fallen muß, der dann aber nicht die Folge kindlicher Betrachtungsweise ist, in welcher die Phantasie noch herrscht, sondern das Product einer blasirten Uebersättigung, die müde geworden ist, tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen und sich damit begnügt, auf der Außenseite der Schöpfung ihre Ansicht vom Weltganzen zu gründen. Ein bedenkliches Symptom ist es, daß von solchen Ansichten unsere ganzen socialen Verhältnisse angefressen und angekränkelt sind. „Die unleugbaren Fortschritte zum Besseren — sagt Huber — auf den verschiedensten Gebieten der Gesellschaft, die Triumphe, welche die angewandten Wissenschaften in der Beherrschung und Ausbeutung der Natur für die Zwecke des Menschen jeden Tag feiern, ja selbst die Verwirklichung einer lange und heiß getragenen Sehnsucht unseres Volkes, nämlich die glorreiche Aufrichtung des Deutschen Reiches, haben das Fortwuchern dieser Denkweise nicht zu hemmen vermocht; im Gegentheil nicht blos **trotz** aller dieser Errungenschaften, sondern **mit** ihnen und vielleicht gerade **durch** sie wächst dieselbe immer bedenklicher unter uns heran." Es ist dies ein Zeichen der Ueberreife, dem der Zustand der Verwesung und Vernichtung folgt, wird auf der betretenen Bahn weiter fortgeschritten. Sind wir so bereits ans Ende unserer Tage gelangt, können wir fragen? Worauf Huber uns antwortet: „Je mehr in der Pflege eines idealen Lebens ein fortschreitendes inneres Wachsthum auch beim Niedergang des physischen Daseins sich fühlbar macht, desto stärker wird der Glaube an die Allmacht der Ideen und die Hoffnung, dieselben in der eigenen Erfahrung immer mehr zu erleben; es steigt aus tiefstem Besinnen das Licht der Religion empor, auf einen ewigen geistigen Grund des Universums hinweisend, die Kämpfe und Leiden des Lebens als Bedingungen seines Emporgangs erhellend und in das Herz einen freundlichen Schimmer der Versöhnung ausgießend." — Ein besonderer Vorzug der Huber'schen Schrift ist das Ueberzeugende derselben, ganz unwillkürlich geht uns aus der Fülle des Stoffes ein neues Licht auf, welches uns klar erkennen läßt, wo der Weg des Irrthums hinführt und auf welcher Bahn wir wandeln müssen, sollen wir zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. In der inneren Befriedigung, zu der wir durch das Werk gelangen, liegt dessen Hauptwerth, wie in den Hoffnungen, zu welchen es uns berechtigt, wenn wir dessen Stimme und Mahnung folgen, weshalb wir ihm recht zahlreiche Leser wünschen möchten, sowol im Interesse unserer realen wie idealen Güter, die uns nur gewahrt bleiben, wenn wir von der pessimistischen Weltanschauung lassen.

R—n. Es ist nun über ein Jahr, daß Karl Hildebrand, Privatdocent an der Universität zu Halle, von dieser Welt abgerufen wurde. Der Verlust dieses jungen Gelehrten mußte um so schmerzlicher empfunden werden, als Hildebrand seine erste größere, länger vorbereitete Arbeit unvollendet zurückließ. Ein Theil war bereits im Druck vollendet, als er starb; die weitere Fertigstellung des Drucks, sowie den Abschluß des Buches übernahm Professor Theodor Möbius in Kiel, welcher vor Kurzem ausgegeben wurde unter dem Titel: „Die Lieder der älteren Edda (Saemundar Edda). Herausgegeben von Karl Hildebrand (Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1876)." Prof. Möbius berichtet über das von Hildebrand zurückgelassene Manuscript, über seine eigene Arbeit an dem Werke, über den Charakter der Ausgabe, die ausschließlich eine kritische ist, über die gewählte Schreibweise und über den kritischen Apparat. Vorher giebt Möbius einen kurzen Lebensabriß des Verstorbenen. Am 2. December 1846 zu Arnstadt in Thüringen geboren, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog K. Hildebrand 1867 die Universität Leipzig, wo er sich dem Studium der Geschichte, später mehr dem der deutschen Philologie widmete. Nachdem er daselbst 1871 mit einer Schrift über die Conditionalsätze in der älteren Edda promovirt, begab er sich nach Halle und habilitirte sich an dortiger Universität im Jahre 1873 für deutsche Philologie. Seine Habilitationsschrift über die Verstheilung in den Edda-Liedern veröffentlichte Hildebrand in erweiterter Gestalt im Ergänzungsband von Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie. Seiner gedeihlichen akademischen Wirksamkeit und seinem wissenschaftlichen Streben setzte ein frühzeitiger Tod am 17. April 1875 ein Ziel. Wir wollen dieser Skizze zunächst hinzufügen, daß Karl Hildebrand ein naher Verwandter des Professors Rudolf Hildebrand in Leipzig, des berühmten Fortsetzers des Grimm'schen Wörterbuches, war. Von diesem wurde er zum Betrieb des Deutschen angeregt und in jeder Beziehung persönlich und wissenschaftlich gefördert. Auch Friedrich Zarncke gewann Einfluß auf den jungen Mann, indem er ihn namentlich in das Studium des Nordischen einführte, dem sich dann Karl Hildebrand vorzugsweise hingab. Bevor sich der junge Gelehrte für die akademische Laufbahn entschieden, fand er in Leipzig auch eine Anstellung an der dortigen Rathsbibliothek. In Leipzig beschäftigte sich K. Hildebrand auch mit der Correctur gelehrter, namentlich deutsch-philologischer Werke. So corrigirte er u. a. auch das Mittelhochdeutsche Handwörterbuch von Matthias Lexer (im Verlag von Hirzel in Leipzig). In dem soeben erschienenen Schlußhefte des 2. Bandes gedenkt Lexer auch dankbar Karl Hildebrand's: er habe an ihm „einen umsichtigen und mitarbeitenden Corrector verloren". In Halle wurde der junge Gelehrte, der eine so gute bibliothekarische Schule unter Naumann und Brandes genossen, als Assistent an der Universitäts-Bibliothek angestellt. — Schließlich sei erwähnt, daß K. Hildebrand einige handschriftliche Schätze, die die Leipziger Rathsbibliothek bewahrt, in Haupt's Zeitschrift zum Abdruck brachte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 55. Sonntag, den 9. Juli. 1876.

Die Genfer Convention
in ihrer Entstehung und historischen Entwickelung bis zur Gegenwart.
(Eine Studie.*)

Der Krieg ist heute noch, wie er es vor Jahrhunderten gewesen, ein furchtbar Schreckniß und ein roh gewaltsam Handwerk. Allein die Zeiten sind jedenfalls vorüber, wo vor der sogenannten Kriegsraison jede menschliche Rücksicht verstummen mußte. Der antike Satz: daß der Feind rechtlos sei, wird von dem modernen Rechte der civilisirten Völker als unmenschlich und unrichtig verworfen. An dessen Stelle ist die Auffassung getreten: daß die Kriegseröffnung, so sehr sie auch in ihren Wirkungen die Rechtsordnung verändert, dieselbe doch keineswegs aufhebt, selbst nicht im Verhältnisse der kriegführenden Parteien zu einander; daß das Völkerrecht auch diese während des Krieges verbindet und in der Anwendung der Gewaltmittel insoweit beschränkt, als dieselben die Schranken der Rechtsnothwendigkeit nicht überschreiten und durchbrechen dürfen. Und wie gegenwärtig kaum noch Jemand dem von Vattel während der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts (in seinem Werke „Le droit des gens ou principes de la loi naturelle, Paris 1835—1838") ausgesprochenen Grundsatze: „alle Unterthanen kriegführender Staaten sind Feinde", beipflichten wird, wie vielmehr gegenwärtig die Ansicht zur Alleinherrschaft gelangt ist, daß sich im Kriege nur die Staaten, nicht aber die einzelnen, durch den Krieg keineswegs rechtlos gewordenen Einwohner derselben als Feinde gegenüberstehen, so hat auch der Satz des alten Kriegsrechtes: „füge Deinem Feinde so viel Schaden zu, als Du irgend kannst", seine Geltung mehr und mehr verloren, und sich in den ganz anders lautenden verwandelt: „Füge Deinem Feinde nur so viel Schaden zu, als die Erreichung des Kriegszweckes nothwendig macht."

Aus dieser völlig veränderten Auffassung des Kriegsprincipes und der Kriegsführung entsproß nach und nach auch die Ueberzeugung, daß der Kriegszweck einer erhöhten Fürsorge für die Verwundeten nicht entgegenstehe, daß es vielmehr eine allgemeine Pflicht sei, den unvermeidlichen Opfern des Krieges ihr schweres Loos nach Möglichkeit zu erleichtern. Es entsproß hieraus weiter das Bestreben, diese Erleichterung durch die Aufstellung fester völkerrechtlicher, von allen Staaten anerkannter Principien möglichst sicher zu stellen. Hierbei ist allerdings die immerhin merkwürdige Thatsache hervorzuheben, daß alle diese Bestrebungen viel weniger von den Staaten selbst und den dabei am meisten interessirten Heeresverwaltungen, als vielmehr von außerhalb des Heeres stehenden Privaten vermöge einer natürlichen, gleichsam unwiderstehlichen Reaction des Gemeingefühles gegen die bisherige Vernachlässigung ausgegangen sind. Gewissermaßen einen vorläufigen Abschluß haben diese Bestrebungen durch die im Jahre 1864 erfolgte Aufstellung des in der sogenannten Genfer Convention enthaltenen internationalen Gesetzes gefunden.

Ein Versuch, diese Convention zunächst nach ihrer Entstehung und nach ihrem Inhalte zu schildern, dürfte nicht ohne allgemeines Interesse sein, und zwar um so weniger, als wir ja erst vor einer kurzen Spanne Zeit Gelegenheit gehabt haben, die Segnungen dieser Convention während des deutsch-französischen Krieges in der Praxis zu beobachten.

Die Genfer Convention ist keineswegs sofort gleich der aus dem Haupte des Zeus entsprungenen Athene in ihrer Vollendung vor die Welt getreten. Sie hat sich vielmehr langsam aus kleinen Anfängen entwickelt, aus Anfängen, die an sich einen ganz anderen Zweck verfolgten. Die Ansicht, daß die der Genfer Convention zu Grunde liegende Idee in der Vergangenheit nicht vorkomme, ist ein großer Irrthum, allein ein so weit verbreiteter, daß er in nicht geringem Grade selbst von denjenigen Männern getheilt wurde, welche bei dem Zustandekommen der Convention mitwirkten und von der Meinung ausgingen, daß die letztere ein ganz neues, noch nicht dagewesenes Werk sei. Wie sehr diese Männer irrten, geht aus folgenden kurzen thatsächlichen Bemerkungen hervor.

Nach den Forschungen des Professors Dr. Gurlt in Berlin, welcher das ganze hierher gehörige historische Material so zu sagen neu entdeckt und in seinen beiden Hauptwerken (1. der der internationalen Conferenz in Berlin im Jahre 1869 überreichten Denkschrift: „Der internationale Schutz der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger und die freiwillige Kriegeskrankenpflege in Preußen" und 2. dem im Jahre 1873 erschienenen Buche: „Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege") in einer Weise erschlossen und mitgetheilt hat, welche alle früheren Mittheilungen vollkommen verschwinden läßt, sind in den Jahren 1581 bis 1864 von den verschiedenen Mächten Europas und theilweise auch Amerikas 291 Verträge über Auswechselung und Ranzionirung von Kriegsgefangenen, Capitulationen von Truppenkörpern und festen Plätzen, Verpflegung von Kranken und Verwundeten und über Schutzgewährung für Brunnen und Badeorte und die sich daselbst aufhaltenden Kranken und Verwundeten abgeschlossen worden. Es vertheilen sich diese Verträge nach den einzelnen Ländern folgendermaßen: Deutschland incl. Oesterreich 203, Frankreich 187, Spanien 49, England 46, Holland 37, Schweden 23, Nordamerika 9,

*) Die nachstehende Studie gründet sich ihrem materiellen Inhalte nach zum großen Theile auf das im Texte angezogene Preiswerk des Professors der Rechte an der Universität Erlangen Dr. C. Lüder: „Die Genfer Convention; historisch und kritisch-dogmatisch mit Vorschlägen zu ihrer Verbesserung, unter Darlegung und Prüfung der mit ihr gemachten Erfahrungen und unter Benutzung der amtlichen, theilweise ungedruckten Quellen bearbeitet", und verfolgt den Zweck, eines Theils zum Selbststudium des vortrefflichen, aber umfangreichen Buches anzuregen, andern Theils aber den Hauptinhalt desselben weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und so das Interesse an der Sache selbst möglichst zu fördern.

Rußland 8 u. s. w. An gegenwärtiger Stelle auf den Inhalt dieser Verträge näher einzugehen, würde zu weit führen. Es genüge, beispielsweise darauf hinzuweisen, daß in einer am 13. November 1799 abgeschlossenen Capitulation von Ancona die zurückbleibenden Verwundeten und Kranken bereits als ein „dépôt sacré“ bezeichnet werden. Allein fünf Präcedenzfälle aus den Jahren 1741 bis 1800, welche ganz speciell den Schutz der Verwundeten und Kranken, der ihnen beistehenden Personen und der Hospitäler im Auge hatten, verdienen besondere Hervorhebung:

1) das am 9. Juli 1741 zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Cartell von Grottkau, bei welchem auf preußischer Seite Dietrich Prinz zu Anhalt und Andreas Friedrich von Criegern, auf österreichischer Baron Lentulus und Andreas Gencko als Bevollmächtigte fungirten;
2) der nach der Schlacht von Dettingen abgeschlossene Vertrag von Aschaffenburg zwischen dem Obergenerale der pragmatischen Armee Graf von Stair und dem Anführer des französischen Heeres, Marschall Herzog von Noailles vom 27. Juni 1743;
3) der am 6. Februar 1759 zu Huys in Holland zwischen Frankreich und England abgeschlossene Vertrag;
4) der unter dem Namen „die Convention von Brandenburg“ bekannte Vertrag, abgeschlossen am 7. September 1759 zwischen Ludwig XIV. und Friedrich dem Großen, in welchem zum ersten Male die Unverletzbarkeit der Feldhospitäler vereinbart wurde, und
5) das Vertragsproject, welches im Jahre 1800 von Percy dem General Moreau vorgelegt und von diesem dem gegenüberstehenden Generale Kray mitgetheilt, jedoch nicht zur Ausführung gebracht wurde, welches aber den der Genfer Convention zu Grunde liegenden sehr ähnliche Ideen enthält.

Dagegen tritt auffallender Weise diese humanitäre Idee in den ersten 6 Decennien unseres Jahrhunderts sehr in den Hintergrund; in dem Krimkriege, dem italienischen und dem amerikanischen Kriege ist deren Anwendung fast ganz verschwunden. Dennoch ist die Thatsache als feststehend anzuerkennen, daß die Idee der Verbesserung des Looses der Verwundeten seit dem 17. Jahrhundert nach und nach zur allgemeinen Regel erstarkt ist, nur liegt das charakteristische Unterscheidungsmerkmal zwischen jener Zeit und der Gegenwart in der Hauptsache darin, daß dieser Schutz der Verwundeten nicht durch einen gemeinsamen Vertrag aller Staaten für alle Zeiten gesetzlich sanctionirt war, sondern immer nur für den einzelnen Fall auf die Dauer eines Krieges oder überhaupt eines bestimmten Zeitraumes allein von den betreffenden kriegführenden Staaten als verbindlich anerkannt wurde. Die positiven Bestimmungen der Genfer Convention finden sich jedoch fast alle in den früheren Verträgen, und zwar in manchen Beziehungen uneingeschränkter, richtiger und praktisch brauchbarer gefaßt, so daß wir durchaus nicht berechtigt sind, unsere Zeit zu Ungunsten der vorhergegangenen als eine eminent humanere zu preisen, ja, daß es vielmehr in hohem Grade bedauerlich erscheint, daß man dieses reiche historische Material beim Abschlusse der Genfer Convention theils wirklich nicht genügend gekannt, theils aber das Gekannte nicht entsprechend gewürdigt hat. Es ist kaum zu bezweifeln, daß außerdem ein ganz wesentlicher Nutzen für den Inhalt und die Gestaltung der Convention zu erhoffen gewesen sein würde.

Nachdem zuletzt im Jahre 1820 die Neutralitätsidee von Dr. B. C. Faust in Bückeburg und namentlich vom Dr. Wasserfuhr in seinem Werke: „Ein Beitrag für die Reform der Königlich Preuß. Militair-Medicinal-Verfassung“ (Coblenz 1820) in ebenso klarer als warmer Weise entwickelt und im Wesentlichen dasselbe gefordert worden war, was gegenwärtig den Inhalt der Convention bildet, erhoben erst wieder im Anfange der 60er Jahre drei Menschenfreunde, tief erschüttert durch die traurigen Resultate des italienischen Krieges, ihre Stimme zu Gunsten einer Verbesserung des Looses der verwundeten und erkrankten Krieger: Dr. Palasciano in Neapel (La neutralità dei feriti in tempo di guerra, Neapel 1861), Mr. Arrault in Paris (Notices sur le perfectionnement du matériel des ambulances volantes 1861) und Heinrich Dunant in Genf (Un souvenir de Solferino. Genf 1862). — Während nun die Schriften der beiden Erstgenannten praktische Folgen überhaupt nicht gehabt haben, gaben die Vorschläge Dunant's, eines hervorragenden Mitgliedes der Genfer gemeinnützigen Gesellschaft, den ersten äußeren Anstoß zu dem Zusammentreten derjenigen internationalen Versammlung, welche dann die Genfer Convention vereinbart hat. Aus diesem Grunde hat sich später Dunant den stolzen Namen beigelegt: „Promoteur de la convention de Genève.“

Das Werk selbst bis zum Jahre 1873 in sechs Auflagen erschienen und in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, schildert in seinem ersten Theile die Erlebnisse Dunant's, welcher die Schlachtfelder Italiens nicht als Arzt, sondern als Privatmann besucht hatte, um den Verwundeten Hilfe zu bringen, zum Theil allerdings mit etwas romantischer Färbung. Namentlich verdüstert eine große Vorliebe für die Franzosen und ihren Kaiser, sowie eine nicht ganz berechtigte und nicht praktische Sentimentalität die Unparteilichkeit und Richtigkeit seines Urtheils. Dennoch aber leuchtet die Wahrheit mit furchtbar überzeugender und erschütternder Bestimmtheit daraus hervor: daß das Sanitätswesen der beiden kämpfenden Armeen in einem völlig unzureichenden Zustande gewesen, und daß dadurch die Qualen der Verwundeten in bejammernswerther und nicht zu rechtfertigender Weise gesteigert worden. Der zweite und wichtigere Theil des Buches beschäftigt sich mit der Frage, wie hier Abhilfe zu schaffen sei. Dunant, ausgehend von der bestimmten Ueberzeugung, daß die ordentliche Staatshilfe immer und unter allen Verhältnissen unzureichend bleiben und deshalb die Privathilfe hinzutreten müsse, gelangt zu dem Vorschlage der Bildung großer freiwilliger Kranken- und Verwundetenpflegervereine zu dem Zwecke, im Kriege theils schon auf dem Schlachtfelde und während des Kampfes den Verwundeten Hilfe und Rettung zu bringen, theils deren Pflege in den Hospitälern zu übernehmen. Den Frieden aber sollen die Vereine dazu benutzen, sich zu constituiren, zu gliedern und zu organisiren, wozu es nach Ausbruch des Krieges natürlich zu spät sei, — eine Wahrheit, die seitdem unendlich oft wiederholt, aber immer nicht genügend gewürdigt worden ist. Denn der alte verderbliche Aberglaube, daß es genüge, beim Ausbruche eines Krieges opferfreudig Gaben und persönliche Leistungen auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen, behauptet leider heute noch die Oberhand.

Das Buch machte bei seinem Erscheinen großes Aufsehen und einen ganz ungeheuren Eindruck. Angeregt von dessen Inhalte beschlossen die Mitglieder der Genfer gemeinnützigen Gesellschaft, den Versuch zu machen, ein großartiges, durch ein internationales Band umschlungenes Verwundetenpflegevereinswesen zu gründen. Der formelle Antrag auf Bildung dieser Vereine und auf Ernennung einer Commission, welche diesen Zweck weiter verfolgen und die vorbereitenden Schritte zur Zusammenberufung einer internationalen Conferenz thun sollten, wurde in einer Sitzung am 9. Februar 1862 gestellt vom Vorsitzenden dieser Gesellschaft, Gustave Moynier, welcher von da ab eine wahrhaft aufopfernde und unermüdliche Thätigkeit für die Idee der internationalen freiwilligen Krankenpflege entwickelt hat.

Bei diesen Bemühungen um das Zustandekommen der Conferenz trat wiederum und zwar zum letzten Male Dunant in den Vordergrund. Er verausgabte allein für literarische Publicationen, welche die Beschickung der Genfer Versamm-

lung unterstützen sollten, mehr als 50,000 Frcs., reiste persönlich umher, suchte Souveraine, Minister und andere einflußreiche Personen für seine Idee zu gewinnen, und fand unter Anderem für seine Bestrebungen besonderes Entgegenkommen in Berlin bei der Königin Augusta und in Dresden beim König Johann, welcher am 2. October 1862 in einer Dunant ertheilten Privataudienz die hochherzigen Worte sprach: „Ein Volk, welches an diesem Werke der Humanität sich nicht betheiligen wollte, würde sich in die Acht der öffentlichen Meinung Europa's thun." Auch den damals in Berlin tagenden internationalen statistischen Congreß benutzte Dunant, um persönlich für den Genfer Plan Propaganda zu machen.

Am 26. October 1863 trat unter dem Präsidium Moynier's die erste internationale Genfer Versammlung zusammen.

In dem ursprünglichen Programme dieser Versammlung kommt die Neutralitätsidee noch gar nicht vor — vielmehr hat dasselbe lediglich die Bildung eines nationalen Ausschusses in jedem Lande im Auge, dessen Zweck es sein soll, dem ungenügenden amtlichen Gesundheitsdienste bei den Heeren im Felde zu Hilfe zu kommen und sich zu diesem Zwecke mit den Landesregierungen in Verbindung zu setzen, um Sicherheit darüber zu gewinnen, daß seine Hilfe im Kriege auch angenommen werden werde. Erst späterhin und zwar auf Grund der von Dunant in Berlin gemachten Erfahrungen trat die Genfer Commission noch mit nachträglichen Propositionen an die Oeffentlichkeit, in denen die Neutralitätsidee insofern auf die Tagesordnung gebracht wurde, als die zweite Proposition den bestimmten Antrag enthielt: „es möchten die betheiligten Regierungen erklären, daß in Zukunft sowol das amtliche als das anerkannte freiwillige Krankenpflegerpersonal von den Kriegführenden als neutral angesehen werden solle."

Die Verhandlungen dieser vom 26. bis 29. October in einem Saale des Genfer Athenäums tagenden, von 36 Personen aus fast allen europäischen Ländern besuchten (Sachsen war durch den inzwischen verstorbenen Generalstabsarzt Dr. Günther vertreten), jedoch lediglich den Charakter einer Privatversammlung an sich tragenden Conferenz beschäftigten sich in der Hauptsache mit der Idee der Vereinsbildung, während die Idee der Neutralität nur nebenbei besprochen wurde. Die Genfer Convention bildete noch in keiner Weise den Gegenstand dieser Berathungen. So sollte auch der schließlich in der Form von Resolutionen angenommene Entwurf eines Uebereinkommens keineswegs ein die Regierungen bindender Act sein, sondern in dem Beschlusse der Bildung von nationalen Hilfscomités und der Annahme des rothen Kreuzes im weißen Felde als allgemeines Unterscheidungszeichen ebenso wie in dem Antrage auf Gewährung der Neutralität an die oben bezeichneten Personen lediglich der Ueberzeugung und den Wünschen der Versammlung Ausdruck geben.

Mit der Ausführung dieser Resolutionen, d. h. um einerseits die beschlossene Organisation der Pflegervereine in's Leben zu rufen, anderntheils aber die Regierungen zu einer staatsverbindlichen Anerkennung der „Wünsche" der Versammlung zu bewegen, wurde die Genfer Commission betraut, welche sich dementsprechend in ein internationales Comité umwandelte, an dessen Spitze wiederum Moynier gestellt wurde und heute noch steht. — In ersterer Beziehung bildeten sich infolge der Bemühungen dieses Comités nach und nach in fast allen civilisirten Ländern wohlorganisirte Vereine für die freiwillige Verwundeten- und Krankenpflege mit in den wesentlichsten Punkten übereinstimmenden Statuten, und beruhend auf den Grundlagen der Genfer Resolutionen. In Sachsen wurden von Dr. Günther bereits im Sommer 1864 die einleitenden Schritte zur Bildung eines sogenannten internationalen Hilfsvereines gethan, allein erst den Ereignissen des Jahres 1866 war es vorbehalten, diesen Verein wirklich ins Leben zu rufen und in praktische Thätigkeit treten zu lassen.

Für die vorliegende Betrachtung erscheint aber die zweite Aufgabe des Comités: „den Neutralisirungswünschen der Conferenz völkerrechtliche Anerkennung zu verschaffen", als die bei Weitem wichtigere, ja als die allein maßgebende. Gelöst konnte dieselbe nur werden, wenn man die Regierungen einzelner Staaten zu einem Abschlusse eines sie bindenden Staatsvertrages zu bewegen im Stande war, nur auf dem Wege der Einberufung eines eigentlichen diplomatischen Congresses, beschickt von Regierungsvertretern, versehen mit Vollmacht nicht nur zum Hören und Berichten, sondern auch für den Abschluß eines die vertretene Regierung bindenden völkerrechtlichen Vertrages. Das Genfer Comité, welches ja lediglich einen privaten Charakter trug, war nicht in der Lage, officielle Einladungen an die Regierungen erlassen zu können, und nahm dasselbe daher die Vermittelung des Schweizer Bundesrathes in Anspruch, welcher auch unterm 6. Juli 1864 an 25 Regierungen diese Einladungen erließ. Allein nur diese rein formelle Initiative hat der Bundesrath übernommen. Die ganze materielle Sorge und Verantwortung blieb dem Comité überlassen, welches einen aus 11 Artikeln bestehenden Uebereinkommensentwurf ausarbeitete und dem vom 18. bis 22. November 1864 tagenden Congresse vorlegte. Auf dem Congresse selbst waren 16 Mächte vertreten: Baden, Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Hessen-Darmstadt, Italien, die Niederlande, Portugal, Preußen (Generalarzt Dr. Löffler), Sachsen (Generalarzt Dr. Günther), die Schweiz, Schweden, Spanien, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Württemberg. Rußland, welches für das Zustandekommen des Congresses günstig gewirkt, sich aber von Anfang an mit großer Bestimmtheit gegen jede Neutralitätserklärung der freiwilligen Helfer erklärt hatte, blieb auf dem Congresse unvertreten, wie es denn auch an der 1863er Versammlung nicht Theil genommen hatte. In directem Gegensatze zu der letzteren wurde auf diesem unter dem Präsidium Dufour's tagenden Congresse die Gründung und Weiterausbildung der Hilfsvereine in keiner Weise in den Kreis der Berathung gezogen. Die Verhandlungen in den 7 abgehaltenen Sitzungen erstreckten sich vielmehr lediglich auf die Neutralisirungsfrage der Ambulancen, des Sanitätspersonales und der Verwundeten. Auf den an sich sehr interessanten und lehrreichen Inhalt der Verhandlungen speciell einzugehen würde hier zu weit führen. Nur darauf sei aufmerksam gemacht, daß bei diesem Congresse zum ersten Male der in der späteren Entwickelung noch oft wiederkehrende Antagonismus zwischen Deutschland und Frankreich an den Tag getreten ist, und zwar zum Nachtheile des ersteren. Denn während die Vertreter Deutschlands und Preußens durch eine ziemlich isolirte Stellung zu einer entsprechenden Zurückhaltung in den Debatten veranlaßt gewesen zu sein scheinen, gelang es den Franzosen, vom Präsidium und den Abgeordneten zahlreicher Staaten erfolgreich unterstützt, ein nicht unerhebliches Uebergewicht zu gewinnen, welches sich nicht nur bei den Verhandlungen in der Form eines eigenthümlichen Selbstlobes und Selbstbewußtseins äußerte, sondern auch bei der Beschlußfassung einen zwar maßgebenden, der Sache selbst aber keineswegs nützlichen Einfluß gewann.

Der von dem Congresse schließlich angenommene Vertrag bildet die noch jetzt in Geltung stehende Genfer Convention. Und während dieser völkerrechtliche Vertrag beim Abschlusse selbst nur von zwölf dazu mit Vollmacht versehenen Abgesandten (denen von Baden, Belgien, Dänemark, Frankreich, Hessen, Italien, Niederlande, Portugal, Preußen, Schweiz, Spanien und Württemberg) unterzeichnet wurde, haben sich demselben im Laufe der Zeit alle europäischen Mächte, zuletzt unter denselben der Papst im Juni des

Jahres 1868 und Montenegro im November des Jahres 1875 angeschlossen, so daß er zur Zeit ein für Europa allgemein giltiges Völkergesetz bildet. Außerhalb Europa's ist der Schah von Persien der Convention beigetreten.

Was nun den Inhalt derselben anlangt, so bezieht sich derselbe auf drei Factoren: auf die verwundeten und erkrankten Soldaten selbst, als zu pflegendes Object, auf den Arzt und das Hilfspersonal, als pflegendes Subject und das Hospital und die Materialausstattung, als das Mittel zur Pflege.

Die Hospitäler und Ambulancen werden in Artikel 1 auf so lange, als sich Kranke und Verwundete darin befinden und so lange sie nicht von einer bewaffneten Macht bewacht sind, als neutral erklärt, und in Artikel 4 wird bestimmt, daß das Material der Militairhospitäler den Kriegsgesetzen unterworfen bleibt, während das Feldlazareth (l'ambulance) im Gegentheile unter gleichen Verhältnissen sein Material behalten soll. — Die Conventionsbestimmungen über die Behandlung des Heil- und Pflegepersonals befinden sich in den Artikeln 2, 3 und 4 und lassen sich kurz dahin zusammenfassen: daß das Personal der Hospitäler und Feldlazarethe — einschließlich der Intendantur, der Sanitäts- und Verwaltungsbeamten, der mit dem Transporte der Verwundeten Beauftragten und der Feldgeistlichen — an der Wohlthat der Neutralität Theil nehmen soll, so lange es in der Ausübung seines Berufs ist, und so lange es Verwundete giebt, die aufzunehmen sind, oder denen Beistand zu leisten ist (Art. 2). Diese Personen **können** auch nach der Besetzung durch den Feind fortfahren, ihre Pflichten in dem Hospitale oder Feldlazarethe zu erfüllen, oder sich zurückziehen, um sich zu ihrem Truppentheile zu begeben. Sobald diese Personen aufhören, ihren Beruf auszuüben, wird der besitzergreifende Truppentheil dafür Sorge tragen, sie den feindlichen Vorposten zu überliefern (Art. 3). Nach den oben mitgetheilten Bestimmungen des Art. 4 darf das sich zurückziehende Personal der Hospitäler nur diejenigen Gegenstände mitnehmen, welche ihr Privateigenthum bilden.

In Bezug auf die Verwundeten selbst bestimmt Art. 6:

„Die verwundeten und erkrankten Krieger sollen aufgenommen und verpflegt werden, zu welcher Nation sie auch gehören.

Die Oberbefehlshaber sind ermächtigt, die während eines Gefechtes verwundeten Krieger sofort an die feindlichen Vorposten abzuliefern, wofern es die Umstände gestatten, und mit Einwilligung beider Theile.

Alle nach ihrer Herstellung dienstuntauglich Befundenen sollen in ihre Heimath entlassen werden.

Gleicherweise können auch die Andern entlassen werden, jedoch mit der Bedingung, für die Dauer des Krieges nicht mehr die Waffen zu führen."

Hierher gehören auch die Vorschriften in Art. 5, Abs. 3 und 4, dahin lautend: „daß jeder in ein Haus aufgenommene und gepflegte Verwundete demselben als Sauve-garde dienen, und jeder Einwohner, welcher Verwundete bei sich aufgenommen hat, von Einquartierung und einem Theile der etwa auferlegten Kriegscontribution frei sein soll.

Die Absätze 1 und 2 dieses Art. 5 beziehen sich auf die Landesbewohner, und bestimmen, daß diejenigen, welche den Verwundeten zu Hilfe eilen, respectirt werden und frei bleiben sollen, während den Befehlshabern der kriegführenden Mächte die Verpflichtung auferlegt wird, einen Aufruf an die Menschenliebe der Einwohner zu erlassen und dieselben von der Neutralität, welche für sie daraus folgt, zu unterrichten. Ebenso überläßt Art. 8 die Einzelheiten der Ausführung der Convention den Oberbefehlshabern der kriegführenden Armeen, nach Maßgabe der Instructionen ihrer betr. Regierungen und der allgemeinen Grundsätze, welche in der Convention ausgesprochen und geregelt werden. Es erübrigt nur noch, darauf hinzuweisen, daß auch die Räumungstransporte (les évacuations) und ihr Begleitungspersonal unter den Schutz unbedingter Neutralität gestellt werden (Art. 6 Abs. 5) und daß in Art. 7 die Fahne und die Armbinde mit dem rothen Kreuze auf weißem Felde als allgemeines Neutralitätszeichen angenommen worden ist mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die Verabfolgung der Armbinde nur den Militairbehörden überlassen bleiben solle. Dies die Hauptbestimmungen der Convention in materieller Beziehung.

Die erste Feuerprobe hatte dieser Vertrag zwei Jahre nach dessen Abschlusse in den 1866er Kriegen und zwar unter ziemlich eigenthümlichen Verhältnissen zu bestehen. Preußen und Italien hatten ihn als bindend anerkannt, ebenso auch Bayern, Württemberg, Baden und Hessen; Oesterreich und Sachsen dagegen nicht, trotz aller aufrichtigen dahin gehenden Bemühungen des internationalen Comités, welches die nach den allgemein anerkannten völkerrechtlichen Grundsätzen gewiß nicht unberechtigte Befürchtung hegte, daß die beiden erstgenannten Mächte durch die Thatsache, daß sie einer keine Reciprocität gewährenden Partei gegenüberstanden, sich veranlaßt sehen könnten, auch ihrerseits von einer Befolgung der Convention abzusehen. In Bezug auf Deutschland wurde diese Befürchtung allerdings durch die von Preußen veröffentlichte Erklärung beseitigt, daß seiten seiner Truppen die Bestimmungen der Convention ebenso gehalten werden sollten, als wenn man durch reciprokes Versprechen des Gegners dazu verpflichtet gewesen wäre. Oesterreichs Beitritt erfolgte dann am 21. Juli, der Sachsens formell erst am 25. October 1866. Allein aus dieser verspäteten Anerkennung resultirte doch immerhin die traurige Thatsache, daß die österreichischen Verwundeten in den Lazarethen zu Pardubitz und auf den Schlachtfeldern von Königgrätz ohne jeden ärztlichen Beistand zurückblieben und erst am 3. Tage nach der Schlacht vom Gegner aufgenommen werden konnten, beziehentlich gefunden wurden, „weil sämmtliche österreichische Militairärzte zur Vermeidung der feindlichen Gefangenschaft die Verwundeten hatten verlassen müssen und mit der Armee zurückgegangen waren". Bei der Mainarmee aber trat die wirklich eigenthümliche Consequenz ein, daß, nachdem der Höchstcommandirende, Prinz Alexander von Hessen, vermittelst Tagesbefehles vom 9. Juli der ihm unterstellten Armee die stricte Befolgung der Convention ausdrücklich anbefohlen hatte, der hier stehende Theil der österreichischen Armee einem Vertrage nachleben mußte, welcher von der eignen Regierung noch gar nicht anerkannt war.

Bezüglich der in diesen Kriegen gemachten Erfahrungen überwogen bei dem nahe liegenden Vergleiche mit den noch in lebhafter Erinnerung stehenden traurigen Thatsachen aus dem Jahre 1859 die günstigen Auffassungen: man war überzeugt, daß die Ausführbarkeit des Grundgedankens der Convention durch die Praxis dargethan worden sei. Indeß brach sich schon damals mehrfach die Ueberzeugung Bahn, daß die Convention in vielen Punkten verbesserungsfähig sei, ja daß manche Bestimmungen derselben als unpraktisch oder geradezu unausführbar abgeändert werden müßten.

So zog bereits eine in Berlin in der Zeit vom 18. März bis 5. Mai 1867 unter dem Vorsitze Langenbeck's zusammenberufene militairärztliche Conferenz, der an sich die Aufgabe oblag, Vorschläge zur Verbesserung des staatlichen Militair-Medicinal- und Lazarethwesens auszuarbeiten, und in deren Berathungsprogramm die Genfer Convention vom preußischen Kriegsministerium nicht aufgenommen worden war, in der Ueberzeugung, daß eine praktische Gestaltung und Durchführung der Convention mit einer Verbesserung des Kriegsheilwesens im engsten Zusammenhange stehe, dieselbe freiwillig in den Kreis ihrer Berathungen. Als deren Resultat unterbreitete sie dem Kriegsministerium neben den anderen Reformvorschlägen in 7 Artikeln eine Anzahl von

Abänderungsvorschlägen von Conventionsbestimmungen zur weiteren Erwägung.

Aber auch die Privat-Vereinsthätigkeit blieb nicht müßig. Willkommene Gelegenheit, Hand ans Werk zu legen, gab die Weltausstellung in Paris, mit welcher eine internationale Ausstellung der Hilfsvereine verbunden war. Auf Anregung des Genfer internationalen Comités wurden von der französischen Société de secours aux blessés militaires des armées de terre et de mer zu Paris die erforderlichen Einladungen erlassen, in deren Folge während der 2. Hälfte des Augusts eine internationale Versammlung der Hilfscomités zum Zwecke einer eingehenden Besprechung gemeinsam interessirender Fragen in Paris zusammentrat, auf welcher die Berathung der Genfer Convention den Schwerpunkt der Verhandlungen bildete. Ein von einer dazu besonders eingesetzten Vorbereitungscommission auf Grund der im letzten Kriege gemachten Erfahrungen ausgearbeitetes, aus 8 Artikeln bestehendes „Project" bildete die Grundlage dieser Berathung.

Inzwischen waren infolge der an sie ergangenen Einladungen und geleitet von dem lebhaften Wunsche, ein gemeinsames Vorgehen in Paris zu ermöglichen, die Vertreter von 20 deutschen Vereinen zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger am 22. August 1867 in Würzburg zu einer Berathung über die gemachten Kriegserfahrungen und über eine daraus folgende Verbesserung der Genfer Convention zusammengetreten. Auf diesem „Würzburger Hilfsvereinstage" wurde nun unter Zugrundelegung nicht nur der von der preußischen Militair-Medicinalconferenz festgestellten Abänderungsvorschläge, sowie des oberwähnten Projectes der Pariser Vorbereitungscommission, sondern auch sorgfältig ausgearbeiteter Erweiterungsvorschläge des Hilfsvereines im Großherzogthume Hessen ebenfalls ein Entwurf berathen und angenommen, welcher eine Vervollständigung und Verbesserung der Genfer Convention in formeller und materieller Richtung bezweckte. Die Vertretung dieses Entwurfes auf dem Pariser Congresse wurde dem Professor, Geh. Ober-Medicinalrath Dr. von Langenbeck übertragen.

Der also vorbereitete Pariser Congreß selbst, welcher, im Gegensatze zu dem Genfer vom Jahre 1864, nicht sowol einen diplomatischen, sondern vielmehr lediglich den Charakter einer Privatversammlung an sich trug, und daher zu bindenden Vertragsabschlüssen keineswegs berechtigt war, wurde am 26. August unter Theilnahme von 57 Vertretern der National- und Centralcomités, und zum geringen Theile auch der Regierungen und Kriegsministerien eröffnet. Diese 57 Repräsentanten vertheilen sich auf 17 Staaten: den Norddeutschen Bund, Oesterreich, Baden, Bayern, Belgien, Spanien, Nordamerika, Frankreich, England, Italien, die Niederlande, Portugal, Rußland, Schweden, die Schweiz, die Türkei und Württemberg. — Die Berathungen waren eingehend, und in vieler Beziehung interessant. Und wenn deren Resultat schließlich dennoch in einigen Beziehungen hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben ist, so kann die Schuld hiervon wiederum nur in der eigenthümlichen Stellung, welche die französischen Abgesandten vor Allem den Deutschen gegenüber auf der Conferenz einnahmen, gefunden werden. Denn während Letztere in hervorragender Weise durch Baron Mundy aus Wien, Generalarzt Dr. Löffler und von Langenbeck aus Berlin vertreten, lediglich im Interesse der Sache selbst arbeiteten, haben Erstere, obgleich als Vorbereiter und Leiter der Versammlung vorzugsweise zu einer hervorragenden Thätigkeit berufen, nur geringe Theilnahme an den Verhandlungen und wenig Interesse und Verständniß für das Wesen der zu lösenden Aufgabe an den Tag gelegt, ihr numerisches Uebergewicht dagegen auch hier, lediglich zur Erreichung kleinlicher, egoistischer Zwecke der sogenannten gloire gemißbraucht. In schlagender Weise schildert Lüder in seinem Werke diese Wahrnehmung, indem er sagt:

„Die französischen Mitglieder haben vielmehr in Gemäßheit der ihrer Nation eigenthümlichen Vorliebe für äußern Glanz und Indenvordergrundtreten während der ganzen Zeit der durch den Sommer 1867 sich hinziehenden Verhandlungen anstatt der unparteiischen sachlichen Förderung der Angelegenheit, um die es sich handelte, ein nationalegoistisches Ziel verfolgt, nämlich das: Paris und Frankreich zum Mittelpunkte der in Rede stehenden internationalen Bestrebungen zu machen. Der Centralpunkt der Hilfsvereine sollte von Genf nach Paris verlegt, die Convention de Genève stillschweigend in eine Convention de Paris verwandelt werden."

Unter den wunderbaren Gründen, mit denen diese Bestrebungen vertheidigt wurden, sei nur der wunderbarste und naivste hervorgehoben. Man scheute sich nicht, in einer Comitésitzung offen auszusprechen, daß bei dem Ausbruche eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich die Schweiz sofort von Frankreich werde occupirt werden müssen, und deshalb ihre Neutralität nicht werde bewahren können, während Paris stets im Stande sein werde, die Verbindung mit den nicht kriegführenden Staaten zu unterhalten. Es ist Pflicht, hervorzuheben, daß diese geradezu verderblichen Bestrebungen lediglich an dem energischen Widerstande der deutschen Vertreter gescheitert sind. Schließlich fand das Project der Vorbereitungscommission, welches Klarheit des Textes mit praktischer Ausführbarkeit möglichst zu verbinden anstrebte und welches keineswegs in einer vollkommenen Umarbeitung des 1864er Vertrages, sondern nur in einer Klarstellung und Vervollständigung einzelner zweifelhafter Bestimmungen desselben bestand, mit mehreren durch die Würzburger Beschlüsse bedingten Modificationen Annahme. Die grundsätzlichen Neuerungen dem bisher bestehenden Rechte gegenüber lassen sich auf folgende vier Punkte zurückführen: 1) präcisere Bestimmungen über die Lage des in feindliche Gewalt fallenden Sanitätspersonals; 2) gesetzliche Berücksichtigung der freiwilligen Hilfsvereine und ihrer Delegirten im Kriege; 3) Ausdehnung der Convention auf die Marine und 4) Vorsorge für die Feststellung der Identität der Gefallenen.

Nach dem oben Ausgeführten kann es nicht zweifelhaft erscheinen, daß hier wiederum lediglich „à titre de voeux" gefaßte Beschlüsse vorlagen, welche erst dadurch ein völkerrechtliches Gesetz werden konnten, daß sie sich in Beschlüsse der betr. Regierungen verwandelten. Es handelte sich daher wiederum um die Inscenirung eines diplomatischen Congresses behufs der vorzunehmenden Revision der Genfer Convention unter Zugrundelegung der in Paris als wünschenswerth bezeichneten Aenderungen. Die Sachlage war aber 1867 eine bedenklichere, als sie 1863 gewesen war; es waren bereits gewisse Antipathien gegen eine Revision und einen ernstlichen Ausbau der Convention seiten einiger Regierungen an den Tag getreten. So zeigte sich Frankreich ganz entschieden abgeneigt, und auch Preußen, welches sich an einer Theilnahme an einem solchen diplomatischen Congresse sofort bereit erklärt hatte, lehnte die Ergreifung jeder Initiative ab. Lag daher die Befürchtung nicht fern, daß kaum alle der 64er Convention beigetretenen Regierungen einen solchen Congreß beschicken würden, so hatte doch die wiederum auf ein aus eigener Initiative hervorgegangenes Gesuch des internationalen Comités unterm 12. August desselben Jahres vom schweizerischen Bundesrathe erlassene officielle Einladung den immerhin bemerkenswerthen Erfolg, daß am 5. October die Vertreter von 14 Mächten (Norddeutscher Bund, Oesterreich, Baden, Bayern, Belgien, Dänemark, Frankreich, England, Italien, die Niederlande, Schweden, Schweiz, Türkei und Württemberg) zu einem diplomatischen Congresse in Genf zusammentraten. Rußland fehlte, wie 1864, auch diesmal; neu fehlten die Vereinigten Staaten Nordamerikas, Spanien und Portugal. Die 1864 selbständig vertreten gewesenen Staaten Sachsen und Hessen waren in-

folge der eingetretenen politischen Veränderungen durch den Norddeutschen Bund mit vertreten.

Die materielle Berathungsunterlage war auch diesmal vom Genfer Comité beschafft worden und wurde dem Congresse unter dem Titel „énoncé de quelques idées à examiner“ vorgelegt. In demselben wurden in materieller Beziehung in der Hauptsache zwei Ideen verfolgt: eine Ausdehnung der Convention auf die Marine und eine Klarstellung des Textes der Convention und Erweiterung derselben auf Grund der auf der Pariser Versammlung gefaßten Beschlüsse. Doch stand auch hier wieder, nachdem die französischen Bevollmächtigten gegen eine in mehrfachen Beziehungen wol vorzuziehen gewesene Revision der Convention mit größter Bestimmtheit aufgetreten waren, und der Vorsitzende, General Dufour, dieser französischen Auffassung sich angeschlossen hatte, von vornherein fest, daß man von der Berathung einer vollkommen neuen Convention absehen, und sich auf die Berathung und Annahme von Zusatzartikeln beschränken werde. Im Uebrigen wurde mit Ausnahme zweier minder wesentlicher Punkte, welche sich auf die Bekanntmachung der Convention und auf die Befugnisse des Höchstcommandirenden den Mitgliedern der freiwilligen Krankenpflege gegenüber bezogen, und welche von Anfang herein wieder zurückgezogen wurden, das Énoncé als Unterlage der Verhandlung angenommen, drei weitere wichtige Momente aber: 1) die Ausdehnung der Neutralität auf die Mitglieder der Hilfsvereine, 2) die Feststellung einer Controlemaßregel zur Verhütung des Mißbrauches der Neutralitätsbinde und 3) die Annahme eines gemeinsamen Zeichens zur Feststellung der Identität der Gefallenen, sofort wieder von der Tagesordnung abgesetzt. Man ersieht hieraus wieder, wie sehr die Mächte von Abneigung gegen die Gewährung der Neutralität an die freiwillige Hilfe erfüllt waren. Aber auch hier waren es die französischen Abgesandten, welche, unterstützt durch die Parteinahme einer Anzahl Vertreter anderer Staaten, ebenso, wie sie es bei der Revisionsfrage gethan hatten, gegen die Bemühungen der Deutschen es zu verhindern wußten, daß in die Congreßbeschlüsse nicht mehr von den Wünschen der 1867er Pariser Versammlung aufgenommen wurde. Aus diesen Gründen und weil außerdem nicht mehr als 8 Abgeordnete mit entsprechenden Vollmachten versehen waren, wurde sogar von der Aufstellung und Unterzeichnung eines diplomatischen Actes abgesehen und vielmehr bestimmt, daß die vereinbarten Zusätze lediglich den Charakter eines Projectes haben sollten (un simple projet d'articles additionels). Und diese Artikel, von denen sich 9 auf die Ausdehnung der Convention auf die Marine beziehen, 5 dagegen Zusätze zur 1864er Convention enthalten, sind bis zum heutigen Tage un simple projet geblieben, d. h. sie haben noch von keiner Seite eine formelle Anerkennung gefunden, sie sind nicht ratificirt worden.

Den speciellen Inhalt dieser Zusatzartikel anlangend, so lassen wir den sich auf den Seekrieg beziehenden Theil zunächst bei Seite. In den 5 auf die Convention selbst bezüglichen Artikeln wird nun eine genauere Definition der Benennung „Ambulance“ gegeben (Zus.-Art. 3) und bestimmt, daß den in die Hände der feindlichen Armeen gefallenen neutralen Personen der Fortgenuß ihrer Gehaltsbezüge gesichert bleiben solle (Zus.-Art. 2). Weiter werden die zum Theil geradezu unverständlichen, zum Theil wenigstens unausführbaren directen Vorschriften des Art. 5 der Convention dahin modificirt, daß bei der Vertheilung der aus der Einquartierung der Truppen und aus den zu leistenden Kriegscontributionen entstehenden Lasten das Maß des von den betreffenden Einwohnern entwickelten Eifers für Mildthätigkeit in Betracht gezogen werden solle. — Zusatzartikel 5 erweitert die Bestimmung in Art. 6 der Conv.: „daß alle nach ihrer Herstellung dienstuntauglich befundenen Verwundeten und Kranken in ihre Heimath entlassen werden sollen, und daß die Anderen unter der Bedingung, für die Dauer des Krieges die Waffen nicht mehr zu führen, entlassen werden können“, dahin: „daß, mit Ausnahme derjenigen Officiere, deren Anwesenheit in der betr. Armee auf den Erfolg der Waffen von Einfluß sein würde, die in die Hände des Feindes gefallenen Blessirten, selbst wenn sie nicht als unfähig zum Fortdienen erkannt werden, nach erfolgter Herstellung oder noch früher, wenn es möglich ist, in ihre Heimath zurückzusenden sind, unter der Bedingung jedoch, daß dieselben während der Dauer des Krieges nicht wieder die Waffen führen dürfen“. Eine einflußreichere Neuerung enthält jedoch der erste Zusatzartikel, indem er das in Art. 3 enthaltene „können“ in Wegfall bringt und in vorschreibender Weise die Bestimmung aufstellt: „Das Hilfspersonal fährt nach der Besetzung durch den Feind fort, soweit es das Bedürfniß verlangt, den Kranken und Verwundeten der Feldlazarethe oder des Hospitals, zu denen es gehört, seine Sorgfalt zuzuwenden. Sobald dieses Personal sich zurückzuziehen wünscht, hat der Commandant der Besatzungstruppen den Zeitpunkt des Abzuges zu bestimmen, den er jedoch nur auf eine kurze Zeitdauer und zwar sobald militairische Nothwendigkeiten vorliegen, hinausschieben kann.“

Erwägt man den oben geschilderten Inhalt dieser Zusatzartikel, so erscheint es Jedem mehr als begreiflich, daß ein solches Resultat den gehegten Erwartungen in keiner Weise entsprechen konnte. Die Verbesserungen sind äußerst gering, dagegen tragen die darin enthaltenen Bestimmungen und sogenannten Erläuterungen den offenbaren Stempel der Halbheit an sich, so daß sie nach keiner Seite hin befriedigen konnten. Aus diesen inneren Mängeln erklärt es sich von selbst, daß alle Bemühungen des Schweizer Bundesrathes (Circularnoten vom 23. October 1868, 16. December 1868 und 23. April 1869), des Genfer internationalen Comités, und die dahin gerichteten Bestrebungen und Beschlüsse der vom 22. bis 27. April 1869 in Berlin tagenden internationalen Conferenz der Hilfsvereine erfolglos blieben und bleiben mußten. Die Abneigung gegen eine staatsverbindliche Ausdehnung der 1864er Convention, welche bereits früher durchleuchtete, trat jetzt besonders in Frankreich, Rußland und England mit größerer Gewißheit hervor, und es kann wol mit ziemlicher Bestimmtheit ausgesprochen werden, daß durch die in dem letzten großen Kriege gemachten Erfahrungen, während dessen nach einem ausdrücklichen Uebereinkommen zwischen Frankreich und Deutschland die Zusatzartikel in praktischer Geltung gestanden haben, die Aussichten auf eine endliche Ratification der Zusatzartikel noch mehr in den Hintergrund getreten, ja völlig geschwunden sind. Ueberhaupt aber ruhten unmittelbar nach dem Kriege, welcher, so ruhmvoll er auch auf den Blättern unserer Geschichte verzeichnet steht, doch vielfach dazu beigetragen hatte, den ruhigen Gedanken des Rechtslebens und der Rechtsentwickelung überhaupt in bedenklicher Weise in unregelmäßige Schwingungen zu bringen, alle derartige Reformbestrebungen in richtiger Erkenntniß davon, daß diese Zeit einer solchen Arbeit, bei welcher alle einschlagenden Verhältnisse in ruhige, kaltblütige Erwägung zu ziehen sind, ungünstig sein mußte, schon wegen der zwischen den feindlich gewesenen Parteien gegenseitig noch vorhandenen Erregung, welche, wenn auch in geringerem Grade, die anderen europäischen Mächte mehr oder weniger ergriffen hatte. Es fand daher die allgemeine Billigung, daß der ursprüngliche Plan, mit der im Jahre 1873 in Wien stattfindenden Weltausstellung eine internationale Versammlung von Delegirten der Hilfsvereine zu verbinden, und auf dieser die Revision der Genfer Convention auf die Tagesordnung zu stellen, unter thätiger Mitwirkung des Deutschen Centralcomités rechtzeitig aufgegeben wurde. Denn eine solche Conferenz würde nach Lage der Sache nicht zu einer Klärung der Ansichten und Verhältnisse, sondern nothwendig zur Verwirrung und gegenseitigen Verbitterung ge-

führt haben. Thatsächlich ist daher das Werk bis zum Jahre 1874 auf demselben Standpunkte stehen geblieben, auf welchem es 1868 beim Schlusse des Genfer Congresses stand.

Und dennoch sollte durch die Weltausstellung der Grund zu einem Weiterfortbaue an dem Werke der Genfer Convention gelegt werden. Infolge eines bei dieser Gelegenheit seiten der deutschen Kaiserin ausgesetzten Preises für die beste Arbeit über die Genfer Convention waren bei dem deutschen Centralcomité in Berlin 6 Arbeiten eingegangen, und unter denselben von der durch das Centralcomité erwählten internationalen Jury, bestehend aus dem Vorsitzenden des Deutschen Centralcomités, Obertribunalsrath von Holleben, dem Präsidenten des intern. Comités in Genf, Moynier, und dem k. k. österreichischen Feldmarschalllieutenant und Sectionschef im Reichskriegsministerium Frh. von Blasits als Vertreter des k. k. österr. Patriotischen Vereines, die des Professors Dr. Lüder in Erlangen infolge einstimmigen Beschlusses mit dem Preise gekrönt worden. Dieses im Jahre 1875 unter dem Titel: „Die Genfer Convention historisch und kritisch-dogmatisch mit Vorschlägen zu ihrer Verbesserung unter Darlegung und Prüfung der mit ihr gemachten Erfahrungen und unter Benutzung der amtlichen, theilweise ungedruckten Quellen bearbeitet" — im Verlage von E. Besold in Erlangen — erschienene Werk ist vermöge der in ihm enthaltenen Zusammenfassung des gesammten vorhandenen historischen Materials, der Klarstellung der thatsächlichen Verhältnisse, der von einem bestimmten richtigen Standpunkte aus geübten klaren, einschneidenden Kritik und des Freimuthes, mit welchem der Verfasser das, was ungerechtfertigter Humanitätsschwindel ist, auch als solchen bezeichnet, der Sache mehr zu nützen im Stande, als so manche internationale Conferenz mit langen Reden und unklaren Resolutionen. So viel steht fest, daß das Lüder'sche Buch, welches, wie bereits oben bemerkt, auch gegenwärtiger Darlegung in der Hauptsache zu Grunde liegt, bei allen auf eine Revision der Genfer Convention gerichteten Bestrebungen nicht mehr ignorirt werden kann, und geradezu als Ereigniß bezeichnet werden muß.

Ein in völkerrechtlicher Beziehung noch wichtigeres Ereigniß brachte aber bereits das Jahr 1874 in dem vom 27. Juli bis 27. August in Brüssel tagenden, durch die persönliche Initiative des Kaisers von Rußland ins Leben gerufenen völkerrechtlichen Congresse, dessen Programm zwar an sich ein weiteres war und den größten Theil des gesammten Kriegsrechtes umfaßte (projet d'une convention internationale concernant les lois et coutumes de la guerre), aber doch im 7. Capitel §§. 38 bis 44 auch die Verwundeten, das Sanitätsmaterial und Personal berührte. Allein diese 7 Paragraphen der russischen Vorlage, welche eine ganz erhebliche Umgestaltung des bisherigen geltenden Rechtes enthielten, umfaßten durchaus nicht den ganzen Inhalt der Convention, sondern nur einen Theil desselben. Ein anderer nicht minder wichtiger Theil war gänzlich unberücksichtigt geblieben. Diese Sachlage war eine in der That Besorgniß erregende. Denn wurde die russische Vorlage angenommen, so blieb doch immerhin neben dem neuen Rechte die allerdings sehr modificirte und zum Theil damit in Widerspruch stehende Genfer Convention formell in Geltung.

Ein solcher Zustand hätte zur offenbaren Rechtsverwirrung führen müssen.

Es ist daher freudig zu begrüßen, daß der Congreß die in dem russischen Entwurfe enthaltenen, auf die Genfer Convention bezüglichen Stellen ganz gestrichen, und lediglich auf die Genfer Convention selbst und deren eventuelle Aenderung verwiesen hat. Der betr. auf die Kranken und Verwundeten bezügliche 7. Abschnitt des Entwurfes lautet daher nach den gefaßten Beschlüssen folgendermaßen:

„Les obligations des belligérants concernant le service des malades et des blessés sont régies par la convention de Genève du 22 août 1864, sauf les modifications dont celle-ci pourra être l'objet."

Wurden also hiernach auf diesem Congresse keine folgewichtigen Beschlüsse gefaßt, so bieten doch die Verhandlungen selbst das werthvollste Material für die Weiterentwickelung der Convention dadurch, daß nicht nur der russische Entwurf, sondern auch Gegenentwürfe des deutschen Bevollmächtigten und der belgischen Regierung in einer besonders dazu eingesetzten Commission in eingehendster Weise durchberathen wurden. Bei diesen Berathungen, bei denen sich sehr weitgehende Meinungsverschiedenheiten ergaben, wurden alle Artikel der Convention selbst, der Additionalartikel und der vorliegenden Abänderungsvorschläge einzeln durchgesprochen und die dargelegten Ansichten im Protokolle niedergelegt. Und diese Protokolle enthalten nun das für die Zukunft werthvolle Material. Denn nicht nur war die Sachlage in Brüssel gegen früher insofern eine ganz andere, als man in Genf u. s. w. überhaupt erst im Anfange der wissenschaftlichen und legislatorischen Bemühungen und Versuche stand, während man in Brüssel über ein reiches, bereits vielfach durchgearbeitetes Material, namentlich aber über eingehende praktische Erfahrungen verfügte, sondern es war auch die Zusammensetzung des von 15 Staaten und vor Allem von sämmtlichen europäischen Großmächten beschickten Congresses eine andere und richtigere. Zum ersten Male finden wir das kriegswissenschaftliche Fach und die staats- und völkerrechtliche Wissenschaft in genügender Weise vertreten: von Seiten Deutschlands vorzüglich durch den General von Voigts-Reetz und durch den Geheimrath Professor Dr. Bluntschli; und zum ersten Male trat den früher gemachten Erfahrungen gegenüber die Auffassung der Vertreter Deutschlands bestimmend in den Vordergrund. So ist denn in vielen und schwierigen Punkten schließlich eine Einigung erzielt worden; die Beschlüsse nehmen in gebührender Weise auf das maßgebende kriegerische Interesse Rücksicht, sie zeigen große Sachkenntniß, Schärfe, Gründlichkeit und praktischen Blick, und erstreben nur das wirklich Ausführbare und deshalb allein Praktische.

Aus diesem hiermit zum Abschlusse gelangten Rückblicke auf die historische Entwickelung der Genfer Convention ergiebt sich, daß für eine Revision derselben folgendes Material vorliegen würde:

1) die Genfer Convention selbst aus dem Jahre 1864;
2) die Abänderungsvorschläge der preußischen Militair- und Sanitätsconferenz von 1867;
3) die Beschlüsse des Würzburger Hilfsvereinstages 1867;
4) die Vorschläge der Pariser Conferenz von 1867;
5) die Zusatzartikel aus dem Jahre 1868;
6) die auf die Convention bezüglichen Beschlüsse der Berliner internationalen Conferenz von 1869;
7) das russische Project für die Brüsseler Conferenz von 1874;
8) das belgische Gegenproject;
9) die von den Vertretern Deutschlands formulirten Vorschläge in Brüssel und endlich
10) die Vorschläge und Beschlüsse der oberwähnten Subcommission der Brüsseler Conferenz.

So nothwendig und erwünscht es nun ist, daß ein derartiges internationales Völkergesetz zum Schutze der Kranken und Verwundeten beibehalten werde, so ist doch auf der anderen Seite unbedingt anzuerkennen, daß das zur Zeit bestehende Gesetz in vielen Punkten einer eingehenden Revision bedürftig erscheint, und kann jeder aufrichtige Freund der Sache nur wünschen, daß man dieser Revision bald und zwar in politisch verhältnißmäßig ruhigen Zeiten näher treten möge. Vielleicht bietet sich später Gelegenheit, die materielle Seite dieser Frage einer kurzen Besprechung zu unterziehen.

Dresden, im April 1876. F. C. von Criegern.

— Es kommt heut zu Tage nicht allzuhäufig vor, daß wenn die Gegenwart hohe Ziele erreicht, dabei der Verdienste Jener gebührend gedacht wird, welche die Wege dazu geebnet haben. Anlaß zu dieser Bemerkung giebt das höchst verdienstliche Buch des Herrn Diac. Dr. Bernhard Schwarz an der St. Petrikirche in Freiberg in Sachsen über „Jacob Wimpheling", den er auf dem Titel als „Altvater des deutschen Schulwesens" (Gotha, bei Friedrich Andreas Perthes, XIV u. 201 S. gr. 8.) charakterisirt und dies in seinem Werke vollständig rechtfertigt. Die Geschichtschreibung des deutschen Schulwesens hat bisher vorzugsweise die Entwickelung desselben von der Zeit der Reformation an in's Auge gefaßt, wie das auch bis vor nicht langer Zeit die moderne protestantische Kirchengeschichte für ihre Aufgabe gehalten hat. Erst in neuester Zeit hat sie weiter zurückgegriffen und auch auf die Vorläufer jener großen Umwälzung ihre Aufmerksamkeit zu richten begonnen. In gleicher Weise und in richtiger Erkenntniß, daß es auch auf dem Gebiete des Schulwesens der Pionniere (pädagogische Vorreformatoren) viele gegeben haben muß, welche für die neuen Ziele in mannichfacher die Wege ebnender Weise thätig waren und gewirkt haben, eröffnet der hochgeehrte Herr Verfasser mit seinem „Jacob Wimpheling" eine Reihe von Biographien von um die Vorbereitung der großen Ziele der pädagogischen Erneuerung verdienten Männern, pädagogischer Vorreformatoren. Jacob Wimpheling's Bedeutung ist trefflich dargelegt; die Einleitung beschäftigt sich mit dem deutschen Schulwesen vor Wimpheling, das von Anfang in den Händen der Kirche lag, daher war die kirchliche Zweckbeziehung des Unterrichts vorherrschend. Zwar ging schon Karl dem Großen die Idee der Schule als Volksbildungsanstalt auf, allein da bis ins Mittelalter die geistige Bildung fast ausschließlich im Besitz der Geistlichen war, vermochte er seine Idee nicht zu beleben. Es blühten zu seiner Zeit mehrere treffliche Klosterschulen auf, allein im Wesentlichen blieben alle diese Anstalten doch nichts anderes als theologische Präparandenschulen. Der Herr Verfasser hat seine Aufgabe in zwei Theilen behandelt. Der erste schildert das reich bewegte Leben W.'s, der zweite W.'s Schriften, so weit sie sich auf Pädagogik beziehen. Die Lectüre dieses Buches ist allen Gebildeten zu empfehlen, denen Interesse am Schulwesen und seiner Geschichte nicht fern liegen kann, besonders aber allen, welche in Beziehung zu pädagogischen Wirkungskreisen und der Entwickelung des Schulwesens stehen. Hoffentlich läßt der Hr. Verfasser mit der Fortsetzung seines höchst dankenswerthen Unternehmens nicht zu lange warten.

— Unter dem Titel: „Theatergeschichtliche Feuilletons" (Leipzig, Herm. Wölfert's Buchhandlung, 1875) hat Gotthard Huber eine Sammlung von Aufsätzen erscheinen lassen, welche theilweise zwar bereits vorher in Zeitschriften veröffentlicht worden sind, nach Gegenstand und Art der Bearbeitung aber wol ein Anrecht darauf hatten, in Buchform der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Die zehn Abhandlungen, welche das Buch enthält, betreffen: Schauspielerverbindungen, der deutsche Bühnen- oder Cartell-Verein, die Perseverantia und l'Association des artists dramatiques, die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, Ideale und praktische Ziele, Deutsche Dramaturgie, Richard Wagner's deutsche Kunst und deutsche Politik, Köberle's Theaterkrisis, Journalistisches, Heinrich Laube. Der letzterwähnte Artikel ist insbesondere durch Laube's Schriften über das „Wiener Burgtheater", das „Norddeutsche Theater" und das „Wiener Stadttheater" und deren dramaturgische Bedeutung hervorgerufen. In dieser Beziehung läßt der Verf. namentlich dem Buche über das Wiener Stadttheater hohe Anerkennung zu Theil werden, indem er ihm durch den darin enthaltenen Stoff für Theorie und Praxis der dramatischen Kunst eine bedeutende Stelle in der dramaturgischen Literatur zuweist.

Der Eisenmeteorit von Rittersgrün im sächsischen Erzgebirge. Im Jahre 1833 stieß zu Rittersgrün bei Schwarzenberg ein Waldarbeiter beim Ackerroden auf einen Klumpen, den er seines äußeren Ansehens und seiner auffallenden Schwere wegen für ein Stück „alten Eisens" hielt und wiederholt, wiewol vergeblich, sowol dem Dorfschmied, als einem benachbarten Hammerwerk zum Kauf anbot. Viele Jahre später hörte Herr Kröner, jetzt Hüttenverwalter zu Schmiedeberg bei Altenberg, von dem Eisenklumpen, besichtigte denselben, vermuthete aus gewissen Kennzeichen, der Klumpen möge Eisen meteorischen Ursprungs sein und machte 1861 dem Oberbergrath Breithaupt, Professor an der Bergakademie zu Freiberg, Mittheilung über den fraglichen Fund. Sofort reiste Breithaupt nach Rittersgrün, fand den Klumpen in der Wohnung des Waldarbeiters vor, überzeugte sich von der Richtigkeit der Kennzeichen, die schon Herrn Kröner zu der Vermuthung geführt hatten, das Stück sei meteorischen Ursprungs und kaufte denselben für die bergakademische Sammlung. Die Form ist ganz unregelmäßig, der mittlere Durchmesser etwa 45 Centimeter, das Gewicht nahezu 90 Kilogramm. Nach der größten Ebene, die man durch den Klumpen legen konnte, ward derselbe nun zerschnitten, eine Arbeit, die um so schwieriger war, als die Masse theils aus geschmeidigem metallischen Eisen, theils aus olivin-ähnlichem, sehr hartem Mineral bestand. Die Schnittfläche ist etwa 680 Quadratcentimeter groß. Es ist dies die größte überhaupt bekannte Schnittfläche an einem Eisenmeteorit; sie übertrifft um das Fünffache diejenige des unter dem Namen des „verwunschenen Burggrafen" von Ellnbogen in Böhmen bekannten, im Besitz des Wiener Hof-Mineralien-Cabinets befindlichen Meteorits. Die größere, 55 Kilogramm wiegende Hälfte des in zwei Theile zerlegten Klumpens verblieb im Besitz der Akademie, die kleinere ward weiter zerschnitten und theils an öffentliche Mineraliensammlungen verschenkt, theils verkauft, das Loth zu 2 Thaler. Die Schnittfläche eben dieses großen Stückes ist sorgfältig polirt und eine Hälfte der polirten Fläche, die mit verdünnter Salpetersäure geäzt wurde, zeigt prachtvoll die sogenannten Widmannstätten'schen Figuren, die sich an allen Meteoreisen, aber auch nur an diesen zeigen.

Merkwürdig ist, daß in den Sammlungen zu Wien und Gotha sich Meteoreisenexemplare befinden, die als Fundorte „Breitenbach in Böhmen", „Steinbach im Erzgebirge" und „aus Sachsen" anführen und die dem Rittersgrüner Meteorit täuschend ähnlich sind. Nun liegen aber Rittersgrün, Breitenbach und Steinbach nur etwa eine Meile auseinander und man darf um so mehr vermuthen, daß die erwähnten Meteoriten einem und demselben Meteorregen oder Steinfall angehören, als der Rector Fabricius in den Res Misnicae auf Grund einer Mittheilung des Meißner Superintendent Sarctorius († 1609) berichtet: circa festum Pentecostes 1164 in magno typhone pluisse ferro adnotavit Sarctorius.

Im Verlag der Freiberger Bergakademie ist jüngst eine Abhandlung: „Der Eisenmeteorit von Rittersgrün" aus der Feder des Professor Dr. Weisbach erschienen, die den Gegenstand ebenso gedrängt, wie wissenschaftlich behandelt. Ein ganz vortrefflich ausgeführter Farbendruck von J. G. Bach in Leipzig zeigt in natürlicher Größe eine sehr getreue Abbildung der polirten und geätzten Schnittfläche und kann für jedes mineralogische Museum eine Zierde werden.

Coburg, 3. Juli. Nach der von der herzoglichen Theaterintendanz veröffentlichten Uebersicht haben vom 29. August v. J. bis zum 6. Juni d. J. 172 Vorstellungen auf dem Theater hier und in Gotha stattgefunden. Darunter wurden 16 Schauspiele, 2 Opern und 1 Gesangsposse zum ersten Male aufgeführt, und 17 Schauspiele, 8 Opern und 3 Gesangspossen waren ganz oder zum Theil neu einstudirt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 56. Donnerstag, den 13. Juli. 1876.

Leipziger Stadttheater.

Nachdem unser Neues Theater in seinem ersten Pächter, dem Herrn v. Witte, einen glücklich speculirenden Geschäftsmann und nicht ungeschickten artistischen Dilettanten, — in seinem zweiten Pächter, Herrn Dr. Laube, einen Literaten von akademischer Bildung, einen gewiegten Dramaturgen und fruchtbaren dramatischen Schriftsteller, — in seinem dritten Pächter, Herrn Friedrich Haase, einen bühnenkundigen Virtuosen der Schauspielkunst zum Director gehabt hat, ist es seit dem 1. Juli d. J. in die Pacht und Leitung eines Mannes übergegangen, der die Specialitäten aller seiner drei Vorgänger in sich vereinigt; denn Herr Dr. Förster ist darstellender Künstler von Ruf, praktischer Dramaturg, d. h. Regisseur par excellence, dramatischer Schriftsteller und akademisch gebildeter Literat in Einer Person, und er hat durch Einführung einer bequemeren Abonnements-Parcellirung sowie einer festen Garderobetaxe (die aber wol noch einiger Modificationen bedarf) noch vor dem eigentlichen Antritt seines Amtes auch den rechnenden Geschäftsmann bereits herauszukehren gewußt. Diese Vielseitigkeit des neuen Directors gewährt eine um so größere Beruhigung über die nächste Zukunft des Leipziger Stadttheaters, als sie keineswegs mit rechthaberischem Eigensinn oder Unfehlbarkeitsdünkel gepaart uns entgegentritt; denn wir sehen unsern neuen Bühnenfeldherrn mit einem gut gewählten dramaturgischen Generalstab umgeben, also seine Geneigtheit, sich berathen zu lassen und durch weises Zusammenfassen vereinter Kräfte Großes zu wirken, thatsächlich bekundet. Beispielsweise verdient gerade an dieser Stelle erwähnt zu werden, daß der bisherige geschätzte Theaterrecensent dieser Blätter, Herr Dr. Wilhelm Buchholz, von der dramaturgischen Kritik zur dramaturgischen Praxis übergegangen, d. h. zum artistischen Beistand des Herrn Dr. Förster ernannt worden ist, ein Umstand, der auf die Wahl der neu aufzuführenden Stücke sowie der definitiv anzustellenden Künstler und auf das Einstudiren der Rollen vom günstigsten Einfluß zu werden verspricht und der schon deswegen hier nicht verschwiegen werden durfte, weil er den einzigen Grund abgiebt, warum seit mehreren Wochen die Theaterrecensionen des Herrn Dr. Buchholz in diesen Blättern fehlen und an seiner Stelle der Unterzeichnete mit der Bühnenberichterstattung für dieselben betraut worden ist. Mit dieser beiläufigen Notiz und mit der vielleicht überflüssigen Versicherung, daß ich grundsätzlich und vorschriftsmäßig der strengsten Unparteilichkeit den ausübenden Künstlern gegenüber, hingegen desto eifriger der entschiedensten Parteilichkeit für die Sache der Kunst mich befleißigen werde, trete ich mein schwieriges Amt nunmehr an. Absichtlich habe ich bis zu meiner ersten Berichterstattung eine ganze Theaterwoche mit sieben Schauspielabenden vorübergehen lassen, einmal, weil diese Blätter überhaupt nicht alle und jede, sondern nur die wirklich hervorragenden Vorstellungen der Leipziger Bühne eingehend verfolgen können, und zweitens, weil es ungerecht, also das Gegentheil von Unparteilichkeit gewesen wäre, von der neuen Direction mit ihrem fast durchweg neuen Bühnenpersonal, das bis zum Tage der allerersten Vorstellung nicht einmal den Boden seines Auftretens kennen gelernt hatte, schon jetzt die Erfüllung ihres Programms, ein musterhaftes Repertoire und ein vollendetes Ensemble, kurzum solche Vorstellungen zu verlangen, für deren Schilderung und Musterung auch Nichtbesuchern des Leipziger Theaters (und das sind doch die Mehrzahl der Leser dieser Blätter) ein besonderes Interesse zugemuthet werden durfte. Immerhin war auch schon in dem Repertoire für die ersten sieben Schauspielabende eine gewisse Planmäßigkeit anzuerkennen: unsere nationalen Klassiker, Schiller und Goethe, waren beide, ersterer zweimal mit „Kabale und Liebe" und einmal mit „Maria Stuart", letzterer einmal mit „Clavigo" vertreten; und an drei Abenden wurden je drei kleinere deutsche Ernst- und Lustspiele, nämlich „Der Alte vom Berge" von Bauernfeld, „Jugendliebe" von Wilbrandt, „Badekuren" von Puttlitz, — diese drei in Verbindung mit einem Ballet-Divertissement an zwei aufeinanderfolgenden Tagen, — ferner das französische Charakterbild „Gringoire" von Bauville, das französische Lustspiel „Der Raubmörder" von About und die berlinisirte Posse „Doctor Peschke" von Kalisch, gegeben. Es war also dem höheren ästhetischen Geschmack und dem flacheren Unterhaltungssinn Rechnnng getragen; es war der vaterländischen dramatischen Muse der Vorrang vor der fremdländischen und selbst an den Allerlei-Abenden der ernsten Gattung der Vorrang vor der heiteren eingeräumt; ja es darf wol nicht als zufällig angesehen werden und verdient, wenn auf einen leitenden Grundsatz zurückführbar, ganz besondere Würdigung, daß als Eröffnungsstück für den ersten Sonntagsabend im Neuen Hause das anti-atheistische kleine Schauspiel „Der Alte vom Berge" von der neuen Direction ausersehen war, als Mene Tekel hoffentlich für alle Vertreter und Verfechter einer religionslosen Kunst. Gleichwol läßt sich gegen das Repertoire der ersten sieben Schauspielabende der Einwand zu großer Einförmigkeit machen; denn abgesehen von den fast zu raschen Wiederholungen machte auch das zu nahe Aneinanderrücken stoff- oder scenenverwandter Stücke einen etwas monotonen Eindruck; so z. B. sind die an einem und demselben Abend gegebenen beiden Lustspiele „Jugendliebe" und „Badekuren" von gleichem burschikos-studentischem Charakter; in den ebenfalls an einem und demselben Abend gegebenen Stücken „Gringoire" und „Der Raubmörder" wiederholt sich der gedeckte Tisch, also das Mahlzeithalten; selbst in den beiden klassischen Trauerspielen, in Schiller's „Luise Millerin", die Iffland „Kabale und Liebe" getauft hat, und in Goethe's „Clavigo", den man ebensogut „Liebe und Kabale" taufen könnte, wiederholt sich peinlich das Dictiren eines peinlichen Briefes. Aber zu dieser Hintansetzung der Abwechselung im Repertoire war die neue Direction jedenfalls durch die Rücksichten auf das ihr (laut Programm) grundsätzlich wichtigere Ensemble genöthigt, und dieses war denn auch in fast allen Vorstellungen ein wenn auch nicht immer gelungenes, so doch ein sichtlich

gepflegtes zu nennen. Am gelungensten waren die Vorstellungen von „Kabale und Liebe", „Clavigo" und „Der Alte vom Berge", am mißlungensten, ja beinahe verunglückt die von „Maria Stuart", was um so mehr zu bedauern ist, als gerade diese Vorstellung die erste der katexochen zu Volksbildungszwecken bestimmten und contractmäßig abwechselnd im Alten und Neuen Theater zu halben Eintrittspreisen zu veranstaltenden Aufführungen klassischer Stücke war. Das Alte Theater war zwar am Sonntag, den 9. Juli, in allen Rängen, aber auch von allen Schichten des Publicums gefüllt, und es hätte einer imponirenderen Vorstellung bedurft, um einer großen Menge sehr bildungsbedürftiger Schreier, Lacher und Tober mehr Achtung vor dem dramatischen Meisterwerk unseres Lieblingsdichters und vor der Kunst überhaupt einzuflößen. Die Besetzung war nur in den beiden weiblichen Hauptrollen und in einigen untergeordneten männlichen Rollen eine aus dem neuen Bühnenpersonal genommene, aber gegen frühere Vorstellungen eine durchaus ungenügende. Fräulein Knauf (Elisabeth) war „jeder Zoll keine Königin"; ihre Betonung ist eine grundfalsche; so theilt sie z. B. die leider um sich greifende Angewohnheit vieler Schauspielerinnen, den Artikel statt des Hauptwortes zu betonen, denn sie legte in der letzten Zeile der folgenden Stelle:

> Drum ist
> Herkömmlich seit der Väter grauer Zeit,
> Daß vor Gericht kein Britte gegen den Schotten,
> Kein Schotte gegen Jenen zeugen darf.
> Die Roth gab dieses seltsame Gesetz . . .

den Ton auf „die" und sprach:

> Die Roth gab dieses seltsame Gesetz.

Ferner in der Stelle, wo auf die Bemerkung Talbot's:

> Denn ein gebrechlich Wesen ist das Weib . . .

Elisabeth antwortet:

> Das Weib ist nicht schwach . . .

legte sie den Ton auf „das" und sprach:

> Das Weib ist nicht schwach . . .

In der Stelle:

> Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit
> Zu sein, als die gemeine sein für alle . . .

ließ sie das Wort „allgemeine" ganz unbetont. Ihr ganzes Spiel war ein so undurchdachtes und unangemessenes, daß sie Fehler beging, die selbst eine erste Anfängerin unbelehrt vermeiden würde. Statt z. B. das dem Grafen Leicester abverlangte Ordensband dem französischen Botschafter und Brautwerber Bellievre mit weiblicher Grazie und königlicher Würde umzuhängen, warf sie es ihm um den Hals, etwa wie einen Lasso; und in der großen Parkscene, wo sie an der vor ihr niederknieenden Maria ihre Blicke triumphirend weiden muß, stand sie abgewandt von der Gedemüthigten und richtete ihr Augenmerk auf dieselbe überhaupt erst nach den Worten der Maria:

> Wenn Ihr mich anschaut mit dem Eisesblick.

Der Abgang dieser Elisabeth am Schluß der großen Parkscene und im folgenden Act ihre Vollziehung der Urtheils-Unterschrift erregte Lachen im Publicum und störte somit alle Wirkung der herrlichen Dichtung. Besser wurde derselben Frl. Behre (Maria Stuart) gerecht, aber ihre üble Gewohnheit, die letzten Silben und Laute der vers- oder redeschließenden Worte zu lange auszuhalten, und ihre zu weit getriebene Manier, beim Sprechen die Zähne bloszulegen, also mit ungeschlossenen Lippen zu sprechen, beeinträchtigt ihr sonst recht durchdachtes und empfindungsvolles Spiel; hoffentlich wird es ihr nicht schwer, jene unberechtigte Eigenthümlichkeit ihrer Sprechweise wieder abzulegen. — Daß Herr Mauthner (Davison) in der elften Scene des vierten Actes den Faden verlor und ganz im Hintergrunde der Bühne auftretend, also weit entfernt vom Schall der einhelfenden menschlichen Rede, ihn erst wiederfand, nachdem er dreimal seine Rede von vorn angefangen, ist zu beklagen und hätte nicht vorkommen sollen; aber dem Herrn Mauthner ist der Berichterstatter die Genugthuung schuldig, daß er tapfer ausgehalten und mit Geistesgegenwart seinen Part durchgeführt hat, selbst als ein Theil des Publicums bei den Worten seiner Rede: „Ich kam seit wenig Monden erst in dieses Amt" und: „Ihr seid's, der mich in dieses Staatsamt eingeführt! Befreiet mich davon!" ironische Beifallszeichen für angebracht hielt. — Die Rolle des Burleigh hätte auch einem andern Künstler, als dem Herrn Brammer übertragen werden sollen; sein Vortrag war nicht der eines Staatsmannes, sondern der eines rapportirenden Polizeiwachtmeisters, und man hatte ein Recht, zu schmunzeln, ja es klang wie Hohn, als Maria auf seine mit folgenden Worten schließende Rede:

> Können vierzig
> Erlesene Männer sich in einem Spruche
> Der Leidenschaft vereinigen?

ihm vorschrifts- aber nicht vortragsmäßig antworten mußte:

> Ich höre staunend die Gewalt des Mundes . . .

Auf den Erfolg der Sonntagsvorstellungen zu ermäßigten Preisen kommt im Interesse der Volksbildung zu viel an, als daß ich, meine Berichterstattung in umgekehrter Reihenfolge beginnend, nicht gleich hier Protest einlegen sollte gegen fernere Verstümmelungen klassischer Stücke. Von der Direction eines studirten Mannes, eines akademisch gebildeten Literaten darf man außer einem guten Repertoire und Ensemble auch dieselbe Pietät vor dem Text eines klassischen Dichtwerkes erwarten, wie sie der Kapellmeister vor den Noten der Oper hat; eine „Maria Stuart" aber, aufgeführt ohne die elfte bis fünfzehnte Scene des fünften Actes, ist und bleibt ein Torso, ein verstümmeltes Kunstwerk, und ein solches darf dem sogenannten Sonntagspublicum erst recht nicht geboten werden, wenn der wahre Bildungszweck erreicht werden soll. Auch sollte sich die Direction mit dem Rathe dahin verständigen, daß von der buchstäblichen Ausführung der Preishalbirung abgesehen werden dürfe. Dreizehn Pfennige, 38 Pfennige, 63 Pfennige sind aus Rücksicht auf die neue Reichswährung und auf Vereinfachung des Billetverkaufs an der Casse keine statthaften Preissätze mehr; man runde ab und setze beziehungsweise 60 oder 65, 40 oder 35, aber vor allen Dingen 15 statt 13 Pfennige, denn wem eine Vorstellung im Stadttheater nicht einmal den Preis eines Töpfchens Lagerbier werth ist, der gehe hin und bleibe, wo der geschundene Raubritter mit seinem den Namen der Vorsehung mißbrauchenden Motto gegeben wird; ein solcher würde doch nur das störende Element im Tempel der Kunst verstärken, also den Zweck der Vorstellung vereiteln helfen.

In meinem nächsten Bericht werde ich sämmtliche neue Bühnenkräfte, soweit sie bis jetzt aufgetreten sind, einer Musterung unterziehen und mich auch über einzelne Aufführungen, namentlich die von „Kabale und Liebe" und „Clavigo" umständlich aussprechen. Für diesmal schließe ich mit der erfreulichen Mittheilung, daß Hr. Dr. Förster Ernst gemacht hat, wenigstens für das Schauspiel den Zwischenvorhang fallen zu lassen, d. h. dieses Guillotinenbeil für den lebendigen Organismus eines dramatischen Kunstwerkes fortan nicht mehr fallen zu lassen. Max Moltke.

Leipziger Oper.

Das treffliche Ensemble der Leipziger Oper, welches seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt in hohem Grade erregt hatte, fiel den Verhältnissen zum Opfer. Ein anderer Director führt das Scepter und andere Kräfte gehorchen seinem Willen. Vor der Energie des neuen Regiments wird jeder Sachverständige die Achtung nicht unterdrücken können, wenn er die Lage der Dinge unbefangen betrachtet und den Anfang der jetzt begonnenen Entwicklung in sorgfältige Erwägung zieht. Es gehörte jedenfalls ein nicht geringer Muth zu dem Unternehmen, nach Schluß der Haase'schen Theaterleitung sogleich mit einer großen Oper hervorzutreten, deren Reproduction nicht allein bedeutende Solokräfte, sondern auch ein wohlgeschultes Chor- und Orchester-Ensemble verlangt. Leipzig besitzt allerdings unter den mitwirkenden Orchestermusikern so sichere, virtuose Kräfte, daß einem neuen Capellmeister die Stellung nach dieser Richtung hin sehr erleichtert wird. Aber selbst das vorzüglichste Orchester und der fertigste Dirigent müssen sich erst gegenseitig genau kennen lernen und sich in die besonders zu erfassenden Eigenthümlichkeiten einleben, bevor eine glückliche Lösung der Aufgabe nach allen Seiten hin erzielt werden kann. Noch schwieriger gestaltet sich das Verhältniß des Dirigenten zum Chorensemble, in welchem die Gewohnheit eine so große Rolle spielt, daß in der Regel während der ersten Aufführungen in einer derartigen Neugestaltung sehr grobe Verstöße gegen die Technik und Einheitlichkeit des Zusammenwirkens gar nicht zu vermeiden sind. Gewiß sind auch während der mit so großem Muth unternommenen Aufführung des Lohengrin von Richard Wagner, dieser poetischen, aber auch mit bedeutenden technischen Schwierigkeiten durchsetzten Oper, mancherlei Fehler vorgekommen, welche nach längerer Wirksamkeit der neuen Direction gewiß nicht mehr zu bemerken sein werden, aber die ganze Aufführung ließ doch wenigstens unzweideutig erkennen, daß der zur Direction der ernsten Oper gewonnene Capellmeister Sucher ein ganz ausgezeichneter Leiter für Wagner'sche Tondichtungen ist und eine sehr hochzuschätzende Gabe der Vermittelung besitzt, deren Herstellung zwischen dem Componisten und den ausführenden Kräften ja hauptsächlich dem Capellmeister obliegt. Nicht allein in Rücksicht auf Mozart und Beethoven bereitet das Amt der Vermittelung oft sehr unangenehme Schwierigkeiten, sondern auch die Wagner'sche Tonpoesie verlangt einen Interpreten und Vermittler, welcher in jeder Aufführung mit dem Autor geistig zusammenlebt und selbst die zartesten Linien in dem von diesem entworfenen Bilde so scharf beobachtet, daß auch nicht der kleinste Theil in der Zeichnung und Farbe verwischt wird. Herr Capellmeister Sucher gehört unbedingt zu diesen sorgsamen Wagner-Interpreten, welche sich auch die subtilsten Details nicht entgehen lassen und stets neben der technisch-sauberen Ausführung das Poetische der Aufgabe im Auge behalten. Wie schon bemerkt, konnte natürlich eine Vollkommenheit des Ensembles wegen der allzukurzen Vorbereitung nicht erzielt werden; auch war es nicht möglich gewesen, die Mischung der Chorstimmen stets so herzustellen, daß man irgend welche Unebenheit im Forte oder Schwankung im Piano gar nicht hätte bemerken können; dennoch imponirte aber oft die Macht des Ganzen und die sinngemäße Erfassung zartsinniger Einzelnheiten ungemein, welche Vorzüge unbedingt besonders der höchst intelligenten und gewandten Direction des Herrn Capellmeister Sucher zu verdanken sind.

Derselbe befolgte auch bezüglich des äußeren Arrangements genau die Vorschriften des Dichtercomponisten für die Wiener Aufführungen und suchte durch eine neue sachgemäße Aufstellung des Orchesters und des Dirigentenpultes eine dem Ganzen zweckdienliche Einrichtung des Wiener Hofopernteaters nach Leipzig zu verpflanzen. Der Erfolg war dieser Anordnung so günstig, daß man dieselbe wol von jetzt ab als eingebürgert betrachten kann. Nicht weniger hatte der Capellmeister auch den inneren Bau des Werkes beobachtet und durch glückliche Verwendung des Tonmaterials, welches ihm für die Musik auf der Bühne zu Gebote stand, nicht unwesentlich die Einsicht in die Architektur des Kunstwerks gefördert, zumal er von allen Kürzungen ganz absah, welche den dramatischen Fortgang nur einigermaßen behindern konnten. Auch die Regie war sehr erfolgreich thätig gewesen, die lebensvolle, in der Bewegung edle und harmonische Dramatik der Schöpfung zu durchgreifender Wirkung zu bringen. Kurz der Vorgang brachte zur vollständigen Klarheit daß zwei Hauptfactoren, Capellmeister und Regisseur, an Tüchtigkeit und Erfahrung nichts zu wünschen übrig lassen. Ueber die einzelnen Solokräfte soll man eigentlich nach einer ersten Leistung kein Urtheil fällen, weil doch der Erfolg des Auftretens vielfach von der stimmlichen Disposition abhängig ist. In der beregten Lohengrinaufführung erschienen allerdings drei Kräfte von recht hervorragender Bedeutung: Frl. Hasselbeck, Frl. Parsch und Herr Schelper. Fräulein Hasselbeck fesselte in der Partie der Elsa ebenso durch reine, saubere Intonation, klaren, seelenvollen Ausdruck, tiefe Erfassung der Aufgabe und machtvolle, aber edle Wiedergabe der leidenschaftlichen Accente, wie durch äußerst günstige Bühnengestalt und der Poesie des Tondramas angemessene Haltung, während Frl. Parsch als Ortrud das Dämonische der Partie durch glückliche Verwerthung ihres schönen, nur leider dem Tremuliren und heftigen Tonabreißen geneigten Stimmorgans meistentheils ganz wirksam zur Geltung brachte und endlich Herr Schelper als Telramund trotz einiger Gaumtöne bedeutende Kraft und Noblesse des Stimmmaterials, deutliche, echt künstlerische Declamation und ein jeder Situation vollkommen entsprechendes charaktervolles Spiel entwickelte. Ueber die übrigen Darsteller enthalte ich mich vorläufig des Urtheils, weil ich den Grundsatz habe, erst dann das Tadelnswerthe zu besprechen und zu erläutern, wenn der Beweis von dem Unvermögen und von der Kenntnißlosigkeit einzelner Kräfte vollständig vorliegt. Oscar Paul.

— Die Festrede, welche Herr Schulrath Dr. Paul Möbius in Gotha zur fünfzehnjährigen Stiftungsfeier des Leipziger Zöllnerbundes in Leipzig am 17. April d. J. gehalten hat, und die sich um ihres bedeutsamen allgemein interessanten Inhaltes halber so großen Beifalls zu erfreuen hatte, daß der Wunsch, sie durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu sehen, sofort vielseitig verlautbart wurde, ist kürzlich unter dem Titel: „Die Bedeutung der deutschen Männergesangvereine für die Culturentwicklung der Gegenwart" (Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther) veröffentlicht worden.

— **Wien**, 8. Juli. Das k. k. Reichskriegsministerium hat angesichts des allgemeinen Interesses, welches durch die gegenwärtigen politischen Verhältnisse den Ländern Serbien, Bosnien, Herzegowina und Montenegro zugewendet ist, infolge wiederholter bezüglicher Nachfragen angeordnet, daß von den jene Länder enthaltenden zwölf Blättern der beim k. k. Militair-geographischen Institute hier in der Bearbeitung sich befindenden Generalkarte von Central-Europa die obbezeichneten zwölf Blätter in einer die raschere Vollendung gestattenden, flüchtigen Manier hergestellt und als „Generalkarte von Serbien, Bosnien, der Herzegowina und Montenegro" von dem k. k. Militair-geographischen Institute herausgegeben und in den Buchhandel gebracht werden können. Als wissenschaftliche Grundlage für den Entwurf derselben dienten eine große Anzahl astronomischer Ortsbestimmungen, trigonometrisch bestimmte Flächen- und Höhenmessungen, die mit Bewilligung und Unterstützung von Seite der türkischen und serbischen Regierung zum Zweck geographischer Richtigstellung jener Gebiete nach Länge und Breite durch Officiere des

Generalstabs und des Militair-geographischen Instituts vorgenommen worden waren. Das zur Bearbeitung vorliegende reiche Material bietet indeß noch immer nicht die gewünschte Vollständigkeit. Die Grenzen Serbiens sind nach den Kreiskarten eingetragen und können im Allgemeinen als verläßlich angesehen werden; jene von Montenegro wurden der Grenzregulirungskarte der internationalen Commission v. Jahre 1860 entnommen. Für die politischen Abgrenzungen innerhalb des eigentlichen türkischen Gebietes fehlt es an officiellen Anhaltspunkten, weshalb die vom Professor Kiepert angegebenen Grenzlinien benutzt und beziehentlich berichtigt worden sind; für den topographischen Theil wurde zunächst das eigene neue Material und die Eisenbahntracen-Aufnahme der austro-türkischen Eisenbahnverwaltung verwerthet. Wo neuere und neueste Orientirungsmittel fehlen, mußten selbstverständlich die besten vorhandenen Karten, Skizzen, sowie die betreffenden literarischen Werke benutzt werden, so für Bosnien das Recueil d'itinéraires dans la Turquie d'Europe von Ami Boué, einige Skizzen nebst der Beschreibung vom Consul Sax, die Studien über Bosnien vom Major Roskiewicz; für Albanien und Rumelien die Reisebeschreibungen vom österreich. Consul Hahn aus 1867—1868; für Serbien die historisch-ethnographischen Reisestudien aus den Jahren 1859—1868 von Kanitz. Bei der Unzulänglichkeit der Waldabgrenzungen in vielen Theilen konnten die Wälder nur nach ihrer allgemeinen Lage und Ausdehnung und nur dort angedeutet werden, wo dazu überhaupt noch Anhaltepunkte vorlagen. Für Serbien fehlen aus neuerer Zeit genauere Angaben in Bezug auf Wälder, die in den letzten Jahrzehenten bedeutende Veränderungen erlitten haben. Man beschränkte sich daher im Allgemeinen auf Andeutung der Wälder im Bereiche der Hauptcommunicationen. Für die Nomenclatur wurde die südslavische Schreibweise angewendet. Die türkische Nomenclatur wurde von der Direction der k. k. orientalischen Akademie durchgesehen. Die sonach im Voraus veröffentlichten zwölf Blätter der einheitlich durchzuführenden Generalkarte von Mitteleuropa sind also als ein provisorisches Werk erschienen und betreffen J. 10 Glina, J. 11 Spalato, J. 12 Lissa, K. 10 Brod, K. 11 Bosna Serai, K. 12 Ragusa, L. 10 Belgrad, L. 11 Uzica, L. 12 Skutari, M. 10 Orsova, M. 11 Krusevac und M. 12 Pristina. Jedes Blatt kostet 70 kr., colorirt 25 kr. mehr. Trotz mancher Mängel wird diesem Werke, das vom k. k. Militair-geographischen Institut und durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist, mit Rücksicht auf die dafür gewonnene genauere wissenschaftliche Grundlage und das benutzte zum Theil vortreffliche, nicht gerade allgemein zugängliche Material ein relativ hervorragender Werth zuerkannt werden müssen.

— Die Erleichterung des Personentransportes und die zugleich erlangte Zeitersparniß beim Reisen durch Eisenbahnen und Dampfschiffahrt übt auch ihre Rückwirkung auf literarische und buchhändlerische Gebiete, indem sie den Bedarf ganzer Bibliotheken von Reisehandbüchern hervorgerufen hat. Im Verlage des Bibliographischen Institutes in Leipzig ist auch eine solche planmäßig angelegte Sammlung von Reisebüchern erschienen, die unter dem Gesammtnamen „Meyer's Reisebücher" eines guten Rufes genießen. Es umfassen dieselben außer Deutschland (Führer durch Norddeutschland, durch Süddeutschland, die Rheinlande, Thüringen) alle Reisegebiete des westlichen Europa. Weniger für den gewöhnlichen Parforcetouristen berechnet, welcher in kürzester Zeit ohne eingehenden näheren Genuß eine im Voraus genau bemessene Rundreise absolviren will, als für Solche, die neben Erholung und Vergnügen auch Kenntniß von Land und Leuten mit heimbringen wollen und deshalb einen literarischen Führer sich wünschen, der nicht auf Wirthshaus und Wege das Hauptgewicht legt, sind dieselben auch im Umfange weniger beschränkt und mit sorgfältig gewählten guten bildlichen Darstellungen und topographischen Hilfsmitteln ausgestattet. Daneben sind in demselben Verlage aber auch unter dem Titel „Wegweiser" kürzere, bearbeitet für den Bedarf der in Zeit und Mitteln weniger frei gestellten Reiselustigen, billigere Reisebücher erschienen, welche sich auf kleinere Ausflugsgebiete, namentlich Gebirgspartien, beschränken (Wegweiser durch Thüringen, 6. Aufl.; den Harz, 5. Aufl.; das Riesengebirge, 3. Aufl.; die Schweiz, 3. Aufl.; Italien in 50 Tagen), die auch von Karten und bez. Plänen begleitet sind.

Victor Hugo in seiner Häuslichkeit. Victor Hugo, der große Dichter und leider so klägliche Politiker, ist durch die jüngsten Ereignisse und namentlich durch seine Ernennung zum Senator, gelegentlich wieder einmal in den Vordergrund der ewig bewegten Pariser Weltbühne gedrängt worden. Wir haben uns indessen hier nicht mit dem Politiker Victor Hugo zu beschäftigen — wir beabsichtigen dem Leser den Dichter Victor Hugo als Privatmann und als Familienvater vorzuführen. Unserer Meinung nach ist dies die schönere Seite der Medaille.

Victor Hugo bewohnt allein den zweiten Stock eines Hauses in der Rue de Clichy, unmittelbar über der Wohnung seiner verwittweten Schwiegertochter, die mit ihren Kindern den ersten Stock desselben Hauses inne hat. Die Wohnung des Dichters zeichnet sich nur durch einen sehr schönen Salon aus, der elegant meublirt ist, aus dem aber alle Bilder verbannt sind. Victor Hugo beginnt sein Tagwerk schon zu früher Morgenstunde, er steht um sieben Uhr auf und nimmt Sommers und Winters täglich ein ganz kaltes Bad. Wenn er seine Toilette beendet hat, durchläuft er im Sturmschritt seine sämmtlichen Gemächer, um auf das kalte Bad eine Reaction zu bewirken; hierauf setzt er sich an den Schreibtisch, den er bis um zwölf Uhr nicht verläßt; um diese Stunde nimmt der Großvater mit seinen Enkeln das Frühstück ein; der kleine Georg sitzt zu seiner Rechten, die kleine Johanna zu seiner Linken; die Mutter sitzt gegenüber; des Dichters übergroße Liebe zu seinen Enkeln artet beinahe in Schwäche aus, keiner ihrer Wünsche bleibt unerfüllt.

Nach dem Frühstück macht sich Victor Hugo wieder an die Arbeit, bis vier Uhr; dann geht er aus, immer allein; er macht seine Promenaden zumeist zu Fuß; zuweilen erklimmt er indessen auch einen Omnibus und läßt sich an irgend ein beliebiges Ende von Paris fahren; auf diesen Omnibusfahrten, die immer auf dem Verdeck des Wagens, der sogenannten „Imperiale" zurückgelegt werden, sollen dem Dichter die schönsten poetischen Inspirationen gekommen sein. An seinem Ziele angelangt, besteigt Victor Hugo einen andern Omnibus, der ihn wieder nach seiner Wohnung fährt.

Es wird im Hause des Dichters sehr spät, aber ausgezeichnet gut gespeist; es kommen fast täglich Gäste zu Tisch; wer aber immer kommen mag, Victor Hugo behält sich stets den nämlichen Platz zwischen seinen beiden Enkeln vor. Nach dem Essen findet alle Tage ein zahlreicher Empfang statt; nicht allein die Vertrauten des Hauses, sondern auch viele Fremde und Neugierige klopfen an die gastliche Pforte des Dichterhauses, die ihnen denn auch leicht und bereitwillig geöffnet wird. Wie interessant aber auch die Unterhaltung sein möge, in die sich der Dichter mit seinen Gästen eingelassen hat, so wie die Uhr elf schlägt, zieht er sich in seine inneren Gemächer zurück und legt sich schlafen. Er weicht fast niemals und nur sehr ungern von seiner regelmäßigen Lebensweise ab. Selbst die französische Akademie, deren Mitglied er ist, hat sich nur äußerst selten seines Besuches zu erfreuen; er hat sie seit der Rückkehr aus seiner freiwilligen Verbannung unter dem Kaiserreiche erst zwei Mal wieder betreten; das eine Mal, um seine Stimme zu Gunsten der Ernennung des Herrn Alexander Dumas Sohn zum Mitgliede der Akademie abzugeben, und das andere Mal, um für seinen Freund Jules Simon zu stimmen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 57. Sonntag, den 16. Juli. 1876.

Die europäische Armenpflege.

Von **Arthur v. Studnitz.**

Die deutsche Literatur besitzt ein Werk über die Armenpflege, welches so vollständige Nachrichten über diesen Gegenstand aus den verschiedensten Ländern bringt und von so tüchtigen Autoren geschrieben ist, daß sich bis vor Kurzem kein anderes Werk irgend einer Literatur mit diesem Buche vergleichen konnte. In der That hat sich das Emminghaus'sche Werk „Das Armenwesen und die Armengesetzgebung in europäischen Staaten" (Berlin, 1869) überall großen Beifall erobert.

Soeben ist indessen in der englischen Literatur ein Werk an die Oeffentlichkeit getreten, welches sich der Arbeit der mit dem Herrn Emminghaus verbündeten Gelehrten kühn an die Seite stellen kann, ja, welches dieselbe in mancher Hinsicht übertrifft. Dieses Werk ist ganz und gar nach officiellen Quellen bearbeitet worden und entstand aus Berichten der diplomatischen Vertreter Großbritanniens über das Armenwesen in den verschiedenen Ländern. Die britische Regierung legt bekanntlich sehr großen Werth auf die vergleichende Methode in den Arbeiten der Volkswirthschafts-Politik; sie bereitet fast jedes neu zu gebende Gesetz durch eine Darstellung der bezüglichen Gesetze der anderen Länder vor und verwendet sogar großen Eifer auf die Sammlung von Material über Fragen, deren gesetzliche Regelung nicht unmittelbar bevorsteht, sondern erst der Zukunft anheimfallen wird. So kommt es, daß die sogenannten Blue-Books den bedeutsamsten Theil der volkswirthschaftlichen Literatur Englands in der Gegenwart bilden. Aeußert man englischen Gelehrten gegenüber seine Verwunderung darüber, daß nur so wenige Werke über wirthschaftliche Gegenstände von den Buchhandlungen angekündigt werden, so pflegen dieselben zu sagen: „Wir haben uns ausgeschrieben." In der That gab es bis vor einer nicht allzu langen Spanne Zeit wenige Zweige der Literatur, welche so eifrige Bearbeiter fanden, wie die Volkswirthschaftslehre; und es ist kaum zu verwundern, daß dieser Eifer von einer Reaction gefolgt wurde. In den parlamentarischen Publicationen sprudelt aber bis zum heutigen Tage eine Quelle neuer und beachtenswerther Thatsachen, welche allen denen Erquickung gewähren sollte, die des Haders über wenig greifbare theoretische Unterschiede müde sind und lieber zu den Thatsachen zurückkehren.

Der vollständige Titel des Blue-Book, welchem wir unsere Aufmerksamkeit schenken wollen, lautet: Poor Laws in Foreign Countries. Reports communicated to the Local Government Board, by Her Majesty's Secretary of State for Foreign Affairs; with Introductory Remarks by Andrew Doyle, Esq., Local Government Inspector. Presented in both Houses of Parliament by Command of Her Majesty. (London. 1875.)

Die Vorzüge, welche dieses Buch vor dem Werke des Herrn A. Emminghaus besitzt, beruhen vornehmlich auf drei Punkten: Erstens sind die Bestandtheile des englischen Werkes durchaus officiellen Ursprunges; zweitens sind die Mittheilungen in demselben über die Armenpflege in den verschiedenen Ländern neuer als in dem schon vor 6 Jahren erschienenen Buche; drittens enthält das vorliegende parlamentarische Werk eine Darstellung der Armenpflege einer größeren Zahl von Ländern, welche Emminghaus aus seinem Werke ausgeschlossen hat. So finden wir in dem englischen Werke eine vollständige Darstellung des Armenwesens von Rußland im Allgemeinen, von Moskau, von Odessa, von Riga und den baltischen Provinzen, von Finnland, von Polen im Allgemeinen und Warschau im Besonderen, von Portugal, von Konstantinopel und von Bukarest. Dies sind gewiß nicht unterschätzbare Zugaben zu dem vorliegenden Werke.

Die in demselben enthaltenen Mittheilungen entstanden aus den Antworten auf ausführliche Fragebogen, welche von britischer Seite aufgestellt worden waren. Den thatsächlichen Mittheilungen ist eine sehr verdienstvolle Einleitung, welche die hauptsächlichsten Punkte heraushebt, beigefügt worden.

* * *

Bei Darstellung des Armenwesens der verschiedenen Länder unterscheidet man am Besten drei Classen von Staaten:

Erstens Staaten, in denen eine besondere Steuer existirt, welche zu dem ausdrücklichen Zwecke erhoben wird, die Kosten der Armenpflege zu bestreiten.

Zweitens Staaten, in welchen die Kosten der Armenpflege sowol durch Staats- oder Gemeinde-Auflagen, als durch freiwillige Beiträge bestritten werden.

Drittens Staaten, in welchen die Armenpflege ganz und gar der freiwilligen Privatthätigkeit überlassen ist.

Diese Eintheilung wurde auch von Emminghaus befolgt.

Es giebt in Europa nur zwei Länder, nämlich England und Dänemark, in welchen die Kosten der Armenpflege durch ausdrücklich für diesen Zweck aufgelegte Steuern bestritten werden; auch giebt es nur drei Staaten, nämlich Preußen, Dänemark und Schweden, in denen das Gesetz den Hilfsbedürftigen „das Recht" gewährt, unterstützt zu werden.

Beschäftigen wir uns zunächst mit denjenigen europäischen Ländern, deren Armenwesen von Emminghaus nicht behandelt wurde.

Um das Armenwesen Rußlands zu verstehen, ist es nöthig im Auge zu behalten, daß hier die Stadtbevölkerung von der Landbevölkerung scharf geschieden ist.

Auf dem Lande ist bis zu einem gewissen Grade dem Pauperismus durch zwei Umstände vorgebeugt:

1) Infolge der Leichtigkeit, Arbeit in einem Lande zu finden, in welchem die Zahl der Bevölkerung zum Flächenraum so klein ist. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist in Großbritannien 30—40 Mal größer wie in Rußland.

2) Kommt der große Flächenraum der uncultivirten Kronländereien, welche noch der Colonisation warten, in Betracht.

Es ereignen sich daher Fälle von absolutem Pauperismus in den ländlichen Districten Rußlands nur selten.

Nichtsdestoweniger ist der Wohlstand des russischen Bauern bis zum heutigen Tage noch sehr zurück. Die Majorität der russischen Bauern spart nicht, sondern lebt au jour le jour. Ereignet sich eine schlechte Ernte, so wird daher die Lage desselben stets precär. Indessen weiß der russische Landmann, daß er bei seinen Nachbarn Unterstützung finden wird; denn der Russe ist gastfrei und freigebig.

Bis zur Befreiung der Leibeigenen war der Grundbesitzer verpflichtet, für den Unterhalt der bei ihm im Dienst Stehenden zu sorgen. In den Städten existirten bis zum Jahre 1864 besondere Commissionen, welche die Armenpflege zu verwalten hatten. Die Geldmittel derselben rührten ursprünglich aus freiwilligen Schenkungen und Regierungsbeiträgen her. Später liehen sie ihre Capitalien in meist vortheilhafter Weise aus, und erlangten hierdurch die Mittel zur Gründung von Waisenhäusern, Hospitälern, Irrenanstalten und anderen wohlthätigen Einrichtungen.

Im Jahre 1864 trat ein neues System der Armenpflege in Kraft. Locale Repräsentativversammlungen, in denen jedoch hauptsächlich die Interessen der Grundbesitzer vertreten sind, übernahmen mit anderen Pflichten auch die Armenpflege ihres Gebietes.

Im städtischen Armenwesen Rußlands kommt hauptsächlich in Betracht, daß ein großer Theil der städtischen Bevölkerung keinen festen Wohnsitz in den Städten hat. In St. Petersburg besteht z. B. die Hälfte der Einwohnerzahl aus einer flottirenden Bevölkerung. Es begeben sich nämlich — namentlich nach der Ernte — große Massen von Landbewohnern nach den Städten, um in diesen temporäre Beschäftigung zu finden. Aus ihrer Pflege erwachsen zum großen Theil die auf die städtische Armenverwaltung fallenden Lasten.

Als Beispiel der russischen Armenpflege in den Städten nehmen wir die Armenpflege in St. Petersburg. Dieselbe wird von drei verschiedenen Institutionen verwaltet.

Erstens durch ein Regierungscomité. Demselben steht ein Grundcapital von 102,000 Rubeln zur Verfügung, welches von der Regierung hergegeben wurde. Außerdem zieht dieses Comité Einkünfte aus freiwilligen Beiträgen. Die Zahl der von ihm versorgten Armen beträgt alljährlich 3—4000. Dieselben theilen sich in vier Classen, nämlich:

a) in solche, welche körperlich arbeitsunfähig sind,

b) in solche, welche vorübergehend beschäftigungslos geworden sind,

c) in solche, welche Bettelei zu ihrem Gewerbe gemacht haben,

d) in solche, welche aus den Provinzen stammen und in der Stadt keine Arbeit fanden.

Zweitens widmet sich in St. Petersburg der Armenpflege die „Große kaiserliche philantropische Gesellschaft". Dieselbe wurde im Jahre 1818 gegründet und steht nur theilweise unter der Controle der Regierung. Der Vicepräsident und der Secretair dieser Gesellschaft werden von der Regierung ernannt. Die Ausschußmitglieder bestehen aus 12 hohen Beamten; die Zahl der übrigen Mitglieder beträgt 1000. Die Thätigkeit dieser Gesellschaft ist nicht auf St. Petersburg beschränkt; dieselbe besitzt vielmehr in Moskau und in den Provinzialstädten Filialen. Die Gesellschaft hat 19 Schulen und 15 Armenhäuser gegründet.

Ihr Capital betrug im Jahre 1870 2,500,000 Rubel, zu welcher Summe noch der Werth ihres Grundbesitzes im Betrage von 3,300,000 Rubel kam. Die Schulen der Gesellschaft unterrichten an 2000 Kinder, was einen Aufwand von 190,000 Rubeln verursacht. Die Armenhäuser beherbergten im Jahre 1870 1470 Leute, deren Unterhalt der Gesellschaft 115,000 Rubel kostete.

Die dritte Classe von Einrichtungen zur Verwaltung des Armenwesens in St. Petersburg besteht aus philantropischen Gesellschaften, welche gänzlich unabhängig von der Regierung sind und in verschiedenen Gemeinden St. Petersburgs gegründet wurden. Als Beispiel für diese Art der Armenverwaltung nehmen wir die Gesellschaft zur Unterstützung der Armen in der Gemeinde St. Andreas. Die Bevölkerung dieser Gemeinde besteht aus 30,000 Seelen. Die Gesellschaft zählt alle diejenigen zu Mitgliedern, welche sich dem Wohlthätigkeitswerke widmen wollen. Das Actionscomité der Gesellschaft besteht aus einem Präsidenten und zwölf Mitglieder, welchen außerdem die Oberaufsicht über das Armenwesen in den verschiedenen Districten der Gemeinde obliegt.

Als die Gesellschaft gegründet wurde, bestand ihre erste Arbeit darin, sich mit den Bedürfnissen der einzelnen armen Familien bekannt zu machen und ein System für die Sammlung von Beiträgen einzurichten. An jeden Hausherrn wird jährlich einmal das Ansuchen zur Leistung von Beiträgen gerichtet.

Während der dreijährigen Existenz dieser Gesellschaft sammelte dieselbe jährlich 6000 Rubel, eine Summe, welche zur Bestreitung der Armenpflege hinreichte.

In Portugal ist der Pauperismus infolge des Vorwiegens der Landwirthschaft vor der Industrie mehr beschränkt, wie in den meisten Ländern Europas. Die Zahl der wirklich Hilfsbedürftigen findet reichliche Unterstützung in der großen Menge wohlthätiger Anstalten, welche durch Privatmittel begründet wurden. Der Staat unterstützte in früherer Zeit diese Anstalten nicht nur durch Beiträge, sondern auch durch die Ertheilung wichtiger Privilegien; in manchen Fällen übernahm er selbst einige der den Wohlthätigkeits-Anstalten zufallenden Aufgaben.

Im Allgemeinen existirt aber in Portugal keine officielle Armenpflege; das Gesetz gewährt den Hilfsbedürftigen nicht das Recht, vom Staate Unterstützung zu verlangen.

Hauptsächliche Sorgfalt wird in Portugal auf die Pflege hilfsbedürftiger Kinder verwendet. Das Gesetz verpflichtet die municipalen Behörden, die Sorge für alle diejenigen Kinder zu übernehmen, welche von ihren Aeltern verlassen wurden. Außerdem giebt es 30 Kinderasyle, deren Kosten durch freiwillige Beiträge bestritten werden.

Nach den letzten Statistiken beläuft sich der Grundbesitzwerth der Wohlthätigkeits-Anstalten Portugals auf etwa 45 Millionen deutsche Reichsmark.

In Konstantinopel mangelt es an einer Armenpflege nach einem bestimmten Systeme. Ueberdies würde die Verschiedenheit der hier zusammen wohnenden Nationen in ihren Sitten und Culturstufen schon allein hinreichen, um Armenpflege nach einem System unmöglich zu machen.

Mit Rücksicht auf die Armenpflege unter den Türken ist zu bemerken, daß der Koran dem muhamedanischen Volke befiehlt, gegen Aeltern, Verwandte, Waisen und Arme wohlthätig zu sein und den Bettler nicht fortzustoßen; Folge hiervon ist, daß Bettelei unter der türkischen Bevölkerung nicht unterdrückt wird, sondern fortgesetzte Nahrung findet. Jeder, der in Konstantinopel war, wird sich der Frauen und Kinder erinnern, welche bettelnd hinter dem Fremden her laufen, den Rockschoß ergreifen und denselben nicht eher loslassen, als bis man ihnen einen Para gegeben hat.

Die Gründer der großen Moscheen verbanden mit diesen sehr oft die Gründung wohlthätiger Stiftungen. Auch Kosthäuser für die Armen wurden früher vielfach in Konstantinopel gegründet; von diesen blieb indessen bis zum heutigen Tage nur ein einziges übrig. Die Einrichtung von Hospitälern gestattet eigentlich die muselmännische Religion nicht; indessen giebt es seit dem Krimkriege mehrere Militairhospitäler in Konstantinopel, welche nach europäischem Muster eingerichtet sind.

In Stambul und in jeder Provinzialhauptstadt des türkischen Reiches giebt es je ein Irrenhaus. Indessen sollen sich die Insassen derselben in einem jammervollen Zustande befinden.

Die Thätigkeit der Armenpflege unter den Türken läßt sich dahin zusammenfassen:

1) Das Gesetz überläßt die Sorge für die Armen vorzüglich der Privatthätigkeit.

2) Es ist unmöglich, Zahlen über die Ausdehnung der Privatthätigkeit anzugeben.

3) Indessen gestattet die unter den Türken übliche Armenpflege die Vermehrung der Bettelei.

Was die Armenpflege unter den Christen in Konstantinopel anlangt, so unterscheidet sich dieselbe mehr nach der Nation als nach der Confession derselben. Jede Gesandtschaft unterstützt eine gewisse Zahl von Armen. Die unterstützungsbedürftigen Unterthanen Italiens, Oesterreichs und Rußlands sind so zahlreich in Konstantinopel, daß die betreffenden Gesandtschaften eigene Hospitäler, Asyle und Schulen für dieselben einrichten mußten.

Die Griechen in Konstantinopel nehmen die Armenpflege durch die Gemeindeversammlungen der orthodoxen Kirche wahr. Die griechische Regierung hat mit der in dieser Hinsicht ausgeübten Armenpflege nichts zu thun. Die Kosten der griechischen Armenpflege werden 1) durch tägliche Sammlungen in den Kirchen, 2) durch Sammlungen an großen Feiertagen, 3) durch den Verkauf von Kerzen in den Kirchen, 4) durch Hauscollecten, 5) durch Beiträge des Patriarchen herbeigeschafft.

Die griechischen Gemeinden in Konstantinopel haben Findelhäuser und Schulen errichtet. Das Interesse, welches der Errichtung von Schulen von Seite der Griechen entgegengetragen wird, ist daraus ersichtlich, daß jährlich nicht weniger als 1½ Millionen Piaster auf den Unterricht armer Griechen in Konstantinopel verwendet werden. Ueberhaupt ist ja bekannt, daß das griechische Volk — sowol im engern Vaterlande als auf der ganzen Balkanhalbinsel und den Colonien — ungeheure Anstrengungen macht, um der Jugend tüchtigen Unterricht zu gewähren.

Auch in den **Donaufürstenthümern** ist der Pauperismus nicht in bedenklicher Weise heimisch. Durch das Ruralgesetz vom Jahre 1864 wurde jeder Bauer zum Landeigenthümer gemacht. Die in den Städten der Donaufürstenthümer vorhandenen Armen bestehen namentlich aus solchen Leuten, welche nicht wirklich hilfsbedürftig sind, sondern welche die Bettelei zu ihrem Gewerbe machen. Immerhin ist die Zahl der Armen in den Städten der Donaufürstenthümer so gering, daß z. B. ein wohlthätiger Frauenverein, welcher im Jahre 1870 durch die Fürstin Elisabeth gegründet wurde und welcher Versammlungen unter dem Präsidium Ihrer Hoheit abhielt, ungewöhnliche Schwierigkeiten überwinden mußte, um Gegenstände seiner Fürsorge aufzutreiben. Die Damen dieses Vereins unternahmen es, persönlich die Verhältnisse der Applicanten zu untersuchen und entdeckten in den meisten Fällen, daß dieselben nicht hilfsbedürftig waren, sondern vielmehr comfortable Häuser hatten, ja sogar manchmal den Luxus eines Piano genossen. Unter diesen Umständen beschränkte jene Gesellschaft ihre Aufgabe auf die Vertheilung von Holz in den Wintermonaten, eine Aufgabe, welche infolge der hohen Preissteigerung des Holzes und infolge der meist strengen Winter sehr nützlich erscheint.

Die Hospitäler in Bukarest sind zahlreich; fremde Aerzte bestätigen, daß sich dieselben mit den westeuropäischen wol vergleichen können.

Die Armenpflege in **Frankreich** beruht auf der **moralischen** Verpflichtung des Staates, für die Unterstützung seiner hilfsbedürftigen Bürger zu sorgen. Eine gesetzliche Verpflichtung existirt nicht. In der That haben alle conservativen Regierungen Frankreichs auf der Aufrechthaltung dieses Grundsatzes bestanden, wenn sie auch die Nothwendigkeit einer staatlichen Unterstützung in vielen Fällen zugaben.

Diese Ansichten über die Aufgaben der staatlichen Armenpflege gewannen während der letzten Jahre um so mehr Verbreitung, je mehr die socialistischen Doctrinen unter den arbeitenden Classen propagirt wurden. Die Tendenz der französischen Gesetzgebung steht daher auch heut noch der obligatorischen Armenpflege durch den Staat feindlich gegenüber. Nichtsdestoweniger versuchte man von einigen Seiten zwischen den beiden hier angezogenen Richtungen zu vermitteln. Und zwar blieb es hierbei nicht nur bei theoretischen Erörterungen; jede revolutionaire Bewegung in Frankreich hat vielmehr vorübergehend zur obligatorischen Uebernahme der Armenpflege durch den Staat geführt.

Gegenwärtig ist die Armenpflege in Frankreich wesentlich local. Allerdings leistet die Regierung derselben erhebliche Hilfe und hat sich ausgedehnte Gewalt in der Verwaltung und der Controle vorbehalten; indessen werden die Kosten der Armenpflege fast ausschließlich von den Communen, den Departements und der Privatwohlthätigkeit bestritten.

Die öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten zerfallen in Frankreich in fünf Classen: Hospitäler, Armenhäuser, Bureaux de Bienfaisance, Anstalten zu der Unterhaltung verlassener Kinder und Irrenasyle. Die drei ersten Classen unterliegen in der Regel communaler, die beiden letzteren departementaler Verwaltung.

Die Bureaux de Bienfaisance leisten außerhalb der Armenhäuser Hilfe. Ein großer Theil ihrer Einkünfte rührt aus freiwilligen Beiträgen und Legaten her; außerdem erhalten sie aber beträchtliche Subsidien. So gehört ihnen zum Beispiel der fünfte Theil aller Theatereinkünfte.

In jeder Commune wird die Armenpflege durch eine Commission von fünf unbezahlten Mitgliedern verwaltet, welche in der Regel Honoratioren des Platzes sind und unter dem Präsidium des Maire stehen. Die innere Verwaltung der Wohlthätigkeits-Anstalten liegt hauptsächlich der Sorge der weiblichen religiösen Congregationen ob, von deren Mitgliedern stets an 10,000 in den Wohlthätigkeits-Anstalten beschäftigt sind.

In **Paris** ist die Leitung der Armenpflege einem besonderen Aufsichtszweige anvertraut worden, welcher unter einem verantwortlichen Director steht und nicht nur die Hospitäler und Armenhäuser, sondern auch die Irrenhäuser, Kinderasyle, Gebärhäuser, 20 Bureaux de Bienfaisance und ähnliche Anstalten beaufsichtigt. Der Director dieser Aufsichtsbehörde ist dem Seinepräfect und dem Minister des Innern subordinirt.

Die officielle Armenpflege in Paris beschäftigt über 6300 Beamte, darunter an 2000 Aerzte und in die Arzneiwissenschaft Eingeweihte. Die jährlichen Einkünfte dieser Behörde belaufen sich auf über 13 Millionen Franken. Da die jährlichen Ausgaben fast die doppelte Summe ausmachen, so wird der Rest durch die Stadt Paris gedeckt.

Die angezogene Behörde hat Brod-, Fleisch-, Wein- und andere Vorrathsmagazine und besitzt ein großes Centraldepot. Die zugehörige Bäckerei producirt 40- bis 50,000 Pfd. Brod per Tag. Während des Jahres 1869 betrug die Zahl der behördlich Unterstützten bei einer Bevölkerung von nicht weniger als 1,790,000 Köpfen mehr als 317,000! In der That eine erschreckende Proportion!

Die durch Privatmittel gegründeten Wohlthätigkeits-Anstalten Frankreichs stehen meistens in inniger Verbindung mit der römisch-katholischen Kirche und verknüpfen mit materieller Hilfsleistung in der Regel noch andere Zwecke. In vielen Fällen, wie z. B. bei der Société de St. François de Paul, ist es sehr schwer, zwischen der geleisteten moralischen und materiellen Hilfe zu unterscheiden.

Belgien ist das klassische Land des Pauperismus. Obgleich die belgische Literatur sehr reich an Darstellungen des belgischen Armenwesens ist, so erlaubt die vorhandene Statistik, welche übrigens nur bis auf das Jahr 1858 zurückgreift, keine Schlüsse darüber, ob sich der belgische Pauperismus vermehrt oder vermindert hat.

Die gesetzlichen Vorschriften für die belgische Armenpflege bestehen in Bestimmungen darüber, wie die freiwilligen Gaben des Publicums zum Zweck der Armenpflege zu verwalten sind. Nöthigenfalls leisten die Commune, die Provinz oder der Staat directe Beihilfe. Indessen stehen die freiwilligen Beiträge in erster Linie.

Die belgischen Wohlthätigkeits-Anstalten zur Unterstützung der Armen zerfallen in zwei Classen: erstens in Hospizien und Hospitäler, zweitens in Bureaux de Bienfaisance.

Jede Commune ist verpflichtet, ein Bureau de Bienfaisance einzurichten. Die Hauptpflicht dieser Bureaux besteht darin, eine Liste der Hilfsbedürftigen aufzustellen und denselben in ihrer eigenen Wohnung Unterstützung zukommen zu lassen. Das Bureau stellt auch Aerzte und Chirurgen an, um den Armen Hilfe zu leisten. Auf die Verpflichtung, für den Unterricht armer Kinder zu sorgen, wird kein großer Nachdruck gelegt.

Die Einrichtungen für die Hilfe kranker Leute variiren in jeder Commune. Falls Hospize fehlen, werden die Kranken entweder in ihren Häusern verpflegt, oder zu anderen Familien in Pension gegeben oder den Hospizen benachbarter Communen überwiesen, welche dafür die Kosten liquidiren.

Die Sorge für Irre fällt ebenfalls den Communen oder privaten Anstalten zu. Nur ein einziges Irrenhaus in Belgien, das in Froidmont, wird von dem Staate verwaltet; auch dies steht indessen unter der Leitung des Ordens der barmherzigen Brüder.

Außerdem giebt es nur eine einzige wohlthätige Anstalt, welche unter der Verwaltung des Staates steht, nämlich die Erziehungsanstalt von Messines, in welcher die Töchter von Soldaten Pflege finden.

Vagabunden und Bettler können laut Gesetz vom Jahre 1866 arretirt und vor die Polizei gebracht werden. Wurden sie außerhalb ihrer eigenen Commune festgenommen, so werden sie angewiesen, in ihre eigene zurückzukehren.

Arme fremden Ursprungs werden temporär in den Communen versorgt, in welchen sie sich aufhalten. Der Staat erstattet den Communen die hieraus entstehenden Kosten.

Leider müssen wir uns auf das Vorgehende beschränken und auf die Darstellung der belgischen Armenpflege im Detail verzichten. Wir können aber nicht umhin, den Leser nachdrücklich auf den Belgien behandelnden Theil des vorliegenden Berichtes aufmerksam zu machen; denn es dürfte keine andere Darstellung der belgischen Armenpflege existiren, welche diesen Gegenstand so vollständig bis auf die neueste Zeit herab behandelt.

In Oesterreich basirt die Armenpflege auf dem Grundsatze, daß dem Hilfsbedürftigen an seinem Geburtsplatze Unterstützung gewährt werden muß. Die Gemeinde kommt daher bei der österreichischen Armenpflege an erster Stelle in Betracht. Leistet eine Gemeinde Hilfsbedürftigen Unterstützung, welche außerhalb ihrer Grenzen geboren wurden, so kann sie Wiedererstattung der hierdurch aufgelaufenen Kosten beanspruchen.

Die Gemeinden werden in der Armenpflege durch die Provinzen oder durch den Staat nur dann unterstützt, wenn es sich um die Errichtung von Wohlthätigkeits-Anstalten handelt, welche entweder zum Nutzen einer ganzen Provinz oder eines größeren Theiles derselben errichtet wurden, oder deren Kosten zu groß sind, als daß sie von den Mitteln einer einzigen Commune bestritten werden könnten. Ein Recht zu Beanspruchung von Unterstützungen gewährt das österreichische Gesetzbuch den Hilfsbedürftigen nicht.

Sollte nicht die Gemeinde, sondern ein Dritter zur Leistung der Armenunterstützung verpflichtet sein, dieser aber die Erfüllung seiner Pflicht verweigern, so ist derselbe gesetzlich dazu anzuhalten. Inzwischen liegt der Commune die Pflicht der Armenversorgung ob.

Die Ausgaben der Communen, welche aus der Verpflegung ihrer Armen entspringen, werden aus 4 Quellen bestritten:

1) Aus denjenigen Fonds, welche zum ausdrücklichen Zwecke der Armenpflege vorhanden sind.

2) Aus Schenkungen und Legaten.

3) Aus Beiträgen, welche durch das Gesetz vorgesehen sind.

4) Aus den übrigen Mitteln der Commune.

Die gesetzlich der Armenpflege zugewandten Fonds rühren vornehmlich aus Vermögensstrafen und Ordnungsbußen und aus einer Steuer von einem Procent her, welche auf dem Verkaufe persönlichen und realen Eigenthums lastet.

Besitzt eine Commune Hospitäler und Armenanstalten, so werden die Hilfsbedürftigen in der Regel in diesen Anstalten versorgt, im anderen Falle greift das Natural-Verpflegungs-System oder das sogenannte „Einlager"-System Platz. Das letztere System, welches vornehmlich in den Alpendistricten üblich ist, besteht darin, daß die Hilfsbedürftigen den Hausbesitzern der Commune abwechselnd in Pflege gegeben werden; die Länge der Zeit, in welcher die Pflege zu leisten ist, variirt nach der Höhe der von ihnen gezahlten Steuern. Diese Gewohnheit ist mit dem Vortheile verbunden, daß die Hilfsbedürftigen keine pecuniären Auslagen erfordern oder doch nur solche für ärztlichen Beistand und für Bekleidung. Außerdem leistet der Eingelagerte nach seinen Kräften dem Pensionsgeber Hilfe.

Nächst der communalen Armenpflege rangiren an Wichtigkeit die sogenannten Pfarr-Armen-Institute. Dieselben existiren seit den Zeiten des Kaisers Joseph in fast jeder Provinz. Sie beschränken ihre Thätigkeit nicht nur auf eine Commune, sondern dehnen dieselbe über die ganze Gemeinde, über den Pfarrsprengel aus.

Die provinzialen Irrenhäuser unterliegen einer größeren Zahl gesetzlicher Bestimmungen und sind der directen Aufsicht des Staates unterworfen.

Die Behandlung fremder Armen variirt nach dem Inhalt der Verträge mit den verschiedenen Ländern. Die Kosten, welche aus dem Aufenthalt fremder Armen in den Hospitälern entstehen, müssen von den Provinzen getragen werden, in welchen die Hospitäler liegen, falls die Heimathsländer der verpflegten Armen nicht zur Zurückerstattung der aufgelaufenen Kosten zu bewegen sind.

Bummler und Bettler werden nach ihrer Heimathscommune befördert.

Die Resultate der österreichischen Armenpflege sind in den Augen der kaiserl. österreichischen Regierung — denn diese machte die vorstehenden Mittheilungen — befriedigend. Die großen Lasten, welche zuweilen den Landgemeinden infolge der Armenverpflegung obliegen, werden von den Provinzen durch die Errichtung großer wohlthätiger Anstalten zu erleichtern gesucht. Auch erstrebt man die Gründung von Armenverbänden, welche den einzelnen Gemeinden einen Theil ihrer Bürde fortnehmen würden.

In Dänemark verfügt der 84. Verfassungsartikel die Berechtigung jedes Bürgers zum Anspruche auf Unterstützung im Falle der Hilfsbedürftigkeit. Fast einzig und allein aber steht die dänische Armenpflege deswegen da, weil sie zu keiner Zeit mit der Kirche verknüpft war.

In Dänemark waren bis zur Zeit des Berichtes drei Systeme der Armenpflege in Kraft: die Armenpflege in den ländlichen Bezirken, die Armenpflege in den Städten und die

Armenpflege in der Hauptstadt. Die Armenverwaltung war wie in England nach Parochien organisirt. Auch die Einrichtung der Arbeitshäuser glich wesentlich derjenigen der englischen. Ja, die Fehler der alten englischen Parochialarbeitshäuser scheinen sich in Dänemark potenzirt zu haben. Wenigstens wird von dem Hauptarbeitshause in Kopenhagen berichtet, daß es ein Beispiel von einem Arbeitshause sei, wie es nicht eingerichtet werden solle. Im Jahre 1868 wurde die städtische Armenpflege bei Gelegenheit der Reorganisation der municipalen Institutionen Dänemarks auf die aus den Wahlen hervorgehenden Stadträthe übertragen. Der Haupteinfluß auf die Armenpflege kommt nach diesem Systeme dem Bürgermeister zu, welcher in der Regel Präsident der Abtheilung des Stadtrathes ist, die sich speciell mit der Armenpflege zu befassen hat.

Indessen stellte sich in den letzten Jahren immer deutlicher heraus, daß auch diese Reorganisation nicht im Stande war, die Hauptmängel der dänischen Armenpflege zu beseitigen. Infolge dessen hat sich eine königliche Commission eingehend mit den Verhältnissen der dänischen Armenpflege beschäftigt und der gesetzgebenden Gewalt vorgeschlagen, daß die öffentliche Armenpflege von der privaten vollständig zu trennen sei. Erstere solle nur denen zugewendet werden, welche thatsächlich unfähig zur Arbeit sind, nämlich Kindern, alten und schwachen Personen. Die gegenwärtig in Kraft stehenden territorialen Einrichtungen in der Armenpflege seien auch ferner beizubehalten. Die Zahl der Arbeitshäuser sei zu vervielfältigen; die Armenpflege außerhalb der Arbeitshäuser sei mehr zu beschränken. Fremde Arme seien nur temporär zu unterstützen. Auf die Untersuchung jedes einzelnen Falles sei besondere Sorgfalt zu verwenden; endlich seien Geldunterstützungen nur in außerordentlichen Fällen zu gewähren.

Die Armenpflege in Schweden, wie sie gegenwärtig besteht, gründet sich auf die diesbezüglichen Gesetze des Jahres 1871, welche auf denselben Grundsätzen wie das bekannte englische Armengesetz vom Jahre 1834 beruhen; ja, das schwedische Gesetz sollte auch analogen Mängeln abhelfen. Durch beide gesetzgeberischen Maßregeln werden an erster Stelle die Gemeinden zur Unterstützung ihrer eigenen Armen verantwortlich gemacht. Wie in England, können Verbindungen der einzelnen Gemeinden zum Zwecke der Armenpflege gegründet werden, welche zur Unterstützung einzelner Gemeinden dienen, falls dieselben durch die Lasten der Armenpflege überbürdet wurden.

Die Bedingungen, unter welchen in Schweden Armenunterstützungen gewährt werden, sind in diesem Lande strenger als in irgend einem anderen Lande Europas. Das schwedische Gesetz verbietet ausdrücklich die Unterstützung von arbeitsfähigen Leuten.

Das schwedische Armengesetz hält ferner ausdrücklich die Capitalisten zum Beitrage der Kosten für die Armenpflege an. Der betreffende Artikel des Gesetzes bestimmt, daß, falls in einer Fabrik oder in einem Bergwerke eine große Zahl von Arbeitern beschäftigt wird, und falls sich aus diesen Arbeitern ein außergewöhnlicher Zuwachs zu den Unterstützungs-Bedürftigen recrutirt, die Besitzer jener Fabriken oder Bergwerke verpflichtet sind, einen Extrabeitrag zur Armenpflege zu liefern. Endlich bestimmt das Gesetz, daß jeder Arbeitgeber so lange verpflichtet ist, für die Erhaltung eines hilfsbedürftigen Arbeiters zu sorgen, als sich derselbe in seinem Dienste befindet.

Das Armenwesen in Norwegen wird in nicht weniger als 651 Districten verwaltet, welche wiederum in Unterabtheilungen zerfallen. Von diesen Districten fallen 57 auf die Städte, 594 auf das Land; hierzu kommt aber noch die Armenpflege unter der zu den Sägemühlen und den Bergwerken gehörigen Bevölkerung, welche ihre eigenen Fonds besitzt. Jeder District unterliegt der Sorge einer Armencommission, welche in den ländlichen Gebieten von einem Geistlichen, in den Städten von einem Beamten präsidirt wird, und zu welcher 7 bis 8 andere Mitglieder gehören, welche von den Steuerzahlern gewählt werden; außerdem sind ihnen je 4 Inspectoren attachirt.

Die Zahl der unterstützten Armen betrug im Jahr 1869 bei einer Bevölkerung von 1,720,000 Köpfen 180,000; dies sind 10½ pro Mille. Die Kosten der Armenpflege betrugen in dem gleichen Jahre über 5 Millionen deutsche Reichsmark.

Die zur Hilfe Berechtigten theilt das Gesetz vom 6. Juni 1863 in die folgenden drei Classen:

1) Blödsinnige und Waisen unter 15 Jahren; den Letzteren wird auch Unterricht ertheilt.

2) Alte und Kranke erhalten Unterstützung, wenn es die Armencommission für nothwendig findet.

3) Arbeitsfähige und gesunde Leute erhalten in der Regel keine Unterstützung. Indessen ist es der Discretion der Armencommission überlassen, dennoch Unterstützungen zu gewähren, falls dieselben hierdurch vor völliger Verarmung bewahrt werden können.

Eine große Zahl von Wohlthätigkeits-Anstalten, welche durch Privatmittel gegründet wurden, kommt der gesetzlichen Armenpflege zu Hilfe.

Kein Theil der vorliegenden Berichte ist so interessant, wie derjenige, welcher Italien behandelt.

Der italienische Code civile verpflichtet den Mann, nach seinem Vermögen für die Erhaltung seines Weibes zu sorgen, das Weib zur Erhaltung des Mannes, falls derselbe nicht hinreichende Subsistenzmittel besitzt, die Aeltern zur Erhaltung der Kinder; die letztere Verpflichtung kann eventuell den Großältern zufallen.

Es giebt in Italien kein allgemeines Gesetz, welches die Armenpflege regelt. Jede Provinz und Commune ist vielmehr gesetzlich gebunden, für Erhaltung der eigenen Armen zu sorgen.

In einigen Theilen Italiens indessen walten besondere Gebräuche vor, die namentlich aus den Gesetzen der früheren Regierungen herrühren, und welche der Armenpflege in diesen Landestheilen einen besonderen Charakter ertheilen. Hierher gehört namentlich die Armenpflege in Rom unter dem Pontificat. Die Verwaltung des Armenwesens im Gebiete desselben war unter dem Pontificat einer Commission anvertraut worden, welche einen Cardinal zum Präsidenten und 15 vom Papst gewählte Mitglieder hatte. Diese Commission vertheilte jährlich an 2,400,000 Franken an die Armen.

Außerdem wurde die Armenpflege mit Hilfe von Arbeitsnachweisungen bewerkstelligt. Indessen war dieser Theil der Armenpflege durchaus nicht zweckentsprechend; ja es stellte sich heraus, daß die Mehrzahl derer, welchen sich die Armencommission in dieser Weise zuwandte, ein liederliches Leben führte und oft unter polizeilicher Aufsicht stand.

Bei der Einnahme von Rom durch die jetzige italienische Regierung bewilligte das Parlament eine einmalige Summe von 830,000 Franken zur temporären Fortsetzung der früheren Armenpflege; mit dem Jahre 1872 nahm jedoch die städtische Verwaltung Roms die Armenpflege auf sich.

Große Dienste leisten in Italien die aus Privatmitteln gegründeten Wohlthätigkeits-Anstalten, die sogenannten „Opere Pie".

Von diesen Anstalten stammen in Piemont fünf aus dem dreizehnten Jahrhundert, in der Lombardei eine aus dem elften Jahrhundert, in Ligurien eine aus dem vierzehnten Jahrhundert, in Venetien drei aus dem dreizehnten Jahrhundert, in Umbrien eine aus dem dreizehnten Jahrhundert u. s. w.

Jede neue Wohlthätigkeits-Anstalt muß durch Cabinetsordre genehmigt werden.

Die Zahl der Armen- und Arbeitshäuser ist in Italien

ziemlich beschränkt und zwar wol deswegen, weil in diesem Lande sehr große Anstrengungen gemacht werden, um die Armen auf andere Weise zu unterstützen. Nichtsdestoweniger bemüht man sich seit neuerer Zeit, auch diesen Zweig der Wohlthätigkeit mehr zu pflegen.

Von Waisenhäusern giebt es in Piemont 43, in der Lombardei 61, in Venetien 36, in Umbrien 105, in Toscana 27, in Campanien 136, in Sicilien 81 u. s. w.

Es giebt in Rom und in anderen Städten Italiens mehrere Herbergen, von denen die berühmteste und wichtigste „L'Ospizio di S. Galla" ist. Dieselbe wurde schon im Jahre 1650 gegründet und beherbergt zuweilen 5- bis 600, ja sogar 1000 Obdachlose. Der Gründer, der Priester Odescalchi, pflegte dieselben mit persönlicher Aufopferung. Die Herberge befindet sich noch heut unter der Aufsicht der Familie Odescalchi und wird von dieser mit Hingabe fortgeführt.

Bummler und Bettler werden, falls dieselben trotz wiederholter Mahnung keinen arbeitsamen Beruf ergreifen, mit Gefängniß von 3 bis 6 Monaten bestraft; junge Leute unter 16 Jahren werden in die Arbeitshäuser gebracht.

Ungeachtet dessen giebt es in Italien licensirte Bettler, nämlich arbeitsunfähige Leute, welche im Besitz einer behördlichen Bescheinigung ihrer Dürftigkeit sind. Der eigentlichen Auffassung nach sollen indessen diese Zeugnisse, welche zum Betteln berechtigen, nur in solchen Gegenden ertheilt werden, in welchen es an Wohlthätigkeitsanstalten in hinreichender Zahl fehlt.

Die Päpste haben wiederholt Anstrengungen gemacht, um die Bettelei zu unterdrücken; indessen waren diese Bemühungen erfolglos.

Während des größeren Theiles des 17. und 18. Jahrhunderts existirte in Rom eine regelmäßig organisirte Bettlergesellschaft, welche sich St. Elisabeth-Gesellschaft nannte und 400 bis 500 Mitglieder hatte. Jedes Mitglied steuerte monatlich 2½ Baiocchi zur Bestreitung der mit den von der Gesellschaft organisirten Cermonien verbundenen Kosten bei. Jedes Jahr begab sich unter militairischer Escorte eine Procession der Bettler — und zwar unter Führung der Blinden durch die Lahmen — nach vier Kirchen Roms. Geldbußen trafen diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, welche ihre Beiträge nicht zahlten, oder welche es an Achtung gegen die von ihnen gewählten Beamten fehlen ließen. Die Gesellschaft der Bettler schloß Fremde, Kinder und arbeitsfähige Männer und Frauen aus und gestattete nur den Mitgliedern die Bettelei auf den Straßen. Einige Mitglieder wurden beauftragt, für die kranken Genossen Almosen zu sammeln. Jeden Sonntag ging ein lahmer Beamter der Gesellschaft, der sogenannte Camerlengo, mit zwei Blinden, welche sich Signore und Guardiano nannten, mit Fiedeln und einem „Dichter" in der Stadt herum, um Gaben für das Fest der heiligen Elisabeth, der Patronin der Gesellschaft, zu sammeln. Die Sammler trugen ein silbernes Becken, in welchem zehn Kronen und eine silberne Schnupftabakdose lagen, mit sich umher. Diejenigen, welche eine Gabe entrichteten, wurden aufgefordert, eine Prise zu nehmen. Diese Gesellschaft bestand bis zu der Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts; sie hatte sich während ihres Bestehens unter die Protection eines Cardinals gestellt. Ihr letzter Protector war der Cardinal York.

Im Jahre 1837 erhielten alle Bettler in Rom, die zur Bettelei ermächtigt wurden, eine Medaille.

Endlich erzählt der Cardinal Morichini in seinem bekannten Werke über das italienische Armenwesen von einer alten Sitte, welche noch bis zum Jahre 1870, zur Zeit der zweiten Auflage des gedachten Werkes, in Kraft war. Bei der „Festlichkeit der vierzig Stunden" erhielt eine ausgewählte Bande von 40 Bettlern von dem Cardinalvicar Erlaubniß, während der Feierlichkeiten vor den Thoren der Kirchen Posto zu fassen. Die Andächtigen hatten durch zwei Reihen dieser Bettler zu passiren, deren Geheul selbst die innerhalb der Kirche Befindlichen störte. Von diesen privilegirten Bettlern war die Hälfte blind, während der Rest aus Krüppeln bestand. Ein Drittel der privilegirten Bettler bestand aus Frauen.

Ueber die Resultate, welche die Wohlthätigkeits-Anstalten Italiens zur Folge hatten, urtheilt eine der höchsten Autoritäten über das italienische Armenwesen, Herr Fano, — vergl. „Della Carità Preventiva e dell' Ordinamento delle Società di Mutuo Soccorso in Italia." Capitel II. „Del Pauperismo e delle Condizioni delle Classe Lavoratrice in Italia" — folgendermaßen:

„Der Umfang, welchen der Pauperismus in unserm Vaterlande angenommen hat, ist zum großen Theil durch diejenigen Anstalten verursacht worden, welche ihm abhelfen sollten, — nämlich durch die prächtigen Paläste, welche auf allen Punkten unserer Städte entstanden sind, um der leidenden Menschheit Zuflucht zu gewähren. ..... Eine Folge hiervon ist, daß große Capitalien in Italien todt liegen, ganz abgesehen davon, daß sie von directen Nachtheilen für die wirthschaftliche Entwicklung des Landes begleitet sind. ..... Wenn Jedermann sicher ist, daß er Hilfe finden wird, welches Uebel ihn auch treffen mag, und daß die Barmherzigkeit für ihn sorgen wird, wenn es seine Arbeit nicht vermag, so hört man auf, vorsichtig zu sein und rechnet, anstatt auf seine eigene Stärke, auf die Unterstützung durch die Anderen. Auf diese Weise werden der Sinn für neue Unternehmungen und die Selbstverantwortlichkeit getödtet..... Um aber Hilfe zu erlangen, ist es nöthig, arm zu sein oder wenigstens arm zu scheinen. Da aber der Mann, welcher arbeitet, nicht arm erscheint, so verläßt er die Werkstätte, zieht die Lumpen des Bettlers an und findet das Bettlerleben angenehmer, als dasjenige der Arbeit.....

„Eine genaue Untersuchung der Elemente, welche die Wohlthätigkeitsmittel Italiens bilden, der wahren und versteckten Ziele, welche sie verfolgen, der Art, in welcher sie ihre Einkünfte anwenden, des Verhältnisses der Einkünfte zu den Ausgaben, der Lage der Hilfe Empfangenden, der moralischen und materiellen Resultate, welche die Wohlthätigkeitsanstalten zur Folge haben, — eine derartige Untersuchung würde von manchen interessanten Enthüllungen begleitet sein. Aber soviel man jetzt schon sehen kann, ist die Verwaltung der Wohlthätigkeitsanstalten in Italien durchaus nicht tröstend und bedarf einer radicalen Reform."

Ueber Rom schrieb Herr Fano im Jahre 1868: „Die Stadt, in welcher die größte Zahl von Elenden lebt, welche von wohlthätigen Gaben unterhalten werden, ist unsere zukünftige Hauptstadt. In der Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten steht Rom hinter keiner anderen Stadt zurück, ja vielleicht an erster Stelle; die Zahl der Patienten, welche in die prächtigen römischen Hospitäler aufgenommen wird, ist jedoch klein im Vergleich mit der Zahl, welche darin Aufnahme finden könnte. Dies ist die Folge schlechter Verwaltung..... Die dargebotene Hilfe wird in einer Weise ertheilt, welche gestattet, daß viele Leute von mehreren Wohlthätigkeitsanstalten Unterstützungen erhalten; daher empfangen viele Bedürftige zwei Portionen, andere gar nichts. Gunst leitet die Directoren dieser Anstalten öfter als Gerechtigkeit, und der größte Heuchler erhält oft die reichsten Gaben. Wenn einige Gelder, welche in dieser Weise verschleudert werden, zur Förderung der Erziehung und Arbeit angewendet werden würden, so würde damit den Classen, welche heute den Auswuchs der Gesellschaft bilden, bei weitem mehr gedient sein. Denn ich beharre bei meiner Behauptung, daß Bettelei in Italien nichts Anderes als Betrug ist, und daß dieselbe nicht durch wirkliche Bedürftigkeit hervorgerufen wird. Zur Unterstützung dieser Behauptung mag angeführt werden, daß, als Napoleon die religiösen Orden und die Armenconvente in Rom abschaffte, von 30,000 Bettlern, welche ohne

Hilfe gelassen wurden, nur 15,000 als hilfsbedürftig einregistrirt wurden. Dasselbe ereignete sich zu Zeiten Joseph II. in der Lombardei. Als in Pizzighettone, Abbiategrasso und Mailand Arbeitshäuser eröffnet wurden, verschwand die größere Zahl der Bettler."

Der Verfasser des Berichtes in dem angezogenen parlamentarischen Werke über die italienische Armenpflege behauptet zwar, daß die Statistik die Richtigkeit der Ansicht des Herrn Fano, daß der italienische Pauperismus durch die zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten groß gezogen werde, nicht beweise; indessen ist die verderbliche Wirkung der italienischen Wohlthätigkeitsanstalten so wahrscheinlich, daß wir sie auch ohne Statistik als wirklich vorhanden ansehen dürfen. Dagegen pflichten wir der Bemerkung vollständig bei, daß es absurd sein würde, die gesammten Wohlthätigkeitsanstalten Italiens mit den gleichen Eigenschaften charakterisiren zu wollen. Die Verhältnisse von Udine und Girgenti, von Potenza und Como, von Toscana und Calabrien sind viel zu mannichfaltig, als daß irgend ein Gebiet wirthschaftlicher Thätigkeit in jedem dieser Landestheile die gleichen Resultate zeigen könnte.

* * *

Die vorstehende Sammlung von Facten, welche wir leider nur auszugsweise wiedergeben konnten, hat sicher großen Werth. Indessen wäre es falsch, aus einer Vergleichung der in den verschiedenen Ländern üblichen Systeme zu richtigen Schlüssen betreffend das möglich beste Armenverpflegungssystem kommen zu wollen. Denn, wie sorgfältig und planmäßig auch die Untersuchungen über die Armenpflege der einzelnen Länder vorgenommen wurden, so bieten die verschiedenen Länder doch zu mannichfaltige Verhältnisse dar, um aus der Art und Weise, wie sich in denselben die einzelnen Systeme bewährt haben, werthvolle Schlüsse ziehen zu können. Man will allerdings zu dem Resultate gekommen sein, daß sich die Zahl der Hilfsbedürftigen zur Gesammt-Bevölkerungszahl in England wie 1 zu 6, in Deutschland wie 1 zu 20, in Frankreich wie 1 zu 25, in Spanien wie 1 zu 35, in der Türkei wie 1 zu 40, in Rußland wie 1 zu 100 verhalte; was sollen aber diese Zahlen nützen, so lange man keinen gemeinschaftlichen Maßstab für die Hilfsbedürftigkeit gefunden hat? Und wir sind sicher nicht zu kühn, wenn wir behaupten, daß dieser Maßstab niemals gefunden werden wird. Denn man wird in manchen Culturgebieten Denjenigen hilfsbedürftig nennen, der in anderen noch lange nicht hilfsbedürftig erscheint.

Abgesehen hiervon werden die statistischen Aufnahmen in den verschiedenen Ländern nach ganz verschiedenen Principien erhoben, so daß z. B. auch der Vergleich, welchen Sir Henry Barron in der folgenden Tabelle zwischen dem Pauperismus Belgiens, Englands und Frankreichs anstellte, auf ganz schwachen Füßen steht.

Nach Sir Henry Barron betrug die Zahl der unterstützten Armen im Procentverhältniß zur Bevölkerung:

	in der Periode	am Beginn der Periode	am Ende der Periode
in England	1855—1868	4,80	4,50
„ Frankreich	1853—1860	2,85	3,31
„ Belgien	1844—1858	14,16	15,85

Bei dieser Tabelle hat indessen Sir Henry Barron, welcher sich in seinen Angaben über den französischen Pauperismus auf die Mittheilung des Herrn Emminghaus stützte, übersehen, daß der letztere Statistiker nur den Pauperismus der Bureaux de Bienfaisance zusammengestellt hat. Dies ist aber nur ungefähr ein Drittel des gesammten Pauperismus von Frankreich.

Zeigt indessen dieses Beispiel, mit wie großen Schwierigkeiten die wissenschaftliche Behandlung des Armenwesens zu kämpfen hat, so ist doch das Interesse, welches man diesem Gegenstande in vielen Ländern in den letzten Jahren zuwandte, noch keineswegs geschwunden. Namentlich ist die Beobachtung erfreulich, daß sich die praktische Lösung der Aufgaben, welche der Armenpflege obliegen, immermehr an die auf theoretischem Wege als richtig anerkannten Grundsätze anzuschließen scheint.

— Neues aus der Geographie, Kartographie und Statistik Europa's und seiner Colonien. VI. Jahrgang. Quellennachweise, Auszüge und Besprechungen zur laufenden Orientirung, bearbeitet vom großen Generalstab (geographisch-statistische Abtheilung). (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, XIV, 384 S. gr. 8.) Dieses auch den Titel Registrande der Geographisch-Statistischen Abtheilung des großen Generalstabes führende Jahrbuch war ursprünglich für den Handgebrauch im Generalstabe bestimmt, hat aber durch die Beachtung diesbezüglicher Vorschläge und Wünsche im Betreff seiner Bearbeitung eine höchst werthvolle allgemein wissenschaftliche Nutzbarkeit ohne Beeinträchtigung seiner ursprünglich dienstlichen Zwecke erlangt. Mit dem etwas verzögerten Erscheinen dieses Jahrganges ist man der Vereinigung des Quellennachweises der betreffenden Veröffentlichungen des ganzen verflossenen Jahres in einem Bande jedenfalls so nahe wie möglich gekommen. Die ganze musterhafte Arbeit beweist aufs Neue, daß nur von einer Centralstelle und mit vereinten Kräften ein derartiger Quellennachweis in der Vollständigkeit zu beschaffen ist, welche dem Zwecke umfassender Orientirung zu genügen im Stande ist. Durchaus auf Originalmittheilungen beruhen die Berichte über die Entwickelung der europäischen Landesaufnahmen, sowie der officiellen Kartenwerke, die für Kartographen und Geographen als unentbehrlich zu bezeichnen sein dürften. Nur des Zeitinteresses wegen möge erlaubt sein, zu denselben bezüglich der beim Militair-Geographischen Institut in Wien in Bearbeitung befindlichen Generalkarte von Central-Europa (S. 31 unten) hier anzumerken, daß davon neuerdings zwölf Blätter in einer die beschleunigte Herstellung gestattenden Manier ausgeführt und als „Generalkarte von Serbien, Bosnien, der Herzegowina und Montenegro" mit Hinblick auf das jenen Länder zugewendete Tagesinteresse provisorisch herausgegeben worden sind. Unter den direct gegebenen statistischen Mittheilungen sind namentlich die über das Verkehrs- und Heerwesen hervorzuheben. Die übersichtlichen und bei aller Vollständigkeit äußerst knapp zusammengefaßten Darstellungen der französischen und russischen Armee werden z. B. jedem Politiker sehr willkommenes Material darbieten. Von hohem Werthe erscheinen die Abschnitte über das Festungs- und Eisenbahnwesen Frankreichs (S. 235—260). Selbstverständlich werden gegenwärtig die Angaben über die Verhältnisse des osmanischen Reiches in Europa (S. 320—334), Asien und Afrika besondere Beachtung erhalten. Bei Würdigung derselben wird auf die für die dortigen Zustände so verhängnißvollen wirthschaftlichen Momente der Nachdruck gelegt. In Summa bietet die Registrande unter ca. 290 Titeln über 5000 Quellennachweise, dazu 300 directe Mittheilungen, theils Notizen, theils ausführlicher Natur. Das beigegebene sehr detaillirte Inhaltsverzeichniß erleichtert den Gebrauch des Buches, welcher nicht minder durch die vollkommene Consequenz der Stoffmittheilung gefördert wird.

—*—. Friedrich Preller's Odyssee-Landschaften. Ausgabe in Aquarell-Farbendruck. Verlag von Friedrich Bruckmann in München und Berlin. Leipzig, in der Kunst- und Buchhandlung von Louis Pernitzsch. Wie werthvoll und bedeutend auch die Zeichnung für das Gemälde ist, so macht sie doch immer nur die

eine Hälfte des Kunstwerkes aus, während die Farbe die andere für sich in Anspruch nimmt. Wer es jedoch empfindet, wie bei Landschaften das Verhältniß zwischen Zeichnung und Farbe sich noch anders gestaltet, indem daselbst die Zeichnung kaum die halbe Bedeutung des Kunstwerkes ausmacht, der muß es mit Freuden begrüßen, daß in der Chromolithographie ein Mittel gefunden worden ist, Landschaften in ihren vollen Reizen wiederzugeben. Dadurch ist es nicht nur möglich geworden, nach Zeichnung wie Farbe treue Nachbildungen zu liefern, sondern dieselben auch der großen Gemeinde der Kunstfreunde mit verhältnißmäßig geringen Mitteln zugänglich zu machen. Die Reproduction der bekannten Hildebrandt'schen Aquarelle in lithographischem Farbendruck durch die Anstalt von R. Steinbock in Berlin, welche die Originale in vollkommenster Treue wiedergab, enthüllte die außerordentlichen Vortheile, welche dieses Nachbildungsverfahren gerade für gewisse Zweige der Malerei bot, und ließ in ihm speciell ein unvergleichliches Hilfsmittel erkennen, um landschaftliche Gemälde mit vollkommener Illusion in der Totalität ihrer Erscheinung farbig zu vervielfältigen. Durch diese Vortheile wurde die rühmlichst bekannte Verlagshandlung von Friedrich Bruckmann in München und Berlin, der wir schon so viele gelungene Reproductionen bedeutender Kunstwerke verdanken, seinerzeit veranlaßt, Rottmann's italienische Landschaften unter den Arkaden des Schloßgartens in München in chromolithographischem Drucke herstellen zu lassen, und mit der technischen Ausführung dieses Unternehmens die in diesem Reproductionsverfahren hinlänglich erprobte lithographische Anstalt von Steinbock in Berlin zu betrauen. Der technische wie künstlerische Erfolg des Unternehmens nun war ein so vorzüglicher, so außerordentlicher, die höchsten Ansprüche befriedigender, daß die rührige Verlagshandlung dadurch zu weiteren, noch kühneren Schritten getrieben wurde. — Zu dem Großartigsten, was die moderne historische Landschaftsmalerei hervorgebracht, gehören unstreitig die Compositionen zu Homer's Odyssee von Friedrich Preller, wir wüßten von lebenden Künstlern kein Werk, welches denselben ähnlich ist, an die Seite zu stellen. In unvergleichlicher Weise hat es der Meister verstanden, seine ideal angelegte Natur mit den realistischen Anforderungen, welche die Landschaftsmalerei zu stellen berechtigt ist, zu einem Ganzen zu verbinden, das in allen seinen Theilen den Stempel der Classicität an sich trägt. „Nur ein solcher Geist, wie Preller," sagt dessen ehemaliger Schüler Richard Schöne, „war der Aufgabe gewachsen, einen Cyklus, der überreich ist an den mannichfaltigsten Motiven, in gleichmäßiger Vollendung durchzuführen und damit ein Werk zu schaffen, welches, wie in ihm des Künstlers Leben und Schaffen einen gipfelnden Höhepunkt erreicht hat, so in der gesammten historischen Landschaft der Neuzeit seines Gleichen nicht findet. Es ist auf einem neuen Gebiete eine Kundgebung jener herrlichen Seite des deutschen Geistes, nach welcher er sich in den Sinn und den Geist des antiken Lebens und Fühlens zu versetzen und dasselbe frei schaffend zu gestalten vermag, ohne dabei seiner eigensten und besten Individualität sich zu entkleiden, sondern indem er vielmehr Beides in reichster und schönster Harmonie zu durchdringen, zu versöhnen weiß: jener Seite deutschen Geistes, welche ihre ewige poetische Verherrlichung in Goethe's Iphigenia gefunden hat. Mit einem gewaltigen Ruck versetzt uns des Künstlers zaubernder Griffel in eine ideale Welt, zu der wir die Keime im irdischen Leben, in der irdischen Natur mit Entzücken wiederfinden. Bereichert um die innerliche Anschauung einer Herrlichkeit, die sonst nur in schwankender Unbestimmtheit uns vorschwebt und in unser Bewußtsein einzutreten zwar ringt, aber nicht vermag, entläßt uns sein Werk und senkt in die Tiefe des Gemüthes den milden Stachel eines Gefühles, das man am ehesten dem Heimweh vergleichen möchte." — Photographie und Holzschnitt sind in gleicher Weise bemüht gewesen, das unvergleichliche Werk zum Gemeingut aller Kunstfreunde zu machen, allein der Mangel der Farbe, der allen diesen Reproductionen in empfindlicher Weise anhaftet, ließen den Zweck nur halb erfüllt sein. Erst Bruckmann's kühnem nimmer rastenden Unternehmungsgeiste sollte es vorbehalten bleiben, das Ersehnte in seinem ganzen Umfange in Angriff zu nehmen, und so stehen wir einer Ausgabe von Friedrich Preller's Odyssee-Landschaften in Aquarell-Farbendruck gegenüber, von welcher die erste Lieferung jüngst erschienen ist, ein großes und zwei kleinere Bilder umfassend. Das ganze Werk wird die sechszehn Compositionen, vier größere und zwölf kleinere, bringen, und zwar nach den Originalgemälden in der Galerie des neuen Museums in Weimar. Das Ganze soll in fünf Lieferungen vollendet vorliegen, von denen je eine in etwa halbjährigen Zwischenräumen erscheinen soll. Die vier großen Compositionen werden eine Bildgröße von 41 Centimeter Höhe und 65 Centimeter Breite, die zwölf kleineren eine solche von ebenfalls 41 Centimeter Höhe und 25 Centimeter Breite haben, Dimensionen, die schon an sich angethan sind, die Aufmerksamkeit auf das Unternehmen zu lenken. Noch nie hat wol dem Aquarell-Farbendruck ein solcher Vorwurf vorgelegen, wie in den an landschaftlichen und gleichzeitig an figürlichen Motiven so reichen und mannichfaltigen Schöpfungen Preller's. Die erste uns vorliegende Lieferung enthält den Abzug aus der Höhle des Polyphem, ferner die Abfahrt vom Lande der Kyklopen und dann Odysseus auf der Insel der Kirke. In allen diesen drei Bildern nun feiert der lithographische Aquarell-Farbendruck der berühmten Steinbock'schen Anstalt in Berlin einen wahren Triumph, indem dieselben sowol in der technischen Ausführung wie in der künstlerischen Gesammtwirkung alles bisher Geleistete weit hinter sich zurücklassen und namentlich in der harmonischen Wirkung der Farben, wie in der außerordentlichen Feinheit der Abstufung derselben ganz Ungewöhnliches leistet, nicht minder aber auch in der treuen Wiedergabe der an Formenschönheiten so reichen und mannichfaltigen Zeichnung. Die Verlagshandlung von Friedrich Bruckmann in München hat sich durch dieses neue unvergleichliche Unternehmen wiederum den Dank aller Kunstfreunde in nicht geringem Maße verdient, möge sie nun auch in ihren Bestrebungen, die große Opfer mit sich bringen und ohne vielseitige Unterstützung nicht durchgeführt werden können, die wohlverdiente Theilnahme finden.

Leipzig, 13. Juli. Der soeben erschienene „Statistische Rückblick auf die vereinigten Stadt-Theater zu Leipzig für die Zeit vom 1. Januar 1875 bis 30. Juni 1876" (Schluß der Haase'schen Theaterleitung), gedruckt bei Fischer und Kürsten hier, weist nach, daß in der angeführten Zeit an 538 Theaterabenden im Neuen Theater 459 Abonnements- und 79 Vorstellungen außer Abonnement stattgefunden haben, an 9 Tagen aber das Theater geschlossen blieb. Zur Aufführung kamen 241 Opern, 119 Trauerspiele und Dramen, 46 Schauspiele, 154 Lustspiele, 11 Vaudevilles und Possen, 11 Ballets, zusammen 582 Stücke aller Gattung. Vierundzwanzig Stücke wurden zum ersten Male und 18 neu einstudirt gegeben, ebenso 8 Opern zum ersten Male und 3 neu einstudirt. Das Alte Theater sah in derselben Periode an 171 Theater-Abenden 182 Lustspiele, 29 Possen, 29 Schauspiele und Dramen, 2 Opern. Außerdem fanden hier 18 Vorstellungen (aus der neuen Salon-Magie) von Herrn Bellachini, Hofkünstler Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm, und des Violin-Virtuosen Sign. Nicolo, endlich 13 Vorstellungen der Wiener Kinder-Theater-Gesellschaft unter Leitung der dramatischen Lehrerin Frau Caroline Wagner statt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 58. Donnerstag, den 20. Juli. 1876.

Die Aufgabe der höheren Handelsschule der Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf das Johanneum (Gymnasium und Realschule I. Ordnung) in Zittau.

Die Realschulen Sachsens haben später und in anderer Weise sich entwickelt als die preußischen, denen sie jetzt doch so nahe gestellt sind. Was Vogel in Leipzig und Beger in Dresden erstrebten, ging über die einer höheren Bürgerschule gesteckten Ziele nicht hinaus und war von beiden wieder verschieden aufgefaßt. Als dann, dem von Kohlrausch im Königreiche Hannover gewagten Versuche entsprechend, in Plauen und Zittau die mittleren Gewerbschulen zu Realschulen gemacht und mit den dortigen Gymnasien verbunden wurden, konnte dies zwar zunächst auf locale Bedürfnisse zurückgeführt, aber auch als Anfang einer neuen Gestaltung der Dinge angesehen werden. In beiden Städten erhielten Gymnasium und Realschule einen gemeinsamen Unterbau an den Progymnasialclassen, sollte auch die dritte Classe der Realschule noch in mehrern Fächern gemeinsamen Unterricht mit der Quarta des Gymnasiums haben, traten nur die zweite und erste Classe selbständiger neben der Unter- und Obertertia des Gymnasiums auf. Durch das Regulativ vom 2. Juli 1860 gewannen die sächsischen Realschulen eine gleichmäßige Organisation (sechs Classen mit eben so vielen Jahrescursen) und auch die in Plauen und Zittau gelangten zu einer im Wesentlichen unabhängigen Entwickelung neben den Gymnasien, wenn sie auch unter derselben Direction und demselben Lehrercollegium vereinigt blieben, was übrigens in Bezug auf Kraft und Werth der einzelnen Unterrichtsfächer, wie auf die rechts und links zu erreichenden Resultate fortwährend die förderlichsten Vergleichungen und bei der großen Mannichfaltigkeit der verfügbaren Lehrkräfte nach beiden Seiten manche wünschenswerthe Ausgleichungen möglich machte.

Infolge der mit dem Jahre 1866 eingetretenen Umwandelung der politischen Verhältnisse füllten sich auch die obern Classen der Realschulen, freilich zum Theil mit Schülern, welche vor Allem das Freiwilligenzeugniß im Auge hatten und nach Erlangung desselben doch abfielen. Aber die durch die „Nachträge“ vom 2. December 1870 fester geordneten Maturitätsprüfungen hielten andere bis zu dem durch den Unterrichtsplan bestimmten höchsten Ziele fest, für dessen Erreichung nunmehr erst sieben, dann acht Jahrescurse eingerichtet wurden.

Im Interesse unserer Frage ist es zunächst erforderlich, das Verhältniß der Realschulen und Fachschulen zu berühren. Sind die letzteren nicht blos untergeordneter Art, sondern von wissenschaftlicher Bedeutung, so erkennen sie in den ersteren diejenigen Anstalten, welche durch die von ihnen dargebotene allgemeine Bildung recht eigentlich für die nach besonderen Richtungen gehenden und zu besonderen Thätigkeiten ausrüstenden Studien vorbereiten. So das Polytechnikum, die höhere Gewerbschule, die Bergakademie, die Forstakademie. Aber zwischen allgemeiner und sachlicher Bildung findet doch auch wieder kein schroffer Gegensatz statt, am wenigsten dann, wenn nicht sowol auf Aneignung des Stofflichen, als auf das, was bildend wirkt, was geistig übt und tüchtig macht, gesehen wird. Ja man darf sagen, daß Ueberleitung vom Allgemein-Bildenden zum Besonderen und Fachlichen auch unter rein pädagogischem Gesichtspunkte angemessen ist. Die Realschule aber, aus welcher der Eingang in so verschiedene Bahnen sich öffnet, hat geradezu die Verpflichtung, ihre reiferen Zöglinge auf die besonderen Aufgaben, für welche sie vorgebildet werden sollen, aufmerksam zu machen, was ja häufig auch dazu führt, daß dasjenige, was sie zunächst noch beschäftigt, für sie anziehender und bedeutsamer wird, mit erhöhtem Eifer von ihnen betrieben wird. Und wenn selbst im Gymnasium, wo zuweilen der sprachliche Unterricht zur Beeinträchtigung des Hauptzweckes noch immer so behandelt wird, als ob lauter Philologen gebildet werden sollten, das gewiß als zweckmäßig erscheinen darf, daß die künftigen Theologen und Juristen lebendige Anschauungen von dem, was Kirche und Staat im Gange der Jahrhunderte gewesen sind, durch den Unterricht gewinnen, also auch eine bestimmtere Auffassung von dem zu ihrer späteren Berufsthätigkeit Gehörigen sich bilden; so muß es ebenso für die Realschulen sich empfehlen, daß sie ihren Zöglingen bei der allgemeinen Vorbildung auch schon einen Einblick in die Lebensverhältnisse, die vielleicht rasch an sie herantreten, zu geben suchen. Auch ist ja wol in Vielem, was sachlich heißt, eine bildende Kraft, die, auf rechte Weise in Wirksamkeit gesetzt, wie ein Moment allgemeiner Bildung zu wirken vermag, während Manches, was in edelster Weise die Geister erregen, befruchten, bilden könnte, beim Unterrichte zu todter Form und Formel herabsetzt wird.

Niemand denkt daran, für den Unterricht der Realschule das bloße Nützlichkeitsprincip geltend zu machen und auf den Standpunkt Semler's und Hecker's zurückzulenken; vielmehr haben diese Anstalten erst recht zu zeigen, wie sie ihre Schüler auch für die idealen Güter und Aufgaben zu erwärmen vermögen mit den Mitteln, die ihnen gegeben sind und zum Theil der wahrhaft bildenden Verwendung noch harren. Aber auch der sachliche Unterricht kann unter die höchsten und edelsten Gesichtspunkte gebracht werden, die bedeutendsten Interessen ins Auge fassen, die ihm Zugewandten mit Begeisterung für menschenwürdige Lösungen erfüllen. Es kommt eben doch vor Allem und in jedem Kreise des Unterrichts darauf an, daß das Mitgetheilte für die Aufnehmenden ein innerlicher, lebendiger Besitz wird, also auch innerlich wie aus eigener Kraft fortwirkt und mehr und mehr den ganzen Menschen bewegt, was dann von selbst dazu befähigt, jedes Einzelne in Zusammenhang mit dem Ganzen zu bringen, das Kleine durch Beziehung auf das Große zu erheben, auf allen Punkten rege Wechselwirkung hervorzurufen. Das soll und kann der Elementarunterricht schon vorbereiten, und weiter wird es selbst der akademische Unterricht nicht bringen.

Unsere Realschulen nun sind (Regulativ §. 2) „Vor-

bereitungsanstalten für die höheren Fachschulen, für gewisse technische Branchen des Staatsdienstes und für höhere gewerbliche und technische Thätigkeit". Was liegt nun näher, als daß eine von industrieller Landschaft umgebene Realschule, die eben deshalb auch zahlreiche Schüler aus den Kreisen der Fabrikanten und Kaufleute erhält, neben dem Allgemein-Bildenden und zu würdiger Auffassung der Lebensaufgaben Befähigenden in mancherlei Formen auch das zu den besonderen Berufen Ueberleitende in Betracht zieht? Sie kann dabei der Hauptaufgabe in voller Entschiedenheit dienen, ja zu ihrer Lösung von der andern Seite erhebliche Ergänzungen herbeiziehen und die von ihr zunächst vermittelte Bildung in besonderer Weise fruchtbar machen. Der Uebergang in das Fachliche, die Einfügung des Fachlichen in das Allgemeine ergiebt sich wie von selbst. Ein voreiliges Hinwegstreben aus den Bahnen der allgemeinen Vorbildung ist bei rechter Verbindung so wenig zu besorgen, daß vielmehr Viele bei planmäßiger Berücksichtigung des Fachlichen auch in der Bahn der allgemeinen Vorbildung aushalten werden.

Was nun die Realschule in Zittau anlangt, so haben wir nach vielfachen Erfahrungen guten Grund zu der Annahme, daß in den ihr zugewandten Kreisen der Geschäftsmänner der Werth der allgemeinen Bildung auch für die besonderen Thätigkeiten völlig anerkannt werde; aber man begrüßt mit Vertrauen Einrichtungen, welche an jene zu wirksamer Ueberleitung in diese wie von selbst sich anfügen oder vielmehr einfügen lassen. Industrie und Handel haben in unseren Tagen eine größere Bedeutung als jemals früher gewonnen. Diese Thätigkeiten, nicht selten eng verbunden, umfassen mit ihren Operationen die Welt, rücken die entferntesten Länder einander nahe, machen die weiten Meere sich dienstbar; über das bewegliche Vermögen, das Capital, vorzugsweise verfügend, bestimmen sie in tief greifender Weise auch die politischen und socialen Verhältnisse, wirken sie mittelbar hundertfach auf die Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft; sie ziehen die höchsten Kreise der Gesellschaft zu ihren Unternehmungen heran, und bei der fortschreitenden Ausgleichung aller Stände stellen sich auch die Söhne solcher Familien, die ihnen sonst fern blieben, haufenweise in ihren Dienst. Da ist es ohne Zweifel von großer Wichtigkeit, daß die in solche Thätigkeit Gestellten eine auf solider Grundlage sich erhebende Bildung besitzen, eine Bildung, welche die Dinge gerade deshalb in großem Zusammenhange anschauen, nach ihrer wahren Bedeutung erkennen, mit selbständigem Geiste behandeln läßt, weil sie im natürlichen Uebergange von dem Allgemein-Bildenden zu den besonderen Aufgaben einen gewissen Abschluß gewonnen hat. Im Allgemeinen sind die Deutschen hierbei auf gutem Wege. Die Staatsmänner wie die Zeitungen Englands erkennen an, daß die Deutschen bereits in allen Ecken und Enden der Welt die tüchtigsten Geschäftsleute, für die Engländer die gefährlichsten Concurrenten geworden sind, und sie erklären sich dies vor Allem aus der besseren Schulbildung, wobei sie dann mit besonderem Nachdruck auf die deutschen Realschulen hinweisen. Thatsache ist auch, daß englische Häuser, und gerade in London, nicht selten die Stellungen, in denen selbständiges Denken und eine höhere Ausbildung nothwendig ist, jungen Deutschen lieber als jungen Engländern anvertrauen. — Wie nun die südliche Oberlausitz, Industrie und Handel vielfach verbindend, an dem großen Verkehre einen sehr bestimmten Antheil nimmt und deshalb auch besondere Gründe hat, für ihre Söhne eine tüchtige Ausbildung zu suchen, darüber ist hier nicht weiter zu reden.

Daß diese bis zu einem gewissen Grade die Realschulen allein schon gewähren, wird sich kaum in Abrede stellen lassen. Ueberdies zeigt jede Vergleichung der für die drei Classen einer höheren Handelsschule aufgestellten Lehrpläne mit denen der Realschulen I. O., daß diese beim Rechenunterrichte ihrer Quarta, Tertia und Secunda wesentlich dasselbe bietet, was jene lehrt, daß auch beim Unterricht in der Mathematik, im Französischen und Englischen die Pensa sich decken, daß in Geographie und Naturwissenschaft von den Realschulen mehr geboten, in deutscher Sprache und Literatur kaum weniger geleistet wird. Gewiß sind Realschüler, welche den Cursus der dritten Classe absolvirt haben, nicht schlechter ausgerüstet als Schüler der parallelen Classe in der höheren Abtheilung einer Handelslehranstalt, schon deshalb nicht, weil sie durch den vorausgegangenen Unterricht von 3—4 Jahren ein ziemlich festes Fundament gewonnen haben.

Immerhin kann es noch als wünschenswerth erscheinen, daß auf solchem Fundamente eine den besonderen Bedürfnissen und Ansprüchen der industriellen Kreise Rechnung tragende höhere Handelsschule sich aufbaue. Dafür aber reichen zunächst zwei Classen — in Parallele zur Untersecunda und Obersecunda der Realschule — völlig aus. Sie vermitteln ganz allmälig den Uebergang zum Fach, indem die Schüler derselben noch durch eine Reihe von Lectionen mit den parallelen Classen in enger Verbindung stehen und an dem allgemein-vorbildenden Unterrichte derselben Theil nehmen, während sie zugleich, einzelne Nebenfächer zurückschiebend, die zu fachlichem Unterrichte erforderliche Zeit gewinnen. Von der weiteren Entwickelung dieser Nebenanstalt wird es abhängen, ob noch eine Art von Selecta als oberste Classe hinzutreten könne.

Nach den vorläufigen Dispositionen ergeben sich nun für den allgemein-bildenden Unterricht (Religion, Deutsch, Französisch, Englisch, Rechnen, Mathematik, Naturwissenschaften rc.) etwa 24 Stunden wöchentlich, während für die abgezweigten Fächer (Handelskunde, Handelsgeschichte und Handelsgeographie, Buchhaltung und Correspondenz) 7—9 Stunden angesetzt worden sind. Zugleich ist aber klar, wie oft bei dem allgemein-bildenden Unterricht Bezugnahme auf den fachlichen möglich ist, wie leicht dieser an jenen sich anlehnen, ja durch ihn ganz unmittelbar unterstützt werden kann, ohne ihn in seiner Eigenthümlichkeit zu gefährden oder ihm Hemmnisse zu bereiten. Es wird auch kein Nachtheil sein, wenn beim Unterrichte im Französischen und Englischen die schriftlichen Uebungen allmälig einen besondern Charakter erhalten und in der oberen Abtheilung für Correspondenz verwendet werden. Manche Vermittelungen und Uebergänge zu finden, darf man diesen Schülern selbst überlassen. Noch stehen sie ganz und gar im Leben der Schule, die ihnen von allen Seiten Gaben entgegen bringt, aber zugleich auf fester Bahn bestimmten Zielen sie näher führt, die sie jugendliche Harmlosigkeit noch bewahren läßt und doch auch schon auf die ernsten Aufgaben des Lebens hinweist.

In welcher Weise also diese Handelsschule von verwandten Anstalten sich unterscheiden wird, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Eng verbunden mit einer Realschule soll sie zeigen, wie leicht deren Unterricht bei treuer Bewahrung der allgemeinen Zwecke nach einer Seite der ohnehin in ihm liegenden Tendenz auf das Besondere entsprechen kann, wenn Einzelnes zurückgestellt, Anderes eingefügt wird; in solcher Verbindung aber vermag sie wol zu leisten, was eine auf sich selbst beschränkte Handelslehranstalt mit geringerer Sicherheit ausrichtet. Sie soll gar nicht bloße Fachschule sein, sondern den Beweis liefern, daß der Fachunterricht, der an sich schon bei rechter Behandlung geistbildende Kraft hat, in unmittelbarem Zusammenhange mit allgemein-bildendem Unterrichte nur um so gewisser über einseitige und mechanische Behandlung erhoben wird. Sie soll endlich, indem sie ihre Schüler gar nicht dazu kommen läßt, als etwas Apartes sich anzusehen, vor dem Dünkel bewahren, der gleich beim Eintritt in die Arbeiten des Berufs über Manches, was erst durch Erfahrung und Uebung recht gelernt wird, hinaus zu sein glaubt.

Wie sehr die speciellen Lehrfächer, indem sie auf einen ganz bestimmten Kreis menschlicher Thätigkeit gerichtet sind,

doch vielfach eine dem Allgemeinen zugewandte Seite darbieten, das läßt sich ohne Mühe zeigen. Die Handelskunde (Handelswissenschaft) gewährt den Schülern nicht nur zahlreiche Einblicke in die mannichfaltigen Lebensverhältnisse, aus denen sie kommen und in die sie zurücktreten werden, sondern leitet sie auch dazu an, eben diese Lebensverhältnisse mit Allem, was ihnen durch den bisherigen und den nebenher gehenden Unterricht nahe gerückt ist, in einen großen Zusammenhang zu bringen. Was bei diesem Unterrichte schon in der unteren Classe über Vermögen, Capital, Geld, Waare, Tausch und Kauf, Handeltreibende, Handelsgesellschaften, Commission, Inventur und Liquidation, Wechsel ꝛc. mitgetheilt wird, das schließt eben an das im Verkehre des Lebens Gehörte leicht sich an und vervollständigt das beim Unterricht in Geschichte und Geographie, im Rechnen ꝛc. bereits Gelernte. Aehnlich wirkt dieselbe Disciplin in der höheren Abtheilung, die freilich tiefer in das Einzelne einführt. Indem sie aber mit Baar- und Zeitkäufen, mit Zins, Discont und Rabatt, mit Preislisten und Marktberichten, Maklern und Agenten, Messen und Börsen, Banken und Coursen, Innungen und Handelskammern bekannt macht, indem sie Fracht und Spedition, Transport zu Land und Meer, Post und Telegraphie, Versicherungswesen und Credit, Speculation und Handelskrisen behandelt, indem sie endlich die Grundsätze der Handelsmoral erörtert und von der Bedeutung des Handels im Staatsleben klare Anschauungen vermittelt, läßt sie vielfach auch nur in Verbindung erscheinen, was den Schülern durch Leben und Unterricht vereinzelt in Mittheilungen sehr verschiedener Art zugeführt worden ist, und wo Neues sich anschließt, da fügt es leicht in das Ganze sich ein. Lehre und Leben ergänzen sich, illustriren sich gegenseitig. Was nun die Handelskunde darstellt, das erhält durch die combinirte Lection der Handelsgeschichte und Handelsgeographie den rechten Hintergrund. Sie hat es auf der untern Stufe mit dem Völkerverkehr des Alterthums und des Mittelalters, auf der obern mit dem Handel der neuern Zeit zu thun. Dort beschreibt sie, überall von den geographischen Verhältnissen und den natürlichen Bedingungen ausgehend, in großen Zügen die früh begonnene Entwickelung des Völkerverkehrs, indem sie die auf den Markt gebrachten Güter, die weit gedehnten Handelsstraßen, die großen Handelsmetropolen, die durch politische Wechsel herbeigeführten Störungen und Förderungen betrachten läßt; hier richtet sich die Aufmerksamkeit auf die großen Entdeckungen und ihre Folgen, wie sie aus der Heranführung neuer Waaren und der Veränderung der Werthe und Preise sich ergaben, weiterhin auf die Colonialgebiete und die Colonialpolitik, auf die Verlegung der großen Handelswege, auf das Zurücktreten der Italiener hinter den Portugiesen und Spaniern, wie dieser hinter den Holländern und Engländern, auf die Handelskriege, auf die volkswirthschaftlichen Systeme bis zum Freihandel ꝛc. Es ist kaum in Abrede zu stellen, daß dieser Unterricht, indem er das Culturgeschichtliche in größerer Ausdehnung behandelt, den Schülern mindestens ebenso viele lebendig fortwirkende Bildungselemente zuführt, als der allgemeine Geschichtsunterricht, der über dem Politischen das Culturgeschichtliche nicht selten allzusehr vernachlässigt; für den geographischen Unterricht aber läßt sich kaum ein besserer Abschluß denken, als der bei dieser combinirten Lection mögliche, welcher viele vorher schon mitgetheilte Einzelheiten erst in lebendige Verbindung bringt und Halt gewinnen läßt. Buchhaltung und Correspondenz erscheinen auf den ersten Blick freilich als äußerliche und formelle Dinge und bei aller Wichtigkeit für die Praxis ohne eigentlichen Werth für geistige Bildung; aber abgesehen davon, daß dabei das in der Handelskunde Besprochene in besonderer Weise Anwendung erhält, so ist kaum zu verkennen, daß die bis in das Einzelne und Kleine gehende Anleitung zu genauerem, ja strengem Bewahren der recipirten Formen des großen und kleinen Verkehrs auf Manches aufmerksam macht, in Manchem übt, was beim gewöhnlichen Unterrichte zuweilen größere Beachtung finden sollte und gewiß auch eine sittliche Bedeutung hat. Daß auf der untern Stufe einfache, auf der obern doppelte Buchhaltung sorgfältige Behandlung erfährt, versteht sich von selbst; ebenso, daß bei der Correspondenz dort zu deutschen, hier zu französischen und englischen Geschäftsbriefen, sowie zu den sonst in diesen Kreis gehörigen Dingen Anleitung gegeben wird.

Weitere Abzweigungen von Lectionen sind vor der Hand nicht als nöthig erschienen. Die Entwickelung der Anstalt wird ja zeigen, ob in dieser Beziehung mehr zu geschehen hat. Wie dieselbe durch bestimmte Bedürfnisse hervorgerufen worden ist, so wird sie in Zukunft auch nicht nach willkürlichen Voraussetzungen in die Höhe geschraubt, sondern den thatsächlichen Verhältnissen möglichst nahe gehalten werden.

Eine Ueberladung der Handelsschüler ist nicht zu besorgen, da nach den getroffenen Dispositionen die beiden Abtheilungen der Zweiganstalt, abgesehen von den sonst möglichen Erleichterungen, für ihren besonderen Unterricht nie ohne Rücksicht auf die Anforderungen des übrigen Unterrichts in Anspruch genommen werden dürfen. Sie sollen eben als Glieder eines großen Ganzen erscheinen, wobei das Besondere zu keinerlei Einseitigkeiten ermuntert wird, wie ja auch die für sie thätigen Lehrer in ihrer Verbindung mit dem gesammten Lehrercollegium und durch die täglich sich ergebende Verständigung mit den ihnen zunächst gestellten Amtsgenossen mannichfaltige Anregung erhalten, die ihnen zugetheilten Functionen im rechten Zusammenhange sich zu denken und unter wesentlich pädagogischen Gesichtspunkt zu stellen.

Es versteht sich nach Allem von selbst, daß auch die Methode des Unterrichts in dieser Handelsschule niemals auf mechanisches Anlernen, auf äußerliche und geschäftsmäßige Routine sich beschränken darf, vielmehr in jedem Stücke mit besonderem Ernste dahin zu streben hat, daß ihre Zöglinge lebendige Bildung gewinnen, zu klarem und genauem Auffassen, zu innerlichem Verarbeiten kommen, damit sie in freier und würdiger Erkenntniß dessen, was zu ihrem späteren Berufe gehört, schon früh den Trieb zu selbständiger, über die Linie des zunächst Verlangten hinausstrebender Thätigkeit in sich entwickeln. Auch die Disciplin ist die einer höheren Bildungsanstalt. Sie gestattet keine Ausnahmen und Vorrechte, dringt vielmehr fort und fort darauf, daß die Einzelnen in die bestehende Schulordnung ohne Widerrede sich fügen und Treue auch im Kleinen und Kleinsten sich zur Aufgabe machen. Uebrigens wird eine tiefer gehende moralische Einwirkung der Schüler vielfach auch durch die rechte Anschauung von dem Berufe, die sie durch ihren Unterricht vermittelt, bedingt sein.

Die Lehrmittel der Doppelanstalt, welcher diese Zweiganstalt sich einfügt, Apparate, Landkarten, Bibliothek und andere Sammlungen sind natürlich auch für die Zwecke der letzteren verwendbar. Gegenstand der Erwägung wird es sein, in welcher Art und Ausdehnung eine Benutzung des reichlich ausgestatteten chemischen Laboratoriums für die Bedürfnisse Einzelner stattfinden könnte. Sammlungen besonderer Art (Waarenproben, Modelle ꝛc.) anzulegen kann der Zukunft vorbehalten bleiben. Aber gewiß werden die vorhandenen Lehrmittel im Einzelnen zur Förderung der besonderen Zwecke mannichfach zu erweitern sein.

Ueber Prüfungen, Censuren und Zeugnisse sind noch genauere Bestimmungen erforderlich. Es läßt sich hierbei erwarten, daß die Entlassungszeugnisse größere Fabrikgeschäfte und Handlungshäuser bestimmen werden, in billiger Würdigung der von den Zöglingen der Handelsschule erlangten Ausbildung die Bedingungen hinsichtlich der Lehrzeit ꝛc. zu ermäßigen. Wir sehen ja auch, daß das ganze Lehrlingswesen einer weitgreifenden Umgestaltung entgegen geht. Diejenigen Zöglinge, welche in die Geschäfte der Väter

eintreten, werden sicherlich hinzubringen, was die Heranziehung anderer Kräfte zum Theil oder ganz entbehrlich macht.

Zu der vom Zittauer Handelsschulverein eröffneten Lehrlingsschule, die als Privatanstalt sich darstellt, steht die mit der Realschule in Verbindung gesetzte Handelsschule als öffentliche Anstalt zunächst nur in einem äußerlichen Verhältniß; aber im Grunde stellen sie doch dasselbe dar, was die in größeren Städten bestehenden Handelslehranstalten in ihrer höheren Abtheilung und in der Abtheilung für Handlungslehrlinge besitzen, sie bieten also auch den zunächst betheiligten Kreisen wesentlich dasselbe, was die älteren, zu verdienter Anerkennung gelangten Institute dieser Art in engerer Verbindung erscheinen lassen. Wenn die neuen Anstalten durch die auf beiden Seiten verwandten Lehrkräfte z. Th. noch in weitere Beziehung zu einander treten, so führen doch beide ohne Rücksicht auf einander ihren Unterricht nach besonderen Gesichtspunkten durch, wie sie auch nicht wohl Concurrenz-Anstalten sein können.

Wir hoffen, daß die junge Anstalt, deren Begründung die hohe Staatsregierung und die beiden Kammern der hohen Ständeversammlung genehmigt und gefördert haben, sich als eine lebensfähige erweisen werde zum Segen für eine betriebsame Landschaft, die ihr schon jetzt ermunterndes Vertrauen entgegenbringt. Wir hoffen zugleich, daß sie schon bei der zu erwartenden ersten Revision befriedigende Ergebnisse werde zeigen können, als eine Anstalt, die nicht als äußerlich an die Realschule angelehnte Fachschule, sondern als eine aus ihr naturgemäß entwickelte und von ihr getragene Zweiganstalt zu betrachten ist.

Allgemeine Charakteristik der deutschen Dichtung und des Literaturlebens der letzten Periode.*)

Mit einer politischen Mahnung schloß Gervinus seine Geschichte der deutschen National-Literatur. Der Grundgedanke dieser im hohen Pathos verkündeten Mahnung war der, daß das deutsche Volk es nun genug sein lasse mit der Hervorbringung von Dichtwerken; dem Staate solle es fortan seine Arbeit widmen. „Man habe den Muth, das Feld eine Weile brach liegen zu lassen", heißt es da an einer Stelle, „und den Grund unserer öffentlichen Verhältnisse, auf dem Alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen soll, neu zu bestellen, und, wenn es sein muß, umzuroden, und eine neue Dichtung wird dann möglich werden, die auch einem reifen Geiste Genüsse bieten wird. Wir müssen dem Vaterlande große Geschicke wünschen, ja wir müssen, so viel an uns ist, diese herbeiführen, indem wir das ruhesüchtige Volk, dem das Leben des Buches und der Schrift das einzige geistige Leben, und das geistige Leben das einzige werthvolle Leben ist, auf das Gebiet der Geschichte hinausführen, ihm Thaten und Handlungen in größerem Werthe zeigen und die Ausbildung des Willens zu so heiliger Pflicht machen, als ihm die Ausbildung des Gefühls und Verstandes geworden ist." Noch bestimmter hat der große Historiker seine Anschauung geäußert in der Widmung des Buchs an Dahlmann (vom Jahre 1840). Da sagt er: „Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist. Ich, so viel an meinen kleinen Kräften gelegen ist, ich folge dieser Mahnung der Zeit. Von mir wird man es nach diesem Werke glauben, daß Sinn und Liebe zur Kunst und Dichtung mit meiner ganzen Existenz verwachsen ist, und ich werde es wol, ohne der Prosa beschuldigt zu werden, sagen dürfen, daß uns die inneren Nöthigungen unserer Zustände anrathen, uns fürderhin mit dem Genusse unserer alten Poesien zu begnügen, die ermattete Productionskraft auf einen andern Boden zu verpflanzen, wo sie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate zugleich verbinden können, lieber jenes aufzugeben als dieses."

Diese Mahnung ist ebenso viel gepriesen als angefochten und bespöttelt worden. Sie zeigt uns den Grundcharakter der Literaturgeschichte von Gervinus, welche ebensowol ein culturhistorisches wie ein politisches Werk ist. Gervinus hielt fest an seiner Mahnung, noch im Jahre 1853 giebt er ihr erneuten Ausdruck, heutigen Tages ist sie veraltet. Heute sind die großen Geschicke, die der Historiker dem Vaterlande wünschte, erfüllt; sie gehören bereits der Geschichte an, und das Staatsleben, in welches wir durch sie eingetreten sind, kennt kein ruhesüchtiges Volk mehr. Es war ein großes und ernstes Wort, welches Gervinus damals aussprach, im Stillen hat es seine Früchte getragen, aber befolgt in eigentlichem Sinne ist seine Mahnung nicht worden. Kein Dichter hat sich Schweigen auferlegt; die Poesie kann niemals schweigen, wenn sie lebt. Und ebenso wenig konnte sich die gebildete Welt die geforderte Entsagung auferlegen, nur die alten Poesien zu genießen und auf die Schöpfungen der Gegenwart zu verzichten. Wol hat auch die Poesie ihren Antheil an den Großthaten der neuen Zeit, indem sie mahnend und anfeuernd, oder strafend und höhnend die politischen Ereignisse begleitete, neuen Ideen allgemeinen Ausdruck gab und Wünsche und Urtheile offenbarte, allein bestimmend und gebieterisch, wie es ehedem die politische Dichtung vermochte, wirkt das dichterische Wort schon längst nicht mehr. Einer zwiefachen Täuschung gab sich Gervinus hin. Er unterschätzte den poetischen Trieb und das poetische Bedürfniß der Menschen, indem er die Literatur und das Literaturleben wie einen Theil des Staatslebens ansah, und er überschätzte die geistige Bedeutung des Staatslebens, indem er dasselbe theils als Object, theils als Bedingung des ästhetischen Schaffens und Genießens betrachtet wissen wollte.

Wenn wir die Zeit seit dem Erscheinen der Literaturgeschichte von Gervinus, also Mitte der dreißiger Jahre bis auf die Gegenwart darauf hin ansehen, ob sie im Vergleich mit der classischen Periode des vorigen Jahrhunderts und mit den literarisch bewegten Tagen der Romantiker als eine fruchtbare bezeichnet werden kann oder nicht, so setzt uns die unermeßliche, fast erdrückende Fülle der poetischen Erzeugnisse geradezu in staunende Verwunderung. Unmöglich kann diese Neuzeit als eine solche gelten, in der die schöne Literatur im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht, und wenn auch in einzelnen Jahren der Ruhe oder der Erschlaffung es den Anschein hat, als sei wie früher in größeren Zeiträumen das Leben des Buchs und der Schrift das einzige geistige Leben, so ist der Grundzug der ganzen Zeit ein so vorwiegend politischer, andererseits praktisch wissenschaftlicher, daß die Poesie nur noch als ein Factor unseres geistigen Lebens, nicht mehr als sein voller Inhalt erscheint. Und dennoch diese gewaltige Production! Gervinus prophezeite eine neue Dichtung, aber erst nach den Zeiten poetischer Ruhe. Eine solche Ruhe ist nicht eingetreten, und eine neue Dichtung hat sich, soviel wir es bis jetzt zu erschauen vermögen, auch nach dem politischen Aufschwunge des Vaterlandes noch nicht entwickelt, und ob und wie sie sich entwickeln wird, kann erst eine fernere Zukunft lehren.

So ist zu einem Theile der Wunsch von Gervinus erfüllt worden, wenn er es sich auch selber nicht eingestand: wir haben aufgehört, ein vorzugsweise literarisches

*) Vortrag, gehalten am Schweriner Hofe am 8. Januar d. J. als allgemeine Einleitung zu einer Reihe von Vorträgen über die neueste deutsche National-Literatur (von Goethe's Tode bis zur Gegenwart).

Volk zu sein. Aber wir danken dies nicht der Schweigsamkeit der Dichter. Ein tief ernster Gedanke liegt gewiß jener Mahnung von Gervinus zu Grunde, aber er war doch nur eine Phantasie. Wie wäre es möglich gewesen, ihn auszuführen? Und würde es nicht ein Verlust an geistigem Gute, ein unermeßlicher, nie zu verwindender Verlust gewesen sein, wenn auf jene Mahnung hin die Dichter plötzlich verstummt wären? Denn wenn auch in der langen Reihe von Jahren kein höchstes Dichtergebild geschaffen wurde, so fehlt es doch nicht an Schöpfungen, die eine Zierde unserer Literatur sind für alle Zeiten. So müssen wir uns freuen, daß das von Gervinus empfohlene Mittel nicht ergriffen wurde zur Heilung des kranken Staatslebens. Es hätte den Staat nicht gerettet und hätte unser Geistesleben auf lange Zeit ertödtet. Wie sehr die politische Leidenschaft bei Gervinus das Auge des Historikers trübte, zeigt die Geschichte der Literatur, welche nur eine zusammenhängende Kette der Erscheinungen aufweist und auch da des Zusammenhangs nicht entbehrt, wo dem verschleierten Auge ein Glied der Kette gerissen scheint. Und dennoch hat dieser Meister der Geschichtsschreibung ein freiwilliges und künstliches Verstummen des Gesangs inmitten einer ganzen großen Nationalität auch nur für möglich gehalten?

Als Gervinus die neueste Zeit unserer Literatur zum ersten Male betrachtete, da durfte er mit Recht mit Goethe's Tode einen Abschluß suchen. Denn was ihm die allerletzten Jahre boten, war noch allzusehr Gegenwart, als daß es mit historischem Blicke erfaßt werden konnte. Aber auch in den jüngeren Ausgaben, sogar noch in der letzten von seiner Hand besorgten vierten Ausgabe vom Jahre 1853 ist ihm die neue Poesie einer historischen Betrachtung unwerth. Wie herb klingt aus seinem Munde der Ausspruch: diese neueste Literatur näher zu beurtheilen, würde mehr Zeit und Hingebung fordern, als sie werth ist. Also ein ästhetischer Grund, nicht ein historischer und sachlicher bestimmt bei Gervinus in Wirklichkeit in seinem Werke den Abschluß der letzten Periode. Wenn er kurz vorher sagt, daß er, wie jeder Historiker am besten thue, die Zeit zuerst über die neueste Dichtung reden lassen wolle, so werden wir ihm beistimmen; allein das folgende Urtheil über diese neueste Dichtung hebt diesen richtigen Grundsatz auf und lehrt uns, daß Gervinus doch vor der Zeit gesprochen, nicht das Urtheil der Zeit abgewartet hat.

Auch eine andere bedeutende, aber anders angelegte Literaturgeschichte reicht bis zu Goethe's Tode, ja sie bezeichnet sogar diese Periodisirung auf dem Titel. Das ist der Grundriß zur Geschichte der deutschen National-Literatur von August Koberstein. Als Koberstein seinen Grundriß, anfänglich ein kurzgefaßtes Lehrbuch, im Jahre 1827 herausgab, da war die letzte Periode bezeichnet „Von dem 2. Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit" und diese Bezeichnung ist geblieben in der folgenden zweiten und dritten Ausgabe aus den Jahren 1830 und 1837, aber in der vierten, der letzten, welche Koberstein noch selbst besorgte, welche zu einem dreibändigen starken Werke herangewachsen war und in dem längeren Zeitraume von 1847—1866 erschien, ist mit Goethe's Tode abgeschlossen. In der früheren Ausgabe von 1837 reichte die neueste Zeit unausgesprochen etwa zu Goethe's Tode, aber eine neueste Zeit finden wir in der letzten Ausgabe von 1866 nicht abgehandelt. Nirgends finden wir eine Aeußerung von Koberstein, weshalb er auf die Darstellung dieser neuesten Literatur-Periode „nach" Goethe's Tode verzichtete. Wir dürfen annehmen, daß das Werk in seinen bestehenden Grenzen ihm schon so viel Arbeit gekostet hat, daß ihm eine weitere Ausdehnung nicht möglich war. Daß sich Koberstein principiell ablehnend gegen die neueste Literatur verhalten habe, ist uns nicht bekannt. Wenn er sogar bis zum Jahre 1866 den alten Abschluß beibehielt und ihn mit bestimmten Worten präcisirte, so folgt, daß er wie Gervinus mit Goethe's Tode das Ende einer Periode erblickte und mit dem Ende eine neue Periode anheben ließ, über deren Schwelle er selbst nicht schreiten konnte und wollte. Auch in der neuesten nach des Verfassers Tode besorgten Ausgabe von Karl Bartsch, welche nun auch auf dem Titel sich nicht mehr als ein Grundriß, sondern als eine Geschichte der deutschen National-Literatur kennzeichnet (1872—1873), ist jene Periodeneintheilung beibehalten. Daß einzelne Erscheinungen erwähnt werden, welche über den angesetzten Zeitpunkt hinausreichen, versteht sich von selbst. Eine historische Zeitbestimmung so allgemeiner Art kann nicht scharf abgegrenzt werden auf Jahr und Stunde.

In der That hebt zu Anfang der dreißiger Jahre eine neue Periode unserer neuen Literatur an. Es ist ein Zufall, daß in dieser Zeit das Abscheiden Goethe's fällt. Aber Goethe's Name und Gestalt ist so überaus erhaben, daß es ebenso natürlich wie geboten erscheint, wenn sein Todesjahr gleich einem Grenzstein im geistigen Leben der Nation aufgerichtet wird.

Im Allgemeinen also umfaßt unsere neueste Literatur, in deren Periode wir uns heute noch befinden, den Zeitraum der letzten vierzig Jahre. Vierzig Jahre sind aber eine lange Zeit. Innerhalb dieses Zeitraumes sondern sich wieder charakteristische Epochen von einander ab, in welchen neue Richtungen zum Durchbruch gelangen. Es ist sehr bezeichnend für unsere neueste Literatur, daß sie im Gegensatze zu den früheren Zeiten mächtiger von den politischen und socialen Bewegungen und Gestaltungen beeinflußt wird, und daneben drücken ihr auch die religiösen Stimmungen einen charakteristischen Stempel auf.

Den ersten Abschnitt können wir rechnen von Goethe's Tode bis zum Jahre 1840. Die Julirevolution von 1830, die eine so gewaltige politische Veränderung in Frankreich hervorrief, wirkte ideell auch auf unsere Literatur ein und zwar wuchtiger und nachhaltiger als auf die politischen Zustände unseres Vaterlands. Aber diese Zustände gaben ihrerseits wieder der Poesie eine bestimmte Richtung. Die Literaturgeschichte hat die Vertreter dieser neuen Richtung das „Junge Deutschland" genannt, ein Name, der zufällig aus einer Schrift des Jahres 1834 entnommen ist und der bald zu einem Gattungsnamen werden sollte. Man nannte sie auch früher die neue romantische Schule, insofern treffend, als das Junge Deutschland an die Principien der Romantik anknüpfte und sie im modernen Geiste weiter zu bilden strebte. In diese Periode fällt auch das Erscheinen eines Buches, welches ein außerordentliches Aufsehen erregte, ebenso bewillkommt und gepriesen wie verabscheut und verfehmt wurde: „Das Leben Jesu" von David Strauß. Das Buch, ein Product der durch die Hegel'sche Philosophie erzeugten kritischen Richtung, gab den revolutionairen Tendenzen des Jungen Deutschlands neue Nahrung.

Lange dauerte die Herrschaft dieses Jungen Deutschlands nicht; die Anhänger dieser Richtung, unter sich vielfach uneins, fanden mit zunehmender Reife die rechten Pfade zu höherer Entwickelung. Wir gewahren am Ende der dreißiger Jahre und im Anfang der vierziger ein stilles, rüstiges, nur auf die nächste Aufgabe gerichtetes Schaffen, und doch müssen wir in dieser Zeit ein politisches Ereigniß als einen Wendepunkt im literarischen Leben bezeichnen: die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen im Jahre 1840. In dasselbe Jahr fällt auch die Abfassung des Rheinliedes von Nicolaus Becker: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", eine Antwort auf die Rufe der Eroberungslust in Frankreich. Der Regierungswechsel in Preußen rief ebensowol Hoffnungen wach, als er Enttäuschungen bereitete. Beides blieb nicht ohne Einfluß auf die poetische Production. Neben einer heitern und genügsamen Grundstimmung in den vierziger Jahren, welche unbeirrt von der politischen Bewegung sich nur des poetischen Genusses und Schaffens

freute und nur insoweit der Politik sich hingab, als sie in eine Schwärmerei für hohe, unerreichbar scheinende und darum recht poetische Ideale verfiel, bekundet die Zeit doch eine so tiefe politische und religiöse Erregtheit, daß die Literatur gleichsam ein Doppelantlitz trägt. In der Mitte der vierziger Jahre kam die Bewegung des Deutschkatholicismus, dem sich auf politischem Gebiete die schleswig-holsteinischen Wirren zugesellten. Dann kam das Jahr 1848, welches auch in der literarischen Entwickelung einen bedeutsamen Wendepunkt bezeichnet. Bis zu dieser Zeit hatte die Romantik, wie verschieden sie sich auch im Vergleich mit der Romantik der Schlegel und Tieck offenbarte, immer noch eine treue Pflege gefunden, von nun an wird sie in den Hintergrund gedrängt. Zwar flackert ihre Leuchte noch in den Zeiten der sogenannten Reaction auf, und auch heute noch, genährt durch die altdeutschen und historischen Studien, ist sie nicht ganz erstorben, aber sie flüchtete vor dem veränderten Zeitgeiste, welcher eine durchaus moderne Poesie, einen nationalen und volksthümlichen Charakter der Poesie verlangte.

Die Zeit von 1848 bis auf die Gegenwart, erst bewegt und unruhevoll, dann ermüdet und ruhebedürftig, dann wieder aufstrebend, kampfbereit, von Umwälzungen und Großthaten erfüllt, wie sie die deutsche Geschichte niemals zuvor gesehen, vor ungelöste Probleme gestellt und auf allen Gebieten des Lebens nach Klärung und Befriedigung ringend, spiegelt alle Phasen der Entwickelung in ihrer Literatur ab. Noch ist die Zeit dieser Kämpfe nicht abgeschlossen, noch ist auch die Literatur, selbst die der fünfziger Jahre, so nahe unserer Gegenwart, daß wir sie heute noch nicht völlig objectiv zu erfassen vermögen. Diesen längeren Zeitraum von über 25 Jahren zu periodisiren, ist schwer, ja selbst unthunlich. Man sollte meinen, daß das Jahr 1866 eine neue Epoche anhebe, allein dieses bedeutungsvolle Jahr ist für die schöne Literatur ohne merklichen Einfluß geblieben. Selbst die Jahre 1870 und 1871, wie mächtig sie die deutschen Dichter zu Kriegs- und Vaterlandsliedern entflammten, brachten doch plötzlich keine neuen Gedanken, keine neue Weltanschauung hervor. Mehr als die politischen Verhältnisse scheinen die socialen Probleme auf die poetische Production bestimmend einzuwirken. Erst in Zukunft wird sich der deutsch-französische Krieg und die Gründung des deutschen Kaiserreichs als ein Wendepunkt in der Literatur erweisen.

Wird dem aufmerksamen Beobachter der enge Zusammenhang der Literatur mit der politischen und socialen Entwickelung oft und vielseitig entgegentreten, so ist doch die Production nicht durchaus von den Ereignissen und Stimmungen des Tages abhängig. Noch ist die Poesie ein geheiligtes Reich für sich, noch schöpft sie aus dem reichen Borne der Natur und der allgemeinen Menschlichkeit, noch lebt sie der Erinnerung vergangener Zeiten, noch läßt sie ihre Blicke schweifen in die Lande nah und fern. Nicht jeder Dichter ist gestimmt, dem stillen Walten der Poesie zu entsagen, und wenn auch keiner aus seiner Zeit heraustreten kann, so ist die Poesie doch eine Macht, die das Vergängliche verscheucht und ihren Jünger in die Region des Ewigen leitet.

So haben wir den Begriff der „neuesten" Literatur durch eine zeitliche Grenzbestimmung festgestellt, in kurzen Zügen ihre charakteristische Eigenthümlichkeit nach ihrer Gesammterscheinung gezeichnet und im Einzelnen bestimmte Wendepunkte hervorgehoben. Nach dieser ersten Orientirung werden uns nun verschiedene allgemeine Wahrnehmungen zu beschäftigen haben, welche für diese neueste Periode charakteristisch sind. Ich werde da auf Erscheinungen hinweisen müssen, welche einzeln betrachtet vielleicht als unwesentlich angesehen werden können, welche aber im Zusammenhang erfaßt gar wol geeignet sind, ein fest ausgeprägtes Bild unserer neuesten Literatur zu geben und nicht nur ein Bild der Literatur, sondern auch des Literaturlebens. (Schluß folgt.)

Rom im Jahre Tausend.

Von Prof. Julius Schanz.

Wer versenkt sich nicht gern wieder einmal in die urwüchsige und wilde Romantik des grauen Mittelalters, um der entsetzlichen Prosa unseres modernen Alltagslebens für einige Augenblicke zu entgehen? So fühlt sich auch der auf staubiger Landstraße in der Mittagshitze einherschreitende Wanderer erquickt, wenn er plötzlich in ein schattiges Gehölz tritt und vielleicht sogar das Murmeln eines Quells vernimmt, dessen wonniges Plätschern seiner glühenden Wange Kühlung fächelt. Zwischen den Bäumen hindurch bemerkt er die moosbedeckten Mauern einer uralten Burg; er läßt sich träumend nieder; die rohgeformten Zinnen steigen aus ihrem Schutte empor; der Söller füllt sich mit hünenhaften Gestalten und schlanke Frauen mit wallendem goldblondem Haar bewirthen die tapferen Recken. Aber sieh, welche Bewegung ergreift plötzlich den fröhlichen Kreis! Ein staubbedeckter geharnischter Ritter tritt klirrenden Schrittes auf den Söller und lüftet den beflügelten Helm. „Arnulf!" erschallt es wie aus einem Munde. „Und der Kaiser?" Ernst und stumm nähert sich der unheilverkündende Bote der Rampe und deutet mit schmerzlicher Geberde hinab ins düstre Thal. Dort unten aber bewegt sich langsam und feierlich ein seltsamer Zug. Gebeugte todesmüde Krieger tragen auf ihren Schultern eine Bahre, auf dieser Bahre liegt der Kaiser, ein todter Kaiser! Wer erinnert sich nicht, und sei es auch nur aus einem melancholischen Bilde, des unglücklichen jungen Kaisers Otto III., welcher von einem deutschen Papste, Sylvester II., zu Hilfe gerufen, in das sonnige Land Italien hinabstieg, um viel zu früh die Schwelle der ewigen Nacht zu überschreiten? Wenige Getreue laden sich den Leichnam auf die herkulischen Schultern und bahnen sich durch das feindliche Land den Weg zu den Alpen. Mit ihren langen Schwertern mähen sie wie dürres Gras die Feinde nieder, die sich ihnen schaarenweise auf Schritt und Tritt entgegenstellen. Allein das Häuflein der Helden schmilzt immer mehr zusammen, bis endlich der schützende Alpenwall erreicht ist. Dieses hochpoetischen Stoffes hat sich nicht nur die deutsche Malerei, sondern auch die Poesie wiederholt bemächtigt, und ich will nur aus Platen's berühmtem Klagelied die schönen Schlußverse anführen, in denen er den todten Kaiser die ergreifenden Worte sprechen läßt:

„O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entsatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!"

Neuerdings hat sich ein reichbegabter italienischer Dichter, Filippo Zamboni, diesen dankbaren Vorwurf zu einem Drama erwählt, das uns die Begebenheiten vom italienischen Gesichtspunkte vor Augen führt, nicht ohne einzelne Charaktere mit deutlich erkennbaren modernen Farben zu zeichnen und absichtlich das historisch-romantische Drama zu einem politischen Tendenzstücke der Gegenwart zu gestalten. Die dem „Roma nel Mille" (Florenz, Lemonier's Nachfolger) beigegebenen historischen Noten im Umfange von 180 Seiten scheinen nicht blos den Zweck zu haben, die moderne Tendenz der Arbeit zu maskiren, sondern bieten selbst Gelehrten einen reichen Schatz von neuen Daten und zeugen von einem vieljährigen unermüdlichen Quellenstudium. Indessen fürchte ich, daß der Dichter durch den modernen Firniß, mit

welchem er einige seiner Charaktere überzogen hat, sie uns kaum zugänglicher und verständlicher gemacht habe, indem erstens die Entwickelung der Handlung keineswegs nach den Regeln der dramatischen Kunst vor sich geht, sondern in einer chronologischen Aneinanderreihung von Scenen besteht, wie wir dies in jedem Heldenepos sehen. Ferner hüllt sich die Sprache bei aller Formvollendung und südlichen Gluth in ein vorgeschichtliches Dunkel, d. h. es soll auf den Leser den Eindruck der Fremdartigkeit und historischen Entfernung hervorbringen. Soviel über die Mängel des Werkes, wenn dieselben überhaupt diesen Namen verdienen. Dagegen ist das Drama so reich an poetischen Schönheiten, daß wir die Erzählung der Handlung mit einigen entsprechenden Citaten begleiten wollen, um dem deutschen Leser wenigstens einen Begriff von dem außerordentlichen Gehalte dieses Buches zu geben, das bereits auch im Literaturblatt der „Neuen Freien Presse" vom 31. März von K. von Thaler auf das Ehrenvollste besprochen wurde. Ein höheres Lob kann sich der Dichter kaum wünschen. Stefania, die Heldin des Epos — denn das ist die richtige Bezeichnung des Zamboni'schen Opus — ist die Wittwe des auf Befehl des Kaisers Otto III. hingerichteten Anführers der Empörer, des Tribunen Crescentius. Glühender Haß erfüllt die Seele dieses italienischen Weibes, aber sie weiß denselben so gut zu verbergen und sich so meisterhaft zu verstellen, daß Otto III., welcher sich in die schöne Frau verliebt hatte, kein Bedenken trug, sie an sein Hoflager zu ziehen und sich ihrer Reize zu freuen. Allein sobald der Kaiser und seine Getreuen den Blick von ihr wenden, sprühen ihre Blicke Flammen und ihre Lippen murmeln Flüche und Verwünschungen.

Des Herzens stille Wuth, der wilde Grimm,
Und meiner Rache zügelloses Sehnen,
Das ich durch Jahre schon vergebens nähre,
Die Rache, die ich seinem Schatten schulde,
Beherrscht mich ganz, mich schwerverletzte Frau,
Der man zur alten Schmach den Hohn noch fügt
Der neuen Liebe —, heilig ist der Schwur,
Den sie dem Vaterlande hat geschworen!

Mit diesen Worten führt sie der Dichter bei Beginn des ersten Actes ein. Später tritt Etzel, ein Hüne aus dem Gefolge des Kaisers, auf. Derselbe ist der Repräsentant aller Schlechtigkeit, des Kaisers und der Römer böser Dämon — kurz der leibhaftige Gottseibeiuns. Wenn es auf dem Schlachtfelde nichts zu würgen giebt, so sucht er seinem unbezähmbaren Vernichtungstriebe auf andere Weise Luft zu machen. Er schießt z. B. einem schönen Mädchen jeden Morgen eine Anzahl Tauben weg, deren sie unzählige züchtete. Der Jungfrau laufen beim Anblick ihrer sterbenden Lieblinge die hellen Thränen über die Backen, und sie ergeht sich daher in wenig schmeichelhaften Ausdrücken über Etzel. Er aber

„Verfluchen hört er sich, und das gefällt ihm!"

Im Feldlager schildert Otto eines Tages seiner Buhle den Besuch, welchen er dem todten Kaiser Carl in seiner Gruft zu Aachen gemacht, bei welcher Gelegenheit er sich Krone, Scepter und Krönungsmantel des großen Carol angeeignet haben will.

O betrachte mich,
Ich bin von Gold und Edelstein, von Liebe
Entbrennt dies Herz, das Weltall in sich schließend!
Dies Fürstenkleid, der Mantel und die Krone
Gehörte einstens Carl, dem Weltbezwinger;
Ich selbst hab' sie mir geholt in Aachen
Aus seiner Gruft; allein stieg ich hinab.
Das ew'ge Licht entdeck' ich, und die Grenze
Von zwei Jahrhunderten betret' ich, plötzlich
Erscheint vor mir auf seinem Thron der Kaiser;
Bleich saß er dort, die heil'gen Augen tief
Versenkt in's Buch der Zeit. So streck' die Hand
Ich nach dem Scepter aus, das dieser Schatten
Noch hält, doch fest umschließt der starre Arm
Das Elfenbein, und endlich, endlich läßt er's
Im Kampf mit einem Lebenden — entsetzlich! —

Die fernere Schilderung dieses Besuches der Gruft zu Aachen versetzt Otto in eine solche Extase, daß er ausruft:

. . . . . Und meinem Geist und meinem weiten Herzen
Erschien der Mantel Carls wie eine Wolke,
Die ringsumher den Horizont beschattet . . . .
Des Hohenpriesters Kleid hat mir mein Rom
Hinzugefügt sammt dieser goldnen Stola,
Die sich auf meiner Brust hier kreuzt; daher
Bin Priester ich zugleich, und lasse mich
Auf meinem Thron mit gleicher Weihe nieder
Wie am Altar . . . . .

worauf Stefania höhnisch einfällt:

Altar und Thron, gleich gottlos sind sie beide,
Gott machen sie zum Menschen, und zum Gotte
Erheben sie den Staubgebornen!

Das rachebrütende Weib gelangt in Zamboni's Drama zum Ziele. Otto will das Lager verlassen und mit einem Theile des Heeres nach dem Süden aufbrechen, als ob ihm eine dunkle Ahnung gesagt hätte, daß Unheil und Verderben ihn umlaure. Allein das listige Weib verstand von Neuem Liebe und Liebkosungen zu heucheln, bis sie dem Kaiser den Schwur entlockte, den Aufbruch um vierundzwanzig Stunden zu verzögern. In diesem Zeitraum sollte sich Otto's Geschick erfüllen. Beim Morgengrauen erwartete Stefania den Angriff der Römer, mit welchen sie in geheimer Verbindung stand — bis dahin gedachte sie auch den Racheact vollenden zu können. „Nach meinem Grunde frägst Du mich," spricht sie, „und hast mich — noch nicht erhört, o liebst Du mich, so bleibe, schwör' es!" Und Otto fällt ins Netz und schwört es ihr bei seiner Krone, um seinen Schwur schon im nächsten Augenblicke bitter bereuen und an der Aufrichtigkeit ihrer Liebe grausam verzweifeln zu müssen.

Die größere Hälfte des Dramas behandelt theils in Monologen, theils in Zwiegesprächen Episoden aus der Geschichte der Päpste, und gewährt uns einen interessanten Einblick in das Familienleben — sit venia verbo — des deutschen Papstes Sylvester II. Derselbe hatte nach damaliger Sitte zwei Haussclaven, welche in Mönchskleidern einhergingen und dem Papste als Vorbeter, Vorsänger, Vorleser und Hofnarren nicht unwichtige Dienste leisteten. Zugleich waren sie ihm bei seinen astrologischen Studien und Versuchen behilflich, in welche sich Sylvester II. mit besonderer Vorliebe versenkte. Darob vergaß er jedoch keineswegs sein und der Kirche materielles Interesse, wie aus einer Schenkungsurkunde hervorgeht, die er der verblüfften Stefania vorliest. Sie lautet:

Die fruchtbar'n Felder im Sabinerlande,
Zu eigen den Crescenzi, den Rebellen,
Und uns anheimgefallen, gaben wir
Stefania. Sie aber bracht' als Mitgift
Sie Otto zu, enterbend ihre Söhne,
Und Otto schenkte sie dem Papst Sylvester,
Um sein, des Kaisers Seelenheil zu sichern,
Und zwar am selben Tag, an dem Crescentius
Sich vor fünf Jahren uns hat übergeben,
Mit seinem Blut die Zinnen des Castells
Nach schnell vollzog'nem Urtel überschwemmend.

Da jedoch die erwähnten Felder den Erwartungen des Papstes hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit nicht entsprachen, so eröffnete er Stefania, daß er sie — natürlich unter gewissen Bedingungen — den Söhnen des Crescentius zurückerstatten wolle. Stefania muß während dieser Eröffnung eine außerordentliche Selbstbeherrschung erzwingen, um ihre Freude zu verbergen, da sie die Liebe zu ihren Kindern feierlichst hatte abschwören müssen.

Inzwischen reiften die Dinge ihrem Ende entgegen. Stefania hatte durch einen Sendling des Kaisers die Nachricht erhalten, daß die Römer bei Tagesanbruch das Lager Otto's angreifen würden. An der Spitze des römischen Heeres stand ihr eigener Sohn Crescentius, der Tags vorher zum Consul gewählt worden war. Otto erhebt sich gegen

Mitternacht halbtrunken von einem Bankett und sucht sein Lager auf. Stefania lullt ihn unter Liebkosungen in Schlummer ein, holt sodann ein vergiftetes Hirschfell und bedeckt damit den arglos entschlummerten Jüngling. Einige Augenblicke später ertönen die Fanfaren der nahenden Römer und der Kampf beginnt. Die Deutschen kämpfen wie Löwen, müssen jedoch der Uebermacht weichen und das Lager Schritt für Schritt preisgeben. Das Unglück der Kaiserlichen erscheint nun in einem um so trostloseren Lichte, als der Schreckensruf: „Der Kaiser ist todt, der Kaiser ist gemeuchelt!" die Bestürzung der Kämpfenden nur noch vermehrte. Auf feindlicher Seite findet aber die frohe Botschaft donnernden Wiederhall. Schon stürzt sich eine Rotte Lateiner auf das Lager des Kaisers, um dessen Leiche im Triumphe durch das Lager zu schleifen, als ein Dutzend deutsche Schwerter auf sie niedersausen und sie zu Boden strecken. Mehrere deutsche Ritter laden den todten Kaiser auf ihre Schultern und, von ihren Lanzen und einem Fähnlein Reisiger unterstützt, bahnen sie sich den Weg durch die Reihen der sie umzingelnden Feinde. Stefania aber wehrt die Liebkosungen ihrer Söhne und die Huldigungen der Römer ab, indem sie erklärt, daß es zu spät sei.

. . . . Zu spät!
Bleibt fern mir, ich befehl es Euch, Ihr Söhne,
Nur eine Bitte hab' ich, rühret nicht
An dieses Kleid und laßt mir meinen Schmuck,
Legt mich, so wie ich bin, ins große Grab
Der Zeit — und wollt Ihr — schlingt mir eine Krone
Von Dornen um die Stirn! — Rom ist gerettet.

Stefania trifft noch einige letztwillige Anordnungen und stirbt.

Zamboni's „Roma nel Mille" ist, Alles in Allem genommen, in poetischer Hinsicht ein Meisterwerk und unter den modernen Epen — denn in diese Dichtungsgattung muß das Werk eingereiht werden — vielleicht das erste. Die historischen Noten, welche den Anhang bilden, berechtigen zu der Annahme, daß die italienische Regierung, besonders das neuinstallirte Cabinet Depretis, diese außerordentliche wissenschaftliche Capacität an eine italienische Universität berufen werde, denn Italien hat keinen Ueberfluß an solchen Kräften. Ich aber wünsche es dem wackeren Manne von ganzem Herzen, und wünsche es ihm um so mehr, als er nicht nur kein Deutschenhasser ist, sondern für die großen geistigen und elementaren Vorzüge unseres Volkes im Vergleiche nicht nur mit der italienischen, sondern jeder Nation der Welt ein offenes Auge hat und seiner Begeisterung für Deutschlands Größe einen unumwundenen und wahrhaft hinreißenden Ausdruck in einigen Versen giebt, wie sie ein deutscher Poet nicht feuriger dichten könnte:

In der zehnten Scene des zweiten Actes bricht Wolfgang, einer der kaiserlichen Recken, entzückt von der Macht und Größe des Deutschen Reiches und von Nationalstolz begeistert, in folgende Apotheose seines Vaterlandes aus, für die wir dem italienischen Dichter doppelt dankbar sein müssen:

„Das Land, ist es nicht groß, wo vor Barbaren
Das deutsche Blut in solchen Adern kocht?
Vom Fels zum Meer, vom Strand der Mosel
Bis zur Oder und vom Niederrhein hinauf
Bis an der Donau rauschend Quellgebiet!
So blick denn hin und sieh die Waffen, die
An allen Eichen zittern, 's mag der Wende,
Der Dieb, es mag der Franzmann kommen, wenn Du
Den Schild erklingen läßt, greift jeder Deutsche
Zum Schwert, zur Lanze . . . ."

— Unter dem Titel „Gesetztafel für das Deutsche Reich" hat Hr. Postsecretair A. Schöne in Dresden eine „systematische Uebersicht der Reichsgesetze", sowie ein alphabetisches Sachregister dazu bearbeitet und (Sangerhausen, bei Hermann Schön, 95 S. gr. 8.) herausgegeben. Die Schrift ist also ein Hauptregister zu den Jahrgängen 1867—1875 des Bundes- resp. Reichsgesetzblattes und wird den Besitzern desselben willkommen und Allen, welche darin etwas nachzuschlagen oder aufzusuchen haben, nützlich sein.

— In der Hofbuchhandlung von Mittler u. Sohn in Berlin ist unter dem Titel: „Marine-Straf-Vollstreckungs-Reglement" ein Heft durch die kaiserliche Admiralität veröffentlicht worden, welches die den Marine-Behörden zustehende Vollstreckung der gegen Militair-Personen der Marine verhängten Strafen regelt (Todesstrafe, Freiheitsstrafen, Ehren-, Geldstrafen, Vorschriften über Festungshaft).

— Dem weiten Kreise derjenigen, die heut zu Tage näheres Interesse an der Länder- und Völkerkunde nehmen und doch nicht gerade in der Lage sind, dasselbe aus den zahlreichen deutschen und ausländischen Reisebeschreibungen zu befriedigen, ist als ein erprobtes Sammelwerk „Schöppner's Hausschatz der Länder- und Völkerkunde" zu empfehlen, welches bei J. J. Weber in Leipzig in der nöthig gewordenen 3. Auflage seiner Vollendung wieder nahe ist. Von den ca. 15 monatlichen Lieferungen, in welchen dasselbe ausgegeben wird, liegen bereits 12 vor. Jede Lieferung enthält zwei in Farbendruck trefflich ausgeführte Ansichten. In belebter und anregender Darstellung von ausgezeichneten Illustrationen begleitet, bietet dieser Hausschatz das Interessante und zur Orientirung und Belehrung Wesentliche der gesammten neuen Reiseliteratur.

W. Zur italienischen Geschichtsliteratur. Recht zeitgemäß, als am Vorabend der europäischen Flottenexpedition gegen Chinas Piraten verläßt soeben ein italienisches Geschichtswerk die Presse. Es handelt von dem Piratenkrieg der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Titel lautet: „Der Seeräuberkrieg und die päpstliche Marine 1500—1560." (Florenz und Mailand, Brigola.) Verfasser ist ein durch mehrere Werke über die päpstliche Kriegsmarine bekannter Theolog, der Pater Albert Guglielmotti vom Predigerorden. Nachdem derselbe eine zweibändige „Geschichte der päpstlichen Marine im Mittelalter (728—1499)" herausgegeben, schließt sich das neue, ebenfalls zweibändige Werk auch zeitlich an das ebengenannte an, sowie ein drittes Werk in einem Bande, „Der Antheil Marcanton Colonna's an der Schlacht von Lepanto 1570—73" betitelt, sich dem neuesten chronologisch anfügt. — Die pontificale Flotte stand in dem oben beregten Zeitraume, also von 1500 bis 1560, folgeweise unter folgenden Befehlshabern. Den Reigen eröffnete der römische Ritter Lodovico del Mosca. Sein Commando dauerte nur drei Jahre. Ein Decennium folgte, in welchem ein genuesischer Edelmann Baldassarre da Biassa die Admiralsflagge auf seinem Schiffe führen konnte. Einen noch längern, dreizehnjährigen Zeitraum begreift das „Capitanat" des Marchese della Gorgona, Paolo Vettori in sich. Nun kommt die glorreiche Zeit Andreas Doria's aus dem Hause derer von Oneglia (1526—33). Ihn löst der Malteserritter und römische Prior Bernardo Salviati ab (1533/34). Von da an commandirt wieder lange Jahre hindurch ein und derselbe Capitano, es ist Gentil Virginio Orsini Graf dell' Anguillara (bis 1548). Die beiden letzten Capitaine endlich sind Carlo Sforza aus dem Grafengeschlechte der Santafiora (bis 1555) und Flaminio Orsini Herr von Stabia (bis 1560). — Der Verfasser hat seinen Stoff nach diesen acht Flottencommandos eingetheilt, indem er jedem derselben ein mehr oder weniger großes Capitel widmete. Der zweite Band behandelt fast nur die letzten zwanzig Jahre jenes Zeitraumes (1540—60), in denen die beiden Orsini und Sforza die päpstlichen Galeeren befehligten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 59. Sonntag, den 23. Juli. 1876.

Die Steuerreform im Königreiche Sachsen und das Einkommensteuergesetz vom 22. December 1874.

Von Gustav Wahl.

I.

Drei directe Steuern oder zwei?

Vorbemerkung. Da aus der amtlichen Stellung, die ich bekleide, möglicherweise gefolgert werden könnte, daß die nachstehenden Aufsätze mehr oder weniger einen officiellen Charakter haben: so erkläre ich hiermit ganz bestimmt, daß dies nicht der Fall ist. Ich habe diese Aufsätze nicht infolge eines direct oder indirect erhaltenen Auftrages, sondern lediglich aus eigener Bewegung niedergeschrieben, — es sind in denselben daher auch lediglich meine persönlichen Ansichten zum Ausdruck gelangt.

Dresden, am 2. Juli 1876. **Gustav Wahl,** geh. Finanzrath.

Das Zustandekommen einer Vereinbarung über die Erhebung der directen Steuern im Jahre 1877 ist, allem Anschein nach, hauptsächlich dadurch so lange verzögert worden, daß die Vertreter der Städte (des mobilen Vermögens) sich für die Zukunft zu präjudiciren glaubten, wenn sie den Vorschlag der Regierung:

Grundsteuer und Gewerbe- und Personalsteuer gleichmäßig, auf $^3/_5$ des bisherigen Betrages, herab zu setzen,

auch nur für das Jahr 1877 annähmen. Diese Erwägung erhielt ein besonderes Gewicht offenbar durch den Umstand, daß eine andere, befriedigendere Regelung des Verhältnisses, in welchem diese Steuern neben einander und neben der Einkommensteuer erhoben werden sollen, für die Zukunft nicht mit Sicherheit in Aussicht gestellt werden konnte.

Es läßt sich nun aber nicht wohl verkennen, daß, wenn die Eingangsworte des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874, nach welchen

„eine allgemeine Einkommensteuer zunächst zum Ersatz eines Theiles der bestehenden directen Steuern eingeführt werden soll",

die Bedeutung hätten, daß gleichzeitig mit der Erhebung der Einkommensteuer ein bestimmtes Verhältniß, nach welchem die Grundsteuer und die Gewerbe- und Personalsteuer ermäßigt werden sollen, ein für alle Mal festgesetzt werden müßte, — den gesetzgebenden Factoren eine Aufgabe gestellt wäre, die, wie der gordische Knoten, zwar mit dem Schwert durchhauen werden kann, aber durch Rechnung absolut nicht zu lösen ist.

Denn die Ordinarien der Grundsteuer und der Gewerbe- und Personalsteuer sind zweifelsohne ganz verschiedenartige Größen, die zwar historisch neben einander entstanden sind und sich in gewissem Grade ergänzen, — die aber nicht auf Grundlage eines und desselben Princips, oder doch in einer rechnerisch nachweisbaren wechselseitigen Abhängigkeit aufgebaut worden sind. Es können dieselben daher auch weder als Aequivalente im strengen Sinne des Wortes angesehen werden, noch versteht es sich einfach der Natur der Sache nach ganz von selbst, daß sie, so lange nicht ein anderes Verhältniß als das richtigere nachgewiesen wird, um den gleichen Procentsatz ihres bisherigen Betrages reducirt werden müssen, wenn durch diese beiden Steuern eine geringere Summe, als zeither, aufgebracht werden soll.

Es wird zum Beleg der Behauptung, daß beide genannten Steuern verschiedenartige Größen sind, die Anführung der Thatsachen genügen, daß

1) an Grundsteuer im Ordinarium (9 Pfennige von der Einheit) 9 Procent des nach Maßangabe der bekannten, vor mehr als 40 Jahren verfaßten, 1838 veröffentlichten „Geschäftsanweisung", ohne Berücksichtigung der Zinsen der auf den Grundstücken haftenden Schulden, ermittelten Reinertrags der in Sachsen liegenden, in Privateigenthum befindlichen Grundstücke erhoben werden, — mögen die Eigenthümer sächsische Unterthanen sein oder in Sachsen dauernd sich aufhalten, oder nicht, — das Ordinarium der Gewerbe- und Personalsteuer dagegen theils feste, ein für alle Mal ohne Rücksicht auf den Reinertrag der Erwerbsquellen nach äußern Merkmalen im Gesetz bestimmte Steuersätze, theils verschiedene, bis $2^2/_3$ Procent ansteigende Procentsätze des jährlich zur Abschätzung gelangenden Reinertrags der den in Sachsen dauernd sich aufhaltenden Privatpersonen zugehörigen in Sachsen gelegenen Erwerbsquellen — übrigens zum Theil mit, meistens aber ohne Berücksichtigung von Schuldzinsen, in Anspruch nimmt, — daß aber

2) bei Bewilligung der außerordentlichen Zuschläge zur Grundsteuer und zur Gewerbe- und Personalsteuer 1 Pfennig Grundsteuer (d. i. 1 Procent des grundsteuerpflichtigen Reinertrags der Grundstücke) bis zum Jahre 1859 mehrfach

einem halben Jahresbetrag der Gewerbe- und Personalsteuer,

in den Jahren 1859, 1867, 1868 und 1869 dagegen

vier Zehntheilen eines Jahresbetrags der Gewerbe- und Personalsteuer,

gleichgestellt worden ist, während bei Bewilligung von Steuer-Erlassen in dem Jahre 1845, wo nur 7 Pfennige Grundsteuer erhoben wurden, auf 2 Pfennige Grundsteuer die Hälfte eines Jahresbetrags der Gewerbe- und Personalsteuer erlassen worden ist, in den Jahren 1846, 1847 und 1848 dagegen neben Erhebung von nur 8 Pfennigen Grundsteuer der volle Jahresbetrag der Gewerbe- und Personalsteuer, ohne eine entsprechende Ermäßigung, zur Ausschreibung und Erhebung gelangt ist.

Dieser Sachlage gegenüber kann der dem Erlaß des Einkommensteuergesetzes zu Grunde liegende Reformgedanke, welcher in den obenerwähnten Eingangsworten des Gesetzes seinen Ausdruck findet, in der That nur durch ein von rech-

nungsmäßiger Begründung völlig abstrahirendes Compromiß oder durch unverrücktes Festhalten an der historischen Entwickelung der directen Steuern in befriedigender Weise zur Ausführung gebracht werden. Letzteren Falles würde die bewegliche, die gesammte leistungsfähige Bevölkerung heranziehende Einkommensteuer, statt die Zahl der bereits bestehenden directen Steuern zu vermehren, eben nur an die Stelle der aufzuhebenden Gewerbe- und Personalsteuer zu setzen sein, welcher letzteren die Grundbesitzer bezüglich des von der Grundsteuer betroffenen Reinertrags ihrer in Sachsen gelegenen Grundstücke allerdings nicht unterliegen. Die künftig zu erhebende Pfennigzahl der unverändert beizubehaltenden Grundsteuer wäre dagegen, wie zeither, für jede Budgetperiode speciell zu normiren, hierbei aber soweit zu verringern, daß die Grundsteuerpflichtigen künftig an Grund- und Einkommensteuer zusammen nicht mehr, als zeither, an Grundsteuer allein zu bezahlen haben, die übrigen Beitragspflichtigen aber soviel an Einkommensteuer entrichten, wie von ihnen zeither mittels der Gewerbe- und Personalsteuer aufgebracht worden ist. Die Herstellung eines solchen Verhältnisses zwischen der Einkommensteuer und der Grundsteuer, welches die Erhaltung des bisherigen Zustandes sichert und die hergebrachte Vertheilung der Steuerlast auf die Grundsteuer und die zweite directe Steuer materiell nicht alterirt, wenn die Einkommensteuer an Stelle der Gewerbe- und Personalsteuer tritt, ist gegenwärtig*), wo die Ergebnisse der im Jahre 1875 mit Unterscheidung der verschiedenen Einkommensarten durchgeführten Einschätzung des gesammten, in Sachsen vorhandenen einkommensteuerpflichtigen Einkommens vorliegen, leicht möglich; kommt es doch jetzt nur noch darauf an, den sonst so stummen Zahlen den Mund zu öffnen. Denn nunmehr ist bekannt, daß nach der im ganzen Lande nach gleichen Vorschriften bewirkten Einschätzung des steuerpflichtigen Einkommens**)

1) der Gesammtbetrag der Einkünfte sämmtlicher Beitragspflichtigen, ohne Berücksichtigung der Schuldzinsen, auf

1,103,114,689 ℳ

oder rund

1,103,115,000 ℳ

sich beläuft,

2) der Gesammtbetrag der lediglich aus Grundbesitz bezogenen Einkünfte sämmtlicher Beitragspflichtigen, ohne Berücksichtigung der Schuldzinsen, auf

207,726,895 ℳ

sich stellt, — der Gesammtbetrag der aus den grundsteuerpflichtigen Grundstücken bezogenen Einkünfte sämmtlicher Beitragspflichtigen, ohne Berücksichtigung der Schuldzinsen, dagegen zu rund

230,000,000 ℳ

(Allerhöchstes Decret an die Stände vom 12. October 1875 Nr. 20, Seite 71 der Landtagsacten I. Abtheilung, 3. Band abgedruckt, speciell die in der dazu gehörigen Beilage ⊙ unter Nr. 9 — Seite 80 flg. der Landtagsacten — enthaltene nähere Ausführung) anzunehmen ist,

3) der Gesammtbetrag der lediglich aus den der Gewerbe- und Personalsteuer unterliegenden Erwerbsquellen bezogenen Einkünfte sämmtlicher Beitragspflichtigen, ohne Berücksichtigung der Schuldzinsen, die Summe von

895,387,794 ℳ

oder richtiger

873,114,689 ℳ,

rund

873,115,000 ℳ

erreicht,

4) das Steuersoll bei Ausschreibung eines Simplum Einkommensteuer auf brutto

1,104,111 ℳ

sich stellt und mit Rücksicht auf die vielen Reclamationen, die gegen die 1875 erfolgte Einschätzung eingewendet worden sind, der Sicherheit halber zu nur brutto

1,000,000 ℳ

zu veranschlagen ist, und endlich

5) der Sollertrag der Grundsteuer bei Erhebung von 1 Pfennig von jeder Einheit auf brutto

603,043 ℳ 65 ₰

oder rund

603,044 ℳ

anzunehmen ist, da im Jahre 1875 überhaupt

60,304,365 Grundsteuereinheiten

vorhanden waren.

Mit Hilfe dieser Daten läßt sich feststellen, um wieviel die Steuerlast der Grundbesitzer erhöht wird, wenn der bisher durch die Gewerbe- und Personalsteuer aufgebrachte Betrag künftig durch die Einkommensteuer gedeckt wird, welcher letzteren ja auch die von der Grundsteuer betroffenen Einkünfte der Grundbesitzer unterliegen, — und um welchen Pfennigbetrag daher die Grundsteuer vermindert werden muß, damit in Wirklichkeit res integra verbleibt.

Die Anzahl Simpla der Einkommensteuer, welche zum Ersatz der Gewerbe- und Personalsteuer nöthig ist, berechnet sich wie folgt:

Ein Simplum Einkommensteuer wirft im Ganzen

1,000,000 ℳ

ab, nämlich aus dem grundsteuerpflichtigen Grundbesitz

$$1{,}000{,}000 \cdot \frac{230{,}000{,}000}{1{,}103{,}115{,}000} = 208{,}500 \text{ ℳ}$$

und aus den übrigen Einkommensquellen 791,500 ℳ

Um nun den bisherigen Gewerbe- und Personalsteuer-Ertrag von

6,906,950 ℳ

zu decken, müssen den bisherigen Beitragspflichtigen

$$\frac{6{,}906{,}950}{791{,}500} = 8{,}8$$ (genauer 8,726) Simpla Einkommensteuern

abgenommen werden. Thut man dies aber, so nimmt man den Grundbesitzern (abgesehen von der zweifelhaften Höhe des durchschnittlichen Procentsatzes) muthmaßlich

$$8{,}8 \times 208{,}500 = 1{,}834{,}800 \text{ ℳ}$$

ab, die man ihnen, wenn sie nicht höher als bisher belastet werden sollen, an der Grundsteuer erlassen muß. Da nun 1 ₰ Grundsteuer pro Einheit überhaupt

603,043,65 ℳ

erträgt, so sind deshalb an der Grundsteuer zu kürzen:

$$\frac{1{,}834{,}800}{603{,}043{,}65} = 3 \text{ ₰}$$ (genau 3,04 ₰) pro Einheit.

Ein Beispiel, aus der letzten Vergangenheit gegriffen, wird dies erläutern.

Im Jahre 1875 hat das Soll der directen Steuern überhaupt

12,334,340 ℳ

betragen, nämlich

6,906,950 ℳ bei der Gewerbe- und Personalsteuer und
5,427,390 ℳ bei der Grundsteuer nach 9 ₰ pro Einheit,

es würden daher an deren Stelle

*) Ein großes Verdienst haben sich jedenfalls die Vorsitzenden der Einschätzungscommissionen dadurch erworben, daß sie der Ausfertigung der Orts- und Individual-Einschätzungskarten, so unnöthig ihnen diese Arbeit vielleicht erscheinen mochte, doch aller Orten sich unterzogen und dieselben unverzüglich eingesendet haben. Hierdurch allein ist es möglich geworden, daß die Einschätzungsergebnisse schon am 12. October 1875 mit dem Entwurf des Staatsbudgets der Ständeversammlung vorgelegt werden konnten, — was außerdem erst nach 1 bis 2 Jahren möglich gewesen sein würde.

**) Im III. u. IV. Heft des Jahrgangs 1875 der Zeitschrift des Königl. Sächsischen Statistischen Bureaus S. 127 flg. sind die Ergebnisse der sächsischen Einkommensteuer-Einschätzungen veröffentlicht worden.

6 ₰ Grundsteuer von der Einheit — 3,618,262 ℳ
und daneben
8,8 ₰ Simpla Einkommensteuer — 8,800,000 ℳ
12,418,262 ℳ

auszuschreiben gewesen sein.

Es ist ohne Weiteres klar, daß, wenn man diesen Weg einschlägt, man dann bei der Vertheilung des aufzubringenden Staatsbedarfes und der Feststellung der auszuschreibenden Anzahl Simpla und Grundsteuerpfennige die feste Basis der bisherigen historischen Entwickelung unter den Füßen hat, von welcher auszugehen ist, wenn man in Zukunft, aus was für Gründen immer, von dem hergebrachten Verhältniß für eine Budgetperiode oder auf die Dauer abgehen will.

Solche Gründe kann man schöpfen z. B. aus der Thatsache, daß auch bei dieser Vertheilung der Steuerlast und Erhebung von 6 ₰ Grundsteuer und 8,8 Simplen Einkommensteuer die Grundsteuerpflichtigen für ihr Einkommen aus Grundbesitz genau das Dreifache (2,37 : 0,79 = 3 : 1) von dem bezahlen, was die Einkommensteuerpflichtigen für das aus anderen Quellen stammende Einkommen in der Einkommensteuer entrichten*). Denn die Grundsteuerpflichtigen versteuern in der Grundsteuer und der Einkommensteuer ihre grundsteuerpflichtigen Einkünfte (im Gesammtbetrage von 230,000,000 ℳ) immer noch mit 5,453,062 ℳ (nämlich mit 3,618,262 ℳ in der Grundsteuer und 1,834,800 ℳ in der Einkommensteuer), also mit 2,37 %, während die übrige Bevölkerung und die Grundbesitzer, welche außer dem Einkommen aus Grundbesitz noch andere Einkünfte beziehen, ihr lediglich der Einkommensteuer unterliegendes Einkommen im Gesammtbetrage von 873,115,000 ℳ nur mit 6,965,200 ℳ in der Einkommensteuer, d. i. mit 0,79 %, versteuern.

So lange die Erwerbs- und Vermögensverhältnisse der verschiedenen Berufsclassen in der Hauptsache dieselben, wie zeither, bleiben, oder sich gleichmäßig weiter entwickeln, — überhaupt so lange nicht besondere Umstände etwas Anderes als geboten erscheinen lassen, werden jedoch blose Aenderungen in der Höhe des durch directe Steuern zu deckenden Staatsbedarfs, Erhöhungen wie Ermäßigungen der Steuerlast, keinen Anlaß bieten, das hergebrachte Verhältniß zwischen Grundsteuer und der die Gewerbe- und Personalsteuer ersetzenden Einkommensteuer in Frage zu stellen.

*) Hier ist allerdings nicht außer Acht zu lassen, einerseits, daß von verschiedenen Seiten behauptet wird, daß bei der Einschätzung i. J. 1875 das Einkommen aus bäuerlichem Grundbesitz niedriger eingeschätzt worden sei, als das Einkommen aus den übrigen Einkommensquellen; — andererseits, daß die Grundsteuer seit 1661 in Sachsen besteht und im Jahre 1843 gegen Entschädigung der bis dahin befreiten Grundstücke auf letztere ausgedehnt worden ist.

Denn es versteht sich ganz von selbst, daß, da die Einkommensteuer — aber nur diese — alle Beitragspflichtigen ohne Ausnahme und die verschiedenen Einkommensarten gleichmäßig heranzieht, ein erforderliches Plus der Einnahme ausschließlich mittels der Einkommensteuer aufzubringen ist und ebenso ein zulässiger Erlaß ausschließlich bei der Einkommensteuer einzutreten hat. Und das ist in der That das Werthvollste an der solchergestalt bewirkten Reform der directen Steuern.

Andererseits kann aber z. B. in Zeiten industrieller Calamität, wenn die Grundbesitzer reiche Ernten machen, die Getreidepreise aber hoch geblieben sind, für die Dauer dieser Conjunctur eine höhere Belastung (höherer Procentsatz) ausschließlich der Grundbesitzer angezeigt erscheinen, weil dann zweifellos eine Grundsteuer von 6 ₰ auf einen weit niedrigeren Procentsatz des Einkommens aus Grundbesitz sich berechnet, als im Jahre 1875, — wie das umgekehrte Verhältniß natürlich eintritt, wenn der Reinertrag der Grundstücke infolge von Mißwachs, Viehsterben u. s. w. niedriger sich stellt.

Auf diesem Wege können mithin alle berechtigten, auf Herabsetzung der Grundsteuer gerichteten Wünsche der Grundbesitzer ganz gut und jedenfalls viel leichter erfüllt werden, als wenn die Einkommensteuer zu der Grundsteuer und der Gewerbe- und Personalsteuer als dritte directe Steuer hinzutritt. Es bleibt ferner, was sehr zu wünschen ist, die Beweglichkeit und der Steuercharakter der Grundsteuer erhalten und würde die den Grundbesitzern anstößige, auch den fiscalischen Interessen entschieden nachtheilige Verwandlung eines Theiles des bisherigen Grundsteuer-Ordinariums in eine, de facto den Charakter der Rente tragende Leistung ganz vermieden. Es bleibt endlich unbenommen, die Grundsteuer in sich zu reformiren und durch Nachschätzung der seit 1843 eingetretenen Culturveränderungen ꝛc. die in derselben gegenwärtig bestehenden Ungleichheiten zu beseitigen.

Andererseits würden bei Einschlagung dieses Weges die Mängel der Gewerbe- und Personalsteuer vollständig beseitigt und durch Wegfall der für die Erhebung der letzteren erforderlichen Kosten der gesammte Verwaltungsaufwand ungefähr auf dem bisherigen Niveau erhalten werden.

Eine solche Umgestaltung des bestehenden directen Steuerwesens würde allerdings eine Abänderung der Eingangsworte des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 erheischen, in welchen auszusprechen sein würde, „daß die Einkommensteuer an Stelle der bestehenden Gewerbe- und Personalsteuer, welche gleichzeitig aufgehoben werde, und zum Ersatz zunächst eines Theiles der Grundsteuer eingeführt werde".

Allgemeine Charakteristik der deutschen Dichtung und des Literaturlebens der letzten Periode.

(Schluß.)

Die Literatur, insbesondere die schöne Literatur steht, wie bemerkt, in der Neuzeit nicht mehr im Vordergrunde des Interesses. Und dennoch ist die Production eine so reiche und vielseitige wie nie zuvor; sie wächst mit jedem Jahre. Wie erklären wir uns das? Bieten diese beiden Erscheinungen nicht einen ungelösten Widerspruch? Die Production setzt doch auch ein Publicum voraus.

Zunächst dürfen wir nicht vergessen, daß die Bevölkerung Deutschlands in stetem Wachsen begriffen ist, sodann, daß die größeren Städte in dieser Beziehung besonders bevorzugt sind. Eine Gattung der Literatur, die dramatische, welche erst durch die Bühne zu wirklichem Leben gelangt, ist der Pflege der größeren Städte und der Residenzen anvertraut. Im vorigen Jahrhundert waren noch die Pfarrhäuser auf dem Lande vielfach die Sitze der literarischen Bildung und des literarischen Betriebes. Heute sind sie es längst nicht mehr. Mit der wachsenden Bevölkerung ist thatsächlich auch die Zahl der dichterischen Talente gewachsen, oder anders ausgedrückt: hat sich die Zahl derer vermehrt, welche sich an der schönen Literatur betheiligen. Aber die numerische Stärke giebt keineswegs allein den Ausschlag, es kommt ein zweites hinzu. Seit den dreißiger Jahren haben unsere Gymnasien dadurch eine neue Richtung genommen, daß der Unterricht im Deutschen mit mehr Sorgfalt gepflegt wird. Die Jugend wird dadurch auch in das Reich der deutschen Literatur eingeführt. Die edeln Vorbilder erwecken die Nachahmung, geben dem Talente Nahrung. Die Uebungen im deutschen Stil, die deutschen Aufsätze, deren Themata noch dazu meist dem Gebiete der alten und neuen Literatur entnommen sind, leiten ja förmlich zur Schriftstellerei an. Nicht jeder

Gymnasiast ist freilich zum Poeten geschaffen, und nur die wenigsten werden dem Schriftstellerberufe sich zu widmen entschlossen sein, aber gar viele, die den regelmäßigen Studiengang verfolgt, eine sogenannte Brodwissenschaft studirt und dann ein Amt erlangt haben, sind neben ihrer Berufsthätigkeit als Dichter und Schriftsteller wirksam, und dazu wurde der Grund auf der Schule gelegt. Die Universität giebt solche Anregung nicht.

Also die allgemeine höhere Bildung befördert die Production. Unzweifelhaft hängt auch damit, wenigstens zu einem Theile, die Erscheinung zusammen, daß in der Neuzeit die Zahl der dichtenden und schriftstellernden Frauen sich so beträchtlich vermehrt hat. Die höheren Töchterschulen und Dameninstitute lehren jetzt Dinge, an die man früher gar nicht dachte. Die Literaturstunden und die stilistischen Uebungen nehmen eine bevorzugte Stelle im Lehrplan ein. Die jungen Damen gehen manchmal mit Kenntnissen aus diesem Unterricht hervor, daß sie sich beinahe mit Primanern messen könnten. Wenn einmal eine Frau das Gebiet der Poesie betreten hat und Erfolge erzielt, dann läßt sie es sicher nicht an rastlosem Eifer fehlen. Von der Birch-Pfeiffer existiren mehr als 70 Theaterstücke, daneben schrieb sie eine Reihe Romane und Novellen. Ottilie Wildermuth veröffentlichte über 20 Bände, die Gräfin Hahn-Hahn lieferte außer vier Bänden Gedichten über zwölf Romane, von denen die meisten zweibändig, manche sogar dreibändig sind. Dazu kommen noch eine ganze Reihe Schriften religiösen Inhalts, ferner Reisebeschreibungen u. s. w. Am fruchtbarsten aber erwies sich wol Louise Mühlbach, die gegen 100 Bände und Bändchen, meist Romane und Novellen herausgegeben hat. Und andere wie Louise Otto, Fanny Lewald, Elise Polko, die Marlitt sind auch im höheren Maße thätig gewesen. — Ich habe hier einzelne Namen genannt und auf einzelne Ergebnisse der Betheiligung der Frauen an der schönen Literatur hingewiesen, um darzuthun, wie die Production durch dieses neue Element erhöht wird. Allerdings fehlt es auch nicht an dichtenden Frauen in der Schiller- und Goethe-Periode, auch in früheren Zeiten haben einzelne Frauen, namentlich Fürstinnen, ihrem dichterischen Drange Ausdruck verliehen, im Mittelalter verdankt die geistliche Dichtung vor allen den Klosterfrauen eine besondere Pflege, allein eine wirkliche Macht im Literaturleben haben die Frauen erst in diesem Jahrhundert und hier erst in der neuesten Zeit erlangt. Daß sich diese interessante Thatsache auf die Verallgemeinerung der höheren Bildung zurückführen läßt, darüber wird kein Zweifel sein; daß aber die Ursache andererseits und zunächst in der veränderten socialen Stellung der Frauenwelt wurzelt, steht ebenfalls fest. Es kennzeichnet sich dies dadurch am besten, daß, während die Frauen mit wenigen Ausnahmen früher nur zu stiller Freude die Feder führten, gegenwärtig schon ein großer Theil der Dichterinnen die Schriftstellerei als einen nicht zu verachtenden Nebenerwerb betrachtet, ja daß einige derselben sie schon ganz entschieden als eigentlichen Beruf, als künstlerisches Geschäft betreiben. Dadurch tritt die Frau völlig in den Kreis der Männer ein, dadurch wird natürlich die Production um ein Erhebliches gesteigert. Die Production auf dem Gebiete der Malerei ist auch durch die Malerinnen erhöht worden, aber bei weitem nicht in gleichem Maße und Verhältnisse wie in der Literatur. In der Malerei sind es doch immer nur einzelne und beschränkte Gebiete, auf denen die Frau wirksam zu sein pflegt, in der schönen Literatur dagegen ist keine Dichtungsart, vielleicht die weniger gepflegte Didaktik ausgenommen, welche die Frauen nicht in Besitz genommen hätten. Und hier ist es namentlich der Roman, der durch die Frauen eine früher nie gekannte Ausdehnung gewonnen hat. Rudolf Gottschall hat sogar dem „Frauenroman" in seiner deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts ein besonderes Capitel gewidmet.

So führt uns die Betrachtung auf den Schriftstellerberuf. Und hier stehen wir wieder vor einer durchaus charakteristischen Erscheinung unserer neuen Zeit, die nicht minder die gesteigerte Productivität erklären kann. Die Schriftsteller, die nur der Poesie und der kritischen Thätigkeit leben, ohne ein Amt oder eine andere Berufsbeschäftigung zu besitzen, haben sich bedeutend vermehrt. Manche von ihnen sind allerdings als Redacteure und Herausgeber von Zeitungen, Zeitschriften und anderer periodischer Unternehmungen thätig, andere aber widmen sich ausschließlich der schaffenden Dichterarbeit. Es darf hier zugleich darauf hingewiesen werden, daß der Schriftstellerstand auch gesellschaftlich gestiegen ist, einmal weil sich ihm hervorragende Talente und Persönlichkeiten ergeben haben, sodann weil seine Existenz finanziell als eine gesichertere betrachtet werden kann. Zwar sind die Vorurtheile gegen diesen Stand noch nicht ganz beseitigt, zwar zählt er auch heute noch Vertreter, die als lüderliche Genies einer geordneten Thätigkeit mit Vorliebe aus dem Wege gehen, aber im Großen und Ganzen sind die schlimmen Auswüchse des Literatenthums, wie sie noch in den vierziger Jahren üppiger sich entfalteten, heute geschwunden. Keineswegs stammt die Mehrzahl sämmtlicher schöngeistiger Werke von eigentlichen Berufsschriftstellern her, wol aber eine sehr beträchtliche Zahl. Diese Concentration der Arbeitskraft auf ein bestimmtes Gebiet hat natürlich eine größere Leistungsfähigkeit zur Folge.

Im Laufe der Zeit hat es sich wirklich herausgestellt daß die hervorragenden Talente, die beliebtesten und darum auch glücklichsten Autoren zu der Classe der eigentlichen Literaten gehören. Wir wollen nur an folgende erinnern aus der jüngsten Gegenwart: Fritz Reuter, Karl Gutzkow, Gustav Freytag, Rudolf Gottschall, Berthold Auerbach, Paul Lindau. Zu ihnen zählen auch solche, die ausschließlich der literarischen Production leben, ohne auf den Ertrag derselben angewiesen zu sein, wie einst Uhland, jetzt Victor Scheffel, Friedrich von Schack. Wie ehrenvoll und zugleich einträglich der Schriftstellerberuf geworden, zeigt uns das Leben Gustav Freytag's nnd Rudolf Gottschall's, welche beide die akademische Laufbahn verließen, um ausschließlich literarisch und poetisch schaffen zu können. Neben diesen eigentlichen Berufsschriftstellern wirken auch andere in gleicher Weise tüchtig und mit Erfolg, die der Poesie nur ihre Mußestunden widmen, wie z. B. Heinrich Laube, Franz Dingelstedt, Gustav zu Putlitz, Karl Simrock, Philipp Galen. Und an diese schließt sich dann eine Schaar der kleineren Geister an, die dem Drange nicht widerstehen können, Lieder und Epen zu dichten, Romane zu schreiben, Dramen zu fertigen und diese Erzeugnisse auch drucken zu lassen, und die in solcher Weise den Büchermarkt überschwemmen. Diese sind es, die die Ueberproduction verschulden. Sie finden dann und wann einen Verleger, aber nur selten entschließt sich dieser zu einer Honorarzahlung. Es ist ein offenes Geheimniß, daß namentlich die meisten lyrischen Poesien der Dichter-Dilettanten nicht auf Kosten der Verleger gedruckt werden, sondern daß die Autoren gezwungen sind, wenn sie für die Kinder ihrer Muse die Oeffentlichkeit begehren, den Druck zu bestreiten. Selbst größere und ehrenwerthe Firmen weisen unter solchen Bedingungen die ehrgeizigen Dichter nicht ab, falls die Leistungen sich nur einigermaßen sehen lassen können, weil sie auch darauf Bedacht nehmen müssen, ihre Druckereien zu beschäftigen. Wir sehen hier auf dem Felde der Literatur und des Buchhandels ganz dieselbe Praxis, die im Musikleben noch viel regelmäßiger eingehalten wird: hier müssen auch die jungen Musiker ihre Schöpfungen, namentlich ihre Erstlingswerke, aus eigener Tasche bezahlen.

So wird Jahr aus Jahr ein eine ganz ansehnliche Masse Maculatur gedruckt. Verkauft wird wenig oder nichts von diesen Dingen, selbst die Kritiker lassen vielfach die Recensionsexemplare unbeachtet liegen. Wie diese kleine Literatur oder diese Literatur der Kleinen behandelt wird, welche

aber die Bibliographie natürlich gleich den hervorragenden Werken gewissenhaft und parteilos verzeichnen muß, davon geben die kritischen Organe, vor allen die auf Vollständigkeit bedachten Blätter für literarische Unterhaltung manche ergötzliche Beweise. Da werden die neu erschienenen Romane, Novellen, Dramen, Epen und Liedersammlungen gleich zu Dutzenden unter das kritische Messer genommen und in höchst summarischer Weise abgeschlachtet. Wahrhaft komisch ist es nun zu sehen, wie heute ein Kritiker solche Dutzendwaare vom hohen kritischen Standpunkte herab meistert und abkanzelt, und in einer der nächsten Nummern selbst als Dichter von einem anderen ebenso entrüsteten Kritiker abgethan wird.

Rechnen wir aber auch die literarischen Eintagsfliegen ab, so bleiben der besseren, mit Erfolg gekrönten Werke so viele übrig, daß diese schon die literarische Thätigkeit in einer vorher niemals vorhandenen Ausdehnung und Vielseitigkeit erkennen lassen. In dieser allgemeinen Vorbetrachtung mag hier ganz kurz darauf aufmerksam gemacht werden, daß alle Gattungen der Poesie in der neuesten Zeit gepflegt worden sind: das Epos, das heroische wie das idyllische, der Roman wie die Novelle, die Didaktik, die Lyrik in allen nur erdenkbaren Formen, das Drama ebenfalls in allen Abstufungen, vom erhabensten Trauerspiel bis herab zur niedrigsten Posse. Hinsichtlich des Dramas ist in dieser neuesten Zeit die charakteristische und zugleich hocherfreuliche Thatsache im Voraus zu erwähnen, daß, während die Romantiker noch das Buchdrama hochhielten, ja ihm sogar principiell einen Vorzug vor dem eigentlichen Theaterstücke einräumen wollten, unsre neuen Dramatiker wirklich für die Bühne schaffen. Wenn auch die Absicht durch das Unvermögen der Dichter nicht immer gelingt, wenn auch so manches brauchbare Drama wider den Willen des Autors durch die Ungunst der Theaterverhältnisse ein Buchdrama bleibt, indem es die lebendige Aufführung nicht erlangt, so ist schon das Streben rühmenswerth und glückverheißend. Auf dramatischem Gebiete fällt auch die von Richard Wagner angestrebte Opernreform insofern in das Bereich der charakteristischen Neuerungen, als mit ihr auch eine ästhetische Verbesserung der Operntexte verbunden ist.

Eine Gattung der schönen Literatur ist aber für diesen jüngsten Zeitraum ganz besonders charakteristisch, wenn wir sie auch schon lange vorher vereinzelt antreffen: das ist die mundartliche Literatur. Sie ist eine Gattung für sich durch die sprachliche, nicht durch die dichterische Form. Sie tritt auf in der gebundenen und ungebundenen Rede. Vorzugsweise wird sie verwendet in der Erzählung und im Liede. Sie ist ein Gemisch von Kunstpoesie und Volkspoesie; sie ist gewissermaßen der particularistische, in das Extrem gesteigerte Ausdruck des Princips der modernen Poesie, der lebhafteste Ausdruck der Volksthümlichkeit in der Poesie der Gebildeten. Auf diesem Gebiete ist die Production eine außerordentlich große. Auch hier finden wir neben den herrlichsten, für alle Zeiten preiswerthen Leistungen auch unzählige schwache Versuche, welche der principiellen Schätzung der ganzen Dichtungsart mehr geschadet als genutzt haben. Trotzdem einer der gelesensten Autoren der Neuzeit, wenn nicht der gelesenste überhaupt, auf dem Gebiete der mundartlichen Literatur seine Lorbeeren errungen hat, sind über die Ziele und Grenzen dieser Literatur noch vielfach irrige Ansichten verbreitet, nach rechts und nach links, unterschätzende und überschätzende. Die mundartliche Literatur wird fortan auf lange Zeit ihren Platz behaupten, aber in der Periode, in der wir stehen, hat sie wol ihren Höhepunkt erreicht; sie ist ein Weg zum Ziele; sie wird, wenn die Versöhnung zwischen der Volksthümlichkeit und der abstracten, auf Grund des historischen Sinnes gewonnenen Bildung vollzogen ist, überflüssig werden. Sie wird verschwinden und nur als poetisches Characteristicum, als pietätsvoll bewahrte Reliquie oder vielleicht auch als Curiosität erhalten bleiben, sobald — wenn es auch erst in Jahrhunderten geschieht — die Volksmundarten der Schriftsprache völlig zum Opfer gefallen sind. Eben dieser Zukunft wegen halte ich den Aufschwung der mundartlichen Poesie in unseren Tagen für historisch hochbedeutsam. Um ihrer selbst willen bin ich dieser Poesie wie wenige zugethan, aber ihre Eigenart, die sie über alle anderen Erscheinungen stellt, weil sie die eine Seite der modernen Lebensanschauung in der Poesie am kräftigsten und natürlichsten offenbart, gewinnt doch erst recht durch die historische Deutung ihres Antheils an der Entwickelung unserer Literatur. Daß schon heute die Dialectliteratur eine treffliche Quelle für die Culturgeschichte ist, sei hier nur angedeutet.

Die mundartliche Literatur ist ein Gegenbild der sonst in der Literatur hervortretenden, auf das allgemein Nationale gerichteten Lebensanschauung. Alle Volksstämme haben auf dem Gebiete der mundartlichen Literatur gewirkt. Die Prosa pflegte, ganz wie wir es in der Literatur des ausgehenden Mittelalters sehen, vorzugsweise der niederdeutsche Stamm, die Poesie, das Lied, mehr der oberdeutsche.

Heimathliche Tendenzen treten auch in der höheren schriftgemäßen Literatur zu Tage, auch lassen sich hier an den Dichtern selbst ganz unbewußte provinzielle Eigenthümlichkeiten wahrnehmen, doch werden sie immer schwächer. In einzelnen Literaturgeschichten der Neuzeit, z. B. in der von Gottschall und von Heinrich Kurz, sind bei Gelegenheit unsere Dichter auch nach den Landschaften gruppirt. Das ist sehr lehrreich und interessant. Charakteristischer aber ist gewiß das Umgekehrte, daß die Dichter in der Regel nicht in ihrer Heimath bleiben. Hat doch selbst der Dichter, dessen Schöpfungen durchaus in dem Boden der Heimath wurzeln, Fritz Reuter, diesen Boden verlassen, um in anderm Lande zu wohnen.

Diese Freizügigkeit ist zwar schon in früheren Tagen zu bemerken, aber zu entschiedener Durchführung gelangte sie erst in der neuesten Zeit. Es hängt diese Erscheinung aufs Engste mit der schon berührten Thatsache zusammen, daß die Literatur jetzt vorwiegend in den Händen der Berufsschriftsteller liegt. Unsere Literaturgeschichte kennt verschiedene Phasen, die sich durch bestimmte provinzielle Eigenart charakterisiren, und die hiernach auch in der literarhistorischen Terminologie bezeichnet zu werden pflegen. Die erste und die zweite schlesische Schule sitzen so fest in unsern Literaturgeschichten und literarhistorischen Lehrbüchern, daß sie nicht leicht zu vertreiben sind. In gleicher Weise ist der Kampf der Schweizer und der Leipziger ein Losungswort der Literaturgeschichte. Die Dichter, die der Goethe-Schiller-Periode voraufgehen, werden gerne in Gruppen zusammengefaßt; da giebt es eine preußische Gruppe, eine sächsische Gruppe. Noch in der neueren Zeit werden eine Reihe in Schwaben wohnender Dichter unter dem Namen des schwäbischen Dichterkreises vereinigt. Sehen wir nun zu, welche Lebensstellung die Glieder dieser Schulen, Gruppen und Kreise eingenommen haben, so sind sie alle, mit wenigen Ausnahmen, Männer in Amt und Würden, welche nicht auf ihre Feder angewiesen waren. Diese Männer waren an ihre Heimath gebunden, darum fand bei ihnen auch das Heimathliche seinen dichterischen Ausdruck ganz von selbst, oder der Einfluß eines hervorragenden Geistes äußerte sich zunächst und am stärksten in seiner nächsten Nähe. Das Provinzielle ist auch heute trotz aller Freizügigkeit nicht geschwunden; der Einfluß der ursprünglichen Heimath bleibt auch am neuen Wohnsitze bestehen: Paul Heyse bleibt auch in München ein Berliner; und so wird es auch in Zukunft der Fall sein. Aber wie sich die Stammesunterschiede immer mehr ausgleichen, wie die Mundarten immer mehr vor der allgemein giltigen Schriftsprache flüchten, so tritt auch das provinzielle Element in der Poesie immer mehr in den Hintergrund. Die Gattung und die dichterische Individualität werden immer mehr

das ausschließlich Bestimmende, und dazu trägt die Freizügigkeit der Berufsschriftsteller nicht wenig bei.

Nord und Süd betheiligen sich jetzt mit gleichem Eifer an der schönen Literatur. Wem ist es nicht aus der Literaturgeschichte bekannt, daß zu verschiedenen Zeiten einzelne Theile unseres Vaterlandes sich unthätig verhalten? War doch in der Blüthezeit der mittelalterlichen Literatur der deutsche Norden fast ohne eigene Poesie, befand sich doch umgekehrt zur Zeit der Reformation und lange darüber hinaus das geistige Leben vorzugsweise in der Hand der Mittel- und Norddeutschen, lag doch in Oesterreich, welches ehedem die hohe Schule des Gesanges war, die schöne Literatur lange Zeit beinahe völlig brach. Selbst noch in unserm Jahrhundert verdankt die deutsche Poesie verhältnißmäßig nur wenige Gaben der katholischen Seite. Das hat sich nun in der letzten Periode wesentlich geändert. Heute ist kein Unterschied mehr zwischen Süd und Nord, zumal der Süden gegenwärtig eine nicht unbeträchtliche Zahl norddeutscher Stammesgenossen beherbergt. Alle, Katholiken und Protestanten, wetteifern in gleicher Weise im Schaffen, und wenn vielleicht auch heute noch eine größere Regsamkeit sich auf protestantischer Seite entfaltet, so ist hier die Tradition lebendig und die Macht der Uebung.

Fand die deutsche Nation auch in der Zeit der Zerrissenheit in ihrer Sprache und Literatur ihre geistige Einheit, so ist jetzt nach Errichtung eines neuen Deutschen Reiches durch Sprache und Literatur der Zusammenhang gewahrt mit den deutschen Brüdern, die außerhalb des neuen Bundes stehen. Die Schweiz, schon längst ein festgefügtes Staatswesen für sich, hat in ihrem deutschredenden Theile immer zu Deutschland gehört, und ihr dankt die deutsche Literatur eine Fülle ihres edelsten Besitzes. Das deutsche Oesterreich ist nun in ein Verhältniß zu Deutschland getreten, welches dem der Schweiz völlig gleicht. Die staatliche Trennung trennt aber Deutschland und Oesterreich geistig nicht, im Gegentheil: die Trennung wird uns geistig noch mehr vereinen. Das wiedergewonnene Elsaß hat auch unter fremder Herrschaft deutsche Poesie treulich gepflegt, nur in der letzten Zeit schien das französische Element das ursprünglich heimische zu überwuchern. Jetzt wird nach einigen Jahren der Ruhe und Enthaltsamkeit die deutsche Poesie wieder einen Aufschwung nehmen, und wir dürfen gerade von dort bedeutende Leistungen erwarten. Gerade dem Elsaß verdankt die deutsche Literatur mit ihre besten Schätze. Ein so hochbegabter Stamm wird dem Mutterlande auch künftig seinen Tribut darbringen. Ob auch Lothringen in gleicher Weise für die deutsche Poesie gewonnen wird, läßt sich nicht vorhersagen; jedenfalls werden die wirklich deutschen Elemente nicht lange schweigen. Die eigentlichen Früchte aber der Vereinigung werden erst die Enkel ernten. So umspannt die deutsche Literatur ein gewaltiges Gebiet, dem ja auch die Deutschen in den russischen Ostsee-Provinzen und in Amerika zugehören, ein ausgedehnteres als sich die politischen Grenzen des Deutschen Reiches und des ehemaligen Deutschen Bundes erstrecken.

Der deutsche Dichter der Neuzeit spricht zu einem großen Volke. Die allgemeine Bildung, welche die Production erleichtert und die Productivität erhöht, hat auch den Kreis der Lesewelt um ein bedeutendes erweitert. Durch den Humanismus, durch die Renaissance kam eine Riß in die modernen Nationen. Die gelehrte Bildung trennte sich von der Volksthümlichkeit schroffer, als die geistliche Bildung sich von der Laienwelt geschieden hatte. Völlig ist dieser Riß noch nicht geheilt, aber die Neuzeit macht ihn weniger fühlbar. Die Kunst des Lesens schon, die bei Hoch und Niedrig sich findet, während bekanntlich manche unserer altdeutschen Poeten, darunter der allergrößte Wolfram von Eschenbach, gar nicht lesen und schreiben konnten, benimmt dem auch jetzt noch bestehenden Unterschiede das Herbe. Wie die deutsche Bibel und das Gesangbuch der Gesammtheit angehören, so war ehedem die gesammte schöne Literatur eine gemeinsame. Mit dem 16. Jahrhunderte beginnt die Trennung in vornehme und Volksliteratur. Aus den alten allgemein beliebten Romanen, die die Prinzessin so gut wie die Bürgersfrau genoß, wurden die sogenannten Volksbücher. Die Aristokratie und die Gelehrsamkeit begehrten von nun an eine dichterische Speise für sich. Es ist diese culturhistorische Seite der Literaturgeschichte sehr interessant, aber ich kann jetzt weitere historische Belege vom Verhalten des Publicums zur Literatur, von den Neigungen und Abneigungen der verschiedenen Stände nicht beibringen. Ich wollte nur zeigen, wie in der Neuzeit nach und nach wieder in die verlassenen Pfade eingelenkt wird. Unterschiede sind natürlich vorhanden in Bildung, in Geschmack, in Bedürfnissen. Eine Handwerkerfrau wird sich in der Leihbibliothek nicht leicht Gustav Freytag's verlorene Handschrift ausbitten, wie eine Dame der höheren Kreise einen Drang nicht mehr verspüren wird, einen Räuberroman zu ihrer Lectüre zu erwählen. Allein wir finden doch die Gemeinsamkeit des Interesses wieder angebahnt, abgesehen von der Bühne, die ja allen Theilen des Volkes die dramatische Dichtung unterschiedslos vermittelt. Diese Gemeinsamkeit findet ihren lebendigen Ausdruck vorzugsweise in der periodischen Literatur, welche in der jetzigen Ausdehnung und Massenhaftigkeit früheren Zeiten unbekannt war und welche entschieden mit zur Signatur der Gegenwart und der letzten Vergangenheit gehört. Die belletristischen Feuilletons in der Zeitungspresse, die Unzahl der belletristischen und populären Zeitschriften wie vor allem die Gartenlaube bringen in alle Kreise, von den Vornehmen herab bis zu den Bauern, poetische Neuigkeiten, und diese werden von allen Kreisen gelesen. Ob das gerade erfreulich ist und für unsere Bildung förderlich, daß derartige Blätter einen solchen Einfluß gewonnen haben, mag jetzt dahingestellt bleiben; es gilt mir aber die Thatsache zu erweisen und hervorzuheben, daß durch diese populäre periodische Literatur, welche zugleich die Leselust befördert, die Unterschiede in der Wahl der Lectüre, gewissermaßen die Standesunterschiede der poetischen Gattungen aufgehoben werden. Einen Uebergang von der periodischen Literatur zu den Büchern bilden die Sammelwerke, die Anthologien, die Taschenbücher, die aus älterer Zeit stammend auch noch in den 30er und 40er Jahren beliebt waren, die Musenalmanache, wie sich einer noch, der von Schad, bis in die Neuzeit erhalten hat, die Dichteralbums, die Künstleralbums, in denen die Dichtung nur das Beiwerk des Bilderschmucks ist, ferner die Volkskalender wie der von Gubitz, von Trewendt, von Auerbach, von Nieritz, die aber nun auch anfangen sich zu überleben. Diese Literatur der Zeitschriften und Sammelwerke bietet dem Literarhistoriker viel Interessantes dar, sie wird in der Literaturgeschichte zwar auch berücksichtigt, aber nur nebenbei. Es mag hier auf die Bedeutsamkeit dieser Literatur auch deshalb hingewiesen werden, weil sie nicht allein dem Publicum das Lesen erleichtert, ihm mit verschiedenen Dingen auf einmal dient, sondern auch die Buchliteratur zugleich literarhistorisch ergänzt. Jene Literatur erschwert natürlich das Studium in hohem Maße.

Das Studium, der wissenschaftliche Betrieb der neuesten Literatur verdiente eine gesonderte Betrachtung. Mit dem Studium verbunden oder ihm vorausgehend ist die Kritik, welche auch in dem letzten Zeitraume nicht aufgehört hat, die Literatur zu begleiten. Das Publicum bedarf ihrer, aber das Publicum hat auch seine Launen und seinen eigenen Willen. Wer die kritischen Blätter genau studiren und mit den poetischen Leistungen verbinden wollte, und das ist für eine künftige Geschichtsschreibung unerläßlich, der würde im Einzelnen tausendmal finden, daß sich die Kritik nicht allein widerspricht, sondern sich auch in einen Gegensatz zu der Auffassung des Publicums stellt. Das Publicum hat zu manchen Zeiten Neigung, sich den Aussprüchen einer

Autorität zu fügen. So kommt es uns jetzt geradezu wunderbar vor, wie lange Zeit in den fünfziger Jahren die „Grenzboten" eine dominirende Stellung durch ihren Redacteur, den Literaten Julian Schmidt einnahmen, dessen nicht zu leugnende kritische Begabung sich nicht auf durchaus solide Kenntnisse stützte und der daher seine Stellung schließlich nicht behaupten konnte. Gegenwärtig ist eigentlich keine Autorität in Ansehen. Das Publicum kennt sehr wohl die verschiedenen Parteistandpunkte und Coterien der Literaten; es amüsirt sich auch über die gegenseitigen Plänkeleien und Klopffechtereien, aber bestimmend wirken die Recensionen nicht mehr. Sie sind mehr Orientirungen und Anregungen, sie bieten Ersatz für das eigene Lesen. Bei der Massenhaftigkeit der Production ist es selbst einem Kritiker von Fach nicht möglich, alle Erscheinungen zu lesen. Wie soll das Publicum, das doch auch andere Dinge zu betreiben hat, dies erreichen? Viele mögen sich mit dem begnügen, was die Zeitungen und Journale im Lesezirkel bringen, aber dem Literaturfreunde, der die Bestrebungen auf dem Gebiete der Poesie mit Interesse verfolgt, sind Besprechungen, die auch Proben und Auszüge enthalten, gewiß willkommen, weil er unmöglich alles Neuerschienene lesen kann. Eine gute Recension ist ihm andererseits auch ein Anlaß, das betreffende Buch vollständig kennen zu lernen.

Im Vordergrunde des literarischen Bedürfnisses steht der Roman. Seitdem das Drama wieder ausschließlich der Bühne sich zugewandt, werden neue Dramen so gut wie gar nicht mehr gelesen. Die Lyrik ist nicht unbeliebt, aber nur wenige Dichter, wie Geibel, Bodenstedt, Scheffel, erfreuen sich einer entschiedenen Bevorzugung. Von der Romanzen- und Balladen-Poesie gilt dasselbe. Das größere Epos ist in der Neuzeit neben dem Roman eine nicht besonders begünstigte Gattung, die Lesewelt schreckt vor den Versen zurück und will die Erzählung lieber in schlichter Prosa vernehmen. Einzelne kleinere Epen, die zugleich lyrische Momente enthalten, haben in dieser neuen Zeit großes Glück gemacht, wie Ernst Schulze's bezauberte Rose, Kinkel's Otto der Schütz, Oscar von Redwitz's Amaranth.

Auf zwei Erscheinungen in unserem Literaturleben der letzten Periode möchte ich nun schließlich noch aufmerksam machen. Mit der Massenhaftigkeit der gegenwärtigen Production steht natürlich in Verbindung die Wiederholung schon erschienener Werke, die neuen Auflagen früherer Werke. Was ich eben bemerkte über die Stellung des Publicums zu den einzelnen Gattungen, das schließt zugleich die thatsächliche Folge der Begünstigung ein, daß beliebte und begehrte Werke öfter, einzelne sogar sehr oft auf dem Büchermarkt erscheinen. Wenn auch dann und wann sogenannte Titelauflagen mit unterlaufen mögen, so setzt uns doch der Erfolg einzelner Dichtungswerke in Erstaunen. Hat doch Bodenstedt's Mirza-Schaffy im Jahre 1875 die 50. Auflage erlebt und, wie verlautet, sollen die Auflagen ziemlich hoch gewesen sein! Wenn sich in solcher Weise auch die nachhaltige Wirkung einzelner Dichtwerke kund giebt, so vermag dies doch nicht die Thatsache umzustoßen, daß die Literatur, je weiter wir in der Zeit vorrücken, um so kürzere Lebensdauer besitzt. Im Grunde ist dies keine für unsere Gegenwart und nächste Vergangenheit specifische Eigenart, sondern ist eine etwa der unaufhaltsam und stufenweise fortschreitenden Entwerthung des Geldes vergleichbare Erscheinung, da diese Entwerthung in immer gesteigerten Progressionen vor sich geht. Die ganze Erscheinung steht im Einklange mit unserem Leben; wir stehen im Zeitalter des Dampfes, der Telegraphie; wir leben und genießen rasch, wir vergessen auch rasch. Wenn wir aber nach einem greifbaren Analogon suchen, so finden wir es am ehesten in der Geschichte der Tracht und der Mode. Was im Jahre 1300 getragen wurde, war im Jahre 1350 noch nicht durchaus altmodisch; heute wechselt die Mode mit jeder Saison, und wer sie nicht mitmacht, für den sorgen die betreffenden Handwerker und Händler, daß er nicht gar zu lange zurückbleibt. Im Mittelalter übte manches Dichtwerk einen jahrhundertelangen Einfluß aus. Nicht wenige Dichtungen des 13. Jahrhunderts liegen in Handschriften des 15. Jahrh. vor, ja einzelne sind uns nur in so jungen Ueberlieferungen gerettet. Heute sind schon Werke, die dem Anfang unserer Periode angehören, fast nicht mehr bekannt. Nur wenige werden fort und fort begehrt. So werden z. B. Heinrich Heine's und Uhland's Lieder alle Zeit gelesen und gesungen, aber Karl Spindler's Romane, die in den 30er Jahren geradezu verschlungen wurden, sind längst aus der Mode. Der Roman ist überhaupt wol am meisten vergänglich. Am conservativsten erweist sich, abgesehen vom Volksliede, insbesondere vom Kirchenliede, die dramatische Dichtung und das Theater. Und dies führt uns auf eine zweite eigenthümliche und zugleich erfreuliche Thatsache.

Man hört manchmal klagen, daß die Bühne noch allzuviel französische Stücke bevorzuge. Diese Klage ist berechtigt; vergleichen wir indeß die 30er und 40er Jahre, so müssen wir doch sagen, daß in der Gegenwart der französische Einfluß bei weitem geringer geworden ist. Wenn trotz des nationalen Aufschwungs, trotz tüchtiger heimischer Leistungen die Bühne sich noch nicht völlig dem neuen Zeitgeiste ergeben hat, so liegt dies eben in dem conservativen Charakter des Dramas und Theaters, den historisch zu erweisen, sowol literarhistorisch wie culturhistorisch zu erweisen, jetzt meine Aufgabe nicht sein kann. Auf dem Gebiete des Romans war noch im Anfang unserer Periode das fremde Element, das französische wie das englische, noch in reichem Maße begehrt (ich erinnere nur an Eugen Sue und Bulwer), und auch heute werden solche fremde Schöpfungen nicht ungerne gelesen. Aber die deutschen Romane haben doch den Sieg davon getragen; so ist z. B. Victor Hugo's letzter Roman fast spurlos vorübergegangen. Es mag sein, daß im Allgemeinen die französischen und englischen Schriftsteller nicht mehr das leisten, wie in früherer Zeit; der Hauptgrund liegt aber gewiß in der Erstarkung des Nationalgefühls, welches sich dem fremden Einflusse nicht mehr gefangen geben will, wenn es auch das Gute, was das Ausland bietet, nicht engherzig zurückweist. Und dieses Nationalgefühl wird getragen durch die tüchtigen Leistungen unserer vaterländischen Autoren, welche es verstanden haben, dem deutschen Volk Erzählungen vorzuführen, welche ihm die eigene Heimath theuer machten, die Kämpfe und Probleme der Gegenwart in poetischem Lichte erscheinen ließen und in den historischen Gebilden vergangene Zeiten mit gewissenhafter Treue schilderten. Was wir auf dem Felde des Romans gewahren, wird mit der Zeit auch auf dem des Dramas sich erfüllen. Was sonst die deutsche Poesie aus der Fremde genommen hat, das sind Aneignungen, die unter der Hand der Dichter sich zu heimischem Gute gestalten, oder es sind fremd gebliebene Schöpfungen, welche aus literarhistorischem Interesse gesucht und empfangen werden.

So hat diese letzte Periode unserer Literatur bereits einen Theil ihrer Mission erfüllt. Treffend faßt Karl Goedeke sie zusammen als Dichtung der allgemeinen Bildung; aber sie ist mehr: Sie folgt dem Zuge der Zeit, sie ist national geworden, ohne mit den Errungenschaften früherer Perioden zu brechen. Noch sind wir Deutsche trotz aller vaterländischen Gesinnung vom kosmopolitischen Geiste erfüllt, trotz des Realismus und selbst des Materialismus unserer Tage lebt das Ideal der Antike und die Phantasie der Romantik. Wol ist die neueste Poesie trotz des Ausspruches von Gervinus der nähern Beurtheilung werth, wenn sie uns auch keine Meisterwerke allerersten Ranges bietet. Noch ist sie nicht am Ziele; und wenn sie das Ziel erreichen wird, verbirgt sich im Schleier der Zukunft. Daß aber auf Grund der neugewonnenen Lebensanschauungen dereinst

ein neues Kunstideal erwachsen, ein neuer Aufschwung sich erheben wird, können wir mit Zuversicht erhoffen, wenn wir auch diese glücklichere Zeit nicht selber mehr erleben. Die letzte Periode als ebenbürtig der classischen Zeit an die Seite stellen zu wollen, kann nur Vermessenheit und Hochmuth wagen, aber ebensowenig ziemt es uns, das wackere Streben unserer Zeitgenossen theoretisch zu mißachten und an einer größeren Zukunft der deutschen Dichtung zu verzweifeln.

Rostock. Reinhold Bechstein.

— Fichte, Die theistische Weltanschauung und ihre Gegner. Ein kritisches Manifest an ihre Gegner und Bericht über die Hauptausgaben gegenwärtiger Speculation. Leipzig, Brockhaus, 1875. Fichte's geschichtliche Bedeutung in der Philosophie beruht in dem kräftigen und unermüdlichen Kampfe seines Denkens und Forschens gegen den logischen Pantheismus. Wie K. Ph. Fischer und Weiße schloß sich Fichte dem Systeme eines reelleren Wissens an und erkannte in Schelling den Reformator der neueren Zeit, „der den Keim einer unendlichen Bildung in die Gegenwart gelegt, von welcher schon jetzt alle höheren Impulse der Wissenschaft ausgegangen sind. Keiner der jüngeren philosophischen Zeitgenossen wird verleugnen, daß das, was er an seinem Theile zu leisten gedenkt, nur durch die tiefe Erregung der eigentlichen lebenbringenden Ideen ist, die von jenem Genius ausgegangen". Wo Fichte in diesem Sinne gedacht und geforscht und die Ergebnisse mitgetheilt hat, da hat er der Wissenschaft Ausgezeichnetes geleistet. Seine Anthropologie, Psychologie, die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen rc. geben eine Fülle von Ideen, die noch weit hin über unsere Zeit die Wissenschaft in ihrer Entwickelung bestimmen werden. An die Werke dieser Art reiht sich auch die vorliegende Schrift über die theistische Weltanschauung. Fichte erkannte frühzeitig, daß das innerlich Einigende, unendlich Verbindende nur als Urbewußtsein möglich ist, das Alles schafft und trägt. Gottes Bewußtsein ist der evidenteste aller Gedanken, weil er der letzte abschließende Begriff, das höchste Wort aller Räthsel ist; es ist der einfachste und doch reichste, der kühnste und doch zuversichtlichste, der tiefste und doch allseitigste Gedanke der gesammten Philosophie, den sie bis jetzt nicht klar und fest auszusprechen sich getraut hat, weil ihr die Reife noch nicht gekommen, alle Abstractionen von sich abzustreifen. Es ist daher Alles, Gott und die Creatur, ein Persönliches, in der Persönlichkeit Gottes, in seinem Verstande und Willen liegt der Grund aller Dinge. Der Gedanke allgemeiner Naturkräfte oder blinder Gesetze ist nur die abstracte Anschauungsweise eines ungenügenden, in sich noch nicht vollendeten Erkennens. Die Unendlichkeit Gottes ist selbst Person, Ich; ein Begriff, der so lange ein Widerspruch schien, als man gewohnt war, die Persönlichkeit nur als eine Schranke des Wesens anzusehen, nicht als die wahre Bekräftigung und Vollendung desselben.

Die Unendlichkeit Gottes an sich als Persönliches zu fassen, erschien bisher als ein Widerspruch, weil die Zusammenfassung, Concentration des Ich das Unendliche aufhebt, und dieses ist der Grund, welcher die neuere Speculation bis auf Hegel hin zu der Alternative brachte, Gott entweder als allgemeine Vernunft, als unpersönliches Absolute und in abstracter Ungenügsamkeit zu denken oder seine Persönlichkeit als ein unendliches Persönlichwerden im Menschen zu fassen. Die Erkenntniß Gottes bleibt nicht bei dem leeren und einfachen Gedanken seines Geistes stehen, sondern er ist wie der einzige Grund alles Daseins, so auch der einzige Anhalt alles Erkennens. Diese theistischen Grundgedanken Fichte's werden in der vorliegenden Schrift den entgegenstehenden Anschauungen der Gegenwart gegenüber besonders dargestellt und kritisch angewandt. Dabei ist es die Art Fichte'schen Forschens, sich nicht in blos begrifflichen und willkürlichen Abstractionen zu ergehen, sondern sich der gegenständlichen Wahrheit und Macht des Wesens der Menschen, der Natur, des Lebens, der Geschichte hinzugeben, um sie zu erkennen und zu verstehen, und dies ist es, was seinen Schriften einen so großen Reichthum und die innere Wahrheit verleihet. Sein Denken ist, wie es stets sein sollte, ein Dienen der großen Wahrheit, die nicht Besitz des einzelnen Forschers ist, noch sein kann, ähnlich dem Gange der Geschichte, die kein einzelner Mensch schafft, sondern der er als Werkzeug dient. Die theistische Weltanschauung ist einerseits durch die neuere Speculation fest begründet, andererseits wird sie durch die Ergebnisse der Naturforschung durchaus bestätigt und diese Bestätigung mit dem reichsten Erfahrungsinhalte ausgestattet, während halb oder übel Unterrichtete vergeblich sich bemühen, den Gedanken innerer Zweckmäßigkeit zu bestreiten und gegen das unerschütterliche Bollwerk einer universellen Weltthatsache anzukämpfen. Die blos mechanische Naturerklärung legt in der nothwendigen Voraussetzung eines übereinstimmenden Ineinanderwirkens der ursprünglichen Naturelemente den Zweckbegriff stillschweigend zu Grunde und benutzt ihn zu ihren Hypothesen. Der Verf. hält es deshalb an der Zeit, den Theismus als die unvertilgbare Grundüberzeugung der Menschheit wieder für die Wissenschaft in seine wahre Bedeutung einzusetzen, zugleich ihn aber auch zu befreien von so mancher ihm angebildeten Schranke und Verhüllung, die ihn verdunkelt haben. „Der Theismus ist keine durch einseitige Speculation ergrübelte Hypothese, noch eine Erfindung des Aberglaubens; es ist kein bloßes Bekenntniß einer ausschließlichen Schule oder Religion, sondern das letzte lösende Wort aller Welträthsel, das unausweichbare Ziel alles Forschens, stillwirkend auch in dem, welcher äußerlich es verleugnet." Um den doppelten Kampf sowol gegen seine Widersacher wie gegen die unzulänglichen Auffassungen der theistischen Weltanschauungen auszuführen, sucht der Verf. den Ursprung und die erste Quelle jener Grundüberzeugung im menschlichen Bewußtsein auf und weiset von hier aus ihre ganze Entwickelung und ihr höchstes Ziel, ihre Vollendung nach.

F. M.

— Der im mittleren Deutschland gelegene, 18—20 Meilen lange, von den Quellen der weißen Elster bis zu denen der Gottleuba in ostnordöstlicher Richtung sich erstreckende mächtige Gebirgszug, das sächsisch-böhmische Erzgebirge, ist mit seinen Naturschönheiten und Reichthümern an interessanten Sehenswürdigkeiten für Touristen und Erholungsreisende erst durch die Eröffnung der erzgebirgischen Eisenbahnen erschlossen worden, und doch bot in unserer gewerbthätigen Zeit kein zweites Gebirge die gleiche Füglichkeit, den Genuß der Freude an der Natur mit der Betrachtung des Gewerbfleißes, also das Angenehme mit dem Nützlichen so zu verbinden. Das scheint indeß neuerlich doch etwas anders geworden zu sein, wie die nöthig gewordene zweite, zugleich umgearbeitete Auflage von B. Berlet's empfehlenswerthem „Wegweiser durch das sächsisch-böhmische Erzgebirge" zu schließen erlaubt (Verlag von Herrmann Graser in Annaberg), welche soeben in sehr bequemem Format erschienen ist. Das kleine Werk giebt eine treffliche Anleitung für die genußreiche Bereisung des Erzgebirges und empfiehlt dazu besonders die Zeit von Mitte Juni bis Ende September, welcher letztere Monat gewöhnlich die reinste Luft, die beständigste Witterung aufzuweisen hat. Auch ist es eine Eigenthümlichkeit des Erzgebirges, daß im September, wo im Niederlande Felder und Bäume schon kahl erscheinen, sie im Obererzgebirge noch im frischen Grün prangen. Der Wegweiser ist von einer Uebersichtskarte und zwanzig Routennetzen begleitet.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 60 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 60. Donnerstag, den 27. Juli. 1876.

Leipziger Stadttheater.

(Das neue Schauspiel-Personal.)

Jeder Theaterzettel bringt neue Namen, jeder Theaterabend neue Gesichter und Gestalten, so daß bis einschließlich zur Wallenstein-Vorstellung im Alten und bis zur Aufführung von „Adrienne Lecouvreur" im Neuen Hause, d. i. bis zum 16. und 20. Juli, genau zweiunddreißig neue Mitglieder (oder die es werden wollen) alias Künstler und Künstlerinnen (oder die es werden wollen) schon jetzt sich zusammenzählen, ungerechnet zwei Gäste und die allerdings für manche Schwächen des dermaligen Schauspiel-Personals entschädigende vorzügliche Darstellungskraft des Herrn Director Dr. Förster selbst. Unter jenen zweiunddreißig Mitgliedern (siebzehn Herren und fünfzehn Damen) befinden sich kaum fünf, welche das Prädicat fertiger Künstler oder erster Kräfte verdienen; diese Blätter werden sich daher über die meisten ein schonendes Schweigen auflegen müssen und nur denjenigen einige Worte der Musterung hier widmen können, welche bis noch in den meisten oder umfangreichsten oder bedeutendsten Rollen beschäftigt, also von der Direction oder Regie selbst bevorzugt waren.

Bis zur Abfassung dieses Berichtes in sieben Rollen aufgetreten war Herr Conrad, nämlich als Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe", als Carlos in „Clavigo", als Secretair Bock in „Doctor Peschke", als Arzt Bernadet in „Kameraderie", als Mielisch in „Mein Leopold", als Buttler in „Wallensteins Tod" und als Prinz von Bouillon in „Adrienne Lecouvreur"; aber wenn er auch in allen diesen Rollen entschiedene Begabung, rege Strebsamkeit und vielseitige Verwendbarkeit bekundete, so vermochte er doch nicht, sei es durch zutreffende Auffassung, sei es durch gleichmäßige Ausprägung derselben dem Zuschauer das Gefühl der Sicherheit seines Spieles einzuflößen, und seinen Buttler, den er aus dem fest und gefaßt Lauernden in das ungeduldig und unruhig Auffahrende, ja Zappelnde übertrug, halte ich für gänzlich verfehlt.

Nächst dem Herrn Conrad waren am meisten beschäftigt die Herren Senger und Eichenwald, nämlich jeder von ihnen in fünf Rollen; Hr. Senger gab den Major Ferdinand in „Kabale und Liebe", den Ferdinand von Bruck in „Jugendliebe", den Reinhold in „Badekuren", den Clavigo im gleichnamigen Trauerspiel und den Maler Alfred Ducamp im „Raubmörder", also Liebhaberrollen von verschiedenster Temperatur, Coloratur und Signatur; Herr Eichenwald den Gärtner Hildebrand in „Jugendliebe", die Titelrolle in „Doctor Peschke", den Grafen von Miremont in „Kameraderie", den Schuhmachermeister Weigelt in „Mein Leopold" und den Hauptmann Deveroux in „Wallensteins Tod", also hoch- und niedrig-, fein- und derb-komische Rollen. Beide Künstler sind als fertige und würdige Vertreter je ihres Faches zu begrüßen, wenn auch beide nicht immer tactfest und maßvoll das Rechte zu treffen wissen. Hr. Senger ließ sich sowol in „Kabale und Liebe" als in „Clavigo" mehrere falsche Betonungen zu Schulden kommen, und Hr. Eichenwald beeinträchtigte sowol in „Doctor Peschke" als in „Mein Leopold" die Wirkung seines mitunter vortrefflichen Spiels durch ungehörige, stimmungs- und situationswidrige Couplet-Einlagen.

Vier Mal aufgetreten war Hr. Telchmann, nämlich als lieber Heinrich in „Jugendliebe", dann als Oscar Rigaut in „Kameraderie", hierauf als Graf von Aubespine in „Maria Stuart" und zuletzt als Abbé von Chazeuil in „Adrienne Lecouvreur"; er war aber jedes Mal derselbe verkleidete oder unverkleidete Herr Telchmann, der nichts aus sich zu machen weiß und aus dem man sich daher auch nichts macht.

Frl. Wessely, welche die Luise Millerin in „Kabale und Liebe", die Kaufmannstochter Luise in „Gringoire", und die Dienerin Melitta in „Sappho" gab, erwies sich in allen drei Rollen als ein sehr schätzenswerthes und vielversprechendes Talent sowol für schwärmerische, als für naiv-sentimentale Liebhaberin-Rollen; nur muß sie das allzuschnarrende R, namentlich im Auslaut einsilbiger Wörter, und gewisse allzuoft wiederkehrende Handbewegungen (Erhebungen und Anlegungen der flachen Hand an die rechte oder linke Kopfseite) sich abzugewöhnen suchen; unter richtiger Leitung, an der es ihr hier nicht fehlt, wird sie bald eine Anfängerin zu sein aufhören und eine fertige Künstlerin zu werden anfangen.

Herr Pettera, der als Dr. Förster's Alterego in der Regie strengere Anforderungen an seine eigene Darstellungskraft zu machen scheint, als an die seiner Regiebefohlenen, war als Präsident von Walter in „Kabale und Liebe" mit ein Hauptstück dieser Antritts-Vorstellung; als König Ludwig XI. in „Gringoire" half er dieses schwerverdauliche Hunger-, Henker- und Hochzeits-Stück wenigstens genießbar machen; und als Rhamnes in „Sappho" lieh er dem weichlich-weiblichen Vers-Wellenspiel dieser Tragödie in seinem markigmännlichen Vortrag gleichsam ein festes Wehr gegen lyrische Verschwommenheit. Autoritäts-Rollen dürften sein eigentliches Fach sein; möge er sich ebenso hinter wie vor den Coulissen, ebenso als Regisseur wie als Darsteller darin behaupten! — Herr Conried als Secretair Wurm in „Kabale und Liebe", als Gringoire im gleichnamigen Stück und als Oberst Wrangel in „Wallensteins Tod" führte zwar diese drei Rollen gemäß seiner Auffassung derselben mit ziemlicher Sicherheit des Auftretens und mit einem gewissen Selbstbewußtsein in Sprache und Spiel leidlich durch, aber seine Auffassung war leider jedesmal eine unzutreffende, unangemessene: dem Wurm gab er nicht teuflische Sinnigkeit und Sinnlichkeit, nicht Schurkenhaftigkeit und Lüsternheit genug; dem Gringoire zu wenig Idealität und Genialität, zu wenig Durchgeistigung und Verklärung; dem Wrangel hinwieder zu viel Spürnasigkeit statt imponirender und der Beherrschung der Situation sich bewußter, angeblich meinungsloser Amtswürde. Frau Senger, die sich schon in der Prosa-Rolle der Lady Milford als treffliche Künstlerin bekundete, bewährte sich als solche auch in der hochpoetischen Rolle der Sappho.

Wie in jener so in dieser Leistung stand jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen in schönem Einklang mit dem richtig aufgefaßten Gesammt-Charakter sowie mit den springenden Punkten ihrer Rolle; kaum eine einzige ungenaue Betonung entschlüpfte ihr, und als Lady Milford hatte sie gleich am Schluß ihrer ersten Scene mit der Kammerjungfer schon gewonnenes Spiel durch die seelenvolle Ausdrucksweise, mit der sie das „Hab' ich ihn einmal — hab' ich ihn" zuerst nur sehnsuchtsvoll hauchte, dann aber mit der hellen Stimme des im Besitze schwelgenden Entzückens feurig wiederholte. Bedenkt man, daß von den ungefähr zweitausend Versen der Sappho-Tragödie allein auf ihren Part, den schwierigsten des Stücks, mehr als 800 kommen und daß Frau Senger diese Rolle zum ersten Male spielt, ja überhaupt erst seit Anfang d. Mts. sie einstudirt hat, so ist ihre Sappho-Leistung wahrhaft bewunderungswerth und verheißungsreich zu nennen.

Fr. Schubert war eine verständige Vertreterin der beiden Sophien in „Kabale und Liebe" und in „Clavigo", und Frl. Bertens eine beachtenswerthe Vertreterin der beiden Marien im „Alten vom Berge" und in „Clavigo". Ihre Marie Beaumarchais machte ohne pathologische Naturalistik durch geist- und seelenvolles Geberdenspiel an ihren leidenden Zustand glauben, wie ja auch im wirklichen Leben der feinfühlende Kranke aus Schonung für seine Umgebung mit den Ausbrüchen seines Schmerzes möglichst zurückhält. So gingen denn die bedeutungsvollen Worte: „Und er soll der Meinige werden? Nein, Schwester, ich war seiner nicht werth! Und jetzt bin ich's viel weniger!" — diese von einer edlen Resignation zeugenden Worte, sag' ich, gingen nicht verloren, sondern ließen den Zuschauer ahnen, daß Clavigo gegen seine Wohlthäterin Marie nur nicht des schwärzesten Undankes sich schuldig zu machen brauchte: die Erkaltung seiner zärtlichen Neigung würde sie ihm verziehen, und auf eine Hand ohne Herz, auf den Ehebund zwischen einer dahinsiechenden, dem Tode verfallenen Braut und einem von Lebensfülle strotzenden Bräutigam würde sie freiwillig verzichtet haben.

Die bereits in meinem vorigen Bericht erwähnten Damen Frl. Behre und Frl. Knauff muß ich bitten, sich in meine damaligen Betonungsrügen schwesterlich theilen zu wollen, sintemal die von mir dem Frl. Knauff irrthümlich zur Last geschriebene falsche Betonung: „die Noth gab dieses seltsame Gesetz" ihrem werthen Elisabeth-Conto wieder gutzuschreiben und auf das Maria-Stuart-Conto des Frl. Behre zu übertragen ist. In „Wallensteins Tod" gaben sich ja beide Damen sehr viel anerkennenswerthe Mühe; aber die Gräfin Terzky des Frl. Knauff war und blieb eine marionettenhafte; und auch Frl. Behre als Thekla konnte nicht genügen, weil sie ihre schönen natürlichen Mittel nicht künstlerisch zu beherrschen weiß, die prächtigsten Schiller'schen Verse zu hastig abhaspelt und getragene Stellen durch ihre längenfeindliche Aussprache geradezu kurz und klein hackt; ich erinnere nur an den herrlichen Monolog im zwölften Auftritt des vierten Actes, wo sie Wortverstümmelungen zum Besten gab, wie Todtenbarre statt Todtenbahre, Zagg'n, Tagg'n und tragg'n statt Zagen, Tagen und tragen. Dem Frl. Behre ist künstlerischer Beruf nicht abzusprechen, aber ihr Vortrag bedarf noch sehr der Schulung; oder ist sie die Sendlingin einer Germanisten-Fraction und macht absichtlich Propaganda für die Wiederherstellung alt- und mittelhochdeutscher vocalischer Kürzen?

Frl. Krösing mochte als junge Wittwe Eugenie Pérard im „Raubmörder" und als Herzogin von Aumont in „Adrienne Lecouvreur" der sogenannten Repräsentation ermangeln, aber als Zoë in „Kameraderie" entfaltete sie ein ganz allerliebstes Spiel, wurde die Seele des Stückes und rettete eigentlich in Verbindung mit Hrn. Eichenwald's Graf Miremont die Ehre des Abends; sie hat Manches, was an Frau Mitterwurzer erinnert. — Hr. Johannes bringt eine stattliche Persönlichkeit und große Bühnenruhe mit, so daß er schon als Arnold im „Alten vom Berge" Aufmerksamkeit erregte und nun auch als Wallenstein durch seine zwar etwas einförmige und eher grob zugehauene, als fein ausgearbeitete, immerhin aber charaktertreue und stilvolle Leistung sich den Beifall des Alten Hauses erwarb; ob sein Wallenstein den Anforderungen im Neuen Hause genügen würde, lasse ich dahingestellt. Desto unbedenklicher getraue ich mir, dem Hrn. Grube ein günstiges Prognostikon zu stellen, dem in seiner gewinnenden Persönlichkeit und in seinem wohllautenden Organ schöne Mittel zu Gebote stehen und der sowol als Beaumarchais in „Clavigo" wie als schwedischer Hauptmann in „Wallensteins Tod" das Publicum zu gespannterem Aufsehen anregte, ein Beweis von seinem vortheilhaften Abstich gegen mitbeschäftigte Rollenträger. In der That wußte er die lange und schwierige Erzählung des Beaumarchais in vortrefflicher Gliederung und Steigerung vorzutragen, auch durch entsprechendes Geberdenspiel zu beleben; und durch den Vortrag seiner Meldung als schwedischer Hauptmann weckte er die beruhigende Erwartung, daß er unserer künftigen Thekla unseren bisherigen Max mit Glanz ersetzen werde. Ich wollte, er hätte auch jetzt schon den Hrn. Kainz in „Kameraderie" als Edmund von Varennes und in der Sappho-Tragödie als Phaon ersetzt, welchen beiden Rollen der anscheinend mehr für Naturburschen begabte Hr. Kainz weder durch seine Persönlichkeit noch durch sein Spiel gerecht zu werden vermochte. Wie unzulänglich die Rolle des Phaon von der Regie besetzt war, ergiebt sich aus zwei sehr bezeichnenden Stellen der Grillparzer'schen Dichtung. Noch ehe Sappho's Wagen auf der Bühne sichtbar wird, läßt der Dichter die Dienerin Melitta auf jenen ihrer Herrin im Wagen zur Seite stehenden Begleiter bewundernd hinweisen und zur Schilderung des Eindrucks, den dieser auf sie macht, dem alten Rhamnes zurufen:

> Siehst du an ihrer Seite? —
> (Rhamnes:) Was?
> (Melitta:) Siehst du?
> Noch eine andre glänzende Gestalt,
> Wie man der Leyer und des Bogens Gott
> Zu bilden pflegt!

Und weiterhin, im fünften Auftritt des ersten Actes, macht Sappho selbst der Melitta folgende Personalbeschreibung und Charakteristik von ihrem Freunde:

> In seiner Jugend Fülle steht er da,
> Geschmückt mit dieses Lebens schönsten Blüthen.
> Der erst erwachte Sinn, mit frohem Staunen
> Die Zahl der eignen Kräfte überblickend,
> Spannt kühn die Flügel aus, und nach dem Höchsten
> Schießt gierig er den scharfen Adlerblick.
> Was schön nur ist und groß und wahrhaft würdig,
> Sein ist's! Dem Kräftigen gehört die Welt!

Diesen einander ergänzenden Wortbildnissen des Geliebten aus dem Munde beider Liebenden entsprach doch Hr. Kainz nicht im entferntesten; Hr. Grube wäre unter dem vorhandenen Personal der einzig richtige Phaon, der einzig geeignete Mann gewesen, eine sechzehnjährige Melitta und eine überdreißigjährig zu denkende Sappho auf den ersten Anblick zu bezaubern.

Was die Gastin Frl. Western betrifft, so ist sie zu den Künstlerinnen zu zählen, welche durch seelenvolle Sprache und ausdrucksvolles Mienenspiel den Mangel einer hervorragenden äußeren Erscheinung ersetzen; sie hatte als Adrienne Lecouvreur wahrhaft ergreifende Momente und errang sich mehrmaligen Hervorruf.

Außer den mehr als vierunddreißig neuen Darstellern hatte die neue Direction noch fünf Damen und fünfzehn Herren vom alten Stamm unseres Schauspielpersonals theils ins Vorder-, theils ins Hintertreffen gestellt; unter ihnen verdient mit Auszeichnung Hr. Stürmer genannt zu werden, der in „Kabale und Liebe" als Kammerdiener des Fürsten

und in „Wallensteins Tod" als Octavio Piccolomini Wesentliches zum Gelingen der beiden Vorstellungen beitrug und in der erstgedachten Rolle durch reichlich gespendeten Beifall förmlich hervorgestürmt wurde. Auch von den Herren Neumann, Hänseler, Tietz und Trotz wollte es mir scheinen, als suchten sie mit erhöhtem Eifer ihr Bestes zu leisten und gegen so viele noch unsicher auftretende Neulinge unserer Bühne durch ihre Eingespieltheit vortheilhaft abzustechen, wobei das Publicum nur gewinnen konnte. So viel ist gewiß, daß ohne ihre Mitwirkung einige Vorstellungen ganz unmöglich gewesen oder gescheitert wären.

Wenn ich nun schließlich noch unseres neuen Directors als Darstellers gedenke, wie er gleich am Abend seiner Antrittsvorstellung als Musikus Miller in „Kabale und Liebe" trotz der Abgangstriumphe seines Vorgängers das Haus mit Sturm nahm, am zweiten Abende als Rüdiger im „Alten vom Berge", und auch an zwei späteren Abenden als Staatsanwalt Lecoincheur im „Raubmörder" und als Regisseur Michonnet in „Adrienne Lecouvreur" das eroberte Feld behauptete: so kann ich nur desto lebhafter bedauern, daß er nicht durch mehr Kräfte seines Gleichen die Erreichung seines Ideals von einem guten Ensemble sich gesichert, ja daß er die einfache Durchführung seines Programmes durch Errichtung einer dramatischen Versuchsanstalt ohne genügende erste Stützen sich selbst erschwert hat. Mit Recht hat er ja vermieden, Virtuosen zu engagiren, welche die gesammte mitspielende Partnerschaft zur Folie herabdrücken und behufs glänzender Durchführung Einer Rolle, also eines Stückes vom Stück, das Stück selbst in die Brüche gehen lassen; aber aus einem Troß mehr oder weniger vorgeschrittener Anfänger, die sich in allerlei Fächern versuchen, wird ohne die Vorbilder fertiger Künstler für jedes Fach ebensowenig ein geschlossenes und harmonisches Kunstganzes sich herstellen lassen, wie aus Falstaff's zusammengelesenen Recruten eine kriegstüchtige Truppe. Wie es heißt, hat übrigens Hr. Dr. Förster die meisten seiner Neulinge nur auf eine Probezeit von sechs Wochen angenommen; wir dürfen also von Mitte August ab Einstellung des fehlgeschlagenen Versuchs, Herstellung eines dem guten Repertoire entsprechenden guten Ensembles und denjenigen Um- und Aufschwung unserer Bühnenzustände erwarten, der trotz mancher glänzenden Außenseite derselben unter der vorigen Direction denn doch noth that; man denke nur an die seit Jahren so mangelhaft und planlos gepflegte, oder vielmehr so planmäßig vernachlässigte Erweiterung des Schauspiel-Repertoires, das fast nur Leichen todtgeborener Kinder der dramatischen Muse aufzuweisen hat. Die gegenwärtige Direction hat zu einer planmäßigen und reizvollen Erweiterung des Repertoires durch neue Einstudirung mehrerer zwar alter aber für Leipzig neuer Stücke bereits einen erfreulichen Anlauf genommen; sie wird aber insonderheit auch ihr Augenmerk auf die Repertoire-Stücke unserer classischen Dichter richten müssen, welche fast ausnahmlos auf Grund der vorgeschrittenen Textkritik einer genauen Durchsicht und im Interesse der dramatischen Dicht- und Darstellkunst einer mit Verständniß und Pietät, mit Geschick und Geschmack zu vollziehenden neuen Bearbeitung für die Bühne bedürfen. So hätten z. B. für die Aufführung von „Kabale und Liebe" Schiller's eigenhändige Abänderungsvermerke in einem angeblich jetzt der Leipziger Schiller-Vereins-Bibliothek gehörigen Exemplar nicht unberücksichtigt bleiben sollen. Näheres über derartige dramaturgische Principienfragen mir vorbehaltend, wünsche und hoffe ich, meinem diesmaligen Theaterbericht, der summa summarum nur das vorläufig noch herrschende Mißverhältniß zwischen Repertoire und Ensemble, zwischen fertigen und unfertigen Künstlern an unserer Bühne constatirt, auf Grund anregenderer Vorstellungen recht bald nur solche theatralische Wochenschauen folgen lassen zu können, die zu schreiben und zu lesen um der Rollen und Rollenträger, um der Dichtung und Darstellung willen zur Vertiefung des Verständnisses und zur Erhöhung des Genusses auch wirklich sich verlohnt.

Max Moltke.

---

* Die Gestalten des Todes und des Teufels in der darstellenden Kunst. Von J. E. Wessely. Mit zwei Radirungen des Verfassers und 21 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Verlag von Hermann Vogel (Rudolph Weigel's Buchhandlung). 1876. (S. VI, 123, gr. 8.) Sowol vom kunst- wie culturhistorischen Standpunkte aus ist ebengenanntes Werk geeignet, unsere Aufmerksamkeit im vollsten Maße in Anspruch zu nehmen und nicht minder durch den Gegenstand, den es behandelt, wie durch die Weise, in welcher der eigenartige Stoff zur Darstellung gelangt, ist es angethan, unser Interesse in außergewöhnlichem Grade zu fesseln. Nicht nur, daß der Verfasser seinen Stoff historisch vollkommen beherrscht, weiß er denselben auch psychologisch zu durchdringen, und faßt ihn ebensowol vom empirischen wie philosophischen Standpunkte auf. An sich einen Vorgang ausdrückend, ist das Wort „Tod" wenig zu einer Personificirung geeignet. Zuerst war es der Sprachgebrauch, welcher dieselbe mit sich brachte, und hat besonders das Dichterwort aller Länder und Zeiten einen großen Einfluß auf die verschiedensten Personificirungen von Ideen oder Kräften ausgeübt. Als die ersten Schritte zur Personificirung des Todes können hier alle Bibeltexte gelten, welche dem Tode die Thätigkeit einer Person zuschreiben. Allein die Semiten, wie insgemein alle asiatischen Völker brachten es nicht zu einer bildlichen Darstellung des Todes, überhaupt religiöser Ideen, und insbesondere die Juden perhorrescirten jede Abbildung vernünftiger Wesen. Anders gestaltet sich die Sache bei den Culturvölkern des Alterthums, den Griechen und Römern; hier lehnen sich die Künstler an die Dichter an, was diese in begeisterten Worten aussprachen, haben jene in idealen Formen zum künstlerischen Ausdruck gebracht. Der Verfasser zeigt uns nun, wie zuerst die Griechen und Römer die Person des Todes aufgefaßt und ihrem mächtigen Schönheitssinne entsprechend gestaltet haben. So war Homer der erste, der die Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe ausgesprochen hat, und durch die ganze griechische Kunst geht das Bemühen, dem Tode das Schreckenhafte zu nehmen, welchem sich, wie in den meisten künstlerischen Schöpfungen, die Römer angeschlossen haben. Diesem Schönheitsgefühle entsprechend finden wir im ganzen Alterthume, so verschiedenartig auch von Dichtern und Künstlern die Idee des Todes rücksichtlich ihrer Symbolisirung oder Personificirung behandelt und geändert wurde, doch nirgends ein Skelet, als Substrat der Darstellung des Todes. Das Christenthum, in seinen künstlerischen Bestrebungen auf der antiken Welt fußend, konnte sich nicht so schnell von dem hergebrachten Ausdrucksformen befreien. Entsprechend aber den neuern Ansichten über den Tod, verzichtete man gänzlich auf eine Personificirung des Todes und entlehnte, wollte man durch irgend eine bildliche Darstellung an den Tod erinnern, ein allegorisches Bild aus der heiligen Geschichte. In den ersten zwölf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung tritt der Tod noch nicht in Gestalt eines Skeletes auf. Die Uebertragung des Concreten auf das Abstracte war aber mit der Zeit so nahe gelegt, daß man sich hätte wundern müssen, wenn das Skelet, die Beute der Verwesung, zur Darstellung des Todes nicht benutzt worden wäre. Einen nachhaltigen Einfluß auf die Darstellung des Todes übte Dante durch seine „Divina Comedia", wo er uns denselben in seiner Wanderung durch die Hölle in unzähligen gigantischen, schrecklich-erhabenen Gestalten vorführt. Es würde uns zu weit führen, auf alle Wandlungen,

welche die Gestalt des Todes in der Folgezeit erfahren hat, hier näher einzugehen und müssen wir uns begnügen, den Inhalt der weiteren Capitel hier nur anzuführen, welche enthalten: Den Tod als Skelet. — Attribute des Todes. — Die Todtentänze. — Todtentänze auf Wandbildern oder als Sculpturen. — Handzeichnungen und Kunstdrucke mit Todtentänzen. — Darstellung des Todes auf einzelnen Kunstwerken. — Was nun die Ikonographie des Teufels betrifft, so äußert sich der Verfasser dahin: „Bei unserer Aufgabe, den „ewigen Feind Gottes und alles dessen, was diesem gehört", mit den Augen des darstellenden Künstlers zu betrachten, handelt es sich nicht darum, was wir über den Teufel glauben, sondern unser Bestreben geht dahin, seine Erscheinung aus der Geschichte zu erklären und die Formen, unter welchen Künstler der verschiedenen Jahrhunderte ihn dargestellt haben, einer Prüfung zu unterwerfen. Der Teufel hat in der Geschichte der Menschheit, der Cultur, der Kunst, eine gleiche Berechtigung auf unparteiische Berücksichtigung, wie alle anderen Factoren, die in diesen Gebieten thätig und erfolgreich aufgetreten sind." Es fragt sich nun zunächst, welcher Unterschied dem Wesen nach zwischen Tod und Teufel bestehen. Der Tod — sagt Wessely — war für uns die von der Kunst versuchte Personificirung einer Idee, also eine Allegorie. Der Teufel hingegen, wie ihn die Kirchenlehre und der Volksglaube auffassen, ist eine wirkliche Person, ein reales Wesen. Da er aber als Geist erscheint, dem keine körperliche Hülle zukommt, so muß er, um überhaupt dargestellt werden zu können, anthropomorphisch behandelt werden, d. h. es mußte ihm eine seinem Wesen entsprechende äußere Erscheinung geliehen, gleichsam wie ein Kleid angepaßt werden. Und um diese äußere Form, die von der Phantasie der Dichter und Künstler gewoben, im Laufe der Jahrhunderte verschiedenen Wandelungen unterworfen war, handelt es sich hier; dieser äußere Habitus ist der eigentliche Gegenstand der Ikonographie des Teufels. Das Gebiet ist hier ein enger umgrenztes, indem es sich auf die christliche Zeit beschränkt, da das classische Alterthum im Sinne des Christenthums keinen Teufel kennt, und nur bei den alten Persern etwas gefunden wird, was oberflächlich aufgefaßt mit dem Teufel in der Bibel Aehnlichkeit hat. Der Verfasser führt uns nun die Ausbildung der Teufelsgestalt im christlichen Mittelalter vor, betrachtet dann den Teufel und das Hexenwesen und schließt mit einer Darstellung des Teufels in der Kunst, die ästhetische Seite des Gegenstandes entsprechend hervorhebend. Einen Blick zurück auf das Ganze werfend, müssen wir anerkennen, daß das Thema mit ebenso gründlicher Beherrschung des Stoffes wie in geistvoller Weise behandelt worden ist.

— Von „Meinhold's Führer durch Dresden, zu seinen Kunstschätzen, Umgebungen und in die sächsisch-böhmische Schweiz", der eine große Verbreitung besitzt und bei den immer in verhältnißmäßig kurzen Fristen nöthig werdenden neuen Auflagen dem Herausgeber Gelegenheit darbietet, denselben alle inzwischen nöthig gewordenen Berichtigungen und neuen Zusätze einzufügen, also stets auf dem Laufenden zu erhalten, ist dieser Tage die dreizehnte Auflage erschienen (Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne). Das Buch ist von einem neuesten Plane von Dresden in Farbendruck, einer Karte der sächsisch-böhmischen Schweiz und zwei Routenkärtchen begleitet.

⊙ Dr. Eduard Amthor's „Kärntner-Führer" ist so eben in zweiter, durchaus verbesserter und vermehrter Auflage erschienen. Die erste Auflage dieses trefflichen Reisehandbuchs hat 1874 in Nr. 62 der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" bereits rühmende Erwähnung gefunden. Der Herausgeber hat, angeregt durch die allseitig gute Aufnahme, welche diesem ersten Versuche geworden, den „Kärtner-Führer" jetzt durch viele werthvolle Berichtigungen und Erweiterungen der Art bereichert, daß derselbe für den Touristen in Kärnten bald ebenso unentbehrlich sein wird, wie der „Tyroler-Führer" für die, welche dieses Land durchwandern. — Amthor's Werke tragen, so viele deren auch dem Verfasser dieses Referats bekannt sind, stets den Charakter ungemeiner Gründlichkeit und Offenheit. Im Interesse des ersteren hat sich derselbe mit einer Anzahl ihr Vaterland liebender und genau kennender Bewohner Kärntens in Verbindung gesetzt und von diesen, namentlich von dem Director der Landeskanzlei, Marcus Freiherr v. Jabornegg-Gamsenegg in Klagenfurt, die werthvollsten Beiträge und Notizen erhalten, so daß er, getreu der gewohnten Offenheit, diesen gleichzeitig als Mitbearbeiter des Kärtner-Führers auf dem Titelblatt nennt. Das Buch an sich ist bei eleganter Ausstattung äußerst handlich und gewährt durch praktische Einrichtung ein leichtes und schnelles Orientiren.

— Zur Orientirung bei den Vorgängen in der europäischen Türkei sind bei Justus Perthes in Gotha zwei neueste sehr brauchbare Karten von A. Petermann erschienen, deren eine „Die europäische Türkei" im Maßstabe von 1:250,000, die andere „Die europäische Türkei" in gleicher Größe nach ihrer neuesten Eintheilung mit besonderer Auszeichnung der tributpflichtigen rc. Staaten, der unmittelbar türkischen Gebiete, der von Türken bewohnten Gebiete, sowie der Confessionen in der Türkei enthält. Am Rande befinden sich noch Kärtchen vom Bosporus und Umgebung im Maßstab von 1:500,000 und von Konstantinopel und Umgebung im Maßstab von 1:150,000.

Leipziger Oper. Die letzte Aufführung von Wagner's Tannhäuser hat aufs Neue bewiesen, daß der Capellmeister Herr Sucher ein in jeder Beziehung vorzüglicher Dirigent ist, welcher mit Sorgsamkeit das Wesen des Werkes zu interpretiren sucht und mit geistvoller Auffassung die orchestralen Details herausarbeitet. Gegenwärtig ist es ihm aber nicht möglich, ein vollständig glückliches Resultat zu erzielen, weil die Gesangskräfte noch zu wenig sich zusammengefunden haben und in der kurzen Spanne Zeit auch nicht die Proben zu solch schweren und umfangreichen Werken zu ermöglichen waren. Aus diesem Grunde wäre es sehr zu wünschen, daß man jetzt mit der Aufführung großer Werke innehalten und vorläufig die kleinere und leichtere Spieloper in den Vordergrund stellen möchte. Auf diese Weise würde man Zeit gewinnen, das Personal für die große heroische und romantische Oper durch geeignete Kräfte zu ergänzen, den Chor gründlich vorzubereiten, einigen tüchtigen Künstlerpersönlichkeiten Manieren abzugewöhnen, vielleicht auch die Tenorcalamität zu beseitigen und das Ensemble sicherer zu gestalten.

Die Kritik hätte jetzt eigentlich die Pflicht, abzuwarten und vorläufig nichts zu sagen, nach einiger Zeit aber, ungefähr in 5 bis 7 Wochen das Beurtheilungsamt ganz energisch zu verwalten. Durch solche in gesanglicher Beziehung so ungemein schwache Leistungen wie die Tannhäuseraufführung werden nur unliebsame, dem Ganzen nicht förderliche Vergleiche gezogen und doch muß jeder Einsichtsvolle erkennen, daß Herrn Dr. Förster in so kurzer Zeit die Herstellung einer fertigen großen Oper nicht möglich sein konnte. Aus diesem Grunde möge durch den leichten Scherz der ernste Hintergrund eine Zeit lang verborgen, dann aber mit Kraft das Höchste der dramatischen Kunst in der Classicität und Romantik zur Geltung gebracht werden.

Oscar Paul.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 61. Sonntag, den 30. Juli. 1876.

Die Steuerreform im Königreiche Sachsen und das Einkommensteuergesetz vom 22. December 1874.

Von Gustav Wahl.

II.

Die untere Grenze der Beitragspflicht und die Regression in den Steuersätzen der Einkommensteuer.

Einer der wichtigsten Paragraphen des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874, in welchem dasselbe einerseits von dem Englischen Einkommensteuergesetz vom 22. Juni 1842, den Preußischen Gesetzen über die Classen- und die classificirte Einkommensteuer vom 1. Mai 1851, 25. Mai 1873 und 16. Juni 1875, sowie von dem Hamburgischen Einkommensteuergesetz vom 26. März 1866 abweicht, andererseits aber nur mit dem Preußischen und dem Hamburgischen Gesetz übereinstimmt, ist der §. 15.

Dieser Paragraph setzt nämlich, im Anschluß an die im §. 6 unter Nr. 8 enthaltene Bestimmung, fest:

1) daß Einkommen auch von dem geringsten Betrage zur Einkommensteuer gezogen und nur Diejenigen, von welchen ein Beitrag nach dem Zeugniß der Ortsbehörde wegen Unvermögens nicht zu erlangen ist, von derselben freigelassen werden sollen und

2) daß Einkommen, welche einen gewissen Betrag (9600 M.) nicht übersteigen, nicht mit demselben Procentsatz, wie die höheren Einkommensclassen (2½ pro Mille bei Erhebung des einfachen Steuersatzes), sondern mit einem, mit dem Einkommen abnehmenden, in minimo (bei 500 M.) bis auf 0,2 pro Mille herabsinkenden Procentsatz des Einkommens besteuert werden sollen.

Es läßt sich nicht wohl verkennen, daß die zuerst erwähnte Bestimmung des §. 15 des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 der Einkommensteuer, nach dem geistreichen Vergleiche von Lord Brougham, recht eigentlich die Eigenschaft „des Elephantenrüssels" verleiht, „der, allein im Bereiche der Schöpfung, die Flaumenfeder aufzuheben und Bäume zu entwurzeln vermag." — Es hat diese Bestimmung demnächst aber auch insofern einen entschiedenen Werth, als sie zugleich den, namentlich in Deutschland stark vertretenen Anspruch auf Freilassung des sogen. Existenzminimum in schneidigster Weise abweist. Man wird diese Wirkung aber nicht zu hoch anschlagen dürfen, weil sie, von dem sogleich zu erwähnenden Bedenken abgesehen, auf Kosten der alten bewährten Verwaltungsmaxime non minima curat praetor erreicht wird.

Nach den der Ständeversammlung mitgetheilten Ergebnissen der im Jahre 1875 ausgeführten Einschätzung des steuerpflichtigen Einkommens haben in Sachsen von den 382,302 Beitragspflichtigen der untersten, bis zu 500 M. reichenden Einkommens- und Steuerclasse

7,434 Beitragspflichtige (= 0,77 % sämmtlicher Beitragspflichtigen)

ein jährliches Einkommen bis mit 100 M.,

101,912 Beitragspflichtige (= 10,49 % sämmtlicher Beitragspflichtigen)

ein Einkommen von über 100 bis 300 M.

272,956 Beitragspflichtige endlich (= 28,07 % sämmtlicher Beitragspflichtigen)

ein Einkommen von über 300 bis 500 M.

Wenn man nun erwägt, daß, während die Einkommensteuer in der 2. Einkommens- und Steuerclasse von 500 bis 650 M. bei Erhebung des einfachen Steuersatzes 15 Pfennige (höchstens 0,3, in minimo aber bei 650 M. Einkommen nur 0,23 pro Mille des letztern) in Anspruch nimmt, — der 10 Pfennige betragende Steuersatz der untersten 1. Einkommens- und Steuerclasse dagegen

bei einem Einkommen von 100 M. auf 1,00 pro Mille,
" " " " 200 " " 0,53 " "
" " " " 300 " " 0,33 " "
" " " " 500 " " 0,20 " "

des Einkommens sich berechnet, so wird man, auch wenn man sich der Disposition*) unter Nr. 7 des §. 6 des Einkommensteuergesetzes erinnert und mit Rasse daran festhält, daß „der Staat kein Luxusartikel, sondern ebenso Bedingung des Lebens für Jeden ist, wie das tägliche Brod", doch darüber nicht wohl in Zweifel sein, daß der §. 15 des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 wirklich etwas zu weit geht und einer Abänderung in diesem Punkt bedarf.**)

---

*) „Personen unter 18 Jahren, sofern sie in der untersten Classe zu besteuern sein würden, sind von der Einkommensteuer befreit."

**) Die Bestimmung eines alten Kopfsteuergesetzes, welches gar keine Befreiungen statuirte, geißelte vor vielen Jahren ein Freund der Armen mit folgenden drastischen Worten:

„Non olet", meinte der Kaiser Vespasian, als er jenen aureus, der von der bekannten, neu eingeführten Steuer herrührte, dem milden Titus unter die Nase hielt, — und vielleicht hatte er Recht. Aber der Schweißgeruch, der dem Verdienst der untern Classen, die die Schuten trecken (Schiffe ziehen) und dem Kalbfell (der Werbetrommel) folgen, anklebt, verschwindet auch dann nicht, wenn er im Staatssäckel mit der Steuer der obern Classen zusammenfließt, die vom Vermögen leben und mit gelernter oder Kopfarbeit ein gut Stück Geld mit Leichtigkeit verdienen. Er mindert sich mit der Zulänglichkeit der Nahrung, die die ärmsten Classen, die ein Almosen recht gut gebrauchen können, mühsam erschwingen, — aber er ist unvergänglich und wirkt fort und fort verderblich, — und es ist nur der Snöfen (Schnupfen), der in Gestalt der Geldnoth die Länder heimsucht und die Herrscher blind macht gegen die Gefahren, die es dem Land bereitet, wenn der Stank in dessen Cassen einzieht für und für. Miserorum oboli olent atque olent!

K. Burkart, welcher (S. 690 der Annalen des Deutschen Reichs für 1876) der Consequenz in den hierauf bezüglichen Bestimmungen des Sächsischen Einkommensteuergesetzes warme Anerkennung zollt, aber doch auch beifügt, „ob sich dieselbe auch praktisch bewähren wird, muß die Erfahrung lehren", glaubt S. 693 aussprechen zu können, daß nur ein einziges Argument für die gänzliche Befreiung der Einkommen unter einem gewissen Betrage übrig bleibe, welches ernste Beachtung verdiene. Dasselbe fuße auf der Menge der Executionen, welche die Ausdehnung der Steuer auf die niedrigen Einkommenclassen mit sich zu bringen pflege.

Derselbe übersieht bei diesem Ausspruch aber, daß (ganz abgesehen von der Ueberlastung der untersten Classen durch die Salzsteuer, welche eine Befreiung derselben von der Einkommensteuer rechtfertigt) mit der Annahme des Classensystems für die Einkommensteuer die Nothwendigkeit, Einkommen bis zu einem gewissen Betrage frei zu lassen, ganz von selbst gegeben ist, da denn doch Niemand mehr Einkommensteuer bezahlen kann, als

In diesem Sinne hat sich denn auch schon die Regierung den Ständen gegenüber ausgesprochen (Decret an die Stände vom 17. Februar 1876 Nr. 56) und die gänzliche Freilassung der Beitragspflichtigen mit einem 300 *M.* nicht übersteigenden Einkommen in Antrag gebracht*).

Soviel dagegen den andern in §. 15 zum Ausdruck gelangten Grundsatz der ungleichen Besteuerung der verschiedenen Einkommensclassen anbetrifft, so ist derselbe bekanntlich dem Englischen Einkommensteuergesetz vom 22. Juni 1842 ganz fremd. Dasselbe läßt aber Einkommen unter 150 L. (= 3000 *M.*), seit 1852 unter 100 L. (= 2000 *M.*) ganz frei, zieht daher die untere Grenze der Beitragspflicht bei einem nach continentalen Begriffen überaus hohen Einkommens-Betrage. Das Princip der Progression ist übrigens in England von jeher fast allgemein bekämpft worden, während es in Deutschland von den Vertretern der Wissenschaft**) neuerdings überwiegend und mit entschiedenem Erfolg vertheidigt wird.

Bei Beurtheilung des Princips der Progression oder, richtiger ausgedrückt, Regression verdient vor Allem der Umstand Berücksichtigung, daß dasselbe absolut keine Anhaltepunkte für seine Ausgestaltung in sich trägt.

Es folgt hieraus zunächst, daß eine allen billigen Anforderungen entsprechende Regressiv-Scala nicht a priori construirt werden kann, sondern für jeden Staat durch praktische Versuche, bei denen man nur von ganz willkürlich gegriffenen Sätzen ausgehen kann, aufgesucht werden muß. Diese Thatsache reicht aber nicht aus, um das Princip der Regressiv-Scala, wie namentlich in England geschieht, unbedingt zu verwerfen, — sie weist jedoch entschieden darauf hin, daß dies Princip, wenn überhaupt, nur aus andern, nicht in der Natur der directen Steuern oder speciell der Einkommensteuer liegenden Gesichtspunkten gerechtfertigt werden kann. „Andere triftige Gesichtspunkte" sind aber in Wirklichkeit in ausreichendem Maße vorhanden; denn, um nur den einen entscheidenden hervorzuheben, fast in allen europäischen Staaten werden höchst erhebliche Beträge durch indirecte Abgaben aufgebracht, die weder einzeln noch in ihrer Gesammtheit die Consumenten proportional ihrem Einkommen belasten, sondern den untern Classen weit höhere Procentsätze ihres Einkommens entziehen, als den oberen Classen.

Es gilt dies namentlich bezüglich der auch in Deutschland an vielen Orten über 400 Procent des Werthes betragenden Salzsteuer. — Denn es leuchtet ein, daß ein Beitragspflichtiger mit 30,000 *M.* Einkommen nicht das Hundertfache der Salzmenge (1 Centner statt 1 Pfundes) verspeisen kann, die ein Beitragspflichtiger mit 300 *M.* Einkommen bei größter Einschränkung seines Bedarfes (10 Pfd. jährlich) unbedingt zu sich nehmen muß*).

Die Regressiv-Scalen in den Steuergesetzen der meisten europäischen Staaten finden sonach ihre Rechtfertigung vorzüglich in dem Umstande, daß sie die Ueberlastung der unteren Classen durch die bestehenden indirecten Abgaben, wenn nicht ganz aufheben, so doch in hohem Grade abschwächen. Es erklärt sich hieraus aber auch zugleich, warum sie für jedes einzelne Land je nach dem durchschnittlichen Einkommen, welches die Grenze der durchschnittlichen Consumtionsfähigkeit für abgabenpflichtige Gegenstände bildet, — nach der Vertheilung des Gesammt-Einkommens unter die einzelnen Beitragspflichtigen und nach der Gestaltung des indirecten Abgabenwesens in den verschiedenen Staaten speciell construirt werden müssen, wenn die ungleiche Besteuerung der verschiedenen Einkommensclassen wirklich als Correctiv gegen die in entgegengesetzter Richtung ungleiche Besteuerung durch die indirecten Abgaben, und zwar genügend, aber auch nicht allzustark sich geltend machen soll.

Es war daher keineswegs selbstgefälliger Particularismus, wie hie und da angedeutet worden ist, sondern die Erkenntniß der Unerläßlichkeit einer difficilen und, auch bei größter Sorgfalt, ein sofortiges glückliches Gelingen nicht versprechenden Arbeit, wenn die gesetzgebenden Factoren in Sachsen bei der Berathung des Einkommensteuergesetzes eine neue Scala**) aufstellen zu sollen und von der Uebernahme etwa der durch das Preußische Gesetz vom 25. Mai 1873 und vom 16. Juni 1875 für die Classensteuer eingeführten Regressiv-Scala oder der in §. 3 des in 10jähriger Praxis bewährten Hamburger Einkommensteuergesetzes vom 26. März 1866 vorgeschriebenen Steuerberechnungsweise absehen zu sollen glaubten. Denn die Verhältnisse, auf die es bei Bemessung der Scala gerade ankommt, liegen im Preußischen sowol, wie im Hamburgischen Staate entschieden anders als in Sachsen. Ganz abgesehen davon, daß, die völlige Gleichheit der übrigen gesetzlichen Bestimmungen vorausgesetzt, nicht ohne Weiteres angenommen werden konnte, daß der durchschnittliche Betrag des jährlichen Einkommens eines Beitragspflichtigen und die Vertheilung des gesammten Einkommens auf die verschiedenen Einkommensclassen in dem so viel größern Preußischen Staate oder in dem Hamburgischen Stadt-Staate dieselben seien, wie in Sachsen, so war vor Allem zu erwägen, daß die Beiziehung der Actiengesellschaften, überhaupt der moralischen Personen (welche von dem Preußischen wie von dem Hamburgischen Gesetze frei gelassen werden) den Durchschnittsbetrag und die Vertheilung des Einkommens in Sachsen wesentlich anders gestalten müsse, als in Preußen oder Hamburg. Hat sich doch auch bei der Einschätzung nachmals herausgestellt, daß im Ganzen in Sachsen

5526 moralische Personen

beitragspflichtig sind, die zwar nur

0,57% sämmtlicher Beitragspflichtigen

ausmachen, aber

4,83% des gesammten steuerpflichtigen Einkommens

beziehen und

10,31% der gesammten Einkommensteuer

zu entrichten haben werden.

---

sein gesammtes steuerpflichtiges Einkommen beträgt. Die Steuerpflichtigkeit auch des geringsten Einkommens, welche der §. 15 in Verbindung mit Nr. 8 des §. 6 des Sächsischen Einkommensteuergesetzes statuirt, führt dazu, daß ein Mann, dessen steuerpflichtiges jährliches Einkommen einen Pfennig beträgt, selbst bei Erhebung nur eines Simplums 10 ₰ Einkommensteuer, also das Zehnfache seines gesammten steuerpflichtigen Einkommens zu bezahlen hat. Das ist ein in der Praxis ganz unmöglicher Fall, wird man vielleicht einwerfen; einer bloßen theoretischen Möglichkeit zu Liebe wird man die Consequenz eines der wichtigsten Grundsätze nicht unterbrechen.

Und doch, der Fall ist möglich, er kommt vor und kann sich aller Orten wiederholen. In Dresden lebt ein reicher Mann, angesessen in Preußen, angesessen in Sachsen. Aus seinem Grundbesitz in Preußen zieht er jährlich 16,000 *M.*, sein Gut in Sachsen, der Stammsitz seiner Familie, mit großem, altem Schloß und kleinem Areal, ist mit 2011 Steuereinheiten belegt und um 900 *M.* verpachtet. Er trägt die Grundsteuer, die sich im Ordinarium von 9 ₰ auf 180 *M.* 99 ₰ beläuft. Die bauliche Instandhaltung des Schlosses, in dem der Pächter wohnt, und Lehnsstämme, sowie die Zinsen für die auf demselben haftenden Schulden erforderten im letzten Jahre nachweislich 719 *M.* Der Mann ist reich und beitragspflichtig, — sein steuerpflichtiges Einkommen aber trotz großen redlichen Erwerbs — ein ganzer Pfennig, nicht mehr, nicht weniger, denn außer Betracht bleibt nach dem Gesetz (§. 5) bei der Berechnung desselben, was ihm sein Grundbesitz in Preußen einbringt.

*) Durch §. 3 des Finanzgesetzes auf die Jahre 1876 und 1877, vom 2. Juli 1876, wird das Finanzministerium ermächtigt, bei der Erhebung der Einkommensteuer im Jahre 1877 Personen mit einem Einkommen, welches 300 *M.* nicht übersteigt, von der Einkommensteuer ganz frei zu lassen, — und von Einkommen über 300 bis 400 *M.* als einfachen Steuersatz nur den Betrag von 5 Pfennigen zu erheben.

**) Held, die Einkommensteuer. Bonn, 1872. — J. Neumann, die progressive Einkommensteuer im Staats- und Gemeindehaushalt. Leipzig, 1874. — H. v. Scheel, die progressive Besteuerung in der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. 31. Bd. Jahrgang 1875, S. 273.

*) Nach den vom kaiserlichen statistischen Amt herausgegebenen Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs für das Jahr 1876 (4. Jahrgang, 2. Heft, 2. Abtheilung, S. 54) berechnet sich der Verbrauch von Speisesalz für den Kopf der Bevölkerung für 1875 durchschnittlich auf 14,9 Pfd. in der nordöstlichen Staatengruppe von Deutschland.

**) Darauf, daß die Scala einer Parabel oder irgend einer andern Curve entspricht, ist kein Gewicht zu legen, — da es eben an jeder sachlichen Unterlage für die Wahl dieser oder jener allgemein bekannten Curve gebricht.

Es war demnächst weiter zu bedenken, daß weder in Preußen noch in Hamburg eine Schlachtsteuer wie in Sachsen erhoben wird, und daß der Senat von Hamburg im Freihafengebiet, d. h. in 8, die Stadt Hamburg und deren Vorstädte in sich begreifenden Steuerdistricten des Hamburger Staats-Gebietes, weder die Eingangszölle noch die Salzsteuer, weder die Rüben- noch die Tabaksteuer, weder die Branntwein- noch die Biersteuer zur Erhebung bringen läßt, die insgesammt in Preußen und Sachsen bestehen und von denen insbesondere die Salzsteuer ganz überwiegend auf den unteren Classen lastet. Für das Hamburger Freihafengebiet, d. h. in Wirklichkeit für den Staat Hamburg, kann daher allerdings von einer Ueberbürdung der unteren Classen durch indirecte Abgaben nicht die Rede sein.*)

Nach der Mittheilung des statistischen Bureaus der Steuer-Deputation, d. d. Hamburg den 11. Mai 1876, umfaßte nämlich das Freihafengebiet im Jahre 1873 nicht weniger als

78,31 % sämmtlicher Steuerzahler,

welche

85,76 % des gesammten versteuerten Einkommens

besitzen und

89,14 % der gesammten Einkommensteuer

bezahlten.

Wenn man sich nun aber weiter fragt, ob die in §. 15 des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 ganz ohne Unterlagen, ohne irgend nähere Kenntniß über die zu erwartende Zahl der Beitragspflichtigen rc. aufgestellte Regressiv-Scala in ihren Einzelheiten als gelungen angesehen werden könne oder nicht, so wird man zugestehen müssen, daß nach den Ergebnissen der 1875 ausgeführten Einschätzung dieses Werk als ein glücklicher Griff nicht bezeichnet werden kann. Und zwar um deswillen nicht, weil die den unteren Classen zugestandene Erleichterung der Steuerpflicht nicht blos über das in Preußen und Hamburg für zuläßig erachtete Maß, sondern in der That über die richtige Grenze nicht unerheblich hinausgeht.

Es tritt dies unverkennbar hervor, wenn man die Erträgnisse der Preußischen Classen- und classificirten Einkommensteuer, sowie der Hamburgischen Einkommensteuer mit dem Steuersoll vergleicht, welches nach den Einschätzungsergebnissen des Jahres 1875 bei Erhebung von 12 Simplen Einkommensteuer in Sachsen zu erwarten sein würde. In diesem Falle beläuft sich nämlich der Maximalsteuersatz in Preußen, Hamburg und Sachsen gleichmäßig auf 3 Procent des steuerpflichtigen Einkommens und wirkt sonach auf den in Procenten des gesammten steuerpflichtigen Einkommens ausgedrückten Gesammtertrag der Steuer nur noch die Verschiedenheit der Einkommensvertheilung in den gedachten Staaten und das verschiedene Maß der Abminderung ein, welche der Maximalsteuersatz von 3 Procent bei niedrigeren Einkommen, bis zu dem Minimalsatz

in Preußen von 0,45 % des steuerpflichtigen Einkommens = 15,0 % des Maximalsatzes,

in Hamburg von 0,37 % des steuerpflichtigen Einkommens = 12,3 % des Maximalsatzes,

in Sachsen von 0,24 % des steuerpflichtigen Einkommens = 8,0 % des Maximalsatzes

nach den Regressiv-Scalen der bezüglichen Einkommensteuergesetze erleidet.

Es berechnet sich sodann der Gesammtertrag

a) der Classen- und classificirten Einkommensteuer in Preußen auf 1,46% des gesammten eingeschätzten Einkommens,

b) der Einkommensteuer in Hamburg auf 2,0% des gesammten eingeschätzten Einkommens,

für

Sachsen dagegen auf 1,3 % des gesammten eingeschätzten Einkommens.

Denn nach dem bekannten Aufsatze von Engel in der Zeitschrift des Königl. Preuß. Statistischen Bureau für das Jahr 1875 ist das für dieses Jahr in Preußen zur Classensteuer eingeschätzte Einkommen zu überhaupt

1,325,476,070 ℳ,

das zur classificirten Einkommensteuer eingeschätzte Einkommen dagegen zu

343,573,900 ℳ

anzunehmen,

Sa. 1,669,049,970 ℳ,

während die Steuerzahlung

der Classensteuerpflichtigen auf 14,831,574 ℳ

" Einkommensteuerpflichtigen auf 9,559,584 "

Sa. 24,391,158 ℳ

sich beläuft. — Nach den Mittheilungen des statistischen Bureau der Steuerdeputation, d. d. Hamburg den 11. Mai 1876, hat dagegen im Jahre 1873 in Hamburg das versteuerte Einkommen die Summe von

172,375,000 Ct.-ℳ erreicht,

die Einkommensteuer selbst aber

3,474,504 ℳ = 4,169,305 ℳ 45 ₰

ertragen. Nach den den Ständen mitgetheilten Ergebnissen der im Jahre 1875 ausgeführten Einschätzung endlich ist in Sachsen das steuerpflichtige Einkommen auf überhaupt

1,017,580,783 ℳ

(oder 1,021,516,945 ℳ nach einer andern Zusammenstellung) und das Steuersoll bei Erhebung nur eines Simplums auf 1,102,798 ℳ festgesetzt worden, es würde daher das Steuersoll bei Ausschreibung von 12 Simplen 13,233,576 ℳ betragen.

Aus diesen Berechnungen resultirt, daß eine nach Maßgabe der Bestimmung in §. 15 des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 in Sachsen zur Erhebung gelangende Einkommensteuer im Soll nur 1,30% des steuerpflichtigen Einkommens einbringt und um nahezu den achten Theil ihres Betrages (0,16% des steuerpflichtigen Einkommens) niedriger ausfällt, als wenn die den Preußischen Gesetzen vom 1. Mai 1851, 25. Mai 1873 und vom 16. Juni 1875 zu Grunde liegende Scala bei der Auswerfung des Steuersoll benutzt worden wäre. Es ist dies im hohen Grade auffällig und deutet entschieden darauf hin, daß ein so starkes Herabgehen unter den Betrag des Maximalsatzes und die einzelnen Preußischen Classensteuersätze, wie mit der Scala des §. 15 des Sächsischen Einkommensteuergesetzes in der That verbunden ist, die Zahl der zu Aufbringung einer gewissen Summe erforderlichen Simpla allzusehr erhöht und dadurch die unteren, 9600 ℳ und weniger Einkommen beziehenden Classen der Beitragspflichtigen auf Kosten der Wohlhabenden zu sehr begünstigt.

Es tritt dies noch schärfer und zweifelloser zu Tage, wenn man den einfachen Steuersätzen, welche §. 15 des Einkommensteuergesetzes für die untersten 21 Einkommens- und Steuerclassen festsetzt, die entsprechenden Steuersätze der Preußischen Gesetze, selbstverständlich nach Umrechnung auf den Maximalsatz von 2½ pro Mille, substituirt, unter deren Benutzung das Steuersoll der bei der Einschätzung im Jahre 1875 in diese unteren 21 Classen eingestellten Beitragspflichtigen ermittelt und das Ergebniß mit dem Steuersoll vergleicht, welches die einfachen Steuersätze des §. 15 des Gesetzes vom 22. December 1874 ohne Rücksicht auf die verminderte Leistungsfähigkeit einzelner Beitragspflichtigen ergeben.

*) Es versteht sich aber ganz von selbst, daß andere triftige Gründe die gesetzgebenden Factoren in Hamburg zu einer niedrigeren Besteuerung der unteren Einkommensclassen veranlaßt haben können, — und es liegen solche gute Gründe in der That auch für den Fernstehenden ziemlich klar zu Tage.

Ordnungs-Nummer der Classen.	Einkommens- und Steuerclassen des Sächsischen Einkommensteuergesetzes v. 22. Decbr. 1874.	Anzahl der Beitragspflichtigen.	Unter Berücksichtigung der verminderten Leistungsfähigkeit festgestelltes Steuersoll bei Erhebung des einfachen Steuersatzes. M	Einfacher Steuersatz absolut M	Einfacher Steuersatz absolut ₰	Einfacher Steuersatz in pro Mille des Einkommens.	Einkommens- und Steuerclassen, den Classen des Preußischen Classensteuergesetzes angepaßt.	Anzahl der Beitragspflichtigen.	Einfacher Steuersatz*) nach dem Ges. v. 22. Decbr. 1874 in pro Mille des Einkommens.	nach dem Ges. v. 22. Decbr. 1874 absolut M	nach dem Ges. v. 22. Decbr. 1874 absolut ₰	nach der Preußischen Classen- u. Einkommensteuer absolut M	nach der Preußischen Classen- u. Einkommensteuer absolut ₰	nach der Preußischen Classen- u. Einkommensteuer in pro Mille des Einkommens.	Differenz der Steuersätze in Spalte 10 und 11 absolut M	Differenz absolut ₰	Differenz in Procenten des Spalte 10 bezeichneten Steuersatzes	Steuersoll unter Zugrundelegung der Spalte 8 angegebenen Zahl der Beitragspflichtigen und der Spalte 11 bezeichneten Steuersätze. M	Steuersoll unter Zugrundelegung der Spalte 3 angegebenen Zahl Beitragspflichtiger und der Spalte 5 bezeichneten Sätze. M	Differenz zwischen dem Spalte 15 und dem Spalte 16 berechneten Steuersoll. M
1	2	3	4	5		6	7	8	9	10		11		12	13		14	15	16	17
	bis mit 300 M	109346		—	10														10934,60	
1.	über 300 bis 400 „	136478	37898,50	—	10	0,33	bis zu 420 M	273119	—	—	10	—	—	—	—	—			13647,80	27311,9
	„ 400 „ 500 „	136478		—	10	0,25	von 420 bis mit 500 M	109183	0,23	—	10	—	25	0,50	—	15	150,0	27295,8	13647,80	16377,5
2.	„ 500 „ 650 „	182686	27373,75	—	15	0,30	über 500 „ „ 650 „	182686	0,30	—	15	—	30	0,60	—	15	100,0	54805,8	27402,90	27402,9
3.	„ 650 „ 800 „	121787	30420,96	—	25	0,38	„ 650 „ „ 800 „	121787	0,38	—	25	—	50	0,77	—	25	100,0	60893,5	30446,75	30446,7
4.	„ 800 „ 950 „	73440	29356,35	—	40	0,50	„ 800 „ „ 950 „	73440	0,50	—	40	—	70	0,87	—	30	75,0	51408,0	29376,00	22032,0
5.	„ 950 „ 1100 „	42916	25736,00	—	60	0,63	„ 950 „ „ 1100 „	42916	0,63	—	60	—	85	0,89	—	25	41,6	36478,6	25749,60	10729,0
6.	„ 1100 „ 1250 „	30251	25704,60	—	85	0,77	„ 1100 „ „ 1250 „	30251	0,77	—	85	1	10	1,00	—	25	29,4	38276,1	25713,35	7562,8
7.	„ 1250 „ 1400 „	17402	19135,20	1	10	0,88	„ 1250 „ „ 1400 „	17402	0,88	1	10	1	85	1,48	—	75	68,1	32193,7	19142,20	13051,5
8.	„ 1400 „ 1600 „	23620	33062,30	1	40	1,00	„ 1400 „ „ 1600 „	23620	1,00	1	40	2	30	1,64	—	90	64,2	54326,0	33068,00	21258,0
9.	„ 1600 „ 1900 „	21043	35773,10	1	70	1,06	„ 1600 „ „ 1900 „	21043	1,06	1	70	3	—	1,87	1	30	76,4	63129,0	35773,10	27355,9
10.	„ 1900 „ 2200 „	14650	31496,60	2	15	1,13	„ 1900 „ „ 2200 „	14650	1,13	2	15	3	50	1,84	1	35	62,7	51275,0	31497,50	19777,5
11.	„ 2200 „ 2500 „	11011	29729,70	2	70	1,22	„ 2200 „ „ 2500 „	11011	1,22	2	70	4	20	1,90	1	50	55,5	46246,2	29729,70	16516,5
12.	„ 2500 „ 2800 „	6935	22538,75	3	25	1,30	„ 2500 „ „ 2800 „	6935	1,30	3	25	5	20	2,08	1	95	60,0	36062,0	22538,75	13523,2
13.	„ 2800 „ 3300 „	10277	39566,45	3	85	1,37	„ 2800 „ „ 3100 „	6167		3	85	6	15	2,19	2	30	59,7			
									1,37										39566,45	
										3	85				3	90	101,3			
14.	„ 3300 „ 3800 „	6132	30046,80	4	90	1,48	„ 3100 „ „ 3400 „	5336				7	75	2,50				120982,0		51368,8
									1,48	4	90				2	85	58,1		30046,80	
							„ 3400 „ „ 3800 „	4906		4	90	8	50	2,50	3	60	73,4			
15.	„ 3800 „ 4300 „	4320	26352,00	6	10	1,60	„ 3800 „ „ 4300 „	4320	1,60	6	10	9	50	2,50	3	40	55,7	41040,0	26352,00	14688,0
16.	„ 4300 „ 4800 „	3679	27224,60	7	40	1,72	„ 4300 „ „ 4800 „	3679	1,72	7	40	10	75	2,50	3	35	45,2	39549,3	27224,60	12324,7
17.	„ 4800 „ 5400 „	3206	27892,20	8	70	1,81	„ 4800 „ „ 5400 „	3206	1,81	8	70	12	—	2,50	3	30	37,9	38472,0	27892,20	10579,8
18.	„ 5400 „ 6300 „	3674	38393,30	10	45	1,93	„ 5400 „ „ 6300 „	3674	1,93	10	45	13	50	2,50	3	05	29,1	49599,0	38393,30	11205,7
19.	„ 6300 „ 7200 „	2086	27952,40	13	40	2,12	„ 6300 „ „ 7200 „	2086	2,12	13	40	15	75	2,50	2	35	17,5	32854,5	27952,40	4902,1
20.	„ 7200 „ 8400 „	2069	33931,60	16	40	2,27	„ 7200 „ „ 8400 „	2069	2,27	16	40	18	—	2,50	1	60	9,7	37242,0	33931,60	3310,4
21.	„ 8400 „ 9600 „	1602	32040,00	20	—	2,38	„ 8400 „ „ 9600 „	1602	2,38	20	—	21	—	2,50	1	—	5,0	33642,0	32040,00	1602,0
		Sa.	631625,15														Sa.	940770,5	632067,40	336015,0
																			Davon:	27311,9
22.	„ 9600 „ 10800 „	1116	26784,00	24	—	2,50	„ 9600 „ „ 10800 „	1116	2,50	24	—	24	—	2,50	—	—		26784,0	26784,00	
	Sämmtliche übrigen Classen mit einem Einkommen von über 10800 bis zu 3244042 M	5682	444389,50				Sämmtliche übrigen Classen	5682										444389,5	444389,50	
	Sa.	971886	1102798,65				Sa.	971886										1411944,0	1103240,90	308703,1

*) Da die Steuerclassen in dem Preußischen Classensteuergesetz vom 25. Mai 1873 und 16. Juni 1875 ganz anders abgegrenzt sind, als im Sächsischen Einkommensteuergesetz vom 22. December 1874, und da die für die einzelnen Steuerstufen festgesetzten Steuersätze für den Maximal- und Minimalbetrag der in die einzelnen Steuerstufen fallenden Einkommen sehr verschiedene Procentsätze ergeben, so ist es nicht möglich, im Wege der Rechnung für die Classen des Sächsischen Einkommensteuergesetzes die Höhe des Steuersatzes festzustellen, der dem des Preußischen Gesetzes genau entspricht. Die in Spalte 11 angegebenen Steuersätze entsprechen daher nur ungefähr denen der Preußischen Gesetze vom 25. Mai 1873 und 16. Juni 1875.

Aus der vorstehenden Tabelle, welche die bei Ausführung dieser Procedur sich herausstellenden Differenzen des Steuersoll ganz im Einzelnen nachweist, erhellt, daß der Ertrag eines Simplum solchenfalls, und bei gänzlicher Freilassung der Beitragspflichtigen mit weniger als 420 ℳ Einkommen, für die untersten 21 Classen um

308,703,1 ℳ,

nämlich von

632,067,4 ℳ

auf

940,770,5 ℳ

sich erhöht und daher das Steuersoll sämmtlicher Beitragspflichtigen von

1,403,240,9 ℳ

auf

1,411,944,0 ℳ

d. i.

um fast genau 28 Procent

ansteigt.

Gewiß ein bedeutungsvoller Fingerzeig, wie weit man vorschreiten kann, wenn man zu einer Abänderung der in §. 15 des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 normirten Steuersätze sich entschließen sollte, aber auch in der niedrigeren Besteuerung der unteren Classen nicht weiter, als Preußen, gehen will. Letzteres empfiehlt sich, da die Preußischen Classensteuersätze denn doch keinesfalls übermäßig oder gar unerträglich hoch erscheinen, wenn auch vielleicht die untere Grenze der Beitragspflicht noch etwas höher hinauf gerückt werden könnte, da auch der Aermste, dessen Familie aus Frau und 3 Kindern besteht, mit den Seinigen zusammen im Jahre mindestens 50 Pfd. Speisesalz consumirt, mithin in der Salzsteuer allein schon jährlich drei Mark Steuer*) entrichtet.

*) Daß die Salzsteuer der wunde Punkt in den Steuersystemen der Deutschen Staaten ist, läßt sich ebenso wenig verkennen, wie daß die Aufhebung der Salzsteuer nur zu erreichen ist, wenn man sich zu einer hohen Besteuerung des Tabaks entschließt. Der im Jahre 1873 erstattete, dem Reichstage mitgetheilte Bericht der vom Bundesrath zur Begutachtung dieser Frage einberufenen Commission legt dies ausführlich dar. Die in diesem Bericht enthaltenen, auf die höhere Besteuerung des Tabaks bezüglichen Vorschläge des Sächsischen Commissars zeigen, daß die königlich Sächsische Regierung die Beseitigung der Salzsteuer entschieden will (Wagner, das Reichsfinanzwesen, in v. Holtzendorff, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs, III. Jahrgang, S. 201 flg.).

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von C. A. Regnet.

IV.*)

Ich habe in meinem letzten Berichte einen Satz aufgestellt, der mir in Künstlerkreisen wenig Freunde machen dürfte; gleichwol enthält er eine Wahrheit, die man gerade von gebildeten Künstlern am nachdrücklichsten aussprechen hört, die nämlich, daß unsere Kunst auf einer schiefen Ebene nicht blos angelangt ist, sondern auch in ihrer unaufhaltsamen Bewegung nach unten ein namhaftes Stück Weg zurückgelegt hat.

Nachdem ich am Schlusse meines erwähnten Berichtes versucht, diese Erscheinung im Allgemeinen zu erklären, möchte ich dem dort Gesagten hier noch Einiges beifügen.

Um die heutige Kunst ganz zu verstehen, ist es gut, einen Blick auf die ihr unmittelbar vorangegangene zu werfen.

Der Vater derselben war Asmus Jakob Carstens. Schon als Schüler der Kopenhagener Kunstakademie begann er sich selbständig zu entwickeln. Er liebte es nicht, nach Modellen mechanisch zu copiren, sondern unter dem Einflusse der Ideen und der Form der Kunstwerke Anderer die eigene schöpferische Kraft sich emporringen zu lassen. Er studirte, verarbeitete in seinem Innern und erst, wenn die Ideen — zu idealen Gestalten verkörpert — vor seinem geistigen Auge Gestalt angenommen, dann erst ging er daran, sie mit den Hilfsmitteln seiner Kunst festzuhalten. Er war ein Künstler von Gottes Gnaden und seine Werke sind echte Kinder seiner eigenen künstlerischen Ideenwelt, seiner schöpferischen Phantasie. Noch ehe es ihm möglich ward, die plastischen Meisterwerke der Alten in ihrer gottbegnadeten Heimath zu schauen, führte ihn das Studium ihrer Schriften in den Geist des Alterthums ein. Dasselbe gab ihm seine ausschließlichen Vorbilder für die Idee, während seine Lehrmeister für die Form der Ausführung Rafael und Michel Angelo wurden. Seine Schöpfungen tragen die Signatur innerer Größe und Hoheit, sind allezeit dem Gebiete des Erhabenen entlehnt und in die Form idealster Schönheit gekleidet. Abweichend von der herrschenden Richtung hatte er den Muth, seinem Volke den classischen Geist des Alterthums zu bieten und ward so der Vorläufer von Thorwaldsen, Cornelius, Schadow u. A. m.

Was ist es nun, was seine Werke so überaus werthvoll macht? Es ist die edle Ruhe, die individuelle, im Stillen thätige Seelenkraft, charakteristisch im Gott und im Helden wie im Bettelmönch, mit einem Worte dieses Schaffen aus dem Inneren heraus, das in allen seinen Figuren zu Tage tritt.

Und derselbe Zug des Geistigen ging durch Werke der deutschen Kunst, wenn auch dort und da mehr oder minder abgeschwächt, bis vor ein paar Jahrzehnten hindurch. Er findet sich bei Cornelius wie bei Bürkel, bei Schwind wie bei Knaus, bei Overbeck wie bei Waldmüller, bei Schnorr wie bei Schleich.

Aber es sollte anders kommen.

Belgische Maler hatten sich in Paris gebildet und brachten von dort eine neue Anschauungs- und Darstellungsweise mit in die Heimath. Sie legte mehr Gewicht, als bis dahin geschehen, auf die Farbe, auf die Erscheinung überhaupt. Und deutsche Künstler kamen nach Belgien und nahmen die Schale der Kunst für den Kern. Vielleicht war es Mangel an Bildung und daraus erwachsendes Mißverständniß, vielleicht auch halb bewußtes Verlangen, durch Hereintragen eines neuen in Deutschland unbekannten oder doch weniger hoch angeschlagenen Factors Aufsehen zu machen: kurzum man führte dort eine Kunstrichtung ein, die in Belgien selbst sich bereits überlebt hatte und dieselbe ward Mode.

Zunächst in München, wohin sie von Piloty gebracht worden.

Sie manifestirt sich als der contradictorische Gegensatz der von Carstens angebahnten und von allen bedeutenden Künstlern der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts befolgten idealen Richtung. Sie sucht weder von innen heraus noch nach innen zu wirken; ihr Ziel ist vielmehr ein rein äußerliches und deshalb wendet sie sich auch folgerichtig auf die Sinne. Ihr Element ist das Frappirende und das Hauptmittel, dessen sie sich zur Erreichung ihres Zweckes bedient, die Technik. Arbeitete die Kunst früher durch den Kopf, so arbeitet sie jetzt durch die Hand. Wer die geschickteste Hand hat, gilt als der größte Künstler und der Gedanke gilt nichts, die Erscheinung Alles.

*) S. Nr. 51 d. Bl.

Ein vielgenannter Münchener Künstler meinte vor etwa acht Jahren, die Geburt von Cornelius sei ein Unglück für die Kunst gewesen, Andere sind zu klug das auszusprechen, aber — sie handeln danach.

Das Modell beherrscht die Kunst; daß es Antiken giebt, scheinen Manche nur vom Hörensagen zu wissen. Auf der Akademie ist von ihnen nur in den nach ihnen benannten Sälen die Rede. Alte Meister zu studiren fällt Niemanden ein, ist doch ihr Standpunkt ein längst überwundener. Man nennt sich Historienmaler und schaut auf jene mit Geringschätzung herab, die das Genre pflegen; die Historie aber, die man malt, ist nichts weiter als ein verschämtes Stillleben. So begegnet es dem Beschauer, daß er beim Weggehen von einem Bilde sich keines Gesichtes zu erinnern vermag, der Art haben ihn die mit staunenswerther Bravour gemalten Stoffe, Waffen und andere Nebensachen in Anspruch genommen.

Unsere moderne Malerei geht der Darstellung des Nackten in auffälligster Weise aus dem Wege. Und doch war zu allen Zeiten die menschliche Gestalt der höchste Vorwurf für die Kunst. Aber jene Scheu erklärt sich unschwer. Unseren Künstlern ist über dem sklavischen Nachbilden der Natur die Befähigung abhanden gekommen, frei schöpferisch zu gestalten; sie stehen rathlos, wo das Modell sie im Stiche läßt. Nun finden sich aber wol Gliedermänner genug, die man drapiren kann, doch künstlerisch schön gebaute Modelle sind eine große Seltenheit.

Als König Ludwig I. dem großen Cornelius zürnte, weil dessen Feinde Klenze und Gaertner ihn gegen denselben eingenommen, da wußte er nichts anderes gegen den Meister vorzubringen als das bekannte Wort, ein Maler müsse malen können. Darin haben es unsere Maler allerdings „herrlich weit gebracht", dagegen möchten wir jetzt mit der Laterne des Diogenes einen Maler suchen, der zeichnen kann.

Sollen wir die moderne Kunstrichtung mit einem Worte kennzeichnen, so müssen wir sagen: die Kunst unserer Tage hört genau da auf, wo das Ideale beginnt.

München gab in der Architektur den Ton an: was Gaertner daselbst geschaffen, es ward zum Vorbild für Wien, Württemberg und Baden, und selbst nach Mitteldeutschland hinein läßt sich sein Einfluß nachweisen. Einen ähnlichen gewann fünfzehn Jahre später der Münchener Piloty, unterstützt von der durchweg realistischen Strömung der Zeit, die sich in Literatur und Musik nicht minder geltend macht.

In der Regel suchen unsere Schriftsteller und unter ihnen vor Allen die Roman- und Dramendichter nicht einen schönen, erhebenden, ethisch bedeutenden Stoff, wie dies vordem das Hauptaugenmerk war. Es handelt sich zunächst darum, daß der Gegenstand pikant ist. Daß ein Schriftsteller irgend etwas Positives gelernt haben müsse, um Tüchtiges zu leisten, gilt als lächerliches Vorurtheil. In Einem aber haben es die Herren zu einer staunenswerthen Virtuosität gebracht, darin, das physisch wie ethisch Abstoßende aufzufinden und es mit stereoskopischer Treue nachzubilden. Gelingt es ihnen auch nur höchst mittelmäßig, eine sonnige, wonnige Sommerlandschaft zu schildern, so sind dagegen ihre Schilderungen sandiger, kothiger, verregneter Landschaften von wahrhaft wunderbarer Naturtreue. Man kann nicht umhin, darüber zu staunen, was das Virtuosenthum leistet, und das Virtuosenthum ist es ja, das in Kunst und Literatur die erste Stelle einnimmt. Daß es von jeher der größte Feind wahrer Kunst gewesen, das wissen freilich die Wenigsten und diese ignoriren es.

Auch die Musik hat durch die Leute wenig gewonnen, welche mit zwei Händen über die Tasten eines Wiener Flügels rasen, als ob ihnen ein spiritus familiaris noch ein Dutzend dazu liehe, und es bleibt auch sehr fraglich, ob die Musik dadurch gefördert worden, daß Richard Wagner Ambose in die Zahl der Musikinstrumente aufnahm, um den Hammerschlag der Gnomen recht wahrheitsgetreu nachzubilden.

Haben unsere modernen Künstler überhaupt ein Ideal vor Augen, so ist es die Naturwirklichkeit, die sie für Naturwahrheit ausgeben. Wie mögen sie nicht oft den Theater-Regisseur beneiden, der in der Lage ist, dem Publicum wirkliche Springbrunnen und wirkliche Wasserfälle vorzuführen!

Diese Neigung zum Realismus war es, die zunächst den Verfall der religiösen, der kirchlichen Kunst herbeiführte, indem sie ihr den Boden unter den Füßen weg nahm. Es machten sich nach dieser Seite hin zwei Factoren geltend. Der eine war, daß die religiöse Kunst ihre Motive einem Anschauungskreise entnimmt, mit denen die Ideen der Gegenwart im Widerstreite liegen; der andere, daß gerade in diesem Kunstzweige das Modell am wenigsten ausreicht. Oder glaubt irgend ein Verständiger, daß Rafael, Murillo, Guido und andere Meister des Cinquecento ihre Madonnen einfach nach der Natur abschrieben, wie es heut üblich geworden? Man malt heutzutage eigentlich nur noch Kleider; Kleider aber machen wol Leute, doch keine Heiligen.

Und in den übrigen Kunstzweigen ist es nicht viel besser. Wer achtsamen Auges die dermal im Münchener Glaspalast ausgestellten Bilder beschaut, der wird sich nach dem Schlusse seiner Wanderung nicht verhehlen können, daß in denselben im Großen und Ganzen eine beklagenswerthe Gedankenlosigkeit zu Tage tritt. Der Künstler legt keinen Werth darauf, welchen Gegenstand, sondern nur, ob er ihn überraschend darstellt. Es handelt sich für ihn nicht um das Was, sondern lediglich um das Wie. Die Hauptsache ist malerische Wirkung. Der werden Schönheit der Linien im Aufbau der Gruppen wie im Einzelnen zum Opfer gebracht und nicht minder die Correctheit der Form.

Während der Künstler früher einen Stoff oft Jahre lang in seinem Geiste mit sich herumtrug und die für denselben am besten passende Form suchte, diese erst nach reiflicher Ueberlegung fixirte und oft noch im letzten Augenblicke durch eine bessere ersetzte, fangen in unseren Tagen Künstler nicht selten ihr Werk damit an, daß sie, ohne einen bestimmten Gegenstand vor Augen zu haben, Farbe um Farbe auf die Palette setzen und von deren Harmonie ausgehend ein Bild zu gestalten suchen, das möglicherweise schließlich das Auge besticht, aber Verstand und Gemüth unberührt läßt. Und wer am meisten die Palette beherrscht, der wird als der größte Meister verehrt. So haben die Epigonen des Altmeisters treffendes Wort vergessen oder mißachten es. Das aber lautet:

> Meister ist, wer was ersann,
> Geselle, wer was kann,
> Lehrling Jedermann.

Wie viele aber von denen, die sich Meister nennen, haben etwas ersonnen? Ihre Namen wären bald genannt.

Die Ausstellung wissenschaftlicher Apparate in London.

II.*)

Als zuerst der Vorschlag gemacht wurde, eine Ausstellung wissenschaftlicher Apparate zu veranstalten, hielt man es für sehr unwahrscheinlich, daß derselbe je ausgeführt werden würde. Als die thätigen und erfolgreichen Anstrengungen der Organisatoren das Zustandekommen der Ausstellung zweifellos machten, hörte man nicht selten die Bemerkung, die Aus-

*) S. Nr. 49 d. Bl.

stellung werde nur für einige wenige Gelehrte von einem gewissen Nutzen sein, vielleicht würden einige Studenten der Naturwissenschaften einiges Interesse dafür haben. Diejenigen, denen die Sache am Herzen lag, dachten anders; sie waren voller Hoffnung auf Erfolg, wenn sie sich auch wohl bewußt waren, daß der große Hause sich mehr für eine neue Oper, als für ein neues Meßinstrument interessirt. Aber ihre Erwartungen wurden übertroffen; sie wurden übertroffen in Bezug auf die Anzahl von Ausstellungsgegenständen, mit denen das Ausland sich betheiligte, und sie wurden auch übertroffen in Bezug auf die Größe der Theilnahme, welche das Publicum zeigt. Am Pfingstmontag besuchten 11,964 Personen die Ausstellung.

Wenn man die Ausstellungsräume durchwandert, so zeigen Blicke und Geberden der Besucher dem Beobachter überall das lebhaftest erregte Interesse. Ohne Zweifel ist in vielen Fällen das Interesse nicht von eitler Neugierde zu unterscheiden; aber selbst die Neugierde des Unwissendsten hilft in dieser Ausstellung rasch dazu, die Unwissenheit zu besiegen. Freilich ist der Werth mancher Instrumente in seinem vollen Umfange nur dem Verständniß weniger Eingeweihter zugänglich. Aber man handelte sehr weise, daß man die Ausstellung nicht auf Apparate originaler Forschung und Beobachtung beschränkte, sondern auch auf solche Gegenstände ausdehnte, welche, sei es durch besonders zweckmäßige, sei es durch hervorragend preiswürdige Construction, für den Unterricht in den Wissenschaften von Bedeutung sind.

Die meisten der hierher gehörigen Gegenstände sind in einem besonderen Raume vereinigt worden. Wie wir schon in unserer vorigen Mittheilung erwähnt haben, ist es dieser Saal, in den die Mehrzahl der Besucher der Ausstellung zuerst eintritt, und wir wollen uns jetzt in demselben etwas umsehen. In großen schönen Vitrinen erblicken wir eine große Mannichfaltigkeit von Apparaten und Anschauungsgegenständen. Wenn wir nach den Namen der Aussteller sehen, so begegnen wir hier meistens deutschen Namen, und treffen auch noch besonders häufig auf das „Russische pädagogische Museum" als Aussteller.

Auf dem Gebiete der Chemie und Physik sind die vollständigsten Ausstellungen in dieser Gruppe die von E. Leybolds Nachfolger in Köln, von Rohrbeck, Luhme u. Co. (Dr. H. Rohrbeck) in Berlin und von Warmbrunn, Quilitz u. Co. in Berlin. Diese Ausstellungen enthalten nicht nur eine solche Anzahl von Apparaten, daß die Laboratorien und Cabinete der höheren Schulen aufs Vollständigste damit ausgestattet werden könnten, sondern die Apparate sind auch mit vollendeter Geschicklichkeit und Eleganz angefertigt. Es ist nicht zu verkennen, daß sie in letzterer Beziehung von den Ausstellungen des Hrn. A. Bell und des Hrn. Matthew Jackson in London, die ebenfalls recht vollständig sind, vortheilhaft abstechen.

Unter den chemischen Lehrmitteln treffen wir besonders häufig die Hofmann'schen Gasapparate an, jene sinnreichen und eleganten Apparate, welche die Volumenverhältnisse, nach welchen chemische Verbindungen entstehen und sich zersetzen, so klar veranschaulichen, und die heute in keiner chemischen Vorlesung fehlen. Sie sind in tadelloser Ausführung von Geißler — Berlin, J. Schober — Berlin, Rohrbeck, Luhme und Co. — Berlin, Warmbrunn, Quilitz und Co. — Berlin, sowie von A. Bell — London ausgestellt. Bunsen'sche Lampen, Verbrennungsöfen, Tigel, Trichter &c., kurz alle die zahlreichen Instrumente und Vorrichtungen in einem chemischen Schullaboratorium sind hier mehrfach vorhanden.

Nicht minder vollständig sind die verschiedenen Zweige der Physik vertreten, soweit sie Unterichtsgegenstände höherer und und niederer Lehranstalten sind. Auch auf diesen Gebieten ragen widerum Leybolds Nachfolger und Rohrbeck, Luhme u. Co. besonders hervor. Von E. Stöhrer, Leipzig, befindet sich hier ein Rotationsapparat mit 26 Hilfsapparaten, welche ebensoviel mechanische, akustische, optische, elektrische Erscheinungen, die durch schnelle Rotation hervorgerufen werden, zur Anschauung bringen.

Einen stattlichen und wohl ausgefüllten Raum nimmt die Ausstellung von Friedr. Heller in Nürnberg ein. Diese Sammlung physikalischer und chemischer Apparate zeigt, wie die bisher erwähnten, welche vorzüglichen experimentalen Hilfsmittel dem naturwissenschaftlichen Unterricht in Deutschland zu Gebote stehen.

Eine besonders rühmliche Erwähnung beansprucht das Königlich preußische Ober-Bergamt in Breslau, welches einen physikalischen Lehrapparat ausgestellt hat, wie er beim Volksschulunterricht in Schlesien gebraucht wird. Er besteht aus über 30 Nummern, welche Instrumente und Apparate bezeichnen, die zur Erläuterung der wichtigsten Gesetze der Dynamik, Kinematik, Hydraulik, Molecularphysik, Optik, Akustik, des Magnetismus, der Elektricität dienen, sowie Sammlungen mikroskopischer Präparate enthalten. Die Gegenstände zeigen durchweg gediegenste Ausführung. Das Ober-Bergamt in Breslau hat die segensreichste Thätigkeit dadurch ausgeübt, daß es derartige Lehrmittel an die mehrclassigen Elementarschulen vertheilt, welche in den von ihm abhängigen Bergrevieren gelegen sind und von Kindern der Bergleute besucht werden. Dieselben erhalten mit Hilfe dieser Apparate einen experimentalen Unterricht in den physikalisch-mathematischen Lehrgegenständen, der sie zu ihrem späteren Beruf als Maschinenwärter, Steiger &c. vortrefflich vorbereitet. Den im Anschluß an die Elementarschulen bestehenden höheren Fortbildungsschulen werden ebenfalls vom Ober-Bergamt die nöthigen Lehrmittel geliefert. Die Geldmittel zur Anschaffung der Gegenstände gewährt ein von zwei Freikuxen, d. i. einem Antheile an der Ausbeute der schlesischen Bergwerke, herrührender und unterhaltener besonderer Provinzialschulfonds, der Schlesische Freikuxgelderfonds, eine aus dem früheren deutschen Bergrecht hervorgegangene und in der Provinz Schlesien zu eigenthümlicher Gestaltung entwickelte Einrichtung zur Förderung der Schul- und der kirchlichen Zwecke in den Bergwerksrevieren. Dieser Fonds hat mit der Entwicklung des schlesischen Bergbaus eine respectable Bedeutung gewonnen und ermöglicht die Aufwendung von 500,000 M jährlich für Schulzwecke. Der Segen, der dadurch dem Lande erwächst, kann nicht genug geschätzt werden.

Eine nicht geringe Anzahl von Gegenständen, die sich von den bisher genannten einigermaßen unterscheiden, hat die rühmlichst bekannte Lehrmittelanstalt von Chr. Vetter, vormals Hestermann, in Hamburg ausgestellt. Sie erläutern zumeist das technologische Gebiet. So wird der Flachs und seine Verwendung in der Weise dargestellt, daß mehrere Glaskasten zunächst die Flachspflanze selber zeigen mit Samenkapseln, Samen u. s. w.; sodann gebrochenen und gehechelten Flachs, Heede und 30 Proben verschiedener Manufacte von rohem Gespinnst bis zu den feinsten Spitzen. In ähnlicher Weise finden wir veranschaulicht: die Baumwollpflanze und ihre Verwendung; die Wolle und ihre Verwendung (48 Proben von der gemeinen Wolle bis zu den daraus gesponnenen feinsten Stoffen); die Honigbiene und ihre Industrie; die Seide, ihre Gewinnung und Verwendung; das Leder, das Papier, das Glas; Leucht- und Heizmittel, Färberei und Zeugdruck; Producte aus allen drei Naturreichen, die im Handel und in den Gewerben von Wichtigkeit sind; das Eisen, seine Gewinnung und Verwendung. Ferner finden wir eine Raupensammlung, ein Forstherbarium, ein Gras-, ein Giftpflanzenherbarium. Alle diese Sammlungen können keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, gewähren aber für Volks- und mittlere Schulen höchst schätzbare Anschauungsmittel.

Unter den technologischen Apparaten sind noch besonders hervorzuheben die sehr schön ausgeführten Modelle von Schmelz- und Hohöfen, von einem Puddelofen, einem Glas-

schmelzofen, einer Schwefelsäurefabrik u. s. w., welche von Rohrbeck, Luhme u. Co. in Berlin ausgestellt worden sind.

Diese technologischen Gegenstände bringen uns passend in eine große, wol die vollständigste, Sammlung, welche einen Nebenraum einnimmt und von dem Russischen pädagogischen Museum ausgestellt ist. Sie zeigt uns klar, wie hoch der Werth des naturwissenschaftlichen Unterrichts in Rußland geschätzt wird.

Das pädagogische Museum ist ein Institut, welches die russische Regierung 1864 zum Besten der Erziehungsanstalten des Kriegs-Ministeriums gegründet hat. Sein Zweck ist: erstens, Information über die Herstellung von Lehrmitteln in Rußland und anderen Ländern zu sammeln und eine möglichst vollständige Sammlung aller Erziehungsmittel zu veranstalten. Sodann will es den so gesammelten Erziehungsapparat einer genauen Vergleichung und Prüfung unterwerfen. Ferner sucht das Museum die Entwicklung und Wohlfeilheit drr Fabrication von Lehrmitteln zu fördern und will vermittelst der Sammlungen, die durch Vorlesungen und Publicationen von Schriften erläutert werden, pädagogische und allgemeine Kenntnisse verbreiten.

Die in der Ausstellung befindlichen Gegenstände beziehen sich nicht allein auf den Unterricht in den physikalischen Wissenschaften; es sind darunter noch arithmetische und geometrische Apparate und Modelle, ferner Karten, Zeichnungen, Modelle und andere Vorrichtungen zum Unterricht in Geographie und Astronomie, Modelle und Sammlungen für den mineralogischen und krystallographischen Unterricht, und endlich eine sehr zahlreiche Sammlung von Zeichnungen, Karten, Modellen und Präparaten von Naturproducten zum Unterricht in Botanik, Zoologie, Anatomie, vergleichender Anatomie und Ethnologie. Das pädagogische Museum hat nur solche Gegenstände ausgestellt, die in Rußland angefertigt worden sind, und es hat außer zum South-Kensington-Museum noch Sammlungen auf die Ausstellung für Gesundheitspflege in Brüssel und — in großer Vollständigkeit — nach Philadelphia geschickt.

Die in dem Saal für Lehrmittel befindlichen Sammlungen der großen Londoner Firmen J. J. Griffin and Sons, A. Bel & Co., Matthew Jackson sind sehr vollständig in Bezug auf physikalische und chemische Apparate und insofern für den deutschen Besucher von Interesse, als sie die in englischen Schulen eingeführten Apparate zeigen, die von Prof. Balfour Steward, Prof. Roscoe, Prof. Frankland und Andern herrühren, und welche in Deutschland nicht allgemein bekannt sind. Mit wenigen Ausnahmen, wozu eine ausgezeichnete Elektrisirmaschine des Herrn M. Jackson gehört, stehen die Apparate, was Eleganz und Zweckmäßigkeit anbetrifft, wol nicht ganz auf der Stufe der entsprechenden deutschen Leistungen.

Die Firma Mottershead in Manchester hat einige sehr sauber gearbeitete optische und elektrische Apparate, die für Schulzwecke dienen, ausgestellt. Daneben befinden sich verschiedene, einige physikalische Sätze erläuternde Vorrichtungen, welche, von einem Berliner Aussteller, Hern. J. Ernecke ausgeführt, wegen ihrer besonders schönen Construction die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Es sind dies eine Fallmaschine, eine Centrifugalmaschine, Apparate zur Erläuterung der Gesetze der schiefen Ebene, des Satzes vom Parallelogramm der Kräfte u. s. w. Sie sind meistens nach den Angaben des Schulraths, Hrn. Professor Bertram, construirt.

Wir können bei diesen kurzen Uebersichten nicht wohl alle erwähnenswerthen Ausstellungsgegenstände gebührend hervorheben und wir müssen ausdrücklich versichern, daß, wenn ein Gegenstand in unsern Aufzeichnungen nicht erwähnt wird, dies nicht immer deshalb geschieht, weil er der Erwähnung nicht werth ist.

— Eine durch vorzügliche Uebersichtlichkeit, Reichthum von Ortsangaben, Deutlichkeit und Schärfe der Schrift zur Orientirung über die Oertlichkeiten des Kriegsschauplatzes in der Türkei recht geeignete Karte ist in zwei Blättern großes Landkartenformat von W. Liebenow, Geh. Rechnungsrath im preuß. Handelsministerium, als „Karte der europäischen Türkei" (Verlag des Berliner Lithographischen Instituts in Berlin) soeben erschienen. Zeitungslesern sowie für Lesemuseen und -Cabinete wird sich dieselbe sehr nützlich erweisen.

— Von der im Verlage von F. A. Brockhaus von Rudolf Gottschall herausgegebenen „Deutschen Revue der Gegenwart", auch „Unsere Zeit" betitelt, ist das zweite Juliheft ausgegeben worden. Dasselbe enthält von Heinrich Keiter eine literarisch-kritische Besprechung des spanischen Dichters Fernan Caballero; Friedrich von Hellwald kommt mit dem III. Artikel über das moderne Japan zur Aera der Reformen; weiter folgt ein Artikel über die militairische Verwaltung feindlichen Gebietes; ein III. Artikel über Peru, seine neueste Geschichte und gegenwärtige Lage. Leopold Katscher macht den Leser mit dem bedeutenden französischen Schriftsteller Henri Taine näher bekannt. Die Chronik der Gegenwart und literarische Revue (kunstgeschichtliche Literatur) schließen das Heft.

— Von den im Auftrage der Redaction des „Deutschen Reichs-Anzeiger u. K. Preuß. Staats-Anzeiger" im Verlage von Carl Heymann in Berlin herausgegebenen „Deutschen Monatsheften" enthält das so eben versendete 8. Heft d. Js. Mittheilungen über das Verhältniß der Reichs- zur Stammesgeschichte nach Prof. Wilh. Arnold in Marburg; dann zur orthographischen Frage Art. III; Magdeburger Häusernamen; Nekrolog des am 8. Juni c. in Wiesbaden verstorbenen k. preuß. Wirkl. Geh. Raths Wehrmann; die Residenzschlösser der türkischen Sultane und andere öffentliche Gebäude in Konstantinopel; die Pflegstätten für Kunst und Gewerbe in Nürnberg; die Ausstellung wissenschaftlicher Apparate in London I; die Ausgrabung von Olympia VII; die Bücherverzierungen des 18. Jahrhunderts mit Holzschnitten; das Programm des Orientalistencongresses in St. Petersburg; Chronik des Deutschen Reichs und Monatschronik des Auslandes.

Dresden, 27. Juli. Die neueste Nr. des K. Sächsischen Justizministerial-Blattes (Nr. 5 v. 24. Juli) enthält folgende vier Generalverordnungen des Justizministeriums: 1) vom 1. Juni c., betreffend die Ausgabe neuer Zinsbogen zu den auf den Staat übernommenen 4½% Prioritätsobligationen Littr. B. der vormaligen Albertsbahn-Actiengesellschaft; 2) vom 16. Juni c. betreffend die Aufsuchung historisch werthvoller Acten und Urkunden in den Archiven; 3) vom 15. Juli c., die den Einlieferungsschriften beizufügenden Gutachten der Gefängnißgeistlichen 2c. betreffend; 4) vom 15. Juli c., an die Gerichte erster Instanz, betreffend die Zustellung gerichtlicher Zufertigungen durch die Post. Ferner eine Bekanntmachung, betreffend die Annahme von Rentenscheinen bei Bestellung von Dienstcautionen, sowie schließlich Personalsachen des Justizdepartements.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

№ 62. Donnerstag, den 3. August. 1876.

Die Steuerreform im Königreiche Sachsen und das Einkommensteuergesetz vom 22. December 1874.

Von Gustav Wahl.

III.

Die Unterscheidung der verschiedenen Einkommensarten.

Eine Eigenthümlichkeit der Sächsischen Einkommensteuer, in welcher dieselbe sich scharf von der Preußischen Classen- und classificirten Einkommensteuer, wie von der Hamburgischen Einkommensteuer unterscheidet, der Englischen Einkommensteuer dagegen gleicht, wurzelt in der Bestimmung des §. 18 des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874, nach welchem 4 Hauptquellen des Einkommens bei der Einschätzung desselben unterschieden, — die aus den zu unterscheidenden 4 Hauptquellen den einzelnen Beitragspflichtigen zufließenden Einkommensbeträge aber bei der Berechnung der steuerpflichtigen Summen gleichmäßig, und zwar in ihrem vollen Betrage, in Ansatz gebracht werden sollen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Bestimmung nicht dazu beigetragen hat, die Unbeliebtheit, welcher das Einkommensteuergesetz, wie jedes neue Steuergesetz, bei vielen Beitragspflichtigen begegnet ist, zu vermindern. Es läßt sich aber auch nicht behaupten, daß dieselbe die Abneigung des Publicums wesentlich erhöht und ernstliche Anfechtung gefunden habe. Diese Bestimmung wird daher auch bei der nächsten Revision des Gesetzes vom 22. December 1874 unverändert aufrecht zu erhalten sein, denn sie ist von großer praktischer Bedeutung und schließt eine wesentliche Verbesserung der Preußischen und der Hamburgischen Einkommensteuergesetzgebungen in sich.

Die große praktische Bedeutung der vorgeschriebenen Unterscheidung der Einkommensarten liegt darin, daß

1) hierdurch den Einschätzungsbehörden die Füglichkeit eröffnet wird, die Angaben der Beitragspflichtigen mit einiger Genauigkeit zu controliren und über die Richtigkeit der auf Grund äußerer Merkmale gewonnenen Muthmaßungen über die Höhe des steuerpflichtigen Einkommens der einzelnen Beitragspflichtigen wenigstens in einzelnen Punkten sich zu vergewissern. Letzteres ist aber von großem Werth, weil den Einschätzungsbehörden eben kein anderes Mittel zur Beurtheilung des Einkommens der einzelnen Beitragspflichtigen zu Gebote steht, wenn dieselben die Declaration versagen und die Ertheilung von Auskunft verweigern;

2) hierdurch eine fruchtbare und starke Benutzung der in den Grundsteuer- und Gewerbe- und Personalsteuer-Catastern enthaltenen Unterlagen für die Beurtheilung der Einkommensverhältnisse der Beitragspflichtigen möglich gemacht und zugleich das Material gewonnen wird, dessen man für die Regelung des ganzen Systems der directen Steuern nothwendig bedarf, — endlich

3) hierdurch allein die staatsfiscalischen Einkommensteuer-Cataster für die Zwecke der Communalbesteuerung (für die Aufstellung von Gemeinde-Einkommensteuer-Catastern) brauchbar gemacht werden.

Ueber diesen letzten Punkt ist Folgendes zu bemerken:

Es bedarf wol keines besonderen Nachweises, daß die staatsfiscalische Einkommensteuer, welche das gesammte Einkommen der Beitragspflichtigen erfaßt, ohne Rücksicht darauf, ob dessen Quelle visibel und in einer bestimmten Gemeinde gelegen ist oder betrieben wird, oder nicht, sich wesentlich von den Communal-Einkommensteuern unterscheidet. Denn diese letzteren müssen, wenn sie nicht zu den schreiendsten Mißbräuchen, den größten Härten und zahllosen Doppelbesteuerungen führen sollen, nach den bekannten, von den Englischen Verhältnissen abstrahirten Ausführungen Gneist's auf dasjenige Einkommen beschränkt bleiben, dessen Quellen visibel und in der betreffenden Gemeinde gelegen sind oder in derselben betrieben werden. Es widerspricht entschieden der Natur der Verhältnisse, wenn die zu Deckung von Gemeindebedürfnissen dienenden Communal-Einkommensteuern auf die aus in anderen Gemeinden gelegenen Grundstücken und gewerblichen Anlagen den Ortseinwohnern zufließenden Einkünfte oder auf das Einkommen aus nicht-visiblen Quellen erstreckt werden. Denn die nicht-visibler Einkommensquellen, der Besitz von Staatspapieren &c., sind gegenwärtig, wo die Staatsgewalt die Rechtspflege auch in den Städten ausschließlich von königlichen Gerichten ausüben läßt, der Cognition der Gemeindebehörden ganz entzogen, und können in keinem Falle weder ein Einschreiten der Gemeindebehörden veranlassen, noch überhaupt in den Kreis der gemeindeobrigkeitlichen Rechte und Befugnisse fallen, deren Correlat das Besteuerungsrecht der Gemeinden ist. Es tritt dies ganz bestimmt hervor, wenn man sich vergegenwärtigt, was denn eigentlich in letzter Instanz die Gemeinde vom Staate, und das Gemeinde-Besteuerungsrecht vom Besteuerungsrecht des Staates unterscheidet. Es ist die Enge der Competenz und die räumliche Begrenzung der obrigkeitlichen Rechte auf Seite der Gemeinde, während der Staat souverain ist und allein den langen Arm besitzt, der nicht endigt an der Grenze des Gebietes, auf dem er sich erhebt.

Hieraus folgt ganz von selbst, daß die Communal-Einkommensteuern nicht in der Form von Zuschlägen zu der staatsfiscalischen Einkommensteuer, überhaupt nicht unmittelbar auf Grund der staatsfiscalischen Einkommensteuer-Cataster ausgeschrieben und erhoben werden können, wie zeither bezüglich der von grundsteuer- und gewerbe- und personalsteuerpflichtigen Einkünften erhobenen Communalabgaben allerdings geschehen konnte und auch wirklich vielfach geschehen ist und noch geschieht.

Die Aufstellung besondrer Communal-Einkommensteuer-Cataster ist vielmehr ganz unerläßlich, — dieselbe kann aber mit Leichtigkeit und ohne irgend erheblichen Kostenaufwand auf Grund der Einschätzungsergebnisse bei der staatsfiscalischen Einkommensteuer bewirkt werden, wenn bei der Einschätzung die verschiedenen Einkommensarten aus-

einander gehalten werden und damit die Ausscheidung des aus nicht-visiblen Quellen stammenden Theils des steuerpflichtigen Einkommens möglich gemacht wird. Dies genügt aber auch vollständig. Denn der Theil des steuerpflichtigen Einkommens, der aus an andern Orten gelegnen visiblen Erwerbsquellen bezogen wird und ebenfalls auszuscheiden ist, ergiebt sich infolge des Umstandes, daß derselbe durch die Einschätzungsbehörde der Orte, in denen die Grundstücke oder Gewerbsanlagen liegen, festgestellt wird, ohne Weiteres aus den Mittheilungen der loco rei sitae fungirenden Einschätzungscommissionen.

Daß die Einschätzungen zur staatsfiscalischen Einkommensteuer auch für die Zwecke der Communalbesteuerung und die Aufstellung von Communal-Einkommensteuer-Catastern brauchbar werden, ist aber sehr wünschenswerth. Denn in neuerer Zeit ist von den Grundbesitzern vielfach die Forderung aufgestellt worden, daß, sobald der Staat für die Dauer zur Erhebung der Einkommensteuer verschreitet, durch eine gesetzliche Bestimmung auch die Gemeinden, welche zu Deckung der Gemeindebedürfnisse Abgaben in der Form von Zuschlägen zu der staatsfiscalischen Grundsteuer oder Gewerbe- und Personalsteuer erheben, angehalten werden, an deren Stelle Communal-Einkommensteuern einzuführen. Und diese Forderung ist nicht unberechtigt, da die Zuschläge zur Grundsteuer, welche namentlich auf dem platten Lande für Rechnung der Gemeinden erhoben werden, in der That häufig die Grundbesitzer, und zwar in viel höherem Grade, drücken und überlasten, als dies bezüglich der staatsfiscalischen Grundsteuer sich behaupten läßt.

Daß das Einkommensteuergesetz vom 22. December 1874 in Uebereinstimmung mit den Englischen, Preußischen und Hamburgischen Gesetzen die verschiedenen Einkommensarten gleich besteuert, von einer höheren Belastung des sogen. fundirten Einkommens absieht, scheint von den Beitragspflichtigen selbst ruhig hingenommen zu werden. Bestimmte Anträge auf Abänderung der hierauf bezüglichen Bestimmungen des Einkommensteuergesetzes sind wenigstens, soviel bekannt, aus den Kreisen der Beamten, Gelehrten und Künstler, der Gewerbsgehilfen und Privatdiener, in deren Interesse eine solche Abänderung liegen würde, weder angebracht worden noch zu erwarten. Es ist dies einigermaßen auffällig, da bekanntlich im Englischen Parlament bald nach Einführung der Einkommensteuer äußerst heftige Kämpfe für die höhere Besteuerung des fundirten Einkommens gefochten worden sind, die Sächsische Regierung selbst in den in den letzten Jahren den Ständen vorgelegten Gesetzentwürfen eine ungleiche Behandlung der verschiedenen Einkommensarten in Vorschlag gebracht hatte, und dies Princip bei den ständischen Berathungen im Allgemeinen als richtig anerkannt worden ist, wenn schon dessen Durchführung nicht innerhalb des Rahmens der Einkommensteuer, sondern durch Einführung einer besonderen Vermögenssteuer in Aussicht genommen wurde.

Es läßt sich nicht verkennen, daß der Gedanke, daß das aus fundirten, oder richtiger das aus vererblichen Erwerbsquellen abstammende Einkommen eine höhere Steuer tragen solle, als das durch Arbeit erworbene, viel Ansprechendes hat, — allein es tritt auch hier, wie bei der Frage über die Gleichheit oder Ungleichheit der Steuersätze für die verschiedenen Einkommensclassen das ein, daß dies Princip absolut keine Anhaltepunkte für seine Ausgestaltung in sich trägt. Dies ist anscheinend auch der entscheidende Grund gewesen, warum man schließlich in England von dessen Adoption, aller hierauf gerichteten Anträge ungeachtet, beharrlich abgesehen hat. Man wollte eben nicht einem mehr auf dunklen Gefühlen, als verstandesmäßiger Erwägung beruhenden Gedanken zu Liebe Unterschiede in der Besteuerung einführen, die, was das absolute Maas und die Abstufung der einzuführenden Ungleichheit anlangt, auf reiner Willkür beruhen würden.

Im Anschluß an diesen Punkt ist die, auch schon von anderer Seite*) aufgeworfene Frage wohl berechtigt, ob die Einführung einer alljährlich zur Erhebung zu bringenden Vermögenssteuer, wie man solche in der Ständeversammlung, allem Anschein nach, sich gedacht hat, in Wirklichkeit ein empfehlenswerther Weg ist, um das Princip der ungleichen Besteuerung der verschiedenen Einkommensarten zur Geltung zu bringen, — ingleichen, ob in den Staaten, in denen Erbschaftssteuern in irgend einer Form erhoben werden, nicht schon das gedachte Princip, und zwar in der richtigern Form, bereits zur Durchführung gelangt ist oder nicht.

Was die erste Frage anlangt, so sind die in Hamburg vor Abschluß der Verhandlungen über die vom Senat vorgelegten Steuer-Gesetz-Entwürfe lautgewordenen Ansichten höchst interessant und bemerkenswerth.

Als daselbst der Senat die Einführung einer Einkommensteuer beantragt hatte, war von demselben nämlich ganz so, wie jetzt von den Sächsischen Ständen gewünscht zu werden scheint, zugleich die Einführung einer Vermögenssteuer in Vorschlag gebracht worden. Diese Vorschläge wurden in der Presse lebhaft discutirt, und behandelten die hierauf bezüglichen Zeitungsartikel vorzüglich auch die Frage, ob dieselben mit den kaufmännischen Interessen, die ja das Lebenselement des Hamburgischen Staatswesens bilden, sich vertrügen, und ob dieselben namentlich den kaufmännischen Credit der Hamburger Kaufleute zu gefährden drohten oder nicht.

Man kann sagen, ganz überwiegend vertrat die Presse in diesem Punkte die Ansicht, daß die Einführung einer Einkommensteuer, mit oder ohne Declarationspflicht der Beitragspflichtigen, den zum Betriebe des Handels unentbehrlichen Credit nicht schädigen werde, da jeder verständige Kaufmann wisse und bei der Gewährung oder Versagung eines erbetenen Credites berücksichtige, daß auch ganz unvermögende, unsichere Kunden eine lange Reihe von Jahren ein hohes Einkommen sich verdienen und, ohne über ihre Kräfte zu gehen, einen bedeutenden Aufwand machen könnten, — daß der Betrag des Einkommens, das Jemand im Laufe der letzten 3 Jahre in Wirklichkeit bezogen habe, daher durchaus keinen Maßstab für die Creditwürdigkeit desselben abgebe. In dieser Beziehung gebe neben dem Vertrauen in die moralischen Eigenschaften vielmehr nur die Höhe des Vermögens, der Capitalien, über die Jemand verfüge, den Ausschlag. Es könnten daher Kaufleute recht wohl und ohne ernste Bedenken sich dazu verstehen, alljährlich wahrheitsgemäß den Betrag des im nächstvorhergegangenen Jahre oder des im Durchschnitt der letzten 3 Jahre wirklich bezogenen Einkommens der Steuerbehörde zu declariren, auch wenn dieselbe für Geheimhaltung der Declaration nicht einstehen könne. — Eine alljährlich oder in mehrjährigen Zeitperioden wiederkehrende Feststellung ihres Vermögensstandes durch Einschätzungscommissionen sei dagegen unter allen Umständen geradezu unerträglich. Denn selbst wenn die absolute Geheimhaltung der Einschätzungsergebnisse verbürgt werden könnte, was thatsächlich nicht möglich sei, würden in den Einschätzungscommissionen häufig genug gerade die Personen sitzen, denen lediglich infolge ihrer Mitwirkung bei der Einschätzung volle Kenntniß über den jeweiligen Vermögensstand der Eingeschätzten, und damit zugleich Veranlassung gegeben werde, Letzteren durch Versagung oder Zurückziehung eines außerdem zweifellos bewilligten oder fortgewährten Credites den Faden der kaufmännischen Existenz abzuschneiden.

Diese Ausführungen sind in Hamburg für zutreffend erachtet worden und haben wohl hauptsächlich den Ausschlag dafür gegeben, daß daselbst zwar das Einkommensteuergesetz vom 22. März 1866, nicht aber auch ein Vermögenssteuergesetz zur Verabschiedung gelangt ist.

*) H. v. Scheel, die progressive Besteuerung. Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. 31. Bd. Jahrgang 1875. S. 273, 297, 302.

Dieses Einkommensteuergesetz ist bereits im Jahre 1866 in Wirksamkeit getreten und seitdem in der Hauptsache unverändert in Wirksamkeit geblieben. Dasselbe hat — obwol man über ungenügende Geheimhaltung der Declarationen und der den einzelnen Beitragspflichtigen auferlegten Steuerbeträge, wohl nicht ohne Grund, klagt, — soviel bekannt, zu ernsten Beschwerden niemals Anlaß gegeben, der Staatscasse aber regelmäßig höchst erhebliche Einnahmen zugeführt, die von 1866 bis 1873 von 2,153,974 Crt.-ℳ auf 3,474,504 Crt.-ℳ (= 4,169,405 ℳ) allmälig angestiegen sind.

Es bedarf wol kaum der besonderen Erwähnung, daß

1) die geschilderten, mit einer regelmäßig wiederkehrenden Vermögens-Feststellung verbundenen Uebelstände bei Einführung einer das Vermögen lediglich beim Eintritt von Erbfällen zur Erhebung kommenden Erbschaftssteuer nicht eintreten,

2) daß die auch bei Einführung der Erbschaftssteuer unvermeidliche, aber viel seltner vorzunehmende lästige Feststellung des steuerpflichtigen Vermögens durch Organe der Steuerverwaltung in vielen Fällen durch die im Interesse der Erbberechtigten unter öffentlicher Autorität stattfindende Aufnahme der Erbschaftsmasse überflüssig gemacht wird, — endlich,

3) daß die Erbschaftssteuer ganz eben so einträglich wie eine alljährlich zur Erhebung gelangende Vermögenssteuer gemacht werden kann. Es bedarf eben nur einer solchen Erhöhung der Steuersätze, daß mittels derselben der Gesammtbetrag der einzelnen Jahresbeträge erreicht wird, welche die Vermögenssteuer während der Zeitperiode, in welcher durchschnittlich ein Vermögen durch Erbgang den Besitzer wechselt, bei jährlicher Einhebung ergeben haben würde.

Dies erklärt auch die auf den ersten Blick überraschende Höhe der Steuer, welche in den verschiedenen Staaten beim Eintritt von Erbfällen unter gewissen Voraussetzungen erhoben wird. Betragen doch nach Vocke, Geschichte der Steuern des Britischen Reiches (S. 223 flg.) in England die in allen Erbfällen zur Erhebung kommenden Steuern für die Bestätigung der Testamente und für Ermächtigung zur Verwaltung eines Nachlasses bis nahezu 3% und die daneben zu bezahlende, 1780 eingeführte Vermächtnißsteuer in gewissen Fällen 10%. Ebenso werden in Preußen bei Vererbungen in gewissen Fällen (Tarif sub D. S. 343 der Preuß. Gesetzsammlung v. J. 1873) 8 Procent erhoben und in Sachsen nach dem soeben verabschiedeten neuen Stempelgesetze künftighin in maximo 5 Procent des Erbschaftswerthes.

Die Philosophie in dichterischer Gestaltung und ihr neuester Vertreter.

Glücklicherweise giebt es heutzutage noch Dichter, welche nach den Ansichten des seligen Benedix keine rechten Dichter sind. In seinem Buche über Shakespeare, das die dankenswerthe Ursache zu den zwölf köstlichen Briefen von Ludwig Noirée bildete, läßt der solide, in seiner behaglich muntern Nüchternheit sehr zu schätzende Lustspielautor den ihn vertretenden Reinhold sagen: „Eine Dichtung, die nicht beim ersten Lesen oder Anschauen die volle Wirkung macht, ist nicht die richtige." Es muß eben nach dem populären, nicht gerade schwer zu fassenden Vater Benedix das Verständniß einer Dichtung auf der flachen Hand liegen, wonach zur richtigen Schätzung des aus der Tiefe Geschöpften nicht mehr Einsicht nöthig wäre, als sich deren die ganze große Mittelmäßigkeitsgemeinde rühmen darf. Der Dichter der ebenso tiefsinnigen als tiefinnigen Fausttragödie war indeß schon der Meinung, daß zum Gewahrwerden des Ideellen auch eine Pubertät gehöre; seine „Sachen" könnten daher nie populär werden, denn sie wären nicht für die Masse geschrieben, sondern für höher gebildete Menschen, die etwas Aehnliches wollten und suchten.

Es ist gewißlich wahr, daß auch dem ideellsten Dichtwerk eine vollkommene Klarheit inne wohnen muß, aber nicht minder wahr, daß diese Klarheit nicht in einer Faßlichkeit für Alltagsköpfe zu bestehen hat. Wer in die Tiefe gelangen will, der darf nicht auf der Oberfläche bleiben, und ebenso wenig kann ein Poet von echter Geistestiefe ohne eine Versenkung des Lesers in seine Schöpfungen erkannt und gewürdigt werden. Dazu hat aber nur die kleinere Zahl von Lesern Lust und Muße, denn sehr viele Menschen pflegen ja nach dem treffenden Ausspruch eines Lichtenberg blos zu lesen, um nicht denken zu müssen. Eben deswegen wird auch ein tiefer angelegter Poet in seinen Ansprüchen auf Anerkennung nothwendig sehr bescheiden sein, ja, er wird es immerhin als ein Glück betrachten, wenn man ihn unter der wuchernden Masse willkommener Mittelmäßigkeiten überhaupt bemerkt. Es ist dann die schöne Aufgabe jener Wenigen, welche von seinem verborgenen Glanze angezogen werden, das Augenmerk der Welt mit allem Nachdruck auf seine Hervorbringungen hinzulenken; dabei braucht der Kritiker keineswegs zu verheimlichen, daß dieselben im Gegensatz zu den Kunstanforderungen eines Benedix nicht immer beim ersten, sondern öfter nur beim wiederholten Lesen die volle Wirkung machten. Wird auch die große Menge unter solchen Umständen den Dichter erst recht nicht lesen, so giebt es doch Viele, welche gern den „Unterrichteten" spielen und diese sind mitunter so gefällig, seinen Namen in weitere Kreise zu tragen. Und gehört es nur erst zum guten Ton, den Namen eines Dichters zu kennen, so wächst wenigstens sein Ruf, und am Ende findet sich doch der Eine oder der Andere wirklich veranlaßt, den gerühmten Poeten zu lesen.

Es ist nicht etwa ein neu auf die Welt gekommener Dichter, welcher die Anregung zu diesen allgemeineren Reflexionen bot, denn der Name Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann) hat in der Literatur bereits ziemlich lange einen edleren Klang, aber nichtsdestoweniger wartet Lorm noch immer, bis auch der feinere Theil des Publicums für ihn mehr und mehr auf die Welt kommt. Die Zahl seiner Leser steht noch in gar keinem Verhältniß zu dem Werth seiner Dichtungen. Es ist freilich natürlich, denn dieselben sind in der That zu gewichtvoll für den leichten Sinn, mit welchem man vornehmlich an die Lectüre lyrischer Gedichte zu gehen pflegt. Schon vor sechs Jahren bemerkte Gutzkow, es werde dem Leser zuweilen mit Lorm's Gedichten ebenso gehen, wie mit den Versen eines Dante, die man lesen und wieder lesen müsse, bis uns der Sinn derselben, das eigentliche Ziel seiner grübelnden Vertiefung, klar und faßlich vor Augen stehe. Dies öffentlich von Gutzkow ausgesprochene Urtheil bildete anfänglich wol ein wirksames Abschreckungsmittel, wenigstens blieb das unansehnliche Bändchen wegen der ihm nachgerühmten Gedankenschwere liegen. Es war zu wasserhell, daß Lorm ebenso wenig ein Theetischdichter sein könne, als ein Poet für geharnischte Literaturjungfrauen, welche nur durch das Echo ihrer eigenen überspannten Ideen zu begeistern sind. Außerdem ist das „tiefe Denken" auch nicht einmal die Sache der echten Frauen, die sich nicht das Gesicht einer Philosophin anschminken mögen; sie überlassen dies ihren „gelehrten" Schwestern, denen dafür das Schönste, nämlich die Blume des Weiblichen, fehlt und fehlen muß. Indem sich dermaßen Lorm's „Gedankenlyrik" (ein unglückliches, nur den Gegensatz zur gedankenlosen Reimerei bezeichnendes Modewort in der Aesthetik) nicht als eine Lyrik für Frauen empfahl, hatte der Dichter wenig zu hoffen, denn was ist ein Lyriker ohne das Frauenpublicum? Aber wüßten nur die wahren Frauen, wie sehr sie sich in diesem „philosophischen" Dichter irren, und einige haben wol schon ihren Irrthum erkannt. Für eine so kühne Vermuthung spricht einigermaßen die zweite vermehrte Auflage der Lorm'schen Gedichte (Hamburg, Verlag von J. F. Richter). Vielleicht wird die im Steigen begriffene Anerkennung der Schopenhauer'schen Philosophie dem Dichter insofern noch zu

gute kommen, als er für den ersten poetischen Vertreter dieser philosophischen Richtung gelten darf.

Was Goethe über die Methode seines Philosophirens bemerkt, daß er es „mit unbewußter Naivetät thue und dabei glaube, er sehe seine Meinungen vor Augen", erscheint auch bezeichnend für Lorm, welcher um so mehr Philosoph ist, je weniger er es sein will. Ohne Naivetät im wahren Sinne läßt sich überhaupt eine Verschwisterung der Philosophie und der Poesie nicht denken; jene geht von Begriffen aus, diese von lebendigen Anschauungen und Empfindungen. Es kommt also darauf an, den innern Zwiespalt zwischen beiden auszugleichen, indem die speculative Betrachtungsweise der sogenannten reinen Philosophen ihren speculativen Charakter verliert und als eine unmittelbar empfundene Wahrheit erscheint. Ist dies der Fall, so wird die in der Poesie auftretende Philosophie, wie es Goethe forderte, nicht blos zu „trennen", sondern „unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir eins mit der Natur, zu erhöhen vermögen". Bei dem eigentlichen Philosophiren geht die unmittelbare Empfindung in der geistigen Speculation unter und damit verschwindet das Poetische, das im wahren Sinne der Blume gleichen muß, von welcher die Naturforscher lehren, daß man bei ihrer Zerlegung zuletzt auf etwas nicht weiter zu Enträthselndes, Geheimnißvolles komme. Dies Geheimnißvolle ist in der Poesie die einem Dichtwerk innewohnende Seele, jene aus verborgenen Tiefen hervorbrechende Empfindung, welche für den philosophischen Verstand unerklärlich bleibt. Nur die im Feuer des Herzens geborenen Gedanken, von denen kein Künstler angeben kann, wie sie eigentlich entstanden, sind wirkliche Dichtergedanken, frei von den Schlacken der Speculation, so sehr sie auch in ihrem geistigen Bildungsproceß einen naturphilosophischen Charakter annehmen mögen. Sie werden immer Empfindungsgedanken bleiben und als solche zugleich auf Gemüth und Geist wie etwas Ursprüngliches wirken. In diesem Sinne giebt es nur wenige philosophische Dichter; die meisten denken ihr Gedicht als Philosoph, sie betrachten die Dinge durch das Glas der Reflexion, welche das kritische Resultat einer Anschauung ist, nicht aber das unmittelbare Ergebniß ursprünglicher Empfindungen. Man weiß, daß selbst ein Schiller einräumte, wie er da, wo er habe dichten wollen, häufiger zu sehr ins Philosophiren gerathen sei. Auch Geibel, der Schöpfer so vieler köstlicher Lieder, ist auf philosophischem Felde (ich erinnere nur an sein Gedicht „Geschichte und Gegenwart") in der Ueberwindung der geistigen Speculation nicht immer siegreich gewesen. Die an sich schon seltene Naivetät findet sich naturgemäß am seltensten in Verbindung mit einem reichgebildeten Geiste, welcher uns an diese Bildung nicht ausdrücklich erinnern darf, um eben naiv zu erscheinen.

Es kann gewiß keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die wahre philosophische Lyrik auch eine Lyrik für Frauen ist, die über das Alltägliche hinausgehen. Je weniger ihnen die Philosophie im eigentlichen Sinne zusagt und zusagen kann, um so tiefer wird sie eine ahnungsvolle Dichterphilosophie berühren, deren Verständniß nur durch ein ursprüngliches Empfinden möglich ist. So wenden sich auch Lorm's naturphilosophische Gedichte an tiefer angelegte Frauen, welche sich „im dunklen Drange" des darin enthaltenen Sinnes bewußt werden, wo der nüchterne Verstand den Sinn nicht zu finden vermag. Ich nannte Lorm im Anfang den poetischen Vertreter der Schopenhauer'schen Philosophie und aus allem Gesagten geht hervor, wie er dies ist und nicht blos sein will. Man kann ja ein Vertreter jener philosophischen Anschauung nur sein, nicht werden, ebenso wenig wie ein Mensch ohne Naivetät im Stande wäre, naiv zu werden. Lorm's Philosophie gehört darum seinem Wesen an, sie durchdringt sein Innerstes und kann aus keinem andern Quell, als dem der Empfindung kommen. Bezeichnend für den Grundcharakter seiner Poesie sind die dem gewöhnlichen Menschen unverständlichen Verse:

> Mit der Entsagung stillem Weh bescheide Dich!
> Es athmet Duft der Ewigkeit; d'ran weide Dich!
> Denn nicht im flücht'gen Lenz der Flur, des Ew'gen Hauch
> Umweht im trauervollen Herbst der Haide Dich.
> Zu arm dem Herzen ist die Welt, d'rum, wenn Du liebst,
> Gleich knüpfst Du an die Ewigkeit durch Eide Dich.
> Zu arm dem Geist ist alles Glück; wenn Du Dich fügst,
> Berührt der Geist der Ewigkeit im Leide Dich.

Es ist der edelste Vorzug des Edlen, heißt es in Götz von Berlichingen, daß er selbst sich bindet. Dieses Vorzugs darf der Dichter sich rühmen; ihm erscheint die Selbstüberwindung das Höchste, denn sie befreit uns von dem „Sclavendienst des schnöden Willens" und bildet so den geheimnißvollen Berührungspunkt mit dem Ewigen. Hier ist der Dichter wie durch eine Bergeswand von den Vertretern der berüchtigten „Weltschmerzpoesie" geschieden, die sich von düstern Phantasien beherrschen lassen, anstatt über sie herrschend den bessern Rest ihres eigenen Selbst sich zu retten und zu erhalten. Im vollen Gegensatz zu den Weltschmerzlern ist Lorm eine groß und stark fühlende Natur, erhaben über Tod und Todesfurcht. Man höre nur ein Liebesgedicht aus dem echt poetischen „Briefwechsel", um einmal die „ungewohnten Töne" einer hinreißenden Herzenssprache zu vernehmen:

> Die kühnen Worte Deiner Liebe warfen
> Ins Leben mir ein rettungslos Zerstören.
> Ich kann den Sturm nicht Deiner Brust beschwören
> Mit meines Innern sanften Aeolsharfen.
>
> Und nimmer könnt' mein Herz im Weh, dem scharfen,
> Von Deinem einsam bittern Tod zu hören,
> Mit falschen Trosteswörtern sich bethören
> Zum Weiterleben unter hohlen Larven.
>
> So mag die Zukunft was sie will uns bringen!
> Mir ist Dein Lieben — göttliches Geschick;
> Ich will nicht feig mich seinem Arm entringen.
>
> Und öffnet sich ein Abgrund meinem Blick,
> In seine Tiefe lockt mich die Musik:
> Wenn Herzen, weltbefreit, zusammenklingen.

Bedarf es noch der Anführung weiterer Gedichte? Um aber zu zeigen, wie der Dichter oft in wenige Worte einen empfindungsreichen Inhalt hineinzulegen vermag, will ich nur noch an die Verse erinnern:

> Der Aehre Preis erschallt, wenn sie geschnitten,
> Des Helden, wenn er Wunden sich erstritten.
> Was willst Du, Herz, mit Deiner Sehnsucht Fülle?
> Du hast genug erreicht, wenn Du gelitten.

Die Hervorbringung solcher Gedichte ist einzig dem berufenen Poeten möglich, und wer sie geschrieben, dem ist nichts fremd, was in der Menschenbrust zum Leben kommt. Aber Lorm gehört auch unter den berufenen Dichtern noch zu den wenigen, welche sich vor dem künstlichen Erpressen von Versen, dem eigentlichen Machen, streng zu hüten gewußt haben. Es ist wahr, der Quell seiner lyrischen Dichtungen ist kein reich emporschießender Springquell; vielmehr gleicht er einem heißen, unter dem Eise langsam dahinfließenden Quell, aber hin und wieder unmittelbar hervorbrechend, geht er dem Genießenden durch alle Adern.

Weit häufiger begegnet uns Lorm auf dem Gebiete der Prosa, entweder über Dichter, Philosophen und Staatsmänner kritische Betrachtungen anstellend, oder in das Besondere allgemeiner Lebenserscheinungen sich vertiefend. Bezüglich seiner „Philosophisch-kritischen Streifzüge" (Berlin, Verlag von Mitscher & Röstell) ist es früher einmal von Blumenthal in Lindau's „Gegenwart" bedauert worden, „ein so reiches und edelhaltiges Talent in kleiner Münze sich ausgeben zu sehen", worüber uns aber glücklicherweise „der positive Werth der feuilletonistischen Leistungen Lorm's trösten" soll. Es erscheint wol nichts seltsamer, als einem Künstler, der nur kleine Bilder malen wollte, das lebhafte Bedauern über seine Größe im Kleinen auszudrücken. Ich möchte hier an Pope's Wort erinnern: „Bei jedem

Werk sieh auf des Autors Zweck." Lorm wollte gar keine Literaturgeschichte schreiben, vielmehr glaubte er nicht mit Unrecht, daß der jetzigen Dichtermenge gegenüber nur die Form der Feuilletons und der Essays eine Rettung biete, in welcher der Schriftsteller die ihn fesselnden Persönlichkeiten tiefer ins Auge fassen könne. Es wäre allerdings verkehrt, Lorm einen Feuilletonisten im gewöhnlichen Sinne zu nennen, worunter wir einen gewandten Plauderer verstehen, dem es mehr auf appetitreizende Bemerkungen und allerhand Witze ankommt, als auf innern Gehalt und eine erhellende Darstellung der verborgenen Seiten eines Gegenstandes. Lorm ist ganz und gar kein sogenannter Detailhändler mit der Kunst- und Lebenswaare, ihm steht die Kunst viel zu hoch, um ein Witzgeschäft zu betreiben und bei all' seiner Schlaglust und Schlaglaune blickt immer der Ernst hindurch und noch das Kleine faßt er mit großem Sinne auf. Nur selten verliert er sich (wie in dem Aufsatz über Allan Karder, dem Großmeister der Geisterseher in Frankreich) in ein Bereich, wo nicht viel zu holen ist. Wo er sonst auf seinen kritischen Streifzügen von beachtenswerthen und hervorragenden Erscheinungen spricht, da weiß er uns in seiner ästhetischen Unterhaltung meistens unvermerkt auf eine höher gelegene Stelle zu führen, von welcher aus ihm die Eröffnung wichtiger, oft übersehener Gesichtspunkte möglich wird.

Den ersten Rang unter Lorm's Prosaschriften behaupten die „Geflügelten Stunden." (Leipzig, Joh. Fried. Hartknoch 1876.) Das dem seinern Theil des Publicums nicht genug zu empfehlende Werk umfaßt drei Bände und läßt uns in all seinen reizenden Erzählungen und ästhetischen Aufsätzen deutlich erkennen, wie der kunstphilosophische Feuilletonist seinen eigenen Regenbogen hat. Es soll zwar nach den Gesetzen der Physik Jedermann einen solchen haben, da sich die Regentropfen für das Auge eines Jeden in andern Strahlen brechen, aber was Jeder eigentlich haben soll, hat er ja meist am wenigsten. Um so höher ist also ein Originalschriftsteller zu achten, bei dem die Eigenthümlichkeit der Anschauung durch die Unmittelbarkeit der Auffassung hervorgerufen wird.

Der erste Theil führt den besondern Titel „Die Märchen der Gegenwart" — ein Titel, welcher theils in humoristisch ironischem, theils in dem ernsten Sinn beengender Lebensräthsel zu verstehen ist. Der Verfasser hat es hier im Gegensatz zu den meisten Romanschreibern vermieden, in seine Erzählungen die Absicht der Laune hineinspielen zu lassen, was ihnen das Naive des Märchens verleiht.

Der zweite Band enthält in Bezug auf ernste Kunst- und Culturfragen eine Reihe von Studien und Essays, welche in ihrem freien Aufschwung über das Heerstraßenprincip um so anregender wirken, als uns darin bei aller Schärfe der Dialektik jene ideale Vernunft entgegentritt, durch die wir allein zu einer reinen Kunstanschauung geführt werden. Ohne ideale Vernunft ist die Beurtheilung einer vernünftigen Idealität unmöglich — das leuchtet billig ein und wird doch von so vielen Kritikern vergessen. Für den Verstand einer idealen Vernunft kann es aber keinen andern Regulator geben, als die naive Empfindung, aus welcher ja die Poesie entspringt. Um daher Poesie als Poesie zu beurtheilen, muß der Kritiker nicht nur naiv empfinden können, sondern auch verhüten, daß die reale Vernunft wie eine Schulmeisterin in die Empfindung hineinspricht. Dies zu verhüten, ist für den Kritiker um so schwerer, als er Wahres und Falsches in seiner wirklichen Gestalt zeigen will und eben dadurch leicht zu einer rein verständigen Anschauung getrieben wird. Es braucht nur an die Thatsache erinnert zu werden, daß sich selbst die Meister der Kunst mitunter fremden Kunstschöpfungen gegenüber von der realen Vernunft dazu verleiten ließen, Poesie als Prosa zu beurtheilen, und dann erkennen wir auf der Stelle, wie schwer es für den Kritiker ist, den Einflüsterungen des praktischen Verstandes kein Gehör zu schenken. So hat Goethe die Eingangsscene der Shakespeare'schen Tragödie „König Lear" geradezu absurd genannt und Hunderte von Recensenten sind zu Nachbetern und Nachtretern dieser Ansicht geworden. Die an König Lear begangenen Sünden suchte Lorm in einem seiner Essays offen darzulegen, indem er diesem „verrückten" König gegenüber die ideale Vernunft wieder in ihre Rechte einsetzte. Sehr schön sagt der Autor:

„Wer wäre so roh, sich das Gefühl nicht als ein echtes denken zu können, welches die Handlungsweise des alten Königs bestimmt? Er hat sein Lebenlang in Machtfülle geschwelgt, er ist dieser Macht wegen verehrt und geliebt worden. Nun hat er eine unüberwindliche Lust, diese Liebe und Verehrung von ihren blos äußerlichen Motiven, von ihren irdischen Ketten und Banden frei zu machen, Geld, Gut und Herrschaft, alle Besitzthümer hinzugeben und sich ausschließlich von den auf diese Weise aller niederen Beimischung enthobenen Gefühlen seiner Kinder tragen zu lassen. Wer hätte nicht eine ähnliche Regung auch einmal empfunden, nicht süß geträumt, den irdischen Kram wegwerfen zu können, und um seines bloßen Daseins willen liebend gehegt und gepflegt zu werden? Und für wen mehr als für einen König, dem Schmeichelei und Devotion längst schon seine Existenz als eine an sich beglückende darstellten, könnte der märchenhafte Gedanke in das Gebiet möglicher Ausführung rücken? Es ist etwas so Herrliches, sich auf keine der irdischen Stützen, welche der Besitz giebt, mehr verlassen zu müssen, sondern sich mit allumschließendem Optimismus vertrauend wie ein Kind in die Arme der liebenden Welt zu legen. — Von ganz psychologischer Richtigkeit ist es, daß die Ueberschwänglichkeit dieser Hingebung, dieses Vertrauens in Lear auch die Ueberschwänglichkeit des Gegenklangs in der Antwort der Töchter erwartet, und die nüchterne und gemäßigte Rede der einfachen Wahrheit, wie Cordelia sie vernehmen läßt, als den ersten widerlichen Frost empfindet, der über die heiße Empfindung läuft. — Wie nun die objective Welt dieser individuell so berechtigten und so herrlichen Voraussetzung begegnet und begegnen muß, — das bestätigen zumeist Jene, welche sie als märchenhaft verwerfen und den König schon um der Schenkungen selbst willen für verrückt halten, bevor er es noch durch die Folgen derselben geworden ist. Sie treten als Zeugen für die Wahrheit der Shakespeare'schen Tragödie auf, gerade, indem sie dieselbe bestreiten. Sie sind gerade jene widerlichen Bestandtheile der objectiven Welt, an welcher die herrlichste subjective Selbsterhebung tragisch zerschellt."

Dieser Auszug aus der Abhandlung über Lear ist bezeichnend für die große Unbefangenheit der ästhetischen Betrachtungsweise von Lorm.

Den dritten Theil der „Geflügelten Stunden" bilden drei Novellen: „Ein adeliges Fräulein", „Ein Drama von 1809" und „Die arme Gräfin". (Scenen deutschen Badelebens.) Die letztgenannte Geschichte ist in der Schilderung nicht ungewöhnlicher Lebensschicksale voll behaglicher Lichtpartieen, ohne darum immer ganz durchsichtig zu erscheinen, namentlich werden wir im Anfang zu rasch in die Verhältnisse hineingezogen, die sich allerdings später gefällig abspinnen. Ein Drama von 1809 ist reich an geschichtlicher Spannung, erhebt sich aber zuerst auf eine zu ideale Höhe, von welcher die Personen hernach um so tiefer herabgestürzt werden; die Befriedigung bleibt am Ende trotz der sinnlich belebten Darstellung aus, weil wir neben der unwürdigen Geliebten auch den Geliebten in die niedern Regionen eines schauspielerhaften Heldenthums stürzen sehen. Eine herzgewinnende Gestalt ist nur die Mutter der Christine. Die Geschichte „Ein adeliges Fräulein" behauptet dagegen den Rang eines Kunstwerkes, welches nur der idealen Vernunft begreiflich erscheint. Der praktische Verstand wird auch die Handlungsweise des jungen hier geschilderten Mädchens absurd finden. Wie könnte für ihn ein Mädchen erklärlich sein,

welches sich im innersten Herzen nicht vergeben kann, daß es den Geliebten wegen einer aristokratischen Grille ihres Vaters aufopfern wollte? Aber was ist ergreifender und zugleich poetischer, als daß eine zartbesaitete Mädchennatur wegen einer Selbstentweihung ihrer Liebe den Triumph des Sittlichen nur auf den Ruinen ihres Daseins feiern will und mag? Und welch' ein mildes, der idealen Lebensansicht so schön entsprechendes Licht der Romantik entsteht durch die eigenthümlichen, naturfreundlichen Beziehungen des einsam lebenden Mädchens, Beziehungen, deren Reize der Dichter in einschmeichelnder Ungezwungenheit darzustellen wußte.

Nehmen wir Alles in Allem, so ist ein Poet und Schriftsteller wie Lorm mit seiner gegenständlichen Unmittelbarkeit so recht dazu angethan, der Welt die Furcht vor philosophischen Dichtern zu nehmen. Diese Furcht ist der abstracten Idealisirung der meisten sogenannten philosophischen Dichter gegenüber gewiß nur zu begründet; wo aber der Geist eines Dichterphilosophen unsere Phantasie erhellt und seine Empfindung unsern Verstand erwärmt, da sagen wir von diesem Geiste mit Platen: „Kommt ihm näher, er ist lieblich und ohne Gefahr."

Dr. Wilhelm Buchholz.

Die Pflegestätten für Kunst und Gewerbe in Nürnberg*).

Der sogenannten „Blüthezeit" der alten Reichsstadt Nürnberg, jener Zeitperiode, ohngefähr von Mitte des 15. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts, in welcher so viele hochberühmte Männer der Kunst und Wissenschaft wie des Gewerbstandes in Nürnberg lebten und wirkten und ein ausgedehnter Handelsverkehr die Erzeugnisse seiner Gewerbe aller Welt übermittelte, folgte bekanntlich der Beginn des Verfalls der geistigen und politischen Bedeutung der Stadt. Die neuen Bahnen, welche sich dem Welthandel eröffneten, und die Stürme des dreißigjährigen Krieges, die zwar Nürnberg direct nicht so hart berührten, als andere Städte Deutschlands, aber doch seine finanziellen Kräfte erschütterten und seine politische Macht schwächten, werden mit Recht als die ersten Ursachen dieses Verfalls bezeichnet, der endlich zur völligen Auflösung der Selbständigkeit der berühmten freien Stadt des Reiches führte. Wir wollen indeß nicht die so viel beschriebene trübe Vergangenheit schildern, vielmehr ein freundlicheres Bild der Gegenwart entrollen, das nicht nur zu tröstlicheren Betrachtungen Anlaß bietet, sondern auch zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Dieses Bild zeigt uns drei Institute, welche Nürnberg in sich vereinigt, deren Aufgabe: Ehrung und Erhaltung der alten Kunstschätze Deutschlands, Erweckung künstlerischen Sinns durch Anschauung und Studium der Vorbilder unserer alten Meister, wie der Erzeugnisse anderer Culturvölker, und vor Allem Hebung des Geschmacks in allen Zweigen der Kunstindusterie, sich in so vielen Punkten berührt, und die für den Aufschwung der dahin einschlägigen Gewerbe erfolgreich zusammenwirken: die k. Kunstgewerbschule, das Germanische Nationalmuseum und das bayerische Gewerbemuseum. Diese Anstalten mußten indeß schon ein fruchtbares Feld bereitet finden, um nutzbar und segensreich für die kunstgewerblichen Verhältnisse der Stadt wirken zu können, und daß sie dies gefunden, ist der durch alle Zeiten, selbst unter den widrigsten Verhältnissen bewährten Rührigkeit und Strebsamkeit des Nürnberger Gewerbstandes, aber auch den fördernden Bestrebungen seiner städtischen Verwaltung unter der bayerischen Regierung, sowie dieser selbst zu danken, die unbestreitbar stets ihr Augenmerk darauf richtete, das gewerbliche Leben in Nürnberg überhaupt wieder zu heben und zu veredeln. Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Stadt seit 1806 zurück, so sehen wir, daß von der Zeit an, als der Friede ihr wieder seine langentbehrten Segnungen zuwandte, viel für das frische Aufblühen der Gewerbe geschah. Die ersten und wichtigsten Schritte dazu gingen von der Stadt selbst aus. Sie sorgte durch Errichtung einer polytechnischen Schule (1823) und damit verbundene vorbereitende Anstalten für technische Ausbildung der Handwerkslehrlinge und Gesellen im Zeichnen, Modelliren, in der Mathematik, Physik, Chemie und anderen technischen Fächern, und legte damit bei der zum Gewerbestande bestimmten Jugend den Grund zu einer höheren Entwicklung namentlich der Baugewerbe und der Kunstindusterie. Die weltumgestaltenden Erfindungen, welche bald darauf eintraten, wurden durch tüchtige Lehrer in ihrer Anwendung auf die Gewerbe erörtert, und von Stufe zu Stufe stieg die Erkenntniß der Segnungen, welche die Fortschritte auf dem Gebiete der technischen Wissenschaften über das industrielle Leben der Völker verbreitet hatten, auch in dem altberühmten Nürnberg. Man fühlte, daß es nicht genüge, vom alten Ruhm zu zehren, sondern daß man auch sorgen müsse, sich desselben durch eigenes Ringen und Schaffen werth zu machen. Wol fehlte es der Stadt auch in jener trüben Zeit des allgemeinen Stillstands im gewerblichen Leben nicht an einzelnen Männern von Bedeutung, namentlich auf den Gebieten der Mechanik, der Physik und Optik, aber es bedurfte der Einwirkung auf den gesammten Gewerbstand, um frische Blüthen und Früchte zu gewinnen. So darf wol Daniel Burgschmiet vor Allen genannt werden, der sich aus den bescheidensten Anfängen, aus dem einfachen Handwerk heraus, zu einer hochgeachteten künstlerischen Bedeutung als Bildhauer und Erzgießer emporschwang und dessen Schöpfung einer Kunst-Erzgießerei, aus der schon zu seinen Lebzeiten so bedeutende Kunstwerke hervorgingen und die gegenwärtig unter der Leitung seines Schwiegersohnes, Professor Lenz, einen europäischen Ruf erlangt hat, der Stadt Nürnberg zu nicht geringer Ehre gereicht. Unter den Männern aber, die ihm den Weg bahnten, die ihn hoben und stützten, muß besonders der frühere Bürgermeister, Johannes Scharrer, genannt werden, der Schöpfer der städtischen polytechnischen Schule und Vorstand der städtischen technischen Anstalten, der sich durch sein rastloses aufopferndes Streben um das gewerbliche Leben der Stadt unsterbliches Verdienst erwarb. Bald wurde an Stelle jener städtischen polytechnischen Schule eine gleiche Anstalt, sowie eine k. Kreisgewerbschule aus Staatsmitteln errichtet, mit welch letzterer Sonntags- und Fortbildungsschulen für Gewerbtreibende verbunden wurden. Wenige Jahre darauf wurden die Industrieausstellungen, wenn auch nur erst in beschränkteren localen Kreisen von den Regierungen als zweckdienliches Mittel für die Hebung des Gewerbewesens erachtet. Als der Beschluß gefaßt wurde, im Jahre 1840 in Nürnberg eine solche Ausstellung von bayerischen Gewerbserzeugnissen zu veranstalten, war man darüber so erfreut, daß eine eigene Deputation nach München gesendet wurde, um dem König Ludwig I. den Dank der Stadt für diesen neuen Beweis seiner Huld darzubringen. Die am 25. August in den Localitäten der Kreisgewerbschule eröffnete Ausstellung wurde im Ganzen von 955 bayerischen Industriellen und Gewerbetreibenden beschickt, darunter allein 597 aus Mittelfranken, und unter diesen wieder 362 aus Nürnberg, gewiß ein sprechender Beweis für die schon damals wieder gehobene industrielle Bedeutung der Stadt. Der Abschluß des Zollvereins, die Errichtung der Eisenbahnen und überhaupt die Verbesserung und Vermehrung der Communicationsmittel in Verbindung mit den rastlos fortschreitenden Verbesserungen in allen Zweigen der Technik brachten einen allgemeinen Auf- und Umschwung im gewerblichen Leben hervor, und Nürnberg blieb nicht nur nicht hinter den

*) Auf Grund geschlossener Vereinbarung dem Nürnberger „Korrespondenten von und für Deutschland" entnommen.

übrigen deutschen Städten zurück, sondern war redlich bemüht, sich seinen alten Rang in gewerblicher Beziehung unter denselben wieder zu gewinnen. Als einen Beweis für den inneren Drang, der auch in der Bürgerschaft lebte, das industrielle Streben in Nürnberg nach allen Richtungen zu fördern, führen wir u. A. die Gründung des Industrie- und Culturvereins im Jahre 1819 an, der schon im ersten Jahrzehnt seines Bestehens der Mittelpunkt des eigentlichen bürgerlichen Lebens wurde. Bei seinem Stiftungsfest im Jahre 1830 zählte derselbe 3400 Mitglieder und Actionaire und besaß ein Inventarvermögen von 12,839 fl. Seit seiner Gründung hatte er die Summe von 44,492 fl. zu gemeinnützigen Zwecken verwendet. Seitdem haben sich die Verhältnisse noch sehr erweitert und der Verein ist mit einem ansehnlichen Grundbesitz zum größten der Stadt geworden. Durch eine zweckmäßige Gliederung seiner Verwaltung sucht er nicht minder einflußreich auf die gewerblichen Verhältnisse, als auch auf Gartenbau, Bienenzucht u. s. w. zu wirken, bietet seinen Mitgliedern Belehrung durch populäre Vorträge, veranstaltet Ausstellungen gewerblicher Erzeugnisse seiner Mitglieder, unterhält Pensions- und Unterstützungscassen und vergißt auch nicht der geselligen Vergnügungen in seinen schönen Localitäten. Eine frühere Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Industrie bestand schon seit 1792. Von derselben ging im Jahre 1844 in Verbindung mit dem Magistrate und dem Rectorate der Gewerbschule die Aufforderung zur Bildung eines Gewerbevereins aus, dessen Programm in seinen Hauptzügen schon die Tendenz des künftigen Gewerbemuseums enthielt. Die Belebung und Förderung des Gewerbewesens in Nürnberg sollte nach jenem Programm erreicht werden „durch möglichst gründliche Bildung der heranwachsenden Generation des Gewerbstandes, Verbesserung der beobachteten Mängel der Gewerbsproduction, Hervorhebung und Befestigung der schon schwunghaft betriebenen und Einführung neuer Industriezweige und Fabricationsweisen, sowie auch besonders durch Unterstützung vorzüglich befähigter Arbeiter, Verbreitung nützlicher Kenntnisse im Gebiete der Gewerbstechnik, Vermittlung der Ausübung der Gewerbsthätigkeit mit der Wissenschaft und neuen Erfindungen, durch Herstellung eines entsprechenden Verhältnisses zwischen Producenten und Abnehmern, durch Beseitigung aller Machinationen, die eine Verschlechterung der Manufacte und die Herabsetzung des Credits zur Folge haben". Die Zahl der Mitglieder des Gewerbevereins betrug schon Ende 1844 bereits 400, und nach erfolgter königlicher Genehmigung trat derselbe am 19. Mai sofort in seine wohlthätige Wirksamkeit. Es ist wol nicht in Abrede zu stellen, daß dem kleinen Handgewerbe durch die naturgemäße Entwicklung des Maschienenbetriebs ein mächtiger Feind entstand. Während indeß einzelne Gewerbe durch ihn gänzlich vernichtet wurden, war ja auch gerade er es, der andere in früher nie geahnter Weise hob und verbesserte. Wenn das Sinken der Gewerbe beklagt wurde, so hörte man unter den Ursachen desselben nicht selten auch den Umstand nennen, daß sie zu sehr an dem Gewohnten, Hergebrachten fest hielten und mißtrauisch gegen alle Aenderungen und Verbesserungen seien. Wie es vom Vater und Großvater gehalten worden sei, hieß es, müsse man es eben auch machen und die Erfindungen der Technik, der Maschinen und Verbesserungen des Werkzeugs hatten mit dem Starrsinn Einzelner zu kämpfen, bis sie mit siegender Gewalt alle Vorurtheile niederwarfen und ihre allgemeine Einführung durchdrang. Zu den günstigen Einwirkungen auf das Nürnberger Gewerbewesen, insbesondere seiner Kunstindustrie in neuerer Zeit, müssen wir chronologisch zunächst die rechnen, welche durch die k. Kunstgewerbschule ausgeübt wurden, die nach Director Albert Reindel's Tode (1853) eine sehr zweckmäßige völlige Umgestaltung erhielt. Schon war ihr die Gefahr einer gänzlichen Auflösung nahe getreten, da man von Seite der Regierung nicht beabsichtigte, neben der k. Akademie der bildenden Künste in München ein anderes Institut dieser Art im Lande bestehen zu lassen. Um nun die Schule der Stadt zu erhalten, legten der damalige Rechtsrath (jetzige zweite Bürgermeister) Seiler, als Referent, und der Gemeindebevollmächtigte Kupferstecher C. P. Geißler den Gemeindebehörden die Ansicht dar, daß man dahin zu wirken suchen müsse, der Nürnberger Kunstschule eine Organisation zu geben, durch welche sie als Vermittlerin zwischen Kunst und Gewerbe einen bildenden Einfluß auf die Gewerbsindustrie der Stadt ausüben könne. Die Regierung zeigte sich nicht nur dieser Idee geneigt, sondern unterstützte das desfallsige Gesuch bei König Max II., welcher der Angelegenheit sein vollstes Interesse zuwandte und der Anstalt nach dem Gutachten und Vorschlag der k. Akademie der bildenden Künste den als Maler und Bildhauer gleich ausgezeichneten Künstler August Kreling zum Leiter gab. Sie erhielt den ihre Hauptbestimmung näher bezeichnenden Namen: „Kunstgewerbschule" und erhob sich durch Kreling's rastloses Mühen und Walten zu einer Musteranstalt dieser Art. Sie war im vollen Sinne des Wortes Kreling's Schöpfung, und er widmete ihr seine ganze Kraft, das volle mächtige Streben seines Geistes. Wol war er in seinem Wirken durch den Umstand unterstützt, daß ihm die Genehmigung ertheilt wurde, durch drei Jahre, völlig frei von jeder Fessel eines Schul- oder Lehrplanes, die Mittel und Wege zu suchen, wie die Aufgabe einer Kunstgewerbschule am Zweckdienlichsten zu erfüllen sei. Mit welch glänzendem Erfolge aber Director Kreling*) diese Freiheit benützt hat, bekundet der heutige Ruf der Anstalt, bekundet eine Anzahl trefflicher Künstler, welche in ihr herangebildet wurden und von denen selbst einige bereits als geschätzte Lehrer an derselben, wie an andern gleichen Instituten wirken, aber auch die vorzüglichen kunstgewerblichen Arbeiten, welche nach den Entwürfen und Zeichnungen und unter der Leitung der besonders für das Kunstgewerbe thätigen Professoren und Lehrer der Schule (Wanderer, Baumeister, Klingenstein, der leider zu früh aus dem Leben schied, Schlögel u. a.), theils in der Schule selbst, theils von Kunstgewerbsmeistern gefertigt wurden. Es versteht sich von selbst, daß alle andern Zweige der Kunst unter einem Meister, der selbst so viel des Herrlichen geschaffen wie Kreling, und unter Professoren wie Jäger und Raupp (Malerei), Mayer, Walther und Eberlein (Architektur), Schwabe und Rößner (Plastik), nicht minder treue und sorgsame Pflege finden. Kreling's heißer Wunsch, für die Stadt, in der er so lange lebte und wirkte, ein größeres plastisches Werk auszuführen, sollte unerfüllt bleiben, nur der Springbrunnen auf der Ostseite der Hallerwiese ist nach seinem Entwurfe und Modell entstanden. Keppler's Denkmal in Weil der Stadt, der Brunnen in Cincinnati, die großen historischen Bilder: die Hugenotten in der Bartholomäusnacht, Karl's des Großen Vermählung für das Maximilianeum, sein Bildercyclus aus dem Leben Karl's des Großen, zu Goethe's Faust u. s. w. sind Werke, die seinen Namen mit Ruhm und Ehren der spätesten Nachwelt überliefern. Fast zu gleicher Zeit wie die Reorganisation der Kunstschule entstand auch das Germanische Nationalmuseum nach der Idee und durch die Beharrlichkeit des Freiherrn

---

*) Während wir diese Zeilen schreiben, überrascht uns die Trauerkunde von dem am 22. April, Nachts 10 Uhr erfolgten Hinscheiden des hochverdienten, seit Jahresfrist schon schmerzlich leidenden, aber fast bis zum letzten Athemzug geistig thätigen Künstlers. Aus voller Seele stimmen wir ein in die Worte, welche sein Freund und College, Hofrath F. O. Meyer, am Grabe Kreling's sprach: „Seit den Zeiten Dürer's und Vischer's war kein Künstler in hiesiger Stadt, der so aus ganzer Seele seine Person einsetzte für die Entwicklung, ja Wiedererweckung der Kunst und des Kunstgewerbes in Nürnberg, der so mit Lehre und Beispiel seinen Schülern voranging, mit seinem mühevollen Eingreifen das Kunsthandwerk hob, die Besten unserer Stadt für dessen Förderung zu gewinnen wußte, und so den Boden vorbereiten half, auf dem nunmehr großartige Schöpfungen Raum finden und die Zukunft die von ihm gelegte Saat groß ziehen wird."

Dr. Hans von Aufseß. Die Geschichte seiner Entwicklung aus bescheidenen Anfängen zu der Bedeutung, die es in der Folge erlangte, ist so allbekannt, daß wir sie hier wol übergehen können. Sein Einfluß auf die Kunstindustrie hat sich unter Director Dr. Essenwein's Leitung wesentlich gesteigert, der seine Bestrebungen auch dahin gerichtet hat, mit seinen Ausstellungen alter Kunst- und Gewerbserzeugnisse zur Bildung des Geschmackes durch Anschauung und Anregung beizutragen. Wir erinnern als Beleg dafür an die 1871 zur Feier des vierhundertjährigen Geburtstages Albrecht Dürer's im Germanischen Museum veranstaltete Ausstellung von Werken Dürer's und Reproductionen derselben, wie von Kunst- namentlich Goldarbeiten aus dessen Zeit. Außerdem wirkt das Museum auf alle bildungsfähigen Gewerbetreibenden durch die systematische Ordnung seiner reichen Sammlungen, die ein belehrendes Bild der culturgeschichtlichen Entwicklung Deutschlands darbietet. Auch das Organ des Museums, die von den beiden Directoren: Dr. Essenwein und Dr. Frommann redigirte Monatsschrift „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", welche bereits ihren 23. Jahrgang erreicht hat, bringt in neuerer Zeit belehrende Artikel über ältere Kunstindustrie. Die fortgesetzten Bestrebungen zur Hebung und Neubelebung des Gewerbewesens, insbesondere der Kunstgewerbeindustrie gipfelten in dem Gedanken der Gründung eines Gewerbemuseums und zwar in Nürnberg, der Stadt, welche durch die großen Fabriketablissements, die in ihr entstanden, zu dem bedeutendsten industriellen Platz Bayerns geworden war. Der obengenannte, seither schon für die Unterstützung und Förderung der Industrie so thätige Gewerbeverein war es zunächst, welcher mit aller Aufopferung für die Gründung des Gewerbemuseums eintrat. Er gab zu derselben einen Beitrag von 18,000 fl., stellte dem projectirten Institut seine sämmtlichen Localitäten wie seine ganze Bibliothek zur Verfügung, und besteht nun mit seinen Hilfscassen und seiner ganzen administrativen Thätigkeit neben dem Museum als ein Bindeglied zwischen diesem und dem Gewerbestand. Im Jahre 1871 wurde das Unternehmen der Gründung eines bayerischen Gewerbemuseums in Nürnberg seiner Vollendung entgegengeführt. Durch die großartigen Beiträge, welche von den Fabrikbesitzern Reichsrath Dr. v. Cramer-Klett (nunmehr Freiherr v. Cramer-Klett) und Lothar v. Faber in Stein, wie durch die Regierung, die Gemeindebehörden der Stadt und den ganzen Handel- und Gewerbsstand derselben, dann von vielen anderen, besonders gewerbtreibenden Städten Bayerns geleistet wurden, wurde das nöthige Gründungscapital beschafft, und das Institut konnte Ende 1871 als gesichert fundirt betrachtet werden und ins Leben treten. Außer den Genannten verdankte es auch den schon um den Gewerbeverein hochverdienten Fabrikbesitzer J. Georg Kugler und dem Handelsappellationsgerichts-Assessor Wilhelm von Puscher besonders thätige Unterstützung. Zum Leiter der Anstalt wurde Dr. Stegmann aus Weimar, eine künstlerisch und technisch gebildete und erprobte Kraft, ausersehen, und somit begann die Anstalt ihre Wirksamkeit, welche eine erfolgreiche, nicht nur für die Gewerbsgenossen Nürnbergs, sondern ganz Bayerns genannt werden darf. Die Thätigkeit des bayerischen Gewerbemuseums ist eine wohlgeordnete und wirksam in einandergreifende. Außer dem praktisch unterrichtenden Einfluß, den es durch seine Sammlungen, die Aneiferung und Ermuthigung, die es durch Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse älterer und neuerer Zeit aus verschiedenen Ländern und Culturperioden ausübt, giebt es durch die Einrichtung verschiedener Lehrcurse, wie u. A. in der Galvanoplastik und sonstigen industriellen Zweigen strebsamen jungen Gewerbsleuten Gelegenheit zur technischen Ausbildung und belehrt in seiner Wochenschrift „Kunst und Gewerbe" (redigirt von Dr. O. v. Schorn) mit ihrem Beiblatt: „Mittheilungen des bayerischen Gewerbemuseums", durch Wort und Bild dessen Leser über alle neuen Erscheinungen in der industriellen Welt. Nicht minder anregend wirken die in den Wintermonaten stattfindenden allwöchentlichen Vorträge, welche außer von den Beamten des Museums, insbesondere den Herren Dr. v. Schorn, Dr. Seelhorst, Professor Stockbauer u. A., auch von auswärtigen Gelehrten gehalten, und stets sehr zahlreich besucht werden. Seit dem 25. September 1874 hat das bayerische Gewerbemuseum sein eigen erworbenes Haus in der Königstraße (nächst dem Gesellschaftsmuseum) bezogen, nachdem dasselbe völlig umgebaut und zu seinen Zwecken sehr geschmackvoll eingerichtet worden war. Die Localitäten des Museums enthalten außer den Räumlichkeiten für moderne Industriegegenstände, einen Vorlese-Saal, Bibliotheksaal, Nachweisebureau und Werkstätten für industrielle Versuche und Vervielfältigungen. Es ist gewiß ein zu ernsten Betrachtungen Veranlassung gebender Umstand, daß an den einstmaligen Stätten frommer Beschauung und klösterlicher Stille, nach mancherlei Wandlungen derselben, nun die Kunst und die Industrie ihre Hallen eröffnet haben. Wo im Jahre 1501 Mathäus Landauer ein Asyl für arme Männer errichtet und ihrer Andacht eine Capelle erbaut hat, wurde den Genien der Malerei und Skulptur eine heimathliche Stätte geschaffen, die ernsten düstern Räume, in denen einst die Mönche des Karthäuserklosters psalmodirten, sind zu lichten Hallen umgewandelt, welche die Schätze alt- und mitteldeutschen Kunst- und Gewerbsfleißes bewahren, und an der Stelle der einstigen Franziskaner- oder Barfüßerkirche erhebt sich der schöne Bau des Gewerbemuseums. Man hat die Klöster die Pflanzstätten der Wissenschaft genannt, nun dienen ihre Hallen und Räume vielfach zu gewiß nicht minder edlen Zwecken. — Die Regierung hat außer der bereits bestehenden Kreis-Gewerbschule auch in Nürnberg, nach Aufhebung der polytechnischen Schule, im Jahre 1867 ein Realgymnasium (Rector Dr. Daumiller) und eine Industrieschule (Rector Dr. Füchtbauer) als vorbereitende Institute für das k. Polytechnikum in's Leben gerufen, bei letzterer durch die Einrichtung von Werkstätten für mechanische Arbeiten dem theoretischen Unterricht auch den praktischen beigefügt und damit die Anstalt für den Gewerbestand besonders nutzbar gemacht. Ferner hat die Stadt im Jahre 1870 eine Baugewerkschule errichtet, deren Einrichtung und Leitung ebenfalls Rector Dr. Füchtbauer übernahm und welche, wie die alljährliche Ausstellung der Arbeiten ihrer Schüler beweist, von großem praktischen Werthe für alle dem Baugewerke sich Widmenden ist. Seit vorigem Jahre ist ihre Leitung einem andern bewährten technischen Lehrer, Wilhelm Mayer, übertragen, da Dr. Füchtbauer als Rector der Gewerb- und Industrieschule zu sehr in Anspruch genommen ist. In neuester Zeit wurde auch für einen andern wichtigen Zweig der Gewerbeindustrie eine eigene Unterrichtsanstalt, die Metallgewerbschule (Vorstand Dr. Weiß), von der Stadt, namentlich auf Betrieb des I. Bürgermeisters Freiherrn v. Stromer, geschaffen, welche Anstalt bald in's Leben tritt und an der sich zahlreiche Betheiligung kundgiebt. Die erfolgreiche Einwirkung der genannten Anstalten auf die Nürnberger Kunst- und Gewerbsindustrie ist schon unverkennbar zu Tage getreten, besonders bei der Theilnahme der letzteren an den großen Weltausstellungen unserer Zeit; noch aber sind sie im Beginn ihres segensreichen Strebens, möge eine friedliche Zeit den Ausbau des Werkes begünstigen. Wol kaum wird eine Stadt den fruchtbaren Boden für die gelegte Saat in gleicher Weise bieten wie eben Nürnberg, wo Sinn und Begabung für das Edle und Schöne so reiche Anregung finden. An den Bestrebungen Einzelner fehlt es wahrlich nicht, immer aber muß ein Alles belebender und durchdringender Geist, ein allgemeines Zusammenwirken der Kräfte geschaffen werden, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und Das ist die große Aufgabe, welche sich die besprochenen Institute gestellt haben, deren Lösung sie anstreben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. E. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 63. Sonntag, den 6. August. 1876.

Bericht über die Ostermesse in Leipzig im Jahre 1876.

Den jetzigen Zeitzuständen gegenüber darf es nicht befremden, wenn der Verlauf der jetzigen Ostermesse einen fast alle Geschäftsbranchen treffenden, unbefriedigenden Charakter trug und eine Zurückhaltung bei allen Geschäftsabschlüssen beobachtet wurde, die jede Hoffnung auf eine bessere Verkehrsentwickelung schon von Beginn der Messe an zerstören mußte.

Die fast allenthalben zum Ausdrucke gekommenen Klagen über den gelähmten Geschäftsgang zeigten deutlich, mit wie wenig verminderter Schwere noch derselbe Druck auf Handel und Gewerbe lastet, wie in den jüngst vergangenen Jahren und wie die ersehnte Wendung der Verhältnisse in Handel und Wandel zum Besseren immer noch nicht sich erfüllt hat.

Ganz wie in den letztverflossenen Messen verließ auch diesmal die größte Anzahl der Verkäufer den Platz theils schon Mitte, theils Ende der zweiten Meßwoche, so daß überhaupt von diesen Tagen an das Meßgeschäft im großen Ganzen und fast in allen Waarenbranchen als beendet angesehen werden konnte.

Die dem Meßplatze während der Meßzollerhebungsperiode vom 17. April bis 18. Mai a. c. zugeführten zollfreien und zollpflichtigen Waarenquantitäten beziffern sich insgesammt auf:

337,640 Centner,

d. i. gegenüber der Ostermesse 1875 um

5304 Centner

mehr.

An dieser Gesammteinfuhr participiren mit

325,624 Ctr.	die Waaren im freien Verkehre des Zollvereins,
2,464 „	zollvereins-ausländische, welche zur Anschreibung auf laufende und Meß-Conten gelangten,
6,931 „	dergleichen, welche beim Eingange sofort verzollt wurden und endlich
2,621 „	dergleichen, die als nichtzollpflichtig in den freien Verkehr übergingen.

uts.

I.

Ueber den Verlauf der Messe nach den verschiedenen Geschäftsbranchen und dem Umfang der Zufuhr bezüglich der wichtigsten Meßartikel vereinsin- und vereinsausländischen Ursprunges.

An (meßzollfreien) rohen Häuten zur Lederbereitung betrug die zugeführte Menge

22,579 Centner,

wovon

19,958 Ctr.	im freien Verkehre und
2,621 „	ausländische, unter Zollcontrole zum Platze gelangten.

uts.

Gegenüber der Ostermesse 1875 hat sich die Zufuhr um

3304 Centner

vermehrt.

Wenn auch für dieses Rohproduct Nachfrage und Bedarf gleich von Beginn des Marktes an wesentlich zu Tage treten, so markirte sich doch unverkennbar eine gewisse, ganz im Charakter der jetzigen Handelsverhältnisse liegende Zurückhaltung.

Die Preise, welche für die in dieses Fach einschlagenden Artikel sich im großen Ganzen nach denjenigen richten, welche für fabricirte Leder angelegt werden, erfuhren selbst einen nicht unbedeutenden Rückgang, da für eben letztere die Preise wesentlich wichen.

Die Zufuhr in **rohen Wildhäuten** war nicht bedeutend.

Geringere leichte Nebensorten waren mehr vertreten, als die besseren Qualitäten.

Für letztere, zu gutem Brandsohlleder sich eignende Sorten wurden noch gute Preise angelegt, die jedoch für erstgenannte nicht erzielt werden konnten.

Daß **ostindische Kipse**, für welche doch ein steter und großer Bedarf vorhanden ist und deren Verarbeitung lediglich in sächsischen, thüringischen und zum Theil auch in schlesischen Gerbereien stattfindet, ebenfalls billiger verkauft werden mußten, findet seinen Grund außer in den dem Platze zugeführten ziemlich bedeutenden Mengen, noch ganz besonders in der vorjährig stattgefundenen Mehrproduction leichter deutscher Häute, hervorgerufen durch den in vielen Gegenden Deutschlands herrschenden Futtermangel, demzufolge leichte Stücke in großer Anzahl geschlachtet wurden.

Trockne sächsische und prima Thüringer **Kalbfelle** von 3—3½ Pfund wurden für sächsische Gerbereien, 2¼- bis 2½pfündige Waare aber von süddeutschen Händlern genommen.

Roßhäute, prima Waare sächsischen Ursprunges, verblieben nur für sächsische Gerbereien, ebenso gesalzne Kuhhäute im Original-Eingangsgewicht von 50—80 Pfd., sowie dergleichen Ochsenhäute von 80 Pfd. und darüber.

Trockne sächsische **Kuhhäute**, 26—28pfündige, wurden an Thüringer Gerber und Elsässer Händler verkauft, sowie dieselben Gattungen von 15—18 Pfund an Thüringer und sächsische Gerbereien.

Die Durchschnittspreise regelten sich wie folgt:

Buenos-Ayres, trockne, schwere	pr. Ctr.	99 ℳ	bis	120 ℳ,
dergleichen, trockne, leichte u. Kühe	„ „	78 „	„	96 „
dergleichen, gesalzne, schwere Ochsen	„ „	72 „	„	75 „
dergleichen „ „ Kühe	„ „	57 „	„	63 „
Montevideo und Uruguay, gesalzne, schwere Ochsen	„ „	69 „	„	72 „
Rio Grande, gesalzne, schwere Ochsen	„ „	63 „	„	66 „
„ „ „ „ Kühe	„ „	51 „	„	64 „
Guatemala, trockne Häute	„ „	75 „	„	90 „
Rio Janeiro, schwere, gesalzne Ochsen	„ „	57 „	„	60 „
„ „ „ „ Kühe	„ „	48 „	„	64 „
Laguayrahäute	„ „	72 „	„	84 „
Cearahäute, gesalzne	„ „	75 „	„	81 „

Puerto-Cabello, trockne, je nach Qualität . . . . pr. Ctr. 72 ℳ bis 84 ℳ,
Pernambuco, gesalzne . . . . . " " 66 " " 75 "
Ostindische Kipse Ia . . . . . " " 108 " " 138 "
" " IIa . . . . . " " 90 " " 114 "
" " IIIa . . . . . " " 66 " " 90 "
" " IVa . . . . . " " 48 " " 66 "
trockne sächsische Kuhhäute, 26 bis 28 Pfd. schwer . . . . . . " " 66 " " 70 "

dergleichen . . 15—18 Pfund, pr. Pfund	75—90 ₰	Nach dem Original-Eingangsgewichte.
gesalzne dergl. 50—80 " " "	26—28 "	
" Ochsenhäute von 80 Pfund aufwärts . . "	35—38 "	

sächsische und prima Thüringer Kalbfelle,
trockne von 3 —3½ Pfund, pr. Pfund 130—160 ₰
dergl. dergl. " 2¼—2½ " " " 90—120 "
dergleichen Lacirfelle . " 1¾—2 " " " bis 100 "
Roßhäute, prima sächsischen Ursprungs pr. Stück 13—15 ℳ
" " ungarischen " " bis ca. 10½ ℳ
Zickelfelle, prima sächsische Waare im Gewichte von 42 Pfund, pr. 100 Std. ca. 210 ℳ
dergleichen, Mittelwaare aus Thüringen, dem Harz ꝛc. 33 — 36 Pfd. schwer pr. 100 Std. ca. . . . . 126—150 ℳ
Ziegenfelle gingen gegen Neujahr bedeutend im Preise zurück und wurden
Wintermutterziegen à Stück 90— 96 ₰,
Häberlinge . . . " " 250—260 " verkauft.

Von Zickelfellen war der Markt ziemlich stark befahren und gestalteten sich die Preise gegen voriges Jahr um ca. 20% billiger.

Wenig belebt zeigte sich auch das Geschäft in Kürschner-Lammfellen, worin jedoch die Preise sich mit denen vom vorigen Jahre ziemlich gleich hielten, da Mangel an passender Waare vorhanden war. Für schwarze Lammfelle, ausschließlich für Kürschnerbedarf, fand ein Preisrückgang nicht statt, da sich ziemlicher Bedarf hierfür zeigte.

Die Zufuhr von fabricirtem Leder aller Art betrug zusammen:

26,126 Centner,

und zwar:

25,596 Ctr. im freien Verkehre,
— " auf laufendes Conto,
530 " ausländische, sofort verzollte,

uts.

woraus sich gegen die Ostermesse vorigen Jahres ein plus von

29 Centnern

ergiebt.

Dem Platze waren diesmal sehr bedeutende Posten gegerbten Leders aller Gattungen zugeführt, doch bestanden solche zumeist aus geringeren und mangelhaft getrockneten Fabrikaten.

Bessere Qualitäten waren wenig auf dem Markte; sie vergriffen sich sehr schnell zu noch recht guten Preisen.

Leider ist in neuerer Zeit die Erfahrung gemacht worden, daß nur meist „zweite Wahl", sogenannte „Meßprimawaare" an den Platz geschafft wird, und daß die Fabrikanten das „strenge Primasortiment" gleich direct aus den Fabriken an ihre Kunden abgehen lassen.

Durch die Ungunst der allgemeinen Zeitverhältnisse wurden viele kleine Einkäufer, Lederhändler und Schuhmacher vom Besuche der Messe zurückgehalten und erstreckte sich die Nachfrage der anwesenden Käufer nur auf gute Sortimente.

Untergeordnete und nasse Waare, die, wie bereits Eingangs erwähnt, stark vertreten war, mußte zum Theil zu sehr gedrückten Preisen abgegeben werden. Großhändler und namentlich solche aus Berlin zeigten sich sehr zurückhaltend in ihren Abschlüssen und kauften erst zu Ende größere, übrig gebliebene Partien zu stark gedrückten Preisen.

Nach annähernder Schätzung gelangten zur Anfuhr:
ca. 2,000 Bürden rheinisches und Wild-Sohlleder,
" 2,000 " Eschweger Sohlleder,
" 800 " bayerisches, Voigtländer, Thüringer und anderes Zahmsohlleder,
" 2,000 Rollen Vacheleder (5—6 Häute enthaltend),
" 15,000 Fahlleder und
" 30,000 Kipsfahlleder.

Auch hinsichtlich des Weißgerbleders gestaltete die Messe sich unbefriedigend, da schon bei Beginn derselben ein Preisrückgang von 12—15 ℳ pr. 100 Stück gegen vorige Messe sich herausstellte und der Preisabschlag für geringe und unreine Waare fast das Doppelte betrug.

Weißleder in reiner Waare à 7½, 7 und 6½ Pfund schwer, sowie 8pfündige schwere Heidschnucken blieben für süddeutschen Bedarf zu noch guten Preisen gesucht.

Für gute, braune Schafleder, sowie dergleichen prima helle Gerbung wurden ebenfalls noch gute Preise angelegt und meist für Sachsen und Thüringen gehandelt.

Unreine dergleichen blieben — einige kleine Posten ausgenommen — unverkauft.

Sämischleder in guter Qualität fand bei noch annehmbaren Preisen lebhafte Abnahme, wogegen die geringen Sorten nicht beachtet wurden.

Glacéleder wurde in guter Waare gesucht und nur an Kundschaft zu leidlichen Preisen abgegeben.

Saffian war wenig vorhanden und wurde zu verschiedenen Preisen (Qualitätspreisen) ziemlich ausverkauft.

Blankleder und Verdeckleder blieben sehr vernachlässigt und fanden zu nur unbefriedigenden Preisen Absatz.

Für braune Kalbleder fehlte Nachfrage; beliebte Geraer Gerbereien erzielten noch leidliche Preise.

Von rheinischem Wildsohlleder, prima Waare, verdienen vorzugsweise starke Salzochsen von 200 Pfd. und darüber pr. Bürde hervorgehoben zu werden; die Vertretung hierin war eine schwache, weshalb der Verkauf ziemlich schnell bei noch guter Verwerthung stattfand.

Leichtere Gewichte und Mittel-Qualitäten brachten je nach ihrer Trocknung niedrige Preise, ohne daß vollständig geräumt werden konnte; auch von

Siegner Sohlleder blieben große Partien unverkauft und gingen theils auf Leipziger, theils auf Berliner Commissionsläger über.

Roßleder in nur guter Waare erzielte gedrückte Preise; ordinaire Sorten blieben unverkauft.

Büffelbends verschwinden durch das Billigwerden der deutschen Fabrikate immer mehr vom deutschen Markte und entbehrten auch jetzt fast aller Nachfrage.

Anders hingegen verhielt es sich mit den Hemlocks, die, wenn auch für den Sommer weniger begehrt, als Winterwaare ihrer vorzüglich guten Trocknung und Appretur halber vielseitig den deutschen Fabrikaten dieser Gattung vorgezogen werden.

Im Durchschnitt regelten sich die Preise wie folgt:

A. Sohlleder.

Für Luxemburger, wirklich prima, pr. Ctr. . . . 190 ℳ — ₰ bis 200 ℳ — ₰
Für Luxemburger, secunda Sorten, pr. Ctr. . . . 175 " — " " 185 " — "
Für St. Viether pr. Ctr. . . 175 " — " " 200 " — "
Für Siegner, prima, pr. Ctr. 180 " — " " 198 " — "
Für dergleichen, in einzelnen Posten ungattlich und secunda, pr. Ctr.. . . . 150 " — " " 174 " — "
Für Malmedyer, wirklich prima, pr. Ctr. . . . 180 " — " " 190 " — "

	von M.	₰	bis M.	₰
Für Malmedyer, geringe, schwache Sorten, pr. Ctr.	165	—	175	—
Für Eschweger, feine und kräftige Waare, pr. Ctr.	146	—	155	—
Für dergleichen, beschädigte leichte Waare, pr. Ctr.	125	—	140	—
Für Bacheleder, prima, pr. Ctr.	150	—	180	—
Für dergleichen, secunda und ordinaire Waare, pr. Ctr.	123	—	145	—
Für Prümer Sohlleder je nach Qualität pr. Ctr.	—	—	165	—
Für rheinisches Wildsohlleder, für gute und schöne Qualitäten, pr. Ctr.	180	—	195	—
Für dergleichen, leichtere Gewichte und Mittel-Qualitäten, pr. Ctr.	155	—	165	—
Für Brandsohlleder, gute Meßwaare, pr. Ctr.	123	—	130	—
Für Hemlock pr. Ctr.	120	—	138	—
Für Ceara (gute Kistenstücke) pr. Ctr.	120	—	130	—
Für Trierer, prima, pr. Ctr.	186	—	200	—
Für dergleichen, secunda, pr. Ctr.	170	—	175	—
Für bayerisches Zahmsohlleder pr. Ctr.	133	—	158	—
Für dergleichen, bessere Qualität, pr. Ctr.	174	—	186	—
Für deutsches leichtes Zahmsohlleder, pr. Ctr.	120	—	140	—
Für hannöversches Wildbrandsohlleder, Meßprima, pr. Ctr.	120	—	135	—
Für dergleichen Rothwildsohlleder, prima, pr. Ctr.	165	—	171	—
Für dergleichen, je nach Qualität und secunda, pr. Ctr.	—	—	150	—

B. Oberleder und anderes.

	von M.	₰	bis M.	₰
Für Fahlleder, besonders feine Waare, pro Pfd.	2	—	2	40
Für dergleichen von mittlerer Güte pr. Pfd.	1	65	1	90
Für dergleichen ungattliches und geringes pr. Pfd.	1	40	1	60
Für Kipsfahlleder in guter, hochfeiner Qualität pr. Pfd.	1	80	2	60
Für dergleichen leichtes pr. Pfund	1	20	1	60
Für Roßleder, schwarzes Schuhleder, je nach Qualität, pr. Pfd.	1	80	2	50
Für dergleichen lohgares, pr. Decher	120	—	245	—
Für Schafleder, alaungares weißes, pr. 100 Stück	90	—	180	—
Für dergleichen braunes 10 Pfund schweres, prima, pr. 100 Stück	180	—	195	—
Für dergleichen braunes 8 bis 9 Pfd. schweres, prima, pr. 100 Stück	159	—	174	—
Für dergleichen braunes, 9pfündige Waare, pr. 100 Stück	150	—	156	—
Für dergleichen braunes, 8pfündige schwere Waare, pr. 100 Stück	120	—	138	—
Für Schafleder, braunes, 7pfündige schwere Waare, pr. 100 Stück	102	—	108	—
Für dergleichen braunes, 8½pfündige schwere, unreine, pr. 100 Stück	—	—	105	—
Für dergleichen großes, zu Schürzen, pr. 100 Stück	240	—	360	—
Für dergleichen hannöversches und braunschweigisches, je nach Größe und Qualität, pr. 100 Stück	80	—	300	—
Für Blankleder, schwarzes (Geschirrleder), pr. Pfd.	1	25	1	65
Für dergleichen, leicht gefaßtes, pr. Pfd.	1	85	2	60
Für dergleichen, helles, pr. Pfund	1	40	1	90
Für Narbenleder, beste prima Waare, pr. Decher	—	—	28	50
Für Kalbleder, braunes, feine Waare, pr. Pfd.	3	80	5	—
Für dergleichen braunes, von mittlerer Güte, pr. Pfd.	3	—	3	50
Für dergleichen braunes, untergeordnetes, pr. Pfd.	2	25	2	75
Für dergleichen schwarzes, feines, pr. Pfd	3	—	4	—
Für dergleichen mittles, geringes, pr. Pfd.	2	25	3	80
Für dergleichen zu Schürzen, 16 Pfd. schwere, pr. Decher	66	—	72	—
Für dergleichen Geraer und solches aus bevorzugten Gerbereien pr. Pfd.	3	80	5	—
Für Heidschnucken, 8 Pfund schwere, pr. 100 Stück	144	—	156	—
Für Riemenleder, bestes Niederländer, pr. Ctr.	175	—	180	—
Für Rehleder prima I. pr. Decher	30	50	33	—
Für dergl. II. pr. Decher	22	50	24	—
Für dergl. Schuß pr. Decher	12	—	15	—
Für Cap-Hirsche pr. Decher	—	—	102	—
Für Maschinenleder, feinste Waare, pr. Pfd.	1	80	1	90
Für dergleichen, mittelgute und geringe, pr. Pfd.	1	45	1	65
Für Landrindleder, Oberleder, pr. Ctr.	160	—	190	—
Für dergleichen leichte Häute pr. Ctr.	180	—	200	—
Für Weißleder, 8 Pfd. schwer, pr. 100 Stück	120	—	135	—
Für dergleichen, 7½ Pfund schwer, pr. 100 Stück	108	—	120	—
Für dergleichen, 7 Pfd. schwer, pr. 100 Stück	96	—	105	—
Für dergleichen, 6½ Pfund schwer, pr. 100 Stück	84	—	90	—
Für dergleichen, 5 Pfd. schwer, pr. 100 Stück	—	—	75	—

Felle zur Pelzwerkbereitung.

In dem Geschäft mit amerikanischen Rauchwaaren zeigte sich gleich bei Beginn der Messe eine nicht zu verkennende Regsamkeit.

Aufgemuntert durch die bereits am 24. und 25. Januar d. J. hier abgehaltene II. Rauchwaaren-Auction von Joseph

Ullmann aus Chicago, welche einen Capitalwerth von ca. 700,000 Mark repräsentirte und in welcher für

268,080 Stück Bisam,
15,854 " Nerze,
16,279 " Skunks,
5,972 " Biber und
8,578 " Opossum

ein durchschnittlich 15% höherer Auctionspreis als in der September-Auction 1875 erzielt wurde, hatten sich viele Käufer, zumeist aus Deutschland, eingefunden, so daß zu der, während dieser Messe vom 18. bis 21. April abgehaltenen III. Auction, außer dem stark vertretenen Deutschland, sich Käufer aus Rußland, Polen, Frankreich, England und Oesterreich eingefunden hatten.

Zu den nennenswerthen Absatzgebieten für die erstandenen Artikel gehören, für:

Schuppen, welche sich großer Nachfrage und Bedarfs erfreuten und die durchschnittlich 10% höher als in der Herbst-Auction 1875 verkauft wurden, namentlich: Frankreich, Rußland und Deutschland;

für Rothfüchse: Griechenland, Galizien und Rußland. Dieselben gingen zu einem 20% höheren Auctionspreise weg, als in der Herbstauction 1875;

für Silber-, Blau- und Kreuzfüchse: Frankreich und Rußland, mit einer Preissteigerung von ca. 40% gegenüber der Herbstauction 1875;

für Kittfüchse: namentlich Ungarn, mit 20% höher als im Herbst 1875;

für Luchse: Deutschland und Rußland, Preise unverändert;

für Griesfüchse: Frankreich, hauptsächlich England, um ca. 50% höher als im Herbste 1875;

für Seeottern: Rußland fast allein, bei unverändertem Preise;

für virginische Ottern: zumeist russische Agenten, 20—25% billiger als in der Herbstauction 1875;

für virginische Iltisse: Rußland und Polen mit ca. 30% Preisaufschlag gegen die Herbstmesse 1875;

für Nerze: Deutschland und zum ersten Male Frankreich mit einem Preisabschlag von 40% gegenüber der Herbstauction 1875 und 10% desgleichen gegen die Januar-auction 1876.

Der zumeist größte Theil blieb unverkauft und erklärt sich der auffällige Preisrückgang dieses sonst so begehrten Artikels dahin, daß in Amerika derselbe vollständig aus der Mode gekommen und nun der europäische Markt hiermit überfüllt ist;

für Zobel, amerikanischen, zeigte sich geringer Bedarf bei einem Preisrückgange von ca. 20%;

für Opossum: England mit unverändertem Preise;

für Skunks: nach vielen Ländern Europas, 10% billiger als im Januar 1876 und 40% billiger als in der Herbstauction 1875;

für Biber: Rußland und Deutschland mit unverändertem Preise;

für Bären: Deutschland und Frankreich, Preise unverändert;

für Wölfe: nur England mit unveränderten Preisen;

für Wildkatze
" Hauskatze
" Vielfras und
" Dachse
} Deutschland, Frankreich und Rußland, Preise unverändert,

für Bisam, beste Sorte
" " secunda
} 10% billiger
" " tertia und
" " quarta
} 10% höher
} als in der Herbstauction 1875,

hauptsächlich Deutschland, dann Einiges für Rußland und Oesterreich;

für Bisam, schwarzer: zumeist für Rußland, 10% höher als in der Herbstmesse 1875.

In beregter, nunmehr III. continentalen Privatauction wurden folgende Durchschnittspreise für nachbenannte Waaren erzielt, als:

für	98,487	Stück	Schuppen	à St. bis zu	3	ℳ	11	₰,
"	7,228	"	Rothfüchse	" " " "	8	"	33	"
"	44	"	Silberfüchse	" " " "	155	"	—	"
"	210	"	Kreuzfüchse	" " " "	26	"	50	"
"	913	"	Kittfüchse	" " " "	2	"	32	"
"	306	"	Luchse	" " " "	14	"	45	"
"	2,566	"	Griesfüchse	" " " "	8	"	29	"
"	264	"	Seeottern	" " " "	412	"	—	"
"	370	"	virginische Ottern	" " " "	21	"	—	"
"	184	"	dergl. Iltis	" " " "	60	"	18	"
"	22,033	"	Nerze	" " " "	7	"	30	"
"	490	"	russ. Zobel	" " " "	66	"	—	"
"	3,666	"	amerik. Zobel	" " " "	10	"	25	"
"	2,156	"	Opossum	" " " "	1	"	40	"
"	70,322	"	Skunks	" " " "	3	"	24	"
"	7,191	"	Biber	" " " "	9	"	78	"
"	1,163	"	Bären	" " " "	37	"	20	"
"	835	"	Wölfe	" " " "	5	"	68	"
"	806	"	Wildkatzen	" " " "	1	"	93	"
"	1,484	"	Hauskatzen	" " " "	1	"	11	"
"	24	"	Vielfrase	" " " "	28	"	9	"
"	554	"	Dachse	" " " "	5	"	14	"
"	443,218	"	Bisam	" " " "	1	"	21	"
"	23,548	"	" schwarzer	" " " "	1	"	96¼	"

Der Capitalwerth für vorstehend genannte Waaren beziffert sich auf ca.

1,708,000 Mark.

Der fernerweite Verlauf der Messe in amerikanischen Rauchwaaren aller Gattungen (für welche ein Quantum in Zahlen auszudrücken nicht einmal annähernd möglich ist) konnte, trotz der allgemein traurigen Geschäftslage, im großen Ganzen nicht ungünstig genannt werden.

Mit russischen Rauchwaaren, besonders vom sibirischen Markte zu Irbit, war diese Messe ziemlich bedeutend befahren, so daß für Feh, außer dem direct von hiesigen Häusern gekauften, ca. 1,700,000 Stück zum Markte kamen.

Dieses Grauwerk (— Fehwammen, Fehrücken, Fehschweife rc. in sich schließend —) geht, nachdem es in Leipzig und Umgegend durch Zurichtung und Appretur verwendbar gemacht worden ist, in Posten zu je 100 Stück verpackt, meist nach Frankreich über, auch wurden hierfür bedeutende Aufträge ertheilt.

An Hermelin betrug die Zufuhr ca. 60,000 Stück und wurde diese Waare mehr zur Speculation von hiesigen Häusern aufgekauft.

Collinski befanden sich ca. 30,000 Stück am Platze, die meist für England genommen wurden.

Zobel, hohe Waare, fehlte ganz, und blieben geringere Sorten vernachlässigt.

Für vorgenannte Sorten können Durchschnittspreise nicht gut angegeben werden, da dieselben je nach Qualität zu sehr auseinander gehen und außerdem Mode, Geschmack und mehr oder weniger Bedarf die Hauptfactoren in diesem Geschäft bilden.

Von Landwaare kamen zur Messe:

an Füchsen aus Deutschland und Oesterreich ca. 80,000 Stück,
" Frankreich . . . . " 30,000 "
" Italien . . . . " 35,000 "
" der Schweiz . . . . . . " 16,000 "
" Norwegen und Schweden . " 15,000 "

Die Preise hierfür gestalteten sich

pr. Bund à 10 Stück für deutsche . 54 —63 M,
" " " französische 34½—39 "
" " " italienische 23¼—25½ "
" " " Schweizer 58½—64½ "
" " " nordische . 105 —114 "

Der Unterschied der Preise richtete sich je nach Qualität im Allgemeinen, sowie nach mehr oder weniger sorgfältig gehaltenem Sortimente.

An „**Iltis**" waren zugeführt:

aus Deutschland und Oesterreich ca. 60,000 Stück,
" Frankreich . . . . . . " 30,000 "

und wurden

für deutsche Waare pr. Zimmer à 40 Stück 225—240 M,
für französische pr. Zimmer à 40 Stück 210—225 M

bezahlt.

Außerdem befanden sich noch ca. 15,000 Stück aus Bosnien und Dänemark am Platze, für welche 285—300 M pr. Zimmer bezahlt wurden.

Deutsche Steinmarder ca. 40,000 Stück,
französische dergl. . " 30,000 Stück

wurden erstere pr. Stück mit ca. 15¾—16½ M, letztere pr. Stück mit ca. 16—17 M bezahlt.

Von **Baummardern** läßt sich ein Quantum schwer bestimmen, da diese nach und nach nur in kleinen Partien hier anlangen. Der Preis hierfür beträgt ca. 15—16½ M pr. Stück im Original.

Landotter, ca. 6000 Stück, bezahlten sich pr. Stück mit ca. 13½ M.

Deutsche Hasen aus Schlesien und Sachsen fanden nur zum Theil Käufer, welche 60—66 M pr. 100 Stück bewilligten.

Sämmtliche Landwaare verblieb für den deutschen Consum.

Roßhaare, die gewöhnlich um diese Zeit, wo es nur halbtrockene Winterwaare giebt, nicht stark zugeführt werden, fanden nicht nur geringe Abnehmer, sondern es wurde auch von den bedeutenden vorjährigen Lagerbeständen geringer Verkauf erzielt.

Der ganze Umsatz dürfte sich auf ca. 200—300 Ctr. Mähnen, 100—150 Ctr. deutsche Stallhaare, 100—150 Ctr. Schweife beschränken, die für deutschen und etwas österreichischen Consum in kleinen Pöstchen verkauft wurden.

Die größeren Abnehmer für Hamburg, Amerika und England fehlten fast gänzlich und blieben unthätig.

Die Preise von

Mähnen in der Michaelismesse 1875 noch 66—75 M pr. Ctr., fielen in dieser Messe auf 45—57 M;
deutsche Stallhaare früher 144—156 M, fielen auf 114—126 M pr. Ctr.;
sibirische Schweife früher 240—255 M, fielen auf 204—216 M pr. Ctr.;
russische Schweife früher 174—186 M, fielen in dieser Messe auf 135—144 M pr. Ctr.

Halbschweife blieben ganz ohne Käufer.

Aber selbst zu diesen reducirten Preisen und obwol sich Inhaber bei Entnahme größerer Partien zu noch weiteren Ermäßigungen herbeigelassen hätten, waren keine Käufer zu finden.

Borsten. Mit Ausnahme der wallachischen Posten und der mittellangen (4—5 Zoll) kräftigen Waare auch aus andern Gegenden, die gänzlich zu sogar 5—10% höheren Preisen geräumt und gesucht blieben, war das Geschäft in allen anderen Sorten, hauptsächlich in Brodyer und Meseritzer Sendungen ein durchaus flaues und schleppendes.

Die Preise dieser letzterwähnten Sorten erzielten einen Abschlag von 10—15% für Deutschland, England, Frankreich und Amerika und blieben noch sehr große Lager unverkauft zurück.

Hühnerfedern blieben bei geringer Zufuhr in guter Waare preishaltend, sogar eher anziehend, so daß für dunkle pr. Ctr. 42—48 M, für weiße pr. Ctr. 90—114 M bezahlt wurde.

Gänsefedern, in geringen Posten zugeführt, erlitten eine Preisreduction von 5—10% für Deutschland, für englischen Consum wurde nichts gekauft.

Gänsedaunen bei verhältnißmäßig kleiner Zufuhr an guter, reeller Waare traf ein Preisrückgang von 15—20%, so daß für das Wenige von Deutschland und England Gekaufte noch ziemliche Lagerbestände verblieben.

Hahnfedern blieben diesmal völlig vernachlässigt.

Andere Schmuckfeder-Artikel gingen ziemlich gut, so daß **Elsterfelle** eine Preissteigerung von 25—30%, desgleichen

Schneehuhnflügel eine dergleichen von 26—30%,
Eisvögel und Eisvogelhälse von 40—50%,
Rebhuhn-, Haselhuhn-, Auerhahn-, Birkhahn- und Enten-Flügel von 10—15% erfuhren; auch wurden alle diese Artikel gänzlich geräumt.

An **Birkhahn-Schweifen** war neue Zufuhr nicht bedeutend und blieb dieselbe nebst dem alten Lager trotz 30—35% niedrigerem Preise wenig verkauft.

Von anderen mehr zur Pelzwerkbereitung dienenden Vogelfellen waren **Grebesfelle** 40—50% billiger. Der Absatz hierin konnte nicht vorzüglich genannt werden.

Ferner **Schwanfelle**, in frischer Waare gering zugeführt und altes Lager ziemlich groß, erhielten trotz Preisrückgang keine Käufer.

Pelikane waren gar nicht zugeführt und in **Pelikanfedern** nur eine kleine Partie angebracht, so daß, da Verkäufer auf alten Preisen bestanden, gar kein Abschluß erfolgte.

Von wollenen und halbwollenen (mit Baumwolle gemischten) Waaren erreichte die Gesammtzufuhr die Höhe von

44,692 Centnern

und zwar:

43,860 Ctr. im freien Verkehr,
708 " ausländische auf Conto,
124 " ausländische zur Verzollung,

ut s.

wonach gegen die Ostermesse 1875 ein minus von

4229 Centnern

sich herausstellt.

Obgleich diese Messe gegen die Parallelmesse 1875 ziemlich drei Wochen später fiel, demnach die Haupteinkäufe für diese Saison zur Messe in Frankfurt a/O. bereits stattgefunden hatten, so konnten, wenn auch die Preise sich hier um 6, 8 bis 10% in Mustersachen für den Sommer, namentlich in Stoffen für complete Anzüge gegen dort sich niedriger stellten, Spremberg, Forste, Cottbus, Leisnig, Großenhain und Peitz mit ihrem Absatze nicht unzufrieden sein.

Sehr darnieder lag dagegen der Verkauf der in beträchtlichen Mengen an den Platz gebrachten mittelfeinen und hochfeinen, glatten Tuchen, für welche der Export gänzlich fehlte, auch die wenigen Käufer aus der Schweiz und aus Hamburg kaum nennenswerthe Partien entnahmen.

Zu den erfreulichen Thatsachen gehört es indessen, daß unsere Stofffabriken immer mehr an Ausdehnung gewinnen, deren Erzeugnisse, was Qualität, Farben- und Musterzusammenstellung anlangt, die ausländische Waare immer mehr vom deutschen Markte verdrängen, so daß z. B. Aachen und viele rheinländische Tuchfabriken, die hauptsächlich fürs Ausland arbeiten, in unseren matten, glatten und schwarzen Tuchen zum Wiederverkauf nach auswärts sehr bedeutende Posten aufkaufen.

Wollene Strumpfwaaren blieben trotz billiger Angebote, soliden Materials, guter Arbeit und geschmackvoller Musterzusammenstellung namentlich für Phantasiesachen viel-

seitig vernachlässigt, da nur die allernothwendigsten Käufe, zumeist für den Zollverein, gemacht wurden.

Chemnitzer Möbelstoffe in Wolle und Halbwolle, Möbeldamaste, sogenannte Zwirnmöbel (Imperials), verkauften sich nur in ordinairem Genre; feine blieben vernachlässigt.

Chemnitzer Wollripse zu Tischdecken mit Blumen von Seide durchwirkt, auch mit seidenen Appliqués, fanden mäßigen Begehr.

Für Reichenbacher wollene Tischdecken, in welchen jede Frühjahrsmesse England und Amerika die Haupteinkäufe für das ganze Jahr besorgen, blieb leider diese Kundschaft aus.

Inländische Grossisten konnten trotz der billigen Preise, welche durch Zurückgehen der Wolle und Arbeitslöhne entstanden, für die Waare gefordert wurden, nicht überredet werden, sich mit größeren Quantitäten zu versehen, sondern kauften nur das für den Augenblick nicht zu Entbehrende.

Bradforder Artikel haben auf dem deutschen Markte alles Terrain verloren und sind in jetziger Ostermesse so gut wie gar keine Einkäufe resp. Bestellungen für den Herbst erfolgt.

Größere Aufträge hierin erhielten einige renommirte Meeraner und Wüstengiersdorfer Fabrikanten, die bei solidem Material durch guten Geschmack in Muster und Farbe besonders sich auszeichnen.

Roubaix mit seinen vorzüglich eleganten, soliden und billigen Wollenstoffen bekam nicht unbedeutende Aufträge.

Ein kleiner Umschlag ist bei Elsässer Wollenwaarenfabrikation [Markirchner (St. Marie aux mines) Artikel] insofern zu verzeichnen, als Glauchau sich bemüht, derselben den Rang abzulaufen.

Der Verlauf der Messe in Geraer und Greizer Artikeln war ein schleppender.

Mohaires, wie überhaupt bessere und theuere Stoffe, fanden bei jetziger bekannten Geschäftslage wenig Absatz, ebenso Umschlagetücher, Berliner, Wiener und Pariser Shawls.

In Baumwollwaaren aller Art belief sich der Eingang dieser Messe auf

24,018 Centner,

als:

23,291	Ctr.	im freien Verkehr,
582	=	ausländische auf Conto und
145	=	dergleichen zur Verzollung,

uts.

d. i. gegen die Parallelmesse 1875

4229 Centner

weniger.

Auch in diesem Geschäftszweige waltet der Charakter ziemlicher Stille vor und war gleich von Anfang der Messe an die früher so gewöhnte Kauflust zu vermissen.

Der Preis in baumwollenen Tuchen (für Druckbleiche) erfuhr in Anbetracht der Conjunctur und allgemeinen Verkehrsstille einen längst befürchteten Rückgang.

Für fertige Druckwaaren stellten sich die Preise infolge dessen, wie durch anhaltend kalte Witterung, die größeren Absätze nicht günstig — um 10% niedriger und gebleichte Waaren, wie Shirtings 2c. mußten denselben Weg einschlagen, um Absätze zu erzielen.

Dasselbe gilt für:

Brillantines, Travers (sogenannte Elsasser Piqués) 2c. 2c.

Schwarze Velvets blieben ohne Nachfrage, da die Mode hiervon ganz abgekommen ist.

Rohe, gebleichte, gefärbte, sowie auch bunte Barchente blieben geschäftslos.

Mehr Regsamkeit und bessere Meinung machte sich für baumwollene Rockstoffe (München-Gladbacher und Rheyder Fabrikat), sowie für bedruckte Bibers sächsischen Ursprungs bemerkbar, bei welchen sämmtlich die Preise unverändert blieben und die Käufer nicht drückten.

Elsaß mit seinen Mülhausener Erzeugnissen, die durch vorzügliche und weiche Appretur auf dem deutschen Markte sich so äußerst günstig eingeführt haben, mußte diese Messe ebenfalls unter den allenthalben zu Tage getretenen Stockungen leiden und sich empfindlichen Preisrückgängen fügen.

Aufträge wurden mäßig ertheilt.

Bettüberzüge, baumwollene — weiße sowol als farbige, in der sächsischen Lausitz und besonders in Cunewalde bei Bautzen hergestellt, machten bei gedrückten Preisen keinen belangreichen Umsatz, ebenso sogenannte Läuferstoffe, Bettvorlagen, Sophadecken, Oederaner Erzeugniß, und baumwollene mit Wolle gemischte Waffelbettdecken, welche in Callenberg bei Chemnitz fabricirt werden.

Weiß gemusterte Waaren, als façonnirte Piqués, gestreifte Satines 2c., wurden nur für Bedarf gekauft. Auch in glatten Weißwaaren als Futtergace, Mulls, Battisten, kurz auf mechanischen Stühlen hergestellten feineren Artikeln vergriff sich nur das Nöthigste und zeigte sich darin die Fabrikation des Elsaß den sächsischen Erzeugnissen gegenüber mehr und mehr als scharfer Concurrent.

Die voigtländische Weißwaaren-Industrie in Wäsche, Confections-Artikeln 2c., welche in der letzten Zeit bedeutende Anstrengungen gemacht hat, was besseres Material, Appretur, Glanz und gute Wäsche anlangt, den Berliner Fabrikanten, denen allenthalben der Vorzug gegeben wird, gleichzukommen, hat den Zeitzuständen angemessen diese Frühjahrsmesse bessere Geschäfte gemacht als erwartet worden war.

Weiße Spitzen blieben zurück, wohingegen als Neuheit die

„Gelbe Spitze" auffallend den Vorzug erhielt.

Gardinen, glatte sowol als applicirte, haben noch nie eine so schlechte Messe gemacht als dieses Mal.

Selbst die bescheidensten Erwartungen, die für deren Absatz gehegt wurden, sind unerfüllt geblieben, indem die deutsche Kundschaft nur wenig kaufte und es an auswärtigen Einkäufern ganz fehlte.

In Baumwollen-Strumpfwaaren bewegte sich der Markt bei ruhigem Geschäftsgange und empfindlicher Preisreduction in den jetzt zeitgemäßen Grenzen.

Das Hauptabsatzgebiet für alle vorgenannten Baumwollenartikel blieb Deutschland; ausländische Käufer traten nur vereinzelt auf und kamen irgend welche nennenswerthe Abschlüsse nicht zu Stande.

In Leinenwaaren belief sich für diese Messe die Zufuhr auf

11,181 Centner,

als:

10,824	Ctr.	aus dem freien Verkehr,
112	=	ausländische auf Conto und
245	=	dergleichen zur sofortigen Verzollung,

uts.

sonach im Vergleiche zur Ostermesse 1875

741 Centner

weniger.

Im Leinengeschäft war diese Messe eine ausgeprägt matte Haltung nicht zu verkennen und beschränkten sich die Umsätze nur auf den nöthigsten Bedarf.

Wenn auch für Großschönauer, Bischofswerdaer 2c. feinere Artikel in Tisch- und Bettzeugen, und für Sorauer geringere Fabrikate desselben Genres die zeitherigen Preise den letztvergangenen Messen gegenüber unverändert blieben, so zeichnete sich der Verkehr hierin durch eine vorwaltend flaue Tendenz aus.

Ein gleiches Schicksal trafen feine Hemdenleinen, die durch weiße und farbige Baumwollstoffe immer mehr vom Markte verdrängt werden, — ferner leinene Wäschartikel,

wie Hemdeneinsätze, Stickereien, Battiste, Garnituren für Damenputz ꝛc.

Die Fragen nach Bleich- und Creas-Leinen, rohen Futterleinen und Zanellas, ferner nach bunten leinenen Tischdecken ꝛc., erhoben sich nicht über den gewöhnlichen Bedarf.

Marquisenleinen, Wattirleinen, Sattlerdrells, rohe Drells zu Planen und Säcken aus den Fabriken von Großhartmannsdorf und Umgegend fanden bei geringem Preisrückgange noch ganz leidlichen Verkauf, jedoch für das Exportgeschäft nur mäßige Nachfrage.

Großschönauer gemusterte Halb- und Ganz-Leinen zu Herrenröcken erzielten, wenn auch mit geringem Nutzen für die Fabrikanten, lebhaften Absatz an Hamburger Exporteure.

Außer letztgenannten Stoffen erstreckte sich der ganze Verkauf in der Hauptsache für den Zollverein und verließen die größeren Fabrikanten mit ihren Lägern bald den Platz, da zum Eingehen neuer Engagements und Aufträge auch nicht die geringste Aussicht zu spüren war.

An Seidenwaaren wurden

1036 Centner

zugeführt, als:

950 Ctr. aus dem freien Verkehr des Zollvereins,
66 „ ausländische auf Conto und
20 „ dergleichen zur sofortigen Verzollung,
uts.

gegenüber der Frühjahrsmesse 1875

505 Centner

weniger.

Halbseidene Waaren bezifferten sich nach ihrem Eingange auf

204 Centner,

von denen

155 Ctr. aus dem freien Verkehre stammten,
33 „ ausländische zur Anschreibung auf Conto und
16 „ zur sofortigen Verzollung gelangten.
uts.

Es stellt sich sonach bei Vergleichung mit der Zufuhr vorjähriger Ostermesse ein Minus von

196 Centnern

heraus.

Für vereinsländische seidene und halbseidene Waare blieb diese Messe leider von keiner besonderen Bedeutung und waren etwa hervorzuhebende günstige Momente nicht zu verzeichnen.

Ausländische Seiden- und Halbseidenwaare, welche in der großen Mehrzahl zur Anschreibung auf laufende oder Meß-Conten gelangten, blieben von dem Meßgeschäft den Zeitumständen gemäß wenig berührt, da die sichere und feste Kundschaft darin das ganze Jahr über, also auch außer der Meßzeit, ihre Aufträge gleichmäßig je nach Bedarf ertheilt.

(Schluß folgt.)

—ψ— Die Krankenpflege. Theoretische und praktische Anweisungen von Marie Simon. Mit 25 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1876. (Seiten XI, 302; 8vo.) Nächst der ärztlichen Hilfe ist unstreitig die Pflege eines der wichtigsten Momente der Krankenbehandlung, ja oft, wenn die medicinische Wissenschaft und Kunst rathlos am Krankenbette steht und nichts mehr leisten kann, vermag dann noch eine liebevolle Pflege die Leiden wenigstens zu lindern. So schwierig und mit so großer Verantwortlichkeit nun auch der Beruf für die Krankenpflege verknüpft ist, so hat man doch erst in neuerer Zeit angefangen, derselben eine ihrer Bedeutung und Wichtigkeit entsprechende Aufmerksamkeit zu schenken. Während bis noch vor kurzer Zeit die Krankenpflege außerhalb geistlicher Genossenschaften lediglich in den Händen von Personen lag, welche dieselbe nicht als Beruf, sondern nur als Beschäftigung betrachteten und dazu weiter nichts mitbrachten als den Willen, dienstlich zu sein, so ist dies doch gegenwärtig wesentlich anders geworden. Die medicinische Wissenschaft ist endlich zu der Einsicht gelangt, daß eine gute, gewissenhafte und liebevolle Krankenpflege die Erfolge der ärztlichen Bemühungen wesentlich unterstützt und fördert und den schweren Beruf des Arztes ganz ungemein erleichtert. Daß man schließlich zu dieser Ueberzeugung gelangt ist, dazu haben besonders die Kriege der jüngsten Vergangenheit beigetragen, mit dem Krimkriege angefangen, in welchem sich besonders Miß Florence Nightingale als ebenso kundige, wie geübte und muthige Krankenpflegerin hervorgethan hat. Seit jener Zeit hat man erst angefangen, die Krankenpflege zu einem wirklichen Beruf außerhalb geistlicher Orden zu machen und ist bemüht gewesen, geeignete Persönlichkeiten für dieselbe zu schulen und heranzubilden. Auch bei uns in Deutschland haben die letzten Kriege in Bezug auf Krankenpflege dieselben Folgen gehabt, und gleich wie in England, ist dieselbe auch bei uns zu einer wichtigen Disciplin bei der Krankenbehandlung geworden, die als Lebensberuf praktisch wie theoretisch gelernt sein will. — Wie im Krimkriege Miß Florence Nightingale that sich auf den Schlachtfeldern Böhmens wie Frankreichs die Verfasserin obengenannten Werkchens, welches den dreizehnten Band der im Verlage von J. J. Weber hier erscheinenden illustrirten Gesundheitsbücher bildet, als Krankenpflegerin hervor. Mit Talent und Neigung für den Beruf einer Krankenpflegerin versehen, hatte Frau Marie Simon auf diese Weise eine praktische Schule durchgemacht und durch Aneignung auch theoretischer Kenntnisse dieselbe vervollkommnet, daß sie durch ihre reichen Erfahrungen nicht nur zur Leiterin einer Bildungsanstalt für Krankenpflegerinnen befähigt wurde, sondern auch zur Abfassung eines Leitfadens zunächst für ihre Schülerinnen, dann aber auch für Alle, welche der Krankenpflege sich zu widmen gesonnen sind. So war es Frau Marie Simon bei Abfassung der Schrift hauptsächlich darum zu thun, die Lücken, welche sich in den bisher erschienenen Lehrbüchern für die Zwecke und Ziele der Krankenpflege fühlbar machten, nach Kräften auszufüllen und den Schülerinnen der Krankenpflege die ersten Anfangsgründe ihres Berufes klar und faßlich darzustellen und ihnen dadurch eine sichere Grundlage für ihre spätere Ausbildung zu geben. Sehr richtig hebt Frau Marie Simon hervor: sind die Anfangsgründe nur mechanisch erlernt, nicht mit vollem Verständniß aufgefaßt, so werden die Pflegerinnen immer nur mehr oder weniger Maschinen sein, aber nie ihren hohen und schönen Beruf ganz und voll erfüllen. Die vorhandenen Lehrbücher setzen meistens zu viele wissenschaftliche Kenntnisse bei den Lernenden voraus, während bis jetzt der größte Theil derer, welche sich außerhalb der geistlichen Genossenschaften dem Berufe der Krankenpflege widmen, kaum die nothdürftigste Schulbildung genossen hat. Aber selbst, wenn den Betreffenden eine gute Schulbildung zu Theil geworden, so haben sie doch fast immer andere Unterrichtszweige als die zur Krankenpflege gehörenden cultivirt und müssen deshalb praktisch und theoretisch, von der Pike auf dienend, gründlich geschult werden. Trotz der vielfachen Bemühungen zur Hebung der Krankenpflege in neuerer Zeit, befindet sich dieselbe bei uns doch noch im Kindesalter; sie bedarf der stetigen, sorgsamen Entwickelung, muß überall von kundiger Hand vorsichtig geleitet werden, und zwar nicht nur, wie bisher an manchen Orten, durch theoretischen, von Aerzten geleiteten Unterricht, sondern durch praktische Unterweisung der Schülerinnen von sachverständigen Frauen, eine Methode, welche sich bei den geistlichen Genossenschaften in so trefflicher Weise bewährt hat. Wir dürfen indessen nicht verkennen, daß der weltlichen

Krankenpflege eine viel schwerere Aufgabe gestellt ist, da sie nicht, wie die geistlichen Genossenschaften, nur für und in größeren Krankeninstituten ihre Schülerinnen heranbildet; wir haben es vorzugsweise mit der Privatpflege, mit dem großen Publicum zu thun, wo die Pflegerinnen ohne permanente ärztliche Aufsicht arbeiten müssen. Darum ist hier eine weit gründlichere Schulung jeder Einzelnen nöthig. Hierzu ihr Theil beizutragen ist die Aufgabe, welche sich Marie Simon bei Herausgabe des vorliegenden Buches gestellt hat, welches zunächst den Schülerinnen des Albert-Vereines als Leitfaden in die Hand gegeben werden soll, aber auch in weiteren Kreisen, namentlich in Haus und Familie Nutzen stiften kann und wird. Das Werk beginnt mit einer allgemeinen Einleitung, in welcher sich die Verfasserin zunächst über die Methode der Schulung der Krankenpflegerinnen ausläßt und dabei den theoretischen Kenntnissen neben gründlicher praktischer Ausübung das Wort redet. Wenn theoretische Kenntnisse dazu dienen sollen, die mechanisch angeeigneten Erfahrungen verständnißmäßig zu erklären, so geben wir der Verfasserin recht, nicht aber, wenn sie die Pflegerinnen befähigen sollen, selbständig auf den Gang der Krankheit einwirken zu wollen. Hierzu gehören andere Vorbedingungen, eine andere Ausbildung, auch wol andere Fähigkeiten, obgleich dies zuweilen bestritten wird, als beim weiblichen Geschlechte gewöhnlich zu finden sind. Das Hauptverdienst der Verfasserin liegt darin, denjenigen, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, eine Vorschule geliefert zu haben, in welcher die praktisch-technischen Erfahrungen auf anatomisch-physiologische Kenntnisse gegründet sind. Der Schwerpunkt fällt natürlich auf die ersteren, und überaus werthvoll sind die vielen praktischen Winke, welche hier die erfahrene Verfasserin giebt. Verwundert haben wir uns hierbei nur, daß der verhältnißmäßig untergeordneteren Electricitätsanwendung ein so großer Umfang eingeräumt worden ist, während die ungleich schwierigeren chirurgischen Hilfsleistungen viel kürzer abgehandelt worden sind, obgleich gerade auf diesem Gebiete die Verfasserin Erfahrungen zu sammeln vorzugsweise Gelegenheit gehabt hat. Bei einer zweiten Auflage, die bei der sonstigen Brauchbarkeit des Werkes gewiß nicht ausbleiben wird, möge auf diesen Umstand Rücksicht genommen werden, wie überhaupt in der Behandlung der einzelnen Capitel eine etwas größere Gleichmäßigkeit zu wünschen wäre, bei welcher Gelegenheit auch der theoretische Inhalt zu Gunsten der praktischen Erfahrungen mit Vortheil gekürzt werden könnte; auch möchten wir einer strengeren logischen Systematisirung des Ganzen das Wort reden, dabei verlangen wir natürlich keine wissenschaftlichen Deductionen, sondern die Erfahrungen und praktischen Winke nur wohlgeordnet und naturgemäß gegliedert. Das ganze Werk ist in sechs Abschnitte getheilt, von welchen der erste den Aufenthalt und die Pflege des Kranken, der zweite den Bau des menschlichen Körpers und die wichtigsten Verrichtungen seiner Organe, der dritte die Beobachtung des Kranken, der vierte die medicinischen Hilfsleistungen und einzelne wichtige Handleistungen, der fünfte technische Hilfsleistungen und der letzte chirurgische Hilfsleistungen behandelt. Der Anhang endlich bringt Mittheilungen über das System der Schulung der Pflegerinnen des Albert-Vereines und allgemeine Verhaltungsregeln für Pflegerinnen des Albert-Vereines. Wenn wir einzelne Ausstellungen zu machen hatten, so raubt dies doch dem Ganzen nichts an seinem praktischen Werthe. Man kann ein ganz vorzügliches organisatorisches Talent besitzen und eine vortreffliche Krankenpflegerin sein, auch zur Unterweisung von Schülerinnen die nöthigen Fähigkeiten haben, ohne gerade zur Schriftstellerei berufen zu sein, zumal dieselbe überhaupt weniger in die Sphäre weiblicher Thätigkeit gehört. Schließlich wollen wir nur noch erwähnen, daß zur Veranschaulichung des Inhaltes eine Anzahl recht guter Abbildungen, zweckmäßig ausgewählt und zusammengestellt nach Aeby, Fürst, Roser und Anderen, dem Texte hinzugefügt sind.

— **Leipzig**, 31. Juli. Der vom Congreß deutscher Volkswirthe, welcher vom 25.—28. Sept. c. in Bremen über den „Ankauf der deutschen Eisenbahnen durch das Reich" berathen will, zum Referenten erwählte Hr. Prof. ꝛc. Dr. Böhmert in Dresden hat nach einem alten Congreßgebrauche den Weg der öffentlichen Enquête im Betreff der obigen Frage betreten und bereits im Februar d. J. ein Enquête-Circular veröffentlicht, welches die Gründe für und wider den betreffenden Ankauf zusammenfaßte und Vereine und Behörden zur Mittheilung von Material aufforderte. Das Circular nebst den auf Grund des eingegangenen reichhaltigen Materials verfaßten ersten vier Enquête-Berichten ist in einem im Mai erschienenen Heft I. anderweit veröffentlicht worden. Ein soeben herausgegebenes II. Heft der „Enquête über die Reichseisenbahnfrage" (Leipzig bei B. G. Teubner) bringt dazu fünf weitere Enqueteberichte unter folgenden Titeln: Die Reichseisenbahnfrage vor dem preußischen Landtage; die Stellung des Fürsten Bismarck und des Ministers Delbrück zur Reichseisenbahnfrage; die Stellung des preußischen Abgeordnetenhauses, sodann die des preußischen Herrenhauses zur Reichseisenbahnfrage; die Stellung der deutschen Mittelstaaten zu derselben. Im letzten Berichte behandelt der Verfasser die Aufgaben der Mittelstaaten im Wirthschafts- und Culturleben der Nation und sucht schließlich seinen eigenen principiellen Standpunkt zur preußischen und sächsischen Eisenbahnpolitik zu rechtfertigen. Die „Leipziger Zeitung" hat über sämmtliche Enqueteberichte bereits eingehende Mittheilungen gebracht.

Der am 4. August 1875 verstorbene Dr. jur. Hermann Härtel hierselbst hat der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ein Legat von 30,000 Mark ausgesetzt, um jungen, unbemittelten oder nicht ausreichend bemittelten, dem Deutschen Reiche angehörigen Gelehrten die Mittel zur Verfolgung bestimmter wissenschaftlicher Zwecke oder eine Belohnung für ausgezeichnete, innerhalb der letzten vier Jahre veröffentlichte wissenschaftliche Leistungen zu gewähren. Es müssen jedoch die betreffenden Gelehrten wenigstens ein Semester auf der Universität Leipzig studirt, die eigentlichen Universitätsstudien beendigt, durch eine wenn auch noch ungedruckte Schrift ihre Befähigung erwiesen haben und noch in keine besoldete Staatsanstellung eingetreten sein, wobei jedoch junge akademische Docenten und junge Gymnasiallehrer nicht unbedingt ausgeschlossen sind.

Die erste Verleihung der zweijährigen Zinsen dieses Legates, im Betrage von circa 2800 Mark, entweder in ungetrennter Summe an einen oder in zwei gleichen Hälften an zwei Bewerber, steht der philologisch-historischen Classe der unterzeichneten Gesellschaft zu und ist für wissenschaftliche Leistungen aus dem Gebiete der ebengenannten Classe bestimmt. Zur portofreien Einsendung von Bewerbungsschreiben nebst den erforderlichen Beilagen an den derzeitigen Secretair der philologisch-historischen Classe, Prof. H. L. Fleischer, wird hiermit der 1. December 1876 als Schlußtermin festgesetzt. Die näheren Bestimmungen über die Verleihung sind aus einem gedruckten Regulativ zu ersehen, welches den bei dem genannten Classensecretair darum ansuchenden Bewerbern durch die Post zugeschickt wird.

Leipzig, am 4. August 1876.

Die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

№ 64. Donnerstag, den 10. August. 1876.

Bericht über die Ostermesse in Leipzig im Jahre 1876.

(Schluß.)

Schuhwaaren.

Eine überaus schnelle und großartige Entwicklung hat das Geschäft speciell in österreichischen Schuhwaaren in dem kurzen Zeitraum von 6—7 Jahren erlangt, so daß dieser Artikel für das Meßgeschäft eine ganz bedeutende Rolle einnimmt.

Zu den Absatzgebieten hierfür, die speciell durch Leipzigs Vermittelung ihren Consum decken, gehören Mittel- und Norddeutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen in schwerer, mittler und feiner Waare, für hochelegantes, leichtes Fabrikat ist Südamerika engagirt, so daß der Umsatz für eine jede der Frühjahrs- sowie Herbstmessen sich auf 500- bis 600,000 *M.* beziffert.

Nach Nordamerika ist wegen der dortselbst stattfindenden Massenfabrikation in Schuhwerk aller Art, sowie des hohen Eingangszolls halber ein Absatz nicht zu ermöglichen.

Edelsteine rc.

Diamanten, d. h. Melées, wurden ziemlich billig angeboten und ist einiges Geschäft hierin gemacht worden.

Rosen behaupteten volle Preise, da hiervon nur wenig am Markte sich befand. Die Käufer und Verkäufer hierfür waren aus Deutschland, Rußland, Paris, London und Wien vertreten.

Rohwaare [rohe Diamanten (Brut)], zu unverändertem Preise nach wie vor gut verkäuflich, erfreute sich leidlichen Absatzes.

In indischen Perlen, d. h. Stück-, Loth- und Zahl-Perlen, in schottischen und orientalischen dergleichen, ferner in Türkisen, Topasen, Smaragden, Katzenaugen und allen in den Artikel „Edelsteine" einschlagenden Arten und in blassen und weißen Korallen lassen feste Preise sich nie bestimmen, indem das Geschäft darin lediglich auf Vertauschen und Käufen beruht, welche die Händler unter sich je nach Bedarf und Geschmack abschließen.

Rothe Korallen, in denen voriges Jahr in den italienischen Gewässern, d. i. an den Küsten Calabriens, Sardiniens, Siciliens, Corsicas, und den hier einschlagenden Gestaden Afrikas eine vorzügliche Ernte gemacht worden war, wurden zu guten Preisen sowol in roher, halbfabricirter, als auch fertiger Waare lebhaft gekauft.

Feine Galanterie- und echte Goldwaaren, versilberte und bronzirte feine Kupferwaaren aller Art, aus den Fabriken von Hanau, Iserlohn, Frankfurt a. M., Berlin, Pforzheim rc. ergaben diese Messe ein etwas günstigeres Resultat, als zu erwarten stand.

Nichtdeutsche Käufer aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, zum Theil auch Südamerika vollzogen recht leidliche Abschlüsse. Deutsche Kundschaft verhielt sich ziemlich reservirt und russische kaufte nur geringfügig, infolge niedrigen Courses des russischen Silbergeldes.

Preisherabsetzungen fanden nicht statt, da die Arbeitslöhne jetzt billiger und kleine Preisschwankungen im Rohmaterial nicht ins Gewicht fallen.

In Alfenide- und Neusilberwaaren, Eßlinger, Lüdenscheider rc. Fabrikaten wollte der Markt sich nicht recht beleben.

Deutsche Käufer nahmen wenig, das Ausland hielt sich zurück.

Böhmische Glaswaaren.

Die Bijouterie- und Kurzwaarenbranche wurde dieses Mal am Platze durch einige fünfzig Firmen vertreten, von denen trotz des nachtheiligen Einflusses der herrschenden Conjunctur recht leidliche Geschäfte vollzogen wurden.

Schon in den ersten Tagen erfolgten ziemlich viele und schnell aufeinanderfolgende vortheilhafte Einkäufe meist zu noch alten Preisen für deutschen Consum und wurden auch nicht unbedeutende Aufträge ertheilt.

Für Glasknöpfe und Glasperlen steht ein belangreicher Bedarf nicht mehr zu erwarten, da solche aus der Mode gekommen und deren frühere Verwendung zu Damenkleider- und Hutbesätzen geschmackvolleren Posamenten, Horn- und Steinknöpfen rc. hat weichen müssen.

Hohlglaswaaren, feine sowie ordinaire für den Wirthschaftsgebrauch, auch Gold- und Silberglaswaaren blieben dem früher hier nie so blühenden Geschäfte gegenüber diesmal wenig gesucht.

Gegen achtzig Firmen, als: böhmische, schlesische, sächsische und bayrische, vertraten diese Artikel. Ausland, sowie deutsche Kundschaft kauften nur den nöthigsten Bedarf.

In Bronze gefaßte Glaswaare in feinem Genre, als Ampeln, Glaslampen, Fischbehälter, Bouquethalter, Uhrgehäuse, Photographierahmen, Nähetuis, Tafelaufsätze, Schreibzeuge, Vasen rc. rc., sowie auch feine Milchglasartikel machten ein leidliches Geschäft meist für Norddeutschland.

In glasirter Thonwaare aus Böhmen sowie in lackirter aus Althaldensleben bei Magdeburg, Bitterfeld rc. war diese Messe durch ca. 24 Firmen vertreten.

Die Preise blieben wie in der Michaelismesse. Deutsche Kundschaft, sowie Exporteure hielten sich mehr, als zu erwarten stand, zurück.

Erfreulicher gestaltete sich der Umsatz in deutschem Steingute feineren Genres, worin vornehmlich altdeutsche Krüge (antike Form) von guter, grauer Steinmasse mit feiner blauer Glasur äußerst beliebt sind und nicht nur viel von Deutschland gekauft, sondern auch vielfach exportirt wurden.

Von englischem und französischem Fayence haben hauptsächlich Blumentöpfe mit Blecheinsätzen und Glasurüberzug in Elfenbeinfarbe (weil praktisch und originell) seit Jahresfrist als Neuheit sich sehr gut eingeführt und speciell für deutschen Bedarf lebhaften Absatz bei guten Preisen gefunden. Das Exportgeschäft hierin war diesmal wenig belebt.

In italienischen, französischen und englischen Majoliken verblieb das Geschäft in engen Schranken.

Was die Porzellan-Manufactur anlangte, so kann von dieser nicht viel Erfreuliches gesagt werden, da nicht allein nach Luxusartikeln, als: Aufsätze, Vasen, Nippessachen, Puppenköpfe, Spielwaaren rc., sich wenig Begehr zeigte, sondern auch Tafel- und Küchengeschirre rc. ziemlich vernachlässigt blieben.

Eine hervorzuhebende Neuheit in der Porzellanbranche, das Biscuit- (matte) Porzellan, hat als Handelsartikel für Deutschland und das Ausland einen bedeutenden Aufschwung erfahren.

Dasselbe, in Thüringen fabricirt, wird meistens zu plastischen Darstellungen, Figuren allegorischen, mythologischen und classischen Genres verwendet und hat diese Messe in theureren Sachen für Deutschland, in billigeren für Holland, Schweden, Norwegen und auch England guten Absatz erfahren.

Spielwaaren.

Spielwaaren-Fabriken, Thüringer, Nürnberger und sächsische, erhielten schon zu Anfang Februar bedeutende directe Bestellungen für Export von Amerika, da hierfür diesmal die Messe zu spät fiel und diese Waaren, die auf Segelschiffen der billigeren Fracht halber verladen werden, zu diesem Behufe zeitiger auf den Verschiffungsplätzen eintreffen mußten.

Rußland kaufte, obgleich von dort aus ebenfalls schon zu Anfang März directe Aufträge in die Fabrikorte erfolgt waren, trotzdem immer noch recht lebhaft, wenn auch zu gedrückten Preisen. Deutsche Kundschaft verhielt sich sehr passiv.

Auch für

Küchen- und Haushaltartikel

in Holz und Metall hat sich das Meßgeschäft mehr als dürftig vollzogen, da deutsche Käufer große Zurückhaltung bekundeten und die sonst dem Markte große Posten entnehmenden auswärtigen Einkäufer fehlten.

Einen wesentlichen Handels- resp. Meß-Artikel der Neuzeit bilden

Regulateure, welche nicht mehr als Gegenstand des Luxus zu betrachten, sondern fast durchgängig für jede bessere Haushaltung zum Bedürfniß geworden sind.

Der Umsatz in gegenwärtiger Ostermesse beziffert sich darin auf ca. 5000 Stück mit einem Capitalwerthe von ca. 200,000 M. Die Preise dieses Artikels sind infolge der starken Angebote namentlich in Werken immer noch sehr gedrückt und gestatten allseitig nur den bescheidensten Nutzen.

Genannter Artikel ist lediglich nur deutsches Fabrikat; die Werke hierfür liefern ausschließlich Schlesien und der Schwarzwald, einen kleinen Theil auch Berlin. Die Gehäuse werden vielfach an den Ursprungsstätten der Werke gefertigt, doch hat sich hierfür seit Jahren in Leipzig eine nennenswerthe eigene Industrie entwickelt, die um so mehr Beachtung verdient, als sie sich bemüht, den Gehäusen ein künstlerisches, stylvolles Exterieur zu geben, was im großen Ganzen bisher sehr vermißt wurde.

Ueberhaupt hat Leipzig den Handel mit Regulateuren mehr und mehr an sich genommen und versendet hierin jährlich nahe an 30,000 Stück, wovon fast ¼ auf das Ausland: Rußland, Schweden, Dänemark, England, Holland, Südamerika &c. kommt.

Durch die Ausdehnung des Consums der Regulateure haben natürlicherweise die sonst als Stubenuhren gern gekauften Pariser Pendulen etwas in den Hintergrund treten müssen; doch wird hierin, namentlich für Leipzig, immer noch ein recht leidliches Geschäft gemacht.

Auch der Handel mit Schwarzwälder Wanduhren, der seinen Hauptsitz speciell in Leipzig hat, gewinnt immer mehr und mehr an Terrain und Bedeutung.

Nächst Deutschland, welches im Consum obenan steht, sind als Käufer davon sämmtliche russische und österreichische Kronländer, Norwegen und Schweden hervorragend vertreten, auch bestellen Exporteure speciell für Afrika Uhren, deren Werth sich nach der mehr oder weniger prachtvollen und theuren Ausstattung der Gehäuse richtet. Diese Messe, trotzdem dieselbe in genanntem Artikel nicht als vorzüglich bezeichnet werden konnte, soll einen Absatz von ca. 700 Dutzend aller Gattungen erzielt haben.

An Taschenuhren betrug die Zufuhr
103 Centner,

als:

84 Ctr. ausländische auf Conto und
19 „ zur sofortigen Verpackung,

uts.

welche Summe gegen die Ostermesse 1875 ein Plus von
7 Centnern

ergiebt.

Für dieses Mal fiel die Uhrenmesse ziemlich günstig aus und wenn ein Preisrückgang von 6—10% constatirt werden kann, so findet dies in den in der Schweiz etwas zurückgegangenen Arbeitslöhnen seine Erklärung.

Im Ganzen wurden ca. 88 Centner verkauft, von denen ca. 69 Centner unter Begleitschein-Controle nach dem Auslande gingen.

Der Capitalwerth sämmtlicher auf den Markt gebrachten Uhren belief sich auf ca. 5,000,000 M.

Auch in Uhrfournituren konnte der Absatz bei unveränderten Preisen ziemlich gut genannt werden. Wenn in diesem Artikel, sowie in Uhrmacherwerkzeugen und Uhrmachermaschinen die Eingänge aus der Schweiz etwas im Rückgange begriffen sind, so findet dies seinen Grund darin, daß viele derartige Stahlwaaren in guter Qualität aus dem Inlande (Westphalen) bezogen werden.

Weniger günstig gestaltete sich der Markt in Musikwerken (Schweizer Spieldosen aller Größen), für welche die Preise sich zwar wenig geändert hatten, die Fabrikanten jedoch den Einkäufern mit einem Nachlaß von 2—5% entgegenkamen, um zu größeren Aufträgen zu animiren.

Die Fabriken in St. Croix und Umgegend, welche ganz bedeutende Mengen billig produciren, versorgten auch diesmal mit großen Posten den Meßplatz; auch war Genf in außergewöhnlichen und großen Stücken ansehnlich vertreten, es ist jedoch letzteres wegen der dortigen höheren Arbeitslöhne etwas theurer.

Der Gesammtabsatz, der dieses Mal beinahe dürftig zu nennen ist, beschränkte sich in der Hauptsache auf Deutschland.

II.

Der Waarenverkehr nach den amtlich geführten Nachweisungen.

a) Die Zufuhr von Meßartikeln vereinsländischen Ursprungs.

Während der Meßunkostenperiode diesjähriger Ostermesse vom 17. April bis mit 18. Mai d. J. betrug die Gesammtmenge aller der aus dem Zollverein stammenden Waaren
325,624 Centner,

als:

130,522 Ctr. meßzollpflichtige und } Güter,
195,102 „ meßzollfreie }

oder in Procenten ausgedrückt:

40,08% meßzollpflichtige und
59,92% meßzollfreie,

wonach bei einem Vergleiche mit der gleichnamigen Messe 1875 ein Plus von

14,012 Centnern

oder

4,30%

sich herausstellt.

Die vorausgeführte Gesammt-Centnerzahl vertheilt sich wie folgt:

Auf die

a) Leipzig-Dresdner Bahn:
20,142 Ctr. meßzollpflichtige } Güter = 53,037 Ctr.,
32,895 „ meßzollfreie }

b) Magdeburg-Leipziger Bahn:
8,770 Ctr. meßzollpflichtige } Güter = 43,704 Ctr.,
34,934 „ meßzollfreie }

c) Thüringer Bahn:
33,855 Ctr. meßzollpflichtige } Güter = 68,319 Ctr.,
34,464 „ meßzollfreie }

d) Bayrische Bahn:
34,893 Ctr. meßzollpflichtige } Güter = 56,939 Ctr.,
22,046 „ meßzollfreie }

e) Berlin-Anhalter Bahn:
10,569 Ctr. meßzollpflichtige } Güter = 61,670 Ctr.,
51,101 „ meßzollfreie }

f) Eilenburger Bahn:
15,723 Ctr. meßzollpflichtige } Güter = 34,988 Ctr.,
19,265 „ meßzollfreie }

g) den Frachtverkehr durch die Thore:
6,570 Ctr. meßzollpflichtige } Güter = 6,967 Ctr.
397 „ meßzollfreie }

Summa: 325,624 Ctr.

In Procenten ausgedrückt würde sich der Eingang beziffern:

auf der Leipzig-Dresdner Bahn mit	16,27 %,
„ „ Magdeburg-Leipziger Bahn mit	13,42 „
„ „ Thüringer Bahn mit	21,18 „
„ „ Bayrischen Bahn mit	17,46 „
„ „ Berlin-Anhalter Bahn mit	18,93 „
„ „ Eilenburger Bahn mit	10,73 „
„ den Frachtverkehr durch die Thore mit	2,01 „
	100.

Die Menge derjenigen Waaren, für welche Meßzoll erhoben worden ist und unter welche sämmtliche Manufacturwaaren fallen, betrug

130,522 Centner

oder

6,605 Centner = 5,05 %

weniger als in der Ostermesse 1875 und vertheilt sich auf folgende Artikel:

Laufende Nr.	Benennung der Waaren.	Ostermesse 1876	Gegen die Ostermesse 1875 mehr	Gegen die Ostermesse 1875 weniger
		Ctr.	Ctr.	Ctr.
1	Baumwollwaaren	23291	—	2711
2	Baumwollenes und wollenes Garn	1209	—	660
3	Eisenwaare	5648	750	—
4	Glas und Spiegel	1795	—	365
5	Holzwaaren, feine	1685	247	—
6	Musikalische Instrumente	583	—	100
7	Kautschuck- (Gummi-) Waaren	536	—	41
8	Kleider, fertige	829	118	—
9	Kupfer- und Messingwaaren	974	516	—
10	Kurzwaaren	4985	—	1553
11	Leder	25596	252	—
12	Lederwaaren	1982	—	682
13	Leinenwaaren	9214	—	2055
14	Papier und Papierwaaren	469	—	181
15	Porzellan und Steingut	3564	551	—
16	Pelzwerk	606	—	890
17	Seidenwaaren	950	—	185
18	Halbseidenwaaren	155	70	—
19	Strohwaaren	400	—	112
20	Tapeten	356	73	—
21	Tuche und Buckskins	15819	—	131
22	Andere Wollenwaaren	28041	204	—
23	Wagen	206	—	76
24	Diverse, nicht besonders genannte Waaren	1629	356	—
	Summa	130522	3137	9742

Nach diesem Verzeichnisse beträgt die Summe aller zollvereinsländischen Manufactur-Waaren

68,256 Centner,

d. i. gegen die Ostermesse 1875 um

14,022 Centner

weniger.

Von den gesammten meßzollpflichtigen Gegenständen umfassen die Manufacturwaaren

52,29 %,

von der Hauptsumme aller überhaupt eingegangenen Meßwaaren

20,21 %.

An dem Eingange von meßzollpflichtigen Waaren sind die einzelnen Vereinsstaaten, sowie auch Oesterreich in Betreff der unmittelbar an der Grenze oder bei anderen, dem Hauptzollamte Leipzig vorliegenden Zollämtern in den freien Verkehr gesetzten Artikel in der nachstehend bezeichneten Weise betheiligt gewesen:

Staat.	Ostermesse 1876	Gegenüber der Ostermesse 1875 mehr	Gegenüber der Ostermesse 1875 weniger	Bemerkungen.
	Centner	Ctr.	Ctr.	
Preußen	57,537	—	5,213	
Elsaß-Lothringen	1,436	—	1,361	
Luxemburg	1,033	—	1,616	
Bayern	2,775	91	—	
Sachsen	50,118	—	2,581	
Württemberg	624	—	50	
Baden	556	—	170	
Großherzogth. Hessen	954	236	—	
Thüringen	14,470	4850	—	
Braunschweig	146	—	72	
Mecklenburg	70	22	—	
Oesterreich	803	—	741	
Summa	130,522	5199	11,804	

Nach Procenten berechnet sich der Antheil der einzelnen Staaten an der Gesammtsumme:

für Preußen	mit 44,08 %.
„ Elsaß-Lothringen	„ 1,10 „
„ Luxemburg	„ 0,79 „
„ Bayern	„ 2,12 „
„ Sachsen	„ 38,39 „
„ Württemberg	„ 0,48 „
„ Baden	„ 0,43 „
„ Hessen	„ 0,73 „
„ Thüringen	„ 11,09 „
„ Braunschweig	„ 0,11 „
„ Mecklenburg	„ 0,06 „
„ Oesterreich	„ 0,62 „
	100,00 %.

b) Zufuhr und Absatz ausländischer Waaren.

Der Eingang an zollpflichtigen ausländischen Waaren beziffert sich auf

9395 Centner,

von denen

6931 Ctr. (einschließlich der gebleichten, gefärbten und gezwirnten Garne) sofort beim Eingange verzollt wurden,
2015 „ zur Anschreibung auf laufendes Conto und
449 „ zur Anschreibung auf Meß-Conto gelangten.

uts.

Diese in vorstehender Uebersicht (unter b.) begriffenen Summen von

2015 und
449

Sa. 2464 Centner ausländischer Waaren-Mengen sind während

der Meßzollerhebungsperiode der Ostermesse, d. i. vom 17. April bis mit 18. Mai 1876, zur Anschreibung auf Conto gelangt, einschließlich der Bestände der Meßconten, aber ausschließlich derjenigen der fortlaufenden Conten.

Bei Vergleichung der zur Ostermesse vorigen Jahres eingebrachten ausländischen Waaren mit den Gesammteingängen solcher während der diesjährigen Ostermesse eingeführten ergiebt sich, daß diesmal die Zufuhr um 6963 Centner zurückgeblieben ist.

Was den Eingang zollfreier ausländischer Gegenstände unter Zollcontrole anlangt, so wurden überhaupt eingebracht:

2621 Centner,

die sich auf folgende Artikel vertheilen:

2256	Ctr.	rohe Häute und Felle,
308	"	rohe, behaarte Schaf-, Lamm- u. Ziegenfelle,
10	"	rohe Hasen- und Kaninchenfelle,
37	"	rohe Seehund- und Robbenfelle,
8	"	astronomische, chirurgische, optische, mathematische, chemische (für Laboratorien) und physikalische Instrumente und endlich
2	"	nicht überzogenes, ungefüttertes 2c. Pelzwerk.

uts.

Gegen die Ostermesse 1875 sind davon in Summa 1768 Centner weniger eingegangen.

In welchen Gattungen und Mengen die für laufende und Meß-Conten eingegangenen und angeschriebenen Waaren bestanden haben, weist nachstehende Tabelle des Weiteren nach:

Benennung der Waaren nach Anleitung des Zolltarifes.	Zollsatz in	Ostermesse 1876	Gegen die Ostermesse 1875 mehr	Gegen die Ostermesse 1875 weniger
	M	Ctr.	Ctr.	Ctr.
Baumwollwaare, dichte, gebleichte .	30	95	—	241
Dergleichen dichte, gefärbte . . .	48	199	—	399
Dergleichen undichte	78	256	—	574
Putzwaare, baumwollene	90	32	—	15
Putzwaare, seidene	120	—	—	5
Seidenwaare	120	66	—	305
Halbseidenwaare	90	33	—	162
Stickereien, Tüll 2c., wollene . .	90	3	—	9
Wollwaare, bedruckte	75	34	—	175
Dergleichen unbedruckte, ungewalkte .	60	272	—	3453
Dergleichen gewalkte 2c., Fußteppiche	30	399	—	571
Leinwand, Battist	30	112	—	279
Kurzwaare, grobe	12	89	—	31
Vergoldete Waare	45	6	—	6
Taschenuhren	150	84	11	—
Garne aller Art	divers.	36	—	507
Wachs- und Ledertuch	6	600	—	1015
Leder, lohgares, Juchten	6	—	—	89
Lederwaare, feine	21	3	—	12
Stahlfedern, Nähnadeln 2c. . . .	30	1	—	—
Eisenwaare, grobe	2½	68	—	263
Kautschuckwaare der pos. 17d. . .	12 u. 21	12	—	28
Dergleichen der pos. 17e., f. und 18c.	45	42	—	40
Diverse Waaren	divers.	22	—	7
Summa	—	2464	11	8186
			ab:	11
			daher weniger:	8175

Hiervon wurden unter Begleitschein-Controle als unverzollt ins Ausland versendet und vom Conto abgeschrieben:

Nach:	Ostermesse 1876	Gegen die Ostermesse 1875 mehr	Gegen die Ostermesse 1875 weniger
	Ctr.	Ctr.	Ctr.
Rußland und Polen . .	147	—	142
Walachei	15	14	—
Moldau und Türkei . .	50	11	—
Oesterreich	461	—	332
Diverse Länder	189	—	114
Summa	862	25	588

Unter vorstehender Gesammtausgangssumme von netto 862 Centnern, welche vom Conto abgeschrieben unter Begleitschein-Controle versandt wurden, sind folgende Artikel in hervorragender Weise vertreten gewesen:

25	Centner	dichte, rohe und gebleichte Baumwollwaare,
54	"	dergleichen gefärbte, dichte und rohe undichte,
43	"	dergleichen undichte, gebleichte und gefärbte,
31	"	Garn aller Art,
38	"	Seidenwaare,
22	"	Halbseidenwaare,
12	"	halbseidene Putzwaare,
42	"	bedruckte Wollwaare,
200	"	ungewalkte, unbedruckte Wollwaare,
82	"	gewalkte Wollwaare,
15	"	Kautschuckwaaren aller Art,
60	"	grobe Kurz- und grobe Eisenwaare,
33	"	Leinenwaare und Leinenleibwäsche,
111	"	Wachs- und Ledertuch,
69	"	Taschenuhren,
3	"	Waaren aus unedlem Metall, echt vergoldet oder versilbert,
11	"	Porzellanwaaren 2c.

In die Zollvereinslande gingen für deren Consum von den auf Conto angeschriebenen Waarenmengen folgende durch Verzollung über:

a) aus dem Meßcontenverkehr:

124 Centner,

demnach gegenüber der Ostermesse 1875

86 Centner

weniger.

Der hieraus resultirende Zollbetrag beziffert sich auf

6127 M 95 ₰,

d. i. gegen die Ostermesse 1875

4164 M

weniger.

b) Aus dem Verkehr der laufenden Conten:

10,995 Centner,

d. i. im Vergleich zu derselben Messe 1875

1384 Centner

weniger.

Der hieraus sich berechnende Zollbetrag beläuft sich auf

465,573 M 50 ₰,

wonach sich gegen die Einnahme der Ostermesse 1875 ein minus von

74,036 M 10 ₰

herausstellt.

Das Gesammtgeldresultat aus dem Contenverkehr beziffert sich sonach auf:

471,701 M 45 ₰,

welches der Parallelmesse 1875 gegenüber einen Ausfall von

78,200 M 10 ₰

ergiebt.

Zum Schlusse ist noch zu erwähnen, daß während dieser Messe
44 Meß- und
36 laufende Conten
eröffnet gewesen sind und daß die Gesammtsumme aller ausgebrachten Certificate
1378,
und die Zahl der mit denselben zum Ausgange nachgewiesenen Colli
1529
betragen hat.

Die Ausstellung wissenschaftlicher Apparate in London.

III.*)

Wenn wir die den Apparaten für Unterrichtszwecke gewidmeten Räume verlassen, so treten wir in das Gebiet der „angewandten Mechanik". In einer großen Halle ziehen zunächst mehrere in gefälliger Weise angeordnete Objecte unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Zur Rechten und zur Linken sehen wir zwei berühmte Exemplare der frühesten Locomotiven, die jemals auf einem Schienenwege Lasten mittels der Dampfkraft befördert haben, den „Rocket" und den „Puffing Billy". Aber vorher halten wir bei einigen Gegenständen an, welche in der Geschichte der Nutzbarmachung der Dampfkraft diesen Locomotiven vorausgehen, bei Watt's Modellen von Dampfmaschinen und vor allem bei Papin's ehrwürdigem Dampfcylinder, aus dem die heutigen mannichfachen Vorrichtungen zur Beherrschung der Dampfkraft auf dem Lande und dem Wasser hervorgegangen sind.

Dieser Dampfcylinder, mit der Jahreszahl 1699, welchen das Königliche Landes-Museum in Kassel ausgestellt hat, ist fast der einzige vorhandene Zeuge der Arbeiten Denys Papin's und bildet den Beginn einer Reihe von Erfindungen, die in wenigen Dekaden unsere Lebensweise vollständig geändert haben. Der Cylinder ist von Gußeisen und sollte einen Theil einer großen Pumpmaschine bilden, die aber nie zur Vollendung gekommen ist. Dieselbe war bestimmt, einen Canal auf der Höhe von Hofgeismar mit Wasser zu versehen, mit Hilfe dessen der Landgraf Karl von Hessen-Kassel die Weserschiffahrt nach Kassel ziehen wollte, indem so die durch ihr Stapelrecht seiner Hauptstadt so lästige Stadt Münden umgangen werden sollte. Der Canal, welcher bei Stammen in die Diemel, einem bei Karlshafen mündenden Nebenfluß der Weser, auslief, war von genanntem Orte bis gegen Hofgeismar hin fast vollendet, als eine in Papin's Laboratorium stattfindende Explosion, gerade als der Landgraf dort einen Besuch machte, den kühnen Forscher zwang, dem Einfluß seiner Feinde sich durch rasche Flucht zu entziehen. Er hatte ein mit Ruderrädern versehenes Schiff hergestellt, um damit Versuche zu machen, die keinen geringeren Zweck als die Erbauung eines Dampfschiffes erstrebten. Auf diesem Schiffe wollte er, mit einem ihm durch Leibnitz erwirkten Geleitsbriefe des Kurfürsten von Hannover versehen, sich 1707 die Weser abwärts an Münden vorbei über Bremen nach England begeben. Die Mündener Schiffer aber, die ihn und seine Arbeiten nur zu genau kannten, zerschlugen trotz des Geleitsbriefes das Schiff, und er kam auf anderem Wege nach England. Hier erhielt er zwar durch Vermittelung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften anfangs einige Unterstützung, aber man wußte ihn und seine Pläne nicht zu würdigen, und er ist gestorben arm und vergessen und wer weiß wie elend durch das Scheitern seiner der Erfüllung so nahen Hoffnungen. Nicht einmal das Jahr, nicht einmal der Ort seines Todes wird bekannt.

Die von Papin veröffentlichte Skizze seiner Pumpmaschine, zu welcher der ausgestellte Cylinder gehört, sowie seine Schriften zeigen deutlich, in welch großartiger Weise er die Dampfkraft zu benutzen beabsichtigte und welche Leistungen er von derselben erwartete. Der Cylinder wurde auf der Eisenhütte zu Veckerhagen gegossen und ist auch insofern werthvoll, als er zeigt, daß bereits im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Kunst der Eisengießerei in Hessen sich auf einer hohen Stufe befand. Er kam später in den Besitz des weitbekannten Fabrikbesitzers Herrn Henschel und ist von diesem dem Landesmuseum in Kassel geschenkt worden.

Was Papin nicht erreichen konnte, die Herstellung der Dampfmaschine, gelang James Watt. Die Ausstellung enthält eine Sammlung von Originalmodellen verschiedener Theile der Dampfmaschine, welche Sammlung von Herrn Gilbert Hamilton in Birmingham dem South Kensington-Musum geschenkt ist. Ferner ist hier Newcomens Maschine, welche im Jahre 1765 James Watt zur Reparatur übergeben wurde; hierbei kam derselbe zuerst auf den Gedanken, einen getrennten selbständigen Condensator anzubringen. Die ganze Sammlung zeigt uns deutlich den Fortschritt in Watt's gedankenreicher Arbeit und die Entwicklung seiner genialen Ideen. Viele der Modelle in Holz sind nicht mehr im besten Zustande; ein Modell indessen, eine Balancier-Maschinie, ist sehr gut erhalten und ist mit all' den Verbesserungen versehen, welche wir auf den Darstellungen von Watt's Maschine in den Lehrbüchern gewöhnlich angegeben finden. Vor wenig mehr als hundert Jahren war die großartige Fabrikindustrie Englands noch nicht geboren, und hier haben wir die Anfänge der Maschinen, welche der erfinderische Geist des großen Mechanikers erdachte, um eine der gewaltigsten Kraftquellen der Natur zu leiten und der Menschheit dienstbar zu machen.

Wenden wir uns jetzt zu den beiden alten Locomotiven, die ziemlich kraus aussehen im Vergleich zu den heutigen eleganten Maschinen. „Puffing Billy" ist die älteste Locomotive, welche existirt, und die erste, welche mit glattem Rade auf glatter Schiene lief. Sie wurde im Jahre 1813 von Jonathan Foster nach William Hadley's Patent gebaut. Nach mancherlei Versuchen und Aenderungen begann sie regelmäßige Arbeit in den dem Herrn Christoph Blackett gehörenden Wylham Steinkohlengruben bei Newcastle-upon-Tyne, und hier ist sie zum Zweck des Kohlentransports ununterbrochen bis 1862 in Thätigkeit gewesen. Dann gelangte sie als Geschenk in das Patent-Museum. Die Cylinder befinden sich bei dieser Maschine in verticaler Stellung und sind von schmiedeeisernen Dampfmänteln umgeben. Die Bewegung des Kolbens wird nicht, wie es heute der Fall ist, vermittelst einer Pleuelstange auf das Rad direct übertragen, sondern dies wird durch gezahnte Räder bewirkt, welche zwischen Kurbel- und Radaxe sich befinden. Die erste Locomotive, in welcher das heute herrschende System zur Anwendung kam, insofern als die Zahnräder beseitigt sind und der Kolben des nicht mehr vertical stehenden Cylinders in directe Verbindung mit der Radaxe gebracht wird, ist der „Rocket". Diese Maschine zeigt ferner zum ersten Mal die noch heute vielfach angewendete, unter dem Namen „Stephenson'sche Coulisse" bekannte Einrichtung einer Steuerung mit zwei Excentern. Sie wurde 1829 von den Herren Stephenson & Co. gebaut und gewann bei einem Wettkampfe der Maschinen der Liverpool- und Manchester-Eisenbahn den Preis von 500 Pfd. Sterl.

In diesem Raume befindet sich weiter die erste Dampfmaschine, welche je ein Schiff getrieben hat. Diese Maschine

*) S. Nr. 61 d. Bl.

wurde im Jahre 1812 auf Henry Bell's Dampfboot „Comet" aufgestellt, welches Schiff Personen und Güter zwischen Greenock und Glasgow beförderte. Die Maschine zeigt einen Cylinder, Condensator und Pumpe und eine Anzahl Zahnräder, welche zur Uebertragung der Bewegung auf die Schaufelräder gedient haben. Das erste Dampfboot, welches zwischen England und Amerika lief, war der 1838 vollendete „Great Western". Von diesem Schiff sowol, wie vom „Comet" werden wir später die Modelle antreffen.

In dieser Halle der historischen Maschinen zieht noch das Original der ersten hydraulischen Presse, die im Jahre 1795 Josef Bramah patentirt wurde, verdiente Aufmerksamkeit auf sich. Ferner „eine neue Wassermaschine zum Löschen von Feuer" vom Jahre 1721. Diese Maschine wurde von dem Knopfmacher Richard Newsham in London construirt und ist die erste, in welcher zwei Cylinder und ein Luftreservoir mit einander verbunden sind, so daß ein ununterbrochener und gleichförmiger Strahl Wasser mit großer Kraft herausgeschleudert wird. Die Newsham'sche Erfindung finden wir mit geringen Abänderungen in allen modernen Feuerspritzen wieder.

Wenn wir uns nun von diesen geschichtlich merkwürdigen Reliquien, einige minder wichtige übergehend, zu den modernen Maschinen wenden, so müssen wir gestehen, daß diese wol kaum so viel Interesse wie die alten einzuflößen vermögen. Einige scheinen in der That mehr infolge der Nachsicht der Comités in die Ausstellung gekommen zu sein, als infolge der Berechtigung, die sie als wissenschaftliche Instrumente haben.

Die Sammlung zeigt einen fast gänzlichen Mangel an Werkzeugmaschinen, die doch in den letzten Jahren so viele Vervollkommnungen erfahren haben. Ein rühmliches Beispiel dieser Classe von Maschinen ist indessen Herrn F. Engel's (Hamburg) Maschine zum Schneiden konischer gezahnter Räder.

Neben den alten Locomotiven stehen zwei Maschinen, welche das Interesse der Ingenieure in hohem Grade erregen. Es sind Dynamometer, welche die Herren Eastons und Anderson für die Royal Agricultural Society gebaut haben. Die eine Maschine ist ein Appold'scher Reibungs-Dynamometer von 100 Pferdekraft; sie giebt die Arbeit an, welche irgend ein Motor verrichtet, und wurde gebaut, um die Arbeit von Dampfpflügen bei Versuchen zu Wolverhampton zu machen. Daneben steht ein Dynamometer vom Jahre 1874, der zur Bestimmung des Zuges oder Kraftbedarfs von Wagen aller Art und landwirthschaftlichen Geräthen, welche von Pferden gezogen werden, sowie zur Bestimmung des Widerstands von Straßen und Wegen überhaupt bestimmt ist. Das Instrument wird wie ein Pferd an das Vehikel, dessen Zug gemessen werden soll, angeschirrt und wird selbst von 2 oder 3 Pferden gezogen. Dasselbe registrirt nicht nur die Summe der verrichteten Arbeit, sondern auch den größten, geringsten und mittleren Zug, sowie den Druck auf den Rücken des Pferdes und auch den Seitendruck, wo dieser vorkommt.

Die Herren Gebrüder Siemens stellen ihre Vorrichtung zum Absenden und Empfangen von Depeschenbehältern in pneumatischen Röhren von drei Zoll Durchmesser aus. Daneben steht Herrn Bontemps' Apparat, welcher den Ort der Verstopfung auffindet im Falle, daß ein Packet stecken bleibt. Es geschieht dies durch Messung der Zeit, welche eine Luftwelle gebraucht, um bis zu der Verstopfung und zurück zu gelangen. Zur Ausführung dieser Messung dient ein Chronometer und ein Manometer.

Es befinden sich in dieser Gruppe verschiedene Sammlungen von Unterrichtsmodellen, welche eingehendste Besichtigung verdienen. Die bedeutendsten Aussteller sind die Herren Bock und Handrick in Dresden, Prof. Pigot in Dublin (die dem Royal College of Sciences for Ireland Dublin gehörigen Modelle sind von J. Schröder in Darmstadt gemacht worden) und die Königliche Bergakademie in Berlin (Director Professor Hauchecorne). Diese Modelle, besonders die von letzterer Anstalt ausgestellten, sind außerordentlich schön ausgeführt und erregen die Bewunderung der Fachmänner und hauptsächlich der Lehrer an technischen Anstalten. Die von der englischen School of Mines ausgestellten Holzmodelle können sich in der That nicht mit diesen Leistungen messen. Hier müssen wir ferner noch ein vorzüglich ausgeführtes Durchschnittsmodell einer Locomotive erwähnen, welches von dem Technologischen Institut in St. Petersburg eingeschickt worden ist. In diesem Modell ist die Steuerung einer Locomotive sehr anschaulich dargestellt; besonders wie der Umkehrhebel die Geschwindigkeit verändert oder die Bewegungsrichtung umkehrt.

Diejenigen, welche sich für ornamentale Drechslerarbeit interessiren, werden an den von Herren Tyssen Amhurst eingeschickten Gegenständen Gefallen finden. Diese bestehen aus einem Support zum Drehen von Kugeln und einem besonders eingerichteten Kugelfutter, sowie einigen Proben der damit verrichteten Arbeit. Eine dieser Proben ist ein Satz jener wunderbar aussehenden „chinesischen" Hohlkugeln, von denen eine sich immer innerhalb der andern befindet. Die größte hat ungefähr 3 Zoll Durchmesser und darin sind acht andere, jede ungefähr $^1/_{16}$ Zoll dick, und das Ganze aus einem Block Elfenbein gedreht worden.

Die Wände des Saales für „angewandte Mechanik" sind mit Zeichnungen bedeckt, welche meistens Unterrichtszwecken gewidmet sind. Die Ausführung derselben ist von sehr verschiedenem Werth. Wir können nicht wohl länger bei denselben verweilen, da sie ein eingehendes Studium erfordern und nur für den Fachmann von Interesse sind.

Es fehlt uns auch der Raum, einigermaßen eingehend die Fülle von Maschinen und Modellen in diesem Saal zu schildern, ja sie nur dem Namen nach aufzuzählen. Wir wollen nur noch ein paar hervorragende Objecte erwähnen, welche in diese Gruppe gehören, räumlich sich aber weit von derselben entfernt befinden, da sie zum Theil Dampfkraft nöthig haben, um zu arbeiten und deshalb in der Nähe der zur Ausstellung gehörenden Dampfmaschinen aufgestellt sind.

Wir heben zunächst einen Eisenbahnwagen hervor, den die französische Ostbahn ausgestellt hat. Derselbe enthält einen Zug-Dynamometer, welcher sowol die Zugkraft angiebt und registrirt, als auch die durchlaufenen Entfernungen. Die werthvollen Versuche, welche von den Herren Vuillemin, Guebhard und Dieudonné damit angestellt worden sind, werden auch den deutschen Technikern wohlbekannt sein.

Ferner ein paar Worte über zwei höchst merkwürdige Maschinen, welche bei dem mechanischen Verfahren des Typensetzens gebraucht werden und von Herrn Walter ausgestellt sind. Der Setzer hat bisher die Wörter und Sätze seines Manuscripts zusammengesetzt oder aufgebaut, indem er Buchstab nach Buchstab mit seinen Fingern aus dem betreffenden Fach des vor ihm stehenden offenen Kastens herausgenommen hat. Wenn der so zusammengestellte Satz seinen Zweck in der Druckerpresse erfüllt hatte, wurde er wieder auseinander genommen und Buchstab nach Buchstab in die entsprechenden Fächer des Kastens vertheilt. Die von Herrn Walter ausgestellten Maschinen, die Resultate vierjähriger Versuche, zeigen die Anordnungen, wie sie sich als die besten herausgestellt haben, um den Satz allein durch Mechanismus herzustellen. Die Typen-Setzmaschine besteht aus einer Reihe von Röhren, welche je eine Anzahl Exemplare von Buchstaben und Druckzeichen enthalten. Der Setzer, der das zu druckende Manuscript in geeigneter Höhe vor sich befestigt hat, „spielt" mit beiden Händen auf einer geschickt angeordneten Claviatur, und dann fällt jedesmal beim Anschlagen einer Taste die auf derselben bezeichnete Type in

eine Rinne. Alles dies geht, wenn der Arbeiter durch einige Uebung gehörige Gewandtheit erlangt hat, mit erstaunlicher Raschheit vor sich. Die Rinne führt den Satz zu einem zweiten Arbeiter, welcher denselben in Zeilen ordnet. Jeden Morgen wird auf diese Weise in der Ausstellung ein Theil des Satzes der „Times" hergestellt. Nun ist die Zeit aber viel zu kostbar, um sie dazu zu verwenden, nach dem Druck des Satzes die Typen wieder einzeln auszulesen und in die verschiedenen Fächer zu bringen. Nein — nach dem Druck kommt der Satz in die Letterngießmaschine, welche in ganz automatischer Weise den Guß ausführt und die Lettern in die betreffenden Röhren befördert. Man spart damit an Zeit und hat immer frische, scharf gezeichnete Lettern. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß diese sinnreichen Maschinen auch auf dem Continent Eingang finden werden, zumal wenn die Setzerstrikes sich wiederholen.

Wenn wir den Hauptsaal der „angewandten Mechanik" verlassen, so kommen wir in lange Gallerien, welche der Schiffsbaukunst und dem Marine-Ingenieurwesen gewidmet sind. In langer Reihe sehen wir dort Modelle der bedeutendsten Kriegs- und Handelsschiffe, welche innerhalb der letzten Jahre — der Mehrzahl nach in England — gebaut worden sind. Einen hervorragenden Platz nimmt hier das Modell unserer respectabeln Panzerfregatten „Kaiser" und „Deutschland" ein, die von den Erbauern dieser Schiffe, den Gebrüdern Samuda, ausgestellt sind.

In einem anstoßenden Zimmer kommen wir zu Hrn. Froude's Modellen, welche seine Methode erläutern, die Widerstandsfähigkeit der Schiffe zu bestimmen, wie sie in der englischen Flotte jetzt zur Anwendung kommt. Versuche haben gezeigt, daß die mit den Modellen erhaltenen Resultate sehr genau mit denen übereinstimmen, welche das Schiff selbst liefert, so daß man nicht länger nöthig hat, diese zu den Versuchen zu benutzen. Die Modelle, zwischen 6 und 16 Fuß lang, sind aus hartem Paraffin gemacht. Der zur Herstellung und Benutzung dieser Modelle gehörende Apparat besteht aus Vorrichtungen zum Zeichnen, Formen und Gießen der Modelle, einer selbstthätigen Maschinerie, um ihnen genau die Form des Schiffes zu geben, einer Vorrichtung, um sie mit der verlangten Geschwindigkeit durch das Wasser zu bewegen und zur automatischen Aufzeichnung der Haupt-Versuchsergebnisse, nämlich der Geschwindigkeit, des Widerstands und der Niveauveränderung, welche an jedem Ende durch die Geschwindigkeit der Bewegung hervorgerufen wird. Wenn das Modell genau die Umrisse des Schiffes, dessen Form vorher scharf bestimmt worden ist, darstellt, wird es in Wasser gebracht und mit einem Dynamometer-Schleppwagen verbunden, der auf einem ungefähr 200 Fuß langen, über dem Wasser befindlichen Schienenwege läuft. Die Zugkraft, welche erforderlich ist, damit das Modell dem Schleppwagen folge, wird während des Versuches durch eine Spiralfeder bestimmt, deren Spannung, welche die Zugkraft mißt, in vergrößertem Maße mit einer Feder auf einem sich drehenden Cylinder aufgezeichnet wird. Dieser Cylinder steht auch im Zusammenhang mit den Rädern des Schleppwagens und zeigt dadurch ferner die durchlaufene Entfernung an. Zugleich giebt eine andere Feder die Zeit in halben Sekunden an. Andere Federn, auf welche die Bewegung durch über Rollen gezogene Fäden übertragen wird, zeichnen die Niveauveränderung an den Enden des Modells auf. Der Schleppwagen wird vermittelst eines Drahtseils, welches sich auf eine Trommel aufwindet, von einer kleinen Dampfmaschine bewegt. Die Zeichnungen liefern ein genaues Maß der Geschwindigkeit und eine ununterbrochene Aufzeichnung der Widerstände und der Niveauänderungen an dem Modell.

Nach der Gallerie der Schiffsmodelle kommen wir in eine andere, welche Modelle von Leuchtthürmen und dazu gehörigen Apparaten enthält. Hier müssen wir zuerst die prachtvolle Sammlung erwähnen, welche die frühesten von Fresnel gemachten Versuche darstellt und die von dem Service des Phares de France ausgestellt worden ist. Fresnel setzte zuerst Linsen an die Stelle reflectirender Spiegel. Er setzte dieselben aus verschiedenen Stücken zusammen und bezeichnete die Curven derselben so, daß parallele Strahlen erhalten wurden. Er erhielt im Jahre 1819 die Summe von 500 Frcs., um eine Versuchslinse herzustellen. Der Optiker Soleil führte dieselbe so gut aus, als es die damaligen Materialien gestatteten. Glas wurde zu der Zeit noch ausschließlich mit der Hand gemacht und konnte nur in ebene oder sphärische Form leicht gebracht werden. Ferner waren die Glashütten nicht im Stande, genügend große Stücke frei von Blasen und Streifen zu liefern. Fresnel indeß entdeckte ein Verfahren, das Glas wieder zu schmelzen, ohne seine Durchsichtigkeit zu vermindern. Seine erste Versuchslinse von 35 Centimeter Durchmesser ist von dem Conservatoire des Arts et des Métiers eingeschickt worden. Sie besteht aus 21 zusammengekitteten Stücken, die auf einer Glasscheibe befestigt sind. Später stellte Fresnel mit Hilfe des Optikers Soleil einen drehbaren linsenförmigen Leuchtapparat her. Der Haupttheil desselben enthält acht quadratförmige Linsen von 76 Centimeter, welche zusammen ein achtseitiges Prisma bilden, das in einem Cylinder von 2 Meter Durchmesser eingeschrieben ist. Eine der acht staffelförmig gestalteten Linsen ist ausgestellt. Sie besteht aus 100 zusammengekitteten Stücken Glas. Diese Versuche bilden die Grundlage zu den vielen Verbesserungen, welche die Laternen der Leuchthäuser in neuester Zeit erfahren haben. Die Ausstellung ist sehr reichhaltig. Wir finden viele Modelle von Leuchthäusern, z. B. der Leuchtthurm von Eddisstone, den vom Bishop Rock, einem Riff in der Nähe der Scilly-Inseln traurigen Andenkens, wo vor nicht gar langer Zeit ein Bremer Schiff zu Grunde ging. Das Trinity-House stellt einen vollständigen Leuchtapparat aus, der für die „Little Basses" genannten Felsen südlich von der Insel Ceylon bestimmt ist. Die Laterne ist zwölfseitig und macht eine vollständige Umdrehung in je 6 Minuten, so daß in jeder Minute ein doppelter Lichtblitz das Auge des Beobachters trifft. Jeden Abend strahlt das „Little Basses-Leuchthaus" sein intensives Licht in den die Ausstellungsräume umgebenden Garten aus.

Wir haben jetzt sowol Schallhäuser wie Leuchthäuser, und verschiedene Vorrichtungen, um die Seeleute durch Schallsignale zu warnen, sind ausgestellt, von dem riesigen Nebelsignal des Trinity-House an bis zu der „Aurora", dem fast zierlichen Apparat des Hrn. Holmes, der am Bord gebraucht werden soll und einen höchst durchdringenden Ton liefert. Als sehr interessant müssen wir hier noch eine Reihe von Zeichnungen erwähnen, welche die Vorrichtungen erläutern, die von der österreichischen Admiralität im Adriatischen Meere angewendet werden.

— Mit dem genau zu dem prospectmäßigen Termine ausgegebenen achten Bande der neuen Auflage des Meyer'schen Conversations-Lexikons (Leipzig, Bibliographisches Institut), der die Artikel Gottland bis Holar umfaßt, hat dieses empfehlenswerthe Unternehmen bereits die Hälfte seines Umfanges überschritten. Es schließt sich somit in dieser gänzlich umgearbeiteten dritten Auflage genau an die vorhergegangene an, die es aber an Reichhaltigkeit weit übertrifft. Der vorliegende Band enthält 3447 einzelne Artikel, gegen nur 2922 des entsprechenden Bandes der vorigen Auflage, mithin 525 mehr, welche nicht nur für das Werk neu sind, sondern zum überwiegenden Theile auch als Neu-

heiten in den verschiedensten Gebieten der unmittelbaren Gegenwart und jüngsten Vergangenheit angehörend gelten müssen. Die anerkannte besondere Sorgfalt, welche die Redaction der Biographie unserer Zeitgenossen widmet, wird auch von diesem Bande wieder bestätigt. Die Artikel über zwei der hervorragendsten Namen auf geistigem Gebiete, über den Naturforscher Helmholtz (von Prof. Fick) und den Philosophen von Hartmann verdienen hier hervorgehoben zu werden, ebenso wie anderweit die Biographie Herbart's, zugleich eine lichtvolle Darstellung von dessen Lehre (beide von Rob. Zimmermann). Bei Gelegenheit der Denkmalsfeier des letztern werden sie vielfach nachgelesen worden sein. Für die Geschichtsdarstellung bot dieser Band größere Aufgaben in den Artikeln Griechenland (auch für die Tagesfrage von Interesse), Großbritannien, Hessen, wie auch der Artikel Hamburg, als Vorbild für die Behandlung von Städten solcher Bedeutung unter anerkennenswerther Berücksichtigung des Verkehrslebens signalisirt werden kann. Die Artikel über „Handel" mit den mannigfachen Zusammensetzungen sind räumlich so gestellt worden, daß es möglich war, darin eine ziemlich erschöpfende Belehrung zu geben. Ein klares und nicht minder lehrreiches Bild entwirft der Artikel „Handelskrisis" von den Verhängnissen, welche sich in den letzten Jahren auf dem Geldmarkte vollzogen haben, begleitet von werthvollen statistischen Nachweisen über Ausdehnung und Verlauf der Gründungsperiode. Neu ist u. a. auch ein Artikel über den Handelstag; zweckmäßig und zeitgemäß sind die Artikel über Haftpflicht und Hausindustrie. Anzuerkennen ist die Beachtung der allgemeineren Handels- und Verkehrsinteressen. Der Artikel Grundsteuer von Herrn K. Burkart, einer Capacität auf diesem Gebiete, wird vielfach willkommen sein. Ein Seitenstück zu den Geschützen des vorigen Bandes bildet der Artikel Handfeuerwaffen, begleitet von einer auf zwei sorgfältig ausgeführten Tafeln zusammengestellten praktischen Uebersicht der modernen Infanteriegewehre der wichtigsten Staaten. Die übrigen Illustrationsbeilagen des Bandes bestehen aus 19 Tafeln, darunter 5 Landkarten; 48 Abbildungen sind im Texte mit aufgenommen.

* **Vergleichende Betrachtungen über die Schlachten von Belleallliance und Königgrätz in strategischer und tactischer Beziehung. Von Freihrn. v. Schleinitz, Hauptmann im Kgl. Preuß. 10. Jäger-Bataillon.**

Die Schlachten bei Belleallliance und Königgrätz haben bekanntlich in ihrem Verlauf den Umstand gemeinsam, daß die anfänglich günstige Lage der einen Partei durch das rechtzeitige Eingreifen einer zur Unterstützung der gegnerischen Partei herbeieilenden Armee sich in vollständige Niederlage verwandelt. Dieses charakteristische Merkmal mag den Verfasser vornehmlich bewogen haben, gerade jene in ihren Erfolgen so eminent wichtigen Schlachten einer vergleichenden Betrachtung zu unterziehen. Verfasser hat seine Aufgabe in einer sehr glücklichen Weise gelöst. In klarer, prägnanter und logischer Darstellung werden die tactischen und strategischen Beziehungen beider Schlachten einander gegenübergestellt, die gemachten Fehler und die Ursachen, welche — größtentheils außerhalb des Schlachtfeldes liegend — die Niederlagen der französischen, bez. österreichisch-sächsischen Armee herbeigeführt haben, veranschaulicht, sowie endlich diejenigen Maßregeln angegeben, welche menschlicher Berechnung nach die Katastrophen hätten abwenden können. Die Charaktere und persönlichen Situationen Napoleon's und Benedek's werden hierbei mit großem Recht eingehender behandelt, da durch deren persönliche Entschließungen der Verlauf der Kämpfe wesentlich bestimmt worden ist. Man kann dem Verfasser im Allgemeinen nicht den Vorwurf machen, sich nicht objectiv genug gehalten zu haben, indessen will es scheinen, als ob Napoleon selbst mehr als nöthig Schuld an der Niederlage beigemessen wird. Es war ein großer und kühn durchgeführter Plan Napoleon's, sich erst gegen Blücher zu wenden, diesen bei Ligny zu schlagen und sich dann mit aller Energie auf Wellington zu werfen. Daß Marschall Grouchy seine Aufgabe, Fühlung mit Blücher zu halten, ihn ev. festzuhalten, so wenig erfüllte, daß Letzterer ungehindert in die Schlacht eingreifen und den Wendepunkt in derselben herbeiführen konnte, ist jenem allein zuzuschreiben; Grouchy fällt daher zum weitaus größten Theil die Niederlage zur Last. Was die Betrachtungen über Königgrätz anlangt, so dürften selbst von österreichischer Seite wesentliche Einwendungen gegen dieselben nicht erhoben werden können.

M. — **Führer durch die Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München von K. A. Regnet. Mit Plan des Ausstellungs-Raumes. Wien, Lehmann und Wentzel, 1876.**

Unter dem vorstehenden, fast zu anspruchslosen Titel hat der als Kunstschriftsteller rühmlich bekannte Verfasser den Besuchern der Münchener Ausstellung eine überaus dankenswerthe Gabe geboten, die denn auch, wie wir aus eigner Anschauung bezeugen können, bei den Gästen des „Glaspalastes" die anerkennendste Aufnahme findet. Denn die beiden „officiellen" Kataloge geben eben blos das nackte Verzeichniß der ausgestellten Gegenstände und ihrer Einsender ohne jede historisch oder sonstwie sachlich orientirende Erläuterung. Nur den Plan des Ausstellungsraumes haben sie mit Herrn Regnet's „Führer" gemein. Dieser gesellt sich dagegen dem Beschauer als wohlunterrichteter Begleiter, nicht um jedes einzelne Ausstellungsstück zu benennen, sondern um an den einzelnen Gruppen der Gegenstände die Culturbedeutung der Kunst- und Kunstgewerbe-Entwicklung in unserem Nationalleben anzudeuten, Entstehung und Gestaltung der verschiedenen technischen Entwicklungsgänge zu bezeichnen, die wichtigsten Meister und Erfinder aus Vergangenheit und Gegenwart in den einzelnen Branchen hervorzuheben, auf die Pragmatik der Stylformen als Ergebnisse des jeweiligen Civilisationsstandpunktes ihrer Herrschaftsepoche hinzuweisen u. s. w. Dies geschieht, indem der Verfasser die einzelnen Ausstellungsräume durchwandert und bald hier, bald da an einen der hervorragenderen Gegenstände seine Erläuterungen über jene technische Gruppe knüpft, welcher derselbe unmittelbar oder mittelbar angehört. So gelangt man zu den interessantesten und belehrendsten Uebersichten der technischen Entwicklungsphasen nahezu jeder in der Ausstellung vertretenen Branche des Kunstgewerbes von den ältesten Anfängen bis auf die allermodernsten Vervollkommnuugen herab. Neben der Erinnerung an die Ausstellung, bietet also der Regnet'sche „Führer" zugleich ein überaus handliches Nachschlagbuch von bleibendem Werthe für Jedermann, dem es nicht blos um ein vergeßliches Durchlaufen dieser in Erscheinung, künstlerischer Aufstellung und Vollständigkeit einzigen Sammlung des Kunstfleißes deutscher Nation zu thun war. Und diese wahrhaft erstaunliche Fülle sachwissenschaftlicher Erläuterungen ist auf einen so knappen Raum zusammengedrängt (166 Seiten Kleinoctav), daß der Ausstellungsbesucher nicht nur sofort angesichts der ihn besonders interessirenden Gegenstände sich deren Verständniß zu erleichtern vermag, sondern auch der Verleger für den Regnet'schen „Führer" einen Preis bemessen konnte (1 *M* 60 *S*), der noch nicht den der officiellen Kataloge erreicht. Da dem Vernehmen nach eine zweite Auflage des trefflichen Büchleins sich bereits unter der Presse befindet, so sei der Wunsch lebhaft betont, daß dieselbe auch ein Fach- und Nameuregister bringen, die Druckfehlerfülle des vorliegenden Büchleins aber vermindern möge. Letztere ist freilich dadurch entschuldigt, daß der „Führer" mit seinen vielen Vorzügen auch den vereinigte, gleichzeitig mit den officiellen Katalogen zu erscheinen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 65. Sonntag, den 13. August. 1876.

Die Steuerreform und das Einkommensteuergesetz im Königreiche Sachsen vom 22. December 1874.

Von Gustav Wahl.

IV.

Die Declarationspflicht.

Die wohl am Meisten besprochene und im Publicum mißbilligte Eigenthümlichkeit des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 entspringt aus den Bestimmungen der §§. 12, 38, 39 und 47 über die Declaration des steuerpflichtigen Einkommens durch die Beitragspflichtigen und die Rechtsnachtheile, welche die zur Abgabe einer Declaration speciell aufgeforderten Beitragspflichtigen trifft, wenn sie der an sie ergangenen Aufforderung innerhalb der dafür gesetzten Frist nicht nachkommen.

Das Preußische Gesetz über die Classen- und classificirte Einkommensteuer abstrahirt bekanntlich von dem allgemeinen Anverlangen einer Declaration des Einkommens durch die Beitragspflichtigen ganz. Das Englische und das Hamburgische Einkommensteuergesetz fordern dagegen die Beitragspflichtigen allerdings zur Abgabe von wahrheitsgemäßen Declarationen über ihr steuerpflichtiges Einkommen auf, stellen die Erfüllung dieser Forderung aber nicht als eine Zwangspflicht, deren Versäumung Rechtsnachtheile zur Folge hat, sondern mehr als eine patriotische Leistung hin, die zugleich im eigenen Interesse der Beitragspflichtigen liege und die mit der amtlichen Ermittelung des steuerpflichtigen Einkommens verbundenen Unannehmlichkeiten, wenn auch nicht beseitige, so doch wesentlich vermindere. Es werden daher in diesen Gesetzen auch nur Denjenigen, die in betrügerischer Absicht oder gewissenlosem Leichtsinn unrichtig declariren (§§. 14 und 15 des Hamburger Gesetzes), — oder die eine Anzeige darüber, daß sie ein steuerpflichtiges Einkommen überhaupt beziehen oder von den Schätzungsbürgern zu niedrig abgeschätzt worden sind, unterlassen (§§. 13 und 15 deff. Gesetzes), Strafe angedroht, — während denjenigen Beitragspflichtigen, welche die Abgabe einer bestimmten formellen Vorschriften entsprechenden Declaration einfach unterlassen und die Einschätzung durch die Schätzungsbürger ruhig abwarten, keinerlei Rechtsnachtheil in Aussicht gestellt wird.

Viele, und darunter sehr gewichtige Stimmen, wie z. B. Roscher in Leipzig, geben dem Einschätzungsverfahren ohne Declaration den Vorzug. Und Klagen über die Declarationspflicht des Gesetzes vom 22. December 1874 sind, dies läßt sich nicht in Abrede stellen, vielfach laut geworden.

Was nun diese Declarationspflicht selbst anlangt, so ist es jedenfalls interessant und für die Beurtheilung der Beschwerden über dieselbe von Wichtigkeit, daß in Hamburg, wo eine solche im strengen Sinne des Wortes gar nicht besteht, nach dem im III. Hefte der Statistik des Hamburgischen Staates abgedruckten, überaus belehrenden Aufsatze Neßmann's bereits bei der ersten Einschätzung i. J. 1866

81,26 Procent sämmtlicher abgeschätzten Beitragspflichtigen, nämlich 36,666 von 45,124, als Selbstschätzer aufgetreten sind, — und daß die Zahl der Declaranten im Jahre

		Gesammtzahl aller Beitragspflichtigen:		Zahl der Selbstschätzer:		
1867	von	52,980	auf	46,774	= 88,29 %	sämmtlicher Beitragspflichtigen,
1868	=	51,263	=	43,374	= 84,61 %	sämmtlicher Beitragspflichtigen,
1869	=	56,428	=	46,887	= 83,09 %	sämmtlicher Beitragspflichtigen,
im Durchschnitt der 4 Jahre						
1866/69	von	51,449	auf	43,425	= 84,4 %	sämmtlicher Beitragspflichtigen

sich belaufen hat.

Nach den den Ständen mitgetheilten Einschätzungsergebnissen sind dagegen 1875 in Sachsen überhaupt

971,886 Beitragspflichtige

eingeschätzt worden, von denen aber nur

97,482 = 10,03 % sämmtlicher Beitragspflichtigen

ein nach der Einschätzung 1600 ℳ übersteigendes Einkommen gehabt haben und präsumtiv zur Abgabe einer Declaration nach der Bestimmung in Abs. 2 des §. 38 des Gesetzes vom 22. December 1874 speciell aufgefordert worden sind, während

874,404 = 89,97 % sämmtlicher Beitragspflichtigen

nach der Einschätzung ein Einkommen von nur 1600 ℳ und weniger bezogen haben und, aller Wahrscheinlichkeit nach, gar nicht unter Uebersendung eines Declarationsformulars zur Declaration ihres Einkommens veranlaßt worden sind.

Von den 971,886 Beitragspflichtigen in Sachsen haben nun aber überhaupt nur

128,311 Beitragspflichtige, d. h. 13,20 % sämmtlicher Beitragspflichtigen,

declarirt. Es zeigt sich daher, daß die Beitragspflichtigen in Hamburg regelmäßig in relativ weit größerer Anzahl, als in Sachsen, der Forderung des Gesetzes entsprochen haben.

Auf den ersten Blick hin könnte es hiernach scheinen, als habe man eigentlich gar nicht nöthig gehabt, in Sachsen dem Bedürfniß der Steuerverwaltung durch Einführung des Declarationszwanges zu Hilfe zu kommen, — ja als habe vielleicht gerade dessen Einführung verschuldet, daß hier eine im Vergleiche mit Hamburg so überaus geringe Zahl von Beitragspflichtigen (13,20 : 81,26 resp. 84,4) dem allgemeinen gesetzlichen Gebote, bez. der an die einzelnen Beitragspflichtigen unter Androhung des Verlustes des Reclamationsrechtes speciell erlassenen Aufforderung Folge geleistet haben. Nichts aber wäre irriger. Es berechtigen die vorgeführten Zahlen weder zu dieser Ansicht, noch zu der Annahme einer besonderen Neigung zur Ungesetzlichkeit auf Seite der Sächsi-

schen Beitragspflichtigen, zu der am Ende gar übelwollende Kritiker sich versteigen könnten. Es belegen diese Zahlen vielmehr nur, daß in Sachsen die Aufstellung einer richtigen Declaration einem weitaus größeren Theile der Beitragspflichtigen viel schwerer fällt, als dies in Hamburg der Fall ist, — und daß ebendeshalb von den gesetzgebenden Factoren nicht mit so großer Zuversicht, wie in Hamburg, auf die Thatkraft der eignen Einsicht der Beitragspflichtigen gerechnet, und ihr allein die Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses der Steuerverwaltung überlassen werden konnte.

Es ergiebt sich das ganz überzeugend daraus, daß in Hamburg im Jahre 1870, für welches allein eine hierauf bezügliche Zusammenstellung vorliegt, nach dem im VII. Heft der Statistik des Hamburgischen Staates abgedruckten Aufsatze Neßmann's die eingeschätzte Bevölkerung nach den verschiedenen Berufsgruppen in

	Zahl der Köpfe:	%	Versteuertes Einkommen ℳ	%	Steuerertrag ℳ	%
1) Landwirthschaft Betreibende .	814	1,9	1,426,440	0,9	15,495	0,5
2) Industrie . . .	20,413	39,1	25,233,480	16,7	263,491	8,9
3) Handel . . .	15,922	30,5	81,821,760	54,1	1,896,182	64,0
4) Uebrige Berufe	15,029	28,5	42,910,800	28,3	788,738	26,6
	52,208	100	151,392,480	100	2,963,906	100

sich vertheilt hat.

In Leipzig dagegen, wo die Verhältnisse noch am meisten denen von Hamburg ähneln, kamen von der gewerbe- und personalsteuerpflichtigen Bevölkerung nach dem 4. Hefte der von Knapp herausgegebenen Mittheilungen des statistischen Bureaus der Stadt Leipzig im Jahre 1866 auf die die

	Kopfzahl	%	mit einem Steuerbetrage von ℳ	%
1) Landwirthschaft Betreibenden	30	0,1	96	0,1
2) Industrie	31,980	77,4	48,197	26,2
3) Handel	2,357	5,7	85,737	46,6
4) Uebrige Berufe . . .	6,920	16,8	49,800	27,1
	41,287	100	183,830	100

Im ganzen Königreich Sachsen endlich sind von der gesammten Bevölkerung — nach der hierauf bezüglichen Zusammenstellung in der Beilage zu Nr. 1—6 der Zeitschrift des Königl. Sächs. Statistischen Bureaus, Jahrgang 1875, — im Jahre 1871 auf die

	Kopfzahl absolut	in Procenten
1) die Land- und Forstwirthschaft, Gärtnerei, Jagd, Fischerei und Weinbau Betreibenden	414,453	16,21
2) die Bergbau, Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen Betreibenden	1,324,869	51,83
3) Handel und Verkehr	258,892	10,13
4) alle übrigen Berufe	558,030	21,83
	2,556,244	100

gefallen.

Wenn nun auch bei Eintheilung der Bevölkerung in die für Hamburg, Leipzig und Sachsen übereinstimmend angenommenen Kategorien vielleicht nicht ganz gleichmäßig verfahren worden ist und die gegebenen Zahlen überhaupt auf exacte Genauigkeit keinen Anspruch machen können: so geht doch aus denselben ganz zweifellos hervor, daß die Zahl der Beitragspflichtigen, welche nach Art. 28 und 29 des Handelsgesetzbuchs zur kaufmännischen Buchführung verpflichtet sind und jedenfalls auch wirklich Bücher führen, — und das sind wahrscheinlich alle in die 3. Kategorie und ein sehr großer Theil der in die 2. Kategorie fallenden Beitragspflichtigen — in Hamburg procental weit größer ($30,5 + \frac{39,1}{x}$ Procent der zur Einkommensteuer eingeschätzten Einwohner) ist, als in Leipzig ($5 + \frac{77,4}{x_I}$ Procent der zur Gewerbe- und Personalsteuer eingeschätzten Personen) und Sachsen ($10 + \frac{51,83}{x_{II}}$ Procent der gesammten Bevölkerung).

Die Beitragspflichtigen, welche über ihre Einnahmen und Ausgaben nach den Regeln der kaufmännischen Buchführung fortlaufend Buch und Rechnung führen, sind aber auch in Sachsen diejenigen, denen die Erfüllung der gesetzlichen Declarationspflicht nicht die mindeste Arbeit und Mühe verursacht. Denn in §. 22 des Sächs. Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 ist unter Nr. 1 ausdrücklich bestimmt:

„Beim Handels- und Gewerbebetriebe ist der Reingewinn nach den Grundsätzen zu berechnen, wie solche für die Inventur und Bilanz durch das Handelsgesetzbuch vorgeschrieben sind und sonst dem Gebrauche eines ordentlichen Kaufmanns entsprechen; insbesondere gilt dies vom Zuwachs und andererseits von der Abnutzung des Anlagecapitals, sowie von Forderungen und Schulden und deren Zinsen. Im Uebrigen leiden die in §. 17 aufgestellten Grundsätze auch hier Anwendung."

In der Thatsache nun, daß in Hamburg 69,6% sämmtlicher Beitragspflichtigen Handel und Industrie betreiben, welche ohne irgend welche Schwierigkeit und ohne besondere Vorarbeiten nöthig zu haben, ihr jährliches Einkommen den Einschätzungscommissionen declariren können, und daß in Hamburg allen Beitragspflichtigen ohne Ausnahme Declarations-Formulare von dem Steuer-Controle-Bureau zur Ausfüllung zugesendet werden (§. 10 des Hamburger Gesetzes), — nicht in anderen Dingen ist der Grund zu suchen, warum in Hamburg so stark declarirt wird und die Zahl der Selbstschätzer (Declaranten) auf überhaupt 84,4% sämmtlicher Beitragspflichtigen, d. i. 71,2% mehr als in Sachsen (13,20%), sich beläuft.

Es erklärt sich hieraus vollständig, daß die „die Landwirthschaft" und die „die übrigen Berufsarten" betreibenden Beitragspflichtigen, eben weil sie (mit Ausnahme der verhältnißmäßig kleinen Zahl der größeren Grundbesitzer) in der Regel keine nach der Art der kaufmännischen Buchführung eingerichtete fortlaufende Rechnung über ihre sämmtlichen Einnahmen und Ausgaben führen, nur ungern und verhältnißmäßig selten zur Anfertigung einer Declaration sich entschließen. Und es ist nicht zu verwundern, daß sie, wenn sie dies dennoch thun, auch bei bestem Willen und Anwendung größter Sorgfalt doch recht häufig in der Auslegung der §§. 17, 19, 20 und 21 des Einkommensteuergesetzes irren und oftmals ein viel geringeres steuerpflichtiges Einkommen, als sie in Wirklichkeit beziehen, sich herausrechnen. Natürlich verletzt es dann gerade den seiner Redlichkeit und seines guten Willens sich bestimmt bewußten Mann ganz besonders, wenn die Einschätzungscommissionen von der in Abs. 4 des §. 43 des Einkommensteuergesetzes ihnen eingeräumten Befugniß Gebrauch machen, und, erdrückt von der Masse der ihnen obliegenden Geschäfte, ohne irgend welche Rückfrage oder specielle Erörterung der concreten Verhältnisse, über die in der Declaration enthaltenen Angaben der Beitragspflichtigen einfach sich hinwegsetzen und auf Grund ihrer eigenen, nicht immer richtigen Kenntniß der Verhältnisse den Declaranten mit einem vielleicht weit höheren Einkommensbetrage, als er in Wirklichkeit bezieht, in das Cataster einstellen.

Denn der Anschein einer Defraudations-Beschuldigung ist mit jeder Verwerfung einer Declaration und der darin liegenden Verweisung auf den Reclamationsweg zweifellos verbunden. Es kränkt dies Verfahren aber nur umsomehr, weil es in den meisten Fällen an der Möglichkeit gebricht, die Unrichtigkeit einer Declaration und eine defraudatorische Absicht auch nur soweit nachzuweisen und zu

bescheinigen, daß selbst der strengste Richter*), wenigstens die Einleitung der Voruntersuchung beschließen könnte. Auch läßt sich nicht wohl in Abrede stellen, daß mehrere Einschätzungscommissionen im Jahre 1875 von der Ermächtigung des §. 43 sehr stark Gebrauch gemacht und allzuhäufig von jeder Rückfrage und jeder speciellen Erörterung der Vermögensverhältnisse der Declaranten abgesehen, und auf schwach begründete Muthmaßungen hin den Declarationen hochachtbarer und gebildeter Männer Glauben nicht geschenkt haben. Diesem nicht zu billigenden, weder durch das Einkommensteuergesetz noch durch die Ausführungsverordnung veranlaßten Verfahren der Einschätzungscommissionen — sowie der Höhe der Einkommensbeträge**), mit welchen vielfach die die Declaration unterlassenden Beitragspflichtigen ohne irgend welche vorgängige nähere Erörterung ihrer Erwerbs- und Vermögensverhältnisse in die Cataster eingestellt worden sind, verdanken, so scheint es, in Wirklichkeit, wenn nicht alle, doch die meisten berechtigten Klagen über die Declarationspflicht und das Einkommensteuergesetz vom 22. December 1874 überhaupt, ihren Ursprung.

Ueber die Declarationspflicht als solche sind andere triftige Beschwerden nicht geführt worden. Es genügt daher wohl die Verweisung auf die Ausführungen in der Hamburger Presse, welche in vorhergehendem Artikel bereits reproducirt worden sind, um die Richtigkeit der auch in Sachsen aufgetauchten Befürchtungen, namentlich bezüglich der Gefährdung des kaufmännischen Credites, darzuthun. Unter diesen Umständen fehlt offenbar jeder Anlaß zu einer Abänderung des §. 12 des Einkommensteuergesetzes, durch welchen einem fast unabweislichen Bedürfniß der Steuerverwaltung in der einfachsten Weise Rechnung getragen wird.

Die Steuerverwaltung bedarf nämlich der Declarationen überhaupt und namentlich in Sachsen um deswillen so dringend, weil nach dem §. 13 des Einkommensteuergesetzes der Betrag des Einkommens, den die einzelnen Beitragspflichtigen nach ihrer Wirthschaftsweise, sei dieselbe gut oder schlecht, zur Zeit der Einschätzung in Wirklichkeit beziehen, oder in dem der Einschätzung unmittelbar vorhergegangenen Kalenderjahre oder im Durchschnitt der letztverflossenen drei Kalenderjahre in Wirklichkeit bezogen haben, in das Cataster als steuerpflichtig eingestellt werden soll, und weil es demnächst den Einschätzungscommissionen ohne bestimmte, hierauf bezügliche Erklärungen der Beitragspflichtigen geradezu unmöglich ist, zuverlässige Kenntniß darüber zu erlangen, ob und in welchem Umfange die Einzuschätzenden einerseits mit verzinslichen Schulden belastet sind, andrerseits aus nicht-visiblen Einkommensquellen Einkünfte beziehen, von deren Vorhandensein vielleicht kein Mitglied der Commission die leiseste Ahnung hat. Es gilt Letzteres namentlich bezüglich der Inhaberpapiere aller Art, und ganz besonders bezüglich derjenigen Titel, deren Zinsen oder Dividenden außerhalb Landes ausbezahlt werden.

So auffällig es erscheint, — es ist richtig, daß Declarationen, selbst wenn sie mangelhaft angefertigt oder in einzelnen Punkten unrichtig sind, doch immer noch einen bedeutenden Werth für die Einschätzungscommissionen haben und die Geschäftslast derselben wesentlich erleichtern. Hieraus erklärt sich auch, warum in einem Lande, wo viele außerhalb der kaufmännischen Kreise stehenden Beitragspflichtige ihre Capitalien in in- und ausländischen Papieren au porteur anzulegen pflegen, die Verpflichtung zur Declaration niemals ganz fallen gelassen werden kann, weil bei Unterscheidung der verschiedenen Einkommensarten eine jede Declaration, die wirklich abgegeben wird, wenigstens eine bündige Erklärung über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Renten-Einkommen enthält.

Endlich ist hier noch des Schlußsatzes des §. 43 des Einkommensteuergesetzes zu gedenken:

„Sie (die Einschätzungscommission) ist nicht verpflichtet, das Vorhandensein von Schuldzinsen oder sonstigen an sich zulässigen Abzügen, über welche eine Nachweisung von Seiten des Beitragspflichtigen nicht vorliegt, selbständig zu erörtern,"

in Bezug auf welchen eine über langjährige praktische Erfahrung verfügende Autorität in Steuerangelegenheiten, der Königlich Preußische Geheime Ober-Regierungsrath Sauerhering in Hannover, in einem höchst dankenswerthen, von einem Mitglied der I. Kammer mitgetheilten Exposé über das Gesetz vom 22. December 1874 geradezu erklärt hat, daß er zur Willkühr führe. Es muß hierbei aber auch gleichzeitig erwähnt werden, daß die in Betreff dieser Gesetzesbestimmung in §. 11 der „Instruction für die Vorsitzenden und Mitglieder der Commissionen zur Einschätzung des einkommensteuerpflichtigen Einkommens" den Einschätzungsbehörden gegebene Anweisung von mehreren einflußreichen Mitgliedern der Sächsischen Ständeversammlung ernstlich beanstandet worden ist.

Die angegriffene Bestimmung der „Instruction" lautet folgendermaßen:

„Schuldzinsen und die nach §. 17, Punkt 3, 5 und 6 und §. 19, Punkt 7 des Einkommensteuergesetzes zulässigen Abzüge, welche bei der Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens in Ansatz gebracht werden dürfen, sind bei der Feststellung des steuerpflichtigen Einkommens von Beitragspflichtigen, welche ein 1600 Mark muthmaßlich übersteigendes Einkommen haben, nur dann zu berücksichtigen, wenn der betreffende Beitragspflichtige der Aufforderung zur Declaration seines Einkommens Folge geleistet und in der abgegebenen Declaration entweder den Betrag der in Anschlag gebrachten Schuldzinsen rc. angegeben, oder die Versicherung abgegeben hat, daß er sein Einkommen auf Grund einer nach kaufmännischen Grundsätzen aufgemachten Bilanz declarirt habe.

„Haben sich Beitragspflichtige mit einem 1600 Mark muthmaßlich übersteigenden Einkommen hieran in der einen oder anderen Beziehung versäumt, so sind dieselben bei der Einschätzung als schuldenfrei anzusehen und mit dem Gesammtbetrage ihrer Einkünfte, ohne Rücksicht, ob letztere in Wirklichkeit zur Bezahlung von Schuldzinsen, Grund-, Gewerbe- und Personalsteuern rc. verwendet werden, einzuschätzen und in das Cataster einzustellen.

„Die Einschätzungscommissionen haben solchenfalls jeder Nachforschung über die Verschuldung der Beitragspflichtigen rc. sich zu enthalten und jedes Eindringen in die Privatverhältnisse derselben durchaus zu vermeiden."

Daß nur durch Hinausgabe einer solchen Directive die unerläßliche Gleichförmigkeit der Ausführung der gedachten Gesetzesbestimmung bei allen Einschätzungscommissionen herbeigeführt werden konnte, ist ohne Weiteres klar. Wenn auch angenommen werden kann, daß die Einschätzungscom-

*) Daß die Bestimmung des Abs. 1 des §. 14 des Hamburgischen Einkommensteuergesetzes: „Wenn die Steuer-Deputation in den von einem Steuerpflichtigen, sei es bei der Selbstschätzung oder bei der Reclamation gemachten Angaben genügende Verdachtsgründe zur Annahme einer in betrügerischer Absicht oder gewissenlosem Leichtsinn herbeigeführten Beeinträchtigung der Steuer findet, wird sie, falls mindestens sechs ihrer Mitglieder dafür stimmen, eine Untersuchung anordnen", einen großen moralischen Druck ausüben kann und in Hamburg auch wirklich ausübt, ist nicht unwahrscheinlich. Oft genug wird sie jedoch auch in Hamburg das steuerfiscalische Interesse nicht genügend schützen.

**) Wie das Einkommensteuergesetz vom 22. December 1874 liegt, sind die in dieser Beziehung vorkommenden Ausschreitungen der Einschätzungscommissionen in den meisten Fällen irreparabel. Es fragt sich, ob nicht den Vorsitzenden der Einschätzungscommissionen das Recht einzuräumen sein möchte, in Fällen, wo die Beitragspflichtigen des Reclamationsrechts verlustig geworden sind, Berufung (§. 44 des Gesetzes) einzulegen, wenn ihnen der ausgeworfene Einkommensbetrag als auffallend zu hoch erscheint.

missionen bei der Menge der ihnen obliegenden Geschäfte Rückfragen und specielle Erörterungen über das Vorhandensein verzinslicher Schulden 2c., über welche die Declarationen keine Angaben enthalten, unterlassen und ganz von selbst das in §. 11 der Instruction vorgeschriebene Verfahren eingehalten haben würden, so ist es doch ganz zweifellos, daß möglicher Weise von einigen Commissionen in einzelnen Fällen oder regelmäßig anders hätte verfahren werden können. So z. B. wenn es sich um die Einschätzung von guten Freunden oder auch nur von Bekannten der Commissionsmitglieder handelte, die nachlässig bei der Aufstellung ihrer Declaration verfahren, und Schuldzinsen 2c., die sie, wie den Commissionsmitgliedern bekannt, in Wirklichkeit zu bezahlen verpflichtet sind, in der Declaration vorschriftsmäßig zu erwähnen und in Abzug zu bringen ganz unterlassen haben.

Es war deshalb das Finanzministerium, unter dessen Oberaufsicht und Oberleitung die Feststellung und Catastration des Einkommens der einzelnen Beitragspflichtigen gestellt ist (§. 23 des Einkommensteuergesetzes), in der That nicht blos berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, hier einzugreifen und an alle Einschätzungsbehörden eine übereinstimmende Weisung zu geben, wie in allen den Fällen verfahren werden solle, in denen das Vorhandensein von Schuldzinsen 2c. einem oder mehreren Mitgliedern der Einschätzungscommissionen bekannt sei, die Declaration des betreffenden Beitragspflichtigen aber eine hierauf bezügliche Angabe nicht enthalte. Es mußte bestimmt werden, ob solchenfalls die Commissionen sich der Erörterung der in den Declarationen nicht erwähnten Schuldverhältnisse 2c. zu unterziehen und nach Constatirung der Höhe der zu bezahlenden Schuldzinsen letztere bei der Feststellung des steuerpflichtigen Einkommens mit in Anschlag zu bringen hätten, oder ob sie in allen diesen Fällen sich jeder Erörterung der Schuldverhältnisse 2c. enthalten und den betreffenden Beitragspflichtigen als schuldenfrei behandeln sollten.

Ganz gleich verhält es sich bezüglich der in Absatz 3 des §. 19 der Ausführungs-Verordnung zum Einkommensteuergesetz getroffenen Bestimmung:

„Beitragspflichtige mit einem 1600 *M.* zweifellos nicht übersteigenden Einkommen haben, wenn sie bei ihrer Einschätzung Schuldzinsen 2c. berücksichtigt zu sehen wünschen, eine Declaration über ihr Einkommen aber nicht abgeben, spätestens bis zum . . . . . . dies bei der Gemeindebehörde ihres Wohnortes unter specieller Bezeichnung der Höhe der Schuldzinsen 2c. schriftlich zu beantragen",

welcher der §. 12 der Instruction noch folgende Directive hinzufügt:

„Bei der Einschätzung von Beitragspflichtigen, welche nur ein 1600 *M.* zweifellos nicht übersteigendes Einkommen haben und daher zum Declariren überhaupt „nicht verpflichtet" (richtiger würde zu sagen gewesen sein „nicht aufgefordert worden") sind, können Schuldzinsen und die sonstigen zulässigen Abzüge, welche bei der Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens in Anschlag gebracht werden können, nur dann berücksichtigt werden, wenn diese Beitragspflichtigen nach Maßgabe der in Abs. 3 des §. 19 der Ausführungsverordnung vom 8. März 1875 enthaltenen Bestimmung schriftlich hierauf angetragen haben."

In Bezug auf diesen Punkt sind übrigens die Einschätzungscommissionen auch noch mehrfach in Specialfällen und mittels Generalverordnung darauf aufmerksam gemacht worden, daß den Beitragspflichtigen, welche wegen des geringen, 1600 *M.* voraussichtlich nicht übersteigenden Betrages ihres Einkommens zu Abgabe einer Declaration nicht speciell aufgefordert worden sind, unter allen Umständen, und namentlich auch dann, wenn sie der Vorschrift des Abs. 3 des §. 19 der Ausführungs-Verordnung nicht nachgekommen, unbenommen bleibe, ihren gesetzlich begründeten Anspruch auf Berücksichtigung von Schuldzinsen 2c. im Reclamationswege zur Geltung zu bringen. Die Commissionen waren bestimmt angewiesen, die von solchen Beitragspflichtigen eingehenden Reclamationen nicht als unzulässig a limine abzuweisen, sondern dieselben materiell zu prüfen und je nachdem das Vorhandensein von verzinslichen Schulden nachträglich noch nachgewiesen sei oder nicht, die Schuldzinsen noch in Abzug zu bringen oder der Reclamationscommission die Entscheidung über die Thatsache zu überlassen.

Das diesen Anordnungen zu Grunde liegende Bestreben, den Einschätzungscommissionen vor Allem die Einschätzung der untersten 8 Classen zu erleichtern, welche zusammen nicht weniger als 874,404 Beitragspflichtige umfassen, wird wohl von allen Seiten gebilligt, der zu dessen Realisirung eingeschlagene Weg aber auch als zulässig anerkannt werden, wenn man berücksichtigt, daß die Verbitterung, welche Verweisungen auf den Reclamationsweg in den betreffenden Beitragspflichtigen so häufig erwecken, doch nur dann eine gewisse Berechtigung hat, wenn sie Beitragspflichtigen widerfahren, die eine Declaration über ihr steuerpflichtiges Einkommen vorschriftsmäßig abgegeben haben, diese letztere aber ohne Umstände bei Seite geschoben sehen.

Man wird daher auch nicht umhin können, wenn eine untere Grenze der Beitragspflicht in Zukunft eingeführt wird und bezüglich aller in die Einwohnerverzeichnisse von den Gemeindebehörden einzutragenden Ortsbewohner vor Allem die Frage zur Entscheidung zu bringen ist, ob dieselben mit ihrem Einkommen über oder unter die gesetzliche Grenze der Beitragspflicht fallen, den Gemeindebehörden und Einschätzungscommissionen eine ähnliche Directive zu geben und zu bestimmen, daß als Regel und so lange nicht etwas Anderes nachgewiesen werde oder bekannt sei, von einem Jeden anzunehmen sei, daß er mindestens ein in die unterste Einkommens- und Steuerclasse fallendes Einkommen besitze.

V.

Die Auskunftsertheilung der Arbeitsgeber und Anstellungsbehörden.

Dem Einkommensteuergesetz vom 22. December 1874 eigenthümlich sind die Bestimmungen der §§. 35 und 36. Hiernach sind Alle, welche beim Betriebe ihres Gewerbes oder bei Ausübung ihres Berufes andere Personen (Handlungs- und Gewerbsgehilfen, Fabrikarbeiter, Schreiber u. s. w.) dauernd gegen Gehalt oder Lohn beschäftigen, — ingleichen die Anstellungsbehörden im Staats-, Hof- und Kirchendienste, ferner die Gemeindebehörden und die Vertreter der übrigen juristischen Personen des öffentlichen Rechtes, die Vorstände der mit dem Recht des Vermögenserwerbes ausgestatteten Stiftungen, Anstalten und Personenvereine verpflichtet, den Gemeindebehörden auf deren Anverlangen über die von ihnen jeweilig Beschäftigten und Angestellten und die denselben gewährten Löhne, Gehalte und Dienstbezüge jedesmal vor Beginn des neuen Steuerjahres schriftlich wahrheitsgemäße Auskunft zu ertheilen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese, an die noch weiter gehende Bestimmung des §. 25 des Gewerbe- und Personalsteuergesetzes vom 23. April 1850 sich anschließende Verpflichtung der Arbeitsgeber und Anstellungsbehörden das Einschätzungsgeschäft bezüglich einer großen Anzahl Beitragspflichtiger wesentlich erleichtert und die Einschätzung der auf die Arbeitskraft angewiesenen Beitragspflichtigen in Bezug auf ihre Richtigkeit bis zu einem gewissen Grade verbürgt.

Die hierauf bezüglichen Bestimmungen des Einkommensteuergesetzes sind, soviel bekannt, von keiner Seite ernstlich angefochten worden und werden daher auch bei einer künftigen Revision des Gesetzes unverändert beizubehalten sein, wenn man auch zugeben muß, daß sie mit einiger Belästigung der

Arbeitgeber verbunden sind, die gewissermaßen an Stelle ihrer Arbeiter die Declaration ihres Einkommens besorgen.

Da die Zahl der Arbeiter, welche von manchen Berg-Gewerkschaften 2c. beschäftigt werden, überaus groß ist und die Arbeiter eines industriellen Etablissements häufig in verschiedenen, nicht demselben Einschätzungsdistricte angehörigen Ortschaften ihren Wohnsitz haben, so genügen die nach den §§. 35 und 36 des Einkommensteuergesetzes aufzustellenden Arbeiter- und Lohnlisten nur dann dem Bedürfniß der Einschätzungscommissionen vollständig, wenn dieselben nach den Wohnorten des Arbeiterpersonals in mehrere Theile zerlegt werden und für jede Ortschaft, in welcher Arbeiter eines bestimmten Etablissements wohnen, eine besondere Nachweisung aufgestellt wird.

Wiewol eine solche Einrichtung der Arbeiter- und Lohnlisten die mit der Anfertigung derselben verbundene Arbeit in Etwas vermehrt: so wird hierauf doch um deswillen zu bestehen sein, weil dadurch das Aufsuchen der einzelnen, in denselben aufgenommenen Arbeiter ungemein erleichtert und zugleich die Füglichkeit geboten wird, die von jedem Arbeitgeber aufgestellten Nachweisungen den für die betreffenden Ortschaften niedergesetzten verschiedenen Einschätzungscommissionen gleichzeitig zur Benutzung zuzufertigen.

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von C. A. Regnet.

V.*)

Eines ist es, was der Besucher der Deutschen Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung im Münchener Glaspalast nie aus den Augen verlieren darf, das nämlich, daß ihre Bedeutung in jenem Raume ihren Gipfelpunkt erreicht, dessen Eingang die pietätvolle Inschrift trägt: „Unserer Väter Werke."

Nichts hemmt die Entwickelung eines Individuums wie eines Volkes mehr, als Selbstgenügsamkeit. Nur wer seine Schwächen und Mängel erkennt, ist in der Lage, an ihrer Beseitigung zu arbeiten, und unser schlimmster Feind ist nicht, wer mit Fingern auf sie zeigt, sondern wer uns glauben macht, wir hätten keine.

Und so erscheint es als Pflicht eines Jeden, der es mit seinem Vaterland wahrhaft ehrlich meint, daß er offen erklärt: die deutsche Kunst wie das deutsche Kunstgewerbe der Gegenwart sind von ihrer früheren Höhe herabgestiegen. Die Rückkehr zu derselben, sowol was Conception als Technik anlangt, ist nur dann möglich, wenn sie sich an die guten alten Vorbilder halten.

Ein solches sehen wir gleich in dem trefflich gearbeiteten vielverschlungenen schmiedeisernen Gitter aus der vormaligen Augustinerkirche in München, das nun an dem Portale zur Abtheilung der Alterthümer seinen Platz gefunden hat. Man vergleiche mit diesem vollendeten Kunstwerke, dessen Stäbe in glühendem Zustande mit scheinbar größter Leichtigkeit durch andere hindurchgezogen wurden, das von der Breslauer Baubank ausgestellte Gartenthor vom Schlossermeister Fleischhauer in Breslau (am Eingang ins Cabinet 52), an dem die sich kreuzenden Stäbe einfach aneinander geschmiedet sind! Daß es aber noch Meister giebt, die den enormen Schwierigkeiten dieser Technik nicht aus dem Wege gehen, beweisen die Füllungsgitter, welche August Kühnscherf und Söhne in Dresden im Cabinet 47 zur Ausstellung brachten.

Dem Eingange zunächst rechter Hand hat ein unscheinbares Steinbild ohne allen Kunstwerth Platz gefunden; es zeigt drei Köpfe auf einem Rumpfe, der mittlere lebensgroß, die beiden anderen kindisch-klein. Es sind nach der geistvollen Erklärung des Eigenthümers, Prof. Dr. Sepp, in roher Auffassung die Schicksalsgenien in Bezug auf die drei Lebensalter: die Nornen Ainbet, die Schrecken erflehende, Werbet oder Fürbet, die Fürbitterin, und Gwerbet oder Walbet, die Krieg begehrende, die drei Schwestern, die in hundert deutschen Sagen eine hervorragende Rolle spielen und in den griechischen Schicksalsgöttinen Ilithyia, Klotho und Lachesis ihre Gegenbilder finden. Die rohe Bearbeitung des Steinblockes weist auf uralte Zeiten zurück, auf Zeiten so alt wie das Volk der Bajuwaren.

So überspringen wir fast ein Jahrtausend, indem wir vor den Kaisermantel Otto's IV. treten, den dieser so hoch hielt, daß er in seinem letzten Willen vom 18. Mai 1218 dessen ausdrücklich erwähnt. Nur um ein Jahrhundert jünger ist das Pluviale von arabischem Goldbrokat mit weißen, grünen und rothen Streifen und eingewebten Sprüchen aus der Marienkirche in Danzig. Die wuchtigen eckigen Schriftzeichen haben wenig Aehnlichkeit mit den fließenden der heutigen arabischen Schrift. Es sind jene, welche in der alten Kalifenstadt Kufa am Euphrat um das 7. Jahrhundert üblich waren. Derselben Zeit gehören die Reste liturgischer Gewandstücke aus Danzig und Breslau mit eingewebten Adlern und Hunden, Rehen, Vögeln und Blumen an. Sie und ähnliche in der Ausstellung befindliche deuten darauf hin, daß im 13. und 14. Jahrhunderte die Kirche noch immer gezwungen war, den Stoff zu ihren Prachtgewändern von den Bekennern Muhammed's zu holen, die auf weit höherer Culturstufe standen, als die Christen des Abendlandes. Daß aber im 14. Jahrhunderte auch im Westen Versuche in der Kunstweberei gemacht wurden, zeigt ein vom Maler Spengel in München ausgestellter Rest Kirchenstoff von rother goldbrochirter Seide mit der Verkündigung Mariä.

Zu den zahlreichen Klöstern, welche der große Frankenkönig Carl errichtete, um der Cultur ebenso viele Stützpunkte zu sichern, zählt auch Metten an den letzten Ausläufern des Baierwaldes gegen die Donau, unfern der Stelle, wo diese die grüne Isar aufnimmt. Als ersten Abt des Klosters bestellte er Utto, den die Kirche später selig sprach, und verlieh ihm als Zeichen seiner Macht innerhalb der Klostermauern den Krummstab aus Wallroßzahn, der jetzt im Münchener Glaspalaste zu sehen.

Ursprünglich ein einfacher Krückstock, mag der Krummstab um jene Zeit zum Symbol der väterlichen und geistlichen Obergewalt geworden sein. Eben derselben Zeit gehört der symbolische Schmuck der Krümmung, das Kreuz im Rachen der Schlange, an; ihm folgte später ein kreuztragendes Lamm und noch später ward die sich krümmende Schlange zu Blätter-, Blumen- und Rankenwerk mit mancherlei figürlichem Schmuck dazwischen. Vom 13. Jahrhundert aber ward der Krummstab vorherrschend ein Werk der Gold- und Silberschmiede-Kunst, an das man ein Tüchelchen hing, sich den Schweiß abzutrocknen. Der feinen und reichen Stickerei nach freilich, mit der das Tüchelchen versehen ward, war das mehr symbolisch zu nehmen als praktisch. Und wenn vom 16. Jahrhundert an der Krummstab der Bischöfe nach auswärts, jener der Aebte nach innen gebogen ward, so hatte das auch wieder seine symbolische Bedeutung: die Biegung nach innen deutete auf die Begrenzung der Macht der Aebte durch die Mauern ihrer Klöster hin, die aber bei zahlreichen reichsunmittelbaren Aebten Ausnahmen fand.

Uebrigens bieten mehrere in der Ausstellung befindliche Krummstäbe aus verschiedenen Jahrhunderten, theils aus

---

*) S. Nr. 61 d. Bl.

Elfenbein, theils aus Metall gearbeitet, ein übersichtliches Bild der Entwickelung dieses Geräthes.

Krummstab und Mitra gehören zusammen. Ein schönes Exemplar einer solchen sandte das Domcapitel Salzburg; es stammt aus dem 12. Jahrhunderte.

Fast ein Jahrtausend entbehrte die morgen- wie die abendländische Kirche einer officiellen Kopfbedeckung ihrer Geistlichen, bis sich im 10. und 11. Jahrhunderte aus der im Abendlande allgemein getragenen Rundkappe, deren Hauptschmuck der Stirnreifen bildete, die Mitra entwickelte. Dieser Stirnreifen bestand nämlich nicht allzeit aus Metall, sondern vielfach aus einem decorirten Band, das man so um die Kappe wand, daß es sie in zwei gleiche Theile schied, während die Enden (infulae) über die Schultern fielen. Dann ging man zur förmlichen Doppelmütze über und so entstand am Schlusse des 12. Jahrhunderts die heutige Mitra mit ihren beiden Bandenden, so daß unser Salzburger Exemplar wol mit zu den ältesten gerechnet werden darf. Alle Veränderungen seither ließen die dreieckige Grundform unangetastet und betrafen nur die Höhe und die Ausstattung. Die aber war allzeit eine reiche, durch Seidenstoffe, Sammt, Gold- und Perlstickerei erzielte. Gefürstete Bischöfe aber trugen noch einen kronenförmigen Kranz um die Mitra. Aebten war das Tagen der Mitra nur ausnahmsweise erlaubt. Mit dem Schmucke stieg auch die Höhe der Mitra und deren obere Breite im 15. Jahrh. bis zum Uebermaß. Zu der rein ornamentalen Decoration trat nun die figürliche und am Rande der Dreieckfelder selbst frei stehende krabbenartige Laubornamente und im 16. Jahrh. ward die Mitra schließlich so hoch, daß man ihr mittels Eisenbleches den nöthigen Halt geben mußte, und auch der Ungeschmack der folgenden Jahrhunderte ging nicht spurlos an ihr vorüber.

Unterhalb der Salzburger Mitra sehen wir den berühmten Faltstuhl aus dem Frauenstift am Nonnberg in Salzburg. Abbildungen solcher Faltstühle finden sich bisweilen auf Münzen und Siegeln als Abzeichen der bischöflichen Würde, das Original aber ist wol einzig in seiner Art: ein feldsesselartiger Stuhl mit Bronzefüßen und Bronzebeschlägen und elfenbeingeschnitzten Löwenköpfen an den Enden der rothbemalten Stützbalken, der seiner Entstehungszeit nach mindestens dem 10. oder 11. Jahrhundert angehören mag.

Aber wir haben uns ein wenig zu weit fortreißen lassen; kehren wir also zu dem mit Nr. I bezeichneten Glasschrank zurück.

Vor ihm steht ein großer Reliquienschrein aus vorsindfluthlichem Bein mit Bronze montirt, aus der Domkirche zu Cammin an der Ostsee, ein wundersames Werk mit altnordischen sich zu Thieren gestaltenden Bandverschlingungen und phantastischem Beschläge. Es reicht wol weit in die vorkarolingische Zeit zurück und erinnert in seinen Ornamenten lebhaft genug an die prähistorischen Funde in keltischen und germanischen Gräbern. Eine auffallende Aehnlichkeit mit diesem Reliquiarium zeigt ein unter dem Namen „das Schmuckkästchen der hl. Kaiserin Kunigunde" bekanntes Schatzkästchen im Baierischen National-Museum und man irrt wol kaum, wenn man die Heimath beider jenseits der Ostsee sucht.

An Reliquiarien ist übrigens in der Ausstellung kein Mangel; außer dem eben besprochenen sind zwei weitere vom Berliner Museum (darunter das aus der St. Patroklus kirche in Soest aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts), von der Pfarrkirche Beckum in Westfalen, vom Dom-Capitel in Limburg, von der St. Michaels-Hofkirche im München, vom Stift Kremsmünster, vom Dom-Capitel Paderborn, vom Stift St. Paul in Kärnthen, vom Fürsten Oettingen-Wallerstein ꝛc. eingesendet worden, so daß die Technik von mehr als drei Jahrhunderten vertreten erscheint.

Die ältesten Reliquienbehälter gehören übrigens Byzanz an und stellen sich theils als sargähnliche Schreine und Koffer, theils als cylindrische oder mehrflächige Büchschen, theils endlich als ziemlich flache hölzerne, elfenbeinerne oder kupferne Kästchen mit mancherlei Zierrath dar. Nach den Kreuzzügen finden sich auch thurmähnliche Reliquiarien neben solchen in Gestalt von Kreuzen, Tafeln, selbst von Menschen und einzelnen menschlichen Gliedmaßen.

Wie gering das Verständniß für Alterthümer noch vor wenigen Jahrzehnten im Allgemeinen war, dafür giebt die Geschichte des großen Reliquiariums der St. Michaels-Hofkirche in München ein schlagendes Beispiel. Dasselbe hat eine Länge von 1,8, eine Höhe von 0,82 und eine Breite von 0,50 Met., ist aus vergoldetem Silberblech gearbeitet und mit 36 in Halbrelief getriebenen Heiligenfiguren und mit edlen Steinen geschmückt. Im Innern des Schreines lagen die mit Perlen besetzten Schädel der Heiligen Cosmos und Damian. Das Ganze war bis vor wenigen Jahrzehnten im Inventar der Kirche mit einem Werthe von einem Thaler vorgetragen, bis sich durch einen Zufall ergab, daß nicht blos die Perlen ächt und Tausende von Gulden werth seien, sondern auch die Steine und das Blech Silberblech. Inzwischen wurde auch aus alten Hofrechnungen festgestellt, daß Kurfürst Maximilian I. den Schrein 1648 von der Stadt Bremen um 2000 Goldgulden erwarb.

Und war solches in der Kunstmetropole München möglich, so kann man sich kaum darüber wundern, daß in der niederbaierischen Kreishauptstadt Landshut vor weniger als einem Jahrzehnt die Verwaltung der St. Martinskirche altgothische Leder-Tapeten mit ausgepreßtem Golde, welche ursprünglich dazu gedient hatten, das Chor zu schmücken, an einen Alterthumshändler um eine Summe verschleuderte, welche weit hinter dem bloßen Goldwerthe zurückblieb, und daß die vorgesetzte Curatelbehörde auch nicht einen Augenblick daran dachte, diesen Verkauf zu beanstanden. Und an den baierischen Lyceen und Universitäten werden seit mehr als vierzig Jahren Vorlesungen über Kunstgeschichte gehalten!

Leipziger Stadttheater.

Rückblick auf den Monat Juli.

Sämmtliche Schauspiel-Aufführungen im Monat Juli machten wegen mangelhafter, wenigstens theilweise mangelhafter Besetzung, Einstudirung und Inscenirung so sehr den Eindruck des Unfertigen und Experimentirenden, und hinwieder die Stückwahl mit ihren vorherrschend klassischen Werktiteln und Dichternamen bekundete so sehr das ernst-künstlerische Streben der neuen Direction, daß es unangebracht wäre, die öfter rücksichtsvollen als rückhaltlosen Rügen und die mehr relativen als absoluten Lobeserhebungen der Localblätter mit neuen Variationen hier zu wiederholen. — Das Geschehene läßt sich freilich nicht ungeschehen, wol aber läßt das Nichtgeschehene sich geschehen machen; und so geschehe denn im Interesse der Kunst und der Casse, daß baldigst noch einige bessere Schauspielkräfte für unsere Bühne gewonnen und während der heißen Wochen dem anregenden und ermunternden Lustspiele, insonderheit dem deutschen, mehr Proben und Abende gewidmet werden, als dem für Künstler und Zuschauer bei Sommerszeit gleich anstrengenden und abspannenden Trauerspiele. Es sind nicht sowol Virtuosen, wie Hr. Friedrich Haase, es sind Künstler und Künstlerinnen, wie Hr. Mittell, Hr. Link, Frl. Ellmenreich, die man schwer vermißt und entbehrt, und die Hr. Dr. Förster, wenn er

eines deckenden Ersatzes nicht vollkommen sicher war, schlechterdings noch an unsere Bühne hätte fesseln müssen. Als sich die Entlassung dieser vorzüglichen Kräfte in Publicum und Presse herumsprach, ermahnte ein offenbar von der neuen Direction veranlaßter Artikel, daß man doch abwarten solle, was die neue Direction an deren Stelle bringen werde; und eben auf Grund dieser Vertröstung bezeichnete ich in meinem ersten Theaterbericht den mit dem Directionswechsel verbundenen nahezu vollständigen Bühnenpersonalwechsel als einen Umstand, der nach dem Sprichwort: variatio delectat, und nach dem Erfahrungssatze, daß es nur wenig unersetzliche Kräfte auch in der Künstlerwelt gebe, an und für sich kein Uebelstand sei: aber nun sehe und sage ich doch, daß es allerdings schwer ersetzliche Menschen giebt, nicht blos für das Herz, sondern auf jedem Gebiete des Wirkens und Schaffens, also auch auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst. Ich wiederhole daher: es geschehe das Nichtgeschehene, d. h. Hr. Director Dr. Förster schaffe wenn nicht überbietenden, so doch deckenden Ersatz!

Um aber meinen diesmaligen Interimsbericht nicht mit einem leeren Stoßseufzer zu schließen, will ich doch wenigstens Einer positiven Errungenschaft unter der neuen Stadttheaterleitung noch etliche Worte der Erörterung widmen; ich meine die Aufführungen klassischer Stücke zu halben Preisen, deren monatlich zwei stattfinden sollen, und zwar eine im Alten, die andere im Neuen Hause. Hr. Dr. Förster hat die erste derartige Vorstellung (Schiller's „Maria Stuart") an einem Sonntag (9. Juli) im Alten, die zweite (Schiller's „Räuber") an einem Montag (31. Juli) im Neuen Theater gegeben; bei der ersten war das Alte Theater ausverkauft; bei der zweiten machte das Neue Theater durch die Leere ganzer Parquetsitzreihen, sowie der meisten Logen und des ganzen Mittel- und Seitenbalcons einen wahrhaft gähnenden Eindruck, der zum Glück auf das nur räumlich, nicht geistig zerstreute Zuhörerpublicum keine ansteckende Kraft ausübte. Woher dieser schwache Besuch gerade im Neuen Theater, das ganze Schichten der Bevölkerung Leipzigs und seiner Umgegend, so lange es steht, im Innern noch gar nicht zu sehen bekommen haben? Offenbar doch, weil die Vorstellung an einem Werkeltage stattfand und noch dazu vor Feierabend, vor Geschäftsschluß anfing. Wenn nun aber diese Vorstellungen klassischer Stücke zu halben Preisen ihren Zweck erfüllen, d. h. nicht blos dem unbemittelten selbständigen, sondern auch dem gebildeten unselbständigen Theile der Bevölkerung zu statten kommen sollen, so müssen sie entweder immer Sonntags stattfinden, oder aber an Werkeltagen erst nach sieben Uhr anfangen. Dieser späte Anfang würde freilich wieder den Dorfbewohnern den Besuch des Stadttheaters unmöglich machen, und es verdient daher der Plan des Hrn. Director Dr. Förster, im Neuen Theater die Vorstellungen klassischer Stücke zu halben Preisen an Sonntags-Nachmittagen zu veranstalten, gewiß volle Billigung von Seiten des Publicums und somit auch die erforderliche Genehmhaltung von Seiten des Raths. Es kann füglich weder dem Director die jährliche Einbuße von zwölf vollen Abend-Einnahmen, noch den Abonnenten die jährliche Aufopferung von zwölf Abonnements-Vorstellungen zugemuthet werden; und die Stadt Leipzig würde von der Anziehungskraft, welche die Sonntag-Nachmittags-Vorstellungen im Neuen Stadttheater auf die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften sicherlich ausüben werden, noch manchen ihr willkommenen Nebenvortheil haben, des gesteigerten bildenden Einflusses unserer Bühne als allgemeinen Hauptgewinnes ganz zu geschweigen. Freilich müßte diesen außerordentlichen Sonntagsvorstellungen von Seiten der Direction und Regie ganz besondere Sorgfalt gewidmet werden, und jedenfalls dürfte dem sogenannten Sonntagspublicum keine irgendwie von Vernachlässigung oder Hintansetzung zeugende Behandlung widerfahren; denn für das Volk wie für die Kinder ist, in Bezug auf Bildungsmittel, nur das Beste eben gut genug. Um nur auf Einen Punkt zurückzukommen, so durfte Schiller's „Maria Stuart" nicht um die nach der Hinrichtung spielenden Scenen gekürzt werden. „Wichtig", sagt Vischer in seiner berühmten Aesthetik über den Schluß eines dramatischen Kunstwerkes, „ist die Frage über die letzten Scenen, sofern dabei das Compositionsgesetz der schließlichen festen Begrenzung im tiefsten Zusammenhang mit dem Inhalt zur Anwendung kommt. Es handelt sich im Tragischen darum, wie weit der Dichter uns eine Aussicht eröffnen will, die uns mit der Härte des Schicksals versöhnt. Diese Aussicht darf nicht zu entwickelt sein, wenn sie nicht zu einem gemeinen und trivialen Begriffe von Gerechtigkeit führen und überdies in die Breite des Empirischen, das neben dem idealen Ausschnitte des Dramas eigentlich nicht existirt, ablenken soll; sie darf nicht fehlen, wie am Schlusse von Don Carlos und in großen Schicksals- und Effect-Stücken, die mit einem reinen Mißklang endigen. Shakespeare hat das Maß am richtigsten getroffen. Erörterungen wie die, ob man gut thue, den letzten Auftritt der Maria Stuart bei der Aufführung gewöhnlich wegzulassen, sind für dieses Moment der Composition sehr belehrend. Unterlassung oder zu lange Fortführung eines letzten Strichs kann in einem so höchst concisen Kunstwerke, wie das Drama, viel verderben." So weit Vischer, der hier deutlich zwischen den Zeilen lesen läßt, daß er an die Intention des Dichters appellirt wissen will. Die Intention Schiller's aber bei der ganzen Anlage seiner „Maria Stuart", bei der Zeichnung des Shrewsbury, des wandelnden Gewissens der Elisabeth, bei der Zeichnung des Leicester als Liebhabers zweier Königinnen, bei Elisabeth's Urtheilsbehändigung an Davison war die, auf die körperliche Hinrichtung der Maria die moralische Hinrichtung der Elisabeth folgen zu lassen; und eher dürfte (ich sage nicht: darf) der Monolog Leicester's unausgeführt bleiben, in und mit welchem er den Act der Enthauptung Maria's begleitet, als die sich unmittelbar anschließende Scene der Demüthigung Elisabeth's, wie sie durch die Verbannung Burleigh's und die Verhaftung Davison's sich von aller eigenen Schuld an der Hinrichtung der Maria zu reinigen meint, aber dadurch, daß sie von ihrem Gewissensrath Shrewsbury und von ihrem Herzensfreund Leicester sich verlassen sieht, zuletzt innerlich gerichtet und vernichtet dasteht. Wie viel richtiger das Volk fühlt, als mancher Aesthetiker, dafür diene als Beweis, daß in einer Mittelstadt Sachsens bei einer Maria-Stuart-Aufführung das ganze gebildete Publicum sitzen blieb und des Schlusses harrte, als nach dem letzten Monolog Leicester's der Vorhang fiel.

Auch was Schiller's „Räuber" betrifft, die halb nach der ursprünglichen Dichtung, halb nach der Mannheimer Bühnenbearbeitung aufgeführt wurden, so gebe ich zwar die größere theatralische Wirksamkeit des Schlusses der letzteren zu, bestreite aber die Vorzüglichkeit seines ethischen und ästhetischen Werthes; wenigstens sollten die Worte Schweizer's: „Denk an die böhmischen Wälder ...", welche im Widerspruch stehen mit Schweizer's früheren Worten: „Schwöre nicht! Du weißt nicht, ob Du nicht noch glücklich werden und bereuen wirst", im Sinne des Originalschauspiels, also im Sinne Schiller's selbst, dem bei der Mannheimer Bühnenbearbeitung ja manche Versehen mit untergelaufen und nachgewiesen sind, einem andern Räuber, etwa dem Grimm in den Mund gelegt werden.

Mit dem Monat August scheint in die Schauspiel-Aufführungen Zug und Schwung kommen zu wollen; wenigstens verdient die Wilbrandt'sche Tragödie „Gracchus, der Volkstribun", die für Leipzig eine Novität ist, eine besondere Besprechung in diesen Blättern, die denn auch sowol der Dichtung als der Aufführung gewidmet werden soll.

Max Moltke.

— Oberhofprediger Dr. Kohlschütter, Predigt vor dem Schlusse des Landtags am 1. Juli 1876. Dresden, R. v. Zahn. — „Jeder Landtag ist eine Saat, jeder Abgeordnete und jeder Vertreter des königlichen Regiments ein Säemann. Wir stehen am Schlusse. Der Same ist gestreut. Wie wird die Ernte sein?" Das ist die Frage, die der Verf. einleitend an die Stände richtet zur Rechenschaft vor dem höchsten Forum nach langer Arbeit, eine ernste, tiefeinschneidende Gewissensfrage, die an die große Verantwortlichkeit alles öffentlichen Wirkens erinnert mit dem Hinweis auf das über allem befangenen und kurzsichtigen Menschenurtheil erhabene und entscheidende Urtheil Gottes, das er in der unerbittlichen Consequenz der Wirkungen unsers Thuns im Gang der Geschichte, in der Entwicklung des Volkes offenbart, in das seine Vertreter weit über die nächste Zukunft hinaus bestimmend eingreifen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — das ist nicht der einzige, aber ein sehr wesentlicher Maßstab der Beurtheilung der öffentlichen Arbeit im Dienste des Volkes, und wenn unter diesem Gesichtspunkte die aufs Höchste gesteigerte, lebhafte gesetzgeberische und parlamentarische Arbeit unserer Zeit auf das Gottesurtheil der Geschichte über sie, auf den dauerhaften Bestand und die Bewährung ihrer Institutionen angesehen wird, wie mag nach Jahren das Urtheil über sie ausfallen? „Wie die Saat, so die Ernte" — dieses allgemeine Gesetz, unter das alles menschliche Wirken fällt, und das die Schrift wiederholt mit der göttlichen Bestimmtheit und tiefsinnigen Einfalt einer zwingenden Wahrheit ausspricht, lehrt die Predigt als eine ewige Gottesordnung verstehen, und zeigt im ersten Theil, daß auch die Vertreter eines Volkes derselben von Gott mit heiliger Nothwendigkeit unterworfen sind, im zweiten Theil aber wird die Landtagsgemeinde darüber belehrt, wie sich Christen dieser Gottesordnung fort und fort mit innerer Freiheit demüthig, aber freudig unterwerfen sollen. Die Ordnung der Welt ist eine heilige, von Gott gesetzte; ein Gesetz der Vergeltung waltet mit heiligem Ernste und mit segnender, lohnender Güte über den Einzelnen, über den Völkern. Wol ist sein Walten verborgen, widerspruchsvoll für die natürliche Betrachtung, die nach dem Augenschein urtheilt; der Erfolg widerspricht nicht selten dem Thun und die Ernte ist, im Lichte der Zeit angesehen, eine andere als die Saat; aber für das Auge des Glaubens, das die Dinge im Lichte der Ewigkeit vom Ende aus ansieht, ist diese heilige Ordnung offenbar, in welcher Gott mit Freiheit waltet und auch die schlimmen Folgen menschlichen Thuns zum Besten wendet an Allen, die auf seine Gedanken eingehen und durch Buße sich zum Leben führen lassen. Dieser Gottesordnung gilt es, sich demüthig aber freudig in christlicher Freiheit unterwerfen, mit der ernsten Richtung auf Gottes Gebot, auf Recht und Gerechtigkeit, mit einer gottgefälligen Gesinnung, damit diese große, unverbrüchlich sich vollziehende Wahrheit für den Einzelnen und für das Volk nicht eine finstere und erschreckende Gewalt habe, sondern eine köstliche und verheißungsreiche Bedeutung. Das sind die Hauptgedanken der Predigt, die der verehrte Verf. in ruhiger, tief eindringender Objectivität mit weitem, umfassendem Blick über den Gang der Geschichte hin entwickelt und im Einzelnen auf den vorliegenden Fall mit freimüthigem, gewissenschärfendem Ernste anwendet. Zum Beleg für das Letztere diene u. A. folgende Stelle: „Wol ist Christi Reich nicht von dieser Welt. Er ist nicht zum Erbschichter gesetzt und nicht gekommen, den Reichen dieser Welt Gesetze und Ordnungen vorzuschreiben. Das Erwägen und Berechnen und Ordnen dessen, was einem Volke frommt und dem Ganzen zum Besten dient, bleibt Beruf, Recht und Pflicht derer, welche im Regimente und im Rathe des Volkes sitzen. Aber es frommt nichts und dient nichts zum Guten, das nicht im Einklange steht mit dem heiligen Gotteswillen. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Das ist freilich der entgegengesetzte Weg von dem, welcher Vielen von dem Geschlechte dieser Zeit gefällt; die Hingabe an Gott, der Gehorsam gegen ihn dünkt ihnen Knechtschaft. Sie wollen Herren sein auf Erden, die Menschen formen nach ihrem Bilde, ein Geschlecht, das ihnen gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und sich zu freuen und Gottes nicht zu achten, wie sie. Sie säen Wind, und Ungewitter werden sie ernten." — Gott gebe viele offene Ohren für diese ernsten Wahrheiten unserm Volke zum Frommen, dem eigenen Gewissen derer, die an ihm arbeiten, zum Troste, daß man sich in einer Zeit, die daran ist, die ganze menschliche Gesellschaft auf neue Ordnungen zu gründen, auf die ewige Gottesordnung seines heiligen, majestätischen Willens besinne, die kein Geschlecht und kein Volk ungestraft verletzt.

—*—. Die Tage rücken immer näher heran, an welchen das große musikalische Ereigniß zu Bayreuth in Scene gesetzt werden soll und Verehrer wie Gegner Richard Wagner's blicken, wenn auch mit entgegengesetzten Gefühlen, auf die ehemalige kleine Residenz der glanzliebenden Markgrafen von Brandenburg. Seit den Zeiten, da Friedrich's des Großen geistreiche Schwester daselbst Hof hielt und glänzende Feste feierte, hat wol die nunmehrige Hauptstadt Oberfrankens nicht wieder so „geräuschvolle" Tage gesehen, wie die bevorstehenden. „Geräuschvoll" in doppelter Beziehung, doch dem sei, wie ihm sei, immerhin wird das Wagner'sche Bühnenfestspiel zu Bayreuth ein Ereigniß sein, das positiv wie negativ seinen Einfluß auf die Gestaltung unserer Oper geltend machen wird. Zu Ehren dieser eigenartigen Schöpfung des viel gefeierten, wie viel geschmähten Dichter-Componisten nun hat die rühmlich bekannte Autographenhandlung von Otto August Schulz in Leipzig aus ihrem reichen Lager eine glänzende Auswahl interessanter eigenhändiger Briefe und Manuscripte der berühmtesten Tonkünstler, Sänger und Schauspieler zusammengestellt und übergiebt dieselben in einem der Bedeutung des Festes entsprechend ausgestatteten Verzeichnisse zur Kenntnißnahme allen Autographen- und Musikfreunden. Dasselbe weist die hervorragendsten Personen aus dem Bereiche der Ton-, Gesangs- und Schauspielkunst auf, worunter sich die als leuchtende Sterne am Kunsthimmel glänzenden Namen wie: J. S. Bach, L. v. Beethoven, J. Haydn, Mendelssohn-Bartholdy, W. A. Mozart mit einem kostbaren Brief an seinen Freund Gottfr. v. Jacquin, dem er, als Gast des Grafen Thun, in jovialster und pikantester Weise über die Erlebnisse und Begebenheiten während seines Aufenthalts in Prag Bericht erstattet und worin er gleichzeitig hervorhebt, welch' außergewöhnlich enthusiastische Aufnahme und Verwerthung sein „Figaro" daselbst gefunden; ferner Franz Schubert, R. Schumann, R. Wagner, C. M. v. Weber — weiter Catalani, Cruvelli, Grisi, Lind, Malibran, Nilsson — dann Beck, Brandes, Butler, Dejazet, L. Devrient, Eckhof, Garrick, Großmann, Therese Krones, Macready, Mars, Raimund, Roncourt, Schröder-Devrient, Talma, Wolf und viele andere befinden. So enthält die dargebotene Sammlung ungefähr 350 ausgesucht interessante, meist mit trefflichen Bildnissen geschmückte, eigenhändige Briefe mit Unterschrift von bester Erhaltung und unzweifelhafter Aechtheit. Noch bemerken wir, daß in dem nach englischem Muster ausgestatteten Kataloge die Handlung an Stelle der bis jetzt gebräuchlichen französischen Bezeichnungen deutsche hat treten lassen, wie sie auch allen Namen das Geburts- und Sterbejahr hinzugefügt hat. Sicher werden alle Musikfreunde und Autographensammler diese dem Wagner'schen Unternehmen dargebrachte Ehrengabe mit Freuden begrüßen, zumal die Preise auf das Billigste berechnet sind.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 66. Donnerstag, den 17. August. 1876.

Die Steuerreform und das Einkommensteuergesetz im Königreiche Sachsen vom 22. December 1874.

Von Gustav Wahl.

VI.

Die Einschätzungscommissionen und die Kosten der Einschätzung.

Die Bestimmung der §§. 24 und 25 des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874, nach welcher die für die Erhebung der directen Steuern gebildeten Bezirke für den Zweck der Einschätzung des einkommensteuerpflichtigen Einkommens in mehrere Districte mit in der Regel nicht weniger als 1000 Einwohner getheilt, und für jeden District eine Einschätzungscommission gebildet werden soll, hat die Eintheilung des ganzen Landes in überhaupt 978 Districte zur Folge gehabt.

So wenig sich verkennen läßt, daß eine so große Zahl von Einschätzungsdistricten und Einschätzungscommissionen Manches gegen sich hat: so lassen doch die bei der Einschätzung im Jahre 1875 gemachten Erfahrungen eine Zusammenlegung mehrerer Districte, überhaupt die Vergrößerung der letzteren durchaus bedenklich erscheinen, da die Einschätzungscommissionen (wie im IV. Artikel bereits erwähnt) schon bei dem gegenwärtigen Umfang der Districte nicht ganz selten an der näheren Erörterung der Erwerbs- und Vermögensverhältnisse der Beitragspflichtigen es haben fehlen lassen und allzuleicht über die Declarationen derselben sich hinweg gesetzt haben.

Bestimmte Anträge auf Abänderung der bisherigen Districtseintheilung sind übrigens nur in ganz beschränkter Anzahl angebracht worden. Dieselben bezwecken ausschließlich die weitere Zertheilung einzelner, nicht die Zusammenlegung mehrerer Districte.

Die Bestimmung in §. 26 des Einkommensteuergesetzes, daß die Einschätzungscommissionen aus dem Bezirksteuerinspector als Vorsitzendem und 6 bis 18 zu wählenden Mitgliedern zusammengesetzt werden sollen, hat dazu geführt, daß die Einschätzungscommissionen aus dem Vorsitzenden und im Durchschnitt 10 gewählten Mitgliedern (9876 im Ganzen) formirt worden sind. Denn es erschien angemessen, jede der zu einem Einschätzungsdistrict vereinigten Gemeinden mindestens durch ein Mitglied in der Commission vertreten und die Wahl der Commissionsmitglieder in jeder einzelnen Gemeinde vornehmen zu lassen.

Der überaus hohe Kostenaufwand, der durch diese starke Besetzung der Einschätzungscommissionen entstanden und in dem Nachtragsbudget auf die Jahre 1874/75 auf 800,000 *M.* (von überhaupt 1,400,000 *M.* Gesammtkosten) veranschlagt worden ist, — sowie andererseits die bittern Klagen über die im 1. Absatz des §. 32 des Einkommensteuergesetzes enthaltene Vorschrift, daß die im District wohnhaften Mitglieder der Einschätzungscommissionen nur, wenn ihre Thätigkeit länger als 3 Tage in Anspruch genommen wird, und dann erst vom 4. Sitzungstage ab Tagegelder empfangen sollen, haben die Staatsregierung bekanntlich veranlaßt, für eine Abänderung der bezüglichen Bestimmungen des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 sich auszusprechen (Beilage D des Allerhöchsten Decretes an die Stände, vom 17. Februar 1876, Nr. 56. Landtagsacten I. Abth. 4. Bd. S. 98). In dieser Beziehung wurde in Vorschlag gebracht, daß

1) der Beginn des Tagegelderbezugs auf den ersten Sitzungstag der Einschätzungcommissionen verlegt, und

2) die Zahl der von den Gemeindebehörden zu wählenden Commissionsmitglieder auf 3 bis 9 beschränkt, dabei aber zugleich festgesetzt werden möge, daß bei der Einschätzung der verschiedenen zu einem District vereinigten Ortschaften jedesmal mindestens ein Einwohner der betreffenden Ortschaft mit berathender Stimme zugezogen werden müsse, sobald eine Ortschaft nicht in der Commission selbst durch einen Ortseinwohner vertreten ist.

Diesen Anträgen haben denn auch die Stände, soviel die im Jahre 1877 vorzunehmende neue Einschätzung des einkommensteuerpflichtigen Einkommens anlangt, bereitwillig entsprochen und ist demgemäß im §. 3 des Finanzgesetzes auf die Jahre 1876 und 1877, vom 2. Juli 1876, ausdrücklich bestimmt:

„Im Uebrigen ist die Erhebung der in §. 2 gedachten Steuern den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen gemäß zu bewirken. Unser Finanzministerium wird jedoch ermächtigt, bei der Veranlagung und Erhebung der Einkommensteuer folgende Modificationen des Einkommensteuergesetzes vom 22. December 1874 eintreten zu lassen:

„a) ꝛc.

„c) Die Einschätzungscommissionen werden aus dem Bezirkssteuerinspector als Vorsitzendem und 3—9 Mitgliedern zusammengesetzt, welche nach den Vorschriften des §. 27 des Einkommensteuergesetzes zu wählen sind.

„Sollte in einem aus mehreren Ortschaften bestehenden Districte eine Ortschaft nicht durch einen Ortseinwohner in der Commission vertreten sein, so ist bei der Einschätzung der zu dieser Ortschaft gehörigen Beitragspflichtigen mindestens ein Einwohner derselben mit berathender Stimme zuzuziehen.

„d) Die Mitglieder der Einschätzungscommissionen erhalten Tagegelder, deren Höhe das Finanzministerium bestimmt, für alle Tage, an welchen sie versammelt sind."

Bei dieser Sachlage werden denn in den ersten Monaten des Jahres 1877, in welchem nach §. 2 des Finanzgesetzes vom 2. Juli 1876 die Einkommensteuer nach dem Sechsfachen der einfachen Steuersätze erhoben werden soll, sämmtliche Beitragspflichtige anderweit, und zwar durch Commissionen einzuschätzen sein, die nach Maßgabe der in §. 3 des Finanzgesetzes getroffenen Bestimmungen aus dem Bezirkssteuerinspector als Vorsitzendem und 3 bis 9 Mitgliedern zusammengesetzt sind, und von denen die Letzteren auf dem platten Lande von den Gemeinderäthen der verschiedenen zu einem District vereinigten Ortschaften in *gemeinschaftlicher Sitzung* werden gewählt werden müssen.

Der Ertrag der Einkommensteuer i. J. 1877 ist unter der Voraussetzung, daß das Finanzministerium von der durch das Finanzgesetz ihm ertheilten Ermächtigung Gebrauch macht und den Betrag der den Mitgliedern der Einschätzungscommissionen zu gewährenden Tagegelder unter den i. J. 1875 gezahlten Betrag herabsetzt, folgendermaßen veranschlagt worden:

Nr.	Gegenstand.	Jahresbetrag der Einnahme. M	Jahresbetrag der Ausgabe. M
	Einnahme.		
1	Solleinkommen nach den Catastern bei Ausschreibung von 6 Simplen . . . . . . Nach der in den Monaten Juni bis August des Jahres 1875 von den Einschätzungscommissionen bewirkten Feststellung des steuerpflichtigen Einkommens von überhaupt 1,017,580,783 M. beträgt das Solleinkommen bei Erhebung des einfachen Steuersatzes, wenn die Beitragspflichtigen mit einem 300 M. nicht übersteigenden Einkommen ganz freigelassen, die Beitragspflichtigen mit einem Einkommen über 300 bis 400 M. dagegen mit einem ermäßigten Satze von 5 ₰ für ein Simplum beigezogen werden, 1,085,040 M. 15 ₰. Dasselbe ist jedoch mit Rücksicht auf die vielen Reclamationen, die gegen diese Einschätzung eingewendet worden sind, sowie wegen des Wegfalls mehrerer Eisenbahngesellschaften, der Sicherheit halber hier nur auf rund 1,000,000 M. veranschlagt.	6,000,000	
2	Zuwachs	300,000	
3	Nebeneinkünfte	1,000	
	Sa.	6,301,000	
	Ausgabe.		
4	Wegfall, Erlasse, Restitutionen		600,000
5	Erhebungskosten (nach 4 Procent der wirklich eingehenden Steuerbeträge berechnet).		228,000
6	Anlagekosten (Catastrationsaufwand) . . . Die Kosten der im Jahre 1875 ausgeführten Einschätzung berechnen sich auf im Ganzen 1,340,000 M. Der Aufwand für die im Jahre 1877 durchzuführende Einschätzung wird zu rund 890,000 M. veranschlagt, da die beabsichtigte Herabsetzung der den Mitgliedern der Einschätzungscommissionen zu gewährenden Auslösung und die schwächere Besetzung der Einschätzungscommissionen eine Ersparniß von ungefähr 550,000 M. in Aussicht stellt, der allerdings ein Mehraufwand von vielleicht 100,000 M. wegen der beabsichtigten Gewährung von Auslösung auch für die ersten 3 Tage gegenüber treten wird.		890,000
7	Kosten der statistischen Bearbeitung des Einschätzungsergebnisses		10,000
8	Gratificationen ꝛc. für die Bezirkssteuerinspectoren für Leitung des Einschätzungsgeschäftes		15,000
9	Gratificationen für die Kreissteuerräthe . .		2,000
10	Sonstiger Aufwand bei den Reclamationscommissionen		1,000
11	Uebriger Verwaltungsaufwand		1,000
	Sa.		1,747,000

Abschluß.

Summe der Brutto-Einnahme . . . . 6,301,000 M.
Hiervon abgezogen die darauf angewiesenen Ausgaben an . . . . . . 1,747,000 „
verbleibt . 4,554,000 M.
= 72,27 % der Brutto-Einnahme.

In Preußen sind in dem Etat für 1876
die classificirte Einkommensteuer in der Einnahme mit . . . . . . 29,347,000 M.
die Veranlagungs- und Erhebungskosten mit . . . . 436,500 „
verbleibt . 28,910,500 M.
die Classensteuer in der Einnahme mit 41,505,000 M.
die Veranlagungs- und Erhebungskosten mit . . . . 2,479,000 „
verbleibt . 39,026,000 M.
veranschlagt.

Nach dem für die Jahre 1876/77 vereinbarten Staatsbudget wird durch directe Steuern im Jahre 1877 der Staatscasse die Summe von

Netto 14,232,864 M.,

nämlich

4,165,264 M. durch die Grundsteuer (7,2 ₰ von der Einheit = Brutto 4,484,064 M.),
5,513,600 „ durch die Gewerbe- und Personalsteuer ($^4/_5$ des ordentlichen Jahresbetrages = Brutto 6,197,000 M.),
4,554,000 „ durch die Einkommensteuer (6 Simpla = Brutto 6,301,000 M.)

Sa. 14,232,864 M.

zugeführt werden. Derselbe Nettobetrag würde, wenn die Einkommensteuer an die Stelle der Gewerbe- und Personalsteuer treten, die Grundsteuerpflichtigen aber nicht höher, als zeither, belastet werden sollten, durch Ausschreibung von 6 ₰ Grundsteuer von der Einheit und 12,9 Simplen Einkommensteuer erreicht worden sein, da die vorhandenen 62,087,000 Steuereinheiten, bei Ausschreibung von 6 ₰ Grundsteuer von jeder Einheit, Netto

3,434,970 M. (Brutto 3,736,720 M.), —
12,9 Simpla Einkommensteuer dagegen Netto
10,846,760 „ (Brutto 13,546,000 M.)

Sa. 14,281,730 M.

voraussichtlich ertragen.

Letzteren Falls würden hiernach

Netto 48,866 M.

mehr zur Casse fließen, die auszuschreibende Summe dagegen um

400,656 M.

sich höher stellen, da bei Ausschreibung von 6 ₰ Grundsteuer und 12,9 Simplen Einkommensteuer auf einen Ausfall von

14,400 + 1,290,000 = 1,304,400 M.

gerechnet werden muß, — während bei Ausschreibung von 7,2 ₰ Grundsteuer, $^4/_5$ des Jahresbetrages der Gewerbe- und Personalsteuer und 6 Simplen Einkommensteuer der Wegfall, die Erlasse und Restitutionen auf rund

17,300 + 380,000 + 600,000 = 997,300 M.

veranschlagt werden können.

Stadt und Schloß Friedrichshafen*).

Den Bewohnern der Heimath ein liebgewordener Sommeraufenthalt, beginnt der Hauptort des württembergischen Bodenseeufers mehr und mehr auch die Fremden, welche einer Sommerfrische bedürftig sind, an sich zu ziehen. Die Stadt ist im sichtlichen Aufschwung begriffen. In wenigen Jahrzehnten ist sie bis auf 2900 Einwohner angewachsen, und es steht ihr unzweifelhaft eine bedeutende Zukunft bevor, da sie ein Hauptstapel- und Speditionsplatz der nach der Schweiz und Italien gehenden und von da kommenden Güter ist, und die Regierung durch großartige Bauten für einen geräumigen und gegen Stürme gesicherten Hafen gesorgt hat. Dazu kommen die Vorzüge des Orts in landschaftlicher und gesundheitlicher Beziehung. Die Lage des Städtchens ist eine der

*) Auf Grund geschlossener Vereinbarung dem „Schwäbischen Merkur" entnommen.

schönsten; der Bodensee breitet sich hier fast in einer unübersehbaren Fläche aus, in duftiger Ferne erblickt man bei heiterer Witterung jenseits die Schweizerufer mit ihren freundlichen Städtchen und Dörfern; in ihrem Rücken erheben sich die grünen Vorberge der Cantone St. Gallen und Appenzell und hinter ihnen der hohe Säntis und die andern Berge des Alpsteingebirges mit ihren Häuptern. Was die Bedeutung Friedrichshafens als Curort betrifft, so befindet sich hier eine Seebadeanstalt für Herren und eine für Damen, ferner eine Anstalt für warme Seebäder; auch findet sich jedes Jahr Gelegenheit zum Molkentrinken, indem die Ziegenmilch aus dem Appenzell bezogen und die Molken aus derselben von einem Schweizer bereitet werden. Was aber Friedrichshafen einen besonderen Ruf als Curort brachte, ist das im Jahre 1862 daselbst errichtete und seitdem erweiterte türkische Bad, sowie die im Sommer 1872 eröffnete schöne neue Curhalle, die hart am Ufer des Sees liegt. Diesen Anstalten insbesondere ist es zu verdanken, daß von dem beträchtlichen Fremdenverkehr, der alljährlich dem schönen Bodenseeufer sich zuwendet, Friedrichshafen sein volles Theil erhält. Stadt und Schloß Friedrichshafen, die früher so kleine württembergische Colonie am See, wird immer ausgedehnter, Gasthöfe entstehen, um den vielen Fremden längeren oder kürzeren Aufenthalt zu gewähren; auch viele neue hübsch ausgeführte Privatgebäude sind entstanden, namentlich in der sogen. Neustadt, und noch immer ist die Baulust im Zunehmen. Friedrichshafen besteht aus dem ehemaligen Reichsstädtchen Buchhorn (der Altstadt), dem früheren Priorat Hofen und der Neustadt, einer stattlichen Häuserreihe, die sich von der Altstadt gegen das Schloß und den Bahnhof hinzieht. Stadt und Schloß Friedrichshafen liegen hart am See, jedes auf einem ausspringenden Bogen des Seegestades. Nahe an der Altstadt ist der geräumige Hafen mit einem schlanken Leuchtthurm und dem großen Zollgebäude an dem aufgemauerten Landungsquai. Eine Zweigbahn geleitet die Reisenden sehr bequem zum eigentlichen Bahnhof und umgekehrt von diesem direct an die Dampfboote, ohne daß ein störender Wechsel damit verbunden ist. Am Hafendamm (Landungsquai) zeigt sich in der Ferne die Waldburg am bewaldeten Horizont über der südöstlichen Ecke des Dammes, jenseits des Leuchtthurmes. Ueber dem Kirchthurme von Eriskirch sind die Gottesackerwände und über zwei kleinen Häusern, rechts vor jenem Thurme, der Hochiffer sichtbar. Ueber dem nächsten Abfall des Seewalds und über einer Baumgruppe das Dünschenhorn. Links vom Kirchthurme von Langenargen ist die Mittagsspitze und über dem Thurme selbst die Mürzelspitze zu sehen. Links vom Schloß Montfort zeigt sich der Hohe Blanken und zwischen dem Schloß und der Rheinspitze hoch oben der Hohe Freschen. Ueber der Einsattlung des Appenzeller Vorbergebirges ist die Scesaplana u. a. m. Die eng und unregelmäßig gebaute Altstadt selbst hat nur wenige Gebäude von einiger Bedeutung und bietet überhaupt wenig Sehenswerthes dar. Auf der Land- und Nordseite des Städtchens befinden sich noch Spuren von Stadtmauern, die letzten Zeichen aus älterer Zeit. Zu den größeren Gebäuden Friedrichshafens gehören: die katholische Pfarrkirche zum heil. Nikolaus mit mehreren Altären und Plafondmalereien im Innern. Vor der Kirche, rechts am Eingang, befindet sich ein aus Sandstein ausgeführter Oelberg mit bemalten Figuren, leider hat das gut gearbeitete Werk im Laufe der Zeit Noth gelitten. Die Kirche wurde im Jahre 1750 vom Kloster Weingarten erbaut; ihr hoher Satteltthurm ist 1865 mit einer neuen Spitze und neuen massiven Giebeln versehen worden. Der protestantische Gottesdienst wird in der Kirche des Schlosses gehalten. Das sog. Kameralgebäude, jetzt Zollbeamtenwohnung, auch „Statthalterei" genannt, ist ein ansehnliches steinernes Haus, das früher dem Kloster Kreuzlingen bei Konstanz gehörte. Ihm gegenüber liegt hart am See das Spitalgebäude, schon sehr frühe gestiftet, mit einer kleinen Kapelle, welche die sicherste Kunde über das hohe Alter des Spitals giebt. An ihrem Altar befindet sich nämlich eine lateinische Inschrift, wonach am 14. Sept. 1284 das Spital mit anderen Gebäuden vom Feuer zerstört, bald aber wieder aufgebaut wurde. Die Kapelle wird zunächst als Hauskapelle benützt, bildete, wie nach Allem zu schließen, einen Theil eines früheren, in alter Zeit an der Stelle des Hospitals gestandenen burgartigen Gebäudes, und ist in jüngster Zeit in allen Theilen angemessen restaurirt worden. Der Altar ist ein sogen. Flügelaltar und mit werthvollen und kunstreichen Gemälden religiöser Art versehen, wovon namentlich das Haupt- und Mittelbild, ein im Schweißtuch getragener Christus, auf ein hohes Alter hinweist. Die Kapelle enthält außerdem noch aus früherer Zeit herstammend, aber nicht mehr in den Originalen, weil inzwischen öfters restaurirt, die Namen der Stifter und deren Wappen, wie diejenigen von verschiedenen Aebten. Zur Ausrüstung der Kapelle hat der König und die Königin von Württemberg 9 Leuchter und ein Ciborium gestiftet. Das Rathhaus mit einem Glockenthürmchen ward im Jahre 1828 statt des alten, nun abgebrochenen, auf den Grundmauern des ehemaligen Kornhauses erbaut In der Neustadt steht der hübsche Bahnhof mit Nebengebäuden und bis an den See sich erstreckenden Gartenanlagen, sowie manches schöne und geschmackvolle Privatgebäude. Auch an dem Corso, der mit Bäumen besetzten Verbindungsstraße zwischen der Altstadt und dem Schlosse, befinden sich viele hübsche und moderne Gebäude. An dieser Straße steht der Gasthof zum König von Württemberg mit Gartenanlagen und freier Aussicht nach allen Seiten des Sees; ferner die Post, zugleich Gasthof zum deutschen Haus, zunächst dem Bahnhof gelegen; weiterhin das Hotel Bellevue, sodann der Gasthof zur Krone mit dem beliebten Garten, der unmittelbar an den See stößt. Nahe der katholischen Kirche trifft man den Gasthof zum grünen Baum, weiter unten, in der Altstadt, die Gasthöfe zum Rad, zum Adler, zum Kreuz u. s. w. Sehenswerth ist die Sammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung; sie enthält verschiedenartige, theilweise seltene und werthvolle oder interessante Gegenstände, darunter auch Ueberreste von den früheren Pfahlbauansiedlungen am Bodensee. Auch alte, theilweise die Bodenseegegend, Oberschwaben und die Schweiz behandelnde, theils die Bildnisse der württembergischen und bayrischen Fürsten und Regenten aus frühester Zeit enthaltende Chroniken, Bücher u. s. w. finden sich in der Sammlung; ferner verschiedene ältere und neuere Kartenwerke und Ansichten, worunter namentlich die Belagerung Hohentwiels vom Jahre 1641 und eine ältere Ansicht der ehemaligen Reichsstadt Buchhorn aus der Zeit des 16.—17. Jahrh. Eine Brakteaten- und Münzsammlung der Bodenseestädte und der um den See liegenden Staaten geht ihrer Vervollständigung entgegen. An dem Corso und gegenüber dem Töchterpensionat Paulineninstitut befindet sich der Eingang in den die Curhalle umgebenden schönen Garten, der früher zur Villa des Grafen von Taubenheim gehörte. Das neue Curhaus selbst verdankt seine Entstehung der Municifenz des Königs Karl, welcher der Stadt den jetzigen Curgarten schenkte, der Bewilligung eines Capitals von 15,000 fl. durch die Ständekammer und der Aufbringung einer gleichen Summe durch eine Actiengesellschaft. Das unmittelbar an dem See stehende Gebäude bildet einen Mittelbau mit zwei Seitenflügeln. Es ist 27 Meter lang, 18 Meter tief und enthält in der Mitte einen geschmackvollen Conversationssaal von 16 Meter Länge und 10 Meter Tiefe durch zwei Stockhöhen gehend, mit Aussicht auf den See und die gegenüberliegenden Schweizergebirge. Die Flügelbauten enthalten in zwei Geschossen die Restaurations-, Gesellschafts- und Spielzimmer. Diese Räume sind so gelegen, daß man von ihnen aus in den Saal sehen und an musikalischen Aufführungen u. s. w. Theil nehmen kann. Eine 6 Meter breite Terrasse bietet vor dem Saale eine mit Tischen und Stühlen

versehene angenehme Räumlichkeit. Die Erker, Balkone, die weit vorspringenden Dächer und die verschiedenen Farben des Baumaterials auf dem belebten Hintergrunde üppiger Baumgruppen sichern dem Bau, namentlich vom See aus gesehen, einen sehr freundlichen Anblick und sind ganz geeignet, ihm den anmuthigen Charakter einer Seelandschaft zu verleihen. Die hübschen Gartenanlagen bieten schattige Spaziergänge; auch ist hier für specielle Curen gesorgt; im Garten werden den Sommer über täglich frische Alpenziegenmolken und verschiedene Mineralwasser abgegeben. Stellt man sich auf die Veranda des Curhauses, so steht über dem grünen Dache des Friedrichshafener Spitals die linke Spitze des Algäuerberges, der Stuiben, über dem Kirchthurme von Eriskirch der Muttler, und über dem äußersten Posten der Badeanstalt im See das Rindalpenhorn. Ueber der Häusergruppe rechts von Eriskirch fangen die Gottesackerwände an, die sich von da in einem Bogen nach rechts hinziehen. Von der höchsten Spitze des Pfänders rechts liegt der Hochiffer. Ueber einer Gruppe einzelner Bäume rechts vom Absall des Seewaldes zeigt sich die Lingnauer Höhe und dann folgt wieder dunkler Tannenwald am See. Ueber dem Anfang desselben steigt die Wand der Canisfluh in die Höhe und über dem Schloß Montfort ragt die Mittagspitze hinter dem Güntenhang hervor. Der Hohe Freschen steht über dem untersten Anfang des Appenzellerlandes. Unmittelbar von Friedrichshafen führen landeinwärts schattige Spaziergänge nach dem wenige Minuten von der Stadt entfernten schönen 80 Morgen großen Waldpark, das Riedle, von hübschen Fuß- und Fahrwegen durchzogen, mit zahlreichen Ruheplätzen und herrlichen Aussichtspunkten. Dieser Park wurde vor etwa 10 Jahren von der Königin Olga angekauft und ist in seiner jetzigen Gestalt dem Publicum zur Benützung übergeben. Nach dem 15 Minuten von der Stadt und nur eine kleine Strecke von dem See entfernten, über 1000 Morgen großen Seewald, mit einem Musterhof, führen in zwei Richtungen die Straßen nach Tettnang und Langenargen, mit schattigen Bäumen besetzt; auch in diesem Buchen- und Tannenwald finden sich verschiedene mit Geschmack angelegte Fuß- und Fahrwege. Ueberhaupt ist die Auswahl von Waldpartien in der Umgebung von Friedrichshafen außerordentlich reich. — Das bedeutendste Gebäude von Friedrichshafen ist das königliche Schloß, ehemals die Probstei Hofen, eine Viertelstunde unterhalb des alten Städtchens gelegen. Es steht auf einem abhängigen Vorsprunge des Seeufers und bietet eine der schönsten und großartigsten Aussichten am ganzen Bodensee dar. Ein schöner, von einer großen Linde mit Ruhebank beschatteter Eingang führt in einen großen mit Blumenbeeten und Springbrunnen gezierten Hofraum. Rechts stehen die Wirthschafts- und Dienstgebäude mit dem ehemaligen Pfarrhaus, weiter links das Schloßgebäude mit der an dasselbe sich anschließenden Kirche. Hier wohnt auch der Hofgärtner, welcher den breiten Hofraum mit schönen Topfpflanzen verziert hält. Vorwärts und zur Seite breiten sich schöne Gartenanlagen mit Springbrunnen (früher der Klosterweingarten) aus. Das Ganze ist ringsum von einer hohen Mauer umgeben, die einen Flächenraum von 13 Morgen einschließt. Das Schloß ist hoch und geräumig und bildet mit der Kirche ein Viereck, in dessen Mitte ein Hof, der ehemalige Conventhof, sich befindet. Ein auf Bögen ruhender Gang, an dessen Ende ein Thürmchen steht, verbindet das Schloß mit den Oekonomiegebäuden. Das Innere des Schlosses ist ganz in Uebereinstimmung mit der herrlichen Natur, die man hier vor Augen hat, eingerichtet. Im 2. Stock befindet sich ein Salon, von dessen offener Säulengallerie man eine herrliche Aussicht über den Bodensee genießt. Man befindet sich hier eigentlich im Mittelpunkte der ganzen Seelänge, auf einer Seite erblickt man die Thürme von Konstanz, auf der andern, über Langenargen hin, die lange Erdzunge, die sogen. Rheinspitze, aus welcher der Rhein in den See tritt, und zwischen diesen beiden Punkten liegt der Obstgarten St. Gallens und Thurgaus mit vielen Ortschaften, Burgen, Höfen und Landhäusern und die im Hintergrunde derselben aufsteigende Kette grüner Hügel mit den kahlen Wänden des hohen Säntis und der ihn umgebenden sieben Kurfürsten, sowie des ganzen sich weit ausdehnenden Alpsteins. Jeden Morgen und Abend bietet sich eine neue Naturscene dar, indem nach Jahres- und Tageszeit die Beleuchtung beständig wechselt, und der See, sowie die Hochgebirge durch den Einfluß der Witterung sich bald in Klarheit und Ruhe, bald wolkenverhüllt und aufgeregt zeigen. In den Gängen des Schlosses sind einige Fensterscheiben mit schönen werthvollen Glasgemälden geziert, die bei günstiger Beleuchtung ein buntfarbiges Licht ausstrahlen. An Treppen, Nischen, Corridoren u. s. w. erkennt man noch hier und da die frühere klösterliche Bestimmung des Schlosses. Seine jetzige Gestalt ist ganz das Werk des verewigten Königs Wilhelm, geschaffen in den Jahren 1823—30. Viele Jahre nahm die königl. Familie gewöhnlich einige Monate ihren Sommeraufenthalt hier, und es wird dieser mit so vielen Reizen geschmückte Wohnsitz jetzt von dem Könige Karl durch alljährliches längeres Verweilen begünstigt. Von den Gemächern des Schlosses gelangt man in die ehemalige Kloster-, jetzt evang. Stadtpfarrkirche. Sie ist aus Rorschacher Quadern im Styl des vorigen Jahrh. aufgeführt und hat zwei hohe, mit Kuppeln versehene, viereckige, gleiche Thürme, die weit über den See hin sichtbar sind. Ihr Inneres ist reich an Stukaturarbeit, und hat einen schönen, mit Figuren verzierten Hochaltar und viele Gemälde. Die Kirche und das Schloß (Kloster) wurden nach einer über dem Portal befindlichen Inschrift im Jahre 1695 zu bauen angefangen und 1701 vollendet. Im October des Jahres 1702 wurde die Schloß- (Kloster-)Kirche von dem Suffragan-Bischof Ferdinand Konrad Gast mit großem Gepränge eingeweiht. Die Aebte von Weingarten, Weissenau, Reichenau und Isny waren anwesend, sowie die Grafen von Königsegg, von Wolfegg, von Montfort und der Landkomthur von Altshausen durch Abgeordnete vertreten. Zur evang. Pfarrkirche wurde sie 1812 bestimmt. Bei dem Schlosse befindet sich ein für die königl. Familie bestimmter kleiner Seehafen, zu dem man durch ein Ausgangsthor vom Schloßgarten aus gelangt. Zu beiden Seiten des ersteren sind zwei im letzten deutsch-französischen Kriege erbeutete große französische Mörser aufgestellt. Im Schloßgarten selbst wurde eine prachtvolle Veranda am See erbaut und ihr der Name Monplaisir gegeben. Von ihrer Halle zu ebener Erde aus erscheint die gegenüberliegende Gebirgslandschaft, durch die Säulen gesehen, wie in verschiedene Gemälde abgetheilt. Auf der oberen freien Plattform aber bietet sich eine herrliche Aussicht nach allen Seiten dar. Auf der linken Seite erblickt man nämlich von hier aus den Grünten am See, links von einem kleinen Waldhügel, dessen rechte Seite kahl ist. Ueber dem Kirchthurme von Eriskirch liegt der Hochhetry und über dem kleinen Abfall des Seewaldes die Pfänderspitze. Ueber dem Anfang eines Tannenwaldes am See ist der Dibamsberg, rechts von ihm der Widderstein. Unter diesem, ein wenig rechts, glänzt die St. Gebhardskapelle und über der kleinen Kapelle bei Langenargen die Canisfluh. Ueber dem neuen Schloß Montfort zeigt sich das Hochälple, der hinterste Zacken der Canisfluh und die vergletscherte Braunorglenspitze. Der Hohe Freschen beherrscht den Anfang des Appenzeller Vorlandes unten am See, und über dem Dorfe Walzenhausen steht der Hochgerach. Den Raum zwischen Wolfhalden und Walzenhausen nimmt oben die Seesaplana ein. Durch den Einschnitt des bewaldeten Roßbühls, oberhalb Rorschach, scheint der Falknis durch und über dem Kronberg schaut der spitzige Kurfürst hervor. Der berühmteste Punkt jedoch in Beziehung auf die Aussicht ist in der Umgebung von Friedrichshafen das etwa 1 Stunde entfernte, auf sonniger

rebenumpflanzter Höhe liegende Dorf Berg mit seiner weithin sichtbaren hellen und freundlichen Kirche, bei der die Fernsicht am besten genossen werden kann. Letztere erstreckt sich vom Hochvogel zwischen den Lech- und Illerquellen bis zum Finsteraarhorn und seinen riesigen Nachbarn, aus denen die Quellbäche der Aar entspringen. Berg macht dem Gebhardsberg bei Bregenz, dem Hoyerberg bei Lindau und den andern schönen Aussichtspunkten am Bodenseeufer den Rang streitig; in Beziehung auf Umfang ist übrigens Berg jedenfalls der Vorzug zu geben. Dagegen aber schwächt die weitere Entfernung der Hochgebirge und der weniger reiche und abwechselnde Vordergrund den Eindruck der Landschaft. Ein schönes Panorama des Bodensees ist das von dem verstorbenen Maler Obach gezeichnete; es wurde von Th. Beck in Schaffhausen in Stahl gestochen und auf dem Kirchthurme in Berg aufgenommen. Nur ist auf dem Bilde die Bezeichnung der Gebirgshöhen nicht ganz richtig. Ein anderes Panorama des Bodensees wurde von A. Brandmayer in München gleichfalls nach der Natur gestochen; es erschien in den 50er Jahren. Das genaueste und daher beste Panorama ist jedoch das dem Werke: Alpenschau von A. Steudel, 2. Aufl., beigegebene; es wurde von dem Verf. selbst gezeichnet und läßt in Beziehung der Benennung sämmtlicher sichtbaren Gebirgshöhen nichts zu wünschen übrig.

— Dr. Christlieb, der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands nach Idee und Geschichte. Gütersloh 1876, Bertelsmann. — Dr. Warneck, die apostolische und die moderne Mission. Eine apologetische Parallele. Derselbe Verlag. — Beide Broschüren über die Mission sind auf das größere Publicum berechnet und wenden sich an den Wahrheitssinn aller Bessergesinnten in den der Sache ferner stehenden Kreisen, um von einem freien, geschichtlichen Standpunkte aus die herrschenden Vorurtheile gegen die große Angelegenheit zu widerlegen und den Missionssinn zu wecken, bez. zu läutern und zu stärken. In dem ersteren Schriftchen faßt der in den weitesten evangelischen Kreisen Deutschlands und Englands bekannte Verfasser, Professor und Universitätsprediger in Bonn, der schon mehrfach in Schriften und Vorträgen seine Gabe, Gebildete christlich anzuregen, hervorragend bethätigt hat, die Missionssache von der nationalen Seite mit vergleichenden Blicken auf die verschiedenen missionirenden Völker und Kirchen protestantischen Bekenntnisses auf. Denn mit Recht geht der Verf. von der Voraussetzung aus, daß die Missionen der verschiedenen Kirchen und Völker mit ihren eigenthümlichen Kräften und Gaben einander ergänzen müssen. Anders sind die Gaben der englischen und amerikanischen, anders diejenigen der deutschen Missionen. Während Jene für die Mission besonders einen unerschrockenen und unbefangenen Zeugenmuth, eine Gabe praktischer Selbstbeschränkung auf die Hauptpunkte im Unterricht, eine große Kühnheit, Sicherheit des Auftretens, strengen Ordnungssinn und hervorragendes Organisationstalent mitbringen, so liegen die Gaben der deutschen Missionen da, wo die englischen und amerikanischen ihre Schranke haben. Theologische Bildung, Lehr- und Sprachengabe, verständnißvolle Achtung und Schonung der fremden Nationalität, biblisch evangelische Weitherzigkeit, nüchterner, in Gedanken und Wort schlichter Wahrheitssinn, Armuth und Anspruchslosigkeit sind die hervorragenden eigenthümlichen Gaben der deutschen Missionare, die den besonderen Beruf unseres Volkes begründen, der Lehrer der Völker zu sein, den Samen großer, geistig und sittlich befreiender Gedanken in die Weite der Erde hinauszutragen, und was hier der Verf. im Einzelnen an den deutschen Missionaren rühmt, ist nicht zu viel gesagt; eine reiche Fülle geschichtlicher Belege, an die der Verfasser selbst hin und wieder andeutend erinnert, bestätigen seine Charakteristik. Die meist stille, verborgene, aber gesegnete Arbeit der deutschen Missionare auf dem ganzen, weiten Missionsgebiete ist ein Glanzpunkt deutschen Namens, dessen jeder deutsch-christliche Patriot sich freuen muß! Gleichwol fehlt sehr viel, daß die Missionssache bei uns eine so allgemeine Angelegenheit geworden wäre, wie sie es sollte, und daß unser Volk seinen Missionsberuf seinen Gaben entsprechend erfüllt hätte, wie der Verfasser in einem besondern geschichtlichen Abschnitt seiner höchst instructiven und interessanten Schrift ausführt. Deutschland bleibt auffallend zurück hinter den Missionsanstrengungen Englands und Amerikas. „Deutschland bildet sammt der Schweiz nahezu ⅓ der protestantischen Welt der Kopfzahl nach, und leistet statt dessen im evangelischen Missionswerk nur $^1/_{10}$!" Bemerkenswerth ist dabei besonders, daß das evangelische Mittel- und Norddeutschland einen viel geringeren Missionseifer beweisen, als der deutsch-evangelische Süden. Die Zahl der Missionare aller evangelischen Landeskirchen Mittel- und Norddeutschlands beläuft sich auf ca. 200, während das kleine Württemberg allein ¼ dieser Zahl stellt, und ganz Mittel- und Norddeutschland (Herrnhut abgerechnet) steuert zu seinen Missionsgesellschaften kaum so viele Thaler bei, als Württemberg (Franken zahlt zur Basler Mission allein bis gegen 300,000)! „Die zwei Centren des deutschen Missionsgeistes sind heute noch immer wie seit Jahrzehnten die Brüdergemeinde und Württemberg; nirgends ist die Mission so zur Kirchen- und Volkssache geworden, wie hier."

Was hindert nun ein allgemeineres Missionsinteresse? Verschiedene Gründe wirken zusammen. Unter Anderem führt der Verf. als Grund die mangelnde Organisation des kirchlichen Gemeindelebens an, die unerläßlich sei zur Erzeugung eines lebendigeren kirchlichen Selbstbewußtseins und Gemeinschaftsgefühls, das unsern großen landeskirchlichen Gemeinden, zumal bei dem Darniederliegen fast jeder Kirchenzucht, fehle. Wir können darin dem Verf. nicht ganz beistimmen. Die Verfassungsseite ist z. B. die schwächste Seite der württembergischen Kirche und doch, wie viel mehr leistet sie in Sachen der Mission, als große, weite Kreise der reformirten Kirche mit ihrer fest ausgebildeten Verfassung. Und unsere Durchschnittsprotestanten, die alles Heil von der Verfassung der Kirche erwarten, wie fern stehen sie zumeist der Mission und ignoriren sie als eine pietistische Winkelsache, während in England und Amerika das öffentliche Interesse vielmehr der Mission sich zuwendet und insbesondere die Presse ihr selbst in den großen politischen Tagesblättern eine Aufmerksamkeit widmet, von der die deutsche Presse nichts weiß. Der Hauptgrund der Gleichgiltigkeit gegen die Mission liegt offenbar dort, wo ihn auch der Verf. sucht, in der humanitarischen Entfremdung der deutschen Bildung vom lebendigen Christusglauben und in der großen Unbekanntschaft mit dem Missionswerk und seiner Bedeutung. Die Mission ist eine Sache des Glaubens; der Rationalismus, die „Aufklärung", der Deismus kennen keine Mission. Daher ist es von großer Wichtigkeit, die Wege zu bedenken, auf denen die Haupthindernisse und Vorurtheile gegen die Mission überwunden werden können, wie sie der Verf. im Einzelnen aus genauer Kenntniß der Sache mit gesundem praktischem Blick durchgeht, um zuletzt mit einer kräftigen Bezeugung eines sieghaften Missionsbewußtseins zu schließen. Denn die Mission ist der verkörperte Muth der Kirche im Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit, der Thatbeweis angesichts einer glaubensscheuen Zeit, daß ihr Glaube an das Kommen des Reiches Christi nicht zu Schanden wird.

Die zweite Broschüre ist ein sehr geschickter und gelungener Versuch, den der in besonderem Maße der Mission kundige Verf. macht, vom apologetischen Gesichtspunkt

aus die apostolische und die moderne Mission skizzenweise zu parallelisiren und zwar nach den drei Seiten des Missionsgebiets, der Missionsarbeiter und des Missionserfolgs. So einzigartig die apostolische Zeit auch in Sachen ihrer Mission nach manchen Seiten hin ist und so wenig die apostolische Mission irgendwie copirt werden kann oder soll, so ist doch, wie der Verf. überzeugend und eingehend nachweist, in den wesentlichen Zügen eine Aehnlichkeit zwischen beiden, und diese Parallele wirkt nicht etwa blos beschämend, sondern auch tröstlich und ermuthigend, wenn man nur nicht von 7—8 Jahrzehnte langer Missionsarbeit Erfolge verlangt, die selbst in der apostolischen Zeit erst in Jahrhunderten reiften. „Wenn am Ende", schließt der Verf., „unsere Nachkommen die Geschichte der modernen Mission studiren, so werden sie die Angriffe, welche im 19. Jahrh. ihre Gegner gegen sie erhoben haben, unbegreiflich finden und vielleicht schon dann an dem endlichen Siege der Mission über die Heidenvölker der Gegenwart so wenig zweifeln, wie wir heute einen Zweifel an dem Siege der apostolischen Mission haben."

* Geschichte der kurfürstlich und königlich Sächsischen Feld-Artillerie von 1620—1820. Von v. Kretschmar, Hauptmann im 1. Kgl. Sächs. Feld-Art.-Rgmt. Nr. 12.

In dem vorliegenden Werke wird ein umfangreicher, aus den verschiedenartigsten Quellen mit großem Fleiße zusammengetragener Stoff in gedrängter Kürze geboten. Es wird stets schwierig bleiben, eine Regimentsgeschichte, namentlich wenn dieselbe auf ältere Zeiten zurückgreift, interessant zu schreiben. Die Gefahr, eine trockene, chronologische Aufzählung geschichtlicher Data zu liefern, liegt nahe. Wenn Verfasser diesem Fehler auch nicht verfallen ist, so wäre doch zu wünschen, daß außer der vorhandenen Beschreibung des ruhmreichen Antheiles der sächsischen Armee an den vielen Feldzügen innerhalb des Zeitraumes von 1620 bis 1820 unter specieller Berücksichtigung der Artillerie auch von dem Wesen der Ausbildung im Frieden, der Art des Geschützmaterials, dem Standpunkte und der inneren Entwickelung dieser Waffe überhaupt Einiges mitgetheilt wäre. Erst im 3. Abschnitt geschieht beispielsweise der taktischen Verwendung der Artillerie Erwähnung. — Dem Werke sind einige Beilagen: Etats, Uniformirung, Chefs und Commandeure, sowie ein Anhang „Miscellen" beigefügt, welche Letztere allerdings einige, aber doch nur nebensächliche Beiträge zur Charakteristik des Zustandes der damaligen Artillerie liefert. Zum Schluß sei noch die Frage aufgeworfen: warum hat Verfasser dem Titel die Bezeichnung „Geschichte ꝛc. der sächs. Feld-Artillerie" gegeben, während doch die nach heutigen Begriffen dieser Benennung gegenüberstehende Fuß-Artillerie in dem vorliegenden Werke bei den zahlreichen Belagerungen eine sehr hervorragende Rolle spielt. Die allgemeine Bezeichnung „Artillerie" dürfte daher mit Rücksicht darauf, daß zu jener Zeit ein Unterschied zwischen Feld- und Fuß-Artillerie in dem obengedachten Sinne — nominell wenigstens — nicht existirte, geeigneter gewesen sein.

— Heimatskunde von Dresden. Zum Gebrauche für Schulen und für Freunde der Heimat bearbeitet von Osmar Thüme und Heinrich Gebauer. (Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne, 222 S. gr. 8. mit einem Atlas mit 53 lithographirten Figuren, einem Plane von Dresden und einer Karte der Umgegend von Dresden.) Den Herren Verfassern lag bei der Bearbeitung dieses Buches der doppelte Zweck vor, für den Unterricht in der Heimatkunde der Residenzstadt Dresden nicht blos dem Lehrer für seine specielle Aufgabe nach allen Seiten ausreichendes Material zu beliebiger Auswahl und Benutzung darzubieten, sondern auch Allen, welche sich für die Stadt Dresden interessiren, das Wissenswürdigste über diese Stadt und ihre nähere Umgebung zugänglich zu machen. Es war dabei natürlich nicht zu umgehen, daß für die Unterrichtsaufgabe Nöthiges und Zweckmäßiges für über der Auffassung der Schule stehende Leser sich als überflüssig fühlbar macht und andererseits das als für Jedermann wichtig Aufgenommene nicht allezeit für erstere mit zu verwerthen ist. Der dem Buche als besonderes Heft beigegebene Atlas ist auch für sich allein (für 60 ₰) zu beziehen, so daß die Benutzung dieses in mehrfacher Beziehung zweckmäßigen Lehrmittels bei dem Unterrichte in der Heimatkunde auch in solchen Schulen leicht ermöglicht werden kann, wo die Einführung des Buches selbst des höhern Preises wegen nicht thunlich sein würde.

— Die Photographie ist auch in den Dienst des Bayreuther Festspiels getreten. Hofphotograph V. Angerer in Wien (Leipzig bei Herm. Vogel) hat ein interessantes Pracht-Album mit Photographien vom Ring des Nibelungen von Rich. Wagner zur Publication gebracht. Es enthält 14 Darstellungen nach den scenischen Original-Entwürfen des Malers J. Hoffmann, welche sich auf die vier Abtheilungen Rheingold, Walküre, Siegfried und Götterdämmerung beziehen.

Verzeichniß der im Winterhalbjahre 1876/77 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen. (Anfang 16. October, Schluß 15. März.) I. Theologische Facultät. Proff. ordd. Kahnis (Decan bis 31. October): der Kirchengeschichte II. Theil; Symbolik; neuere Kirchengeschichte; Uebungen des theologischen Vereines. — Luthardt: Johannesevangelium; Dogmatik; dogmatische Gesellschaft; dogmatische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Lechler: Dogmengeschichte; Briefe Petri; kirchenhistorische Uebungen mit der Lausitzer Predigergesellschaft. — Delitzsch: Jesaia; biblische Theologie des alten Testaments; biblisch-chaldäische Grammatik; Leitung des Hebraicums II der Lausitzer Predigergesellschaft. — Fricke: christliche Ethik; Galaterbrief; Leben Jesu nach den 4 Evangelien; exegetische Gesellschaft, A. u. N. T.; homiletische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft, desgl. der biblisch-theologischen Uebungen des N. T. ders. Gesellschaft. — Baur: Einleitung in das Alte Testament; System der praktischen Theologie, I. Theil (allgem. Theil, Katechetik, Einleitung in die Homiletik); homiletisches Seminar; Hebraicum I der Lausitzer Predigergesellschaft. — Hofmann: praktische Theologie, II. Theil; Pädagogik und Geschichte derselben; katechetisches Seminar; pädagogisches Seminar. — Prof. ord. hon. Hölemann: Hohes Lied; exegetischer Verein des Alten und Neuen Testamentes (einschl. der Societas exeget. Lips. Wineri). — Proff. extrr. W. Schmidt: Briefe Pauli an die Corinther; die drei Briefe des Johannes; katechetische Gesellschaft; katechetische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Brockhaus: allgemeine kirchliche Kunstarchäologie. — E. Schürer: Römerbrief. — Harnack: Einleitung in das N. T.; Verhältniß von Kirche und Staat in den ersten 8 Jahrhunderten bis zur Begründung des Kirchenstaates; kirchenhistorische Gesellschaft.

II. Juristische Facultät. Proff. ordd. Stobbe (Decan bis 31. Octbr.): deutsches Privatrecht mit Einschluß des Lehnsrechts, aber ohne Handelsrecht; katholisches und evangelisches Kirchenrecht; germanistische Uebungen. — v. Wächter: Familien- und Erbrecht nach Arndt's Lehrbuch der Pandekten. — Hänel: juristische Gelehrtengeschichte. — Osterloh: gemeiner deutscher Civilproceß mit Berücksichtigung des Entwurfs einer deutschen Civilproceßordnung; im Anschluß daran: sächsischer Civilproceß; civilproceßrechtliches Seminar; Uebungen im Referiren. — Müller: sächsisches Privatrecht auf Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuches, I. Theil; Vermächtnißrecht und Pflichttheilsrecht; Pandekten-Practicum. — Schmidt: Pandekten, I. Theil (mit Ausschluß des Familien- und Erbrechts); Institutionen und äußere Geschichte des römischen Rechts. — Friedberg: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte; deutsches Reichs- und

Landesstaatsrecht; Handels-, Wechsel- und Seerecht; Uebungen einer kirchenrechtlichen Gesellschaft. — Kuntze: Institutionen des römischen Rechts; innere und äußere Geschichte des römischen Rechts; Pandekten, II. Th. (Familien- und Erbrecht). — Binding: deutsches Strafproceßrecht; deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht; Strafrechtspracticum. — Windscheid: Pandekten, ohne Familien- und Erbrecht; Erklärung von Pandektenstellen. — Wach: deutsches Strafrecht; Geschichte des römischen Civilprocesses; summarische Processe und Concursproceß; Civilproceßpracticum. — Prof. ord. hon. Voigt: Encyclopädie des Rechts. — Proff. extrr. Weiske: Bergrecht. — Höck: deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte; Handels-, Wechsel- und Seerecht; die Lehre von den Verbindlichkeiten nach den Deutschen Rechten. — Götz: Themata aus dem Handels- und Wechselrecht; Themata aus dem Civilrecht. — Priv. Docc. Reuling: deutsches Wechselrecht mit vergl. Berücksichtigung des franz. und englisch-amerikanischen Wechselrechts; Besprechung ausgewählter Lehren des Civil- und Handelsrechts. — Lenel: Gajus Institutionen erkl.; Pandektenrepetitorium.

III. Medicinische Facultät. Proff. ordd. Thiersch (Decan bis 31. Octbr.): chirurgische Klinik; Vorlesung über Chirurgie, II. Theil. — Radius: Pharmacognosie mit Demonstrationen; öffentliche und private Hygieine. — Wunderlich: medicinische Klinik; praktische Uebungen für die Praktikanten der Klinik; Auscultations- und Percussionscursus. — Credé: geburtshilfliche und gynäkologische Klinik und Poliklinik; geburtshilfliche Demonstrationen; über geburtshilfliche Operationen, mit Einübung derselben am Phantome. — Wagner: specielle pathologische Anatomie; pathologisch-histologische Uebungen in Verbindung mit Prof. Thierfelder; Arbeiten im pathologischen Institut; medicinische Poliklinik. — Ludwig: Physiologie der Empfindung und Bewegung; physiologische Uebungen; physiologische Besprechungen. — Coccius: Klinik für Augenkrankheiten; specielle Pathologie und Therapie der inneren Augenkrankheiten; optisch-physikalischer Cursus zur Erkenntniß und operativen Behandlung von Augenkrankheiten. — His: systematische Anatomie der Eingeweide, Nerven und Sinnesorgane; Präparirübungen in Verbindung mit Prof. Braune. — Braune: systematische Anatomie der Knochen, Gelenke, Muskeln und Gefäße; Präparirübungen in Verbindung mit Prof. His. — Proff. extrr. Sonnenkalb: staatsärztliches Practicum; gerichtliche Medicin für Juristen; gerichtliche Psychologie. — Carus: Anatomie und Physiologie der Hausthiere; Theorie der Thierzucht; vergleichende Anatomie der Wirbelthiere. — Winter: Einleitung in das Studium der Medicin; Receptirkunst, nebst Uebersicht der wichtigsten Arzneimittel. — Germann: über Frauenkrankheiten. — Hennig: Examinatorium über Geburtshilfe mit Phantomübungen; pädiatrische Klinik. — Reclam: gerichtliche Medicin, mit Demonstrationen; Communal-Hygieine. — Schmidt: chirurgische Poliklinik; Anatomie am Lebenden, mit Beziehung auf chir. Diagnostik &c.; allg. chirurg. Symptomatologie und Diagnostik. — Thomas: Districtspoliklinik; Uebungen und Besprechungen über physikalische Diagnostik. — Wenzel: Repetitorium der gesammten systematischen Anatomie des Menschen; anatomische Vorträge für Pädagogen und Studirende der Naturwissenschaften; mikroskopischer Uebungscursus. — Hofmann: Hygieine; Cursus der physiolog.-patholog. Chemie; Arbeiten im pathologisch-chem. Laboratorium; chemische Untersuchungen am Krankenbette. — Rauber: Knochen- und Bänderlehre; Palaeontologie des Menschen; anatomische Arbeiten; Entwickelung der Knochenfische. — Heubner: klinische Propädeutik; specielle Pathologie und Therapie der Gehirn-, Rückenmarks- und Nervenkrankheiten; psychiatrische Vorträge. — Kronecker: die Lehre von der Verdauung; physiologische Versuchsmethoden und Uebungen im Gebrauche medicinischer Apparate; Vivisectionscursus. — Hagen: otiatrische Propädeutik, in Verbindung mit der otiatrischen Poliklinik; laryngoskopischer Cursus; elektrotherapeutischer Cursus. — Thierfelder: pathologische Anatomie des Nervensystems; Sectionsübungen mit pathologisch-anatomischen Demonstrationen; pathologisch-histologische Uebungen in Verbindung mit Prof. Wagner. — Priv. Docc. Meißner: gerichtliche Geburtskunde; theoretische u. praktische Operationslehre für Geburtshelfer. — Haake: Krankheiten des Uterus; Examinatorium der theoret. u. prakt. Geburtshilfe. — Naumann: Pharmakodynamik. — Friedländer: specielle Pathologie und Therapie der Constitutionskrankheiten. — Siegel: Curse über Staatsarzneikunde; medicinische Statistik. — Fürst: pädiatrische Poliklinik; Pathologie und Therapie der wichtigsten Kinderkrankheiten; Einleitung in das Studium der Geburtshilfe und Gynäkologie; über Mißbildungen. — Schröder: Poliklinik für Augenkranke; Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten; Augenspiegelcursus. — Ahlfeld: theoretische Geburtshilfe; die Mißbildungen des Menschen und deren Entstehung. — Leopold: Pathologie und Therapie der Frauenkrankheiten; gynäkologische Operationsübungen an der Leiche; geburtshilfliche Operationsübungen an Phantom und Leiche. — Schön: Augenspiegelcursus; Augenoperationscursus; physiologische Optik; augenärztliche propädeutische Klinik. — Tillmanns: chirurgischer Operationscursus; die chirurgischen Krankheiten an den Extremitäten; chirurgische Besprechungen. — Flechsig: mikroskopisch-anatomische Uebungen; Gewebelehre des Menschen und der höheren Thiere; vergleichende Anatomie des Gehirns der Wirbelthiere. — Schildbach: orthopädische Poliklinik.

IV. Philosophische Facultät. Proff. ordd. Wiedemann (Decan bis 31. Octbr.): anorganische Experimentalchemie; chemische und physikalische Arbeiten im Laboratorium. — Drobisch: Psychologie; über Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik (Schluß). — Fleischer: Erklärung des Koran nach Beidhawi; Erklärung der Gedichte Mutanabbi's; Erklärung persischer Schriftsteller; Uebungen der arabischen Gesellschaft. — Roscher: praktische Nationalökonomik und Wirthschaftspolizei; Finanzwissenschaft; Hauptlehren der landwirthschaftlichen Politik und Statistik. — Brockhaus: epische Fragmente aus Benfey's Sanskrit-Chrestomathie. — Hankel: Physik, II. Theil; physikalische Uebungen für künftige Lehrer und Mediciner; physikalische Uebungen für Fortgeschrittenere; mathematisch-physikal. Uebungen. — Zarncke: Einleitung in das Nibelungenlied und Erklärung ausgewählter Stücke desselben; Uebungen des königl. Deutschen Seminars. — Overbeck (Rector Magnificus bis 31. Octbr.): antike Kunstlehre, d. i. Technik und Aesthetik der bildenden Kunst der Alten; Uebungen des königl. archäologischen Seminars in der Erklärung antiker Kunstwerke und in schriftlichen Arbeiten. — Curtius: griechische Grammatik; grammatische Gesellschaft. — Masius: Geschichte der Pädagogik, I. Theil; allgemeine Didaktik; Uebungen des pädagogischen Seminars. — Ebert: Geschichte der Literatur des Mittelalters vom Zeitalter Karl's d. Großen bis zu dem der Kreuzzüge; provenzalische Grammatik nebst Erklärung von Bartsch's Chrestom. provenç. — Ritschl: Plautus' Trinummus, nebst Geschichte des römischen Dramas und einem Abriß der Plautinisch-Terenzischen Prosodie und Metrik; Interpretation des Aeschylus und lat. Disputationen im königl. Seminar; Uebungen der philologischen Societät, in Verb. mit Dr. Schöll; Uebungen des russischen philologischen Seminars. — Kolbe: organische Experimentalchemie; chemisches Practicum für Anfänger; praktisch-chemische Uebungen und Untersuchungen für Fortgeschrittenere. — Voigt: Geschichte des deutschen Kaiserthums von Karl d. Gr. bis zum Untergange der Staufen; Geschichte der französischen Revolution; historische Gesellschaft. — Scheibner: Differential- und Integralrechnung; Uebungen dazu. — Schenk: Experimentalphysiologie der Pflanzen; Arbeiten und Uebungen in dem

botanischen Laboratorium; botanische Besprechungen. — Bruhns: einige Theile aus der Mechanik des Himmels oder physischen Astronomie; Uebungen in Aufgaben aus der Mechanik des Himmels; wichtigste Resultate der Astronomie; Meteorologie. — Neumann: analytische Mechanik (Statik und Dynamik); Elektrodynamik; mathematisches Seminar. — Leuckart: vergleichende Anatomie; zoologisch-zootomische Uebungen und Untersuchungen; zoologische Gesellschaft. — Blomeyer: die allgemeinen Grundsätze des Acker- und Pflanzenbaues; Cultur der Handelsgewächse und der Wiesen. — Zirkel: allgemeine Mineralogie; Geologie des Deutschen Reichs; geologische und mineralogische Arbeiten und Untersuchungen. — Lange: römische Literaturgeschichte; Uebungen des königl. philol. Seminars im Interpretiren von Horatius' Episteln, Buch II, und im Disputiren über schriftliche Arbeiten; Uebungen der römisch-antiquarischen Gesellschaft. — Zöllner: Physik der Erde; Plato's Theorie der Erkenntniß. — Springer: Geschichte der Renaissance-Kunst; Erklärung von Dürer's Schriften; kunsthistorische Uebungen; Anleitung zu kunsthistorischen Arbeiten für Geübtere. — Krehl: Encyclopädie der semitischen Philologie; Erklärung des Buches Henoch, nach der Ausgabe von Dillmann. — Hildebrand: deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrh.; über deutsche Etymologie. — Fricker: Naturrecht oder Rechtsphilosophie; Völkerrecht. — Ebers: Analyse und Erklärung von hieroglyphischen und hieratischen Texten; Lectüre, Vergleichung und Erklärung von Todtenbuch-Texten. — Heinze: Erkenntnißlehre und Logik; allgemeine Geschichte der Philosophie; philosophische Uebungen. — Wundt: Geschichte der neueren Philosophie; Kosmologie (Theorie und Naturgeschichte des Weltalls). — Proff. ord. hon. Strümpell: Einleitung in die Philosophie und Logik; psychologische Pädagogik; wissenschaftlich-pädagogisches Practicum. — Nobbe: Horatii Odae selectae. — Marbach: über Goethe's Faust. — Biedermann: allgemeine Geschichte von 1815—1848; Staatsrecht und Verfassungsgeschichte des Deutschen Reichs und der anderen größeren Staaten Europas; Gesellschaft für deutsche Cultur- und Literaturgeschichte. — Proff. extrr. Jacobi: Einleitung in das Studium der Cameralwissenschaften; allgemeine Landwirthschaftslehre; wirthschaftliche Culturgeschichte des alten Germaniens; ausgewählte Capitel der Etymologie. — Wenck: Geschichte Deutschlands 1790—1815; Geschichte Deutschlands in den Zeiten Friedrich's des Großen, Maria Theresia's und Joseph's II. — Fritzsche: Pindar's Siegeslieder; Ciceronis orationes Catilinariae; griechische Gesellschaft. — Hermann: Einleitung in die Philosophie und Logik; Aesthetik; vergleichende Darstellung und Kritik der wichtigsten neueren philosophischen Systeme; Darstellung und Kritik von Hegel's Philosophie der Geschichte. — Knop: Agriculturchemie; atomistische Construction der Molecule der neueren Chemie; chemisches Practicum. — Ziller: Geschichte der Philosophie; pädagogisches Seminar. — Eckstein: Horatii carmina selecta; Uebungen des pädagogischen Seminars. — Brandes: Geschichte des Alterthums bis auf Alexander d. Gr.; sächsische Geschichte; germanistische Gesellschaft. — Hirzel: Pharmacie (anorganische Präparate). — Seydel: Psychologie; die Stellung der Philosophie zum Gottes- und Unsterblichkeitsglauben; die deutsche Philosophie seit Kant und ihre Weiterbildung. — Pückert: Geschichte Europas im Reformationszeitalter; deutsche Geschichte seit dem westfälischen Frieden; historische Uebungen. — Birnbaum: Buchführung und Taxationslehre; Fertigung von Anschlägen; wichtige Tagesfragen. — Lipsius: Thukydides, Buch II; Uebungen der griechisch-antiquarischen Gesellschaft; Uebungen des königl. philol. Proseminars im Erklären von Sophokles' Philoktet (Fortsetz.) und im Disputiren über schriftliche Arbeiten. — Leskien: historische Grammatik der slavischen Sprachen; Uebungen in slavischer Grammatik und Interpretation von Texten. — Credner: allgemeine Geologie; geologisch-palaeontologisches Repetitorium; die fossilen Echinodermen. — Stohmann: technische Chemie; Practicum im Laboratorium des landw.-physiolog. Institutes. — Mayer: allgemeine Einleitung in die höhere Mathematik; mathematische Uebungen. — Zürn: Anatomie und Physiologie der Hausthiere; Theorie des Hufbeschlags; thierärztliche Arzneimittellehre für Landwirthe; Beurtheilungslehre des Pferdes. — Carstanjen: die neueren chemischen Theorien in ihrer Anwend. auf anorg. Chemie; gerichtliche Chemie. — Paul: Entwickelung der dramatischen Musik vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart; Harmonik und Metrik. — Von der Mühll: Einleitung in die mathematische Physik; über die mathematische Theorie des Lichtes; mathematisch-physikalische Uebungen. — Loth: türkische Grammatik; Neupersisch; Einführung in die älteste historische Literatur der Araber. — Schuster: Psychologie; Geschichte des Materialismus; Gesellschaft über Berkeley's Abhandlung über die Principien (oder über Hume's Untersuchungen über den menschlichen Verstand). — Nitsche: allgemeine und specielle Naturgeschichte der Wirbelthiere; allgemeine und specielle Naturgeschichte der Mollusken, mit bes. Rücksicht auf die fossilen Formen. — Delitsch: Methodik des geographischen Unterrichts; geographische Gesellschaft. — Wülcker: historische Grammatik der englischen Sprache; englische Gesellschaft. — Priv. Docc. Weiske: Meteorologie. — Frank: Pflanzenkrankheiten. — Hirzel: Aristophanes' Wolken; Aristoteles' Poetik. — Sachße: Einleitung in die Agriculturchemie. — Luerßen: Repetitorium der Botanik; Morphologie, Physiologie und Systematik der Thallophyten. — Gardthausen: griechische Geschichte; Cicero's Briefe. — Delitzsch: Geschichte Babyloniens und Assyriens nach den Denkmälern; cursorische Lectüre äthiopischer Texte. — Weddige: analytische Chemie. — Mendelssohn: römische Geschichte. — Braune: Einleitung in das Studium der germanischen Sprachen; mittelhochdeutsche Uebungen für Anfänger; althochdeutsche Uebungen im königlichen deutschen Seminar. — Göring: Geschichte der neueren Philosophie; über Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. — v. Meyer: theoretische Chemie. — Wolff: Philosophie der Engländer bis Darwin; Weltanschauung des philosophischen Realismus. — Hübschmann: Grammatik des Sanskrit; Erklärung ausgewählter Hymnen d. Rigveda; Erklärung ausgewählter Capitel d. Avesta; orientalische Gesellschaft. — Drechsel: physiologische Chemie; physiologisch-chemisches Practicum. — Freiherr von der Ropp: deutsche Geschichte bis zum Ausgange des Mittelalters; deutsche Handels- und Gewerbsgeschichte im Mittelalter; historische Uebungen. — Arndt: allgemeine Verfassungsgeschichte; lateinische Palaeographie und Handschriftenkunde; Quellen der deutschen Geschichte; historische Uebungen. — Osthoff: Geschichte der neueren Grammatik und Sprachwissenschaft; Fortsetzung des Sanskritcursus. — E. Wiedemann: Theorie der Molecularkräfte (Elasticität, Capillarität, Hydrodynamik). — Avenarius: Entwickelung und Erläuterung des Spinozischen Monismus; philosophische Besprechungen. — Harnack: Geometrie des Raumes; mathematische Uebungen. — Edzardi: Geschichte der altnordischen Dichtung (Edda und Skalden); historische Grammatik der schwedischen Sprache; altnordische Gesellschaft. — Settegast: Einleitung in das Studium Molière's nebst Erklärung des Avare; Erklärung italienischer Gedichte im Anschluß an Ebert's Handbuch der ital. Nationalliteratur. Rolph: Naturgeschichte der Arthropoden. — Trautmann: englische Literaturgeschichte von ihren Anfängen bis auf Shakespeare; Interpretation von Shakespeare's Julius Cäsar. — Langer: liturgische Gesangübungen; allgemeine Musiklehre; musikalische Formenlehre; Chorgesangübungen des Universitäts-Sängervereins.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 67. Sonntag, den 20. August. 1876.

Das Berliner königliche Schauspiel unter der Verwaltung des Herrn von Hülsen.

Die beiden ersten deutschen Bühnen, das Wiener Burgtheater und das Berliner königliche Schauspielhaus, haben unlängst Erinnerungsjubelfeiern begangen; das Wiener Burgtheater die seines hundertjährigen Bestehens, das königliche Schauspielhaus in Berlin die Festfeier der fünfundzwanzigjährigen Verwaltung seines gegenwärtigen bewährten Chefs, des Generalintendanten von Hülsen. Dem Wiener Burgtheater widmeten wir (vergl. Nr. 50 der W. B.) bereits einen historisch-resumirenden Artikel. Betreffs eines Rückblicks auf die Leistungen des Berliner Schauspielhauses in den fünfundzwanzig Jahren der Verwaltung des Herrn von Hülsen können wir nichts Besseres thun, als einen Aufsatz zum Anhalt zu nehmen, welchen Paul Lindau in seiner „Gegenwart" diesem Thema gewidmet hat. Der Genannte hat sich der wahrlich nicht geringen Mühe unterzogen, für diesen Zweck das umfangreiche statistische Material der Vorstellungen während dieses Zeitraums unter verschiedenen Gesichtspunkten genauester Durchsicht zu unterziehen. Die bedeutsamsten dieser Gesichtspunkte sind die Berücksichtigung der Classiker und der zeitgenössischen Autoren, sowie eine, insbesondere in letzterer Beziehung Mancherlei zu denken gebende Vergleichung, welche Paul Lindau zwischen Berlin und Wien namentlich an den Werken der österreichischen Dichter angestellt hat.

Unter den deutschen Classikern hat gebührendermaßen Schiller obenan gestanden.

In den letzten 15 Jahren wurden 13 Stücke von ihm aufgeführt, die zusammen 348 Vorstellungen ergaben. Im Einzelnen kommt auf die verschiedenen Dramen die folgende Zahl von Vorstellungen:

Stück	Zahl	
Maria Stuart	73	Vorstellungen,
Don Carlos	50	„
Tell	40	„
Kabale und Liebe	36	„
Wallenstein's Tod	35	„
Die Jungfrau von Orleans	33	„
Fiesco	27	„
Die Räuber	26	„
Die Braut von Messina	14	„
Die Glocke (als scenische Declamation mit vertheilten Rollen)	6	„
Turandot	3	„
Wallenstein's Lager	3	„
Die Piccolomini	2	„
Zusammen 13 Stücke mit	348	Vorstellungen.

Zu den festesten Stücken des Repertoires gehören „Maria Stuart", „Don Carlos", „Wilhelm Tell", „Kabale und Liebe" und „Wallenstein's Tod", die fast ohne Ausnahme in jedem Jahre eine Anzahl von Vorstellungen zu verzeichnen haben. „Die Jungfrau von Orleans", die bis zum Jahre 1870 alljährlich gegeben wurde, ist in den letzten sechs Jahren nur zwei Mal, 1872, gegeben worden. Auch „Die Räuber" bleiben bisweilen längere Zeit dem Repertoire fern. So fehlt dieses Drama in den Jahren 1863, 1864, 1867, 1874. „Fiesco" hat während der Jahre 1870 bis 1873 geruht; in der Saison von 1874—75 wurde das Stück in neuer Einstudirung wieder aufgenommen und erzielte in dieser Zeit neun Vorstellungen. „Die Braut von Messina" gehört zu den wenigst populären Schiller'schen Stücken; das Trauerspiel bleibt zuweilen Jahre lang liegen und erlebt dann, wenn es wieder aufgenommen wird, immer nur eine geringe Zahl von Aufführungen. Die Schiller'sche Bearbeitung von „Turandot" hat sich auf der Bühne nicht erhalten, sie ist seit dem Jahre 1865 völlig verschwunden. Die ersten beiden Theile der Wallenstein-Trilogie sind bei Gelegenheit der Schillervorstellungen zur Einweihung des Schillerdenkmals im Jahre 1872 zwei Mal aufgeführt, seitdem aber (leider, was namentlich von „Wallenstein's Lager" gelten mag) nicht wiederholt worden. Dasselbe gilt von der dramatischen Darstellung der „Glocke", die auch nur als Gelegenheitsstück eine gewisse Berechtigung auf der Bühne hat.

Von Goethe sind 7 Dramen und der Epilog auf Schiller innerhalb der letzten 15 Jahre mit zusammen 216 Aufführungen zu verzeichnen. Im Einzelnen wie folgt:

Stück	Zahl	
Faust	mit 69	Vorstellungen,
Iphigenie	„ 38	„
Egmont	„ 38	„
Götz von Berlichingen	„ 37	„
Torquato Tasso	„ 13	„
Die Geschwister	„ 12	„
Clavigo	„ 7	„
Epilog	„ 2	„
	216	Vorstellungen.

Der „Faust" ist in jedem der letzten 15 Jahrgänge wiederholentlich, bis 7 Mal im Jahre, gegeben worden. Fast alljährlich ist auch „Götz" auf dem Repertoire vertreten, der nur im Jahre 1873 fehlt. „Iphigenie" fehlt in den Jahren 1869, 1873 und 1875, „Egmont" in den Jahren 1862 bis 1865 und im Jahre 1871. „Torquato Tasso" fehlt bis zum Jahre 1873 ganz, erzielt dann aber in den drei Jahren 1873, 1874, 1875 die relativ hohe Zahl von 13 Aufführungen. „Clavigo" ist nur in vier Jahrgängen anzutreffen: im Jahre 1865, 1872, 1873, 1874. Der „Epilog" verdankt derselben Gelegenheit wie die Schiller'sche Glocke die Bühnendarstellung.

Lessing ist mit vier Stücken mit 174 Aufführungen zu verzeichnen und zwar im Einzelnen:

Stück	Zahl	
Nathan der Weise	mit 71	Vorstellungen,
Minna von Barnhelm	„ 56	„
Emilia Galotti	„ 45	„
Der Misogyn	„ 2	„
Zusammen	174	Vorstellungen.

Der im Jahre 1866 unternommene Versuch, den „Misogyn" für die Bühne zu gewinnen, ist gescheitert. Nach zwei Vorstellungen ist das Stück wieder vom Repertoire verschwunden. Dagegen haben sich die drei andern Lessing'schen Dramen, wie schon auf den ersten Blick aus der Zahl der Aufführun-

gen ersichtlich ist, mit seltener Festigkeit auf dem Repertoire behauptet. Mit Ausnahme des Jahres 1865, in welchem „Minna von Barnhelm", wahrscheinlich durch Zufall, nicht gegeben wurde, sind diese drei Dramen in jedem Jahre und gewöhnlich mehrfach aufgeführt worden.

Gegenüber dieser ruhigen Beharrlichkeit, wie sie sich in der Statistik der Lessing'schen Dramen ausspricht, zeigt ganz dem Naturell der beiden Dichter entsprechend die Statistik der Kleist'schen Dramen Sprunghaftigkeit und Unruhe. Vier Dramen mit 80 Aufführungen sind hier zu verzeichnen, nämlich:

Käthchen von Heilbronn	mit	32	Vorstellungen,
Die Herrmannsschlacht	"	25	"
Der zerbrochene Krug	"	18	"
Der Prinz von Homburg	"	5	"
		80	Vorstellungen.

Am meisten Beständigkeit zeigt das „Käthchen von Heilbronn"; es fehlt nur in drei Jahrgängen: 1865, 1866, 1871. „Der zerbrochene Krug" fehlt in den Jahren 1862, 1869, 1870, 1872, 1873, und taucht dann wieder plötzlich im Jahre 1874 mit 5 Vorstellungen auf. „Der Prinz von Homburg" verschwindet (was namentlich bei diesem Drama, das sich so eng an eine der glorreichsten Episoden der preußischen Geschichte anlehnt, auffallen muß) seit dem Jahre 1864 ganz von unserer Bühne. Das sonderbarste ist das Schicksal der „Herrmannsschlacht", die im Jahre 1875 plötzlich auftaucht und in dem einen Jahre 25 Vorstellungen erzielt.

In Bezug auf die Anzahl der aufgeführten Dramen stellt sich die Reihenfolge der Autoren, deren Werke während der letzten 15 Jahre an der königlichen Bühne zur Darstellung gekommen sind, wie folgt:

Shakespeare mit 22 Werken, Benedix mit 21 Werken, Birch-Pfeiffer mit 19 Werken, Putlitz mit 16 Werken, Schiller mit 13 Werken, Scribe mit 12 Werken, Bauernfeld mit 9 Werken, Goethe mit 8 Werken, Moser mit 8 Werken, Rosen mit 8 Werken, Girndt mit 6 Werken, Gutzkow mit 6 Werken, Lindau mit 6 Werken, Schlesinger mit 6 Werken, Paul Heyse mit 5 Werken, Kotzebue mit 5 Werken, Mosenthal mit 5 Werken, Raupach mit 5 Werken, Louis Schneider mit 5 Werken, Ernst Wichert mit 5 Werken, Wilbrandt mit 5 Werken.

In Betreff der Zahl der Aufführungen nehmen die Autoren folgende Rangordnung ein:

Benedix 527, Shakespeare 520, Schiller 348, Charlotte Birch-Pfeiffer 299, Putlitz 230, Goethe 216, Lessing 174, Moser 157, Scribe 155, Töpfer 110, Brachvogel 108, Lindau 102 Aufführungen.

Zwischen 50 und 100 Aufführungen hatten: Bauernfeld 99, Kotzebue 94, Freytag 90, Rosen 88, Kleist 80, Gutzkow 73, Hackländer 73, Raupach 71, Schlesinger 68, Paul Heyse 64, Ernst Wichert 64, Wilbrandt 58, Girndt 57 und Frohberg 50 Aufführungen.

Von den deutschen Autoren hatten zwischen 25 und 50 Vorstellungen die folgenden:

Laube 40, Iffland 39, Leitershofen 39, Blum 37, Louis Schneider 32, Mosenthal 28, P. A. Wolff 28, G. Conrad 27 und Müller von Königswinter 27 Vorstellungen.

Die Werke der andern Autoren erreichten nicht die Gesammtzahl von 25 Aufführungen innerhalb der letzten fünfzehn Jahre.

In Betreff der Zahl der Aufführungen, welche auf das einzelne Werk kommen, ergiebt sich Folgendes:

Ueber 100 Aufführungen hatte nur ein Stück, „Die Dienstboten" von Benedix (102).

Zwischen 50 und 100 Vorstellungen hatten folgende Stücke:

94 Vorstellungen: „Die zärtlichen Verwandten" von Benedix.

79 Vorstellungen: „Rosenmüller und Finke" (Töpfer); 73: „Maria Stuart" (Schiller); 71: „Nathan der Weise" (Lessing).

69 Vorstellungen: „Faust" (Goethe) und „Störenfried" (Benedix); 63: „Die Journalisten" (Freytag); 60: „Das Stiftungsfest" (Moser).

59 Vorstellungen: „Der Kaufmann von Venedig" (Shakespeare); 56: „Minna von Barnhelm" (Lessing) und „Kaudels Gardinenpredigten" (Moser); 50: „Don Carlos" (Schiller) und „Maria und Magdalena" (Lindau).

Zwischen 25 und 50 Vorstellungen hatten folgende Stücke:

48 Vorstellungen: „Die Unglücklichen" (Kotzebue); 47: „Donna Diana" (Moreto), „Was Ihr wollt" (Shakespeare), „Narciß" (Brachvogel); 46: „Romeo und Julie" (Shakespeare); 45: „Der Sommernachtstraum" (Shakespeare), „Emilia Galotti" (Lessing), „Der geheime Agent" (Hackländer), „Aschenbrödel" (Benedix), „Die Lebensmüden" (Raupach); 44: „Dorf und Stadt" (Birch-Pfeiffer); 43: „Ein Schritt vom Wege" (Wichert); 41: „Hamlet" (Shakespeare); 40: „Wilhelm Tell" (Schiller).

39 Vorstellungen: „Die bezähmte Widerspenstige" (Shakespeare), „Die Hochzeitsreise" (Benedix), „Der Kammerdiener" (Leitershofen); 38: „Iphigenie", „Egmont" (Goethe), „Spielt nicht mit dem Feuer" (Putlitz); 37: „Götz" (Goethe); 36: „Viel Lärmen um Nichts", „Richard III." (Shakespeare), „Kabale und Liebe" (Schiller), „Alte Schachtel" (Putlitz); 35: „Die Komödie der Irrungen" (Shakespeare), „Wallenstein" (Schiller); 33: „Die Jungfrau von Orleans" (Schiller), „Freund und Feind" (Frohberg); 32: „Käthchen von Heilbronn" (Kleist); 31: „König Lear" (Shakespeare), „Die Grille" (Birch-Pfeiffer); 30: „Die Neujahrsnacht" (Benedix).

29 Vorstellungen: „Die Marquise von Villette" (Birch-Pfeiffer); 28: „Preciosa" (P. A. Wolff), „Hans Lange" (Paul Heyse); 27: „Heinrich IV." (Shakespeare), „Fiesco" (Schiller), „Magnetische Curen" (Hackländer), „Der Herr Studiosus" (Birch-Pfeiffer), „Sie hat ihr Herz entdeckt" (Müller von Königswinter), „Y. 1" (Girndt); 26: „Othello" (Shakespeare), „Die Räuber", „Don Carlos" (Schiller); 25: „Die Herrmannsschlacht" (Kleist), „Bürgerlich und Romantisch" (Bauernfeld), „Goldbauer" (Birch-Pfeiffer), „Kanonenfutter" (Rosen).

Von den übrigen Stücken, welche innerhalb der letzten 15 Jahre gegeben wurden, brachte es keins auf 25 Vorstellungen. Eine gewisse Willkürlichkeit läßt sich diesen Zahlen nicht absprechen, sie sollen auch nicht einen Gradmesser für das Verdienst der einzelnen Stücke sein, sondern nur für die Gunst, welche ihnen der Augenblick gewährte.

Es findet sich in dieser Zusammenstellung im bunten Durcheinander das Bedeutende neben dem wenig Bedeutenden, das Dauernde neben dem Vergänglichen; und wie überall, so weiß auch hier das blos Gefällige dem wirklich Hervorragenden den Rang oft streitig zu machen und bisweilen sogar den Vorrang vor diesem zu gewinnen. Zu verwundern bleibt immerhin, daß einige nicht nur der bedeutendsten, sondern auch der populärsten dramatischen Dichter stiefmütterlich behandelt worden sind.

Die Gutzkow'schen Dramen insbesondere sind vom Berliner Repertoire nicht sehr begünstigt worden. Nur „Das Urbild des Tartüffe" und „Der Königslieutenant" haben in den 15 Jahren 20 Vorstellungen erlebt; es ist dabei noch in Erinnerung zu bringen, daß eine große Anzahl der Aufführungen des „Königslieutenant" durch das zeitweilige Engagement des Herrn Friedrich Haase veranlaßt worden ist. Das Trauerspiel „Uriel Acosta", das ohne Zweifel zu den hervorragendsten dramatischen Dichtungen der Neuzeit gerechnet werden muß, hat nur 14 Vorstellungen erlebt und ist zum letzten Male im Jahre 1874 einmal gegeben worden.

Von Laube haben es namentlich die „Karlsschüler" zu einer erheblichen Anzahl von Aufführungen gebracht. „Graf

Essex" hat nur 11 Vorstellungen zu verzeichnen. Die neuen Stücke von Laube: „Der Statthalter von Bengalen", „Böse Zungen" fehlen ganz.

Holtei's dramatische Dichtungen, die auf den Bühnen in der Provinz noch immer gern gesehen und ziemlich häufig gegeben werden, sind von dem Berliner Repertoire fast ganz verschwunden. In den letzten 15 Jahren kommen auf Holtei nur 8 Vorstellungen. „Sie schreibt an sich selbst" 3 Mal, „Wiener in Paris" 3 Mal, und „Leonore" 2 Mal.

Dasselbe gilt von Oscar v. Redwitz. Auch die Dramen dieses Dichters halten sich auf den Repertoiren vieler Bühnen; in Berlin sind der „Zunftmeister von Nürnberg" und „Philippine Welser" zum letzten Male im Jahre 1861 aufgeführt worden. Auf Redwitz kommen innerhalb der letzten 15 Jahre nur 4 Vorstellungen.

Otto Ludwig hat in den letzten 15 Jahren auch nicht eine einzige Aufführung zu verzeichnen, während sich seine Dramen am Hoftheater in Wien ständig auf dem Repertoire erhalten. „Der Erbförster", „die Makkabäer" sind noch auf dem Repertoire des vorigen Jahres am Hofburgtheater aufgeführt. Das erstere Drama hat dort im Ganzen 28, das letztere 30 Vorstellungen erzielt.

Wir können uns den vorstehenden Bemerkungen, insoweit aus ihnen ein leiser Tadel wegen zu geringer Berücksichtigung einzelner unserer namhaftesten und besten zeitgenössischen dramatischen Dichter herausklingt, nur im vollsten Maße anschließen. Insbesondere haben Gutzkow und Laube alle Ursache, über zu stiefmütterliche Behandlung Seiten der ersten Schauspielbühne des Deutschen Reichs sich zu beklagen. Von den zahlreichen Stücken, womit Gutzkow die deutsche Bühne in des Wortes edelster und vollster Bedeutung bereichert hat, brachte das Berliner Schauspielhaus in den letzten fünfzehn Jahren nur 6, von Laube gar nur 2 zur Aufführung. Eine Menge der besten, anderwärts fortwährend auf dem Repertoire sich haltenden Stücke beider Dichter, beispielsweise Gutzkow's classisches Lustspiel „Zopf und Schwert", seine Trauerspiele „Richard Savage" und „Wullenweber", Laube's treffliches Lustspiel „Rococo", dessen Trauerspiele „Monaldeschi" und „Struensee" haben in diesem Zeitraume für die königliche Bühne in Berlin einfach nicht existirt, während die breite Mittelmäßigkeit der Birch-Pfeiffer und Benedix mit 31 und 19 Stücken dominirte und selbst ein Julius Rosen es bis zu 8 Stücken bringen konnte. So Verdienstliches das Berliner königliche Schauspiel unter der Leitung des Herrn von Hülsen im Interesse der Kunst im Allgemeinen geleistet hat, so wenig läßt sich diese Hintansetzung zweier unserer bedeutendsten zeitgenössischen dramatischen Dichter billigen. Schon der materielle Gesichtspunkt sollte hierbei einigermaßen in Betracht gezogen werden. Es ist uns von jeher als eine tief niederschlagende Thatsache erschienen, daß der namhafteste und vielseitigste deutsche Schriftsteller der Gegenwart, Gutzkow, jetzt, wo der Abend seines Lebens hereinzubrechen beginnt, noch nicht durch die materiellen Früchte seines geistigen Schaffens der Sorge für des Lebens Nothdurft in dem Grade überhoben ist, daß er die Feder aus der Hand legen und wohlverdienter behaglicher Ruhe pflegen kann, wie das, lebte Gutzkow in England oder Frankreich, längst der Fall sein würde. Leider fehlt es im Deutschen Reiche und in dessen größtem Staate noch an Fonds, aus welchen seinen hervorragenden literarischen Capacitäten Pensionen als Ehrensold gewährt werden könnten, wie dies in anderen Ländern, und darunter selbst solchen von sehr untergeordneter Bedeutung, beispielsweise Dänemark, üblich ist. Unsere Reichsvertretung hat diesen Punkt bisher leider gänzlich außer Acht gelassen. Um so mehr sollten unsere ersten Bühnen wenigstens darauf bedacht sein, die Werke unserer ersten literarischen Koryphäen so oft als möglich vorzuführen, um denselben durch reichliche Tantièmen wenigstens einigermaßen eine Ausgleichung für das Mißverhältniß, in welchem betreffs der materiellen Früchte seines Schaffens der deutsche Schriftsteller dem englischen und französischen, ja selbst dem österreichischen und russischen gegenüber steht, angedeihen zu lassen.

Eine noch stiefmütterlichere Behandlung ist indessen den österreichischen Dichtern zu Theil geworden. Am schärfsten zeigt sich dies bei Grillparzer. Grillparzer gehört zu den Dichtern, deren Stücke in Wien ständig auf dem Repertoire stehen und in jedem Jahre häufig wiederholt werden können. „Die Ahnfrau", „Der Traum ein Leben", „Sappho", „Medea", „Esther", „Des Meeres und der Liebe Wellen", zu denen in neuerer Zeit „Der Bruderzwist in Habsburg" hinzugekommen ist, bilden mit den Kern des Hofburgrepertoires. Dazu kommen noch: „König Ottokar's Glück und Ende", das bis zum Jahre 1867 37 Mal gegeben werden konnte, „Ein treuer Diener seines Herrn", das zuletzt 1869 auf dem Repertoire stand und im Ganzen 32 Vorstellungen erzielte. „Der Gastfreund" und „Die Argonauten" sind nur bisweilen, um die ganze Vließtrilogie zur Darstellung zu bringen, aufgeführt worden; zum letzten Male 1873. Nur drei Stücke sind schnell vom Repertoire verschwunden: „Weh dem, der lügt", „Libussa" und „Die Jüdin von Toledo".

Diesem glänzenden Resultate gegenüber ist die Berliner Ausbeute der Grillparzer'schen Dramen eine sehr klägliche. Jahrzehnte sind vergangen, ohne daß ein einziges Stück von Grillparzer gegeben worden wäre. Im Jahre 1870 taucht „Medea" auf und wird in diesem und den beiden folgenden Jahren zusammen 8 Mal gegeben. Es ist obenein noch zu bemerken, daß die Aufführungen weniger durch die dichterische Qualität des Werkes als durch den zufälligen Umstand des Gastspiels von Fräulein Ziegler veranlaßt worden sind. 1874 wird „Des Meeres und der Liebe Wellen" gegeben und bringt es im Ganzen bis zum 31. März 1876 auf neun Vorstellungen, so daß innerhalb der letzten 15 Jahre auf die Grillparzer'schen Werke nur 17 Vorstellungen kommen.

Ebenso traurig ist es um Halm in Berlin bestellt. Das einzige Stück, das in den letzten 15 Jahren von diesem hervorragenden Dramatiker zur Aufführung gekommen ist, „Camoëns", ist gerade dasjenige, welches vom Repertoire des Burgtheaters gänzlich verschwunden ist. „Camoëns" erzielte in den Jahren 1870—72 6 Vorstellungen. Sechs Vorstellungen seit 15 Jahren für die gesammten Dramen von Halm! Daß seit 15 Jahren die Hauptwerke von Halm auf dem Berliner Repertoire gänzlich fehlen, das sollte doch nicht sein! „Griseldis" wurde in Wien im Jahre 1868 zum letzten Mal gegeben und hatte im Ganzen 68 Vorstellungen. „Der Sohn der Wildniß", mit ebenfalls 68 Vorstellungen, figurirt noch auf dem Repertoire des Hofburgtheaters 1871, „Der Fechter von Ravenna" mit 43 Vorstellungen auf dem Repertoire von 1873, und „Wildfeuer" konnte in zehn Jahren von 1866—75 48 Mal gegeben werden. Diese stolzen Zahlen beweisen doch immerhin etwas.

Dieselbe Wahrnehmung machen wir, wenn wir die Aufführungen der Hebbel'schen Dramen in Wien und Berlin miteinander vergleichen. „Die Nibelungen", „Judith", „Maria Magdalena" gehören zu den festen Repertoirestücken des Burgtheaters. Jedes dieser Stücke hat dort über 30 Aufführungen zu verzeichnen und findet sich in dem Repertoire der letzten Jahre. In Berlin hat von den Hebbel'schen Dichtungen lediglich das Nibelungendrama einen Repertoireerfolg gehabt; aber auch dieses nicht annähernd wie in Wien. „Judith", ebenfalls ein festes Repertoirestück in Wien, ist vor ganz kurzer Zeit, um Fräulein Ziegler die Gelegenheit zu geben, in der Titelrolle aufzutreten, in Berlin gegeben worden. In Summa kommen auf Hebbel in Berlin während der letzten 15 Jahre 21 Vorstellungen, in Wien mehr als das Vierfache.

Auch Mosenthal ist von der Berliner Bühne fast ganz verschwunden. In den letzten 15 Jahren ist der

„Sonnenwendhof" gar nicht gegeben worden. „Deborah", „Die deutschen Komödianten" und „Pietra" treten im Jahre 1864 vom Berliner Repertoire ab. Die beiden zuletzt genannten Stücke halten sich nur während einer Saison, ebenso „Isabella Orsini" in der Wintersaison von 1870—71 und „Die Sirene" im Winter 1874.

In Wien dagegen finden wir noch im Repertoire des Jahres 1875 nahezu alle Mosenthal'schen Stücke vertreten: „Deborah", „Sonnenwendhof", „Die deutschen Komödianten", „Isabella Orsini" und „Die Sirene". Die Gegenüberstellung der Zahl der Aufführungen, welche die Mosenthal'schen Stücke in Wien und Berlin in der gleichen Zeit gehabt haben, ist charakteristisch. Es wurden gegeben:

	in Wien:	in Berlin:
Deborah	32 Mal	4 Mal
Die deutschen Komödianten	26 „	5 „
Pietra	13 „	4 „
Isabella Orsini . . .	21 „	11 „
Die Sirene	15 „	4 „

Mit Joseph Weilen ist es nicht anders. Während er am Hofburgtheater in Wien in dem Zeitraum, den wir ins Auge fassen, sechs Dramen zur Aufführung gebracht hat, die die Gesammtzahl von 57 Aufführungen ergeben haben, hat das Berliner Schauspielhaus nur zwei aufführen können, und jedes dieser beiden Stücke ist nach den üblichen drei Vorstellungen vom Repertoire verschwunden. Es sind dies: „Edda" und „Der neue Achilles". Ersteres hatte in Wien 11, letzteres 8 Vorstellungen. „Tristan" und „Dolores" haben auch in Wien keine Beständigkeit bewiesen, dagegen hat „Drahomira" mit 13 und „Graf Horn" mit 17 Vorstellungen den Sturm einiger Jahre überdauert. Am Berliner Schauspielhause sind diese Stücke gar nicht gegeben worden.

„Gleich und gleich" von Moritz Hartmann, das in Wien Repertoirestück ist und 21 Mal gegeben werden konnte, ist nach einmaliger Aufführung in Berlin im Jahre 1873 bei Seite gelegt. Die „Eglantine" von Eduard Mauthner, die sich auf dem Wiener Repertoire ebenfalls fest eingebürgert hat und 39 Mal gegeben werden konnte, fehlt auf dem Repertoire des Schauspielhauses ganz.

Auch in der Aufnahme der Dichtungen von Adolf Wilbrandt, — den wir trotz seiner Mecklenburger Landsmannschaft, wie den Hessen Mosenthal und den Schleswig-Holsteiner Hebbel den österreichischen Dichtern beigesellen, weil er wie diese in Wien seine neue Heimath und seinen hauptsächlichsten Wirkungskreis gefunden hat, — zeigt sich deutlich die Verschiedenartigkeit des Geschmackes des Berliner und Wiener Publicums. Die drei Römertragödien, in Wien bis zum December vorigen Jahres: „Gracchus" (mit 16 Aufführungen), „Aria und Messalina" (mit 25 Aufführungen), „Nero" (mit 7 Aufführungen), sind auf der Berliner Hofbühne gar nicht gegeben worden.

Den größten Erfolg hatte von den Wilbrandt'schen Stücken in Berlin „Graf Hammerstein" mit 18 Aufführungen; und gerade dieses Schauspiel ist am Hofburgtheater nicht zur Aufführung gekommen. „Die Vermählten", in Wien ein ständiges Repertoirestück (24 Aufführungen), sprachen in Berlin nicht an und verschwanden nach drei Vorstellungen vom Repertoire. „Die Maler", welche in Berlin 14 Mal gegeben wurden, erreichten in Wien an 22 Aufführungen. Die beiden kleinen Lustspiele „Unerreichbar" und „Jugendliebe" hatten das seltene Glück, in Wien wie in Berlin ungefähr gleichen Erfolg zu haben.

Von den österreichischen Dichtern haben vornehmlich Bauernfeld und Schlesinger die Gunst des Berliner Publicums zu erringen gewußt.

Paul Lindau schließt seine interessante Retrospective mit dem Rückblick auf eine Anzahl von dramatischen Dichtern, deren Werke während der letzten fünfzehn Jahre 25 Aufführungen nicht erreicht haben.

Da ist zunächst Ludwig Uhland zu nennen. Der Versuch, das Drama „Herzog Ernst von Schwaben" dieses ausgezeichneten Dichters für das Repertoire zu gewinnen, ist auch in Berlin mißglückt. Das Drama erlebte im Jahre 1862 nur zwei Vorstellungen und wurde nicht wiederholt. „Herzog Bernhard von Weimar" des Epikers Mosen hat ebensowenig festen Fuß zu fassen vermocht: es wurde in der Saison von 1866/67 5 Mal gegeben, dann aber bei Seite gelegt. „Herzog Albrecht" des gemüthvollen Erzählers Melchior Meyr wurde 3 Mal im Jahre 1863 gegeben und damit abgethan. „Der Stern von Sevilla", von Zedlitz, brachte es sogar nur auf 2 Vorstellungen im Jahre 1862. Auch Emanuel Geibel hat, obwol seine dramatischen Dichtungen große Eigenschaften besitzen, in Berlin nur einen ungenügenden Bühnenerfolg gehabt: „Sophonisbe" wurde 3 Mal im Jahre 1869 gegeben, „Brunhild" gelegentlich des Gastspiels von Fräulein Ziegler nur einmal. Von dem Verfasser von „Waldmeisters Brautfahrt", Roquette, brachte das königliche Schauspielhaus zwei Stücke: im Jahre 1864 den „Deutschen Festkalender" mit 4 Vorstellungen und im vergangenen Winter das Trauerspiel „Der Feind im Hause" mit 5 Vorstellungen.

Glücklicher waren einige der modernen Romanschriftsteller, die auch für die Bühne gedichtet haben, wie Heigel, Hopfen und besonders Spielhagen. Heigel's „Marfa" wurde im Jahre 1862 5 Mal gegeben, und die stimmungsvolle Gelegenheitsdichtung „Des Kriegers Frau" gelangte im Kriegsjahre 11 Mal zur Darstellung. Zu derselben Zeit brachte das Schauspielhaus auch das vaterländische Schauspiel „In der Mark" von Hans Hopfen, das 7 Mal gegeben wurde. Von Spielhagen weist das Repertoire auf: Hans und Grethe" in den Jahren 1870/71 mit 8 Aufführungen und „Liebe für Liebe" 1875/76 mit 11 Aufführungen. Spielhagen ist also von diesen Schriftstellern als Dramatiker der erfolgreichste.

Wir schließen hieran eine kurze Musterung derjenigen Werke, welche der ernsten Richtung angehören, die seiten der Kritik sich oft der wärmsten Anerkennung zu erfreuen hatten, aber auf der Bühne nicht mehr als einen succès d'estime zu erringen vermocht haben. In erster Linie müssen hier die beiden Dichtungen genannt werden, welche von den Preisrichtern, die über die Vergebung des Schillerpreises zu entscheiden haben, ausgezeichnet worden sind: „Brutus und Collatinus" von Lindner und „Die Gräfin" von Kruse. „Brutus und Collatinus" ist nur im Jahre 1867 6 Mal gegeben worden. Lindner hat seitdem zahlreiche andere Dramen geschaffen, das erfolgreichste derselben ist die „Bluthochzeit", aber keine seiner neuen Dichtungen hat sich den Weg auf die Hofbühne zu bahnen gewußt. Kruse's „Gräfin" wurde ebenfalls 6 Mal gegeben im Jahre 1871, im folgenden Jahre gelangte das Drama „Wullenwever" desselben Dichters zur Aufführung und wurde 4 Mal wiederholt.

Auch die Gottschall'schen Dramen haben eine Saison nicht überdauert. „Katharina Howard" wurde im Jahre 1872 7 Mal, „Herzog Bernhard" im folgenden Jahre 3 Mal und das Lustspiel „Pitt und Fox" (eins der besten deutschen Lustspiele) im Jahre 1875 7 Mal gegeben.

Von Koberstein erzielte „Erich XIV." im Jahre 1870 3 und das historische Lustspiel „Um Nancy" im Jahre 1873 5 Aufführungen.

Tempeltey's „Klytämnestra" ist in den letzten 15 Jahren gar nicht gegeben worden; sein „Daheim" erzielte im Jahre 1864 4 Aufführungen. Ebenso ist Hermann Kette's „König Saul" seit langer Zeit vom Repertoire verschwunden. „Carolina Brocchi" brachte es in diesem Jahre auf 4 Aufführungen.

Von Köster sind „Hermann der Cherusker" im Jahre 1862 4 Mal und „Der große Kurfürst" im Winter 1865/66 ebenfalls 4 Mal gegeben worden; seitdem aber nicht wieder,

Eckardt's „Sokrates" wurde im Jahre 1862 3 Mal gegeben, ohne Wiederkehr.

Unter den Lustspieldichtern machen wir noch die folgenden namhaft:

Von Rudolph Genée, der sich durch seine Bearbeitung der Kleist'schen „Herrmannsschlacht" große Verdienste um die Hofbühne erworben hat, ist gegeben worden: im Jahre 1868 „Vor den Kanonen" 3 Mal, und im Jahre 1869 die Bearbeitung der Sheridan'schen „Lästerschule" unter dem Titel: „Schleicher und Genossen" 11 Mal. „Eine moderne Million" von Bernhard Scholz — kaum ein Originalstück zu nennen, denn das Feuillet'sche Vorbild ist fast gar nicht aus den Augen gelassen, — wurde im Jahre 1871 6 Mal gegeben.

Von Max Ring erzielte das historische Lustspiel „In Charlottenburg" im Jahre 1874 7 Aufführungen. Das Gelegenheitsstück: „Der verlorne Sohn" wurde zu einer Vorstellung der „Presse" im Jahre 1875 einmal gegeben. Georg Horn erzielte mit seinem Stück: „Unter dem Reichskammergericht" im Jahre 1861 einen ziemlich guten, mit dem Lustspiel: „Was die Welt regiert" in den Jahren 1866—68 einen guten Erfolg. Das erstere Stück wurde 7 Mal, das letztere 16 Mal gegeben.

Zu erwähnen sind noch einige Dichter, die nur ein Stück auf dem Hoftheater zur Aufführung gebracht, mit demselben aber einen relativ großen Erfolg erzielt und sich darauf vom Hoftheater gänzlich zurückgezogen haben. Zu diesen gehört vornehmlich Hersch mit seiner „Anne Lise". Das Stück ist bis zum Jahre 1870 ständig auf dem Repertoire geblieben und seit 1861 18 Mal gegeben worden. „Sie hat ihr Herz entdeckt", das einzige Lustspiel des verstorbenen Dichters Müller von Königswinter, das in Berlin aufgeführt worden ist, ist seit dem Jahre 1870 27 Mal gegeben worden; allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese große Anzahl von Aufführungen hauptsächlich durch das Gastspiel der Frau Niemann-Raabe und von Naiven, die für das Schauspielhaus gewonnen werden sollen, erzielt ist. Auch Hieronymus Lorm mit seinem Lustspiel: „Die Alten und die Jungen" wäre hier noch anzuführen. Das Stück ist 16 Mal gegeben worden.

Wir wenden uns nun schließlich noch zu denjenigen Autoren, die zu dem neuesten Erwerbe des Schauspielhauses gehören und bisher noch keine Erwähnung gefunden haben. Wir lassen den beiden Damen den Vortritt.

Wilhelmine von Hillern hat dem Schauspielhause zwei kleine Lustspiele gegeben: „Guten Abend" (11 Aufführungen) und „Der Autographensammler" (8 Aufführungen). Von Hedwig Dohm sind zwei einactige Lustspiele aufgeführt worden, „Vom Stamm der Asra" (14 Mal), „Der Seelenretter" (4 Mal).

Einactige Dichtungen haben ferner dem Hoftheater gegeben: Hans Marbach das Drama „Marius in Minturnae" im vergangenen Winter (5 Mal); Lustspiele — Gensichen: „Minnewerben" (4 Mal) und „Was ist eine Plauderei?" (10 Mal bis Ende März), Grünstein „Maidenspeech" (4 Mal).

Den größten Erfolg unter den jüngst erschienenen Dichtern hatte Hugo Bürger, dessen „Frauenadvocat" im vergangenen Winter 10 Mal und dessen „Modelle des Sheridan" 9 Mal wiederholt werden konnten.

Um die langen Aufzählungen würdig zu beschließen, erwähnen wir zuguterletzt noch die beiden Dichter aus fürstlichem Geblüt. Der unter dem Pseudonym Günther schreibende Prinz von Oldenburg brachte am Hoftheater das kleine Lustspiel „Comtesse Dornröschen" 2 Mal zur Aufführung. Seine andern Schwänke, „Ein passionirter Raucher" und „In Hemdsärmeln", sind an Privatbühnen zur Aufführung gekommen. Von G. Conrad, dem Prinzen Georg von Preußen, sind drei dramatische Dichtungen auf der Hofbühne erschienen: „Catharina Voisin" ist nur im Jahre 1869 gegeben (5 Mal), „Phädra" und „Cleopatra" dagegen haben sich auf dem Repertoire behauptet. „Phädra" wurde in den Jahren 1870—72 11 Mal wiederholt und ist neuerdings gelegentlich des Gastspiels des Fräulein Clara Ziegler wieder auf der Hofbühne erschienen. „Cleopatra" hat in den Jahren 1871—75 ebenfalls 11 Vorstellungen erlebt, so daß im Ganzen 27 Aufführungen auf die Werke des Prinzen Georg kommen, und dieser somit zu den vielgespielten Autoren des Berliner Schauspielhauses gehört.

Der Humor und Jean Paul in Vischer's Aesthetik.

Von Dr. Paul Nerrlich.

Fr. Vischer hebt in der Anzeige von Planck's Schrift „Jean Paul's Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung" hervor (Krit. Gänge. Neue Folge II. Band, 6 Heft), daß unsere neuere Literaturgeschichte noch eine sehr empfindliche Lücke habe, da uns noch eine unparteiische, gründliche Analyse Jean Paul's, dieser historisch merkwürdigen, integrirend in den Gang unserer Literatur sich einfügenden Gestalt, fehle. Er rühmt dem Planck'schen Buche nach, daß in ihm durch ungewöhnliche Gedankentiefe und eine theilweise wol beschwerliche und gewaltsame, im Uebrigen aber wahre, sachgetreue Dialektik der erste große Schritt gethan sei, eines der verwickeltsten Phänomene unserer Literatur zu begreifen. Allein bei aller Hochachtung vor der vortrefflichen Darstellung Planck's können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieser erste große Schritt bereits viele Jahre vor dem Erscheinen Planck's gethan worden ist und zwar durch Niemand anders als durch — Vischer selbst. Seit der in seiner Aesthetik (Band 1, erschien 1846) gegebenen Darlegung des Humors überhaupt und Jean Paul's im Besonderen ist später vielleicht umfassender, nirgends aber so eindringend und epochemachend über beide geschrieben worden. Vischer nennt allerdings Planck's Ableitung von Jean Paul's Eigenthümlichkeit aus seiner Zeit zu begrenzt, um Alles zu erklären und wünscht, daß Planck von der Natur des Humors ausgegangen wäre. Allein er selbst hat uns in seiner Aesthetik Jean Paul und seinen Humor als ein Product der gerade so und nicht anders gearteten Zeit dargestellt; nur geht er dabei nicht wie Planck vom „nationalen politischen" Standpunkte aus, sondern vom geschichtsphilosophischen. Es ist nicht abzusehen, warum dieser Standpunkt nicht auch heute noch geltend gemacht werden soll; bis jetzt wenigstens ist Vischer's Darstellung noch von keiner erreicht, geschweige übertroffen worden.

Unserer Ansicht nach kann eine Darlegung derselben nur gewinnen, wenn sie sich möglichst genau an die eigenen Worte des Philosophen hält.

Für Vischer ist der Humor die dritte und letzte Stufe des Komischen, das Komische aber die letzte und höchste Frucht in der Aesthetik. Die Komödie steht insofern über der Tragödie (inwiefern der Fortschritt zugleich Verlust ist, s. IV. S. 1443 ff.), als sie freiere, in Gemüthsgleichheit über dem Gegenstande sich erhaltende Subjectivität fordert und das Erhabene, das den Inhalt der Tragödie bildet, als das eine ihrer Momente mitumfaßt. Das Komische ist der Act der reinen Freiheit des Selbstbewußtseins, das den Widerspruch, womit alles Erhabene behaftet ist, sich in unendlichem Spiel erzeugt und auflöst. Das Selbstbewußtsein, die Subjectivität ist aber gerade das, was dem modernen Ideale, der Neuzeit eigen ist. Im Alterthume bewegt sich der Geist in unmittelbarer Einheit mit der Natur; der

Bruch sowol zwischen Innerem und Aeußerem im Subjecte als zwischen dem Individuum und dem Ganzen des Staates ist ausgeschlossen. Im Mittelalter vollzieht sich der Bruch. Wenn dagegen die Aufgabe der neuen Welt die Verwirklichung der wahren Freiheit aus der Einsicht ist, so ist darin enthalten, daß die Subjectivität wahrhaft in sich zurück und wahrhaft in die Objectivität eingeführt und ebenso, daß die Individualität als lebendiges Glied eines vernünftigen und verbürgten Organismus gesetzt werden soll. Die Subjectivität wird in der neuen Zeit frei und mündig, da sie nicht mehr ihr Beisichsein in einem Außersichsein verliert, nicht mehr ihren eigenen Gehalt in die Wolken stellt. Die weite Welt ist offen; die Wolke des Mythus, die im Mittelalter so herrlich glänzte, aber doch ganze Reiche des Wirklichen in Schatten setzte, ist verweht, die Sonne scheint frei, ein lichter Tag liegt über der ganzen Welt. Das befreite Selbstbewußtsein weiß sich als Angel der Welt. Das classische Ideal und der classische Stil dagegen ist wesentlich objectiv. Er greift nicht tief in die specielleren Züge der Existenz hinein, giebt mehr Typen als Individuen. Goethe und Schiller, in ihrer durch die Alten geläuterten Periode, haben dies gemein. Goethe stieg zwar tief genug in die Bildungskämpfe des subjectiven Seelenlebens, rundete aber seine Bilder zu einer Grazie der Humanität ab, worin die härteren Kanten der Individualität und ihrer unendlichen Eigenheit verschwemmt wurden. Auch Schiller lernte in der Schule der Alten jene Planheit und Generalität des Pathos, welche das Individuelle nicht in seinem vollen Umfange aufnimmt. Der classische Stil behandelt im Geiste der Plastik die innere und äußere Welt allgemeiner, einfacher, ungebrochener und regelmäßiger, der moderne, dem echt malerischen Verfahren entsprechend, verfolgt eine buntere Welt in die tieferen Brüche des Bewußtseins und der Erscheinung, in die härteren Bedingungen des Daseins und in die schärfste Eigenheit der Individualität und schreitet bis zu den kühnsten Verbindungen des Ernsten und Komischen fort. Die innere Welt wiegt hier über die äußere, ein subjectiver Stimmungshauch legt sich über alle Gebilde der Poesie. Der Geist, der die Dinge im Lichte der inneren Unendlichkeit auffaßt, begründet eine schärfere Zeichnung der Einzelzüge, weil im Lichte des eröffneten Zusammenhanges mit der unermeßlich vertieften inneren Welt selbst das kleine, enge, höchst Eigenthümliche berechtigt, bedeutend wird. Der Stil, welcher vermöge des vorherrschenden Stimmungstons nach der einen Seite hin einen gewissen musikalischen Nebel über die Dinge legt, ist daher eben derselbe, welcher diesen Nebel plötzlich zerreißt und in alle Falten und Winkel der Welt, selbst in die häßlichen, Strahlen von einer Schärfe schießt, vor welcher der classische zurückscheut. Die Schönheit aber resultirt dann eben als stimmungsvoller Geist aus dem Ganzen.

Keine der Grundformen des Schönen ist nach der Seite seines Inhalts so entschieden ein Hergang, ein Verlauf und nach der subjectiven Seite so prägnant ein Act des Bewußtseins wie das Komische. Das Komische ist diejenige unter den Grundformen des Schönen, in welcher am sichtbarsten der Accent nicht auf dem Factischen liegt, sondern auf dem Bewußtsein, seinen Widersprüchen, ihrer Auflösung. Der Komiker specialisirt, detaillirt; die Naturwahrheit, die Einzelzüge menschlicher Eigenheit, die Härten der Existenz und jedes geselligen Verhältnisses, das eben entbindet er und sein Blick ist ein mikroskopischer. Das Komische führt seinem innersten Wesen nach in die Stoffwelt des socialen und Privatlebens mit seiner ausgebildeten und in der Specialität der Motive vom Auge der Bildung belauschten Subjectivität; vom Mittelpunkte der Subjectivität aus ergreift und verkehrt es jede Art des Erhabenen, dessen höchste Stufe das Tragische ist. Die Eintheilung seiner Formen ergiebt sich aus den verschiedenen Stellungen, welche die im Komischen thätige Subjectivität zum objectiven Vorgange annimmt. Wenn sie nämlich selbst beziehungsweise bewußtlos und sinnlich bestimmt, in ihm aufgeht, so giebt dies das objectiv Komische oder die Posse, wenn sie sich mit freier Reflexion aus dem Objectiven in sich zurückzieht, erhalten wir das subjectiv Komische oder den Witz, wenn sie mit erfüllter Innerlichkeit sich wieder mit dem Sein vereinigt und sich in dasselbe ergießt, erhalten wir das absolut Komische oder den Humor.

Im Humor ist die Object und Subject trennende Reflexion aufgehoben; es entsteht die Einheit des komischen Subjects und Objects, welche aber nicht wie im Tragischen das einzelne Subject negirt, sondern sich als eine einzelne ungetheilte Persönlichkeit darstellt. Diese Persönlichkeit muß das Erhabene als ihren eigenen Gehalt in sich tragen. Das Erhabene muß als Wirklichkeit gegenwärtig sein, also nicht nur als Wissen, sondern in der Bestimmtheit des Seins, als Gefühlsleben, als Macht des Gemüths in dem erfüllteren Sinne sittlicher Begeisterung. In Einem und demselben Subjecte aber ist das Erhabene nothwendig mit dem unendlich Kleinen behaftet, ja der Humorist erkennt dies unendlich Kleine als berechtigt und unendlich werthvoll, weil er es als Grund und Boden des Erhabensten erfaßt, weil er das empirische Ich als Basis und Erscheinung des reinen Ich faßt. Andererseits ist er auf das Erhabene nicht stolz, weil er jenes Bodens nicht entbehren kann. Da aber das Gefühl im Erhabenen heimisch, wird es für den Druck des unendlich Kleinen im höchsten Grade empfindlich. Jeder Anstoß wird zu einem unendlichen Schmerzgefühl und da das Leben eine Reihe von solchen ist, so setzt der Humor das tiefste Unglück des Bewußtseins voraus und seine Komik ist die Frucht eines selbst erlebten Kampfes, eines im Kampfe und in Schmerzen geborenen Selbstbewußtseins. Der Schmerz des Humors ist so allgemein, wie seine Begeisterung, ja der tiefste Ekel und Ueberdruß an der Welt. Er wäre als Weltschmerz zu bezeichnen, wenn dies Wort nicht durch Mißbrauch lächerlich geworden wäre. Er gehört der Erfahrung, der Bildung, nicht der leichten Unschuld der Jugend an. Dem Humoristen ist sein eigenes Selbst nur Bild und Brennpunkt des Widerspruchs, der durch das Weltganze geht. Er erweitert sein Ich zum Weltwiderspruch und was sich ihm als Verstricktes darstellt, ist ihm, weil in Wahrheit in der Subjectivität sich ewig das Ganze des Daseins in sich zusammenfaßt, die Welt als unendliches Subject.

Dieses sein Wesen bildet der Humor erst in einer Reihe von Stufen aus, deren erste als eine Naturstimmung zum Humor, als Laune auftritt. Das Gefühl des unendlichen Widerspruchs bleibt hier in dem Naturelement ungebrochener Lustigkeit stehen. Es ist der Humor ohne Tiefe des Kampfes; für diese Form paßt die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Humor am besten. Die zweite Stufe ist der gebrochene Humor. Das denkende Subject geht in sich und erkennt den eigenen Widerspruch und den der Welt in seiner schneidenden Herbe dadurch, daß es ihn in seiner Allgemeinheit denkt, erliegt aber mitten im Versuche der Befreiung von diesem Schmerze. Hamlet, Byron, Grabbe, Heine gehören hierher, überhaupt die Melancholiker und Hypochondristen. Niemand hat aber jenes kranke Denken, das einen vorhandenen geringen Schmerz mit unseliger Metaphysik zu einem unendlichen verinnerlicht und mit selbstquälerischer Erfindsamkeit Uebel sieht und fürchtet, wo keine sind, besser dargestellt als Jean Paul. Die dritte Stufe ist der freie Humor, der empfindselige, sentimentale Humor. Ehe er sich bei den Deutschen in Jean Paul zur höchsten Blüthe entwickelte, ist ihm die Sentimentalität vorausgegangen. Diese ist krankhaft und gestaltlos. Sie hat ihre Quelle allerdings darin, daß dem Dichter das geistige Bewußtsein der Unendlichkeit des Ich aufgegangen ist. Die innerlich wahrhaft befreite Subjectivität tritt in die Phantasie als ein unsagbares Erzittern der Em-

pfindung, allein es entsteht nur eine aus der Objectivität sich zurückziehende weichliche Sehnsucht oder überhitzte Anspannung. Der inneren, subjectiven Unendlichkeit genügt keine Existenz. Die freie Subjectivität ist errungen, der absolute Adel des Subjects wird gewußt und ausgesprochen, aber er schämt sich der Welt, des Staats, der Geschichte, scheut sich, sich einzulassen, als beschmutze er sich. Das Herz wird ein schaalloses Ei, ist wie wundes Fleisch, kann keine Erfahrung ertragen, flieht vom Manne zum Weibe, von den Menschen zu der Natur, von der Gegenwart in die Vergangenheit der Kinderjahre, in die Zukunft des Grabes und Wiedersehens; an Trauerweiden verehrt es den Tod, der Mond ist sein Gestirn; es erfriert in seinen blassen Strahlen auf dem Grabe der Geliebten.

Von dieser Sentimentalität unterscheidet sich der sentimentale Humor dadurch, daß der wohlmeinende Scherz in die sich und die Welt umfassende Empfindung mitinbegriffen ist, während das Sentimentale den Widerspruch des Gemeinen und Kleinen als Gegengewicht seines abstracten Ideals und den Scherz darüber gerade nicht zu erlangen vermag. Allein auch dieser Humor ist zunächst noch zu innerlich, um von dem engen Gesichtskreis seiner stillen und innigen Heimlichkeit über das wirkliche Schauspiel der Kämpfe der Idee und der Gegensätze der Welt im Großen die unerschlossene Unendlichkeit ihrer Subjectivität zu erweitern. Die unendliche Humanität dieses Humors wäre ohne den Gedankenbesitz einer weiten und offenen Bildung nicht möglich, aber er nimmt von dieser nicht die weltumbildenden Gedanken, sondern nur die fertige Frucht der wohlwollenden subjectiven Stimmung auf. Es fehlt das öffentliche Bewußtsein, das Weltbewußtsein. Jean Paul gehört hierher als Dichter eines Fixlein, als Schöpfer eines Eymann, eines Siebenkäs, eines Gottwalt, als Freund der Armen. Dieser Humor zieht aber nicht nur nicht die Lebenskämpfe auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit in seine versöhnende Bewegung hinein, sondern er bringt es auch zu keiner gediegenen Form; das humoristische Subject schiebt sich überall vor, der Gehalt der Persönlichkeit des dichtenden Subjects geht nie ganz in Gestaltung über, sieht überall nackt durch die Ritzen hervor. Stoßen nun auf diese Subjectivität die großen Widersprüche der zu einer objectiven Welt ausgebreiteten sittlichen Idee, so muß ihr der Humor ausgehen, weil die Innigkeit ihrer innern Liebeswelt nicht ausreicht, auch sie in freiem Scherze zu bewältigen. Daher entsteht die Forderung, daß diese Innigkeit sich zur Gewalt des von dem allgemeinen Pathos für diese objective Welt erfüllten Geistes erweitere. Dem stillen und liebevollen Humor tritt ein schneidender Realismus gegenüber, und dieser noch unaufgelöste Gegensatz kann sich sogar in Einem Subject vereinigen. So fällt in Jean Paul der sentimentale Humor, der jetzt als bloße Hälfte auf die eine Seite tritt, mit dem härtesten Realismus und radicalsten Hasse der Schlechtigkeit der öffentlichen Zustände zu einer widersprechenden Einheit zusammen. Dieser herbe Geist, dieser Nodpol seines Ich, erscheint als gesundes und heilsames Gegengift gegen seine Empfindsamkeit und stille, allzuweiche Heimlichkeit.

Aber nachdem so die Verzweiflung auf ihre Spitze geführt ist, tritt die Befreiung ein. Die Reflexion wendet sich jetzt auf das Ganze, das vorliegt und hat nun dieses vor sich, daß das eigene Subject, in die allgemeine Unreinheit und ihr Schicksal verwickelt, eben durch seinen unendlichen Schmerz unendlich darüber steht, gerade durch den Selbstverlust zu sich zurückkehrt und daß ebenso im ganzen Umfange der Geschichte durch den Reiz und Schmerz des Widerspruchs ihr großer Zweck sich herausarbeitet. Nun erst, da nichts ausgenommen wird, kann die Subjectivität sich den Genuß ihrer unendlichen Freiheit geben. In Jean Paul finden sich Elemente zu dieser höchsten Befreiung aus dem totalen Bewußtsein des Widerspruchs. Einzelne seiner Helden, wie Schoppe und Leibgeber, zum Theil auch Horion schreiten fort zu der Verzweiflung an den letzten festen Punkten objectiver, dem Subjecte jenseitigen Erhabenheit, und es ist in ihnen auf der Grundlage Fichte'scher Ideen ein Bewußtsein der Unendlichkeit des Ich ausgesprochen. Allein theils sind diese atheistischen Humoristen wieder zu sehr nur mit der innern Welt beschäftigt, theils bleibt ihr Humor ein gebrochener, weil sie nur das Unglück des Zweifels fühlen, nicht die Auferstehung des Bezweifelten in der Unendlichkeit des zweifelnden Geistes selbst erkennen, endlich hat auch der subjective Idealismus nicht die Mittel, in der Idee der unendlichen Subjectivität die zerstörten objectiven Mächte als ein freies Beisichsein der mit sich und der Natur kämpfenden Menschheit im Großen herzustellen. Jean Paul bricht im Unterschiede von Schiller und Goethe, welche zu weißes Licht haben, allerdings die Subjectivität in einem bunten Prisma, aber er wußte nicht alle Gegensätze, die er aufstellte, auch zu versöhnen, weil er sich auf wenige abstracte Ideen reducirte, mit denen die Subjectivität nichts anzufangen weiß, wenn es gilt, die reale Welt zu ertragen, zu beherrschen; den Schmerz über diese Kluft hat er freilich farbenreich dargestellt, aber nimmt man seinen Gestalten diese Strahlenbrechung, so bleiben dünne, flache, fleischlose, in Wasserfarben gemalte Ideale zurück.

Unsere am Anfange ausgesprochene Behauptung, daß diese Darlegung Vischer's noch von Niemandem erreicht, geschweige übertroffen worden sei, kann an dieser Stelle natürlich nicht bewiesen werden. Wol aber erscheint es nicht unangemessen, zum Schluß einen flüchtigen Ueberblick über die Stellung der Gegenwart zu Jean Paul zu geben. Bei den Stimmführern der Literatur hat Jean Paul gegenwärtig, so überraschend dies auch klingen mag, weitaus mehr Freunde als Gegner. Zum Angriff haben sich Gervinus, Vilmar, Hillebrand, Roquette, Ebeling geschaart. Laube kann als Vorläufer Vischer's gelten; alle übrigen vereinigen sich, ein jeder in seiner Weise, um auf der Vischer'schen Grundlage weiter zu bauen. Wir können drei Gruppen unterscheiden. Zu der ersten gehört zunächst Lazarus. Seine Abweichung von Vischer ist zwar mehr eine scheinbare, als eine wirkliche, nichtsdestoweniger zählt seine Abhandlung über den Humor mit zu dem Besten, was wir nach dieser Richtung hin besitzen. Fast gleichzeitig und im Resultate vollständig mit Lazarus übereinstimmend, wenn auch von andern Gesichtspunkten ausgehend, trat Zeising mit seinen Aesthetischen Forschungen auf. Beiden schließt sich, fast durchweg unselbständig, Carriere an; auch Köstlin dürfte bei aller Verschiedenheit im Uebrigen und bei aller Selbständigkeit an dieser Stelle Platz finden. Hatten die Genannten Jean Paul und den Humor mehr vom metaphysisch-ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, so suchte Planck nach dem Vorgange von Mundt nachzuweisen, daß der Dichter ein scharfer und treuer Spiegel der damaligen deutschen Entwickelung war: er stellte sich also auf den politisch-nationalen Standpunkt. Die so gefundenen Resultate hat Hettner in geistvollster Weise in seine Literaturgeschichte aufgenommen; mit ihm stimmen im Wesentlichen Kurz und Schröer überein; letzterer freilich sieht in dem Titanen, als welcher uns Jean Paul bei Vischer und Anderen erscheint, nichts weiter als eine dem liebenswürdigen, kindlichen Hebel verwandte Natur. Die dritte und letzte Gruppe schaart sich, theils vorbereitend, theils ergänzend, um Gottschall. Sie feiert in Jean Paul vor allem den Priester der modernen Humanität, ihr ist er der specifisch-ethische Dichter, der Dichter des deutschen Gemüths und der deutschen Tiefe. Wolfgang Menzel und O. L. B. Wolff stehen da neben Scherr und Auerbach, Robert Zimmermann neben Julian Schmidt, ihnen allen sind verwandt, wenn auch auf die ihnen eigene Weise, Gelzer und Eichendorff.

Runda's und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Mit 22 vogtländischen Schnaderhüpfel-Melodien. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Hermann Dunger. Plauen, Druck und Verlag von F. E. Neupert, 1876. Bereits nicht unbekannt sind des Verf. rege Bemühungen sowol um die Volkspoesie im Allgemeinen, als ganz besonders um den Volksgesang des Vogtlandes, der bisher nicht nach Gebühr beachtet war. Diese, seine Heimath, hat er mit gründlicher Wissenschaftlichkeit durchforscht und einen großen Schatz von 1608 Runda's und einigen anderen Reimsprüchen zusammengebracht. Etwas zwiefach Verdienstliches, weil, abgesehen von der Förderniß, die vorzugsweise die Geschichte der deutschen Poesie dadurch gewinnt, schon die mit dem Unternehmen verknüpfte genaue Hinstellung des betreffenden Dialekts von nicht geringem Belang für die Wissenschaft der deutschen Sprache ist, indem derselbe, eine fränkische Mundart, zu jener interessanten mitteldeutschen Sprachgruppe zählt, welche als vermittelnde Uebergänge zwischen nieder- und oberdeutschen Mundarten so überaus belehrenden Einblick gewähren in das innerste Gepräge unserer Muttersprache. Allein mehr noch allerdings thut der Verf. zur Geschichte der Poesie. Vor Allem ist zu rühmen die vortreffliche Einleitung. Sie ist nicht nur gediegen gelehrt, sondern bietet auch zum Gebrauch solch' einer Sammlung einen äußerst willkommenen Commentar im Voraus, eine gute Wegweisung durch den aufgestapelten reichen Vorrath der unter sinnigen Rubriken geordneten Liedchen, kurz eine wahrhafte Einleitung zum Verständniß und in den Genuß des Werks. Hier galt es, Wesen, Entstehung und technische Gestaltung dieser dem sächsischen und bayerischen Vogtlande so eigengehörigen Schwesterart der süddeutschen Schnaderhüpfel aus der Natur des heimischen Bodens, sowie aus dem Seelengepräge der vogtländischen Leute darzulegen, und ist dies auf das Geschickteste vom Verf. ausgeführt. Um einen rechten Gesammteinblick in die Gemüthsart der Vogtländer bieten zu können, mußte es dem Herausgeber unerläßlich erscheinen, mit Beiseitesetzung des ästhetischen Werthes hin und wieder auch den Ausdruck der Rohheit, ungeberdiger und übermüthiger Sinnlichkeit, ja selbst Auslassungen entschiedener Unsittlichkeit (dies nicht blos in geschlechtlicher Beziehung) nicht zurückzuhalten. Es entschädigt dabei wenigstens der naive Naturausdruck und bleibt uns das anthropologische Interesse. — So streng wissenschaftlich nun aber auch der Untergrund des Buchs, so wenig ist es eine bloße Fachschrift, vielmehr gehört es dem Herzensfache aller gebildeten und ihres Deutschthums sich froh bewußter Männer und Frauen an, wie der Ref. in seinen Kreisen sich davon überzeugt hat. Das „Runda" des Vogtlandes ist fürwahr mit den innigsten Versen seiner Bewohner dergestalt verwachsen, daß dort auch Personen gebildeter Stände ein heimisch anmuthendes Wohlgefallen daran haben, ja bei Gelegenheit sich selbst in derartigen Improvisationen gefallen. In diesen Verschen ist eine oft bewunderswürdige Vereinigung gesunden Verstandes und regsten Gefühls, und könnte man sie vielleicht mit dem Namen Gemüthsepigramme bezeichnen. Hier ist frischer und knapper poetischer Ausdruck für alle Stimmungen in allen Verhältnissen des Lebens. Natürlich aber stehen unter diesen an Zahl und Mannigfaltigkeit wie an Innigkeit obenan jene kleinen Liebeslaute, die aus reichblühender und übervoller Jugendseele hervorschallen. Jedoch auch Besitz und Arbeit, Lebensalter und Stände, allerlei Vergnügungen, Tanzen und Trinken, Spaß und Spott, Zeitereignisse finden in den Runda's kernigen Ausdruck. Nicht ungehörig ist eine beträchtliche Anzahl meist auch dem Vogtlande entstammender oder dort besonders im Gedächtniß bewahrter altdeutscher Reimsprüche beigefügt, theils gesunden, theils abergläubischen Inhalts, als Witterungsregeln, Wunden-, Feuer- und Fieberbesprechungen und dergl. Die äußere Form jener Liedchen kennzeichnet sich scharf durch einen sehr einförmigen Bau und bei gewissen Arten sogar durch feststehende Anfänge, und das ist gut, mag auch die Einförmigkeit nicht immer ästhetisch angenehm berühren; denn bald empfindet man, daß dies hier das einzig Richtige. Was macht nämlich diese Verslein so anziehend? Das Maßvolle der Fassung eines leidenschaftlichen, oft, wie oben bemerkt, wild leidenschaftlichen Inhalts; aber diese Fassung wird nur ermöglicht durch das straffe Mäntelchen, das einen Theil der leichtfertigen Bewegung verdeckt. Ferner sei noch bemerkt, daß die sogenannten Tanzliedchen und Tanzweisen (einst bei Beginn des Tanzes und in den Zwischenpausen als Vorspiel „halb gesprochen" gesungen) begreiflicher Weise die lebhaftesten, in der That fast dramatischer Art sind. Hat sich überhaupt doch diese eigenartige vogtländische Volkspoesie mit und durch Tanzmusik gebildet, wie durch die von Dr. D. sehr gehörig beigegebenen 22 Walzer- und Rutschermelodien hinlänglich belegt wird. Beweis genug, daß hier ein ächter Kunsttrieb waltete. Auch Pindar (in dieser Beziehung läßt sich Kleines mit Großem recht wohl vergleichen) bedurfte zur vollkommenen Erscheinung seiner erhabenen Hymnen des engen Zusammen- und Ineinanderwirkens dreier Künste, der Dichtung, Musik und des mimisch ausdrucksvollen Tanzreigens. So erklärt sich denn auch das Dauerleben dieses bis auf den heutigen Tag noch sich mehrenden Liedchenschatzes, wie sehr man sich sonst auch mit dem Verf. (Einl. S. XXX) nicht verhehlen darf, daß in neuester Zeit die Volkslieder nicht mehr so häufig gesungen werden wie früher. Der Verf. betrachtet das als eine Wirkung verschiedener zusammentreffender Momente, als der großen Verkehrserleichterung und der vermehrten Zerstreuung der Bevölkerung, des Eindringens einer gewissen Bildung in die niedern Gesellschaftsschichten, endlich (seltsam klingend und doch wol richtig) des Aufkommens der Gesangvereine und Liedertafeln in den Dörfern, welche, ihre wahre Mission verkennend, die Erhaltung und Veredlung des Volksgesanges sein sollte, vielmehr, unbekümmert um den Text der Lieder, nur darauf ausgehen, ihren Kunstgesang und ihre Stimme hören zu lassen. — Hoffen wir auf eine dem Poesieleben günstigere Wendung!

Dr. Richard Treitschke.

— Die im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erschienene Reihe von Katechismen ist neuerdings durch einen ganz neuen Versuch, einen „Katechismus der Allgemeinen Weltgeschichte" von Theodor Flathe bereichert worden. Der ganze gewaltige Stoff der Weltgeschichte von der ältesten Zeit bis 1876 ist darin auf 300 S. in übersichtlich und die Hauptactionen klar und in ihrer gestaltenden Wirksamkeit hervortreten lassender Fassung zusammengestellt. Eine tabellarische Uebersicht, fünf Stammtafeln und ein Register sind beigegeben.

In zweiter Auflage und ganz neuer Bearbeitung von Oskar Klemich erschien in demselben Verlage der „Katechismus kaufmännischer Buchführung." (240 S.) Der auf diesem Gebiete bereits wohlrenommirte Verfasser giebt darin eine vollständige Darstellung beider Systeme der Buchführung, der Conto-Corrente, der Einrichtung der Bücher, Formulare &c., begleitet von 7 in den Text gedruckten Abbildungen und 3 Wechselformularen.

— Zu den photographischen, das Festspiel in Bayreuth begleitenden Werken ist jetzt auch aus W. Berndt's Kunstanstalt in Dresden ein Blatt geliefert worden, welches großes Interesse erregen und durch seinen Gegenstand wie durch die Ausführung vielen Beifall ernten wird. Es stellt Richard Wagner in seinem Arbeitszimmer in Bayreuth dar (nach dem Originalgemälde von Gustav Bartsch) und ist in Folio- und Quart-Format, sowie in Cabinet-Format zu beziehen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig. Poststraße Nr. 3.

№ 68. Donnerstag, den 24. August. 1876.

Wissenschaftlicher Reisebericht eines Italieners über Dresden und Leipzig.

Σ. In den „**Annalen der K. landwirthschaftlichen Akademie zu Turin**", Band XVIII., findet sich ein wissenschaftlicher Reisebericht von **Edoardo Perroncito**, Mitglied und Schriftführer jener gelehrten Gesellschaft, über einen Ausflug ins Ausland, den der Verfasser im vorigen Jahre unternahm und über welchen er in der Akademiesitzung vom 29. Januar l. J. ausführlich Mittheilung machte.

Herr Perroncito ist ordentlicher Professor der allgemeinen Pathologie und der pathologischen Anatomie an der höheren Veterinärschule zu Turin.

Die erste Anregung zu diesem seinem wissenschaftlichen Besuche des Auslandes erhielt er, wie er Eingangs seines Berichts anführt, durch die Wiener Weltausstellung, zu welcher er als einer der beiden Vertreter des Turiner Agrarcomizes gesandt worden war.

Die Brennerbahn führte ihn im October v. J. nach Tyrol. Der italienische Gelehrte erhielt in Innsbruck die erwünschte Gelegenheit, die dortigen akademischen Anstalten kennen zu lernen. Das Gleiche war in München, wohin er sich von da aus wandte, der Fall. Er setzte nun seine Reise nicht mehr nordwärts, sondern gen Osten fort, indem er noch einmal Wien besuchte und dann einen längeren Ausflug nach Ungarn, Budapest, Kirsber, Babolna und Altenburg unternahm. Dann ging es wieder nach Wien zurück und nach Prag, von da nach Sachsen.

Dresden widmet Verfasser einen eigenen kleinen Abschnitt seines Berichts. Derselbe lautet wie folgt:

Mit der Eisenbahn Bodenbach-Dresden kam ich in Dresden an, einer der berühmtesten Städte von Deutschland. In der Veterinärschule stellte mich der gelehrte Director Haubner dem liebenswürdigen jungen Dr. O. Siedamcrotzky, Professor der pathologischen Anatomie vor, der mich begleitete, um mir Alles zu zeigen, das mich interessiren konnte.

Die Dresdner Thierarzneischule ist hinlänglich groß und wohlgeordnet. Sie besitzt ein reiches Museum für normale und pathologische Anatomie, schöne Stallungen und gut ausgestattete Laboratorien.

Im Durchschnitt zählt sie nicht mehr als dreißig Schüler, die Unterrichtsfächer sind alle vollständig vertreten.

Professor Siedamcrotzky ist auch noch mit dem Lehrfach der Gewebelehre betraut. Die Schüler des ersten Jahres werden angehalten, täglich drei Stunden zu mikroskopiren. Das Laboratorium der pathologischen Anatomie besitzt elf Mikroskope (Gundlach und Hartnack) lediglich zum Gebrauche der Schüler. Der Cursus vollendet sich innerhalb dreier Jahre, und noch im dritten Jahre haben die Studirenden täglich zwei Stunden mikroskopische Uebungen in der Klinik durchzumachen.

Mit der Schule ist eine landwirthschaftliche Versuchsstation verbunden.

Nachdem ich mich bei der Schule verabschiedet hatte, begab ich mich ins zoologische Museum, das hinreichend ausgestattet ist, und nach der Gemäldegallerie, welche zu den bedeutendsten der Welt zählt. Es genüge, wenn ich sage, daß ich mit dem größten Genusse dort die Säle, geschmückt mit Gemälden lediglich der größten italienischen Meister, bewunderte.

Leipzig.

Die wissenschaftliche Hauptstadt Sachsens ist aber Leipzig, das wahre Athen von Deutschland.

Und mit gutem Grunde wird ihm diese höchst ehrenvolle Bezeichnung ertheilt, insofern Leipzig die zahlreichst besuchte und die mit wissenschaftlichem Material vielleicht am Reichsten versehene Universität besitzt, die Deutschland überhaupt aufzuweisen hat.

Es ist mir unmöglich, die Herzlichkeit oder, besser gesagt, die Feste zu beschreiben, welche mir von Seiten verschiedener gelehrter Professoren dieser berühmten Universität zu Theil wurden.

Kaum angekommen, lernte ich den sehr gefälligen Sign. Comolli und dann Dr. Andres kennen, welcher letztere von unserer italienischen Regierung nach Leipzig geschickt wurde und nun schon im zweiten Jahre zu seiner Ausbildung im Leuckart'schen Laboratorium arbeitet. Nachdem ich mit Dr. Andres den freundlichen Anblick und die Promenaden des Lustwaldes „das Rosenthal" genossen hatte, begab ich mich nach dem pathologischen Institut, wo ich den trefflichen und äußerst liebenswürdigen Professor Hofmann, Professor der Hygieine, antraf, wie er eben vollauf mit seinen wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt war. Bei Hofmann erfuhr ich, wie man studirt und die Kenntnisse in Bezug auf Hygieine erweitert. Es war das erste Mal, daß ich den genannten einnehmenden Professor sah; aber ich unterhielt mich mit ihm zwei und eine halbe Stunde, und das war noch zu kurz! Indeß die vorgerückte Zeit erheischte, daß ich diese unerschöpfliche Quelle des Wissens verlassen mußte.

Sehr gefällig, wie er ist, ließ er es sich angelegen sein, mir sein Laboratorium zu zeigen und mich von seinen Untersuchungen zu unterrichten, und führte mir die schöne und kostbare Sammlung vor, die zur Veranschaulichung bei seinem Colleg über Hygieine dient. Wahrhaft bewundernswürdig! In wenigen Stunden kann man die Stoffe kennen lernen, aus welchen die verschiedenen Nahrungsmittel bestehen, und die Mengen ihrer Zusammensetzung.

So sieht man z. B. in nebeneinandergestellten Gefäßen, daß wie

a)	ein Kilogr. Fleisch enthält an festen Bestandtheilen	242,7	Gr.,
	Wasser	759,3	„
b)	ein erwachsener Mann an Eiweißstoffen im Hunger und in der Ruhe verzehrt . . .	85	„
c)	ein Mann, der arbeitet, verzehrt	120	„
d)	ein Mann im Fieber und im Hunger verbraucht	175	„
e)	ein Mann im Hunger und in der Ruhe an Fett verbraucht.	210	„
f)	ein Mann im Hunger, der mit dem Gehirn, geistig, und mit den Muskeln, körperlich, arbeitet, an Fett verbraucht	380	„

g) in der gewöhnlichen Kost werden verbraucht

Fett (adipe)	56	Gr.,
Stärke (der erwachsene Mensch)	500	„
Albumin	120	„
Fett (grasso)	56	„
Chemische Constitution des Eies:		
Wasser	33	„
Albumin	6	„
Fett	5	„

Er setzte dann verschiedene seiner Apparate und Instrumente in Thätigkeit, z. B. einen Gasometer zur Messung der Luftmenge, welche die Lunge aufnehmen kann.

Er führte mir das Experiment Pettenkofer's vor, das die Durchlässigkeit der Wände der Häuser veranschaulicht, an einem besonders vorgerichteten Backsteine, ein für Alle verständliches Experiment, das von großem praktischen Werth für die Landwirthe und Gewerbetreibenden ist.

Er zeigte mir ferner die Art, wie die Fette im Organismus aufgenommen, aufgesogen werden, auf eine einfache und sehr überzeugende Weise.

Wenn man z. B. einfaches oder durch Kieskohle filtrirtes Olivenöl nimmt und dies in Gläser mit Wasser gießt, so sieht man nach dem Schütteln, daß sich keine Emulsion bildet. Wenn man aber dieser Mischung einige Tropfen gesättigter Sodalösung zusetzt und diese Flüssigkeit schüttelt, so nimmt man sehr bald wahr, daß sich eine vollständige milchweiße Emulsion bildet. Auf diese Weise wird der Cubikcentimeter Oel in 30 Millionen sehr feiner, von den Lymph- und Chylusgefäßen des Innern leicht aufnehmbarer Moleküle zertheilt. Daher ist es nöthig, daß die Schleimhaut des Innern alkalisch reagire; wenn sie jedoch eine saure Reaction hat, so wird die Emulsion des Fettes nicht bewirkt.

Man begreift, wie unterhaltend das Zusammensein war, das ich mit dem trefflichen Prof. Hofmann hatte. Es war 6½ Uhr Abends und wenn ich nicht vor 6¾ Uhr mit andern Freunden hätte zusammentreffen müssen, die mich erwarteten, so würde ich noch geblieben sein, hingerissen von dem Wissensreichthum eines solchen Mannes, der die Wissenschaft zu hohen Ehren bringt.

Ich kehrte den andern Tag zu Hofmann zurück und unterhielt mich abermals einige Stunden mit ihm über die verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände. Um es aufrichtig zu gestehen, ich würde das Laboratorium des genannten Professors nicht mehr verlassen haben, wenn ich nicht durch wichtige Verabredungen gebunden gewesen wäre, welche mich nöthigten, mich anders wohin zu begeben.

Ich besuchte noch Wagner in seinem pathologischen Institut, auch dieser nahm mich mit der Herzlichkeit und Artigkeit auf, welche unsere deutschen Collegen auszeichnet. Wir unterhielten uns einige Zeit über die sehr wichtige Frage der Tuberculose, dann begleitete er mich in das sehr reiche Präparatenmuseum, zeigte mir die Methode seines Unterrichts, ließ mich das Laboratorium sehen, stellte mich seinen Assistenten vor, und wir trennten uns mit der Hoffnung eines Wiedersehens in Italien.

Darauf begab ich mich zu Prof. Leuckart ins Athenaeum (Augusteum). Ich fand den berühmten Helminthologen mitten in der Arbeit. Aber kaum wurde ich ihm gemeldet, so kam er mir entgegen, fragte mich nach mehreren ausgezeichneten italienischen Naturforschern, und dann unterhielten wir uns über einige helminthologische Fragen. Er begleitete mich dann in das Museum und ließ mich dort Typus für Typus, Classe für Classe, Ordnung für Ordnung, nach Genus und Species Alles sorgfältig sehen. Das zoologische Museum für vergleichende Anatomie in Leipzig ist wahrhaft reich und im besten Stande. Wie freute sich dieser Vorkämpfer der Wissenschaft darüber, daß auch aus Italien Jünglinge zu seinen Vorlesungen herbeikamen! Er war voller Freude, voller Artigkeit. Er rief Dr. Andres, damit ich einen meiner fleißigsten Landsleute sehen sollte, und lud mich ein, bei ihm im Laboratorium zu bleiben; kurz, ein wahres Fest war für mich die Zeit, die ich bei Leuckart zubrachte.

Zürn hat auch ein Laboratorium im Gebäude der Universität, und ich begab mich zu ihm, um einen Collegen der Veterinärwissenschaft kennen zu lernen. Er beschäftigt sich mit der Pathologie der Thiere und hält ein Colleg in Verbindung mit einem andern Professor der Anatomie der Hausthiere.

Für Leuckart und für Zürn sind schon neue Institute im Bau begriffen; aber Zürn und Leuckart sind bereits (im Vergleich) recht reichlich mit Mitteln für Studium und Unterricht versehen.

Auch Zürn erwies mir die größten Artigkeiten, und wol kann man sagen, da war keine Schachtel, kein Kasten, den er mich nicht hätte sehen, nicht hätte untersuchen lassen; so groß war das Vergnügen, das er an den Tag legte, mit einem Italiener zu plaudern.

Ich mußte mir das physiologische Institut Ludwig's für zuletzt aufsparen. Aber hier erfuhr ich erst, was Gastfreundschaft und Herzlichkeit bei den Deutschen genossen sagen will. Kaum hatte ich Prof. Kronecker und Dr. Lesser kennen gelernt, so ward ich deren Gesellschaft und deren wärmsten Freundschaft und Hospitalität theilhaft. Die Artigkeiten, welche mir von Seiten dieser beiden ausgezeichneten Jünger der Wissenschaft zu Theil wurden, sind wirklich groß, und ich wünschte von Herzen, daß der Tag bald käme, wo ich ihnen dies auch öffentlich mit der aufrichtigsten Dankbarkeit bezeugen könnte. Durch Prof. Kronecker wurde ich Ludwig vorgestellt, der sich mit mir unterhielt, bis ihn die Pflicht nöthigte, sich ins Institut zu begeben. Ich besuchte die großartige Anstalt, die in drei Abtheilungen, die eine für Histologie, die zweite für Chemie, die dritte für Physiologie geschieden ist.

Nicht weniger reich sind die Institute für normale Anatomie, Physik, Chemie, Pathologie und das klinische Hospital, welche an Schönheit und Bequemlichkeit sich mit Allem messen können, was es Aehnliches in Europa, nein in der ganzen Welt giebt.

Ich blieb in Leipzig nur drei und einen halben Tag, aber diese Zeit war eine unaufhörliche Reihenfolge von Festen, an die ich als an die schönsten Erinnerungen meines Lebens zurückdenken werde. — Und wie, o verehrtester Kronecker, wie auch könnte ich die Zeit vergessen, die ich mit Ihnen in Leipzig verbrachte? Es wäre schon schnöder Undank, dies in Gedanken für möglich zu halten.

Leipziger Stadttheater.

(Die Schauspiel-Aufführungen im Monat August.)

Vom 1. bis zum 21. August war unser Neues Stadttheater zehnmal Opernhaus und elfmal Schauspielhaus, und zwar wurden an den elf Schauspiel-Abenden, gemäß oder trotz ihrer hochsommerlichen Schwüle, meist ernste Stücke mit südlichen Schauplätzen aufgeführt, wie „Nathan der Weise", der in Palästina, „Gracchus der Volkstribun", der in Italien, „Clavigo", der in Spanien, und „Sappho", die in Griechenland spielt: also ein didaktisches Drama und drei Trauerspiele. Zur doppelten Abwechselung mit diesen schweren Dramen und ihren Wiederholungen dienten, sowol in Betracht ihres kühleren Schauplatzes als in Rücksicht ihres mehr heiteren oder doch weniger ernsten Inhaltes, fünf leichter

geschürzte, zum Theil nur einactige Schau- und Lustspiele, von denen zwei Scribe'sche: „Ein verarmter Edelmann“ und „Mein Stern“, uns nach der Bretagne, ferner der von Adolphi nach Terenz bearbeitete „Winkelschreiber“ nach einer beliebigen Advocaten-Residenz, endlich Goethe's „Geschwister“ und Schweitzer's „Großstädtisch“ mitten in das klassische und nachklassische Deutschland versetzten. Eigentliche Neuigkeiten für Leipzig waren nur Wilbrandt's Tragödie: „Gracchus der Volkstribun“ und der Schweitzer'sche Schwank: „Großstädtisch“, von denen weiter unten die Rede sein wird; die übrigen nicht-tragischen Stücke waren nur neue Einstudirungen für Leipzig, doch mag nicht unerwähnt bleiben, daß sie verhältnißmäßig gute Rollenbesetzung fanden, namentlich der „Verarmte Edelmann“ in Hrn. Pettera als Laroque und in Hrn. Hänseler als Notar Laubépin; auch der „Winkelschreiber“ in Hrn. Eichenwald als Knifflig und die „Geschwister“ in Frl. Wessely als Marianne, daher denn auch besagte Vorstellungen recht befriedigend ausfielen.

Aber wol die gelungenste Vorstellung unter der neuen Direction, und nächst ihrer Antrittsvorstellung auch die besuchteste, war die von Lessing's didaktischem Drama „Nathan der Weise“. Dieses dramatische Evangelium, das seine segensreiche Wirkung, echte Humanität zu verbreiten, von Buch und Bühne aus längst bewährt hat und gewiß auch in einer unlängst erschienenen türkischen Uebersetzung dereinst bewähren wird, ging am 5. August bei uns in weihe- und würdevoller, von Anfang bis zu Ende fesselnder Darstellung über die Bretter. Gehört schon Hr. Director Dr. Förster selbst zu den besten Nathan-Darstellern, indem er den echten Gleichmuthston des wahren Weisen zu treffen versteht, ohne in das Eintönige oder Salbungsvolle zu verfallen, und sowol die Vorgänge in seinem Innern, in seiner Brust und Seele, wie die in seiner Umgebung mit jenem bedeutungsvollen Mienen- und Geberdenspiel zu begleiten weiß, welches den tiefen Denker und feinen Beobachter, insonderheit aber den leidenschaftslosen und doch so gefühlvollen Menschenkenner und Menschenfreund charakterisirt: so befanden sich auch die übrigen Haupt- und Nebenrollen in Händen, die, wenn sie auch theilweise etwas Fremdartiges hineintrugen, dennoch nichts Wesentliches vergriffen oder verdarben. So waren Hr. Pettera und Fr. Senger, trotz einiger befremdender Accente und Actionen, würdige Repräsentanten des sultanlichen Geschwisterpaares Saladin und Sittah; Hr. Hänseler, ungeachtet seiner etwas zu humoristischen Färbung einiger Stellen, die erst außerhalb der Bühne zu geflügelten Worten im ironischen Sinne geworden sind, ganz der fanatisch-zelotische Kirchenfürst, wie wir ihn uns nach den Auftrags-Berichten des schlichten Klosterbruders vorzustellen haben; auch Hr. Conried ein Schatzmeister Al Hafi, der in Spiel und Sprache seine Kunstmittel ebenso maßvoll zu Rathe zu halten strebte, wie die Geldmittel Sittah's und Nathan's; Hr. Grube endlich ein Tempelherr — „vom reinsten Wasser“, möchte ich bildlich sagen, wenn ich nicht urbildmäßig sagen müßte „vom reinsten Feuer“. Die Rolle des Tempelherrn liefert einen recht schlagenden Beweis, daß der Schauspieler nicht blos seinen eigenen Part, sondern das ganze Stück einstudiren, daß er über seine Rolle hinaus sehen und lernen muß. Hr. Grube hat es gethan; denn was Nathan erst im zweiten Acte von dem Tempelherrn sagt:

> Nicht allein
> Wolf's Wuchs, Wolf's Gang, auch seine Stimme! So,
> Vollkommen so warf Wolf sogar den Kopf,
> Trug Wolf sogar das Schwert im Arm, strich Wolf
> Sogar die Augenbrauen mit der Hand,
> Gleichsam das Feuer seines Blicks zu bergen …

alldem hatte Hr. Grube schon im ersten Acte durch eine eigenthümliche Art, das Schwert zu tragen, sowie durch gefällig auffallende Körper- und Handbewegungen so genau entsprochen, daß bei den erwähnten späteren Worten Nathan's das Bild des alsdann abwesenden Tempelherrn dem aufmerksam folgenden Zuschauer sofort wieder vor Augen and. Frau Bethmann als Daja bot eine Leistung von mehr hausbackener, als künstlerischer Natürlichkeit; dagegen gebührt dem Frl. Wessely das Zeugniß, daß sie die religiös, aber confessionslos erzogene Recha mit einer ziemlich richtig getroffenen Mischung von empfindsamer Schwärmerei und geistvoller Verständigkeit, dabei aber auch mit jener kindlichen Unbefangenheit gab, die von einer bräutlichen Liebe noch keine Ahnung hat, also auch nicht in den von der Marianne in Goethe's „Geschwistern“ so verabscheuten Conflict kommt, in dem als Bruder erkannten Retter einen Geliebten ihres Herzens aufgeben zu müssen, wie der Tempelherr in der unverhofften Schwester eine verhoffte Braut und Gattin. Was jedoch schließlich die wichtige Rolle des Klosterbruders betrifft, so war sie von Hrn. Conrad eher vergriffen, als begriffen. Dieser Charakter verträgt bei seiner treuherzigen Biederkeit und Geradheit weder jenes Weinerliche und dabei doch Spitzfindig-Wortwählerische, welches Hr. Conrad ihm gab, noch etwa irgend einen Anstrich jener Verschmitztheit, welche ein anderer Kritiker ihm beigelegt wissen will. Wenn der Dichter den Klosterbruder dessen eigene Worte und die blos angeführten des Patriarchen durch das periodisch und immer am rechten Ort eingeschaltete: „sagt der Patriarch“ deutlich auseinanderhalten läßt: so darf dies darum keineswegs von Seiten des Darstellers mit solcher übermäßig scharfen Ab- und Hervorhebung geschehen, wie es Herr Conrad gethan; sondern jenes öfter wiederkehrende und schon durch seine Wohlgesetztheit wirkende: „sagt der Patriarch“ muß vielmehr so natürlich und unwillkürlich, so ganz verloren und ungesucht herauskommen, wie das „sagt er“ oder „sagt sie“ oder „sagt' ich“ in den Gesprächen und Erzählungen redseliger Leute aus den niederen Ständen. Eben in den Reden des Klosterbruders, eines ehemaligen Reitknechtes, soll sich nach der Absicht des Dichters die strenge Gewissenhaftigkeit des ehrlichen Laien-Christen mit der tückischen Verschlagenheit des pfäffischen Namen-Christen contrastiren, und jeder dem Klosterbruder geliehene Zug von berechnender Schlauheit oder gar Verschmitztheit führt daher zu einer Trübung dieses durchsichtigen Charakters, dem auch eine klare, zwar demüthig-bescheidene, aber durchaus nicht weinerliche Ausdrucksweise geziemt. Wenn man übrigens unserem Lessing vorwirft, er habe in seinem Nathan die jüdische und muhamedanische Religion auf Kosten der christlichen herausgestrichen, oder die christliche zu Gunsten der jüdischen und muhamedanischen herabgesetzt: so thut man ihm schmählich Unrecht. Sein dramatisches Lehrgedicht „Nathan der Weise“ feiert so recht den Triumph des wahren Christenthums als der einzigen zur allgemeinen Menschenverbrüderung berufenen Weltreligion; denn nicht nur, daß die darin vorkommenden Nicht-Christen ganz im Widerspruch mit den ausdrücklichen Satzungen ihrer eigentlichen Glaubens- und Sittenlehre („Auge um Auge, Zahn um Zahn“ u. s. w.), vielmehr bewußt oder unbewußt unter dem Einflusse der christlichen Gottes- und Weltanschauung handeln; nicht nur, daß dem einzigen Un-Christen im Stück, dem christ-seinwollenden grausamen Patriarchen drei lautere Laien-Charaktere in der Daja, dem Klosterbruder und dem Tempelherrn als würdige Vertreter des Christenthums gegenüber gestellt werden: so spielt ja die Hauptrolle in dem herrlichen Drama der heilige Geist der christlichen Liebe selbst, der es dem Verfasser eingegeben, und ein Stück wie „Nathan der Weise“ hätte so wundervoll wunder- und vorurtheilslos von einem Nicht-Christen nimmermehr geschrieben werden können. Es ist ehrenvoll für Leipzig, daß es zu jeder Nathan-Aufführung, die ihm von Zeit zu Zeit geboten wird, stets eine so ansehnliche und andächtige Zuhörer-Gemeinde stellt. Max Moltke.

(Schluß folgt.)

— Silphium (Laserpitium) von Cyrenaica. Knochen-Ueberreste oder Versteinerungen und Abdrücke geben uns Zeugnisse von dem Untergange zahlreicher Geschlechter des Thier- und Pflanzenlebens in vorgeschichtlichen Zeiten. Dieselbe Erscheinung des Aussterbens von Thieren oder Pflanzen wiederholt sich in der geschichtlichen Zeit, wie in der Gegenwart. In den meisten Fällen gewähren diese Erscheinungen nur ein wissenschaftliches Interesse, in einzelnen Fällen sind sie von dem größten Einflusse für Cultur und Wohlstand ganzer Länder. Ein Beispiel dieser Art behandelt ein Vortrag des Obergerichts-Präsidenten von Werlhof in Lüneburg, der als kenntnißreicher und sinniger Forscher des Alterthums bekannt ist. Derselbe betrifft das Silphium, von dessen Wichtigkeit und vielseitiger Verwendung zahlreiche Schriftsteller der Griechen und Römer Zeugniß ablegen. Die Heimath des Silphium war die Nordküste Afrikas zwischen Aegypten und Tripolis, Cyrenaica, welches zunächst 631 v. Chr. der griechischen Cultur durch eine von Battos, König von Thera, dorthin geführte Colonie erschlossen wurde. Außer Cyrene umfaßte die Landschaft noch vier andere bedeutende Städte, Ptolemais, Arsinoe, Berenice und Apollonias, weshalb die Landschaft auch Pentapolis genannt wird. Sie stand mehrere Generationen hindurch unter der Herrschaft der Nachkommen des Battos, kam dann unter die Herrschaft der ägyptischen Könige, nachdem sie mehrere Jahrhunderte bei großem Reichthum und Macht Republik gewesen war, und wurde von Apion 37 v. Chr. den Römern vermacht, bis sie im 8. Jahrhundert unter die Herrschaft der Araber fiel.

Die Hochebene von Barka zwischen dem Meerbusen von Sydra und Aegypten ist reich an Quellen und Thälern und ist berühmt durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit, sowie durch ihre Wohlhabenheit, ihren Handel und Luxus. Die Thäler prangen in üppigstem Grün. Das Innere ist, zwei Oasen ausgenommen, wüst und von nomadischen Beduinenstämmen durchzogen. Nach Strabo XVII, 3 wuchs das Silphium in einem südlich hinter Cyrenaica belegenen Landstrich etwa 1000 Stadien lang und 300 Stadien breit.

Theophrastus giebt (Hist. plant. V, 3, 1) folgende Beschreibung: „Das Silphium hat viele dicke Wurzeln; der Stamm ist dem der Ferula, das Blatt, welches Maspeton heißt, dem des Selleries ähnlich; der Stamm ist breit und blattartig und heißt deswegen Blatt. Durch den Genuß der im Frühjahr erscheinenden Silphiumblätter werden die Schafe gereinigt, ungemein fett und ihr Fleisch bekommt einen unvergleichlich guten Geschmack. Nachher wächst der Stamm empor und schmeckt gekocht oder geröstet vortrefflich. Der Milchsaft der Pflanze ist im Stamm anders als in der Wurzel, jener kommt als Kaulia, dieser als Rhizia in den Handel. Die Wurzel hat eine schwarze Rinde, welche man abschält. Der Saft wird durch Einschnitte, die man nach bestimmten Vorschriften macht, gewonnen. Die Leute, welche ihn nach dem Piräeus bringen, mischen ihn mit Mehl und schütteln ihn damit, wovon er die Farbe bekommt und vor Fäulniß geschützt wird. — Das in Libyen wachsende Silphium hat die Eigenschaft, daß es jeden angebauten Boden meidet. Die Wurzel des Silphium soll eine Elle oder etwas länger sein und ihr Kopf sich fast bis über den Boden erheben. Der Same, das sogenannte Phyllon, wird vom Winde zerstreuet, geht noch in demselben Jahre auf und treibt Wurzel und Stamm. Man gräbt die Wurzel schon im ersten Jahre und verspeist die Wurzeln mit Essig."

Hippokrates, de morbis, 4. p. 327, ed. Kühn, zu dessen Zeiten das Silphium in Libyen wild wuchs, bemerkt, daß viele Leute sich vergeblich bemüht hätten, dasselbe in Jonien oder im Peloponnes zu ziehen.

Nach Rom ward das Silphium zuerst im Jahre 600 nach Erbauung der Stadt, als Hernanius und Valerius Consuln waren, eingeführt, erregte, wie der Naturforscher Plinius (XIX, 3. 5) erzählt, das größte Aufsehen und bildete sofort einen sehr gesuchten Handelsartikel von hohem Werthe, indem ein Pfund des Saftes, den die Römer Laser nannten, mit dem gleichen Gewichte des Silbers bezahlt wurde. Sowol Strabo als Plinius berichten, daß zu ihrer Zeit die Pflanze ausgestorben sei. Strabo (I, 9) schreibt ihren Untergang den Nomaden zu, welche gelegentlich eines Einfalles in Aegypten die Wurzeln ausgerissen hätten, während Plinius (IX, 3) wol richtiger ihn der Habsucht der römischen Zöllner und Generalpächter zuschreibt, die ihr Vieh damit zu füttern pflegten. Als zu Nero's Zeit ein Strauch dieser Pflanze gefunden wurde, schickte man ihn als besondere Seltenheit dem Kaiser. Hat einmal ein Schaf, sagt Plinius, eine aufkeimende Pflanze gefunden, so verräth sie sich dadurch, daß das Schaf gleich, nachdem es davon gefressen, einschläft, während in gleichem Falle die Ziege nur niest. Alles Laser, was seit langer Zeit bei uns noch in den Handel kommt, fährt derselbe fort, stammt aus Persien, Medien und Armenien (Teufelsdreck aus Ferula, Asa foetida, Linné); es ist dort in Menge vorhanden, jedoch weit schlechter als das cyrenaische, wird auch mit Gummi, Sagaperum und geschrotenen Busbohnen verfälscht. Als eine Merkwürdigkeit erwähnt Plinius noch, daß der Dictator Cäsar im Anfange des Bürgerkrieges außer Gold und Silber auch 2500 Pfund Laserpitium aus dem Staatsschatze genommen habe. Auch bei den Römern diente nach diesem Schriftsteller das Silphium als bewährtes Hilfsmittel gegen verschiedene Krankheiten. Die Stengel unter der Asche gebacken und 40 Tage lang vor aller andern Speise eingenommen, reinigten das Geblüt, verbesserten die verdorbenen Säfte und wurden für ein großes Wirkungsmittel gehalten, welches dieselben Wirkungen auch bei dem Vieh hatte, anfangs jedoch abführende Wirkung zeigte. Ob das von dem berühmten Arzt Galen vielfach angewandte Laser (auch als Gegenmittel bei Vergiftungen) noch von den in Rom aufgespeicherten Vorräthen aus Cyrenaica herrührte, wie Ez. Spanhenius meint (in diss. IV de praestantia et usu num. ant. ed. II. p. 253) oder zu den von Plinius erwähnten weniger wirksamen Surrogaten aus Asien gehörte, läßt sich nicht entscheiden.

Ein anderer Beweis der großen Bedeutung des Silphiums liegt darin, daß auch die Dichter sich des Stoffes bemächtigt haben. Der griechische Dichter Antiphones freut sich in einem von Athenäus aufbewahrten Gedichte der Rückkehr zu den Pferden, zu dem Silphium, Wagenrennen, Gauklern und anderen Herrlichkeiten Cyrenes, während Catull drei Jahrhunderte später in dem den unermeßlichen Werth der Küsse der Lesbia darlegenden Gedichte (I, 7) den Sand des Laserpitium von Cyrene erwähnt.

Wenn schon die Römer das in Cyrenaica ausgestorbene Silphium in mehr oder weniger verwandten Pflanzen Asiens wiederzufinden glaubten, so haben auch Neuere hin und wieder sie zu entdecken geglaubt und in Thapsia Silphium Viviani und Ferula fingitata festgestellt. Diesen tritt neuerdings ein englischer Botaniker Falconer hinzu, welcher im nördlichen Caschmir ein hohes, eine Art Asa foetida lieferndes Doldengewächs gefunden und unter dem Namen Narthes beschrieben und abgebildet hat. Ob indeß diese Pflanze nicht etwa dieselbe ist, welche schon den Alten als medisches Silphium zum Unterschiede von dem cyrenaischen so mannigfache Verwendung findenden Silphium bekannt war, können nur spätere Beobachtungen entscheiden, obwol Oerstedt und J. Friedländer für die Identität mit dem cyrenaischen Silphium sich aussprechen. Sollte es sich indeß bestätigen, daß Falconer's Narthes mit dem ehemaligen Silphium von Cyrenaica identisch sei, so würde es doch schwerlich wieder die geschichtliche Bedeutung erlangen, wie dieses sie einst besaß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. K. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 69. Sonntag, den 27. August. 1876.

Darwinismus, Häckelismus, Naturwissenschaften.

Eine literarische Umschau.

(C. Semper, Der Häckelismus. C. Sterne, Werden und Vergehen. Agassiz-Griebel, Der Schöpfungsgedanke. Müller-Pouillet-Pfaundler, Lehrbuch der Physik, 8. Aufl. Joh. Müller, Kosmische Physik, 4. Aufl. Die gesammten Naturwissenschaften, 3. Aufl.)

R. — Etwa drei Jahre mag es her sein, daß Hr. Professor Ernst Häckel in Jena seinen weltschöpferischen Ausdeutungen und Ausbeutungen der Theorien Darwin's die vielgenannte „Anthropogenie" als Krone aufsetzte. David Strauß hatte den belletristisch-musikalischen „Neuen Glauben" dazu der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" nach-, dem neuen Buche vorausgeschickt. Und des schreienden Jubels über diese höchsten Errungenschaften moderner Civilisation war kein Ende in der literarischen Popularisirungsindustrie, wie im sensationslustigen Massendilettantismus. Nachbeten ist so viel bequemer als nachzudenken, und gesinnungstüchtig sah es ebenfalls aus! Man wußte ja zugleich auch so prächtig, warum und wie und wo. Denn Hr. Häckel hatte mit Allem, was irgend wissenswerth galt vor seinen Büchern, gründlich aufgeräumt, indem er gleich in der Vorrede zur „Anthropogenie" versicherte, „daß diese menschlichen Embryonen", von denen er reden wolle, „einen größeren Schatz der wichtigsten Wahrheiten in sich bergen und eine tiefere Erkenntnißquelle bilden, als die meisten Wissenschaften und alle sogenannten Offenbarungen zusammengenommen." Und weil Dubois-Reymond von Grenzen des Naturerkennens, jenseits dieser aber von einem Ignoramus ignorabimus sich überzeugt hielt, warf ihm der Apostel der neuen Welterkenntniß den Syllabussatz entgegen: „Dieses scheinbar demüthige, in der That aber vermessene Ignorabimus ist das Ignoratis des unfehlbaren Vaticans und der von ihm angeführten schwarzen Internationale, jener unheilbrütenden Schaar, mit welcher der Culturstaat jetzt endlich, endlich den ernsten Culturkampf begonnen hat." Dagegen könne man in diesem Kampfe „der ringenden Wahrheit keine bessere Bundesgenossin zuführen, als die Anthropogenie", die mit ihren „Kettenschüssen" alle „dualistische" Philosophie zusammt der „römischen" Hierarchie und „unfehlbaren" Dogmatik wegblase, mit „der Sonne der Entwicklungsgeschichte ganze Bibliotheken voll Kirchenweisheit und Afterphilosophie" zerschmelze. Sollte das Publicum da nicht aufjauchzen, daß, wo es blos eine naturwissenschaftliche Entwicklungsgeschichte des Menschenorganismus erwarten durfte, ihm zugleich das radicale Universalmittel gegen alle modegebräuchlichen Weltschmerzen entgegenquoll? Das Publicum braucht ja nur an die Anthropogenie zu glauben — und die neue beste Welt ist da! Ja selbst die Philosophen sollen deren Lehren nur nach Vorschrift deuten — und: „sie werden einen größeren Fortschritt in der Geschichte der Philosophie herbeiführen als den größten Denkern aller Jahrhunderte bisher gelungen ist."

Wie gesagt, Siegesjubel und Gloriasingen für diese neue Naturweisheit, die zugleich Philosophie und eine Religion ohne moralische Verpflichtungen machte, war so betäubend, daß die Menge der sogenannten Gebildeten gar nicht bemerkte, welcherlei Gaben ihr denn als exacte Naturerkenntniß und concrete Weltentwicklungslehre geboten wurden. Eine von den Männern der Wissenschaft noch keineswegs endgiltig durchgeprüfte Theorie, der Darwinismus, als durchaus zweifellose und urfeststehende Grundlage; eine Ausdeutung und Entwicklung derselben, welche ihre Behauptungen und Aussprüche, die Einwände ignorirend, als erfahrungssichere Thatsachen und unwiderlegbare Wahrheiten nur durch sich selbst beweist, als der für Gegenwart und Zukunft alleingiltige Ausbau dieser Weltweisheit; die unfehlbare Autorität eines allerdings hochachtbaren, aber doch dem menschlichen Irrthum nicht entrückten Naturforschers als dogmatische Kuppelwölbung des erstaunlichen Lehrgebäudes! Das ist jener Ultradarwinismus, den man folgerichtig „Häckelismus" genannt hat. Daß er auch noch heute als breiteste Strömung unserer „naturwissenschaftlichen Epoche" im Wiesenthale sogenannter Allgemeinbildung dahinzieht — wer könnte es in Abrede stellen? Schon der demagogische Brauch seines Poseidon, mit souverainer Nichtbeachtung ebenbürtiger Fachgenossen zuerst und zuoberst an die freigeistigen und freisinnigen Modeneigungen des Tages sich zu wenden, obgleich sie seine wissenschaftliche Aufgabe gar nicht berühren, sichert ihm feuilletonistische und conversationelle Popularität. Und dennoch — wer dem öffentlichen Geistesleben aufmerksam zu folgen gewohnt ist, wird es schwerlich unbemerkt gelassen haben —, gerade mit der „Anthropogenie" ward der Culminationspunkt seiner dogmatischen Allgeltung und laienhaften Verherrlichung überschritten. Das Heergefolge lobsingender Nereiden und posaunender Tritonen hat sich gelichtet, die aufstaunende Menge am Ufer verläuft sich allgemach.

Woher dies? Ein Sieg des Wissenschaftsernstes ist es, nicht etwa neidvoller Rivalität, sondern jenes strengen Ernstes, der dem Außenleben vollauf läßt, was ihm gehört, doch desto entschiedener auch der Wissenschaft wahrt, was ihr ureigen: Streben nach Wahrheit, Widerstand gegen jegliche dogmatische Ueberhebung des Einzelnen. Diese strenge Wissenschaft erscheint freilich selten auf dem Stromspiegel der Tagesneigung, aber die Geistesströmung des Zeitalters wird schließlich doch von ihrer grundtiefwirkenden Macht bedingt. Ihre Aufgabe konnte es allerdings nicht sein, die wunderlichen Applicationen des Häckelismus auf Hierarchie, vaticanische Infallibilität und sogenannten Culturkampf zu kritisiren, sondern dem Culturleben die keusche Reinheit der Wissenschaft zu wahren und die nüchterne Wahrhaftigkeit der Forschung zu behaupten gegen Falschmünzerei. Damit haben ihre Ver-

treter auch nicht gezögert, bis er sich in der „Anthropogenie" als einzig richtige Wissenschaft, Philosophie und Religion des Zeitalters declarirte. Seine angeblichen „Thatsachen und Gesetze", auf denen er triumphirenden Stolzes sein „System" aufrichtete, waren von den gewichtigsten und zuverlässigsten Forschern vielmehr schon vorher durch gewissenhafte Nachuntersuchungen charakterisirt als „eine Art von Phantasieliteratur, wie sie auf einem andern Gebiete des Denkens sich allerdings einer großen Popularität erfreuen mag, auf wissenschaftlichem Gebiete dagegen an eine weit zurückliegende Vergangenheit erinnert, wo noch Beobachtungen nur als Mörtel für die von der Phantasie gelieferten Bausteine dienten". Oder um concret vom Bekanntesten zu sprechen, es war wissenschaftlich schon längst festgestellt, daß gerade die Grundpfeiler des Häckelismus, die Kohlenstoff- und die Gasträa-Theorie, das Gesetz der fälschenden Ontogenie und das Huxley'sche Gesetz, die Protistenhypothese und der „Organismus ohne Organe" im Seegrundschleim (Bathybius Haeckelii) &c. zu sehr jeder empirischen Begründung ermangeln, um selbst nur als discutirbar anerkannt zu werden. Solche Zurückweisungen und Widerlegungen, was sehr wohl zu beachten, kamen auch nicht von den principiellen Gegnern, sondern gerade von den ernstesten Anhängern und eifrigsten Förderern des Darwinismus. Man braucht für Fachgenossen blos an Namen wie Bastian, v. Baer, Claus, His, Koelliker, Kowalesky, Metschnikow, Rolph, Salensky, M. Wagner &c. &c. zu erinnern. Aber die große Menge der naturwissenschaftlichen Liebhaberei erfuhr davon freilich kaum etwas. Häckel selbst ignorirte kurzweg die unbequemen Stimmen ehrlicher Wissenschaftlichkeit, wenigstens coram publico; und was trotzdem aus fachwissenschaftlichen Kreisen darüber verlautete, das wurde von den popularisirenden, belletristischen, feuilletonistischen Korybanten und Thyrsusschwingern seines Opferdienstes todtgeschwiegen, todtgespottet, todtgeschwatzt. So gestaltete sich der Häckelismus zu einer Beschädigung der Naturwissenschaft selbst und insofern zu einer Gemeingefahr gerade für unsere modernen Culturentwicklungen. Daraus erwuchs den Vertretern der Wissenschaft endlich selbst die ethische Verpflichtung, ebenfalls aus den fachgenössischen Kreisen auf den Markt des praktischen Lebens hervorzutreten, um jenem baalsdienerischen Treiben, soweit es an ihnen, ein Ende zu bereiten. Es war dabei eine fast selbstverständliche Erscheinung, daß die Philosophen zuerst auf dem Plan erschienen, denn der Häckelismus hatte ja aus der Naturwissenschaft eine — wie er es nennt — „monistische" Naturphilosophie gemacht. Noch aber gelang es ihm gegenüber einem Johannes Huber, Michelis und selbst Naturkundigen, die nur nicht zünftige Zoologen, deren angeblichen Naturwissenschafts-Dilettantismus vor einer den Erfolg anbetenden Menge als incompetent und unebenbürtig zu verrufen. Sie hätten, hieß es, überhaupt kein Verständniß für die schöpferische Kraft und strotzende Ideenfülle des Darwinismus, welche im Häckelismus ihre herrlichsten Blüthen und kostbarsten Früchte getrieben. Doch schon verwahrten sich auch manche der vorgeschrittensten Darwinisten, deren Forschungen die Häckel'schen Schriften für ihr „System" verwendeten, wie Carl Vogt, selbst Huxley u. A., gegen vorgreifliche und mißbräuchliche Ausdeutungen ihrer Resultate. Stimmten sich damit die journalistischen Dithyramben und Lobgesänge für die neue Heils- und Erlösungslehre sammt der dilettantischen Glaubensseligkeit auch einigermaßen herunter, so blieb doch das Beispiel einer derartigen sinnbethörenden Infallibilität zu verführerisch, um nicht die Naturforschung selber vor dem Häckelismus schützen zu müssen.

Das geschah nun wol mehrfach, am erfolgreichsten und bedeutsamsten aber für die weiteren Kreise allgemeiner Bildung wiederum durch einen der eifrigsten und unzweifelhaftesten Förderer darwinistischer Wissenschaft. Zugleich als einer der auserwähltesten hatte Carl Semper, Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Würzburg, sich außerdem durch seine Forschungen und Lehren schon längst bewährt, als ihn im Herbst v. Js. der Hamburger „Verein für Kunst und Wissenschaft" zu einem Vortrage berief, welcher unter dem Titel „Der neue Glaube und die moderne Zoologie" den Ausgangspunkt bildete für die (bereits in 2. Aufl. vorliegende) Schrift: „Der Häckelismus in der Zoologie." (Hamburg, W. Mauke's Söhne, 1876.)

Auch das Büchlein überschreitet nicht die Raumverhältnisse eines Vortrags. Um so prägnanter, formenklarer und faßlicher drängen sich seine Ausführungen zusammen. Nur darf man nicht an die Lectüre mit dem veralteten und laienhaften Begriffe von Zoologie treten, als bedeute sie blos äußerliche Naturgeschichte der Thiere; die moderne Zoologie ist wirklich, was ihr Name sagt: die Lehre vom Lebendigen. Eben darum, mit diesem umfassenden Aufschwung und dieser gewaltigen Entwicklung, welche sie ihrer Loslösung aus der dogmatisch beengten und beengenden Typentheorie durch den Darwinismus verdankt — eben darum hat sie ja einen so überwiegenden Einfluß auf andere Wissenschaftsgebiete gewinnen können, daß man ohne Uebertreibung oder Voreingenommenheit das gesammte heutige Geistesleben als darwinistisch durchhaucht anerkennen muß. Mit einer geistvollen Erörterung des Ob und Warum dieses Culturmoments, welche doch, bei voller Ueberzeugung für die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit seines Auftretens, ihm durchaus keine Fähigkeit für die Lösung der letzten Menschheitsfragen beimißt, zeichnet also die Semper'sche Schrift die Stellung, welche für Anwendung des Darwinismus auf die moderne Zoologie in Anspruch zu nehmen ist. Indem sein Grundgedanke, nämlich Stammverwandtschaft aller thierischen Formen, den Menschen ebenfalls mitten in die Thierwelt hineinstellt, ergab sich als logische Consequenz für jene das Recht, „neben der Theologie und Philosophie auch Antheil am Menschen als an einem Object ihrer wissenschaftlichen Forschung zu haben". Dies Recht der darwinistischen Grenzerweiterung der Zoologie entkräftet sich auch nicht darum, weil Darwin „den eigentlichen Kern der Frage, den der Entstehung des organischen Lebens überhaupt, unbeantwortet lasse". Denn diese Frage habe die Zoologie als Beobachtungswissenschaft überhaupt nicht zu stellen, wenn sie nicht in die Metaphysik hinüberschweifen wolle; sie trete aber auch der Würde des Menschen nicht zu nahe, indem sie ihn als Object einbeziehe in ihre „Aufgabe der Erklärung der materiellen Erscheinungen (an ihm) nach dem Gesetze des Causalzusammenhanges". Dies sei ihr, gegen etwaige Gefühlsverletzungen wie gegen antipathische Velleitäten anderer Disciplinen rücksichtslos auszuübendes Selbstbestimmungsrecht, wie das jedes Wissenschaftsfaches; doch hier auch ihre festgesteckte Grenze. „Inhalt der zoologischen Wissenschaft sind die materielle Form und die Lebenserscheinungen des thierischen Körpers; er findet seine Grenze einerseits nach unten hin gegen den Ursprung des organischen Lebens zu, nach oben hin in der Entwicklung der Psyche; beide lassen sich einstweilen von dem Zoologen als beobachtendem Naturforscher nicht überspringen. Denn wir sind weder im Stande, die Entstehung des organischen Lebens aus dem Unorganischen, noch die der psychischen Processe aus dem materiellen Substrat des Körpers heraus zu beobachten und so die Gesetze derselben festzustellen." Ebenso sind der inductiven Forschung „durch Hilfsmittel und Methode der Untersuchung, durch Inhalt der Wissenschaft und zu gutem Theil auch durch die Eigenart des Beobachters" Grenzen gezogen. Hier oder dort führt jeder Schritt weiter in die Metaphysik und der Forscher hört auf, Naturforscher zu sein. Eben diesen verhängnißvollen Sprung that aber jene „modernste" Zoologie, welche „es sich zur Aufgabe macht, unsere Wissenschaft durch speculative Ausbeutung des Darwinismus und Verfolgung desselben in die, über die momentan bestehenden Grenzen hinausliegenden Gebiete zu einer deductiven Wissenschaft, also zu

Naturphilosophie und Metaphysik zu machen". Diese „modernste" Zoologie ist zugleich jener „Häckelismus", welcher durch die „ausschließlich von ihm geübte Popularisirung" das Publicum glauben macht, sein Begründer sei der größte Zoolog des Jahrzehnts, seine Methode die thatsächliche Zoologie aller Zukunft. Wie nun in detaillirter Ausführung nachgewiesen und mit wahrhaft zerschmetternden Belegen dargethan wird, daß der Begründer des Häckelismus materiell seine sogenannten Resultate auf unbewiesene Thatsachen und offenkundige Phantasiegebilde stützt, um darauf Theoreme und Systeme zu errichten, „deren größte Stärke nicht im logischen Bau, sondern in der dogmatischen Wiederholung und häufigen Betonung ihrer äußeren Anerkennung und wissenschaftlichen Fruchtbarkeit liegt"; sowie daß mit solchem Dogmatismus persönliche Unfehlbarkeitsansprüche und nahezu hallucinirende Selbsttäuschungen zu wirklich krankhafter Höhe sich steigern — dies Alles ist in dem Vortrage selbst nachzulesen. Wir konnten im Eingange dieser Zeilen nur darauf hindeuten. Wohin führen aber solche Irrwege einer ihrem Selbstzwecke untreuen Wissenschaft? Auch darauf giebt Semper's Vortrag die Antwort: „Eine merkwürdige Erscheinung! Der Protest gegen ein zoologisches Dogma, das der Typentheorie, bringt Darwin in echt naturwissenschaftlicher Weise bis an die äußerste Grenze des inductiven Forschens und damit an Gebiete heran, welche bis dahin gar keine Berührungspunkte mit der Zoologie zu haben schienen. Nun entspinnt sich ein Kampf um das Grenzgebiet. Hier fällt eine Schranke vor dem wuchtigen Angriff, dort eine andere; die Zoologie erweitert ihre Machtsphäre in unerwarteter, doch berechtigter Weise. Aber jetzt greift sie über die nur verschobenen, doch nicht aufgehobenen Grenzen hinaus; und mit diesem unberechtigten Uebergriff in das Gebiet des religiösen Gefühls und metaphysischer Speculation stellen sich sofort bei ihr selbst die Eigenschaften ein, welche sie dort als unberechtigt zurückgewiesen hatte: Dogmatismus und Phantasiegläubigkeit." Und was verbürgt dem Verf. die Hoffnung auf Erhebung von solchem Niedergang? „Der untilgbare Glaube an die alleinseligmachende Kraft des Strebens nach Wahrheit."

Angesichts dieser ringenden Existenzkämpfe der wahrhaftigen Wissenschaft mit der prätendirten Hegemonie des „Häckelismus" über das nationale Geistesleben ist es nun von eigenthümlichem Interesse, auf dem Buchmarkt trotzdem noch einer neuesten Schrift zu begegnen, welche in absolut gläubiger Hingabe an die Infallibilität des „deutschen Darwin", zu Nutz und Frommen naturwissenschaftlichen Laienthums, „eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung" mit allen Reizmitteln ästhetisch-belletristischer Technik dem Publicum genehm zu machen versucht. „Werden und Vergehen" ist der Titel, Carus Sterne der Verfasser des Buchs (Berlin, Gebr. Bornträger, 1876), welches sich natürlich auch mit allerlei Holzschnitten schmückt — lauter alte Bekannte aus der populären Literatur Häckel'scher Schule. Unliebenswürdig ist das Buch wirklich nicht geschrieben, dabei natursinnig, mild im Ausdruck, formell gewandt. Da es sich zugleich in der Widmung aller eignen Bedeutsamkeit durch das Geständniß begiebt, Hr. Prof. Häckel werde darin nur wenige Sätze und Gedanken finden, durch die ihm nicht „feierlichst zurückerstattet wird, was Ihnen ursprünglich angehört", so mag man es willig glauben, daß der Verf. mit dieser Popularisirung der „mit einem festen innern Halt versehenen, nach oben und unten abgerundeten, monistischen Weltanschauung" Häckel's nur seinem „Gemüthsbedürfnisse zu genügen" wünschte. Auch geht seine unterwürfige Vorsicht so weit, daß er Herrn Häckel speciell dagegen verwahrt, als ob „Alles" in dem Buche dessen „specielle Billigung", Kenntnißnahme „vor der Drucklegung", kurz seine Aprobatio apostolica gefunden habe. Als wissenschaftliches Erzeugniß also kaum zu einer Bemerkung anregend, gewährt es dagegen darum als Tageserscheinung ein Interesse, weil es zuerst versucht, Herrn Häckel's naturwissenschaftliche Dogmatik auch mit mystisch-symbolischen Ausdrucksformen zu umkleiden. Allerdings ist es althergebrachte Aufeinanderfolge, zuerst Dogma, dann Dogmatik, Scholastik, Mystik, wenn Entwicklung und Halt einer Glaubenslehre blos der hierarchischen Allgewalt zu gut kommen soll; die Uebertragung der Mystik auf Naturwissenschaft und agitatorische Ueberhastung quasi-theologischer Stadien in ihrer Propagirung gehört dagegen offenbar zu den Krankheitserscheinungen unseres nervösen Zeitalters. Um Belege für die belletristisch ästhetisirende Mystologie des Sterne'schen Buches zu finden, genügt es, einige Seiten irgend eines seiner einundzwanzig Capitel zu überlesen; um anzudeuten, reichen wir schon mit einigen Abschnittstiteln aus. „Im Reiche des Lichtstrahls" überschreibt sich die Schilderung der hypothetischen Weltkörperbildung aus leuchtenden Gluthnebel-Wirbeln, zu welchem Zwecke „der Lichtstrahl auf Reisen ging". Die Darstellung des Baues der Alpen heißt „Jugend der Pflanzenwelt", weil „nachdem das Meer alle seine Künste entfaltet, die Gegensätze des Festlandes den Samen umherschwingen mußten, um das Problem, welches das Meer nicht über eine gewisse Stufe der Lösung bringen konnte, weiterzuführen". Pflanzenthiere werden als „Reich der Einträchtigen", Weichthiere als „die ersten Hausbesitzer", Strahlthiere als „Verehrer der Fünfzahl", Gliedfüßler als „Chinesen der Thierwelt", Fische als „Patriarchen der Naturherrscher" abgehandelt; „Zwischen Wasser und Land" umfaßt die Kiemen-Lungenthiere und Amphibien, „Von der Erde zum Himmel" Reptile und Vögel, Säugethiere „Die Entwicklung der Mutterliebe" und eine sanft begeisterte Auseinandersetzung der Verwandtschaft zwischen Affe und Mensch krönt als „Haß- und Verachtungsparagraph im Naturgesetz" die Sterne'sche Paraphrase der Häckel'schen Schöpfungsdogmatik.

Gewiß, man dürfte an solchen Literaturerscheinungen schweigend vorübergehen, läge nicht in ihrem eigenen Auftreten solch eine entschiedene Absichtlichkeit, gerade in den exactesten Wissensgebieten die Halbbildung mit der Einbildung von einem Wissen zu erfüllen, damit deren thatsächliche Urtheillosigkeit zur bequemen Verwendung für politische, sociale, religiöse Zwecke ihrer sogenannten geistigen Führer vorbereitet sei. Während ihr die gewohnten Stützen ihres innerlichen Lebens entzogen werden, vermag sie die dargebotenen neuen mit ihrem Geistesstande und ihrem Verständniß gar nicht zu fassen, wird sie also eben zu dogmatischem Dranglauben hingenöthigt. Da aber solchen Bildungsständen die Gymnastik der Verstandeskräfte gewöhnlich auch minder anregend und geläufig ist, als die Urtheilsschöpfung aus dem Gefühlsleben heraus, gehört geschicktes Anschlagen der Gemüthssaiten und Anklingen an die Sinnesneigungen zu den beliebtesten Hilfsmitteln. Dazu ein trefflich organisirtes Zusammenarbeiten der Parteigenossen, wie in der Gegenseitigkeit des Lobes und der Anpreisung, so in der Herabsetzung oder Todtschweigung jeder anderen Lehrmeinung. So wird beispielsweise selbst Darwin, trotzdem man seinen accreditirten Namen als Aushängeschild beibehält, vom literarischen Häckelismus fast nur wie eine Reminiscenz der Pietät behandelt, Wallace, Tyndall, Baer und viele andere Bahnbrecher der modernen Zoologie kaum genannt, dagegen Goethe unentwegt als bewußter Vorläufer des überdarwinten Darwinismus citirt, obgleich längst (von O. Schmidt) die falsche Auslegung und (von Koßmann) die directe Fälschung der angeführten Citate nachgewiesen ist.

Unter die heute grundsätzlich Todtgeschwiegenen gehört auch L. Agassiz, obgleich früher hochgepriesen als Begründer des Gesetzes von der regelmäßigen Aufeinanderfolge der Thierformen nach den Erdperioden. Weil er sich damit aber nicht zugleich der Darwin'schen Descendenz- und Transmutations-Theorie in weitester Ausdehnung unterwarf, verfiel er dem Anathema sit apostata! Fortan war er ein abgethaner Mann für die Herrscher des Tages, von dem auch sein leib-

liches Hinscheiden die Achtserklärung nicht genommen zu haben scheint. Oder fand man irgendwo seine letzten populären „Vorlesungen über die natürlichen Grundlagen der Verwandtschaft unter den Thieren", nachdem deren deutsche Uebersetzung durch C. G. Giebel unter dem Titel „Der Schöpfungsplan" bei uns eingeführt ward (mit 50 Holzschnitten, Leipzig, Quandt und Händel, 1875), als bedeutsame Hinterlassenschaft erörtert, ja fast könnte man sagen, nur angezeigt? Ließ sich etwa denken, daß diese letzten Kundgebungen eines Naturforschers, der seit einem halben Jahrhundert ebenbürtig mit und neben den Fürsten der Wissenschaft gewirkt und gegolten hatte, nicht einmal der Erwähnung werth seien? Sie sind aber nicht etwa blos darum bedeutsam, obgleich der Tod ihren vollen Abschluß durch die Ausführung der geologischen Entwicklungen des thierischen Organismus abschnitt, sondern wesentlich dadurch, daß sie ohne jegliche Gereiztheit, im ruhigen Vollbewußtsein wissenschaftlicher und moralischer Integrität, die Lehrpunkte feststellen und klarlegen, welche der Darwinismus und Häckelismus mißdeuten mußten, zuerst um mit Agassiz als einem der Ihrigen zu glänzen, sodann um ihn selbstverleugnerischen Abfalls zu beschuldigen. Freilich hätte man, diese Vorträge erörternd, einen Irrthum der Hierarchen des modernsten Dogma's, oder eine tendenziöse Fälschung bekennen müssen. Und die Existenz einer Wissenschaftsautorität außer der allermodernsten würde ja damit auch anerkannt! Natürlich ist nun hier nicht die wissenschaftliche Berechtigung der von Agassiz modificirt vertretenen Typentheorie zu discutiren, wol aber zu betonen, daß er, im grundtiefsten Gegensatze zur streng darwinistischen Entwicklung der gesammten Lebewelt (Pflanzen und Thiere) aus einem Urei oder einer Urzelle, im Ei nur die Bethätigung des universellen Gesetzes lebendigen Daseins, nicht seines Werdens und seiner Differenzirung anerkennt. „Es besteht ein Unterschied im Urbegriff und dieser Unterschied ist in der materiellen Erscheinung ausgeführt." Nicht eine unbegrenzte Transmutation, sondern „Erhaltung der Idee, des Typus, die Beharrlichkeit gewisser Züge" ist für Agassiz „der Urzweck und unabweisliche Erfolg". Besonders auf den verschwindend engen Kreis exacter Erfahrungen und zweifelloser Voraussetzungen weist er auch hin, auf welchen selbst noch die neuesten embryologischen Untersuchungen ihre generalisirenden Deductionen stützen. Man weiß absolut noch nichts über die Bedingungen zur Bildung der Zelle oder zur Differenzirung ihrer Lebensthätigkeit, also auch derjenigen zur Eibildung. Nur von etwa sieben der ungefähr 25,000 Wirbelthiere kennt man das Eileben bis zur Embryobildung (Eierstocksei) und dann diese selbst. Nahezu gar nicht die der Milliarden von Glieder-, Weich- und Strahlthieren, das Eierstocksei der Vögel fast ganz ausschließlich von den Hühnern 2c. Hierzu kommt noch die über allen Zweifel erwiesene Keimfähigkeit und Embryobildung in unbegatteten Eiern (Parthenogenesis) selbst bei so hoch organisirten Thieren, wie Schmetterlinge und Bienen; bei letzteren sogar mit der bestimmten Entwicklung von Drohnen oder Männchen aus unbefruchteten, von Arbeitsbienen oder Weibchen aus befruchteten Eiern. (Nach Dzierzon, Leuckardt, v. Siebold.) Danach erscheint die Annahme Agassiz's mindestens discutirbar, daß das Ei „als alleiniges Erzeugniß des weiblichen Organismus" und erst in voller „Reife" für die Befruchtung durch die männliche Einwirkung zugänglich, im Embryo nur insoweit vom Vererbungsgesetz bedingt werde, „daß es zurückhält, was wesentlich im Typus ist und Variation nur in dem zuläßt, was nicht charakteristisch zur typischen Organisation ist." . . . Alles geht bis zum Ei zurück und das Ei entfaltet in seiner Entwickelung, was es selbst durch die ganze Reihe seiner Vorfahren empfing. Aber wie einerseits nichts anderes aus ihm hervorgehen kann, „so braucht andrerseits nicht nothwendig Alles, was in ihm ist, sich zu entwickeln." . . . . Wir überspringen unendlich viel des Interessantesten und Belehrendsten, indem wir hier sofort Einiges anfügen, was Agassiz der Transmutationslehre entgegenhält, die paläontologisch das Thierreich als ununterbrochene Aufeinanderfolge aus den unvollkommneren zu den complicirteren Organisationen darstellt. „Es giebt keine unvermeidliche Wiederholung, keine mechanische Entwicklung in der geologischen Aufeinanderfolge des Lebens . . . . Thiere, welche nach der Einfachheit und Unvollkommenheit ihrer Organisation die Ahnen sein müßten, kennt man als einer spätern Schöpfungsepoche angehörig; die vollkommener organisirten Typen erscheinen zuerst, die einfachen später. Dies in Hunderten von Beispielen." Und weil er überall nur jene Freiheit der Kundgebung bethätigt erkennt, „die das Werk des Geistes, verglichen mit der Thätigkeit des physischen Gesetzes, charakterisirt", schließt Agassiz seine Vorträge mit dem Bekenntniß ab: „Aus diesem Grunde mehr als aus irgend einem anderen halte ich dafür, daß die gegenwärtige Schöpfung nicht das Ergebniß der Thätigkeit unbewußter organischer Kräfte, sondern vielmehr das Werk einer geistigen, von Selbstbewußtsein getragenen Macht ist." Was bedeutet's denn, in teleologischem Sinne, soviel anderes, wenn Darwin selber in einer seiner jüngsten Veröffentlichungen eingesteht: daß sich die Veränderlichkeit der Typen „viel mehr in der Natur und Constitution des Organismus, als in der Natur der umgebenden Bedingungen" begründe?

Wäre wirklich derjenigen Popularisirungsindustrie, welche sich am lautesten und anspruchvollsten auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete ausbreitet, jene Verflachung des Wissensbedürfnisses im deutschen Publicum alleinherrschend zu machen gelungen, wie sie ihren Zwecken taugt, dann müßte jedenfalls der Ausblick in die Zukunft der nationalen Civilisations-Gestaltungen trüb und sorgenvoll sein. Die geistige Erbschaft der Humboldt'schen Epoche würde dem Jahrhundert zum Fluche. Aber die Gefahr ist thatsächlich bei weitem geringer, als unter dem Eindrucke des betäubenden Marktgewühls pessimistische Beklommenheit sie oft wähnt. Ja, das täglich wachsende Erforderniß positiver Kenntnisse in den exactesten Disciplinen der Naturwissenschaft für alle Richtungen des Geschäftslebens führt auch jene Gesellschaftselemente, denen Physik und Chemie, Geologie, Anatomie und Physiologie 2c. nicht eben Lebensaufgabe sind, immer von Neuem solchen Schriften zu, die, in strengem Anschluß an die feststehenden Thatsachen ihrer Fächer, deren positive Ergebnisse dem allgemeinen Verständnisse zu vermitteln wissen. Es kann nun hier nicht der Platz dafür sein, die Menge der für diese ernsten und unmittelbar praktischen Bedürfnisse bestimmten Literaturerscheinungen aufzuzählen. Aber die Bemerkung drängt sich auf, daß gerade solche sich am dauerhaftesten und in immer neuen Auflagen begehrt bewähren, deren erste Entstehung unmittelbar in der Periode wurzelt, da durch Humboldt's „Kosmos" den Gebildeten der Nation ihr Mangel an positivem Naturwissen empfindlich, in den Lehranstalten aber dem heranwachsenden Geschlecht naturwissenschaftlicher Unterricht nur spärlich, wie ein Luxus, gereicht ward. Wer kennt beispielsweise nicht Müller-Pouillet's „Lehrbuch der Physik und Meteorologie"? In sieben neuen Auflagen war es seit 1844 dem Verf. selbst vergönnt, mit dem Werke den Fortschritten der Wissenschaft und den Erfordernissen der Zeit verbessernd, vermehrend, neu bearbeitend ein Genüge zu leisten. Und schon liegt wieder der 1. Band einer von Prof. Leopold Pfaundler in Innsbruck ausgearbeiteten achten Auflage vor (Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn, 1876), nachdem ein vorzeitiger Tod jenen (Herbst 1875) mitten aus den Vorbereitungen dafür hinweggerafft hat. Doch war dem trefflichen Lehrer noch wenige Monate vor seinem Hinscheiden die Genugthuung gewährt gewesen, auch von seinem — zuerst 1856 erschienenen — „Lehrbuch der kosmischen Physik" die 4. Auflage, namentlich in den Abschnitten über die Sonne, die

Luftspiegelungen und die Meeresströmungen erheblich bereichert, zusammt dem mustergiltigen Abbildungs-Atlas, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Oder soll man die zoologischen Lehr- und Handbücher Reichenbachs und Brehm's, die mehr oder minder kosmologisch umfassenden Schriften von H. Klein, Zittel, Roßmäßler, Reiß, Tutschek, Schödler u. A. erst noch zu nennen genöthigt sein? Ihre fortdauernd erneueten Auflagen sind beredte Zeugen ihrer nachhaltigen lehrhaften Wirksamkeit. Unter den Sammelwerken aber, welche sich die populäre Darstellung des positiven Inhalts der naturwissenschaftlichen Disciplinen, sowie die Erklärung ihrer wichtigsten Anwendungen im praktischen Leben zur Aufgabe machen, behauptet unbestritten jenes die erste Stelle, das unter dem Titel „Die gesammten Naturwissenschaften, für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet", durch das Zusammenwirken eines Kreises von Fachautoritäten, unter den directen Auspizien Humboldt's und von Herm. Masius redigirt, schon 1856 seine Laufbahn begann (G. D. Bädeker, Essen). Auch diese Blätter fanden schon mehrfach Veranlassung, die mit den Wissenschaften und Zeitanforderungen fortschreitenden Bereicherungen und Verbesserungen der neuen Auflage des Werkes zu besprechen (vgl. 1873 Nr. 34, 1874 Nr. 10). Die jetzt mit der allmäligen Vollendung des 3. Bandes ihrem Abschluß entgegengehende dritte Auflage (begonnen 1873) erscheint aber nicht nur durch ihren räumlich fast verdoppelten Umfang, sondern auch, trotz genauer Einhaltung ihrer grundlegenden Principien, durch selbständige Einschaltung früher blos cursorisch berührter Wissenschaftsfächer, sowie durch gänzliche Neugestaltung anderer seiten ihrer ehemaligen oder neuer Verfasser, nicht blos überaus bereichert, sondern nahezu als ein neues Werk. Gleich an der Pforte des 1. Bandes tritt uns die früher mit der Physik nur flüchtig behandelte „Mechanik" als selbständige Wissenschaft entgegen, höchst instructiv bearbeitet von Prof. P. Zech, wozu in einer folgenden Auflage die Grundzüge der Maschinenwissenschaft — etwa nach Ludewig — leicht beizufügen wären. Die dadurch bedingte Neugestaltung der „Physik und Meteorologie" (früher von Koppe) entwickelt unter der glücklichen Hand des Dr. P. Reis all die Vorzüge sicherer und klarer Veranschaulichung, welche die populärwissenschaftlichen Arbeiten dieses Gelehrten überhaupt bezeichnen. Bereichert erscheint auch der Abschnitt „Naturwissenschaft in Anwendung auf Technologie" von den DDr. Moll und Nauck, welcher Dampfmechanik, elektrische Telegraphie, Galvanoplastik und Photographie umfaßt. Daran schließt sich, den 2. Band eröffnend und nahezu unverändert aus den früheren Auflagen reproducirt, „Chemie und chemische Technologie" von Prof. Gottlieb. Dagegen haben die „Grundzüge der Physiologie" von ihrem jetzigen Bearbeiter, Prof. Karl Reclam, nicht blos eine formell neue und theilweise auf seine treffliche Schrift „Der Leib des Menschen" gestützte Gestaltung erfahren, sondern sie stellen uns auch bei der Behandlung der einzelnen Organe, Organgruppen, Functionen und deren Vermittlung auf die neuesten Standpunkte der Forschung, als deren Vertreter Dubois-Reymond, Ludwig, Helmholtz, Bischof &c. auch der Allgemeinbildung am geläufigsten sind. Außerordentlich glücklich ist überdies die Auswahl der Stoffe, um dem nur laienhaft vorgebildeten Leser eine Gesammtvorstellung vom überreichen Inhalte der „Wissenschaft der Wissenschaften für Naturerkenntniß" zu geben, während zugleich selbst der sachmännische darin schwerlich mindestens Andeutungen für Das vermissen wird, was etwa momentan seinem Gedächtniß entfiel. Für ganz dilettantische Leser möchte manches Detail sogar kaum zugänglich bleiben. Formell zeigt nun die (auch in Separatabdruck erschienene) „Zoologie" von H. Masius, den Abschluß des 2. Bandes bildend, einen entschiedenen Gegensatz. Neben der exacten Belehrung auf Grund der Typentheorie behält die natursinnige Entwicklungsweise des Vfs. der „Naturstudien" ihr anmuthiges Recht. Leugnen wir indessen nicht, daß uns wenigstens einige Orientirungen über die Einwirkungen des Darwinismus auf die zoologische Wissenschaft für den dilettantischen Leserkreis um so mehr angezeigt erschienen wären, als der Vf. das Leben des Häckel'schen Seegrundschleims und die Moneren wie feststehende Thatsachen verzeichnet.

Mit wahrhafter Spannung darf man der Vollendung des dritten Bandes entgegensehen, welcher außer Botanik und Mineralogie auch Geognosie und Geologie nebst Bergbau und Hüttenkunde, ein Uebersichtsbild des Meeres und seiner Erscheinungen, endlich die Grundzüge der Astronomie am Leser vorüberführen muß. In der That ein enormes Material für den, wenn auch noch so erweiterten, dennoch begränzten Raum eines Bandes! Besonders wenn man erwägt, welche überragende Wichtigkeit die geologischen und geognostischen Verhältnisse der Erdfeste, sowie das Leben des Meeres für die moderne Entwicklung der gesammten Naturerkenntniß gewonnen haben. Abgesehen von den Detailstudien im specifischen Fache, ist ja die ganze Naturforschung, auf Grund des Princips der causalen Continuität, eine wesentlich historische und archäologische geworden. In den Tiefgründen der Seefluth gelang es ihr, lebende Zeugen aus Organisationsepochen des Erdlebens emporzuheben, welche nach den steinernen Urkunden aus der Erdfeste als abgeschlossen vor ungezählten Jahrtausenden gefolgert worden waren; und aus Tiefen der Erdrinde, welche man für die ältesten anzusehen gewohnt war, steigen Organisationsformen empor, deren Lebensmöglichkeit man ausschließlich für die neuesten Erdperioden möglich erachtet hatte. Durchforschung der Tiefsee und Revision der Geologie sind die vornehmsten Aufgaben der fortschreitenden Naturwissenschaft unserer Zeit. Wie die Theorie Darwin's unter ihren treibenden Kräften obenansteht, so werden unter den exacten Forschungsarbeiten noch lange Jahrzehnte verstreichen müssen, ehe man dahin gelangt, auf deren positive Ergebnisse eine naturphilosophische Weltanschauung zu stützen, die uns heute voreilig und ungestüm, dogmatisch und frivol zugleich octroyirt werden soll.

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von C. A. Regnet.

VI.*)

Von höchstem Interesse ist eine ebenso werth- als wechselvolle Sammlung von Teppichen aus dem Germanischen Museum, der Sammlung S. k. H. des Großherzogs von Sachsen-Weimar &c. aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Hier schauen wir in scharfen Linien gezeichnete heraldische Thiere, dort die Erstürmung einer Minneburg durch behaarte Waldmenschen, ein treues Gebilde jener phantastischen Zeit, weiterhin eine Familienscene, von der sich schwer sagen läßt, ob Verlobung oder Vermählung eines Liebespaares, und schließlich die Darstellung des jüngsten Gerichtes: Christus als Weltrichter auf dem Regenbogen sitzend, der auch in der nordischen Göttersage eine so wichtige Rolle spielt, zwischen seiner Mutter und seinem Vorläufer Johannes und Engeln mit Posaunen und Todeswerkzeugen, das Ganze ein Weihgeschenk der Nürnberger Patrizier Volkamer und Schürstab, wie aus ihren Wappen ersichtlich. Daneben schöne „Rücklacken" aus denselben Jahrhunderten, in Kirche und Haus hinter Stuhl und Bank an die Wand gehängt zu Bequemlichkeit und Schmuck.

In einem Schranke liegen neben der Curve des Krum-

*) S. Nr. 65 d. Bl.

stabes des ersten Mettener Abtes zwei Diptychen mit Elfenbeinreliefs: die Gebetbücher Kaiser Heinrich's II. des Heiligen und seiner Gemahlin, der heil. Kunigunde. Beide Manuscripte, auf Pergament und mit Neumen (Noten) über der Schrift versehen, gehören dem 11. Jahrhundert an. Dagegen liegen die Elfenbeinreliefs der Zeit ihrer Entstehung um fünf Jahrhunderte auseinander; jene auf dem Gebetbuche der Kaiserin entstammen nämlich dem 6., die anderen dem 11. Jahrhundert. Sie zeigen uns die älteste Form des Büchereinbandes, indem sie sich den Notiztäfelchen der Römer anschließen, die gleicher Gestalt durch Elfenbeindecken geschützt waren. Uebrigens waren die bezeichneten Gebetbücher des heil. Kaiserpaares ihrer Zeit keineswegs nach der neuesten Mode eingebunden. Das lehrt uns die Culturgeschichte jener Zeit, die viel von Prachteinbänden aus Gold- und Silberblech mit reichem Edelsteinbesatz und aus solchen von Sammt zu erzählen weiß. An Belegen hierzu fehlt es in unserer Ausstellung nicht; die Nikolaikirche zu Höxter, die Berliner Staatsbibliothek, die Stadt Goslar und das herzogliche Museum zu Braunschweig haben kostbarste Exemplare alter Missale, Lectionarien 2c. eingesendet.

Und inmitten christlicher Cultgeräthe fühlen wir uns an das Heidenthum unserer Altvordern gemahnt und zwar gerade durch das Kreuz selber, das die alte Religion der Germanen siegreich bekämpfte. Das uralte Stift Kremsmünster sendete unter anderen unvergleichlichen Schätzen auch eine Crux rotularia, ein radförmiges Kreuz ein, das die Form einer durchbrochenen Scheibe mit zahlreichen figürlichen Darstellungen, wie die Auferstehung, Himmelfahrt 2c. zeigt. Wir haben hier unverkennbare Erinnerungen an das Sonnenrad vor uns, das in seiner einfachsten Gestalt als Kreis mit einem Kreuz im Innern erscheint. In Süddeutschland hat sich die Erinnerung an das Sonnenrad des altgermanischen Cultus bis zur Stunde erhalten, einmal im sogen. Scheibenwerfen am Sonnenwend-Tag (Johannistag) und in der Fastenbretzel. Am genannten Tage schleudern die Bauernburschen des bayerischen Oberlandes einen mit pechgetränktem Stroh umwickelten kreisförmigen Abschnitt eines hölzernen Brunnenrohrs oder ein ebenso behandeltes kleines Rad brennend von steiler Bergeshöh in die nächtliche Tiefe hinaus und deuten so, ohne es zu wissen, darauf hin, daß die Sonne den höchsten Stand erreicht hat und von demselben wieder herabsteigt. Heut freilich gilt das Symbol nicht mehr dem Gotte des Lichtes, sondern der Liebsten. Die Fastenbretzel ihrerseits war ursprünglich ein am Ostara-Fest übliches Festigebäck, das in ihrer kreisrunden Form dem Sonnenrade nachgebildet war. Als aber später die christliche Kirche ihr Auferstehungsfest auf dieselbe Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche oder der aufsteigenden Sonnenbahn verlegte und ihm sogar den alten heidnischen Namen gab, um es populär zu machen, erhielt sich auch die Form jener Festbrode, wenn dies auch seinen Namen von der christlichen Fastenzeit entlehnte, die Ostern unmittelbar vorausgeht. Angesichts dessen kann die Verwerthung der Form des Sonnenrades im 12. Jahrhunderte nicht wohl befremden.

Außer diesem hochinteressanten Kreuze schickte Stift Kremsmünster u. A. auch seinen weltberühmten „Thassilo-Kelch“ sammt den dazu gehörigen Leuchtern ein. Leider fehlt das Missale, um den ganzen „Meßapparat“ vollständig zu machen, den Herzog Thassilo von Bayern dem genannten Stifte, das er 777 gegründet, zum Geschenk machte. Es war das derselbe Thassilo aus dem Geschlechte der Agilolfinger, den Carl der Große später wegen seiner reichsfeindlichen Politik absetzte und in ein fränkisches Kloster steckte. Der Kelch aus versilbertem Kupfer zeigt rohe, ungegliederte Formen und scheint einem antiken Trinkbecher, freilich unbehilflich genug, nachgebildet. Roh und unbehilflich sind auch die Figuren, von bemerkenswerther Leichtigkeit dagegen die auf den Norden hinweisenden Bandverschlingungen, Blatt-Ornamente und Linsenschnitte der niellirten Ornamente.

Dem Thassilo-Kelch schließen sich, wenn auch nicht unmittelbar nach Alter, so doch nach historischem Kunstwerthe die Kelche von St. Peter in Salzburg und von Wilten bei Innsbruck, beide aus dem 12. Jahrhunderte, an. Es sind lauter Speisekelche, d. h. Kelche aus der Zeit, in denen auch den Laien das Abendmahl in beiden Gestalten gegeben ward. Zu diesem Zwecke diente auch das goldene, silberne oder elfenbeinerne Saugröhrchen, deren eines in einem Kelch von St. Peter aus dem 13. Jahrhundert liegt. Das Elfenbein fand aber seine Verwendung zu kirchlichen Geräthen mit Vorliebe deshalb, weil der Elefant als „keusches Vieh“ galt. Das war eben die Zeit, in der man die Symbolik nöthigen Falles an den Haaren herbeizog.

Leuchter setzen Kerzen voraus. Griechen und Römer kannten außer den vielgestaltigen Lampen auch Kerzen aus Talg und aus Wachs; dann schweigt die Literatur über ein Jahrtausend von diesem zweckmäßigen Beleuchtungsapparat, dessen sich namentlich auch die Etrusker bei ihren Culthandlungen vielfach bedienten, ganz und gar. Erst im 12. Jahrhunderte erwähnen Schriftsteller des Abendlandes der Leuchter wieder, was indeß nicht zur Annahme berechtigt, daß während dieser ganzen Zeit Leuchter unbekannt gewesen. Um diese Zeit scheint sich die Kirche wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend der Kerzen bedient zu haben und gestaltete sie in jenen gedrungenen Formen, welche dem romanischen Style eigen. Selbe weichen dann den schlankeren der Gothik, bis in der Zeit des Barokstyls das Geräth immer mehr und mehr in die Höhe streckt.

Neben dem Leuchter im Gebrauche der Kirche finden wir nach dem 12. Jahrhundert auch den im Gebrauche des Hauses. Beide bilden zunächst ein ringsum verziertes Untergestell mit einem spitzen Dorn zum Aufstecken der Kerze, und der Leuchter für den weltlichen Gebrauch tritt bald in Gestalt einer menschlichen Figur auf, die mit ausgestreckten Armen die Kerzen trägt. Das 16. Jahrhundert übte seinen Schönheitssinn auch an diesem Geräthe und gab ihm neben oft reizender, oft wunderlicher Form reichsten Zierrath durch Gravirung, Niello und Email, wendete auch der so zweckmäßigen Lichtscheere, deren Erfindung in den Anfang der Gothik fällt, decorative Ausstattung zu.

Und wie die christliche Kirche es von jeher liebte, einerseits das Judenthum, aus dem sie doch hervorgegangen, zu bekämpfen, andererseits aber ihm Anschauungen und Ceremonien zu entnehmen, so bildete sie auch den Standleuchter vielfach nach dem Vorbilde des siebenarmigen Leuchters im Tempel, den römische Bildhauer auch auf dem Triumphbogen des Judenbesiegers Titus in Stein meißelten. Ein interessantes Exemplar dieser Art ist der von drei liegenden Löwen getragene mit seinen beweglichen Lichtträgern, den die lauenburgische Stadt Möln einsendete und der 1436 gegossen ward.

Kirchlichen Ursprunges ist auch der sogen. Kronleuchter, dessen ringförmige Gestalt dem Namen vollkommen entspricht. Die Ausstellung bewahrt eines der schönsten und besterhaltenen Exemplare, den berühmten Kronleuchter aus der Abteikirche in Kamburg (Württemberg.) Aus dem 12. Jahrhunderte stammend, stellt er mit seinen zwölf verschieden geformten thurmartigen Laternen, in denen ebensoviele Heiligenfiguren stehen, wie alle seines gleichen, das mit Ringmauern abgeschlossene „himmlische Jerusalem“ in symbolischer Weise vor. Rings um die mächtige Krone aus vergoldetem Kupfer von 4,30 Meter Durchmesser läuft eine sauber durchgebrochene Decoration aus Blattwerk und mancherlei Gethier und dazwischen eine entsprechende Inschrift. Einen weiteren Schmuck endlich bilden zwölf große Medaillons mit ebenso vielen Büsten von Heiligen. Aehnliche Kronleuchter, ebenfalls aus dem 12. Jahrhundert, besitzen Aachen und Hildesheim.

Und aus solchen Reifenleuchtern an mächtigem Kugel-Gestänge haben sich im Laufe der Jahrhunderte unsere Hängeleuchter oder Lüstres entwickelt. Die größte Thätigkeit hierin entwickelte die Renaissance-Periode. Ihre Vorliebe für die menschliche Gestalt als Decorations-Motiv trat auch hier zu Tage und ihr und jener für das Chimärische, Abenteuerliche verdanken wir insbesondere die sogen. Syrenenleuchter.

An den Unterleib eines verlockend schönen Weibes fügt sich — man möchte dabei fast an das horazische Wort im Briefe an die Pisonen denken — ein Fischschwanz und aus dem wächst wie zum Hohn auf organische Entwicklung ein vielzackiges Hirschgeweih, dessen zahlreiche Enden ebensoviele Kerzen tragen.

Aber nicht immer war es eine Syrene, deren Bild hier Verwerthung fand. Oft ist es das der Hausfrau in der Tracht ihrer Zeit mit perlenbesetzter Netzhaube und geschnitztem Barett, des namentlich im Vorhause hängend, den Gast zu begrüßen scheint und von dem der so gestaltete Hängeleuchter dann den Namen „die Hausfrau" entlehnt.

Es ist staunenswerth, welche Massen Elfenbein das 16. Jahrhundert zu Geräthen aller Art verarbeitete. Wir besitzen Hängeleuchter aus dieser Zeit, in denen die Zähne einer kleinen Elefanten-Heerde stecken. Es ist das dieselbe Zeit, in welcher das Kunstdrechseln zu einem Cultus erhoben ward und Fürsten und Prälaten, Damen und Generäle an der Drehbank standen. So wurden die schönen Kugellüstres aus blankem Messing fast ganz verdrängt, die bis dahin auch fürstliche Gemächer wie bürgerlicher Gelasse geschmückt.

Und als das 18. Jahrhundert im Porzellan ein neues Material erhalten, bemächtigte sich die Mode desselben auch, um Hänge- und Wandleuchter zu schaffen. Das Bedeutendste hierin leistete die Meißener Porzellan-Manufactur, und daß die alten Traditionen in derselben noch nicht erloschen sind, das lehrt auch der prächtige Hängeleuchter mit seinem reichen Blumenschmuck im Cabinet Nr. 45 unserer Ausstellung. Nebenher aber lieferten die Glasfabriken namentlich Venedigs Hängeleuchter, in deren Prismen das Licht sich tausendfach brach.

— **Der Dienst des Generalstabes**, von **Bronsart von Schellendorff**, Generalmajor und Chef des Generalstabes des Gardecorps. II. Theil. Berlin 1876. Verlag von E. S. Mittler und Sohn.

Hat schon der I. Band dieses Werkes in den militairischen Kreisen die allgemeinste und ehrendste Anerkennung gefunden, so gebührt dieselbe, unseres Erachtens, in noch höherem Grade dem vorliegenden II. Bande, welcher so ziemlich Alles enthält, was der Generalstabs-Officier wissen muß, um im **Kriege** seinen besonderen Dienst in befriedigender Weise versehen zu können.

Der Herr Verfasser hat auch diesem 2. Theile seines Buches ein Vorwort vorangestellt, in welchem er den Leser avertirt, daß in den Abschnitten II. und VII. manche Details aus dienstlichen Gründen hätten weggelassen werden müssen, wodurch der „einheitliche Charakter des Buches" eine nicht zu umgehende „Abschwächung" erfahren habe. Um diese Lücke auszufüllen, „sei er bemüht gewesen, das **bereits Bekannte** übersichtlich zu gruppiren, und an manche Vorschriften und bewährte Einrichtungen Erörterungen zu knüpfen, welche, als Ausdruck seiner eigenen Erfahrungen, nur zum geringsten Theile den Anspruch der Neuheit erheben könnten, nichts destoweniger aber dazu beitragen würden, das Buch praktisch brauchbarer und zu dem zu machen, wofür er wünsche, daß man es ansehen möge, zu einem Wegweiser für alle diejenigen, welche auf dem **Wege freier geistiger Thätigkeit** ihr Wissen zu erweitern bemüht seien".

Ein, wenn auch nur flüchtiges Eingehen auf den Inhalt des Buches wird genügen, um darzuthun, daß demselben ein ungleich höherer Werth beizumessen ist, als die Bescheidenheit des Herrn Verfassers es zugestehen will.

Im I. Abschnitte, welcher betitelt ist: „Gliederung der Armee" werden nach einer sehr klaren Definition des Wesens der „ordre de bataille" und des Begriffes der „taktischen Einheit" die Gründe namhaft gemacht, welche der, schon im Frieden, stricten Durchführung der ordre de bataille bis jetzt noch immer entgegenstehen. Daran reihen sich Betrachtungen über die zweckmäßigste Gliederung der heutigen „großen" Armeen, auf Grund welcher der Herr Verfasser zu dem Schlusse gelangt, daß für das deutsche Reichsheer die Eintheilung in Armeecorps und selbständige Cavallerie-Divisionen die meisten Vortheile biete. Auch die hiernach folgenden Erörterungen, ob in taktischer Beziehung die flügelweise oder die treffenweise Aufstellung der größeren Heereskörper vorzuziehen sei, bieten viel Interessantes, und gradezu den Anspruch der Neuheit können, unseres Wissens, die mit den triftigsten Gründen unterstützten Forderungen des Herrn Verfassers erheben, daß „die Reserven verschiedener Waffen nicht unter einen gemeinsamen Führer gestellt werden sollen", daß ferner „beim Marsche eines Armeecorps auf zwei Parallelstraßen, nur eine der beiden Divisionen angewiesen werden soll, die Verbindung mit der andern Marsch-Colonne zu erhalten, und endlich daß man Infanterie-Detachements nur auf ganz geringe Entfernungen vom Gros entsenden soll".

Der II. Abschnitt, die „Kriegsformation des Heeres", entwickelt zunächst die unerläßlichen Bedingungen einer wohlgeordneten und glatten Mobilmachung, und giebt sodann sehr detaillirte, und zum Theil in höchst interessanter Weise motivirte Aufschlüsse über die im deutschen Reichsheere geltenden Principien hinsichtlich der Dotirung des großen Hauptquartiers, dann der Armee-Commando-, General-Commando- und Divisions-Commando-Stäbe mit Officieren und Beamten. Den Schluß des Abschnittes bilden außerordentlich eingehende, und besonders durch die daran geknüpften Bemerkungen des Herrn Verfassers lehrreiche Angaben über den Train und den Verpflegungsbedarf eines Armeecorps.

Der III. Abschnit behandelt den „Bureaudienst im Kriege". Nach kurzer Erörterung des Unterschiedes desselben von demjenigen im Frieden giebt der Herr Verfasser hier eine, offenbar auf die reichste Erfahrung sich stützende Anleitung zur Abfassung, Expedition und Aufbewahrung der im Felde vorkommenden Schriftstücke, wie sie klarer und erschöpfender wol kaum gedacht werden kann.

Der IV. Abschnitt ist den „Märschen" gewidmet. Hier wird zunächst in sehr übersichtlicher und leicht verständlicher Weise die hohe Bedeutung der Eisenbahnen als Transportmittel begründet, deren Leistungsfähigkeit gewürdigt und die Art ihrer Benutzung zum Zwecke der Concentrirung der mobil gemachten Armee erklärt.

Einer nicht minder eingehenden Betrachtung werden sodann die Fußmärsche auf dem Kriegsschauplatze unterzogen. Der Herr Verfasser bietet hier dem Belehrung suchenden Leser einen so überreichen Schatz von Erfahrungen und wohl begründeten Rathschlägen, daß schon um dieses einen Abschnittes willen dem Buche ein ungewöhnlich hoher Werth zugesprochen werden muß. Viel Interessantes bieten auch die drei letzten Capitel des Abschnittes, insbesondere dürfte dasjenige über „größere Seetransporte" auch selbst für ältere Officiere viel Neues enthalten.

Der V. Abschnitt führt die Ueberschrift: „Ruhe und Unterkunft." Nach einem kurzen Ueberblicke über den Wechsel der in dieser Richtung geltenden Usancen seit der Einführung „großer" Armeen werden die jetzt üblichen Unterkunftsarten der Letzteren eingehend erörtert. Der Herr Verfasser bespricht hier besonders die Cantonnements mit einer ganz außergewöhnlichen Sachkenntniß, und entwickelt demnächst eine

in scharfsinnigster Weise begründete Unterscheidung derselben in: „Cantonnements während der Concentration der Armee", in solche „kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten, oder nicht unmittelbar am Feinde, während der Operationen", dann in „eintägige Marschcantonnements (bzw. Ortschaftslager) in der Nähe des Feindes", endlich in solche „vor feindlichen Festungen" und „während eines Waffenstillstandes". Die Lagerung unter Zelten und Hütten wird hiernach verhältnißmäßig kurz abgefertigt, dagegen das Bivouaquiren wieder ausführlicher besprochen.

Von sehr gründlichen und umfassenden Studien des Herrn Verfassers bezüglich eines Dienstzweiges, dessen immense Bedeutung von vielen Seiten leider noch immer nicht gehörig gewürdiget wird, legt der VI. Abschnitt Zeugniß ab, welcher von der „Verpflegung" handelt. Der an sich etwas trockene Gegenstand ist hier in so anregender Weise besprochen, die verschiedenen Verpflegungs-Arten sind so treffend charakterisirt, und für die Anwendung derselben so präcise Directiven gegeben, daß ein zuverlässigerer Wegweiser auf diesem wenig betretenen Gebiete wol nicht leicht gefunden werden dürfte.

Der VII. Abschnitt handelt von der „Erhaltung der Schlagfertigkeit", bespricht indeß das hierher gehörende „Etappenwesen", die „Gesundheitspflege" und den „Ersatz an Waffen, Munition, Bekleidung, Ausrüstung und Feldgeräth, so wie an Mannschaften und Pferden" nur in so weit, als das diesbezügliche Geheimhaltungs-Gebot es zuläßt.

Der VIII. Abschnitt bespricht die „speciellen Recognoscirungen", und zwar in viel eingehenderer Weise als der denselben Gegenstand behandelnde VII. Abschnitt des I. Bandes. Dem militairischen Recognoscenten wird hier die gründlichste Belehrung in so faßlicher Form geboten, daß demselben bei Ausübung seines Dienstes wol kaum noch ein Zweifel aufstoßen kann.

Der IX. und letzte Abschnitt giebt dem Generalstabsofficier noch einige wohl zu beherzigende Rathschläge bezüglich seiner „besonderen Thätigkeit während der Operationen". Namentlich wird ihm die hohe Wichtigkeit des Nachrichten- und Meldewesens nochmals veranschaulicht, dann seine eventuelle Verwendung bei stattfindenden Verhandlungen mit dem Feinde, und endlich seine persönliche Dienstleistung während der Märsche und Gefechte ausführlich besprochen.

Ob das Buch des Generals von Bronsart über den Dienst des Generalstabes wirklich für ein Unicum zu erklären sei, wie es von zahlreichen Bewunderern desselben behauptet wird, wollen wir hier unerörtert lassen, dagegen glauben wir, und zwar mit gutem Gewissen, allen denjenigen, welchen an einer Erweiterung ihrer militairischen Kenntnisse ernstlich gelegen ist, keinen besseren und dringenderen Rath ertheilen zu können, als sich je eher desto besser den „Dienst des Generalstabes" anzuschaffen, um aus diesem reichen Borne eine Belehrung zu schöpfen, wie sie gründlicher und in ansprechenderer Form noch nirgends geboten worden ist.

R—n. Wenn kürzlich der Simplicissimus, dieser bedeutendste deutsche Roman des 17. Jahrhunderts, das lebensvollste Culturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges Gegenstand einer unter der Flagge der Pädagogik geführten politischen Controverse war, so mag dies auch ein Anlaß sein, auf die vor nicht allzulanger Zeit erschienene neue Textausgabe des Originals hinzuweisen. In jener parlamentarischen Fehde handelte es sich um eine modernisirte, für weitere Kreise berechnete Bearbeitung, nicht um das ursprüngliche Buch. Daß der Simplicissimus von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen es verdient, wegen seiner culturhistorischen Wichtigkeit und wegen seiner packenden poetischen Kraft, wenn diese auch sich mehr realistisch als ideal kundgiebt, für einen weiteren Leserkreis, zu dem auch die reifere Jugend gehört, bearbeitet zu werden, das wird kein Einsichtiger in Zweifel ziehen. Wer aber eine höhere Bildung empfangen hat, der wird doch lieber zum Original als zu einer Bearbeitung greifen. Das Original gehört zu den seltensten Büchern. Für die gelehrte Welt war es daher sehr willkommen, daß der literarische Verein in Stuttgart eine Ausgabe veranstaltete. Sie ist von Adalbert von Keller besorgt und liegt in 4 Bänden als 33., 34., 65. und 66. Publication des literarischen Vereins vor (Stuttgart 1854 und 1862). Diese Publicationen aber kommen nicht in den Buchhandel. Für weitere Kreise würde Keller's Ausgabe auch insofern nichts Anmuthendes haben, als hier dieses Buch des 17. Jahrhunderts mit lateinischen Lettern gedruckt ist. Später wurde der Simplicissimus auch in der „Deutschen Bibliothek, Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen National-Literatur" von Heinrich Kurz dargeboten (3.—6. Band, Leipzig J. J. Weber 1863—64). Die Ausgaben dieser Kurzischen Bibliothek sind sehr schön, auch hat der Herausgeber viel für die Erklärung gethan, allein sie sind eigentlich nur den Bibliotheken und den Bibliophilen zugänglich: ihre wirklich reizende Ausstattung bedingt auch einen hohen Preis. Die letzte Ausgabe finden wir in der Sammlung „Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann" (7. und 8. Band, Leipzig, Brockhaus 1874). Die Ausgabe rührt von Tittmann her. Für die Erklärung des Einzelnen hätte mehr gesorgt werden können, aber vorzüglich ist Tittmann's Einleitung. Steht die Brockhaus'sche Sammlung auch hinter der von Weber in der äußeren Erscheinung zurück, so ist sie doch gefällig und anständig und der Preis des einzelnen Bandes ist keineswegs hoch.

— Vom „Neuen Pitaval" (Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, begründet von J. E. Hitzig und W. Häring, fortgeführt von Dr. A. Vollert, Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) ist das zweite Heft des elften Bandes der *Neuen* Serie ausgegeben worden. Dasselbe enthält den in die Jahre 1874 und 1875 fallenden, in England ungeheueres Aufsehen machenden Proceß gegen die Brüder Henry und Thomas Wainwright wegen Ermordung der Geliebten des Erstgenannten, Harriet Louise Lane. Das Aufsehen, das der Proceß in allen Gesellschaftskreisen hervorrief, war nicht allein durch die wahrhaft haarsträubenden Einzelheiten der Ausführung des Verbrechens, sondern ganz besonders auch dadurch hervorgerufen, daß der Mörder den höhergebildeten Ständen angehörte. Der weitere Inhalt des Heftes ist einem Referate über den Proceß gegen den berüchtigten „Lips Tullian" (1702—1715), einer Wiedergabe der Rede des Mörders Eusebius Pieydagnelle vor dem Schwurgerichte (Frankreich, 1870) und Criminalistischen Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit gewidmet. Der Lips Tullian'sche Proceß hat namentlich für sächsische Leser das besondere Interesse, daß in Sachsen der Hauptschauplatz der Wirksamkeit dieses in den Volksmund übergegangenen Verbrechers war, wie derselbe denn auch in Sachsen processirt und in Dresden hingerichtet worden ist. Der Bericht giebt zum Schluß eine Reihe dankenswerther Notizen über die Organisation der Lips Tullian'schen Verbrecherbande, deren Treiben zweifelsohne zu den interessantesten Erscheinungen im Culturleben jener Zeit zu zählen ist.

— Das zweite August-Heft von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: Zustände und Personen im Osmanischen Reiche vor Ausbruch der orientalischen Krisis. — Die neueste Geschichte Spaniens. Von Wilhelm Lauser. XV. — Alexander Turney Stewart. Von Rudolf Doehn. — Das moderne Japan. Von Friedrich von Hellwald. IV. — Chronik der Gegenwart: Todtenschau. Revue der Erd- und Völkerkunde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 70. Donnerstag, den 31. August. 1876.

Der Krieg in Italien 1859*).

„L'empire c'est la paix." Diese, nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1852 ihrem beunruhigten Vaterlande mit so viel Emphase gegebene Versicherung der Bonapartisten, wie wenig ernst war sie gemeint, welche Ströme französischen Blutes hat das zweite Kaiserreich vergossen auf den Schlachtfeldern fast der halben Welt.

Keiner von den Kriegen Napoleon's III. ist aber wol in übermüthigerer Weise von ihm provocirt worden als derjenige, welcher das altehrwürdige Erzhaus der Habsburger um die Hälfte seines lombardisch-venetianischen Königreiches beraubte, und welcher schließlich dem eigenen Bundesgenossen des Siegers das savoyische Stammland und Grafschaft Nizza kostete. Die Ereignisse dieses Feldzuges von 10 Wochen zählen zu den denkwürdigsten und lehrreichsten der gesammten Kriegsgeschichte, und diesen letzteren Vorzug verdanken sie in erster Linie der in jeder Beziehung ausgezeichneten und in ihrer Art geradezu einzigen Darstellung durch das kriegsgeschichtliche Bureau des k. k. österreichischen Generalstabes. Mit so rückhaltsloser Offenheit die als Ursachen ihrer Niederlagen erkannten Mängel und Schwächen der eigenen Armee und ihrer Führer vor aller Welt einzugestehen hat noch keine der Militairmächte Europas gewagt. Daß die österreichische als die erste dies thun zu dürfen glaubte, ist wol der sicherste Beweis von dem vollen Selbstbewußtsein ihrer gegenwärtigen Kraft. In der That sind denn auch die Mängel von 1859 längst beseitigt, und das kaiserliche Heer kann heute mit gerechtem Stolze auf die, namentlich im letzten Decennium von ihm gemachten enormen Fortschritte zurück- und mit dem erhebenden Bewußtsein in die Zukunft blicken, nunmehr auch den gewaltigsten Armeen der europäischen Continental-Mächte vollkommen ebenbürtig gegenüber treten zu können.

Auf die Kriegsereignisse selbst glauben wir hier nicht weiter eingehen zu sollen, da wir mit Bestimmtheit voraussetzen, daß dieselben aller Welt, zum mindesten der militairischen, noch frisch im Gedächtnisse sind. Auch liegt der hohe Werth des österreichischen Generalstabswerkes weniger in einer fesselnden Darstellung der Begebenheiten als vielmehr in einer wahrhaft mustergiltigen Klarlegung von Ursache und Wirkung derselben, so wie in einer gewissenhaften Abwägung der Leistungen sowol ganzer Truppentheile als auch einzelner Personen, endlich in einer Charakterisirung der zum Handeln und zur Führung berufen gewesenen hohen Würdenträger, wie sie, nach und nach, sich entwickelnd aus der wörtlichen Wiedergabe ihrer in Rapporten, Denkschriften und Befehlen kundgegebenen Absichten, dann aus der streng objectiven Darstellung ihrer thatsächlichen Leistungen und endlich aus den, gleichfalls wörtlich reproducirten, in Relationen und Tagesbefehlen sich aussprechenden Beurtheilungen der eigenen Erfolge nicht treffender gedacht werden können.

Möge es uns gestattet sein, die Ursachen des Mißerfolges der österreichischen Waffen im Feldzuge von 1859, wie sie das zuvorgenannte Generalstabswerk theils offen angiebt, theils dem aufmerksamen Leser zwischen den Zeilen andeutet, hier in Kürze zusammenzufassen.

Die Kriege von 1848 und 49 trugen, trotz ihres ruhmreichen Ausganges, in mancher Hinsicht unerwünschte Früchte für das kaiserliche Heer. Zuvörderst war das Vertrauen, welches die Regierung in die Loyalität der eben erst zum Gehorsam zurückgeführten Magyaren und Lombardo-Venetianer setzte, ein so geringes, daß dieselbe, zu Anfang der fünfziger Jahre, den ernstgemeinten Versuch machte, die Nationalitäten des Kaiserstaates in den Regimentern der Armee bunt durcheinandern zu mischen, um auf diese Weise das Wiederaufleben eines politisch-nationalen Bewußtseins innerhalb ein und desselben Truppenkörpers zu verhindern, dann aber auch vielleicht, um den durch die Revolution entfesselten Racenhaß allmälig wieder zu beschwichtigen. Die Folgen dieses Versuches waren: eine merkbare Verschlechterung der militairischen Ausbildung, denn es fehlte für's Erste so ziemlich in allen Regimentern an sprachkundigen Instructoren, und demnächst eine ganz bedeutende Erschwerung der Mobilmachung des Heeres, deren Durchführung schon ohnedies durch den Umstand sehr verzögert wurde, daß man die Truppentheile mit Absicht fern von ihren Ergänzungsbezirken garnisonirte. Nach der Mobilmachung von 1854 wurde allerdings die principielle Nationalitäten-Vermischung wieder aufgegeben, die Fernlegung der Regimenter von ihrer Heimath aber beibehalten.

Eine für die innere Tüchtigkeit der Armee noch weniger günstige Folge der zuvor genannten Kriege war, daß die Regierung durch den enormen Abgang an Officieren, welcher theils durch die Verluste vor dem Feinde, theils durch den beklagenswerthen Uebertritt ganzer Truppentheile zu den Insurgenten herbeigeführt worden war, sich veranlaßt gesehen hatte, eine massenhafte Beförderung altgedienter Unterofficiere zu Officieren vorzunehmen. Hierdurch wurden die Officierscorps, namentlich diejenigen der Fußtruppen, mit minder gebildeten Elementen in so reichem Maße gesättigt, daß dadurch deren ganze Physiognomie eine Aenderung erfuhr, welche selbst der Civilbevölkerung auffiel und zur Folge hatte, daß die von den gebildeten Classen bis dahin gern gepflegten Beziehungen zur Armee von nun an merklich kühlere wurden. Zwar bei der Cavallerie änderte sich dies, nach dem Wiedereintritt der Friedensverhältnisse, schon sehr bald, denn schon allein die Kostspieligkeit der Equipirung ermöglichte das Dienen in dieser Waffe nur den wohlhabenden Gesellschaftsclassen. Auch die Artillerie und die technischen Truppen beseitigten allmälig, schon durch die unerläßliche Forderung eines bestimmten Quantums von sachwissenschaftlicher Bildung, die minder erwünschten Elemente aus ihren Reihen. Bei der Infanterie dagegen wurde der durch die Noth eingeführte Usus, altgediente Unterofficiere ohne jedes Examen zu Officieren zu befördern, auch in den Friedensjahren ungeschmälert beibehalten,

---

*) Der Krieg in Italien 1859. Nach den Feld-Acten und anderen authentischen Quellen bearbeitet durch das k. k. Generalstabs-Bureau für Kriegsgeschichte. Wien. Verlag des k. k. Generalstabes. Druck und in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

wodurch allerdings die innere Tüchtigkeit dieser Waffe nicht gerade befördert wurde. Denn da der Ehrgeiz dieser „alten Herren“ in der Regel nicht über die Hauptmannscharge hinausreichte, so war es auch nicht zu verwundern, daß ihre Leistungen mit diesem Mangel an geistiger Elasticität nicht selten in vollem Einklange standen. Nun ist der österreichische Soldat zwar ein außerordentlich tapferer und seinen Vorgesetzten treu ergebener, dabei unglaublich ausdauernder und unverdrossener Mann, sonst aber, zum mindesten gilt dies von der Mehrzahl der Nationalitäten des Kaiserstaates, mit hervorragenden Geistesgaben nicht ausgestattet. Es ist demnach auch ganz undenkbar, daß derselbe durch eine nur achtwöchentliche Recruten-„Abrichtung“ zu einem tüchtigen Infanteristen herangebildet werden kann. Die üblen Folgen einer so übereilten „ersten“ Ausbildung werden um so unausbleiblicher sein, wenn auch in den „späteren“ Dienstperioden nichts Ernstliches geschieht, um das anfänglich Versäumte nachzuholen. Und dies war leider bis zum Jahre 1859 bei einem großen Theile der österreichischen Fußtruppen wirklich der Fall. Die Uebungen auf dem Exercirplatze wurden nicht selten recht oberflächlich und mit wenig Eifer, das Schießen nach der Scheibe vollends nur so nebenher betrieben. So war es denn auch nur natürlich, daß die enorme Feuerkraft der vortrefflichen Waffe, mit welcher die weitaus größeste Zahl der 1859 wirklich ins Gefecht gekommenen österreichischen Infanterie- und Jäger-Bataillone ausgerüstet war, sich bei keiner einzigen Action bemerkbar gemacht hat, daß vielmehr gerade im Feuergefechte die kaiserlichen Fußtruppen dem schlechter bewaffneten Feinde nicht gewachsen waren. Das Bewußtsein dieser Inferiorität wirkte demnächst insofern bestimmend auf die taktischen Maßnahmen der österreichischen Führung ein, als man fortan bestrebt war, ein andauerndes Feuergefecht, selbst in der Defensive, möglichst zu vermeiden, und anstatt dessen eine sofortige Entscheidung durch den Kampf mit der blanken Waffe zu suchen, welcher in der Regel mit geschlossenen Bataillons- oder Divisions-Colonnen durchgeführt wurde, und für die, sich stets mit größester Todesverachtung auf den Feind stürzenden kaiserlichen Truppen ganz ungeheuere Verluste herbeiführte. Diese fortwährenden Bayonnet-Attaken hatten aber auch noch den weiteren Nachtheil, daß durch dieselben der taktische Verband der Truppen oft in solchem Maße gelockert wurde, daß ein sofortiges und schnelles Wiederordnen derselben nur sehr schwer, zuweilen auch gar nicht gelingen wollte. Die Schuld hieran trugen indeß zum Theil die Officiere selber. In der Absicht nämlich, sich als unerschrockene Soldaten persönlich hervorzuthun, verließen dieselben häufig ihre vorgeschriebenen Plätze, und begaben sich an die Tete der Colonne, um, den Säbel in der Faust, zuweilen auch sogar mit dem Bayonnetgewehre bewaffnet, sich als die Ersten auf den Feind zu stürzen. Die Folgen hiervon waren ganz unverhältnißmäßig große Verluste an Officieren, und ein so frühzeitiges Zerbröckeln der unbeaufsichtigten rückwärtigen Colonnen-Staffeln, daß die Ordnung eigentlich schon halb gelöst war, bevor der Stoß nur recht zur Wirkung gelangte.

Die Ausbildung der österreichischen Cavallerie ist von jeher eine außerordentlich sorgfältige gewesen, und hat diese Waffe denn auch während des italienischen Krieges von 1859, trotz der für dieselbe höchst ungünstigen Terrain-Verhältnisse, im Aufklärungsdienste sowol, als auch im Gefechte ganz Ausgezeichnetes geleistet. Wenn dessen ungeachtet die Massenverwendung der kaiserlichen Cavallerie hinter allen Erwartungen weit zurückblieb, so ist dies lediglich dem persönlichen Verhalten einiger ihrer höheren Führer zur Last zu legen, worüber im 2. Bande auf Seite 243 und 244 leider viel Unerfreuliches zu lesen ist.

Bemerkenswerth ist übrigens, daß aus der österreichischen Cavallerie, zum mindesten bis 1859, verhältnißmäßig viel mehr Generale hervorgingen, als aus den anderen Waffen, und daß man es für unbedenklich fand, dieselben an die Spitze von Infanterie-Brigaden auch dann zu stellen, wenn sie vorher noch keine Gelegenheit gehabt hatten, sich mit dem Wesen dieser Waffe vertraut zu machen. Daß befriedigende Leistungen als Infanterie-Führer nur erst nach längerer Uebungszeit von diesen Brigade-Commandeuren erwartet werden durften, liegt in der Natur der Sache.

Die österreichische Artillerie hat sich immer des wohlverdienten Rufes großer Tüchtigkeit erfreut. Daß sie trotzdem im Feldzuge von 1859 keine hervorragende Rolle spielte, war nicht ihre, sondern Schuld der Heeres-Organisation und der höheren Truppenführer, welche, mit alleiniger Ausnahme des Feldmarschallieutenants v. Benedek, das Wesen dieser nur in der Vereinigung entscheidenden Waffe so gänzlich verkannten, daß sie dieselbe fast bis zur Wirkungslosigkeit zersplitterten.

Es erging der Artillerie wie der ordre de bataille. Auch diese, welche doch vor Allem „stabil“ sein sollte, blieb fast nicht 24 Stunden lang unverändert, das Abcommandiren, Transferiren, Detachiren, Verstärken, Vermindern, Zerreißen und Componiren der Truppenkörper, Armee-Anstalten und Branchen dauerte eigentlich ununterbrochen vom ersten bis zum letzten Tage des ganzen Feldzuges. Die Folge davon war, daß zeitweise im Train und in den Verpflegs-Anstalten ganzer Heereskörper die heilloseste Verwirrung einriß, und manche Truppentheile nicht selten tagelang dem empfindlichsten Mangel an Lebensmitteln preisgegeben waren.

Wenig Dank für ihre angestrengte Thätigkeit ernteten im Feldzuge von 1859 die technischen Truppen der Oesterreicher. Viele der von ihnen angelegten Fortificationen erwiesen sich überhaupt als überflüssig, andere, namentlich mehrere ihrer zahlreich erbauten Brückenköpfe, wurden von den zu ihrer Besetzung befehligten Truppenführern für so unzweckmäßig angelegt erklärt, daß man von einer Vertheidigung derselben Abstand nahm. Auch war es ein eigenes Verhängniß, daß gerade die wichtigste aller in diesem Kriege vorgenommenen Sprengungen, diejenige der Ticino-Brücke von S. Martino mißglückte, weil der damit beauftragte höhere Ingenieur-Officier die Bereithaltung eines für alle Fälle ausreichenden Quantums von Sprengpulver verabsäumt hatte.

Es erübrigt noch, des Generalstabes zu erwähnen. In diesem befanden sich 1859 eine große Anzahl hochbegabter und wohlunterrichteter Officiere, doch machte sich bei einem Theile der „jüngeren Herren“ eine, durch ihr allzueifriges Streben nach persönlicher Auszeichnung hervorgerufene Außerachtlassung ihrer „eigentlichen Dienstbestimmung“ bemerkbar, indem sie, auch ohne daß zwingende Umstände dies nothwendig machten, sich nicht selten unmittelbar in die Truppenführung einmischten, und noch dazu nicht immer zum Vortheile der Sache. Noch ein anderer Vorwurf, der dem österreichischen Generalstab von 1859 nicht erspart werden kann, ist derjenige seiner Vielschreiberei. Diese mit ins Feld gebrachte Gewohnheit äußerte sich in einer wahren Hochfluth von bis in das kleinste taktische Detail sich verbreitenden Directiven, Dispositionen und Befehlen, durch welche der Spielraum für den „eigenen Entschluß“ der unteren Befehlshaber in solchem Maße eingeengt wurde, daß dieselben sich der Selbständigkeit fast entwöhnten, was sich bei den späteren Actionen in zum Theil sehr empfindlicher Weise bemerklich machte.

Wenn in der vorstehenden Besprechung schon zweimal das förmliche Jagen der österreichischen Officiere nach persönlicher Auszeichnung gemißbilligt worden ist, so erfordert es die Gerechtigkeit, darauf hinzuweisen, daß dieses Verhalten zum nicht geringen Theile durch der österreichischen Armee eigenthümliche Institutionen provocirt wurde. So machen es beispielsweise die Statuten des Maria-Theresien-Ordens, des höchstgeachtetsten im kaiserlichen Heere, zur Be-

bingung, daß der Bewerber etwas Hervorragendes zum Nutzen der Armee „ohne“ oder auch sogar „gegen“ den Befehl seiner Vorgesetzten geleistet habe. Daß eine derartige Bestimmung die gefährlichsten Folgen haben kann, liegt auf der Hand. Wir wollen von den bezüglichen Beispielen des Jahres 1859 nur eines herausheben, welches wir für besonders eclatant erachten. In Medole erhielt ein österreichischer Stabs-Officier, wie im II. Bande auf Seite 244 zu lesen ist, von seinem Brigade-Commandeur den Befehl sich zurückzuziehen. Er gehorchte nicht, sondern leistete, noch etwa eine Stunde lang, zwar sehr tapferen, doch im Ganzen nutzlosen, und ganz ungeheure Opfer kostenden Widerstand, ehe er die Räumung des Ortes bewirkte. Dieser Stabsofficier wurde für sein Verhalten mit dem Theresien-Orden ausgezeichnet. Zum Glücke für die österreichische Armee gehörten solche Fälle zu den seltensten Ausnahmen, und im Allgemeinen ließ die pünktliche Befolgung der gegebenen Befehle Nichts zu wünschen übrig, ja es kam sogar zuweilen vor, daß die Gewissenhaftigkeit im Gehorsam geradezu übertrieben wurde, wie dies z. B. von Seite eines höheren Stabsofficiers geschah, dessen mißglückte Unternehmung gegen Palestro im I. Bande auf den Seiten 419 und 420 geschildert wird.

Wir wenden uns nunmehr zur zweiten Hauptursache der österreichischen Niederlagen von 1859, der unzureichenden Befähigung einzelner der höheren Führer. Hier ist zuerst zu nennen der Feldzeugmeister Graf Gyulai, Commandant der II. Armee. Einem alten und um das österreichische Kaiserhaus hochverdienten Adelsgeschlechte angehörend, und dem auf die Stellenbesetzung im Heere damals einen sehr großen Einfluß ausübenden ersten Generaladjutanten des Kaisers, dem Grafen Grünne verschwägert, dann wegen seines bedeutenden Reichthums zum Repräsentiren vorzugsweise befähigt, war er unter friedlichen Verhältnissen zum mindesten keine ungeeignete Persönlichkeit, um, nach dem Tode des Feldmarschalls Graf Radetzky, das erledigte Armee-Commando im lombardisch-venetianischen Königreiche zu übernehmen. Als aber dann die unerwartete Aufgabe an ihn herantrat, diese Armee gegen einen Feind zu führen, der, nach Bezwingung des gewaltigen Czaren-Reiches, fast für unbesiegbar galt, da erkannte er recht wohl seine unzulangende Befähigung, und gestand dies auch seinen Oberen offen ein. Wenn er nichtsdestoweniger auf seinem Posten belassen und nur mit einem Generalstabschef betheilt wurde, der für einen der hellsten Köpfe des ganzen Heeres galt, so war das nicht „seine“ Schuld. Graf Gyulai besaß nicht gerade einen glänzenden Verstand, war aber von Charakter ein durch und durch edler und im besten Sinne des Wortes ritterlicher Mann. Daß er keine Mühe scheute, um seiner Ansicht von der Unzulänglichkeit der ihm mit einer ganz unzeitgemäßen Sparsamkeit zur Verfügung gestellten Mittel bei der kaiserlichen Regierung die wohl verdiente Würdigung zu verschaffen, dafür legen seine ebenso zahl- als umfangreichen Denkschriften und Rapporte beredtes Zeugniß ab. Er wurde genöthigt, sich in eine Offensive zu stürzen, die er selbst zum mindesten für verfrüht erachtete, und von nun an begann er allerdings eine Rolle zu spielen, um derentwillen man ihn nur beklagen kann. Unfähig ein bestimmtes Ziel ins Auge zu fassen und dessen Erreichung mit Anspannung aller Kräfte zu versuchen, verfiel Graf Gyulai in den Fehler, seine Entschlüsse fortwährend, und in der Regel ohne genügenden Grund, zu wechseln, wodurch er, schon vor dem Zusammenstoße mit dem Feinde, die Schlagfähigkeit der Armee in bedenklicher Weise reducirte, und, was fast noch schlimmer war, das Vertrauen derselben zu seiner Führung in hohem Grade erschütterte. Daß Graf Gyulai das Tadelnswerthe seines Verhaltens selbst fühlte, geht deutlich hervor aus der im I. Bande auf Seite 496 citirten Stelle eines, noch vor der Schlacht von Magenta, vom Feldzeugmeister Baron Heß an den Grafen Grünne gerichteten Schreibens, worin derselbe angiebt, „daß er getrachtet habe, Gyulai wieder aufzurichten“.

Den Verlust der Schlacht von Magenta kann man dem Feldzeugmeister Grafen Gyulai nicht wohl zum Vorwurfe machen; er leistete unter den gegebenen Verhältnissen Alles, was er konnte. Daß er aber in der Nacht zum 5. Juni sich den Anschein gab, als wenn es sein vollster Ernst wäre, einen Kampf wieder aufzunehmen, von dessen unheilvollem Verlaufe er in Magenta selbst Zeuge gewesen war, das bekundet eine sehr hochgradige Furcht vor Verantwortung, welche seinem edel denkenden Kriegsherrn gegenüber am allerwenigsten gerechtfertigt war. Volle Bewunderung verdient dagegen die bescheidene und über jede Verdrossenheit erhabene Art, mit welcher der Armee-Commandant von seinem hohen Posten herniederstieg, um bei dem Regimente, dessen Chef er war, als einfacher Freiwilliger den Rest des Feldzuges mitzumachen.

Wir übergehen die wenig befriedigenden Leistungen des Grafen Stadion bei Montebello, sowie diejenigen des Grafen Clam-Gallas und des Fürsten Eduard Liechtenstein bei Magenta mit Stillschweigen, um nur noch die Leistungen des Feldzeugmeisters Grafen Wimpffen, Commandanten der I. Armee, einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Dieser gleichfalls einem hochangesehenen und hochverdienten Adelsgeschlechte entsprossene General hatte die Höhengrenze seiner geistigen Frische bereits überschritten, als des Kaisers Vertrauen ihn an die Spitze der I. Armee stellte. Glücklicherweise wurde ihm die Gelegenheit, sich als Feldherr zu bewähren, nur einmal geboten. Die Schilderung der so außerordentlich blutigen und doch so gänzlich erfolglosen Kämpfe der I. Armee bei Solferino kann den militairischen Leser nur mit tiefem Schmerze erfüllen. Die consequente Nichtbefolgung der wiederholt gegebenen Befehle seines kaiserlichen Herrn, mit gesammter Kraft gegen das II. französische Corps vorzustoßen, werden auch die wärmsten Vertheidiger des Grafen Wimpffen nicht entschuldigen können.

Es erübrigt noch, der politischen Ursachen des österreichischen Mißerfolges von 1859 in Kürze zu erwähnen. Von denselben springt vor Allem in die Augen die übereilte Kriegserklärung an Sardinien, übereilt, weil die militairische Kraftentfaltung des Kaiserstaates nicht im Stande war, mit der etwas hitzig vorgehenden Diplomatie gleichen Schritt zu halten. Die Mobilmachung des Heeres, schon zu Anfang Januar 1859, wenn auch vorerst nur partiell, begonnen, war selbst nach sechs vollen Monaten noch immer nicht vollständig beendet, was wol der sicherste Belag für die Richtigkeit der Behauptung ist, daß zumeist die Mängel der österreichischen Heeres-Organisation die Niederlagen des italienischen Krieges verschuldet haben.

Ein weiterer politischer Umstand, der das kaiserliche Heer benachtheiligte, war die Unzuverlässigkeit der Regimenter italienischer Nationalität, welche schließlich deren Dislocirung in das Innere der Monarchie zur unabweislichen Nothwendigkeit machte.

Endlich muß auch noch die damalige Aufgeregtheit der Magyaren als ein politischer Uebelstand für Oesterreich bezeichnet werden, denn sie machte es unerläßlich, daß das Kronland Ungarn von starker Truppenmacht nicht-magyarischer Nationalität besetzt gehalten wurde.

Dies wären im Wesentlichen die Anschauungen, die wir bezüglich des Mißerfolges der kaiserlichen Waffen im Kriege von 1859 durch das Studium des österreichischen Generalstabswerkes gewonnen haben. Wenn dieselben von einer gewissen Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit nicht frei gesprochen werden können, so liegt der Grund davon zumeist darin, daß die einer bloßen Recension zukommenden Grenzen doch wenigstens einigermaßen respectirt werden mußten. Möchten die Andeutungen, welche über den reichen Inhalt des österreichischen Generalstabswerkes zu machen uns der Raum gestattete, genügen, um das Interesse

auch des nichtmilitairischen Publicums auf ein Buch zu lenken, welchem unter den kriegshistorischen Werken der Neuzeit, unseres Erachtens, einer der hervorragendsten Plätze gebührt.

Wenn wir zum Schlusse noch der äußeren Ausstattung des österreichischen Generalstabs-Werkes Erwähnung thun, so geschieht es, um der Redaction unsere volle Anerkennung auszusprechen für die beinahe verschwenderische Ausstattung des Buches mit durchweg sehr schön gezeigneten Karten und Plänen.

— Unter dem Titel: „Deutsches Eheschließungsrecht nach amtlichen Ermittelungen als Anleitung für die Standesbeamten bearbeitet" (Berlin, Franz Vahlen) hat der kgl. preuß. Geheime Justiz- und vortragende Rath im Justizministerium Dr. Adolf Stölzel einen hauptsächlich für den Gebrauch der Standesbeamten berechneten Commentar über die neue Civilstandesgesetzgebung herausgegeben, welchem als Anhang das außerdeutsche Eheschließungsrecht (Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Italien, Niederlande, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Spanien) und eine Tabelle über das Alter der Ehemündigkeit in den europäischen Staaten beigegeben ist. Für die zweckgemäße Anlage und praktische Brauchbarkeit des Buches spricht am bündigsten der Umstand, daß davon sich bereits eine dritte Auflage nothwendig gemacht hat.

— Dr. Kuno Fischer, über das Problem der menschlichen Freiheit. Heidelberg, Georg Mohr. Akademische Reden und Programme haben sehr oft das Schicksal, schnell vergessen und in Bibliotheken vergraben zu werden; in einzelnen Fällen vielleicht ein verdientes, in den meisten Fällen aber sicher ein unverdientes Loos. Diesem Schicksal möchten wir auch die gegenwärtige philosophische Dissertation, von dem bekannten Philosophen beim letzten Geburtsfeste des Großherzogs von Baden und bei einer akademischen Preisvertheilung gehalten, entreißen helfen; sie verdient in weiten Kreisen bekannt zu werden. Die Bedeutung der Arbeit liegt zunächst schon in der größeren Aussprache eines hervorragenden akademischen Lehrers der Philosophie über das alte große Problem aller menschlichen Speculation, das zuletzt am großartigsten Schelling in seiner berühmten Abhandlung „über das Wesen der menschlichen Freiheit" behandelt hat. Der Werth dieser Aussprache wird noch wesentlich erhöht durch ihre formelle Vollendung. Während sonst den deutschen Philosophen leicht der Vorwurf einer abstrusen und schwerfälligen Diction gemacht wird, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß eine energische, consequente Gedankenentwickelung nicht im leichten Gewand eines gefälligen Feuilletonstyls sich bewegen kann, so redet K. Fischer eine ebenso klare und durchsichtige, als blühende und schwungvolle Sprache, die stellenweise an das Studium Schelling's erinnert, mit welchem der Verf. sich auf's Eingehendste beschäftigt hat. Die Bedeutung der Abhandlung gewinnt aber noch wesentlich durch das Resultat, zu welchem der Verf. in seiner consequent vorschreitenden, ihres Ziels gewissen Untersuchung gelangt, und dieses Resultat ist nichts Geringeres, als eine rückhaltlose, mit ethischer Schärfe und schönem Ernst geltend gemachte Zustimmung zu der christlichen Grundanschauung über diesen Gegenstand. Das Siegel und die Gewähr der menschlichen Freiheit ist die sittliche Wiedergeburt, die eben darin zugleich die Garantie des Individuums, der Persönlichkeit des einzelnen Menschen ist, welche selbst ihren Grund hat in der absoluten Persönlichkeit des lebendigen Gottes, der in sich ewig frei der Urquell, und nach Schelling's schönem Wort ein Liebhaber der Freiheit ist. Das sind die Grundgedanken der christlichen Anschauung über diesen Gegenstand, und wenn auch K. Fischer die hier angedeuteten Consequenzen nicht im Einzelnen zieht, so bekennt er sich doch im Wesentlichen zu diesen Voraussetzungen — eine Thatsache, deren Gewicht erhöht wird, wenn man bedenkt, aus welchem Munde diese Aussprache kommt und an welcher Stelle sie geschieht, nämlich in demselben Heidelberg, das einst ein Kuno Fischer, des Atheismus in gehässiger Weise beschuldigt, verlassen mußte. Um einen Eindruck von dem Ganzen zu geben, theilen wir einige Stellen aus der letzten Partie der Abhandlung mit, in welcher das Resultat der Entwickelung gezogen wird. „Das ganze Problem," sagt Fischer, „zieht sich in die Frage zusammen: ist es möglich, den natürlichen Charakter, zu dem sich unsere Handlungsweise verhält, wie die Folge zum Grunde, zu ändern, zu bessern? Entweder man verneint alles Recht zu einer moralischen Werthbestimmung, alle Verschuldung des moralischen Unwerths, die Thatsache desjenigen Bewußtseins, welches Gewissen heißt, oder man muß die aufgeworfene Frage bejahen. Dann ist auch einleuchtend, wie man sie zu bejahen hat, nämlich dahin, wie F. nachdrücklich einschärft, daß es sich nicht um eine bloße äußerliche, culturmäßige Säuberung, sondern um eine tiefinnerliche Läuterung, eine wirkliche That der moralischen Freiheit handelt. Diejenige Gesinnungsänderung, die einzig und allein That und Zeugniß der Freiheit ist, geschieht nicht an der Oberfläche, sondern in der Wurzel, nicht auf der Außenseite, sondern im innersten Grunde des Charakters, sie ändert die von der Selbstsucht getriebene Willensrichtung, sie ist eine Umwandelung. An der tiefen und verborgenen Quelle, woraus der Wille entspringt, an diesem Punkte, nur hier steht die Freiheit und führt das Steuer und lenkt den Willen." Besonders bezeichnend ist die Schlußstelle, in welcher F. offen Front macht gegen eine blasirte, pessimistische Modephilosophie, und ihren tiefsten Grundschaden trifft, ihren Mangel an ethischer Wahrheit, ihre mit dem Weltschmerz coquettirende Selbstgefälligkeit. „Wenn die menschliche Freiheit", sagt F. mit Recht in bündiger und treffender Schlußerklärung, „nicht in der Umwandlung besteht, so kann sie nur in der Vernichtung bestehen; hier unterscheiden sich die beiden größten Religionen der Welt: der Glaube an diese Umwandlung, diese Willenserneuerung von Grund aus, ist das Christenthum, der Glaube und die Hoffnung auf diese Vernichtung ist der Buddhismus. So lange die selbstsüchtigen Interessen uns treiben, leben wir in einer Welt der Scheinwerthe, worin wir uns so behaglich es geht einrichten, bis der natürliche Tod dieser Verblendung ein wohlthätiges Ende macht. Der Durchbruch zum Licht geschieht durch das böse Gewissen, von dem ein tiefsinniger Mystiker, G Hamann, gesagt hat: „die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß führt den Weg zur Vergötterung." Die Meisten machen sich diese Vergötterung leichter, sie blicken nicht in den Spiegel des Gewissens, sondern, wie Narciß, in den des Wassers, um das eigene Bild zu bewundern, und sprechen im Stillen zu sich, wenn sie es nicht laut sagen: siehe da, es ist Alles sehr gut. Auch der heutige Pessimismus ist eine Methode raffinirter Selbstbewunderung und gehört unter die Eitelkeiten einer Mode, die sich darin gefällt, die Natur zu verunstalten durch die Deformitäten der Tracht. Er ist für den Gaumen der Zeit der haut goût. Man fühlt sich selbst um so piquanter, je elender und schlechter man „omnia et quaedam alia" findet; man hat entdeckt, daß die Welt weit besser schmeckt, wenn man sie mit assa foetida bestrichen! — Der wahre Tod, aus dem die neue Geburt und das Licht folgt, ist der des eitlen, von der Selbstliebe verblendeten, von den Begierden verdunkelten Ich. Nach diesem Ziele geht ein Zug der Sehnsucht wie Heimweh durch die tiefsten Geister der Welt, ich meine jenen Zug, den der Dichter des westöstlichen Divan die „selige Sehnsucht" genannt hat:

„Und zuletzt des Lichts begierig
Bist du Schmetterling verbrannt.
Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung. In Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 71. Sonntag, den 3. September. 1876.

Herzog Carl August und Goethe in Wörlitz.

Kaum wird ein zweiter Park Deutschlands sich einer gleichen culturhistorischen Bedeutung rühmen können wie der Park zu **Wörlitz** bei Dessau. Abgesehen von den herrlichen landschaftlichen Partien, durch die derselbe in früherer Zeit epochemachend auf die Landschaftsgärtnerei in Deutschland überhaupt wirkte und durch die er noch jetzt jährlich Tausende von Besuchern anzieht, wie von den reichen Kunstsammlungen, die seine Gebäude bergen, hatte dort der hochbegabte, kunstsinnige **Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau** mit seiner edeln, geistvollen Gemahlin, der **Herzogin Luise**, geb. **Prinzessin von Preußen und Markgräfin von Brandenburg-Schwedt**, einen Hof gegründet, an den sich Alles, was das letzte Drittheil des vorigen Jahrhunderts an Adel der Geburt, des Geistes und der Bildung besaß, durch den Zauber feinster und zugleich ungezwungenster Geselligkeit gebannt fühlte. Zur täglichen, so zu sagen officiellen Umgebung des Fürsten und der Fürstin gehörte der geistreiche **Georg Heinrich von Berenhorst**, der berühmte Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst", dem Leser durch Eduard von Bülow's höchst werthvolle Veröffentlichung „Aus dem Nachlasse von G. H. v. B." (2 Abth. Dessau, 1845) von Neuem ins Gedächtniß gerufen; der feinsinnige **Fr. Wilh. von Erdmannsdorff**, dem es nur noch an dem geeigneten kunsthistorischen Biographen gefehlt hat, um unangefochten seine individuelle Stellung in der Geschichte der deutschen Architektur einzunehmen; der originelle **Behrisch**, der bekannte Goethe-Freund, den Goethe in drei Oden gefeiert hatte und der von Gellert empfohlen die Erziehung des Erbprinzen Friedrich leitete; etwas später der fleißige Vitruv-Uebersetzer und Vitruv-Herausgeber **Aug. Roden**, wie der würdige, dichterisch begabte **Graf Waldersee**, und noch später der seiner Zeit allerdings übermäßig geschätzte **Matthisson**. Hierhin hatte einst **Winckelmann's** Sehnsucht gestanden, als er 1768 mit **Cavaceppi** Rom verließ, um den von ihm schwärmerisch verehrten Fürsten aufzusuchen, und hier empfing der Fürst Winckelmann's letzten Brief aus Wien und einige Zeit nachher die Trauerkunde von des verehrten Lehrers und Freundes jähem Ende durch Arcangeli's Mörderhand. Hier hatte einst der berühmte **Prince de Ligne** das Ideal der Gartenkunst gefunden und seinem Freunde, dem **Abbé Delille**, Veranlassung zur bekannten Apostrophe in seinem Lehrgedichte „Les Jardins" gegeben. Hierher kam **Georg Forster** 1779, um in der schönsten Natur und der edelsten Geselligkeit glückselige Tage zu verleben und reich beschenkt von dannen zu ziehen. Hier verlebte **Elisa v. d. Recke** „tiefempfundene" Stunden, **Lavater** durfte sich hier in schmeichelhaftester Weise gefeiert fühlen, **Häfeli** verbrachte hier als Caplan und Vorleser der Fürstin schönste Jahre, **Gleim** und seine Halberstädter Freunde, der Pädagog **Basedow**, der in Dessau sein Philantropin eingerichtet hatte, der Kunstkenner und Gründer der chalkographischen Gesellschaft **Frhr. v. Brabrek**, der wackere Portraitmaler **Wilhelm Tischbein, Wieland, Friederike Brun, Hirt, Böttiger, Bertuch, Kraus, Reichardt, Tiedge** ꝛc. ꝛc. verkehrten hier in ungezwungener Weise mit dem Hofe und gaben und empfingen in frohem wechselseitigem Verkehr. Auch **Herzog Carl August von Sachsen-Weimar** und **Goethe** kamen wiederholt hierher und erfreuten sich dieses zweiten Musenhofes, der zwar anders als der Weimarische gewählt war, jedoch an Weihe und Würde demselben nicht nachstand. Den Besuchen der letzteren in Wörlitz und ihren Beziehungen zum **Herzoge Leop. Fr. Franz von Anhalt-Dessau** gelten die nachfolgenden Zeilen.

Am 7. November 1775, Morgens mit dem Glockenschlage fünf Uhr, war Goethe in Weimar eingetroffen. Kammerjunker **von Kalb** hatte ihn in dem von Straßburg erwarteten Staatswagen mit nach Weimar gebracht. Nach einem Jahre ungebundenen, genialllustigen Lebens wurde endlich vom Herzoge eine Reise nach Wörlitz beschlossen und am 3. December 1776 gegen 7 Uhr Abends traf man daselbst ein. Goethe bemerkt in seinem Tagebuche: „d. 1. Dec. Gepackt. bey ☉ (Frau v. Stein) gessen. Abends im Concert. Nachts bei Bertuch. d. 2. früh nach sieben weg. Nachts in Rippach ein paar Stunden geschlafen. d. 3. Gegen 9 in Leipzig zu Oesern. um 10 fort. Hinter Holzwiessig vom Fürsten und Kaufmann eingehohlt. gegen 7 in Wörlitz." **G. Viehoff** (Goethe's Leben 3. Aufl. Bd. 2, S. 275) bezieht jene Einholung hinter Holzweissig „vom Fürsten" auf den Herzog und den Erbprinzen von Darmstadt und auch der neueste Herausgeber von **Goethe's** Tagebuch aus den Jahren 1776—1782, **Rob. Keil**, bemerkt dazu dieselben Namen. Da aber **Goethe** den Herzog Carl August gewöhnlich Herzog nennt, im Tagebuch auch nur von **einem Fürsten** die Rede ist und **Kaufmann** den 9. October von Weimar abgereist und nach Dessau gegangen war, dort auch am 4. November beim Fürsten gespeist hatte, so liegt, wenn nicht die entscheidendsten Belege dagegen vorgebracht werden können, die Annahme sehr nahe, der **Fürst L. Fr. Franz von Anhalt-Dessau** sei seinen Gästen entgegengereist und habe **Kaufmann**, der sowol dem Herzoge als Goethe speciell bekannt war, mit sich genommen*). Wir geben uns nicht die eitle Mühe, die Gefühle **Goethe's** bei seiner Bekanntschaft mit dem Fürsten zu zergliedern und erinnern dafür lieber an das, was er später in „**Dichtung und Wahrheit**" (G's. Werke, vollst. Ausg. letzter Hand, 1829 ff., Bd. 25. S. 181 ff.) rücksichtlich seiner Sehnsucht im J. 1768 sagt. Damals hatte sich das Gerücht von Winckelmann's Reise zum Fürsten verbreitet und Goethe und

---

*) Vgl. hierzu die Stelle in **Riemer's** Mittheilungen über Goethe (II. S. 36, 37), auf der wahrscheinlich die herkömmliche Deutung beruhet: „Es war daher ein Glück, daß G. den 2. December nach Leipzig und von hier nach Dessau zu reisen Veranlassung fand, oder wie **Wieland** es nennt, auf Abenteuer zu ziehen. Unterwegs hinter Holzweissig vom Herzog, dem Erbprinzen von Darmstadt und Kaufmann eingeholt, blieben sie alle bis zum 20. Decbr. in Wörlitz ..."

einige seiner Leipziger Freunde, weit entfernt, sich in die Nähe jener hohen Geister drängen zu wollen, hatten doch schon „Ritt und Fahrt nach Dessau*) verabredet", um dort von ferne „die erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu sehen". „Der Fürst von Dessau hatte sich zu einer gleichen Achtung [wie Winckelmann] emporgeschwungen. Jung, wohl- und edeldenkend, hatte er sich an seinen Reisen und sonst recht wünschenswerth erwiesen [sic!]. Winckelmann war im höchsten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er seiner gedachte, mit den schönsten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geschmack zur Baukunst, welchen von Erdmannsdorff durch seine Thätigkeit unterstützte, Alles sprach zu Gunsten eines Fürsten, der, indem er durch sein Beispiel den übrigen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldenes Zeitalter versprach." Ob der Fürst den jugendlichen Dichter auch nur mit annähernd ähnlicher Sehnsucht erwartet habe, bleibt dahin gestellt. Nach einem später vollständig anzuführenden Ausspruche des Fürsten war Goethe als Dichter wenigstens demselben nie näher getreten, und so auffallend dies Wort im Munde eines so hoch begabten und richtig empfindenden Fürsten erscheinen muß, haben wir es doch zu beachten und dürfen es uns vielleicht aus der entschieden auf das Reale, Sinnenfällige und Praktische gerichteten Geistesweise des Fürsten, der leicht alle Poesie, selbst die Goethe'sche, abstract erscheinen mochte, auch erklären. Goethe, den Dichter, mag wol die Gemahlin des Fürsten, die Fürstin Luise, deren Lectüre lange Zeit fast ausschließlich den Dichtern galt, mehr als ihr Gemahl zu würdigen verstanden haben und das Geschenk, das Lavater mit Goethe's Iphigenie (von L.'s Hand geschrieben und zwischen Goethe's beiden Prosabearbeitungen mitten inne stehend, jedoch in Versen, aufbewahrt in der herzogl. Bibl. zu Dessau) dem Hofe machte, galt, wie auch die Ueberlieferung berichtet, nicht dem Fürsten, sondern der Fürstin. In der Umgebung des Fürsten aber waren zwei Männer, die Goethe'n mit besonderer Freude erwarten mochten, Ge. Heinr. v. Berenhorst und Behrisch. Nicht als ob Berenhorst alles Goethe'sche gutgeheißen, selbst alle poetischen Producte Goethe's gebilligt hätte. In dem von E. v. Bülow herausgegebenen Nachlasse B.'s finden wir die nüchternsten Urtheile z. B. über Stella (1776) und Claudina von Villabella (1776), die wol werth wären, wieder einmal abgedruckt zu werden: aber freilich den Götz von Berlichingen (1773) nennt er „mit allen ihm anklebenden Unvollkommenheiten ein Meisterstück" und bekennt: „Seit Yorick's empfindsamen Reisen habe ich nichts gelesen, was so sehr mit meinem ganzen Ich zusammengeflossen wäre"; und über „Götter, Helden und Wieland" (1774) bemerkt er: „Ich bin weit entfernt, dem Farceur (Goethe'n) in Allem, ja auch nur in dem Meisten Recht zu geben. . . . Allein so viel ist gewiß, sie (die „Pasquinade") ist voller Salz und beißend, sehr im Lucianischen Geschmacke. Und Wieland kann von Zeit zu Zeit eine Dosis von etwas Niederschlagendem und Dämpfendem nicht anders als gesund sein. Als satyrische Meisterzüge bemerke ich: Wieland kläglich: Sie haben mir ihn nachgedruckt. Und Wieland erwachend: Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden, was kümmerts mich?" Und Behrisch rief gleich in dem alten vertraulichen Leipziger Tone Goethe'n entgegen: „Hab' ich es Dir nicht gesagt? war es nicht gescheidt, daß Du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß Du gewartet hast, bis Du etwas ganz Gutes machtest? Freilich schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammen geblieben, so hättest Du auch die andern nicht sollen drucken lassen, ich hätte sie Dir auch geschrieben und es wäre eben so gut gewesen." G. fügt bei Eckermann (II., 178), dem er den Vorgang mittheilt, hinzu: „B. war noch ganz der Alte. Er war bei Hofe sehr gelitten, ich sah ihn immer an der fürstlichen Tafel." Es ist unerfindlich, weshalb Viehoff B.'s Worte durchaus in das Jahr 1778 verlegen will.

Was Goethe's Stimmung auf der Reise und in Wörlitz betrifft, so finden wir glücklicherweise in den Briefen an Frau von Stein hinreichendes Material. Er hatte die Reise in großer Aufregung angetreten. Den 26. November hatte Lenz die bekannte oder vielmehr unbekannte „Eselei" gemacht, nach welcher ihm, auf seine schriftliche Bitte am 30., noch ein Tag Frist stillschweigend verwilligt wurde, dann mußte er Weimar verlassen (s. Riemer II., 36) und Goethe riß „die ganze Sache so an seinem Innersten, daß er erst daran wieder spürte, daß es tüchtig war und was aushalten konnte". Sonntag den 1. December schreibt er: „Ich sollte gar nichts schreiben, denn ich weis nicht, wie mir ist, die Reise muß wohl gut sein, da sie mich aus der tiefsten Verwirrung meinselbst herausreißt." Montag den 2. December früh um ½7 richtet er noch ein Zettelchen zum Abschied an Frau v. St. ein, das er aber zuerst dem Herzoge übergiebt. Der Herzog schreibt: „Lebe wohl, liebe, beste Frau, alleweile reisen wir, der Mond ist jetzt noch unser Begleiter, er scheint himmlisch schön. Leben Sie ja recht vergnügt und empfangen Sie von uns diesen collegialen Abschied. C. A." Und Goethe fügt bei: „Ich preise die Götter, die uns bei den Schöpfen fassen und uns gleich jenen Propheten mit unsern Reisbreitöpfen abseits tragen. Adieu Beste. Meine Gedanken wachsen aus Ihren Zwiebeln. Geb' es schöne Blumen! G." „Montag, den 2. Decbr., Abends 8. — Wir sind in Rippach, werden bis Mitternacht ruhen und dann im Mondschein nach Leipzig. Dieses Blatt kriegen Sie erst Donnerstags. Mir ist in all meinen Verwirrungen immer ein freudiger Aufblick, wenn ich an Sie denke .. Gute Nacht. Sie sind immer gleich und ich wie der Mond in seinen Veränderungen sich auch gleich! Eben hier schrieb ich vor dreiviertel Jahr an Sie mit eben dem Herzen. Gute Nacht. G." In der Nacht vom 2. zum 3. Dec. „verfertigt er in der Schwachheit seiner Sinne den 1. Act" (wahrscheinlich von Lila, das für den Geburtstag der Herzogin Luise bestimmt war) und besorgt den 3. in Leipzig ein Band, das die Freundin auf der Redoute ihm zum Gedächtniß tragen soll. Endlich Donnerstag, den 5. Dec., schreibt er von Wörlitz: „Liebste Frau wir sind auf dem Lusthause Wörlitz von dem ich Ihnen viel erzählen will. Vielleicht zeichn' ich Ihnen was. Wir sind bald in die Leute gewohnt, sie bald in uns. Wir hetzen uns mit den Sauen herum und mir thut's besonders wohl, daß so viel Neues um mich herum lebt. Hernach bin ich einmal wieder schnell in meinem Garten und bei Ihnen. Gute Nacht, liebe Frau, ich sage Ihnen weiter nichts, denn Sie wissen Alles. G." Mündliche Ueberlieferungen, die sich an diesen Aufenthalt Goethe's in Wörlitz knüpfen, bezeichnen noch die Bank (vor dem Schlosse, dem Hinaustretenden zur Rechten), auf der G. gern gesessen, gezeichnet und geschrieben, und erwähnen noch eines ausgelassenen, ganz den Charakter der Genieperiode tragenden Spieles, bei dem unser Dichter fast um das Leben gekommen wäre. Die Gesellschaft befand sich in der Nähe der Roseninsel, der See war leicht gefroren. Man begann ein Belagerungsspiel, bei dem ein Theil der Gesellschaft die Insel mit Schwärmern und Raketen vertheidigte, während sie der andere mit gleichen Waffen angriff. Plötzlich vernimmt man von der Landseite Goethe's Stimme. Er ruft nach einem „recht großen" Schwärmer und diesen in der Hand eilt er über das Eis dem Feind in den Rücken. Dicht an der Insel bricht aber das Eis und der Rufer im Streit sinkt so tief, daß er nur mit Mühe gerettet werden kann. Von besonderen Aeußerungen Goethe's über den Fürsten führen wir jetzt nur eine an, die,

*) Bei C. W. Justi, Winckelmann u. s. w. 1872, 2. Bd., 2. Abth. S. 424 ist hier (wol nur durch einen Druckfehler) „Dresden" zu lesen.

wiewol sie einer späteren Zeit angehört, dennoch auf Eindrücken der ersten Begegnung beruhen mag, nämlich die Bemerkung Goethe's in seinem „Winckelmann und sein Jahrhundert" über das hohe, ruhige Wesen des Fürsten. So sagt er S. 438, daß es neben Anderem in W.'s Herzen und Phantasie als Lockung widertönte, „den Fürsten von Dessau wieder zu sehen, dessen hohe, ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete". Allgemeineren Aeußerungen Goethe's über das geistvolle, anziehende Wesen des Fürsten werden wir noch im Laufe unserer Darstellung begegnen.

Vom 4. bis 19. Dec., also vom Wörlitzer Aufenthalte selbst, ist in G.'s Tagebuch nichts eingetragen. Der in den Grenzboten (1874, S. 379—381) von Burckhardt veröffentlichte Auszug hat: „2. Dec. nach Wörlitz. 3—19. dort umher gehetzt und gejagt." Aus welcher Quelle B. diese Notiz geschöpft, lesen wir nicht. Am 20. Dec. erfolgte die Abreise. Der Herzog ging mit seinen Begleitern über Leipzig und Goethe bemerkt in seinem Tagebuche: „d. 20. In Leipzig. Aufs Theater. Zu Steinaus. Winkler's Cabinet. Akademie [nach einer 2. Lesart etwas anders]. d. 21. Von halb 7 bis gegen 3 Nachmittags von Leipzig bis Weimar Courier geritten, mit dem Herzog." Zu Weihnacht war auch Kaufmann wieder in Weimar.

Im Juni des nächsten Jahres erwiderte der Fürst den Besuch in Weimar. Er war anfangs des Monats mit der Fürstin in Sandersleben und während letztere d. 2. nach Dessau zurückkehrte, ging er an demselben Tage nach Weimar. Den 3. zeichnet G. in seinem Tagebuche an: „Erschien der Fürst von Dessau früh bey mir im Garten" und an demselben Tage (einem Dienstag) schreibt er an Frau v. Stein: „. . Wir sind mit dem Fürsten von D. u. freuen uns eines neuen Wesens. Adieu Beste. G." Den 9. reiste der Fürst, von Goethe bis Auerstädt begleitet, wieder ab (vgl. G. Tageb.) und kam Abends 11 Uhr wieder in Dessau an (vgl. Berenh. Tagesbemerk.). Man darf annehmen, daß der Besuch des Fürsten die Geister noch mehr zusammengeführt, die Herzen noch inniger verbunden hatte, denn schon im Mai 1778 sehen wir den Herzog und Goethe wieder in Wörlitz. Goethe war den 10. Mai nach Leipzig gereist, seinen alten Freund und Lehrer Oeser zu besuchen. Nach ihm traf der Herzog gleichfalls in Leipzig ein und darauf auch noch der Fürst. Goethe bemerkt in seinem Tagebuche: „d. 11. bey Oesern. Roßmarkt. In der Stadt herum. Der Fürst*) kam gegen Mittag. Vorschlag mit ihm zu gehen. Kurzgefaßter Entschluß." Den 13. früh um 6 Uhr reiste die Gesellschaft von Leipzig ab und kam Nachmittags um 3 Uhr in Wörlitz an. Allerdings sollte der diesmalige Aufenthalt, da der Herzog eilig nach Berlin weiter reisen wollte, nur kurz sein, nicht einmal ganz 24 Stunden dauern, und überdies war er nicht einmal von hellem Wetter begünstigt. Sogleich nach Tisch wurde eine Promenade durch den Park gemacht und zwar, wie G. in s. Tageb. bemerkt, im Regen. „Wie das Vorüberschweben eines leisen Traumbildes." Dennoch verdanken wir gerade diesem Aufenthalte G's. die schönsten Worte über Wörlitz. Er schrieb sie am folgenden Morgen in der Frühe an seine Weimarische Freundin, Frau v. Stein: „Wörlitz, Donnerstag (d. 14. Mai)... Hier ists jetzt unendlich schön. Mich hats gestern Abend wie wir durch die Seen Canäle und Wäldchen schlichen sehr gerührt wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist wenn man so durchzieht wie ein Mährchen das einem vorgetragen wird und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder, in der sachtesten Mannigfaltigkeit fliest eins in das andere, keine Höhe zieht das Auge in das Verlangen auf einen einzigen Punkt, man streicht herum ohne zu fragen wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend und das ganze hat die reinste Lieblichkeit . . ." Nach Beendigung seines Briefes scheint G. dann noch eine Gondelpartie durch den Park gemacht zu haben (vgl. Tageb. „d. 14. früh zu Schiffe") und um 2 Uhr Nachmittags reiste der Herzog ab. Goethe wurde ein Stück von Behrisch begleitet und bemerkt darüber a. a. O.: „Begleitet von Berischen mit gescheiten Bemerkungen dumm ausgedrückt et vice versa..."

War dieser Aufenthalt in Wörlitz so über alle Maßen kurz, so sollte ein zweiter auf der Rückreise dafür entschädigen. Den 21. Mai war auch der Fürst nach Potsdam gekommen (es handelte sich damals um die Vorverhandlungen für den bayerischen Erbfolgekrieg) und d. 23. reisten die beiden Fürsten mit ihren Umgebungen früh ab und gelangten über Wittenberg und Koswig*) um 5 Uhr Nachmittags nach Wörlitz. Ueber den nunmehr folgenden Aufenthalt G's. am Dessauer Hofe bis zum 29. Mai geben uns die Tagebuchsbemerkungen G's., weniger seine Briefe an Frau von St. einigen Aufschluß. In seinem Tagebuch lesen wir:

„d. 24. Früh gezeichnet. Nachmittag spazieren gefahren.
d. 25. kam die Bernburger Herrschaft.
d. 26. Früh gezeichnet. Abend über den Vogelheerd auf Dessau. Basedow.
d. 27. Früh auf Aken. Manöver. Bey Prinz von Bernburg gegessen. General Knobelsdorf. Marwitz. Petersdorf, Kleist, Lossow. Prinz v. Nassau, Herzog v. Holstein.
d. 28. In Dessau. Früh geschrieben, vertrödelt. Theater. Bauwesen. Mittag Hof. Abends Concert."

Die Zeilen, welche G. am Tage nach seiner Ankunft, Sonntag, den 24. Mai, von Dessau aus an Frau v. St. schrieb, versichern die Freundin seiner Liebe und Sehnsucht, bringen ihr zugleich die Verse, mit denen ihn die Karschin in Berlin ihrer Gewohnheit gemäß angesungen, erwähnen aber nichts von Dessau oder Wörlitz. Im Briefe von Donnerstag (einem Himmelfahrtstag) den 28. Mai heißt es: „Dessau. Ich dachte, wir würden schon heut auf der Rückreise sein, so aber kriegen Sie erst noch einen Brief. Wir sind nun mitten im Soldatenwesen und haben gestern wieder ein schön Manöver bei Aaken gesehen. Es ist sehr hübsch so viel neue Menschen und von einer eignen Art zu sehen. Unter den Generals und Offiziers ist manch tüchtiger und staatlicher Mann. Die übrige Zeit haben wir sehr friedlich in Wörlitz zugebracht wo ich Ihnen auch Etwas gezeichnet habe." So ganz wörtlich dürften demnach die Zeilen Wieland's an Merck über diese Reise nicht zu nehmen sein: „Der H. und Goethe sind nach Leipzig und von da mit dem Fürsten von Dessau nach Dessau und Wörlitz abgegangen, wo sie itzt wie die seligen Götter leben und Sauen hetzen wie die Garamanten." Die Dessauer Sauhetzen scheinen damals in Weimar so sprichwörtlich geworden zu sein, daß sich Wieland einen Aufenthalt am Dessauer Hofe wahrscheinlich ohne solche Distraction nicht zu denken vermochte. Interessant ist es, von diesem Aufenthalte zu erfahren, wie sich die Beziehungen G.'s zum Fürsten durch die gemeinsamen Interessen für Baukunst, Erziehungswesen, Theater und Musik wiederum fester und inniger gestaltet haben werden. Zugleich bemerken wir, daß der von Goethe besuchte Vogelheerd damals zu einer großen Parkanlage, dem nachmaligen Luisium, umgewandelt wurde. Auch mag in diesen letzten Aufenthalt (wir vermögen sogar nach dem Obigen annähernd das Datum zu bestimmen) jene Scene fallen, welche Matthisson so anschaulich beschreibt. „In früheren Zeiten," erzählt Matthis-

*) Auch hier glauben wir wieder gegen die bisherige Annahme an den Fürsten L. Fr. Franz von Anhalt-Dessau denken zu müssen. Daß derselbe jetzt in Leipzig war, geht auch aus den Worten G.'s vom 12. an Frau v. Stein hervor: „Morgen gehn wir mit dem Fürsten nach Dessau."

*) In Goethe's Tagebuch liest man Koschwitz.

son im J. 1795 (vgl. Schriften von Fr. v. M, Ausg. letzter Hand, Bd. III. S. 351), „besuchte Goethe in seines fürstlichen Freundes Gefolge Wörlitz oft auf mehrere Wochen. Einst an einem heitern Sommernachmittage [müßte allerdings nach unserer Auffassung ein Nachmittag im Mai gewesen sein] gesellte man sich unter der Vorhalle des Schlosses zusammen. Die Fürstin war mit einer Stickerei beschäftigt, der Fürst las etwas vor, Goethe zeichnete und ein Hofcavalier überließ ohne Zwang und Sorge sich indeß der behaglichen Verführung des Nichtsthuns. Da zog ein Bienenschwarm vorüber. Goethe sagte: Die Menschen, an welchen ein Bienenschwarm vorüberstreicht, treiben, nach einem alten Volksglauben, dasjenige, was gerade im Augenblicke des Ansummens von ihnen mit Vorliebe getrieben wurde, noch sehr oft und sehr lange. Die Fürstin wird noch viel und noch recht köstlich sticken, der Fürst wird noch unzähligemal interessante Sachen vorlesen, ich selbst werde gewiß unaufhörlich im Zeichnen fortmachen und Sie, mein Herr Kammerherr, werden bis ins Unendliche faulenzen." M. erzählte jedoch dies nicht als Augenzeuge*), wie der Kritiker in der „Kölner Ztg." vom 15. Juli 1864 behauptet, und ebenso dürfte auch die Ansicht jenes Kritikers unbegründet sein, daß diese Scene im Sept. 1781 stattgefunden habe, da sie nicht allein durch ihren allgemeinen Charakter in eine etwas frühere Zeit Goethe's zu gehören scheint, sondern auch wol die Bienen eher einmal gelegentlich im Mai, als die Linden dicht vor dem Schlosse blühten, durch die Vorhalle des Schlosses gezogen sein mochten, als im September. Darin aber hat derselbe offenbar Recht und wir constatiren dies hier für eine spätere Erwägung, wenn er sagt, solche Aeußerung klinge nicht nach höfischer Gemessenheit, wie denn überhaupt in damaliger Zeit von steifer höfischer Zurückhaltung bei Goethe nicht die Rede sein könne. Erzählte G. doch selbst Eckermann einmal, daß er in Gotha nicht gut angeschrieben sei, weil er dort den beiden hereinspringenden und zu ihrer Mutter an den Tisch kommenden Prinzen mit den Händen in die Haare gefahren sei und sie gefragt habe: „Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?" Vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, fügte er hinzu, habe er nie viel Respect gehabt. Nun freilich war G. nicht in allen Augenblicken derselbe und trotz tausend Unbefangenheiten in seinen Aeußerungen konnte er doch zu Zeiten durch Gemessenheit und Schweigsamkeit peinlich auf seine nächste Umgebung wirken.

Die Rückreise des Herzogs geschah über Allstedt und den 1. Juni Nachmittags Ein Uhr trafen die Reisenden wieder in Weimar ein. Die Kunde davon erreichte sogleich Wieland, der uns in einem Briefe von demselben Tage ein erwünschtes Denkmal hinterlassen hat, wie hoch man damals G.'s Einwirkung auf den Herzog anschlug und wie sehr man sich auch in Weimar des Wörlitzer Verkehrs Beider freute. „So eben höre ich," schreibt Wieland an Merck, „daß der Herzog und Goethe wieder angekommen sind. Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernste, zu Leipzig, Dessau, Berlin ist alle Welt von unserm Herzog ganz eingenommen. Das hat Bruder Wolf hübsch gemacht!!" Und in einem Briefe vom 3. Juni heißt es vom Herzoge weiter: „Sein Anschauen war mir eine wahre Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird."

Nachdem der Fürst noch in demselben Jahre (den 10. August, s. Geburtstag) einen Gegenbesuch in Weimar gemacht, trat eine längere Pause im Verkehre ein. Vom 9. bis 15. Sept. 1779 hielt sich Prinz Constantin von S.-Weimar mit seinem Erzieher von Knebel in Wörlitz auf, aber der Herzog und Goethe begegneten dem Fürsten erst wieder während der Ostermesse im April 1780 in Leipzig, worüber G.'s Worte in seinem Tagebuche (a. a. O. S. 222) zu vergleichen: „Waren in Leipzig. Vergnügte Tage. Der Fürst von Dessau war da mit Erdmannsdorf. Ich gewinne viel Terrain in der Welt."

Wahrscheinlich infolge einer in Leipzig getroffenen Verabredung sehen wir den Herzog Carl August, seine Gemahlin, die Herzogin Luise und den Prinzen Constantin nun schon am 2. Juni wieder auf der Reise nach Wörlitz. Der Herzog schreibt von seinem Aufenthalt daselbst an Knebel: „Wörlitz, den 7. Juni 1780: Seit Sonnabend passe ich auf, um eine Stunde zu finden, in welcher ich Dir schreiben kann, mein lieber Knebel, aber ganz umsonst; denn spät steht man auf, dann die Frühstücks-Session, welche Du kennst, darnach wird geritten oder gegangen, und im übrigen Tage ist nicht daran zu denken. Jetzt brauche ich ein halbes Stündchen, das mir bleibt, um meinen versprochenen Brief wenigstens anzufangen.... Unsere Zeit geht sehr angenehm hin; der Fürst ist vertraulicher und freundschaftlicher gegen mich als jemals. Es ist doch eine der schönsten Seelen, die ich kenne. Ich habe nie Jemanden gesehen, der durch seine bloße Existenz mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe allen Denen, so um ihn sind, mittheilt, als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser bei ihm. Er ist trotz der Sinnlichkeit seines Wesens (denn daß er nicht im Mindesten der Abstraction fähig ist, sehe ich alle Augenblicke mehr) so rein und lauter, so gemäßigt und so liebevoll in seinem Leben, als vielleicht manche der Alten durch die tiefste Weisheit und größte Bearbeitung ihrer selbst zu sein nicht erlangt haben. Der Vogelheerd, welchen ich vor 2 Jahren in der Arbeit sah, ist mit außerordentlicher Liebe und Sorgfalt angelegt. Meiner Frau scheint der hiesige Aufenthalt wohlzuthun; bei Naturen ihrer Art spürt man die Wirkungen erst spät und in der Folge. Mein Bruder ist wohl und recht brav. Ich muß den Brief unterbrechen, denn es wird zum déjeuner geblasen. — Den 8. Juni. Einen alten Kriegs-Cameraden von Dir habe ich hier kennen lernen, es ist der ehemalige Capitän, jetzt Major Scott von Eurem Regiment .. Er ist dem Fürsten sehr ergeben, und da er ihn lange nicht gesehen hatte, war seine Freude ordentlich rührend .. Obrist Pful ist auch hier; er hat eine Gräfin Anhalt zur Frau, welche stocktaub ist. Wie lange ich hier bleibe, weiß ich noch nicht; Sonnabend oder Sonntag gehen wir vermuthlich." Inzwischen hatte sich die Herzogin Luise mit ihrer Schwester, der damaligen Kronprinzessin, nachherigen Königin von Preußen, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, in Treuenbrietzen Rendez-vous gegeben, war mit derselben nach Beelitz gegangen, die Kinder zu sehen, hatte in Potsdam Thee getrunken, dann noch an demselben Abend mit der Schwester die Rückfahrt nach Treuenbrietzen unternommen und war am nächsten Tage wieder in Wörlitz eingetroffen. Sonnabend Nachmittag verließ sodann der Weimarische Hof Wörlitz, erreichte Abends Leipzig, der Herzog hörte Sonntag Zollikofer predigen, die Herzogin besuchte das Winkler'sche Cabinet und besah die Stadt und Montag den 12. traf man wieder in Weimar ein, der Herzog Mittags zu Pferd, die Herzogin Abends mit Oeser im Wagen (vergl. Knebel's Nachlaß I., S. 116). Wie zufrieden sie Alle mit ihrer Reise waren, sagen Goethe's Briefe an Frau v. Stein (I., S. 313) und an Knebel (I., S. 18). Im Briefe an Knebel, der übrigens falsch datirt sein muß und wahrscheinlich den 14. Juni (nicht den 4.) geschrieben ist, setzt G. hinzu: „Die Wöllwarth hat eine kindische Freude, in

*) Matthisson trat bekanntlich erst im J. 1795 in die Dienste der Fürstin.

Potsdam gewesen zu sein. Ich habe indeß meinen Gothaischen Besuch abgelegt . . Oeser ist hier . ."

Als der Herzog im J. 1781 nach Dessau und Wörlitz ging, blieb Goethe in Weimar zurück. Carl August fand im Fürsten damals „eine neue Berg-Art", er bemerkte an ihm Vermischungen, die er sich nie hatte träumen lassen, und eine Reichhaltigkeit, wie er sie nie bei solchen Versetzungen vermuthet. „Ich halte," fährt er in einem Briefe an Merck fort, „für ein gutes Mittel, über die menschliche Natur Lichter zu bekommen, wenn man sich nie zuläßt, ein Factum zu überhüpfen, weil es uns inconsequent vorkommt; geht man jedem scharf nach, so findet man solche seltsame Verbindungen und Zusammenhänge, daß, hat man sich an allgemeine Begriffe gewöhnt, man durch die Widersprüche zum Narren werden möchte. Sachen und Säfte, welche man sonst für lauter Gift gehalten hätte, findet man bei manchen Menschen so nothwendig vermischt, daß nicht nur uns diese Mischung wohlthut, sondern daß man wirkliche Lücken in einer solchen Zusammensetzung finden würde, wäre sie auf einem oder dem anderen Flecke nach unseren angenommenen Begriffen besser. Man findet Farben, welche uns einzeln häßlich scheinen, in so sonderbaren Vermischungen die herrlichsten Tinten hervorbringen."

In demselben Jahre war auch Bertuch mit Kraus in Wörlitz. Am 16. Juni 1781 schreibt Ersterer von Weimar aus an Merck: „Meine Reise mit Freund Kraus nach Dessau war sehr vergnügt und hat mir alle gehoffte Zufriedenheit gewährt. Der Fürst, ein vortrefflicher Herr, hat uns einige glückliche Tage in seinem Wörlitz gemacht; und Hr. v. Erdmannsdorff, Behrisch und Hofrath Herrmann sind auch wackere Männer, bei denen es einem sehr wohl ist." Bertuch hatte damals ein besonderes Interesse an der „Buchhandlung der Gelehrten und Künstler" und berichtet seinem Freunde Merck ziemlich ausführlich darüber (vergl. Briefe an Merck, Darmst. 1835. S. 295).

Ein geräuschvolles Treiben hatte Goethe ins Jahr 1781 hinübergeführt, das auch bis in den Spätsommer anhielt. Endlich sollte auch er noch in diesem Jahre Erholung und Erfrischung in Wörlitz finden, vielleicht vom Herzoge dazu veranlaßt, der, wie es scheint, ihn in seinem Auftrage zur Beglückwünschung der Fürstin an ihrem Geburtstage, den 24. Sept., dorthin schickte. Sonntag, den 16. Sept., bemerkt G. an Frau v. Stein: „Zugleich melde ich Dir, daß ich mich verrechnet habe, daß der Geburtstag der Hoheit den 24sten ist und daß ich Sonnabend Nachmittags oder Sonntags ganz früh weg muß, wenn ich zu diesem Feste kommen will. Richte Fritzens Bagage danach ein." Den 21. Sept. meldet er Knebel: „Ich habe den schnellen Entschluß gefaßt, morgen auf Dessau zu gehen und mein langes Außenbleiben dadurch wieder gut zu machen, daß ich auf der Hoheit Geburtstag und zu den dabei angestellten Spielen und Festen komme", und Sonnabend, den 22. Sept., schreibt er an Frau v. Stein weiter: „Es wird mir doch mitten in der Abreise-Zerstreuung unheimlich von Ihnen zu gehen. Adieu Beste. Sobald es möglich bin ich bei Dir und nehme mit großer Freude Dein liebes Unterpfand mit. . . Ich hoffe diese Reise soll Fritzen wohlthun." Noch an demselben Tage fährt er in seinen Mittheilungen von Merseburg aus fort: „Mit Fritz an einem Tische habe ich eine Kanzlei aufgeschlagen. Er ist recht gut, lieb und rein. Christus hat recht, uns auf die Kinder zu weisen, von ihnen kann man leben lernen und selig werden. Ohne den mindesten Zufall hat unsere Tagereise sich geendet, die ewigen Stoppeln machten Fritzen Langeweile, indessen ich an einigen Gedichten mich sinnend ergötzte, die ich in das Tiefurter Journal schicke, von da aus sie erst meiner Besten die Cour machen sollen." Am 23. gegen Abend, wie Berenhorst's Tagesbemerkung sagt, kam Goethe mit Fritz v. Stein in Wörlitz an. Den 24. wurde der Geburtstag der Fürstin wie gewöhnlich auf dem Drehberge bei Wörlitz gefeiert und es fehlte nicht an Gästen. Schon Abends vorher, kurz nach Goethe, kam der Bruder des Fürsten, Prinz Hans Jürge an und während des Festes selbst traf noch „der Prinz von Berenburg mit seinem Adjutanten" ein. G. blieb, wie es scheint, noch einige Tage nach dem Feste in Wörlitz und traf erst Sonntag, den 30. Sept., gegen Mitternacht wieder in Weimar ein. Da Frau von Stein in Kochberg war, schreibt er ihr Montag, den 1. Oct. dorthin: „Heut Nacht gegen zwölfe sind wir wieder angekommen. Fritz ist gar brav, es ist davon viel zu erzählen. . . Alles ist nach Wunsch gegangen. Ich komme beladen wieder zurück. Ein halbes Jahr in der Welt würde mich sehr weit führen. . . Einige sehr schöne Bekanntschaften habe ich gemacht. . . Auch hab ich Dir ein Gedicht [„der Becher"] gemacht, das Du durch den Weg des Tiefurter Journals sollst zu sehen kriegen. . . Meine Liebste, ich habe mich immer mit Dir unterhalten und Dir in Deinem Knaben Gutes und Liebes erzeigt. Ich hab ihn gewärmt und weich gelegt, mich an ihm ergötzt und seiner Bildung nachgedacht."

Im Juni 1782 weilte der Fürst mit seiner Gemahlin eine Woche zu Weimar. Der Herzog war damals gerade damit beschäftigt, Goethe die Führung der Kammer-Angelegenheiten zu übertragen und der Fürst konnte sich von Neuem von dem Vertrauen des Herzogs zu seinem Freunde überzeugen. Wie innig die Verehrung des Herzogs für den Fürsten damals war, mag uns das Denkmal beweisen, das er demselben kurze Zeit nachher im Parke errichtete. Die Herzogin vor Allen bedauerte die baldige Abreise des Dessauer Hofes sehr schmerzlich, wie Goethe's Brief an den Herzog (vgl. Briefw. u. s. w. Bd. I, S. 27) beweist. Am 29. Juli kam der Fürst auf der Rückreise aus der Schweiz wieder in Weimar an. Goethe meldete es noch an demselben Tage Lavater, dem er gönnte, daß er diesen merkwürdigen Sterblichen auch kennen gelernt habe, und bat den Züricher „Propheten" um sein Urtheil über den Fürsten. Den 9. August schrieb er weiter: „Der Fürst hat mir einen Geruch Deines Paradieses schon an seinen Kleidern mitgebracht." Lavater's Antworten fehlen. Am 4. October erwidert Goethe: „Was Du von dem Fürsten von Dessau sagst, bestätigt mein Verhältniß zu diesem würdigen Manne noch mehr. Zwar sind wir bisher einander noch nichts geworden und ich bin alle Tage auch gegen gute und treffliche Menschen weniger andringend, genug, wenn man weiß, daß eine schöne und große Natur irgendwo existirt, und daß man sie, wie es so tausendfältig geschieht, nicht verkennt." — Der September kam und am weimarischen Hofe rüstete man sich zur Fahrt nach Wörlitz. Der Herzog verließ Weimar schon den 2., ging nach Dessau und wandte sich von da nach Dresden, „um sich im Lager, womit der Churfürst in diesen Tagen Parade machte, zu produciren" (Wieland an Merck, 6. Sept. 1782). Nach dem Herzoge reiste die Herzogin-Mutter Anna Amalie ab und Berenhorst's Tagesbemerkung vom 23. Sept. berichtet uns, daß der weimarische Hof an diesem Tage Abends um 8 Uhr in Wörlitz anlangte. Er schreibt: „Nachmittags fahre ich nach Wörlitz. Abends um 8 Uhr langen daselbst an der Hertzog von Weymar mit seiner Frau Mutter; in ihrem Gefolge sind die Kammerherrn von Einsiedel und Ober F. Meister von Wedell, Frls. v. Göchhausen und v. Stein. Auch ist der Herr von Miltitz mit zu Wörlitz. Desgleichen kommt der Preuß. Gesandte von Alvensleben mit dem Hertzog an." Am 24. war sodann die jährliche Feier auf dem Drehberge bei Wörlitz, zu der sich noch viele andere Fremde einstellten, u. a. der Domherr von Schmiesing und Gleim aus Halberstadt. Der Herzogin-Mutter gefiel es ausnehmend in Wörlitz, sie blieb bis zum 30.*) und als

*) Berenhorst bemerkt: „30. Sept. morgens gegen 8 Uhr reiste die Frau Hertzogin Wittib mit ihrem Gefolge wieder ab."

sie nach Weimar zurückgekehrt war, konnte sie nicht ruhen und rasten, bis sie ihr geliebtes Tiefurt in einen, wie sie sagen zu können wünschte, jenem beinahe ähnlichen Zustand gebracht hätte. „Kaum war ich wieder zurück," schreibt sie (vgl. Riemer a. a. O. II., S. 161), „so stürmt' ich mit Projecten los; mein armes Tiefurt war ganz erstaunt über meine erhabenen Ideen. Und in der That, die Hand wurde daran gelegt. Das Lohhölzchen wurde umgeschaffen und in einen solchen Zustand gesetzt, daß Faunen und Nymphen sich nicht zu schämen brauchen, ihren Aufenthalt darin zu haben." Einige Tage nach der Abreise der Herzogin Mutter verließ auch der Herzog Wörlitz. Der Fürst, der ihn bis Leipzig begleitet hatte, kehrte am 7. October Nachmittags um 4 Uhr wieder nach Wörlitz zurück. — Am Abend des 20. December begleitete Goethe den Herzog wieder zum Fürsten. Am Christabend (24. Dec.) ist er in Leipzig und schreibt von da an Frau von Stein: „Liebste Lotte, ich bin wieder hier, der Herzog geht die Nacht und ich bleibe. Den ersten Reisetag hatte ich Zahnweh, in Dessau wenig Guts und viel Langweile, der Fürst begleitete uns heute noch eine Stunde, das war der interessanteste Augenblick. Es ist ein trefflicher Mensch, es hat eine wunderliche Scene gegeben, die ich Dir erzählen will." Den 3. ist Goethe wieder in Weimar und den 6. schreibt er an Frau von Stein: „Schicke mir doch die Briefe aus der Schweiz, ich habe sie dem Fürsten von Dessau versprochen. Du sollst sie ohnversehrt wieder haben." Jedenfalls waren sich diesmal wol der Fürst und Goethe am meisten nahe gekommen.

Am 2. Februar erfolgte in Weimar die Geburt eines Erbprinzen, von dem Goethe schrieb, er wirke in seiner Wiege wie der Ballast im Schiffe durch die Schwere und Ruhe und in Beziehung auf den der Herzog etwas später (17. Febr. an Merck) bemerkte, es sei nun ein fester Haken eingeschlagen, an dem er seine Bilder aufhängen könne. Den 3. Febr. Vormittags, wahrscheinlich infolge der Anmeldung der Geburt, reiste der Fürst nach Weimar zur Gratulation und Taufe (15. Febr.) und kam erst am 9. (gegen 1 Uhr Morgens) wieder, nachdem Tags zuvor Nachmittag um 2 Uhr der Herzog von Württemberg mit der Gräfin Hohenheim, dem Husarengeneral v. Buwinghausen und dem Kammerjunker von Lützow zum Besuch in Dessau angelangt und im Ringe abgestiegen war. Den 10. Juni 1783 treffen Wieland, Bertuch und Kraus aus Weimar in Dessau ein. Den 13. begleiten sie den Fürsten nach Wörlitz, den 14. gesellt sich die Fürstin dort zu ihnen, Abends kehren sie nach Dessau zurück, den 15. verweilen sie noch in der Stadt und den 16. reisen sie außer Kraus, der sich wegen Zeichnungen von Wörlitzer Ansichten und dgl. zu längerem Aufenthalte einrichtete, wieder ab.

Den 12. Juli reiste der Fürst mit „Frantz Waldersee zum Markgrafen von Baden" ab, den 13. in der Frühe folgte ihm die Fürstin mit dem Erbprinzen und der Gräfin Luise von Anhalt. Der Fürst und die Fürstin wandte sich darauf mit ihrer Umgebung, begleitet vom Markgrafen, dem Erbprinzen und der Erbprinzessin von Baden, nach Baaden, wohin auch Lavater, den der Fürst im Sommer 1782 kennen gelernt hatte, eingeladen wurde und später ging die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme des Fürsten und seines Sohnes, des Erbprinzen, nach Zürich. Den 12. Sept. langten beide Letztere (Abends um 9 Uhr) wieder in Dessau an, wahrscheinlich veranlaßt durch die Anmeldung eines Besuches des Herzogs Carl August, der den 13. Sept. („Morgens, gleich nach 7 Uhr") eintraf. Nachdem sich die Fürsten an der Jagd ergötzt und das schöne Wörlitz genossen, reisten sie zusammen am 16. nach Brück (in der Mark), von wo sie den 18. (über Wörlitz) zurückkehrten, jagten dann noch den 19. in den Kühnau'schen und Aken'schen Forsten (der Hirsch wurde in der Elbe gefangen — die Parforcejagd dauerte 3½ Stunden) und trennten sich darauf nach der Tafel. Den 28. Sept. kam der Markgraf von Baden „mit seinem Erbprinzen" nebst Gefolge in Wörlitz an, verweilte zehn Tage beim Fürsten, mit dem er seit längerer Zeit sehr innig befreundet war, und reiste, von demselben begleitet, den 9. Oct. (früh um 6 Uhr) wieder ab. Der Fürst ging nach der Schweiz, von wo er den 26. Nov. mit der Fürstin, Franz von Waldersee und der Gräfin Luise von Anhalt wieder zurückkehrte, nachdem er unterwegs mit seiner gesammten Begleitung in Weimar vom 20. bis 24. November Halt gemacht. Bei allen während jener Tage in Weimar stattfindenden Hoffestlichkeiten war natürlich auch Goethe und am 23. Abends nahm derselbe vom Fürsten in aller Form Abschied. Wie gern in jener Zeit der Herzog Carl August mit dem Fürsten verkehrte, dürfen wir gewiß auch daraus ersehen, daß er selbst in diesem Jahre, nachdem er schon mehrere Male in Dessau und Wörlitz gewesen, noch einmal daselbst erscheint (am Tage nach des Erbprinzen Friedrich Geburtstag, den 28. Dec. Vormittags gegen 11 Uhr). Abends macht er hier einen Hofball mit, den 29. und 30. Dec. wird gejagt und den 31. verläßt er dann wieder den Fürsten, um den Jahreswechsel im Kreise der Seinen zu begehen.

Als der Fürst nach einem Besuche in Eisenach am Abend des 30. Juli 1784 mit dem Herzoge in Weimar angekommen war und nach einem Besuche in Tiefurt bei der Herzogin Mutter sogleich weiter reiste, begleitete ihn Goethe bis Auerstädt (vgl. Briefe an Frau v. Stein III, S. 78), jedenfalls ein Beweis, daß der Fürst an Goethe's Unterhaltung Gefallen fand, wenn er nicht vielleicht diesmal sogar noch ernstere Absichten mit der gemeinsamen Reise verband; denn wir dürfen nicht vergessen, daß damals der Gedanke des Fürstenbundes angeregt war und an den kleinen Höfen lebhaft discutirt wurde. Später unter dem 13. Sept. 1784 lesen wir in Berenhorst's Tagesbemerkungen: „Vormittags fahre ich nach Wörlitz; daselbst befinden sich der Fürst, die Fürstin, Pr. Friedrich, Printz Hans Jürge, der Herzog von Gotha, der Herzog von Weymar, der Gothaische Kammerherr von Lenthe, Erdmannsdorf, Harling, die Comt. Anhalt. Die beyden Grafen Gebrüder v. Stollberg mit ihren Weibern speisen allhier. Abends kurz nach 7 Uhr langt der Prinz von Preußen in Begleitung des Maj. Bischofswerder an." Wir sehen also eine recht ansehnliche Gesellschaft beisammen, die sich sogar in den folgenden Tagen noch vermehrt, den Herzog Carl August wieder gegenwärtig, freilich — wie schon seit Jahren — ohne Goethe. Goethe schreibt über diese Reise des Herzogs von Elbingerode aus (den 6. Sept.) an Frau v. Stein: „Der Herzog hatte einen unüberwindlichen Trieb nach Dessau, ging und lies mich mit Krausen von Goslar aus allein auf den Harz zurückziehen."

Abgesehen davon, daß im J. 1785 die norddeutschen Fürsten, und so auch Fürst Franz und Herzog Carl August viel in Sachen des projectirten Fürstenbundes verhandelten, liegen doch auch Nachrichten über rein freundschaftliche Berührungen des Dessauer und Weimarer Hofes vor. So war in den letzten Augusttagen der Fürst mit seinem Sohne, dem Erbprinzen Friedrich, am 15. Oct. der Prinz Hans Jürge und am 30. October wieder der Fürst in Weimar. Am 13. Mai 1786 weilte der Fürst von Neuem in Belvedere und am 18. Juli 1786 kam derselbe noch einmal, indem er zugleich Lavater mit sich brachte, der längere Zeit ein Gast des Dessauer Hofes in Wörlitz gewesen war. Beide, der Fürst und Lavater, kamen unmittelbar nach der Geburt einer Prinzessin nach Weimar und Goethe schreibt darüber witzig an Frau v. Stein (den 21. Juli): „Endlich meine Liebe ist das Kindlein angekommen, ein Mägdlein, und der Prophet gleich hinter drein. Die Götter wissen besser was uns gut ist, als wir es wissen, drum haben sie mich gezwungen ihn zu sehen. Davon sollst Du

viel hören. Er hat bei uns gewohnt. Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser." Am Morgen nach der Ankunft reiste der Fürst (Vormittags 10 Uhr) wieder ab und Lavater bald nachher. Lavater's Eindruck auf die Herzogin Mutter und Wieland war übrigens damals sehr gewaltig. Wieland soll ihm, als er in den Wagen stieg, die Hand geküßt haben und die Herzogin Mutter schrieb kurze Zeit darauf an Merck entzückt von des Gastes Liebe und Güte: „Wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle ebensogut bekleiden würde, als jetzt die von einem Premierminister Christi."

Am 18. April 1790 finden wir den Herzog zu Wörlitz, den 9. Mai geht der Fürst zu ihm nach Aschersleben, dann ist wieder vom 23.—26. April 1791 der Herzog in Wörlitz, vom 11.—17. August 1791 weilt wieder der Fürst, von Erdmannsdorff begleitet, in Weimar, den 13. Sept. kommt der Fürst nach Wörlitz zurück und bringt den Herzog mit, der den 15. Sept. weiterreist, Ende November ist Wieland in Dessau und Wörlitz, im Juni 1792 kommt der Fürst zur Taufe des Prinzen Bernhard nach Weimar, Ende Juni 1794 begleitet Goethe den Herzog nach Dessau (Wörlitz), Leipzig und Dresden, wo sie gute Stunden zubrachten, dann behauptet Goethe in den Gesprächen mit Eckermann, im J. 1801 noch einmal in Dessau gewesen zu sein, wo er mit dem nun altgewordenen Behrisch, der „einige sehr schöne Zimmer im Schlosse" bewohnte, zusammentraf*), endlich mag er auch wol im October des J. 1808 den Fürsten auf dem Tage zu Erfurt gesehen haben, aber mehr und mehr lösten sich die früheren Beziehungen und der Verkehr zwischen Wörlitz und Weimar wurde mit den Jahren immer spärlicher. In den Kriegsjahren seit 1806 blieben die Fürsten in ziemlich fleißiger Correspondenz, wovon die Archive zu Zerbst und Weimar Zeugniß geben, aber mit dem zunehmenden Alter kamen auch die beiden sonst so vertrauten Freunde erst weniger, zuletzt gar nicht mehr zusammen.

Ziehen wir nun aus dem Gesagten die Summa, so muß uns das Verhältniß des Fürsten zum Herzog Carl August für lange Zeit als ein sehr inniges erscheinen. Waren auch beide Fürsten ganz verschieden geartet, und mochte auch der Fürst an dem früheren Weimarischen Geniewesen, wie er es nannte, in dem der Herzog vollauf mitmachte, wenig Geschmack finden, so scheint er doch von Anfang an dem jüngern Herzoge ein warmes Interesse geschenkt zu haben, das ihm dieser mit hoher Verehrung dankte. Erinnern wir uns nur der geistvollen Charakteristik, welche der Herzog in den Briefen an Knebel und Merck vom Fürsten entwirft. Nicht so scheint sich das Verhältniß zu Goethe und umgekehrt gestaltet zu haben. Nach Reil's**) Darstellung war es ungefähr im J. 1811, als Herzog Franz bei einer längeren Spazierfahrt zu dem Verfasser (damals Propst in Wörlitz) sagte: „Goethe, mein lieber Propst, paßte nicht für mich. Er paßte besser zum Großherzog. Wir harmonirten nicht recht in Gesinnung und Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunstkenner und Freund der Alterthümer stand er mir schon näher, in manchen Stücken war er sogar weiter gekommen, denn er hatte tiefere Studien gemacht. In den Grundsätzen und Ansichten von der schönen Baukunst und ihren Werken waren wir nicht immer einig. Die Schauspielkunst, die ihn damals, als er mich zuweilen mit dem Großherzog, zuweilen allein besuchte, ganz besonders interessirte, ließ ich noch links liegen. Ich hatte mehr und Anderes zu thun. Nur, was die Gothische Baukunst und die schöne Gartenkunst anlangt, da mußte er mir den Preis zugestehen und vor mir die Segel streichen. Er hatte ja England nicht gesehen. Sonst war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höfisch-gemessen, manchmal unangenehm schweigsam. Auch spürte ich im Allgemeinen etwas von Inhumanität an ihm. Wir sind so auseinander gekommen." Diese Worte des Fürsten (damals 71 Jahre alt) fassen klar und bündig Alles zusammen, was sich über sein inneres Verhältniß zu Goethe sagen lassen wird und stimmen nach unserer Auffassung vollständig zu dem Bilde, das wir uns aus den vorangehenden Seiten vom Verkehr des Fürsten mit Goethe gebildet haben. Was der oben citirte Beurtheiler Fränkel*) in der „Köln. Zeitung" gegen diese Worte des Fürsten vorbringt, um zwischen beiden ein sympathisches Verhältniß glaubhaft zu machen, ruht auf schwachen Vermuthungen, zum Theil irrigen Voraussetzungen. Freilich die angebliche Empfehlung Kaufmann's an das Dessauer Philantropin, von der Fränkel spricht, hat das Verhältniß des Fürsten zu Goethe gewiß nicht gestört. Kaufmann, der Genieapostel in der grünen Friesjacke, war von Basedow, dem Gründer des Philantropins, selbst dringend nach Dessau eingeladen worden und hatte auch von diesem das Reisegeld erhalten. Ebenso aber auch scheint es uns gesucht, Lavater, wie jener Beurtheiler will, als das störende Element erscheinen zu lassen. Des Fürsten nüchterner, praktischer, auf das Reale, Sinnenfällige gerichteter Geist konnte mit Goethe weder in den früheren Zeiten, als bei Goethe das Geniewesen noch nicht ganz ausgetobt hatte, noch in den späteren Jahren, als Goethe von Italien zurückkehrend allen Sinn für gothische Baukunst und englischen Gartenstyl verloren hatte, ganz zusammenstimmen. Daß der Fürst dennoch Goethe wiederholt bei sich sah, daß Goethe dem Fürsten bisweilen auf Reisen Geleit gab, beweist nichts gegen diese Auffassung: Beide wußten sich eben hinreichend zu achten, um auch, ohne daß sie besondere Sympathie fühlten, dann und wann sich zu suchen und mit einander zu verkehren. Wenn aber der Fürst ausdrücklich das Vornehme, Höfisch-Gemessene und Unangenehm-Schweigsame, wie jenen angeblich inhumanen Zug als etwas Störendes in Goethe's Wesen hervorhebt, so dünkt uns, braucht man nach dem, was über Goethe bekannt ist, an diesen Worten nicht eben zu deuteln. Wo Goethe mit seinen genialen Rücksichtslosigkeiten nicht vertragen wurde, konnte er immer recht sehr ins entgegengesetzte Extrem fallen und sich dann recht gründlich ausschweigen. Darüber liegen die unzweideutigsten Beweise vor, zu denen selbst der Herzog Carl August in seiner bekannten Bemerkung über seines Freundes Taciturnität seinen Beitrag giebt. Wenn allerdings Goethe's Inhumanität durch den sogleich zu erwähnenden Vorfall mit dem Leibarzte des Fürsten, dem Dr. Kretzschmar, einem damals in Dessau auch mit Recht allgemein geachteten Manne, bewiesen werden soll, so können wir freilich nur die Auffassung des Kritikers in der „Köln. Zeitung" theilen. Goethe hatte nämlich als Gast des Fürsten in Dessau einen fürstlichen Wagen bestiegen, um nach Wörlitz zu fahren. Ohne sich weiter vorzustellen steigt nach ihm eine zweite Person (aus dem Verlauf erweist es sich, zur Rechten) mit ein. Nach einiger Zeit wendet sich Goethe mit der Frage: „Wer ist Er?" zu seinem Nachbar und derselbe (eben Dr. Kretzschmar) giebt ihm die gleiche Frage zurück. Beide fahren nun stumm nebeneinandersitzend weiter und ver-

*) Diese Behauptung Goethe's muß übrigens, wie so Manches, wenn er in späteren Jahren über frühere Erlebnisse berichtet, auf einem Irrthum beruhen, da Behrisch im Jahre 1801 seine Stellung bei Hofe längst aufgegeben und eine Privatwohnung bezogen hatte.

**) Fr. Reil, Leop. Fr. Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau. Dessau. 1845.

*) Vgl. dessen Schrift: Goethe und der Fürst von Dessau. Sondershausen o. J. (1864).

lassen in Wörlitz, ohne sich weiter umeinander zu kümmern, den Wagen, Goethe links, Kretzschmar rechts. Zeugt diese Geschichte nicht mehr von Kretzschmar's Ungewandtheit als von Goethe's Inhumanität? war es wirklich von Goethe etwas so Arges, wenn er eine im fürstlichen Dienste stehende subalterne Persönlichkeit neben sich zu haben glaubte und die Anrede mit dem in solchen Fällen damals üblichen Pronomen verband? Sollte hingegen Kretzschmar nicht aus Ungewandtheit, sondern wirklich mit Absicht so formlos gegen den Gast des Fürsten gewesen sein, etwa um sich dadurch das Air einer gewissen Gleichberechtigung und Vornehmheit zu geben — wie es der Kritiker der „Köln. Zeitung" anzunehmen scheint — so wäre freilich Goethe nur noch mehr zu entschuldigen. Aber war denn Goethe sonst wirklich nicht bisweilen etwas hart, zeigte er wirklich nie etwas von Egoismus? Man denke doch nur an sein früheres Verhalten zu Schiller und an sein späteres zu Bürger und überzeuge sich dann, daß in den Worten des Fürsten: „Auch spürte ich im Allgemeinen etwas von Inhumanität an ihm" das höchste Maß und die höchste Bescheidenheit innegehalten ist.

Daß Goethe in früheren Jahren die Wörlitzer Anlagen entzückend fand, daß er seinen Herzog damals öfter an den Hof des kunstsinnigen Fürsten führte, das wird, das muß den Fürsten für ihn eingenommen haben, ebenso wird sich der Fürst mit ihm — das beweist die beiderseitige Verehrung für Winckelmann — oft angenehm in der Auffassung des Alterthums berührt haben: aber damit wird jener obige Ausspruch des Fürsten auch nicht im Geringsten widerlegt. Die Aeußerung des Fürsten erscheint so gerecht, so milde, so sehr erwogen, daß wir sie für unantastbar halten und die geringschätzende Weise, mit der man sie als „unmuthige Aeußerung eines Einundsiebenzigjährigen" hat abweisen wollen, geradezu unfaßbar finden. Ebenso haltlos muß uns auch die Behauptung erscheinen, als hätte erst Goethe's spätere (durch die italienische Reise hervorgerufene) innere Umwandlung, die ihn besonders von der gothischen Baukunst und dem englischen Gartenstyl abwandte, die Beziehungen beider zu einander gelockert. Der Fürst war wahrhaftig groß genug, um ein solches Auseinandergehen der Anschauungen zu vertragen; hatte er doch z. B. in dem von ihm wahrhaft verehrten Erdmannsdorff einen Mann zur Seite, der mit ihm gerade auf dem Gebiete der Achitektur seit dem Jahre 1765 in Fehde lag und doch darum an Liebe und Vertrauen nichts einbüßte. Daß G. freilich durch seine Umwandlung dem Fürsten, der eben schon keine besondere Sympathie für ihn zu fühlen vermochte, noch mehr entfremdet worden sein mag, kann ja sein. Wie es sich aber auch mit dem Ausspruche des Fürsten verhält: uns dünkt, aus den oben angeführten Worten Goethe's selbst: „Zwar sind wir bis jetzt einander noch nichts geworden" aus dem Jahre 1782, also nach sechsjähriger Bekanntschaft mit dem Fürsten, geht zur Genüge hervor, daß ein inneres Sichberühren, das man auch nur annähernd Freundschaft nennen könnte, zwischen ihm und dem Fürsten nie existirt habe. Der Fürst und Goethe wußten beide, woran sie mit einander waren: ihre Naturen gingen weit auseinander und an ein gemeinsames Empfinden und Handeln war nur selten zu denken. Bedarf das Wort des Fürsten über sein Verhältniß zu Goethe einer Beglaubigung, so giebt sie Goethe in dem eben citirten Worte selbst in unwiderleglicher Weise.

— Das 35. Bändchen der von der C. C. Meinhold'schen Hofbuchdruckerei in Dresden herausgegebenen Juristischen Handbibliothek enthält das neue „Civilstaatsdienergesetz und die hierauf bezüglichen Gesetze und Verordnungen".

— Wir verfehlen nicht, unsere Leser auf ein von der Verlagshandlung von Paul Bette in Berlin begonnenes Prachtwerk aufmerksam zu machen, das unter dem Titel: „Das Grüne Gewölbe zu Dresden. Mit Erläuterungen von Dr. J. Th. Grässe, Königl. Sächsischem Hofrath, Director des Grünen Gewölbes" erscheint und von welchem so eben die erste Lieferung zur Ausgabe gelangt ist. Das Werk ist auf 100 Tafeln im Lichtdruck nach photographischen Aufnahmen, welche von den Königlich Sächsischen Hof-Photographen Römmler und Jonas veranstaltet sind, berechnet und wird auf diesen Tafeln gegen 300 Gegenstände der berühmten Sammlung aus den verschiedensten Zweigen der Kunstindustrie geben. Berechnet auf 10 Monatslieferungen (Preis der Lieferung 16 ℳ), wird das Werk in nicht voll einem Jahre beendet sein. Bei Herausgabe desselben ist ein doppelter Zweck zur Richtschnur genommen: es soll eine nach allen Seiten hin erschöpfende Darstellung der vorzüglichsten Schätze einer Sammlung, die mit Recht einen Weltruf genießt, bieten; dann aber insbesondere das darin aufbewahrte unschätzbare, reiche Material aus allen Zweigen der Kunstindustrie zur allgemeinen Geltung und Nutzbarmachung bringen. Namentlich in dieser letzteren Beziehung ist das Werk als ein dankenswerthes Unternehmen zu begrüßen, das zugleich durch den Einfluß, welchen es auf das Kunstgewerbe in weiteren Kreisen zu äußern Aussicht hat, in hohem Grade praktisch nutzbringend erscheint. Bisher kannte man jene zahlreichen Kunstwerke der Elfenbeinschneider, Goldschmiede, Emailleure ꝛc., welche die Sächsische Schatzkammer besitzt, nur zum allerkleinsten Theile. Durch die gegenwärtige Publication werden dieselben Gemeingut aller Künstler, Kunstfreunde und Sammler sein, und auch diejenigen, welchen nicht vergönnt war, diese wunderbaren Schöpfungen aus allen Perioden der Renaissance selbst zu schauen, werden nunmehr Gelegenheit erhalten, sich daran zu erfreuen, sie zu studiren und sich an ihnen zu bilden. Für die getroffene Auswahl ist der Name des Mannes, welcher mit dieser Aufgabe betraut ist, die beste Gewähr, es ist dies nämlich der Director an der Königlichen Kunstgewerbeschule zu Dresden, Professor C. Graff. Die bereits vorliegende erste Lieferung berechtigt zu der Erwartung, daß mit dem Kunstwerke in Hinsicht auf Geschmack und Intelligenz der Auswahl wie auf Solidität und Schönheit der Ausführung in der That etwas Ausgezeichnetes, des unschätzbaren Kunstwerthes der berühmten Sammlung Würdiges geschaffen wird. Unter den Kunstgegenständen, welche die erste Lieferung in einer bis in das kleinste Detail und die feinste Nuance getreuen Lichtdruck-Nachbildung giebt, seien namentlich Dinglinger's Meisterwerk, das Bad der Diana genannt, die große Onyxcamee mit dem Brustbild des Kaisers Tiberius, der silberne Schmuckkasten von W. Jamnitzer, der kleine und der große Jungfrauenbecher, der den Nautilusbecher aufhebende Faun, der trunkene Winzer, das Kameel mit dem Mohr, Señor Pepe, der Hofnarr Carl II. von Spanien hervorgehoben.

— Die Reihe der Kalender für 1877 hat bereits ihren Aufmarsch begonnen. Unter den Ersten producirt sich der auch außerdem besonderer Empfehlung werthe „Daheim-Kalender für das Deutsche Reich für 1877" als ein fest und stattlich gebundener Band mit einem reichen und mannigfaltigen Inhalte von gewählten Erzählungen, biographischen Aufsätzen, Schwänken, Gemeinnützigem und Bildern, namentlich auch einer opulent illustrirten Weltübersicht und einer statistischen Abtheilung, in der man über die verschiedenen Verhältnisse des Deutschen Reiches leicht orientirende Auskunft finden kann. Ein Märkteverzeichniß und Kalendarium fehlen selbstverständlich auch diesmal nicht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 60 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 72. Donnerstag, den 7. September. 1876.

Zur Schiller-Literatur.

a) Schiller's Briefwechsel mit W. v. Humboldt. 2. vermehrte Ausgabe.
b) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta.

Im Laufe des vergangenen Jahres haben diese Blätter zu drei verschiedenen Malen (in Nr. 37, 84 und 104) über mehr oder weniger umfängliche Veröffentlichungen zu berichten gehabt, welche sich entweder als Briefwechsel mit Schiller oder als Sammlungen von Briefen des Meisters ankündigten. Keines dieser Werke erschien gänzlich ohne Werth. Zwar enthält der von W. v. Maltzahn herausgegebene Briefwechsel des Dichters mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald nur die Zusammenstellung ziemlich spärlicher Ueberbleibsel der geführten Correspondenz und auch diese geringen Ueberreste erscheinen für die innere Geschichte des Meisters und seiner Werke wenig bedeutend; aber dieselben geben doch für die Kenntniß der äußeren Erlebnisse desselben und des Verhältnisses, in welchem er zu seiner Familie gestanden, einige neue, nicht uninteressante Gesichtspunkte. Noch geringere Ausbeute an neuen Thatsachen bot der sogenannte „Briefwechsel Schiller's mit dem Herzoge Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg"; aber die, beziehentlich erneuerte Veröffentlichung der betreffenden Briefe erfolgte seiten F. Max Müller's als Theil eines so trefflichen, die große Frage des Gedeihens unserer Literatur in so wahren und geistvollen Zügen abhandelnden, das classische Zeitalter derselben und die Bedingungen seiner Existenz in so tiefempfundenen Worten klarstellenden Aufsatzes, daß das kleine Buch aus diesem Grunde zu den Zierden unserer Schillerliteratur zählt. Auch was die von K. Gödeke besorgte Zusammenstellung von „Schiller's Geschäftsbriefen" anlangt, beruht das Hauptinteresse auf der Thätigkeit des Herausgebers, der uns sowol durch die Zusammenstellung dieser in einer besonderen Richtung geführten, wenn auch theils schon längst bekannten, theils nicht gerade geistig bedeutenden Correspondenz, und durch die Verbindung, in welcher er Bekanntes mit Neuhinzugekommenem gebracht, als auch durch das beigefügte, auf genauer Kenntniß des Lebens und Wirkens, sowie der ganzen Persönlichkeit des Dichters beruhende, fortlaufende Glossarium ein sehr verdienstliches Werk geschenkt hat.

Mit den beiden, Eingangs angezeigten Werken hat es allerdings eine wesentlich andere Bewandtniß.

Was zunächst den Briefwechsel Schiller's mit W. v. Humboldt anlangt, so bildete die bereits 1830 erschienene, von Humboldt selbst besorgte Sammlung, wie es bei dem Geiste der beiden Männer, von denen die mitgetheilten Briefe herrühren, und bei dem stets auf das Höchste gerichteten geistigen Verkehre Beider an sich selbstverständlich, schon seither eines der edelsten Besitzthümer unserer Nation, eine Hauptquelle der Erkenntniß des Geistes und Wesens unserer classischen Literaturepoche. Bereits jene ältere Ausgabe war überdies von jenem berühmten Aufsatze Humboldt's: „Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung" eingeleitet, welcher eine Darlegung des Wesens und des Entwickelungsprocesses eines dichterischen Genies enthält, wie sie in aller Literatur selten ist und vielleicht nur einmal, — in jenem berühmten Briefe Schiller's an Goethe vom 23. August 1794, in welchem Ersterer dem Letzteren, wie dieser selbst sagt: „die Summe seiner Existenz gezogen", — übertroffen worden ist.

Gleichwol ist die zweite Ausgabe, die uns gegenwärtig geboten wird, keineswegs ein unveränderter Abdruck, im Gegentheile ist die Verlagshandlung sehr wohl berechtigt, dieselbe als eine vermehrte, und zwar als eine sehr beträchtlich vervollständigte anzukündigen. Als Humboldt mit der Veröffentlichung dieser Correspondenz vorging, entfernte derselbe daraus alles Dasjenige, was ihm „zu sehr in die Zufälligkeiten des gewöhnlichen Lebens einzugreifen" schien. Die zurückbehaltenen ganzen Briefe oder Bruchstücke aus solchen sind inzwischen, — namentlich in der oben erwähnten Geschäfts-Correspondenz Schiller's, — veröffentlicht, gegenwärtig aber in die neue Ausgabe des Briefwechsels nachgetragen worden. Aber auch sonst hat der letztere mannigfache Bereicherungen erfahren und namentlich rechnen wir dazu auch die Mittheilung des — allerdings auch bereits anderwärts (in der Correspondenz Goethe's mit den Gebrüdern v. Humboldt) veröffentlichten Briefes W. v. Humboldt's an Goethe aus Rom vom 5. Junius 1805, der ein überaus würdiges Pendant zu der obenerwähnten gediegenen, natürlich auch wieder aufgenommenen „Vorerinnerung" bildet. Und wenn Humboldt in diesem Schreiben auf die Undenkbarkeit hinweist, daß ein Nachstrebender auf der von Schiller mit fortwährendem sichtbaren Fortschritte verfolgten Bahn dramatischer Production weiter fortschreiten werde, und dabei ausruft: „Es wäre schrecklich, wenn die deutsche Poesie ihren Zenith schon wieder erreicht haben sollte, da beinahe wir sie erst noch entstehen sahen! Und doch ist es gewiß so!" so bleibt uns, die wir 70 Jahre hinter jenen Tagen leben, nichts übrig, als schweren Herzens die durchgängige Richtigkeit dieses prophetischen Ausspruchs zu bestätigen.

In dem zweiten der uns gegenwärtig vorliegenden Werke, dem höchst umfänglichen „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta" erhalten wir dagegen ein völlig neues, wenn auch an die obengedachte Sammlung der Geschäftsbriefe Schiller's sich eng anschließendes, die letztere gleichsam vervollständigendes und, da es bis zu des Dichters Tode reicht, den Bericht über die geschäftlichen Beziehungen desselben zu seinen Verlegern zu Ende führendes Werk. Besorgt ist diese Edition von Wilhelm Vollmer, einem ächten Schillerkenner, der sich bereits um die ebenfalls im Cotta'schen Verlage erschienene historisch-kritische Gesammtausgabe der Schriften Schiller's unvergängliches Verdienst

erworben und auch hier ein glänzendes Specimen seines unermüdlichen Fleißes und der ihm beiwohnenden Kenntniß aller auf Schiller bezüglichen Thatsachen abgelegt hat.

Die eigentliche Geschäftsbeziehung des Dichters zu Cotta begann erst im Jahre 1794, also um dieselbe Zeit, in welcher Schiller auch in nähere persönliche Beziehung zu Goethe trat. Auch war es dasselbe Unternehmen, — die Herausgabe der „Horen", — welches beide Freundschaftsbeziehungen veranlaßte und begründete. Die Drucklegung und der Vertrieb der drei Jahrgänge dieser Zeitschrift, sowie der letzten Jahrgänge des Schiller'schen Musenalmanachs, endlich die Publication der letzten und vollendetsten Werke des Meisters vom Wallenstein bis zum Tell (mit Ausnahme jedoch der Jungfrau von Orleans, welche als Almanach auf das Jahr 1801 bei Unger in Berlin edirt wurde), bildet daher auch den hauptsächlichsten, ja fast alleinigen Gegenstand der hier größtentheils zum ersten Male mitgetheilten 467 Briefe, unter denen sich wol über 250 eigenhändige Schiller's befinden. Freilich bildet hiernach das mercantilische Moment so sehr den Hauptgegenstand dieser Correspondenz, daß man aus selbiger über die meisten Hauptwerke des Dichters thatsächlich nicht mehr erfährt, als wie viel Exemplare davon aufgelegt, wie und bei wem selbige gedruckt, was für Papier und was für Lettern dazu verwendet, wie viel Bogen und Seiten das Werk eingenommen, welches Honorar der Verfasser dafür bezogen, und wie bald eine neue Auflage nothwendig geworden ist, — kurz Dinge, die selbst dem enragirten Schillerfreunde entweder wenig Interesse bieten, oder, so weit sie ein solches für sich in Anspruch nehmen können, meist schon aus beiläufigen Bemerkungen in den Briefen an Goethe, Körner und Humboldt zur Genüge bekannt waren. Mit diesen Briefwechseln, oder dem unter dem Titel: „Schiller und Lotte" erschienenen Werke läßt sich somit das vorliegende nicht entfernt vergleichen. Gewiß ergiebt sich aus dieser Correspondenz, daß Johann Friedrich Cotta Schiller's persönlicher Freund war, daß der Dichter nicht nur zu der Zuverlässigkeit und Geschäftstüchtigkeit seines Verlegers ein unbedingtes, wohlbegründetes Vertrauen hegte und darin in dem mehr als zehnjährigen Zeitraume ihrer Geschäftsverbindung niemals wankend geworden ist, sondern es zeigt sich auch mit Evidenz, daß er den Mann persönlich schätzen und lieben gelernt, daß er sich jedesmal herzlich auf das Wiedersehen, welches in der Regel in der Zeit nach der Leipziger Ostermesse, gewöhnlich am Himmelfahrtstage, am Wohnorte Schiller's, in Jena oder Weimar, stattfand, freute und an den sonstigen Erlebnissen desselben und seiner Familie warmen Antheil nahm. Ebenso unzweifelhaft ergiebt auch die umfassende Briefsammlung reiches Material dafür, daß Cotta seinem großen Freunde, ganz abgesehen von dem materiellen Vortheile, der ihm aus dieser Verbindung erwuchs, persönlich aufs Innigste zugethan war. Aber, obgleich Geist und Bildung ihn sicherlich befähigten, auch den Werth des Schriftstellers und seiner Werke zu erkennen und zu würdigen, ist es doch, als ob er es seiner Stellung zu dem Dichter unangemessen und mit der Delicatesse, welche Beide jeder Zeit in Betreff ihrer geschäftlichen Beziehungen beobachtet, unvereinbar erachtet hätte, in seinen Briefen je irgend etwas, was der Andere für eine Kritik hätte ansehen können, zu äußern.

Die Zartheit und — wir können kein unserem Zwecke entsprechenderes deutsches Wort dafür finden — die Delicatesse ihrer gegenseitiger Geschäftsverbindung ist übrigens ein vorherrschender und überaus wohlthuender Zug dieser umfänglichen Correspondenz. Nicht nur daß wir in diesen 555 Seiten nicht eine einzige Andeutung dafür, daß dem Verleger eine Anforderung des Dichters unbillig oder zu hoch, oder dafür haben finden können, daß ein Angebot des Ersteren dem Letzteren zu niedrig erschienen wäre, auch in ihren gegenseitigen Abrechnungen herrscht jederzeit die pünktlichste Gewissenhaftigkeit und Rücksichtnahme. Meldet es doch der Dichter, wenn er ein Exemplar einer seiner Schriften einen Dritten für Geld überlassen und fordert er seinen Verleger auf, ihm den Betrag auf seinem Honorarconto zur Last zu schreiben, während es andererseits zur Charakterisirung des Verlegers hinreichen mag, zu bemerken, daß derselbe seine Verbindlichkeit dem Autor gegenüber durch die Honorarzahlung keineswegs für abgethan erachtete und sich nicht nur jeder Zeit zu jeder gewünschten Vorauszahlung bereit finden läßt, sondern auch aus Dankbarkeit gegen den Freund wiederholt zu freiwilligen Zuwendungen (z. B. nach dem schnellen und günstigen Vertrieb der ersten Auflage des Wallenstein zu einer solchen von 1000 fl., nach dem Tode des Dichters sogar zu einer solchen von 1600 fl.) sich bewogen fühlte. Zu der Widerlegung des Geschwätzes, daß Schiller bis an das Ende seiner Tage mit Noth und Mangel zu kämpfen gehabt und daß seine Verleger, insbesondere auch Cotta, denselben in beschränkter, ja dürftiger Lage gelassen und sich auf seine und seiner Erben Kosten bereichert hätten, würde es eines Werkes von mehr als fünfhundert Seiten nicht bedurft haben. Wer das Leben Schiller's studirt hat, kennt die Unrichtigkeit dieser Fabel und der Unwissende wird schwerlich dieses Buch studiren. Für solche sind in dieser Beziehung jedenfalls solche kleinere Aufsätze, wie der „Salon" vor einiger Zeit in dieser Beziehung einen brachte, nützlicher. Daß Schiller in der früheren Zeit, namentlich bis zu seiner Uebersiedelung nach Sachsen, und dann wieder in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Jena mit schweren Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt, ist allerdings eine ebenso unbestreitbare Thatsache, als daß daran auch seine früheren Verleger, namentlich die Schwan'sche Buchhandlung in Manheim, schwer verschuldet sind. Später aber kannten Schiller sowol wie Goethe den pecuniären Werth, den ihre Werke auf dem Büchermarkte der damaligen Zeit hatten, recht genau, und wenn der Letztere bisweilen seine Ansprüche sogar zu einer, durch die Verhältnisse nicht gerechtfertigten Höhe anspannte und deshalb Täuschungen anheim fallen mußte, so verstand der Letztere, das, was sich mit seinem Geistesproducte kaufmännisch erreichen lasse, fast auf den Thaler zu berechnen. In der That compromittirten häufig nicht nur Goethe, sondern auch Cotta auf das Gutachten desselben zur Bestimmung eines angemessenen Honorars. Nach dem vorliegenden Werke betrugen übrigens die Honorare, die Schiller in den letzten 9—10 Jahren seines Lebens von Cotta allein, welcher doch bis dahin weder den Don Carlos, noch die Jungfrau von Orleans, noch den ersten Jahrgang des Musenalmanachs, die Gedichtsammlungen, die historischen Schriften und die Gesammtausgabe der prosaischen Aufsätze verlegt hatte, mit Einschluß allerdings eines Theiles des an die Mitarbeiter der Horen und des Musenalmanachs zu leistenden Ehrensoldes, beträchtlich über 40,000 fl., während dessen Erben für die Gesammtausgabe der Werke in der Zeit von 1812 bis 1833 den Betrag von 100,000 Thalern gewährt erhielten. Und dies geschah zum Theil wenigstens während der Tage der Napoleonischen Kriege und in einer Zeit, zu welcher in Deutschland der Nachdruck noch in einer Weise herrschte, daß z. B. vom Wallenstein sowol in Wien als in Bamberg, von anderen Werken in Karlsruhe und in der Schweiz beinahe gleichzeitig mit dem Originale zum Theil sogar obrigkeitlich concessionirte billige Diebsausgaben erschienen und fast überall ungehindert feilgeboten werden konnten. Ja das Handwerk des Nachdrucks grassirte in jenen Tagen in dem Grade, daß, wie wir aus diesen Briefen erfahren, nicht nur Schiller selbst Werke anderer Autoren, z. B. die Eschenburgische Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen, nur in einer solchen Diebsausgabe sich anschaffte, sondern daß sogar ein Buchhändler, wie Cotta, sich der Ver-

mittelung zu diesem und anderen derartigen Einkäufen unterzog. Berücksichtigt man daneben den ungleich höheren Werth, den das Geld am Schlusse des vergangenen und am Anfange unseres gegenwärtigen Jahrhunderts hatte, und daß der Bücherabsatz der damaligen Zeit mit dem unserer Tage, in denen ein Gedicht, wie v. Redwitz's Amaranth, in der Zeit weniger Jahre 16 und mehr Auflagen erleben konnte, nicht entfernt verglichen werden kann, und bedenkt man ferner die ganz unverhältnißmäßigen Nebenspesen, welche dem Buchhandel der damaligen Zeit namentlich schon aus der Kostspieligkeit des damaligen Fracht- und Postverkehrs erwachsen mußten, so erscheinen Honorare, wie sie Cotta dem Freunde meist freiwillig bot und mit unbedingtester Coulanz gewährte, sogar außerordentlich hoch. Daß der Erstere trotz alledem an den Werken des Freundes Geld verdiente, ja wie man behauptet, durch selbige ein wohlhabender, ja reicher Mann geworden, kann unter diesen Umständen Niemand, der billig, ja Niemand, der überhaupt vernünftig denkt, mißbilligen. Weshalb unternimmt denn überhaupt der Buchhändler die Mühen, Kosten und Gefahren der Veröffentlichung eines Geistesproductes, als in der Hoffnung, daß auch für ihn ein nach Gelde zu veranschlagender Vortheil herausspringe? Wir sind aber ganz der Ansicht des Herausgebers und glauben, daß Niemand, der diese Briefe studirt hat, anders urtheilen kann, daß es nicht zum kleinsten Theile das Verdienst Cotta's und der Art und Weise, wie er mit dem Verlage der Schiller'schen und Goethe'schen Schriften verfuhr, gewesen ist, wenn der deutsche Schriftsteller heut zu Tage nicht mehr in unwürdiger Abhängigkeit von seinem Verleger lebt und für seine geistige Arbeit einen entsprechenden Lohn beanspruchen und mit Sicherheit erwarten kann.

Das Buch bildet in dieser Rücksicht einen sehr interessanten Beitrag zu der Culturgeschichte jener Tage. Daneben fallen zugleich recht grelle Streiflichter auf die Verhältnisse des englischen Buchhandels und auf das Verfahren, welches Männer, welche aus der Ausnutzung fremder Geistesproducte ein Gewerbe machen, in jenem Lande namentlich ausländischen Autoren gegenüber sich erlauben zu dürfen glaubten. Da jener ganze Vorgang zeither unbekannt war, derselbe auch noch in unseren Tagen, in welchen sich die englischen Bühnen z. B. an den Opern Richard Wagner's Tag für Tag bereichern, jede Honorarleistung aber grundsätzlich verweigern, ein besonderes Interesse darbieten dürfte, so glauben wir den Wünschen unserer Leser zu entsprechen, wenn wir denselben hier kürzlich mittheilen.

Die finanziellen Erfolge, welche Kotzebue theils auf der englischen Bühne, theils auch auf dem englischen Büchermarkte erzielt hatte oder wenigstens erzielt zu haben vorgab, der Umstand, daß auch von seinen, Schiller's, Jugenddramen wiederholt englische Uebersetzungen erschienen waren, und die verschiedenen Anfragen und Aufforderungen, welche an den Dichter sowol von Seiten in Deutschland lebender Engländer, als auch von Seiten in England lebender Deutscher ergingen und von welchen der vorliegende Briefwechsel eine ziemliche Auswahl darbietet, veranlaßten denselben, auch seinerseits auf einen Versuch, seine Geistesproducte jenseits des Canals selbst zu verwerthen, einzugehen.

Cotta bot zu den bezüglichen Vermittelungen bereitwillig seine und seines Londoner Commissionairs Vermittelung an. Von den Theatern war, obgleich das eine derselben, Drury-Lane, damals von dem berühmten Richard Brinsley Sheridan geleitet wurde, keine Antwort zu erlangen. Dagegen erklärten sich zwei Buchhändler, Miller und John Bell, bereit, eine Uebersetzung des Wallenstein zu unternehmen. Aber obwol der Erstere sofort ein Honorar von 60 Pfd. anbot, auch inzwischen verschiedene andere Vorschläge — (z. B. von einem Dr. Nöhden, der schon bei der Uebersetzung des Don Carlos mitgewirkt, von dem als Hofprediger an der königl. Capelle zu St. James angestellten C. H. Giese, von einem gewissen Symonds, und einem Bremer Literaten: C. Lüdger) — eingingen, nahm Schiller doch das Erbieten John Bell's um deswillen an, weil dieser nicht auf der von Andern gestellten Bedingung bestand, daß die englische Uebersetzung vor dem deutschen Originale zur Ausgabe gelangen müsse, und übersendete demselben durch die Vermittelung Cotta's und des vorgedachten C. Lüdger die zum Theil mit seiner eigenhändigen Beglaubigung versehenen Manuscripte der drei zusammengehörigen Dramen. Bevor jedoch weitere Nachricht und Zahlung von Bell eingeht, erscheint bei Longmann und Rees in London eine von S. T. Coleridge besorgte Uebersetzung dieser Stücke, angeblich nach einer Copy attested by the Author, und Bell benutzt diesen Umstand, um die Bezahlung des ihm übersendeten Manuscripts zu verweigern.

Erscheint nun auch bis hierher der Sachverhalt völlig correct, so wird doch von dem Herausgeber S. 405 ff. zur Evidenz erwiesen, daß eben das von Coleridge benutzte Manuscript kein anderes war, als das von Schiller an Bell selbst übermittelte, und daß selbiges von Bell an Longmann zu dem Zwecke der Veröffentlichung einer Uebersetzung überlassen worden war. Und in der That gelang es erst im Jahre 1802 und erst infolge eines wider denselben angestrengten Processes, den edlen Sosier zu einer Zahlung seiner Schuld zu bewegen, welche in Schiller's Kalender S. 179 mit 200 (wahrscheinlich Laubthaler) und in den Auszügen aus Cotta's Rechnungsbüchern mit 53 Pfd. St. = 585 fl. 20 kr. notirt ist.

An solchen, im Ganzen allerdings nebensächlichen Einflechtungen bietet übrigens das vorliegende Werk eine reiche Auswahl. Wir zählen dazu namentlich auch die Mittheilungen in Bezug auf die Berührungen Schiller's mit Johann Baptist Lacher und die Ermittelungen, welche dem Herausgeber in Bezug auf die Persönlichkeit und die sonstigen Erlebnisse dieses sonderbaren Menschen gelungen sind, und zu denen im Grunde auch der S. 364 f. enthaltene anonyme — Rudolph unterzeichnete — Brief eines allerdings wenigstens halb Verrückten zu rechnen ist. Sehr dankenswerth erscheint uns namentlich auch die S. 106 Note 3 enthaltene Widerlegung der von Goedeke in Schiller's Geschäftsbriefen S. 169 aufgestellten irrthümlichen, und wie wir meinen, unverantwortlichen Aufstellung, daß Schiller nicht das ganze Honorar, welches er für die von seinem Vater verfaßte, die Baumzucht in Großen betitelte Schrift erhalten, diesem eingesendet habe. Das Honorar betrug in Wahrheit noch 1 Louisdor weniger, als Schiller nach S. 106, 108 und 682 selbigem durch Cotta auszahlen ließ (Boas, Nachträge II. S. 465).

Eine interessante Beigabe bilden ferner die Urkunden, die im Anhange über Cotta's Thätigkeit sowol in Bezug auf die damalige Politik als in Bezug auf die Gründung der Allgemeinen Zeitung mitgetheilt werden, namentlich und ganz besonders aber auch die auf Schiller und seine und seiner Erben Verhältniß zu Cotta bezüglichen Briefauszüge aus der Zeit nach Schiller's Tode.

Sei es uns vergönnt, unseren Bericht über diesen, wahrscheinlich letzten bedeutenderen Fund aus den Reliquien unseres großen Meisters mit einer Bemerkung zu schließen, die wir eben diesen Briefauszügen entlehnen.

Man hat hier und da Zweifel erhoben über die Natur der Verbindung zwischen Goethe und Schiller, man hat insbesondere die Ansicht vertheidigt, daß dieselbe weit mehr in der Gleichheit ihrer künstlerischen Bestrebungen, als in dem Einklange ihrer Seelen ihren Grund gehabt habe, man hat deshalb gemeint, daß von einer Freundschaft im eigentlichen Sinne dabei nicht die Rede sein könne, ja man hat namentlich Goethe einer solchen überhaupt nicht für fähig erachten wollen.

Den Thatsachen gegenüber, welche über die Art und Weise bekannt geworden sind, in welcher Goethe den frühen Verlust des Freundes aufnahm, namentlich aber auch im Hinblicke darauf, wie der lebende Dichter das Andenken des geschiedenen Berufsgenossen jeder Zeit, in Versen und in Prosa gefeiert, ist uns diese Ansicht immer ganz und gar irrthümlich und auf einer ganz willkürlichen Auffassung von Goethe's Charakter beruhend erschienen. Besonders schlagend erscheinen uns in dieser Hinsicht wieder zwei Züge, die wir Briefen der hinterlassenen Wittwe Schiller's, auf welche wir in diesem Werke stoßen, entnehmen. „Goethe ist jetzt von seiner Reise zurück", schreibt Charlotte v. Schiller (S. 539) in einem vom 2. September 1805, also etwa 4 Monate nach Schiller's Tode datirten Briefe; „er ist gesünder und stark im Gemüthe; ich habe ihn einigemal gesehen und er kann jetzt mit Fassung mich sehen. Er spricht über wissenschaftliche Dinge mit uns und Naturgeschichte. Es scheint, er hat jetzt mehr als je das Bedürfniß, sich mitzutheilen und ich höre ihn gern. — Ueber Schiller hat er mir noch nicht gesprochen, aber ich fühle, daß sein Andenken ihm nahe ist, und daß es ihm, wenn auch schmerzlich, doch aber wohl ist, mich zu sehen." Und dann wieder (S. 564) unter dem 22. Mai 1811, also 6 Jahre nach des Freundes Tode: „Dieser Monat ist mir immer so schmerzlich! In diesem Jahre doppelt, denn sogar der Tag war derselbe, an dem er uns entrissen wurde. Goethe schrieb mir ein Billet an diesem Tage, einen Auftrag. Aber er hatte auch das Datum vermieden! Aus manchen Aeußerungen in seinen Gesprächen fühle ich in dieser vergangenen Zeit tief, wie er eigentlich niemals wieder Jemand findet, der ihm Schiller ersetzen kann; wie er trauert, daß er ohne diese Art von Mittheilung sein und leben muß."

Mit dem Erscheinen des Briefwechsels mit Cotta dürfte übrigens nunmehr ziemlich Alles, was von der Correspondenz Schiller's sich erhalten hat, der Oeffentlichkeit übergeben sein. Es können wol noch hier und da einzelne derartige Briefe, die zur Zeit bei Autographensammlern verborgen gehalten werden, zur Veröffentlichung gelangen, aber wir kennen das Leben und Sein des großen Mannes gegenwärtig so genau, daß sich mit vollster Bestimmtheit behaupten läßt, daß eine umfängliche Correspondenz desselben überhaupt nicht weiter existirt.

Im Hinblick darauf erneuern wir die schon wiederholt in diesen Blättern laut gewordene Aufforderung zu der Veranstaltung eines Sammelwerkes, welches alle Briefe des Meisters verbindet, und wir glauben diese Petition an keine bessere Adresse richten zu können, als an die der Männer, welche uns die große kritische Ausgabe der Schiller'schen Schriften gegeben, als an die Verlagshandlung, welche noch heute den Namen des Freundes Schiller's trägt und der wir auch die in Vorstehendem besprochenen Werke wieder verdanken.

Ein englisches Urtheil über das deutsche Schriftstellerthum der Gegenwart.

Ein nicht uninteressantes englisches Urtheil über deutsche Preß- und Literaturzustände der Gegenwart, das unlängst eins der angesehensten englischen Blätter, „Fraser's Magazine" brachte, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, indem wir ihnen den betreffenden Artikel in der Uebersetzung geben, welche davon unlängst die „Europa" veröffentlicht hat. Der Artikel ist namentlich darum von nicht zu unterschätzender Bedeutung, weil er ein Spiegelbild unserer heutigen Literaturzustände in der Auffassung derjenigen Nation giebt, deren diesfallsige Verhältnisse wenigstens in ihrer materiellen Seite zu mitunter sehr niederschlagenden Vergleichungen mit unseren Zuständen Anlaß bieten. Im Allgemeinen enthält der Artikel namentlich nach dieser Seite hin des Wahren nur zu viel, wenn auch in anderen Beziehungen manche Unrichtigkeiten und manches unzutreffende Urtheil unterlaufen mögen. Dies gilt namentlich von dem darin zum Ausdruck gelangenden Grade der geistigen Werthschätzung unserer namhafteren Schriftsteller. Dagegen ist uns aus der Seele gesprochen, was der Artikel über die namentlich im Vergleich mit England auffällig geringen pecuniären Erfolge unserer deutschen Schriftstellerwelt sagt. Ausnahmen mögen in jüngster Zeit bei einzelnen Schriftstellern vorgekommen sein, wobei freilich die Gunst der Umstände sich keineswegs immer hauptsächlich von dem Gesichtspunkte des geistigen Werths des Bevorzugten hat leiten lassen, denn sonst hätte es nicht geschehen können, daß ein Spielhagen und eine Marlitt, Dank der Rührigkeit ihrer Verleger, sich durch ihre Schriftstellerei in wenigen Jahren ein Vermögen erschreiben konnten, während der gegenwärtig lebende größte deutsche Schriftsteller, Gutzkow, jetzt am Abend seines Lebens noch um des Lebens Nahrung und Nothdurft die Feder weiter führen muß — eine Erscheinung, die in England nicht nur, sondern auch in Frankreich und Rußland, ja selbst in Oesterreich eine absolute Unmöglichkeit wäre. Das Schlimme aber an unseren Zuständen ist, daß es auch heute noch zu den Ausnahmen und zwar zu den seltenen Ausnahmen gehört, wenn ein namhafter deutscher Schriftsteller sich durch den Ertrag seiner Feder nicht allein das, was er zu mäßigem Lebensunterhalt unter bescheidenen Verhältnissen bedarf, sondern auch etwas darüber hinaus erwirbt, während dies in England die Regel bildet, und dort jeder halbwegs Erfolg habende Schriftsteller sich in verhältnißmäßig kurzem Zeitraum die Mittel zu sehr behaglicher Lebens-Existenz erworben hat. Die Ursachen dieser Erscheinung sollen hier nicht weiter erörtert werden, es genügt, die Thatsache selbst als richtig zu constatiren. Der Artikel lautet:

„Die Anzahl der in Deutschland erscheinenden Werke ist wirklich enorm, ich glaube, bedeutender als in Frankreich und selbst in England, von anderen Ländern gar nicht zu sprechen. Der intelligente Fremde wird dies bemerken und zugleich wahrnehmen, daß es im Verhältniß dieser Thatsache zu sonderbar erscheint, daß Leute mit gutem Einkommen so wenig Bücher, außer den absolut nöthigen, wie Schulbücher ꝛc., besitzen. „Was wird aus all diesen vielen Büchern, welche gedruckt werden?" fragt man sich. Die Antwort ist leicht genug. Obgleich die meisten Bücher in Deutschland erscheinen, so ist die Anzahl der Exemplare derselben meist viel geringer als bei den in anderen Ländern z. B. in England gedruckten. Die deutschen Auflagen sind sehr klein, und muß der Grund hiervon in der Unlust des deutschen Publicums gesucht werden, Bücher zu kaufen und namentlich Bücher, welche für praktische Zwecke nicht absolut nöthig sind. Um diese Thatsache zu erläutern, wollen wir die große Anzahl der Dichtungswerke betrachten. Wir haben zunächst zu constatiren, daß die Deutschen, obgleich sie Träumer und sentimentale Seelen genannt werden, durchaus nicht so viel von diesen Producten der Phantasie lesen, wie die Fremden gewöhnlich glauben. Die Ursachen dieser Gleichgiltigkeit gegen Romane und Novellen sind verschiedener Art. In erster Linie steht die Ansicht, welche von würdigen alten Leuten gehegt wird, daß die Lectüre sentimentaler Bücher den Jünglingen und Jungfrauen Schaden bringt, eine Ansicht, welche dann und wann gerechtfertigt sein mag, jedoch nicht soweit ausgedehnt werden darf, alle belletristischen Werke zu verbieten.

Zweitens ist es Grundsatz bei vielen gebildeten Leuten, kein Buch zu lesen, welches nicht nützliche Zwecke verfolgt.

Endlich, und dies ist nicht unwichtig, muß die Lebensweise in Deutschland in Betracht gezogen werden, indem das häusliche Leben dort ein ganz anderes ist, als in England. Eines Deutschen Haus ist keineswegs seine Burg — er theilt es oft mit drei, vier oder noch mehr Familien, welche einander mehr oder weniger fremd gegenüberstehen. Da der ihm zugetheilte Raum seinen Bedürfnissen nicht genügt, so sieht er sich veranlaßt, einen großen Theil seiner Zeit außer dem Hause zuzubringen. Diese Lebensweise tritt am ausgesprochensten im Süden hervor. In ganz Deutschland wird der kleine Geschäftsmann selten ein Buch lesen; das Geschäft mit seinen kleinlichen Sorgen absorbirt seine ganze Aufmerksamkeit, so daß er keine Zeit für solche Dinge findet, während er in seinen Mußestunden seine Wohnung verläßt, um in das Wirthshaus zu gehen, welches, an Bequemlichkeit den englischen Wirthshäusern weit überlegen und folglich auch eine viel größere Anziehungskraft ausübend, seinen täglichen Zufluchtsort für 3, 4 oder noch mehr Stunden bildet. Hier findet er die Gesellschaft, welche ihm am besten zusagt, das Localblatt, welches ihn mit dem nöthigen Material zu einer Discussion über alle Gegenstände seines Gesichtskreises versieht, und wenn er Novellen lesen will, so findet er in dem Feuilleton desselben eine Erzählung, welche seinen Anforderungen in dieser Richtung entspricht.

Seine Frau und seine Töchter halten eine jener billigen illustrirten Zeitschriften, von welchen später die Rede sein wird.

Die Handwerker und die ganze Classe der höheren Arbeiter sind verhältnißmäßig fleißige und eifrige Leser von Belletristik und kaufen oft Bücher, welche für ihr Geschäft von Nutzen sind. Die Mittelclassen sind zum größten Theil recht gute Leser, doch herrschen hier die Damen vor, wie dies auch bei den höheren Ständen der Fall ist. Die Damen aller Classen sind die besten Beschützerinnen der Dichtkunst, obgleich auch sie weniger lesen, als ein Fremder von den Landsmänninnen eines Richter, Wieland, Schiller, Goethe, Tieck &c. erwarten sollte. Es giebt Tausende von wohlsituirten deutschen Familien, welche die Werke ihrer größten Dichter nicht besitzen. Man glaube nicht, daß dieser Umstand aus einer Gleichgiltigkeit gegen die Dichtkunst entspringt; der Grund ist ein viel einfacherer: Abneigung, Geld auszugeben.

Selbst die Werke eines sehr guten Schriftstellers werden wenig vom Publicum gekauft, so daß die Producte von Hackländer, Heyse, Freytag, Spielhagen und Gutzkow — ohne Zweifel die berühmtesten nnd populärsten Novellenschriftsteller in Deutschland — hauptsächlich von den Leihbibliotheken abhängen; ebenso ist es eine Thatsache, daß deutsche Verleger an den Werken der besten Romanschriftsteller Geld verloren haben. Ein Erfolg, wie ihn Dickens, Thackeray oder Bulwer in pecuniärer Beziehung erzielt haben, ist in Deutschland einfach unmöglich. Es dürfte selten genug vorkommen, daß ein Schriftsteller auch nur ein bescheidenes Vermögen erwirbt. Der höchste Betrag, welcher einem hochstehenden Schriftsteller bezahlt wird, ist etwa 750 L. pro Band, aber solche Fälle sind so selten, daß sie nicht mitzählen.

Wenn ein geschickter junger Autor 150 L. pro Band erhält, so ist er sehr glücklich; für gewöhnlich wird er weit weniger bekommen. Die Auflage von dem ersten Werke eines Schriftstelles ist klein; im besten Falle vielleicht 500 Exemplare, wovon vielleicht 300 oder noch weniger verkauft werden. Was für ein Honorar der Autor unter solchen Umständen erhält, ist leicht zu errathen. Man darf die Verleger deshalb nicht tadeln. Ihr Risico ist nicht unbedeutend, wenn sie es wagen, einen neuen Namen vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Da der Absatz so gering ist, so müssen sie einen hohen Preis, wenigstens nach deutschen Begriffen, für das Werk fordern, d. i. etwa 3 Schill. bis 4 Schill. 6 Pence pro Band.

„Warum verkaufen sie nicht billiger und machen eine größere Auflage?" wird man fragen. Weil der billigere Preis keinen wesentlichen Unterschied im Absatz macht, nur wenige Exemplare würden mehr verkauft werden. Der Fehler liegt, wie man sehen wird, an den wohlhabenderen Leuten, die eine große Angst haben, daß sie ihr Geld nicht etwa für unnütze Dinge ausgeben. Wie weit diese Sparsamkeit bei manchen Leuten geht, zeigt folgende Thatsache. Ein reicher Mann wollte seine Verehrung einem ihm befreundeten berühmten deutschen Dichter beweisen und lud diesen zu einem Diner ein, welches er ihm zu Ehren veranstaltet hatte. Es war eine große Menge Personen anwesend, Alle Bewunderer des Herrn N. Als das Essen vorüber war, ersuchten mehrere Gäste, welche sich in einer poetischen Stimmung befanden, Herrn N. auf das Inständigste, einige seiner Gedichte vorzulesen. Nach den üblichen Einwendungen erklärte sich dieser hierzu bereit. Während die poetischen Gäste Herrn N. mit Bitten bestürmen, geräth der Wirth in eine nicht geringe Verlegenheit, als man nach den Gedichten N.'s fragt. Ach! der reiche Mann hat nicht einmal ein Exemplar von den Gedichten seines theuren Freundes gekauft.

Große Bestürzung unter der Gesellschaft und manches unterdrückte Lachen. Jedoch der Wirth weiß sich zu helfen. Er schickt seinen Bedienten fort, um das Buch zu holen. Aber wohin glaubt man wol, daß er den Mann schickt? Nicht zum Buchhändler, sondern zur Leihbibliothek! Man denke sich die Empfindung des armen Dichters, als er den schmutzigen abgegriffenen Band in die Hand nimmt. Es muß hinzugefügt werden, daß in Deutschland Niemand eine solche Handlungsweise schäbig findet, weil man an diese Art von Sparsamkeit gewöhnt ist, denn holt nicht Jeder seine Lectüre aus der Leihbibliothek, sowol die Prinzessin wie die Näherin?

Nach diesen Bemerkungen über das Nichtkaufen von Büchern will ich noch Einiges über deutsche illustrirte Zeitschriften sagen. Die Leser derselben gehören allen Gesellschaftsclassen an, indem für jeden Geschmack sich Etwas findet. Zu den hervorragendsten Zeitschriften dieser Art gehören ohne Zweifel die von der Firma Eduard Hallberger in Stuttgart herausgegebenen. Zuerst kommt „Ueber Land und Meer", redigirt von F. W. Hackländer, welcher oft und nicht mit Unrecht der deutsche Boz genannt worden ist. Viele bedeutende Schriftsteller des Vaterlands, sowie auch Künstler sind Mitarbeiter an diesem Journal. Dann folgt die „Illustrirte Welt", ein gut redigirtes Blatt, dem vorigen wenig nachstehend. Beide Zeitschriften erscheinen in einer starken Auflage. Ihre Auflage wird nur noch übertroffen durch die weltbekannte „Gartenlaube". Diese Zeitschrift, ausgezeichnet redigirt von Herrn E. Keil, dem Eigenthümer und Herausgeber, wird wöchentlich in einer Anzahl von mehr als 300,000 Exemplaren gedruckt. Der Einfluß, welchen dieselbe ausübt, ist ein ungeheurer. Die meisten Familien in besseren Verhältnissen halten dieses Blatt, ebenso alle Conditoren, Restaurants, Cafés und Clubs, so daß ich die Anzahl der Gartenlaube-Leser auf mindestens fünf Millionen schätze. Das Geheimniß dieses beispiellosen Erfolgs ist zu suchen in den freisinnigen Anschauungen, welche in diesem Journal ausgesprochen sind, sowie in den Novellen, die dasselbe bringt. Meist von geschickten Frauen geschrieben, wirken dieselben in einer so reizvollen Weise auf das Gefühl des Lesers, daß kaum ein männlicher Schriftsteller hiermit wetteifern kann. Welches Urtheil man auch über ihren Werth fällen mag, jedenfalls wirken sie manches Gute, indem sie nicht nur höchst interessant sind, sondern sehr oft auch irgend eine wichtige Tagesfrage behandeln, wovon andere Journale sich ängstlich fern halten. Die „Gartenlaube" ist das Familienblatt Deutschlands.

Alle diese illustrirten Zeitschriften haben einen sehr

billigen Preis. „Ueber Land und Meer", in demselben Format und derselben Stärke wie die „Illustrated London News", kostet 3 Shill. (für 13 Nummern), die „Gartenlaube" 19 Pence; die andern sind ebenfalls sehr billig, aber obgleich man einen so guten Lesestoff so leicht sich anschaffen kann, ziehen doch selbst viele Personen in guten Verhältnissen es vor, in einer Leihbibliothek oder einem Lesecirkel zu abonniren als diese Zeitschriften zu kaufen. Diese Abneigung des deutschen Publicums, Geld für literarische Producte auszugeben, hat zur Folge, daß ihre besten Schriftsteller gewöhnlich in beschränkten Verhältnissen sterben, wenn nicht in wirklicher Armuth, und daß die literarische Laufbahn selten mehr bietet, als ein sehr bescheidenes Auskommen und kaum im Stande ist, den Schriftsteller, welcher sein ganzes Leben lang für den Fortschritt, die Unterhaltung und Belehrung seines Volks gesorgt hat, gegen den ärgsten Feind der Menschheit und besonders des Alters zu bewahren, gegen die Armuth."

Leipziger Stadttheater.

(Die Schauspiel-Aufführungen im Monat August. — Schluß.)

Einen interessanten Gegensatz zu der letztbesprochenen Nathan-Aufführung bildete und bot die Aufführung von Adolf Wilbrandt's antikem Trauerspiel: „Gracchus der Volkstribun." Dort ein erfundener Stoff, durch die dichterische Behandlung aber zu geschichtlicher, zu culturgeschichtlicher Bedeutung erhoben; hier ein geschichtlicher Stoff, durch undichterische Behandlung aber zu leerer Nichtssagenheit entstellt und herabgezogen. Dort eine Fülle von innerer Handlung bei wenig äußerer Begebenheit; hier ein Uebermaß von äußerer Begebenheit bei wenig innerer Handlung. Dort Charaktere, nach den eingeborenen Gesetzen der Menschennatur sich entwickelnd und darlebend; hier nur Figuren, ausgeschnitten aus dem Bilderbogen der römischen Geschichte. Dort, an der Wiege des klassischen deutschen Dramas, schon eine in fünffüßigen Jamben feierlich daherschreitende gebundene Rede; hier, im Zeitalter der formell-technischen Virtuosität, die in nackter Ungebundenheit sich ergehende Prosa des Alltaglebens. Dort dramatische Gestaltungskraft; hier höchstens theatralisch geschickte Mache. Darum dort stille stetige Wirkung von jahrhundertlanger Nachhaltigkeit; hier nur lärmender augenblicklicher Effect von verpuffender Flüchtigkeit. Kurzum: dort eine dramatische Dichtung, deren Verfasser und meiste Helden man nach dem Fallen des Vorhanges oder nach dem Schließen des Buches umarmen möchte; hier eben nur ein Theaterstück, aus dem man für das gesammte darin vorkommende Personal kein Fünkchen Interesse mehr, ja sogar ein gut Theil Antheil weniger mit nach Hause nimmt, als man von den Büchern der Geschichte her mitgebracht hatte.

Schon der Titel des Wilbrandt'schen Trauerspiels ist ungenau: wenn man ihn ohne das Personenverzeichniß oder den Theaterzettel irgendwo angezeigt fände, an welchen der beiden Gracchen sollte man dabei denken? an den Tiberius Gracchus oder an den Gajus Gracchus? denn jeder von beiden war Volkstribun; jeder von beiden nahm ein tragisches Ende; und jeder von beiden ist schon lange vor Wilbrandt von dramatischen Dichtern oder Theaterstückschreibern zum Helden einer Tragödie auersehen worden. Bereits in Gottsched's „Deutscher Schaubühne" (2. Thl., S. 231 u. ff.) kommt ein Trauerspiel vor unter dem Titel: „Cornelia, die Mutter der Gracchen", das Gottsched's Frau aus dem Französischen der Madlle. Barbier übersetzt hat, in welchem aber nur der jüngere von Cornelia's Söhnen, der Gajus, eine Rolle spielt. Dann giebt es ein noch im vorigen Jahrhundert erschienenes, aber in den Katalogen blos mit dem Titel „Gracchus" verzeichnetes Drama, dessen Verfasser, C. Jett, demnach ebenso wie Wilbrandt den Leser des Titels im Unklaren läßt, welchen der beiden Brüder Gracchus er meine. Seit der Mitte des laufenden Jahrhunderts sind ferner nachfolgende Gracchus-Tragödien erschienen: 1860 ein „Cajus Gracchus" von Hermann Brandes; 1861 ein „Tiberius Gracchus" von Moritz Heydrich; 1869 wiederum ein „Cajus Gracchus" von Franz Otto und ein „Gajus Gracchus" von Adolf Menk; 1871 ein „Tiberius Gracchus" von Otto Devrient und endlich selbst nach Wilbrandt's in Rede stehendem Drama, nämlich im J. 1874, auch noch ein italienischer „Cajus Gracchus" von Monti, ins Deutsche übersetzt von J. J. H. v. Hohenthurn. Auch Wilbrandt's Stück hat den früher „Cajus", jetzt „Gajus" geschriebenen jüngeren Gracchus zum Helden, aber leider nur zum Wortheldén, denn der Dichter läßt ihn von vornherein so vergangenheitslos und gegenwartsleer auftreten und durch alle fünf Acte so that- und haltlos sich gebahren, daß man den geschichtlich viel höher stehenden thatkräftigen Gajus Gracchus gar nicht wiedererkennt und schlechterdings nicht begreift, wie sein Consul Metellus in diesem Gracchus einen Menschen sehen kann, den man „in demselben Athemzug zu lieben und zu hassen" sich gedrungen fühle; im Gegentheil: weder lieben noch hassen lernt man ihn aus dem Wilbrandt'schen Stück. Gleich in der ersten Scene und Rede des Gracchus nach seiner Rückkehr aus Sardinien, was für treffliche geschichtliche Momente hat sich der Dichter entgehen lassen, seinen Helden vortheilhaft einzuführen! Da verlautet nichts von seiner aufopfernden Fürsorge für die Soldaten in Sardinien während eines strengen Winters; nichts von der Heimtücke, mit welcher der Senat ihn in seinem edlen Vorgehen kreuzt; und des Gracchus urkundlich beglaubigte eigenste Worte: „er wäre der Einzige, der mit vollem Beutel nach Sardinien gegangen, aber mit leerem zurückgekommen sei; Andere hätten sogar ihre Weinfässer, nachdem sie sie ausgeleert, mit Gold und Silber angefüllt zurückgebracht," — Worte also, die doch auf der modernen Bühne wenigstens ebenso wirksam sein mußten, wie auf der antiken Tribüne, hat der Dichter nicht zu verwenden und verwerthen gewußt, gar nicht zu reden von manchem andern Moment und Motiv, in welchem die Geschichte poetischer ist als Wilbrandt's Dichtung. Durch seine willkürlichen, d. h. ohne poetische Berechtigung gewagten Abweichungen von der Geschichte erhalten auch die meisten Volksscenen den Anstrich des Gemachten, und was noch schlimmer ist, des Nachgemachten; ja die wiederholten furchtlosen Abgänge einzelner Personen an aufgeregten Volksmassen vorbei oder mitten hindurch, z. B. der Cornelia, dann des Opimius und Drusus, endlich des Scipio, werden durch ihre künstliche Herbeigeführtheit, statt zu imponiren, geradezu lächerlich; wenigstens habe ich bei dem stolzirenden Abgang des Scipio durch den sich schen vor ihm theilenden, aber doch murrenden Bürgerhaufen an Meister Daggesell inmitten seines Löwenzwingers denken müssen. Es würde zu weit führen, auf alle derartige Mängel des Stückes in einem summarischen Theaterbericht näher einzugehen; vielleicht wird mir gelegentlich in diesen Blättern der Raum zu einer selbstständigen dramatischen Stoff-Studie über sämmtliche Gracchus-Tragödien gestattet; der Gegenstand verdient eine historisch-ästhetische Betrachtung vom dramaturgischen Gesichtspunkt aus; denn wenn keiner von Wilbrandt's Vorgängern den gehaltreichen Vorwurf besser bewältigt hat, als er selbst, so sollte unter Deutschlands dramatischen Dichtern ein förmlicher Wetteifer zur Schaffung einer würdigeren Gracchus-Tragödie entbren-

nen: so zeitgemäß ist trotz seiner Altgeschichtlichkeit der im politisch-socialen wie im rein-menschlichen Sinne hoch interessante Stoff. Wilbrandt selbst sollte einen neuen Anlauf nehmen und beiden Gracchen sammt ihrer Mutter eine in Jamben geschriebene Doppel-Tragödie oder Trilogie widmen.

Wenn nun aber auch sein jüngst hier aufgeführtes Drama: „Gracchus der Volkstribun" sich schwerlich auf dem Repertoire irgend einer deutschen Bühne erhalten wird, weil es der nachhaltigen dramatischen Wirkung entbehrt, so hat es doch durch seine theatralische Technik einen äußerlichen Reiz, von dem man begreift, daß er für ehrgeizige Bühnenleiter und Regisseure etwas zur Aufführung Verführendes haben muß. Nur so läßt sich die Annahme und Einstudirung des Stückes für unsere Bühne erklären und rechtfertigen; sonst müßte schon der Umstand, daß es von der ersten bis zur letzten Scene fast nur auf öffentlichen Plätzen, auch im zweiten Acte nicht in einem geschlossenen Zimmer, sondern in einer offenen Vorhalle spielt, ja daß sogar die Frauen nur auf Straßen und Plätzen ihren Part abspielen, und daß also das häusliche und Familienleben, für das doch auch die Römer Sinn hatten, so gut wie gänzlich ausgeschlossen ist, von vorn herein Bedenken gegen dieses Drama erregt haben. Unsere neue Bühnenleitung hat sich nun aber wol auch durch den äußeren Reiz der theatralischen Technik des Stückes zur Aufführung desselben bestimmen lassen, und man muß ihr das Zeugniß geben, daß sie an demselben meisterlich gezeigt hat, was sie kann; wer einer Vorstellung desselben in Leipzig beigewohnt hat, weiß fortan im alten Rom, und namentlich auf dem Forum und in den Comitien des Senatus Populusque Romanus Bescheid. Bei der ersten Aufführung waren zwar die Volksscenen vor und hinter der Bühne noch zu laut; auch die Darsteller des Gajus Gracchus (Hr. Grube) und des Scipio (Hr. Johannes) durch häufige Proben zu angegriffen, um mit ihrer Stimme so recht durchzudringen; aber eine Wiederholung, der ich beigewohnt, ging völlig harmonisch und symmetrisch zusammen. Gerade die Hauptrollen sind freilich nicht sonderlich dankbare; gleichwol erzielten Frau Senger als Mutter Cornelia (nur daß ihre Erscheinung eine matronenhaftere hätte sein müssen) und Hr. Johannes als Scipio, insonderheit aber Hr. Eichenwald in seiner Nebenrolle als Bürger Agricola vorübergehende Erfolge. Am undankbarsten ist die weinerliche Rolle der Licinnia mit ihren kalendarischen Erinnerungen, einmal an ihren und des Gajus Hochzeitstag, das anderemal an des Tiberius Todestag, und Frl. Western wußte dieses Weinerliche nur gar zu treu wiederzugeben. Ihr Klageruf: „Gajus! Gajus" ist mir von zweimaligem Anhören des Stückes vorherrschend im Gedächtniß und Gehör geblieben; ich wollte mir Rechenschaft geben, wie das zugehe, ob es an mir oder an dem Wortlaut des Stückes liege; ich las und zählte nach, und da fand ich denn, daß von der zweiten Hälfte des ersten Actes an die Licinnia nach der Vorschrift des Verfassers ungefähr dreißigmal in den Klageruf: „Gajus! Gajus" ausbrechen muß, ungerechnet die blos gesprächsweise vorkommenden Anreden mittels dieses Namens.

In der Wiederholung des „Clavigo" gab Herr Bergmann vom Stadttheater in Brünn den Carlos ziemlich verständig und verständlich, aber doch nicht genug als engherziger Verstandesmensch, sondern viel zu bösewichtmäßig. Am Schluß des zweiten Actes, bei den Worten: „da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich!" schlug er sich (wie auch seiner Zeit Hr. Conried gethan) mit der Hand vor die Stirn, welche Pantomime doch nur passend ist für den, der sich selbst auf einem dummen Streich ertappt.

Bei der Wiederholung von Grillparzer's „Sappho" fiel mir nicht nur das Fehlerhafte der Exposition von Seiten des Dichters, der uns über die Eigenschaft des Phaon, ob er nämlich Sappho als deren Geliebter oder blos als ihr Gastfreund nach ihrem Heim begleitet hat, also über das zwischen Sappho und Phaon obwaltende Mißverständniß zu lange im Unklaren läßt, sondern auch das Fehlerhafte der Besetzung der Rolle des Phaon von Seiten der Regie noch mehr auf, als bei der ersten Aufführung. Bei dieser Gelegenheit trage ich nach, daß mir in Bezug auf meine erste Besprechung der Sappho-Aufführung aus Köln geschrieben wird, Frau Senger habe schon vor Jahr und Tag die Rolle der Sappho in Darmstadt, Wien und Köln gespielt, also dieselbe nicht erst während ihres kurzen Aufenthaltes in Leipzig einstudirt. Der Schreiber der angeblichen Berichtigung wirft mir vor: „Was Sie einem Comödianten nicht alles glauben!" und droht mir mit den Worten: „Widerrufen Sie, sonst mache ich in Theater-Zeitungen Ulk." Nun ich hatte die von mir gebrachte Mittheilung nicht von Fr. Senger selbst, sondern von einer dritten Person, die ich für gut unterrichtet halten durfte.

Den Schwank „Großstädtisch", das letzte dramatische Erzeugniß des verstorbenen J. B. v. Schweitzer, halte ich für viel anständiger, als manches gefeierte Lustspiel. Der Beweis, daß in der verschrieenen Residenz verhältnißmäßig mehr Ehrbarkeit herrscht, als in mancher Kleinstadt, und daß vielfach die Kleinstädter erst die Unehrbarkeit nach der Residenz mitbringen, konnte nicht erbracht werden ohne gewisse Andeutungen und Berührungen unehrbarer Seiten. Herr Eichenwald ist in dem Stück namentlich durch sein stummes Spiel sehr ergötzlich; Frl. Western und Frl. Wessely werden durch zu hastiges Sprechen oft unverständlich, und Fr. Spitzeder holt zu viel aus dem Souffleurkasten. Hr. Hänseler trifft den Verlagsbuchhändler Mackebei besser, als Hr. Bergmann, der in dieser Rolle ebenfalls als Gast aufgetreten ist; Hr. Pettera gab den Rittmeister von Werdeck mit gut angebrachter Würde und Laune und Frl. Räder das „unters Theater gehende" Dienstmädchen mit recht maßvoller Komik.

Schiller's „Don Carlos" und Laube's „Karlsschüler" werden wir wol noch mit anderer Besetzung zu sehen bekommen; der Gast Hr. Neuffer vom königl. Hoftheater zu Berlin ist noch zu sehr Anfänger, beherrscht sogar noch zu wenig sein Stimmorgan, um jetzt schon für Leipzig in ersten Rollen wie „Don Carlos" und „Friedrich Schiller" befriedigen zu können.

Im Alten Theater sollen die vier Sonntags-Vorstellungen zu halben Preisen (am 6. August „Kabale und Liebe"; — am 13. „Deborah"; — am 20. „Gracchus der Volkstribun"; — am 27. „Don Carlos") fast jedesmal bis zum Ausverkauf aller Plätze besucht gewesen sein. Max Moltke.

— Der neuerdings vielbesprochenen Frage der Nothwendigkeit einer einheitlichen und durchgreifenden Eisenbahntransportgesetzgebung für Deutschland ist die Schrift: „Eisenbahn-Besitz und Eisenbahn-Transportgesetz. Mit besonderer Rücksicht auf die Frage der Differenzialfrachten, behandelt von Theodor Petermann" (Dresden, 1876) gewidmet. So kurz gehalten das Schriftchen in seinem äußern Umfange ist, mit so inhaltschwerer Gründlichkeit findet sich darin doch das an die Spitze gestellte Thema behandelt. Der Verfasser, ein unermüdlicher Vorkämpfer für ein gemeinsames deutsches Eisenbahntransportgesetz, ist in den hier einschlagenden Fragen bekanntlich Autorität.

— Unter dem Titel: „Die Finanzen der Stadt Leipzig 1865—1875" (Leipzig, Duncker und Humblot) hat der Director des statistischen Bureaus der Stadt Leipzig, Herr Ernst Hasse das erste Heft des Verwaltungsberichts der Stadt Leipzig für die Jahre 1866—1875 der Oeffentlichkeit übergeben.

Von demselben erschienen: „Statistische Wanderungen durch Leipzig" (Leipzig, Wilh. Engelmann), ein gehaltvoller, ein reiches statistisches Material zu anschaulicher Verwerthung bringender Vortrag, welchen derselbe über den fraglichen Gegenstand am 8. März d. J. in dem Leipziger Verein von Freunden der Erdkunde gehalten hat. Zwei lithographirte Tafeln, Leipzigs Bevölkerung am 1. December 1871 nach Altersclassen (älteste 1786) und die Bevölkerung nach Berufsclassen im Vergleich mit Preußen, Sachsen, Berlin, Dresden, Chemnitz und den Leipziger Vorstadtdörfern enthaltend, sind dem beachtenswerthen Schriftchen beigegeben.

— Ueber den am 1. Juli d. J. in Bern verstorbenen revolutionairen Agitator Michael Bakunin bringt Rudolf Gottschall's „Unsere Zeit" eine Reihe interessanter, zum Theil wenig bekannter biographischer Details, welche insbesondere auch für Sachsen, das der Genannte in verhängnißschwerer Zeit sich zum Terrain seiner Umsturzpläne erkoren hatte, bemerkenswerth sind. Im Jahre 1814 als Sohn einer vornehmen Familie aus dem Gouvernement Twer geboren und im Cadettenhause zu St. Petersburg erzogen, trat Bakunin als Fähndrich in die russische Artillerie ein und wurde somit von vornherein als einer bezeichnet, der höchsten Orts nicht in Gunst steht. Unter solchen Umständen konnte er sich in seiner militairischen Laufbahn nicht wohl fühlen und nahm bald seine Entlassung. Er beschäftigte sich nunmehr mit wissenschaftlichen Studien. Im Jahre 1841 ging er nach Berlin; ein Jahr darauf finden wir ihn in Dresden, wo er sich an Arnold Ruge anschloß und seine, in Berlin begonnenen philosophischen Studien mit Erfolg fortsetzte; auch schriftstellerisch bethätigte er sich um diese Zeit mehrfach, namentlich durch Arbeiten in Ruge's „Deutschen Jahrbüchern". Im Jahre 1843 ging er noch von Dresden nach Paris, von da in die Schweiz, wo er an dem Treiben der communistisch-socialistischen Vereine lebhaft sich betheiligte. Dies gab wahrscheinlich die Veranlassung zu seiner Zurückberufung nach Rußland durch die dortige Regierung. Bakunin verblieb trotzdem im Auslande und lebte nach wie vor seinen Studien und Bestrebungen. Seine Rede beim Polenbanket in Paris im Jahre 1847, in welcher er die Verschmelzung der russischen Freiheitstendenzen mit den polnischen als den einzig richtigen Weg zum Ziele hinstellte, hatte zur Folge, daß er Anfang 1848 auf Betrieb der russischen Regierung aus Frankreich ausgewiesen wurde. Erst nach der Februarrevolution konnte er nach Paris zurückkehren. Im Juni 1848 betheiligte er sich in Prag an dem Slavencongreß und den nachfolgenden revolutionairen Bewegungen in hervorragender Weise. Später ging er nach Berlin, von wo er aber schon im October ausgewiesen wurde mit der Weisung, das Königreich Preußen überhaupt zu verlassen. Nachdem er in Dresden und anderen größeren deutschen Städten vergeblich eine bleibende Stätte gesucht, wandte er sich nach Dessau, Köthen und anderen Orten, nirgend festen Fuß fassend. Die Vorbereitungen zum Maiaufstand von 1849 riefen ihn schon im März dieses Jahres nach Dresden; heutzutage steht wol außer Zweifel, daß er im Verein mit einer Anzahl auswärtiger Revolutionaire diesen Aufstand organisirt und ins Leben gerufen hat und daß er die eigentliche Seele desselben gewesen ist, der allein mit Klarheit sich seiner Zwecke bewußt war. Nach dem Scheitern des Aufstandes wurde er flüchtig, auf der Flucht aber in der Nacht vom 9. zum 10. Mai in Chemnitz verhaftet. Vorerst in die Dresdner Gefängnisse, später nach der Festung Königstein in Untersuchungshaft gebracht, wurde er zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt und an Oesterreich ausgeliefert. Dort wurde er wegen seiner Betheiligung an den Prager Ereignissen von 1848 vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode durch den Strang verurtheilt, jedoch ebenfalls begnadigt, aber an Rußland ausgeliefert. Ueber seine dortigen Erlebnisse war Jahre lang undurchdringliches Dunkel gebreitet und ziemlich allgemein hatte sich der Glaube festgesetzt, daß der unverbesserliche, für die öffentliche Ordnung so gefährliche Revolutionair gleich nach seiner Ankunft in Rußland processirt worden und längst nicht mehr unter den Lebenden sei, als gegen das Ende der fünfziger Jahre plötzlich die Kunde erscholl, Bakunin sei aus Sibirien entflohen! So war es in der That, die russische Regierung hatte den Agitator zwar mehrere Jahre lang in der Newafestung zu St. Petersburg und später, als im Krimkriege die Flotten der Westmächte die russische Metropole bedrohten, in Schlüsselburg am Ladogasee in Haft gehalten, zum Tode verurtheilt war er aber dort nicht worden, obwol er auch gegen Rußland sich des nach dortiger Gesetzgebung allein mit der Todesstrafe bedrohten Verbrechens des Hochverraths schuldig gemacht hatte. Nach dem Krimkriege wurde Bakunin nach Ostsibirien verbannt, ohne indessen den schwereren Graden dieser Strafe unterworfen zu werden. Er durfte sich als Colonist niederlassen und erhielt nach mehrjährigem Aufenthalte sogar vom Generalgouverneur Kossakoff die Ermächtigung, sich im Amurgebiet niederzulassen. Hier setzte er seinen lang gehegten Plan ins Werk — er entfloh auf einem amerikanischen Schiffe nach Japan, von wo er über Californien nach London ging. Hier nahm er sofort sein altes Agitationswerk für die Idee einer großen Föderativrepublik wieder auf und hetzte in Flugblättern und Reden gegen Rußland. Im Jahre 1863 suchte er von Stockholm aus für die Revolutionirung Rußlands zu wirken. Später wandte er sich nach der Schweiz und endete daselbst sein gemeingefährliches Leben. Vollständig aufgeklärt liegt das Leben und Wirken dieses Mannes auch heute noch nicht vor uns; der dunkeln und räthselhaften Punkte giebt es auch jetzt noch viele darin. In hohem Grade auffällig erscheinen mußte die verhältnißmäßig ungewöhnliche Milde, welche dem in zwei Staaten wegen der schwersten politischen Verbrechen zum Tode verurtheilten Uebelthäter nach seiner Auslieferung in Rußland dort zu Theil wurde und die grell contrastirt mit der Strenge, womit in anderen Fällen in diesem Lande gegen politische Verbrecher vorgegangen zu werden pflegt. Der Schlüssel zu dem hier vorhandenen Räthsel ist auch heute noch nicht gefunden.

— Verzeichniß einer Auswahl amerikanischer Grammatiken, Wörterbücher, Katechismen u. s. w. Gesammelt von Julius Platzmann (Leipzig 1876, K. F. Köhler's Antiquarium, 38 S. gr. 8.). Der gelehrte und im Dienst der Wissenschaft unermüdlich und vielseitig thätige Herr Herausgeber veröffentlicht hier den Catalogue raisonné einer von ihm zusammengebrachten kostbaren Sammlung amerikanischer Seltenheiten, welche in ihrer ethnographischen, bibliographischen, wissenschaftlichen (linguistischen) Bedeutung und Specialität (betreffend die Sprachen der Eingebornen) vielleicht einzig sein dürfte. Um dergleichen zu Stande zu bringen, bedarf es mühseliger Forschungen und ganz besonderer Verbindungen, sowie großer Uneigennützigkeit. Der Herr Herausgeber edirte 1874 eine Grammatik der brasilianischen Sprache mit Zugrundelegung des Anchieta und in nächster Zeit wird von demselben eine neue facsimilirte Ausgabe der höchst seltenen Grammatik des Anchieta die Presse verlassen.

— Der von den vier schwedischen Quartettsängerinnen, welche vor zwei Jahren auch Leipzig besuchten und durch ihre Vorträge großen Beifall ernteten, als besonders beliebt gewordenes Repertoirstück vorgetragene Schwedische Hochzeitsmarsch „Bröllops-Marsch" ist unlängst in Clavierbearbeitung (Wien und Troppau, Buchholz und Diebel) zu 2 und 4 Händen erschienen. Das Titelblatt des geschmackvoll ausgestatteten Musikstückes zeigt die Medaillonportraits der vier schwedischen Sängerinnen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 73. Sonntag, den 10. September. 1876.

Russische Staatsmänner der Gegenwart.

Es ist in diesen Blättern (vergl. Nr. 35, Jahrg. 1875) seinerzeit mit Anerkennung des vor einigen Jahren erschienenen Buches: „Aus der Petersburger Gesellschaft" gedacht worden, von welchem im vorigen Jahre bereits eine vierte, stark vermehrte Auflage erschienen ist. Nicht minder rühmliche Hervorhebung verdient die Fortsetzung dieses trefflichen Werkes, das unter dem Titel: „Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" (Leipzig, Duncker und Humblot) 1874 ebenfalls bereits in zweiter unveränderter Auflage zur Ausgabe gelangt ist. Es besitzt alle die Vorzüge, welche wir bereits bei Besprechung des erstgenannten Buches anerkennend darzulegen in der Lage waren und wir gehen daher gleich auf den Inhalt selbst referirend ein, fest von der Ueberzeugung durchdrungen, daß unsere Leser es uns Dank wissen werden, damit ihre Aufmerksamkeit einer der besten, unterrichtetsten, verlässigsten und unbefangensten Quellen zur Kenntniß der Gegenwart Rußlands zugewendet zu haben, welche im gegenwärtigen Augenblick doppelten Werth haben dürfte.

Die sieben Abschnitte, in welche die „Neuen Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" zerfallen, sind den Nationalitäten, aus welchen das heutige russische Staatswesen sich zusammensetzt, einer Charakteristik der kaiserlichen Brüder und Söhne, der Großfürsten Constantin, Michael, Nicolai, Alexander (Thronfolger), Alexis und Wladimir, dem Aufenthalte des Fürsten Bismarck als Gesandter am russischen Kaiserhofe, der Literatur und den Literaten (Schukoffskoi, Gogol) unter dem Kaiser Nicolaus, der seinerzeit vielbesprochenen Affaire Puschkin und Dantès, dem höheren Beamtenthum, endlich Wassily-Ostroff und der Akademie der Wissenschaften gewidmet. Jeder dieser Abschnitte bietet Hochinteressantes und vielfach Neues; insonderheit läßt sich dies sagen von den Mittheilungen über die Mitglieder des Kaiserhauses und des höheren Beamtenthums, während die Reminiscenzen aus der Regierungszeit des Kaisers Nicolaus bedeutsame Schlaglichter auf diese für die neuere Entwickelung Rußlands mannigfach höchst einflußreiche Periode werfen, wenn es auch uns mitunter hat scheinen wollen, als ob der Verfasser in seiner sympathischen Voreingenommenheit für die Reformpolitik der gegenwärtigen Staatsleitung dem Kaiser Nicolaus mitunter nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließe. Der Artikel: „Puschkin und Dantès", der, anscheinend aus besten Quellen und zum Theil wol auf Selbsterlebtes sich gründend, ein sehr reichhaltiges Detail über jene unglückselige Duellgeschichte bringt, welchem Rußlands größter Dichter zum Opfer fallen mußte, gewährt ein überaus anschauliches, freilich wenig erfreuliches Sittenbild aus dem Leben und Treiben der höheren russischen Gesellschaft in jener Zeit. Aus dem Aufsatze über Wassily-Ostroff und die Akademie der Wissenschaften ergiebt sich, daß das letztgenannte Institut nach seiner heutigen Organisation wesentlich national-politischen Zwecken zu dienen bestimmt ist. Der russische Charakter der Akademie ist in deren neuem Statut besonders betont; in den Motiven zu demselben heißt es ausdrücklich: „damit das russische Element bei der Zusammensetzung des Personals möglichst stark gekräftigt werde, schreibt das neue Statut vor, daß die Akademiker aus russischen Gelehrten gewählt werden sollen. Nur in den Ausnahmefällen, wo die Akademie keinen einzigen für das erledigte Amt passenden vaterländischen Gelehrten ausfindig machen kann, hat sie das Recht, einen fremden Gelehrten, der sich eines allgemein anerkannten Rufes erfreut, zu berufen. Auf diese Weise wird die Akademie ihr Personal mit russischen Vertretern der Wissenschaft, welche von erstem Range sind, ausfüllen müssen." Nach diesem neuen Statut müssen hinfort auch die Vicepräsidenten der Akademie aus der Mitte der Akademie und von den Akademikern selbst gewählt werden. Bei der numerischen Ueberzahl, welche darin gegenwärtig das Nationalrussenthum hat, ist dies gleichbedeutend mit der Vorschrift, daß künftig schlechterdings nur ein Russe Vicepräsident sein darf. Unter Kaiser Nicolaus dachte man in dieser Hinsicht kosmopolitischer, in den Jahren 1830—1835 war ein Deutscher, Storch, Vicepräsident der Akademie. Ueberhaupt zieht sich, wie aus den „Neuen Bildern aus der Petersburger Gesellschaft" mit besonderer Deutlichkeit erkennbar wird, das Hervortreten des specifisch-russischen nationalen Elements wie ein rother Faden durch die Phasen, welche die neuere politische und sociale Entwickelung Rußlands seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers durchlaufen hat. Das deutsche Element, das unter Kaiser Nicolaus eine so hervorragende Rolle spielte, ist allenthalben in sichtlichem Rückgange begriffen. Ueber diese unbestreitbare Thatsache dürfen nicht täuschen die individuellen Sympathien, welche Kaiser Alexander dem deutschen Wesen widmet. Sie erklären sich zumeist und hauptsächlich aus der hohen persönlichen Verehrung, welche dieser Monarch gegen den deutschen Kaiser, seinen Oheim, hegt und aus der Bewunderung, von welcher er für die glänzenden Waffenthaten der deutschen bez. preußischen Armeen in den Kriegen der letzten Jahre erfüllt ist. Diese Gesinnungen sind aber, wie gesagt, rein persönlicher Natur, gehen nicht über die Hofkreise hinaus und werden auch hier nur gewissermaßen officiell getheilt. Die Nation denkt ganz anders und im nationalen Russenthum hat sich Haß und Argwohn gegen das deutsche Element nicht im Mindesten verringert, im Gegentheil vertieft und gekräftigt, je mehr es gelungen ist, die Deutschen aus den hohen und einflußreichen Aemtern, die sie unter Kaiser Nicolaus bekleideten, zu verdrängen.

Wahrnehmungen dieser Art drängen sich unwillkürlich auf, wenn man in dem Abschnitte über Fürst Bismarck's Aufenthalt in St. Petersburg die Stellen durchliest, welche der Schilderung des Besuches gewidmet sind, den Kaiser Wilhelm vor drei Jahren in St. Petersburg abstattete. Zu Nutz und Frommen derer, die noch immer nicht von der Illusion lassen können, daß seit dem deutsch-französischen Kriege in der nationalen Gesinnung Rußlands gegen uns ein „Umschwung zum Besseren" eingetreten sei, seien diese Stellen hier wiedergegeben. Der Verfasser sagt:

„Daß die Mehrzahl unserer großen Journale beim Aus-

bruch des letzten Krieges für Frankreich Partei ergriff; daß die nationalen Wortführer auch nach der Katastrophe von Sedan der einmal eingeschlagenen Richtung treu blieben; daß gewisse Leute ihr Möglichstes thaten, um die Zwecke zu unterstützen, welche Herrn Thiers zu uns führten; daß man dem großen Publicum trotz der Unterstützung, die Preußen und die deutsche Presse der Gortschakoff'schen Kündigung des Pariser Vertrages zu Theil werden ließ, wochenlang einzureden suchte, Oesterreich und England würden in ihren demonstrativen Protesten gegen das russische Vorgehen unter der Hand von deutscher Seite unterstützt, — das Alles ist ebenso bekannt wie die warme Sympathie, welche der Kaiser vom ersten Beginn des Krieges an dem Waffenglück seines Oheims bewies. Seit Alexander II. sein bekanntes „djäda maladiz“ (mein Oheim der tüchtige Kerl) gesprochen, war in den maßgebenden Kreisen unserer Generalität der einzige Gesichtspunkt für die ungeheuren Umwälzungen, welche das Gleichgewicht des Welttheils umgestalteten, — die alte preußisch-russische Waffenbrüderschaft; es gehörte in dieser, freilich eng begrenzten Sphäre zum guten Ton, gerade so zu reden, als sei die preußische Armee von 1870 in der That nur die „russische Avantgarde“, zu welcher eine bekannte Phrase Friedrich Wilhelm's IV. sie im Jahre 1853 machen gewollt. Nicht rasch und nicht ausführlich genug konnten die Berichte vom Kriegsschauplatz beschafft werden, für welche das preußische Hauptquartier und Prinz Reuß übrigens noch besser zu sorgen wußten als Graf Golenitschew-Kutusoff und der zum Flügeladjutanten ernannte Obrist v. Doppelmair; jedes Detail der Truppenaufstellung wurde mit leidenschaftlichem Eifer discutirt, über die Haltung der einzelnen preußischen Truppenkörper und Regimenter so genau Buch geführt, als gelte es eine künftige Verwendung derselben für die Interessen des heiligen Rußland. Wie ein junger Lieutenant konnte der sonst so verschlossene, apathisch dreinsehende Monarch sich freuen, wenn eines „seiner“ Regimenter neue Lorbeern gepflückt, wenn einer der ihm bekannten Officiere eine Auszeichnung erhalten hatte. An dem abendlichen Kartentisch Sr. Majestät war damals buchstäblich von Nichts als den Wendungen die Rede, welche diese merkwürdigste aller Kriegsgeschichten genommen und des Kaisers bekannte Phrase bei dem Eingehen neuer Nachrichten (thschudnoje djélo, d. h. eine merkwürdige Sache) galt nicht selten Meldungen, die, wenn sie heimischen Interessen gegolten hätten, keiner Silbe aus dem Allerhöchsten Munde gewürdigt worden wären. Kein seltsameres Schauspiel konnte es geben, als diesen für das preußische Kriegsglück jugendlich begeisterten Monarchen in Mitten einer Bevölkerung, die jede Frankreich ungünstige Wendung der Geschichte mit kaum verhehltem Bekümmerniß aufnahm, die sich alle Mühe gab, ihre von der kaiserlichen abweichende Auffassung der Lage in Wort und Schrift zum Ausdruck zu bringen. Nur der geborene, in seinem Herrschergefühl keinen Augenblick beirrte, absolute Monarch konnte so unbekümmert um die gute oder böse Meinung der Stimmführer seines Volks (das eigentliche Volk war wie immer ein passiver Zuschauer) die Wege gehen, die ihm gutdünkten, und mit dem Zucken seiner Brauen die Sympathien zum Schweigen bringen, welche nicht nur in vielen seiner Diener, sondern auch in seinem Sohne für die dreifarbige französische Fahne lebten. Freilich standen die älteste Dame der kaiserlichen Familie, die Großfürstin Helene und die einflußreichsten Personen des Hofs und der Ministerien Graf A. W. Adlerberg, die beiden Grafen Schuwaloff (der Oberhofmeister und Graf Peter, der Chef der dritten Abtheilung), Fürst Gortschakoff, Walujeff, der Oberjägermeister Baron W. K. Lieven, v. Reutern, Graf Heyden u. A. zu der Auffassung ihres Kaisers — allerdings ohne es Sr. Maj. an Begeisterung für die Sache „unserer Alliirten“ gleichthun zu können.

„Bei so entschiedener Parteinahme für den Sieger von Sedan war es für den Kaiser wie für den Hof selbstverständlich, daß der langverheißene, schließlich auf den April des vorigen Jahres angesetzte Besuch Kaiser Wilhelm's wie eine Staatsaction ersten Ranges behandelt und vorbereitet wurde. Schon als Prinz Friedrich Carl und Graf Moltke im December 1872 behufs Theilnahme an dem Georgsfeste nach St. Petersburg gekommen waren, hatte der Czar den Repräsentanten der preußischen Armee eine Aufmerksamkeit erwiesen, die dem Hof und Allem, was sich zur Gesellschaft zählte, eine unweigerlich liebenswürdige Haltung zur Pflicht machte. Beim Herannahen des Tages, der den „djäda maladiz“ und dessen Ruhmesgenossen nach St. Petersburg führen sollte, war der hohe, melancholisch-apathisch aussehende Herrscher des Winterpalais wie ausgewechselt: so erregt, so um das Einzelnste des Empfangsceremoniells bekümmert und von einem Gedanken beherrscht hatten Adlerberg und die übrigen Generale der Suite den Kaiser seit Jahren nicht gesehen, wie in den Tagen, die darüber bestimmen sollten, ob die Berliner Aerzte dem Kaiser-Könige den ersehnten Besuch gestatteten oder nicht. Zehn Mal am Tage trat der Kaiser an das Wetterglas, um sich davon zu überzeugen, ob die Witterung das Reiseproject fördern oder hindern werde; je nachdem das Barometer fiel oder stieg, zeigte die Stirn Alexander's II. sich gefurcht oder glatt; war der Kaiser still und übellaunig oder aufgeräumt und gesprächig — bis zum letzten Augenblick sah man dem Monarchen die Besorgniß an, der Besuch, auf den er sich so sehnlich gefreut hatte, werde durch die Ungunst des Himmels zurückgehalten oder doch an dem ihm gebührenden glänzenden Einzug verhindert werden. Alle Einzelheiten des den Gästen zu bereitenden Empfangs hatte der Kaiser (dessen Gleichgiltigkeit gegen Festivitäten sonst nur unterbrochen zu werden pflegt, wenn das Herkommen verletzt wird) persönlich mit dem Oberpolizeimeister seiner Residenz General Trephof geordnet; sein ausdrücklicher Befehl hatte vorgeschrieben, daß preußische und deutsche Fahnen neben den russischen die Balcons und Fenster der Häuser an dem Wege vom Warschauer Bahnhof zum Winterpalais schmücken sollten; auf seine Anweisung hatte die Polizei hunderte von Büsten des deutschen Kaisers anschaffen und den Hausbesitzern zur Verfügung stellen lassen; nicht nur die Treibereien sämmtlicher Kunstgärtner der Residenz, auch die kaiserlichen Gartenanlagen wurden geplündert, um Fenster und Thüren mit dem Grün zu schmücken, das unser karger Norden erst beim Beginn des Sommers hergiebt — weder Kosten noch Mühen sollten gescheut werden, um dem Einzuge des deutschen Kaisers in die Hauptstadt seines Neffen und Freundes einen noch nicht dagewesenen Glanz zu verleihen. Kaiser Alexander zählte buchstäblich die Stunden bis zur Ankunft seiner Gäste und hielt Tage lang seine gesammte Umgebung mit Fragen und Aufträgen in Athem, die man bei ihm, dem gewöhnlich passiven, schon durch seinen Gesundheitszustand an größerer Ausgiebigkeit verhinderten Manne, längst nicht mehr gewohnt war. Reiselustig und mobil ist dieser Fürst (der in St. Petersburg immer nur kurze Zeit hintereinander weilt) immer gewesen, und so verstand es sich von selbst, daß er schon Tags vor der Ankunft der Berliner Gäste nach Gatschina ging, um ihnen hier den ersten Empfang zu bereiten.

„Die Einzugsfeierlichkeiten und die zahllosen Aufmerksamkeiten, die Alexander II. den Ankömmlingen zu Theil werden ließ, zu schildern, ist hier nicht der Ort — russische und deutsche Zeitungen haben sich darüber mit der nöthigen Breite ausgelassen. Dem Kaiser war gegönnt, seine Absichten bis ins Einzelnste auszuführen, — für die nöthige Gefügigkeit seiner Umgebung und des größeren Publicums hatten sein ausgesprochener Wille und die Liebenswürdigkeit der russischen Natur gesorgt, — die äußeren Bedingungen des Gelingens waren durch eine seltene Gunst der Witterung hergestellt worden. Was man im größeren Publicum nicht gewußt, was nach dem Vorstehenden aber als selbstverständ-

lich bezeichnet werden kann, war, daß der Kaiser sich von der ersten bis zur letzten Stunde des Berliner Besuchs um Alles, was auf das Behagen seiner Gäste Bezug hatte, selbst kümmerte; daß er sich unaufhörlich darüber berichten ließ, ob die angeordneten Vorbereitungen pünktlich ausgeführt, die vorzuführenden Truppenabtheilungen gehörig eingeschult und instruirt seien u. s. w. Nicht die Sucht, dem Sieger über Frankreich durch seine Armee zu imponiren, sondern die Absicht, den militairischen Neigungen seines Oheims entgegenzukommen, diesem durch große und glänzende Schaustellungen eine Freude zu bereiten, veranlaßte den kaiserlichen Wirth, vor seinen Gästen auszubreiten, was irgend sehens- und beachtenswerth war. — Von dem plötzlichen Tode des Hofrath Bork abgesehen, störte denn auch kein Mißton die festlichen Tage, nirgend wagten sich anti-preußische Demonstrationen ans Licht, der Thronfolger wetteiferte mit seinem Vater in zuvorkommender Liebenswürdigkeit und guter Laune und selbst die widerhaarige Presse der beiden Hauptstädte betrug sich (den einzigen „Russki Mir" ausgenommen) unerwartet anständig und artig. Den Kaiser aufgeräumt und Tage lang in gehobener Stimmung zu sehen, war für den Hof ein zu seltener Anblick, als daß sich nicht Alles verbunden hätte, um den Allerhöchsten Intentionen zu Hilfe zu kommen und den Herrscher bei Laune zu erhalten. — Nächst dem Kaiser Wilhelm war natürlich Fürst Bismarck der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit; den Fürsten hatte der Kaiser von jeher mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, — sein besonderes Wohlwollen konnte er dieses Mal höchstens noch dadurch bezeugen, daß er auch den jungen Sohn desselben mit Auszeichnung behandelte. Berührt von dem ächten Wohlwollen, mit dem ihm begegnet wurde, entwickelte der deutsche Reichskanzler die volle Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote stand, trat er allen Personen, die ihm in den Weg kamen, mit jener zutraulichen Herzlichkeit und humoristischen Offenheit gegenüber, die ihn bereits zwölf Jahre früher zum Liebling unserer Gesellschaft gemacht hatte. — Von Politik ist nach Allem, was verlautet, während der gesammten Dauer dieses Aufenthaltes nicht die Rede gewesen; auch im Verkehr mit Gortschakoff steckte Fürst Bismarck mehr den alten Bekannten und Habitué der St. Petersburger Gesellschaft, den Mann, der sich stets der besonderen Gnade und Gunst des Czaren zu erfreuen gehabt hatte, als den fremden Minister heraus. Mit Hilfe eines Gedächtnisses, das alle Welt in Erstaunen setzte, knüpfte der ehemalige preußische Gesandte an tausend große und kleine Vorfälle der gemeinsam verlebten Jahre an; nicht nur das Personal der Gesandtschaft, all' die großen und kleinen Leute, mit denen er von 1859 bis 1862 in Verbindung gestanden, wurden von dem Manne, der inzwischen die Welt umgestaltet hatte, wiedererkannt, begrüßt und an alte Zeiten erinnert. Ein besonders dankbares Publicum hatte der deutsche Reichskanzler an der ihn umdrängenden Damenwelt, die unerschöpflich im Preise der Liebenswürdigkeit des Fürsten war, den man — wenn man von seinem ergrauten Haar und Bart und dem tiefgefurchten Antlitz absah — „gar nicht verändert" und gerade so „harmlos und aufgeräumt" wie vor zwölf Jahren fand. — Wo die hohe Gestalt im weißen Kürassierrock und blauen Bande sich zeigte, war sie freundlichen Empfangs sicher, — die glückliche Inconsequenz der russischen Natur sorgte dafür, daß Niemand sich der Feindseligkeiten erinnerte, die ihn in den Tagen des Falls der belle France erfüllt hatte, daß Niemand für die Trostworte ein Gedächtniß hatte, die er dem General Leflô über Rußlands unzerstörbare französische Gesinnung wenige Tage früher zugeflüstert. Der Allerhöchste Wille hatte die Tage des preußischen Besuchs zu einem Fest bestimmt, die Allerhöchste gute Laune über dieses Fest einen Sonnenglanz gebreitet, nach welchem man sich sonst so oft vergeblich gesehnt — es verstand sich von selbst, daß dieses Fest so harmlos und vergnügt wie immer möglich gefeiert wurde. Politik zu treiben, wo Se. Majestät keine wollte, nationalen Hirngespinnsten nachzuhängen, wo es dem Genuß galt, wäre de mauvais goût gewesen, und diesen zu meiden, war und ist allezeit bei uns die oberste Regel gewesen. Außerdem hatte man ja noch den Trost zur Hand, daß der Russe immer und gegen Jedermann gastfrei sei „et que ça ne tirait pas à consequence". Wo Alles ein freundliches Gesicht zeigte, war den Gästen die Rolle so leicht gemacht, daß die Tage vergingen, ohne daß auch nur ein Zwischenfall, ein Zusammenstoß gegensätzlicher Anschauungen und Tendenzen den allgemeinen Taumel gestört hätte. — Man hörte in jenen Tagen oft danach fragen, ob Fürst Bismarck nichts Besonderes gesagt, keine merkwürdigen und bedeutenden Aussprüche gethan hätte: daß dazu alle Veranlassung fehlte, daß der berühmte Staatsmann nur als Hofmann und Gesellschafter auftrat und gerade so harmlos converſirte wie seine Umgebung, beweist am Besten, wie wohl er und wie wohl die gesammte Gesellschaft sich bei dem Ton befand, in welchen man einmal gekommen war. Der Ausspruch: „Ich würde mich für einen Verräther halten, wenn ich gegen Rußland und seinen Kaiser jemals etwas Feindseliges unternehmen könnte," ist das einzige geflügelte Wort gewesen, das Fürst Bismarck den St. Petersburger Chronisten hinterlassen hat.

„Für die russisch-deutschen Wechselbeziehungen hat die St. Petersburger Reise keine andere, als eine, so zu sagen, symptomatische Bedeutung gehabt. Weil man — Dank der ausgesprochenen Verehrung Alexander's II. für seinen kaiserlichen Oheim und der Vorliebe, die der Monarch von jeher für das offene und energische Wesen des Herrn v. Bismarck gehabt — bereits vor dieser Reise auf dem denkbar besten Fuß gestanden, hat dieselbe die vorhandenen Bande gestärkt und befestigt — Neues geschaffen hat sie nicht. Daß für die Dauer der gegenwärtigen Regierung an einen Wechsel in der auswärtigen Politik Rußlands nicht zu denken ist; daß der Kaiser Alexander dem Fürsten Gortschakoff keinen anderen, als einen Preußen geneigten Nachfolger geben wird, das war schon vor dem Frühjahr 1873 allen Eingeweihten bekannt und darum dachte Niemand an unbequeme und gefährliche Oppositionsversuche. — Die Freunde der preußischen Sache sind durch diesen Besuch in ihren guten Intensionen bestärkt worden, die große Zahl der Indifferenten hat an demselben Veranlassung genommen, eine freundliche Maske aufzustecken, — die Gegner schweigen."

Für deutsche Leser das weitaus stärkste Interesse dürfte der Abschnitt über das höhere Beamtenthum haben. Der Verfasser giebt darin eine Reihe der schätzenswerthesten Specialitäten über die Hauptfaiseurs der russischen Staatskunst in den letztvergangenen dreißig bis vierzig Jahren, denn noch über einen großen Theil der Regierungszeit des Kaisers Nicolaus erstrecken sich seine Mittheilungen. Graf Panin, der Justizminister des Kaisers Nicolaus, Graf Korff, der Leiter der zweiten Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei, im Auslande bekannt als Verfasser der officiellen Darstellung der Decemberereignisse von 1825, die Fürsten Urusoff und Dolgoruki, Generalfeldmarschall Graf Berg, der Bezwinger des letzten polnischen Aufstandes, Fürst Barjatinski, der Besieger des Kaukasus, wofür er wenigstens außerhalb Rußlands gilt, während man dort in eingeweihten Kreisen darüber, wem das eigentliche Verdienst der definitiven Unterwerfung des Kaukasus gebührt, sehr anderer Meinung ist, Fadejeff, der bekannte schriftstellernde General, General Graf Lüders, bekannt aus den Türkenkriegen unter Kaiser Nicolaus, General Suchozanet, vorübergehend Kriegsminister unter Kaiser Alexander, Fürst Suworoff, der beliebte einstige Generalgouverneur der Ostseeprovinzen und gegenwärtig nicht minder populäre Generalgouverneur von St. Petersburg, v. Kotzebue, derzeitiger Generalgouverneur von Polen, Baron

Wilhelm Lieven, staatsmännischer Berather des Kaisers Alexander, zu dessen engerem Kreise noch heute zählend, obschon er, gegenwärtig nur noch dem Reichsrathe als Mitglied angehörend und mit der Hofstelle des Oberjägermeisters betraut, seine politische Rolle ausgespielt hat, Graf Murawieff-Amurski, der Organisator des Amurgebietes, nicht zu verwechseln mit dem berüchtigten Verwüster der litthauischen Wälder, Grafen Murawieff, der vor wenigen Jahren in Berlin starb, Baron Andreas Budberg, langjähriger derzeitiger Botschafter in Paris und London, Prinz Peter von Oldenburg, Graf Cancrin, der treffliche Ordner der russischen Finanzen unter Kaiser Nicolaus, dessen Finanzminister er zwei und zwanzig Jahre hindurch (1822—1844) war, seine leider ihm geistig und geschäftlich wenig ebenbürtigen Nachfolger in der Leitung der russischen Finanzen Wrontschenko, Brock und Knjäschewitz, endlich der ausgezeichnete Organisator der gegenwärtigen russischen Finanzwirthschaft Baron Reutern, Westmann, der vielgenannte Vertraute des Fürsten Gortschakoff und Trephof, der energische, umsichtige, dermalige Polizeimeister von St. Petersburg werden uns kaleidoskopisch vorgeführt. Wir greifen die Persönlichkeiten des Grafen Berg, des Finanzministers v. Reutern, des Geh. Rath Westmann und Trephof's heraus, in denen sich ein gut Stück der neueren Geschichte Rußlands abspielt.

Der vor zwei Jahren verstorbene Generalfeldmarschall Graf Berg war am 26. Mai 1790 als Sohn eines alten livländischen Adelsgeschlechts geboren und ursprünglich nicht für die militairische Laufbahn bestimmt. Eben hatte er seine Dorpater akademischen Studien beendet, als Napoleon in Rußland einfiel und die gesammte Jugend des weiten Reiches unter die Fahnen rief, von denen allein noch die Befreiung des Welttheils erwartet werden durfte. Seiner tüchtigen Bildung, seinem Diensteifer und den guten Verbindungen seiner Familie hatte der zweiundzwanzigjährige Freiwillige es zu verdanken, daß er schon nach wenigen Monaten Officier wurde, dann in den Generalstab überging und zur Zeit der ersten Einnahme von Paris bereits den Rang eines Capitains bekleidete. Um sich von den Strapazen des Krieges zu erholen, nahm Berg nach Wiederherstellung des Friedens einen längeren Urlaub, um nach Italien, dann nach Griechenland und in die Türkei zu gehen. Hier legte er den Grund zu einer genauen Bekanntschaft mit der geographischen und ethnographischen Beschaffenheit der Balkanhalbinsel, die dem späteren Combattanten gegen die Türken wiederholt zu Statten gekommen ist. Auf der Heimreise hielt der beurlaubte Capitain vom Generalstabe sich längere Zeit in Wien auf, dann ging er nach St. Petersburg zurück. Dank der lebendigen Anschauung der orientalischen Zustände, die er erworben, erregte er hier die Aufmerksamkeit des Grafen Capodistria, des jonischen Flüchtlings, der seit dem Jahre 1808 zu den einflußreichsten Berathern des Kaisers gehörte und für die Ausführung seines Jugendtraumes, für die Befreiung Griechenlands vom türkischen Joch agitirte. Capodistria stand im J. 1817 auf dem Gipfel seines Einflusses und übte seit dem Wiener Congreß ungleich größeren Einfluß auf Rußlands auswärtige Politik, als der officielle Leiter derselben, Graf Nesselrode. Auf seine Empfehlung wurde Berg in die Diplomatie hinübergenommen und seinem Wunsche gemäß auf mehrere Jahre nach Süd-Italien gesendet, um „den Carbonarismus" zu studiren, der seit Wiederherstellung der neapolitanischen Bourbons in üppigste Blüthe geschossen und nicht ohne Grund Gegenstand des Mißtrauens für alle europäischen Großstaaten geworden war: hatten sich die Verschwörungen, welche damals in dem größten Theile des Welttheils ihr Wesen trieben und durch die aus Frankreich zurückkehrenden Officiere auch bei uns Mode geworden waren, doch in sehr zahlreichen Fällen die Organisation des italienischen Köhlerbundes zum Muster genommen! — Berg gehörte zu den ersten Fremden, die dieses, in seinen Wirkungen vielfach überschätzte Treiben gründlich studirten und zum Gegenstande zusammenhängender Darstellungen machten. Die russische Regierung ließ Auszüge aus seinen Berichten veröffentlichen; Uebersetzungen derselben haben ihrer Zeit die Runde durch Europa gemacht und damals allgemeines Aufsehen erregt. — Im Jahre 1822 nach St. Petersburg zurückgekehrt und zum Obristen befördert, machte Berg mehrere Expeditionen gegen die Kirgisen, im Jahre 1825 eine Recognoscirung der Ufer des Aralsees mit, welche durch den ihm beigegebenen Naturforscher Eversmann in der wissenschaftlichen Welt einen gewissen Ruf erwarb. Die eigentliche Carrière des späteren General-Feldmarschalls begann aber erst unter dem Kaiser Nicolaus: der Türkenkrieg von 1828 gab Berg Gelegenheit, die Wanderstudien fruchtbar zu machen, die er zwölf Jahre früher getrieben hatte, — in dem polnischen Revolutionskriege von 1830, namentlich bei den Verhandlungen über die Capitulation von Warschau (1831) bewährte er ein so ungewöhnliches und eigenthümlich diplomatisches Geschick, daß der Kaiser ihn rasch zum Generalmajor, dann zum Generallieutenant und endlich zum General der Infanterie und General-Quartiermeister beförderte. Als solcher wurde Berg dem Statthalter von Polen, Fürsten Paskewitsch, beigegeben, dessen volles Vertrauen er erwarb und von dem er mit der Leitung der Vermessung Polens betraut wurde. — In dieser Stellung lebte Berg viele Jahre lang abwechselnd in Warschau und in St. Petersburg. Obgleich den politischen Anschauungen und der Person des Kaisers Nicolaus eifrig ergeben und von diesem wegen seiner Tüchtigkeit geschätzt, gehörte der General-Quartiermeister doch nicht zu den eigentlichen Günstlingen des Czaren. Gerade weil seine Hingabe an das Nicolaitische System bei Berg auf Ueberzeugung beruhte, war er kein unbedingter Lobredner aller kaiserlichen Maßregeln und mitunter geneigt, seinen abweichenden Anschauungen Ausdruck zu geben. Des Kaisers autokratische Natur konnte unter Umständen auch den bescheidensten Widerspruch übel nehmen, und so geschah es, daß Berg viele Jahre lang für einen der weniger begünstigten Generale galt. Als er vollends die Unvorsichtigkeit beging, seinen dem Manöverspiel leidenschaftlich ergebenen Herrscher einmal bei Krassnoje Selo gefangen zu nehmen, entzog die kaiserliche Gnadensonne sich ihm so vollständig, daß der General-Quartiermeister um die Mitte der vierziger Jahre für einen Mann galt, der seine Rolle ausgespielt, seine Laufbahn so gut wie beendet habe.

Erst der ungarische Feldzug von 1849 zog den verdienten Mann wieder hervor. Paskewitsch, dem trotz seines hohen Alters und seines an Unzurechnungsfähigkeit grenzenden Hochmuths der Oberbefehl über die Armee ertheilt worden war, durfte nicht allein gelassen werden, er mußte einen Mann neben sich haben, dem er Vertrauen schenkte und der in politischen Geschäften Erfahrung besaß. Dieser Mann war der General von Berg, der in der Folge den nachhaltigsten Einfluß auf den Gang der politischen und militairischen Angelegenheiten üben sollte: schon wenige Wochen nach Beginn des Feldzuges herrschte zwischen den Befehlshabern und Officieren der russischen und der österreichischen Armee das denkbar schlechteste Einvernehmen. Nicht nur daß Paskewitsch's Hochmuth und Rücksichtslosigkeit die k. k. Feldherren auf Schritt und Tritt verletzte (er war es, der dem Kaiser Nicolaus nach der Katastrophe von Vilagos das Telegramm „Ungarn liegt zu den Füßen Ew. Majestät" sandte), — die russischen Officiere ahmten bald dem Beispiel ihres Oberbefehlshabers nach, brutalisirten die Oesterreicher und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß ihnen die munteren eleganten magyarischen Feinde sehr viel besser gefielen, als die „accuraten" deutschen Kameraden und Verbündeten in der weißen Uniform. Freilich trug Haynau's barbarische Härte gegen die besiegten ungarischen Generale die Hauptschuld daran, daß das Verhältniß der beiden Armeen täglich feindseliger wurde;

es ist bekannt, daß der Paskewitsch beigegebene Großfürst Konstantin alle Mühe hatte, Görgey vor dem Galgen zu retten und daß die russischen Officiere aus ihrer Wuth über die Hinrichtung des tapfern Damjanitsch und des Grafen von Leiningen kein Hehl machten. Fast ausschließlich dem taktvollen und umsichtigen Eingreifen Berg's war es zu danken, daß ein förmlicher Bruch vermieden und Paskewitsch mit Haynau wieder in ein leidliches Einvernehmen gesetzt wurde. Als General-Quartiermeister hatte Berg auf den Gang der russischen Operationen nachhaltigsten Einfluß geübt, als kaiserl. Bevollmächtigter im k. k. Hauptquartier sorgte er dafür, daß ernstere Differenzen zwischen den beiden verbündeten Siegern vermieden wurden. In den Traditionen der heiligen Alliance emporgekommen, als Deutscher allen panslavistischen Zukunftsplänen abgeneigt, war ihm die Aufrechterhaltung guten Einvernehmens zwischen den beiden großstaatlichen Vertretern des „conservativen Princips" Sache der Ueberzeugung und des Herzens. Mit gutem Grunde verlieh Kaiser Franz Joseph dem geschickten und eifrigen Vermittler, dem einzigen Manne, auf dessen Stimme der alte Paskewitsch gehört hatte, beim Abzuge der russischen Armee seinen höchsten Orden und die Würde eines österreichischen Grafen.

Auch nach dieser erfolgreichen Epoche seines vielbewegten Lebens stand Berg unter den Generalen, welche die vertraute Umgebung des verstorbenen Kaisers bildeten, erst in zweiter Reihe. Der nüchterne, mit der Lage des Reichs und der Verfassung der Armee genau bekannte Mann war trotz seiner Bewunderung für den Kaiser und trotz der Hingabe an dessen System entschiedener Gegner jener Orientpolitik, in deren verhängnißvolle Bahnen sich Nicolaus seit dem Beginn der 50er Jahre treiben ließ. Er rieth entschieden davon ab, es auf einen Krieg ankommen zu lassen, der ganz Europa gegen Rußland unter die Waffen rufen konnte und dessen Preis, der Besitz Byzanz's, seinem phantasielosen Sinne für eine Chimäre galt; für den nationalen Fanatismus, der das rechtgläubige Rußland jener Zeit beseelte, fehlte ihm, dem Protestanten und strengen Conservativen, jedes Organ. Er mußte sich's darum gefallen lassen, nach Ausbruch des Krieges weder an die Donau noch in die Krim gesendet zu werden, sondern mit dem secundairen Posten eines Befehlshabers Revals und der estländischen Küste vorlieb zu nehmen. Erst nach dem Tode des Herrschers, dem er 30 Jahre lang mit Auszeichnung gedient hatte, wurde Berg wieder mit einem höheren Amte, mit dem Generalgouvernement und Generalcommando von Finnland betraut und nach der erfolgreichen Vertheidigung Sweaborgs zum russischen und finnländischen Grafen ernannt. — Sechs Jahre lang, bis zum November 1861, blieb Berg auf seinem finnländischen Posten, dem ungeeignetsten, der für ihn überhaupt hätte ausgesucht werden können. Finnland bereitete sich seit dem Abschluß des orientalischen Krieges darauf vor, wieder in den Besitz seiner ihm verbrieften, aber sechzig Jahre lang schweigend vorenthaltenen constitutionellen Rechte zu treten. Der Kaiser hatte versprochen, den seit 1808 quiescirten finnländischen Landtag einzuberufen und diese Verheißung war für das gesammte Großfürstenthum zum Signal einer neuen liberalen Aera geworden. Ueberall wurden Vorbereitungen zu umfassenden Reformen eingeleitet, Versammlungen abgehalten, welche die Landtagswahlen vorberathen und die Aufgaben derselben discutiren sollten, Broschüren und Programme veröffentlicht — trotz der Censur entwickelte die Presse eine noch nicht dagewesene Thätigkeit u. s. w. — Dem in den Traditionen des unbeugsamsten Absolutismus ergrauten alten Soldaten fehlte für diese liberalen Velleitäten gerade so das Verständniß, wie ihm einige Jahre früher das Organ für den slavisch-rechtgläubigen Fanatismus des türkenbekriegenden Nationalrussenthums versagt gewesen war. Er gerieth nicht nur mit der stürmischen Jugend der finnischen National- und der schwedischen Oppositionspartei seines Verwaltungsgebietes, sondern schließlich auch mit dem Senat und den obersten Behörden des eigenartigen Großfürstenthums in so peinliche Weiterungen und Händel, daß an eine ersprießliche Wirksamkeit nicht zu denken war und der Kaiser seinen Generalgouverneur schließlich abberufen und als Mitglied des Reichsraths und Träger anderer hoher Würden und Titularämter zur Ruhe setzen mußte.

Zwei Jahre lang lebte der jetzt Einundsiebenzigjährige das Stillleben eines in den Reichsrath versetzten Administrators. Diese Jahre mögen zu den mindestens behaglichen Abschnitten von Berg's bewegtem Lebenslauf gehört haben, denn sie versetzten den unter den Einflüssen unseres ancien régime ergrauten Mann in eine Sphäre, innerhalb welcher die in Mode gekommenen liberalen Reformideen allein den Ton angaben. Der Umschwung, der seit dem Jahre 1863 eintrat, wirkte aber auch auf des ehemaligen finnländischen General-Gouverneurs Geschicke bestimmend ein: vier Wochen nach Ausbruch des polnisch-lithauischen Aufstandes, in den ersten Tagen des März 1863, ging Berg als Ablatus des Großfürsten Konstantin nach Warschau, um im Juni desselben Jahres an Wielopolski's Stelle Präsident des (seitdem längst aufgehobenen) polnischen Staatsraths, am 12. November an des Großfürsten Stelle Statthalter des Königreichs zu werden. Sein Werk war es, daß ganz Polen in den Belagerungszustand erklärt und unter militairische Befehlshaber gestellt wurde, daß im December d. J. alle Gutsbesitzer auf ihre Güter zurückbeordert, alle katholischen Klöster mit hohen Extrasteuern belegt, zahlreiche Confiscationen angeordnet und in Ausführung gebracht wurden; ihm gelang, was allen seinen Vorgängern mißlungen war: er entdeckte den Sitz der geheimen Nationalregierung, die das Land seit drei Jahren fast unumschränkt beherrscht hatte, und legte dadurch die Axt an die Wurzel des Aufstandes. Nach Wiederherstellung der äußeren Ordnung änderte er sein System und trat er zu seinen bisherigen Verbündeten, den rechtgläubigen Missionairen der Miljutin'schen Schule (Fürst Tscherkasski, Koscheleff, Samarin 2c.) in einen Gegensatz, von dem man im Auslande sehr viel weniger gehört hat, als von den Härten seines anfänglichen Vorgehens. Graf Berg ist der fanatische Polenfeind und Russificator, für den man ihn gehalten, schlechterdings nicht gewesen. Für einen Mann seiner Anschauungen und seiner Antecedentien hatte es sich freilich von selbst verstanden, daß der Aufstand erbarmungslos niedergetreten, die Führerschaft desselben hart gestraft wurde — unnöthigen Grausamkeiten blieb der kühle, praktische Administrator der alten Schule aber ebenso fremd, wie den phantastischen Träumen des demokratischen Slaventhums von der Nothwendigkeit und Möglichkeit völliger Russificirung und Demokratisirung des katholischen und aristokratischen ehemaligen Königreichs Polen. Die Fanatiker, welche die Zerstörung aller bestehenden Einrichtungen in Polen als heiligen Beruf betrieben, hatten den Verächter aller „Ideologie" zum entschiedenen Gegner. Wo er immer konnte, ist Berg den Bestrebungen der nationalen Demokratie entgegengetreten und hat er in St. Petersburg zu einer strengen, aber vernünftigen und auf die Anstrebung erreichbarer Ziele gerichteten Politik gerathen, deren letztes Ziel die Versöhnung, nicht die Vernichtung des polnischen Elements sein müsse. Dem Manne der alten Zeit waren die modernen russischen Nationalitätsschwärmer gerade so antipathisch, wie die Liberalen und Demagogen anderer Gattungen. Trotz seiner unbeugsamen Strenge und trotz seiner Bereitschaft, zu der Russificirung, die von St. Petersburg aus decretirt wurde, die Hand zu bieten, war der alte Statthalter als vernünftigen Gründen zugänglicher Mann in der ehemaligen polnischen Hauptstadt während der letzten Jahre seiner Verwaltung in Warschau keineswegs unbeliebt — man wußte genau, daß das Maß der durch ihn abgewandten

Uebel nicht geringer war, als die Summe derjenigen, die er über Polen mit ausgeschüttet hatte. Das hohe Ansehen, das er sich als ältester und höchstgestellter Diener des Staates (schon am 15. November 1867 war er zum General-Feldmarschall ernannt worden) erworben, setzten den Statthalter in den Stand, den Bestrebungen der Anhänger Miljutin's mit einem Nachdruck entgegen zu treten, der auf das Vortheilhafteste von der Halbheit und Gefügigkeit der meisten seiner Gesinnungsgenossen verschieden war. — Berg starb im Januar d. J. zu St. Petersburg im Hotel Demouth, wo er während der zu Ehren der großfürstlichen Hochzeit angestellten Festlichkeiten seine Wohnung genommen. Der Tod ereilte ihn in demselben Augenblick, in welchem der Kaiser ihm einen Besuch machte. In ihm ist der letzte hervorragende Vertreter des alten streng autoritairen Systems, der letzte aristokratische Deutschrusse gestorben, der in der Aufrechterhaltung des Militairabsolutismus das alleinige Heil, das einzige Mittel zur Aufrechterhaltung der „Ordnung" sah. Fleißig, gewissenhaft, sparsam bis zum Geiz, mäßig und nüchtern, ersetzte der anscheinend schlichte und unbedeutende alte Soldat durch kaltblütige Schlauheit und eminentes praktisches Geschick den Mangel an höherer Bildung und tiefergehender Begabung.

(Schluß folgt.)

Leipziger Stadttheater.

(Die Vorstellungen während der Septemberfestwoche.)

Die Feier des Sedantages war diesmal für Leipzig nicht blos ein deutsches Erinnerungs-, sondern auch ein sächsisches Erwartungsfest, nicht blos eine alljährlich wiederkehrende Nachfeier vergangener, sondern auch eine außerordentliche und ganz einzige Vorfeier kommender Ereignisse, mit einem Worte: sie war das Vorspiel zu dem dreiactigen, d. i. dreitägigen patriotischen Schauspiele: „Kaiser Wilhelm und König Albert in Leipzig". Im Neuen Theater wurde diese Kaiser-Einzugs-Vorfeier durch Richard Wagner's Kaisermarsch eröffnet, eine Programmspitzenwahl, für welche wol nur der imperialistische Titel des Musikstücks und die Leipziger Stadtkindschaft des berühmten Componisten entscheidend war: denn kaiserlichen Rang unter den deutschen Marsch-Compositionen, oder auch nur unter Richard Wagner's eigenen Märschen behauptet dieser sogenannte Kaisermarsch nicht; er gehört trotz oder vielmehr wegen seiner betäubenden Effecte zu den tauben Aehren auf dem fruchtbaren Felde seiner „Musik der Zukunft", die nicht einem ewigen Futurum, sondern einem sehr nahen Futurum exactum entgegenwinken.

Besser als die Tonmuse war die Redemuse vertreten: einmal durch Friedrich Hofmann's einactiges „Festspiel zum deutschen National-Siegesfest am 2. September", betitelt: „Drei Kämpfer"; sodann durch das älteste und vorzüglichste, also nach Zeit- und Werthrang erste unter den classischen deutschen Lustspielen, nämlich durch Lessing's „Minna von Barnhelm". Das Festspiel „Drei Kämpfer" ist ein scenischer Prolog im Rahmen eines Familienbildes, dem die sehr beherzigenswerthe Idee zum Grunde liegt, daß nicht blos die Kämpfer mit Büchse und Schwert, sondern auch die Kämpfer mit Feder und Type, nicht blos die Ritter des eisernen Kreuzes von 1813 und 1870, sondern auch die Ritter vom Geiste aus der Zwischenzeit ihren Antheil an den Errungenschaften, an den Siegen und Ehren der blutigen Feldzüge haben. Zwischen einem Großvater, der sich in den Befreiungskriegen das alte, und seinem Enkel, der sich im Einheitskriege das junge eiserne Kreuz erfochten, steht des Ersteren Sohn, des Letzteren Vater, als Kreuzträger im anderen Sinne des Wortes, der den thränenreichen Federfeldzug der nationalen Gährungsperiode mitgemacht hat, in der Mitte. In einem Zwiegespräch zwischen dem Großvater und dem Vater gipfelt die oben angedeutete Grundidee. Der Vater hatte eine seiner Klagereden mit folgenden Worten geschlossen:

> Was wir gerungen, hat kein Glanz geschmückt;
> Das Wort war unsre Waffe; unser Ziel
> Des Vaterlandes Heil; und unser Lohn?
> Still, altes Herz, sei ruhig und bescheiden!
> Wenn eine Strecke noch die Zeit verfließt,
> So ist das Urtheil, das die Nachwelt liest:
> Sie waren groß im Dulden und im Leiden.

Hierauf entgegnet ihm der Großvater voll jugendlichen Feuers:

> Nun ist's genug des schwarzen Hintergrundes!
> Mein Sohn, dich macht der alte Unmuth blind.
> Der Hader weiche der Gerechtigkeit!
> Sie spricht zu dir und deinen Kampfgenossen:
> Erfreut euch dieser großen Zeit der That!
> Sie ist die Ernte nur von eurer Saat!
> Mit Blut und Eisen war es nicht gethan,
> Wenn ihr den deutschen Geist nicht erst gerüstet!
> Als ihr's gewollt, da habt ihr's nicht gesollt —
> Jetzt ist's Gottlob gesollt, was ihr gewollt!
> Und sind wir etwa besser dran gewesen?
> Denk an den alten Arndt, an Stein, an Jahn!
> Doch nun genug, genug! Ich alter Mann
> Will mich der neuen Zeit mit ganzem Herzen
> Noch freu'n, so lange ich mich freuen kann.
> Hochauf den Strahl der höchsten Jubelkerzen!
> Und soll ich heute in die Grube gehn:
> Fahr' hin! Ich habe Deutschland groß gesehn!

Es folgt dann noch ein Wettstreit zwischen Mutter und Braut, wessen Hingebungsschmerz größer sei, der der Mutter, welche den Sohn, oder der der Braut, welche den Bräutigam der Sache des Vaterlandes opfert; hierauf des dreieinigen Enkels, Sohnes und Bräutigams wohlbehaltene Rückkehr aus dem Feldzuge; und mit einem anmuthig gruppirten lebenden Familienbilde und dem aus einem Gegenüber des Zuschauerraumes erklingenden Gesang der „Wacht am Rhein" schließt das sinnige und erhebende Festspiel, das am 2. September 1872 hier zum ersten Male gegeben worden ist, aber auch anderwärts gleichgelegentliche Aufführungen bereits erfuhr und ferner verdient. Indessen kann ich einige Unebenheiten des Vers- und Satzbaues nicht unvermerkt lassen; vielleicht daß sich der Herr Verfasser zu deren Ausfeilung bewogen findet. In den drei Verszeilen z. B.

> Und nun zum Fest! Die Frauen ruf' ich her,
> Daß wir den lieben Sohn empfangen, der
> Mit uns heut dieses Tages Jubel feiert . . .

stört der doppelt ungehörige, weil gar nicht beabsichtigte, also unangenehm berührende Vollreim; ebenso in folgenden beiden Zeilen der Halbreim:

> Verzeih mir's, Mann, es war nun einmal so!
> Mein Alles gab ich hin mit meinem Sohn!

Unklar ist folgende Stelle:

> Von allen Opfern, die das Vaterland
> Den Herzen auferlegt, war keines schwerer,
> Als das des Himmels strenges Loos vertraut
> Zu Harm und Qual der deutschen Kriegerbraut.

Hier steht „als das" für „als dasjenige, welches"; man hält aber sowol beim Zuhören wie beim Lesen jenes „das" anfangs für einen Nominativ, von dem der Genitiv „des Himmels" abhängt, während dieser Genitiv doch zu „Loos" gehört und jenes „das" der Accusativ sein soll, nämlich das Object zu dem Prädicat „vertraut"; es sollte wenigstens „was" stehen, aber auch so wäre der Gedanke nur deutlicher, nicht grammatisch richtiger ausgedrückt. Anstatt:

> Dich danken wir der Männer Tapferkeit

stände zur Bezeichnung des Dativs besser: „der Tapferkeit der Männer"; auch die mir unklare Stelle:

Komm, setz dich her; das Fest soll hier beginnen,
Vorfeiernd Stadt und Land am frohen Herd

scheint mir an Nichtkenntlichmachung des in „Stadt und Land" steckenden Dativs zu leiden. — In der Zeile

Auf offnem Markt, auf volldurchwogter Straße

ist wol statt „volldurchwogter" zu lesen und zu sprechen: „volkdurchwogter". — Gespielt wurde der ganze scenische Prolog recht eindrucksam: Herr Stürmer als Großvater war ein durch patriotische Begeisterung verjüngter Greis, Herr Senger ein säscher und frischer jugendlicher Wehrmann, Frau Bethmann eine stark- und opfermuthige Mutter, Frl. Wessely eine wehmüthig-anmuthige Braut, der kleine Paul Carl als wehrlustiger deutscher Knabe ein hoffnungsvoller Zukunfts-Freiwilliger; nur Herr Johannes wußte in Spiel und Sprache den Arbeiter mit dem Geiste, den Kämpfer mit dem Worte nicht herzgewinnend genug auszuprägen; er war eben, wie nicht selten auch in anderen Rollen, ein „Kämpfer mit dem Worte" im unliebsamen Sinne des Ringens nach Worten.

Was die Aufführung der „Minna von Barnhelm" betrifft, so war die Besetzung wol die möglich beste, welche der Direction zur Zeit zu Gebote steht; Herr Grube wird einmal ein ganz guter Tellheim-Darsteller sein, denn die zu große Jugendlichkeit, mit der er den Major gab (Friedrich's des Großen Majore waren älter als Napoleon's Generäle), ist ein Fehler, dessen Ablegung ihm mit jedem Jahre von selbst leichter werden wird; in der Scene mit dem Feldjäger begegnete er diesem ganz fehlerhaft wie einem seines Gleiches oder ihm Ebenbürtigen. Hr. Hänseler war namentlich in der Eingangsscene mit dem Wirth, aber auch in der Abrechnungsscene mit dem Major und in der Auskunftsscene mit Franziska betreffs der früheren Bedienten des Majors, just der Just, wie ihn sich Lessing gedacht haben mochte. Hr. Eichenwald als Wirth hätte namentlich seine stumme Komik in den Behorchungs- und Belauschungs-Auftritten etwas wirthschaftlicher einschränken, etwas weniger zudringlich zum Besten geben sollen; sonst war er ja ein Wirth nach dem Buche wie nach dem Leben. Hr. Pettera hatte die Rolle des verkommenen Franzosen Riccaut de la Marlinière mehr hochstapler- als tanzmeistermäßig gefaßt, und bei der Geläufigkeit und Geschicklichkeit, mit welcher er sowol im Sprechen des Französischen, als im Radbrechen des Deutschen den nationalen französischen Accent traf, konnte man sich jene feine Abweichung von der gewohnten Riccaut-Schablone als ergötzliche Abwechselung schon gefallen lassen. Herrn Rub's Auftreten als Feldjäger war zu jäh, wie aus der Pistole geschossen; hinwieder das des Herrn Schwendt als Diener zu nüchtern und zäh. Am meisten ließ die Besetzung der weiblichen Rollen zu wünschen übrig. Zwar war Frau Schubert als Dame in Trauer eine ganz würdevolle, also würdige Darstellerin dieser Rolle; aber die Rollen der Minna (Frl. Western) und der Franziska (Frl. Krössing) waren mangels ausreichender Kräfte unter ihrem, mit Shakespeare's Portia und Nerissa gleichliegenden Niveau besetzt. Sowol Frl. Western als Frl. Krössing boten ja offenbar die beste Leistung, deren ihr Naturell und ihre Kunst fähig war, aber das unsagbare Etwas, wodurch man bei Lessing's Minna und Franziska an ihre ein Vierteljahrtausend älteren und doch unsterblich jung gebliebenen Geistesschwestern Portia und Nerissa erinnert wird, fehlt ihnen eben. Herr Johannes erwies sich in der Rolle des Paul Werner, wie überhaupt fast in jeder Rolle, die ich bis jetzt von ihm gesehen, als ein denkender Schauspieler, der mit selbständiger Auffassung meist auch gleichmäßige Durchführung derselben verbindet und wenn nicht genau, so doch nahezu gewöhnlich das Richtige trifft. Sein oben gerügtes abruptes Sprechen, wie wenn er sich von Wort zu Wort erst besinnen müßte nicht sowol auf das was, als viel mehr auf die Art wie er es zu sagen hat, kam ihm für seinen Paul Werner eher zu Statten als zu Unstatten; wenn ich ihn hier zuletzt erwähne, so geschieht es nicht aus absichtlicher Zurücksetzung, sondern weil ich in Bezug auf den in seiner Rolle mehrfach erwähnten Prinzen Heraklius eine kleine vielleicht literarisch interessante Bemerkung einflechten möchte. Jener asiatische Prinz Heraklius muß nämlich zu Lessing's Zeit der Gegenstand des politischen Tagesgespräches in ganz Europa, oder wenigstens in ganz Deutschland gewesen sein, denn er spielt auch in Joh. Frdr. v. Cronegk's Entwurf zu einem französischen Lustspiel, betitelt: „Les défauts copiés" erwähnungsweise eine Rolle. Von einem in dem besagten Entwurf vorkommenden Theater-Onkel, Namens Argante, der als „babillard insupportable, nouvelliste et qui ne parle que de politique et des gazettes" bezeichnet wird, heißt es nämlich dort: „Argante qui vient apprendre une nouvelle à Ariste, sans s'embarrasser de le voir dans le plus grand embarras, lui fait le récit d'une bataille où le prince Heraclius vient de battre le Sophi de Perse;" und ferner: „Ariste dit qu'il veut faire un mariage entre le prince Heraclius et la fille du Sophi de Perse." Demnach müßte sich unser Paul Werner in der Nationalität des Prinzen Heraklius und in dem Kampf, den dieser nicht für, sondern gegen die Perser und jedenfalls nicht gegen die Türken führt, gewaltig geirrt haben, und es ist gut, daß der ehrliche Wachtmeister in der Franziska eine Frau Wachtmeisterin und in dem Major Tellheim einen Vormund findet, also hübsch daheim bleibt; er möchte als Parteigänger des Prinzen Heraklius wol schwerlich mit Diamanten besetzte Türken-Säbels, auf die er sich spitzt, erbeutet haben.

In den drei Kaisertagen vom 5. bis 7. September war ganz Leipzig eine einzige große Schaubühne, unser Musentempel am Schwanenteich also gleichsam ein Theater im Theater, und jede Aufführung darin demzufolge ein Schauspiel im Schauspiel. Angesetzt waren für den 6. September zwei einactige Stücke: „Die Geschwister" von Goethe und „Eigensinn" von Benedix, welche beide wol der Direction vom Rath, dem Veranstalter dieser Festvorstellung, ausdrücklich vorgeschrieben waren, von denen aber auf höheren Befehl das Goethe'sche Stück noch in letzter Stunde abgesagt wurde. Es war übrigens an diesem Tage zweifelhaft, die genaue Grenzlinie zwischen Bühne und Zuschauerraum zu finden; jedenfalls bildete der Vorhang nur eine nachgiebige Scheidewand zwischen activer und passiver Zuschauerschaft, eine Scheidewand, die selbst in den Zwischenacten so gefällig war, wie Shakespeare's „Wand" im Sommernachtstraum, die hinter ihr Beschäftigten durch eine Klinze blicken zu lassen. Die eigentliche Hauptbühne bildete diesmal der Mittelbalcon, denn er bot der gesammten Zuschauerschaft vor und hinter dem Vorhang den begeisternden Anblick der Denker und Lenker, der Krieger und Sieger, der Helden und Feldherren jener blutigen Schlachten, aus welchen das neue Deutsche Reich, das wahre Kaiserreich des Friedens emporstieg, und voran und obenan unter ihnen den erhebenden Anblick des deutschen Kaisers Wilhelm und seines tapferen Feldhauptmanns, des Königs Albert. Auf das Ereigniß dieses bedeutsamen fürstlichen Doppelbesuches in Leipzig nahm denn auch der von Professor Wend gedichtete und vom Director Dr. Förster meisterhaft gesprochene Prolog, der sich durch seinen geschichtlichen Gehalt und seine sinnige Parallele zwischen dem deutschen Sonst und Jetzt vor gewöhnlichen Theaterprologen rühmlich auszeichnet, höchst angemessenen Bezug. Mit einer Friedensouvertüre von Carl Reinicke war die Festvorstellung eröffnet worden; mit einem dreimaligen Hoch und Tusch auf Kaiser Wilhelm und König Albert schloß der Prolog; und nachdem das Benedix'sche Lustspiel „Eigensinn" in rascher und frischer Abspielung seine erheiternde Wirkung geübt

hatte, fand die Festvorstellung ihren würdigen Abschluß in dem von Felix Dahn gedichteten, von Franz Lachner herrlich componirten und von sieben Männergesangvereinen unter Begleitung des Orchesters macht- und prachtvoll vorgetragenen „Macte Imperator“.

Auf die beiden Vorstellungen vom 5. und 7. September („Die Pflegetöchter“ und „Er ist nicht eifersüchtig“), welche nur zeitlich, nicht eigenschaftlich zur Septemberwoche zählen, komme ich in meinem nächsten Berichte zurück.

Max Moltke.

— Die Aera Bleichröder-Delbrück-Camphausen. Separatabdruck der fünf Aera-Artikel aus der „Kreuz-Zeitung“ nebst Literatur darüber und einem Vor- und Nachwort des Verfassers. Berlin 1876, Verlagsbuchhandlung von M. Ant. Niendorf. — Ende Juni und Anfang Juli 1875 erschienen in der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung“ unter der Ueberschrift: „Die Aera Bleichröder-Delbrück-Camphausen“ fünf Leitartikel, welche nicht allein allenthalben großes Aufsehen machten, sondern auch in den gegnerischen Blättern die schärfste Anfechtung erfuhren, und hier Gegenstand einer Polemik wurden, welche mit tendenziöser Einseitigkeit und leidenschaftlicher Gehässigkeit arg durchsetzt war. Die augenblickliche Erbitterung hat inzwischen auch bei den Gegnern einer beruhigteren Stimmung Platz gemacht und das ist dem Verfasser Anlaß gewesen, die vielbesprochenen „Aera-Artikel“ durch den gegenwärtigen Separatabdruck auch dem größeren Publicum zugängig zu machen. Er ist dabei von dem Wunsche geleitet, „daß diejenigen, welche nur Urtheile einer gegnerischen Presse, nicht aber die Artikel selbst gelesen haben, Gelegenheit erhalten, sich zu überzeugen, daß der Strom von Schmähungen, welcher sich in tendenziösester Weise in einem größeren Theile der Presse über die Aera-Artikel ergoß, der objectiven Begründung völlig entbehrt.“ Die in Rede stehenden Artikel sollen und haben, seiner Meinung nach, „keine andere Absicht, als die Gefahren, welche aus der innigeren Verschmelzung von Reichsfinanzen und Bankgeschäften entstehen und entstehen müssen, in möglichst wirksamer Weise zum Bewußtsein zu bringen und gegen einen Theil unserer neudeutschen Wirthschaftsgesetzgebung, in der in den fünf Artikeln angegebenen Begrenzung, energischen und nachdrücklichen Protest zu erheben“. Gegen die von gegnerischer Seite unterlegte Absicht „persönlicher Insinuationen“ verwahrt sich der Verfasser, „welcher ein hoher Verehrer des Fürsten Reichskanzler ist und es schon vor dem Jahre 1866 war“, auf das Allerentschiedenste. Von den gegnerischen Artikeln sind die tollsten Ausgeburten feindseliger Gehässigkeit, ein Gedicht des „Kladderadatsch“ und ein Aufsatz in Nr. 40 der „Gegenwart“ von H. O. B. (Heinrich Bernhard Oppenheim) dem Separatabdruck beigegeben. Die einzige, auf Thatsächliches eingehende Aeußerung über die Aera-Artikel erkennt der Verf. der „Volkszeitung“ zu und dieselbe ist seinerzeit von der „Kreuzzeitung“ in den Artikeln „Lasker, Bamberger, Oppenheim“ beantwortet worden, worauf die „Volkszeitung“ sich nicht weiter hat vernehmen lassen. Auch diese Artikel sind in der Schrift zum Abdruck gebracht. Die fünf „Aera-Artikel“ und die aus deren Anlaß entstandene Zeitungspolemik sind unstreitig ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur Kenntniß nicht blos der politischen, sondern auch der Culturgeschichte unserer Zeit und haben insofern Anspruch auf mehr als das ephemere Interesse, das man üblichermaßen Zeitungsartikeln widmet. Seit dem Jahre des Erscheinens der Artikel hat sich viel ereignet und ist viel aufgeklärt und enthüllt worden, was der wohlmeinenden objectiven Tendenz, welche der Verf. für seine Artikel in Anspruch nimmt, das Wort redet. Wir zählen hierher vor Allem das Erscheinen des Glagau'schen Buches über den Gründungsschwindel der jüngsten Vergangenheit und die sich von Tag zu Tage häufenden Criminaluntersuchungen gegen Gründergrößen. Minister Delbrück hat sich inzwischen in das Privatleben zurückgezogen und damit verfällt seine öffentliche Wirksamkeit dem rückhaltlos unerbittlichen Richterspruch der Geschichte, der, wir fürchten es, mannigfache Berührungspunkte mit dem Urtheil haben wird, das in den fünf Aera-Artikeln über die Wirthschaftspolitik des Herrn Delbrück gefällt ist. Daß die hauptsächliche Spitze der Aera-Artikel sich gegen diesen Staatsmann kehrt, ist uns bei nochmaliger Durchlesung derselben in dem gegenwärtigen Wiederabdruck frappant klar geworden. Durch Delbrück's Rücktritt ist zweifelsohne ein Hauptzweck der Artikel erreicht und schon ein solcher Erfolg läßt erkennen, daß man es bei dieser publicistischen That mit keiner Leistung gewöhnlicher Art zu thun hat. Für die nächstbevorstehenden Wahlen bietet die vorliegende Schrift ein ebenso interessantes als lehrreiches Material dar, wäre es auch nur, daß damit eine Anzahl bisher hochgefeierter parlamentarischer Reichstagsgrößen des Heiligenscheins volksthümlicher Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit unbarmherzig entäußert werden. Viel nöthiger als die Frage nach der politischen Parteistellung erscheint uns für die nächsten Wahlen die Frage, ob der Candidat bei der Gründerwirthschaft der jüngsten Vergangenheit betheiligt gewesen ist oder nicht. In dieser Ueberzeugung hat uns die gegenwärtige Schrift neuerdings bestärkt. Wird es allgemeine Loosung, daß Jeder, der irgendwie mit dieser Gründerwirthschaft etwas zu thun gehabt hat, für unfähig zur Verleihung eines Reichstagsmandats erachtet wird, so wird die nächste Reichstagsversammlung zwar manche, einst vielgenannte Größen der Rednertribüne vermissen, an moralischem Ansehen aber wesentlich gefördert werden.

— Die „Illustrirte Zeitung“ (Leipzig bei J. J. Weber) hat ihre Nummer vom 2. September als Festnummer sehr anziehend mit zeitgemäßem Takte ausgestattet: Bild und Lied zum Gedächtniß der Sedanschlacht, Abbildung der jüngst enthüllten Denksäule für den entschlafenen Componisten der Wacht am Rhein und als Seitenstück das Denkmal für die bei Wörth ruhmreich Gebliebenen. Dem folgen die „Ueberlebenden“, ein vortreffliches lebensvolles Bild des Siegers von Wörth mit seinem Stabe, nach dem Bilde des Prof. Steffeck, welches das ganze Quartformat der Nummer einnimmt.

„Der Kellerwechsel und seine Fabrikanten“ von Dr. F. Schneider. (Berlin, bei J. Guttentag, 37 S.) Der Herausgeber dieser kleinen Schrift, Secretair der Anwaltschaft deutscher Genossenschaften, hat mit dieser von Dr. Schulze-Delitzsch mit einem Vorworte begleiteten Broschüre der Geschäftswelt ein wichtiges Hilfsmittel geliefert, sich über das mit sogenannten Kellerwechseln neuerlich getriebene Unwesen umfassend zu orientiren und infolge dessen den mit der Annahme solcher Fabrikate des Schwindelgeistes verbundenen Nachtheilen entgehen zu können. Bei Kellerwechseln wird bisweilen der bezogene Name (Firma), selbst der des Ausstellers, mitunter auch eines Giranten erdichtet und ist deren Gebrauch verboten. Nichtsdestoweniger ist die Kellerwechselfabrikation ein Industriezweig geworden, ist kaufmännisch organisirt und an die Stelle des alten anrüchigen Namens hat man die minder verfängliche Benennung von Aushilfswechsel und Finanzwechsel erfunden. Der Vorredner signalisirt das Schriftchen auch den Herren Staatsanwälten als geeignet, ihnen zur Verfolgung jenes gefährlichen Auswuchses des Schwindelgeistes ein weiteres Feld zu eröffnen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. K. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 74. Donnerstag, den 14. September. 1876.

Russische Staatsmänner der Gegenwart.

(Schluß.)

Ein interessantes Gegenstück zu diesem „Reactionair von reinstem Wasser", dessen wechselvoller Lebensgang zugleich ein charakteristisches Bild von der Art giebt, wie sich in Rußland Carrière machen läßt, ist der Reformer Baron Reutern, über den sich der Verfasser in folgenden Sätzen ausspricht:

Kein Zweig des öffentlichen Dienstes befand sich beim Beginn der gegenwärtigen Regierung in so verwahrlostem Zustande, wie das Finanzwesen. Seit Cancrin's Tode hatte die trostloseste Anarchie geherrscht, Niemand den Minister der J. 1822—1844 zu ersetzen vermocht. Zweiundzwanzig Jahre lang war der Nachfolger Gurjeff's Selbstherrscher über diesen wichtigen Verwaltungszweig gewesen, der, Dank der Energie, dem Fleiß und der Selbständigkeit seines Leiters, den wechselnden Einflüssen der Tagesströmung und der kaiserlichen Laune viele Jahre lang unberührt blieb.

Von sämmtlichen Ministern des Kaisers Nicolaus war Cancrin der einzige, vor dem der Selbstherrscher aller Reußen eine Art Respect hatte, den er wie den Repräsentanten eines selbständigen Verwaltungsgebiets ansah, von dem er gelegentlich Widerspruch und Belehrung hinnahm. So nachdrücklich imponirte die gewissenhafte, steifpedantische Art des alten deutschen Bureaukraten dem eigenwilligen Herrscher, daß derselbe sich's gefallen ließ, wenn Cancrin ihm (wie wiederholt geschehen ist) die Erklärung abgab, er habe für die von Sr. Majestät bezeichneten Zwecke kein Geld und werde auch keines beschaffen, überhaupt nur im Amte bleiben, wenn ihm die Erfüllung gewisser Bedingungen, als Fixirung der Ausgaben für den kaukasischen Krieg, Verzicht der Glieder des kaiserlichen Hauses auf kostspielige Reisen, Sistirung der Papiergeldausgabe u. s. w. fest zugesichert werde.

Die Nachfolger Cancrin's wirthschafteten, unfähig wie sie waren, leider nicht im Geiste Cancrin's fort und die Lage der russischen Finanzen war in des Wortes strengster Bedeutung geradezu verzweifelt, als sich im Januar 1862, da der Glaube an die Heilkraft des Liberalismus eben in üppigstem Flor stand, der Kaiser auf den Rath des Großfürsten Konstantin entschloß, den „Routinier" Knjäschewitsch zu entlassen und durch ein aufstrebendes, junges Talent der „neuen" Schule zu ersetzen.

Dieses Talent war Herr Michael von Reutern, ein in St. Petersburg erzogener Deutscher aus den Ostseeprovinzen, der als naher Verwandter des Düsseldorfer Hofmalers Reutern und des Dichters Shukoffski in die Hofkreise geführt worden war und sich der Gruppe liberaler jüngerer Beamter angeschlossen hatte, welche damals die nähere Umgebung des Großfürsten Konstantin bildeten. — Der neue Finanzminister ging mit dem Feuereifer des Enthusiasten an die ihm gestellte schwierige Aufgabe. Getreu den Grundsätzen, zu denen er sich bisher bekannt hatte und welche den Grund zu seiner Erhebung abgegeben hatten, begann er damit, das Finanzwesen, soweit den gegebenen Umständen nach möglich war, unter die Controle der Oeffentlichkeit zu stellen: zur allgemeinen Ueberraschung ließ er im Februar 1862 den Voranschlag des Reichsbudgets für das laufende Jahr durch die „Nordische Post" (das von Walujeff neu begründete, seitdem längst wieder untergegangene amtliche Organ) publiciren — eine Maßregel, die zu der traditionellen Geheimnißkrämerei unserer Finanzverwaltung im ausgesprochensten Gegensatz stand und schon aus diesem Grunde großes Aufsehen erregte. Der Minister wollte durch diese Maßregel symbolisch andeuten, daß es ihm mit der Nachahmung westeuropäischer Muster Ernst, und daß er fest entschlossen sei, der Unordnung und Willkür ein Ende zu machen, die unter dem Regime seiner Vorgänger Platz gegriffen hatte. Diesem Entschluß gab er in seinem 1863 veröffentlichten Jahresbericht an den Kaiser deutlichen Ausdruck, indem er hervorhob, „daß bisher keinerlei bestimmte Regel für die Prüfung der Angaben geltend gewesen, auf welche Creditforderungen gegründet worden ..... Ebenso wenig bestanden gesetzliche Vorschriften über die Art der Eintragung dieser Forderungen in das Budget. Die für einen bestimmten Zweck geforderten Summen konnten ohne Weiteres zu anderweitigen Ausgaben verwendet oder für Conten verrechnet werden, welche außerhalb jeder Controle des Staatsschatzes standen. Zahlreiche Einkünfte, welche in Nichts von den allgemeinen Staatseinnahmen verschieden waren, flossen in gewisse Cassen und wurden von diesen verausgabt, ohne daß der Finanzminister jemals etwas davon erfuhr." Diesem Berichte folgte 1863 eine (wiederum der Oeffentlichkeit übergebene) Aufmachung des Budgetvoranschlags nach neuen, rationellen Grundsätzen, welche die Einsicht in die Finanzlage des Staats jedem Gebildeten möglich machen sollte: offenherzig wurde eingestanden, daß die (damals auf 318,830,644 Rbl. bezifferten) regelmäßigen Einnahmen um reichliche zwölf Millionen überschritten und daß das Deficit nur mit Hilfe von fünf neuen „Serien" von Reichsschatzbilleten gedeckt werden könne. — Diesen zunächst auf Anerkennung richtiger Verwaltungstheorien gerichteten Maßregeln folgte nach einiger Zeit eine That: der junge Finanzminister (der die Erfahrung gemacht haben mochte, daß es zur Durchführung seiner Pläne und zur Niederhaltung der herkömmlichen Willkür der höheren Beamten zunächst einer Erhöhung seiner persönlichen Autorität bedürfe) beschloß einen großen Coup zu machen und mit Hilfe einer großen Maßregel der Hauptquelle aller Calamitäten und aller Beschwerden, der Unsicherheit des beständig sinkenden Wechselcourses ein Ende zu machen. Dem Auslande gegenüber war der Nominalwerth der russischen Papiere nur durch Trassirungen aufrecht erhalten worden, bei denen die Reichsbank in jedem einzelnen Falle zuzahlte; auf gleiche Weise waren die Rentenzahlungen an die auswärtigen Staatsgläubiger mit Hilfe von Wechseln bestritten worden, die das Finanzministerium in St. Petersburg aufkaufen und natürlich über ihren Werth bezahlen ließ. Herr von Reutern beschloß dieses von seinem Vorgänger Knjäschewitsch erfundene, natürlich mit ungemessenen Ausgaben verknüpfte „System" zu verlassen und den Paricours des

russischen Papiergeldes wiederherzustellen. Er nahm in London eine neue (die 7.) fünfprocentige Anleihe auf und legte die durch dieselbe beschafften hundert Millionen Rubel (15 Millionen Pfund Sterling) in einem „Umwechselungsfonds" fest. Dann wurde eine Tabelle veröffentlicht, welche im Voraus feststellte, zu welchen Preisen die Papierrubel bei der Reichsbank nach einer aufsteigenden Scala während der nächsten zwölf Monate eingewechselt werden sollten. Vom 1. Mai 1862 ab sollte vier Monate lang der Metallrubel mit 1 Rubel 10½ Kop. Papier, dann mit 1 Rubel 8½ Kop. bezahlt und so die Gleichwerthigkeit von Metall und Papiergeld allmälig hergestellt werden. Die Börse, welche von dieser Maßregel den größten Nutzen zog und dieselbe nach Kräften ausbeutete, nahm keinen Anstand, das Reutern'sche Project als wahrhaft genialen Griff zu preisen und seinen Urheber als „neuen Cancrin" (über diesen ging einmal Nichts!) in den Himmel zu heben. Als der Minister gegen Ende des Jahres verkünden konnte, daß die Ausgaben zur Besserung des Wechselcourses und zur Regelung des Geldumlaufs sich gegen das Vorjahr um 13½ Millionen R. S. vermindert hätten und daß der Preis für den russischen Silberrubel sich in Paris binnen eines halben Jahres von $361\frac{7}{8}$ auf $371\frac{59}{67}$ gehoben habe, war des Jubels kein Ende und glaubte alle Welt, die Aera der Papierwährung und des Zwangscourses sei glücklich überstanden. Daß die Herrlichkeit nicht länger dauern werde als der Umwechselungsfonds resp. der Erlös aus der siebenten fünfprocentigen Anleihe, kam wunderbarer Weise den officiellen Finanzkünstlern nicht in den Sinn — die Männer der Börse aber hatten keinen Grund, dieses Geheimniß zu verrathen. — Im Januar 1863 war das Selbstvertrauen der Finanzverwaltung so hoch gestiegen, daß diese bekannt machen ließ, die Umwechselung al pari werde nicht erst (wie ursprünglich festgesetzt worden) am 1. Januar 1864, sondern bereits mit ultimo October ihren Anfang nehmen. Natürlich trat das directe Gegentheil ein. Zufolge der erhöhten Ausgaben, welche der polnische Aufstand und die durch die Russell-Drouyn'schen Noten nothwendig gewordene Rüstung verschlangen, war der Umwechselungs-Fonds schon Ende October d. J. 1863 vollständig erschöpft. Am 1. November mußte eingestanden werden, daß die Umwechselungen bei der Bank sistirt und daß der Wechselcours seinen natürlichen Gesetzen, d. h. einer trostlosen Ohnmacht preisgegeben sei: das Vergnügen achtzehnmonatlicher Umwechselungs-Spielerei war mit einer Erhöhung der Staatsschuld um volle hundert Millionen bezahlt, der Credit des Staats aufs Neue erschüttert, der Wechselcours tief unter seinen früheren Stand herabgedrückt, die handeltreibende Welt durch die Plötzlichkeit dieses Zusammenbruchs in die entsetzlichste Verlegenheit gebracht worden.

Daß diese Krisis und das Scheitern des „großen Planes" Reutern's Stellung heftig erschütterten und daß Wochen lang von dem Rücktritt des kaum zwei Jahre lang amtirenden Finanzministers die Rede war, verstand sich unter den gegebenen Umständen von selbst. Höchst bezeichnend für unser Publicum und dessen Stellung zur officiellen Finanzweisheit war es indessen, daß gerade damals allgemein der Wunsch laut wurde, Herrn von Reutern seinem Amte erhalten zu sehen. „Er hat Lehrgeld gezahlt", hieß es im Publicum, „und wird künftig klüger sein. Tritt an seine Stelle ein neuer Minister mit neuen Projecten, so müssen wir auch diese bezahlen." — Der Volksinstinct war dieses Mal auf der richtigen Fährte. Seit Cancrin's Tode war das Finanzministerium eine wahre Brutstätte unreifer und phantastischer Pläne, das Stelldichein von „Talenten" und Projectmachern der heterogensten Art gewesen und geblieben; jeder neue Departements-Director, jeder dem Conseil des Ministers beigegebene neue „Beamte für besondere Aufträge" hatte sein „System" mitgebracht und durch dieses die bereits vorhandene Verwirrung der Begriffe und Geschäftsgrundsätze gesteigert. Es war an der Zeit, daß die wichtigste Verwaltungsbehörde des Reichs aufhörte eine bloße Versuchsstation täglich wechselnder Pfannenflicker zu sein, die den Most ihrer unreifen Einfälle in die Schläuche des Schlendrians der übeln alten Wirthschaft schütteten. Sollte wirklich geholfen werden, so konnte das nur geschehen, wenn man mit dem Wahne brach, die Folgen Jahrzehnte alter Mißwirthschaft ließen sich im Handumdrehen, durch einen großen „Coup", oder durch ein glückliches Speculationsgeschäft aus der Welt schaffen. Blieb Herr von Reutern im Amte, so ließ sich wenigstens hoffen, derselbe werde gewitzigt genug sein, und das Heil da suchen, wo es allein zu finden war, in der Umgestaltung des Steuerwesens, Reinigung der Quellen des directen Staatseinkommens und Einschränkung der unproductiven und dabei für den privaten Gewerbefleiß verderblichen Staatsindustrie Cancrinscher Erfindung. All' diese Dinge waren durch den Finanzminister von 1862 vorbereitet worden — trat ein abermaliger Personenwechsel ein, so konnten auch sie in Frage gestellt werden. — Bei so bewandten Umständen ließ man sich's im Publicum und an den Börsen gern gefallen, daß Reutern in seinem Amte belassen und daß der bereits designirte neue Finanzminister Greigh mit der Stellung eines Ministercollegen abgefunden wurde.

Wenigstens bis zu einem gewissen Grade sind die an eine verlängerte Amtsführung Reutern's geknüpften Erwartungen erfüllt worden. Der gegenwärtige Minister hat das unbestreitbare Verdienst, das Maß wirthschaftlicher Ordnung wiederhergestellt zu haben, das mit einer willkürlichen, jeder constitutionellen Controle entbehrenden Verwaltung überhaupt vereinbar ist. Wenn auch nur langsam und allmälig haben das Verhältniß der Einnahmen zu den Ausgaben und der Credit des Staates sich gebessert. Zunächst galt es allerdings noch schwere Zeiten zu überstehen. Im Sommer 1867 war der Wechselcours bis 35 Procent unter Pari gesunken, im Februar 1868 mußte bei Veröffentlichung des Budgetvoranschlages eingeräumt werden, daß das laufende Rechnungsjahr im günstigsten Falle mit einem Deficit von 12½ Millionen schließen werde. Zwei Jahre später hatten die Verhältnisse sich aber schon so weit gebessert, daß zum Behufe weiteren Ausbaues des Schienennetzes zu leidlichen Bedingungen eine Anleihe contrahirt und daß in dem das Budget begleitenden Berichte constatirt werden konnte, „die Einnahmen seien im Wachsen begriffen und sicherten dem Finanzsystem eine feste Grundlage". Abermals zwei Jahre und die Einnahmen balancirten die Ausgaben: die folgenden Budgetvoranschläge (für 1873 und 1874) haben endlich Ueberschüsse (1873: 27,672 Rbl., 1874: 3 Millionen) der Einnahmen über die Ausgaben aufzuweisen gehabt. — Diese Fortschritte sind wesentlich auf drei reformatorische Maßregeln zurückzuführen: auf die Verwandlung des verderblichen Otkup-Systems in eine Branntweinaccise, auf die Verbesserung der Zollverwaltung und auf die Umgestaltung resp. Beschränkung der Staatsbetriebe. Daß der russische Staat sein Haupteinkommen aus einer Accise bezieht, die der Zunahme der Völlerei in entsetzlicher Weise in die Hände gearbeitet, die Zahl der Schänken mindestens verdreifacht und den ziemlich aussichtsvollen Mäßigkeitsvereins-Bestrebungen der letzten fünfziger Jahre das Grab gegraben hat, ist allerdings als schwerer Mißstand anzusehen: daß finanziell mit dieser Steuer ein brillantes Geschäft gemacht worden ist, läßt sich dagegen nicht leugnen. Ihr Ertrag betrug schon wenige Jahre nach der Einführung (im Jahre 1868) 128,390,507 Rbl., stieg bis zum Jahre 1871 auf 174,689,626 Rbl. und ist für das Jahr 1874 auf 179,098,500 Rbl. angeschlagen worden, — binnen 6 Jahren eine Steigerung im Betrage von 50,707,993 Rubel. Gälte in Finanzfragen das „non olet" nicht so ziemlich bei der ganzen Welt, es ließe sich über den Preis, mit welchem gerade diese letzte Steigerung unserer Einnahmen bezahlt worden, Mancherlei sagen; der Oberver-

waltung der Accise (des vom Geheimrath Baron Rosen geleiteten vierten Departements des Finanzministeriums) und der Unersättlichkeit der Staatsbedürfnisse ist unzweifelhaft directe Mitschuld an der maßlosen Zunahme der Völlerei in den centralen und den östlichen Gouvernements aufzubürden, es war aber, wie die Dinge nach dem Krimkriege einmal lagen, keine andere Wahl, als die zwischen dieser Steuer und der Gefahr eines Bankerotts gegeben. — Nächst der Einnahme aus der Branntwein-Accise haben während der letzten Jahre die Zollintraden die bedeutendste Steigerung erfahren; dieselben betrugen noch im Jahre 1868 bloße 32,966,590 Rubel, wuchsen bis 1871 auf 47,323,153 Rubel und sind für das laufende Jahr auf 53,068,000 Rubel angeschlagen, was eine binnen sechs Jahren erfolgte Erhöhung um 20,101,410 Rubel in sich schließt. Diese Besserung des früheren nur aus der schlimmsten Corruption zu erklärenden Zustandes ist auf Rechnung des früheren Departemens-Directors Fürsten Obolenski und seines Nachfolgers Katschalow zu setzen, die sich erhebliche Verdienste erworben haben, indem sie einmal das Beamtenpersonal besser bezahlten und zweitens durch Entlassung überflüssiger, blos vom Betruge und von den Weitläufigkeiten des Zollverfahrens lebender Beamten den Geschäftsgang und die Controle über denselben vereinfachten. In dieser Beziehung ist sicher noch außerordentlich viel zu thun. Die Leute, die über die Mißstände an unserer westlichen Grenze immer wieder Klage führen, werden aber nicht umhin können einzugestehen, daß seit den letzten Jahren eine erhebliche Verbesserung bereits eingetreten ist — freilich auf Unkosten des Schmuggels, der bis vor sieben Jahren das einträglichste aller in Ostpreußen und in unseren litthauischen und polnischen Gouvernements überhaupt betriebenen Gewerbe gewesen ist, heute seine Priester aber nur sehr bescheiden ernähren soll. — Auch die Erträge der übrigen indirecten Steuerquellen haben sich während der letzten Jahre der Reutern'schen Verwaltung stetig gehoben: die Tabakaccise warf im Jahre 1868 6,760,900 Rubel, im Jahre 1871 8,392,732 Rubel ab — pro 1874 ist sie auf nicht weniger als 10,226,000 Rubel angeschlagen; die Erträge der Rüben-Zuckerbesteuerung sind von 1,649,587 Rubel (1868) auf 4,468,100 Rubel gestiegen, die Stempel-Papier-Steuer ist seit 1868 um 3,645,300 Rubel gewachsen und pro 1874 auf 8,940,000 Rubel angeschlagen, die Steuer aus Eigenthums-Uebertragungen (s. g. Krepost-Steuer) auf 7,246,000 Rubel gestiegen (1868: 2,358,000) u. s. w. — In Summa haben die Erträge aus den indirecten Steuern sich seit 1868 um nicht weniger als 87,538,538 Rubel (1868: 192,448,634, 1871: 264,151,260, 1874: 280,187,173) gehoben, wobei freilich der Löwenantheil auf die unglückliche Branntwein-Accise kommt. — Ebenfalls eine Steigerung, wenngleich keine so bedeutende, haben die Erträge aus den directen Steuern aufzuweisen; dieselben betrugen im Jahre 1868: 92,713,581, im Jahre 1871: 106,612,944 Rubel, nach dem Voranschlage für 1874 — 107,085,469 Rubel; die Zunahme betrug in Summa also 14,371,888 Rubel.

Schließlich sei noch der Einnahmen aus den sog. Regalen gedacht. Dieselben betrugen aus den

	im Jahre 1868:	Anschlag pro 1874:	Zuwachs:
Kronbergwerken .	432,258	3,587,259	3,155,001
Postverwaltung	7,591,543	9,631,943	2,340,400
Telegraphen-Verwaltungen . .	2,500,323	4,700,178	1,199,855
	10,524,124	17,919,380	6,695,256.

Die Gesammteinnahme aus den Staatseisenbahnen beträgt gegenwärtig nach Answeis des diesjährigen Budgetvoranschlages 24,361,418 Rubel, während sie im Jahre 1868 bloße 13¼ Millionen ergeben hatte.

Eine der wichtigsten Reformen Reutern's ist (wie erwähnt) die Einschränkung der industriellen Staatsunternehmungen gewesen, mit welcher seit dem Jahre 1867 und 1868 allmälig vorgegangen wird. In richtiger Anerkennung der Thatsache, daß unsere Regierung stets eine unglückliche, schlecht und theuer producirende Unternehmerin gewesen ist und daß es sowol im Interesse verbesserter Qualität der Verwaltungsarbeit, wie zum Behuf wirklicher Hebung der Privatindustrie nothwendig sei, daß der Staat aufhöre, der größte russische Landwirth und Industrielle zu sein, bewirkte der Finanzminister, daß die Regierung sich einer ganzen Reihe auf ihr lastender Verpflichtungen entäußerte. Im Sommer 1867 ordnete ein kaiserlicher Ukas den Verkauf des größten Theils der zum Domainengut gehörigen Bauernhöfe und die Aufhebung der bezüglichen Verwaltungsstellen an. Dieser Maßregel folgten der Verkauf unserer Besitzungen in Nordamerika und die Veräußerung der Moskau-St. Petersburger- (Nikolai-) Eisenbahn. Dann schritt der Finanzminister zum Verkauf, resp. der Verpachtung der Kron-Bergwerke (deren Erlös sich binnen sechzig Jahren um bloße 2½ Millionen Pud vergrößert hatte), ferner zur Aufhebung der Beschränkungen, denen private Bergwerke und Goldwäschereien bisher unterworfen gewesen waren, endlich wurde die Zahl der s. g. Kronfabriken erheblich eingeschränkt. — Minder erfolgreich, weil minder energisch waren die Versuche, welche Herr von Reutern um dieselbe Zeit zur Umgestaltung des Zolltarifs unternahm, um denselben allmälig auf freihändlerische Bahnen zu leiten. Der Minister hatte der mit dieser Angelegenheit betrauten Commission eine Anzahl von Vertretern der verschiedenen Handelskammern beigegeben und diese waren es, die im Sinne des engherzigsten Schutzzollsystems alle Vorschläge zur Reform des Tarifs zu Fall brachten. Handel und Fabrikindustrie ruhen bei uns wesentlich in denselben Händen, — namentlich in Moskau und in den inneren Gouvernements sind die Fabrikunternehmer fast ausnahmelos Kaufleute. Diese Kaufleute nun standen unter dem Einfluß Aksakoff's und anderer zugleich enragirt nationaler und schutzzöllnerisch gesinnter Publicisten; um das protectionistische Feuer zu schüren, hatte Iwan Aksakoff im J. 1867 unter Beihilfe verschiedener reicher Moskauer Industrieller ein besonderes Organ, die „Moskwa" (später „Moskwitsch") gegründet, das die „verderblichen" Absichten des Ministers in leidenschaftlichster Weise bekämpfte, unaufhörlich wiederholte, „daß unsere Industrie eben so national bleiben müsse, wie unsere Bildung" und daß es für Rußland nur eine nachahmenswerthe Wirthschaftspolitik, die des freien, „Rußland so vielfach ähnlichen" Nordamerika gebe. Diese Art der Argumentation schlug durch und bewirkte, daß ein Tarif zu Stande kam, der dem alten an Engherzigkeit und Weitläufigkeit nichts nachgab. Nur bezüglich der freien Einfuhr von Eisenbahnmaterial zeigte das Finanzministerium sich unbeugsam und wesentlich diesem Umstande und der Vorurtheilsfreiheit des Grafen Bobrinski (im Sommer 1867 zum Nachfolger des Verkehrs- und Bauten-Ministers Melnikoff ernannt) ist die rasche Ausbreitung des Eisenbahnnetzes zuzuschreiben, das Moskau mit Nischni-Nowgorod, Kieff und Odessa, Dünaburg mit Orel, Libau mit Kowno, St. Petersburg mit Reval verbunden hat und nächstens reichlich die Hälfte der Monarchie umspannen wird. Graf Bobrinski entwarf einen Plan für die Reihenfolge, in der die von allen Seiten nachgesuchten Bau-Concessionen ertheilt werden sollten, und ließ sich's dann angelegen sein, der Masse officieller Weitläufigkeiten zu steuern, welche bis dazu den Concessionsertheilungen im Wege gestanden hatten. Die meisten Bahnen sind durch Private und durch Landschafts-Verbände erbaut worden, — die südlichen Bahnen sind hauptsächlich durch die Energie des (im vorigen Jahre verstorbenen) Kammerherrn Baron von Ungern-Sternberg zu Stande gekommen. — Bobrinski und Reutern zählen zu den bekanntesten und (wenigstens in gewissen Kreisen) populairsten unter den gegenwärtigen

Rathgebern des Kaisers. Früher für einen eifrigen Liberalen, zu Zeiten auch für einen Polenfreund ausgegeben, kümmert der Finanzminister sich seit den letzten Jahren nur noch um die Interessen seines Ressorts, indem er sich von der großen Politik und dem Getriebe der Parteien möglichst fern hält und namentlich Alles vermeidet, was Presse und Publicum in unliebsamer Weise an seinen deutschen Ursprung erinnern könnte. Ein in den Fünfzigern stehender Junggeselle von ernsthaftem zugeknöpften Wesen, ist Herr von Reutern öffentlich wenig zu sehen. Unsere Börsenkreise haben ihm zu wiederholten Malen und namentlich am zehnten Jahrestage seiner Amtsführung Zeichen ihres Vertrauens gegeben. — Graf Bobrinski und sein Bruder, der General-Adjutant, zählen wegen ihrer ehrenhaften, unabhängigen und wahrhaft aristokratischen Gesinnung zu den beliebtesten und geachtetsten Gliedern unsers hohen Adels.

Vom Geh. Rath Westmann und General Trephof endlich sagt der Verfasser:

Unter den Minister-Collegen ist der jüngste der Fürst Andreas Liven (Walujeff's Gehilfe), der älteste Herr Westmann, der allsommerlich den Fürsten Gortschakoff in der Leitung des Auswärtigen Amtes vertritt, übrigens das ganze Jahr über in aller Stille eine wichtige Rolle spielt. Der lange, hagere, schweigsame, stets bis an das Kinn zugeknöpfte Mann, auf den der Kanzler außerordentlich große Stücke hält, entstammt einer obscuren Beamtenfamilie und war vor zwanzig Jahren Censor bei der Post. Dem Reichskanzler als besonders zuverlässig, schweigsam und fleißig empfohlen, trat er in dessen Kanzlei über, die er viele Jahre lang als Director geleitet hat. Nachdem Gortschakoff längere Zeit einen unbedeutenden vornehmen Herrn zum Collegen gehabt, benutzte er dessen Ueberführung in den Hofdienst, um den bescheidenen, anspruchslosen Kanzlei-Director erst provisorisch, dann definitiv an seine Seite zu ziehen. Herr Westmann gilt namentlich in Personenfragen für allmächtig, vermeidet Alles, was irgend nach Ostentation und Wichtigthuerei aussehen könnte, weiß die Schwächen seines Chefs zu schonen und lebt ausschließlich seinem Dienst. In Gesellschaft ist der College des Reichskanzlers nur selten zu sehen, höchstens in guten Concerten und bei kleineren musikalischen Veranstaltungen; er ist besonders eifriger Freund classischer Kammermusik und gilt für einen feinsinnigen Kenner derselben. Der Kanzler schätzt in ihm nicht nur den gewissenhaften und kundigen Geschäftsmann, sondern ebenso den zuverlässigen und ehrlichen Freund, der, ohne sich jemals vorzudrängen — wo es gilt, mit seiner warnenden Stimme und seinem Rathe nicht zurückhält.

Wie in den übrigen monarchischen Staaten des Welttheils, so gehört auch bei uns der Polizeidirector der Residenz wegen seiner täglichen und directen Beziehungen zu der Person des Monarchen der einflußreichsten Beamtenkategorie an. Das Amt des St. Petersburger Ober-Polizeimeisters ist gegenwärtig — nach einem Menschenalter zum ersten Male — in den Händen eines zugleich redlichen und seinem Pflichtenkreise durchaus gewachsenen Mannes, des Generals Trephof (nicht Trepoff). — Den Wünschen und Ansprüchen des Kaisers und des Hofs zu entsprechen, für ein allezeit anständiges Decorum der Stadt zu sorgen und den einflußreichen Würdenträgern keinen Grund zur Klage zu geben, war das alleinige Ziel all' der zahlreichen Beamten gewesen, die vor Trephof diese schwierige Stellung bekleidet hatten und demgemäß von sämmtlichen „Allerhöchsten Personen", sämmtlichen begünstigten Ministern und General-Adjutanten und außerdem von ihren directen Chefs, dem Minister des Innern, dem General-Gouverneur und dem Gouverneur von St. Petersburg (der „dritten Abtheilung" zu geschweigen) in kläglichster Weise abhängig gewesen waren. Außer Stande, Ansprüchen und Verpflichtungen so heterogener Art zu genügen, sind fast all' diese Herren in ihrer Amtsführung mehr oder weniger unglücklich gewesen. General Trephof (früher Polizeimeister von Warschau und als solcher durch den ehemaligen General-Polizeimeister des Königreichs Baron Frederiks empfohlen) brachte eine durchaus neue Auffassung seiner neuen Stellung mit: er wollte für die Residenz selbst, deren Sicherheit und Ordnung, nicht blos für die Befriedigung der Wünsche seiner Vorgesetzten sorgen, er gedachte diesen gerecht zu werden, indem er den berechtigten Ansprüchen sämmtlicher Bewohner der Residenz entsprach. Das ist ihm in ausgedehntester Weise gelungen. Mit dem Blick des wirklichen Polizeimannes erkannte er, daß vor Allem für ein zuverlässiges, d. h. leidlich bezahltes Beamtenthum und für strenge einheitliche Disciplin desselben gesorgt werden müsse. Er wußte nicht nur für eine beträchtliche Aufbesserung des Polizei-Etats und für Vereinfachung der Organisation, sondern auch — und das war der schwierigere Theil seiner schwierigen Aufgabe — für seine persönliche Unabhängigkeit von den Launen der vornehmen Herren und für Nichteinmischung derselben in Polizei-Angelegenheiten zu sorgen. Kaum ein anderer höherer Beamter hat so zahlreiche Conflicte zu bestehen gehabt, wie der gegenwärtige St. Petersburger Ober-Polizeimeister — er hat sie sämmtlich siegreich bestanden und sich zum unumschränkten Gebieter seines Ressorts gemacht. Gestützt durch das Vertrauen des Kaisers ist es ihm gelungen, immerdar seinen eigenen Weg zu gehen und von seinen Chefs ebenso unbehelligt zu bleiben, wie von anderen Leuten. Alle Zweige der Polizeiverwaltung haben sich während seiner Amtsführung unkenntlich verändert — aus der kläglichen, augendienerischen Wirthschaft, die lediglich nach der Fahrbarkeit der residenzlichen Hauptstraßen und nach der Sicherheit der Palais und vornehmen Hotels fragte, ist eine strenge und (soweit unter den gegebenen Verhältnissen möglich) gerechte Controle über alle Theile der Stadt, alle Schichten der Bevölkerung geworden. Galt es früher als Regel, daß der Bestohlene seinen Verlust verschwieg, resp. das Schweigen des Viertheilsaufsehers erkaufte, um von den Chicanen einer weitschweifigen, fast immer ergebnißlosen Untersuchung verschont zu bleiben, so scheut heute Niemand mehr die Anzeige ihm zugefügter Verluste und Beschädigungen; Pflaster und Beleuchtung werden in den entferntesten Pereuloks (Seitengäßchen) ebenso überwacht, wie auf der Perspective und an der kleinen Morskoi; die Respectirung der Droschkentaxe ist noch nicht völlig durchgesetzt, hat aber doch beträchtliche Fortschritte gemacht; vornehme Spitzbuben müssen sich gerade so in Acht nehmen, wie die kleinen Diebe; Feuersbrünste werden gelöscht und haben aufgehört bloße Schaustellungen des Eifers der Polizei und Gelegenheiten zu Diebstählen abzugeben; selbst unsere berüchtigten „Tanzclassen" wagen ihr Unwesen nicht mehr so frech wie früher zu treiben. Trephof gehört zu den populairsten Männern der Residenz, um die er sich in der That unvergleichliche Verdienste erworben hat.

— Güldenes Abc für Herrschaften und Dienstboten. Nach langjähriger Erfahrung in einem großen Haushalte von L. v. Pröpper. Mit Illustrationen. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn 1875. — Die kleine Schrift entstammt der Feder einer Dame aus dem rheinischen Adel, welche bereits literarisch sich vortheilhaft bekannt gemacht hat durch die beiden Bücher: „Hausmannskost" und „Weidmannsküche". Die Rathschläge, welche in dem gegenwärtig vorliegenden Büchlein die Verfasserin auf Grund vieljähriger Erfahrung Herrschaften und Dienstboten ertheilt, erstrecken sich auf alle Zweige des Haushaltes, welche sie zu führen lehrt in milder aber ernster Weise und so, wie es guter Sitte geziemt. Eine Menge praktischer Winke für die hier einschlagenden Verhältnisse finden sich in dem Buche vereinigt, das sich überdies durch elegante, geschmackvolle Ausstattung auch äußerlich vortheilhaft empfiehlt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 75. Sonntag, den 17. September. 1876.

Das Project der Begründung eines Pensionscassenverbandes sächsischer Gemeinden*).

Bereits dreimal nahm der Sächsische Gemeindetag und zwar auf seinen Versammlungen zu Chemnitz 1873, zu Löbau 1874 und zu Leisnig 1875 Gelegenheit, das in der Ueberschrift bezeichnete Project in den Kreis seiner Berathungen zu ziehen, ohne daß es doch bis jetzt gelungen wäre, dasselbe auch nur um einen Schritt seiner Verwirklichung näher zu bringen. Den Grund des mangelnden Erfolges hat man nicht etwa in einer Abneigung gegen das Project zu suchen, denn einer solchen Annahme würde schon die durch fast allseitigen Wunsch herbeigeführte öftere Besprechung des Projectes und die überwiegend günstige Aufnahme desselben entgegenstehen, sondern er liegt darin, daß einmal die Versammlungen des Gemeindetages fast stets ein überwiegend neues, mit dem früher Verhandelten unbekanntes Publicum enthielten und daß das anderemal die für die Verhandlungen des Gemeindetages gemeiniglich zugemessene Zeit zu kurz war, als daß sich an die Beleuchtung und Besprechung des Projectes noch zu dessen Ausführung dienende eingehendere Verhandlungen hätten anschließen können. Da das Project auch dieses Jahr auf der Tagesordnung des Gemeindetages wieder erscheinen wird, so dürfte es nicht unangemessen sein, dasselbe schon jetzt in der Presse einer Besprechung zu unterziehen, um auf diesem Wege zu erreichen, daß die Theilnehmer auf dem diesjährigen Gemeindetage bereits mit der Bekanntschaft des Projectes erscheinen und so einer mehr auf die praktische Ausführung gerichteten Discussion die Zeit gewonnen werde.

Vor einem Eingehen auf das Project selbst sei es gestattet, in Kürze den chronologischen Verlauf der Angelegenheit, die Vorgeschichte desselben hier darzulegen:

Unsere frühere Städteordnung vom 2. Febr. 1832 berührte die gesammte Pensionsfrage eigentlich nur beiläufig im §. 108, welcher, wie folgt, lautete:

„Die Entlassung eines Rathsmitgliedes, sowol der auf Lebenslang, als der nur auf Zeit Gewählten, kann nur mit Genehmigung der vorgesetzten Regierungsbehörde erfolgen. Diese hat hierbei, theils wegen der Entlassung überhaupt, theils, wenn der zu Entlassende ein besoldetes Rathsmitglied ist, hinsichtlich der Frage: Ob demselben eine Pension zu gewähren sei oder nicht? nach den Grundsätzen zu verfahren, welche wegen Entlassung der Staatsdiener jetzt oder künftig in Anwendung kommen";

sie ließ die Frage durchaus unerledigt, soweit es sich um die unteren Gemeindebeamten, um die Hinterlassenen der Gemeindebeamten und um eine Pensionirung bei freiwilligem Abgange z. B. wegen überkommener Dienstunfähigkeit handelte, überließ vielmehr diese Punkte (unausgesprochen) der ortsstatutarischen Regelung. Es ist bekannt, wie übel die Verhältnisse in dieser Richtung lagen, wie nur in verhältnißmäßig wenigen Städten des Landes die städtischen Collegien in anerkennenswerther Fürsorge um das Wohl ihrer Bediensteten hier Hand ans Werk gelegt hatten. Dies führte bereits im Jahre 1868 zu einer Versammlung sächsischer Gemeindebeamten in Glauchau, in welcher beschlossen wurde, im Anschlusse an die Petitionen des damaligen Städtetages betr. Revision der Städteordnung, um die Ordnung dieser Frage im Wege der Gesetzgebung zu petiren, und die Petition hauptsächlich auch darauf zu richten, daß durch Anrechnung der im Dienste anderer Gemeinden des Landes verbrachten Zeit die Freizügigkeit der Beamten im Interesse dieser sowol, wie auch der Gemeinden zur Wahrheit werde. Im Jahre 1870 wurde diese Petition von dem neugegründeten Vereine sächsischer Gemeindebeamten wiederholt und führte dieselbe gelegentlich der Berathung des von der Regierung vorgelegten Entwurfes der revidirten Städteordnung mit zur An- bez. Aufnahme der jetzt in derselben in §§. 95 und 105 enthaltenen Bestimmungen, welche lauten, wie folgt:

§. 95.

Nach letzteren (den für Civilstaatsdiener geltenden Bestimmungen) ist auch den auf Lebenszeit angestellten Rathsmitgliedern und ihren Hinterlassenen aus der Stadtcasse Pension zu gewähren rc. rc.

§. 105.

Den Gemeinde-Unterbeamten und ihren Hinterlassenen ist aus der Stadtcasse Pension zu gewähren. Wer als Gemeinde-Unterbeamter anzusehen und in welchem Umfange die Pension zu gewähren ist, ist durch Ortsstatut zu bestimmen.

Dies ist der augenblickliche gesetzliche Stand der Sache, welchem sich Gemeinden, wie Gemeindebeamte gegenüber gestellt sehen.

Es fragt sich zunächst nun: Ist dieser Zustand schon ein in allen Theilen befriedigender, oder welche Mängel haften ihm noch an? Was hat er theils für die Gemeinden, theils für die Beamten noch Drückendes und Unvollendetes? Und an die Beantwortung dieser Frage wird sich dann weiter, falls sie Mängel anerkennen sollte, die Beantwortung der Frage zu schließen haben: Wie lassen sich diese Mängel beseitigen?

Als theils von den Gemeinden, theils von den Beamten hervorgehobene, theils aber auch beide drückende Mängel dürfte man folgende anzuerkennen haben:

1) daß die den Gemeinden auferlegte Pensionsverpflichtung, zumal ihr keine Verbindlichkeit auf Seiten der Beamten zur Leistung von Beiträgen gegenübersteht, gegebenen Falles zu einer überaus harten Belastung der Gemeinde führen kann;
2) daß das Gesetz als solches keinen Anhalt dafür gewährt, wer unter allen Umständen als Gemeinde-Unterbeamter anzusehen sei?
3) daß den Beamten die in einer anderen Gemeinde des Landes verbrachte Dienstzeit nicht angerechnet wird,

*) Bei Abdruck des obigen Artikels hat die Redaction darauf aufmerksam zu machen, daß sie die von dem Verfasser aufgestellten einzelnen Ansichten nicht allenthalben zu den ihrigen machen kann.
D. R.

Sei es gestattet, diese Mängel mit kurzen Worten zu beleuchten:

ad 1.

Es ist mir der Name des Autors entfallen, der das Selfgovernment eine für die Gemeinden überaus wichtige, aber auch ziemlich kostspielige Errungenschaft genannt hat; Recht hat er auf alle Fälle. Theils diese Errungenschaft, theils die wirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart, theils auch, und dies nicht zu einem geringen Theile, das Bestreben des Staates, seine Theile, die Gemeinden, für seine Zwecke mehr als früher thätig werden zu lassen und Geschäfte und Lasten auf diese abzutragen, haben dazu geführt, die Anforderungen an die Finanzen der Gemeinden in ganz erheblicher Weise wachsen und den communlichen Steuerzahlern die Gemeindesteuerlast recht fühlbar werden zu lassen. Ist so in manchen Gemeinden und dies namentlich in den ärmeren und minder leistungsfähigeren die Steuerkraft bereits über das normale Maß angespannt, so bedarf es wol keines Beweises, daß dann gerade in diesen Fällen die Hinzufügung einer neuen Last doppelt fühlbar und drückend wirkt. Daß aber die Verpflichtung zur Pensionszahlung unter Umständen eine recht harte Last werden kann, dazu bedarf es nur des Hinweises auf den Fall einer Epidemie, einer Revolte u. dergl., und der Gefahr, welcher hierbei so mancher Gemeindebeamte durch die Anforderungen seines Amtes ausgesetzt wird.

ad 2.

Der zweite Mangel hat in vielen Beamtenkreisen eine ziemlich tiefe Verstimmung wachgerufen. War man auf Seiten der Beamten den Verhandlungen der gesetzgebenden Factoren mit dem lebhaftesten Interesse, mit den lebhaftesten Wünschen gefolgt und hatte man insgesammt das neue Gesetz mit unverhohlener Freude begrüßt, so wirkte in den Kreisen, welche sich selbst zu den Gemeinde-Unterbeamten rechneten, durch Localstatut aber als solche nicht anerkannt wurden, die Enttäuschung um so nachhaltiger. Zur Rechtfertigung der in Abs. 2 des §. 95 getroffenen Bestimmung ist zwar darauf hingewiesen worden, daß es zu schwierig sei, hier ein allgemeines Criterium aufzustellen, daß dies vielmehr eine Frage des jeweiligen Falles und nur nach Lage der Dinge zu beantworten sei; dies vermag ich jedoch nicht in dem Maße zuzugeben. Ich meine, daß das Criterium für die der Gemeinde auferlegte Pensionsverpflichtung vor Allem zu suchen ist in der principiellen Untersagung eines Nebenerwerbes neben einer mindestens vierteljährigen Kündigungsfrist, denn gerade diese Gewalt über die gesammte Persönlichkeit des Beamten, diese Befugniß, ihn abzuhalten, für seine und der Seinen Zukunft in der Maße zu sorgen, wie er es bei der ihm vielleicht verbliebenen Muße sonst möchte und im Stande wäre, begründet nach meiner Auffassung der Dinge die moralische Verpflichtung der Gemeinde, für des Beamten und seiner Angehörigen Zukunft in gewisser Weise zu sorgen. Ich würde es unmaßgeblich für zweckmäßiger erachtet haben, dem Ortsstatute zu überlassen, etwaige Ausnahmen von dieser Regel festzusetzen.

ad 3.

Der dritte Punkt schädigt in gleicher Weise beide Theile, Beamte, wie Gemeinden, wenn schon es auch auf den ersten Blick scheinen möchte, als enthalte seine Einführung nur eine Vergünstigung für die Beamten.

Es bedarf wol keiner weitläufigen Auseinandersetzung, daß dieser Mangel die Freizügigkeit der Gemeindebeamten in der Hauptsache zu Nichte macht. Der Beamte, welchem die Sorge für die Seinen Herzenssache ist, wird es sich zwei- und dreimal überlegen, ehe er mit Aufopferung erworbener Pensionsansprüche die Hand nach einer anderen, wenn auch höher dotirten Stelle ausstreckt; nicht so der leichtlebige Beamte. Ich meine aber, daß die Ueberlegung, mit der Jemand in seinen eigenen Angelegenheiten zu Werke geht, im Durchschnitte auch auf die Art und Weise seiner Amtsführung einen Rückschluß gestattet. Was ist aber die ganz naturgemäße Folge dieser Regression? Mißmuth über das vereitelte Vorwärtskommen, der die Person des Beamten ergreift und in der Person zurückwirkt auf die Amtsführung. Nun wird zwar vielfach eingehalten: die Gemeinden müßten, wenn sie tüchtige Beamte haben wollen, tüchtigen Bewerbern die Concession machen, daß sie ihnen die in einer anderen Gemeinde verbrachte Dienstzeit anrechneten. Dem habe ich aber entgegen zu setzen, daß die Zahl Derer, die einem Meteore gleich an dem Gemeindeverwaltungshimmel hinziehen, daß sie sich auf ihre außergewöhnliche Tüchtigkeit gestützt die Stellung einer solchen Bedingung erlauben dürfen, eine sehr dünne ist, von der Kurzsichtigkeit ganz zu schweigen, die leider nur zu oft, wie auch im übrigen Leben, die billigere Waare zu eigenem Schaden der theurern, aber besseren vorzieht. Diesen ganz vorzüglichen Elementen stehen nun direct entgegen Elemente, mit denen der Beamtenstand keine besondere Ehre einlegen kann. Es sind dies Leute, die aller und jeder idealen Hingabe an ihr Amt ermangeln, die gerade nur so viel thun, um sich in ihrem Brode zu halten. Für diese enthalten die gesetzlichen Bestimmungen keinen Nachtheil. Ohne Ehrgeiz und ohne Trieb nach vorwärts bleiben sie ruhig auf ihrer Scholle sitzen, fügen ein Jährchen Frohnarbeit dem andern hinzu und streichen, sobald es nur halbwegs geschehen kann, die für sie ausfallende Pension ein. Wir haben es jedoch in der Hauptsache weder mit den letzteren noch mit den ersteren Elementen, sondern mit dem großen Stamme der Gemeindebeamten zu thun, dem man das Zeugniß nicht vorenthalten kann, daß er aus Leuten besteht, welche nach ihrem besten Wissen und Können treu und redlich ihre Pflicht thun und bestrebt sind, sich nach Kräften intellectuell und (was man ihnen nicht verargen kann) auch materiell vorwärts zu bringen. Bezüglich dieser Beamten, also des weit überwiegenden Theiles wirkt aber das Gesetz in der eingangsgedachten Weise, und wie dies wieder zurückwirkt auf die Gemeindeverwaltung selbst, bedarf keiner Erläuterung.

Hierzu kommt noch ein Uebelstand, welcher zu gleichen Theilen, theils aus diesem Punkte, theils aus der mit der Pensionsverpflichtung den Gemeinden auferlegten finanziellen Last resultirt, und dieser Uebelstand faßt sich kurz dahin zusammen: daß die Gemeinden sehr oft theils zu jungen, noch wenig erfahrenen Beamten, theils Beamten, welchen die geistige Spannkraft zu mangeln beginnt und denen die verdiente Ruhe wohl zu gönnen wäre, die Erledigung ihrer Angelegenheiten — und dies jedenfalls nicht zu ihrem Vortheile — in die Hände legen resp. in den Händen lassen, um ja der Leistung der Pensionspflicht möglichst lange überhoben zu sein.

Es entsteht nun die Frage: Wie und auf welchem Wege ist Dem abzuhelfen, wie läßt sich die im gegebenen Falle drückende Last zu einer erträglichen gestalten, wie lassen sich die hervorgehobenen Mängel beseitigen? Im Wege der Gesetzgebung geht es nicht; wenn sich hier auch die Mängel unter 2 und 3 beseitigen lassen, so doch nicht der unter 1, und daß auch für Beseitigung der Mängel unter 2 und 3 im Gesetzgebungswege wenig Neigung vorhanden ist, dafür haben die neuerlichen Verhandlungen des Landtages über die Petition des Sächsischen Gemeindebeamtenvereins den Beleg erbracht. Es bleibt daher den Gemeinden, wie den Beamten kein anderer Weg, als der der Selbsthilfe übrig und in dieser Richtung ist ihnen die Industrie vorausgegangen und hat ihnen gezeigt, wie die Sache angefangen werden muß, um zu einem praktischen und befriedigenden Ende geführt zu werden.

Wer erinnert sich nicht noch der Klagen, welche nach Erlaß des Haftpflichtgesetzes aus vielen Kreisen des deutschen Industrie- und Gewerbestandes in den verschiedensten Modulationen erschallten und insgesammt das Thema variirten,

daß mit diesem Gesetze und seinen Lasten dem Baume des Unternehmerstandes die Axt an die Wurzel gelegt sei. Und wo sind die Klagen geblieben? Als man sah, daß durch Lamentiren die Sache nicht anders und besser wurde, erinnerte man sich des alten Sprichwortes: daß getheilter Schmerz halber Schmerz sei und man calculirte ganz logisch weiter, daß in eine je größere Zahl von Leidensgenossen man mit dem einen Schmerzsfall dividire, desto kleiner und erträglicher der Quotient für einen jeden ausfalle; mit kurzen Worten, man erinnerte sich des unbestreitbaren Satzes, daß ein Risico um so leichter zu tragen sei, auf eine je größere Zahl von Schultern man dasselbe vertheile. Und diese Erwägung führte zur Begründung der Unfallversicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit. Und wie auf diese gestützt die deutschen Industriellen mehr und mehr dazu gelangen, ihre Gehilfen und Arbeiter nicht blos gegen die vom Gesetze für haftbar erklärten Fälle zu versichern, sondern auch gegen weitere Unfälle zu schützen, wie die deutschen Industriellen durch die hierbei gemachten Erfahrungen zu der Einsicht geführt werden, daß das Gefühl, vor den Wechselfällen des Schicksals wenigstens in gewisser Hinsicht sichergestellt zu sein, seine nicht zu unterschätzende Rückwirkung äußert, so ist unsern sächsischen Gemeinden hierin der Weg gezeigt, durch Begründung eines auf Gegenseitigkeit beruhenden Pensionscassenverbandes das Risico den Schultern der Einzelgemeinde zu entnehmen und dasselbe durch Vertheilung auf viele Gemeinden erträglicher zu machen, so ist ihnen das Mittel geboten, mit einer für die einzelne Gemeinde nicht fühlbaren Erhöhung der Last auch die oben unter 2 und 3 berührten Mängel zu beseitigen.

Wie sich Verfasser die Idee ungefähr in die Praxis übergeführt denkt, hat er bereits im Jahre 1874 durch einen dem Gemeindetage zu Löbau nicht zur Berathung, sondern nur zur Veranschaulichung unterbreiteten Statutenentwurf darzulegen sich gestattet. Dieser Entwurf enthielt folgende Bestimmungen:

Zweck des Verbandes.

§. 1.

Der Pensionscassenverband sächsischer Gemeinden verfolgt den Zweck, die auf den einzelnen Gemeinden jeweilig ruhende Pensionslast auf alle dem Verbande angehörigen Gemeinden zu vertheilen.

Fähigkeit zum Beitritt.

§. 2.

Jede sächsische Stadt- oder Landgemeinde kann dem Pensionsverbande beitreten.

Rechte und Pflichten.

§. 3.

Mit ihrem Beitritte erwirbt die betr. Gemeinde folgende Rechte:

a) das Recht der Theilnahme an der Verwaltung der Verbandscasse in der statutenmäßigen Weise,
b) den Anspruch, daß die Pension der von ihr versicherten Beamten bez. deren Wittwen und Waisen von der Verbandscasse in der statutenmäßigen Weise übernommen und getragen werde,

dagegen übernimmt sie auch folgende Pflichten:

a) die Statuten unverbrüchlich zu halten,
b) die auf sie ausfallenden Cassenbeiträge pünktlich abzuführen,
c) für die etwaigen ordnungsmäßig aufgenommenen Darlehne zu ihrem verhältnißmäßigen Antheile mitzuhaften.

Austritt.

§. 4.

Der Austritt steht jeder Gemeinde am Schlusse eines jeden Rechnungsjahres frei, doch ist selbige dabei gehalten:

a) ihre aus dem letzten Cassenjahre fließenden Verpflichtungen gegen die Casse vorher zu erfüllen,
b) die Differenz dessen, was sie etwa während ihrer Mitgliedschaft aus der Casse mehr erhalten, als sie in selbige an Beiträgen entrichtete, baar nachzuzahlen, wogegen eine Zurückerstattung gezahlter Beiträge nicht stattfindet.

Verwaltungsorganisation.

§. 5.

Die Angelegenheiten des Verbandes werden verwaltet:

a) durch die Generalversammlung,
b) durch den Ausschuß.

Generalversammlung.

§. 6.

Die Generalversammlung besteht aus den legitimirten Bevollmächtigten der dem Verbande angehörenden Gemeinden. Jede Gemeinde führt in derselben durch ihren Abgeordneten so viel Stimmen, als sie (Bruchtheile ungerechnet) je 100 Mark an Beiträgen zahlt. Der Generalversammlung stehen folgende Functionen zu:

a) sie wählt den Ausschuß in der §. 7 bestimmten Weise,
b) sie prüft durch eine aus ihrer Mitte ernannte Commission die Jahresrechnungen und spricht deren Justification aus,
c) sie beschließt über Statutenänderungen,
d) sie bestimmt die Gehalte der Verbandscassenbeamten,
e) sie bildet die Oberinstanz für die Entscheidungen des Ausschusses.

Die Generalversammlung tritt alljährlich mindestens einmal, außerdem aber dann zusammen, wenn es der Ausschuß für erforderlich erachtet, oder wenn von einem Zehntheil der dem Verbande angehörigen Gemeinden darauf unter Angabe eines Grundes angetragen wird. Die Generalversammlung ist mindestens 14 Tage vor ihrem Zusammentritt auszuschreiben und dem Ausschreiben die Tagesordnung beizufügen. Den Vorsitz in derselben führt der Vorsitzende des Ausschusses bez. dessen Stellvertreter.

Der Ausschuß.

§. 7.

Der Ausschuß besteht aus 7 Personen. Die Wahl derselben erfolgt in der Weise, daß 3 Personen die Gemeindecollegien der von der Generalversammlung als Vorort bestimmten Gemeinde, 3 Personen die Generalversammlung selbst aus 3 in der Nähe des Vorortes gelegenen Verbandsgemeinden wählen, während die 7. Person seiten des Vereins der sächsischen Gemeindebeamten deputirt wird. Der Ausschuß wählt sich aus seiner Mitte einen Vorsitzenden bez. Stellvertreter. Er bildet das eigentliche Verwaltungsorgan des Verbandes und stehen ihm insbesondere folgende Befugnisse zu:

a) er wählt die zur Verwaltung der Verbandscasse nöthigen Beamten, bestimmt deren etwaige Caution und Instruction und controlirt dieselben,
b) er beschließt über die von den einzelnen Verbandsgemeinden gestellten Pensionirungsanträge und bestimmt die aus der Verbandscasse zu gewährende Pension,
c) er schreibt die sich durch Rechnung ergebenden Cassenbeiträge aus,
d) er faßt Beschluß über Aufbewahrung bez. Anlegung der Cassengelder,
e) er beschließt über die Aufnahme von Darlehnen und deren Amortisation, doch bedürfen seine Beschlüsse in diesem Punkte der Genehmigung der Generalversammlung,
f) er beruft die Generalversammlung ein und bereitet die Tagesordnung derselben vor.

Gewähr der Pensionen.

§. 8.

Die Pensionen werden nach den für Civilstaatsdiener, deren Wittwen und Waisen geltenden Bestimmungen gewährt. Zu der Beamtenpension hat die betr. Gemeinde, welcher der zu pensionirende Beamte angehört, ein Dritttheil der gesetzlichen Pension aus eigenen Mitteln beizutragen, nicht minder sind die Pensionen der §. 86 der revidirten Städteordnung

gedachten Art, als außerhalb des Cassenzweckes liegend, von den Gemeinden selbst zu tragen. Höhere Pensionen, als die im Eingange erwähnten, zu gewähren, bleibt jeder Gemeinde unbenommen, doch hat selbige für das Mehr aus eigenen Mitteln aufzukommen.

Berechnung des Dienstalters.

§. 9.

Den bei der Verbandscasse versicherten Beamten werden die Jahre, welche sie im Dienste von Verbandsgemeinden verbracht haben, als Dienstalter angerechnet. Erfährt das Dienstalter eines Beamten dadurch eine Erhöhung, daß

a) eine Gemeinde, in welcher er früher bedienstet gewesen, später dem Verbande beitritt, oder

b) daß ihm von seiner Gemeinde die im Dienste von Nichtverbandsgemeinden, im Staats- oder Privatdienste verbrachten Jahre als Dienstjahre angerechnet werden,

so ist der für den betreffenden Beamten durch Berechnung ausfallende gegenwärtige Jahresbeitrag so oft nachzuzahlen, als die Zahl der anzurechnenden Jahre beträgt. Im Falle unter a theilen sich in diese Nachzahlung die neu eintretende Gemeinde und die jeweilige Dienstgemeinde.

Cassenbeiträge.

§. 10.

Die Casseneinrichtung beruht auf dem Principe, nur den im abgelaufenen Cassenjahre wirklich gehabten Cassenaufwand auf die Verbandsgemeinden nach Verhältniß zu repartiren und von diesen erstattet zu erhalten; es werden daher die von den Verbandsgemeinden zu entrichtenden Cassenbeiträge postnumerando erhoben.

Berechnung des Beitragsverhältnisses.

§. 11.

Die Vertheilung des gehabten Jahresaufwandes auf die einzelnen Gemeinden erfolgt nach Verhältniß der für eine jede Gemeinde sich ergebenden, durch Berechnung in Gemäßheit des §. 8 und §. 9 zu findenden Gesammtsumme der Beamten- wie der Wittwen- und Waisenpensionen, mit denen eine Gemeinde im plötzlichen Invaliditäts- sowie Todesfalle ihrer sämmtlichen Beamten die Casse in Anspruch nehmen und belasten würde.

§. 12.

Zwecks Aufstellung dieser Berechnung, sowie behufs Controle der von der Cassenverwaltung zu haltenden Personallisten werden von der letzteren alljährlich sämmtlichen Verbandsgemeinden entsprechende Fragebogen übersendet, welche von diesen gehörig auszufüllen und an die Cassenverwaltung zurückzusenden sind.

Sonstiger Cassenaufwand.

§. 13.

In gleicher Weise, wie der durch die Zahlung von Pensionen entstehende Aufwand wird der übrige durch Verzinsung und Amortisation des aufgenommenen Betriebsfonds, durch Beamtengehalte, Bureaukosten 2c. entstehende Aufwand repartirt.

Persönliche Mitgliedschaft.

§. 14.

Tritt eine Gemeinde aus dem Verbande aus, so verbleibt den dadurch betroffenen Gemeindebeamten das Recht, für ihre Person Cassenmitglieder zu bleiben; es wird jedoch dieses Falles die Zahlung der auf die Person derselben repartirten Beiträge eine rein persönliche Verpflichtung, bei deren nicht pünktlicher Erfüllung das Mitgliedsverhältniß mit seinen Rechten sofort erlischt.

Derart persönliche Mitglieder führen in der Generalsammlung nur Sitz, nicht Stimmen.

Auflösung des Verbandes.

§. 15.

Beschließt der Cassenverband seine Auflösung, so besorgt der Ausschuß die Liquidation des Vermögens derart, daß zunächst die aufgenommenen Capitalien zurückgezahlt und das verbleibende Vermögen unter die dem Verbande angehörigen Gemeinden bez. persönlichen Mitglieder nach dem im §. 11 erwähnten Repartitionsmodus vertheilt wird. Die Verpflichtungen der Casse bez. der Pensionszahlungen fallen vom Zeitpunkte der Auflösung an auf die betr. Gemeinden zurück.

Diesem Entwurfe gegenüber bedarf wol höchstens das leitende Princip: die Vertheilung der Pensionslast und der zu ihrer Bestreitung dienenden Beiträge auf die einzelnen Gemeinden einiger Worte der Erläuterung:

Namentlich die §§. 10, 11 und 12 geben es an die Hand, daß man an die projectirte Casse durchaus nicht den Maßstab zu legen hat, den man an eine Lebens- oder Rentenversicherungsanstalt zu legen sonst gewohnt ist und zwar aus dem Grunde, weil die projectirte Casse, sich fern haltend von der dort üblichen Wahrscheinlichkeitsrechnung, lediglich die gehabten, also zu Heller und Pfennig bekannten Ausgaben der Casse auf die Verbandsmitglieder vertheilt. Die einzige Schwierigkeit lag darin, einen Modus zu finden, welcher jede Gemeinde nach Gebühr, keine aber über Gebühr trifft. Hier kann weder die Kopfzahl der Gemeinde, noch auch die Kopfzahl der versicherten Beamten den Anhalt geben, denn mit beiden Grundlagen würde man zu ganz verkehrten Resultaten gelangen. Den einzig zutreffenden Maßstab wird das Risico bilden, mit dem eine Gemeinde die Casse in Anspruch nimmt. Wenn es sich also darum handelte, am Jahresschlusse die Ausgaben, welche die Casse an Beamten-, Wittwen- und Waisenpensionen, an Gehalten, an Zinsen und Amortisationsquote für aufgenommene Capitalien gehabt hat, zu repartiren, so würde man zu folgender Rechnung gelangen:

Stadtgemeinde A.

Beamter	A.	10 Dienstjahre	3000	ℳ	Gehalt
„	B.	20 „	2000	„	„
„	C.	15 „	1500	„	„

2c. 2c.

Angenommen, diese sämmtlichen Beamten würden mit dem Momente des Jahresschlusses dienstunfähig und wären zu pensioniren, so hätte

Beamter A. = x ℳ Pension,
„ B. = y „ „
„ C. = z „ „

sämmtliche von A. versicherte Beamten aber in Sa. n ℳ Pension zu erhalten.

Diese Summe n wäre also die Gesammtsumme des Risicos, mit der die Stadtgemeinde A. möglicher- (wenn auch nicht wahrscheinlicher-) weise die Casse in Rücksicht der Beamtenpension in Anspruch nehmen könnte.

Die Beamtenpension bildet aber nur den einen Theil des Risico, den andern die Wittwen- und Waisenpension und da würde sich folgende 2. Aufstellung ergeben:

Stadtgemeinde A.

Beamter	A.	3000 ℳ	Gehalt	1 Frau	3	pensionsfähige Kinder
„	B.	2000 „	„	— „	4	„ „
„	C.	1500 „	„	1 „	—	„ „

2c. 2c.

Angenommen nun, sämmtliche Beamte der Stadt A. stürben am Jahresschlusse, so hätte die Casse zu zahlen an die Hinterlassenen von

A. = x ℳ Pension,
B. = y „ „
C. = z „ „

in Summa für die Hinterlassenen der Beamten der Stadt A. m ℳ Pension und diese Summe m der Wittwen- und Waisenpensionen bildete also mit der Summe n der Beamtenpensionen zusammen die Risicosumme o, mit welcher die Gemeinde A. die Casse belastet.

In gleicher Weise würde die Rechnung am Jahres-

schlusse für jede Verbandsgemeinde aufgestellt und nach dem Verhältniß der auf diese Weise gewonnenen Risicozahlen der einzelnen Gemeinden der von der Casse wirklich gehabte Aufwand repartirt.

Klar ist, daß bei diesem Principe die Verbandscasse in den Besitz der Mittel gesetzt werden muß, um die im Laufe des ersten Jahres nöthigen Ausgaben leisten zu können, während doch ihre Einnahmen erst nach Jahresschluß beginnen, und daß sie ebenso in der Lage sein muß, etwaigen späteren Anforderungen, welche den wieder eingezogenen Umsatz des 1. Jahres übersteigen, entsprechen zu können. Dies geschieht durch einen Betriebsfond, den die Verbandsgemeinden in einer dem muthmaßlichen Umsatze der Casse entsprechenden Höhe zusammenschießen, oder darlehensweise aufnehmen und in dem letzteren Falle durch jährliche Rückzahlungen nach und nach abstoßen.

Verfasser lebt der Ueberzeugung, daß sich auf dem von ihm angedeuteten Wege in einfacher und übersichtlicher Weise ein Institut begründen lassen dürfte, welches durch seine gemeinnützige Wirksamkeit die Mühe reichlich lohnen würde, welche ihm der Sächsische Gemeindetag bislang gewidmet hat und noch widmen würde; und schließt mit der ausgesprochenen Hoffnung, daß es dem diesjährigen, hoffentlich recht zahlreich besuchten Gemeindetage zu Plauen gelingen möge, aus dem Projecte eine vollendete Thatsache zu gestalten.

L. F. Ludwig-Wolf, Brgrmstr.

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von C. A. Regnet.

VII.*)

In der culturhistorischen Ausstellung des Jahres 1875 im Kurländer-Palais zu Dresden erregte der sog. Umlauf der Stadt Leipzig, eine prächtige Hochstickerei, die Aufmerksamkeit aller Kenner. Sie war dort die einzige ihrer Art. Im Münchener Glaspalast begegnen wir fast einem halben Dutzend solcher Hochstickereien, die dem Leipziger „Umlauf" (einer Decke, die vom Rande des Tisches herabhing) zum Mindesten an die Seite gestellt werden dürfen. So das Antependium aus dem Kloster Odilienberg bei Straßburg mit der Verkündigung Mariä und das andere vor dem Schrein des Oehringer Flügelaltars. Eine Arbeit so prächtig wie letztere; in der sich die Heiligenfiguren in halber Rundung von der Fläche abheben, hat die Welt kaum zum zweiten Male aufzuweisen.

Der genannte Altarschrein selber ist leider nur ein Bruchstück, Mensa und Ueberbau fehlen leider, das Werk ward eben nie vollendet. Zwar gehört er, wie seine geschweiften Bögen zeigen, der spätgothischen Periode an, gehört aber unstreitbar dem Besten an, was jene Zeit hervorbrachte. Auffälliger Weise ist derselbe nur zum geringsten Theile farbig „gefaßt". Nur an den kleinen Kreuzgewölben der Nischen, in denen die Heiligenfiguren stehen, sieht man einige Farbe; der gesammte andere architektonische Theil sowie alle Figuren sind unbemalt belassen.

Im Flügelaltar feierte die gothische Bildschnitzkunst ihre höchsten Triumphe. Da wechseln rund gearbeitete Figuren mit Reliefs und ein vielgliederiger architektonischer Aufbau mit Giebeln und Fialen steigt bis zum höchsten Gewölbe der Kirche empor.

Bis er sich aber zum „Flügelaltar" entwickelte, hatte der Altar der christlichen Kirche gar manche Gestaltungsphase durchzumachen.

Während der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war der Altar nichts als ein gewöhnlicher hölzerner Tisch. Erst als sie zur Staatsreligion erhoben worden, begann die christliche Kirche ihrer ursprünglichen und ihr so wohlanstehenden Einfachheit untreu zu werden und Luxus zu treiben. Da ließ sie sich erst marmorene, dann silberne, ja schließlich sogar massiv goldene Altartische herstellen und besetzte die letzteren ab und zu wol auch mit kostbaren Edelsteinen. Die abendländische Kirche aber gab die ursprüngliche Tisch-Form der Altäre auf und gab ihnen dafür die von Sarkophagen. Aber nicht aus bloßer Willkür; sie entsprach damit vielmehr dem früh auftauchenden Gebrauche und der späteren rituellen Vorschrift, im Innern des Altars, auf dem das Meßopfer gefeiert ward, Ueberreste von Heiligen und Blutzeugen aufzubewahren. So wurde zumeist Stein als brauchbarstes Material hierfür gewählt, und wo er an der Vorderseite des Altars nicht plastischen Schmuck erhielt, ward ihm solcher in Gestalt werthvoller Teppiche (Antependien) oder noch werthvollerer Reliefs aus Silber- oder Goldblech zu Theil. Nicht selten auch ward der Altar in allen seinen Theilen aus Erz gegossen.

Ein wesentlicher Bestandtheil des Altars aber war die Stelle, an der die geweihten Hostien aufbewahrt wurden. Zu Anfang der romanischen Periode dienten hierzu metallene Gefäße in Gestalt einer Taube, die an Ketten frei schwebend über dem Altartisch herabhingen. Als aber die Gothik ihre reichen Flügelaltäre schuf, waren jene Gefäße unpraktisch; sie hinderten daran, die Flügel der Altäre zu öffnen und zu schließen. So entstanden die sogen. Sacraments-Häuschen, reiche architektonische Aufbaue in nächster Nähe des Altars, bestimmt, das Sacrament aufzunehmen. Als aber die Renaissance die Gothik verdrängte, als die Altäre mächtigen Palast-Façaden gleich gestaltet wurden, da kehrte auch das Sacrament wieder auf den Altar zurück, wo ihm im sogen. Tabernakel ein neues Wohnhaus erbaut ward. Der Barockstyl war es auch, der das Altarbild gewissermaßen zum Mittelpunkte des ganzen Baues machte, ganz entsprechend dem Aufschwunge, den die Malerei in jenen Tagen nahm.

Die vergoldete Holzmonstranze aus dem Freisinger Dom ist ein Unicum — in der Münchener Ausstellung wenigstens — früher war man nämlich praktisch genug, dem fungirenden Priester nicht zuzumuthen, daß er eine vielleicht vierzig Pfund schwere kupferne Monstranze während einer mehrstündigen Procession herumtrage. Man schnitzte Monstranzen sauber aus Holz und vergoldete sie darauf ebenso sauber, und da war denn geholfen.

Anlaß zur Herstellung von Monstranzen gab ein Wunder, das sich 1263 in Bolsena zugetragen haben soll. Ein deutscher Priester zweifelte nämlich an der Transsubstantiation und sah beim Brechen der eben consecrirten Hostie Blut aus ihr fließen. Gleichwol dauerte es noch bis zum Jahre 1320 oder 1330, bis die ersten Monstranzen gefertigt wurden, die dazu bestimmt waren, die Hostie zur Anschauung zu bringen.

Unter den zahlreichen verschiedene Gestaltungs-Phasen zeigenden Monstranzen in der Ausstellung ist wol die 1590 nach Motiven des Hofmalers Hans Mielich in München gefertigte bekannte silberne aus der Reichen Kapelle dortselbst die interessanteste. An sie reihen sich jene aus der Stadtpfarrkirche St. Moritz in Augsburg und jene aus der Sammlung des Fürsten A. von Hohenzollern, beide werthvolle Augsburger Arbeiten.

Nicht weit vom Oehringer Altarschrein steht eine Madonna aus Holz geschnitten. Sie ist als schmerzvolle Mutter

*) S. Nr. 69 d. Bl.

unter dem Kreuze gedacht. Ob sie als Einzelstatue ausgeführt, ob das dazu gehörige Crucifix je bestanden, Niemand weiß es. Ja selbst der Name des Künstlers ist vergessen und doch besitzen wir kein Werk der deutschen Plastik des Mittelalters — das Werk gehört der Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts an —, das diesem an Innigkeit der Empfindung und Schönheit der Gestaltung an die Seite gestellt werden könnte. Lange galt diese wundervolle Madonna als ein Werk des wackeren Kraft, aber mit Unrecht.

Neben dem bildsamen Holze giebt es kaum ein Material, das so vielfache Verwendung zu plastischen Zwecken gefunden als das Elfenbein. Alle Völker des Orients schätzten es schon im grauesten Alterthum hoch und Homer weiß gar viel von Waffen und Geräthen zu erzählen, die damit geschmückt waren. Salomo's Thron war aus Elfenbein gefertigt, in das Goldplatten eingefügt sein mochten, denn ganz damit überzogen, wie die Bibel sagt, dürfte man das werthvolle Material kaum haben. Die reiche Beute der Perserkriege lehrte Hellas den ausschweifendsten Luxus kennen und treiben und von da an waren Geräthe aller Art, selbst Bettstellen, Tische und Stühle mit Elfenbein eingelegt, auch bei den Griechen keine Seltenheit mehr. Auch die Bildhauer bemächtigten sich des Elfenbeins nicht blos für Werke der Kleinkunst, sondern um selbst Kolossalstatuen wie die des Zeus und der Pallas auf der Burg zu Athen daraus zu schaffen, durch die sich Phidias die Unsterblichkeit errang. Rom ging im Luxus noch weiter als selbst der Orient; ihm war es vorbehalten, das kostbare Material sogar für architektonische Zwecke zu verwerthen und die römischen Traditionen pflanzten sich in Byzanz fort, von wo noch Karl der Große im Jahre 803 zwei reichgeschnitzte Elfenbeinthüren zum Geschenk erhielt, wie uns der gleichzeitige Chronist des von ihm gegründeten Klosters Metten im Lande der Bajuwaren erzählt.

Alle Kunst fand damals in den Klöstern Pflege und Fortbildung. So auch die, in Elfenbein zu schneiden, und an der Spitze der einschlägigen Künstler des 10. und 11. Jahrhunderts sehen wir hohe geistliche Würdenträger: den Bischof Bernward in Hildesheim und die Aebte Tutilo in St. Gallen und Thiemo zu Niederaltaich. Wenn möglich noch höher schätzte die Zeit der Renaissance das Elfenbein, jedenfalls verwendete sie dasselbe noch vielseitiger und vorwiegend — ihrer ganzen Richtung gemäß — zu weltlichen Zwecken, und selbst ein Meister wie unser Dürer verschmähte es nicht, in Elfenbein zu schnitzen.

Auch die Technik der Alten, welche Elfenbein und edle Metalle mit einander in Verbindung gebracht, nahm die Renaissance wiederum auf, zunächst um reichdecorirte, oft bis zu 3 Fuß hohe Pocale, figurenreiche Tafelaufsätze, Kästchen und Tischplatten ja selbst ganze Tische und Stühle mit Silber- und Golddecoration zu schaffen. Im 17. Jahrhundert schnitt Alois Troger von Haidhausen bei München (nun Vorstadt Münchens) seine beliebten auch in der Ausstellung, noch reicher aber im Bayerischen Nationalmuseum vertretenen Figuren, denen er vielfach, holländischen Vorbildern folgend, Gewänder aus braunem Aloeholz gab. In derselben Zeit schuf Christoph Angermaier aus Weilheim für den bayerischen Hof seine wundervollen Elfenbeinschränke, die zu dem Werthvollsten gehören, was der Glaspalast umschließt.

Auch an kunstreichen Spielereien aus Elfenbein war in dieser Zeit kein Mangel; es hat sich aber wenig davon erhalten. So kommt es wol auch, daß wir in der Ausstellung keine jener verschwindend kleinen Elfenbeinfigürchen des Nürnberger Meisters Pronner sehen, die man, ohne sie zu beschädigen, durch ein Nadelöhr schieben konnte.

Namentlich deutsche Fürsten haben werthvolle Elfenbeinarbeiten aller Art zur Ausstellung eingeschickt. Da ist ein reizendes Altärchen mit nicht weniger als acht Flügelthüren und sechszehn köstlichen Bildern aus dem 14. Jahrhundert, dabei eine ihr Haar in Flechten legende Venus aus dem 18. Jahrhundert, beide Eigenthum Sr. k. H. des Großherzogs von Baden. Dort steht eine prächtige Elfenbeinschale Sr. k. H. des Herzogs von Anhalt; S. k. H. der Großherzog von Sachsen-Weimar sendete jenen mächtigen Pocal, und das Gebiet der figürlichen Plastik vertreten zahlreiche Portraits, spielende Kinder, Adam und Eva, Kleopatra mit der Natter an der Brust, Lucretia sich den Dolch ins Herz stoßend, eine Himmelfahrt Mariä &c.

Zwischen drinnen sehen wir schöne Schnitzereien aus Linden- und aus Buxholz. Darunter eine schöne Kreuzigung, ein Relief, einen Engel darstellend, das manche Kenner dem berühmtesten aller deutschen Bildschnitzer, Veit Stoß, zuschreiben, die Statuetten Adam's und Eva's, die Alb. Dürer's kunstreiche Hand geschnitzt haben soll.

Die reiche Sammlung von Musikinstrumenten, welcher im Bayerischen Nationalmuseum ein ganzer großer Saal gewidmet ist, hat in den Glaspalast nichts abgegeben. Auch sonst sind Musikinstrumente nicht stark darin vertreten. Um so mehr fesselt unsere Aufmerksamkeit eine Laute aus dem 15. Jahrhundert, gearbeitet von Hans Ott in Nürnberg, von der Wartburg hierher gegeben, ein gar schmuckes, mit einem vergilbten Lorbeerkranz geschmücktes Geräth, das von nicht Wenigen in die Zeit des Sängerkrieges zurückdatirt und darum mit gewisser Ehrfurcht betrachtet wird.

Die Sachsen beschauen sich mit leicht erklärlichem, erhöhtem Interesse einen alterthümlichen Wagenkasten, den Se. Hoh. der Herzog von Coburg zur Ausstellung einsendete. Es bildet derselbe nämlich den Hauptbestandtheil des Brautwagens, dessen sich der Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige bei seiner Vermählung mit Sibylla von Cleve im Jahre 1527 bediente.

Nach unseren Begriffen kann man diesen Wagen freilich keinen Staatswagen nennen. Seiner Zeit aber mag das Vehikel nicht wenig Aufsehen gemacht haben. Ueber und über vergoldet und mit reichen prächtigen Schnitzereien versehen, die Ornamente und zierliche Wappen zeigen, gleicht der Wagen ziemlich stark jenen, die man vor sechzig und mehr Jahren namentlich in Oesterreich auf allen Landstraßen sah: ein langer Kasten, mit Reifen überspannt, darüber eine Leinenplane gezogen, bot auf schmalen Brettern unbequemen Sitz. Bei unserem Exemplar freilich war es keine Leinenplane, die Schutz gegen Sonne und Regen gewährte, sondern wol eine kostbare, goldgestickte Decke und ruhte das Ganze auf vergoldeten Rädern, die es indeß nicht weniger incomfortabler machen konnten. So viel ist jedenfalls gewiß, daß keine Hänge- oder Druckfeder die durch ein ohne Zweifel schlechtes Pflaster verursachten Stöße milderte, denn auch die Federn gehören erst einer späteren Zeit an. Und doch war dieses Fuhrwerk um ein Gutes bequemer als die Ochsenkarren, auf denen die merovingischen Könige fuhren, wenn sie ausnahmsweise nicht, wie es im Mittelalter und theilweise bis ins 17. Jahrhundert herein Jedermann that, der nicht krank oder schwach war, ritten.

Nach der einen Seite hin war fraglicher Wagen aber jedenfalls eine Neuerung: man stieg nämlich bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts in den Wagen zwischen den Hinterrädern ein. Hier dagegen sind die Wagenthüren an den beiden Seiten angebracht. In der Folge trat an die Stelle der übergespannten Wagenplane eine Art Betthimmel mit seitlichen Oeffnungen und mit mancherlei Schmuck an Quasten und Federbündeln, welch letztere sich an unseren sogenannten Krönungswagen, d. h. den zum höchsten Staate benützten Wagen, bis zur Stunde erhalten haben. Weiterhin wurden die Wände aus Holz hergestellt, offenbar ein enormer Fortschritt, namentlich in Anbetracht der schlechten Jahreszeit, und die Oeffnungen über den Wagenthüren erst mit ledernen Vorhängen, dann mit Glastafeln geschlossen. Bis dahin hatte der Wagenlenker auf einem der vorgespannten Pferde ge-

sessen; nun schuf man zwischen den Vorderrädern einen erhöhten Sitz für ihn, von dem aus er sein Gespann überschauen und regieren konnte.

Kennen wir auch alle Veränderungen, welche der Wagen im Laufe der Zeit — und sie reicht bis in die der alten Römer zurück — durchgemacht, so wissen wir doch nicht, woher seine Bezeichnung „Kutsche" kommt. Möglich ist, daß die Ungarn Recht haben, die ihn vom Namen ihres Dorfes Kotse ableiten, in dessen Umgebung Wagen dieser Art zuerst gebräuchlich gewesen sein sollen.

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit von Dr. A. Hausrath. Erster Theil. Heidelberg, Bassermann. 1876.

Vorliegende Schrift ist von der Voraussetzung getragen, daß D. Fr. Strauß und die von ihm ausgegangene Bewegung wesentlich den Charakter der neueren Theologie bestimmt habe, und daß dieselbe im Lichte dieses Namens, des vielgefeierten und vielgeschmähten, zuletzt völlig vereinsamten, schiffbrüchigen Biographen Jesu, am richtigsten verstanden werde. „Das Leben von Strauß ist der Schlüssel zum Geheimniß der gegenwärtigen Theologie. Der Streit über die von ihm angeregten Fragen hat unsere Lage geschaffen und in dem Rahmen dieses Lebens stellt sich, eine Weile wenigstens, die Geschichte der deutschen Theologie selbst dar." Nach diesem Gesichtspunkt gestaltet sich die ganze Anlage und Disposition des Werkes. In einem ersten Buch schildert der Verf. unter dem Titel: „Vorgeschichte" die Entwicklung des jungen Theologen Strauß von den ersten Eindrücken der Kindheit an durch seine Schul- und Universitätszeit bis zum entscheidenden Moment seines öffentlichen Auftretens; in einem zweiten Buch wird der Stand der theologischen Wissenschaft, speciell in der hier einschlagenden Richtung, beim Erscheinen des „Lebens Jesu" von Strauß beleuchtet und dieses selbst nach seinem Hauptinhalt dargestellt und nach seinen Mängeln, wie nach seinen Verdiensten vom Standpunkt der liberalen Theologie aus gewürdigt; das dritte Buch, der Theil des Werkes, in welchem seine Tendenz sich am frappantesten kundgiebt, bietet eine Geschichte des über das „Leben Jesu" geführten literarischen Streites und charakterisirt mit besonderer Ausführlichkeit die neuere orthodoxe Theologie im Lichte ihrer Stellung zu Strauß, während das vierte Buch die durch Strauß's Berufung nach Zürich entstandene öffentliche Bewegung darstellt, in welcher der wissenschaftliche Streit auf den Boden der Gemeinde und des Volkes versetzt wird. Unter der Rubrik: „Beilagen" werden verschiedene, zu dem Ganzen gehörige, zum Theil höchst charakteristische und lehrreiche Actenstücke mitgetheilt.

Die Gabe geschickter Gruppirung geschichtlichen Materials, fesselnder und anziehender Darstellung und klarer Fassung der wissenschaftlichen Principien, um die es sich handelt, hat der Verf., wie bereits in anderen, auch in dieser Schrift bewährt, die jedenfalls formell eine hervorragende Leistung ist; vom Anfang bis Ende folgt man mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwicklung des bedeutsamen Gegenstandes, der eine besondere Darstellung und Würdigung wol verdient, wie er sie bisher noch nicht gefunden hat; und der Verf. hat es verstanden, demselben durch Benutzung bisher unbekannten Materials und durch interessante Gesichtspunkte auch in seinen bekannten Partien neue Seiten abzugewinnen, sowie ihn dem größeren gebildeten Publicum zugänglich zu machen. Die Gestalt des Mannes, dessen schriftstellerischen Gang von seinem ersten epochemachenden Auftreten bis zu dem offenbaren Herabsinken unter sein eigenes Niveau herab man nicht ohne wehmüthiges Interesse verfolgen kann, tritt von ihren ersten Ursprüngen an in klarer, lebendiger Entwickelung vor die Seele; von besonderem Interesse ist hierbei das Bild des „Stiftler" und des „Vicars", in welchem die kritische Anlage bereits frühzeitig in ebenso bedeutender, als einseitiger Weise sich darstellt; ein sprechender Ausdruck für diese Eigenthümlichkeit ist u. A. eine Predigt zur dritten Jubelfeier der Augsb. Confession, die Strauß als Candidat der Theologie in der Schloßkirche zu Tübingen gehalten, und die der Verf. in den „Beilagen" mittheilt; so positiv der Standpunkt ist, den die Predigt innehält, deren Text charakteristischer Weise der Spruch ist: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht", mit so doctrinärer Kühle redet der nachmalige große Kritiker, der in rascher Entwickelung die Schranken seiner theologischen Bildung und Ueberlieferung durchbricht und mit der Zähigkeit eines Philosophen und eines Schwaben die einmal gefaßten Schulprincipien verfolgt, so sehr auch der Gegenstand, auf den er dieselben anwendet, einer solchen Behandlung widerstrebt.

Nicht minder versteht der Verf., seine Leser in anschaulicher Darstellung in die große Bewegung und Spannung hinein zu versetzen, die durch Strauß sowol in der theologischen Welt hervorgerufen worden ist, als insbesondere auch im Volke. So unpopulär Strauß, der einseitige Gelehrte, der Mann einer selbstgenügsamen geistigen Aristokratie auch war, der nie mit dem Volke lebendig und sympatisch gefühlt, weil er es in seinem Herzschlag, seinem tief-religiösen Gemüth nicht verstanden, so hat doch indirect die Strauß'sche Bewegung auch ihre Wellen über das literarische Gebiet hinausgeworfen, und das nach verschiedenen Seiten höchst charakteristische, lebensvolle Bild, das der Verf. von den Züricher Ereignissen entwirft, die den Rückschlag der Straußschen Bewegung auf's Volk illustriren, gehört zu den gelungensten Partien des Buchs.

Die Vorzüge desselben werden jedoch nicht unerheblich in Schatten gestellt durch die offenbare Tendenz, die durch dasselbe hindurch geht, den Gegenstand zu benutzen, um die moderne protestantische Theologie zu verherrlichen, und die positive Theologie herabzusetzen, indem jener allein die Befähigung zugeschrieben wird, die durch die Strauß'sche Bewegung der Theologie gestellten Aufgaben evanglischer Kritik zu lösen, während diese, die Orthodoxie, wie sie an allem Unglück in der Kirche Schuld sein muß, auch den geistigen Abfall von Strauß und seine Verhärtung gegen alles Christliche, auch gegen den kirchlichen Liberalismus verschuldet haben soll, den bekanntlich Strauß nicht minder desavouirt hat, als die kirchliche Orthodoxie. Von diesem Gesichtspunkt aus werden die Vertreter der positiven Richtung, soweit sie in dem Streit um das „Leben Jesu" aufgetreten sind, der Reihe nach vorgeführt und einer sehr einseitigen, mit ironischen und pikanten Wendungen in feuilletonistischer Weise gewürzten Kritik unterworfen, die zwar ein nicht geringes Geschick des Verf. bekundet, die Farben nach seiner Tendenz zu mischen, aber die Gerechtigkeit des historischen Urtheils sehr vermissen läßt; insbesondere ist die Charakteristik nicht blos eines Hengstenberg, der in seinen großen Einseitigkeiten dem Kritiker einen dankbaren Stoff bietet, sondern auch eines Hoffmann, des verdienstvollen Berliner Oberkirchenraths, nahezu eine Carricatur; selbst ein Joh. P. Lange, und ein Tholuck, die noch am meisten unter den Orthodoxen bei dem protestantenvereinlichen Kritiker Gnade finden, werden doch mit ziemlicher Ironie behandelt.

Aber auch abgesehen von der Ausführung im Einzelnen ist der Maßstab, den der Verf. anlegt, zu beanstanden. Die neuere gläubige Theologie ist nach einem andern Maßstab zu beurtheilen, als nach dem negativen ihres Verhältnisses zu Strauß und seiner Evangelienkritik; so hervorragend die Bedeutung des Mannes und seines Lebens Jesu ist, der Schlüssel zum Geheimnisse der gegenwärtigen Theologie liegt nicht in ihm, und der Verf. scheint dies selbst zu fühlen, wenn er einschränkend bemerkt, daß „wenigstens eine Weile" die Geschichte der neueren Theologie in dem Rahmen

der Strauß'schen Bewegung eingefaßt gewesen sei. So weit überhaupt ein menschlicher Name ausreicht, um an ihm die neuere Theologie zu messen, so ists ein anderer und höherer als Strauß, der als Orientirungspunkt derselben gelten kann, der Name Schleiermacher's. Und dann, wozu muß der Orthodoxie, unter welche Kategorie der Verf. die positive Theologie der verschiedenen Richtungen subsumirt, neben ihren vielen Vergehen auch noch die Schuld an Strauß's Abfall aufgebürdet werden? Dieser liegt offenbar in Strauß selbst, bei dem sich mit innerer Nothwendigkeit die Negation bis zu ihren letzten Grenzen vollzieht; nicht die Kirche und die Theologie hat diesem bedeutenden Geist erst eine schiefe Richtung gegeben, sondern die Consequenz seiner eigenen Natur und seines Standpunktes. Denn, wie der Verf. selbst zugestehen muß, Strauß fehlte das religiöse Organ; er hatte kein „inneres Verhältniß zu den religiösen Dingen" und darum auch kein Verständniß davon. „Nichts sprach in ihm selbst für die religiöse Würde Jesu, die er in seinen letzten Kundgebungen (in der Zeit seiner „friedlichen Blätter"), freilich mühselig genug, construirt hatte." Verhält sichs aber so, warum muß die Kirche, die gläubige Theologie für Strauß's Verfall verantwortlich gemacht werden? Und wirft es nicht ein bedenkliches Licht auf die innere Treue des Charakters eines Strauß, wenn man den Gang seiner Entwicklung zu einem nicht unwesentlichen Theil aus äußern Ursachen statt aus innern Gründen erklären will?

Sehr richtig hebt der Verf. den einseitig intellectualistischen Standpunkt von Strauß hervor, der mit Hegel den Glauben als ein Denken, das Dogma als eine Vorstellung gefaßt; der Verf. verfällt aber in den entgegengesetzten Irrthum, wenn er die Religion blos als Empfindung des Absoluten definirt und die Probe des Christenthums darin findet, „ob unsere religiösen Empfindungen mit der Bibel harmonisch zusammenklingen". Die Religion ist mehr, als eine Empfindung und Stimmung, mehr, als ein ästhetisches Verhältniß zu höheren Anregungen, sie ist ein tiefsittliches Verhältniß zu einer objectiven, in Christo geoffenbarten und dargestellten Gotteswahrheit, die nach jenem völlig subjectiven Princip keine selbständige Bedeutung mehr hat, sondern zur bloßen „Vorstellung" herabsinkt.

So wenig wir demnach mit dem positiven Resultat der Hausrath'schen Untersuchung einverstanden sein können, so wird man doch auch vom gegentheiligen Standpunkt aus, wie wir wiederholen, das Werk in seiner Art als eine bedeutendere kirchengeschichtliche Leistung anerkennen müssen und sich mannigfach durch die geistreiche und gewandte Darstellung des Verf. angeregt und belehrt fühlen, der in einem zweiten, für Ende dieses Jahres versprochenen Buche sein Werk zum Abschluß bringen wird.

— Von K. Bädeker's bewährtem Reisehandbuch für Süddeutschland und Oesterreich ist jüngst die siebzehnte neu bearbeitete Auflage erschienen und damit in des Wortes strengster Bedeutung einem tiefgefühlten Bedürfnisse Abhilfe geschehen, weil die unmittelbar vorhergegangene sechszehnte Auflage bereits vom Jahre 1873 datirte und somit schon wegen der in die Zwischenzeit gefallenen Einführung der neuen Reichsmünze hinsichtlich der Preise rc. für Süddeutschland wenigstens vollständig veraltet und unbrauchbar geworden war. Die neue Auflage hat in dieser Beziehung die erforderlichen Abänderungen gebracht, durch welche zugleich die schon anderwärts beobachtete Wahrnehmung, daß in Süddeutschland die Einführung der neuen Reichsmünze durchgehends zu einer Preisvertheuerung ausgebeutet worden ist, frappante Bestätigung erhält. Namentlich gilt dies von den Fahrtaxen des Lohnfuhrwerks im bayrischen Hochgebirge, welche in einzelnen Orten (Berchtesgaden, Reichenhall rc.) eine wahrhaft exorbitante Steigerung erfahren haben, in Vergleich mit anderen deutschen Ländern, ungeachtet sie schon bisher sehr hoch waren. Die Höhen sind in Metern angegeben, die Entfernungen in Kilometern, bei Fußwanderungen in Gehstunden; auch hier ist also der neuen Reichsgesetzgebung Rechnung getragen. Eine wesentliche Bereicherung ist in den werthvollen kunsthistorischen Beiträgen enthalten, welche Professor Dr. A. Springer dem Verfasser zur Verfügung gestellt hat. Zu bedauern ist, daß die gegenwärtige Auflage erst in der zweiten Hälfte des Sommers zur Ausgabe gelangt ist, so daß ein großer Theil der diesjährigen Sommerreisenden dieselbe nicht hat benutzen können. Schreiber dieses, der Anfang Juli eine mehrwöchentliche Reise antrat, mußte sich noch mit der vor drei Jahren erschienenen sechszehnten Auflage begnügen. Für die Veranstaltung späterer Auflagen sei dieser Uebelstand zur Abhilfe empfohlen.

R—n. An den Reimchroniken nehmen sowol die Historiker wie die Literaturforscher Interesse, öfter bieten sie auch dem Sprachstudium eine reiche Quelle. Wenige dieser poetischen Geschichtsbücher haben so vielseitige Beachtung gefunden wie die Livländische Reimchronik. Verschiedene Abdrücke wurden veranstaltet, eine vollständige Ausgabe lieferte Franz Pfeiffer im siebenten Bande der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart (1844), Ernst Strehlke nahm diejenigen Stellen, die sich auf die preußische Geschichte beziehen, im ersten Bande der Scriptores Rerum Prussicarum auf (1861). Alle Editionen waren mehr oder minder unvollkommen hinsichtlich der Correctheit des Textes, weil das handschriftliche Material, welches zwei Codices, ein Heidelberger und ein Rigaer gewähren, nicht erschöpft und ausgenutzt war. Professor Leo Meyer in Dorpat, ein Gelehrter, der besonders auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft und auf dem des Gothischen heimisch ist, gab im Jahre 1873 eine sehr eingehende Belehrung über die Handschriften, die Ausgaben und die Sprache der Livländischen Reimchronik in Höpfner's und Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie (4. Band), und jetzt bietet er der gelehrten Welt auch eine vollständige Textausgabe: „Livländische Reimchronik mit Anmerkungen, Namenverzeichniß und Glossar, herausgegeben von Leo Meyer" (Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1876). Diese überaus sorgsame Arbeit ist hoch willkommen; sie beruht auf beiden Handschriften, giebt einen vollständigen Lesarten-Apparat, wobei auch auf die Ausgaben Rücksicht genommen ist, und sammelt den Wortvorrath. Eine Ausnutzung des materiell Grammatischen ist nun durch diese Ausgabe ebenfalls ermöglicht. Die Sprache ist weder niederdeutsch noch streng hochdeutsch, sondern die des mittleren Deutschlands, ähnlich wie in der Deutschordens-Chronik des Nicolaus von Jeroschin.

— Der neueste Roman des rasch zu großem Rufe gelangten amerikanischen Erzählers Bret Harte „Gabriel Conroy" (1 Bd. 23 B.) ist bei Otto Janke in Berlin bereits in deutscher Uebersetzung in einer wohlfeilen Ausgabe erschienen. Den fernen Westen Nordamerikas und die dortigen Verhältnisse schildert der talentbegabte Verfasser in seiner naturwüchsigen, durch Originalität frappirenden Auffassung, welche indessen auch dem praktisch nüchternen Amerika gemüthlich ansprechende Seiten abzugewinnen weiß und welcher auch die Würze eines mitunter derben, doch immer maßvollen Humors nicht abgeht.

— Unsere musikverständigen Leser wollen wir nicht ermangeln auf „Hallberger's Prachtausgabe der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber in ihren Werken für das Pianoforte allein" aufmerksam zu machen, welche, mit Benutzung des Zeitmaßes und Fingersatzes von dem verewigten Professor J. Moscheles herausgegeben, gegenwärtig bereits in siebenter Auflage veranstaltet wird. Dieselbe ist bereits bis zur fünften Lieferung (Preis jeder Lieferung 70 Pf.) in der von der Hallberger'schen Firma gewohnten würdigen, geschmackvollen Ausstattung erschienen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 76. Donnerstag, den 21. September. 1876.

Die Ausstellung wissenschaftlicher Apparate in London.

IV.*)

Die lange Reihe von Gallerien, die ursprünglich allein für die Ausstellung bestimmt war, beginnt mit einem großen Raume, der den in das Gebiet des Magnetismus und der Elektricität gehörenden Apparaten gewidmet ist. Auf den ersten Blick verwirrt dieser Saal den Besucher am meisten, denn nirgends sind die Apparate so gedrängt, wie hier, und sie zeigen ein Gewirre von Drähten, Rädern und Schrauben, das vor näherer Untersuchung fast zurückschreckt. Aber vorbereitet durch unser Handbuch und mit Hilfe des Katalogs machen wir uns an das Studium, das uns hier in der wundervollsten Weise zeigt, wie die Natur, welche so viele Schätze in ihrer gütigen Hand hält, dem Fleiß und der Ausdauer eines ihrer Geheimnisse nach dem anderen darreicht.

Die Beobachtungs-, Meß- und Registririnstrumente, die sich auf den **Magnetismus** beziehen, bilden in sich eine Geschichte dieses wichtigen Theiles der physikalischen Forschung und eine einigermaßen eingehende Beschreibung aller dieser Apparate zu geben, würde die Abfassung eines Lehrbuchs über Magnetismus sein. Dies geht natürlich weit über die uns hier gesteckten Grenzen hinaus und wir müssen uns mit wenigen Andeutungen begnügen.

Die Magnetnadel war höchst wahrscheinlich bereits vor mehr als 2600 Jahren vor Christus den Chinesen bekannt unter dem Namen Tschi-nan, d. h. Wagen des Südens. Die Benutzung derselben als Führerin auf der See wird aber erst 3000 Jahre später berichtet. Marko Polo war der erste Europäer, der die Magnetnadel als nautisches Instrument benutzte und mit ihrer Hilfe steuerte er sein Schiff von Ostindien nach Europa zurück im Jahre 1260. Sein Instrument war seiner Angabe nach ein chinesisches. In der Ausstellung findet man drei Compasse chinesischen Ursprungs (von der englischen Admiralität und von dem Marine-Ministerium in Madrid eingeschickt), deren Alter nicht festzustellen ist. Der eine hat einen Deckel von Glimmer anstatt von Glas.

Die erste Entdeckung von einiger Wichtigkeit, die auf dem Gebiete des irdischen Magnetismus gemacht wurde, rührt von niemand Geringerem als **Christoph Columbus** her, welcher auf seiner ersten Reise nach Amerika im Jahre 1492 fand, daß die Magnetnadel nicht nach dem wahren oder geographischen Nordpol hinweist, daß also die Ebene des magnetischen Meridians nicht mit der des astronomischen Meridians zusammenfällt. Er machte auf derselben Reise noch die Entdeckung, daß die Magnetnadel nicht dieselbe Richtung auf allen Punkten der Erdoberfläche zeigt. Aber erst 300 Jahre später construirte **Coulomb** die Drehwaage und führte mit derselben jene Messungen und quantitativen Bestimmungen aus, welche den Grund zur Lehre vom Magnetismus legten. Die Drehwaage beruht auf dem Gesetz, daß, wenn ein Draht um einen gewissen Winkel gedreht wird, der Torsionswinkel in geradem Verhältniß zu der Torsionskraft steht. Mit diesem Instrumente erforschte **Coulomb** die Wirkungen des Erdmagnetismus. Zugleich entdeckte er das merkwürdige Gesetz, daß die magnetischen Anziehungs- und Abstoßungskräfte dem Quadrate der Entfernungen umgekehrt proportional sind. Die erste einfache Form der **Coulomb**'schen Drehwaage — ein kurzer Magnetstab, der mittels eines verticalen Fadens an seinem Schwerpunkte horizontal über einem getheilten Kreis aufgehängt ist und dessen Drehung durch am andern Ende des Fadens befindliche Mikrometerschrauben gemessen wird — diese erste Form hat im Laufe der Zeit einige Verbesserungen erfahren; ein sehr schönes Instrument modernster Einrichtung ist von den Herren **Warmbrunn, Quilitz** u. Co. in Berlin ausgestellt worden.

Coulomb bestätigte die Gesetze der magnetischen Anziehung und Abstoßung nicht nur mit der Drehwaage, sondern auch nach einer Methode, welche auf der Anzahl von Oscillationen beruht, die ein aufgehängter Magnet in gegebener Zeit bei Gegenwart äußerer magnetischer Einflüsse ausführt. Eine der frühesten Vibrations- oder Oscillationsnadeln ist das in der Ausstellung befindliche Instrument, welches **Hansteen** zu seiner magnetischen Vermessung Norwegens und der Ostseeküsten in den Jahren 1819 bis 1824 gebrauchte.

Auf **Coulomb** folgte **Gauß**, der größte Mathematiker seiner Zeit. **Gauß** zuerst führte das absolute Maß in die Beobachtung des Erdmagnetismus ein, und seine scharfen Untersuchungsmethoden waren und sind für alle Zweige der Physik äußerst fruchtbringend. Seine berühmte Abhandlung „**Intensitas vis magneticae terrestris ad mensuram absolutam revocata**" vom Jahre 1833 bezeichnet den Anfang einer neuen Aera in der Geschichte des Erdmagnetismus und erhob die Lehre vom Magnetismus zum Range einer exacten Wissenschaft. Er zeigte in dieser Abhandlung, wie die einem bestimmten Magneten zugehörigen Wirkungen eliminirt werden können, und er war, indem er einige Correctionen für instrumentale Irrthümer anbrachte, im Stande, die absolute magnetische Intensität für irgend einen Ort der Erdoberfläche zu bestimmen. Hier muß noch hervorgehoben werden, daß **Gauß** es war, der, im Verein mit **W. Weber**, zuerst an einem Körper, dessen Vibration oder horizontale Drehung gemessen werden soll, einen Spiegel anbrachte, welcher die Theilungen einer Scala in ein feststehendes Teleskop reflectirt, und damit dem Beobachter einen Index ohne Reibung und Gewicht und von größter Genauigkeit in die Hand gab. Photographien von den **Gauß**'schen Original-Instrumenten sind von dem Göttinger Observatorium (Prof. **Schering**) und ein von Herrn **Breithaupt** in Kassel vorzüglich ausgeführtes **Gauß**'sches Magnetometer ist von der höheren Gewerbeschule in Kassel ausgestellt.

Der Erdmagnetismus übt auf einen frei aufgehangenen Magneten in dreierlei Weise eine Wirkung aus: erstens dadurch, daß er der Magnetnadel eine bestimmte Richtung in Bezug auf Punkte des Horizonts ertheilt; diese Richtung wird „Declination" oder „Variation" genannt; zweitens bringt er die Nadel in eine bestimmte Lage in Bezug auf die Verticale; dies ist als „Inclination" bekannt; drittens kommt die „Kraft" in Betracht, welche die Nadel in diese Richtungen treibt, und welche horizontale, beziehungsweise verticale „Intensität" genannt wird. Diese drei „magnetischen Elemente" werden

---

*) S. Nr. 64 d. Bl.

mit Hilfe von Instrumenten gemessen, welche in all ihren [illegible] Formen auf der Ausstellung vertreten sind.

Compasse und Declinationsinstrumente sind in großer Anzahl vorhanden, von den frühesten chinesischen Compassen an bis auf die Verbesserungen, die man Sir William Thomson und Anderen verdankt, und bis auf die vortrefflichen Instrumente, welche die deutsche Admiralität ausstellt und die von Herrn C. Bamberg in Berlin angefertigt worden sind.

Ein anderes Instrument zur Messung der magnetischen Declination ist der Declinations-Theodolit. Derselbe besteht aus einem Teleskop, welches verticale und horizontale Bewegung hat und, über einer empfindlichen Compaßnadel befestigt, auf einem getheilten Limbus gedreht werden kann. Das Teleskop wird gedreht, bis seine Collimationslinie in der Ebene des astronomischen Meridians liegt, und die Differenz zwischen der Angabe seines getheilten Kreises und der des Bogens, für welche die Magnetnadel der Index ist, giebt die östliche, beziehungsweise westliche Declination an. Ein schönes Instrument der Art, aus den Werkstätten des Herrn Dr. Meyerstein in Göttingen hervorgegangen, ist von Herrn Professor Kundt in Straßburg ausgestellt. Ebenso zeigt ein magnetischer Theodolit aus dem Institut des Herrn M. Th. Edelmann in München einen hohen Grad von Vorzüglichkeit.

Das Instrument, mit welchem die Inclination gemessen wird, das Inclinatorium, findet man in verschiedenen Formen in der Ausstellung. An historischem Interesse dürfte wol keines dasjenige übertreffen, welches Capitain Cook auf seiner Reise um die Welt benutzt hat und welches das königliche Seemuseum zu Greenwich eingeschickt hat. Mit diesem Instrument fand Cook auf der Breite von 60° 40 Min. S. eine Inclination von 43° 45 Min., eine der größten je beobachteten Inclinationen.

Das Inclinatorium besteht im Wesentlichen aus einer Magnetnadel, welche an einer durch ihren Schwerpunkt gehenden horizontalen Axe aufgehängt ist, so daß sie sich in einer verticalen Ebene bewegen kann. Ein getheilter Kreis erlaubt die Ablesung der Richtung der Nadel und somit der Größe des Inclinationswinkels. Unter den ausgestellten Instrumenten sind besonders die vom Observatorium zu Kew und die vom magnetischen Observatorium zu Göttingen wegen ihrer feinen Ablesungsvorrichtungen hervorzuheben.

Declination und Inclination sind nicht nur an verschiedenen Orten verschieden, sondern auch an demselben Orte zu verschiedenen Zeiten. Zur regelmäßigen Beobachtung dieser Veränderungen sind — vorzüglich auf Gauß' Antrieb — magnetische Observatorien errichtet. Diese Veränderungen sind theils säcular, d. h. die Extreme werden erst im Verlauf von Jahrhunderten erreicht, theils sind sie jährlich, theils täglich und werden am besten durch selbstregistrirende Instrumente aufgezeichnet. Derartige Instrumente sind auf der Ausstellung wohl vertreten. Besonders müssen wir hier auf die ausgezeichneten, von Hrn. Charles Brooke angegebenen, selbstregistrirenden Magnetometer aufmerksam machen, welche jede Veränderung in der magnetischen Intensität, mag sie bei Tage oder bei Nacht sich ereignen, auf photographischem Wege aufzeichnen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier versuchen wollten, eine klare Beschreibung dieser Instrumente, des Gauß'schen Bifilarmagnetometers (u. A. von der höheren Gewerbeschule in Kassel ausgestellt), der Magnetometer des Observatoriums in Kew und der Magnetometer des verstorbenen Sir Francis Ronaldt zu geben. Erwähnenswerth ist es, daß diese letzteren Instrumente insofern von historischem Interesse sind, als an ihnen eine automatische Aufzeichnung zum ersten Male mit Hilfe der Photographie bewerkstelligt wurde (im Jahre 1847).

Unter den Gegenständen, welche sich auf reinen Magnetismus beziehen, wollen wir einen der größten natürlichen Magnetsteine in der Welt, welchen das Teyler-Institut in Harlem eingeschickt hat, hervorheben. Derselbe wiegt 152 Kilogramm und vermag 114 Kilogramm zu tragen.

Hier sind auch noch die originalen Präparate und Apparate, welche Faraday bei seinen Untersuchungen über die magnetischen und diamagnetischen Eigenschaften der Gase anwendete, von hohem historischen Interesse.

Die Geschichte der Elektricität hat die Eigenthümlichkeit, daß diese Wissenschaft Jahrhunderte hindurch, nachdem das Vorhandensein elektrischer Kräfte erkannt worden war, so zu sagen in latentem Zustande blieb; man verstand es nicht, diese mächtige Naturkraft, dies gewaltige Mittel zur Civilisation, zu benutzen. So ist diese Wissenschaft wenig älter als fünfzig Jahre; aber in keinem andern Zweige der Naturwissenschaft hat sich mehr Geschicklichkeit und größere erfinderische Kraft bethätigt; in keinem sind größere Resultate erhalten worden und keiner verspricht größere zukünftige Entwickelung.

Die Reibungselektricität war den Alten bereits 600 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung bekannt. Man sagt, Thales von Milet, einer der sieben Weisen, habe sie zuerst an geriebenem Bernstein beobachtet, Plato gab 200 Jahre später in seinem Timäus eine Theorie der elektrischen Wirkungen und berichtete die früheren Versuche, Plinius zählte 400 Jahre später die zu seiner Zeit bekannten elektrischen Erscheinungen auf; aber man scheint nie andere Körper als Bernstein zur Hervorbringung elektrischer Erscheinungen benutzt zu haben. Erst am Anfang des 17. Jahrhunderts gab Gilbert in seinem Buche „Die Magnete" eine Liste von Körpern, welche ähnliche Eigenschaften besitzen, wie der Bernstein. Merkwürdigerweise spricht er bei all seinen Versuchen nur von elektrischer Anziehung und übersieht gänzlich die elektrische Abstoßung.

Der erste große Schritt zum Studium der Elektricität wurde 1670 durch Erfindung der Elektrisirmaschine zurückgelegt von Otto von Guericke, dem berühmten Bürgermeister von Magdeburg. Seine Maschine bestand aus einer Kugel von Schwefel, die an einer mit einer Handhabe versehenen Axe befestigt war. Beim Drehen der Kugel wurde als Reibzeug die Fläche der Hand benutzt. Bei Benutzung dieser Maschine machte Otto von Guericke die wichtige Entdeckung, daß elektrische Anziehung von elektrischer Abstoßung begleitet ist.

Wenn in der Ausstellung diese erste Elektrisirmaschine von Otto von Guericke sich befände, wie es mit seiner Luftpumpe der Fall ist, so würde die Ausstellung eine ganz vollständige Geschichte der Elektrostatik darbieten. Die Schwefelkugel wurde bald durch eine Glaskugel ersetzt, und die Reibung wurde nicht mit der Hand, sondern durch Lederkissen, welche mittels Federn gegen die Kugel gedrückt wurden, hervorgebracht. Bei diesem Stadium der Entwickelung beginnt die Sammlung elektrischer Apparate in der Ausstellung. Kings College hat die früheste Form von Nairne's Elektrisirmaschine eingeschickt. Sie zeigt eine hohle Glaskugel mit einem Lederreibzeug und ziemlich complicirter Drehvorrichtung. Einige Verbesserungen zeigt eine daneben stehende Maschine, welche dem berühmten Priestley, dem Entdecker des Sauerstoffs, gehört hat. Hier besteht die Glaskugel aus einer großen Kochflasche, wie sie in chemischen Laboratorien gebraucht wird. An dem horizontal liegenden Hals derselben ist die Drehvorrichtung befestigt.

Bald wurde die Kugel von Schwefel oder Glas durch einen Cylinder von Glas ersetzt. Dies war eine große Verbesserung, da das Reibzeug besser ausgenutzt werden konnte und die Maschine größere Stabilität erhielt. Die Ausstellung zeigt einige Maschinen (von Kings College ausgestellt) aus der Zeit der Einführung des Cylinders, dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Noch immer war der Unterschied zwischen Leitern und Nichtleitern unbekannt. Erst die Entdeckung der verschiedenen Leistungsfähigkeit verschiedener Körper oder, wie wir heute sagen, der verschiedenen Größe von Widerstand, den sie der Elektricität entgegensetzen, sowie die Entdeckung zweier verschiedener elektrischer Zustände ermöglichte die Herstellung moderner Elektrisirmaschinen. Von den älteren Maschinen hat besonders das Museum von König

Georg III. in Kings College interessante Exemplare ausgestellt; die neueren sind in allen Formen vertreten. Hervorragend durch ihre Größe ist die Elektrisirmaschine des Herrn Prof. Guthrie, deren Scheibe aus vulcanisirtem Kautschuk 3 Fuß im Durchmesser mißt und welche 13 Zoll lange Funken giebt.

Neben diesen Reibungsmaschinen finden wir eine Reihe anderer Elektrisirmaschinen, die in ihrer äußern Form viel Aehnlichkeit mit ersteren haben, aber auf einem anderen Principe beruhen. Es sind dies die in Deutschland so genannten Influenzmaschinen. Ihren Ursprung kann man bis zu dem Elektrophor Volta's zurückverfolgen, dessen Wirkung auf der Thatsache beruht, daß ein elektrischer Körper auf alle umgebenden Körper in der Weise einwirkt, daß er ihren elektrischen Zustand dem seinigen gleich zu machen, oder, wie man wissenschaftlich sagt, ihr elektrisches Potential zu vergrößern strebt. Diese „Influenz" ist eine Zersetzung der neutralen Elektricität, welche in den der Einwirkung ausgesetzten Körpern enthalten ist, in die beiden activen elektrischen Zustände; die Elektricität derselben Art wird abgestoßen, die der entgegengesetzten Art angezogen. Wird nun vermittelst eines gut leitenden Körpers die eine Art von Elektricität hinweggenommen, so erhält man einen mit einer bestimmten Art von Elektricität geladenen Körper. Theoretisch kann man so von der Erde eine unbegrenzte Menge von Elektricität erlangen. Die Influenzmaschinen sind mechanische Entwickelungen dieses Princips.

Die Ausstellung enthält eine Reihe nach den Mustern von Bertsch, von Holtz, von Töpler construirter Influenzmaschinen. Eine prachtvolle Holtz'sche Maschine ist von Herrn Ruhmkorff in Paris eingeschickt worden. Sie enthält statt einer vier zu elektrisirende Platten und die Leiter sind in Verbindung mit Leydener Flaschen, um die Entladung zu verstärken und intensiver zu machen. Eine ebenso schöne Maschine von etwas geringerem Umfang, welche einige von Professor Helmholtz angegebene Verbesserungen aufweist, ist von Herrn J. R. Voß in Berlin ausgestellt. Im Katalog finden wir noch einige Influenzmaschinen aufgezählt, welche aber in der Ausstellung nicht vorhanden sind, und wir können bei dieser Gelegenheit unser Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß es ausschließlich deutsche Aussteller sind, welche sich der Nachlässigkeit schuldig machen, Gegenstände, die sie angemeldet haben und deren Ausstellung von dem Comité gutgeheißen worden ist, die also in dem Katalog verzeichnet sind, bis jetzt noch nicht eingesendet zu haben.

Der uns zugemessene Raum zwingt uns leider, über den Rest der Gruppe Elektricität flüchtig hinwegzueilen.

Die Construction der galvanischen Batterie ist wohl bekannt. Unter den zahlreichen Modificationen derselben, welche in der Ausstellung zu sehen sind, wollen wir die originale Daniell'sche Batterie hervorheben. Ferner ist das Meidinger'sche Element von dem Erfinder, Herrn Prof. Meidinger in Karlsruhe ausgestellt. Von den Herren Keiser und Schmidt in Berlin, Gebrüder Elliott in London, Herrn J. Teller in München sind Batterien aller Art, besonders auch s. g. Tauchbatterien ausgestellt. Die Herren Warren de la Rue und Dr. H. Müller haben 40 Zellen ihrer merkwürdigen Silberchlorid-Batterie eingeschickt. Die Batterie, mit welcher diese Gelehrten ihre werthvollen Versuche ausführen, besteht aus nicht weniger als 8040 solcher Zellen und ist im Stande, 20 Fuß lange Funken — man könnte sie Blitze nennen — zu liefern.

Die elektromagnetischen Maschinen haben in den letzten Jahren Veränderungen von mehr fundamentaler Natur erfahren. Besonders Werner Siemens, C. W. Siemens und Sir Ch. Wheatstone haben hier sich große Verdienste erworben. In ihren Maschinen wird der durch einen sehr schwach magnetisirten Elektromagneten erzeugte Strom benutzt, um die Magnetisirung des Magneten zu verstärken, welcher ihn hervorrief, um so wiederum einen stärkeren Strom zu erzeugen, wodurch noch größere Magnetisirung entwickelt wird und so weiter. Von diesen elektromagnetischen Maschinen, die besonders zur Erzeugung des intensiven elektrischen Lichtes dienen, sind mehrere, darunter sehr mächtige, die zu ihrem Betriebe Dampfkraft benutzen, ausgestellt. Unter den Ausstellern machen wir die Herren Siemens und Halske in Berlin, W. Ladd u. Co. in London, die Gesellschaft l'Alliance, Herrn C. Fontaine und Herrn Breguet in Paris namhaft. Die von beiden Letzteren ausgestellten sind Gramme'sche Maschinen, die seit einiger Zeit viel Aufsehen erregen, obgleich sie nicht zuerst von Herrn Gramme, sondern schon vor zehn Jahren von Professor Pacinotti in Florenz hergestellt worden. Eine solche Gramme'sche Maschine strahlt ihr helles Licht vom Uhrthurm des Westminsterpalastes jede Nacht, während das Parlament Sitzung hat. In der Ausstellung werden sie ebenfalls theils zur Lichterzeugung zwischen den Kohlenspitzen von Düboscq'schen Lampen benutzt, theils zur Hervorbringung jenes wunderbaren Lichtes in s. g. Geißler'schen Röhren, — geschlossene Glasröhren, welche sehr geringe Mengen reiner Gase enthalten.

Wenn in einer Leitung, die aus zwei verschiedenen Metallen besteht, die Verbindungsstellen verschiedene Temperatur haben, so fließt ein elektrischer Strom durch die Leitung. Die so hervorgebrachte Elektricität wird Thermoelektricität genannt. Die Ausstellung zeigt die Entwickelung dieses noch jungen aber wichtigen Zweiges der Elektricität. Herr Prof. Dove stellt die ersten thermoelektrischen Apparate von Seebeck, dem Entdecker dieser Art von elektrischen Strömen, aus; es sind Ringe und Scheiben von Kupfer und Antimon. Ferner stellt derselbe Nobili's erste thermoelektrische Batterie und Melloni's erste Thermosäule aus. Auch die Akademie von Florenz hat eine von Nobili herrührende Thermobatterie eingeschickt. Unter den neueren thermoelektrischen Batterien nach Noë's und nach Clamond's System sind besonders die von Herrn Dörffel in Berlin und von Professor G. Gore eingesendeten rühmlich hervorzuheben.

Von den rein wissenschaftlichen Apparaten müssen wir noch einige, besonders historische, erwähnen. Wir sehen die Originalapparate, welche Ampère bei seinen seinen Untersuchungen über die anziehenden und abstoßenden Wirkungen galvanischer Ströme auf einander, wenn sie durch metallische Leiter in gleicher oder entgegengesetzter Richtung laufen, benutzte. Oersted's große Entdeckung der directen Einwirkung eines galvanischen Stromes auf eine suspendirte Magnetnadel, und die Entwickelung dieser Thatsache durch Gauß und Weber ist uns anschaulich gemacht. Faraday's und Wheatstone's Entdeckungen in der Magnet-Elektricität, Siemens' Meßinstrumente für den Widerstand, den leitende Körper der Elektricität entgegensetzen, der Apparat, mit dem Wheatstone die Geschwindigkeit des elektrischen Funkens bestimmte, und noch so vieles Andere ist vor unsere Augen gebracht. Sir W. Thomson stellt eine sehr vollständige Reihe von Instrumenten aus, welche die Entwickelung des Galvanometers veranschaulichen. Unter den neueren wissenschaftlichen Instrumenten finden besonders die zahlreichen von Herrn Edelmann in München in vorzüglichster Weise ausgeführten Apparate verdiente Anerkennung.

Inductionsmaschinen sind in großer Anzahl vorhanden. Hr. Ruhmkorff, der berühmte Pariser Mechaniker und Erfinder dieses wichtigen Apparates, hat einen bewunderungswürdigen „Ruhmkorff" ausgestellt, der 18 Zoll lange Funken liefert. Von deutschen Ausstellern sind hier die Herren Keiser und Schmidt in Berlin und Baur und Haebe in Stuttgart würdig vertreten. Hr. Apps in London stellte eine von ihm angefertigte Inductionsrolle von riesigen Dimensionen aus. Sie hat eine Länge von 9 Fuß 10 Zoll, einen Durchmesser von 2 Fuß und wiegt 15 Centner. Der primäre Draht hat einen Durchmesser von 0,0925 Zoll, ist 3770 Yards lang und wiegt 145 Pfund; er ist in 6000 Umwindungen um den Stab von weichem Eisen gewunden. Der secundäre Draht von 0,015 Zoll Durchmesser ist 150 Meilen lang und durchaus mit Seide umsponnen. Vermit-

telst einer Bunsen'schen Batterie von 50 Elementen vermag dieser Inductionsapparat Funken von 29 Zoll Länge zu liefern.

Unter den Anwendungen der Elektricität ist es natürlich die Telegraphie, welche die meiste Beachtung verlangt und die in Bezug auf Apparate am vielseitigsten in der Ausstellung vertreten ist. Besonderes Interesse bieten die beiden historischen Telegraphen-Sammlungen dar, welche das englische und das deutsche Generalpostamt zur Ausstellung gebracht haben. Beide Sammlungen geben eine recht vollständige Anschauung der schnellen Entwickelung der Telegraphie. Wenn wir zunächst die englische Sammlung entlang gehen und von den 86 Apparaten nur die hervorragendsten flüchtig in Augenschein nehmen, so bemerken wir unter anderen den originalen Apparat von Cooke und Wheatstone (1838) mit fünf Nadeln, mit großer unbehilflicher schildförmiger Scheibe, auf welcher durch die Convergenz von je zwei Nadeln die Buchstaben angezeigt werden. Wir finden die ersten Versuche der Isolirung unterirdischer Drahtleitungen, den ersten elektrischen Schlüssel und das erste Relaisinstrument von Wheatstone. Die Drähte und Nadeln der Telegraphenapparate von Holmes (1848) zeigen den Fortschritt, der seit der langsamen Pendelbewegung der fünfzölligen ostatischen Nadeln von Cooke und Wheatstone gemacht wurde. Auch die Henley'sche magnet-elektrische Maschine, als „Donnerpumpe" bekannt, die zum Angeben von Signalen und Alarmzeichen benutzt wurde, bezeichnet eine Epoche. So geht es weiter bis zu den neuesten sinnreichen Apparaten von Morse, Siemens und Wheatstone. Während wir in der englischen Telegraphensammlung hauptsächlich dem Namen Wheatstone begegnen, treffen wir in der deutschen Schwestersammlung am häufigsten den Namen Siemens an. Der Antheil, den Deutschland an der Entwickelung der Telegraphie genommen hat, ist groß, und der weltbekannten Anstalt von Siemens und Halske gebührt ein großer Theil dieses Ruhmes. Die Ausstellung unseres Generalpostmeisters ist höchst instructiv. Wenn die Originalapparate nicht zu haben waren, sind durch die Anstalt von Siemens und Halske Copien derselben von äußerster Genauigkeit für die Sammlung angefertigt worden. Hier verlangen auch einige ältere Originalapparate ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit. Zunächst sehen wir hier den telegraphischen Original-Apparat, welchen Theod. Sömmering im Jahre 1809 in München herstellte; wir sehen die Volta'sche Säule, aus 10 Silber- und 10 Zinkplatten bestehend, mit welcher er den Strom erzeugte, und wir sehen den Original-Leitungsdraht, den er durch die Isar gelegt hatte. Die Zeichen bestanden in der Zersetzung von Wasser durch den elektrischen Strom in verschiedenen Röhren. Daneben steht, von der russischen Regierung ausgestellt, der Original-Apparat des Baron v. Schilling (aus Kannstatt) vom Jahre 1832, der statt der Volta'schen Säule eine galvanische Batterie benutzt. Dieselbe Vitrine enthält endlich noch die genaue Copie des Apparats von Gauß und Wilh. Weber (1833), des ersten, mit dem auf eine größere Entfernung hin telegraphirt wurde. In diesem Apparat wird einem an einem feinen Draht aufgehängten Magnetstab dadurch Bewegung nach bestimmter Richtung ertheilt, daß ein Strom durch ihn umgebende Drahtwindungen läuft, in deren Mitte er frei oscilliren kann. Ein Spiegel ist an der Drehaxe des Magnetstabes befestigt, in welchem vermittelst eines Fernrohrs das Bild einer feststehenden Scala und damit die Größe der Ablenkung beobachtet wurde. Der Telegraph war mehrere Jahre lang in Göttingen in Gebrauch, wo er die Sternwarte mit dem physikalischen Institut in einer Entfernung von ungefähr 10,000 Fuß verband. Die Göttinger Bürger fürchteten aber, der über den Dächern ihrer Häuser befindliche Draht möge den Blitz anziehen, und die Leitung mußte entfernt werden.

In der weiteren Entwickelung der Telegraphie finden wir in rascher Aufeinanderfolge die genialen Verbesserungen, welche durch Gelehrte und Praktiker, namentlich durch die Gebrüder Siemens, eingeführt sind, und welche uns den automatischen Drucktelegraphen, den Gegensprecher und die vielen nützlichen Vorrichtungen für Land- und submarine Telegraphen gegeben haben.

Wir schließen hier diese höchst unvollständige und lückenhafte Skizze; die übrigen Gruppen der Ausstellung verlangen, daß wir nicht zu lange hier verweilen, und wir dürfen nicht gar zu weit die Grenzen des uns gestatteten Raumes und der Geduld unserer Leser überschreiten.

⊙ **Gera,** 18. Sept. Die diesjährige Saison verspricht wieder sehr reich und mannichfaltig zu werden. Die Vorstellungen im fürstl. Hoftheater beginnen schon mit dem 1. October, unter Direction des Herrn Sowade, welcher gleichzeitig die Direction des herzogl. Theaters zu Altenburg führt. Es ist für jeden Platz eine besondere Schauspielgesellschaft engagirt, während die Oper für beide Städte gemeinschaftlich wirken wird. Man verspricht sich von dieser neuen Einrichtung manches Gute. Die Oper ist seit einigen Jahren schmerzlich vermißt worden und wird, wenn sie in nächster Saison nur einigermaßen zufriedenstellend ist, deshalb lebhaften Anklang hier finden. — Der „Musikalische Verein für Gera" wird im nächsten Winter u. A. Beethoven's IX. Sinfonie zur Aufführung bringen und werden die Chorproben hierzu demnächst schon beginnen. Ueberhaupt gedenkt die Direction des genannten Concert-Instituts ganz besondere Anstrengungen in dieser Saison zu machen und ist, um das besser durchführen zu können, auch das Entrée von zwei auf drei Mark pro Abend erhöht worden. — Die „Hofmann-Concerte", deren im vorigen Jahre drei oder vier hier stattgefunden haben, beginnen bereits übermorgen, Mittwoch den 20. September, auf das Neue und wirken diesmal Frau Dr. Peschka-Leutner, Herr Joseph Rubinstein und die Herren Paul und Julius Klengel aus Leipzig mit. Frau Peschka-Leutner wird die Arie der Königin der Nacht aus Mozart's Zauberflöte, zwei Lieder von R. Franz und Kirchner und Bravour-Variationen für Sopran von Proch singen, Herr Rubinstein die von ihm für Pianoforte arrangirten Musikalischen Bilder aus Wagner's „Ring der Nibelungen" spielen und mit den beiden Herren Klengel vereinigt das Trio in D-dur für Pianoforte, Violine und Cello von Beethoven. Außerdem bringen die Herren Paul Klengel das Adagio aus dem 6. Violinconcert von Spohr und Andante, Scherzo und Capriccioso für Violine von David, und Julius Klengel drei Pièces für Cello von Mozart, Popper und Davidoff zum Vortrage. — Auf dem Gebiete der rhetorisch-dramatischen Kunst beginnt die Saison mit heute Abend und zwar mit dem Vortrage der „Antigone" des Sophokles durch Fräulein Natalie Köhler aus Dresden. Der Vortrag findet statt in der Aula der städtischen Realschule. Herr Capellmeister Wilh. Tschirch hier hat die Pianoforte-Begleitung des Melodrams von Mendelssohn übernommen, und steht bei diesem Zusammenwirken ein besonderer Kunstgenuß in Aussicht.

Dresden, 14. Sept. Die neueste Nr. des Königlich Sächsischen Justizministerial-Blattes (Nr. 6) enthält eine Generalverordnung v. 5. Aug. c., betreffend die Pensionen der im Civildienste angestellten Militairpensionaire; ferner vier Bekanntmachungen: 1) vom 28. Juli c., betreffend die Wahl der Mitglieder der Advocatenkammer zu Dresden; 2) vom 4. Aug. c., betreffend die Wahl der Mitglieder der Advocatenkammer zu Leipzig; 3) vom 5. Aug. c., betreffend das kaufmännische Richterpersonal des Handelsgerichts zu Freiberg; 4) vom 23. Aug. c., betreffend die Geschäftszeit bei dem Gerichtsamte Zöblitz; hierüber Personalsachen des Justizdepartements.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 77. Sonntag, den 24. September. 1876.

Die Laube-Feier in Wien.

Der achtzehnte September gehörte in Wien Dr. Heinrich Laube. An diesem Tage beging derselbe den siebenzigsten Jahrestag seiner Geburt und nicht nur Alles, was in Wiens geistigem und gesellschaftlichem Leben eine hervorragende Stellung einnimmt, sondern auch zahlreiche wissenschaftliche und künstlerische Notabilitäten von auswärts und „draußen aus dem Reich", wie man in Oesterreich lange vor der politischen Trennung von Deutschland sagte, hatten sich vereinigt, diesen Tag zu einem Fest- und Feiertag ersten Ranges zu machen.

Bereits die Sonntagsvorstellung des durch Laube's eiserne Energie und Thatkraft ins Leben gerufenen Wiener Stadttheaters gestaltete sich zu einer Vorfeier des festlichen Tages. Man hatte die dramatische Erstlingsarbeit Laube's, das leider heut nur selten noch auf dem Repertoir erscheinende Trauerspiel „Monaldeschi" zur Aufführung gewählt und gleich nach dem ersten Actschluß begannen die Huldigungen, welche sich bis zum Ende der Vorstellung in fortwährender Steigerung fortsetzten. Tags darauf, am eigentlichen Festtage, wurden die Ovationen in der Wohnung des Gefeierten fortgesetzt. Deputationen auf Deputationen erschienen, nachdem die näheren Freunde bereits in frühester Morgenstunde dem Jubilar mit herzlichem Händedruck ihre Glückwünsche gespendet hatten, und für jede hatte Laube ein passendes, treffendes, liebenswürdiges Wort, für jedes ihm bekannte Mitglied derselben eine herzliche Erinnerung. Den Reigen eröffneten die Deputationen der akademischen Lesehalle und des Lesevereins der akademischen Studenten, welche eine prachtvoll ausgestattete Adresse und ein silbernes Schreibzeug mit silberner Feder brachten.

„Sie wollen also, daß ich noch weiter schreibe", erwiderte Laube. „Gut, wollen wir nur hoffen, daß der alte Kopf noch Einiges zu Stande bringe. Ich war auch Student, und ein echter Student, glühte für Alles, was Freiheit ist; lassen Sie sich die Freuden des Studentenlebens nicht rauben, meine Herren, die Begeisterung für alles Schöne und Gute nicht ersterben; Ihnen gehört die Zukunft."

Es folgten das Schillerdenkmal-Comité, Deputationen des akademischen Gesangvereins, des Vereins der Literaturfreunde und der Schillerstiftung. Der letztgenannten, geführt von Professor Weilen, dem bekannten Dramatiker, erwiderte Laube:

„Sie wissen, wie ich für Schiller fühle und über Schiller denke, ich bedaure nur, daß nicht auch er das siebzigjährige Jubiläum gefeiert, es wäre für Deutschland wol von unberechenbarem Werth gewesen, wenn ihm mein Loos beschieden gewesen wäre. Trachten wir daher, da wir das Unmögliche doch nicht mehr ermöglichen können, ihn so zu feiern, wie es unser größter Dichter verdient. Danke, meine Herren."

Weiter schlossen sich an die Schauspielschule des Wiener Conservatoriums, welcher Laube den Wunsch aussprach, es möge diese Schauspielschule nicht lange mehr die einzige bleiben, die wir haben, und der Directionsrath des Wiener Stadttheaters, dessen Ansprache die launige Erwiderung fand:

„Sie haben leider, meine Herren, nur zu viel Gelegenheit, mich kennen zu lernen, Niemand hat daher unter meinen Fehlern und Schwächen so viel zu leiden. Verzeihen Sie mir also Alles und seien Sie versichert, daß ich doch immer nur das Beste will."

Um 11 Uhr Vormittags erschien die vom Präsidenten Johannes Nordmann geführte Deputation des weit bekannten Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia". Auf die Ansprache des Präsidenten, der Laube als Collegen begrüßte, welchem die Journalistik für seine glänzenden Leistungen zum größten Danke verpflichtet sei, entgegnete Laube in längerer inhaltschwerer Rede:

„Ehe ich näher auf unsere gemeinschaftlichen Interessen eingehe, ein Wort der Trauer. Vor einem halben Jahre haben wir das Jubiläum Anastasius Grün's gefeiert. Heute liegt er im Grabe. Ich habe ihn nicht näher gekannt, aber ich habe ihn gekannt. Es war ein durch und durch tüchtiger Mann, wahrhaftig, liberal, maßvoll, fest, und er war darum für und in Oesterreich ein Schatz, weil er aus den Adelskreisen unbefangen herübertrat zu den Kämpfern für bürgerliche Freiheit. So riß er eine Schranke nieder, welche in allen Monarchien oft unzerstörbar schien. Sein leerer Platz in unserem Herrenhaus ist ein Unglück, das wußte er, und er wußte, daß er noch viel zu thun hatte, und deshalb starb er so ungern. „Noch nicht, noch nicht," hat er mit gelähmter Zunge gestammelt. Wie ein dunkler Schatten ist dieser Todesfall in Graz auf meinen heutigen Tag gefallen. Er erinnert drohend daran, daß Jubiläen Abendfeiern sind, und zwar Feiern am Spätabend, die Nacht folgt unmittelbar. Ich fürchte sie gerade nicht und sage nicht absit omen, aber der dunkle Schleier mahnt mich doch, Ihnen eine Testamentsklausel an's Herz zu legen. Anastasius Grün bedurfte Ihrer nicht, er hatte keinen Feind in liberalen Reihen, er war eine Heeresmacht, die nur bei Schlachten in den Kampf trat, ich aber habe fortwährend im Getümmel gestanden und bin immer ein heftiger Geselle gewesen. Ich bin reich an Feinden, helfen Sie, daß ein Schleier auch über meine Fehler gebreitet werde, wenn meine Nacht eintritt. Und nun zur Tagesfrage. Sie werden fragen, ob so ein alter Genosse Ihnen nicht eine Quintessenz von Erfahrungen mittheilen und sich dadurch bedanken kann für die Auszeichnung, welche Sie ihm angedeihen lassen. Ach nein! Niemand kann Erfahrungen für einen Anderen machen. Muth war meine Parole, Muth, wenn es auch schlecht ging. Das Glück läßt sich nicht erzwingen, sagt man wol. Doch standhaftem Muthe ergiebt es sich oft und eine Maxime kann ich Ihnen empfehlen: immer nur Eines zu wollen. Ich bin immer bornirt gewesen, oder höflicher ausgedrückt, ich habe mich immer bornirt, ich habe immer nur Eines gewollt und links und rechts Alles liegen lassen. Das bringt Sammlung, bringt Kraft. Und nun schließlich ein Wunsch meinerseits. Ich wünsche uns Schriftstellern einen Codex, ein Gesetzbuch. Nein, nicht so viel, aber eine Devise, die das Gesetzbuch mit einem Wort ausdrückt. Wir brauchen sie, wir sind ein Stand geworden, ein großer Stand. Ich habe uns entstehen sehen. In meiner Jugend nannte man uns Gelehrte und Poeten, Schriftsteller. Das junge Deutschland erschuf die belletristische Journalistik, die großen und politischen Ereignisse schufen die große Journalistik. Zu dieser gehört jetzt Alles, was schreibt, nicht blos die Gelehrten und Poeten, die Schriftsteller sind ein großer Stand geworden. Ich wiederhole es, Sie sind nicht blos die sechste Großmacht, wie man sagt, Sie sind die Obermacht der Großmächte. Diese Obermacht ist permanent unter Waffen, sie rührt an Alles, sie greift an Alles; sie ist unermeßlich wichtig, und da sie keine Tradition hat, braucht sie bei Zeiten eine Devise. Der Adel hatte eine: „Noblesse oblige", das Wort Ehre war seine Devise; auch der unumschränkte Monarch hatte eine, sie hieß „Größe und Würde". Auch wir sollen ein entscheidendes Wort auf unsere Fahne schreiben und ich glaube, das Wort soll lauten „Wahrhaftigkeit". Alles ist uns überantwortet; unsere Gewissenhaftigkeit soll Bürge sein, unsere Parole Wahrhaftigkeit. Mit diesem Wunsche sage ich Ihnen nochmals Dank."

Nach der Deputation der „Concordia" erschienen die Mitglieder des Wiener Stadttheaters mit Adresse und Ge-

schenk, ein prachtvolles, silbernes Schreibzeug, das die Form des Rondeau's des Stadttheaters und in den Feldern an Stelle der Statuen Platten hat, auf welchen in vorzüglich eingravirten Bildern vorgeführt werden: Laube's Geburtshaus in Sprottau, die Reitschule daselbst, wo der Jubilar die ersten theatralischen Eindrücke erhielt, das Hofburgtheater und das Stadttheater in seiner Hauptfront; den Deckel des Schreibzeugs ziert eine Victoria in halb schwebender Stellung, in der Hand einen Palmenzweig und einen Lorbeerkranz schwingend. Laube nahm das Geschenk mit sichtlicher Freude entgegen und erwiderte:

„Ich danke Ihnen herzlich, mit Ihnen kann ich kurz sein, Sie sind ja meine Familie und sehen mich alle Tage. Lassen Sie sich aber an ein Wort Shakespeare's erinnern: Ihr seid der Spiegel der Zeit, das giebt dem Schauspielerstand eine große Wichtigkeit und Würde, er ist wol ein wenig abgelöst worden durch die Journalistik, welche auch sagt, sie sei der Spiegel der Zeit, aber das Wort Shakespeare's bleibt doch, „den Schauspielern die Würde". Lassen Sie sich diese nicht nehmen, streben Sie aber auch immer, dieselbe zu verdienen. Mir persönlich, bitte ich Sie, meine Fehler zu verzeihen, mit mir weiter zu kämpfen, wie bisher, und mir Ihre Liebe zu erhalten."

Auf diese Deputation folgte das große Damencomité, welches eine mit 10,000 Unterschriften bedeckte Adresse überreichte, die in einer werthvollen Cassette ruht, eine goldene Medaille, zu Ehren des Festtags geprägt und eine Summe von 1200 fl., bestimmt zu einem Lustspielpreis, dessen Bedingungen festzusetzen dem Jubilar überlassen wird. Die Adresse enthält Unterschriften aus Oesterreich und allen Ländern Deutschlands, die Namen regierender deutscher Fürsten und hervorragender Notabilitäten aus allen Branchen des öffentlichen und geistigen Lebens finden sich darunter. Laube erwiderte:

„Ich finde kaum Worte, um Ihnen Dank zu sagen. Alles, was mir Glückliches im Leben begegnete, kam immer von den Frauen. Sie haben sich nicht begnügt, Wien aufzurühren, Sie sind hinausgegangen nach Deutschland und haben gesammelt, wie es eben nur Damen thun können. Ich weiß es zu schätzen und zu würdigen, daß gerade an diesem Tage wieder die Damen es sind, die mir die freudigste Ueberraschung bereiten. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank und seien Sie versichert, daß ich auch als alter Knabe mich bestreben werde, ein Liebling der Damen zu sein."

Mittags 12 Uhr erschien die Deputation der Stadt Wien, geführt vom Bürgermeister Dr. Felder, welcher mit kurzer ehrender Ansprache den Ehrenbürgerbrief der Stadt Wien überreichte. Das betreffende Diplom lautet:

„Der Gemeinderath der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien fühlt sich verpflichtet, dem sehr geehrten Herrn Dr. Heinrich Laube, artistischen Director des Wiener Stadttheaters, aus Anlaß der am 18. Sept. 1876 stattfindenden Feier seines siebenzigsten Geburtsfestes ein Zeichen der besonderen Anerkennung seiner Verdienste zu verleihen. Dr. Heinrich Laube ist durch seine ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete des Dramas und der Romandichtung einer der bedeutendsten Vertreter der modernen deutschen Literatur. Durch beinahe zwei Jahrzehnte artistischer Director des k. k. Burgtheaters, hat Dr. Heinrich Laube die Reform dieser Bühne und die Heranbildung einer die ruhmvollen Traditionen derselben fortpflanzenden Künstlerschaar erzielt. Ihm ist die zur Geltung gelangte gerechte Anerkennung Franz Grillparzer's, unseres größten Dichters in- und außerhalb Oesterreichs, ihm ist in nicht geringem Maße die glänzende Fortentwickelung einer Kunststätte zu verdanken, auf welche, da sie eine nie versiegende Quelle erhebender Genüsse geblieben, ganz Oesterreich mit Stolz blickt. An der Gründung des Wiener Stadttheaters hervorragend betheiligt, wirkt er noch heute mit ungebrochener Kraft und Schaffenslust, treu dem Ideal seiner Jugend, als Leiter dieses Kunstinstituts, und bietet den Bewohnern Wiens reichlich geistige Anregung und Erhebung. In Anbetracht dieser hervorragenden Verdienste in der Ausübung einer Kunst, welche die Saat der Bildung mit so großem Erfolg in die weitesten Kreise verpflanzt, fand sich der Gemeinderath in seiner Sitzung vom 5. Sept. 1876 bestimmt, dem Herrn Dr. Heinrich Laube das Bürgerrecht der Stadt Wien taxfrei zu verleihen. Wien, 18. Sept. 1876. Der Bürgermeister Dr. Felder. Die Vicebürgermeister: Dr. v. Newald, Eduard Uhl, Dr. Gunesch, Dr. Mautner."

Das Diplom ist ein kalligraphisches Meisterstück und ruht in einer werthvollen Cassette. Laube erwiderte, sichtlich gerührt von der hohen Auszeichnung:

„Ich danke Ihnen, verehrte Herren, aus vollem Herzen für die Auszeichnung, die Sie mir überbringen. Sie ist mir das Werthvollste, das ich mir am heutigen Tage wünschen konnte, denn sie giebt Zeugniß von der Achtung, ja von der Liebe, die mir die große Gemeinde Wiens zu Theil werden läßt. Möchte ich's verdient haben, möchte ich mich derselben auch würdig erweisen in der Zukunft, wenn mir eine solche beschieden ist. Wien belohnt mich obenein, während ich ihm seit einem Vierteljahrhundert fortwährend zu Dank verpflichtet gewesen bin. Es hat mich gastfreundlich aufgenommen, es ist meiner Directionsführung im Burgtheater nahezu achtzehn Jahre mit unwandelbarer Freundlichkeit und Nachsicht entgegengekommen. Es hat gestattet, daß wir ein neues Theater mit Wiens Namen schmückten, daß wir es das Wiener Stadttheater nennen durften. Wo ich hinblicke, bin ich Wien Dank schuldig. Noch mehr! Welch' ein Beispiel städtischer Entwicklung hat mir Wien seit einem Vierteljahrhundert gegeben. Ich kam in ein eingeengtes, überall bedrängtes Städtchen und wohne jetzt in der schönsten, erfreulichsten, mit allen erdenklichen Lebensvortheilen ausgerüsteten Stadt. Ich habe alle Kämpfe miterlebt, die der Gemeinderath zu bestehen hatte, um das durchzusetzen, was man heute große Werke, was man Segnungen nennen muß. Meine Herren, es wird eine Zeit kommen, wo man das Wirken des Wiener Gemeinderathes unter den Bürgermeistern Dr. Zelinka und Dr. Felder als eine Epoche großartiger Schöpfungen verzeichnen wird. Daß Sie mir in solcher Zeit das Wiener Bürgerrecht verliehen haben, das erfüllt mich mit Stolz und mit gerechtem Stolz. Ich danke Ihnen nochmals herzlichst dafür."

Mit den Beglückwünschungen der Deputationen vereinigten sich zahllose Telegramme, Briefe und Adressen, welche der Jubilar von allen Richtungen der Windrose her erhielt. Sämmtliche größeren deutschen Bühnen, die Vorstände der hervorragenden deutschen Kunstinstitute und Malerakademien, die Redactionen tonangebender Journale verliehen in denselben ihren Gefühlen Ausdruck. Das Theater von Stettin, der Verein der Oesterreicher in Berlin, der Schiller-Verein „Glocke", das Pester Theater, die deutsche Burschenschaft „Libertas", die Pfälzische Eisenbahn-Gesellschaft sandten Adressen. Blumenspenden und herzliche Briefe kamen von Louise Neumann, Frl. Wildauer, Baron Gagern, Betty Paoli, Franz Nißl, Wilkie Collins aus London, Dumas und Sardou aus Paris, der Wittwe des Hofschauspielers Fichtner, der Schwester Lußberger's, dem Ehepaar Hartmann, Director Herbeck, Baron Rizy, Polizeipräsident Marx, Director Hornbostel, Auerbach, Spielhagen, Hans Hopfen, Knaus, Werner, Begas, Joachim, Lasker, Löwe, Helmholtz, Julian Schmidt, Gneist, v. Sybel, Rodenberg, Stahr, Fanny Lewald, Georg Prinz von Preußen, Graf Apponyi, von der Cotta'schen Verlags-Buchhandlung und sämmtlichen Schriftstellern, deren Werke bei Cotta erscheinen, ein Gratulationsbrief, Graf Platen, Julius Hübner, von der Redaction der „Hamburger Nachrichten", von Marie Seebach, Baudius-Wilbrandt. Kränze kamen von Krastel und Sonnenthal, ein Bouquet von Frl. Buska, ein Blumenkissen von Gräfin Arco-Janisch, ein prachtvoller Blumenstrauß mit der Aufschrift: „Siebzig Jahre, es ist nicht wahr," eine Jagdtasche von Frau Professor Strakosch. Die Zahl der Telegramme, welche der Jubilar erhielt, ist geradezu enorm. Wir heben heraus die Telegramme des Berliner Stadttheaters, von Gustav v. Moser, Ehepaar Glasbrenner, Stettenheim, des großherzoglichen Theaters in Oldenburg, des Karlsruher Hoftheaters, des Linzer Stadttheaters, jene von Koberstein aus Dresden, Fr. Frieb-Blumauer aus Berlin, Friedrich Haase aus Berlin, Friederike Goßmann, dem Director und Personal des Berliner Residenztheaters, des Grazer Theaters, des Regensburger Theaters, von Alexander Dumas aus Dieppe, von der Redaction der Augsburger „Allg. Ztg.", der Mannheimer Hofbühne, des Innsbrucker Theaters, von Ernst Eckstein, vom Frankfurter Journalistenverein, der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag, des Vereins „Berliner Presse", von Karl Beck, Frau Gomperz-Bettelheim, Hugo Bürger, Ferdinand Hiller, dem Deputirten Moritz Wahrmann aus Pest, der Landsmannschaft „Iglavia", von Karl Gründorf, Ernestine Wegner, Friederike Freiin v. Edelsheim-Gyulai, G. v. Puttlitz, der Redaction der Berliner

„Wespen", vom Hofschauspieler Kahle und dem Director Lebrun in Berlin. Im Laufe des Nachmittags liefen noch weitere Jubiläumsgeschenke ein. So aus Berlin eine Anzahl auf Velinpapier gedruckte „Kladderadatsche" von dieser Woche, „ein dem alten Heinrich Laube" gewidmetes Gedicht enthaltend, dann eine Adresse des Leipziger Stadttheaters in einer prachtvollen Enveloppe aus dunklem Sammet, mit kunstvoll ciselirtem Silber reich verziert; endlich eine große, reich und sinnig ausgeführte Adresse, welche Laube's Vaterstadt, Sprottau, „ihrem Ehrenbürger Laube" sandte.

In den Abendstunden vereinigte sich eine glänzende Fest-Versammlung zum Banket für den Gefeierten in den prachtvoll decorirten Räumen des Wiener Cursalons. Laube mit seiner Gattin und Stiefsohn, dem Vicepräsidenten des deutschen Reichstags, Prof. Dr. Hänel aus Kiel waren die Ehrengäste. Nachdem Baron Schey von Koromla, Vorsitzender des Directionsraths des Stadttheaters, den Jubilar und die Festtheilnehmer in herzlichen Worten begrüßt hatte, ergriff der Präsident der „Concordia", Johannes Nordmann das Wort, um in kernigen Zügen ein Bild des Gefeierten zu geben und demselben ein Hoch zu widmen.

„Dreißig Jahre sind es", bemerkte der Redner u. A., „daß ich mit unserem Jubilar in einen lebhaften Verkehr getreten war. Er hauste damals wie auf einer Hochwarte in dem sogenannten Storchnest in Leipzig. Diese Stadt ist durch Naturschönheiten nicht überaus begnadet, Laube aber hatte aus seiner Behausung die Ausschau auf die Schlachtfelder von Leipzig und das war für einen Deutschen immerhin ein erfreulicher und erhebender Anblick. Laube war damals und schon viel früher ein berühmter Schriftsteller, und die deutsche Nation wurde aus dem erwähnten Storchneste jahraus jahrein mit den besten Geistesproducten beschenkt, an denen wir uns noch heute erfrischen. Stramm, festgebiedelt und sicher war er in seiner äußeren Erscheinung, kurz angebunden, aber liebenswürdig fesselnd war er in Schrift und Rede. Nicht anders finde ich ihn heute; die Jahre haben Manches an ihm gereift, aber wenig an ihm geändert. Durch! und nicht locker lassen, hieß es bei ihm alle Zeit. Mit dieser kategorischen Art und Weise riß er Bresche, räumte mit veraltetem Plunder auf und setzte Lebensfähigeres an die Stelle. Er trank, wie Alfred de Musset sagt, stets aus seinem eigenen Glase; das will sagen: er hatte als Schriftsteller seine Eigenart und das ist sein Hauptvorzug und Ruhm, mit dem er in der deutschen Literatur festgenagelt bleiben wird. Es hieße, um mit einem localen Sprichworte zu reden, Wasser in die Donau tragen, wollte ich Angesichts der massenhaften Ovationen, die am heutigen Tage von der gesammten Nation zusammenströmen, den Mann noch mehr zu loben versuchen. Sein Lob braucht nicht erst mühsam entdeckt zu werden, es liegt wie kalifornisches Gold zu Tage."

Es sprachen noch der Gemeinderath Guensch, welcher der Gattin Laube's einen mit brausendem Beifall aufgenommenen Toast widmete (Laube saß, während der Redner von seiner Frau sprach, still ergriffen vor sich hinblickend und hervorquellende Thränen im Auge zerdrückend) und Michael Etienne von der „N. Fr. Pr.", dessen Hoch „Heinrich Laube, dem Mann, dem es zeitlebens genügte, ein Bürger zu sein, der nicht nach Titeln geizte und den Lohn seiner Tugenden nicht im Knopfloch zu tragen strebte; der seine schriftstellerische Ehre und Unabhängigkeit höher hielt, als Amt und Würde; dem Manne voll Muth und Freiheitssinn, dem einstigen journalistischen Corpsführer des unsere Jugend so mächtig aneifernden jungen Deutschland; dem jugendfrischen Manne und Geiste, dem Siebzigjährigen, welcher noch lange unter uns schaffen und wirken möge" galt.

Laube selbst antwortete in längerer, an zahlreichen Stellen von stürmischen Acclamationen unterbrochenen Rede:

„Verehrte Anwesende! Ich spreche Ihnen hiermit meinen wärmsten Dank aus für die Wünsche, welche Sie mir dargebracht, für die Ehren, welche Sie mir erwiesen. Diese Ehren sind übergroß. Der Zufall bringt solche Ehren zuwege, der Zufall, daß ich mit siebenzig Jahren noch lebe und noch öffentlich wirke. Wie viel Männer, bei Weitem verdienstlicher als ich, sind zu Grabe getragen worden ohne Sang und Klang, nur weil sie in jüngeren Jahren weggerafft wurden. Nun um so wärmeren Dank bin ich Ihnen schuldig, denn ich schulde diesen Dank Ihrer Freundlichkeit, Ihrem Wohlwollen. Er sei hiermit nochmals ausgesprochen. Was kann ich weiter sagen . . . Ich kann zu erklären versuchen, wie dieser Zufall übergroßer Ehrenbezeigungen für einen einfachen Schriftsteller entstanden sein mag. Ich glaube, er ist dadurch entstanden, daß mein — unberufen! — langes Leben in dreifacher Bahn einhergegangen ist, und daß deshalb die Zahl derer, welche auf mich achten, verdreifacht worden ist. Diese Bahnen heißen: die politische, die schriftstellerische und die dramaturgische. Keine dieser Bahnen — und das ist mir immer merkwürdig gewesen — hat sich an meiner bescheidenen Wiege im Bürgerhause einer kleinen Stadt ahnen lassen.

„Ich stand am Ende meiner Universitäts-Studien in Breslau und schrieb an meinen Examen-Arbeiten als protestantischer Theologe, der schon zu wiederholten Malen von der Kanzel herab gepredigt hatte — da brach die Juli-Revolution aus in Paris, und die Nachricht davon machte auf mich einen berauschenden Eindruck.

„Ich war bis dahin politisch unkundig gewesen und hatte die Zeitungen durchblättert ohne Verstand und Wunsch, obwol ich als Student für eine politische Idee geschwärmt hatte. Ich war nämlich Burschenschafter gewesen, und die Idee der Burschenschaft bestand darin, daß ein einiges mächtiges Deutschland geschaffen werden solle auf Kosten der dreißigfachen Kleinstaaterei. Ja, ich war mit Leib und Seele solch ein Burschenschafter gewesen und hing auch 1830 noch innig an dieser Idee. Aber bei all dieser Innigkeit waren wir Burschenschafter vor 1830 doch keine Politiker. Die auswärtige Politik lag uns völlig fern, und die inwärtige, die deutsche Politik, lag in tiefem Schlafe; sie gewährte nicht die mindeste Anregung.

„Da erweckte uns die Juli-Revolution wie ein Donnerschlag.

„Liberale Ideen waren ihr Inhalt, waren ihre Losung und diese liberalen Ideen bemächtigten sich meines Geistes und Sinnes vollständig.

„Sie haben mich nicht mehr verlassen bis heute. Der alte Polonius sagte zu seinem Sohne Laërtes: „Vor allem Anderen bleib' dir selber treu!" und ich mag getrost von mir sagen: ich habe in diesen 46 Jahren die liberalen Ideen nie verlassen, ich bin ihnen bis heute treu geblieben.

„Sie bemächtigten sich auch sofort meiner ganzen Existenz. Denn dicht an unserer Grenze, an der Grenze Schlesiens brach der polnische Revolutionskrieg aus gegen Rußland und ich kam in persönliche Berührung mit polnischen Patrioten. Sie wollten auf die Westmächte wirken, auf England und Frankreich, und sie veranlaßten mich, ein Buch zu schreiben, mein erstes Buch, ein Geschichte Polens und seines Freiheitskampfes.

„Meine Theologie, für welche ich keinen inneren Beruf in mir fühlte, warf ich hinter mich, ging mit dem Manuscripte nach Leipzig und trat auf als politischer Schriftsteller.

„Alles, was ich in den nächsten Jahren schrieb, auch das Belletristische, auch die Redaction einer belletristischen Zeitschrift, Alles wuchs aus politischen Gedanken hervor. Das „junge Deutschland" selbst, wie man uns nannte und wie es sich damals bildete, stammte aus politischem Drange, welcher sich social ausbilden und ausbreiten wollte.

„Die preußische Regierung unterbrach dies politische Unterfangen mit einem gebieterischen Halt!

„Sie setzte mich gefangen und behandelte mich als einen Criminalverbrecher. Die alte Burschenschaft mußte den Vorwand bieten für den Titel eines Hochverraths-Processes.

„Ich wurde denn auch im Gefängnisse zu Berlin behandelt wie ein Verbrecher, und mein Inquirent theilte mir zur Ermunterung für Umkehr mit: ich würde zeitlebens gefangen bleiben mit solchen Ideen. Denn, einem lästigen Schriftsteller gegenüber fehlte es der Regierung nie an Mitteln der Anklage.

„Ich war ein aufgegebener Mensch drei Vierteljahre lang, drei lange Vierteljahre, und gerieth in der absoluten Einsamkeit einer dunklen Kammer, ohne Feder und Papier, ja ohne Buch, dem Blödsinn nahe. Wenn mir damals der rauhe Gefängnißwärter von dem siebenzigjährigen Jubiläum eines Mannes, genannt Heinrich Laube, gesprochen hätte — ich hätte einen solchen Begriff gar nicht verstanden, es gab für mich gar keine Zukunft mehr.

„Endlich erfolgte durch gerichtlichen Spruch provisorische Freilassung gegen das eidliche Versprechen, mich dem Strafgericht nicht zu entziehen; es folgte Confinirung an einen bestimmten Ort, es folgte Verurtheilung zu längerer Festungshaft.

„Solche Verfolgung war nicht geeignet, mich eines Besseren zu belehren, über meine politischen Ideale — ich blieb bei meiner Fahne und als das Jahr 1848 kam mit seinen Frühlingsstürmen der Freiheit, da ging ich nach Frankfurt, um ein Vorparlament bilden zu helfen.

„Selten ist wol in der politischen Geschichte solch eine Merkwürdigkeit aufgetreten und hat ihr Ziel erreicht. Freiwillige kommen von allen Seiten an den Sitz der deutschen Bundesgewalt, behandeln diese wie nicht vorhanden, extemporiren eine parlamentarische Macht, beschließen die Zusammenberufung eines großen Parlaments und — werden respectirt, kommen ans Ziel. Das erste deutsche Parlament wird nach Frankfurt berufen.

„Eine österreichische Stadt, Elbogen in Böhmen, wählte auch mich dorthin. Das politische Schicksal also scheint mich bestimmt zu haben, ein Oesterreicher zu werden.

„Hoffnungslos trat ich in die Paulskirche, in diese Versammlung von lauter Notabilitäten, hoffnungslos. Man hatte versäumt, sich der militairischen Macht in den Einzelstaaten zu bemächtigen — wenn dies überhaupt möglich war! — und man stand vor einer Aufgabe, welche gewiß nicht zu lösen ist in Einem Anlaufe mit noch so wohlerdachten schriftlichen Verordnungen und Gesetzes-Paragraphen.

„Gründliche, große Staatsveränderungen brauchen Zeit, brauchen Uebergänge, brauchen Waffengewalt. Staaten unterwerfen sich nie einer bloßen Doctrin.

„Das wußten gar viele unter uns und betrachteten die Arbeit der Paulskirche nur als eine Grundsteinlegung. In diesem Sinne schrieb ich denn auch, schon in Frankfurt beginnend, das erste Buch über die Regierung der Paulskirche unter dem Titel: „Das erste deutsche Parlament", und blieb in naher Verbindung mit den politischen Führern, blieb ein politischer Mensch.

„Da kam meine Berufung nach Wien an die Führung des Burgtheaters, und meine politische Laufbahn war hiermit allem Anscheine nach zu Ende.

„Nur dem Anscheine nach. Eine Anstellung verwandelt nicht die Blutbeschaffenheit, welche zwanzig Jahre lang unser Leben gebildet hat. Ich blieb politischer Mensch auch als Director des Hoftheaters.

„Im Burgtheater fand ich 1850 Formen, Gesetze, Verordnungen, Maßstäbe und eine Censur, welche aus der sogenannten patriarchalischen Zeit stammten. Diese patriarchalische Zeit war ganz einfach eine beschränkte Zeit, theils eine kindlich beschränkte, theils eine geradezu kindisch beschränkte. Auf Schritt und Tritt des Repertoirs stieß ich auf Hindernisse überlebten Herkommens, und mein Chef war ein Hochtory. Dazu kam obenein die Reaction, welche in den fünfziger Jahren das verjüngte Oesterreich wieder in Beschlag nahm. Ermessen Sie, was ein politischer Mensch, wie ich, da täglich und stündlich zu leiden, abzuwehren und zu bekämpfen hatte.

„Geduld, Ausdauer, Unermüdlichkeit, stete Wiederholung desselben Sturmes auf dieselben Schanzen war meine saure Aufgabe, und ich kann sagen, daß ich in nahezu 18 Jahren alle wichtigen Schanzen erobert habe. Nur gegen eine blieb ich machtlos. Sie errathen wol, gegen welche.

„Ich glaube, von dieser meiner sauren Arbeit wissen die Wiener, und von dieser Wissenschaft her stammt wol ihr überschwengliches Wohlwollen für den 70jährigen Kriegsmann.

„Sie wissen wol auch, daß ich mit aller meiner Politik ein guter Oesterreicher geworden bin, und daß ein Attentat auf unsere langsam errungene Verfassung mich stets unter den Reihen der kämpfenden Schriftsteller gefunden und finden würde, ich mag Theater-Director oder sonst irgend was Harmloses sein, was vom politischen Kampfplatze noch so ferne zu liegen scheint. Darin ist man wie ein altes Kriegsroß: Wenn der Schlachtenlärm beginnt, wenn die Trompete schmettert, da wird man lebendig und kann nicht zurückbleiben hinter den fechtenden Reihen.

„Dies die politische Bahn. Ich bin nicht in der Lage und bin nicht von der Fähigkeit gewesen, große Thaten zu verrichten, ich habe also auch keinen Anspruch darauf, dafür festlich gefeiert zu werden. Beglückwünscht freilich kann ich werden — und so nehme ich Ihr Entgegenkommen auf — beglückwünscht kann ich werden, denn ich habe das seltene Glück erlebt, daß mein weites Vaterland den Idealen meiner Jugend mit großen Schritten näher gerückt ist; im Norden ist die Idee der Burschenschaft, die Idee eines mächtigen Deutschlands, zur Thatsache geworden, und was dem jungen Schriftsteller gegenüber für Hochverrath ausgegeben wurde, was in den Kerker führte, das ist jetzt Staatsgesetz. Und im Süden wie im Norden ist die liberale Idee im Staatsleben maßgebend geworden. Jede Regierung geräth heutigen Tages in Lebensgefahr, wenn sie den liberalen Geist unserer Zeit verleugnen oder gar verrathen wollte.

„Wenn mir also heute alte Kriegskameraden — und es sind solche unter Ihnen — die Hand entgegenstrecken zur Begrüßung, so schlage ich freudig und dankbar ein und rufe fröhlich aus: Ja, alter Kamerad, wir haben nicht umsonst gelebt, die Welt ist mit uns fortgeschritten, es lebe die Freiheit im Norden und Süden unseres großen Vaterlandes!

„Und nun zur zweiten Laufbahn, zur literarischen, zur schriftstellerischen.

„Berechtigt sie mich vielleicht, eine solche Feier anzusprechen?

„O nein! — Vergessen wir doch ja nicht: die literarische Welt ist eine Republik, eine unruhige Republik, welche an jedes Verdienst den strengsten Maßstab legt und welche an jedem Verdienste so lange zerrt und rüttelt, bis nichts daran bestehen bleibt, als der Kern. Nur wenn der Kern stark ist, kann von der Dauer literarischen Ruhmes die Rede sein; nur die Zeit, und zwar eine lange Zeit, entscheidet, ob ein Schriftsteller Dauer verdient, ob er Lob und Ruhm verdient. Kränze für lebende Schriftsteller — seien diese Schriftsteller noch so alt! — welken gar schnell.

„Ich fürchte, dies würde das Schicksal der Kränze sein, welche man meinem literarischen Verdienste flechten wollte.

„Ich muß sie dankend ablehnen. Und nicht aus bloßer Bescheidenheit — ich bin gar nicht übermäßig bescheiden. Nein, ich muß sie ablehnen aus klarer Einsicht in das Wesen literarischen Werthes. Unbefangene kritische Einsicht ist immer das Beste gewesen an meiner schriftstellerischen Fähigkeit, und sie sagt mir deutlich: Begnüge dich mit mäßigem Erfolge, sei dankbar für augenblickliche Wirkung.

„Thatendrang hat mich in die literarische Welt geführt. Als ich mit meinem ersten Manuscripte in den Postwagen nach Leipzig stieg, um mich einzuschiffen auf dem schriftstellerischen Meere, da sagte ein Freund zu mir: „Aber, Verwegener, du wirst untergehen! Mit Einem Buche wagst du dich hinaus: wo, wo wird das zweite, wo das dritte herkommen?" Und er hatte Recht: ich wußte es selbst nicht. Das etwaige Talent hat sich mir unterwegs eingefunden.

„Ueberlassen wir es der Zeit, ob eines meiner Stücke, ob eines meiner Bücher über dem Meeresspiegel bleibt, welcher unerbittlich verschlingt und seit tausend Jahren nur eine gar beschränkte Zahl von Schriften übrig gelassen hat.

„Ich gehe deshalb rascheren Schrittes zur dritten Laufbahn über, zur dramaturgischen, und diese ist wol auch die Hauptveranlassung, daß meinem siebenzigsten Geburtstage eine Auszeichnung zugedacht worden ist.

„Hier in der dramaturgischen Laufbahn fehlt es an Concurrenz, und hier ist es leichter hervorzuragen.

„Sie sehen: ich bin nur unter Umständen bescheiden.

„Um Dramaturg zu sein in umfassender Weise, das will sagen: um kritisch zu wählen und zu richten und zugleich praktisch ein Theater zu führen, bedarf es einer eigenthümlichen Begabung. Ich sage mit Bedacht: einer eigenthümlichen Begabung; ich sage nicht: einer großen Begabung.

„Gewisse Eigenschaften, welche sonst nicht leicht nebeneinander bestehen, müssen in solch einem Dramaturgen eng vereinigt nebeneinander wohnen.

„Ich will sie nicht aufzählen, aber ich beeile mich hinzuzusetzen, daß eine solche Specialität von Talent — denn eine Specialität ist es — sich ja nicht überheben darf. Sie steht an innerem Werthe oft weit zurück neben Männern von anderer Bedeutung und von größeren Eigenschaften. Die größeren Eigenschaften solcher Männer sind nur nicht so gruppirt, wie es die dramaturgische Thätigkeit fordert, und der glückliche Dramaturg hat nur seine geringeren Eigenschaften leichter zur Verfügung.

„Wie dem auch sei, ich glaube zu wissen, daß Sie mir heute vorzugsweise darum so große Ehren erweisen, weil ich in Wien so lange habe thätig sein können als Dramaturg und weil ich wirklich in der That ein Wiener Dramaturg geworden bin.

„Nun, meine verehrten Gönner, hierbei gebührt Ihnen selbst, hierbei gebührt den Wienern der Löwenantheil des Lobes. Ich liebe Oesterreich, und ich gedeihe in Oesterreich insbesondere deshalb, weil ich eine künstlerische Luft brauche, und weil der Oesterreicher in hohem Grade künstlerisch begabt ist. Der deutsche Norden blüht durch Wissenschaft, der deutsche Süden blüht durch Kunst, und Wien ist die Hauptstadt des deutschen Südens. Darin liegt der Zauber, der mich hier erquickt und immer wieder, wenn ich's einmal anderswo versuchen wollte, nach Wien zurückgelockt hat. Denn namentlich in der Kunst, welcher ich mich ganz hingegeben, in der dramatischen Kunst, in der kundigen Pflege des Theaters ist und bleibt Wien die deutsche Hauptstadt.

„So erklärt es sich, daß ein Mann wie ich, der aus Politik und Literatur hervorgegangen und endlich in der dramatischen Kunst ganz aufgegangen ist, daß ein solcher Mann in Wien seinen Boden finden konnte, und daß ihm auf der Höhe des Alters eine so rührende Theilnahme entgegenströmen kann. Es ist die uns gemeinschaftliche schöne Kunst, welche in Wien da den Enthusiasmus weckt, wo andere Völkerschaften sich mit wohlerwogener Achtung abfinden.

„So erklärt es sich aber auch, daß mir am späten Geburtstage keine größere Freude bereitet werden konnte, als „taxfrei" Bürger von Wien zu werden und dem Wiener Gemeinderath hier öffentlich Dank sagen zu können für diese Erhöhung. Ich bin kleinbürgerlicher Herkunft, bin Zeit meines Lebens einfach bürgerlicher Gesinnung gewesen, ganz ohne Neigung und Drang für schimmernde Auszeichnung, und ich glaube mein Leben nicht würdiger abschließen zu können, als wenn man mir den frei geschenkten Bürgerbrief der Stadt Wien mitgiebt auf die Reise aus dieser Welt.

„Und so schließe ich denn mit dem Rufe aus voller Seele: Es lebe Wien, es leben die Wiener, es leben die Künstler und Schriftsteller Wiens, sie Alle leben hoch!"

Aus den sonst gesprochenen Toasten sei noch des von dem Mitgliede des Stadttheaters, Herrn Tewele in Reimen ausgebrachten Trinkspruchs Erwähnung gethan, welcher die Versammlung in die heiterste Stimmung versetzte:

„An unserer Tafel, da sitzt ein Greis,
Der sich noch immer zu helfen weiß,
Der, welch' ein Wunder, Director ist
Und seine Böck' auf der Jagd blos schießt,

Und den bei der Kritik blos Eines verstimmt,
Daß sie nicht beim Strakosch Lectionen nimmt!
Wir sehen an ihm ein Beispiel auf Erden:
Man kann's schon erwarten, das Besserwerden.
Man wird hier bei uns mit dem Lorbeer geziert,
Wenn man gesund bleibt, Geduld hat und siebzig Jahre alt wird!
Weit weg von gepriesener Dingel-Stätte,
Auf der einst mißachteten Seilerstätte,*)
Wo früher zu haben war Grünzeug allein,
Kauft sich jetzt das Volk die „Antigone“ ein!
Woher diese Wandlung? Man weiß es ja:
Durch ihn ward das Kraut zur „Athalia“:
Und sieht man statt billigen Rüb'n dort Shakespeare,
Für die ganze Theuerung — kann blos er dafür!
Sie wissen gewiß, daß der Jubilar
In seiner Jugend auch Hauslehrer war.
Kein Wunder, wenn er nun, gewöhnt daran,
Die Martern des Festtages aushalten kann!
Sein Knopfloch ist leer, obwol er g'rad
Ein Kreuz ein großes — mit den Schauspielern hat
Und wenn auch wir Künstler die Gläser erheben
Und freudig rufen: „Wir lassen ihn leben“,
So paßt es im Grund nicht — denn es steht ja fest:
Er ist es ja, der uns leben läßt!
Schlägt man, um zu forschen, den Wurzbach auf,
So kommt man nach fünf, sechs, acht Seiten d'rauf
— Man liest es ja ausführlich Blatt für Blatt —
Daß er eigentlich sehr viel gelitten hat;
Zum Beispiel studirte er Theologie
(Wurzbach verschweigt es wohlweislich: wie?)
Geliebt hat er allerlei Frauenzimmer
(zu Frau Iduna Laube gewendet) — Gnädige Frau —
jetzt thut er das nimmer —
Und mußte nach uraltem Schriftstellerbrauch
Neun Monate sitzen! das konnt' er auch. —
Er war innig befreundet mit Seydelmann,
Mit Tewele ferner — das kömmt später d'ran —
Redigirte die Zeitung für elegante Welt
(Man weiß ja, was er auf Kapute hält)
Und erlebte die Freude hochseltener Art,
Daß er aus Dresden verwiesen ward.**)
Ging später nach Afrika zu den Wilden,
Um sich zum Recensenten auszubilden.
Schrieb „Monaldeschi“ und „Struensee“,
Eilte nach Frankfurt — O Jemine!
Für Deutschlands Einheit zu kämpfen — ach!
Die sich dann verspätete bis zum Sedans-Krach,
Und ward Director der Burg, wo er blieb,
Bengalisch beleuchtete Statthalter schrieb,
Die „Karlsschüler“ gab und doch — sonderbar:
Nie Carl's Schüler als Director war!
Und was er vermag im Dichter-Entdecken,
Wahrhaftig, das ist zum Kritik erschrecken!
In Spanien findet er Geisteslichter,
In Schweden statt Oesen schwedische Dichter,
In England sucht er's, ja man munkelt im Kreis,
Daß er einen türkischen Bauernfeld weiß!
Er ist, und da bleib' ich fest dabei,
Ein Ritter ohne Furcht, jedoch mit Scheu,
Mit dem Freiherrn natürlich, bei dem als Sport
Die edle Kunst gilt und das freie Wort!
Und hätt' er selbst Schwächen, dann seht nur hin,
Solche Kräfte brachte Keiner nach Wien.
Die Gabillon's, Sonnenthal, kurz noch Jeden
(Von mir und der Frank will ich gar nicht reden)
Und säße Lewinsky heut' hier in der Näh',
Wär' Baumeister etwa im Fest-Comité,
Wenn er nicht vor Allen gewesen wär',
Der sie geholt für die Wiener her???
Er ist, hochverehrte Stadttheater-Gründer,
Ein fleißiger Sucher und ehrlicher Finder!
Und was er erfunden, geschrieben, erdacht,
Sogar den „deutschen Krieg“, haben's ihm nachgemacht,
Denn erst als seiner gedruckt war, dann
Ging auch die Befreiung von Deutschland an!
Und solch ein Mann, der so viel erlebt,
Der selber sich gerne nennt: „Alter Knabe“,
Zu dem die Kunst sagt: „Hermann, mein Rabe!“
Der Laube soll leben so lang auf Erden,
Bis wir einen neuen bekommen werden!
Da sind wir Andern (zum Himmel deutend) schon alle dort
Und er, der Laube, lebt noch immer fort!
Hoch, der Jubilar!“

Das Ende des Bankets zog sich bis weit über die Mitternacht hinaus und damit erreichte ein Fest seine Endschaft, wie es in solcher Großartigkeit Wien seit lange nicht gefeiert hat. Nur ein Institut fehlte unter den Glückwünschenden, das doch die meiste Ursache gehabt hätte, den Ehrentag seines achtzehnjährigen Leiters mitzufeiern — das Wiener Burgtheater mit seinem dermaligen Chef, dem Freiherrn von Dingelstädt. Und auch die österreichische Regierung, dünkt uns, hätte wol Notiz nehmen können von einer Feier, welche dem Manne galt, der ein Kunstinstitut, das nicht seines Gleichen hat, so weit die deutsche Zunge klingt, durch unermüdlich eifriges, einsichtsvolles Schaffen und Wirken auf einen künstlerisch-ästhetischen Höhepunkt gebracht hat wie nie zuvor!

*) Das Wiener Stadttheater liegt an der „Seilerstätte“.

**) Trifft nicht ganz zu, wie sich aus Laube's Selbstbiographie ergiebt. Vergl. Wissensch. Beil. Jahrg. 1875, Nr. 87—89.

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von C. A. Regnet.

VIII.*)

Eine Anzahl von Glasschränken, angefüllt mit Buchdruckproben von den ersten Anfängen dieser weltbewegenden Kunst bis auf unsere Tage herab verschafft dem Besucher der Ausstellung Gelegenheit, sich mit den seltensten Drucken bekannt zu machen und der Entwickelung des Buchdruckes durch alle Phasen zu folgen.

Vier Holztafeldrucke aus der Münchener Hof- und Staatsbibliothek machen den Anfang und lassen ersehen, wie der Buchdruck aus dem Holzschnitt herausgewachsen, der nicht blos Bilder mit ein paar erläuternden Worten, sondern auch ganze Tafeln Text lieferte, bis Gutenberg einzelne Buchstaben gesondert in einzelne Holzstöckchen schnitt, um sie in beliebiger Weise zu Worten zu verbinden.

Die Münchener Staatsbibliothek stellte auch das erste gedruckte Buch, Gutenberg's Biblia latina, begonnen 1452, vollendet 1455. Desgleichen das erste in deutscher Sprache gedruckte Buch „Manung der Christenheit wider die Türken“ von 1454. Daran reihen sich die ersten Straßburger, Kölner, Augsburger, Nürnberger, Basler und Münchener Drucke. Die schon 1465 und die folgenden Jahre von Deutschen in Italien und Spanien hergestellten Drucke, wie Lactantius, Rom 1465, Druck von Schweinheim und Pannartz, und die spanische Uebersetzung der Chronik des Eusebius, Salamanca 1507, gedruckt von Hans Gysser von Seligenstadt u. A. lassen ersehen, daß es wiederum Deutsche waren, welche die Erfindung ihres Landsmannes in ferne Länder trugen.

Dann finden wir weiterhin Thomas Syrer's Chronik von Ulm, 1486, des Albertus Magnus Opus de misterio misse, 1473 in Reutlingen gedruckt, weiterhin ein anderer Reutlinger Druck: Boccaccius, der kurcz sin von etlichen frowen, mit Holzschnitten, gedruckt 1473 in Ulm, dann die „Guldin bull kayser Karlss des vierdten“, Ulm 1484 ꝛc.

Hierbei mag die Andeutung erlaubt sein, daß die neue Kunst, so eifrig sie im Süden des Reiches gepflogen ward, doch ihren Weg nach dem Norden verhältnißmäßig langsam zurücklegte. So finden wir in Lübeck die erste Druckerei erst im Jahre 1475, in Leipzig 1482 und Wittenberg gar erst 1525. Fünfundzwanzig Jahre später war aber der Bücherdruck bereits über das ganze civilisirte Europa verbreitet. Gegen 1600 arbeitete bereits in Peking eine von den Je-

*) S. Nr. 75 d. Bl.

suiten dahin gebrachte Presse, die erste, die Asien sah, wogegen Mexico schon 1549 eine solche besaß. Dagegen erhielt Afrika, speciell Kairo, die erste durch Napoleon während seines Feldzuges daselbst 1798 und Australien machte 1801 mit einer in Sidney aufgestellten den Schluß.

Ungemein reich ist die Ausstellung an werthvollen Handschriften auf Pergament und Papier, mit und ohne Miniaturen.

Die Culturgeschichte hat aus den Miniaturen in Missalen, Bibeln, Psaltern, Homilien, Gebet- und mancherlei andern Büchern wissenschaftlichen, dichterischen 2c. Inhalts sich vielfache Belehrung geholt, nachdem frühere Jahrhunderte nicht im Stande gewesen, den reichen Schatz zu heben, da sie dieselben lediglich vom Standpunkte der Kunst ins Auge gefaßt. Sie bieten dem Forscher ein lehrreiches Bild des Privat- wie des öffentlichen Lebens der Periode, in der sie entstanden. Sie zeigen ihm nicht blos Tracht und Waffen sammt hundert Hausgeräthen, sie geben ihm auch einen Blick in die Plätze und Straßen der alten Städte und das Innere der Wohnräume der Höchsten wie der Niedrigsten. Mancher alten Sitte Kenntniß verdanken wir nur den oft künstlerisch wenig werthvollen aber allzeit naiven Miniaturen.

Die Universitätsbibliothek Leipzig stellte u. A. ein jüdisches Andachts- und Gesetzbuch (Machsor) aus dem 13. Jahrhundert aus, die k. Bibliothek Dresden ein interessantes Schußverzeichniß des Herzogs Johann Georg von Sachsen von den Jahren 1611—1650, die Stadt Leipzig ihre Prachtbibeln 2c.; die Stiftskirche Aschaffenburg ein Missale des Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg mit Miniaturen des berühmten Nikol. Glockendon; die Münchener Bibliothek ein lateinisches Gebetbuch mit 47 Miniaturen von Hans Memling (aus der Zeit von 1477—1499), das berühmte Schmuckbuch der Herzogin Anna, Gemahlin Albrecht's V. von Bayern von Hans Mielich, 1552 und die hochinteressanten Bußpsalmen Orlando di Lasso's mit Gemälden von demselben H. Mielich.

Sehr werthvoll sind ferner ein Hausbuch aus dem 15. Jahrhundert und eine „Hedwigslegende" von 1451, beide mit zahlreichen Federzeichnungen. Officieren mag das höchst wichtige Darstellungen der Kriegs- und Befestigungskunst des 15. Jahrhunderts enthaltende Kriegsbuch aus der Bibliothek des Grafen Toerring-Jettenbach manches Neue bieten.

Und noch von einer anderen Seite bieten die zahlreichen Manuscripte und Bücherdrucke des Belehrenden viel.

Wir haben in anderen Abtheilungen der Ausstellung bereits die ältesten Büchereinbände in Elfenbeintafeln und mit edlem Metall überzogenen Holzplatten kennen gelernt. Die Pflege der Wissenschaften, welche seit dem 14. Jahrhunderte in Italien eingetreten, kam auch der Buchbinderei zu statten und die Buchbinder waren bereits 1433 in Nürnberg so zahlreich, daß sie zu einer eigenen Zunft zusammentreten konnten. Ihr Ansehen ward begreiflicher Weise ebenso wie deren Zahl durch die Erfindung des Buchdruckes gesteigert. Die Holzdeckel der Bücher erhielten werthvolle Verkleidungen aus Sammt und zierlichen und kostbaren Metallbeschlag an den Ecken, nicht minder solche Klammern zum Zusammenhalten der Blätter. Bald fand neben dem Sammt mehr oder minder reich gepreßtes Leder Verwendung und errang schließlich die Alleinherrschaft. Um 1550 finden wir solche Ledereinbände nicht blos mit Goldpressung, sondern auch mit Farbe decorirt. Das 17. Jahrhundert brachte eine principielle Neuerung, indem an die Stelle der Holzdeckel Pappendeckel traten, die mit Leder, Fischhaut und schließlich auch mit Papier überzogen wurden.

Sachsen hat auch nach dieser Richtung hin werthvolle Beiträge geleistet. So schickte die Stadt Leipzig eine Bibel in Prachtband mit Crucifix und vergoldetem Silberbeschläge von 1542, die Dresdener Bibliothek einen Katechismus von 1591 in braunem Ledereinband mit Goldpressung, eine Bibel von 1679 in prachtvollem Messingband mit Namenschiffre und Wappen des Kurfürsten, ein Exemplar von Bachmann's Centuriae exercitationum theologicarum von 1597 in farbigem Lederband, das Hohe Lied Salamonis von Gerhard von 1631 in Prachtlederband mit dem Portrait des Herzogs Johann Georg von Sachsen und dem sächsischen Wappen.

Höchst beachtenswerth erweisen sich auch die Einbände des von I. k. und k. Hoh. der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen eingesendeten Notizbuches, gravirte Arbeit aus Nürnberg, 16. Jahrhundert, und das von ihrem hohen Gemahl ausgestellte Gebetbuch des Markgrafen Albrecht's von Preußen, Sammtband mit Medaillon und schönen Eckverzierungen, der Silbereinband von Osiander's „Ganzer evangel. Historie," Nürnberger Arbeit des 16. Jahrhunderts, eine Wittenberger Bibel von 1603 mit farbigem Pracht-Einband und ausgezeichnet schönem Schnitte (aus der Berliner Bibliothek), mehrere Bände aus der berühmten Silberbibliothek des Herzogs Albrecht von Preußen, 16. Jahrhundert, aus der Königsberger Bibliothek; ein schöner Schweinslederband von Heinrich Stainer in Augsburg 2c.

Musikfreunde finden eine reiche Auswahl deutscher Musikdrucke vom Jahre 1493 bis auf unsere Tage herab, in der außer dem Typendruck auch der Kupfer-, Stein- und Zinkdruck vertreten ist.

Auch zur Ausstattung des Cabinets 10 hat Sachsen sein reichlich Theil beigetragen.

Da finden wir u. A. einen großen Altarschrein und einen kleinen Flügelaltar aus St. Annaberg (um 1537) und ein reizendes Altärchen des Herrn O. Wesendonk in Dresden, eine Anbetung der Könige und Flucht nach Aegypten aus der Kirche Buchholz (16. Jahrh.), ein männliches Portrait von H. Holbein aus der Sammlung des Herrn Grafen Schall-Riacour in Gaußig bei Bautzen; ein anderes männliches Portrait von demselben Meister, Eigenthum des Herrn Otto Wesendonk in Dresden; eine Ehebrecherin von Lucas Kranach, Eigenthum der Kirche St. Annaberg; ein großer Altar (16. Jahrh.) aus der Kirche Buchholz 2c.

Vom Standpunkte der Culturgeschichte nicht minder interessant als von dem der Kunst stellt sich ein Bild von Lucas Kranach dar, das den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen als Herkules verkleidet mit dem Spinnrocken unter seinen Hofdamen zeigt.

Verhältnißmäßig am schwächsten erscheint die alte Glasmalerei vertreten und zwar sowol der Zahl als der Bedeutung nach. Nur ein einziges der ausgestellten Glasgemälde datirt vom Ende des 15. Jahrhunderts, alle anderen gehören dem 16. Jahrhundert an. Und doch ward die edle Kunst des Glasmalens schon im 11. Jahrhunderte ausgeübt.

Zwar schildern schon Schriftsteller des 4. und 5. Jahrhunderts in begeisterten Worten den wunderbaren Eindruck der farbigen Kirchfenster und vergleichen die funkende Poesie derselben mit dem Anblick einer blumenreichen Frühlingswiese. Aber wir würden weit fehl gehen, wenn wir dabei an Glasgemälde im eigentlichen Sinne des Wortes dächten. Was jene Männer priesen, war nichts weiter als eine aus farbigen Glasstückchen gebildete Mosaik, die ihr Vorbild in der alten römischen Mosaik hatte, mit der Wände und Fußboden bedeckt waren. Der Unterschied bestand in der Hauptsache nur darin, daß die alte Mosaik undurchsichtig, die neue dagegen durchsichtig war. Das 7. und 8. Jahrhundert sahen diese Technik bereits namhaft erweitert und im letztgenannten geschah noch ein großer Schritt dadurch, daß man in farbloses Glas verschiedene Farben einbrennen lernte. Bis zum 12. Jahrhundert kannte man aber nur rothes, blaues, gelbes und flaschengrünes (ordinaires) Glas, nun kam noch purpur-

farbenes und grünes hinzu. Hatte man erst die kleinen farbigen Glasstückchen in die Steinumfassung der Fenster eingesetzt und war so an deren Form gebunden gewesen, so verdrängte die Erfindung des schmiegsamen Glaserbleis im 10. Jahrhundert die bisherige Behandlung und bezeichnet so einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der monumentalen Kunstverglasung. Im 11. Jahrhunderte lernte man mit dem Pinsel auf Glas malen, hatte aber nur eine einzige, schwarze, Farbe, das sog. Schwarzloth zu diesem Zwecke.

Das 13. Jahrhundert brachte die sog. Grisaille, Ornamente auf grauem Grunde, dadurch entstanden, daß die Karthäuser in ihren Kirchen keine farbigen Bilder haben durften. Sie gewann durch im folgenden Jahrhundert gemachte Erfindung des goldgelb erscheinenden eingebrannten metallischen Silbers eine außerordentliche Förderung. Das 14. Jahrhundert war es auch, das in Deutschland die Glasmalerei in die Profanarchitektur einführte, nachdem es in Frankreich schon ein Jahrhundert vorher geschehen war; das 15. endlich erfand das farbige Ueberfangglas, d. h. die Verbindung farbloser Gläser mit farbigen, wodurch das Herausschleifen der Ueberfangmäße zur Erzielung hellerer Töne oder auch der ganzen gefärbten Glasschichte möglich ward. Das 16. Jahrhundert brachte die Schablone in Anwendung und den Glaserdiamant. Das 17. Jahrhundert aber sah die edle Kunst immer mehr und mehr sinken, wozu die Kriegsstürme und die Geheimnißthuerei der Glasmaler gleichmäßig beitrugen. Da gebar das 18. Jahrhundert in Sigmund Frank den Wieder-Erfinder der edlen alten Kunst.

— Nora. Eine Charakterstudie aus der deutschen Gesellschaft von Karl Detlef. 2 Bände. Dritte Auflage. Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger, 1876. — Ein Roman, der in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt, gehört in Deutschland, wo man übelangebrachtermaßen Romane bekanntlich nicht zu kaufen, sondern aus der Leihbibliothek zu lesen pflegt, zu jenen Erscheinungen, deren sich selbst unsere namhaftesten Romanschriftsteller auch bei ihren besten Werken nur in seltenen Ausnahmefällen rühmen konnten. Wird diese Gunst des Geschicks einer Arbeit zu theil, welche von einer Schriftstellerin herrührt, die, so Bedeutsames sie auch bereits geleistet, doch, menschlicher Berechnung nach, noch nicht den Höhepunkt ihrer geistigen Schaffungskraft erreicht hatte, als sie unlängst vorzeitig aus dem Leben schied, so liegt darin wol der vollgiltigste Beweis für den hohen, gewöhnliche Alltagsleistung weit hinter sich lassenden Werth dieser Arbeit überhaupt. Und in der That hat die unter dem Pseudonym Karl Detlef in die Oeffentlichkeit getretene, frühvollendete Verfasserin mit ihrer „Nora" die deutsche Romanliteratur um eines ihrer besten, gehaltvollsten und sinnigsten Werke bereichert, das alle Aussicht hat, sich dauernd in der Gunst des Publicums zu erhalten. Was Detlef's „Nora" einen so besonders hohen Reiz verleiht, das ist die tiefe innere Wahrheit, welche den Grundzug ihrer Romangeschichte bildet, der Griff ins volle Menschenleben, den sie mit Schaffung der darin handelnd auftretenden Charaktere gethan hat. Der Roman spielt in den ersten Gesellschaftskreisen der Gegenwart und giebt ein, wenn auch nichts weniger als geschmeicheltes, so doch auch keineswegs mit einseitiger Voreingenommenheit gezeichnetes Spiegelbild derselben.

— Von dem neuesten, verdiente Anerkennung findenden Roman des so schnell zu Ruf und Ansehen unter den Romanschreibern der Gegenwart gelangten amerikanischen Schriftstellers Bret Harte: Gabriel Conroy ist im Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart eine von Udo Brachvogel verdeutschte autorisirte Uebersetzung erschienen, auf welche wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser zu lenken umsomehr uns berufen fühlen, als diese Uebersetzung sich nicht allein durch Correctheit des Ausdrucks, sondern auch durch gefällige Sprache und verständnißvolles Eingehen auf die Eigenart des Verfassers des Originals besonders rühmlich bemerkbar macht. Gegenüber der Erfahrung, daß seit Einführung des Uebersetzungsrechtschutzes in unsre Urheberrechtsgesetzgebung der deutsche Büchermarkt mit einer Menge höchst mangelhafter Uebersetzungen überschwemmt wird, weil der deutsche Verleger es meist am Platze findet, die vom Verfasser erworbene autorisirte Uebersetzung an den Mindestfordernden zu verdingen, muß es als eine erfreuliche, der Firma Eduard Hallberger zu besonderer Ehre gereichende Ausnahme verzeichnet werden, daß die genannte Firma für die Uebersetzung des neuesten Romanes von Bret Harte eine namhafte literarische Capacität gewonnen hat. In „Gabriel Conroy" hat Bret Harte seinen ersten großen Roman dem Publicum vorgeführt, der gleich den meisten seiner früheren novellistischen Arbeiten in Californien spielt und ein Bild des dortigen Lebens in seinen verschiedenen Verzweigungen, Strömungen und Stimmungen von tiefergreifender Großartigkeit und Wahrheitstreue giebt. Udo Brachvogel hat seiner Uebersetzung eine sehr dankenswerthe kurze Lebens- und Charakterskizze Bret Harte's vorangeschickt, der gegenwärtig erst im siebenunddreißigsten Lebensjahre steht, also menschlicher Berechnung nach uns noch mit reichen Spenden seiner geistigen Schöpfungskraft erfreuen wird.

Leipziger Oper. Verdi's bereits vielbesprochene Oper Aïda ist nach ihrem Erscheinen auf deutschen Bühnen von verschiedenen Beurtheilern als ein bedeutungsvoller Fortschritt im Schaffen des italienischen Componisten bezeichnet worden, weil derselbe in diesem Werke eifriges Streben nach dramatischer Wahrheit und vielfach Annäherung an die Ausdrucksweise deutscher Dramatiker offenbare, Frivolitäten und Effecthascherei aber fast ganz vermeide und sich befleißige, in allen Situationen als Vertreter einer edlen Richtung zu erscheinen. Abgesehen von den ganz übertriebenen Lobpreisungen fanatischer Anhänger des Italieners, welche in den Gedanken des Aïda-Componisten eine solche Tiefe der Conception, einen so großen Reichthum der Melodik, eine so wunderbare Schönheit in der scenischen Anordnung fanden, daß alle dramatische Musik der deutschen Tonsetzer in der Jetztzeit vor jener Farbenpracht des Italieners nach ihrer Ansicht hätte zurückweichen müssen, kann man doch auch die Anerkennung der einsichtsvollen Kritik nur bedingungsweise zugeben, wenn man das Verhältniß Verdi's zu der deutschen Tondichtkunst ins Auge faßt. Gewiß darf man sich nicht abwehrend gegen das Streben des Italieners verhalten, welcher aus innerem Drange eine Gleichberechtigung mit der deutschen Dramatik für sein Werk zu erringen suchte; im Gegentheil wird man sich freuen, daß der erste dramatische Tonsetzer Italiens dem deutschen Tonwesen eine solche Huldigung darbringt. Mit dieser Huldigung tritt er aber in ein durchaus allenthalben secundaires Verhältniß ein, während er früher mit seinen allerdings oft sehr materiellen, aber doch auch häufig ganz originellen Tonschöpfungen eine gesonderte Stellung und nationale Eigenthümlichkeit behauptete. Auch in seinen früheren Werken ist Verdi in der Harmoniefolge und Stimmführung correcter und accurater als die meisten seiner Landsleute; niemals hat er sich solcher Nachlässigkeiten schuldig gemacht, wie man dieselben zum Beispiel bei dem genialen Rossini findet. Mit noch bei weitem größerer Sorgfalt hat er natürlich die einzelnen Musikstücke in der Oper Aïda behandelt und die Harmonik ausgefeilt, so daß man unbedingt die Accuratesse und Feinheit der Conception uneingeschränkt anerkennen darf. Dennoch bleibt aber sein Styl homophon und nirgends bemerkt man

eine wirklich polyphone Bewegung innerhalb der harmonischen Folge. Aus dieser homophonen Fortbewegung des Ganzen erkennt man ganz deutlich, daß Verdi's Schule mit der früheren Erziehung der Neapolitaner nur wenige gemeinsame Momente aufzuweisen hat, daß sie vielmehr einen außerordentlichen Rückgang gegenüber der Ausbildung jener Schüler des großen Alessandro Scarlatti wahrnehmen läßt, und zugleich zeigt, wie es Verdi nicht vermochte, der Verflachung vollständig gegenüberzutreten, welche nach dem schon im 18. Jahrhundert bemerkbaren Sinken der neapolitanischen Akademie dem ganzen Erfindungsgeiste der italienischen Dramatik die Tiefe und Macht der musikalischen Bewegung raubte. Genialitäten Rossini's, originelle Eingebungen Verdi's vermochten das lecke Schiff nicht mehr in stolzer Fahrt auf die wogende See zu führen; nur vorübergehend glänzte im Sonnenlichte des Genius das reizende Boot Rossini's, und in schillernden Farben die buntgeschmückte Barke Verdi's auf dem unendlichen Meere, getragen von den Wellen und Strömungen der Zeit. In Deutschland aber hielt man Wacht, daß die Kunstgröße, zu welcher Italien den Impuls gegeben hatte, nicht untergehe, sondern daß alle auch durch die Franzosen im 18. Jahrhundert gewonnenen Errungenschaften im dramatischen Ausdruck zu vollster Entfaltung gelangen konnten und diese Bedeutung in der musikalisch-dramatischen Kunst verdanken die Deutschen hauptsächlich dem polyphon-symphonischen Styl, dessen Ausbildung nur durch die Weiterentwickelung der von den Italienern zuerst gepflegten contrapunktischen Formen erreicht werden konnte. Nach dem Vorgang eines Mozart und Beethoven konnten die neueren Meister das symphonische Element nicht ganz vernachlässigen; sie waren aber nicht in dem Maße Beherrscher der contrapunktischen Gestaltung und aus diesem Grunde erreichten sie — ganz abgesehen von dem angeborenen Talent — auch bezüglich der Form an sich nicht jene Höhe, wie die eben Genannten. Auch Richard Wagner kann die symphonisch-contrapunktische Form nicht entbehren, wo er im Ensemble wirksam erscheinen will und daß er dieselbe in seiner ihm eigenthümlichen Weise bedeutend verwerthet hat, beweisen z. B. die Ensemblesätze der Meistersinger, deren Factur jedem Einsichtsvollen sofort das deutsche Princip offenbart. Bei einigermaßen vernünftiger Leitung lernt hier das Kind schon spielend das contrapunktische Element kennen, es nimmt dasselbe am Clavier zuerst in der leichtesten Fassung entgegen und gewinnt nach und nach die Fähigkeit zur Auffassung complicirterer Gestaltungen, während die weniger zur Vielstimmigkeit hindrängende italienische Erziehung schon seit mehr als einem Jahrhundert an der einfachen Gesangsmonodie mit simpler Accordbegleitung hinreichende Befriedigung fand. Verdi ist eben nicht nach deutscher Art musikalisch erzogen; um so mehr darf man anerkennen, daß er sich doch in der Accordfolge vor Nachlässigkeiten und incorrectem Wesen fernhält. Polyphone Größe ist ihm aber unerreichbar geblieben, weil er in der Jugend die hierzu nöthige Satzfertigkeit nicht erlangte. Jetzt im Alter ist es, wie die fugirten Anfänge einzelner Sätze in seinem Requiem und in Aida bezeugen, auch nur bei den Anfängen geblieben, eine Durchführung aber niemals wirklich erreicht worden. Aus diesem Grunde ist es nun eigentlich bedauerlich, daß Verdi seine Originalität in Aida vielfach aufgegeben hat und recht oft als Nachahmer Wagner's, sowie auch anderer Meister erscheint. Weil er nicht im Zusammenführen der Stimmen bei mehrstimmigen Sätzen die polyphone Selbständigkeit erlangte und weil er nicht im instrumentalen Element die Herrschaft über die contrapunktische Mehrstimmigkeit gewann, vermochte er auch nicht einen eigenen Styl zu produciren, als er versuchte, sich im dramatisch-symphonischen Gebiet zu bewegen; er mußte die deutschen Vorbilder, namentlich Richard Wagner's Werke als Stützen nehmen, um in der ihm ungewohnten Region nicht ganz den Halt und die Richtung zu verlieren. Mit der ihm angeborenen Leichtigkeit im Moduliren und mit dem ihm eigenen Farbensinn vollbrachte er schließlich die That, welche eine Wandlung in seinem Schaffen documentirt. Ob diese Wandlung seiner historischen Position günstig ist, möchte ich bezweifeln. Denn die Achtung vor dem Streben kann nicht stärker sein, als das Bedauern der Thatsache, daß aus einem kräftigen, wenn auch zuweilen sehr materiell sich offenbarenden originellen Tonsetzer ein Nachahmer geworden ist, der sogar nicht selten die ihm von der Natur geschenkte eigenthümliche Melodik aufgiebt, nur um dramatisch im deutschen Sinne zu erscheinen. Eine solche Erscheinung, welche so absichtsvoll dem Unbefangenen entgegentritt, verfehlt im Ganzen auch ihre Wirkung. Einzelnheiten der schmuckvollen Umkleidung aber, sowie verschiedene interessante Färbungen verdienen entschieden die Theilnahme des Publicums, welche man an den besonders gelungenen Stellen des Werkes wahrnehmen konnte. Geschickt concipirt sind namentlich die an Wagner's Lohengrin-Vorspiel erinnernde Orchester-Introduction, ferner die Tenorromanze des Radames, in deren Einleitung die Mischung der Blechinstrumente eigenthümlich erscheint, sodann die Tempelscene, in welcher Aida den Geliebten zur Flucht bewegen will und ihm das Geheimniß über die Stellung der Soldaten gegen ihre Landsleute entlockt, nachdem ihr Vater die Vaterlandsliebe bis zum Fanatismus erregt hatte, endlich alle Balletnummern, welche Verdi entschieden mit großem Glück componirte. Die Balletnummern mit ihren bestimmten und doch originellen rhythmischen Formen sind der innersten Natur des italienischen Meisters entquollen und wirken deshalb auch auf den Musiker unmittelbarer, als jene ariosen Sätze mit declamatorischen Dehnungen, zu welchen die Natur des Tonsetzers gewiß förmlich gezwungen worden ist.

Die Inscenesetzung des Werkes war eine sehr achtungswerthe und ließ unzweideutig erkennen, daß Herr Dr. Förster Geldopfer nicht gescheut hat, um die Ausstattung und das Arrangement in glänzender Weise herzustellen. Bei Gelegenheit werde ich noch einmal auf diese prachtvolle Ausstattung zurückkommen, da sie unbestreitbar in dieser Hinsicht zu dem Glänzendsten gehört, was in unserem Theater den Augen der Zuschauer geboten worden ist. Gegenwärtig will ich nur besonders hervorheben: die vortrefflichen Einrichtungen der Regie, die geradezu mustergiltige Direction des Herrn Capellmeister Sucher, welcher bereits Reinheit der Intonation im Ensemble, sehr gute Gesammtwirkungen und die Beseitigung der früher scharf gerügten Fehler erzielt hat, endlich das charakteristische Spiel und die stimmliche Begabung des Baritonisten Herrn Schelper (Amonasro, König der Aethiopier), die glänzende Höhe des Tenoristen Herrn Perotti (Radames), das kräftige Organ des Baritonisten Herrn Lißmann (König von Aegypten), die glückliche Auffassung der Sopranistin Frl. Parsch, deren Durchführung der Aida nur zuweilen erkennen ließ, daß ihr die Partie nicht ganz günstig liegt, und das Streben des Frl. Bernstein, einer gewiß recht anerkennenswerth vorbereiteten Theatersängerin, deren Mittel und Ausbildung den Leipziger Anforderungen allerdings noch nicht vollkommen entsprechen. Die vorzügliche Leistung des Herrn Reß in der Rolle des Oberpriesters und die gute Mitwirkung des Herrn Bielke, sowie der Damen Frl. Stürmer, Frl. Löwy, Frl. Baldamus dürfen schon jetzt nicht übergangen werden, obwol ich die Absicht habe, die Details der Aufführung noch einmal eingehender zu würdigen. Jedenfalls ist Aida trotz aller Schwächen eine sehr anstandsvolle, noble Novität, für deren Vorführung das Publicum der Direction zum Danke verpflichtet ist, während ich der Pariser Operette Angot von Lecocq, deren Werth in der Zeit der Messe gewiß sehr verschiedenartig abgeschätzt wird, gar keinen Geschmack abgewinnen konnte. Dennoch werde ich auch diese vom Humor so dürftig genährte Pflanze in meinem nächsten Bericht nicht übergehen. Oscar Paul

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 78. Donnerstag, den 28. September. 1876.

Römische Briefe.

III.*)

Das Fremdenleben in Rom.

Rom ist während der Fremdensaison, d. h. von Weihnachten bis Ostern, ein großes Hôtel, denn, mit Ausnahme der Paläste, in denen die hohe Aristokratie ihr abgeschlossenes Leben führt, findet man selten ein Haus, im welchem während dieser Zeit nicht einzelne Zimmer oder ganze Appartements an Fremde vermiethet werden, gerade wie in Leipzig in der innern Stadt während den Hauptmessen. Während jedoch in Leipzig der aus dem Fremdenbesuch erwachsende Gewinn nur für einzelne Classen der Bevölkerung eine willkommene Nebeneinnahme bildet, die den hohen Miethpreis leichter erträglich macht, ist er in Rom so ziemlich die einzige Erwerbsquelle, aus der Handel und Industrie in allen Zweigen ihre Nahrung schöpfen. Eine Saison ohne Fremde ist daher für Rom gleich bedeutend wie für den Landmann ein Jahr ohne jede Ernte. Diesen Umstand hat das leichtlebige Völkchen nicht in Betracht gezogen, als es dem rè galantuomo zujubelte bei seinem Einzug in die Hauptstadt der katholischen Welt, denn mit diesem Einzug war die Hauptader des Fremdenstroms unterbunden worden, und dem kurzen Freiheitsrausch folgte deshalb gar bald ein bitterböser, scheinbar unheilbarer Katzenjammer. Zum besseren Verständniß dieses Satzes diene nur das folgende Beispiel. Bis 1870, also bis zum Einzug Victor Emanuel's, sah Rom schon seit Jahrhunderten jede Osterwoche 50—60,000 Fremde zu seinen Thoren hereinströmen und an den großartigen Feierlichkeiten theilnehmen, die von dem Oberhaupte der katholischen Christenheit ausgeübt wurden; seit 1870 nun sind diese Feierlichkeiten eingestellt, wenigstens die Oeffentlichkeit derselben, und die Zahl der Fremden, die während der gleichen Zeit nach Rom kommt, ist von 50—60,000 auf 5—600 gesunken; was das aber für eine Stadt bedeutet, die fast ausschließlich von den Fremden leben muß, das bedarf wol keiner weiteren Auseinandersetzung. Zu dem kommt noch der Umstand, daß der Fremdenzufluß nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ abgenommen hat. Dank der Eisenbahn, kommen jetzt wol alljährlich Tausende nach Rom, die früher nie hingekommen wären; darunter aber befindet sich ein großer Theil Modereisender, die Alles im Fluge ansehen und weiter ziehen, ohne weitern Zweck als um sagen zu können: wir sind auch da und da gewesen; von solchen Leuten ziehen nicht einmal die Wirthe großen Nutzen, Handel und Industrie gar keinen. Viele Andere wieder kommen nach Rom und verleben einige Wintermonate da, weil eben das Leben daselbst angenehm und trotz aller Vertheuerung gegen früher doch noch viel billiger ist, als in den größeren Städten des Nordens, aber auch diese Leute machen natürlich das Kraut nicht fett. Früher dagegen kamen nach Rom nur Fremde, die entweder an den Schätzen von Kunst und Wissenschaft, die dort aufgehäuft sind, Geist und Herz erweitern wollten, oder solche, die als gläubige Katholiken nach der Hauptstadt der katholischen Welt, zu dem Grabe des Apostelfürsten wallfahrteten, und das war weitaus der größte Theil. Wie aber selbst der ärmste Pilger am unbedeutendsten Wallfahrtsort nach seinen Verhältnissen einige auf den Ort selbst bezügliche Gegenstände kauft, um sie als Andenken an die Wallfahrt nach Hause zu bringen und seinen Angehörigen eine Freude zu machen, so war es auch in Rom, diesem Wallfahrtsorte der reichen Katholiken der ganzen Welt; darauf war die ganze Industrie und aller Handel in Rom basirt; diese Basis ist ihm nun genommen und der Verfall dadurch bedingt.

Doch wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit, dieses alte Sprüchwort läßt sich auch auf die heutigen Römer anwenden. Denn nicht genug, daß sie sich selbst die Hauptader an ihrer Lebensquelle unterbunden haben, indem sie den Piemontesen jubelnd ihre Thore und Arme öffneten, verderben sie sich auch noch das Wenige, was ihnen geblieben. Auf der einen Seite klagen sie über schlechten Geschäftsgang wegen Mangel an Fremden, und auf der anderen Seite verhöhnen sie diejenigen Fremden, die ihnen allein noch etwas einbringen, nämlich die Pilger. Kämen nicht immer noch die Tausende von Pilgern nach St. Peter und dem Vatican, so sähe es in Rom noch viel elender aus, als es schon aussieht. Nur Diejenigen, die da glauben, die Freiheit für sich allein in Pacht zu haben, können es daher tadeln, wenn die clericale Partei in Rom dafür Sorge trägt, daß diese Pilger nur bei gutgesinnten Wirthen einkehren und nur bei gutgesinnten Kaufleuten ihre Einkäufe besorgen; sie haben das Recht dazu, und von diesem Rechte machen sie auch einen gut organisirten Gebrauch. Daß der anderen Partei dasselbe Recht nichts nützt, hat diese selbst verschuldet.

Da ich schon in einem früheren Artikel mich ausführlich über die Pilger ausgelassen habe, will ich hier nicht weiter mehr auf dieses Thema zurückkommen, sondern noch einen Blick auf die andern Fremdenelemente werfen, wie ich sie hier den ganzen Winter zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein ziemlich starkes Contingent liefert dazu Norddeutschland, speciell Preußen. Da kann man denn recht eigenthümliche Beobachtungen machen, angenehme wie unangenehme. Zu den ersteren rechne ich die, daß hier das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das deutsche Nationalbewußtsein so recht prägnant zum Vorschein kommt. Nimmt man da eine Fremdenliste zur Hand, so sieht man auf den ersten Blick schon aus den Namen, daß da Deutsche aus allen Gauen darunter sind und dennoch steht mit wenigen Ausnahmen unter der Rubrik „Nationalität" überall Alemagna oder Germania. Die Ausnahmen aber gehören alle ausschließlich einem deutschen Volksstamme an und bilden daher einen interessanten Beitrag zu der Geschichte des Particularismus, den ich schon

*) Vergl. Nr. 41 d. Bl.

jenen Herren in Ihrer Nähe zu lieb hier anführen muß, die mit dem Schlagwort Particularismus Alles niederdonnern, was in der Heimath aus Liebe und Verehrung für das angestammte Herrscherhaus geschieht. Das wahre Nationalbewußtsein tritt erst im Auslande recht zu Tage. Das einfache Fremdenblatt hier sagt mir viel deutlicher, wo ich dasselbe suchen muß, als alle schönen Phrasen auf der Tribüne und in den Zeitungen. Nun gut, hier habe ich die Fremdenlisten vom ganzen Winter vor mir, ich finde manchen guten Sachsennamen darauf, aber unter der ganzen Rubrik Nationalität finde ich nicht ein einziges Mal das Wort Sassonia, sondern überall hinter diesen Namen steht Germania oder Alemagna und NB. wie man sich einschreibt, so wird es auch gedruckt. Wie mit Sachsen, so ist es mit Bayern, Württemberg 2c., aber überall auf allen Blättern finde ich zwischen Germania und Alemagna noch eine dritte Nationalität unter dem Namen Prussia, als ob die mit der Germania gar nichts zu thun hätte. Das ist wol nun kein Particularismus! Da steht z. B. Ebers, Professor, Germania und De Decker, Gustav, Prussia, doch halt, das ist falsch, Decker hat nicht geschrieben Prussia, sondern er hat seine preußische Nationalität in der Sprache des verkommenen Erbfeindes ausgedrückt, denn es steht da „Prusse".

Hier aber ist ein von Schulze aus Prussia und da ein Andritschki aus Germania u. s. w. Wer noch ein Wenig an selbsteigenes Denken gewöhnt ist, der stößt im Leben oft auf Erscheinungen, an denen der große Hause achtungslos vorüber geht und die doch trotz ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit jene Trugbilder zerstören, von denen sich der leider nur zu große Haufen derer blenden läßt, die dem eigenen Denken das Beziehen des fertigen Gedankenfabrikates vorziehen. Zu den unangenehmen Beobachtungen, die man hier machen kann, zähle ich dann u. a. die, daß es leider viele Deutsche giebt, die da ihrem neuerwachten Nationalbewußtsein dadurch den richtigen Ausdruck zu geben glauben, wenn sie den deutschen Namen seines schönsten Nimbus entkleiden, den der Friedensliebe, indem sie mit Renommistereien à la Emil Girardin für Deutschland oder auch blos für die Prussia die ganze Welt und noch ein Haus erobern wollen. Diese Leute scheinen der Meinung zu sein, die Haupterrungenschaft von 1870/71 sei die Berechtigung, die vorsedanliche Großmäuligkeit der Franzosen nicht nur zu copiren, sondern womöglich noch zu überbieten. Solche Leute sollte man eher in das Narrenhaus schicken als ins Ausland, denn sie bringen Deutschland in schlechten Ruf, indem sie durch ihre Renommistereien den Fremden zu dem Glauben bringen, es sei Volkscharakter, was blos Großprahlerei zu persönlichen Zwecken einzelner Individuen ist. Gott sei Dank, hat denn doch der Kern des deutschen Volkes mit diesen Leuten noch keinerlei Identität, dieser ist noch unberührt von dem Gifthauche der nationalen Renommisterei.

Neben den Deutschen sind es dann noch hauptsächlich Russen und Engländer, die während der Saison die römischen Hotels vor gänzlicher Geschäftslosigkeit bewahren. Die Letzteren sind aber auch lange nicht mehr so zahlreich vertreten wie früher, namentlich der hohe, englische Adel, der früher so viel Geld in Rom ließ, fehlt heute fast ganz. Einestheils der strenge Gerechtigkeitssinn, welcher die Usurpation verabscheut, anderntheils der puritanische Geist des vornehmen Albion, hält diese Herrschaften vom frivolen, modernen Rom fern. An ihrer Stelle erscheinen jetzt allerdings mehr Engländer von jener Sorte, wie wir sie auf dem ganzen Continent zur Genüge kennen, namentlich in Deutschland und der Schweiz. Nach englischen Begriffen wohlhabende „Gevatter Schneider und Handschuhmacher", deren Hauptreisezweck darin besteht, auf dem Continent billiger zu leben und mehr zu gelten als zu Hause. Daß aber dieser Tausch für Rom kein günstiger ist, versteht sich von selbst.

Das Leben und Treiben all dieser Fremden während ihres kürzeren oder längeren Aufenthaltes in Rom ist verhältnißmäßig dasselbe, wie in jeder anderen großen Stadt, die mehr oder weniger Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat. Nur ist Rom eben auch darin unvergleichlich mit seiner Reichhaltigkeit an Schätzen der Kunst in allen ihren Zweigen, von denen der Wissenschaft gar nicht zu reden, denn diese werden von dem großen Reisepublicum wenig beachtet, höchstens daß es vorschriftsmäßig nach irgend einem Bädeker die riesigen Bibliotheksäle durchschreitet und die Quantität der sichtbaren Buchrücken bewundert. Ungeachtet nun aber in Rom die Sehenswürdigkeiten unvergleichlich groß sowol nach Zahl als nach Werth sind, bringt es doch jeder Bädeker fertig, daß man dieselben in 8 Tagen sehen, richtiger, übersehen kann. Was man da für einen Genuß haben kann, begreife ich freilich nicht, es müßte denn sein, daß ich eine außergewöhnlich schwache Fassungsgabe habe, denn ich muß gestehen, daß ein Dutzend Besuche allein im vaticanischen Museum mir wol unendlichen Genuß aber noch keineswegs Sättigung und Erschöpfung aller Gegenstände eingebracht haben. Alles in acht, womöglich in noch weniger Tagen zu besuchen, das ist der Hauptzweck eines großen Theiles der heutigen Romreisenden, man hat ja seinen Bädeker, worin man vor- oder nachher lesen kann, was bei jeder historischen Stätte, in jedem Museum oder in den Kirchen zu sehen ist, und da man einmal da war, so kann man dann auch mitsprechen, man braucht nur immer wieder im Bädeker nachzusehen. Freilich giebt's es auch heute noch immer eine bedeutende Zahl von Jüngern der Kunst und Wissenschaft aus aller Herren Länder, die sich für längere Zeit in Rom niederlassen, um aus dem reichsten Born Erquickung und Labung zu schöpfen, aber diese kann man nicht zu den Fremden im vorliegenden Sinne rechnen, diese treiben es mit wenigen Ausnahmen, wie oben beschrieben. Man muß da nur auf einer recht classischen Stelle weilen und sich in ernste Betrachtungen versunken stundenlang aufhalten, z. B. auf dem Forum Romanum, da sieht man, wie der große Hause an solchen Stätten vorbei geht; da wird einfach im Bädeker nachgesehen: wie heißt das? sobald dies ermittelt, wirft man einen Blick über das Ganze und weiter geht der Weg, um in den wenigen Stunden, die der kurze Wintertag erlaubt, möglichst viel auf gleiche Weise zu sehen, einige Stunden nimmt ja ohnehin auch noch das Hotel in Anspruch.

Ueber diese Letzteren wollen wir nun auch noch ein Wörtchen reden. Im Allgemeinen kann man bei den römischen Hotels weder über Preise noch Bedienung viel klagen, in dieser Beziehung ist es so ziemlich dasselbe wie in der Schweiz. Da wie dort giebt es natürlich auch schlechte, gute und bessere. Rathsam ist es deshalb durchaus nicht, daß der Fremde gleich im ersten besten Hotel absteige, weniger weil er befürchten müßte, ein Opfer zu hoher Preise von Seiten des Wirthes zu werden, als ein Opfer des Portiers oder irgend eines Ablatus desselben. Darin besteht nämlich in Rom wie in vielen Hotels anderer großer Städte ein arger Uebelstand, nicht der Wirth hat den größten Vortheil von dem Gaste, sondern das Gesinde, vorab der Portier, weil der Wirth zu unpraktisch oder zu nachlässig ist, die Gäste vor Prellereien durch diese Leute zu schützen. Meistens kommt das natürlich bei Reisenden vor, die unerfahren im Reisen überhaupt sind und dann auch noch nicht das Geringste von der Landessprache verstehen. Diese glauben sich glücklich, wenn sie in einem Hotel absteigen, wo der Portier sie in ihrer Muttersprache anredet. Wenn sie dann einige Zeit dort bleiben, haben sie gewöhnlich beim Fortgehen alle Ursache zu sagen: „Theure Muttersprache." Solch ein Portier hat stets irgend einen Ablatus bei der Hand, der als Commissionair oder Cicerone empfohlen wird. Der klammert sich dem unerfahrenen Fremden an die Fersen wie ein Polyp, und wie der Polyp das

Blut aussaugt, wo er sich ansetzt, so saugt dieser Geld, so lange es immer geht und der Profit wird dann mit dem Portier getheilt. Die Sache wird schlau angelegt, so daß der Fremde gar nicht merkt, wie theuer ihm sein Cicerone täglich zu stehen kommt. Derselbe verlangt pro Tag 8 bis 10 Francs und verpflichtet sich, dafür den ganzen Tag ausschließlich dem Fremden zur Verfügung zu stehen und seinen Unterhalt selbst zu bestreiten. Daß er dies Letztere nicht zu thun braucht, dafür bürgt ihm schon die Gutmüthigkeit des Fremden, denn wo dieser etwas genießt, da läßt er trotz jener Bedingung seinen Führer doch nicht zusehen, somit ist er schon in einer Beziehung doppelt bezahlt. Dann aber, wo der Fremde etwas kauft, oder etwas ansieht, wo er glaubt, der Custos oder Portier eines Palastes, Museums ꝛc. müsse ein Trinkgeld haben, so läßt er sich von seinem Führer sagen, wie viel er geben soll und dieser sagt dann sicher das Zwei- und Dreifache von dem, was nothwendig wäre, ja er läßt den Fremden dasselbe zahlen, wo ein Trinkgeld gar nicht nothwendig, oder es geradezu verboten ist, denn er weiß ja, daß der Fremde die Verbottafeln, die das besagen, nicht lesen kann; die aber, die das Geld des Fremden erhalten, müssen dem Führer nachher die Hälfte davon wiedergeben, das ist die große Spitzbüberei. Diese Leute sind alle untereinander verbunden und bilden förmlich eine sog. Camorra zur Ausbeutung der Fremden, dann klagen diese Fremden über das schrecklich theure Leben in Rom; daß eben ¾ von all dem, was sie ausgegeben haben, in die Taschen ihres Bärenführers gewandert, m. a. W. daß sie damit ihre Unkenntniß haben bezahlen müssen, davon haben sie keine Ahnung. Der Ausdruck Bärenführer paßt daher für diese Cicerone viel besser, als auf jene Herren, die von den deutschen Musensöhnen mit diesem Titel belegt werden. Selbst wenn die Cicerone nicht so theuer zu stehen kämen, könnte ich nicht begreifen, wie man sich Angesichts der erhabenen Monumente des Menschengeistes, denen man in Rom auf Schritt und Tritt begegnet, Tage ja Wochen lang von solchen Leuten herumführen lassen kann, denn es sind fast ausnahmslos ungebildete Leute, die im Drehorgelton die auswendig gelernte aber nicht begriffene Erklärung zu jedem einzelnen Gegenstand ableiern und so das Erhabene ins Lächerliche und Langweilige ziehen. Ich für meine Person wollte lieber 24 Stunden im dunkelsten Kerker zubringen, als einen Tag in solcher Begleitung durch die Museen Roms wandern. Zu was braucht man auch eigentlich einen solchen Führer? Wenn man nur halbwegs mit fünf gesunden Sinnen begabt ist, sollte man denn doch mit dem Bädeker und einem guten Plan der Stadt in der Hand sich allein zurecht finden können. Der zu diesem Zwecke dienlichste Plan ist jedenfalls der bei dem deutschen Buchhändler Löscher erschienene Monumentalplan von Rom, auf dem nur die Straßen und die Sehenswürdigkeiten, resp. die Paläste, in denen solche sich befinden, aus der Vogelperspective verzeichnet sind. Nach diesem Plan und nach dem Bädeker kann man sich mit leichter Mühe für jeden Tag eine Aufgabe selbst aussuchen und sich der Lösung derselben mit aller Muse unbekümmert um das langweilige Geschwätz einer lebenden Maschine hingeben, dann erst hat man einen reinen ungestörten Genuß.

Zum Schlusse nun noch einige allgemeine Winke für Leute, die überhaupt etwas vom Reisen verstehen. Wer sich zu einem längern Aufenthalt nach Rom begiebt und nicht gerade auf allen Comfort Anspruch macht, der thut am besten, er nimmt so schnell wie möglich Logis in einem Privathause, vorausgesetzt daß er wenigstens die Elementarbegriffe von der italienischen Sprache besitzt. Daraus entstehen ihm verschiedene Vortheile. Erstens lebt er billiger, zweitens freier und ungenirter und drittens hat er die beste Gelegenheit, sich nicht blos in der Sprache zu vervollkommnen, sondern auch das römische Volks- und Familienleben kennen zu lernen, wie es demjenigen nie möglich ist, der blos auf sein Hotel angewiesen ist. Solche Privatlogis sind leicht zu finden, man riskirt nicht, wie z. B. in Leipzig, ohne Kenntniß der Straßenlage, daß man sich einige Logis aus dem Tageblatt notirt, die dann beim Nachsehen sich an allen vier Enden der Stadt befinden, denn in Rom kündigt man die Logis nicht in den Zeitungen an, sondern durch einen beschriebenen oder bedruckten Zettel, den man am betreffenden Hause an leicht sichtbarer Stelle, meistens über der Hausthür anbringt, so daß man also schon von außen Lage und Haus prüfen kann, ohne deshalb einen Schritt vergebens machen zu müssen. Je nach der Lage und längerem oder kürzerem Aufenthalt erhält man während der Saison ganz gut möblirte Zimmer zum Preise von 30—60 Frcs. per Monat. Ich fand sogar eins zu 25 Frcs. am Corso in unmittelbarer Nähe des Colonnenplatzes, also im eigentlichen Herzen der Stadt; allerdings war es fünf Treppen hoch, dafür hatte ich aber reine Luft und den klaren Himmel über mir, sobald ich auf den Balkon trat; dann lag es nach einem Hofe zu, dafür hatte ich vom Straßenlärm nicht zu leiden; auch war das Meublement auf das Nothwendigste beschränkt, doch hatte ich ein gutes Bett und tadellose Reinlichkeit, was kümmerte ich mich da in Rom um Fauteuil und Causeuse! Die Stunden, die ich zu Hause zubrachte, ohne zu lesen oder zu schreiben, verplauderte ich in der liebenswürdigen Familie, bestehend aus einem alten Ehepärchen und einem guten Onkel, der gleichzeitig als Koch im Hause fungirte, dabei wurde ein Glas Wein nach dem andern geleert, es war ja eigenes Gewächs und kostete nichts, als den Octroi und Transport. Den Kaffee erhielt ich früh von der Hausfrau geliefert und zwar für den Preis von 15 Centimes. Zum Essen ging ich in eine einfache aber reinliche Trattoria am Pantheonplatze, wo ich selten mehr als 1 Frc. für ein Frühstück oder Mittagessen ausgab, wenn ich auch einen halben Liter guten Tischweins dazu trank; ich bin allerdings auch kein Gourmand, eine Suppe, ein gutes Stück Fleisch und Gemüse genügten mir. Dabei hatte ich auch gute Gesellschaft, ganz gebildete Leute, aber alles Italiener und das war mir eben recht. Die geehrten Leser mögen entschuldigen, wenn ich hier etwas zu viel von meiner Wenigkeit gesprochen; aber es geschah nur, um an dem zunächst liegenden Beispiel zu zeigen, wie man in Rom angenehm, billig und doch gut leben kann, man muß nur nicht zu große Ansprüche machen und sich in das Fremde zu schicken wissen. Ein Mensch, der über ein fremdes Land und seine Einrichtungen schimpft, weil er dort keine Butterbemmchen bekommen konnte, der soll lieber zu Hause bleiben.

Wer nun aber nach Rom geht nur zum Vergnügen, um 3 Wochen, 14 Tage oder noch kürzere Zeit dort zu weilen, und in den glücklichen Verhältnissen ist, auf einige Doppelkronen mehr oder weniger nicht Rücksicht nehmen zu müssen, der thut auf alle Fälle am besten, er geht gleich in ein Hotel ersten Ranges, denn da findet er allen Comfort, den er sich nur wünschen kann und am Ende hat er nicht mehr zu bezahlen als Derjenige, der ein untergeordnetes Gasthaus aufsucht, um zu sparen; das habe ich bei Manchem gesehen, der mir bei der Abreise seine Rechnung zeigte. In den großen Hotels weiß man, was man zu bezahlen und zu verlangen hat, es giebt da nicht noch dies und jenes besonders zu bezahlen, was bei den kleinern meist nicht der Fall ist, da wird vielmehr noch jedes Wort, das man an einen dienenden Geist wendet, noch extra in Rechnung gesetzt oder wenigstens ein Trinkgeld dafür sehr deutlich erwartet, bis es schließlich im Preise auf das Gleiche herauskommt, wie in ersten Hotels, während die Verpflegung factisch viel weniger werth war.

Ich will hier durchaus für kein Hotel Reclame machen, aber ich glaube denjenigen der verehrten Leser dieser Zeilen, denen es früher oder später beschieden wird, nach Rom zu kommen, einen Gefallen zu erweisen, wenn ich sie speciell auf

ein Hotel aufmerksam mache, das gerade für die Deutschen wie geschaffen ist. Es empfiehlt sich auch von selbst, so bald man nur den Namen des Besitzers nennt. Wer von den geehrten Lesern nach Rom kommt, ist gewiß auch schon in der Schweiz gewesen, und wer eine Schweizerreise gemacht hat, der kennt gewiß auch das Hôtel Bauer au lac in Zürich und weiß, daß dies ein wahres Muster-Hotel ist. Nun gut, derselbe Herr Bauer, der dieses Hotel zu dem gemacht, was es ist, der hat voriges Jahr in Rom das nächst dem Bahnhof gelegene neue, prachtvoll eingerichtete Hotel Quirinale erworben.

Wenn nun in Zürich die „letzte Rose" blüht und „die Schwalben heimwärts ziehn", m. a. W., wenn in der Schweiz die Saison zu Ende ist, so nimmt Herr Bauer sein ganzes Personal zusammen und zieht, unter Zurücklassung weniger dienstbarer Geister für die Winterbedürfnisse in Zürich, damit nach Rom, wo dann eben die neue Saison beginnt. Daß er dort derselbe ist wie in Zürich, versteht sich von selbst. Der vergangene Winter war der erste, den er auf diese Weise in Rom verbrachte, und es zeigte sich gleich die Zugkraft seines Renommees. Für Deutsche ist dieses neue Hotel bereits eingeweiht durch zwei Koryphäen, Mommsen und Moltke, die Beide zu Ehrendiners dort waren während ihrer jüngsten Anwesenheit. Dort hielt Mommsen seine berüchtigte Rede gegen die lateinische Race, bei der er zu Gast war und zeigte, daß nicht nur das Alter, sondern auch noch so große Gelehrsamkeit nicht vor Thorheit schützt. In diesem Hotel Quirinale darf nun Jeder getrost absteigen, er muß in Allem so ziemlich dieselben Preise bezahlen, wie in Zürich, dafür kann er auch sicher sein, daß er vor jeder Prellerei von Seiten des Personals geschützt ist, denn Herr Bauer hält strenge Disciplin und Controle unter seinen Leuten, vor Allem hat er das an den meisten Orten noch vorhandene unangenehme Lungern nach Trinkgeld verschiedener Ober- und Unterservietten beim Abreisen der Fremden strengstens untersagt. Wer irgendwie sich dagegen vergeht, wird sofort entlassen. Er sagt: ich bezahle meine Leute gut, auch können sie das ganze Jahr bei mir sein, nicht blos während einer kurzen Saison, also brauchen sie auch nicht auf Trinkgelder auszugehen; dadurch hat er natürlich nach und nach ein durchaus zuverlässiges Personal erhalten, das ihn ehrt und fürchtet zugleich und jeden seiner Blicke versteht. Ich war verschiedene Male von Landsleuten, die dort logirten, zu Tisch geladen worden, es waren immer so 100—150 Personen da, und es war eine wahre Freude zu sehen, wie Alles glatt und ruhig verlief, wie durch eine unsichtbare Macht geleitet. Um den Aufenthalt namentlich für deutsche Familien recht angenehm zu machen, baut Herr Bauer während dieses Sommers noch einen gedeckten Wintergarten mit Billards, damit die Herren, denen der Mokka nicht ohne die Havanna schmeckt, nicht genöthigt sind, entweder auf diesen Genuß oder auf den noch höheren der Damengesellschaft zu verzichten, sondern Alles vereinigen können. Zwei- bis dreimal die Woche spielt auch eine gute Capelle erst Concertstücke, die dann aber gewöhnlich noch in ein Tänzchen verlaufen. So fühlt man sich da gar bald mehr en famille als in einem Hotel. Wer etwa mehr Neigung nach der stillen Klause hat, wie ich weiter oben von mir geschrieben habe, der wende sich an Filippo Perroni, Corso 192, bei dem ich gewohnt, der hat die ganze dritte Etage seines Hauses fein möblirt, um sie für die Saison ganz oder in einzelnen Zimmern zu vermiethen.

— Unter dem Titel: „**Verordnungen und Entscheidungen zu den in den Gesetzblättern des Deutschen Reiches und des Königreichs Sachsen enthaltenen Bestimmungen des Verfassungs- und Verwaltungsrechts, im Auszuge alphabetisch zusammengestellt von Bezirksassessor C. von der Mosel**" (Plauen, Felix Schöne) ist ein für das praktische Leben sehr brauchbares Nachschlagebüchlein erschienen, das sich dem von demselben Verfasser bearbeiteten, Anfang dieses Jahres erschienenen „Repertorium der Verfassungs- und Verwaltungsgesetzgebung des Königreichs Sachsen von 1818 an, sowie des Deutschen Reiches" würdig zur Seite stellt.

— Im Verlage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist unlängst eine neue Ausgabe des von J. Hetzel und W. Rentsch gezeichneten **Planes von Leipzig** (Preis 75 ₰) erschienen, in welchem alle Stadterweiterungen, Neubaue und Anlagen der letzten Jahre bis in die unmittelbare Gegenwart Berücksichtigung gefunden haben. Die Rückseite des Planes giebt eine Uebersicht über die hiesigen Bahnhöfe, Gasthöfe und Hotels, die öffentlichen Gebäude und Anstalten, Kirchen, Denkmäler, wissenschaftliche Anstalten, öffentliche Gebäude und Sehenswürdigkeiten, Bäder ꝛc., so daß der Plan zugleich eine Art Fremdenführer ist, was insbesondere für den Touristen um so werthvoller erscheint, weil es leider seit Jahren an einem in Buchform vorhandenen, bis auf die neueste Zeit reichenden guten Fremdenführer für Leipzig fehlt.

— **Der Heirathsdamm** von Hugo Rosenthal-Bonin, Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger. — Unter diesem, auf den ersten Blick seltsam klingenden Titel bietet uns der, durch frühere novellistische Arbeiten bereits bekannte Verfasser einen Cyclus kleiner Erzählungen — im Ganzen neun —, welche wol geeignet sind, ein Paar Stunden geistvoll ansprechender Unterhaltung zu gewähren. Ein geistiges Band umschlingt diese Geschichten, sie spielen das bunte Schattenspiel der Welt in Natur und Menschenleben wieder vom Norden bis zum Süden, von Norwegen bis nach San Francisco, ein Schattenspiel, bei dem indessen tiefernste, wundersame Factoren das Spiel lenken und beeinflussen. Der Heirathsdamm, als solch ein seltsames Schauspiel, eröffnet den Reigen und hat dem Buche — in allerdings etwas willkürlich motivirter Weise — seinen Namen gegeben. Mit besonderem Geschick sind die farbenvollen Landschaftsbilder gezeichnet, welche uns der Verfasser vorführt, und wol erkennt man daran, daß derselbe aus eigener Anschauung, eigenen Erlebnissen uns seine anmuthvollen Spenden geboten hat.

— **Gallerie edler Hunde-Racen.** Vollständiges Handbuch für jeden Jäger und Hundeliebhaber, herausgegeben von Baron Nolde unter Mitwirkung und Beigabe verschiedener Charakterbilder vom königl. preuß. Oberjägermeister Freiherrn von Meyerinck und Th. Hering. Mit 40 Illustrationen. Sechs Lieferungen. Leipzig, H. Schmidt und K. Günther, 1876. — Der Verf. weist in der Vorbemerkung auf vielfache Weise auf die Treue und Anhänglichkeit des Hundes hin, in welcher derselbe der treue Begleiter des Menschen in Freude und Leid ist, und wünscht durch die vorliegende Schrift dem Hunde mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden und die ihm gebührende Achtung mehr verbreitet zu sehen. Eine eingehende Charakteristik des Hundes sucht diesen Wunsch zu begründen. Besonderes Gewicht wird auf die beigefügten sorgfältigen Abbildungen gelegt, in denen vierzig Vertreter des Hundegeschlechtes vorgeführt werden. Die Abbildungen zeichnen sich durch Naturwahrheit und Schönheit aus und gewinnen alle Liebhaber der Hunde. Der Text giebt eine kurze und treffende Beschreibung der von bedeutenden Künstlern gelieferten bildlichen Darstellungen. Den Freunden des Hundes wird das Buch eine erfreuende Gabe sein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 79. Sonntag, den 1. October. 1876.

Ueber Volksbibliotheken.

Das königl. sächs. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts hat vor Kurzem ein Schriftchen im Druck erscheinen und an alle Gemeinden des Königreichs Sachsen vertheilen lassen, welches von der Bedeutung und Einrichtung der Volksbibliotheken handelt und den Zweck verfolgt, die Gemeinden auf die Bedeutung dieser gemeinnützigen Institute aufmerksam zu machen und zu deren Begründung anzuregen, Mißgriffen in der Auswahl der Bücher entgegenzuarbeiten und praktische Rathschläge für zweckmäßige Einrichtung und Verwaltung der Volksbibliotheken zu geben. Wir glauben, daß der in diesem Schriftchen behandelte Gegenstand von so weitgehender Bedeutung ist, daß es nicht ohne Interesse sein dürfte, wenn demselben auch an dieser Stelle ein kurzes Wort gewidmet wird. Wir werden hierbei zwar zum Theil Das zu wiederholen haben, was in dem angezogenen Schriftchen gesagt ist, dabei aber stets im Auge behalten, daß bei der Behandlung jenes Gegenstandes in diesem Blatte wesentlich andere Gesichtspunkte maßgebend sein müssen, als dort, und hier nur Das eingehender zu behandeln ist, was ein allgemeineres Interesse bietet.

Die erste Veranlassung, sich mit der Frage zu beschäftigen, inwieweit eine staatliche Mitwirkung bei Begründung und Unterhaltung von Volksbibliotheken angezeigt erscheine, wurde der königl. sächs. Staatsregierung durch einen Antrag gegeben, welchen der Abgeordnete Dr. Pfeiffer in der am 10. Februar 1874 abgehaltenen Sitzung der sächsischen zweiten Ständekammer gestellt hatte und welcher dahin ging, „die zweite Kammer wolle der königl. Staatsregierung zur Erwägung anheimgeben, ob es sich nicht empfehle, in das nächste Budget eine Summe zur Gründung von Volks- und Arbeiterbibliotheken, beziehentlich zur Unterstützung vorhandener dergleichen einzustellen". Zu Motivirung dieses Antrags, welcher überdies zu derselben Zeit gestellt wurde, zu welcher eine Petition des Leipziger Zweigvereins der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung und eine solche des landwirthschaftlichen Kreisvereins im Erzgebirge einging, welche beide die nämliche Tendenz verfolgten, waren von dem Abgeordneten Dr. Pfeiffer folgende gewiß der Beherzigung werthe Sätze ausgesprochen worden: „Die Erhöhung der Volksbildung ist meiner Ansicht nach eine der höchsten und bedeutendsten Aufgaben, welche uns — der Landesvertretung — gegenwärtig gestellt sind. Jeder Thaler, den wir auf diese Weise verwenden, wird sich auf das Tausendfache verzinsen. Ich bin der Ueberzeugung, daß, wenn wir zur rechten Zeit in dieser Richtung noch mehr gethan hätten, als wir gethan haben, wir vielleicht nicht nöthig hätten, so große Summen für Polizei und Militair und andere Sicherheitsmaßregeln zu bewilligen. Die Bildung und Aufklärung des Volkes wird die Lösung sein für alle socialen Schwierigkeiten u. s. w."

Vergl. Landtagsmittheilungen der II. Kammer vom Jahre 1873/74, S. 946 flg.

Bei der Berathung in der zweiten Kammer ist der Pfeiffer'sche Antrag auf Vorschlag der Deputation einstimmig angenommen worden,

Vergl. Landtagsmittheilungen der II. Kammer vom Jahre 1873/74, S. 1846 flg.

dagegen an die erste Kammer wegen des inmittelst eingetretenen Landtagsschlusses nicht gelangt.

Hatte die königl. sächs. Regierung nun schon bei Berathung dieses mehrgedachten Antrags im Schooße der Deputation erklärt, daß sie die gegebene Anregung, wonach zu Gründung von Volksbibliotheken Mittel beschafft werden sollten, mit Freuden begrüßt habe und beabsichtige, zu Errichtung von Volks- und Arbeiterbibliotheken an die nächste Ständeversammlung ein Postulat zu stellen, so bethätigte dieselbe das lebhafte Interesse, welches sie der ganzen Angelegenheit von vornherein entgegengebracht hatte, zunächst weiter dadurch, daß dieselbe darüber sich zu unterrichten suchte, ob und bez. welche Einrichtungen in anderen deutschen und außerdeutschen Ländern in der mehrgedachten Beziehung etwa beständen, wie diese Einrichtungen beschaffen wären, insbesondere auch, welche Aufsicht bei der Anschaffung von Büchern für Volksbibliotheken stattfände, sowie, ob für dergleichen Zwecke von Seiten der Regierungen Unterstützungen gewährt würden. Auch ließ die Regierung darüber Erörterungen anstellen, ob und welche Volksbibliotheken im Königreiche Sachsen bereits vorhanden wären, in wessen Eigenthum sich dieselben befänden, welchen Umfang sie nach der Anzahl ihrer Bände hätten und welche sonstigen Einrichtungen bei ihnen beständen. Während die an erster Stelle gedachten Erkundigungen durch Vermittelung des königl. sächs. Ministerii der auswärtigen Angelegenheiten eingezogen worden sind, sind die an zweiter Stelle erwähnten amtlichen Erörterungen durch die königl. Amtshauptmannschaften und bez. stadträthlichen Behörden angestellt worden. Von dem Resultate dieser amtlichen Untersuchungen ist der sächsischen Ständeversammlung durch einen Aufsatz Kenntniß gegeben worden, welcher zu Erläuterung eines in das Budget des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts eingestellten Postulates zu Begründung und Unterhaltung von Volksbibliotheken dienen sollte. Wir entnehmen dieser amtlichen Darstellung folgende Daten von allgemeinerem Interesse.

In Erwiderung der gestellten Anfrage sind innerhalb Deutschlands von

1) Königreich Preußen,
2) " Bayern,
3) " Württemberg,
4) Großherzogthum Sachsen-Weimar,
5) " Hessen-Darmstadt,
6) " Mecklenburg-Schwerin,
7) " Mecklenburg-Strelitz,
8) " Baden,
9) " Oldenburg,

10) Herzogthum Sachsen-Altenburg,
11) " Sachsen-Coburg-Gotha,
12) " Sachsen-Meiningen,
13) " Anhalt-Dessau,
14) " Braunschweig,
15) Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt,
16) " Lippe-Detmold,
17) " Schaumburg-Lippe,
18) " Waldeck und Pyrmont,
19) " Schwarzburg-Sondershausen,
20) " Reuß-Greiz,
21) " Reuß-Gera,
22) Hansestadt Hamburg,
23) " Lübeck und
24) " Bremen,

und außerhalb Deutschlands von

25) England,
26) Belgien,
27) den Niederlanden,
28) Frankreich,
29) Schweden,
30) Norwegen,
31) Dänemark und
32) der Schweiz

Antwortschreiben eingegangen. Aus diesen Schriftstücken ergiebt sich, daß im Allgemeinen in nur wenigen Staaten eine staatliche Mitwirkung bei Gründung und Unterhaltung von Volksbibliotheken bis jetzt stattfindet.

Was nämlich zunächst die innerhalb Deutschlands gelegenen Staaten betrifft, so haben die Regierungen von Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Meiningen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Waldeck und Pyrmont und endlich die freie Hansestadt Lübeck sich mit der Mittheilung begnügt, daß gesetzliche Bestimmungen über Gründung und Unterhaltung von Volks- und Arbeiterbibliotheken bei ihnen nicht existiren und staatliche Unterstützungen zu diesem Zwecke nicht bewilligt werden.

Die Regierungen von Preußen, Bayern, Weimar, Hessen, Baden, Oldenburg, Braunschweig, Reuß-Gera, Reuß-Greiz und die freien Städte Hamburg und Bremen haben einer Mittheilung desselben Inhalts weitere Notizen über die in ihren Territorien bestehenden Volks- und Arbeiterbibliotheken angeschlossen.

Wir erfahren daraus unter Anderem, daß in Preußen die Gründung und Unterhaltung von Volks- und Arbeiterbibliotheken in den Händen einzelner Privatpersonen, bei Vereinen oder städtischen Behörden liegt. In Berlin bilden die Volksbibliotheken geradezu einen Zweig der städtischen Verwaltung. Es existirten dort i. J. 1874 10 Volksbibliotheken, welche als ein städtisches Institut unter der Obhut der Communalbehörden stehen und durch eine aus einem Mitgliede des wissenschaftlichen Vereins, einem Mitgliede des Magistrats und drei Mitgliedern der Stadtverordnetenversammlung bestehende Commission verwaltet werden. Die städtischen Behörden zahlen jeder Bibliothek, außer einem extraordinairen Beitrage zu den ersten Einrichtungskosten, einen jährlichen Zuschuß von 300 Thalern = 900 Mark. Hierzu tritt fast jährlich der Reinertrag aus den Vorlesungen des wissenschaftlichen Vereins, welcher in der Höhe von bis jetzt überhaupt 19,400 Thalern = 58,200 Mark dem Magistrate der Stadt Berlin überwiesen worden ist. Davon bilden 10,000 Thaler = 30,000 Mark einen eisernen Bestand, dessen Zinsen zur Unterhaltung der Volksbibliotheken bestimmt sind, während 9400 Thaler = 28,200 Mark zur Begründung neuer Bibliotheken verwendet werden. Die Benutzung der Bücher ist unentgeltlich und jedem Einwohner Berlins gestattet, jedoch dazu die Beibringung eines Cautionsscheins erforderlich. Bekannt ist es, mit welcher Energie und welch gutem Erfolge die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Berlin, welche auch in Sachsen viele Mitglieder zählt, der Sache des Volksbibliothekenwesens sich neuerdings angenommen hat.

In Bayern ist die Gründung, Unterhaltung, Einrichtung und Beaufsichtigung der Volksbibliotheken ganz der freien Thätigkeit der gemeindlichen Körperschaften oder Vereine anheimgegeben. Einzelne Volksbibliotheken verdanken ihre Entstehung und Unterhaltung der Initiative von Regierungspräsidenten und Bezirksamtmännern unter Zuhilfenahme von Kreis- und Districtfonds. Aus dem Verwaltungsberichte des Münchener Volksbildungsvereins auf die Zeit vom 25. October 1871 bis 31. Mai 1874 ergiebt sich, daß dieser Verein i. J. 1873 eine Volksbibliothek gegründet hat. Die Bibliothek enthält Bücher unterhaltenden und belehrenden Inhalts aus allen Zweigen des Wissens und ist Jedermann unentgeltlich an einigen Tagen der Woche zugänglich. Sie wird von einem aus drei Mitgliedern bestehenden Ausschusse verwaltet und befindet sich in einer von der Gemeindevertretung zur Verfügung gestellten Localität. Im Mai 1874 zählte die Bibliothek 1312 Bände: 157 Werke aus dem Gebiete der Belletristik, 127 aus dem Gebiete der Geschichte, Erd- und Völkerkunde, 54 naturwissenschaftlichen, 14 volkswirthschaftlichen Inhalts und 16 Sammelwerke. Der Auswahl ist der vom deutschen Centralverein für Volksbildungspflege ausgegebene Katalog zu Grunde gelegt. Nicht uninteressant sind folgende statistische Daten:

Es gehörten nämlich in der Zeit vom 1. October 1873 bis 1. Mai 1874 von den ausgeliehenen Büchern

60 % der belletristischen Abtheilung,
20 % den Sammelwerken,
10 % der Abtheilung für Geschichte und Geographie,
6 % der naturwissenschaftlichen,
4 % der volkswirthschaftlichen Abtheilung

an, während in derselben Zeit von den Lesern:

45 % dem Gewerbe- und Handelsstande (darunter 30 % Lehrlinge und junge Gehilfen),
16 % dem Stande der Künstler, Literaten, Lehrer,
18 % dem Arbeiterstande,
1 % dem Soldatenstande,
20 % dem weiblichen Geschlechte

angehörten.

Es ergiebt sich hieraus die freilich natürliche und auch anderwärts beobachtete Thatsache, daß vorzugsweise unterhaltende Bücher gelesen wurden und daß die Bibliothek vorzugsweise von jüngeren Leuten benutzt wurde.

In Weimar bestehen, namentlich in Städten und in größeren Landgemeinden, etwa 50 Volksbibliotheken. Die große Mehrzahl ist auf Anregung der betreffenden Gemeindebehörden oder unter besonderer Mitwirkung der Ortspfarrer und Lehrer entstanden, eine kleinere Anzahl ist in Besitz und Verwaltung von Vereinen, namentlich von landwirthschaftlichen, Gewerbs-, Turner- und Arbeiter-Bildungs-Vereinen. In der Regel sind zur Benutzung dieser Bibliotheken nur die Angehörigen der betreffenden Gemeinde, beziehentlich des betreffenden Vereins berechtigt. Einzelne Bibliotheken erheben eine Lesegebühr von 2, 3, auch 4 ₰ für das Buch, die Mehrzahl kennt eine Lesegebühr nicht.

In Hessen besteht in Darmstadt eine von dem Vereine für innere Mission im Jahre 1849 gegründete Volksbibliothek. Die Anschaffung der Bücher erfolgt vom Standpunkte der evangelischen inneren Mission aus. Die Bibliothek, welche auch Novellen und Romane enthält, zählt zur Zeit 3316 Nummern. Im Jahre 1870 wurden 8163 Bücher ausgeliehen.

In Baden sind in einigen Städten Volks-, bez. Arbeiterbibliotheken vorhanden, welche unter der Leitung besonderer Comités von Privaten stehen und zumeist durch Stiftungen und freiwillige Beiträge gegründet und unterhalten werden.

Auch in Oldenburg sind einzelne Volks- und Arbeiterbibliotheken vorhanden. Sie verdanken dort ihre Entstehung ebenfalls der Initiative von Privaten.

In Braunschweig sind in den letzten Jahrzehnten derartige gemeinnützige Institute vielfach auf dem platten Lande errichtet worden. Diese Bibliotheken, welche theils als Gemeinde-, theils als Privatsache behandelt werden, haben sich vielfach an bestehende Schulbibliotheken angeschlossen. Die Bestimmungen über Aufsicht und Verwaltung sind je nach den localen Verhältnissen verschieden.

In Reuß-Gera existiren zwei Bibliotheken, welche im Volksinteresse Bücher unentgeltlich verleihen. Die eine, in Gera, ist von der Freimaurerloge daselbst, die andere, in Schleiz, von dem dortigen Gewerbeverein begründet worden. Die Stadtgemeinde Gera hat der in ihren Mauern bestehenden Volksbibliothek ein Local unentgeltlich zur Verfügung gestellt und zahlt überdies 30 Mark jährlich als Beitrag zu den Kosten der Heizung und Beleuchtung.

In Reuß-Greiz besteht in der Stadt Greiz ein Bezirksverein des Vereins zur Verbreitung der Volksbildung in Berlin, deren auch im Königreiche Sachsen viele vorhanden sind, welcher zum Gebrauche der städtischen Bevölkerung eine Stadtbibliothek gegründet hat.

In Hamburg hat der Schillerverein und der Verein für innere Mission je eine Volksbibliothek begründet. Der erstere Verein verfolgt die Tendenz, den arbeitenden Classen der Hamburger Bevölkerung eine gesunde und unterhaltende Lectüre für einen sehr mäßigen Beitrag zu liefern, der letztere will durch Darreichung guter Lectüre die ärmeren Volksclassen sittlich heben.

In Bremen endlich hat der Volksbildungsverein seit dem Jahre 1873 vier Volksbibliotheken, jede von 800 bis 1100 Bänden, errichtet, eine fünfte ist in der Entstehung begriffen. Im Jahre 1874 wurden 1400 Bände gewechselt. Außerdem hat derselbe Verein 80 Jugend- oder Wanderbibliotheken, jede zu 60 Bänden, errichtet und an die Landschulen abgegeben. Auch ließ der genannte Verein die Beförderung der Gründung von Gemeindebibliotheken sich angelegen sein. Bis jetzt wurden 11 solche Bibliotheken errichtet.

Nur in den übrigen Staaten Deutschlands, also in Württemberg, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha und Anhalt-Dessau, findet eine Beaufsichtigung und materielle Unterstützung der Volksbibliotheken seiten des Staates statt.

Im Herzogthum Altenburg sind zu der Errichtung derartiger Bibliotheken in einigen Städten den stadträthlichen und anderen Behörden Staatsbeihilfen von je 60 bis 150 Mark bewilligt worden. Die Regierung hat in die Verwaltung der Bibliotheken sich nur insofern eingemischt, als das Ministerium, Abtheilung des Innern, ein Verzeichniß der zuerst angeschafften Bücher sich hat vorlegen lassen.

In Anhalt-Dessau sind an verschiedenen Orten, namentlich auf dem platten Lande, von Pfarrern und Lehrern mit Hilfe einmaliger Staatszuschüsse von je 30 bis 60 Mark aus dem für Fortbildungsschulen bestehenden Fond Volksbibliotheken begründet worden, welche von den Schülern der Volksschule, Fortbildungsschülern und auch Erwachsenen benutzt werden. Von den Unternehmern und Leitern wird der Nachweis angemessener Verwendung des Staatszuschusses erfordert. Auch wird von der Oberschulbehörde darauf hingewiesen, daß neben sittlich und religiös bildenden Schriften vorzüglich solche geschichtlichen, geographischen und naturkundlichen Inhalts anzuschaffen sind. Zu Ergänzung der Bibliothek zahlen die Leser an einzelnen Orten einen kleinen Beitrag.

In weit höherem Grade, als in Altenburg und Dessau, sind die Verhältnisse und Einrichtungen der Volksbibliotheken von Staatswegen organisirt in Sachsen-Coburg-Gotha und Württemberg.

Im Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha ist die erste Anregung zu Volksbibliotheken von einzelnen Geistlichen gegeben worden. Die Staatsregierung hat jene kleinen Anfänge zu erweitern gestrebt, indem sie überall zur Förderung der Sache geeignete Anregung gab, Geldzuschüsse verwilligte, die Anschaffung neuer Bücher überwachte, beziehentlich passende Bücher empfahl, Vorschriften für Einrichtung und Verwaltung der Bibliotheken ertheilte und in sonst etwa nöthig erscheinender Weise, namentlich auch durch Einsicht und Prüfungen der betreffenden Jahresrechnungen, das ihr zustehende Oberaufsichtsrecht ausübte. Daneben ist aber der Grundsatz festgehalten worden, die Hauptfürsorge für die Gründung und Erhaltung solcher Bibliotheken der Selbstthätigkeit und dem Gemeinsinne der Staatsangehörigen zu überlassen und die Beihilfe der Staatsregierung nur subsidiär eintreten zu lassen. Dieser Gedanke ist auch in dem im Laufe der Zeit aufgestellten Normalstatute für die Volksbibliotheken festgehalten worden, nach welchem die Verwaltung durch einen Ausschuß, einen Vorstand und Orts- oder Unterbibliothekare erfolgen und der Ausschuß hinwiederum aus den Geistlichen, den Lehrern der sämmtlichen Schulen, je einem Mitgliede des Gemeindevorstandes, je einem Bevollmächtigten der bestehenden landwirthschaftlichen und Gewerbevereine, den Ortsbibliothekaren und denjenigen Personen des Bibliothekbezirks, welche als Ehrenmitglieder zugezogen werden, sich zusammensetzen soll. Der Regel nach wird eine kleine Lesegebühr erhoben. Allmählich ist die specielle Controle über die Anschaffung der Bücher und die Prüfung der Jahresrechnungen durch die Regierung weggefallen und auf die Vorstände der Bezirksbibliotheken, beziehentlich auf die Bezirksverwaltungsbehörden übergegangen.

Solche Bezirksbibliotheken, welche für die sämmtlichen Ortschaften eines größeren Verwaltungsbezirks bestimmt sind, bieten den Vortheil, daß sie für die einzelnen Gemeinden des Bezirks die Einsicht in den Werth guter Bibliotheken vermitteln und zur eigenen Gründung solcher veranlassen. Auch ist selbstverständlich, daß bei einer Centralisirung der pecuniären Kräfte mit demselben Aufwande verhältnißmäßig mehr geleistet werden kann, als bei einer Zersplitterung.

Zur Zeit bestehen im Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha 16 Bezirksbibliotheken, welche je nach der Größe ihres Bezirks Jahreszuschüsse aus der Staatscasse im Gesammtbetrage von 1800 ℳ erhalten. (Fortsetzung folgt.)

Vom Lago maggiore.

I.

Also doch wieder in dem schönen Pallanza, das ich kaum je wieder zu sehen hoffte! Eine schöne ernste Mission führt mich hierher. Ich bin schon seit Beginn dieses Jahres vom Besitzer des grand hôtel Pallanza, eines der schönsten Etablissements der Welt, das 300 Gäste auf einmal fassen kann, eingeladen, meinen lieben deutschen Landsleuten, die sich hier sehr zahlreich einfinden, einige Wochen hindurch allsonntäglich das Wort Gottes zu predigen, bis wieder ein Anderer an meine Stelle treten kann.

Es ist charakteristisch für die durch und durch ehrenhafte, deutsch-patriotisch christliche Gesinnung des Besitzers, des in Lohe bei Nürnberg gebornen Herrn Georg Seyschab, daß er nicht den Engländern allein das Vorrecht lassen will, überall für die religiöse Erbauung zu sorgen, sondern dieselbe Wohl-

that auch seinen deutschen Landsleuten zu gewähren, und er kommt dadurch sicher einem lebhaft empfundenen Bedürfniß entgegen, besonders der Pensionaire, die sich hier in diesem milden und doch zugleich so stärkenden und erfrischenden Klima ihrer Gesundheit wegen monatelang aufhalten. Das Hôtel ist erst in den Jahren 1869—70 in der kurzen Zeit von 14 Monaten durch 500 Arbeiter nach dem Plane des Herrn Architekten Alzari mit einem Aufwande von 800,000 Frcs. erbaut, zu denen freilich in den nächsten Jahren noch fernere 200,000 Frcs. kamen. So steht es da, ein herrliches Zeugniß deutschen Unternehmungsgeistes, deutscher Kraft und Beharrlichkeit. Die zugleich für den deutsch-evangelischen und englischen Gottesdienst dienende, im Parterregeschoß unweit der großen Gesellschaftssäle befindliche Capelle ist luftig, geräumig, mit Kanzel und Altar und einer sehr hübschen Orgel versehen. Eingeführt für den deutschen Gottesdienst ist das vortreffliche evangelisch-protestantische Gesangbuch für Kirche und Haus, dasselbe, welches neuerdings die sogenannte evangelische Generalsynode der Rheinpfalz durch ein verwässertes verdrängt hat.

Für heut will ich aber versuchen, meinen lieben deutschen und besonders sächsischen Landsleuten, die etwa den Lago maggiore und seine Umgebungen noch nicht kennen, oder wenigstens gern wieder daran erinnert sein wollen, einige Farbenskizzen zu geben, und sie in dieses Paradies hereinzulocken. Ich gehe dabei von Pallanza aus. Wie Bellagio oder Bellaggio, wie Andere schreiben, der schönste Punkt am schönen Comer See, so ist Pallanza der schönste Punkt am schönsten der oberitalienischen Seen, dem lago maggiore, lac majeur oder dem langen See, von den Römern Verbanus genannt. Pallanza ist von Leipzig aus bequem in 3—4 Tagen zu erreichen, wobei man noch ein oder zwei Nächte unterwegs schlafen kann. Der längste und doch kürzeste und wohlfeilste Weg führt durchaus mit Eisenbahn und eine kurze Strecke Dampfboot über München, Innsbruck, den Brenner, Verona, Brescia, Bergamo, Mailand nach Arona am See, und von da mit Dampfboot in $1\frac{1}{2}$ Stunde nach Pallanza. Diesen Weg kann man, wenn es sein muß, in etwa 48 Stunden zurücklegen, versteht sich ohne Aufenthalt in Verona und Mailand. Wer aber langes Eisenbahnfahren nicht liebt und die beiden letztgenannten Städte schon kennt, kann diesen Weg mit einer herrlichen Variation machen: er geht dann von Bozen aus über Mori nach Riva am Gardasee, fährt über den ganzen See hinweg an dem schöneren, dem westlichen Ufer, wo jetzt täglich ein Dampfboot geht, nach Desenzano, wo sich sofort die Eisenbahn nach Brescia, Bergamo und Lecco am südöstlichen Ende des Comer Sees anschließt. Von hier mit Dampfboot in wenigen Stunden nach dem herrlichen Bellaggio, mit Villa Serbelloni, Melzi am linken und gegenüber am rechten Ufer Villa Carlotta bei Cadenabbia, mit ihren reichen Kunstschätzen von Thorwaldsen und Canova, und ihrem köstlichen von üppigster tropischer Vegetation erfüllten Park. Von da gleich weiter über Menaggio nach Porlezza am Luganer See, der erste Theil des Weges die Höhen hinan mit stetem herrlichen Rückblick auf den Comer See, weiterhin eine Lustfahrt durch einen reichen fruchtbaren Garten, dann von Porlezza nach Lugano, und weiter über beide Enden des seltsam geformten Luganer Sees nach Ponte tresa, dem äußersten Punkte, dann zu Wagen weiter nach Luino am Lago maggiore, und mit Dampfboot in höchstens 2 Stunden an den Borromäischen Inseln vorüber nach Pallanza. Diese Tour ist eine der genußreichsten, die sich denken läßt, mit reichster Abwechslung und beständigen sehr gut in einander greifenden Anschlüssen, so daß man z. B. in Bellaggio noch Abends Villa Serbelloni besuchen, dort übernachten, am Morgen nach Villa Carlotta hinüberfahren, und Abends vor 6 Uhr in Pallanza sein kann.

Ein dritter ebenfalls sehr genußreicher und wenig anstrengender Weg führt über Frankfurt, Luzern, den Vierwaldstättersee, die Gotthardsstraße, Bellinzona nach Locarno oder Magadino am nördlichen Ausgangspunkte des Lago maggiore; ein vierter über Lindau, Chur und den Bernhardin nach Bellinzona und Locarno, und endlich ein fünfter aus der westlichen Schweiz über den Simplon nach Domo d'Ossola, von wo über Vogogna und Mergozzo an dem kleinen schönen stillen See gleiches Namens vorüber zu Lande direct nach Pallanza, der längste aber gleichfalls des Interessanten viel darbietende Weg, schon deshalb der Mühe werth, um den prachtvollen Kunstbau der Simplonstraße zu sehen. Ich habe diese Wege sämmtlich gemacht, und urtheile daher als Augenzeuge.

Für diesesmal wählte ich den zweiten, das heißt, nach einigen durch das Regenwetter vereitelten Bergpartien, namentlich der über die großen Oetzthaler Ferner nach Meran und Bozen, den über den Brenner mit der Variation über den Gardasee und so weiter. Es ist dies eine sehr hübsche Gelegenheit, die vier Seen, Garda-, Comer, Luganer See und Lago maggiore hinter einander Revue passiren zu lassen. Der Gardasee wird immer den von Mori Herkommenden auf der Höhe von Nago kurz vor Torbole durch seine schöne blaue Fluth überraschen. Der brave Wirth in dem hübschen kleinen Hôtel de Olive in Torbole konnte sich nicht, wie Goethe erzählt, „mit echt italienischer Emphase glücklich schätzen, mir mit den schönsten Forellen aufzuwarten", denn er hatte nur 5—6pfündige, und das war mir und den drei artigen Studenten aus München, die ich dort fand, doch zu viel. — Riva liegt eigentlich nicht günstig, es ist zu sehr zwischen die Felsen eingeklemmt. Beide Ufer, namentlich das linke mit dem langgestreckten Rücken des Montebaldo, sind anfangs etwas monoton, das rechte interessirt mehr und mehr durch die immer südlicher werdende Vegetation, Citronengärten, Olivenwälder von Limone an bis Saló. Von hier ab wird der See immer breiter und imponirt durch sein großes Wasser, seine tiefblaue Farbe und seinen kräftigen Wellenschlag. Von Saló seitwärts südlich zieht sich die interessante Landzunge Sermione, auf der einst Catull in einem Landhaus seine reizenden Lieder dichtete. Auch Virgil nennt den See in seinen Georgica: Fluctibus et fremitu assurgens Benace marino.

Ich will die einzelnen Schönheiten dieses Weges, die ich schon oben flüchtig angedeutet, jetzt nicht weiter aufzählen. Jeder der 4 Seen hat seine besonderen Eigenthümlichkeiten und Vorzüge. Um den Vorrang streiten sich namentlich der Comer See und der Lago maggiore. Man könnte vielleicht sagen: Der Comer See ist ein reizender Romanzencyklus, voll Rittergeschichten, Liebeslieder, Träume und Märchen, der Luganer See, das blaue Auge von grünen Bergen umschlossen, ist ein liebliches Idyll, aber der Lago maggiore vereinigt beides, Lieblichkeit und Großartigkeit, ein auf breitem Grunde angelegtes Epos, das zuletzt die Seele mit dem tiefsten immer neuen Behagen sättigt, ein großartiges herrliches Gewässer, fast auf allen Seiten von einem Kranze mächtiger Gebirge eingeschlossen, an seinem südwestlichen Ende allerdings sanft auslaufend in Hügelketten, aber ahnungsreich hinausweisend in das gelobte Land der Hesperiden.

Noch will ich erwähnen, daß, wer den Weg über Desenzano nach Lecco oder auch Mailand einschlägt, wenn er nicht allzu große Eile hat, ja nicht versäumen möge, in Brescia einen halben Tag oder wenigstens einige Stunden zu verweilen. Brescia ist eine höchst interessante, an einer Reihe fruchtbar bewaldeter Berge am Fuße der Alpen malerisch hingegossene, ächt italienische Mittelstadt. Der alte Dom, dessen Rotunde angeblich über einem Bade der Diana erbaut ist, der neue Dom dicht daneben, ein stattliches Gebäude im Renaissancestyle, das Museo patrio mit vielen Alterthümern, namentlich einer wunderschönen an Ort und Stelle ausgegrabenen Statue der Nike, auf dem Grunde eines von

Vespasian erbauten Herkulestempels, von dem noch viele Ueberreste, Säulenschäfte und Capitäle erhalten sind, der großartige Campo santo vor der Stadt sind in hohem Grade sehenswerth. Auf dem Platze des Pallazzo comunale steht ein Denkmal, eine Italia mit der Siegesfahne in der Hand, das in der Inschrift mit etwas pomphaften Worten an die Ende März bis Anfang April 1849 erfolgte tapfere Vertheidigung der Stadt gegen den sie belagernden österreichischen Feldmarschall Haynau erinnert: Al insorto popolo contra la tyrannide Austriaca u. s. w. Haynau überließ die Stadt, nachdem er sie ziemlich zusammengeschossen und zuletzt stürmend erobert hatte, seinen Soldaten zu fünfstündiger Plünderung. Aber dieses Schicksal traf die Stadt nicht unverdient. Denn wie mir ein alter österreichischer Oberst schon auf dem Wege von Reutte nach Telfs erzählte, hatte die fanatische Bevölkerung 200 österreichische verwundete Gefangene unbarmherzig niedergemacht.

Im Theater, das nach dem Muster der Scala höchst geschmackvoll erbaut ist, hatte ich einen unerwartet reichen musikalischen Genuß. Eine neue Oper Dolores von Manzorchi wurde gegeben. Furchtbar war allerdings das vorangehende ½stündige Stimmen. Aber die Ausführung war vortrefflich. Gesungen und gespielt wurde mit ächt italienischem Feuer. Es waren einzelne bedeutende Kräfte der Scala dabei. Ein ganz vortrefflicher Bariton, Vincenzo Costone, ein ebenso vortrefflicher Tenor, Francesco Tamagno, eine Primadonna assoluta, Isabella Galetti, eine allerliebste Altistin, Giuditta Celega, leisteten wirklich Vorzügliches. Die Chöre gingen sehr gut zusammen. Farbenpracht der Costüme, Decorationen, alles künstlerisch vollendet.

Das Bayreuther Bühnenfestspiel.

Von **Hermann Kretzschmar.**

Die Aufführung von Wagner's „Ring des Nibelungen" stand während der letztvergangenen Wochen in dem Vordergrund der Tagesinteressen. Nirgends mehr war man vor einer Interpellation über Walküren und Nornen, über Götterdämmerung und Wälsungennoth gesichert; Leute, deren Ohr der Unterscheidung von großen und kleinen Terzen nicht gewachsen ist, ereiferten sich über Werth und Bedeutung der Wagner'schen Musik und die Nachrichten vom türkisch-serbischen Kriegsschauplatze erschienen weniger gesucht als die Depeschen aus Bayreuth.

Es ist kein Zweifel, daß dieser starke Qualm, der sich um die Bayreuther Festlichkeiten erhob, vielen Kunstfreunden in die Augen gebissen und manchem Theilnehmer die frohmuthige Empfänglichkeit gestört hat, die so wie so schon durch mancherlei Uebelstände äußerer Natur gefährdet war, welche in der That auch bei einigen Berichterstattern des Festspiels jede Regung der Dankbarkeit vernichtet haben.

Wer Wagner's Ansichten über die Richtigkeit des großstädtischen Kunstlebens kennt, weiß, daß Bayreuth nicht einer bloßen Laune wegen zur Feststadt gewählt war. Als nach fünfundzwanzigjährigem Mühen die Zeit endlich gekommen war, in der er nun ernstlich an die Aufführung des „Ring des Nibelungen" denken und nach König Ludwig's Wunsche unter den geeigneten Städten bayerischen Landes Umschau halten durfte, ging Wagner zunächst nach der oberfränkischen Kreisstadt, weil er meinte, die außerordentlich große Bühne des Bayreuther Opernhauses, welches seit dem Erlöschen der markgräflichen Ansbach-Bayreuther Herrlichkeit ziemlich unbenutzt dasteht, für seine Zwecke brauchen zu können. Diese Erwartung bewies sich wol als irrig, aber Wagner fand in Bayreuth Freunde, die, wie er bei der Grundsteinlegung des jetzigen Wagnertheaters zu Pfingsten 1872 dankend rühmte, ihn verstanden und sein Unternehmen zu fördern bereit waren. Das haben denn auch die Herren Feustel, Munckelt und die anderen Genossen des Comités, welches sich, in Bayreuth zunächst, für die Wagner'sche Sache bildete, redlich gehalten und ihnen, dann den Gründern der von jener Zeit ab allmählig über ganz Deutschland verbreiteten Wagnervereine ist auch dafür zu danken, daß die Aufführungen des Ringes des Nibelungen zu Stande gekommen sind. Zur Zeit, wo jene Männer die Hand anlegten, gab es noch keine anderen Beweggründe als Begeisterung für die Sache und wer damals für einen sogenannten Patronatschein seine 300 oder 100 Thaler preisgab, erkaufte damit noch kein Billet und die schmeichelnde Garantie, bei einem recht aparten Kunstereigniß dabei zu sein.

So wie Wagner sich das Anfangs gedacht haben mag, hat sich Bayreuth als Festplatz allerdings nicht bewährt. Für eine Stadt von 19,000 Einwohnern ist ein vorübergehender Zuwachs von mehr als 2000 Fremden zu viel. In der Zeit der Proben, wo die ausübenden Künstler und die wenigen zuhörenden Musiker unter sich waren, wo Mitthun und Aufnehmen die geistigen Kräfte nur bescheiden anspannte, nahm Jeder die beschränkten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens von ihrer launigen Seite. Als aber in den eigentlichen Festwochen der Kampf um Essen und Trinken ein harter wurde, da bemächtigte sich manches Gemüthes der Mißmuth, da erschien der Weg zu dem Theater zu lang, zu staubig; als zum dritten Cyclus der Himmel unfreundlich ward, zu kothig und von der künstlerischen Sammlung, die man eben in Bayreuth besser als anderswo zu ermöglichen gedachte, ging Vielen ein gutes Theil verloren. Man wird die Erfahrungen, welche man beim diesjährigen Festspiele gemacht hat, für künftige Zeiten auch in dieser Beziehung verwerthen; der traurige Zwiespalt zwischen der leiblichen und geistigen Existenz der Festtheilnehmer muß auf die eine oder andere Weise beseitigt werden.

Witzbolde haben für die Nibelungengäste besondere Hotels, Zelte, Bivouaks, kurz eine eigene Ansiedelung bereits vorgeschlagen. — Im Uebrigen jedoch haben Diejenigen Wagner's Idee vom Festspiele schlecht begriffen, welche sich darüber beschweren, daß sie nach Bayreuth incommodirt worden sind, während doch das Werk, um welches es sich handelte, auf jeder größeren Opernbühne ganz gut, in manchen Einzelheiten vielleicht besser aufgeführt werden könne. Wagner's heftige Anklagen gegen das heutige speciell das musikalische Kunsttreiben haben sich niemals auf die Ausführung beschränkt; im Gegentheile sieht er den Hauptschaden darin, wie die Kunstwerke entgegengenommen werden. Ihm gilt der Kunstgenuß als ein religiöser Act. Wer dem Genius nahen will, soll es thun mit der heiligen Andacht, mit der erhabenen, weltvergessenen Ergriffenheit des gläubigen Christen, der zum Tisch des Herrn schreitet. Daß in unseren großen Städten die Mehrzahl der Abonnenten entwöhnt ist, ihren Besuch im Concertsaal oder im Opernhause so ernst zu nehmen, weiß ein Jeder. Man kann Wagner deshalb einen Idealisten schelten, aber Niemand darf ihm den Versuch verwehren, sich ein Publicum nach seinem Wunsche einzuladen und für die Aufführungen seines größten Werkes Arrangements zu treffen, die seinen Idealen entsprechen. Die Mehrzahl der Wallfahrer mag es wol verstanden haben, sich über die kleinen Misèren des Bayreuther Aufenthaltes hinwegzusetzen. Wer wollte, fand leicht eine reiche Entschädigung an der herrlichen Natur, in welche die freundliche Frankenstadt eingebettet ist. Gerade vom Hügel des Wagnertheaters hatte man einen großen Ueberblick über den stattlichen Ort, die schmucken Alleen, die Wälder und Berge.

Dort links in dem grünen Parke wohnte einst ein hoher Geist, Friedrich's des Großen Lieblingsschwester; auch er hat dort gewandelt, Erinnerungen an ihn und Voltaire, an Napoleon, an viele große Menschen knüpfen sich an jene stille Stätte. Das kleine Häuschen dort, in Bäumen halb versteckt, beherbergte tagtäglich einen Jean Paul, der diese trauliche Landschaft von Herzen liebte und in immer neuen Schilderungen begeistert feierte. Es war schön, vor diesem Bilde auf und ab zu wandeln, zu promeniren inmitten einer glänzenden Versammlung, in welcher ausgezeichnete Menschen keine Seltenheit bildeten.

Wenig trägt das Aeußere des Wagnertheaters dazu bei, die Stimmung zu erheben. Von der Seite gesehen, gleicht das Gebäude einer Fabrik und nur die Vorderansicht zeigt in einem weitgespannten Rundbau gefällige Formen. Das Innere aber präparirt, wie das ein Zuschauerraum nicht besser thun kann. Der Bau ist im Wesentlichen amphitheatralisch. Die hinterste Sitzreihe nur erhebt sich markirter und war als Fürstengallerie für die höchsten Herrschaften reservirt. Darüber befand sich eine Gallerie, in der es auch einige schlechte durch Säulen und Lampen verdorbene Plätze gab. Die vordersten Reihen reichten bis unter die Bühne und waren theils durch diese, theils durch eine Holzwand überdeckt, welche sich bis in die Nähe der Rampe erstreckte. Dort waren die Mitglieder des Orchesters placirt, also nicht in einem „mystischen Abgrund", wie Wagner sich scherzweise ausgedrückt hat. Ihm war bei dieser Tieferlegung des Orchesters (wenn diese Bezeichnung gelten soll) die Hauptsache, den Zuschauern den Anblick des musikalischen Handwerkszeugs zu ersparen; nebenbei erzielte er auch eine Dämpfung des Orchesterklangs, welche den Darstellern auf der Bühne zu Statten kommt. Speciell in seinem „Ring des Nibelungen" ist die Instrumentirung für diese Einrichtung gedacht. Ob dieselbe aber sich zur allgemeinen Einführung eignet, scheint eine Frage, die man gar nicht berühren würde, wenn sie nicht mit so viel Ernst aufgeworfen worden wäre. Die mitwirkenden Herren Musiker haben sich darüber beklagt, daß sie mit Ausnahme der auf den obersten Reihen sitzenden Violinisten von den scenischen Vorgängen nichts zu sehen bekommen, daß sie sogar oftmals von oben nichts gehört und der ganze Zusammenhalt zwischen Bühne und Orchester ein schwieriger gewesen sei. Das wurde nun in Bayreuth Alles wett gemacht, weil auch der Eifer Aller ein außerordentlicher war. Wie aber unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo, wie C. M. v. Weber sagte, man froh sein muß, wenn Jeder nur seine Schuldigkeit thut? Wie wird der gedämpfte Klang für Werke passen, die nicht vom Componisten darauf berechnet sind? Pizarro's wilder Arie „Ha, welch ein Augenblick" käme er wol zu Statten, aber wo blieben im Don Juan die Schauer der Posauneneinsätze? Für Jemanden, der an das verdeckte Orchester noch nicht gewöhnt ist, wirkt es allerdings magisch, wenn die Töne aus einem Bereiche zu ihm dringen, welches seinen Augen entrückt ist. Schon das bloße Einstimmen im Orchester wird in diesem Falle zum Kunstgenuß, die Phantasie jagt jenen Klängen nach und sagt der profanen Wirklichkeit Valet. In Bayreuth kam nun noch hinzu, daß auch das Auge auf jene einzige Stelle verwiesen war, an der ein schlichter Vorhang ein Geheimniß verhüllte, daß die Logen, die Seitengallerien und alle die Tummelplätzchen fehlten, an welchen sich die Schaulust des Theaterfreundes für gewöhnlich die Zeit zu vertreiben pflegt, bevor sich die Bühne selbst aufthut. Auch die Beleuchtung des Zuschauerraumes war nur eine spärliche und wich einem fast completen Dunkel in dem Moment, wo die Musik einsetzte; einem Augenblicke, der bei solchen Veranstaltungen als eine wahre Erlösung begrüßt werden konnte. Man zog ins Land der Kunst mit der Freudigkeit eines Menschen, der soeben eine unerträgliche Existenz mit einer besseren vertauschen will. In einem solchen Zustande ist der Geist eines ungewöhnlichen Schwunges, einer Ausdauer und Elasticität fähig, die er für die Welt, in welcher das Drama vom Ring des Nibelungen sich abwickelt, wol brauchen kann.

Im Jahre 1845 bereits beschäftigte sich Wagner mit dem Nibelungenmythos. Damals zwischen einem „Friedrich Barbarossa" und „Siegfried" schwankend, entschied er sich bald für den letzteren und schuf das Trauerspiel „Siegfried's Tod" (1848; gesammelte Schriften und Dichtungen, Bd. 2, Leipzig, E. W. Fritzsch), das später dem vierten Theile des Ringes, der „Götterdämmerung" zu Grunde gelegt wurde. Denn bald war Wagner zu der Einsicht gekommen, daß der Tod des Helden nur das letzte Glied einer Kette sein könne und daß auch die Vorgeschichte des Helden und aller an seinem Geschick mitbetheiligten Personen, auch das Eingreifen der Götter eine gleiche dramatische Dichtung erfordere wie der Schlußtheil. So entstanden nacheinander die Dramen Siegfried, die Walküre und zuletzt das Vorspiel: das Rheingold. Wagner hat Vorgänger gehabt. Der alte Hans Sachs ist mit seiner „Tragödia vom hörnern Segfried" (1558) wol der Erste, der die Sage auf die Bühne brachte. Nach einer langen Zwischenpause erscheint de la Motte Fouqué mit einer Trilogie „Held des Nordens", welche in stabgereimten Versen dem Theaterpublicum des aus französischer Knechtschaft befreiten Deutschlands Kraft und Größe aus dem altgermanischen Sagenschatze von den Nibelungen zuführen wollte. Seit dann unsere Germanisten eine nationale Aufgabe darin erkannten, dem Volke die Denkmäler seiner ältesten Cultur zu restituiren, ist das Interesse an den Sagen von den nordischen Helden und Göttern im gebildeten Theile der Nation mächtig gewachsen, speciell die Sage von den Nibelungen scheint populair geworden zu sein, wenn man die große und schnelle Verbreitung, welche Jordan's epische Neubearbeitung des Stoffes gefunden hat, als Maßstab nehmen darf. Man hat jetzt sogar Arrangements des unsterblichen Stoffes für die Kinderwelt (Osterwald, Erzählungen aus der alten deutschen Welt, Bd. 2 und A. Bacmeister, „Nibelungenlied für die Jugend"); auch für die „Deutschen Jungfrauen" erschien 1870 eine Specialbearbeitung von Dr. J. W. Söltl. Der Nächste, welcher nach Fouqué aus dem alten Mythos ein Drama zu schaffen versuchte, war Franz Rudolf Hermann, ein Schüler v. d. Hagen's. Ihm folgten Ferdinand Wachter mit einer Tragödie Brunhild (Jena 1821), ferner der Rechtsgelehrte und geh. Oberjustizrath C. F. Eichhorn mit dem Trauerspiele „Chriemhilden's Rache", Müller mit einem gleichnamigen Drama, vorher noch Zernack mit „Siegfried's Tod". Raupach's Nibelungendrama (1834) war wol das erste, welches wirklich ein Theater fand. Es ist ein paar Jahrzehnte hindurch auf bedeutenden Bühnen aufgeführt worden und würde noch heute, wie Laube in seinem „Burgtheater" sagt, Repertoirstück sein, wenn das Publicum nicht des massenhaften Mordens schließlich überdrüssig geworden wäre. Dem bürgerlichen Publicum von Wien gefielen noch vor zehn Jahren die Liebesscenen zwischen Siegfried und Chriemhild und die Scenen zwischen den beiden Königinnen so sehr, daß es das Raupach'sche Drama viel lieber besuchte als die Aufführung der Nibelungen Friedrich Hebbel's. Es existiren ferner noch dramatische Bearbeitungen der Nibelungensage von Wurm (1839), Görres (1843), Pfarrius (1844), Waldmüller (Reclam's Universal-Bibl. Bd. 511), H. Heimar, Effmüller (1870), Hosäus (1866) und Arndt-Kürenberg (1874). Bekannter als diese ist Geibel's Brunhild (1857). Auch zu einer „großen Oper" wurde der Stoff schon benutzt von Heinrich Dorn. Den Text zu dessen „Nibelungen" lieferte E. Gerber. Der Anfang von Siegfried's Antrittsarie „Schon in der Jugend ersten Tagen hab' einen Drachen ich erschlagen", des Abschiedsduetts zwischen Siegfried und Kriemhilde: „Süßes Weib, nun laß mich gehn, küsse mich, auf Wiedersehn!",

Kriemhild's Klagearie: „Kann nicht leben ohne dich, ach, daß Gott erbarm'!", der Chor der Nibelungen:

„Vom Rhein, vom deutschen Rhein,
wo unsre Reben grünen,
sind wir im Treuverein
vor Euch allhier erschienen!"

charakterisiren den Ton dieses Werkes zur Genüge.

Wagner unterscheidet sich von allen seinen Vorgängern hauptsächlich dadurch, daß er den mythischen Theil der Sage und zwar nur diesen dramatisirte. War es ihm hierbei zunächst vielleicht darum zu thun, den ihm unangenehmen und für die Poesie zu niedrig erscheinenden „historischen Verhältnissen" zu entgehen und den für Darstellung des „reinen Menschen" nach seiner Meinung einzig geeigneten Boden zu gewinnen, so erzielte er doch hierbei auch für den Zusammenhang der Handlung bedeutende Vortheile, gewann Ideen, die den Werth des Dramas erhöhten. Die Beziehungen zwischen Brunhild und Siegfried waren bei seinen Vorgängern nicht recht deutlich geworden, die des Hortes auf die Nibelungen ebenfalls nicht; der Kampf zwischen Gold und Liebe, zwischen Nibelungen Neid und Wälsungenart war ihnen ganz entgangen. Alles, was zum zweiten Theile des mittelalterlichen Epos gehört, ließ Wagner bei Seite, ging aber dafür in Bezug auf den Anfang weiter zurück als seine Vorgänger. Aus den beiden Edden, aus der Völsungasage, aus Märchen und Volksbräuchen holte er sich die Motive für das Drama, welches das Geschick von Göttern und Menschen erzählen und die Nation mit einem Male in den Neubesitz einer mit unserem Volke gebornen Mythologie bringen sollte.

Das war kein Stoff für eine Oper und Wagner wollte ihn auch nicht dazu verwerthen. Wenn daher der „Ring des Nibelungen" von einigen Stimmen als solche beurtheilt oder vielmehr verurtheilt worden ist, so können wir zur Ehre des philosophischen Deutschlands nur annehmen, daß diese einer Minderheit angehört haben, Leuten, von denen man billigerweise nicht erwarten durfte, daß sie am Tage der Entscheidung die Theorien als unnützen Plunder in die Tasche stecken würden, mit denen sie seit Jahren drohend gefuchtelt hatten. Die Form, welche Wagner zur Darstellung seiner Nibelungensage wählte, ist im Grunde die einfache und altbekannte melodramatische. Sie ist aus der Praxis des heutigen Kunstlebens noch nicht ganz verschwunden; selbst der Gedanke, sie für die Bühne zu benutzen, ist kein neuer: Tieck, mit ihm Friedrich Wilhelm der Vierte und andere Männer, die sich mit Neuerungen in der dramatischen Kunst beschäftigten, haben ihre eingehende Aufmerksamkeit auf sie gerichtet. Das heutige Theater und Concertrepertoir verdankt diesen Studien beispielsweise die Mendelssohn'schen Compositionen zum Sommernachtstraum, zu Antigone, Oedipus und Athalia. R. Wagner war nur Derjenige, welcher das melodramatische Princip mit einer bisher beispiellosen Consequenz in einem Bühnenwerke durchführte und es auch modificirte. Diese Modification bestand darin, daß er den bloßen Sprachton im Wortvortrag beseitigte. Wer nur ein einziges Mal den üblen Effect empfunden hat, den es macht, wenn der Schauspieler, der in einem Melodrama den Text declamirt, ins Pathos geräth und in diesem unwillkürlich die Stimme zu Tönen treibt, die musikalisch wirken, aber zu denen der vorgeschriebenen Musik dissoniren drüber und drunter, erbarmungslos ohne Rücksicht auf Auflösung — wer das je empfunden hat, ist mit dieser Neuerung Wagner's stillschweigend einverstanden. Wenn Wagner also dem Schauspieler aus Gründen der akustischen Reinlichkeit, wollen wir einmal sagen, für die vorzutragenden Worte Töne und Noten vorschrieb, so änderte er damit noch nichts am Wesen des Melodrama, und die Klugheit Derjenigen, welche immer wieder tadelnd darauf hinweisen, daß Wagner den Schwerpunkt der Musik ins Orchester lege, also ins Accompagnement und nicht in den Mund der Darsteller, ist auf einem evidenten Irrwege. Denn wenn auch Wagner die scenische Action und die Declamation aus den Händen der Schauspieler in die von Sängern legte, so wurde deshalb das Melodrama noch lange keine Oper. War es denn nun aber ein so großes Unrecht, wenn Wagner, nun die Gelegenheit benutzend, in die Declamation oder, wenn man so sagen will, das Psalmodiren dieser Sänger an geeigneten Stellen wirklichen Gesang einfließen ließ? Unterbricht nicht auch der gebildetste Mensch die gesetzte Rede hier und da mit einer Interjection? War es ferner ein Verstoß gegen das Melodrama, wenn er sich zuweilen zu einem Arioso oder gar zu einem vollständigen Liede hinreißen ließ? Ist dieser Schritt für den Zuhörer etwa eine stärkere Zumuthung als wenn im gesprochenen Drama die Handlung ein lyrischer Erguß unterbricht, in Schiller's Tell beispielsweise der junge Melchthal erschüttert von der Nachricht, daß dem Vater die Augen geblendet wurden, die bekannten Strophen an das Licht intonirt?

Bei einer zuletzt so leicht verständlichen Sache muß man sich wundern, daß der Widerspruch, welcher gegen das erweiterte scenische Melodrama, oder, wie Wagner es nennt, Musikdrama, erhoben wird, ein so heftiger ist. Wagner hat eben selbst die Klopffechter auf den Plan gerufen. Es ist absolut nicht einzusehen, warum ein Meister, der ein Werk wie diesen Ring des Nibelungen geschaffen hat, noch extra darauf hinweist, daß hiermit eine neue Kunst oder Kunstform ins Leben getreten sei. Bismarck's Maxime in den Worten „Setzen wir Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon selbst", giebt auch für die Kunst zweckmäßige Winke, in welcher die Weiterentwickelung ebenfalls durch Thaten und nicht durch Raisonnements bedingt ist. Es kommt hinzu, daß viele Anhänger Wagner's noch ungeschickter provocirt haben. Auf jener Seite finden sich Männer, die in der Begeisterung für Wagner aufgehen, wahre Prachttypen des Idealismus, auf die Deutschland stolz sein kann, aber neben ihnen auch Naturen mit einem unausstehlich doctrinairen Beisatz, Leute von schulmeisterlicher Tendenz im schlechten Sinne dieses Wortes, Leute, die das überflüssige Systematisiren, Orakeln und Prophezeien nicht lassen können, teleologische Köpfe, in deren Augen die Kunst von ihrem ersten Schritte ab auf Richard Wagner zugelaufen ist und denen jeder Ton in des Meisters Werken von dem Tage ab als vorbestimmt gilt, wo Jubal die erste Pfeife schnitt. Was soll man zu diesen Brochuren sagen, in denen Alles bis auf Richard Wagner im Drama sowol wie in der Musik nur als mehr oder weniger verfehltes Experiment gilt? „Die Musik hat bisher die Sprache der Leidenschaft nur zu stammeln verstanden", schreibt Einer der von Mutter Natur Bevorzugtesten unter den Eingeweihten. Es ist ganz natürlich, daß solche unwissende Behauptungen besser Unterrichtete sehr abstoßen. Einer der wärmsten Anhänger der Wagner'schen Sache, der aber die Eigenheit hatte, auch für die Werke der früheren Meister dankbar zu sein, ja für die friedevollen Großbauten der niederländischen Meister liebevoll schwärmte, der kürzlich heimgegangene A. W. Ambros wurde dieser Uebertreibungen halber der ganzen Partei und ihrem Unternehmen im Laufe der Zeit herzlich gram. Viele Andere aber haben entweder in gutem Glauben oder listiger Weise sich an die Punkte gestellt, das Wagner'sche Musikdrama zu beurtheilen, wohin jene Freunde nur aus Unverstand gerathen waren. Von da aus gewann nun der Ring des Nibelungen das Ansehen einer „Oper" und als solche war das Werk, namentlich sein musikalischer Theil leicht zu richten.

Was nun in Wirklichkeit der Musik bei dem Drama des Bayreuther Festspieles als Aufgabe zufallen und wie diese vielbesprochene Musik ausfallen mußte, behalten wir einer späteren Auseinandersetzung vor.

Pf. Afraner-Album von Pastor M. Kreyßig in Beicha bei Lommatzsch. Das Afraner-Album, Verzeichniß sämmtlicher Schüler der Königl. Sächs. Landesschule zu Meißen von 1543—1875, in welchem 8422 Schüler mit Namen und, soweit es zu erfahren war, mit ihren Lebensschicksalen aufgeführt sind, liegt in einem stattlichen Bande vor. Nachdem bereits 1843 ein solches Album für Schulpforta von Dr. Bittcher und 1850 ein gleiches für Grimma von Prof. M. Lorenz herausgegeben worden, fehlte ein solches allein für die Schwesteranstalt St. Afra in Meißen. Nach vielfachen Bemühungen und nicht ohne bedeutende Unkosten hat der Pfarrer zu Beicha bei Lommatzsch M. August Hermann Kreyßig, Sohn des bekannten Philologen und früheren langjährigen Conrectors zu St. Afra, Prof. M. Kreyßig, dieses Werk zu Stande gebracht. Seit Jahren hat der Herr Verfasser, der ehemalige und auf den Ruhm von St. Afra stolze Afraner, sich rastlose Mühe gegeben, um seiner nicht leichten Ausgabe zu genügen, und wer die Arbeiten über Pforta und Grimma mit der Reichhaltigkeit des Afraner-Albums vergleicht, wird dem Herrn Verfasser das Zeugniß nicht vorenthalten, daß er eine Arbeit geliefert hat, nicht nur würdig, den Verzeichnissen von Pforta und Grimma zur Seite gesetzt zu werden, sondern, ohne daß wir den beiden frühern Verfassern ihr Verdienst schmälern wollen, sein Sammelwerk so sorgfältig zusammengestellt hat, daß es jene noch überragt, indem es manchen Fehler derselben vermeidet. Bei allen früheren und jetzigen Zöglingen der Anstalt und Gönnern derselben und Freunden der gelehrten Schule wird das Afraner-Album keiner Empfehlung bedürfen. Der Herr Verfasser hat diese Arbeit auf seine Kosten übernommen. Möge ihm ein reicher Absatz seine Arbeit lohnen. Das Album füllt 41 Bogen in Octav, kostet nur 6 ℳ und ist entweder vom Verfasser selbst oder von der Buchdruckerei Klinkicht und Sohn in Meißen zu beziehen. Mittels des beigegebenen alphabetischen Verzeichnisses aller Schüler kann jeder Name leicht aufgesucht werden; auch fehlt nicht ein Verzeichniß der adeligen Schulinspectoren, Lehrer, Schulverwalter, Geistlichen und Aerzte seit 1543 bis zur Gegenwart.

— In der bei Meinhold u. Söhne in Dresden verlegten Juristischen Handbibliothek ist der 36. Band erschienen, welcher „Das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870" enthält, erläutert unter Berücksichtigung der Entscheidungen des Bundesamtes f. d. Heimathswesen, sowie des k. sächsischen Ministeriums des Innern sammt der königl. sächs. Verordnungen vom 6. Juni 1871 und 15. Juni 1876 und der einschlagenden Literatur von Bürgermeister H. Heinke in Lengenfeld i/V. Die Ausgabe ist besonders darauf angelegt, dem Praktiker mit Allem an die Hand zu gehen, was zur Feststellung des Unterstützungswohnsitzes für Kinder unter 24 Jahren (Zusammenstellung derjenigen heimathrechtlichen Bestimmungen der verschiedenen Bundesstaaten, welche noch für eine Reihe von Jahren factische Giltigkeit beanspruchen), sowie jener in den einzelnen Bundesstaaten bestehenden diesbezüglichen processualischen Bestimmungen, welche bei Streitsachen zwischen Armenverbänden verschiedener Bundesstaaten Anwendung zu leiden haben.

— Von der neuen („zwölften") Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikon bringen die zuletzt erschienenen fünf Hefte die Artikel „Dalsland—Diät" auf Bogen 11—37 des fünften Bandes und reihet sich in diesen wenigen Heften eine Folge besonders interessanter und zu beachtender Artikel verschiedener Richtung an einander. Zunächst eröffnet dieselbe die vielbewegende Kraft des Dampfes und seine Verwendung. Dann fesselt der erschöpfend bearbeitete Artikel Deutschland das Interesse in hervorragender Weise. Deutschland und Deutsches Reich (Geographie und Topographie von Prof. v. Klöden, der statistische und finanzielle Theil von Rechnungsrath Brämer, der staatsrechtliche von Dr. v. Rönne, Heerwesen von Oberst v. Löbell, die Marine ebenfalls von einem competenten Fachmanne, die ältere Geschichte bis zur Reformation von Prof. W. Wattenbach, die bis 1866 von Professor A. Schmidt in Jena revidirt, die neueste von Prof. W. Müller in Tübingen dargestellt), der deutsche Krieg von 1866 und der deutsch-französische von 1870—71 von Hauptmann von Firck's umgearbeitet, dann die Artikel deutsche Kunst, deutsche Literatur, deutsches Theater, deutsche Sprache, deutsche Musik, deutsches Recht und bis deutsches Volk bieten auf 12½ Bogen in systematischer Gliederung eine ebenso reichhaltige wie verläßliche Darstellung Deutschlands, des Deutschen Reiches und Volkes nach allen in Betracht kommenden Gesichtspunkten und Verhältnissen.

Zur Lehre von der Genossenschaft. Ein Rechtsgutachten in der Streitsache der Gemeinde Burgsinn gegen die Freiherren v. Thüngen von Dr. Paul v. Roth, Professor und Oberbibliothekar in München. Dem Verfasser hat ein Rechtsstreit, der durch eine lange Dauer (seit dem 15. und 16. Jahrhundert) sowol, als den großen Umfang des Streitobjects — es handelt sich um einen bedeutenden Grundbesitz und die daraus seit 1724 gezogenen Nutzungen im Betrage von über 700,000 fl. — zu den bedeutendsten der jetzt in Deutschland anhängigen gehört, Veranlassung gegeben, die Lehre von der Genossenschaft in ihrer Anwendung auf lehnrechtliche Verhältnisse einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen. Gleichzeitig gewährt der Rechtsfall interessante Aufschlüsse über die Auffassung der Spolienklage im vorigen Jahrhundert und für die Beurtheilung der Haftung des Singularsuccessors bei Besitzstreitigkeiten.

— Von des Hofbauraths und Prof. Dr. H. v. Rötgen in Gießen „Führer auf der Wartburg" (Leipzig, Verlag von J. J. Weber) ist soeben die dritte, vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Der Herr Verfasser ist bekanntlich von dem hohen Burgherrn mit dem Entwurfe und der Oberleitung der bereits weit vorgeschrittenen Restauration der Wartburg, dieses Kleinodes Thüringens, betraut. Einen besseren Führer wird sich daher Niemand wünschen können als das Wort dessen, welcher die Oberleitung dieser Restauration hat, bei der man nicht an ein modernes Unternehmen denken darf, sondern die als ein großes ernstes Werk aufgefaßt und geleitet wird und daher auch eines außerordentlichen Erklärers des schon Geleisteten und noch Bezweckten für die Besucher bedarf, denen erst dadurch Verständniß und Bedeutsamkeit desselben erschlossen wird. Denn was hier seit 1847 geschaffen, ist auf Grund der sorgfältigsten Forschungen über die Baugeschichte der Burg und des Studiums des ganzen mittelalterlichen Burglebens geschehen. Mit Wahrnehmung dessen wurde das Vorhandene erhalten, Fehlendes ergänzt, Verschwundenes mit möglichster Treue wieder aufgeführt. Als Ziel der Ausgabe ist ins Auge gefaßt, in der Wartburg die Geschichte der Wartburg und in dieser die Geschichte eines der edelsten Fürstenhäuser und damit zugleich zwei große Momente in der Geschichte der geistigen Bildung Deutschlands zu vergegenwärtigen. Diese sind das deutsche Kunstleben des 12. und 13. Jahrhunderts und der große Glaubenskampf, welcher von der Wartburg ausging. Der Verleger hat diesen Führer auf der Wartburg und Beitrag zur Kunde der Vorzeit auf das Vorzüglichste und auch mit 67 ausgezeichneten Abbildungen ausgestattet.

— Das zweite September-Heft von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: George Sand. Ein literarisches Portrait von Leopold Katscher. I. — Die Transvaalische Republik. Von Theodor Wenzelburger. — Oesterreich seit der Wahlreform von 1873. Von Walter Rogge. VI. Wirthschaftliche Reichsrathscampagne und Parteifusion in Ungarn. 1. — Der Seekrieg und seine Waffen. — Chronik der Gegenwart: Todtenschau. Technologische Revue.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. R. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 80. Donnerstag, den 5. October. 1876.

Ueber Volksbibliotheken.

(Fortsetzung.)

Die in **Württemberg** bestehenden Volks- und Arbeiterbibliotheken theilen sich in zwei Hauptgruppen, deren eine sich auf das landwirthschaftliche, die andere auf das gewerbliche Gebiet bezieht. Dem entsprechend bilden sie einen Gegenstand der Fürsorge und der Aufsicht einerseits der königl. Centralstelle für die Landwirthschaft, andererseits der königl. Centralstelle für Gewerbe und Handel.

Die königl. Centralstelle für die Landwirthschaft hat zunächst für Herausgabe specieller landwirthschaftlicher Fachschriften Sorge getragen, wobei die Preise im Interesse der weitesten Verbreitung auf den geringst möglichen Satz ermäßigt wurden, und hat dann auf die Einrichtung von Ortsbibliotheken für die ländliche Bevölkerung unmittelbar dadurch eingewirkt, daß sie mittels der Presse und durch Wanderlehrer, auch durch directe Aufforderung, den landwirthschaftlichen Bezirksvereinen und den Gemeinde- und Schulbehörden die Errichtung, beziehentlich Vervollständigung von Ortsbibliotheken und Ortslesevereinen dringend empfahl und auf Ansuchen durch Verwilligung von Geldmitteln, durch unentgeltliche Ueberlassung geeigneter landwirthschaftlicher und naturwissenschaftlicher Schriften und durch Vermittelung solcher Schriften zu einem ermäßigten Preise direct unterstützte. Die Centralstelle für die Landwirthschaft hat seit dem Jahre 1853 bis zum Jahre 1874 mehr als 23,000 Schriften unentgeltlich vertheilt und mindestens 11,000 Schriften zu namhaft ermäßigten Preisen abgegeben. Die Bibliotheken sind im Eigenthume der politischen oder der Schulgemeinden, je nachdem dieselben aus Mitteln der Gemeinde oder aus denen der örtlichen Schulfonds bestritten werden. Die Leitung und Aufsicht über die Bibliothek hat in der Regel der Ortsgeistliche oder ein Lehrer. Eine specielle Beaufsichtigung bezüglich der Bücheranschaffungen besteht nicht. Um die Auswahl geeigneter Schriften zu erleichtern, sind sowol von der Centralstelle, als auch von der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins, hin und wieder auch seiten einzelner gemeinschaftlicher Oberämter umfassende Verzeichnisse von solchen Schriften veröffentlicht worden, welche für den ländlichen Leserkreis sich eignen. In dem Etat der landwirthschaftlichen Centralstelle sind 1100 Gulden jährlich für die landwirthschaftlichen Fortbildungsanstalten — womit hauptsächlich die durch die unentgeltliche Abgabe des Wochenblattes für Land- und Forstwissenschaft an die landwirthschaftlichen Fortbildungsanstalten erwachsenden Kosten bestritten werden — und 700 Gulden jährlich für Förderung landwirthschaftlicher Zwecke eingestellt, womit hauptsächlich die Unterstützungen der Ortsbibliotheken bewirkt werden. Nach dem Wochenblatte für Land- und Forstwirthschaft vom 24. October 1868 waren beispielsweise schon damals im Bezirke Göppingen an 17, im Bezirke Geislingen an 39, im Bezirke Heilbronn an 17 Orten Ortsbibliotheken errichtet.

Die königl. Centralstelle für Gewerbe und Handel wendet zunächst den Bibliotheken der circa 80 Gewerbe- und circa 20 Arbeiterbildungsvereine des Landes ihre Aufmerksamkeit zu. Die Mittel, welche sie zur Kräftigung und Weiterverbreitung der Volksbibliotheken anwendet, sind vornehmlich folgende: Sobald ein neugegründeter Verein der genannten Art von seiner Constituirung Anzeige erstattet, so regt die Centralstelle bei demselben nicht nur die Anlegung einer Vereinsbibliothek an, sondern übersendet auch sofort eine Anzahl geeigneter Bücher als Geschenk. Nebenher gehen die fortwährenden Zusendungen von Büchern an die bereits bestehenden Vereine, theils unentgeltlich, theils zu sehr ermäßigten Preisen. Letzteres wird entweder dadurch bewirkt, daß die Centralstelle einen Theil der Anschaffungskosten auf ihre Mittel übernimmt, oder so, daß sie mit den Verlegern passender Werke Verträge auf Lieferung einer größeren Anzahl von Exemplaren abschließt und damit einen außergewöhnlich hohen Rabatt erzielt, der sich bisweilen bis auf $33^1/_3$ Procent beläuft. Hierzu treten in einzelnen Fällen noch baare Geldbeiträge, theils zu Gründung neuer, theils zu Unterhaltung und Vergrößerung schon bestehender Bibliotheken in Beträgen von 15 bis 35 Gulden, woran indeß die Bedingung geknüpft wird, daß die anzuschaffenden Bücher gewerblichen, naturwissenschaftlichen oder sonst allgemein belehrenden Inhalts seien, daß der Verein mindestens den gleichen Betrag auf die Anschaffung von Büchern verwende, und daß durch Vorlegung quittirter Rechnungen die Bücheranschaffung nachgewiesen werde. Nach dem Etat der Centralstelle pro 1874/75 waren an Staatsmitteln ausgesetzt:

für Ergänzung der Bibliothek der Centralstelle 1900 Gulden,
für die Sammlung der Zeichenwerke . . . 1500 „
für Zeitschriften . . . . 800 „
für Bearbeitung und Verbreitung gewerblicher Schriften . . . . 800 „
Sa. 5000 Gulden.

Was dann die Gruppe der außerhalb Deutschland gelegenen, oben aufgeführten Staaten betrifft, so findet in denselben eine staatliche Beaufsichtigung und directe staatliche Unterstützung der Volksbibliotheken durch Geldmittel in der Hauptsache nicht statt. Im Einzelnen ist nur Folgendes zu bemerken.

In **Frankreich** sind Volks- und Arbeiterbibliotheken selten. Sie verdanken ihren Ursprung theils der wohlthätigen Initiative von Privatleuten, theils dem Beschlusse der betreffenden Gemeinderäthe. Die Gemeinde stellt in der Regel eine Summe zu Unterhaltung der Bibliotheken zur Verfügung. Die Verwaltung ist in Landdistricten den Schulbeamten (instituteurs) anvertraut, in größeren Gemeinden werden Bibliothekare auf Vorschlag des Gemeinderaths vom Präfecten ernannt. Die höhere Departementsverwaltung über-

wacht die Bibliotheken, ihr sind die Kataloge zu bestimmten Zeiten vorzulegen. In den Bibliotheken findet man im Allgemeinen ausschließlich volksthümliche Unterrichtsbücher; Romane werden nur ausnahmsweise geduldet; unmoralische Werke sind, wie selbstverständlich, ausgeschlossen. Der Gemeinde-Polizeicommissar (commissaire de police) hat alle drei Monate einen Bericht über die unter seiner Aufsicht stehenden Bibliotheken an die Direction der allgemeinen Sicherheit nach Paris einzuschicken.

In Belgien, Schweden und Norwegen beschränken sich die Regierungen darauf, die bestehenden Volksbibliotheken durch unentgeltliche Darreichung von Büchern zu unterstützen. In Belgien wird die Anschaffung aus dem in dem Budget des Ministeriums des Innern ausgeworfenen Credit für wissenschaftliche Zwecke bestritten. In Norwegen hatten i. J. 1873: 254 Kirchspiele Gemeindebibliotheken (Almuebibliotheker).

In Dänemark existirt eine große Anzahl von Volksbibliotheken, circa 900, meist kleineren Umfangs. Diejenigen älteren Ursprungs werden wegen ihrer zumeist veralteten Schriften wenig benutzt, die in neuerer Zeit begründeten erfreuen sich reger Benutzung. Die Volksbibliotheken verdanken ihre Entstehung zumeist der anregenden Thätigkeit von Privaten, seltener von Gemeinden; neuerdings auch den Bestrebungen einzelner Privatvereine, namentlich der Arbeitervereine und des Ausschusses für Beförderung des Wohles der Volksaufklärung.

In England ist zu Förderung der Errichtung von kostenfreien öffentlichen Bibliotheken eine öffentliche Bibliotheken-Acte i. J. 1855 gegeben worden. Durch dieselbe ist die Errichtung der öffentlichen Bibliotheken zu einer Gemeindesache gemacht und insbesondere ausgesprochen worden, daß, um diese Acte in Ausführung bringen zu können, Gemeindesteuern ausgeschrieben werden dürfen. Eine directe, materielle Unterstützung findet nicht statt. Das Volksbibliothekenwesen steht in England in besonders hoher Blüthe.

In der Schweiz endlich, in welcher sehr viele Volks- und Arbeiterbibliotheken existiren, hat die Regierung nur in vereinzelten Fällen baare Geldbeträge zu Begründung und beziehentlich Unterhaltung dieser Institute bewilligt; zumeist beschränkte sich die Regierung darauf, durch die Verabfolgung von Büchergeschenken auf eine zweckmäßige Lectüre hinzuwirken. Die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft hat i. J. 1869 einen Katalog empfehlenswerther Volks- und Jugendschriften herausgegeben. Interessante Details in statistischer Beziehung enthält das sehr lesenswerthe Werk von Dr. Ernst Heitz: „Die öffentlichen Bibliotheken der Schweiz i. J. 1868", wonach i. J. 1867 in der Schweiz überhaupt 786 Volks- und 823 Jugendbibliotheken vorhanden waren.

Was endlich das Gesammtergebniß derjenigen Erörterungen anlangt, welche in der oben angedeuteten Richtung innerhalb des Königreichs Sachsen angestellt worden sind, so darf dasselbe als ein im Allgemeinen hocherfreuliches bezeichnet werden. Denn darnach existirten in Sachsen überhaupt

196 Volksbibliotheken

mit

72475 Büchern.

Von diesen Bibliotheken entfielen:

		Bibliotheken	mit Büchern
1) auf die Kreishauptmannschaft	Bautzen:	15	6722
2) = = =	Leipzig:	34	12058
3) = = =	Dresden:	78	21870
4) = = =	Zwickau:	69	31825
	Sa. w. o.	196	72475.

Nach den Amtshauptmannschaften, excl. der besonders einzustellenden drei Städte Dresden, Leipzig und Chemnitz, vertheilten sich die Bibliotheken so:

			Bibliotheken	mit Büchern.
1)	Amtshauptmannschaft	Zittau:	7	4024
2)	=	Kamenz:	6	1080
3)	=	Bautzen:	2	1618
4)	=	Löbau:	—	—
5)	=	Leipzig:	18	5220
6)	=	Grimma:	6	502
7)	=	Oschatz:	1	500
8)	=	Döbeln:	3	1233
9)	=	Borna:	2	356
10)	=	Rochlitz:	3	1720
11)	Stadt	Leipzig:	1	2527
12)	Amtshauptmannschaft	Pirna:	16	2433
13)	=	Meißen:	22	3660
14)	=	Dippoldiswalde:	8	1338
15)	=	Freiberg:	9	7182
16)	=	Großenhain:	21	6937
17)	=	Dresden:	1	83
18)	Stadt	Dresden:	1	237
19)	=	Chemnitz:	5	7496
20)	Amtshauptmannschaft	Chemnitz:	2	770
21)	=	Flöha:	9	3420
22)	=	Marienberg:	6	864
23)	=	Annaberg:	10	6134
24)	=	Schwarzenberg:	2	1305
25)	=	Zwickau:	8	6740
26)	=	Oelsnitz:	1	500
27)	=	Plauen:	3	1277
28)	=	Auerbach:	—	—
29)	Schönburg'sche Rezeßherrschaften:		23	3419
		Sa. w. o.	196	72475.

Es waren Volksbibliotheken in überhaupt 166 verschiedenen Ortschaften vorhanden, und zwar:

in	147	Ortschaften	je eine	Bibliothek	= 147
=	14	=	= zwei	Bibliotheken	= 28
=	2	=	= drei	=	= 6
=	1	=	vier	=	= 4
=	1	=	fünf	=	= 5
=	1	=	sechs	=	= 6
Sa.:	166				196

6	Bibliotheken	enthielten eine der Regierung unbekannt gebliebene Anzahl von Bänden,	
64	=	enthielten je 1 bis mit 100	Bände,
101	=	= = 101 = = 500	=
11	=	= = 501 = = 1000	=
14	=	= über 1000	=
196			

Den Eigenthumsverhältnissen nach gruppirten sich die Bibliotheken so:

4	Bibliotheken	waren dem Eigenthume nach zweifelhaft,
39	=	waren im Eigenthume der Schule (incl. Sonntagsschule), der Schulgemeinde oder des Lehrers,
28	=	waren im Eigenthume der Kirche, der Kirchgemeinde oder des Pfarrers,
39	=	waren im Eigenthume der politischen Gemeinde,
70	=	waren im Eigenthume von Privatvereinen, (darunter 25 im Eigenthume von Gewerbevereinen, 6 im Eigenthume von Volksbildungsvereinen),
13	=	waren im Eigenthume von Privatpersonen,
3	=	waren im Miteigenthume, und zwar: 2 von Kirchen- und politischer Gemeinde, 1 von Pfarrer und Lehrer.
196		

Es ist noch hervorzuheben, daß aus den Kreisen der Privatcorporationen namentlich die Gewerbe- und die Bildungsvereine, welche zumeist mit der Berliner Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in organischem Zusammenhange stehen, ein reges Interesse für die Sache des Volksbibliothekenwesens bethätigen, in neuester Zeit auch die Gemeindevertretungen, insbesondere die größerer Städte, in richtiger Erkenntniß die Initiative zu Begründung von Volksbibliotheken ergriffen haben. Gewiß darf der Hoffnung Raum

gegeben werden, daß die hierin sich aussprechende schöne und edle Auffassung von den Aufgaben einer Gemeindevertretung in Zukunft je mehr und mehr in das Volksbewußtsein eindringen werde.

Nach der Versicherung der Berichterstatter wurden die Volksbibliotheken im Allgemeinen sehr fleißig, namentlich von der erwachsenen Jugend, benutzt. Eine Lauheit des lesenden Publicums war fast nur dann wahrzunehmen, wenn eine Bibliothek den Bestand der Bücher nicht in einer den Anforderungen der Zeit entsprechenden Weise veränderte und dadurch in Verfall gerieth.

Dies ist das Resultat, welches die amtlichen Erörterungen ergeben haben. Es ist ein buntes Bild, welches in demselben uns vor Augen gestellt wird. Wir wollen aber nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die in das Detail eingehenden Mittheilungen über den Stand der Volksbibliotheken in dem Königreich Sachsen Anspruch auf Vollständigkeit nicht erheben dürfen. Es hat dies seinen Grund einmal in der Kürze der Zeit, in welcher die Verwaltungsbehörden die ihnen aufgetragenen Erörterungen haben ausführen müssen, und dann darin, daß die Erörterungen vor Jahresfrist angestellt worden sind und die ganze Angelegenheit in stetiger Fortentwickelung begriffen ist. Es mag beispielsweise nur angeführt werden, daß zur Zeit der angestellten Erörterungen, zu Anfang des Jahres 1875, nach Inhalt der stadträthlichen Berichte in Dresden und Leipzig je eine Volksbibliothek vorhanden gewesen ist, während noch im Laufe des Jahres 1875 in Dresden 3000 *M.*, in Leipzig 3400 *M.* zu Errichtung von je drei neuen Volksbibliotheken und überdies in Dresden 1350 *M.*, in Leipzig 1800 *M.* Unterhaltungskosten für Volksbibliotheken auf das Jahr 1875 aus städtischen Mitteln bewilligt worden sind. Dieser durch die Verhältnisse bedingten Unvollständigkeit und Unsicherheit ungeachtet ist das gewonnene Resultat aber doch insofern von nicht zu unterschätzender Bedeutung, als in demselben der Nachweis erbracht wird, daß die in den obigen statistischen Daten berücksichtigten Volksbibliotheken von dem dort näher bezeichneten Umfange in Sachsen wirklich vorhanden sind.

Das Eingangs bezeichnete Schriftchen über Bedeutung und Einrichtung der Volksbibliotheken, welches den gewiß richtigen Grundsatz an die Spitze stellt, daß es sich nicht empfehle, das Gesammtunternehmen der Begründung und Unterhaltung von Volksbibliotheken in der Hand des Staates zu concentriren, daß vielmehr die hauptsächliche Fürsorge in dieser Richtung der Selbstthätigkeit und dem Gemeinsinn der sächsischen Staatsangehörigen und vornehmlich der Gemeinden zu überlassen sei, will nun in seinem ersten Theile die Gemeinden auf die Bedeutung der Volksbibliotheken aufmerksam machen und zu deren Begründung auffordern. Es erscheint uns nicht nöthig, an dieser Stelle auf das in dieser Richtung Gesagte näher einzugehen, da von den Lesern dieses Blattes gewiß an sich schon anerkannt wird, daß die Volksbibliotheken ein sehr geeignetes und wirksames Mittel zu Hebung der Volksbildung sind und es eine würdige und lohnende Aufgabe für die Gemeinden ist, durch Förderung solch geistiger Nahrung veredelnd auf ihre Mitglieder einzuwirken.

Von größerem Interesse wird hier der zweite Theil des Schriftchens sein, welcher ein Verzeichniß derjenigen Bücher giebt, welche zu Aufnahme in eine Volksbibliothek vornehmlich geeignet erscheinen. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir jenes Bücherverzeichniß hier reproduciren. Dagegen dürfte es nicht uninteressant sein, die allgemeinen Grundsätze zu kennzeichnen, von welchen seinem eignen Anführen nach das königl. Cultusministerium bei der Auswahl der aufzunehmenden Bücher sich hat leiten lassen.

Es wird vorausgeschickt, daß man sich nicht verhehlt hat, daß mit der Zusammenstellung eines solchen Bücherverzeichnisses eine äußerst schwierige Aufgabe zu lösen war und daß man keineswegs die Hoffnung hege, es sei mit diesem ersten Kataloge bereits etwas Abgeschlossenes und Vollendetes geleistet. Es handle sich vielmehr hier nur um einen ersten Versuch in Ausführung einer Angelegenheit, welche einer stetigen Fortentwicklung fähig und bedürftig und welcher fortdauernd ein warmes Interesse seiten der Behörden zuzuwenden sei.

(Schluß folgt.)

— Unter dem Titel: „**Der §. 32 der Reichsgewerbeordnung und die Theater-Schulfrage von Gotthard Hübner**" (Leipzig, Herm. Wölfert's Buchhandlung) ist soeben eine kleine Schrift erschienen, welche die Mißstände, welche aus der gegenwärtig gesetzlich bestehenden „Theaterfreiheit" entspringen, einer erörternden Beleuchtung unterzieht und Vorschläge zur Abhilfe daran knüpft. Der Verfasser will den §. 32 der Reichsgewerbeordnung nur für die sogenannten Sommertheater und jene sog. reisenden Gesellschaften bestehen lassen, welche in Dörfern und in Städten von noch nicht 5000 Einwohnern ihre Bühnen aufschlagen; für Singspielhallen und sog. Tingel-Tangelbühnen soll ein besonderes Polizeiregulativ aufgestellt werden. Concessionen zu Schauspielunternehmungen über diese Grenzen hinaus sollen nur vom Cultusministerium ertheilt und die Directionscandidaten den Provinzialregierungen in Vorschlag gebracht werden; diese hätten die Candidatenliste den Communen zu präsentiren, welche dann ganz selbständig die Wahl des Bühnenleiters treffen mögen. Als ein wesentliches Bedingniß einer rationelleren Theaterorganisation erachtet der Verf. indessen eine sachgemäße Lösung der Theaterschulfrage, in welcher Beziehung der Verf. die Organisation einer staatlich garantirten Hochschule für die dramatische Kunst vorschlägt, welche aus zwei Abtheilungen, der Theaterschule und der Theaterakademie mit je zweijährigem Cursus zu bestehen hätte. Was die Details der Ausführung dieser Idee anlangt, so sei auf die interessante Schrift selbst verwiesen.

— Das neueste, unlängst ausgegebene Doppelheft I. und II. des laufenden Jahrgangs der „**Zeitschrift des Königl. Sächs. statistischen Bureau's**" bringt an erster Stelle einen Aufsatz des Kgl. Sächs. Gesandten in Berlin, O. von Nostitz-Wallwitz über „die Finanzwirthschaft des Königreichs Sachsen seit dem Jahre 1867", welcher für die Leser unseres Blattes noch dadurch ein ganz besonderes Interesse hat, daß er die Fortsetzung und den Abschluß eines in Nr. 74 der Wissenschaftlichen Beilage der L. Z. vom Jahre 1871 befindlichen Aufsatzes bildet, welcher die Ergebnisse der Finanzwirthschaft in den Jahren 1834—1866 behandelt. Die letztere Periode umfaßt den Zeitraum vom Eintritt der constitutionellen Verfassung bis zur Begründung des Norddeutschen Bundes. Die in der Zeitschrift des statistischen Bureau's behandelte Periode von 1867 an erfährt eine nicht minder gründliche und sachkundige Beleuchtung bis zum neuesten Etat von 1876/77, wobei sowol die Nutzungen des Staatsvermögens und der Staatsanstalten als auch die Steuern und Abgaben in ihren Erträgen seit 1834 specialisirt sind. Die Arbeit ist nicht nur von bleibendem wissenschaftlichen Werth, sondern auch praktisch wichtig für Sachsen und Deutschland, welches letztere daraus ersieht, welchen Einfluß die Umgestaltung Deutschlands auf die Finanzen des zweitgrößten Mittelstaates gehabt hat. — Den Hauptinhalt des Heftes bildet der „**Bericht über die Volkszählung im Königreich Sachsen am 1. December 1875**" von dem Director des Bureau's, Dr. Victor Böhmert. Derselbe bespricht zuerst das Zählungsverfahren, die Zählungslisten und das Institut der freiwilligen Zähler, sodann die Ausführung und Bearbeitung der Volkszählung und die Verbindung der Volkszählung mit der Gewerbezählung und vergleicht endlich

die Ergebnisse der neuesten sächsischen Zählung mit den Resultaten früherer Jahre und anderer Länder. An diesen einleitenden Bericht reiht sich dann das eigentliche Tabellenwerk, in welchem alle Orte Sachsens nach den Regierungsbezirken aufgezählt sind mit Angabe der darin befindlichen Wohnstätten, Haushaltungen, Anstalten und der Bewohnerzahl nach Geschlecht, nach dem bürgerlichen Stande und nach den Religionsbekenntnissen. — Der übrige Inhalt des neuesten Heftes zeigt noch eine Reihe gediegener Mitarbeiter. Prof. Dr. Laspeyres bespricht „Das Verhältniß der Miethe zum Einkommen in Leipzig, verglichen mit Hamburg und Berlin", wobei namentlich für Hamburg das zu Vergleichung nebeneinander gestellte Ziffernwerk der Jahre 1868 und 1874 höchst überraschende Resultate aufweist. Medicinalrath Dr. Flinzer behandelt „Die Entwicklung des Impfwesens und das Ergebniß der Impfung im Jahre 1875 im Königreich Sachsen" und der Vorstand des statist. Bureau's der Staatseisenbahnen F. Ulbricht liefert einen „Beitrag zur Statistik der Güterbewegung auf den Eisenbahnen". Weiter bringt das Heft die statistischen Resultate über den Postverkehr bei sämmtlichen Postanstalten Sachsens in 1874 und 1875 und repertorische Rückblicke auf die wichtigsten Begebenheiten, welche die Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswohlfahrt des Deutschen Reichs und des Königreichs Sachsen berühren, auf das erste Halbjahr 1876 nach officiellen Quellen bearbeitet. Den Schluß des Heftes bildet ein literarischer Ueberblick über die neuesten auf das Königreich Sachsen bezüglichen Publicationen statistischen Inhalts. — Der Preis der Zeitschrift des Königl. Sächs statist. Bureau's, die überall durch die Post oder im Buchhandel bezogen werden kann, beträgt nur 3 Mark für den ganzen, mehr als 30 Druckbogen umfassenden Jahrgang. Bei dieser Gelegenheit sei zugleich erwähnt, daß die bisher in der Zeitschrift des Königl. Sächs. statistischen Bureau's veröffentlichten meteorologischen Monatsberichte aus der Feder des Herrn Professor Dr. Bruhns, ebenso wie dies mit den amtlichen Leipziger Meßberichten bereits der Fall ist, fernerhin in der Wissenschaftlichen Beilage erscheinen werden. In beiderlei Hinsicht wird eine bereits in früheren Jahren bestandene Einrichtung wieder aufgenommen.

— Unlängst hat ein, mit außergewöhnlichem Fleiß und großer Sorgsamkeit und Genauigkeit bearbeitetes Werk seinen Abschluß gefunden, das technologische Wörterbuch in französischer, deutscher und englischer Sprache, das, bearbeitet von Alexander Tolhausen, Uebersetzer am kgl. großbritannischen Patentamt in London und durchgesehen von Louis Tolhausen, französischem Consul in Leipzig, vor drei Jahren von der Verlagsfirma Bernhard Tauchnitz in Leipzig herauszugeben begonnen worden ist und nunmehr in drei stattlichen Bänden vorliegt, von denen der erste Theil (mit französischem Titel) die französisch-deutsch-englische, der zweite (mit englischem Titel) die englisch-deutsch-französische, der dritte (mit deutschem Titel) die deutsch-englisch-französische Ausgabe enthält. Von der Reichhaltigkeit und Vollständigkeit des Werkes, das in seiner Art seines Gleichen suchen dürfte, giebt Zeugniß, daß in demselben über 90,000 technische Ausdrücke und Redensarten, die in Kunst, Gewerbe und Handel vorkommen, Aufnahme gefunden haben.

— Die Gesammtausgabe von Heinrich Laube's Schriften (Wien, Wilhelm Braumüller) ist bis zum siebenten Bande erschienen. Die beiden letzterschienenen Bände 6 und 7 enthalten den Roman: „Das junge Europa", der seiner Zeit großes Aufsehen gemacht hat, aber auch heute noch das Interesse der Lesewelt in hohem Grade in Anspruch zu nehmen geeignet ist.

— Von dem zweiten Bande der „Musikalischen Studienköpfe" von La Mara liegt eine dritte umgearbeitete Auflage (Leipzig, Schmidt und Günther, 1876) vor. Wie der erste Band die Entwickelung deutscher Musik schildert, so will der zweite Band, was seit dem Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts unter deutschem Einflusse im Auslande in Italien und mehr noch in Frankreich Bedeutendes geschaffen worden, zur Darstellung bringen und enthält Cherubini, Spontini, Rossini, Boieldieu und Berlioz. Wie es in der strebsamen und forschenden Art der Verfasserin liegt, hat das Buch eine vielfache Erweiterung erfahren. Besonders werthvoll sind die sorgsamen Verzeichnisse der Werke der Künstler, die den einzelnen Studienköpfen beigegeben sind. F. M.

— Conservative Position. Von Philipp von Nathusius-Ludom. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1876. — Der wesentliche Inhalt der gegenwärtigen Flugschrift erschien bereits in Leitartikeln der „Neuen Preußischen Zeitung", deren Chefredacteur der Verfasser bis vor Kurzem gewesen ist, und bildet gewissermaßen sein politisches Testament in dieser Stellung. Hat die Schrift somit bei der hervorragenden Stellung, welche die „Neue Preußische Zeitung" als hauptsächlichste Vorkämpferin streng conservativer Principien unter der redactionellen Leitung des Herrn von Nathusius einnahm, schon ein besonderes Interesse, so gebührt ihr und zwar keineswegs ausschließlich in den Kreisen der Gesinnungsgenossen beachtende Aufmerksamkeit auch darum, weil darin ein über den Leserkreis der „Kreuzzeitung" hinausreichendes knapp und übersichtlich gehaltenes Bild der conservativen Position geboten wird Der Verfasser bezweckt, wie er in dem einleitenden Vorwort seiner Schrift offen ausspricht, einen Beitrag zu liefern für die weitere Vereinigung und Sammlung der unabhängigen conservativen Elemente Preußens und Norddeutschlands und er geht dabei von der, unseres Erachtens ganz zutreffenden, aber leider selbst in den betreffenden Kreisen bei weitem noch nicht gehörig erkannten Auffassung aus, daß zwischen den einzelnen Gruppen der unabhängigen Conservativen Norddeutschlands keine wirklich und für immer trennende Grundsätze und Ziele vorhanden sind, daß vielmehr Manches, was einzelnen nach weiterer Klarheit ringenden Kreisen oft noch als Gespenst erschienen ist, bei näherer Betrachtung und in seinem inneren Zusammenhange mit den übrigen Dingen sich als etwas ganz Natürliches und Vernünftiges erweist.

— Die jüngst erschienenen Voll. 1617—1620 der Collection of British Authors Tauchnitz Edition bringen einen neuen vierbändigen Roman von George Eliot: „Daniel Deronda", welcher hiermit der Aufmerksamkeit aller Freunde der schönwissenschaftlichen englischen Literatur der Gegenwart, in welcher George Eliot einen der gefeiertsten Namen sich erworben hat, empfohlen sein mag.

— Das erste Octoberheft von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: Zur innern Geschichte Dänemarks in den letzten zwölf Jahren. — George Sand. Ein literarisches Portrait von Leopold Katscher. II. — Die wirthschaftlichen Grundrechte des Deutschen Reiches. Von August Hermann Schreck. I. — Chronik der Gegenwart: Politische Revue.

— Unter dem Titel: „Bilder aus dem Soldatenleben. Unter deutschen Fahnen, von Friedrich Kießling" (Leipzig, Expedition des Allgemeinen literarischen Wochenberichts) wird uns eine kleine Spende anspruchloser Erzählungen aus Militairkreisen geboten, welche das Leben und Treiben in denselben angemessen charakterisiren und sich durch patriotische Gesinnung kennzeichnen.

— Zwischen Ruinen. Roman von Leopold Kompert. 3 Bände. Berlin, Otto Janke, 1875. — Der Roman wird seine Leser in denjenigen Kreisen finden, welche sich an die charakteristischen Eigenthümlichkeiten Leopold Kompert's gewöhnt haben. Die nationalen Gegensätze zwischen Deutschthum und Slaventhum, die religiösen zwischen Christenthum und Judenthum bilden die Schwerpunkte der Geschichte des Romans, der jedenfalls zu den besseren Arbeiten Kompert's gerechnet werden darf.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 81. Sonntag, den 8. October. 1876.

Zum 10. October 1876.

Am 10. October 1776 ward zu Frankfurt an der Oder Heinrich v. Kleist geboren; wie sein jüngster und gründlichster Biograph, Adolf Wilbrandt, bemerkt: „der größte Sprößling eines berühmten alten Geschlechtes, das dem preußischen Staate manchen tüchtigen Krieger und Beamten, der deutschen Nation schon einen liebenswürdigen und gefeierten Dichter geschenkt hatte.“ Es ist vielleicht nicht unbillig, hier neben den Verdiensten eines Kleist von Nollendorf und Christian Ewald v. Kleist's, des Sängers des Frühlings, des Freundes Lessing's, Rammler's, Gleim's u. A., der, wenn auch viel bescheideneren, literarischen Verdienste eines Franz Alexander v. Kleist, sowie des Umstandes zu gedenken, daß auch in der Schauspielkunst ein Sproß dieser Familie, unter dem Künstlernamen: Julius, sich wohlverdiente Lorbeeren erworben hat.

Wenn trotz der bekannten Vorliebe unserer Zeit und insbesondere auch unseres Volkes, die hundertsten Geburtstage berühmter Männer zu feiern, von der am 10. October 1876 bevorstehenden Feier in der Oeffentlichkeit nur wenig die Rede ist, wenn in Tagen, in welchen der Localpatriotismus z. B. in Dresden, sogar noch vor dem Ablauf eines solchen hundertjährigen Zeitraumes, dem Andenken eines Theodor Körner, und in Weißenfels, trotz des Spottes des Grafen Platen, einem Adolf Müllner, — („Apollo dem Leukopetraier“, wie ihn weiland Prof. Dr. Traugott Krug benannt) — eherne Standbilder und Erinnerungstafeln errichtet, ein Sänger, wie Heinrich von Kleist, sich damit begnügen muß, daß der jetzige Besitzer des Grundstücks, auf welchem er seinen großen Geist ausgehaucht, Prinz Friedrich Carl von Preußen, die traurige Grabstätte mit einem einfachen, nur den Geburts- und Todestag angebenden Granitblocke hat bezeichnen lassen, so haben allerdings verschiedene Umstände zusammengewirkt. Einerseits wollen wir es keineswegs tadeln, wenn sich im Volke eine gewisse Scheu dawider geltend macht, einem Manne, der freiwillig und, wie es wenigstens den Anschein hat, bei vollem Bewußtsein aus dem Leben geschieden, öffentlich zu ehren. Wir wollen und werden zwar seine Werke lieben und im Herzen tragen, nicht aber den Mann preisen und feiern, der sich selbst die Möglichkeit, noch Größeres und Vollendeteres zu schaffen, mit frevelnder Hand abgeschnitten! Andererseits dürfen wir aber auch nicht verkennen, daß die grelle Dissonanz, die in dessen Leben hervortritt, auch in seinen Werken erkennbar ist und in keinem derselben zu vollständiger Harmonie aufgelöst erscheint.

Das Beste, was sich über sein dichterisches Wirken und Schaffen sagen läßt, ist unserer Ansicht nach bereits von Goethe gesagt worden.

Bekanntlich war es Ludwig Tieck, der nicht müde wurde, die einzelnen Schöpfungen des Freundes, Gesinnungs- und Berufsgenossen zu sammeln und über ihn, über sein Leben und Sein, sein Wirken, Denken und Schaffen Licht zu verbreiten. Ja, hätte dieser Freund nicht die zum Theil noch ungedruckten und sonst in ziemlich unbekannten Zeitschriften verstreuten Dichtungen gesammelt, schwerlich würden uns dieselben bei der damaligen Theilnahmlosigkeit des größeren Publicums überhaupt erhalten worden sein. Sowol in den Vorreden zu den 1821 veröffentlichten hinterlassenen, als in den 1826 herausgegebenen gesammelten Schriften, namentlich aber auch in den dramaturgischen Blättern kommt Tieck immer und immer wieder auf die merkwürdige Begabung und die großen Vorzüge dieses Dichters zurück. Bei der Besprechung der zuletzt gedachten Schrift macht nun Goethe die Bemerkung:

Tieck's Pietät gegen Kleist zeigt sich höchst liebenswürdig. Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatze einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um; er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb, die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr, als daß er tadelt. Denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir auch Beide zuletzt überein.

„Ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen ist“, — man kann das Wesen unseres Dichters und fast jedes seiner größeren Werke nicht kürzer, aber auch kaum treffender charakterisiren. Auch ist damit zugleich die Stellung gekennzeichnet, die Kleist in der Geschichte, der Literatur, in der Kritik einnimmt. Keiner, der auf poetische Einsicht und Empfindung Anspruch macht, verkennt wol heut zu Tage, daß wir es hier mit einem großen Dichter zu thun haben, — dem größten vielleicht, welchen die nachclassische Periode unserer Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Es wird sich schwerlich Jemand mit dem Wesen des Theaters und der theatralischen Literatur vertraut gemacht haben, der nicht in ihm einen geborenen Dramatiker, einen der größten vielleicht, der in deutscher Zunge gedichtet, anzuerkennen sich gedrungen fühlte. Gewiß hat Kleist kein Werk von dem Werthe der Lessing'schen oder Schiller'schen Meisterwerke geschaffen, aber an Einzelheiten, die erkennen lassen, daß ihm die dramatische Form der Darstellung die natürliche und nothwendige für seine Ideen und Empfindungen ist, und daß er das, was er uns zu sagen hat, nur eben in dieser Form gedacht und empfunden habe, sind alle seine Schriften überreich. Selbst in seinen Erzählungen und Novellen sind die Haupteffecte fast überall dramatisch, die Katastrophen fast immer mit echt dramatischem Geschick herbeigeführt und aufgebaut. Gleichwol gehen die Meinungen der Kritiker über diese Dichtungen häufig in diametraler Richtung auseinander und wir wollen da nicht etwa an eine blinde Vorliebe der Einen oder an eine ungerechte Tadelsucht der Anderen glauben. Es kommt eben Alles darauf an, welche Stellung der Kritiker zu diesen eigenthümlichen Schöpfungen einnimmt, ob er, wie

Goethe, zuerst und vor Allem das Krankhafte in dem Dichter wahrnimmt und ob ihn letzteres sofort dergestalt mit Schauder und Abscheu erfüllt, daß er nicht zum Vollgenuß des unendlich vielen Schönen, was alle seine Dichtungen durchdringt, gelangen kann, oder ob er, wie Tieck, von den unvergleichlichen Vorzügen dieser Gedichte so ergriffen und eingenommen wird, daß er die Makel und Flecken in denselben zwar wahrnimmt und als solche erkennt, gleichzeitig aber entschuldigt und als, wenn auch immer bedauerliche, Nebendinge mit in den Kauf nimmt.

Wir bekennen uns freudig zu der zuletzt gedachten Ansicht, die ja wol auch Goethe selbst nach seiner oben mitgetheilten Schlußäußerung als die richtigere anerkennt. Uns ist H. v. Kleist von jeher als ein Dichter erschienen, dessen Genius auf das Höchste angelegt ist und dessen Werke deshalb einen Zauber über uns ausgießen, dessen Wirkungen mit denen keines anderen Dichters zu vergleichen sind.

Leider freilich sind im großen Publicum seine Werke noch lange nicht so bekannt, wie sie es verdienen. Zwar haben sich, wie früher Tieck, so später Rud. Köpke und A. Koberstein durch Herausgabe von Nachträgen und Briefen, Ed. v. Bülow und A. Wilbrandt durch biographische und kritische Werke, besonders aber Julian Schmidt durch erneuerte Herausgabe und ausführliche Einleitung seiner Schriften um das Gedächtniß dieses Dichters unvergängliche Verdienste erworben. Daneben gehen aber gerade seine Hauptwerke noch immer in den bekannten Holbein'schen Verstümmelungen über unsere Bühnen, ein Umstand, der schon allein zur Genüge beweist, wie wenig poetischen Geist, wie wenig literarische Bildung noch immer in den Kreisen, die für diese Kunstanstalten maßgebend sind, anzutreffen ist. Wurde doch vor wenigen Jahren die Hermannsschlacht in einer Bearbeitung von Fedor Wehl auf einer Reihe größerer Theater gegeben, die die Verballhornungen, die v. Holbein mit dem Käthchen, den Schroffensteinern und, nach dem Zeugnisse Tieck's, auch mit dem Prinzen von Homburg vorgenommen, nicht nur in geistiger Hinsicht keinesfalls überragte, sondern an theatralischem Geschicke noch weit hinter selbigen zurückstand. Auch den Bemühungen, die H. Laube und Ed. Devrient auf das Käthchen von Heilbronn, R. Genée auf die Hermannsschlacht, und neuerlich Mosenthal auf die Penthesilea gewendet, läßt sich kaum ein wesentlich besseres Zeugniß ausstellen. Erst in neuester Zeit hat, wie schon Tieck in Dresden an dem Prinzen von Homburg und Fr. Ludwig Schmidt in Hamburg am zerbrochenen Kruge, die Regie des Meininger Hoftheaters gezeigt, daß man auch beim Käthchen und bei der Hermannsschlacht am Besten thue, auf das unverfälschte Originalgedicht zurückzugreifen. Wie wir ja auch bei so mancher gelungenen Darstellung eines unverdorbenen Shakespeare'schen Stückes wahrzunehmen hatten, erträgt das Publicum selbst recht grelle Absonderlichkeiten eines wahren Dichters weit leichter, als prosaische Einschiebsel und Zusätze, die nur immer dahin führen, die poetische Stimmung aufzuheben und somit das Wesen der Dichtung völlig zu vernichten. In der That dürfte es kaum zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß durch diese That der „Meininger" dem Repertoire der deutschen Bühne in diesen beiden Stücken zwei neue hochpoetische Dramen gleichsam erst erobert worden sind.

Und so geht bei dem Abschluß des hundertjährigen Zeitraums, der seit der Geburt unsers Dichters verflossen ist, wenigstens eine stille Feier durch das deutsche Vaterland, die, wenn sie sich auch nicht zu einer directen Apotheose seines Namens erhebt, doch dazu dienen wird, dem großartigen Wirken desselben endlich volle Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen und dem Schönen, was wir seinem Genius verdanken und durch ihn besitzen, die ihm gebührende Stellung anzuweisen.

Ueber Volksbibliotheken.

(Schluß.)

Die Bücher sollen einestheils belehrenden Inhalts und anderntheils volksthümlich geschrieben sein. Was den belehrenden Inhalt betrifft, so ist dieser im weitern Sinne zu nehmen. Auch ohne daß die Belehrung nach Titel und Schreibweise eines Buches als das bestimmte und einzige Ziel desselben sich kennzeichnet, kann jener Zweck doch recht wohl beabsichtigt und auch erreicht werden. Es kann beispielsweise ein reicher geistiger Gewinn aus der Lectüre einer gut geschriebenen Erzählung gezogen werden, welche edel und wahr gezeichnete Charaktere schildert oder ein getreues Bild von den Zuständen, Sitten und Gebräuchen, sei es einer vergangenen Zeit, sei es einer fern gelegenen Gegend, darbietet. Was die Charakterisirung der volksthümlichen Schreibweise eines Buches anlangt, so ist auf das Bezug genommen worden, was in diesem Punkte in dem Centralblatte für das freie Fortbildungswesen in Deutschland, II. Jahrgang Nr. 17 in „einigen Worten über Bücherverzeichnisse für Volksbibliotheken" gesagt wird. Dort heißt es nämlich: „Es ist eine schwere Kunst, volksthümlich zu schreiben. Es genügt dazu nicht, wie Manche glauben, den gewählten Stoff in wenig gewählter Sprache zu behandeln und mit gemüthlich-humoristischen Betrachtungen zu durchflechten, sondern es kommt dabei darauf an, daß der Schriftsteller von seinem Leser nur gesunden Menschenverstand verlangt und ihn von dieser Grundlage aus für seinen Gegenstand zu erwärmen, über denselben zu unterhalten und gründlich zu belehren weiß. Den Gelehrten ist gut predigen, sagt das Sprichwort, und hat Recht damit. Einem Gelehrten ist es leichter, für seines Gleichen, als für Ungelehrte zu schreiben. Für den Ersteren braucht er Vieles nur anzudeuten und kann Anderes stillschweigend voraussetzen. Wer ihn noch nicht versteht, dessen Sache ist es, sich soweit heranzuarbeiten, und wer das will, weiß, wo er die Mittel dazu findet. Mit einem Volksbuche ist das anders. Das muß aus sich selbst ganz verständlich sein, wenn es seinen Zweck nicht verfehlen will."

Unter Festhaltung an den oben gedachten zwei hauptsächlichsten Erfordernissen der Bücher sind in das Bücherverzeichniß aufgenommen worden: erstlich Bücher, welche, ohne den Zweck der Belehrung ausgesprochener Maßen und ausschließlich zu verfolgen, dennoch durch ihren Inhalt und ihre Tendenz anregend, bildend und belehrend wirken, dann Bücher, welche geschichtlichen, geographischen oder naturkundlichen Inhalts sind, endlich Bücher, welche die Kenntnisse in speciellen Berufsgebieten und insbesondere denen der Landwirthschaft, des Gewerbebetriebes und der Industrie, zu erweitern anstreben.

Bücher lediglich erbaulichen Inhalts, wie namentlich Predigt- und Andachtsbücher, sind in den Katalog nicht aufgenommen worden. Als Grund hierfür wird angegeben, daß bei den Volksbibliotheken, wie sie von Staatswegen und aus Staatsmitteln unterstützt und gefördert werden, zunächst nicht die Literatur der religiösen Andacht, sondern die der geistigen Bildung ins Auge zu fassen gewesen sei. Es wird aber sofort hinzugefügt, daß damit selbstverständlich nicht ausgesprochen sein solle, daß Bücher erbaulichen Inhalts von den Volksbibliotheken auszuschließen seien, nur habe man deren Aufnahme der freien Entschließung der Vorstände der einzelnen Bibliotheken überlassen müssen.

Aus ähnlichen Gründen sind Bücher ausschließlich poli-

tischen Inhalts in das Verzeichniß nicht aufgenommen worden. Endlich hat man periodisch erscheinenden Zeitschriften und Zeitungen, da sie meist nur vorübergehenden Interessen dienen, keine Berücksichtigung geschenkt.

Es soll hier keine Kritik über die in den Katalog aufgenommenen, beziehentlich nicht aufgenommenen Bücher ausgeübt werden. Nur darauf mag auch an dieser Stelle ausdrücklich hingewiesen werden, daß der Katalog nur als ein wohlmeinender, sachverständiger Rathschlag aufgefaßt sein und lediglich Mißgriffen in der Auswahl der Bücher entgegenarbeiten will. Wenn wir von diesem Gesichtspunkte aus das gegebene Bücherverzeichniß betrachten, so werden wir zugeben müssen, daß dasselbe den beabsichtigten Zweck zu erreichen recht wohl geeignet erscheint. Denn in den empfohlenen Büchern ist eine ausreichende Auswahl für die Bedürfnisse einer jeden Gemeinde geboten und Bedenken gegen irgend eines der aufgenommenen Bücher werden sich nicht erheben lassen. Wenn aber Mancher dieses oder jenes Buch vermissen wird, welches nach seinem Dafürhalten in das Verzeichniß hätte mit aufgenommen werden sollen, so mag zwar zugegeben werden, daß es noch so manches für eine Volksbibliothek recht wohl geeignete Buch giebt, welches in dem Kataloge fehlt, es ist jedoch daran zu erinnern, daß es sich hier um einen ersten Versuch handelt und es der Zukunft vorzubehalten ist, Fehlendes zu ergänzen und Gutes durch Besseres zu ersetzen.

Der dritte Theil des mehrgedachten Schriftchens giebt praktische Rathschläge für zweckmäßige Einrichtung und Verwaltung der Volksbibliotheken. Wir heben daraus Folgendes hervor.

Die zweckmäßige Einrichtung und Verwaltung einer Volksbibliothek ist selbstverständlich für die gedeihliche Fortentwickelung und die ersprießliche Wirksamkeit derselben von ebenso großer Bedeutung, wie eine geschickte Auswahl der Bücher. Es wird deshalb in der Praxis diesem Punkte eine besondere Fürsorge zuzuwenden sein.

Die Einrichtungen, welche in Betreff der Leitung der Bibliotheken und in Betreff der Aufbewahrung und Ausleihung der Bücher zu treffen sind, werden je nach den localen Verhältnissen und insbesondere, je nachdem es sich entweder um größere Städte oder aber um kleinere Städte und Gemeinden des platten Landes handelt, sehr verschiedene sein müssen, wenn anders etwas Tüchtiges geleistet werden soll.

In den größeren Städten wird sich in der Regel die Bestellung eines besonderen gemischten ständigen Ausschusses zu Leitung des Volksbibliothekenwesens empfehlen. Ein solcher Ausschuß wird in sächsischen Städten nach Anleitung von §. 121 der revidirten Städteordnung vom 24. April 1873 zu constituiren und bei der Wahl der Mitglieder zweckmäßig darauf Bedacht zu nehmen sein, daß in den Ausschuß neben den Mitgliedern des Stadtrathes und des Stadtverordnetencollegiums auch noch andere ihrer Berufsstellung und wissenschaftlichen Bildung wegen vornehmlich qualificirte Bürger aufgenommen werden.

In einem Anhange des Schriftchens ist das Statut der städtischen Volksbibliotheken von Berlin vom 27. April 1850 nebst den dazu gehörigen nachträglichen Bestimmungen abgedruckt, auch das Formular zu einer Erlaubnißkarte und einem Bürgschaftsschein, wie sie in den Volksbibliotheken Berlins üblich sind, mitgetheilt. Gewiß mit Recht wird dazu bemerkt, daß, wenn unter Festhaltung der in diesen Druckbeilagen zum Ausdruck gebrachten allgemeinen Principien die einzelnen Bestimmungen den localen Verhältnissen angepaßt und insbesondere vereinfacht werden, es dann leicht sein wird, im gegebenen Falle ein geeignetes Statut zu entwerfen und eine sachgemäße Organisation des Volksbibliothekenwesens herbeizuführen. Wir halten es nicht für nothwendig, auf jene allgemeinen Principien hier näher einzugehen, da wir in den größeren Städten an sich schon eine gewisse Sachkenntniß der hier einschlagenden Entscheidungsmomente voraussetzen dürfen. Nur das wollen wir auch hier bestimmt aussprechen, daß eine größtmögliche Vereinfachung der Formalitäten bei der Benutzung der Volksbibliotheken in deren eigenem Interesse liegt und deshalb mit Entschiedenheit anzustreben ist.

Besondere Aufmerksamkeit wird der Einrichtung von Lesezimmern zu schenken sein, wie sie einzelne größere Städte Sachsens auch theils bereits hergestellt, theils wenigstens ins Auge gefaßt haben. Solche Lesezimmer bieten den dreifachen Vortheil, daß die Benutzung der Bücher sofort an Ort und Stelle und ohne die Erfüllung schwerfälliger und unbequemer Formalitäten ermöglicht, manchem Leser ein sonst fehlender geeigneter Raum für die Lectüre eines Buches gegeben und endlich die Auswahl der zu entnehmenden Bücher in einer dem persönlichen Geschmacke entsprechenden Weise wesentlich erleichtert wird.

Es ist selbstverständlich, daß in kleineren Städten und auf dem platten Lande mit einem so complicirten Apparate, wie er vorstehends für die größeren Städte ins Auge gefaßt worden ist, nicht wol gearbeitet werden kann. Hier wird die Leitung und Verwaltung der Volksbibliotheken am zweckmäßigsten in die Hand eines zu diesem Zwecke besonders zu constituirenden Comités zu legen sein. In demselben werden neben anderen Elementen jedenfalls der Pfarrer, ein Lehrer und der Gemeindevorstand, bez. Bürgermeister ein für alle Mal Sitz und Stimme zu erhalten haben. Vielleicht wird es sich empfehlen, zwischen der inneren und äußeren Leitung der Bibliothek zu unterscheiden und die erstere, welche namentlich die Auswahl der Bücher zu umfassen hätte, etwa dem Pfarrer, die letztere dagegen, welche namentlich das Ausleihen der Bücher und die Rechnungsführung zu umfassen hätte, etwa dem Lehrer oder dem Gemeindevorstande, bez. Bürgermeister zu übertragen. Für eine Betheiligung des Pfarrers spricht der Umstand, daß, namentlich auf dem Lande, er es in der Regel sein wird, welcher die besonderen Verhältnisse seiner Gemeinde und die speciellen Interessen seiner Gemeindeglieder am besten kennen und in der Literatur am meisten bewandert sein wird, so daß er zu einer geschickten Auswahl der in die Bibliothek aufzunehmenden Bücher in den meisten Fällen sich wohl eignen dürfte. Für die Heranziehung des Lehrerstandes spricht schon das Moment, daß mit Hilfe der Schulkinder ohne Unbequemlichkeit die Bücher aus der Bibliothek in die Hand der Aeltern oder älteren Geschwister und von diesen in die Bibliothek zurückgebracht werden könnten. Vielleicht könnte auch diese Volksbibliothek mit einer Bibliothek für Schüler in Verbindung gebracht werden. Für den Gemeindevorstand, bez. Bürgermeister endlich spricht, daß unter Umständen auch die für das Gemeindeamt bestimmten Expeditionsräume passende Localitäten zu Aufstellung der Bücher sein können, zumal dieselben an jedem Tage zu bestimmten Stunden für alle Ortsbewohner geöffnet sind und in dieselben viele Leute aus geschäftlichen Gründen hineingeführt werden. Die definitive Entschließung darüber, ob man den Pfarrer, den Lehrer oder den Gemeindevorstand, bez. Bürgermeister einen hervorragenden Antheil an der Leitung und Verwaltung der Volksbibliothek nehmen lassen will, wird wesentlich von der Persönlichkeit der Betreffenden und von ihrem Verhältnisse zur Gemeinde abhängig sein. Je nach dem Ausfall dieser Entscheidung wird die Volksbibliothek entweder im Pfarrhause oder in der Schule oder im Gemeindebureau aufzustellen sein, dafern nicht etwa Privatpersonen ihr Interesse für das Institut der Volksbibliotheken durch Gewährung geeigneter Räume bekunden sollten.

Was dann die Art und Weise der Aufbewahrung und Ausleihung der Bücher einer Volksbibliothek betrifft, so werden die formellen Vorschriften für dieselbe je nach der Verschiedenheit der Größe des Bezirks, für welchen eine

Bibliothek bestimmt ist, sehr verschiedenartige sein müssen. Was nämlich zuerst die Prüfung der Legitimation der Bücherentnehmer betrifft, so wird es auf dem platten Lande und in kleineren Stadtgemeinden besonderer Formalitäten kaum bedürfen, da anzunehmen ist, daß die Betreffenden dem Ausleiher von Person bekannt sein oder doch leicht durch zuverlässige Dritte werden bekannt gemacht werden können. Anders wird sich die Sache an größeren Orten gestalten. Es werden da ähnliche Einrichtungen getroffen werden müssen, wie sie jetzt schon in manchen öffentlichen Bibliotheken bestehen. So ist beispielsweise für die Benutzung der städtischen Volksbibliotheken in Berlin vorgeschrieben, daß ein Buch nur gegen Beibringung eines Cautionsscheines ausgeliehen werden darf und es sind überdies Diejenigen, welche überhaupt zu Ausstellung solcher Cautionsscheine berechtigt sein sollen, speciell aufgeführt. Die Forderung solcher Formalitäten mag bei den Größenverhältnissen von Berlin gewiß nothwendig sein, in den Städten Sachsens aber werden sich jene Formalitäten sicherlich vereinfachen lassen, ohne die Sicherheit der Bibliothek zu gefährden. Selbstverständlich ist, daß auch dagegen Vorkehrungen zu treffen sind, daß die der Bibliothek angehörigen Bücher nicht von dem Publicum beschmutzt, noch über eine bestimmte Zeit hinaus zurückbehalten oder gar verloren werden. Es wird für solche Fälle eine Conventionalstrafe, beziehentlich die Verbindlichkeit zum Schadenersatz und die Höhe desselben im Voraus festzusetzen sein.

Eine besondere Bemerkung mag hier noch darüber gemacht werden, ob es räthlich erscheint, für die Benutzung der Bücher einer Volksbibliothek eine Lesegebühr zu erheben. Wenn eine solche auch den Vortheil bietet, daß dadurch Mittel zur Unterhaltung und allmäligen Erweiterung der Volksbibliothek gewonnen werden, so wird doch, wo es irgend angeht, im Interesse einer möglichst allgemeinen und erleichterten Benutzung der Bibliothek von der Forderung einer Lesegebühr abzusehen sein. Jedenfalls möchte dieselbe aber auf ein Minimum zu beschränken sein, da die Volksbibliotheken gerade durch die Billigkeit ihrer Benutzung sich auszeichnen und auch dem weniger Bemittelten zugänglich sein sollen. Es wird als selbstverständlich erachtet, daß armen Gemeindegliedern stets, und zwar ohne besondere Schwierigkeit, ein Erlaß der Lesegebühr bewilligt werden wird. Bei den in Sachsen zur Zeit bestehenden Volksbibliotheken wird, wie hier eingeschaltet werden mag, in der Mehrzahl der Fälle ein Lesegeld nicht erhoben. Wir wollen bei diesem Anlaß mit der Bemerkung nicht zurückhalten, daß es im öffentlichen Interesse sehr zu wünschen ist, daß Privatvereine, wir denken hierbei in erster Linie an Gewerbevereine, welche zum Theil über recht gute Bibliotheken verfügen, die Benutzung ihrer Bibliotheken nicht von der Bedingung der Vereinsmitgliedschaft abhängig machen. Wir dürfen mit Freuden constatiren, daß nach den angestellten Erörterungen die Mehrzahl der in Sachsen bestehenden Gewerbevereine einen solchen exclusiven Charakter auch nicht an sich tragen.

Mit ganz besonderer Vorsicht wird bei der Wahl des Bibliothekars zu verfahren sein, da davon, wie dieser das ihm übertragene Amt der Ausleihung von Büchern auffassen und ausüben wird, die gedeihliche Wirksamkeit einer Volksbibliothek ganz wesentlich mit abhängen wird. Er wird nicht nur die Leser durch seinen sachverständigen Rath in der Auswahl der zu entnehmenden Bücher zu unterstützen, sondern namentlich auch darauf hinzuwirken haben, daß das Interesse für Bücher belehrenden Inhalts im Gegensatze zu denen nur unterhaltenden Charakters geweckt werde. Auch wird er auf die Benutzung der Bücher je nach der Verschiedenheit ihres Inhalts und je nach der Verschiedenheit ihrer Leser Acht haben müssen, weil die in dieser Beziehung gemachten Beobachtungen selbstverständlich von Wichtigkeit für die Auswahl der Schriften bei Erweiterung und Vervollständigung der Bibliothek sein werden.

Es waren oben schon einige Mittheilungen über die Frequenz bei der Volksbibliothek in München gemacht worden. Wir gestatten uns, diesen Mittheilungen noch einige weitere aus dem Rechenschaftsberichte des Gemeinnützigen Vereins zu Dresden anzuschließen.

In der ersten Volksbibliothek in Dresden betrug bei einem Bücherbestande von 1421 Bänden die Gesammtzahl der vom 1. September 1875 — dem Eröffnungstage — bis 31. December 1875 ausgeliehenen Bände: 2867.

Die Leser vertheilten sich nach Procenten auf die verschiedenen Berufsclassen und Stände folgendermaßen:

Gewerb- und Handeltreibende	46 %,
Arbeiter und Hilfsarbeiter	20,2 „
Beamte	8,4 „
Selbständige Frauen	16,6 „
Schüler höherer Lehranstalten	8,8 „
	100 %.

Außerdem 253 Kinder.

Nach der Benutzung durch die Leser ordneten sich die verschiedenen Gruppen folgendermaßen:

Deutsche und ausländische Classiker, Zeitschriften ꝛc.	58,5%,
Geschichte	12 „
Lebensbeschreibungen	0,5 „
Geographie, Reisen	18 „
Naturwissenschaften	9 „
Staats- und Socialwissenschaften	0,5 „
Verschiedenes	1,5 „
	100 %.

Außerdem 654 Bände Kinderschriften.

In der zweiten Volksbibliothek in Dresden betrug bei einem Bestande von 1155 Bänden die Gesammtzahl der vom 19. November 1875 — dem Eröffnungstage — bis 31. December 1875 ausgeliehenen Bände: 2520. Die 522 eingetragenen Leser vertheilen sich nach Stand und Berufsclassen folgendermaßen:

180	Schüler der Volksschulen.
5	Seminaristen.
146	Schüler höherer Lehranstalten.
70	Gewerbtreibende.
6	Lehrer.
29	Kaufleute, Schreiber ꝛc.
23	Expedienten.
18	Beamte.
29	Arbeiter, Kellner, Diener ꝛc.
9	Frauen.
6	Rentiers.
1	Soldat.
Sa. 522.	

Nach der Benutzung durch die Leser ordneten sich die verschiedenen Gruppen folgendermaßen:

1)	Jugendschriften, Märchen, Sagen	35,8 %.
2)	Deutsche und ausländische classische Literatur	17,7 „
3)	Reisen und Erdkunde	11,2 „
4)	Illustrirte Zeitungen, Kalender	12,9 „
5)	Geschichte und Einzeldarstellungen aus der Geschichte	10,8 „
6)	Handel, Gewerbe, Landwirthschaft	2,7 „
7)	Naturkunde, Mathematik	5,1 „
8)	Kunst- und Culturgeschichte	1 „
9)	Philosophie und Aesthetik	0,6 „
10)	Literaturgeschichte und Bibliographie	0,2 „
11)	Volkswirthschaft, Rechts- und Staatswissenschaft	0,2 „
12)	Verschiedenes	1,8 „
		100 %.

Wir finden also auch hier die oben beobachtete Thatsache bestätigt, daß vorzugsweise unterhaltende Bücher aus der Volksbibliothek gelesen wurden, sowie daß die Bibliothek

vornehmlich von jüngeren Leuten benutzt wurde. Aus dem letzteren Grunde ist es denn gewiß auch gerechtfertigt, daß in das von dem königl. sächs. Cultusministerium zusammengestellte Bücherverzeichniß auch eine größere Anzahl von Schriften aufgenommen worden sind, welche zunächst der reiferen Jugend zur Lectüre bestimmt sind.

Die Vorschriften in Betreff der Organisation und Verwaltung einer Volksbibliothek werden zweckmäßig in ein Statut zusammen zu fassen sein. Dasselbe wird namentlich Bestimmungen über die Eigenthumsverhältnisse und die Leitung der Bibliothek, sowie über die Art und Weise ihrer Benutzung zu enthalten haben. Es wird sich empfehlen, die zuletzt gedachten Vorschriften — über Art und Weise der Benutzung — auf die erste Seite eines jeden Buches in der Bibliothek aufzudrucken.

Das Schriftchen über die Einrichtung und Verwaltung der Volksbibliotheken schließt den dritten Theil mit einem Entwurf zu solch einem Statute und zu einer Instruction für den Bibliothekar.

In seinem letzten Theile endlich handelt dasselbe von der Art und Weise, wie bei der Bewilligung von Staatsbeihilfen zu Begründung oder Unterhaltung von Volksbibliotheken verfahren werden soll. Wir entnehmen daraus kürzlich nur noch Folgendes.

Zunächst wird die Bescheinigung einer wirklichen Bedürftigkeit die nothwendige Voraussetzung für die Gewährung einer Staatsbeihilfe sein müssen. Hiervon abgesehen wird aber bei der Vertheilung solcher Unterstützungen vor Allem der Gesichtspunkt maßgebend sein müssen, daß dadurch weder einseitigen Tendenzen, noch lebensunfähigen Projecten Vorschub geleistet werden dürfe. Nur diejenigen Volksbibliotheken erscheinen einer staatlichen Unterstützung werth, welche dem Zwecke der Förderung einer gesunden Volksbildung dienen wollen und wirklich dienen.

Die Staatsbeihilfen sollen in baarem Gelde gewährt werden. Es läßt sich zwar nicht verkennen, daß es nicht nur für die Leiter der Bibliotheken in mancher Beziehung bequem, sondern auch überhaupt nach mehr als einer Richtung hin zweckmäßig sein würde, wenn seiten der Regierung durch das k. Cultusministerium geeignete Bücher angekauft und den Volksbibliotheken in natura überliefert würden. Ein ähnliches Verfahren ist beispielsweise im Königreiche Württemberg nicht ohne Erfolg zur Anwendung gebracht worden. Dennoch hat das königl. sächs. Cultusministerium zu dieser Art der Bücherbeschaffung sich nicht entschließen können, da aus derselben für das Ministerium und für die Betheiligten selbst eine große Arbeitsvermehrung erwachsen, auch damit ein nicht beabsichtigter Einfluß auf die Wahl der Bücher würde ausgeübt werden. Um jedoch den einzelnen Volksbibliotheken den Vortheil einer größeren Rabattbewilligung, welche mit der Bestellung aller aus Staatsmitteln zu beschaffenden Bücher bei Einer Centralstelle verbunden sein würde, wenigstens in der Hauptsache zu erhalten und dadurch zugleich die Leistungsfähigkeit des bewilligten Unterstützungsfonds zu steigern, ist das k. Cultusministerium mit der Roßberg'schen Buchhandlung in Leipzig in entsprechende Verhandlung getreten, welche zu ganz außerordentlichen Preisermäßigungen bei dem Bezuge von Büchern zum Zwecke der Aufnahme in eine Volksbibliothek innerhalb des Königreichs Sachsen sich hat bereit finden lassen.

Wir schließen mit der Versicherung, daß es unser lebhaftester Wunsch ist, es möchten auch diese Zeilen dazu beitragen, das Interesse für die hochwichtige Sache der Volksbibliotheken auch in weiteren Kreisen zu erwecken und zu fördern.

Römische Briefe.

IV.

Eine Audienz bei Pius IX.

Pius IX., obschon im fünfundachtzigsten Lebensjahre stehend, ertheilt noch jeden Tag Audienz, wenn er nicht von ernstlichem Unwohlsein heimgesucht ist; dieses tritt aber im Verhältniß zu seinem hohen Alter sehr selten ein und ist nicht das zehnte Mal wahr, wenn ihn die Zeitungen krank melden. Zu diesen Audienzen wird Jeder zugelassen, von dem man halbwegs annehmen kann, daß er sich in anständiger Gesellschaft entsprechend betragen werde. Da wird kein Unterschied weder in Religion noch politischer Gesinnung gemacht. Allerdings muß man sich erst bei der Schweizerwache oder beim Hausprälaten anmelden oder anmelden lassen. Die Fremden lassen dies meist auch durch jene in einem frühern Brief charakterisirten Hotel-Commissionaire besorgen, die dann natürlich einen tüchtigen Conto dafür hermachen, von dem aber kein Pfennig in den Vatican kommt, der aber auf dessen Schultern als Plusmacherei geschoben wird. Darauf erhält man eine schriftliche Insinuation, worin Tag und Stunde der Audienz angegeben sind, zugleich mit der Vorschrift, wie man sich dabei äußerlich zu benehmen habe. Da heißt es, es wird nicht nach Stand oder Religion gefragt, aber wer einmal einer Audienz beiwohnen will, der muß sich den katholischen Gebräuchen fügen und in seiner Kleidung sich der Hausordnung unterziehen. Diese letztere ist für Damen schwarz, für Herren von Civil ebenfalls schwarz mit weißer Halsbinde ohne Handschuhe; Militairs erscheinen in Uniform, wenn sie nicht das Schwarz ebenfalls vorziehen. So erscheinen während der Wintermonate fast jeden Tag zur festgesetzten Stunde, gewöhnlich 12—2 Uhr, 100—200 Personen im Vatican, dort werden sie in einen großen Saal geführt und der Reihe nach ringsum aufgestellt. Beim Eintritt erhält aber jede Person nochmals die Ermahnung, sich den Gebräuchen zu fügen, also wenn die Gläubigen bei der Segenspendung sich auf die Kniee niederlassen, dasselbe zu thun. Da gehen denn die Flügelthüren zu einem anstoßenden Saale auf und der Pontifex maximus erscheint von kirchlichen Würdenträgern begleitet in dem Audienzsaal. Eine Erscheinung, die auch dem rohesten Gemüth unwillkürlich Ehrfurcht einflößen muß! Eine mittelgroße Gestalt von vollendetem Ebenmaße, trotz der hohen Jahre in vollkommen aufrechter Haltung mit einem Greisenantlitz so mild und freundlich wie Frühlingssonnenschein, aus dem ein Paar klare, geistsprühende Augen einen Augenblick auf der gemischten Gesellschaft ruhen. Dann schreitet er die Reihen entlang, richtet an Jeden einige freundliche Worte und reicht ihm die Hand mit dem Fischerring, den die Meisten küssen, obschon dies keine Vorschrift ist, wol aber vom Anstand erfordert wird, und Niemanden an seiner Würde Abbruch thut. Was weiter gefabelt wird in den Zeitungen vom Pantoffelküssen ꝛc., ist nur ein Ausfluß von Ignoranz, wol kommt der Pantoffelkuß vor, aber nicht bei Privataudienzen, sondern bei rituellen Ceremonien, z. B. bei Cardinalsernennungen. Ebensowenig hält der Papst bei solchen Privataudienzen allgemeine Ansprachen, diese kommen nur vor, wenn ihm so zu sagen eine geschlossene Gesellschaft von Pilgern vorgestellt wird. Hier richtet er, wie schon bemerkt, an jeden Einzelnen einige Worte und zwar stets in französischer Sprache, die er rein und fließend spricht, und nicht, daß er etwa stereotypirt, sondern er hat für Jeden eine andere stets aber geistreiche Bemerkung, am wenigsten wird man von ihm etwas hören, was irgend einen Andersgläubigen verletzen könnte. Ein Fall, der letzten Winter bei einer solchen Audienz vorgekommen ist, mag beweisen, wie er Milde mit geistreicher Zurechtweisung zu paaren versteht. Da war

ein englisches Backfischchen auch zu einer solchen Audienz gekommen. Das hatte sich wahrscheinlich auch aus der Zeitungslectüre eine fabelhafte Vorstellung von dem Papste gemacht und wol schon seinen Freundinnen eine eingehende Schilderung von der Komödie versprochen und sah sich nun in seinen lustigen Erwartungen getäuscht. Der vorausbestellte und mitgebrachte Lachreiz mußte aber doch einen Ausweg finden und so fing denn das junge Ding an zu kichern und das Taschentuch vor das Mäulchen zu halten. Aller Augen richteten sich natürlich entrüstet nach der Stelle, von wo das Kichern herkam, aber das Kichern hörte nicht auf, wurde im Gegentheil stärker und stärker und wie ein Gebirgsbach bei Regenwetter sich mit Gewalt seine Bahn macht, wo man ihn einzwängen oder zurückhalten will, so machte es hier auch der sonderbare Lachreiz, er kümmerte sich nicht mehr um das Taschentuch vor dem Munde, sondern drängte sich gewaltsam hervor und durchtönte auf einmal hell und laut den Saal; daß er durchaus nicht am Platze war, zeigte sich jetzt erst recht, da er nicht die geringste Ansteckungskraft ausübte, wol aber begleitete ihn ein allgemeines Gemurmel des Unwillens durch den ganzen Saal, das Gesichtchen aber, aus dem er hervorgebrochen, stellte alsbald die Purpurfarbe des päpstlichen Talars in Schatten, und jedenfalls kam es demselben zu gut, daß die Blicke, die von allen Seiten darauf fielen, nicht die Gewalt von abgeschnellten Pfeilen hatten. Nur zwei Augen ruhten noch mild und freundlich darauf, und diese gehörten Pius IX. Mit einem sanften Lächeln auf dem Munde schritt er direct auf das Mädchen zu, das wol in diesem Augenblick nichts sehnlicher wünschte, als in den Fußboden versinken zu können. Doch es war keine Gefahr vorhanden und die hatten sich gewaltig getäuscht, welche sich nun schon auf eine Strafpredigt gefreut, die der Papst auf das lachlustige Köpfchen ausschütten werde. Anstatt dessen sagte er zu der armen Sünderin auf die liebenswürdigste Weise von der Welt: „Mein Fräulein, Sie müssen ein gutes Herz haben, denn Heiterkeit ist stets ein Zeichen von Herzensgüte." Sprach's und ging weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. War das eine Schmeichelei oder eine Strafe? Ich glaube beides zugleich, für die Betroffene mehr das Letztere als das Erstere, und daß es traf und zündete, bewies nachher der weitere Gebrauch desselben Taschentuches, das früher das Lachen ersticken sollte, jetzt aber ein Paar Thränen auffassen mußte.

Hat nun der Papst den Rundgang im Saal vollendet, so postirt er sich, umgeben von seinem Gefolge, auf seinen erhöhten Platz, die Versammlung fällt auf die Kniee, die gläubigen Katholiken darunter halten die Gegenstände, die sie als Andenken und Geschenke nach Hause bringen wollen, vor sich hin, sofern diese zu religiösen Zwecken dienen, wie Rosenkränze (Pater noster), Amulette, Medaillen rc. und nun ertheilt er über Alle und Alles den Pontificalsegen, der viele gläubige Herzen glücklich macht und Niemandem schadet, von allen aber wenigstens die Hochachtung beanspruchen darf, die dem Segen eines ehrwürdigen Greises gebührt. Damit ist die Audienz beendet, der Pontifex zieht sich mit seinem Gefolge zurück und die Versammlung verläßt den Saal und bald darauf den Vatican, um sich mit sehr verschiedenen Gefühlen im Herzen nach allen Richtungen wieder zu zerstreuen. Die Gläubigen, hoch beglückt über die empfangene Gnade, die bloßen Neugierigen mit befriedigter Neugierde, die Skeptiker mit verworrenen Gedanken je nach der mehr oder weniger guten Gemüthsanlage mehr oder weniger zu Gunsten des alten Mannes gestimmt, der in so kritischer Zeit so würdig seinem hohen Amte vorsteht, und nur unwissende rohe Leute können sich nach Theilnahme an einer solchen Audienz über dieselbe lustig machen wollen.

Noch ein Wort über die Ansprachen, die Pius IX. bei Empfang von speciell katholischen Deputationen oder Pilgergesellschaften zu halten pflegt, und deren Reproduction und Beurtheilung von der fernstehenden Presse. Ich selbst habe allerdings niemals einem solchen Empfange beigewohnt, somit also auch keine solche Ansprache selbst mit angehört, aber gelesen habe ich sie stets und zwar, wie sie nach stenographischer Niederschrift aus erster Hand in den beiden officiellen Blättern des Vaticans erschienen, im „Osservatore Romano" und in der „Voce della Verità". Da muß ich gestehen, daß ich sie wol sehr bilderreich gefunden habe, aber niemals lächerlich, wie man sie so vielerorts machen will. Freilich kann man sie nur dann richtig beurtheilen, wenn man wenigstens eine Ahnung hat von der Bedeutung der Stelle, von der sie ausgehen, und von der hohen Würde des Mannes, der diese Stelle einnimmt, einer Würde, die nicht an der Person hängt, sondern an der Sache, welche von der jeweiligen Person blos vertreten wird, die auch nicht blos von den Brosamen des Augenblickes zehrt, sondern eine mehr als anderthalbtausendjährige Geschichte und Entwickelung hinter sich hat, und während dieser langen Zeit alle sie mit dem Untergang bedrohenden Stürme und Ungewitter in der Weltgeschichte siegreich überlebte; sie sah indessen auch mehr als eine Weltherrschaft, die ihr den Untergang bereiten wollte, in nichts versinken. Faßt man Alles das bei Beurtheilung der päpstlichen Reden ins Auge, so kann man dem heutigen Träger jener Würde gewiß die Berechtigung nicht absprechen, auch diesmal wieder auf den endlichen Sieg der Kirche nach seinen Ideen zu vertrauen, und in seinen Reden dahin zielende Gleichnisse aus der Geschichte anzuführen. Daß man in Deutschland den Mann vielfach falsch beurtheilt, finde ich sehr begreiflich, weil ich gar oft Gelegenheit hatte zu sehen, wie seine Reden schon in Rom in den radicalen Blättern entstellt werden, aus diesen aber schöpfen dann wieder manche Correspondenten gemäßigt liberaler Blätter Deutschlands und Oesterreichs, so daß man oft 8—10 Tage, nachdem eine solche Rede im „Osservatore" laut stenographischer Niederschrift erschienen ist, in Rom selbst, in der „Neuen Freien Presse" oder in der „Kölnischen Zeitung", einen Auszug davon lesen kann, der platter Unsinn ist, aber mit dem Urtext nichts gemein hat, als einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Phrasen; da sind denn doch die tonangebenden liberalen Blätter Italiens, wie „Opinione", „Perseveranza", „Gazzetta d'Italia" rc. gerechter, sie geben den officiellen Text unverändert wieder, wie er im „Osservatore" erscheint. Damit soll durchaus nicht Alles gutgeheißen sein, was der jetzige Papst schon gesprochen und unterschrieben hat, aber ich finde, gerade in Deutschland sollte man mehr als es in den letzten Jahren geschehen ist, bestrebt sein, auch seinem politischen und religiösen Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und nicht glauben, daß man ein Volk damit wahrhaft groß macht, wenn man es daran gewöhnt, einen immerhin großen Mann, der zudem das Oberhaupt der großartigsten kirchlichen Gemeinschaft ist, zu der auch 14 Millionen Deutsche gehören, darunter zwei um Deutschland hochverdiente Königshäuser, einfach mit hämischer, gedankenloser Verhöhnung zu behandeln, wie es in einem großen Theil der Presse Mode geworden ist, wo man nicht mehr mit Gründen, sondern einfach mit Hohn und Spott raisonnirt, dem kirchlichen, wie politischen Gegner gegenüber.

— Vom „Archiv für die Sächsische Geschichte" (herausgegeben von Dr. Karl von Weber, Geheimerath und Director des Hauptstaatsarchivs in Dresden, Verlag von Bernhard Tauchnitz in Leipzig) ist das zweite Heft des dritten Bandes der Neuen Folge ausgegeben worden. Dasselbe enthält die beiden größeren Aufsätze: „Der Sprengel von Merseburg und seine Grafschaften," von Franz Winter und „Des Kurfürsten August Verwicklungen mit den Ernesti-

nern und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach beim Antritte der Regierung" von Professor Dr. Woldemar Wenck, sowie zum Schluß eine Anzahl geschichtlicher „Miscellen". Von besonderem Interesse ist die Abhandlung des Prof. Dr. Wenck, welche die Schwierigkeiten schildert, mit denen Kurfürst August, als er nach dem jähen Tode des Kurfürsten Moritz in der Schlacht bei Sievershausen wider alle menschliche Berechnung zur Regierung gelangt war, zu kämpfen hatte. Der kaum sechs Jahre zuvor von den Albertinern erlangte Kurhut saß noch keineswegs fest auf ihrem Haupte und bedurfte einer so eminent und vielseitig begabten Herrscherpersönlichkeit wie Kurfürst Moritz, um all der Anschläge Meister zu werden, welche den früheren Zustand der Dinge wieder herzustellen trachteten. Treffend sagt in dieser Beziehung Prof. Wenck: „Erst sechs Jahre waren vergangen, seit die Kurwürde und beträchtliche Theile des Ernestinischen Landes den Albertinern zugefallen waren — zugefallen als Lohn einer Politik, die den starkgläubigen Protestanten ein Greuel und in den Augen derselben auch durch Moritz' spätere Schilderhebung gegen den Kaiser keineswegs in Vergessenheit gebracht worden war. Den damals zu Gunsten der Albertiner hergestellten Zustand als einen bleibenden zu betrachten, hatte man sich in den Unruhen jener Tage noch nicht gewöhnen können und wie mancher Plan, ihn rückgängig zu machen, war in der That unter den Parteiungen der Zeit bald hier, bald dort ins Auge gefaßt worden. Und nun war derjenige, der jetzt als Nachfolger in dem Gewonnenen sich geltend zu machen hatte, nicht einmal der Leibeserbe des ersten Albertinischen Erwerbers, sondern nur ein mitbelehnter Bruder! Doppelt mißlich unter solchen Umständen, daß gerade er, eben jetzt, sich in weiter Ferne befand. Denn um für Moritz und für sich selbst, auf etwaige Nothfälle, Hilfe und Rückenhalt zu sichern, hatte sich August neuerlich an den Hof seines Schwiegervaters, des Königs Christian von Dänemark, begeben; auf dänischem Boden traf ihn die Nachricht von der Schlacht bei Sievershausen." Von der Unsicherheit der damaligen Zustände erwähnt Prof. Wenck eines charakteristischen Vorgangs: Bürgermeister und Stadtschreiber von Wittenberg befanden sich mit der von ihnen einzubringenden Steuer soeben zu Leipzig; auf die Kunde von Moritz' Tode traten sie sofort mit dem Gelde die Heimreise an, leisteten auch einer Aufforderung, wieder umzukehren, keine Folge. Kurfürst August machte freilich kurzen Proceß; er ließ die Ungehorsamen in Düben gefangen setzen. Gleich nachdrucksame Energie entwickelte er anderen Kundgebungen von Unbotmäßigkeit und Widersetzlichkeit gegenüber und ließ die seiner Herrschaft unterstellten Lande vom ersten Augenblick seiner Regierung an nicht in Zweifel, daß sie es mit einer starken, selbstbewußten Regierung zu thun hätten. Mit welchem Geschick von Kurfürst August und seinen Räthen operirt wurde, um die neuen Zustände zu consolidiren, das berichtet uns Prof. Wenck an der Hand gründlicher archivalischer Forschungen in der ihm eigenen anziehenden Weise. Der Artikel wird erst im nächsten Hefte zum Abschlusse gelangen.

Vier Jahre Culturkampf, von Dr. Ferdinand *Schröder* (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Band I, Heft 5). Frankfurt a. M., Zimmer, 1876. — Weder das Unfehlbarkeits-Decret des vaticanischen Concils, noch andere Beschlüsse dieser Kirchenversammlung und die dadurch veränderte gegenseitige Stellung des Papstes und der Bischöfe, noch die Aenderung des Wesens und Bestandes der katholischen Kirche als eines Subjectes von Rechten und Pflichten durch die Beschlüsse jenes Oekumenikum, noch das Auftreten einer specifisch katholischen Fraction im Reichstage und im Landtage reichen dem Verf. zufolge aus, die Entstehung des Culturkampfes zu erklären. Er findet keinen hinlänglich nachweisbaren Entstehungsgrund und begnügt sich — nach einem Hinweise auf das weltherrschaftliche Element des Römerthums in der römischen Kirche und auf die Unmöglichkeit eines friedlichen Nebeneinanderseins dieser Kirche mit der Kirche des Evangeliums, zumal mit deren Gestaltung in dem Reiche des „nationalen Gedankens" — mit dem Ausspruche, die *Entstehung* des Culturkampfes sei noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Den *Anfang* des Kampfes setzt er in die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über das Schulaufsichtsgesetz, mit welchem Dr. Falk seine ministerielle Thätigkeit eröffnete (Januar 1872) und für welches Fürst Bismarck von vorn herein die Cabinetsfrage stellte mit der Erklärung, ohne dieses Gesetz glaube die Staatsregierung nicht die Verantwortung für die Sicherheit der staatlichen Fortentwickelung Preußens übernehmen zu können. Es war nicht ein praktisches Bedürfniß, das hierzu drängte — die ministeriellen Hinweisungen auf Posen, Oberschlesien, Westpreußen waren nur Feigenblätter für die praktische Blöße —, sondern es galt der Sanctionirung des Princips, daß die Kirche in der Schule kein Recht mehr haben solle. In dem Abschnitte über die Führung des Culturkampfes wird von dem seiten der Staatsregierung bewiesenen Mangel an Voraussicht („Gouverner c'est prévoir") ausgegangen, und dieser Mangel daran nachgewiesen, daß von den verhofften günstigen Wirkungen des Jesuitengesetzes, des Gesetzes über die Disciplinargewalt der geistlichen Behörden, des Gesetzes, welches die Güter und Einkünfte der Kirchen und der Kirchengemeinden unter staatliche Verwaltung oder unter staatliche Aufsicht stellt, des Gesetzes, betreffend die bürgerliche Eheschließung und die Taufe rc., endlich des Gesetzes wegen Einbehaltung der aus Staatsmitteln fließenden Priesterbesoldungen, — daß von den verhofften günstigen Wirkungen dieser Gesetze auch nicht *eine* eingetreten ist. Eine derartige Wirkung von einer über kurz oder lang eintretenden Neubesetzung des päpstlichen Stuhles zu erwarten, hält der Verf. für eine vollkommene Illusion. Nicht vorhergesehen hatte ferner die Culturkampf-Gesetzgebung, daß auch die evangelische Kirche in den Maigesetzen eine Gefahr für sich erkennen würde, und hatte eine eigenthümliche Parität aufstellen müssen, die zum Inhalt hatte, daß, wenn die eine der beiden Kirchen sich zu der Staatsgewalt in Kriegszustand setze, die Regierung die Mittel der Kriegführung auch gegen die andere Kirche zur Anwendung bringen müsse. Die Maigesetze rc. richteten sich nicht gegen bestimmte hervorgetretene Mißbräuche und Schäden, sie beruhten auf einem System, und diesem System lag das Princip der Omnipotenz der Staatsgewalten zu Grunde. In diesem Princip liegt es, daß die Kirche nicht blos kein *eigenes*, sondern auch kein *gesichertes* Recht haben soll. „Dadurch" — so heißt es S. 45 — „daß der Kampf hauptsächlich mit Gesetzen geführt würde, sollte die Willkür ausgeschlossen sein. Wie aber, wenn die Gesetze selbst willkürlich werden? Oder ist man schon so weit gekommen in der Verwechselung von Gesetz und Recht, zu leugnen, daß ein Gesetz willkürlich und ungerecht sein könne?" Als gutgemeint bezeichnet es der Verf., daß die preußische Regierung den Kampf nur durch *Gesetze* führen wollte, aber es hätten dies nach seiner Ansicht nicht bleibende Gesetze sein müssen, sondern Ausnahmegesetze mit beschränkter Geltungsdauer ohne Ausschluß der Möglichkeit einer Verlängerung. Als Wirkungen des Culturkampfes nennt unsere Schrift: die Stärkung der kirchenfeindlichen Mächte, nicht minder die Stärkung der Christo Feindlichen, die Stärkung der katholischen Kirche in Deutschland äußerlich und innerlich, die Schwächung der evangelischen Kirche, die Schwächung des Staates, den man doch nicht stark nennen kann, „wenn seine Regierung mit einem Drittel der Einwohner im Kriege liegt", und wenn die für ihn möglichst glückliche Beendigung dieses Krieges nur die Scheidung der Bevölkerung in zwei ungleiche Hälften, eine siegreiche und eine besiegte, zur Folge haben kann. „Man will den nationalen Gedanken stärken, aber abgesehen davon, daß neben demselben her immer ein universaler läuft, und der universale

stärker wird, wenn er zugleich ein religiöser ist, kräftigt man sicher den nationalen Gedanken nicht, indem man eine unheilvolle Spaltung im Volke selbst hervorruft." Ferner: die Schwächung und Verwirrung des Rechtsbewußtseins im Volke und andere üble Einwirkungen auf das Volksleben, hervorgehend aus der scharfen Parteistellung: hie Staat! hie Kirche! aus der Einbuße an Auctorität, die die Regierung durch ihre Parteistellung erleidet, aus der Verwilderung der Volksmassen.

— ψ —. **Paul Schumacher's urgeschichtliche Funde an der südcalifornischen Küste Nordamerikas.** Uns ging jüngst eine Nummer der „Daily Alta California", einer zu San Francisco erscheinenden Zeitschrift zu, in welcher Paul Schumacher, der im Auftrage der rühmlichst bekannten „Smithsonian Institution zu Washington" behufs Ausgrabungen die südcalifornische Küste Nordamerikas bereiste, über seine urgeschichtlichen Funde berichtet, die bei dem gegenwärtig so regen Interesse für die Anfänge der Cultur auch bei uns verdienten bekannt zu werden. Aus den Untersuchungen Schumacher's geht hervor, daß die Inseln an der Südküste Californiens einstmals sehr stark bevölkert waren und zwar von einem Menschenstamm, der sich vorzugsweise von den eßbaren Schalthieren nährte. Bei dieser Gelegenheit wurden auch Skelete, Waffen und Werkzeuge von Stein, Muscheln und Knochen, namentlich aber auch Jagd- und Fischereigeräthe von ganz neuer Form, sowie die verschiedenartigsten Schmuckgegenstände aus Stein und farbigen Muschelschalen gefunden. In Gräbern von jüngerem Alter wurden auch Glasperlen aufgedeckt, und zwar, wie der Berichterstatter sagt: „etwas im Rococostyl mit einer Glasart, wie sie jetzt nicht mehr in den böhmischen Glasfabriken angefertigt wird". Diese Funde mögen aus der Zeit der Entdeckung Californiens durch Cabrello im Jahre 1542 herrühren, der berichtet, einige dieser Inseln sehr zahlreich bevölkert gefunden zu haben. Die Küchengeräthe, welche ausgegraben wurden, bestanden aus Töpfen von allen Arten und Formen, deren Material Talkerde; ferner Becher aus polirtem Serpentinstein, Mörser aus Sandstein gemeißelt und oft recht nett verziert, einige sogar mit Basreliefs, oder mit Muschelstückchen besetzt, die an den oberen Rand der Gefäße angesetzt und mit Asphalt eingekittet sind. Weiter wurden gefunden zahlreiche Tabakspfeifen, die einen Beweis dafür abgeben, daß die alten Bewohner jener Inseln wie des Festlandes von Californien ohne Zweifel recht tüchtige Raucher gewesen sein müssen, und Bildwerke, sehr nett aus Seifenstein oder Serpentin gefertigt, welche Seelöwen, Fische, Geflügel, Götzen u. s. w. darstellen. Herr Paul Schumacher hat sich durch diese mit vielem Fleiß, Umsicht und Sachkenntniß geleitete Ausgrabungen ein nicht geringes Verdienst um die Urgeschichte der westlichen Küste Californiens und der dortigen Inseln erworben. Diese Funde werden nebst anderen, sowie den reichen ethnographischen Schätzen der Smithsonian Institution auf der Weltausstellung von Philadelphia zu sehen sein, wo sie nach dem Plane des Museums für Völkerkunde in Leipzig aufgestellt sein werden. Mittlerweile wird Paul Schumacher das südliche Californien verlassen haben, um im Auftrage der Smithsonian Institution an den Küsten von Oregon seine bereits vor zwei Jahren begonnenen Untersuchungen wieder anzuknüpfen und fortzusetzen, hoffentlich wie damals mit günstigem Erfolg. Wir werden seiner Zeit darüber berichten.

— **Der Postgraf. Roman in zwei Bänden von Otto Müller.** Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger. 1876. — Der deutsche Südwesten war um die Mitte der zwanziger Jahre der Schauplatz einer Anzahl mit ebensoviel Kühnheit als Geschick und Gewandtheit ausgeführter Postdiebstähle, welche die Polizei lange Zeit in angestrengtester Thätigkeit hielten, bis es gelang, den Verbrechern auf die Spur zu kommen. Dieser Vorgang bildete die Grundlage für den Ausbau des vorliegenden Romans, welchem der Verfasser dadurch ein besonders interessantes Colorit verliehen hat, daß er in der, mit dem verbrecherischen dunkeln Treiben ihres Vaters vollständig unbekannten Tochter des „Postgrafen", mit welchem Namen der Volksmund den berüchtigten Postdieb bezeichnet hatte, uns eine zur herrlichsten Kunstvollendung herangewachsene junge Sängerin vorführt, welche, von ihren Freunden die „deutsche Malibran" genannt, in früher Jugend dahinstirbt, als ihr durch einen Zufall das bisher sorgfältig ihr verborgene Verbrecherleben ihres Vaters bekannt geworden. Der Roman bildet insofern eine Art Seitenstück zu dem als beste Arbeit Otto Müller's geltenden Roman: „Charlotte Ackermann". Die in demselben handelnd auftretenden Personen gehören zum Theil dem wirklichen Leben an, so namentlich die mit außerordentlicher Lebenstreue geschilderte Persönlichkeit des bekannten Frankfurter Capellmeisters Karl Guhr, welche im vollen Zauber jugendlicher Manneskraft auftritt. Aber auch die der Phantasie des Verfassers entsprungenen Romangestalten stellen sich in der ganzen Art, wie sie uns vorgeführt werden, als dem wirklichen Leben der auch ohne ausdrückliche Namensnennung leicht erkennbaren oberrheinischen Handelsstadt, in welche Otto Müller die Handlung seines Romans verlegt hat, entnommene Charaktertypen dar und verleihen dem Roman den Werth eines Culturbildes aus der Jugendzeit unserer Aeltern und Großältern, das um so anziehender uns anheimelt, als der Verfasser einzelnen der handelnd auftretenden Personen den Anflug gemüthvollen Humors verliehen hat, dessen sinnigen Ton zu treffen zu den besonderen Eigenthümlichkeiten dieses Schriftstellers gehört.

Leipziger Stadttheater. In früheren Jahren konnte die Leipziger Theaterkritik während der Oster- und Michaelis-Messe Ferien halten; denn gewöhnlich wurden dem Meßpublicum im Neuen Theater groteske Ausstattungsstücke und im Alten Theater derbe Lustspiele, wenn nicht gar Frivolitäten, überhaupt in beiden Theatern fast nur Wiederholungen sogenannter Zugstücke geboten. Unter der Direction des Herrn Dr. Förster ist es anders, ist es hierin besser geworden: sie hat mit Recht die vorurtheilsvollen Voraussetzungen von einem Meßpublicum, dem man nichts Stilvolles, nichts Erhabenes, Edles oder Feines vorzusetzen brauche, gänzlich fallen lassen, wie sie schon die unterschätzenden und doch so unbegründet sich erweisenden Voraussetzungen von einem keines edleren dramatischen Genusses fähigen Sonntagspublicum hat fallen lassen. Während in früheren Jahren Stücke wie „Die beiden Klingsberg" und Offenbach'sche Operetten dem Alten und Neuen Theater ihren sinnlichen Reiz leihen mußten, hat die Direction Förster es mit ihren Zugeständnissen an eine gewisse Schicht des Theaterpublicums bei der wenn auch textlich nicht völlig, so doch musikalisch durchaus harmlosen Operette „Angot" bewenden lassen, dahingegen im Alten Theater fast nur classische Stücke, oder doch Dramen von höherem ethischen und ästhetischen Werth (wie z. B. „Nathan der Weise"), im Neuen Theater aber eine für Leipzig neue große Oper („Aïda") und in beiden Theatern ein ebenfalls für Leipzig neues Drama, nämlich Wilbrandt's sehr verschieden beurtheilte, ja von mancher Seite geradezu verurtheilte, aber unter allen Umständen doch sehr bedeutungsvolle Tragödie: „Arria und Messalina" gegeben und zwar mit zwei berühmten Gastinnen für die Rolle der Messalina, mit Frl. Ullrich und Frl. Geistinger. — Diese kurze Notiz vorausschickend, behalte ich mir für die nächsten Nummern dieser Blätter einen eingehenden „Theatralischen Meßbericht", der sich in zwei Abtheilungen über sämmtliche für die Meßzeit neu einstudirte Vorstellungen, sowie über das Gastspiel der beiden Tragödinnen aus Dresden und Wien verbreiten wird, hiermit ankündigungsweise vor.

Max Moltke.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 82. Donnerstag, den 12. October. 1876.

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von C. A. Regnet.

IX.*)

Dem Solenhofer Kalkstein ward vom Schicksal eine ganz besondere künstlerische Mission: das 16. Jahrhundert verwendete ihn mit ganz besonderer Vorliebe zu Flachreliefs mit und ohne theilweiser Vergoldung und drei Jahrhunderte später gründete Alois Sennefelder auf eben denselben seine Kunst, die in wenig Jahren die ganze Welt eroberte.

An mehrere schöne Kalkstein-Reliefs dieser Art nach Alb. Dürer und anderen Meistern reiht sich manch werthvolles Holzmedaillon mit Portraits hervorragender Personen, von der Hand bekannter und unbekannter tüchtiger Meister. Unter ihnen auch Dürer selbst, von dem wir die interessante Darstellung eines sogen. Liebesbrunnens sehen. Es ist vorwiegend Bux- und Lindenholz, das zu solchen Werken Verwendung fand.

Nicht fern davon sehen wir Holzmodel für Lebküchner und Hausfrauen aus dem 16. Jahrhundert, deren Schnitzerei mit unglaublich wenig Mitteln ganz außerordentliche Wirkung erreichen und nebenbei auch für die Costümkunde höchst interessant ist. Dann folgen werthvolle Elfenbeinarbeiten, darunter ein Reliquienschrein aus dem 11. und ein Hirschruf aus dem 13. Jahrhundert. Von den Holz-Reliefs nehmen insbesondere solche von Veit Stoß in Nürnberg, der noch in hohem Alter aus Habsucht zum Urkundenfälscher ward, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie gehören zu seinem berühmten „Rosenkranz" und sind dermal Eigenthum des Berliner Museums. Ein paar Schritte weiter führen uns zu einer kostbaren Sammlung von Schutz- und Trutzwaffen vor und nach der weltbewegenden Erfindung des Schießpulvers durch den deutschen Mönch Berthold Schwarz. Die seltensten und werthvollsten Exemplare haben uns die weltberühmten Dresdener Sammlungen und jene des Prinzen Carl von Preußen gesendet.

Da fehlt denn kaum eine Art von Schwertern vom ältesten zweischneidigen Schwert des Ritters aus dem 11.—14. Jahrhunderte, das dann, als es galt, die festen Plattenharnische durchzuhauen, von dem wuchtigeren einschneidigen Schwerte mit breitem Rücken verdrängt ward, vom zweihändigen Turnierschwerte mit der bald geraden bald wellenförmigen oder „geflammten" Klinge (Flammberg), vom ein- und zweihändigen Schlachtschwert, vom zweischneidigen kurzen Bohrschwert und langen vierschneidigen Panzerstecher, vom spanischen Stoßdegen und der derben böhmischen Dußegke bis zum zierlichen Paradedegen mit reichverziertem Gold-, Silber-, Stahl- und Porzellangriff herab. Nicht minder erschöpfend ist der Säbel, der Hirschfänger, der Spieß, die Hellebarde, der Streitkolben, der Streithammer 2c. in der Ausstellung vertreten.

Aber nicht die Waffe als solche ist es, die uns anzieht. Wir sehen, der Meister, der sie schuf, begnügte sich nicht damit, daß er sie ihrem Zwecke gemäß herstellte. Er freute sich des Schaffens und gab dieser Freudigkeit Ausdruck, indem er reichen Schmuck und Zierrath beifügte. Aber in seiner Naivetät lag ihm nichts weniger am Herzen als die Sorge, ob der Grundgedanke des Zierraths auch in geistiger Beziehung zum Zwecke der Waffe selber stand. Und so stattete er z. B. ein vom historischen Museum in Dresden eingesendetes Schwert am Knopfe des Griffes mit der Opferung Isaak's, am Griffe selber mit der Jakobsleiter und auf der Parirstange mit der Hochzeit zu Cana, Christus und der Samariterin und Magdalena im Hause des Simon aus, ohne daß irgend wer den Zusammenhang mit der Waffe selber vermißte; denn für ihn wie für die Anderen handelte es sich einzig und allein um die gefällige Erscheinung des Ganzen.

Alle Völker suchen im Kampfe mit dem Feind ihr Haupt zu schützen. Nur die alten Deutschen machten darin eine Ausnahme; sie gingen unbedeckten Hauptes in die Schlacht und stülpten sie ausnahmsweise die gehörnte Kopfhaut eines Auerochsen auf's Haupt, so geschah das mehr zum Schreck des Feindes als zum eigenen Schutz. Nur die Heerführer trugen erbeutete römische Helme als Auszeichnung. In späterer Zeit, d. h. im 9. Jahrhunderte, wurden runde und kappenartige Helme, denen der Aegypter, Assyrier, Griechen und Römer ähnlich, im 11. Jahrhundert kegelförmige mit einem Naseneisen versehene üblich. Im 12. trat an die Stelle des Naseneisens eine Eisenplatte mit Augenöffnungen und daneben gab es faß- und kesselartige Helme, sowie auch Eisenhüte. Die Plattenharnische brachten Helme ohne Gesichtsschutz und mit solchem. So war der Turnierhelm ein geschlossener, der Schlachthelm aber ein offener, aber mit einem Gitter oder Visir vor dem Gesicht. Barthauben und Rennhüte oder Harnaschkappen schützten nur die Stirne und überließen den Schutz von Kinn und Mund einer am Panzer angebrachten Schildplatte.

Die Schilde der meisten germanischen Stämme waren rund oder eiförmig und aus lederüberzogenem Holze und oft mit einem ornamentirten Buckel in der Mitte versehen. Das 11. Jahrhundert formte die Schilde dreieckig, das 13. geschweift und kleiner. Dabei sind sie bald mit Leder, bald mit Leinwand, Pelzwerk oder Eisenblech bezogen und vielfach heraldisch bemalt. Im 14. Jahrhundert finden wir etwas gewölbte viereckige, im 15. kleine runde aus Eisenblech (Pavesen, weil zuerst in Pavia üblich), im 16. Jahrhunderte große Eisenschilde mit dolchartiger Spitze anstatt des Buckels, daneben für den Belagerungskampf aus Weiden geflochtene, später mit Leder überzogene hölzerne Setztartschen.

Auch an mancherlei Panzern ist kein Mangel. Da sehen wir das uralte Panzerhemd aus Drahtringen (die Brünne),

*) S. Nr. 77 d. Bl.

das vom 6. bis ins 14. Jahrhundert hinein üblich war und außer der Brust auch den Kopf und die Arme und Beine sammt dem Unterleib deckte. Das 11. Jahrhundert brachte neben der Brünne den Schuppenpanzer und die Erfindung des Schießpulvers im 14. Jahrhundert die Rüstung aus starken Eisenplatten. Sie fand im 15. und 16. Jahrhunderte reichste Entwickelung und leisteten in der Herstellung reich decorirter Rüstungen namentlich Lorenz Plattner und Wilhelm Sensenhofer, Beide in Augsburg, Vorzügliches. Jener arbeitete namentlich für den Kaiser Maximilian und dieser für Kaiser Ferdinand I. und König Franz I. von Frankreich, der ihn nach Paris kommen ließ. Von Sensenhofer's kunstgeübter Hand stammt auch die wunderbar schöne Prachtrüstung des Kurfürsten Christian II. von Sachsen mit goldenem Relief-Zierrath auf schwarzem Grunde, ein Werk, wie die Welt kein zweites aufzuweisen hat. In ihr aber hält in der Ausstellung ein Reiter neben dem Schatzkasten Wacht. Sonst steht er im historischen Museum zu Dresden. Auf der entgegengesetzten Seite trägt ein anderer Reiter die gravirte Prachtrüstung Karl's V., ebenfalls eine Augsburger Arbeit ersten Ranges.

Die schönsten Armbrusten verdankt die Ausstellung wiederum der k. Gewehrkammer in Dresden. Diese Waffe galt lange Zeit als eine Erfindung des Orients, von wo sie durch Kreuzfahrer nach dem Abendlande gebracht worden sein soll. Nun wissen wir aber, daß es gerade die Kreuzfahrer gewesen, welche die Armbrust nach dem Osten brachten, wo dieselbe ungeheures Aufsehen machte. Uebrigens schoß man mittels ihrer nicht blos Bolzen und Pfeile, sondern auch Bleikugeln, letztere namentlich auf der Jagd. Wie beliebt diese Waffe bei den deutschen Bürgern war, davon geben die vielen und stark besuchten Schützenfeste Zeugniß, die in deutschen Städten vom 14. Jahrhunderte an abgehalten und auch von den Fürsten gerne besucht wurden; so in Leipzig 1498, in Dresden 1513, in Freiberg 1572.

Wenn das Volk von einem nicht sonderlich begabten Menschen sagt, er habe das Pulver auch nicht erfunden, so giebt es damit unbewußt seine hohe Achtung vor dem Manne kund, der die Welt um eine Erfindung von ungeheurer Tragweite bereicherte. Im Münchener Glaspalaste haben die Feuerwaffen aller Art, natürlich zunächst nur vom Standpunkte des Kunsthandwerks, d. h. ihrer künstlerischen Ausschmückung, Aufnahme gefunden. Wenn das Kunsthandwerk die Feuerwaffen erst im 16. Jahrhunderte zu decoriren begann, nachdem sie schon zwei Jahrhunderte vorher in Gebrauch gekommen, so hat das seinen Grund in deren ursprünglichen Ungeschlachtheit und Plumpheit. Erst nachdem Gg. Kuhfuß und Caspar Recknagel das Radschloß verbessert, das um 1515 erfunden worden, konnte sich das Kunsthandwerk an die Decoration machen. Diese aber gewann größeren Spielraum, als der Nürnberger Wolfgang Danner die gezogenen Läufe erfand, welche eine leichtere, ja zierliche Schäftung ermöglichten.

Auch in Bezug auf Feuerwaffen stehen die Einsendungen aus Dresden wieder obenan. Daran schließt sich an, was Prinz Carl von Preußen aus seinen reichen Schätzen gegeben. Darunter befindet sich auch ein für Metallpatronen eingerichteter Hinterlader aus dem 15. Jahrhundert, ein aller Wahrscheinlichkeit nach sächsisches Werk. Dahin weist wenigstens das sächsische Wappen auf dem Laufe.

Im folgenden Cabinete sehen wir Geräthe, die friedlicheren Zwecken dienen: Thür-Schlösser, Bänder, Beschläge, Klopfer und Füllungen sammt vielgestaltigen Schlüsseln, fast jedes einzelne Stück von künstlerisch schöner Gestaltung oder anziehendem Schmucke. Da fühlen wir denn recht peinlich, wie weit ab wir durch unsere fabrikmäßige Massenproduction von dem Pfade gekommen, auf dem unsere Väter gewandelt.

An anderen Eisenarbeiten enthält der Glaspalast Gegenstände von höchstem Werthe, wie denn das Eisen, nachdem es im frühen Mittelalter seiner Seltenheit wegen in Deutschland höher im Preise stand, als selbst das Gold, während der Renaissance-Periode so zu sagen erst seine künstlerische Weihe erhielt und mit Feile, Meißel und Bohrer gar zierlich behandelt wurde. Auch an solchen Arbeiten hat Dresden Hervorragendes eingesendet, so die berühmte Reiterstatuette Carl's II. von England, als St. Georg die Hydra der Revolution bekämpfend, von Gottfried Leygebe in Nürnberg 1667 aus einem 67 Pfund schweren Klumpen Eisen mit dem Meißel herausgearbeitet, die im Grünen Gewölbe aufbewahrt wird. Dahin gehören auch die von demselben Meister gearbeitete Reiterstatuette des großen Kurfürsten aus dem Berliner Museum, das prächtige Hochrelief: Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in voller Rüstung, woran das Helmvisir beweglich, aus dem Kasseler Museum 2c.

Höchst belehrend für die Kenntniß der Culturzustände der vorhistorischen Zeit erweisen sich zahlreiche Gräberfunde aus verschiedenen Theilen unseres großen Vaterlandes.

Wie lange sich unsere germanischen Voreltern mit Waffen und Geräthen aus Stein beholfen, wissen wir nicht, wol aber, daß diese nicht mit einem Male außer Benutzung traten, als den Deutschen die Bronze bekannt geworden, daß vielmehr Bronze- und Steingeräthe wol noch manches Jahrhundert neben einander herlief. Auch das steht außer Zweifel, daß die Bronze den Germanen über die Alpen gebracht wurde und wir dürfen dabei wol an die Etrusker denken, die als Bronzearbeiter weit und breit bekannt waren. Wenigstens weisen die eigenthümlichen feststehenden Formen und Zierrathen der in Deutschland gefundenen Geräthe auf diese eine gemeinsame Bezugsquelle hin.

Die Festschrift des Vereins für Anhalt. Geschichte und Alterthumskunde zur zweiten Säcularfeier der Geburt des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau*).

Nachdem diese Blätter den eigentlichen Festartikel zur 2. Säcularfeier der Geburt des „alten Dessauers" zum 3. Juli d. J. gebracht, sei es hier erlaubt, noch mit einigen Worten auf die zu dieser Feier von Seiten des Anhalt. Geschichtsvereins veröffentlichte Festschrift zurückzukommen: dürfte dieselbe doch das bleibendste und würdigste Denkmal des Jubeltages sein. Der Fürst, in dem Anhalt einen seiner hervorragendsten Regenten, Preußen den Schöpfer seiner Infanterie und Organisator seines Heerwesens, Deutschland einen seiner populärsten und streitbarsten Helden ehrt, wird in dieser Schrift nicht mit panegyrischen Festartikeln gefeiert, sondern treu seiner Aufgabe hat der genannte Verein auch in dieser Veröffentlichung nur strenge geschichtliche Darstellung und archivalische Forschung zur Geltung kommen lassen und dadurch allerdings eine Arbeit geschaffen, an der kein künftiger Darsteller des Lebens des Fürsten, ja überhaupt kein Historiker, der die Zeit des Fürsten zum Gegenstande seiner Studien macht, ohne Rücksichtnahme wird vorübergehen dürfen. Das Anfangs- und Schlußwort des Werkes hat sich der Vorsitzende vorbehalten: in jenem berichtet er über Entstehung und Charakter der Festschrift und sucht in einem auf das kürzeste Maß zusammengedrängten Lebens- und Charakterbilde des Fürsten dem Leser zur Orientirung in den nachfolgenden Aufsätzen über Einzelnheiten aus dem Leben des Fürsten zu dienen; in diesem giebt er ein Bild der Literatur

*) „Zur Biographie des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Festschrift 2c. Im Auftrage des Vereins für Anh. Gesch. und Alterthumsk. herausgegeben von Dr. Wilh. Hosäus, Herzogl. Anhalt. Hofrath, d. Z. Vorsitzendem des Vereins 2c. Dessau. Albert Reißner, 1876." Pr. 4 M. (11 Bogen.)

über den Fürsten, in dem auch diejenigen Werke mit erwähnt werden, in denen des Fürsten nur beiläufig gedacht wird und die von einem etwaigen späteren Biographen am leichtesten übersehen werden könnten.

An das Eingangswort schließt sich der Bericht des Kirchenbuches der Schloß- und Stadt-Kirche zu St. Marien in Dessau über Geburt und Taufe des Fürsten Leopold (mitgetheilt von G. Vollschwitz, Custos ꝛc.). Mit jenem Berichte fällt die von Behse vorgetragene, sinnlose Meinung, als sei der Fürst der Apothekersohn und seine Gemahlin, die Fürstin Anna Luise, die geborene Prinzessin, in ihr Nichts zusammen. Der Bericht ist aber auch noch wegen der Taufzeugen des Prinzen interessant, an deren Spitze sich „Ihr Keyserlichen Maiestät" (Kaiser Leopold I., nach welchem der Prinz benannt wurde) befindet. Außer dem Kaiser sind noch König Christian V. von Dänemark, der Herzog von Lothringen, Prinz Ludwig von Brandenburg, Prinzessin Marie zu Brandenburg, Herzog Johann Friedrich zu Braunschweig und Lüneburg, Fürst Karl Wilhelm's zu Anhalt Gemahlin, die verwittw. Herzogin Charlotte zu Sachsen-Halle (geb. Landgräfin zu Hessen), die märkischen Stände und Landschaft, wie die anhaltische Landschaft verzeichnet.

Mit einem längeren Aufsatze des Predigers Formey in Wien über „Leopold's kriegerische Thätigkeit von ihren Anfängen bis zur Schlacht bei Cassano, mit urkundlichen Quellenbelegen aus dem k. k. Reichs-Kriegs-Archiv zu Wien" beginnen die eigentlichen archivalischen Forschungen der Festschrift. Die den Fürsten betreffenden Acten des k. k. Kriegsarchivs heben mit Leopold's Ankunft beim Heere des Markgrafen von Baden (1703) an. Ein Brief des Generals Grafen Palffy an Prinz Eugen von Savoyen (7. Aug. 1703) berichtet von Schwierigkeiten, die der Fürst rücksichtlich seiner Stellung machte, indem er „von Niemand anderm, als immediate vom commandirenden H. General" die Parole annehmen wollte und bis zur Ankunft höherer Resolution von Berlin die Truppen „nit den geringsten Dienst" thun ließ. Ueber Leopold's meisterhaften Rückzug in der unglücklichen Schlacht bei Höchstadt (19. Sept. 1703) besitzt weder das k. k. Kriegs-Archiv noch das Burg-Archiv gleichzeitige Acten, wiewol zwei Briefe des kais. Feldmarschalls Grafen von Limburg-Styrum, bei dessen Corps sich der Fürst befand, dem Kaiser wie dem Markgrafen Ludwig von Baden gegenüber die Tapferkeit und Genialität des Fürsten rühmten (früher abgedruckt bei Ranft und Lentz). Im Jahre 1704 stieß der Fürst mit seinen preußischen Truppen zu Prinz Eugen's Rheinarmee, aus welcher Zeit der Verf. einige Briefe des Fürsten (wahrscheinlich an Prinz Eugen gerichtet) mittheilt. Die glorreiche Schlacht bei Höchstadt (13. Aug. 1704), bei der Fürst Leopold 11 preuß. und 7 dänische Bataillone commandirte und unter dem Obercommando Eugen's den rechten Flügel führte, giebt der Verf., soweit der Fürst an derselben betheiligt war, nach Arneth's vorzüglicher, auf die besten Quellen gestützter Darstellung. Von hier an gewinnt die Formey'sche Arbeit immer mehr an Interesse, besonders sofern sich nun die urkundlichen Mittheilungen mehren. Der Fürst war durch den wesentlichen Antheil am Siege bei Höchstadt vollkommen in den Vordergrund getreten und es begreift sich, daß von diesem Zeitpunkte an auch die Wiener Archive ein viel reicheres Material über ihn enthalten. Doch Referent muß hier abbrechen und kann den Leser, der sich dafür interessirt, nur auf die Festschrift selbst verweisen.

Eine der größten Waffenthaten des Fürsten fällt in das J. 1715, die Eroberung Stralsunds und der Sieg über den geistreichsten und gewandtesten Heerführer damaliger Zeit, Karl XII. von Schweden. Aus diesem Jahre theilt der königl. preuß. Staats-Archivar und Archiv-Rath G. A. von Mülverstedt (in Magdeburg) unter der Ueberschrift: „Des Fürsten Leopold von Anhalt Infanterie-Regiment oder das Königl. Preußische Infanterie-Regiment Alt-Anhalt im Jahre 1715" auf Grund einer alten Rangliste desselben Jahres höchst interessante Einzelnheiten mit, an die der Verf. so geistvolle Betrachtungen anschließt, daß wir diese Arbeit zu den Perlen der in vorliegender Festschrift vereinigten Aufsätze zählen müssen. Nachdem v. Mülverstedt die Namen der Officiere jenes Regiments v. J. 1715 aufgezählt und mit einigen werthvollen biographischen und genealogischen Bemerkungen versehen hat, schildert er die Bedeutung des Regiments, diese eigenste Schöpfung des Fürsten, der er recht unmittelbar seinen kriegerischen Geist aufzudrücken vermochte, erkennt in ihr eine Hochschule des Dienstes und schließt seinen Artikel mit den Worten: „So gingen aus dem Officiercorps des Infanterie-Regiments Alt-Anhalt, wie wir es im Jahre 1715 erblicken, hervor: ein Generalfeldmarschall, zwei Generale der Infanterie, zwei Generallieutenants, vier Generalmajors und fünf Obersten, zugleich Chefs und Commandeurs eigener Truppenkörper: eine Thatsache, die vielleicht ohne ohne Gleichen in der Preußischen Kriegsgeschichte dasteht!"

Der folgende Artikel: „Fürst Leopold von Dessau und die Universität Halle. Von Professor Dr. J. O. Opel" beruht auf den Acten der Universität Halle und bringt ein mit vielen historischen Gedanken erfülltes Culturbild aus dem Studenten- und Soldaten-Leben der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der Verf. weist nach, wie die unfertigen Staatsverhältnisse, mit denen die junge preußische Monarchie lange Zeit zu kämpfen hatte, auch auf die Heeresorganisation großen Einfluß üben mußten, wie die Sonderberechtigungen einzelner Stände und Berufsclassen mit dem Werbesystem in unlöslichem Zusammenhange standen, wie dann wieder die mit dem Werbesystem verbundenen Gewaltthätigkeiten die Stutenten zwang, sich zu gegenseitigem Schutz zu Verbindungen, sogenannten Landsmannschaften, zusammenzuschließen; er schildert die Kämpfe der Professoren für die vom König anerkannten Rechte der Universität, die Krawalle der Studenten, ihre Anschläge am schwarzen Brett, ihre Auswanderung u. s. w., wenn sie sich in ihren Rechten verletzt fühlten, das Auftreten des Fürsten, das gerade hier neben der militairischen Rauhheit Gewandtheit, Witz und Humor zeigt, endlich das Leben der Soldateska, die bei den Bürgern einquartiert war und oft mit schamloser Härte und Rücksichtslosigkeit die Wirthe maltraitirte. „Noch schlimmer, als die Soldaten, waren die (nicht einmal immer durch einen Trauschein beglaubigten) Soldatenfrauen, die bisweilen das einzige Wohnzimmer armer Leute in Anspruch nahmen, den ganzen Tag kochten und wuschen, und zwar nicht blos für sich, sondern auch für Andere, und dabei als etwas ganz Selbstverständliches das vorhandene Hausgeräth bis auf die Familienwiege in Anspruch nahmen." In dem Streben des Fürsten, Söhne besserer Familien, Studenten und überhaupt gebildetere junge Leute dem Heere einzufügen und dadurch den ganzen Militairstand moralisch zu heben, findet der Verf. mit Recht etwas höchst Anerkennenswerthes. „Auch dem Fürsten Leopold galt bereits der Dienst im Heere als ein Dienst für das Vaterland."

Von der Hand des Generallieutenants A. v. Witzleben enthält die Festschrift zwei Aufsätze: „Fürst Leopold und Kronprinz Friedrich von Preußen" und „Culturgeschichtliches aus dem Leben des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau". In neuester Zeit hatte Gen.-Lieut. v. W. (Verf. des bekannten Werkes über Prinz Josias von Coburg-Saalfeld, 3 Theile. Berlin, 1859) eine umfangreiche, aus den Quellen schöpfende Biographie des Fürsten versprochen, doch wurde die schon begonnene Arbeit leider durch die neue Berufsthätigkeit des Verf. unterbrochen: die bezeichneten Artikel ruhen auf den Vorarbeiten des Verf.

zu dem beabsichtigten größern Werke und sind in hohem Grade fesselnd. Der erste Artikel beweist, mit welch rückhaltloser Hingabe der Fürst dem Kronprinzen zugethan war, obgleich ihm bei seiner reichen Menschenkenntniß die Abneigung desselben gegen ihn nicht entging, wie er für eine gesunde Erziehung desselben Sorge trug, Schriften zu dessen Unterricht ausarbeitete, nach dem bekannten Fluchtversuche für dessen Leben eintrat, und wie er wol Grund zur Unzufriedenheit hatte, als er auf sein Gesuch, bei dem ersten Feldzuge gegen Oesterreich Verwendung zu finden, von dem nunmehrigen Könige Friedrich II. die Antwort erhielt: ... „Ich werde gewis nicht so unsinnig sein und experimentirte Officiers negligiren, allein diese Expedition reservire ich mir allein, auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschire mit einem Hofmeister zu Felde." Der zweite Artikel erzählt in leicht plaudernder Weise mancherlei bisher unbekannte Einzelnheiten zumeist aus dem Privatleben des Fürsten, aus seinen Bestrebungen für Cultur seines Landes, Erweiterung und Ausbesserung seines Privatvermögens, aus seinen Arbeiten für Obstcultur und Gartenkunst u. s. w. Da lesen wir von seinen Ankäufen von Orangenbäumen und Taxus-Pyramiden, von seiner Spargelzucht, mit deren Ertrag er oft die Königl. Tafel in Berlin im Januar versah, seiner Maulthierzucht, seiner Jagdpassion, den glänzenden Geschenken, die er vorkommenden Falles machte, den Vergrößerungen und Verschönerungen seiner Residenz Dessau und vielen andern Dingen, die ebenso neu als bezeichnend sind.

Einen umfangreichen, sehr gründlich gearbeiteten Aufsatz bietet Prof. Fr. Kindscher unter der Ueberschrift: „Fürst Leopold's Direction des Anhalt. akademischen Gesammtgymnasiums zu Zerbst." Diese mit großem Fleiße und sicherm Urtheil aus den Quellen geschöpfte verdienstvolle Arbeit dürfte nicht allein für die anhaltische Specialgeschichte, sondern auch für die allgemeine Geschichte des deutschen Gelehrten- und Schulwesens von Bedeutung sein. Außer diesem Artikel enthält die genannte Festschrift noch einen zweiten aus der Feder desselben Verfassers: „Fürst Leopold als Landesherr" — eine Sammlung einzelner Bemerkungen zur Andeutung, auf welche Objecte sich die Aufmerksamkeit einmal zu richten haben wird, wenn das in dieser Beziehung überreiche Material des Anhaltischen Haus- und Staatsarchivs in Zerbst geordnet ist und eine umfassende Darstellung beabsichtigt werden kann. So kurz dieser letztere Aufsatz ist, so wichtig ist er für den gegenwärtigen Stand der einschlagenden Fragen.

Ein Aufsatz des Geh. Archivraths F. Siebigk schildert uns den Fürsten als Schriftsteller, und was der Verf. aus den Schätzen des ihm unterstellten Zerbster Archivs in dieser Beziehung beibringt, ist wol geeignet, das Urtheil über den Fürsten wesentlich zu erweitern und zu erhöhen. Indem F. Siebigk die kleinen Schriften des Fürsten übergeht, weist er besonders auf vier Arbeiten desselben, auf dessen Selbstbiographie (bis z. J. 1703), eine für den Kronprinzen Friedrich v. Preußen verfaßte Schrift über die verschiedenen Militair-Chargen, ein ebenfalls für den Kronprinzen geschriebenes (auch in Druck erschienenes, doch höchst seltenes) Werk über Belagerung einer Festung und die auf Wunsch König Friedrich's II. noch im J. 1747 in flüchtigen Bemerkungen entworfene Geschichte des Entstehens und Anwachsens des preußischen Heeres. Die vom Verf. mitgetheilten „Betrachtungen über den Feldzug Friedrich's II. im Spätjahr 1740" sind des Fürsten durchaus würdig, doch ist ihre Authenticität nicht über jedem Zweifel erhaben. Von der in Schmidt's Anhalt. Schriftstellerlexikon und sonst erwähnten Schrift des Fürsten über den Gen.-Maj. von Stille hat übrigens F. S. trotz gewissenhaftester Nachforschungen weder im Archiv noch sonstwo (Berlin u. s. w.) Spuren gefunden.

Die Privatbriefe des Fürsten, welche Hofrath G. Krause (aus der Herzogl. Bibliothek zu Köthen) und Baron von Brucken-Fock (aus dem Hausarchiv Sr. Maj. des Königs der Niederlande) mittheilen, wie das von Pastor Stenzel (Vorsteher des Herzogl. Münzcabinets zu Dessau) herausgegebene Verzeichniß sämmtlicher auf den Fürsten geprägten Denkmünzen, sind ebenfalls werthvolle Beiträge, die ihre speciellen Leserkreise finden werden.

So ist denn durch die Festschrift des Anhaltischen Geschichts-Vereins die Forschung über den Fürsten lebhaft in Fluß gebracht und es läßt sich hoffen, daß sie nicht eher wieder ruhen wird, bis wir in einer ihrer Aufgabe vollkommen gerecht werdenden Biographie ein würdiges literarisches Denkmal der ganzen Persönlichkeit und der ganzen Thätigkeit dieses Fürsten besitzen. Einzelne Aufsätze dieses Werkes weisen über sich selbst hinaus und überdies versichert der Vorstand, daß nicht allein verschiedene Verfasser während ihrer Arbeit in den Quellen vieles neue schätzbare Material gefunden, dessen Bearbeitung nur eben für die vorliegende Schrift nicht mehr vollzogen werden konnte, sondern daß sich auch schon mehrere neue Manuscripte, den Fürsten betreffend, in den Händen der Redactions-Commission befinden und der Reproduction in einem der nächsten Hefte der Vereinsmittheilungen harren.

— „Deportirt auf Lebenszeit", ein aus dem Englischen übersetzter Roman in drei Bänden von Marcus Clarke. (Verlag von Otto Janke in Berlin.) Der Verfasser ist Bewohner von Australien und giebt in seinem Buche eine Schilderung des Lebens in den englischen Verbrechercolonien, der Wirkungen und Ziele des englischen Systems. Der Held des Romans ist noch dazu ein unschuldig Verurtheilter und die bedauernswerthe Lage eines englischen Deportirten gestaltet sich daher in der Verknüpfung mit seiner Person noch schrecklicher und tragischer, wird aber immer mit beklagenswerther Treue nach dem Leben geschildert. Der excitement suchende Leser wird davon so zu sagen förmlich gepackt und festgehalten.

— Helene, Roman von Hans Wachenhusen. Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger. — In diesem seinem neuesten Erzeugnisse seiner fleißigen Feder führt der geistvolle Verfasser ein eigenthümliches Frauenleben uns vor, das schon durch die Tragik seines, wenn schon zum Theil selbstverschuldeten Geschicks die warme Theilnahme des Lesers in Anspruch nimmt. Helene Sostaniew ist frühzeitig in unwürdige Bande gerathen, der sie sich nur um den Preis eines schweren Verbrechens zu entziehen vermocht hat. Gejagt von dem Gespenst des Scheines, zitternd vor demselben in nicht begangener Mitschuld flieht sie in die Welt; das Verbrechen eines Anderen, an den sie einst jener unglückliche Jugendschritt gekettet, soll die russische Steppe bedecken; sie ist Hehlerin aus Furcht. Die wieder erwachende Lebenslust verleitet sie, auf dem glänzenden Parket der Pariser vornehmen Welt zu erscheinen; hier aber wird sie, bewundert von der Gesellschaft, geliebt von einem wahrhaft edlen Manne, das Opfer fremden Verbrechens, durch unbedachte eigene Handlungsweise vor der Welt zur Mitschuldigen gestempelt. Der Roman ist bereits vor der gegenwärtigen Buchausgabe in den Spalten der Hallberger'schen trefflichen Unterhaltungszeitschrift „Ueber Land und Meer" erschienen und hat hier das lebhafte Interesse der Leser gefunden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 83. Sonntag, den 15. October. 1876.

Ein deutscher Buchhändler*).

Beiträge zur Kenntniß des geistigen und culturellen Lebens in Deutschland im zweiten und dritten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts.

I.
Censurverhältnisse.

Von der Biographie des Begründers der hochangesehenen Firma F. A. Brockhaus, Friedrich August Brockhaus, über deren ersten, bereits vor vier Jahren zum hundertjährigen Geburtstage des Genannten erschienenen Theil wir im Jahrgange 1872 der Wissenschaftlichen Beilage (vergl. Nr. 70) ausführlich berichtet haben, ist unlängst der zweite Theil ausgegeben worden. Er ist, gleich dem ersten Theil, von dem Enkel, Dr. Heinrich Eduard Brockhaus, bearbeitet, welcher nach dem inzwischen erfolgten Ableben seines Vaters Heinrich Brockhaus im Verein mit seinem Bruder das umfangreiche Geschäft im Geist und mit der Umsicht des Großvaters und Vaters dermalen allein leitet, so daß dasselbe zur blühendsten Entwickelung gelangt ist und dem deutschen Buchhandel zur Zierde ersten Ranges gereicht.

In dem vorausgeschickten Vorwort spricht sich der Verfasser über die Ursachen aus, welche eine raschere Förderung der Arbeit gehindert haben; sie liegen theils in der vielseitigen Thätigkeit, welche den Verfasser als Mitglied des deutschen Reichstags, dem er seit 1871 angehört, neben den laufenden Geschäften seines beruflichen Wirkungskreises in Anspruch nahm, theils aber auch in den wachsenden Schwierigkeiten, welche die Fortsetzung der Arbeit selbst bot. Ein Blick auf den Inhalt des vorliegenden zweiten Theils genügt, um sich dieser Schwierigkeiten bewußt zu werden. Derselbe umfaßt die inhaltschwere Periode der auf den Aufschwung der deutschen Freiheitskriege folgenden Jahre, welche durch ihre reactive Tendenz der Entwickelung von Presse und Buchhandel nichts weniger als günstig war. F. A. Brockhaus sah sich bei seinen Unternehmungen durch die Schwierigkeiten, welche ihm die Censur in den Weg legte, mannigfach gehemmt und Conflicte blieben nicht aus. Denselben ist der fünfte Abschnitt des gegenwärtigen Theils: „Kämpfe mit der Censur“ gewidmet. Der darauf folgende sechste Abschnitt handelt von der „Niederlassung in Leipzig“ und der siebente, zugleich den Schluß des Bandes bildende Abschnitt von der „Verlagsthätigkeit in Leipzig“. Für die Geschichte des deutschen Buchhandels nicht nur, sondern auch für die Geschichte der Entwickelung des geistigen und culturellen Lebens in Deutschland enthält der Band ein reiches, vielfach werthvolles Material, womit eine eingehendere Besprechung desselben sich von selbst rechtfertigt.

Der den „Kämpfen mit der Censur“ gewidmete Abschnitt beschäftigt sich mit vier Fällen: einer Klage des Fürsten von Hatzfeld; mit preßpolizeilichen Nöthen, welche Brockhaus daraus erwuchsen, daß er jene patriotische Schrift, wegen deren Verbreitung der Nürnberger Buchhändler Palm 1806 auf Napoleon's Befehl kriegsgerichtlich erschossen worden war, die Brochure: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ im Frühjahre 1814 neu aufgelegt hatte; mit Censurnöthen bei den „Deutschen Blättern“ und mit einem preßpolizeilichen Conflict, in welchen Brockhaus durch einen Artikel über die Schlacht bei Leipzig im „Conversations-Lexicon“ gerathen war. Die Details sind für die Gegenwart, welche sich in den Zustand der Censurherrschaft, namentlich in der Zeit des zweiten und dritten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts kaum noch recht hineindenken kann, mitunter geradezu unverständlich; jedenfalls zeigen sie, daß die Preßfreiheit, deren heutzutage Deutschland seit fast dreißig Jahren genießt, in der That „kein leerer Wahn“ ist. In dieser Beziehung besonders charakteristisch ist der Proceß, welchen Fürst Hatzfeld gegen Brockhaus anhängig machte, weil in einer von demselben verlegten kleinen Schrift die — übrigens keineswegs erfundene, sondern in Bezug auf das eine der beiden Verbrechen, die Falschmünzerei und die Verurtheilung actenmäßig erwiesene — Erzählung enthalten war, daß der Bruder des Fürsten, Oberst Graf Hatzfeld am Mainzer Hofe wegen Falschmünzerei und Giftmischerei zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt worden sei. Fürst Hatzfeld, der, 1807 als preußischer Generallieutenant abgegangen, 1827 als preußischer Gesandter in Wien starb, erachtete durch diese Mittheilung die Ehre seines, übrigens schon seit 20 Jahren todten Bruders gekränkt und richtete unterm 15. Nov. 1811 ein, in französischer (!) Sprache abgefaßtes Schreiben an den Herzog August von Gotha, in welchem er unter Uebersendung eines Exemplars der betreffenden Schrift bat, den Verleger derselben, der sich Brockhaus nenne und in Altenburg wohne, „exemplarisch zu bestrafen“, ihn auch zu Nennung des Verfassers und zur Zurücknahme der über seinen verstorbenen Bruder veröffentlichten „Lügen“ (die doch actenmäßig erwiesen waren!) anzuhalten. Mit Recht erblickt der Herausgeber in diesem französisch abgefaßten Schreiben eines deutschen Generals und Fürsten an einen regierenden deutschen Fürsten ein trauriges Zeichen der damaligen Zeit; denn nicht genug damit, daß Hatzfeld in dem Schreiben selbst seine deutsche Nationalität verleugnete, indem er sich lediglich einen Unterthan des Kaisers der Franzosen nannte, der er wegen seiner Besitzungen im Großherzogthum Berg, diesem 1806 an Frankreich abgetrete-

*) Vergl. Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Friedrich Eduard Brockhaus. 2. Th. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876.

nen deutschen Lande, die „Ehre habe zu sein", er wagte auch deshalb auf um so wirksameren Schutz bei einem deutschen Fürsten zu hoffen, der sich doch selbst „Herzog zu Sachsen, Kleve und Berg" nannte! Der Herzog August ging wirklich auf das allen Rechtsanschauungen der Gegenwart schneidenden Hohn sprechende Ansinnen des Fürsten Hatzfeld ein und verfügte mittels Cabinetsordre vom 26. Nov. 1811 an seine Regierung in Altenburg die Einleitung der Untersuchung „gegen einen gewissen Brockhausen, welcher sich zu Altenburg aufhalten soll". Das Ende dieser Untersuchung zog sich bis zum August 1814 hin, wo ein Urtel der Göttinger Juristenfacultät erging, das dahin lautete: Denunciat sei „des bei dem Verlage der Schrift ihm zu Schulden gelegten Vergehens wider die gemeine deutsche Polizeiordnung halber mit 50 Thalern nicht zu bestrafen, sondern in dieser Hinsicht von aller Strafe freizusprechen", während es bei dem früheren Urtheile: Nennung des Verfassers, Tragung der Kosten ꝛc. zu belassen sei. Ein weiteres Vorgehen gegen Brockhaus wegen Nennung des Verfassers und Herausgebers der Schrift scheint unterblieben zu sein.

Ein sonderbares Relief zu dem patriotischen Aufschwung der deutschen Befreiungskriege bildet der Proceß, welcher wegen Wiederauflage der Schrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" gegen Brockhaus eingeleitet wurde. Nicht verschwiegen darf indessen werden, daß die Initiative dazu von einer nichtdeutschen Behörde, vom russischen Generalgouvernement, das nach der Schlacht bei Leipzig zur Verwaltung des Königreichs Sachsen, des Herzogthums Sachsen und der Reußischen Lande eingesetzt worden war, ausging. Ueber diesem Generalgouvernement stand indessen noch das in der Person des Freiherrn von Stein „für die Verwaltung der eroberten Länder" von den verbündeten Mächten eingesetzte oberste Verwaltungsdepartement, und es muß Wunder nehmen, daß von dieser Behörde ein so auffälliger Schritt, wie das vom russischen Generalgouvernement verfügte Einschreiten überhaupt zugelassen worden ist, zumal der Beamte des russischen Generalgouvernements, von welchem die Maßregel ausging, ein im activen Dienst stehender deutscher Beamter, der kgl. preußische Kriegsrath Müchler war. Der Proceß fand seinen Abschluß dahin, daß Brockhaus unterm 20. Juni von der altenburgischen Regierung die Eröffnung erhielt, daß es bei der verhängten Sistirung des Drucks zu bewenden habe und der weitere Abdruck der Schrift „bei der schwersten Verantwortung" sistirt bleiben müsse. Das Geheimniß des Verfassers der Schrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" ist bekanntlich noch heute nicht ganz enthüllt; wenigstens herrscht noch Zweifel über zwei Träger des gleichen Namens. Nach der Versicherung des Sohnes Palm's war der Verfasser Johann Conrad von Yelin, gestorben 1826 als bayerischer Oberfinanzrath und Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften. Nach einer im Nürnberger „Correspondenten von und für Deutschland" 1864 gegebenen Mittheilung des Registrators vom Nürnberger Bezirksgerichte Pedrazzi ist indessen nicht Johann Conrad von Yelin, sondern der amovirte gräflich Raßner'sche Consistorialrath Yelin aus Wintershausen bei Würzburg der Verfasser gewesen.

Die im Buche berichteten preßpolizeilichen Unannehmlichkeiten, in welche Brockhaus sich verwickelt sah, fallen sämmtlich in die Zeit seines Altenburger Aufenthalts. Im Jahre 1817 verlegte er seinen Wohnsitz nach Leipzig, doch erfolgte die Verpflanzung seines Geschäftes dahin erst allmälig, nachdem sich in ihm die Ueberzeugung festgesetzt hatte, daß in Leipzig allein der geeignete Platz für ihn sei. Interessant für die Leser der Leipziger Zeitung mag es indessen sein, daß dabei der Begründer der Officin, in welcher die Leipziger Zeitung gegenwärtig gedruckt wird, eine bedeutsame Rolle spielte. Die damals bestehenden Innungsverhältnisse legten nämlich dem Vorhaben Brockhaus', in Leipzig eine eigene Druckerei zu errichten, große Schwierigkeiten in den Weg, insofern die Buchdruckerinnung zu Leipzig Brockhaus eröffnete, daß sie ihn als „einen nicht gelernten Buchdrucker" nicht unter ihre Mitglieder aufnehmen könne, und gleichzeitig gegen die Errichtung seiner Buchdruckerei Einspruch erhob. Diesen Schwierigkeiten ward dadurch beigekommen, daß Brockhaus am 15. März 1818 mit B. G. Teubner, dem Begründer der Firma B. G. Teubner, einen Vertrag abschloß, in welchem er die von ihm eingerichtete und bereits im Betriebe befindliche Buchdruckerei an Teubner verkaufte, „unter der Bedingung, daß Abkäufer in dieser neu errichteten Buchdruckerei zunächst blos die Verlagsartikel des Verkäufers und namentlich die neue Auflage des in diesem Verlage herauskommenden „Conversations-Lexicon", insoweit es der Umfang dieser Buchdruckerei erlaubt, drucke". Außerdem sollte der Verkäufer das Recht haben, „diese Buchdruckerei nach einer Reihe von drei bis sechs Jahren nach dem Werthe der Taxation zu Gunsten eines seiner Söhne, welcher die Buchdruckerkunst erlernt, käuflich zu übernehmen". Die Kaufsumme von 4000 ℳ, die ungefähr den bisherigen Anschaffungen für die Druckerei entsprach, sollte nach und nach durch die Druckrechnungen getilgt werden. Wenige Tage nach Unterzeichnung dieses Kaufvertrags schloß Brockhaus aber mit Teubner einen zweiten Vertrag, der jenen Kaufvertrag factisch aufhob. Es war dies ein förmlicher Gesellschaftsvertrag auf drei Jahre, von Ostern 1818 bis Ostern 1821, „zur gemeinschaftlichen Errichtung und Führung einer Buchdruckerei", die unter der Firma „Zweite Teubner'sche Buchdruckerei" ganz unabhängig von der bereits bestehenden Teubner'schen Druckerei geführt und einzig und allein den Zweck haben sollte, den Brockhaus'schen Verlag zu drucken. Dieses Gesellschaftsverhältniß wurde indessen noch vor Ablauf der drei Jahre gelöst, nachdem Brockhaus' ältester Sohn Friedrich, welcher das Buchdruckergewerbe zünftig erlernt hatte, am 4. April 1819 in Braunschweig „losgesprochen" worden und nach Leipzig zurückgekehrt war. Der Hauptanstand, welchen die Leipziger Buchdruckerinnung dem Unternehmen bisher entgegengesetzt hatte, ließ sich nunmehr leicht beseitigen. Am 21. October 1820 erhielt der „Buchdruckergesell" Friedrich Brockhaus vom Rathe der Stadt Leipzig infolge allerhöchsten Rescripts vom 18. Sept. die Concession zu Errichtung einer Buchdruckerei. Derselbe übernahm die Buchdruckerei seines Vaters, deren Firma „Zweite Teubner'sche Buchdruckerei" nunmehr „Buchdruckerei von Friedrich Brockhaus" genannt wurde. Die gegenwärtige Firma „F. A. Brockhaus" datirt erst von 1829.

Noch eine zweite Persönlichkeit, welche eine lange Reihe von Jahren in nahen und bedeutsamen Beziehungen zur Leipziger Zeitung stand, hat in dem Leben Brockhaus' einen hervorragenden Platz: Professor Hasse, der vieljährige Redacteur der Leipziger Zeitung. Zwischen ihm und Brockhaus bestand, wovon schon im ersten Theile des Werkes Proben gegeben worden sind, ebenso wie zwischen Brockhaus und Teubner ein inniges Freundschaftsverhältniß und an vielen Verlagsunternehmungen von Brockhaus hatte Hasse seinen Antheil als Rathgeber oder Mitarbeiter. In letzterer Eigenschaft ist er namentlich beim Conversations-Lexicon thätig gewesen. Der Herausgeber unseres Buches theilt verschiedene Briefe und Briefauszüge aus der Correspondenz zwischen Brockhaus und dem damals noch in Dresden als Lehrer am Cadettenhause angestellten Hasse mit, welche zeigen, wie nahe sich beide Männer standen und welch ein vertraulicher Geistes- und Herzensverkehr zwischen ihnen gepflegt ward.

Das Dresdner Kunstgewerbemuseum.

Weder das Alterthum noch das Mittelalter, ja keine frühere Epoche kannte eine solche Trennung von Kunst und Handwerk, wie sie unserem Jahrhundert eigen ist. Weder dem einen noch dem anderen Theil ist diese Trennung zu Gute gekommen, die Kunst isolirte sich, das Handwerk verwilderte. Beide wieder näher zu bringen, sie in fruchtbare Wechselwirkung zu setzen, ist die Aufgabe unserer Zeit. Die Kunst wird wieder Wurzel im Volksboden fassen und die Industrie wird einen praktischen Nutzen daraus ziehen. Güte des Rohmaterials, Leichtigkeit der Fabrikationsmethode, erfindungsreiche Anwendung neuer Materien und Hilfsmittel, Wohlfeilheit bei verhältnißmäßiger Güte sind allerdings sehr wichtige Momente, nicht nur für den Fabrikanten und Kaufmann, sondern auch für das Publicum. Aber neben dem Nutzen ist die Schönheit nicht zu vergessen, und Styltreue der Formen, Anmuth der Linien, Harmonie der Farben, Originalität der Erfindung, Reichthum und Maß der Ornamentirung sind ebenso beachtenswerthe Vorzüge, weil sie den Absatz des Fabrikanten, den Vertrieb des Kaufmanns und den Genuß des Publicums vermehren. Das Moment der Schönheit in gewerblichen Gegenständen ist insbesondere auch von Seiten des Publicums nicht zu unterschätzen. Möbel und Geräthe, Alles überhaupt, was den Uebergang von der eigentlichen Kunst zu den Gegenständen des Gebrauchs macht, ist von größerer Wichtigkeit für das Leben, als man, obschon die künstlerische Gestaltung des Lebens immer als Zeugniß eines gebildeten Geistes gegolten hat, gemeinhin anzunehmen pflegt.

Die großen Industrieausstellungen der letzten Jahrzehnte haben, wie schon öfters dargelegt worden ist, hauptsächlich das Gute gehabt, daß sie unbarmherzig die Schwächen und Mängel der jeden künstlerischen Gefühls baren, nur noch der Mode des Tages folgenden Industrie aufdeckten und zugleich zeigten, wie die Schönheit, schon des Nutzens wegen, gepflegt werden müsse. Auf englischem Boden war es, wo sich zuerst gegen die herrschende Geschmacksanarchie eine kräftige Reaction bildete. Letztere pflanzte sich rasch auf dem Continente fort, wo sie im österreichischen Museum für Kunst und Industrie den ersten wirksamen Ausdruck fand. Berlin und andere, namentlich süddeutsche Städte folgten in der Gründung von kunstgewerblichen Lehranstalten, um der Concurrenz auf dem Weltmarkte begegnen zu können. Auch unser gewerbreiches Sachsen durfte, obgleich seine Industrie vorwiegend sogenannte Großindustrie ist, hinter diesen Bestrebungen nicht zurückbleiben. Privatkreise zunächst, sodann die Landesvertretung, wie schließlich insbesondere die königl. Staatsregierung nahmen sich der Angelegenheit warm an. Leipzig schuf sich auf dem Wege freien Zusammenwirkens von Privaten seine Vorbildersammlung für Kunstgewerbe. Seiten der Regierung wurde die Leipziger Kunstakademie vorherrschend den kunstgewerblichen Studien gewidmet und zugleich für Dresden die Gründung einer mit Museum verbundenen königl. Kunstgewerbeschule angeordnet. Bezüglich der Schule lehnte man sich an bereits Bestehendes an, indem man die früher mit der polytechnischen Schule verbunden gewesene Abtheilung für Modelliren, Ornamenten- und Musterzeichnen in einer, allen Anforderungen der Zeit entsprechenden Weise, in eine Kunstgewerbeschule umwandelte. Das Museum mußte ganz neu geschaffen werden. Als Director wurde der Architekt C. Graff berufen, der, mit den Bedürfnissen der Industrie vertraut, mit Eifer und Umsicht der Organisation der Schule wie der Anlage und Einrichtung der Sammlung sich unterzog. Beiden Instituten wurde das frühere Gebäude des Polytechnikums am Antonsplatz eingeräumt.

In diesen Tagen konnte man zur Eröffnung des Museums verschreiten. Nachdem Ihre Majestäten der König und die Königin in Begleitung Sr. Exc. des Herrn Staatsministers v. Nostitz-Wallwitz und des Herrn Geh. Rath Schmalz dasselbe am 15. Septbr. in Augenschein genommen, ist es am 17. Septbr. der Benutzung des Publicums übergeben worden. Im Verhältniß zu der kurzen Zeit des Sammelns, wie den bis jetzt darauf verwendeten Mitteln, ist bereits ein reiches Studienmaterial aufgebracht und zweckentsprechend angeordnet worden. Streng wurde in der Sammlung der Lehrzweck im Auge behalten. Bei Auswahl und Bevorzugung der Stylformen älterer Kunst war die unmittelbare Brauchbarkeit im modernen Kunstgewerbe maßgebend und vor Allem wurde die kunstgewerbliche Thätigkeit Sachsens berücksichtigt. Aus letzterem Grunde hat man der textilen Industrie besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Vier Räume sind mit werthvollen belehrenden Stickereien, Spitzen, Posamentirarbeiten und Stoffmustern besetzt. Hieran reihen sich Räume zunächst für gröbere Metallarbeiten, sodann für Goldschmiedearbeiten, für keramische Erzeugnisse, Glassachen, Leder- und Galanteriearbeiten, Schnitzereien, Möbel u. s. w. Alle diese Gegenstände, circa 3700 Nummern, theils früheren Epochen, theils der Neuzeit angehörend und in Originalen oder vorzüglichen Copien vorhanden, füllen bis jetzt acht Räume im Erdgeschoß des obengenannten Gebäudes. Weitaus die Mehrzahl der Objecte ist Eigenthum des Museums; ein kleiner Theil ist letzterem von hiesigen Sammlern leihweise überlassen, darunter Verschiedenes, was die im vorigen Jahre im Kurländer Palais abgehaltene Ausstellung alter kunstgewerblicher Arbeiten schmückte. Auch einige Schenkgeber werden genannt, deren Liberalität eine rege Nacheiferung zu wünschen ist, denn nur bei einer warmen Betheiligung der Industriellen, wie des Publicums überhaupt, dürfte das gemeinnützige Unternehmen sich nach Wunsch weiter entwickeln und in vollständiger Weise seiner Bestimmung entsprechen können. Neben den, oben von uns summarisch angedeuteten, mustergiltigen kunstgewerblichen Gegenständen fehlt es dem Museum auch nicht an einer Bibliothek, einer wohlgeordneten Vorbildersammlung von ca. 6000 Blättern und an einer Ornamentenstichsammlung. Mit Recht legt man auf letztere Stiche, als Studienmittel, ein besonderes Gewicht. Von geschickten Kupferstechern, hauptsächlich des 16. und 17. Jahrhunderts, nach eigenen oder anderer guter Künstler Entwürfen gefertigt, bieten sie eine Fülle der besten Anregungen und Motive für Gegenstände unserer modernen kunstgewerblichen Bedürfnisse. Eine Zeit lang gänzlich mißachtet, sind diese Stiche neuerdings, hauptsächlich durch die Pflege des Kunstgewerbes, wieder zu verdientem Ansehen gelangt, zugleich leider aber auch, weil vielfach begehrt, auf dem Kunstmarkt immer seltener geworden.

C. Clß.

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von C. A. Regnet.

X.*)

Die Etrusker bewohnten unter dem Namen „Rhätier" auch die Alpenthäler und unterhielten von da aus einen ausgedehnten Verkehr mit Süddeutschland, in dem damals die Kelten saßen, die von ihnen auch das Geld kennen lernten und bald selber solches prägten. Soweit ihre Cultur, wie hieraus zu ersehen, auch bereits fortgeschritten war, wohnten sie gleich anderen Völkern Deutschlands noch in Höhlen, Pfahlbauten und unterirdischen Hütten, während sich

*) S. Nr. 82 d. Bl.

orientalische Fürsten bereits seit Jahrtausenden auf seidenen Polstern wälzten: so langsam schritt die Cultur von Ost nach West.

Allerdings reichen die Gräberfunde des Glaspalastes nicht bis in jene vorhistorischen Zeiten zurück, sondern nur bis ins 5. Jahrhundert, aber mancher einzelne Gegenstand gehört doch einer viel früheren Periode an, als das bezügliche Grab selber, weil es Sitte war, den Heimgegangenen nicht blos Erzeugnisse der Gegenwart, sondern auch älterer Zeit als Weihgeschenk ins Grab mitzugeben. In sehr schätzbarer Weise werden diese Originale durch eine Sammlung von Nachbildungen aus dem alemanische, burgundische und fränkische Schmucksachen umfassenden römisch-germanischen Museum in Mainz ergänzt.

Aus späterer Zeit finden wir einen Ceremonialschlüssel der heil. Elisabeth aus dem 12. Jahrhundert, zwei Exemplare des berühmten sich kratzenden Hundes von Peter Vischer aus dem Grünen Gewölbe in Dresden und dem Berliner Museum u. A.

Die Zinnarbeiten sind vom 13. Jahrhundert an vertreten. Damals und noch im 15. stand Zinngeschirr so hoch im Preise, daß selbst Fürsten sich desselben bedienten. In der Zeit der Renaissance aber fand es nicht blos allgemeinere Verbreitung, sondern auch künstlerischere Gestaltung nach Vorbildern, die das Silbergeschirr gab. Die Zinn- oder, wie sie gewöhnlich hießen, die Kandelgießer wetteiferten mit den Silberschmieden darin, die Erzeugnisse ihres Gewerbes schön zu gestalten und mit gutem Erfolg. Keiner aber that es dem Nürnberger Martin Harscher gleich, der leider im Glaspalast nicht vertreten ist. Wol aber sehen wir eine große Schüssel mit den allegorischen Repräsentantinnen der sieben freien Künste und ihrer Beschützerin Minerva vom Basler Kaspar Enderlein, der im 17. Jahrhundert lebte. Der kleine Teller aus der Stuttgarter Sammlung mit der Inschrift: „drau kein wolf auf der heit, kein judn auff sein eidt und kein mönchen auf sein Gewissen, du wirst von allen dreyen besch . . . . ." zeugt von der oft recht herben Spruchweisheit unserer Väter, die bis auf unsere Tage herab auf irdenem Geschirr für den Bauer lebendigen Ausdruck findet.

Von ganz außerordentlichem Interesse ist die Sammlung von Hohl-Gläsern aus verschiedenen Jahrhunderten. Auch die Erfindung des Glases nehmen die Chinesen für sich in Anspruch. Möglich, daß sie recht haben; jedenfalls kannten die Aegypter die Glasfabrication schon vierthalb Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, wie Reliefdarstellungen aus jener Zeit darthun. Die Römer lernten das Glas erst kennen, als sie Aegypten eroberten, aber schon unter Tiberius besaß Rom eine Glashütte, deren Erzeugnisse, die sogen. Millefiori-Gläser noch heut unerreicht sind. Zu Plinius' Zeiten gab es auch schon in Deutschland und Frankreich Glashütten. Infolge der Stürme der Völkerwanderung aber ruhte die Glasfabrication bis zum 12. Jahrhunderte fast ganz. Erst im folgenden wurde sie von den Venetianern wieder aufgenommen und durch die Erfindung des farblosen Krystallglases auf eine hohe Stufe gebracht. Gleichwol war es zwei Jahrhunderte später in Deutschland noch so kostbar, daß man es in Gold faßte; doch fand es in der luxuriösen Renaissance-Periode schon allgemeinste Verbreitung und namentlich als Trinkgeschirr mannigfaltigste.

Das älteste Trinkglas, das die Ausstellung aufzuweisen hat, stammt aus dem 13. Jahrhundert und gilt als Mundgeschirr der heil. Hedwig. Es gehört dem Breslauer Museum. Nicht viel jünger dürfte das dem Münchener Bildhauer L. Gedon gehörige gemalte Glas sein. Eben derselbe stellte ein paar prächtige grüne Butzengläser aus dem 15. und das Stuttgarter Museum ein gleiches aus dem 16. Jahrhundert aus. Daneben findet sich wol ein Hundert anderer verschieden gestalteter Gläser, darunter auch sogen. Zunftgläser. Geschliffene Gläser erinnern an Kaspar Lehmann, der 1609 das Glasschleifen zum zweiten Male erfand, und prächtige purpurfarbene an G. F. Kunkel, der fünfzig Jahre später mittels Gold das Purpurglas herstellen lernte. Auch an geätzten Gläsern fehlt es nicht. Georg Schwanhard hatte im 17. Jahrhundert das Glasätzen auf eine hohe Stufe gebracht; nach seinem Tod aber ward es wenig mehr betrieben, bis es endlich Wilh. Scheele durch seine Entdeckung der Flußsäure namentlich förderte.

Wie wir oben sahen, speisten selbst Fürsten noch bis ins 17. Jahrhundert hinein von Zinngeschirr. Da blieb denn dem Kleinbürger und Bauer selbstverständlich kaum anderes Tischgeschirr übrig, als solches von Thon oder von Holz. Dem entsprach auch ähnliches Trinkgeschirr. Aber die Freude an Schmuck und Zierrath ließ selbst hölzerne Kannen und Krüge mit Silber montiren. In ähnlicher Weise verfuhr man mit den hölzernen Schüsseln, namentlich sofern sie als eigentliche Prunkgeräthe dienten, wie die sogen. Hochzeitsschüsseln, deren unter Anderen auch das Braunschweiger Museum ein paar köstlich bemalte ausgestellt hat, welche beide dem 16. Jahrhundert angehören und wovon die eine wunderlicher Weise das salomonische Urtheil, die andere gar Kriegsscenen zeigt.

Neben Gefäßen aus Metall und Holz empfahlen sich solche aus Thon umsomehr, weil derselbe infolge größerer Härte auch größere Dauerbarkeit besaß. Diese Eigenschaft spricht sich im deutschen Worte „Steinzeug" deutlich genug aus und in der That ist es unser deutsches Vaterland, das sich in diesem Productionszweige seit urältester Zeit ganz besonders hervorgethan hat. Kein anderes Land hat vor dem unsern in Europa Steingutwaaren hervorgebracht. Schon im 14. Jahrhundert waren die aus Bayern, Sachsen und Franken allgemein beliebt und gingen aus Bayern und vom Mittelrhein massenhaft nach England hinüber, bis zwei Jahrhunderte später England solche selber zu erzeugen lernte.

Die Steinzeugkrüge aus der Umgebung von Koblenz waren zuerst hellgrau und entbehrten der Glasur; diese und die schöne blaue Farbe kamen erst später dazu. Die fränkische und sächsische Waare andrerseits besteht aus bräunlichem Thon, der beim Glasiren oft ganz schwarz wird, während die Kreußener Krüge (Franken) in vielerlei Farben prunken. Dann kam die Zeit der Renaissance und gefiel sich darin, auch den Krügen mancherlei, oft selbst die wunderlichsten Formen zu geben, wie die von einfachen und sich kreuzenden Ringen und Röhren, Tonnen, Stiefeln, Schuhen, und sie daneben wieder mit den Bildnissen von Heiligen, namentlich den Aposteln, von Helden und Kaisern 2c. zu schmücken. Auch die Vergoldung ward als Decorationsmittel herbeigezogen. Es geschah dies aber erst gegen 1600, etwa 20 Jahre nachdem man die ersten Apostelkrüge hergestellt. Aus derselben Zeit datiren die sog. „Graubärte" oder „Bartmännchen", die ihren Namen von einem bärtigen Angesicht unterhalb dem Ausguſſe haben. Im 17. Jahrhundert waren Steinkrüge — an denen übrigens selten der Zinndeckel fehlte — in Deutschland, in der Schweiz und den Niederlanden fast ausschließlich gebrauchtes Trinkgeschirr. Und es entsprach in der That dem derben Charakter der Zeit, desto weniger den gezierten Manieren des 18. Jahrhunderts. So ward es denn rasch genug aus den Häusern der Reichen und Vornehmen verwiesen; die der Bürger aber und der Bauern nahmen es nach wie vor in ihre treue Obhut, bis die reformatorischen Bewegungen der Neuzeit es wieder so hoch zu Ehren brachten, als es nur je einmal gestanden. Aber man beschränkt sich nicht, alte Stücke aus den Rumpelkammern hervorzusuchen, sondern producirt neue Waare nach guten alten Mustern, wobei es freilich noch nicht gelingen will, das tiefe gesättigte Blau der alten Krüge herzustellen.

Neben Metall- und Glas- und Majolikakrügen erscheint der alte Steinkrug und seine Nachahmung freilich etwas

werthlos. Aber nur dem unkundigen Auge. Das kundige freut sich zu sehen, wie frisch und lebendig, wie durchaus eigenartig die Thiere und Ornamente auf ihnen gezeichnet, wie verständig sie auf der Oberfläche vertheilt sind. Dem kundigen Auge entgeht auch die Aehnlichkeit der Zeichnungen mit denen der romanischen und gothischen Kunst nicht. Ja die Hirsche, Vögel und chimärischen Thiergestalten auf manchem Steinkruge möchte man fast für Copien jener halten, welche den Kaisermantel Otto IV. und die liturgischen Gewänder aus dem 12. und 13. Jahrhundert schmücken und die aus arabischem Seidenstoff gefertigt sind.

So haben wir denn unverkennbar die Ueberreste einer viele Jahrhunderte hindurch geübten Kunst vor uns, die ebenso lange ihrem Ideengange wie ihrer Technik treugeblieben ist, und die Hunderte von Frauen, die in Mergelbach, hier und Grenzhausen, in Ballander und in Sulz im wieder gewonnenen Elsaß drüben mit eisernen Griffeln die Vögel und Hirsche und Blumen und all den Zierrath auf dem weichen Thon einritzen, dem ihre Männer die Gestalt weitbauchiger Krüge gegeben, die arbeiten heute noch ganz im Sinne jener Traditionen, die vor fast einem Jahrtausend von den Ufern des Euphrat und Tigris nach dem Rhein herüberkamen, ohne daß sie je einmal eine Sylbe von arabischem oder romanischem oder gothischem Styl gehört.

Ein umschlossener Feuerherd im Wohnraum ist ein weit größerer Schritt in der Culturentwickelung eines Volkes als Tausende denken. Das wird wol unsern Sommerfrischlern hie und da klar, wenn sie bei Sturm und Regen beim offenen Feuer einer Sennhütte sitzen und die vom vergeblich einen Abzug nach Außen suchenden Rauch roth gebeizten Augen reiben.

Lange Jahrhunderte stand der offene Herd inmitten des Wohnraums hyperboräischer Völker, um möglichst Vielen die Wohlthat ausströmender Wärme zu Theil werden zu lassen. Dann ward er, um Raum für freiere Bewegung zu gewinnen, an die Mauer gerückt und schließlich in sie hineingeschoben, während ein bis ans Dach gezogener Kamin den Rauch aufnahm, aber auch dem Wind, Regen und Schnee Zutritt ins Gemach gestattete. So blieb der Kamin bis auf den heutigen Tag, im Wesentlichen wenigstens, gestaltet. Neben ihm aber finden wir im deutschen Mittelalter schon früh Spuren des Ofens. Der aber mag noch roh und ungeschlacht genug gewesen sein. Erst als im 15. und 16. Jahrhundert die Töpferei sich entwickelte, erhielt auch der Ofen eine bessere Gestalt und selbst seinen Antheil an dem Schmuck, der das ganze Haus wohnlicher machte. Namentlich grün glasirte Thonkacheln fanden dazu Verwendung, als wollte man das Grün der besseren Jahreszeit ins Zimmer bannen, damit es auch im Winter das Aug' erfreue und durch die von ihm ausstrahlende Wärme an den Sommer mahne.

Und man baute den Ofen kunstreich auf aus Kacheln, die selber kleine Kunstwerke waren und bald Reliefportraits fürstlicher Personen, bald Heilige, bald Patricier und Landsknechte, bald Götter und Göttinnen, bald kosende Liebespaare zeigten, bald auch einen ganzen Cyclus heiliger oder weltlicher Geschichten.

Jetzt aber haben wir uns dagegen die häßlichen eisernen und langweiligen weißen Porzellan-Oefen eingetauscht.

Vom Lago maggiore.

II.*)

Pallanza, 11. Sept. Ein wunderbares Wetter! Gestern früh noch die herrlichste Beleuchtung, der Simplon mit allen seinen Gipfeln und Spitzen vollständig klar, den Tag über alle Umgebungen in höchster Farbenpracht, Abends der Sternenhimmel von einer Pracht, wie ich ihn kaum je gesehen, Sterne zweiter und dritter Größe in allen Sternbildern so hell, daß man die bekannten Formen nicht leicht herausfinden konnte, die Milchstraße wie eine Lichtwolke über den Himmel ausgespannt und bei alledem, während es den Tag über ziemlich warm war, Abend und Nacht kühl, so daß man mit Sicherheit auch für heute auf einen klaren Tag rechnete und ich bereits die Besteigung des nächsten bedeutenden Berges, des Monte rosso, in Aussicht genommen hatte — und heute der ganze Gebirgskranz dicht verhangen, an der Westseite strömender Regen, der sich zuletzt auch bis hierher erstreckt und einen Augenblick Alles mit einem grauen Vorhang verhüllt. Der Regen ist übrigens sehr wohlthätig, denn in den 10 Tagen, seit ich hier bin, ist kein Tröpflein gefallen, und der Staub, der aber wegen der fortwährenden Ausdünstung des Sees nie so überhand nehmen kann wie bei uns, fing doch schon an etwas lästig zu werden, d. h. nur bei der Wanderung an der Landstraße, denn in die wunderschönen zahlreichen Parks und Berggärten hier bringt er nie hinein. Wie köstlich erfrischt werden nun alle die immergrünen Bäume, die hier im Freien wachsen, die Magnolien, Cedern, Cypressen, Dracaenen, Citronen stehen! — So lange nur, als ich dies schreibe, hat sich der Himmel eben schon wieder aufgeklärt, in West und Nordwest strahlt durch den Wolkenschleier das schönste tiefste Blau und bereits gleiten wieder die Gondeln mit Lustfahrern über den fast spiegelglatten See.

Es gehört überhaupt mit zu den Hauptreizen des hiesigen Aufenthalts, daß man von hier aus die oft so rasch wechselnden atmosphärischen Erscheinungen aus unmittelbarer Nähe und doch in einem so weiten Umkreise so bequem beobachten kann. Der Simplon, auf den die Aussicht direct von meinem Fenster geht, scheint die Hauptwetterschmiede zu sein; er ist von hier 6—7 deutsche Meilen entfernt, die Ausdehnung des Sees am westlichen Ufer von Feriolo bis zum südwestlichen Ende bei Arona beträgt etwa drei Meilen, und alles, was sich an diesem Horizonte zuträgt, übersieht man leicht mit einem Blick. Heute hat sich die Temperatur wol etwas abgekühlt, ist aber dennoch sehr angenehm. Die mittlere Temperatur, beiläufig gesagt, beträgt hier in Pallanza nach officiell veranstalteten meteorologischen Beobachtungen im Frühling 15°, im Sommer 20°, im Herbst 12°, im Winter 8° Réaumur. Gegen die Nordwinde ist der Ort durch den langgestreckten Rücken des schönbewaldeten Monte rosso (sollte heißen Monte verde, denn der Berg ist vom Fuße bis zur Spitze vollständig grün), gegen Nordost- und Ostwinde durch das pyramidale Massengebirge des Pizzo Zebda und Pizzo Marone geschützt. Pallanza eignet sich deshalb auch gar wohl als klimatischer Curort und für den Winteraufenthalt. Die Luft ist mild und doch erfrischend, lange nicht so nervenerschlaffend, als z. B. in Montreux. Sie läßt sich etwa mit der in Wäggis am Vierwaldstädter See vergleichen, nur daß die Hitze im Sommer trotz des südlicheren Breitegrades wegen der großen Ausdehnung des Sees hier nicht so drückend ist, als dort.

Doch ich bin meinen freundlichen Lesern aus dem vorigen Abschnitt noch den Beweis schuldig, daß Pallanza der schönste Punkt am schönen Lago maggiore ist. Die drüben in Stresa, Pallanza gegenüber am anderen etwa 1 Stunde von hier entfernten Ufer, streiten heftig dagegen und vindiciren sich allein das Vorrecht, und manche Reisende theilen auch diese Ansicht. Sie werden aber doch Pallanza den ersten Platz einräumen müssen. Es ist wol wahr, daß man von Stresa aus, wo auch das kleine Palais der Herzogin von Genua, bekanntlich der Tochter unseres hochseligen Königs Johann

*) S. Nr. 79 d. Bl.

liegt, einen weiten Blick auf die Gebirge und auf den nördlichen Theil des Sees hat, sowie auch, daß hier Isola bella näher dem Ufer liegt, wogegen wieder die weit schönere Isola madre Pallanza näher ist; aber man sieht in Stresa keinen der schneebedeckten Gipfel, namentlich die schöne Simplongruppe nicht, welche hier in Pallanza den Hintergrund so wundervoll abschließt. Auch ist Stresa den Nord- und Nordostwinden sehr zugänglich. Hierzu kommt, daß die Verpflegung und Behandlung der Reisenden, namentlich der Deutschen, hier in Pallanza durch ihren deutschen Landsmann, Herrn Seyschab, der früher das große Hôtel des îles borromées in Stresa inne hatte, eine ausgezeichnete ist. Er ist seinen Gästen mit Rath und That stets zur Hand, und hält sein ganzes Haus, in dem eine überaus wohlthätige Stille waltet, vortrefflich im Zuge. Die Bedienung spricht und ist meist deutsch. Ich pflege ihn scherzend und doch auch im vollsten Ernst nicht padrone della casa, sondern padre dei forestieri (Vater der Reisenden) zu nennen.

Die Lage von Pallanza ist deshalb so vorzugsweise vortheilhaft und malerisch, weil die überaus freundliche, weithinleuchtende Stadt an der nordöstlichen Einbuchtung des Sees liegt, von wo aus man mit den Dampfbooten ebenso leicht nach dem nördlichen, wie nach dem südlichen und westlichen Theile des Sees gelangen kann, und weil sie einen so malerischen Vorder- und Hintergrund hat. Will man übrigens alle drei Arme des Sees, den nördlichen wenigstens bis Cannero oder Luino hinauf, überschauen, so braucht man nur nach der Höhe des schönen dicht beim Hôtel liegenden botanischen Gartens der Gebrüder Rovelli oder nach der kaum ein halbes Stündchen von hier entfernten, auf einem grünen kleinen Vorberge, la castagnola, gelegenen Villa Brown hinaufzusteigen. Der Zutritt wird von den liberalen Besitzern jedem anständigen Fremden gern verstattet. Von dem auf dem Dache des Hauses befindlichen kleinen Belvedere hat man eine entzückende Rundsicht über den ganzen Gebirgskranz, und nahezu den ganzen See.

Zu fernerer Begründung meiner Behauptung will ich versuchen, den freundlichen Lesern das überaus reiche Landschaftsbild zu zeichnen, das sich mir von meinem Fenster aus im geschlossenen Rahmen zeigt. Unmittelbar unter mir habe ich einen Theil des sehr hübschen, zum Hôtel gehörigen Gartens, in dem alle die schönen exotischen Bäume und Gewächse seit den vier Jahren, da ich nicht hier, und wo die Anlage noch neu war, prächtig gewachsen sind, und schon hinreichenden Schatten geben. Unmittelbar vor mir das freundliche, von hier kaum zehn Minuten entfernte Städtchen mit etwas über 4000 Einwohnern. Ich sehe den Hafen, die da liegenden Barken und jedes ankommende und abgehende Dampfschiff, ich sehe die Arcaden des stattlichen Regierungsgebäudes am öffentlichen Platz, unter denen sich das Leben der Stadt concentrirt, und würde mit einem leidlichen Opernglas die einzelnen Personen an den Tischen des Cafés erkennen; ich sehe die Thürme der drei Kirchen St. Stephano, St. Leonardo und St. Giuseppe; sogar das große aus rothen Backsteinen erbaute Centralgefängniß dient zur Verschönerung der Ansicht, denn es hebt sich ganz prächtig von dem grünen Hintergrunde des Monte rosso ab. Zur linken Hand dicht neben mir die allerliebste kleine borromäische Insel St. Giovanni, kaum 30 Schritte vom Hause entfernt, mit stattlichem Wohnhaus und schönem wohlgepflegten Garten. Hinter ihm aber ist noch zum größten Theil die schönste der borromäischen Inseln, Isola madre, sichtbar. Rechts, ebenfalls in nächster Nähe, eine schöne Villa, Montebello, mit großem schönen Garten, oben mit einer nicht geschmacklosen künstlichen Ruine geschmückt, ganz oben rechts noch im Hintergrunde die vorhin genannte schöne Villa Brown. Weiter vor mir den herrlichen See, in seiner ganzen Breite von Baveno bis Pallanza und an der Spitze von Feriolo bis in die Gegend von Mergozzo, das mit seinem gleichnamigen See nur durch eine schmale Landzunge vom Lago maggiore getrennt ist. Will ich es nun unternehmen, den Halbkreis von Gebirgen zu zeichnen, der die erhabenen Contoure meines Bildes darstellt, so nenne ich zuerst von links anfangend den mächtigen Gebirgsstock des Monte Motterone, von dessen fast bis zur Spitze mit Graswuchs bedecktem Gipfel man die berühmte Aussicht auf den Monte rosa, den Lago di Orta und den Lago maggiore und in die lombardische Ebene bis nach Mailand genießt. An seinem Fuße liegt das stattliche Baveno, gleichfalls mit einem großen Hôtel, und sein letzter Ausläufer ist ein Vorberg mit dem berühmten großen Bruche von rothem Granit, aus dem großen Theils die Kirche S. Giovanni in Rom erbaut sein soll. Ihm gegenüber liegt ein andrer gleich hoher Berg, wegen seiner isolirten Lage Monte orfano (der verwaiste) genannt, mit einem gleich großen Bruche von weißem Granit. Zwischen beiden sieht man, überragt von einem sehr hohen Gebirgsrücken, dem Monte de l'inferno, Monte de la Grotta und Eyeliorn, über dem kleinen schon genannten Flecken Feriolo das Thal von Ornavasso, Omegna und Orta hineinlaufen; daran schließen sich wieder drei bis vier in einandergeschobene Gebirgszüge von den pittoreskesten Formen; wenn ich recht berichtet bin, Monte Vaye, Pizzo Promann, Monte Moncerigo geheißen, und im Hintergrunde die hochromantische graziöse theilweise schneebedeckte Simplongruppe. Auf Monte Vaye, der aber bedeutend zurückliegt, folgt nun im Vordergrunde der Monte rosso, mit vielen zwischen Weinbergen und Kastanienwäldern hindurchlugenden weißen Häuschen, und auf dem Gipfel (soviel ich jetzt sehe, denn ich war noch nicht oben) mit einer Kirche, oder jedenfalls einem Thurm; dahinter wieder ein mächtiges terrassenartig aufsteigendes Gebirge, dessen höchste Spitzen der Pizzo Marone und der Monte della Zedda, endlich noch ein hoher graziöser bewaldeter Kegel, der Monte Cimola; das ist, ohne alle und jede Uebertreibung, das Bild, welches ich, aus dem Fenster schauend, täglich im mannichfaltigsten Wechsel der Beleuchtung vor mir habe. Füge ich jetzt hinzu, daß ich ins Nebenzimmer tretend, welches die Aussicht auch nach Westen hat, den vollen Blick auf den See bis Arona hinauf, auf Stresa und die zwei andern borromäischen Inseln, auf die südwestliche Fortsetzung des Monte Motterone bis zu seinen letzten Ausläufern genieße, endlich, daß man in den nach Südosten gelegenen Zimmern, dem meinigen gerade gegenüber, die schönste Berggestalt am ganzen See, den Sasso di Ferro, unter dem Laveno liegt (nicht mit Baveno zu verwechseln) und hinter dem Sasso di Ferro wieder die kolossale Pyramide des Monte di Sasso erblickt, so halte ich meinen Satz für bewiesen und wiederhole ihn: Pallanza ist der schönste Punkt am schönen Lago maggiore.

R—n. Karl Bartsch ist sowol auf dem Gebiete des deutschen wie des romanischen Alterthums einer der fleißigsten und fruchtbarsten Forscher. Wie viele unserer älteren Dichtungen er auch edirt, wie bahnbrechend er sich auch um die altdeutsche Metrik bemüht hat, wie dankenswerth und einflußreich auch seine Herausgabe der von Franz Pfeiffer begründeten Zeitschrift „Germania" von Anfang an gewesen ist, so müssen doch all diese Verdienste hinter dem einen zurückbleiben, das sich Bartsch um unser Nibelungenlied erworben hat. Eine neue Nibelungen-Theorie stellte er auf, welche, wenn sie auch bis jetzt noch nicht des allgemeinen Verständnisses und noch weniger der allgemeinen Anerkennung sich erfreut, die Theorie der Zukunft werden wird, auf deren Grunde die Lösung noch mannigfach übrig bleibender Räthsel versucht werden kann. Nachdem er im Jahre 1865 in seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied" (erschienen in Wien) seine Theorie ausführlich und mit strengster Wissenschaftlichkeit erörtert, ließ er 1866 seine Ausgabe des Nibe-

lungenliedes folgen, welche den dritten Band der von Franz Pfeiffer herausgegebenen Sammlung der deutschen Classiker des Mittelalters bildet. Streng genommen hätte Bartsch für seine Ausgabe den Titel „Der Nibelungen Noth" gebrauchen sollen, denn er legte eine Handschrift zu Grunde, die St. Galler Handschrift, in der philologischen Ausdrucksweise die Handschrift B, auch die Vulgata genannt, welche zur Classe der Nibelungen Noth gehört. Er wählte aber im Interesse des allgemeinen Zweckes dieser Ausgabe den populären Titel „Nibelungenlied". In der Einleitung zu dieser Ausgabe entwickelte Bartsch seine Anschauungen von der Entstehung des Gedichtes und von dem Nibelungendichter für die weiteren Kreise der Literaturfreunde. Die Ausgabe hat sich großen Beifalles zu erfreuen gehabt; sie liegt bereits in einer vierten Auflage vor. Im Jahre 1867 ließ Bartsch im Anschluß an seine Ausgabe eine Uebersetzung des Nibelungenliedes folgen, welche aber nicht die Verbreitung gefunden hat, die sie verdient. Karl Bartsch hat sich bestrebt, in dieser Uebersetzung die alte Versgestalt des Gedichtes möglichst treu und genau zur Geltung zu bringen. In der Einleitung giebt er ebenfalls eine kurzgefaßte Darlegung der Hauptpunkte seiner Theorie. Bei diesen für einen größeren Kreis bestimmten Büchern konnte es Bartsch nicht bewenden lassen. Er mußte nothwendig auch eine ausschließlich gelehrte Ausgabe liefern. Hier natürlich mußte das Gedicht auch „der Nibelungen Noth" heißen. Der erste Theil, der den Text enthält, erschien 1870. Vor Kurzem ist der zweite Theil, die Lesarten, herausgekommen*). Ursprünglich sollte auch neben dem kritischen Apparat ein den Wortvorrath erschöpfendes Wörterbuch den zweiten Theil bilden. Dieser Plan ist aufgegeben; das Wörterbuch soll nun in einem besonderen Band untergebracht werden. Es hätte wol mit den Lesarten auch einen gar zu ungefügen Band gegeben. Wir meinen auch mit dem Herausgeber, daß es für die Benutzung eher bequem als störend sei, wenn das Wörterbuch getrennt herauskommt. Künftig wird man Text, Apparat und Wörterbuch zu Forschungszwecken günstig neben einander aufschlagen können. Karl Bartsch glaubt das Erscheinen des Wörterbuches binnen Jahresfrist zusichern zu dürfen. Liegt erst diese große Edition in ihrer Gesammtheit vor, dann kann der Kampf für und wider die neue Theorie, der bis jetzt nur in einzelnen Plänkeleien bestand oder nur auf den Seitenflügeln geführt wurde, mit ganzer Wucht beginnen. Hoffen wir, daß dieser Nibelungen-Streit der Zukunft kein so grausamer, barbarischer und uncivilisirter werden möge, wie der der fünfziger Jahre, der ein trauriges Zeugniß von der Bestialität des deutschen Gelehrtenthums gewesen ist. In engster Verbindung zu Bartsch's Ausgabe der Nibelungen Noth steht seine Ausgabe der „Klage" (erschienen Leipzig 1875). Auch für die Klage nimmt Bartsch eine ähnliche Entstehung wie beim Nibelungenlied in Anspruch, was er schon in seinen „Untersuchungen" auseinandergesetzt hatte. Zu demselben Resultat gelangte unabhängig von Bartsch ein jüngerer Gelehrter, Anton Edzardi, jetzt Privatdocent an der Universität zu Leipzig, dessen große Ausgabe der Klage kurz nach der von Bartsch im vorigen Jahre erschienen ist.

— Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. Von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Verlag von Richter und Keppler, 1877. — Die Zahl der Reisewerke über Italien ist bekanntlich Legion und Neues wird uns über das schöne Land wol nur noch in Ausnahmefällen und von besonders qualificirter Feder geboten werden. Gehört daher schon an und für sich kein geringes Wagniß dazu, den bereits vorhandenen Büchern über Italien ein neues anzureihen, so verdient es um so höhere Anerkennung, wenn dasselbe sich durch Inhalt und Form des Dargebotenen über das gewöhnliche Durchschnittsniveau emporhebt. Diese Anerkennung kann man dem Buche des Grafen Alfred Adelmann im Allgemeinen spenden. Der Verfasser, ein junger intelligenter Officier des württembergischen Armeecorps, hat einen einjährigen Urlaub benutzt, um in die Welt hinauszuziehen und seinem Drange nach weiterer Ausbildung in Wissenschaft und Kunst Genüge zu thun. Was er in Italien gesehen, erlebt, beobachtet, ist mit der frischen Ursprünglichkeit der gewonnenen unmittelbaren Eindrücke und Anschauungen, mit welchen nicht allein reinste Begeisterung für all' das gesehene Schöne, sondern auch nicht selten ein, auf ernste Vorstudien schließen lassendes, geläutertes Urtheil Hand in Hand geht, wiedergegeben. Der Verfasser hat namentlich in Rom, Neapel, Sorrent, Florenz und Mailand längeren Aufenthalt genommen und nicht allein die Kunstschätze der genannten Städte gewissenhaft gründlichen Studien unterzogen, sondern auch das sociale Leben in seinen Erscheinungen und Gestaltungen eingehend und mit verständnißvoller, vorurtheilsfreier Empfänglichkeit für deren Eigenart und Besonderheit beobachtet. Für seine Darstellung hat der Verf. anscheinend die Briefform, in welcher dieselbe in Mittheilungen an seine Angehörigen ursprünglich entworfen worden ist, beibehalten. An sich ist dagegen etwas Erhebliches nicht einzuwenden; nur wäre eine etwas strengere Redaction, die namentlich mitunter vorkommende Wiederholungen, Hinweise auf das, was der Verfasser in den nächsten Tagen vorzunehmen gedachte ꝛc., in Wegfall zu bringen gehabt hätte, und die Streichung der auf rein Persönliches sich beziehenden Stellen zu wünschen gewesen, was für den dem Verfasser aufrichtigst zu wünschenden Fall einer zweiten Auflage derselbe sich wohlmeinend gesagt sein lassen möge.

* R. v. Meyerinck, K. Preuß. Vice-Oberjägermeister, Naturgeschichte des Wildes. Für Jäger und Jagdliebhaber. Leipzig 1876. Verlag von H. Schmidt und Karl Günther. — Diese kleine Schrift des als praktischer Waidmann wohlbekannten Verfassers bietet eine gedrängte Beschreibung des in Deutschland vorkommenden jagdbaren Wildes hinsichtlich seiner äußeren Beschaffenheit und seines Lebens, sowie der waidmännischen Ausübung und Benutzung der Jagd. Der Jäger von Fach findet darin zwar nicht viel Neues, aber eine durchweg praktische Bearbeitung des Stoffes. Für den angehenden Jäger ist es hingegen sehr benutzbar, um sich mit dem Wesentlichen in der Kenntniß der jagdbaren Thiere und der waidmännischen Ausübung der Jagd bekannt zu machen. Beachtet man den billigen Preis (2 ℳ 40 ₰), so ist das Buch, namentlich weil es gedrängt, doch das Hauptsächlichste — auch ein Verzeichniß der waidmännischen Ausdrücke, eine Beschreibung der Fährten und eine Anweisung zum waidmännischen Zerwirken — enthält, namentlich dem lernenden Jäger, oder auch dem Dilettanten in der Jagdausübung zu seiner Belehrung mit vollem Recht zu empfehlen. Aus dieser Inhaltsangabe ist zu ersehen, daß der Titel des Buches einerseits zu weitgreifend ist, andererseits nicht so viel vermuthen läßt, als sich wirklich für den Jäger darin findet.

Wir Beide, Graham und ich. Aus dem Englischen. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme und Drescher, 1876. — Die Erzählung gehört dem Lande an, in welchem die christliche Erzählung entsprungen und zu ihrer Vollendung gelangt ist, und schließt sich, wenn auch in einfacherer Weise, den Schriften einer Kennedy, Sewel, Young ꝛc. an. Sie ist von seltener Schönheit. In den Begebenheiten eines einfachen Familienlebens kommen die großen Wahrheiten und Erfahrungen des Christenthums im Denken und Leben zur Erscheinung, und gewinnen und erwärmen durch ihre kunstlose Wahrheit und Lieblichkeit das Herz. Die Schrift wird in empfänglichen Gemüthern einen bleibenden Segen hinterlassen. F. M.

*) Der Nibelunge Nôt mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche herausgegeben von Karl Bartsch. Zweiter Theil. Erste Hälfte. Lesarten. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1876. gr. 8. 292 Seiten.

— Im Amthause zu Sinningen. Roman von J. D. H. Temme. 2 Bände, Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Der hochbejahrte literarische Veteran läßt in seiner productiven Leistungsfähigkeit eine Abnahme der Kräfte in keiner Weise merkbar werden, denn nicht genug, daß jedes Jahr neue Werke Temme's auf den Büchermarkt bringt, auch ihr Inhalt zeigt in keiner Weise jenen Nachlaß geistiger Gestaltungskraft, wie ihn das herannahende Alter so oft mit sich bringt. Auch der gegenwärtig vorliegende Roman stellt sich in seiner ganzen Eigenart, in Vorzügen wie in Schwächen, den namhaftesten belletristischen Arbeiten Temme's ebenbürtig zur Seite. Eine Criminalgeschichte bildet gewohntermaßen den düstern Schwerpunkt für den Ausbau der Handlung und daß es da an jener bis zur letzten Seite andauernden pikanten Spannung nicht fehlt, welche Temme in seine Romangeschichten mit so großem Geschick hineinzulegen weiß, versteht sich ebenso von selbst, als daß die verabscheuungswertheſten Verbrechergestalten, die uns vorgeführt werden, den sogenannten höheren, aristokratischen Lebenskreisen entnommen sind.

— Die Universitäten des Deutschen Reiches hatten im Sommerhalbjahre 1857 und 1875 die nachverzeichnete Frequenz von Studirenden:

	1857:	1875:
Leipzig	828	2775
Berlin	1409	1724
Breslau	784	1068
Göttingen	656	1062
München	1358	1012
Würzburg	653	961
Halle	705	882
Tübingen	706	878
Bonn	873	776
Heidelberg	606	725
Straßburg	808	649
Königsberg	355	611
Jena	282	537
Greifswald	244	495
Marburg	240	421
Münster	402	412
Erlangen	549	401
Gießen	343	326
Freiburg	304	294
Kiel	142	190
Rostock	109	161
	Summa: 12,456.	Summa: 16,360.

In der Gesammtsumme hat hiernach eine Zunahme um nicht weniger als 3904 Studenten während der letzten achtzehn Jahre stattgefunden, was als ein erfreuliches Zeichen zunehmenden Interesses an Aneignung höherer wissenschaftlicher Ausbildung gelten kann. Hinsichtlich der Ab- und Zunahme der Frequenz auf den einzelnen Universitäten ergeben sich interessante Wahrnehmungen. Eine Abnahme stellt sich überhaupt nur heraus bei München, Bonn, Straßburg, Erlangen, Gießen und Freiburg. Am stärksten ist die Abnahme bei München, wo sie die hohe Ziffer von 346 erreicht, bei Erlangen, wo sie 148 beträgt und bei Straßburg, wo sie sich auf 159 beläuft. Hierauf folgt Bonn mit 97 Abnahme, während bei Gießen und Freiburg dieselbe sich nur auf geringe Ziffern beschränkt. Die stärkste Zunahme, um nahezu den vierfachen Betrag, hat Leipzig erfahren. Besonders in die Augen fällt sodann das Steigen der Frequenz in Göttingen, Breslau, Würzburg, Königsberg, Jena — um fast das Doppelte —, Greifswald und Marburg.

Leipziger Stadttheater. Einen theatralischen Meßbericht in zwei Abtheilungen hatte ich in meiner vorigen Theater-Notiz versprochen, und ich füge heute hinzu, daß ich mit den zwei Abtheilungen einen statistischen und einen kritischen Rückblick auf die während der Michaelismesse im Alten und Neuen Theater gegebenen Schauspiel-Vorstellungen meinte. Da aber die Leipziger Messe bekanntlich schon ihr Ende erreicht hat, ehe sie ihren Anfang nimmt, d. h. ihren großhändlerischen Verkehr und Umsatz schon vor ihrem eigentlichen kalendermäßigen Einläutungstage entfaltet und ausentfaltet; da ferner diejenigen neuen oder neueinstudirten Dramen und Opern, welche während der Messe ihre Zugkraft auf die zahlreich zuströmenden Fremden üben sollen, den heimischen Theaterfreunden und vornehmlich den Abonnenten gewöhnlich schon unmittelbar vor der Messe dargeboten werden: so glaube ich meinen statistischen Rückblick auf die sechs Wochen vom Anfang des September bis zur Mitte des October ausdehnen zu dürfen. Und da ergiebt sich in Bezug auf das Repertoire, d. h. auf Wahl und Abwechselung der Stücke und Aufführungen ein sehr befriedigendes Resultat. Es sind während des gedachten Zeitraums abwechselnd im Neuen und Alten Theater zusammen vierundzwanzig Stücke mit neunundzwanzig Wiederholungen aufgeführt worden, und zwar siebzehn Lustspiele mit achtzehn Wiederholungen, vier ernstere Schauspiele mit vier Wiederholungen und drei Trauerspiele mit sieben Wiederholungen. Von diesen im Ganzen dreiundfünfzig Aufführungen kommen auf das Alte Theater zweiundzwanzig Aufführungen von zwölf Lustspielen, vier Aufführungen von vier Schauspielen und sechs Aufführungen von drei Trauerspielen; auf das Neue Theater vierzehn Aufführungen von elf Lustspielen, vier Aufführungen von vier Schauspielen und vier Aufführungen von drei Trauerspielen. Alle diese Aufführungen, mit alleiniger Ausnahme der Wiederholungen von „Kabale und Liebe", „Nathan der Weise", „Mein Stern" und „Großstädtisch" im Alten Theater, waren vor dem September noch nicht unter der neuen Direction gegeben, sind also neu einstudirt worden, darunter so schwer zu besetzende und überhaupt für die Darstellung große Schwierigkeiten bietende Stücke, wie die Lustspiele: „Donna Diana" und „Der zerbrochene Krug", die Schauspiele: „Hans Lange" und „Prinz Friedrich von Homburg", endlich insonderheit das Trauerspiel „Arria und Messalina". Hinwieder keines der aufgeführten vierundzwanzig Stücke kann in sittlicher oder künstlerischer Beziehung ein geradezu verwerfliches, oder allzu niedriges genannt werden; mit Einem Wort: das diesmalige Meß-Repertoire sowol im Alten wie im Neuen Theater macht der Stadt Leipzig und der Direction Förster in den Augen aller Unbefangenen alle Ehre. Das Ensemble freilich ließ in manchen Vorstellungen Manches zu wünschen übrig und wird auch nicht eher befriedigend werden, als bis für einzelne Fächer reifere Kräfte gewonnen sind; inzwischen wird die neue Direction fortfahren müssen, sich für außerordentliche Vorstellungen mit gastirenden Künstlern von außerhalb zu behelfen.

Da übrigens diejenigen neuen und neu einstudirten Stücke, welche in diesen Blättern eine Berücksichtigung verdienen, nunmehr für das abonnirte und eigentliche Leipziger Theaterpublicum zu wiederholter Darstellung gelangen, so werde ich es bei diesem statistischen Theil meines beabsichtigten theatralischen Meßberichtes bewenden lassen und an den jüngsten Neuigkeiten oder Neueinstudirtheiten je nach deren nächstbevorstehender Wiederholung eine maßvolle Kritik üben, also meinen nächsten Artikel der Wilbrandt'schen Tragödie „Arria und Messalina" widmen.

Max Moltke.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kalser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 84. Donnerstag, den 19. October. 1876.

Ein deutscher Buchhändler.

Beiträge zur Kenntniß des geistigen und culturellen Lebens in Deutschland im zweiten und dritten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts.

II.

Das Conversations-Lexicon.

Der siebente, der Verlagsthätigkeit in Leipzig gewidmete Abschnitt der Brockhaus'schen Biographie giebt nähere Kunde von den hauptsächlichsten Verlagsunternehmungen des Begründers der Firma F. A. Brockhaus nach Genesis und Entwickelung. Hierunter zählen an erster Stelle das Conversations-Lexicon, sodann die journalistischen Unternehmungen, Oken's „Isis", die „Zeitgenossen", das „Leipziger Kunstblatt", „Hermes" und das „Literarische Conversationsblatt", jenes literarkritische Unternehmen, das gegenwärtig noch unter dem Namen „Blätter für literarische Unterhaltung" unter der trefflichen Leitung seines dermaligen redactionellen Leiters Geh. Hofrath Dr. Rudolf Gottschall einen der ersten Plätze unter den der literarischen Kritik gewidmeten deutschen Blättern einnimmt. Der Bericht über die weiteren Verlagsunternehmungen Brockhaus' führt uns eine Reihe der namhaftesten literarischen Größen seiner Zeit vor. Die Namen: Ernst Moritz Arndt, Joseph v. Görres, Friedrich von Raumer, die Philosophen Arthur Schopenhauer und Heinrich Steffens, die Theologen Rosenmüller und Köthe, die Mediciner Choulant, Kreysig, Puchelt, Jörg, Casper, Hufeland, Henke, die Schriftsteller und Dichter Wilhelm Müller, Arthur von Nordstern (Pseudonym des sächsischen Conferenzministers Gottlob Adolf Ernst von Nostiz und Jänkendorf, geb. 1765, gest. 1836), Ernst v. d. Malsburg, Graf Platen-Hallermünde, der Dramatiker Michael Beer, die beiden Romanschriftstellerinnen Johanna Schopenhauer und Therese Huber, haben durch ihre Werke einen mehr oder minder umfangreichen Platz in den Brockhaus'schen Verlagsunternehmungen. Auch der ausländischen Literatur, die damals in Deutschland noch so gut wie gar nicht gepflegt wurde, wandte Brockhaus bereits sein Augenmerk zu. Unter den größeren Uebersetzungswerken nimmt die von Johann Heinrich Voß in Gemeinschaft mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham Voß unternommene deutsche Ausgabe von Shakespeare's Schauspielen die erste Stelle ein, ein Wagniß, das um so weniger zu unterschätzen ist, nachdem August Wilhelm von Schlegel mit seiner Shakespeare-Uebersetzung bereits hervorgetreten war. Aus der englischen schönen Literatur schlossen sich diesem Unternehmen an Uebersetzungen einzelner Werke Lord Byron's, Thomas Moore's und Walter Scott's. Die französische schöne Literatur ist in dieser Zeit durch die Namen Voltaire und Casimir Delavigne, die italienische Poesie durch Petrarca und Tasso, die spanische Literatur durch Calderon, Dänemark durch Holberg und Oehlenschläger in Uebersetzungen hervorragender Werke der Genannten vertreten.

Dieser Abschnitt des Buches bildet den weitaus interessantesten Theil. In ihm ist ein gut Stück deutschen Culturlebens geschichtlich vorgeführt. Auf Einzelnes gestatten wir uns näher einzugehen.

An die Spitze der Brockhaus'schen Verlagsunternehmungen ist mit Recht das „Conversations-Lexicon" gestellt. Der Verfasser führt uns in trefflicher Darstellung dessen genetische Entstehung und Entwickelungsgeschichte vor. Der ursprüngliche Gründer des „Conversations-Lexicons" ist Brockhaus nicht, er erwarb dasselbe, nachdem das von Dr. Renatus Gotthelf Löbel begründete, bereits im Jahre 1796 ins Leben getretene Unternehmen aus einer Hand in die andere übergegangen war, im Jahre 1808. Dasselbe entsprach jedoch zu dieser Zeit in keiner Weise seinem Zwecke und selbst nicht einmal seinem damaligen Titel. Es hieß: „Conversations-Lexicon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten", allein gerade die gegenwärtigen Zeiten hatten darin nicht nur keine „vorzügliche", sondern nur eine sehr mangelhafte Rücksicht gefunden. Was das „Conversations-Lexicon" in seiner heutigen Gestalt geworden ist, dazu hat Brockhaus den hauptsächlichsten Grund gelegt, so daß er mit Fug und Recht der geistige Schöpfer dieses großartigen Unternehmens geworden ist. Unter der intelligenten, umsichtigen, geschäftsgewandten Leitung von Brockhaus, der mit der von ihm 1812 begonnenen zweiten Auflage die Redaction allein in die Hand nahm, wuchs Absatz und Verbreitung des „Conversations-Lexicons" zusehends, zumal jede neue Auflage einer vollständigen, alles in die Zwischenzeit gefallene Neue ins Auge fassenden Umarbeitung durch fachkundige Gelehrte von Fach und Ruf unterworfen wurde. Bereits zwei Jahre nach der zweiten Auflage erschien die dritte Auflage, welche begonnen wurde, als die zweite erst bis zum vierten Bande erschienen war. Dieselbe hat dadurch ein besonderes Interesse, daß sie einem Manne gewidmet ist, dessen Name an der Spitze gerade dieses Werks mehr als auffällig ist: dem Fürsten Metternich. Der Verfasser erklärt dies zunächst aus den persönlichen Beziehungen, in welche Brockhaus in den Tagen der Schlacht bei Leipzig außer mit Fürst Schwarzenberg, auf dessen „Ordre" er kurz vorher die „Deutschen Blätter" begründet hatte, und anderen hervorragenden Persönlichkeiten, wie dem Freiherrn von Prokesch-Osten, auch mit Metternich, der den Kaiser Franz I. begleitete, gekommen war, fügt aber zu weiterer Rechtfertigung dann noch hinzu: „Metternich galt in jenem Augenblicke als ein Vertreter der neuen Zeit", die man mit der Leipziger Befreiungsschlacht angebrochen wähnte, als ein Mann, der „die edelsten Güter der Völker, Unabhängigkeit von fremder Gewalt und Denkfreiheit wieder gewinnen" half (wie Brockhaus in seiner Dedication sagt), und von dem man damals noch hoffte, daß er diese Güter auch zu schützen wissen werde. „Es waren dies," sagt ein berühmter Geschichtschreiber*) bei der Schilderung dieser Zeit, „die ersten Honigmonde, wo Metternich auf dem Wiener Congresse mitunter freisinnige Worte hören ließ, wo er Stein zum deutschen Bundespräsidenten machen wollte, wo die Er-

*) Gervinus in seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen", I., S. 443 flg.

öffnung des Bundestags mit versprechenden Reden begann.... Noch legte man auch einen Werth darauf, die öffentliche Meinung, besonders in Deutschland, für die österreichische Politik zu gewinnen, und man suchte damals ernstlich, hervorragende Kräfte für die „Wiener Jahrbücher" zu gewinnen, um mit ihnen auf Deutschland zu wirken." Erst vom Jahre 1817, etwa von der Ernennung des Grafen Sedlnitzky zum Polizeipräsidenten von Wien am 19. Mai 1817, und noch mehr von den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen vom 20. September 1819 datirt der Umschwung in Metternich's und Oesterreichs Politik. „Von da an," bemerkt derselbe Geschichtschreiber, „begann die Absperrung gegen die Fremde, die geschärfteste Ueberwachung aller Lehre, Rede und Schrift, die Angeberei und Späherei (das Verderb einst des römischen Staates), alle jene Maßregeln, die seitdem das österreichische Regierungssystem unverändert bis 1848 charakterisirt haben."

Also dem Metternich der Jahre 1813 bis 1817, nicht dem von 1819 galt die Huldigung, die der Herausgeber des „Conversations-Lexicon" ihm darbrachte. Dies geht auch daraus hervor, daß Letzterer in der unmittelbar auf die Dedication folgenden Vorrede sich auf die „Wiederherstellung der Preßfreiheit" beruft, die dem Werke jetzt zugute komme, die aber freilich bald genug wieder vernichtet wurde. So ist es auch gewiß nicht als eine Rücksichtnahme auf diese Widmung, sondern als Ausdruck der eigenen Ueberzeugung des Herausgebers und zugleich der damaligen öffentlichen Meinung zu betrachten, wenn der Artikel „Metternich" in dieser dritten Auflage äußerst anerkennend für ihn lautet. Folgende Stelle daraus verdient als charakteristisch für die damalige vertrauensselige Stimmung des deutschen Volks (der Artikel erschien 1815) hervorgehoben zu werden:

„Wenn Europa den Umsturz des französischen Kaiserreichs segnet, wenn aus diesem Umsturz besonders für Deutschland ein schöner Tag hervorgeht, wenn es die Namen der Helden preist, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde verspritzten: so darf es dem leitenden Geiste, der diese Helden und Heere zur rechten Zeit in Bewegung setzen und wirken ließ, seine Bewunderung nicht versagen, und wie der Name Axel Ochsenstirn vor und neben den großen Helden seines Jahrhunderts prangt, so wird der Name Clemens Wenceslaus Metternich einst auf die bewundernde und richtende Nachwelt übergehen."

Die vierte Auflage des „Conversations-Lexicons" ist „Sr. Majestät dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm III. in tiefster Ehrerbietung zugeeignet", doch ist diese Widmung von keinem motivirenden Schreiben begleitet wie diejenige der dritten Auflage an Fürst Metternich.

Der Titel des „Conversations-Lexicons" hat unter der Brockhaus'schen Leitung mehrfachen Wandlungen unterlegen. Schon bei der neuen Versendung der ersten Auflage hatte er den auf das Wort „Conversations-Lexicon" folgenden Zusatz „mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten" so umgeändert: „oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der älteren und neueren Zeit". Beim Beginn der zweiten Auflage wurde das Wort: „kurzgefaßtes" weggelassen und „für die gebildeten Stände" hinzugefügt. Die ziemlich lange Fassung des Titels lautete jetzt: „Conversations-Lexicon oder Hand-Wörterbuch für die gebildeten Stände über die in der gesellschaftlichen Unterhaltung und bei der Lectüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe, in Beziehung auf Völker- und Menschengeschichte; Politik und Diplomatik; Mythologie und Archäologie; Erd-, Natur-, Gewerb- und Handlungs-Kunde; die schönen Künste und Wissenschaften: mit Einschluß der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter und mit besonderer Rücksicht auf die älteren und neuesten merkwürdigen Ereignisse." Der Titel der dritten Auflage (1814) lautete kurzweg: „Conversations-Lexicon oder encyklopädisches Handwörterbuch für die gebildeten Stände." In der vierten Auflage (1817) ließ Brockhaus den Titel: „Conversations-Lexicon" für Diejenigen, die an demselben Anstoß nahmen, ganz fallen, und nannte das Werk: „Allgemeine Hand-Encyklopädie für die gebildeten Stände", doch lieferte er auch einen zweiten Titel, der mit dem der dritten Auflage identisch, nur mit dem Zusatze: „Vierte Original-Auflage" lautete. In der fünften Auflage (1819) führte er das Wort „Conversations-Lexicon" zwar auf dem Titelblatte wieder ein, stellte es aber jetzt in zweite Linie und in Parenthese, gleichzeitig auch die bei der vierten Auflage neu eingeführte Bezeichnung wieder etwas verändernd. Er nannte das Werk jetzt nämlich: „Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon)." Diese Fassung des Titels ist seitdem geblieben, nur daß seit der neunten Auflage (1843) das Wort: „Conversations-Lexicon" durch Weglassung der Parenthese und typographische Hervorhebung wieder zu seinem wohlverdienten Rechte gelangt ist: als der eigentliche und Haupttitel des Werks zu gelten.

Für das seinerzeit vielangefochtene Wort: „Conversations-Lexicon" ist eine Autorität ersten Ranges, wenn auch mehr in scherzhafter Weise in die Schranken getreten, kein Geringerer als Goethe. Eine der „Zahmen Xenien" desselben lautet nämlich:

> Conversations-Lexicon heißt's mit Recht,
> Weil, wenn die Conversation ist schlecht,
> Jedermann
> Zur Conversation es nutzen kann.

Unter den Anfechtungen, die Brockhaus wegen des „Conversations-Lexicons" erfuhr, gedenkt der Verf. eines absonderlichen Handels mit einem Leipziger Geistlichen.

In einer Ankündigung der fünften Auflage in öffentlichen Blättern hatte Brockhaus das „Conversations-Lexicon" einmal ein Werk genannt, das jede gebildete Familie „als eine fast unentbehrliche Haus- und Handbibel" besitzen sollte. Darüber ergrimmte Herr Ernst Friedrich Christian Wigand, Prediger in Leipzig, und erließ dagegen in der Leipziger Zeitung vom 9. October folgende fulminante Erwiderung:

„Das Conversations-Lexicon keine Bibel!

„Wie darf man ein Lexicon eine Bibel, Hand- oder Hausbibel nennen? Die Bibel enthält Offenbarungen, welche Offenbarungen enthält das Lexicon? So weit darf das Glück eines gepriesenen Buchs nicht verleiten! Wäre es auch durch ganz Deutschland und über die Grenzen hinaus getrieben, so wird's noch kein Weltbuch wie die Bibel, es wird selbst nicht alle Stände in Deutschland umfassen. Der Landmann wird es, um der einzelnen, ihn angehenden Artikel willen, nicht zum Hausbuche, am wenigsten zur Hausbibel machen. Auch kann's weder für Bürger noch Fürsten zwei Hausbibeln geben; ist aber das Conversations-Lexicon die Hausbibel, so muß die andere weichen. Dies zur Ehre der Alleinheit der Bibel gesagt, deren Werth auf diese Art noch nicht herabgesteigert worden ist. Der verdienstvolle Herausgeber, dem es in seinem Buche um Begriffsentwickelung zu thun ist, wird auch diese Entwickelung gern sehen, da die Irrung nicht am Titel anfangen darf."

Brockhaus erwiderte darauf sehr ruhig und kurz:

„Da ich mein Lexicon nicht als die Bibel, sondern als eine Hand- und Hausbibel in Beziehung auf die eigentliche Bedeutung dieses ursprünglich griechischen Wortes, wo es „die Bücher" bezeichnet, empfohlen habe, so scheint mir die Reclamation des Herrn Prediger W. in Nr. 198 dieser Zeitung ebenso überflüssig als unpassend zu sein."

Damit beruhigte sich indeß der Herr Pastor nicht, sondern veröffentlichte folgende Antwort als „Abschluß":

„Es bleibt dabei, daß es keine Conversationsbibel in irgend einem Sinn geben kann, wodurch Herrn Brockhausen's Werke als Lexicon nichts benommen, sondern nur das ihm nicht Gebührende versagt wird. Dies darf nur Herr Brockhaus treumüthig anerkennen und mit dem belobten Verdienste seines Werkes zufrieden sein, ohne jenen Titel mühsam aus dem Griechischen entschuldigen zu wollen."

Eine Erwiderung hierauf scheint Brockhaus nicht für nöthig erachtet, vielmehr dem Herrn Pastor gern das letzte Wort gelassen zu haben.

Anfechtungen gefährlicherer Art erfuhr Brockhaus wegen des „Conversations-Lexicons" durch die Censur, sowie durch Nachdrucke und Concurrenzwerke.

Die 6. Auflage des „Conversations-Lexicons" erschien 1824, die 7., von 10 auf 12 Bände verstärkt, 1827, die 8. von 1833—1837, die 9. in 15 Bänden von 1843—1848, die 10. 1851—1855, die 11. 1864—1868, die letztere 1872 und 1875 durch ein „Supplement" in 2 Bänden ergänzt mit dem Nebentitel: „Encyklopädische Darstellung der neuesten Zeit nebst Ergänzungen früherer Artikel." Im Herbst 1874 wurde eine 12. Auflage begonnen. Die verhältnißmäßig größeren zeitlichen Zwischenräume, in denen sich die neueren Auflagen folgen, erklären sich wol daraus, daß die neueren Auflagen in weit stärkerer Zahl von Exemplaren veranstaltet werden als die früheren. Wie Brockhaus behielten auch seine Nachfolger im Geschäfte, insbesondere sein zweiter Sohn, Heinrich, die Oberleitung des Werks stets in ihren Händen. Die eigentliche Redaction besorgten von der 2. Auflage an wie bei den älteren Auflagen Dr. Ludwig Hain (geb. 1782, gest. 1836 in München), der sich als Uebersetzer, Literarhistoriker und Bibliograph einen geachteten Namen erworben hat, und Dr. Georg Ludwig Peter Sievers, neben welchen noch verschiedene Schriftsteller längere oder kürzere Zeit bei der Redaction beschäftigt waren. Die 7. Auflage wurde von Professor Hasse, die 8. und 9. von Dr. Espe (geb. 1804, gest. 1850), die 10. und 11. von Dr. August Kurtzel (geb. 1808, gest. 1871) und Anton Ernst Oskar Piltz (geb. 1822, gest. 1872) redigirt. „Jedem dieser Männer hat das Werk viel zu verdanken", bemerkt der Verfasser.

Vom Lago maggiore.

III.

Das Städtchen Pallanza besitzt außer dem schönen, sehr in die Augen fallenden, 78 Meter hohen Glockenthurm von St. Leonardo, der zu zwei Dritttheilen aus Granitblöcken der im 12. Jahrhundert zerstörten Zwingburg der Grafen von Barbavara erbaut ist, keine sonderliche Merkwürdigkeit. Desto merkwürdiger ist sein sehr alter Ursprung und seine Geschichte. Viel spaßhafter als wahrscheinlich ist freilich die Herleitung des Namens von einem Trojaner Pallantes, oder gar von Pallas Athene. Unzweifelhaft aber ist, daß der Ursprung des Städtchens bis in die erste römische Kaiserzeit zurückdatirt. Wahrscheinlich ist sie von Pallas, einem Freigelassenen des Kaisers Claudius, gegründet. Dafür spricht unter anderem eine höchst merkwürdige jetzt an der Außenwand der Kirche St. Stefano angebrachte Votivtafel, die man bei der Erbauung einer der Seitenkapellen der Kirche aufgefunden hat und die zum Andenken und zu Ehren der Agrippina, Gattin des Kaisers Claudius und Mutter Nero's, aufgestellt worden ist. Ich sah sie gestern selbst. Inschrift und Sculpturen sind noch deutlich zu erkennen. Man sieht auf der Vorderwand der Tafel links einen Flötenbläser, in der Mitte einen Altar, rechts den, der das Opfer, ein Lamm herbeiführt; auf der Rückwand des Steins (die Tafel ist aus Marmor) erblickt man noch 5 tanzende Figuren. Ebenso steht auf der Castagnola, etwas unterhalb Villa Brown, eine sehr alte Kirche, St. Remigio, die auf dem Fundament eines Venustempels erbaut sein soll. In den Schriften des Blondus Flavius, Plinius und Tacitus wird die Stadt mehrfach erwähnt. Ob bereits Karl der Große das Terrain von Pallanza den Grafen von Barbavara zu Lehn gegeben habe, wie aus alten Urkunden hervorzugehen scheint, ist nicht sicher erweislich. Historisch gewiß aber ist, daß Kaiser Otto IV. im Jahre 984 dieselben Grafen mit dem damaligen Schloß St. Angelo auf der Insel St. Giovanni belehnte, und daß die Stadt um diese Zeit zum drittenmal aufgebaut wurde, genau an der Stelle des Sees, wo sie jetzt steht. Im 11. Jahrhundert stand sie kurze Zeit unter der Herrschaft des Bischofs von Novara, dem sie aber die Grafen von Biandrate bald wieder entrissen. Kaiser Friedrich Barbarossa gewährte im Jahre 1156 wiederum die Herrschaft denen von Barbavara, die sie aber sehr schlecht verwalteten, sich vor den Unzufriedenen nur durch schleunige Flucht retten konnten und die Stadt für Gold wieder an die Bischöfe von Novara abtraten. Die Pallanzesen aber schwuren, im Verein mit Gesinnungsgenossen in Vercelli, Ossola und im Thal Intrasca, in einem feierlichen Acte am 2. Januar 1223, die Herrschaft des Bischofs von Novara nicht anzuerkennen, und schlugen, zum erstenmale von einer Flotte angegriffen, den Angriff zurück. Beim zweitenmale mußten sie sich ergeben, hielten aber keine Ruhe, bis der Vertrag von Pavia 1259 den Streitigkeiten ein Ende machte. Als die Stadt Novara sich Mailand unterwerfen mußte, erhielt Pallanza vom Herzoge Franz Sforza so günstige Bedingungen, daß seine Selbstverwaltung fast an Unabhängigkeit grenzte. Erst im Jahre 1466 drohte dieser eine neue Gefahr. Der geldbedürftige Herzog von Mailand Galeazzo wollte alles Land um Pallanza den beiden gräflichen Brüdern Giovanni und Vitaliano Borromeo für die Summe von 2200 Kaisergulden zu Lehn geben; aber die Bürger von Pallanza eilten nach Mailand, bezahlten selbst die geforderte Summe und machten so den schmachvollen Handel rückgängig. Ebenso erlangten sie im Jahre 1621 von König Philipp IV. gegen Bezahlung von 4000 Ducaten Befreiung von jeder fremden Herrschaft und eigene Jurisdiction, die sie aber bei den zahlreichen Wirren Italiens gar oft noch vertheidigen mußten. Auch an republicanischen Bestrebungen fehlte es nicht. In der Nacht vom 22. zum 23. October 1796 versuchte Joseph Antonio Azari, Dr. juris, wahrscheinlich ein Vorfahr des von mir schon genannten Bürgermeisters und Architekten Azari, eine republicanische Schilderhebung, die er aber auf dem Marktplatze zu Novara mit dem Tode büßen mußte. Ebenso wenig Erfolg hatte ein republicanischer Putsch im Jahre 1798, wo ein Geschwader von 1200 Pallanzesen die Fahne der cisalpinischen Republik erheben wollte, aber nach tapferer Gegenwehr von 4000 Mann königlicher Truppen unter General Zimmermann zerstreut wurde. Dann kamen die Zeiten napoleonischer Gewaltherrschaft. Napoleon I. ließ in dem Kloster der Augustinerinnen zu Pallanza die italienischen Bischöfe und Cardinäle, die sich seinem Concordat nicht fügen wollten, einkerkern. Noch in neuester Zeit betheiligten sich die Pallanzesen an einem Seegefecht unter Führung der Garibaldianer Bixio und Montanaro, infolge dessen die Oesterreicher ihr Fort in Laveno räumen mußten.

Gegenwärtig fühlen sie sich glücklich in dem unter dem Scepter Victor Emanuel's geeinigten Italien. Besondere Verehrung genießt bei ihnen die Herzogin von Genua und ihre Tochter Margherita, jetzige Kronprinzessin von Italien. Ich sah letztere mit ihrer Mutter noch als Kind im Jahre 1866 mehrfach auf ihrem Landsitze in Stresa und ahnte damals noch nicht, welche bedeutende Rolle die jetzige zukünftige Königin von Italien durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit spielen würde.

Die Pallanzesen, wie man aus obiger geschichtlicher Skizze ersieht, ein freiheitliebendes, tapferes Völkchen, sind ein angenehmer, fröhlicher, leichtlebiger Menschenschlag, nicht minder die Pallanzesinnen, unter letzteren zwar keine großen Schönheiten, aber meist recht graziöse Figuren mit angenehmen Gesichtszügen, häufig aschblond mit blauen Augen. Ihre koketten Federhütchen wissen sie sehr anmuthig zu tragen, und

könnten unsere deutschen Topfträgerinnen darin viel von ihnen lernen. Unter den Männern sind Excesse höchst selten, Betrunkene sieht man nicht; die jungen Bursche singen zu 3 und 4 mit einander auf der Straße zwar laut, aber ihr Gesang artet nie in Gebrüll aus, wie leider so oft bei uns. Ganz besonders lieb und zuthunlich sind die Kinder. So machen mir auch die äußerst leichten und zierlichen Fuhrwerke, die auf der prächtigen Kunststraße von raschen Pferden gezogen so leicht daherrollen, viel Vergnügen. Will ich mich recht gut unterhalten, so gehe ich hinab in das erste Café unter den Colonnaden in Pallanza, sehe die Pallanzesen und Pallanzesinnen vorüberziehen, oder an ihren Tischen sitzen, lausche ihren Gesprächen und mische mich wol auch darein. Der Dialect, den sie sprechen, ist wohllautend und angenehm, die Aussprache der toscanischen weit ähnlicher, als die der Mailänder und Genueser. Ich mache mich den Eingebornen ohne Mühe verständlich. Zum Schlusse des heutigen Abschnitts noch ein kleines Stimmungsbild. Vorgestern Abend gehe ich nach der von 6—7 Uhr stattfindenden Table d'hôte hinunter nach Pallanza. Im Café sitzen einige recht hübsche Pallanzesinnen mit ihren Männern und Freunden. Draußen auf dem freien Platze am Hafen spielen Jungen wacker Haschekater. Unterdeß hat ein Mann vor dem Café ein sogenanntes Piano verticale, eine Art Hammerclavier aufgestellt, das aber wie eine Drehorgel gespielt wird und auf dem namentlich im Freien die süßen italienischen Weisen und muntern Tanzmelodien gar nicht übel klingen; dazu rauscht der Wellenschlag am Ufer des Sees leise den Takt; im Südwesten blitzt es, anfangs schwach und einzeln, allmälig aber immer stärker, bis der ganze Horizont gegen Mailand hin im Feuer zu stehen scheint und man deutlich im Blitzesschein die Umrisse der Hügel gegen Arona erkennen kann. Ueber uns aber leuchtet wieder der prachtvollste Sternenhimmel und die Milchstraße in ihrem milden Glanz. Gerade über dem Monte Motterone steht Jupiter und wirft einen breiten Lichtstreifen über den ganzen See herüber von Baveno bis Pallanza.

Eine neue englische Uebersetzung des zweiten Theils des Goethe'schen Faust.*)

Der 1872 bei derselben untengenannten Firma erschienenen Uebertragung des ersten Theils des Faust hat der amerikanische Dichter Bayard Taylor nun auch eine des zweiten Theils dieser Dichtung folgen lassen und tritt er darin als Vorkämpfer für denselben auf. Vilmar sagt bekanntlich: „Wenn darum schon jetzt manche Einzelheiten im zweiten Theile des Faust Räthsel sind, an deren vergeblicher Lösung man sich bis zum Mißmuth versucht, andere zwar sich zur Lösung und zum Begreifen herbeilassen, jedoch nicht ohne die unmuthige Stimmung zu erregen, daß man hinter den großen aufgewandten Mitteln nur ein kleines, oft unbedeutendes und geringfügiges Resultat entdeckt, so wird nach fünfzig Jahren dieser ganze zweite Theil fast ganz ohne Verständniß, mithin auch ohne Interesse sein" u. s. w. Dieses ist wol so ziemlich das allgemeine Urtheil in Deutschland, und auch der englische Biograph des Dichters, G. H. Lewes, schließt sich ihm an und drückt sein Mißfallen an dem Stücke in noch stärkeren Ausdrücken aus. Nicht mit Unrecht daher beginnt Taylor seine Einleitung mit den Worten: „Ich weiß, wie vieler Voreingenommenheit ich begegne, wenn ich für den zweiten Theil des Faust einen höheren geistigen Charakter, wiewol einen geringeren dramatischen und dichterischen Werth, beanspruche, als für den ersten Theil." Er erinnert freilich daran, daß dieser zweite Theil nicht, wie Lewes meint, der Irrthum des Goethe'schen Greisenalters, sondern vielmehr die vor der Veröffentlichung des ersten Theils zum Theil niedergeschriebene und vollständig entworfene Schöpfung seiner Blüthezeit gewesen sei. Doch dürfte das allgemeine Urtheil auch durch Rücksicht auf diese Thatsache nicht umgestimmt werden, da eben die Ausführung hinter dem Entwurfe zurückgeblieben ist, wenn überhaupt selbst dem Entwurfe Beifall gezollt werden könnte.**) Die Aufführung des jetzt auch für die Bühne bearbeiteten hier besprochenen zweiten Theils hat allerdings, wie ich mich eben erinnere, eine günstigere Beurtheilung beim Publicum angebahnt; da ich der Vorstellung aber nicht beigewohnt, so vermag ich natürlich über die Richtigkeit der nun Platz gegriffenen besseren Würdigung der Dichtung nicht zu entscheiden.

Nach etwas näherer Angabe des Inhalts faßt Taylor denselben wie folgt zusammen: der erste Aufzug stellt die Gesellschaft und die Regierung dar; der zweite und dritte die Entwickelung der Idee des Schönen als höchste menschliche Eigenschaft mit fast erlösender Macht; der vierte den Krieg und der fünfte die Wohlthätigkeit mit Gnade und Erlösung gekrönt. Der Finanzentwurf, die Erörterung geologischer Lehren, die Vereinigung des Classischen und Romantischen und die Einführung jener drei muthwilligen Geister, des Knaben Lenker, Homunculus und Euphorion (welche Taylor als verschiedene Verkörperungen von Goethe's eigenem poetischen Genius ausgelegt hat) müssen, wie er meint, als Abschweifungen vom geraden Verlaufe der Handlung betrachtet werden. In den der Uebersetzung angehängten eben so zahl- wie lehrreichen Erläuterungen erklärt er die Entstehung jener Geister näher und sagt, seine Auslegung derselben verwerfe nicht die Weisse's, Leutbecher's, Düntzer's, Horn's, Rötscher's oder Schnetger's, sie vervollständige sie nur und bringe sie in Einklang. Ueberhaupt hat er sich bei der Erklärung auch des zweiten Theils, wie bei der des ersten, hauptsächlich von der Erforschung des Lebens Goethe's leiten lassen und in jedem einzelnen Falle versucht, die einfachste und einleuchtendste Deutung zu geben, die freilich für manche Leser, wie er selbst glaubt, nicht immer die befriedigendste sein dürfte.

Wie dem auch sei, ob man nun auch Taylor's Auslegung im Einzelnen und im Ganzen beipflichten werde oder nicht, ob man durch sie zu einer günstigeren Beurtheilung des zweiten Theils der großen Dichtung umgestimmt werden mag oder nicht: so wird man doch seine Uebertragung als eine höchst verdienstliche Arbeit schätzen müssen und sie mit Bewunderung lesen. Eine gute Uebersetzung ist oft die beste Erläuterung, und ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich es hier ausspreche, daß gar manche Stelle selbst dem deutschen Leser in dieser Uebersetzung Taylor's klarer sein werde, als im Original. Wer aber die Schwierigkeiten, die der Uebersetzer zu überwinden gehabt, nur einigermaßen kennt, der wird seine Arbeit zu würdigen wissen und ihm den wohl verdienten Beifall nicht vorenthalten. Und er hat sichs wahrlich nicht leicht gemacht! Die Uebertragung ist nicht blos äußerst treu, sondern auch das Versmaß des Originals ist noch genauer als in der Uebersetzung des ersten Theils beibehalten worden. Wenn er selbst seine so glücklich gelöste Aufgabe für eine leichte erklärt, weil, wie er sagt, die englische Sprache sich eben so bereitwillig wie die deutsche den classischen Versmaßen, welche Goethe benutzt hat, leiht und in der ganzen Dichtung sich kaum zwanzig Verse vorgefunden hätten, wo er genöthigt gewesen wäre, sich, sei es mit dem Rhythmus oder dem Reim, irgend welche Freiheit zu nehmen, so ist das wol mehr Bescheidenheit oder doch nur ein neuer Beweis für seine Beherrschung beider Sprachen, wovon er schon so viele glänzende Zeugnisse gegeben hat.

Dr. David Asher.

*) Faust. A Tragedy by Johann Wolfgang von Goethe. The Second Part. Translated in the original metres, by Bayard Taylor. Authorized Edition. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1876.

**) Der berühmte Aesthetiker Vischer hat bekanntlich erst neuerdings wieder sein Verdammungsurtheil der hier besprochenen Dichtung wiederholt zum Ausdruck gebracht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 85. Sonntag, den 22. October. 1876.

Inhalt: Ein deutscher Buchhändler. III. — Jahrbuch für die amtliche Statistik des preußischen Staates, herausgegeben vom K. Statistischen Bureau. — Zehn Jahre Preußisch-deutscher Eisenbahnpolitik. — K. Barthel's Geschichte der deutschen Nationalliteratur der Neueren Zeit. — Hackländer's „Ueber Land und Meer“.

Ein deutscher Buchhändler.

Beiträge zur Kenntniß des geistigen und culturellen Lebens in Deutschland im zweiten und dritten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts.

III.

Journalistische Unternehmungen: Oken's „Isis“ — das „Literarische Conversationsblatt“ (jetzt „Blätter für literarische Unterhaltung“).

Von den journalistischen Unternehmungen Brockhaus' ist die Geschichte von Oken's „Isis“ von besonderem Interesse, weil sie eine zu Charakterisirung der damals herrschenden Preßzustände oft besprochene Angelegenheit in das richtige Licht stellt. In der Hauptsache sind die Vorgänge, welche zur Unterdrückung der Zeitschrift „Isis“ und zur Maßregelung ihres leitenden Redacteurs führten, bekannt; die Einzelheiten lagen indessen, bisher wenigstens, nicht in voller Authenticität vor. Diese Lücke ergänzt die Brockhaus'sche Biographie. Wir entnehmen ihrer Darstellung, welche zugleich interessante Aufschlüsse über den Antheil giebt, welchen Goethe in seiner Eigenschaft als weimarischer Minister an dieser Affaire hatte, das Nachstehende.

Die Politik war durch das Programm der den Naturwissenschaften gewidmeten Zeitschrift ursprünglich ausgeschlossen und Oken hatte noch vor dem Erscheinen des ersten Stücks an Brockhaus geschrieben: das Blatt dürfe keinen politischen Charakter im Titel annehmen, weil die politischen Blätter in Weimar unter Censur ständen, er wolle politische Nachrichten u. s. w. erst nach einigen Monaten anfangen zu geben. Trotzdem druckte er gleich an der Spitze des ersten Stücks diejenige Stelle aus dem eben erlassenen weimarischen „Grundgesetze über die landständische Verfassung“ vom 5. Mai 1816 ab, in welcher „das Recht auf Freiheit der Presse“ ausdrücklich anerkannt war; bekanntlich mußte diese Verfassung, durch deren Gewährung der Herzog Carl August zuerst unter allen deutschen Fürsten sein Wort einlöste, schon 1819 auf Andringen Oesterreichs und Preußens wieder aufgehoben werden. Ebenso schrieb er an der Spitze des zweiten Stücks: „Ob wir wirklich Preßfreiheit haben oder ob sie durch literarische Privilegien und willkürliche Deutung und Ausdehnung derselben soll als Fratze verspottet werden, wird der Fortgang der „Isis“ lehren.“ Allerdings lieferten die Schicksale der „Isis“ und ihres Herausgebers bald eine derartige Lehre.

Im neunten bis elften Stücke veröffentlichte nämlich Oken einen Aufsatz „Ueber das Grundgesetz, über die Landständische Verfassung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach“, der ganz im Tone der „Deutschen Blätter“ gehalten war und sich auch über die Zustände in den übrigen deutschen Ländern bitter aussprach. Dieses Beispiel fand rasch Nachahmung und die unter dem Schutze der weimarischen Preßfreiheit gedruckte Zeitschrift wurde bald der Sammelplatz patriotischer Einsendungen aus allen Theilen Deutschlands, wenn diese auch meist in der Form von Bücherbesprechungen oder geschichtlichen Aufsätzen auftraten und der Anzahl nach gegen die fachwissenschaftlichen Abhandlungen aus der Naturwissenschaft sehr zurücktraten. Im ersten Jahrgange erschienen an politischen Aufsätzen: ein offener Brief des Ministers von Wangenheim an den König von Württemberg gegen den berüchtigten (preußischen) Geheimen Rath Schmalz, eine vom Freiherrn von Hormayr eingesandte Reihe von Briefen des Geschichtsschreibers Johannes von Müller über österreichische Literatur und Literatoren, ein Artikel „Preußens neueste Anordnungen“ von Wilhelm von Schütz u. s. w.

Diese politischen Aufsätze der „Isis“ vergrößerten zwar das Interesse für die neue Zeitschrift, erregten aber auch die Aufmerksamkeit der weimarischen Regierung.

Am 22. October 1816 (der erste Jahrgang der „Isis“ trug die Jahreszahl 1817, begann aber, wie früher bemerkt, schon im August 1816 zu erscheinen) schrieb Oken an Brockhaus:

„Ich habe bereits eine Menge Verdruß gehabt. Können Sie's sich denken, daß die Regierung, vorzüglich das Ministerium, ja sogar der Adel in Weimar völlig wüthend sind über meine Abhandlung über die landständische Verfassung? Es ist deshalb Ministerrath gehalten worden und man hat den Großherzog angegangen, als Souverain und polizeilich einzugreifen, ja man hat sogar von Dienstentsetzung gesprochen. Der Großherzog sagte dabei: „Ich als Souverain thue nichts. Man muß sich jetzt vor Gewaltstreichen höllisch in Acht nehmen. Wenn Ihr ihm aber rechtlich etwas anhaben könnt, so mag es seinen Gang gehen.“ So weit geht es in unserm liberalen Weimar. Doch diese Wuth dauerte nur einige Tage. Dann kamen sie zur Besinnung und man trug dem Polizeipräsidenten von Ziegesar blos auf, einen Bericht darüber zu erstatten, und jetzt schon hat ein Jurist den Auftrag, ein Gesetz gegen den Mißbrauch der Presse auszuarbeiten, wozu man ihm die Krugiade*) als Muster mitgeschickt hat... Was wird aber nun geschehen, wenn erst Klagen von andern Regierungen gegen die „Isis“ einlaufen? So steht es bei uns. Niemand versteht, was Preßfreiheit ist.“

Diese der „Isis“ gleich bei ihrem Beginne drohende Gefahr war somit glücklich beseitigt. Aber sie hatte einen viel gefährlichern Charakter gehabt, als Oken ahnte. Denn in jenem Ministerrathe war nicht nur über Maßregeln gegen ihn und sein Blatt verhandelt worden, sondern es hatten schon bestimmte Anträge der Landesdirection zu Weimar (der obersten Justizbehörde) darüber vorgelegen, ja kein Geringerer als Goethe war entschieden gegen Oken und für die Unterdrückung der „Isis“ eingetreten. Diese Episode bietet so vielfaches Interesse dar, besonders eben wegen des Antheils, den Goethe daran hatte, daß ihrer hier eingehender gedacht werden muß, obwol keine weiteren übeln Folgen für Oken damit verbunden waren.

*) Damit ist wahrscheinlich der in Adam Müller's „Deutschen Staatsanzeigen“ im August 1816 erschienene Aufsatz des bekannten Leipziger Philosophen Wilhelm Traugott Krug über die Preßfreiheit gemeint, den der Verfasser dann 1818 in seiner Schrift für die deutsche Bundesversammlung umarbeitete.

Oken hatte in jenem Aufsatze die muthige That des Großherzogs Karl August, seinem Lande eine Verfassung gegeben zu haben, bereitwillig anerkannt und mit besonderem Lobe hervorgehoben, daß den Vorgängen in andern deutschen Staaten gegenüber in Weimar dieses Grundgesetz nicht infolge eines Kampfes mit dem Volke gegeben worden sei, „nicht aus Feigheit oder Zwang, sondern aus reinem Entschluß des Fürsten und aus ehrlicher Mitwirkung der Regierung". Indessen erklärte er weiter: wie sehr er auch „den guten Willen, die Weisheit, Klugheit, Vorsicht, Geschäftskunde", welche sich in dem Grundgesetze aussprechen, zu schätzen wisse, fühle er sich doch durch Wahrheits- und Vaterlandsliebe zu dem Geständnisse gedrungen, daß er die Grundlagen der Ständeeinrichtung für „völlig verfehlt" halte und in jenem Grundgesetze „nicht eine Spur von Staatsgrundgesetz" erkennen könne. Die Rechte des Volks seien darin keineswegs festgesetzt und anerkannt. Von diesen Rechten sei eigentlich nur eins verbürgt, die Preßfreiheit; alle übrigen, deren er 23 aufzählte, seien gar nicht erwähnt. „So also", schloß er, „steht es mit unserer hochgepriesenen Verfassung!" Und zu größerer Deutlichkeit ist unter diesem Satze noch eine auf denselben hinweisende Hand abgebildet.

Die Landesdirection zu Weimar beschäftigte sich sofort mit diesem Aufsatze, der Großherzog legte indeß die darüber entstandenen Acten zunächst Goethe vor, wol weniger dem Staatsminister, als vielmehr seinem Berather auch in solchen Angelegenheiten, welche nicht gerade in dessen Geschäftsbereich fielen. Er schrieb ihm Ende September:

„Dem ersten Mißbrauch der Preßfreiheit wollte ich, der Folgen halber, recht gründlich zu Leibe gehn und veranlaßte deshalben die oberste Polizei-Behörde, welche für die öffentliche Sicherheit in allen Stücken wachen muß, anzeigend aufzutreten. Da ich die Sache bis zu Voigt's*) Rückkunft liegen lasse, so benutze ich die Zeit, um Dich zu bitten, mir Dein Urtheil über die Ansichten der oberen Polizei-Behörde zu überschreiben. C. A."

Goethe entsprach dem Wunsche des Großherzogs durch ein Gutachten, welches schon wegen seines Verfassers und wegen der darin entwickelten Ansichten über Preßfreiheit und damit zusammenhängende Zeitverhältnisse allgemeines Interesse hat, für uns aber noch ein besonderes, weil sich Goethe darin offen und eingehend über Oken und die „Isis" ausspricht. Dasselbe möge deshalb seinem Wortlaute nach hier folgen:

Ew. Königlichen Hoheit gnädigste Befehle so schnell und genau, als in meinen Kräften steht, auszuführen, habe ich jederzeit für meine erste Pflicht gehalten; nur diesmal gesteh' ich, überfiel mich ein Zaudern, als Höchstdieselben meine Gedanken über die Zeitschrift „Isis" vorzulegen befahlen.

Ich überwinde jedoch alle Bedenklichkeit und Nachstehendes wird Höchstdieselben überzeugen, daß ich Ursache hatte, mit Besorgniß ans Werk zu gehen.

Manchem dürfte, bei Betrachtung der Acten, wünschenswerth däuchten, daß man sogleich beim Erscheinen der Ankündigung von Polizeiwegen das Blatt verboten hätte, wie denn dieser Behörde ganz ohne Frage in einem solchen Falle aus eigner Autorität zu verfahren zusteht; wie ein erfahrenes und geprüftes Mitglied derselben, Fol. 36, unbewunden ausspricht. Da es aber nicht geschehen, sondern von gedachtem Blatte schon 11 Nummern ausgegeben worden, so hat man dabei den traurigen Vortheil, zu sehen, wie ungehinderte Verwogenheit täglich wächst und ihre grenzenlose Natur offenbart.

Beiliegende Acten enthalten die 11 Blätter, welche künftigen Geschäftsmännern nothwendig als ein Greuel erscheinen müssen. Der würdige Vorsitzende der Landes-Direction hat in seinem Vortrage, Fol. 1—5, mit Klarheit und Mäßigung den Unfug vorgestellt und dadurch drei vorzügliche Geschäftsmänner in den Stand gesetzt, die Lage zu beurtheilen und ihr Gutachten, wie dem Uebel gesteuert werden könne, vorzulegen. Dieses ist geschehen und sie sind in der Hauptsache vollkommen einig. Ihre Vorschläge gehen dahin, man solle

1) dem Herausgeber der „Isis" seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn

2) bedrohen, daß bei erneuerten Ausfällen auf einzelne Personen, oder ganze Stände, sein Blatt sogleich verboten werden solle. Hierzu fügen sie

3) den Vorschlag, daß man den Fiscal gegen ihn aufregen und auf dem Wege Rechtens den bisher Beleidigten Genugthuung verschaffen möge.

Hierüber aber meine Meinung zu eröffnen, finde ich mich in großer Verlegenheit, denn so bedeutend und kräftig auch diese Maßregeln scheinen möchten, so bin ich doch genöthigt, auszusprechen, daß sie mir eher geeignet scheinen, das Uebel zu vermehren, als demselben Einhalt zu thun. Ich will die mir vorschwebenden möglichen Folgen gedachter Schritte nicht verhehlen.

Ad 1) Citirt man Oken zu einem Vorhalt und er bleibt aus, wie will man alsdann verfahren? Will man ihn durch Militair holen lassen, oder was sonst für eine Maßregel ergreifen?

Wenn er nun aber erschiene und vor dem Collegio ebenso kühn und unverschämt spräche wie er drucken läßt (und ihm, als einem mehrjährigen Docenten, fehlt es nicht an Redegabe), will man ihn dann auf die Hauptwache setzen, oder ihn triumphirend ziehen lassen?

Gesetzt aber, er betrüge sich bescheiden, registrirte sich aber sogleich den ganzen Vorfall und ließ ihn im nächsten Stück abdrucken, mit directer oder indirecter Verspottung der Behörde, wozu ihm Druckerstöcke und andere Narrenspossen hundertweis zu Gebote stehen: will man alsdann mit dem angedrohten Verbot vorschreiten, da das Collegium als Partei erscheint und eine ihm angethane Beleidigung ahnden muß, nachdem so viele andere Verhältnisse ungestraft preisgegeben worden?

Dasselbe kann und wird er thun, wenn man ihm schriftlich Verweis und Drohungen zugehen läßt.

Es ist keine Seitenbetrachtung, wenn ich sage, daß ein solcher Vorhalt niemals meine Billigung hatte. In meinem Geschäftsgange fiel nur einer vor, einem andern habe ich aus der Ferne zugesehen. Vorhalt, Vorwurf, Verweis ist ein Recht des Präsidenten, der Vorgesetzten einer subalternen Masse. Wenn er menschlich ist und sein Handwerk versteht, so wird er an einzelner Anmahnung, väterlicher und pädagogischer Bildung es nicht fehlen lassen. Will das nicht fruchten, so fordere er den Ungeschickten vors Collegium, bedeute ihn seiner Pflicht und bedrohe ihn mit Entlassung; das ist recht, gut und nothwendig. Daß man aber dasselbige auch auf andere Staatsdiener erstreckte, war nur ein Nothbehelf, denn es ist auch nur mit zwei Jenaischen Professoren vorgefallen.*) Man hüte sich, in dieser Form fortzufahren, weil sie in der neuern Zeit nothwendig einmal brechen muß. Man betrachte das gegenwärtige Beispiel. Oken ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunter zu machen, ziemt sich nicht; hat er aber bei allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen und die Sache ist mit Ehren gethan.

Ad 2) Sodann will man ihn bedrohen. Auch davon kann ich keine Frucht erwarten. Würde man wol einem Mohren bei Strafe aufgeben, sich weiß zu waschen? Das Blatt soll mäßiger, bescheidener werden, es soll sich selbst beschränken. Isis soll nicht mehr Isis, Oken nicht mehr Oken sein! Man betrachte den Inhalt oder die Form dieser Flugschrift: wo soll die Begrenzung herkommen? Es umfaßt encyklopädisch alles Denkbare und sogar Das, was es scheinbar ausschließt, nimmt es beleidigend wieder auf. Die Form ist wild, frech, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältniß, ohne Geschmack in der Darstellung: wie soll diese Form vernünftig sich gestalten? Und giebt es denn eine Grenze des Wahnsinns, der Unbescheidenheit, der Verwogenheit? Sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach, unbedingt nicht zu belehren, nicht zu bändigen. Und wo wäre denn der Maßstab für Gesetzlosigkeit? Man will die „Isis" fortdauern lassen und wer soll dann beurtheilen, ob der Verfasser in sich gegangen, ob wirklich sein Blatt sich der Sitte, sich dem Erträglichen nähert? Fürwahr der hunderste Theil der „Isis" ist eben so schlimm, als das Ganze, und nach erfolgter Bedrohung können wieder mancherlei Fälle eintreten. Entweder der Herausgeber fährt auf die bisherige Weise fort: wird man resolut genug sein, die Drohung zu erfüllen? Oder er wirft sich in die Ironie, welche von ihrem zartesten Gipfel bis zu ihrer plattesten Base hundert Formen darbietet, die Leute zu quälen, ohne daß man sich beklagen darf: wird man ihm wehren, die Druckerstöcke zu vervielfältigen, jedes Blatt mit Rebus zu schmücken, wozu er schon auf dem Wege ist? Wer wird ihn hindern, in Räthseln, Logogryphen, Charaden, seine Leidenschaft zu verhüllen, und ist es einer obern Behörde anständig, den Oedipus zu einem solchen Sphynx-Harlequin zu machen? Will man, damit ich nichts verhehle, abwarten, bis er seine neuen Collegen, mit denen er in offenbarer Fehde liegt, antaste und zu einer Zeit, da man Eichstädten verboten, die Werke Jenaischer Professoren zu recensiren, neu angekommene Männer, wahrlich nicht unverwundbar, preisgeben?

Und noch das Letzte und Schlimmste: er hat den Fürsten inner-

*) Christian Gottlob von Voigt, Wirklicher Geheimer Rath und Präsident des weimarischen Staatsministeriums, gest. 1819.

*) Nach Düntzer sind hier wahrscheinlich die Händel mit Weißhuhn, der auf Fichte's Verwendung berufen worden war, und mit Fichte selbst gemeint.

halb der Staatsverhältnisse angegriffen, wird er lange säumen, die Familienverhältnisse anzugreifen? Und wird man alsdann abermals zaudern, Einhalt zu thun, weil die griechischen Kaiser es für unwürdig gehalten haben, gegen sie gerichtete Beleidigungen zu bestrafen?

Was soll denn nun aber geschehen?

Die Anfangs versäumte Maßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes, denn es entstehe daraus was wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der „Isis“ wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brand zu sterben.

Wenn ich nun aber durch diesen chirurgischen Schnitt die Krankheit auszurotten dringend anrathe, so kann ich dagegen keineswegs räthlich finden, fiscalische Klage gegen ihn zu erheben; hierdurch würde eine Sache, die abgethan und der Vergessenheit übergeben werden sollte, verewigt und erst recht in die Breite getreten.

Ad 3) Wie gegen ihn geklagt werden solle, ist in den Acten selbst und beiliegenden Blättern umständlich auseinandergesetzt. Wenn er nun aber die gegen ihn gerichtete Klage, mit Noten versehen, abdrucken läßt und vor Gericht erwidert: es könne niemand der Wahrheit wegen bestraft werden, er getraue sich Alles haarklein darzuthun, was er habe drucken lassen? Wer hindert ihn, die Blößen der Rostocker Facultät, an denen es nicht fehlen mag, ans Licht zu schleppen? Wer hindert ihn, die 23 Punkte, die er in Nr. 11 gegen die weimarische Verfassungsurkunde aufstellt, zu commentiren und wiederholt auszusprechen, daß dieses Staatsdocument nichts tauge, und was sonst noch in seinen Blättern offen oder versteckt liegen mag, zu wiederholen und zu bekräftigen? Und was kann der Fiscal dagegen thun und welches ist das Gericht, dem man eine solche Sache unterwerfen möchte? Sehen wir doch, damit auch dieses ausgesprochen sei, in Facultäten und Dicasterien Personen von gleichem revolutionairen Geiste belebt und es wäre gar wol möglich, daß Oken vor einem solchen Sanhedrin am Ende Recht behielt und gelobt würde.

Aber auch gesetzt, es wäre in dieser gespaltenen Zeit ein Gericht denkbar, das nach alten unwandelbaren Gesetzen spräche: ist es denn schicklich, daß ihm ein souverainer Fürst die innersten Fragen zur Entscheidung vorlege, die er allein, berathen von seinem Ministerium, umgeben von seinen Landständen, entscheiden kann? keineswegs ist es eine Rechtssache und darf es nicht werden.

Noch werfe ich die Frage auf: sollte ein auswärtiger Gerichtshof wol getadelt werden, wenn er ablehnte, in dieser Sache zu sprechen? Es ist eine Polizeisache, die nur an Ort und Stelle beurtheilt und abgeurtheilt werden kann.

Man lasse das Alles ruhen. Das Geschehene ist geschehen und selbst das Resultat einer rechtlichen Behandlung würde darthun, daß man zu lange nachgesehen hat. Ich kehre daher zu meiner oben ausgesprochenen, einzigen Maßregel zurück und zwar dergestalt: man ignorire Oken ganz und gar, aber man halte sich an den Buchdrucker und verbiete diesem bei persönlicher Selbstgeltung den Druck des Blattes.

Die Polizei sei wachsam, daß nichts Aehnliches oder Schlimmeres an den Tage springe. Die erste Folge dieses gethanen Schrittes wird sein der allgemeine Beifall aller Rechtlichen im In- und Auslande.

Noch einige Bemerkungen füge ich hinzu. Warum ist denn in den votis über diese Sache das Wort *Hochverrath* vorgekommen, warum konnte man nur fragen, ob es Hochverrath sei oder nicht? Die Sache ist sehr einfach, wie soll das Verrath sein, was öffentlich geschieht?

Oken's Unternehmen ist catilinarisch und wer hätte Lust, den Cicero zu spielen, der schlechten Dank verdiente, daß er die Stadt rettete?

Noch ein Punkt von großer Bedeutung ist zu berühren.

In den Acten und Blättern, die zu mir gekommen sind, nimmt man als etwas Bekanntes an, daß dieser Zustand auf *Selbstrache* hinführe. Mit Verwunderung habe ich gesehen, daß man das Schreckliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Die Regierung, die sich das sagt, oder sagen läßt, ist aufgelöst und ich will jetzt für Oken sprechen, gegen den ich gesprochen habe. —

Wie ich oben eine schülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gedachte, so will ich jetzt die Gefahr schmählichster Behandlung von ihm ablenken. Wer steht dafür, daß die Scenen sich erneuern, die durch Schlözer's Anzeigen die Welt erschreckten, aber leider über größerem Greuel vergessen sind? Waser'n wurde das Haupt abgeschlagen, Graf Münster mit Hetzpeitschen lederweich traktirt*) und das sollte sich nicht wiederholen? Wer will denn diesem Oken, der noch immer verdient in der Wissenschaft eine glänzende Rolle fort zu spielen, wer will ihm zu Hilfe kommen, wenn ihn junge Mecklenburger überraschend aufs Gräßlichste mißhandeln? und wie kann ein Staat solche Handlungen bestrafen, der sie hervorruft, indem er sich selbst in den Naturzustand erklärt und den Krieg Aller gegen Alle verfassungsmäßig macht?

Soeben wird mir ein ausführlicher, wohlgedachter Aufsatz mitgetheilt über künftige Censur-Einrichtung, welcher mich in der umständlich geäußerten Ueberzeugung noch mehr bestätigt. Denn es geht daraus hervor, daß der Preß-Anarchie sich ein Preß-Despotismus entgegensetze, ja ich möchte sagen, daß eine weise und kräftige Dictatur sich einem solchen Unwesen entgegenstellen müsse, um dasselbe so lange zurückzudrängen, bis eine gesetzliche Censur wieder hergestellt ist. Wie dieses zu thun sei, bedarf einer weitern Berathung.

Gegenwärtig aber bleibt mir nur übrig, Ew. Königliche Hoheit dringend um Verzeihung zu bitten wegen meiner vielleicht gar zu lebhaften Aeußerungen. Gewiß würde ich, wenn es die Zeit erlaubte, das Ganze nochmals durcharbeiten, und so könnte es vielleicht schicklicher und mäßiger verfaßt werden, aber es kommt hier nicht auf Stil und Schonung an. Mein einziger Wunsch ist, Ew. Königliche Hoheit und alle Wohldenkende zu überzeugen, nicht sowol von einem Uebel, das uns *bedrohet*, sondern von einem, das uns *befallen* hat.

Weimar, den 5. October 1816.

Ew. Königlichen Hoheit,
unterthänigst treu gehorsamster
J. W. v. Goethe.

Daß Goethe sich offen für die Unterdrückung der „Isis“ aussprach, darf bei seiner bekannten Abneigung gegen alles Gewaltsame und sich Ueberstürzende, wie insbesondere gegen die politischen Verhältnisse seiner Zeit nicht verwundern, auch abgesehen davon, daß ihm Oken's ganze Natur unsympathisch war und zwischen beiden Männern über die Priorität einer osteologischen Entdeckung Differenzen entstanden, aus denen nach Goethe's Tode sich ein heftiger wissenschaftlicher Streit entwickelte. Andererseits muß man aber zugestehen, daß Alles so kam, wie es Goethe hier vorausgesagt hatte, so daß sich die weimarische Regierung später doch genöthigt sah, in ähnlicher Weise, wie er es gerathen hatte, gegen Oken vorzugehen.

Der Großherzog konnte sich nicht dazu entschließen, nach Goethe's Rath die „Isis“ sofort zu unterdrücken. Dagegen scheint ihn Goethe's Gutachten bestimmt zu haben, auch von den drei Vorschlägen, welche die Landesdirection, wie aus dem Anfange jenes Gutachtens ersichtlich, ihm gemacht hatte, keinen anzunehmen oder höchstens mit dem letzten Vorschlage, dem Betreten des Rechtswegs, sich einverstanden zu erklären.

Während somit zunächst im Großherzogthume Weimar weder gegen die „Isis“ noch gegen die übrigen dort erscheinenden politischen Zeitschriften — Luden's „Nemesis“, Bertuch's „Oppositionsblatt“, Ludwig Wieland's „Volksfreund“ (später in „Patriot“ umgetauft), Bran's „Minerva“ — etwas geschah, und während auch der Großherzog von Baden, dem Beispiele des Großherzogs von Weimar folgend, einem ähnlichen Antrage die würdige Aeußerung entgegenstellte: „Ich führe nicht Krieg gegen Zeitschriften“, begann schon damals Oesterreich gegen die „Isis“ vorzugehen, um bald darauf im Vereine mit Preußen die freiheitliche Entwickelung überhaupt in Weimar wie in anderen deutschen Staaten zu untergraben.

Noch vor Ende 1816 wurde die „Isis“ plötzlich in Oesterreich verboten. Allerdings schadete in damaliger Zeit das Verbot einer Zeitschrift in einem einzelnen deutschen Staate und besonders in Oesterreich ihrer Verbreitung sehr wenig; es gab Mittel und Wege, sie trotzdem in das Land zu bringen, und das Interesse für ein Blatt wuchs natürlich nur durch dessen Verbot. Gefährlicher waren die weiteren Conflicte, in die Oken mit seiner Regierung gerieth. Ein Jahr nach dem Erscheinen des Aufsatzes über die Verfassung erfolgte die erste Maßregel der weimarischen Regierung gegen die „Isis“. Veranlassung dazu gab eine Schilderung

---

*) Düntzer theilt über die hier erwähnten beiden Fälle Näheres mit. Der Pfarrer Johann Heinrich Waser in Zürich wurde allerdings am 27. Mai 1780 hingerichtet und zwar wegen Unterschlagung einer Staatsurkunde, die sich bei der infolge eines von ihm an Schlözer gesandten Aufsatzes gegen ihn eingeleiteten Untersuchung bei ihm vorfand. Graf Münster aber, im Dienste des Kurfürsten von Köln stehend, wurde wegen eines Aufsatzes über Mißbräuche beim Rekrutenausheben von Officieren überfallen und mißhandelt.

des Wartburgfestes, an dem bekanntlich auch Oken theilgenommen hatte, mit Abbildungen der von den Studenten dort in übermüthiger Laune verbrannten Gegenstände, z. B. des deutschen Zopfes.

Nachdem am 27. November die betreffende Nummer der „Isis" mit Beschlag belegt und das „einstweilige Verbot" des fernern Erscheinens der Zeitschrift ausgesprochen worden war, eröffnete die Justizbehörde am 2. December die Untersuchung, hob aber am 15. December das Verbot selbst wieder auf. Sie erklärte sich nämlich auf Oken's Reclamation bereit, das Weitererscheinen der „Isis" zu gestatten, wenn er verspreche, darin nur rein Wissenschaftliches und namentlich nichts über Kotzebue's Proceß mit Luden (einen nicht hierher gehörenden Handel) zu bringen. Letzteres versprach Oken für die Dauer des Processes, während es wider seine Grundsätze sei, etwas für die Ewigkeit zu versprechen; die andere Bedingung lehnte er aber ab und schrieb am 10. April 1818 an Brockhaus: die „Isis" werde entweder den Titel „Osiris" annehmen oder auswärts gedruckt werden müssen, doch wolle er sich zu dem einen oder andern Auswege erst entscheiden, wenn es durchaus nothwendig werde. Der Name „Osiris" erschien auch wirklich an der Spitze des dritten Hefts des Jahrgangs 1818 statt des bisherigen Titels: „Isis oder Encyklopädische Zeitung" (und zwar ohne jeden weitern Zusatz), ebenso in der sogenannten Norm (der Bezeichnung der Druckbogen am Fuße der ersten Seite) auf den ersten fünf Bogen dieses Hefts; indeß ist am Kopfe des vierten Hefts und selbst schon in der Norm der übrigen sechs Bogen des dritten Hefts der Name „Isis" wieder hergestellt.

Inzwischen war am 24. Januar 1818 das Erkenntniß der großherzoglich sächsischen Landesregierung (Justizbehörde) zu Weimar erfolgt, durch welches Oken zu sechs Wochen Festungsarrest verurtheilt wurde, mit dem Zusatze, daß er „vor der Wiederholung solcher Vergehungen bei ungleich härterer Strafe zu verwarnen" und außerdem zu Bezahlung der Untersuchungskosten anzuhalten sei; der Drucker der Zeitschrift (Johann Georg Schreiber in Jena) sollte für diesesmal nur mit einem „nachdrücklichen Verweise" belegt, vor der Wiederholung aber ebenfalls bei harter Strafe verwarnt werden; von dem Verleger war, da er außerhalb des Bereichs der weimarischen Gerichtsbarkeit lebte, in dem Urtheile natürlich nicht die Rede. Die Oken schuldgegebenen Vergehen waren in vier Classen eingetheilt, indem sie 1) als Vergehen gegen die höchste Regentenwürde des Landesfürsten, 2) gegen die Amtswürde der obern Landesbehörden und den Akademischen Senat zu Jena, 3) als öffentliche Verunglimpfung deutscher Regenten und Regierungen, endlich 4) als Beschimpfung auswärtiger Amtsbehörden bezeichnet wurden. In den „Gründen" des Urtheils wurde dies einzeln nachgewiesen; den Hauptgegenstand der Anklage bildeten die beiden Aufsätze über die weimarische Verfassung und über das Wartburgfest, von denen der letztere zur Vernichtung verurtheilt wurde. Oken appellirte durch seinen Vertheidiger, Hofadvocat Hase in Weimar, gegen dieses Urtheil. Und am 30. Juli desselben Jahres erkannte denn auch das Oberappellationsgericht zu Jena, daß Oken von der Beschuldigung der genannten Staatsverbrechen freizusprechen und in Bezug auf die ihm schuldgegebenen Privatverbrechen das erkennende Gericht nicht competent, also die gegen ihn ausgesprochene Strafe für nicht erkannt zu achten sei.

War somit auch diese zweite Gefahr an Oken vorübergegangen, ohne ihn zu schädigen oder in seinem Auftreten zu beeinflussen, so sollte ihn ein Jahr darauf eine neue Maßregel der Regierung empfindlicher treffen.

Am 11. Mai 1819 erging nämlich ein Rescript des Großherzogs Karl August an die Universität Jena, worin dem Akademischen Senate aufgegeben wurde: „dem Hofrath und Professor Dr. Oken die Alternative zu stellen, entweder die Herausgabe der „Isis" und jedes andern ähnlichen Blattes, es erscheine nun unter diesem oder jenem Titel, sofort und gänzlich aufzugeben, oder seine Stelle als Professor augenblicklich niederzulegen"; ein Rescript des Herzogs August von Sachsen-Gotha und Altenburg an die großherzoglich und herzoglich sächsische Gesammtuniversität vom 10. Mai enthielt die gleiche Weisung.

Die Universität Jena nahm sich ihres Mitgliedes mit Nachdruck und Unerschrockenheit an. Zunächst bat sie in einem Antwortschreiben vom 13. Mai, die Vollziehung der Publication des Rescripts zur Zeit noch auszusetzen und den Rechtsweg gegen Oken zu beschreiten, indem sie ausführte, daß jeder der beiden an Oken als Alternative gestellten Forderungen die gesetzliche Berechtigung fehle. Ein neues Rescript der weimarischen Regierung vom 18. Mai, wieder von einem ähnlichen der gothaischen Regierung vom 24. Mai gefolgt, hielt indeß die Weisung des ersten Rescripts aufrecht, indem es in sehr ungnädiger Weise bedauerte, daß die Universität als Gesammtheit an der Sache des Hofraths Oken Theil genommen habe und „die gute Absicht zu verkennen geschienen, mit der man diese Angelegenheit zum wahren Besten der Universität auf dem ergriffenen Wege mit dem mindesten öffentlichen Aufsehen und in der Kürze zu beseitigen gesucht habe".

Dem Akademischen Senate der Universität blieb hierauf allerdings nichts übrig, als Oken nunmehr das erste Rescript zu publiciren. Er meldete den beiden Regierungen in einem Schreiben vom 29. Mai die erfolgte Publication, fügte aber mit anerkennenswerthem Muthe hinzu, die Universität könne sich trotzdem von der Ueberzeugung, die sie in ihrer ersten Antwort ausgesprochen, nicht trennen und sprach nochmals in warmen Worten für Oken. Zugleich schloß der Senat seinem Schreiben folgende „Erklärung" Oken's über die ihm gestellte Alternative bei, zu deren Abgabe dieser sich eine dreitägige Frist erbeten hatte und deren Lakonismus dieser Frist gegenüber doppelt auffallend ist:

„Auf das mir gemachte Ansinnen habe ich keine Antwort. Vielleicht ist man indessen auch auf andere Ansichten gekommen, daß eine Antwort unnöthig ist.

Jena, den 26. Mai 1819. Oken."

Der weimarischen Regierung war nicht zu verdenken, daß sie in einem neuen Rescripte an die Universität vom 1. Juni den „Uebermuth" und die „Rücksichtslosigkeit" rügte, „mit welcher sich der Hofrath Oken auf Unser Rescript vom 11. Mai erklärt und die von Uns geschehene so wohlgemeinte Würdigung seiner wahren Verdienste zurückgewiesen hat". Sie fand darin noch einen „besonderen Rechtfertigungsgrund" ihres Vorgehens gegen Oken und verfügte jetzt die Amtsentlassung desselben.

Der Akademische Senat ließ sich dadurch indessen nicht abhalten, Oken in einem officiellen Schreiben vom 19. Juni seine Hochachtung und sein aufrichtiges Bedauern über den Verlust, den die Universität dadurch erleide, auszusprechen, wofür dieser am 24. Juni in warmen Worten dankte.

Oken's Absetzung erregte in ganz Deutschland das peinlichste Aufsehen, zumal sie noch vor den Karlsbader Conferenzen (vom 6. August bis 1. September desselben Jahres) erfolgte. Die Studirenden der Universität Jena blieben hinter ihren Professoren nicht zurück und bereiteten Oken eine Ovation, der auch Brockhaus beiwohnte. Aus allen Theilen Deutschlands und selbst vom Auslande her erhielt Oken zahlreiche Beweise der Theilnahme.

Die weimarische Regierung, jedenfalls wieder von auswärts gedrängt, ließ es aber bei der Dienstentlassung Oken's nicht bewenden, sondern suchte ihren eigentlichen Zweck, die Unterdrückung der „Isis", auf anderem Wege zu erreichen. Schon am 26. Juni erging eine Verfügung der Landesdirection zu Weimar an die Polizeicommission zu Jena, worin die provisorische Unterdrückung der „Isis" anbefohlen

und sämmtlichen Buchdruckereibesitzern Jenas der Weiterdruck dieser Zeitschrift bei Verlust ihrer Privilegien untersagt wurde. Die Regierung schlug jetzt also genau den Weg ein, welchen fast drei Jahre vorher Goethe angerathen hatte; ob er auch diesmal darüber befragt worden war, ist uns nicht bekannt.

Oken, durch seinen in derartigen Angelegenheiten leider schon sehr bewanderten Verleger Brockhaus mit Rath und That kräftig unterstützt, ließ sich dadurch nicht weiter stören. Der Druck der „Isis" wurde, nachdem die nächsten Nummern wahrscheinlich in Leipzig hergestellt worden waren, nach dem nur wenige Stunden von Jena entfernten Rudolstadt verlegt und hier von dem Buchdruckereibesitzer Dr. Fröbel (der schon früher für Brockhaus gedruckt hatte) unbehelligt fortgesetzt.

Ab und zu hatte Oken auch ferner Processe mit den weimarischen Justizbehörden wegen einzelner Aufsätze seiner Zeitschrift zu bestehen, so wegen einer Kritik von Krug's Würdigung der Denkschrift des Herrn von Stourdza „über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland" (1819 im „Hermes" erschienen und auch in deutscher und französischer Separatausgabe von Brockhaus verlegt).

Im Jahre 1822 reclamirte dann die österreichische Regierung wegen zweier Aufsätze, die Ende 1821 in der „Isis" erschienen seien und von denen der eine die deutsche Jugend auffordere, nach Griechenland zu ziehen, während der andere eine laute Billigung der spanischen Revolution enthalte und den Sturz des Hauses Bourbon als sehr wünschenswerth darstelle. Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit und anderer späterer Processe Oken's hat indeß kein näheres Interesse für uns. Oken blieb auch nach seiner Entlassung von der Professur zunächst in Jena und widmete sich ungestört der Herausgabe der „Isis" wie seiner wissenschaftlichen Werke. Doch entschloß er sich, vom Jahrgange 1824 an alle Politik von seiner Zeitschrift fernzuhalten.

Auch wer für Oken entschieden Partei nimmt, wird ihn nach den vorstehend gegebenen Details von erheblicher eigenen Verschuldung an seinem Schicksal nicht freisprechen können.

Nächst Oken's „Isis" war es von den journalistischen Unternehmungen Brockhaus' das „Literarische Conversations-Blatt", das ihn in preßpolizeiliche Conflicte brachte. Das „Literarische Wochenblatt", wie der ursprüngliche Titel lautete, war von August von Kotzebue begründet worden und wurde von diesem sehr geschickt redigirt; wegen des frischen Tones, den Kotzebue anschlug, und durch seinen pikanten Inhalt fand es gegenüber den schwerfälligeren Literaturzeitungen rasch Beifall und Verbreitung. Nach Kotzebue's 1819 erfolgter Ermordung durch den Studenten Ludwig Sand übernahm einer der Verleger, Wilhelm Hoffmann in Weimar, selbst die Redaction des Blattes, während der bekannte Dichter Adolf Müllner als Hauptmitarbeiter fungirte. Mit letzterem lag Brockhaus in scharfer Fehde, und die Art und Weise, wie hierbei Müllner sich des „Literarischen Wochenblatts" gegen Brockhaus bediente, ist für diesen zunächst wol Anlaß gewesen, das Blatt in seine Hände zu bringen. Die Verleger gingen auf Brockhaus' Kaufofferte ein und das Blatt ging so 1820 in dessen Besitz über. Nach der — eher zu günstigen — Angabe der Verleger setzte es damals 300 Exemplare ab; in Oesterreich war es verboten. Unter den Mitarbeitern fanden sich Namen von gutem Klang: Ludwig Börne, H. Clauren (Hofrath Heun in Berlin), der bekannte Memoirenschreiber Ritter von Lang in Ansbach, der Dichter Adolf Müllner, Regierungsrath Peucer in Weimar ꝛc. Brockhaus behielt hiervon nur drei bei: Börne, Ritter von Lang und Peucer; in den Mitarbeitern an seinen übrigen Journalen und Verlagsunternehmungen besaß er bereits die geeigneten Kräfte auch für das „Literarische Wochenblatt". Zwischen Börne und Brockhaus entspann sich aus diesem Anlaß ein Briefwechsel, der fast dazu geführt hätte, daß Börne die Redaction übernahm. Die Bedingungen, welche Brockhaus bot, waren, wenn man die damaligen Preisverhältnisse des Lebens und die für derartige Arbeiten üblichen Honorarsätze ins Auge faßt, nicht ungünstig: ein Jahreseinkommen von 2000 fl., wofür Börne wöchentlich einen Bogen Manuscript liefern sollte, während ihm, was darüber war, extra vergütet werden sollte und bei einer Auflage von mehr als 1000 Exemplaren eine Erhöhung des Gehaltes von 100 fl. auf jedes überschießende Hundert, außerdem freie Reise. Börne's Antwort auf diesen Brief ist dem Verfasser nicht bekannt geworden. Sie kann aber nur ablehnend gelautet haben, denn Börner übernahm die Redaction nicht und lieferte auch keine weiteren Beiträge zu dem Blatte. Der Grund davon lag wol darin, daß er sich entschloß, die von ihm 1818 begründete Zeitschrift: „Die Wage" fortzusetzen, deren zweiter (und letzter) Band 1821 erschien.

Brockhaus machte keinen weiteren Versuch zur Gewinnung eines Redacteurs, sondern behielt die Leitung der Zeitschrift von Anfang an bis zu seinem Tode allein in den Händen, das eigentliche Redactionsgeschäft seinen literarischen Gehilfen überlassend. Die hauptsächlichsten Mitarbeiter von Ruf in dieser Zeit waren: Hofrath Böttger, Geheimer Legationsrath Braun, Wilhelmine von Chézy, Bibliothekar Ebert, Professor Karl Förster, Professor Hasse, Graf Löben (Isidor) und Baron v. d. Malburg, sämmtlich in Dresden, Dr. Friedrich Förster und Varnhagen von Ense in Berlin, Dr. Moritz Kind, Professor Pölitz, Professor Puchelt, Professor Wendt in Leipzig, Therese Huber in Stuttgart, Staatsrath von Jacob und Therese von Jacob in Halle, Ritter von Lang in Ansbach, Wilhelm Müller in Dessau, Geheimer Kirchenrath Paulus in Heidelberg, Professor Gustav Schwab in Stuttgart.

Brockhaus hatte die Genugthuung, sein Streben anerkannt zu sehen, der Zeitschrift zahlreiche neue Freunde zu gewinnen und sie zu einem beliebten und angesehenen Organ zu machen. Eine derartige Anerkennung wurde ihm unter Anderen von dem berühmten Staatsrechtslehrer und Geschichtschreiber Karl von Rotteck. Freilich fehlte nicht viel daran, daß ein unglücklicher Zufall, kurz nachdem er die Zeitschrift übernommen, alle Hoffnungen, die er auf dieselbe gesetzt, wieder vernichtet hätte. Die von Brockhaus als Probe versendeten ersten sechs Nummern wurden nämlich schon wenige Tage nach ihrer Ausgabe in Berlin confiscirt.

Und was war die Ursache dieser strengen Maßregel? Ein in Nr. 4 enthaltener kurzer (nur zwei Spalten füllender) Auszug aus dem damals eben erschienenen letzten Bande der „Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte", in welchem einige Stellen aus einem diplomatischen französischen Berichte über den König und die Königin von Preußen mitgetheilt waren. Es hieß darin, der König sei schwach und habe geäußert, daß er eigentlich den Wunsch hege, sich mit Napoleon zu verbünden, aber auf Rußland Rücksicht nehmen müsse; die Königin habe dasselbe „unter Thränen und auf Schauspielerart (en comédienne)" wiederholt. Die Redaction hatte am Schlusse hinzugefügt, daß dieser gesandtschaftliche Bericht, über dessen Echtheit sie nicht aburtheilen wolle, ganz geeignet sei, in Deutschland großes Aufsehen zu machen.

Brockhaus begriff, daß er Alles versuchen müsse, um die Wiederaufhebung der provisorischen Beschlagnahme zu bewirken, und hielt es für das Beste, sich direct an die erste Stelle zu wenden: an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg.

Unerwartet einer Antwort Hardenberg's ließ Brockhaus Nr. 4 seiner Zeitschrift mit Weglassung der bedenklichen Stellen umdrucken und sandte Exemplare davon an Hardenberg und an den Minister von Schuckmann, an Letztern durch Vermittelung des Regierungsraths Friedrich von Raumer*),

*) Des späteren Geschichtschreibers der Hohenstaufen.

mit dem er kurz vorher in literarische Verbindung getreten war. Damit schien wirklich die Gefahr abgewendet, denn Raumer, der selbst Mitglied des Obercensurcollegiums war, meldete ihm am 26. Juli: er habe den Brief an den Minister von Schuckmann, „einen, wie es seine Stellung erfordert, ernsten, aber verständigen und billigen Mann", befördert und seine besten Worte hinzugefügt; so eben erhalte er auch von demselben die Antwort, daß er gegen Austausch der Nr. 4 dem Blatte wieder freien Lauf gegeben habe. Aber am 2. August schrieb Raumer: Fürst Hardenberg habe Bedenken getragen, die nach dem Votum des Censurcollegiums erlassene Verfügung Schuckmann's zu bestätigen. Und in der That erfolgte kurz darauf statt der Wiederaufhebung der Confiscation vielmehr das vollständige Verbot der Zeitschrift für ganz Preußen!

So unangenehm dieser Conflict für Brockhaus sein mußte, indem dadurch der von ihm übernommenen Zeitschrift ein Hauptgebiet ihres Absatzes für längere Zeit, wenn nicht für immer, verschlossen wurde, ließ er doch den Muth nicht sinken, zumal ihm Raumer mittheilte, daß der Minister von Schuckmann und das Censurcollegium seinen Wünschen günstig gesinnt seien, daß indessen ein, er wisse kaum welches, Hinderniß eingetreten sei, und dann hinzufügte: „Ich hoffe noch immer, daß Sie, wenn Sie die Geduld nicht verlieren, obsiegen werden."

Inzwischen hatte Brockhaus eine Vorstellung an den Staatskanzler ausgearbeitet und überschickte sie demselben am 20. August, nachdem sie von seinem Freunde Hasse durchgesehen und abgeändert worden war. In einem Begleitschreiben sagte er: die betreffende Verfügung habe ebenso sehr seine literarische, buchhändlerische und bürgerliche Ehre als seine directen Interessen verletzt, und er spreche sich darüber in dem beifolgenden Mémoire aus.

Hardenberg erhielt dieses Mémoire in Pyrmont. Mit Bezug hierauf schrieb Hasse scherzhaft an Brockhaus: wenn er dem Staatskanzler die Cur verderbe, so werde er das bei der Nachwelt verantworten müssen. Geheimrath Schöll, damals Fürst Hardenberg's rechte Hand, war mit in Pyrmont und Raumer meldete eben jetzt an Brockhaus, daß man in Berlin das Verbot der Zeitschrift diesem seinem „Quasi-Collegen" (Schöll war eine Zeit lang auch Buchhändler gewesen, zuerst in Basel und dann in Paris) zuschreibe. Brockhaus bat trotzdem gleichzeitig auch Schöll um seine Vermittelung. Gleichzeitig hatte ihm Geheimrath Streckfuß in Berlin (der bekannte Uebersetzer) durch einen Freund sagen lassen: die Zeitschrift habe sich bereits solche Freunde erworben, daß eben deshalb ein neuer Bericht über dieselbe an den Staatskanzler nach Pyrmont gegangen sei; er solle nur ruhig sein, das Ganze werde eher zu seinem Vortheil als zu seinem Schaden ausfallen.

Aber freilich blieb jede Antwort von Hardenberg aus, auch nachdem dieser nach Berlin zurückgekehrt war. Brockhaus richtete deshalb am 27. September eine neue Eingabe an ihn.

Auch an Schöll hatte Brockhaus nochmals geschrieben. Von ihm bekam er jetzt wenigstens eine Antwort, die aber nichts weniger als günstig lautete. Schöll war sehr aufgebracht darüber, daß man ihn als Referenten in der Angelegenheit verrathen habe (was Brockhaus übrigens in seinen Briefen an ihn und an Hardenberg gar nicht erwähnt oder auch nur angedeutet hatte), gestand aber seine Mitwirkung mit großer Offenheit zu und verhehlte ebenso wenig, daß Brockhaus von ihm keine Unterstützung zu erwarten habe.

Ueber Schöll's Standpunkt und dessen Stellung zu Hardenberg äußerte Benzenberg in dieser Zeit gegen Brockhaus:

„Was Schöll jetzt Credit giebt, das weiß man nicht. Wahrscheinlich, daß er sich ganz Ultra gemacht hat, und daß er nun einer der eifrigsten ist. Mit mir hat er neulich gar nicht geredet, obgleich ich bei Tisch neben ihm saß. Wahrscheinlich um seine Reputation rein zu erhalten. Er soll in Thränen zerfließen, wenn er über die Verderbtheit der Zeit und über die Demagogen redet, so den Fürsten nach der Krone greifen wollen. Der Staatskanzler scheint ihn als lebendiges Beweisstück bei sich zu führen, daß es ihm mit dem Obscurantismus Ernst sei, den er zu Zeiten zu affichiren scheint."

„Und diese Menschen stehen an der Spitze des Staats in dieser Zeit!" — schrieb Brockhaus bald darauf an Hasse. Zugleich theilte er ihm mit, wie er durch Raumer erfahren habe, daß selbst der Minister von Schuckmann über jenen Beweis des Schöll'schen Einflusses äußerst aufgebracht sei; um die Sache endlich zu einer Entscheidung zu bringen, wolle er jetzt selbst nach Berlin reisen.

Anfang November führte er seine Absicht aus. Fürst Hardenberg war kurz vorher, von Schöll begleitet, auf den Congreß nach Troppau (20. October bis 20. December 1820) gegangen. Brockhaus wählte diesen Moment absichtlich zu seiner Reise, denn eben hatte er eine von Benzenberg verfaßte Darstellung der Staatsverwaltung Hardenberg's in den „Zeitgenossen" und als besondere Schrift veröffentlicht, die, obwol wohlwollend gehalten, doch Hardenberg unangenehm gewesen war, und so mußte er fürchten, seine Angelegenheit von diesem und Schöll noch ebenso ungünstig, wenn nicht ungünstiger aufgefaßt zu sehen als bisher.

Wirklich erreichte er diesmal seinen Zweck vollständig. Zwar wurde weder das Verbot seiner Zeitschrift zurückgenommen, noch erfolgte die Zurückgabe der ein halbes Jahr vorher mit Beschlag belegten Nummern; mit beiden Maßregeln hätte die preußische Regierung sich selbst und insbesondere den Staatskanzler zu sehr blosgestellt. Allein man versprach ihm, daß seine Zeitschrift, wenn er ihren Titel ändere, in Preußen nicht sofort wieder verboten werden sollte. So blieb das „Literarische Wochenblatt" verboten, aber das an dessen Stelle getretene „Literarische Conversations-Blatt" durfte frei circuliren. Letztern Titel hatte Brockhaus seiner Zeitschrift ursprünglich geben wollen; jetzt wählte er ihn als geeignetste Handhabe zur endlichen Beilegung des Conflicts mit der preußischen Regierung. Wie nachsichtig man zu damaliger Zeit in solchen Dingen war, zeigt, daß einige Wochen hindurch (im November) nur die für Preußen bestimmten Exemplare der Zeitschrift den neuen Titel hatten, während die übrigen Exemplare den alten fortführten; erst vom December an erhielten alle Exemplare den neuen Titel.

Dieses günstige Resultat hatte Brockhaus durch mündliche Verhandlungen mit dem Minister von Schuckmann und dem Geheimen Oberregierungsrath von Kamptz erzielt. Bei Letzterm (dessen Name durch seine Mitwirkung bei den berüchtigten Untersuchungen wegen der sogenannten demagogischen Umtriebe bekannter geworden ist, als durch seine unleugbaren Verdienste um die preußische Gesetzgebung)*) war er gleich am ersten Tage seines Berliner Aufenthalts vier Stunden lang gewesen. „Gebe der Himmel," schrieb er Tags darauf nach Hause, „daß er morgen früh, wo eine neue Conferenz ist, noch ebenso gut gestimmt sei, als ich ihn gestern montirt hatte!" Und dies scheint der Fall gewesen zu sein, denn am 9 November meldete er nach Leipzig:

„Gestern hat sich Alles geordnet. Schuckmann, dem ich Tags vorher geschrieben hatte, ließ mir sagen, er erwarte mich um 12 Uhr. Ich fand eine sehr gute Aufnahme, blieb fast dritthalb Stunden bei ihm, und ob er gleich auch in der Form des „Conversations-Blattes" eine Aenderung gewünscht hatte und der Titel ihm auch nicht ganz anstand, da er zu sehr ans „Wochenblatt" erinnere, so nahm er es doch auf sich, ohnerachtet der Abwesenheit des Staatskanzlers

*) Kamptz wurde in späteren Jahren Minister für das (damals bestehende und meist von den scharfsinnigsten Köpfen, beispielsweise Savigny, geleitete) Gesetzgebungsdepartement.

die freie Circulation des „Conservations-Blattes“ zu erlauben und zu garantiren, wenn nicht durch einen ausdrücklichen Befehl vom Staatskanzler, der aber nicht zu befürchten sei, ein neues Verbot stattfinde. Diese Sache war bald festgesetzt und er unterhielt sich den übrigen Theil der Zeit mit mir über vielerlei andere Gegenstände und entließ mich äußerst gnädig, was bei einem Manne von so heftigem Charakter für etwas Besonderes zu nehmen war und ich nicht erwarten konnte.“

In der That wurde Brockhaus wegen der Haltung seiner Zeitschrift von Berlin aus nicht weiter behelligt, und ebenso wenig erfolgte der von Schuckmann vorbehaltene Einspruch des Staatskanzlers gegen die ganze Abmachung. Der Conflict mit der preußischen Regierung war also nach einer halbjährigen Dauer ganz beigelegt und hatte der Zeitschrift schließlich mehr Nutzen als Schaden gebracht. Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf sie gelenkt worden und hatte ihr schon während des Verbots so viel neue Abnehmer außerhalb Preußens zugeführt, daß dadurch der Ausfall der preußischen gedeckt worden war; jetzt trat der große Absatzkreis in Preußen hinzu, wo die Angelegenheit begreifliches Aufsehen erregt hatte, und das Unternehmen war nunmehr geschäftlich vollständig gesichert.

Auch später erfolgte während Brockhaus' Lebenszeit kein neues Verbot der Zeitschrift in Preußen, wogegen ein solches Ende 1821 in Oesterreich stattfand, ohne indeß den dortigen Absatz zu beeinträchtigen. Trotzdem wurde der Vertrieb der Zeitschrift in Preußen durch den bald nach Beilegung dieser Angelegenheit im Mai 1821 eintretenden weit gefährlichern Conflict, in den Brockhaus mit der preußischen Regierung und speciell mit Fürst Hardenberg gerieth, sehr erschwert und gehemmt, indem die in Preußen angeordnete „Recensur“ seines gesammten neuen Verlags für den Debit einer Zeitschrift natürlich besonders störende Belästigungen schuf. Infolge der von Brockhaus deshalb gemachten Vorstellungen wurde diese Maßregel am 8. October 1821 ausnahmsweise für das „Literarische Conversations-Blatt“ aufgehoben, aber am 17. Juli 1823 wieder eingeführt. Und als bald nach Brockhaus' Tode die Recensur des gesammten Verlags der Firma wieder aufgehoben wurde, ließ man sie speciell für das „Literarische Conversations-Blatt“ noch fortbestehen; erst am 2. Mai 1825 hörte die Recensur der Zeitschrift in Preußen auf.

Noch vor Ende dieses Jahres, am 27. December 1825, wurde die Zeitschrift in Preußen abermals verboten. Die Veranlassung dazu sei ihrer Seltsamkeit wegen kurz erwähnt, obwol dieser Conflict erst nach Brockhaus' Tode eintrat und deshalb hier nicht weiter zu verfolgen ist.

Das „Literarische Conversations-Blatt“ hatte am 15. December 1825 einem preußischen Kalender die Notiz entnommen, daß Großfürst Nikolaus der designirte Thronfolger des Kaisers Alexander von Rußland sei, während Großfürst Konstantin als der ältere Sohn allgemein dafür galt. Durch ein seltsames Spiel des Zufalls war, noch bevor diese Notiz gedruckt wurde, Kaiser Alexander unerwartet am 1. December gestorben, Großfürst Konstantin hatte nach dem Willen seines Vaters auf die Thronfolge verzichtet und Großfürst Nikolaus war wirklich zum Kaiser ausgerufen worden. Man vergegenwärtige sich das Aufsehen, das unter diesen Umständen in einer Zeit, in der es noch keine Telegraphen gab, jene harmlose Notiz des „Literarischen Conversations-Blattes“ machen mußte und die Verlegenheit, in welche dadurch die preußische Regierung gerieth. Letztere wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Notiz für „eine geflissentliche Falschheit, wie sich dieses Blatt deren schon öfter schuldig gemacht“, erklärte und den Debit desselben in Preußen verbot. Die betreffende Verordnung war von demselben Minister von Schuckmann mit unterzeichnet, der fünf Jahre vorher so wesentlich zu der Wiederaufhebung des früheren Verbots beigetragen hatte. In dieser Verordnung kam noch der spaßhafte Fehler vor, daß die verbotene Zeitschrift zuerst richtig „Literarisches Conversations-Blatt“, das zweite Mal aber mit ihrem früheren, längst verschwundenen Titel „Literarisches Wochenblatt“ genannt wurde.

Der neue Conflict endete übrigens ganz ähnlich wie der frühere: das Gesuch um Zurücknahme des Verbots wurde zwar abgeschlagen, aber die Wiederzulassung der Zeitschrift unter dem veränderten Titel „Blätter für literarische Unterhaltung“ gestattet. Diesen Titel hat sie dann vom 1. Juli 1826 an bis zum heutigen Tage unbehelligt beibehalten können. Die zweimalige Veränderung ihres Titel ist eben nur durch Maßnahmen der preußischen Regierung veranlaßt worden.

— **Jahrbuch für die amtliche Statistik des preußischen Staates. Herausgegeben vom Königl. Statistischen Bureau. IV. Jahrgang. (2. Hälfte.) Berlin, 1876, Verlag des Kgl. Statistischen Bureaus (Dr. Engel).** Umfangreicher als seine Vorgänger tritt uns dieser vierte Jahrgang, dessen erste Hälfte bereits im März d. J. zur Ausgabe gelangt ist, entgegen, denn zum ersten Male verbreitet sich das Jahrbuch über alle Zweige der amtlichen Statistik, über das ganze Gebiet des preußischen Volks- und Staatslebens, soweit es durch die Zahl zur Anschauung und Darstellung gebracht werden kann. Seinen Ausgang nimmt das Jahrbuch von den Machtgrundlagen des Staates; als diese schildert sein erster Theil das Staatsgebiet in seiner geographischen Lage, seiner klimatischen Beschaffenheit und administrativen Eintheilung, sowie die Bevölkerung nach Stand und Bewegung. Die Volkswirthschaft und die Pflege derselben bilden den Gegenstand des zweiten Theiles, der mit einer Schilderung der wirthschaftenden Einzel- und Collectivpersonen beginnt und in welchem namentlich über die Actiengesellschaften eingehende Mittheilungen gemacht werden. Hierauf folgt die Statistik des Grundeigenthums und der Urproduction, der Landwirthschaft, Viehzucht, Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei. Nachrichten über den Bergbau, die Salinen und das Hüttenwesen bilden den Uebergang zur Statistik der Industrie im engeren Sinne, deren eingehende Behandlung die Darstellung der gütererzeugenden Thätigkeit beschließt. Der Umlauf der gewonnenen Producte und ihre Zuführung zum Verbrauch ist der obere Gesichtspunkt, unter den sich die nächsten Abschnitte des zweiten Theiles zusammenfassen lassen. Die öffentlichen Bauten, Chausseen, Eisenbahnen und Wasserstraßen, als die Bahnen des Verkehrs, bilden hier den ersten und zunächstliegenden Gegenstand der Schilderung, die sich dann zum Nachrichtenverkehr (Post und Telegraphie) und zur Güterbewegung auf den Eisenbahnen, zur See und auf den Binnengewässern, sowie zum Waarenhandel und dessen Hilfsmitteln wendet. Hieran schließt sich die Statistik des Geld- und Creditwesens, in deren Rahmen — außer der Darstellung der Münzordnung und Geldprägung, der Banken und der Grundcredit-Institute — auch Nachrichten über die Dividenden, Renten und Course der preußischen, an der Berliner Börse gehandelten Werthpapiere und über die Coursdifferenzen Platz finden, welche ein Vergleich der Berliner Notirungen Ende 1872 und 1875 zeigt. Nachdem noch der Handelskammern und gewerblichen Vereinigungen in einem Abschnitte gedacht worden ist, werden die einzelnen Zweige des Versicherungswesens dargestellt, an deren Schilderung sich die Mittheilungen über die Anstalten wirthschaftlicher Fürsorge und socialer Selbsthilfe anschließen. Mit ihrer Darstellung, die sich über die Sparcassen, die Vorschuß- und Creditvereine, die gewerblichen Hilfscassen für Arbeitnehmer, die bei den preußischen Eisenbahnen vorhandenen Pensions-, Unterstützungs- u. s. w. Fonds und endlich

über die Knappschaftsvereine verbreitet, schließt der zweite Theil des Jahrbuchs. Die Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen darzustellen, hat sich das Jahrbuch in seinem dritten Theile zur Aufgabe gestellt. Ihre Lösung beginnt es mit einer Schilderung des Unterrichtswesens und der Unterrichtspflege, der Elementarschulen, mittleren und höheren Unterrichtsanstalten, Universitäten und Akademien, Fachschulen und sonstigen Bildungsanstalten. An die Statistik des Unterrichts fügt das Jahrbuch Nachrichten über Kirche und Gottesdienst, die Gesundheitspflege und die Pflege von Kunst und Wissenschaft. Dann bilden die nächsten Gegenstände der Schilderung die Justizverwaltung, die sehr eingehend behandelte Finanzverwaltung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates, sowie das Kriegsheer und die Kriegsflotte. Nachdem noch ein Abschnitt den gesetzgebenden Factoren, dem deutschen Reichstage und dem preußischen Landtage gewidmet worden ist, schließt die Darstellung der Staatsverwaltung mit einer Uebersicht über die Finanzen der Kreise und Provinzialverbände ab. Von besonderem Interesse sind die Ziffernangaben über die Aufwendungen für die einzelnen Dienstzweige der Staatsverwaltung; nur hätten wir hier noch eine Vervollständigung durch Angabe der Gehaltsbezüge der verschiedenen Amtsstellen im Einzelnen gewünscht, wie sie englische statistische Staatsschriften mit großer Genauigkeit enthalten. Man kann nur wünschen, daß auch die übrigen deutschen Staaten ähnliche Unternehmungen ins Leben rufen, wie das Jahrbuch für die amtliche Statistik des preußischen Staates, so daß sich Vergleichungen zwischen den verschiedenen deutschen Staaten anstellen lassen, welche in der That eine Fülle der interessantesten Einzelheiten darbieten müßte. Wir hören zu unserer Freude, daß das preußische statistische Bureau beabsichtigt, von jetzt an alle zwei Jahre ein ähnlich umfangreiches Jahrbuch zu veröffentlichen.

— Zehn Jahre Preußisch-deutscher Eisenbahnpolitik. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. — Unter dem ziemlich harmlos klingenden Titel führt sich eine Tendenzschrift ein, welche für das Reichseisenbahnproject mit mehr Eifer als Geschick ins Zeug geht. Der Verfasser giebt eine Darlegung des Ganges der preußischen Eisenbahnpolitik in den letzten zehn Jahren, wobei freilich über deren schwache Seiten, namentlich über die oft hervorgehobenen inneren Widersprüche, in denen sich dieselbe bewegt hat, mit schonender Hand hinweggegangen wird. Thatsächliche Unrichtigkeiten, wo sie dem Zwecke des Verfassers dienlich sind, laufen gelegentlich unter — die große Masse, auf welche die Schrift berechnet ist, ist ja nicht leicht in der Lage, das Falsche richtig zu stellen. So legt die Schrift dem Minister v. d. Heydt die Aeußerung in den Mund: er werde in Zukunft die Eisenbahnconcessionen nicht mehr auf Zeit ertheilen, während es bekanntermaßen in Preußen niemals auf Zeit laufende Eisenbahnconcessionen gegeben hat. Eine geradezu der Wahrheit ins Gesicht schlagende Dreistigkeit ist es, wenn der Verf. behauptet: die von der Börse nicht abhängige Kritik habe den Maybach'schen Eisenbahngesetzentwurf mit warmem Zuruf begrüßt. Sind volkswirthschaftliche und technische Capacitäten, wie Böhmert und Frhr. v. Weber, welche die schwachen Seiten dieses gesetzgeberischen Elaborats mit scharfer Sonde dargelegt haben, von der Börse abhängige Leute? Es dünkt uns, eine an sich bedenkliche Sache dürfte selten eine weniger geschickte Vertheidigung gefunden haben, als dies im vorliegenden Falle geschehen ist.

— Karl Barthel's Geschichte der deutschen Nationalliteratur der Neueren Zeit erscheint in neunter Auflage (Gütersloh, bei Bertelsmann). Eine Schrift, die bereits eine solche Anerkennung und ausgedehnte Verbreitung gefunden hat, scheint freilich keiner weiteren Hinweisung zu bedürfen. Indeß zweierlei ist es, was uns dazu veranlaßt. Zuerst ist die neue Ausgabe eine bedeutend vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte. Die erste vorliegende Lieferung behandelt die romantische Schule, wo die romantischen Staatsmänner einen besonderen neuen Abschnitt bilden. Zweitens zeichnet sich die Literaturgeschichte Barthel's durch ihre Gesinnung und Auffassung aus, was um so wichtiger ist, als gerade auf diesem literarischen Gebiete aus Unkunde und Mangel an Gesinnung viel Mittelmäßiges und Schädliches zu Tage gefördert wird. F. M.

— Die von F. W. Hackländer herausgegebene Allgemeine Illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer" (Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart) hat jüngst ihren neunzehnten Jahrgang begonnen. Als eine der besten, gediegensten und reichhaltigsten deutschen Unterhaltungszeitschriften in weitesten Kreisen längst anerkannt, bedarf es für unsere Leser kaum noch eines Wortes der Empfehlung, um derselben, welche so recht zu genußreicher, gehaltvoller Unterhaltung für das deutsche Familienhaus angethan ist, hier Eingang zu verschaffen. Aus den letzterschienenen Nummern sei noch besonders einer Reihe von Artikeln Erwähnung gethan, welche unter der Ueberschrift: „Militairischer Unverstand" Vielerlei enthalten, was der Gegenwart nicht genug zur Beherzigung empfohlen werden kann. Unter dem Namen des Verfassers W. von Dünheim birgt sich zweifellos das Pseudonym eines der namhaftesten Militairschriftsteller der Gegenwart, was den Werth des von ihm Gesagten nur steigern kann, da es ein competenter Fachmann im eminentesten Sinne ist, der hier spricht. Aus der Seele geschrieben sind uns die nachfolgenden Sätze gegen den Chauvinismus gewisser deutscher Patrioten, welche freilich noch vor ein oder zwei Jahren nicht hätten gesprochen werden dürfen, ohne dem Sprecher das Anathem der „Reichsfeindlichkeit" auf den Hals zu laden. Daselbst heißt es nämlich: „Wenn wir vor Unterschätzung der Gegner und davor warnen, aus den Siegen der Vergangenheit allzu zukunftssicher auf die Siege in kommenden Kriegen zu schließen, so ist diese Warnung durchaus nicht allein, ja sie ist nur zum geringern Theil an die Armee gerichtet. Wer den Krieg kennt und die Kriegsgeschichte studirt, dem stellt sich die Wandelbarkeit des Kriegsglücks gar deutlich vor Augen, der fühlt, wie nothwendig es ist, unermüdlich vorwärts zu streben, wenn man sich nur auf der mühsam errungenen Höhe behaupten will. Im Heere herrscht bis jetzt noch eine sehr bescheidene Auffassung der eigenen Verdienste. Es verkennt die Fortschritte der Nachbarn und früher Besiegten keineswegs und weiß, daß ihm die Zukunft schwerere Aufgaben bringt als die Vergangenheit. Anders sieht es in der Allgemeinheit des deutschen Volkes aus. Die Siegesdenkmale sprießen wie Pilze aus der Erde, die Siegesfeiern wiederholen sich jahraus jahrein und nehmen kein Ende. Allmälig lebt man sich in den holden Siegesjubel ein und vergißt in der Freude über die geschehenen Großthaten ganz, daß es auch einmal anders kommen könne. Niemals kann aber das Heer, das mit tausend Fäden im Volk wurzelt, isolirt solchen Zeitströmungen widerstehen und etwas davon wird sich immer in seine Reihen übertragen. Und es giebt keinen schlimmern Feind des Erfolgs, als die Selbstgefälligkeit und das allzu große Selbstvertrauen. Der Bier-Moltke am Kannegießertisch der kleinen Stadt macht nur noch wenig Federlesens mit Franzosen, Heiden und Türken, die er bekriegt. Es liegt ihm einmal seit 1870 so in den Gliedern, die Siege „ramschweise" zu erfechten. Darum soll es ihm hier gesagt sein, daß es außer ihm und uns auch noch andere Leute in der Welt giebt, die ihren Mann zu stehen wissen, daß Frankreich wieder über ein zahlreiches, tüchtiges Heer gebietet, daß Italien, Oesterreich vorwärts streben, daß fern im Osten der Slave „zukunftssicher" seinen Branntwein trinkt und daß Deutschland in der Mitte zwischen ihnen liegt, zur Zeit von Allen geachtet, aber von Niemand geliebt."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 86. Donnerstag, den 26. October. 1876.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71.*)

Ereignisse, welche auf die Zukunft großen unmittelbaren Einfluß ausüben und in der Zeit ihrer Krisis die Mitwelt mit Hoffen und Bangen ob des endlichen Ausganges erfüllten, sind allein berechtigt, ein hervorragendes allgemeines Interesse zu beanspruchen.

Zwischen solchen Hauptstationen der Geschichte liegen, bald größere bald kleinere Zeiträume umfassend, Begebenheiten von an und für sich minder großer Bedeutung; in ihrem Schooße vollzieht sich aber das Werden einer zukünftigen Epoche, sie verbinden die großen Weltereignisse mit einander und ihre Kenntniß ist zum Verständniß derselben unerläßlich, so daß die Geschichte diese Uebergangs-Epochen nicht übersehen darf.

Der Leser eines Geschichtswerkes würde daher eine ungerechte Forderung aufstellen, wenn er von demselben verlangen würde, daß die Schilderung der eben gedachten Epochen ihn in gleicher Weise spannen müßte, wie die Darstellung der entscheidenden Weltereignisse.

Das uns vorliegende 11. Heft des Generalstabswerkes bildet eine Uebergangsstufe von der Katastrophe von Sedan zu den kommenden großen Kriegsereignissen, indem es dieselben wol ahnen läßt, sie aber noch nicht einschließt. Es nimmt daher nicht Wunder, wenn dasselbe, obgleich es viel Lehrreiches berührt, nicht jene Spannung auf den Leser ausübt, wie vorangegangene Hefte, die uns die erfolgreichsten Momente des Feldzuges darstellten.

Wenn aber gesagt wurde, das Werk biete auch in dem 11. Hefte viel Lehrreiches, so weisen wir darauf hin, daß es die Ereignisse vor und in Paris vom 20. September bis Ende October schildert. Soweit man auch in der Kriegsgeschichte zurückblättert, man findet keine Belagerung, die sich der von Paris gleichstellen könnte. Nie gab es einen festen Platz, der einen ähnlichen Umfang gehabt, dem ähnliche Vertheidigungsmittel zu Gebote gestanden hätten. Die alten bewährten Lehren der Belagerungskunst reichten für den außerordentlichen Fall nicht aus, das Genie mußte Neues erfinden. Es war keine Blokade nach der alten Schule, denn dazu stand das Einschließungsheer den feindlichen Werken zu nah, es war kein gewaltsamer Angriff, denn dieser wurde nicht unternommen, es war auch nicht das Bombardement, zu welchem man erst in letzter Stunde schritt und welches sich dann auch ziemlich wirkungslos zeigte, es war endlich auch nicht der förmliche Angriff, den man wol ins Auge faßte, aber doch nicht ausführte, es war keine dieser bekannten Angriffsarten, denen Paris erlag, sondern eine neue aus mehreren derselben zusammengesetzte.

Bietet so der erste Abschnitt des 11. Heftes viel Lehrreiches dar, nicht minder der letzte, welcher uns die ersten Zusammenstöße der Deutschen mit den Neubildungen Gambetta's schildert. Es war in den dreißiger Jahren, als in einer Versammlung darüber gesprochen wurde, ob Deutschland bei seiner Kleinstaaterei ein Reich bilde und ein bedeutender Mann dieser Behauptung mit den Worten entgegentrat: „Beherzigt doch den Einwand, Charpie ist keine Leinwand.“ Aehnliches könnte man auch über die Neubildungen sagen, welche Gambetta den deutschen Heeren gegenüber stellte. Wol ergab die zwangweise Aushebung eine Masse von einer Million zu den Fahnen gerufener Männer, wol war für die Bewaffnung derselben gesorgt und versucht, den Neubildungen aus den Ueberresten des stehenden Heeres einen nothdürftigen Rahmen zu geben, aber festgeschlossene Truppentheile vermochte Gambetta dem Gegner nicht gegenüberzustellen. Die Massen glichen wol loser Charpie, aber nicht einer festen Leinwand. Fast alle Mißstände, die uns Camille Rousset in seinem vorzüglichen Werke: „Les Volontaires 1791—1794“ mittheilt, wiederholten sich bei den in Uebereilung neu gebildeten französischen Truppentheilen der Jahre 1870/71.

Dies zeigt sich in, wie außerhalb Paris. Wenn man erwägt, daß die militairische Streitkraft in Paris von mehr als 300,000 Mann nur von 167,000 Mann eingeschlossen wurden, dennoch nirgends einen entscheidenden Erfolg erkämpfen konnten, wenn man ferner die Kämpfe an der Loire und später an der Lisaine in Betracht zieht und erkennt, daß die Franzosen selbst bei einer dreifachen Ueberzahl keinen Sieg zu erfechten vermochten, sondern fast immer das Feld räumen mußten, so wird man klar die große Ueberlegenheit geschulter Heere über Milizen erkennen. —

Die größten Gefechte, welche in dem Zeitraume, den das 11. Heft umschließt, bei Paris vorfielen, fanden am 30. September bei Chevilly, am 13. October bei Bagneux, am 21. October bei La Malmaison und am 30. October bei Le Bourget statt.

Letzterer Ort war auf Befehl des Ober-Commandos der Maas-Armee mit einer Compagnie besetzt worden, welche den Ort räumen mußte, als die Franzosen denselben am Morgen des 28. October mit Uebermacht angriffen. Ein Versuch am Abend dieses Tages, Le Bourget den Franzosen wieder zu entreißen, nahm den Charakter einer Recognoscirung an und blieb ohne Erfolg, ebenso das Beschießen am 29. durch 30 Geschütze. Die Franzosen sicherten den Ort durch Barrikaden und richteten sich zur ernsthaften Vertheidigung ein.

Die Ansichten über den Werth von Le Bourget für die Belagerer gingen weit auseinander. Das General-Commando des Garde-Corps glaubte, der Besitz dieses Ortes, welcher 1000 Schritt vor der eigentlichen Vorpostenlinie am Morée-Bache, lag, biete, da er den feindlichen Festungsgeschützen ausgesetzt sei, mehr Uebelstände als Vortheile, wogegen das Ober-Commando der Maas-Armee den Besitz von Le Bourget für nothwendig hielt, um den Franzosen einen günstigen

*) Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. 11. Heft. Ereignisse vor Paris und auf den übrigen Theilen des westfranzösischen Kriegsschauplatzes bis Ende October. Mit Plänen, Uebersichtskarten und Skizzen. Berlin 1876. E. S. Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, mit 262 Seiten Text und 54 Seiten Beilagen. Preis 5 ℳ.

Punkt, von wo aus sie die deutschen Vorpostenlinien fortwährend beunruhigen konnten, nicht zu überlassen. Nach einer stattgehabten lebhaften Berathung im Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen wurde die Wiedereroberung befohlen und dieser Befehl auch am 30. October ruhmreich durchgeführt.

Der klaren Darstellung dieses blutigen Dorfgefechtes ist ein sehr guter Holzschnitt beigegeben. In Bezug aber auf die bekannte Thatsache, daß der den Angriff leitende Gen.-Lieut. v. Budritzki eine Fahne des Regiments „Elisabeth" ergriff und mit derselben die Barrikade am nördlichen Eingang des Dorfes überschritt, beobachtet das Generalstabswerk völliges Schweigen. Allerdings stürmte der General keineswegs die Barrikade, dieselbe war bereits genommen und schon mehrere Gehöfte jenseits derselben den Franzosen entrissen, bevor dieser Act stattfand, dennoch dürfte die keineswegs alltägliche That des Generals, der sich schon im Jahre 1849 in Dresden bei Eroberung des Hôtel de Saxe so unerschrocken bewies, doch der Erwähnung werth gewesen sein. —

Die im Großen Hauptquartiere zu Versailles stattgefundenen Erwägungen über das zur Bezwingung der feindlichen Hauptstadt anzuordnende Verfahren führten zu der Ansicht, daß eine bloße Beschießung der weit ausgedehnten Stadt eine beschleunigte Uebergabe derselben nicht herbeiführen werde und sich der förmliche Angriff auf die im westlichen Theile der Südfront liegenden Forts d'Issy und Vanvres empfehle. Seit der Eroberung von Toul war man bereits bedacht gewesen, den Belagerungstrain auf der verfügbar gewordenen Eisenbahn heranzuschaffen. —

Zwischen den Ereignissen vor Paris und dem Kampfe um Orleans ist in dem Hefte die Eroberung von Soissons eingeschoben, welche auf 8 Seiten ihre Erledigung findet. Dagegen ist dem letzten Abschnitt: Erste Zusammenstöße der Deutschen mit den neugebildeten Feldtruppen an der Loire und im nordwestlichen Frankreich eine größere Ausdehnung gegeben.

Mobilgarden und Franctireurs suchten das Belagerungsheer im Süden der Hauptstadt zu beunruhigen, während Gambetta bemüht war, ein neues Corps, das 15., bei Tours zu formiren.

Deutscherseits benutzte man drei Cavallerie-Divisionen, die 4., 5. und 6., um dem Einschließungsheere Ruhe vor den Angriffen jener losen Banden zu schaffen. Es gelang dem Prinzen Albrecht (Vater), mit der 4. Cavallerie-Division bis an den Saum des Waldes von Orleans vorzudringen. Hier aber stieß er auf überlegene Streitkräfte, auf Mobilgarden und Theile des 15. Corps, und zog sich nach Etampes zurück. Das Obercommando der III. Armee ordnete hierauf an, daß General v. d. Tann mit seinem, dem I. bayerischen Corps, der 22. Division und der 2. und 4. Cav.-Division den keck auftretenden Gegner nach Orleans zurückwerfen sollte. Am 10. October stieß General v. d. Tann auf die Franzosen unter dem General de La Motterouge bei Artenay, warf denselben zurück und am folgenden Tage entriß er dem Gegner Orleans. War der Widerstand bei Artenay kein hartnäckiger gewesen, so war er in dem durchschnittenen Gelände vor Orleans nicht unbeträchtlich, wie die Verluste der deutschen Truppen (56 Off., 873 M.) beweisen. Das 15. französische Corps zog sich bis hinter die Sauldre auf zwei Tagemärsche von Orleans zurück, und erhielt d'Aurelle de Paladines zum Befehlshaber; seine Flanken wurden durch das in der Errichtung begriffene 16. Corps gesichert.

Diese Streitkräfte mögen gegen 100,000 M. betragen haben, so daß General v. d. Tann es für gerathen hielt, in und bei Orleans stehen zu bleiben und nicht weiter in die Sologne vorzurücken; zudem befahl am 16. October das Obercommando der III. Armee, daß die 22. Division (General v. Wittich) und die 4. Cavalleriedivision über Chateaudun und Chartres zur Einschließungsarmee zurückkehren und die dabei zu durchschreitenden Gegenden vom Feinde säubern sollten. Am 18. October langten diese Abtheilungen vor Chateaudun an und nahmen den Ort nach ziemlich hartnäckigem Widerstand. Am 21. bemächtigte sich General v. Wittich der Stadt Chartres, blieb aber um diesen Ort stehen, da man es für nothwendig hielt, von hier aus das Einschließungsheer zu sichern.

Die Darstellung aller der bisher berichteten Kriegsereignisse ist eine möglichst gedrungene und klare. Bei den Belagerungen hält sich das Werk mit Recht fern von allen technischen Details, die wir in den darauf bezüglichen, von Seiten der Artillerie und der Ingenieure verfaßten Schriften finden.

Nachdem nun auf wenig Seiten die Ereignisse vor den anderen Fronten von Paris erwähnt worden sind, faßt das Schlußwort den Inhalt des 11. Heftes in seiner bekannten Weise zusammen. Wir lesen darin:

„Die Verhältnisse auf dem westfranzösischen Kriegsschauplatze hatten sich somit bei Ablauf des Monats October im Großen und Ganzen folgendermaßen gestaltet:

„Nachdem es dem Feinde gelungen war, an der Loire und in den nordwestlichen Landestheilen mit überraschender Schnelligkeit neue Truppenmassen ins Feld zu stellen, reichten die deutschen Cavallerie-Divisionen nicht mehr dazu aus, den Rücken des Einschließungsheeres vor Paris mit eigenen Kräften wirksam zu schützen. Es hatte sich vielmehr die Nothwendigkeit herausgestellt, auch Abtheilungen der anderen Waffen zu diesem Zwecke zu bestimmen und insbesondere einen größeren Heereskörper nach Süden zu entsenden. Letzterer war in siegreichen Gefechten bis an und über die Loire vorgedrungen. Das I. bayerische Corps und die 2. Cavallerie-Division deckten nunmehr in einer Aufstellung bei Orleans das Einschließungsheer gegen das in die Sologne zurückgeworfene 15. und das bei Blois und Gien sich sammelnde 16. französische Corps. An der mittleren Eure standen mit nach Westen gerichteter Front die 22. Infanterie- und die 4. Cavallerie-Division bei Chartres, die 6. Cavallerie-Division bei Maintenon. Die 5. Cavallerie-Division sicherte weiter rechts das Gelände bis zur Seine und hielt über Mantes Verbindung mit den nach der Oise und Epte vorgeschobenen Abtheilungen des IV., XII. und Garde-Corps. Diese befanden sich seit einiger Zeit in fortdauernder Berührung mit den bei Rouen und Amiens sich sammelnden Streitkräften des Gegners.

„Das Einschließungsheer vor Paris hatte sich seit dem 20. September mehr und mehr in seinen Stellungen befestigt und dieselben gegen wiederholte Vorstöße des Feindes erfolgreich behauptet. Auch war das Material zur Eröffnung des im Hauptquartier Seiner Majestät des Königs beschlossenen förmlichen Angriffs großentheils schon an Ort und Stelle angelangt.

„Von der das Gelände zwischen dem rechten Seine- und Marne-Ufer beherrschenden Maas-Armee stand das IV. Armee-Corps den Verschanzungen auf der Halbinsel von Gennevilliers, das Garde-Corps den nördlichen Außenwerken der Hauptstadt, das sächsische der Hochfläche von Romainville gegenüber. Hieran reihten sich in dem Mündungsdreieck der beiden Ströme die Stellungen der württembergischen und der 17. Infanterie-Division, während die Hauptkräfte der III. Armee das Vorland auf dem linken Seine-Ufer besetzt hielten. Dort sicherte das VI. Corps den Abschnitt zwischen Seine und Bièvre, das II. bayerische die Hochfläche westlich des letzteren Flüßchens, die 21. Division das Waldgelände von Meudon und Sèvres. Den Zugang zur Höhenlandschaft südwestlich des Mont Valérien sperrte das V. Corps, auf dessen linkem Flügel die Garde-Landwehr-Division bei St. Germain en Laye den um die feindliche Hauptstadt gelegten Truppenring schloß.

„Die Etappen-Bataillone der III. und Maas-Armee, die seit Mitte September nach der Champagne herangezogene 2. Landwehr-Division und die übrigen Streitkräfte der General-Gouvernements von Reims und Lothringen bildeten ein allerdings nur loses Verbindungsglied zwischen den Truppen vor Paris und den deutschen Heeresmassen im östlichen Frankreich, welche inzwischen auch ihrerseits erhebliche Fortschritte gemacht und soeben eine für den Fortgang des Krieges überaus folgenschwere Entscheidung errungen hatten."

Wenn wir auch bei diesem Hefte die Ausstattung des Generalstabswerkes lobend anerkennen, so müssen wir doch gestehen, daß dieselbe von der Ausstattung vieler englischer und amerikanischer Werke und selbst einzelner Wiener, wie z. B. der „Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, Wien 1876" in Schatten gestellt wird.

Leipziger Oper.

Die Leipziger Oper hat in letzterer Zeit so Tüchtiges und Anerkennenswerthes geleistet, daß man nur mit großer Achtung vor dem künstlerischen Streben die Thatsachen zu beurtheilen vermag. Sowol classische Werke Mozart's und Beethoven's als auch neuere romantische Tondichtungen wurden in sehr würdiger Form dem Publicum vermittelt und in einzelnen Fällen zeichneten sich einige der Solokräfte so hervorragend aus, daß man sich verpflichtet fühlen muß, die Leistungsfähigkeit derselben einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Bevor ich jedoch den einzelnen Mitgliedern der Leipziger Oper und dem Ensemble derselben einen das Leistungsvermögen charakterisirenden Artikel widme, muß ich die Aufführungen der beiden Singspiele registriren, welche von zwei bedeutungsvollen Tonmeistern herrühren, auf deren Wirken die Deutschen mit innigster Theilnahme und hoher Begeisterung zurückblicken. Der populäre, melodiereiche Dramatiker Carl Maria von Weber und der geniale Lyriker Franz Schubert lieferten unserer Bühne den Stoff, welcher von der entschieden vortrefflichen Regie und dem außerordentlich tüchtigen Capellmeister Herrn Sucher in pietätvollster Weise zur dramatischen Ausführung vorbereitet wurde. Von dem Componisten des Freischütz gelangte das Singspiel Abu Hassan zur scenischen Darstellung, welche die Sorgfalt des Studiums in musikalischer und dramatischer Beziehung unzweideutig bekundete und den günstigsten Eindruck hinterließ. Die kleine Operette ist das siebente dramatische Werk des Meisters und am 12. Januar 1811 zu Darmstadt vollendet worden. Ohne Zweifel hat der Meister in diesem Singspiel nicht seine bedeutendsten Gedanken niedergelegt, vielmehr erkennt man leicht, daß ihm Conception und Notirung sehr geringe Sorgen bereiteten und daß er von jenen inneren Kämpfen verschont blieb, welche während des Schaffens bedeutender Werke und während der Lösung schwieriger Aufgaben jede schöpferische Kraft heimsuchen und oft bis zur höchsten Anspannung hindrängen. Die Musik zu dem von Franz Carl Hiemer angefertigten Text, welcher die Täuschung drängender Gläubiger durch den erheuchelten Tod der Schuldner, eines lebenslustigen Ehepaares, zum Gegenstande hat, bewegt sich in leichten heiteren Rhythmen, deren zuweilen pikante Anwendung dem harmonischen Gewande hin und wieder Anmuth und Reiz verleiht. Die Gegenwart urtheilt natürlich über ein solches hingeworfenes Werk einer früheren Periode strenger, als die Vergangenheit, in welcher dasselbe geschaffen wurde. Der sehr angesehene Kritiker Hofrath Rochlitz widmete z. B. der Operette Abu Hassan in der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung, Band 22, Seite 550 u. A. folgende lobende Worte: „Es findet sich hier wie in Silvana ein eigenthümlicher Geist und eine belebte Ausführung, zugleich ein gefälliger, wohlerwogener, ziemlich fließender, darum aber doch nicht gewöhnlicher oder uncharakteristischer Gesang. Die Begleitung ist zwar immer interessant, aber keineswegs verkünstelt oder überladen; die Harmonie leicht zu fassen und Alles in der Art und innerhalb der Schranken abgefaßt, die diese Gattung verlangt, ohne daß darum der jetzigen Stufe der Opernkunst oder auch den Sängern die Gelegenheit benommen worden, sich vortheilhaft hervorzuthun. Heutzutage wird der mit den Leistungen in der musikalisch-dramatischen Kunst genau Vertraute sicherlich eine solche Erhebung des Stückes nicht unterschreiben, sondern — ohne pietätlos zu erscheinen und ohne den großen Eigenschaften des Meisters, wie er sie in seinen Hauptwerken zeigt, zu nahe zu treten — ruhig erklären, daß viele komische Opern aus der französischen, italienischen und deutschen Schule dem Abu Hassan bei Weitem überlegen sind. Weber selbst hat wol auch in späteren Jahren wenig auf das Stück gegeben, welches er gerade in einer Zeit vollendete, wo er von Gläubigern stark bedrängt wurde. Deshalb ist es auch recht charakteristisch, daß er den Chor der Gläubiger Nr. 3 „Geld! Geld! Geld!" von allen übrigen Nummern der Operette zuerst in Angriff nahm. Jähns bemerkt sehr richtig in dem chronologischen thematischen Verzeichniß der Werke Weber's, daß der Meister auch später von jeder Oper zuerst das ihn persönlich Betreffende herausgegriffen und in Tönen gestaltet habe: beim Freischütz das Duett zwischen Agathe und Aennchen, weil es ihn vor Allem drängte, dem Aennchen, diesem holden Spiegelbilde seiner Braut, Leben zu geben — in der Euryanthe die große Arie Adolar's, weil dieser am Entschiedensten jene edle Ritterlichkeit zur Darstellung bringen konnte, die für ihn der Hauptkern der ganzen Oper war — im Oberon unzweifelhaft das Leben und Weben der Elfenwelt, obgleich er in seinen Aufzeichnungen am 23. Januar 1825 nur sagt: „Die ersten Ideen zu Oberon gefaßt." „Im vorliegenden Falle von Abu Hassan erschien es übrigens wie ein Humor des Schicksals, daß der Großherzog von Hessen nach Empfang der ihm von C. M. von Weber dedicirten Oper als ein zweiter Kalif den bedrängten Weber-Hassan durch das wahrhaft fürstliche Honorar von 400 Gulden seinen Drängern, wenn auch nur momentan, doch immerhin sehr wirksam entzog."

Die Darstellung des munteren Singspiels war — wie bereits bemerkt — eine sehr erfreuliche, da Frl. Gutzschbach als junge Frau in der Rolle der Fatime durch anmuthige Schalkhaftigkeit und reizvolle Vortragsweise die Zuhörerschaft in hohem Grade fesselte, Herr Baer bei Durchführung der Titelpartie Sicherheit und Geschmack im musikalischen Ausdruck bekundete, sowie Freiheit in der Bewegung und große Gewandtheit im charakteristischen Spiel entwickelte, Herr Baumann aber als Omar den in seiner Verliebtheit mit Blindheit geschlagenen, von der jungen Frau so arg übertölpelten Wucherer sehr glücklich reproducirte. Zum Gelingen der Aufführung trugen auch die Herren Ulbrich und Rebling, die Damen Frl. von Axelson und Frl. Bernstein, sowie der Chor nicht wenig bei, während die Aufführung des „Häuslichen Krieges" von Franz Schubert besonders durch den vortrefflich geschulten Chor, sowie durch die Damen Frl. Hasselbeck, Frl. Gutzschbach, Frl. Löwy und durch die Herren Lißmann, Baer und Rebling zur Geltung kam. Obgleich die Lyrik Franz Schubert's in anderen Werken dem Hörer in weit höherer Potenz entgegentritt, verfehlt sie doch auch in dem erwähnten Stücke ihre Wirkung nicht ganz, namentlich dann, wenn Frauenchor und Männerchor in so schöner Ausdrucksweise ihre Aufgaben lösen, wie dies in der Aufführung am 22. October der Fall war, wo aber auch jeder Unbefangene trotz des ausgezeich-

neten Arrangements des Operndirectors Herrn Neumann und der äußerst glänzenden Ausstattung zur Erkenntniß gekommen sein wird, daß Franz Schubert keine Natur zur dramatischen Entwickelung besaß, sondern stets die herrlichsten Schätze seines mächtigen Reichthums im lyrischen Gewande bergen mußte. Dieses selbst und die in ihm geborgenen Schätze der Genialität sind nicht allein den Deutschen, sondern überhaupt der Menschheit verehrungswürdig, so lange noch der Glaube besteht, daß Gott dem Menschen Gemüth und Geist zum innerlichen Fühlen und Denken schenkte.

Auch bei Besprechung der musikalischen Zustände Leipzigs werde ich diesem großen Lyriker ebenso wie den anderen bedeutenden Tonmeistern Worte des Dankes widmen, nachdem bereits ausführende Künstler sich das Verdienst erworben haben, dem Publicum das aus dem Geiste Geborene klar zu vermitteln. Oscar Paul.

Adami, Louise, Königin von Preußen. Siebente vermehrte Auflage mit dem Bildniß der Königin und einem Facsimile ihrer Unterschrift. Berlin, Dümmler, 1876. — Selten hat wol eine Fürstin in den Herzen ihres Volkes eine größere Verehrung und Liebe genossen, als die Königin Louise. Um so glücklicher war es, daß sie einen Biographen fand, der mit hingebender Liebe und Verehrung den ihm so reich gebotenen Stoff zu einem edlen Lebensbilde gestaltete. Dem Verfasser war es durch die Gräfin Voß vergönnt, bei seiner Darstellung die Denkschrift ihrer Mutter, der Frau v. Berg, der treuen Freundin der Königin in Glanz und Leid, sowie deren hinterlassene Papiere zu Grunde zu legen. Außerdem ließ Friedrich Wilhelm IV. sich das Manuscript theilweise durch Hofrath Schneider vorlesen und gab zu der Lebensbeschreibung seiner Mutter einige Berichtigungen und Ergänzungen; auch erschloß derselbe dem Biographen neue Quellen zur möglichsten Vervollständigung. Auch von Seiten des Kaisers empfing die Biographie die Zuwendung des Facsimile's, welches nächst dem Bildnisse, der Copie eines aus dem Jahre 1807 herrührenden Portraits, die neue Ausgabe schmückt. Im Laufe der Zeit, von Auflage zu Auflage hat sich das Buch fortentwickelt bis zur vorliegenden Vollendung. So ist ein mit Liebe und Kenntniß ausgeführtes Lebensbild einer edeln Frau und Fürstin entstanden, deren sittliche Kraft in Liebe und Treue und deren geistige Macht auf Volk und Land segensvoll gewirkt hat. F. M.

La Mara, „Im Hochgebirge“, Skizzen aus Oberbayern und Tyrol. Leipzig, Schmidt und Günther, 1876. — Die Schrift verdankt ihren Ursprung dem wiederholten Aufenthalte der Verfasserin in den Alpen. Die günstige Aufnahme der gelegentlichen Veröffentlichung einzelner Skizzen veranlaßte die vereinte Herausgabe der Reihe von Landschaftsbildern. Die Schrift umfaßt: „Von Tegernsee zum Brenner“ (1869), „Nach und vom Ammergau“ (1871), „Zwischen Bayern und Tyrol“ (1872), „Brixlegg und das Zillerthal“ (1872), „Am Achensee“ (1872), „Der Schnitzer-Toni vom Kasbachthal“ (1875), „St. Georgenberg“ (1874), „Unter Dolomiten“ (1874), „Im Paradies von Tyrol“ (1873) und „Im Oetzthal“ (1875). Bei diesen Naturskizzen der Verfasserin der „Musikalischen Studienköpfe“ scheint sich die Erfahrung zu wiederholen, daß polarisch verschiedene Seelenthätigkeiten sich wechselseitig hervorrufen und sich gegenseitig ergänzen und beleben. So wendet sich der Mathematiker zur Tonkunst, der Sprachforscher zur Natur, der Geschichtsforscher zur Baukunst und selbst im Gebiete des innersten Gemüthslebens findet sich dieser polarische Gegensatz. Die Verfasserin der obigen Naturskizzen hat sich in ihnen von den beweglichen Tönen der Kunst zu den bleibenden und großartigen Gestaltungen der Natur gewandt und giebt, wie in den Studienköpfen Bilder aus dem Leben der Kunst, hier Darstellungen aus der Natur. Wie die Kunst uns nicht die sinnliche Wirklichkeit vorführt, sondern das Einzelne ihres Gegenstandes durch die Idee der Schönheit verklärt, so versetzen Landschaftsskizzen die Natur in jenes enge Verhältniß zum Menschen, welches ihr ihre eigentliche geschichtliche Bedeutung verleiht. In diesem Zusammenhange hat die Natur eine viel reichere Lebensfülle und eine sprechendere Schönheit, als gewöhnlich empfunden und erkannt wird. Die Landschaften der Alpen haben in die Seele der Verfasserin lebensvolle Bilder geworfen, die sie mit Treue und Feinheit wiedergegeben hat. F. M.

Plauen, 23. Oct. Wie bereits früher hier mehrfach geschehen ist, so haben sich auch für diesen Winter eine Anzahl Herren, meist dem Lehrercollegium des Gymnasiums und der Realschule angehörend, vereinigt, um im Saale der Gesellschaft „Erholung“ einen Cyclus von sechs wissenschaftlichen Vorträgen zu halten. Den Ertrag gedenkt man zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. — Auch unser Alterthumsverein, der unter der verdienstvollen Leitung des Herrn Archidiac. em. M. Fiedler steht und in den drei Jahren seines Bestehens sich als vollkommen lebensfähig erwiesen hat, giebt durch Vorträge und Besprechungen, mitunter auch durch Ausstellung der gesammelten und dem Verein gehörenden oder nur zeitweilig ihm überlassenen Alterthümer mancherlei Anregung und zählt bereits gegen hundert Mitglieder. Der vogtländische alterthumsforschende Verein zu Hohenleuben, zu dem der hiesige in dem Verhältnisse eines Zweigvereins steht, beging im August d. J. die Feier seines 50jährigen Bestehens. Bei dieser Gelegenheit erschien eine Festschrift, die den Mitgliedern des hiesigen Vereins jetzt zuging und die außer den Jahresberichten und den Verzeichnissen der Mitglieder drei interessante Abhandlungen enthält. In dem ersten Aufsatze „Voigtland oder Vogtland“ weist der Verfasser, Herr Dr. Hermann Dunger aus Plauen (gegenwärtig Oberlehrer am Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden), nochmals in überzeugender Weise nach, daß die Schreibweise Voigtland entschieden falsch ist; denn aus dem bereits im Mittelhochdeutschen sich findenden Worte voget oder vogt (aus advocatus) habe sich wol die Form voit in ähnlicher Weise bilden können, wie Meister aus magister, Maid aus Magd, Getreide aus getregede, da für ein zwischen zwei langen Vocalen unterdrücktes g ein Doppelvocal mit i eintritt, aber nicht die Form voigt, die auf einer Vermischung der ursprünglichen Formen Vogt und Voit beruht. Daß diese Vermischung eine rein äußerliche ist, zeigt der Umstand, daß stets Vogt gesprochen wird, auch wenn Voigt geschrieben ist. Schreiben wir aber Voigte und sprechen Vögte, so sprechen wir das oi im Singular als o, im Plural als ö; dies ist aber ein doppelter Verstoß gegen die Regeln unserer Sprache, in welcher oi ausgesprochen werden muß, wie es geschrieben wird. Wenn nun aber die Schreibweise „Voigtland“ als die althergebrachte angesehen wird, so zeigt der Verfasser unter Anführung einer Stelle aus J. Grimm's Schrift „über die Pedanterie in der deutschen Sprache“, daß dies auch bei Eigennamen kein Grund sei, von der richtigen Schreibweise abzuweichen; schließlich aber beweist er geradezu aus alten Schriften und Urkunden, daß man in früherer Zeit stets entweder Vogtland oder Voitland, meist aber Vogtland geschrieben habe und daß erst im 17. Jahrhundert die Mischform Voigtland entstanden ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 87. Sonntag, den 29. October. 1876.

Ein deutscher Buchhändler.

Beiträge zur Kenntniß des geistigen und culturellen Lebens in Deutschland im zweiten und dritten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts.

IV.

Zur Charakteristik des Philosophen Arthur Schopenhauer.

Zum Schluß geben wir unsern Lesern noch den Bericht über die Verhandlungen Brockhaus' mit dem bekannten Philosophen Arthur Schopenhauer, dessen Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", von Brockhaus zuerst verlegt worden ist. Freilich erlebte er selbst, wie der Biograph bemerkt, weder an diesem Werke als Verlagsartikel noch an dem Verkehr mit dessen Verfasser Freude; doch ist dieser Verkehr für beide Männer höchst charakteristisch und die Geschichte des Werkes in vielen Beziehungen interessant, namentlich gegenwärtig, wo die Schopenhauer'sche Philosophie durch Eduard von Hartmann, dessen philosophisches System wesentlich auf derselben basirt, zu so hohem Ansehen gelangt ist. In der literarischen Welt und in der Geschichte des deutschen Buchhandels ist es wol ein Unicum, daß ein Werk, das bei seinem ersten Erscheinen die Druckkosten kaum deckte, dreißig Jahre später noch eine ganze Reihe von Auflagen erlebt.

Arthur Schopenhauer, geb. 22. Februar 1788 in Danzig, hatte in Göttingen und Berlin studirt; er promovirte 1813 mit der Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" (1813 in Rudolstadt erschienen) und brachte den darauf folgenden Winter in Weimar zu, wo er besonders auch den nähern Umgang Goethe's genoß, der sich, gleich ihm, damals eifrig mit der Farbenlehre beschäftigte. In den Jahren 1814—1818 privatisirte Schopenhauer in Dresden, und hier entstand sein philosophisches System, das er in dem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung" darlegte. Nachdem er letzteres vollendet und in Druck gegeben, reiste er im Herbste 1818 nach Italien, habilitirte sich 1820 an der Universität zu Berlin, hielt aber nur ein Semester hindurch Vorlesungen, ging 1822 wieder nach Italien, kehrte erst 1825 nach Berlin zurück, verließ diese Stadt jedoch 1831 der Cholera wegen und lebte seitdem bis zu seinem am 21. September 1860 erfolgten Tode in Frankfurt a. M.

Mit Arthur Schopenhauer's Mutter, der bekannten Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer in Weimar, stand Brockhaus schon länger in freundschaftlichen und literarischen Beziehungen; doch nicht durch sie, die damals gerade mit ihrem Sohne zerfallen war, sondern durch den Freiherrn von Biedenfeld wurde er auf ihn hingewiesen. Letzterer, gleich Schopenhauer in Dresden lebend und mit Brockhaus in literarischer Verbindung, schrieb ihm am 5. März 1818: er möge den Artikel über Farbe und Farbenlehre im „Conversations-Lexicon" von Jemand unter Schopenhauer's Aufsicht in Dresden umarbeiten lassen; es sei darin zwar Newton's Lehre recht anschaulich dargestellt, nicht aber die Goethe's und Schopenhauer's, und dennoch sei es gerade Schopenhauer's Lehre, welche offenbar über Newton den Sieg davonzutragen und Goethe's Werk zu krönen beginne. Dann fuhr er fort:

„Schopenhauer, dieser höchst interessante Kopf, welcher vielleicht an Denkkraft, ernstem Willen und Tiefe des Studiums von keinem Lebenden überboten wird, hat nun auch ein größeres umfassendes philosophisches Werk in der Arbeit, welches im Juli fertig zur Abgabe wird. Noch hat er keinen Verleger gesucht, macht auf großes Honorar keinen Anspruch, da er Vermögen hat, und wünscht einen großen Buchhändler zum Verleger. Wäre dies nicht ein Ihrer würdiges Unternehmen? Einige Zeilen an Schopenhauer würden Sie ohne Zweifel darüber ganz au fait setzen, und zweifelsohne ein Werk hervorbringen, welches Epoche machen, zerstören und mächtig aufbauen wird. Hiermit habe ich gethan, was Freundes Pflicht heischt — Sie müssen nun thun, was Erfahrung und Klugheit Ihnen rathen."

Brockhaus antwortete am 20. März Herrn von Biedenfeld ziemlich kühl, daß er mit Dr. Schopenhauer, den er schon durch das Zeugniß mehrerer Freunde als einen ausgezeichneten Kopf kenne, gern in Verbindung treten werde, erwähnte jenes Werk dabei aber gar nicht. Dagegen schrieb er noch: wenn Schopenhauer einen Artikel über seine Ansicht von den Farben schicken wolle, so könne dieser in der fünften Auflage des „Conversations-Lexicon" Platz finden.

Darauf erhielt er von Schopenhauer folgenden Brief aus Dresden vom 28. März 1818:

Da mir Hr. v. Biedenfeld gesagt hat, daß Sie, auf eine vorläufige Anfrage, nicht abgeneigt wären, ein Manuscript von mir zu drucken; so nehme ich mir die Freiheit Ihnen näher anzugeben, wovon die Rede ist.*)

Ich will nämlich zur nächsten Michaelis-Messe ein philosophisches Werk erscheinen lassen, an welchem ich hier seit 4 Jahren unablässig gearbeitet habe. — Es wäre nun einerseits sehr am unrechten Ort, dem Verleger gegenüber als Schriftsteller den Bescheidenen spielen zu wollen: andererseits ist es überall unrecht den Charlatan zu machen. Daher will ich Ihnen zugleich offen und gewissenhaft über mein Werk dasjenige sagen, woran Ihnen, meines Erachtens, gelegen seyn kann. Zugleich aber nehme ich Ihnen, als einem Mann von Ehre, hiermit das Versprechen ab, das Gesagte streng zu verschweigen, sogar den Titel des Buchs, welchen Niemand früher als aus dem Meßkatalog erfahren soll.

Mein Werk also ist ein neues philosophisches System: aber neu im ganzen Sinn des Worts: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen: sondern eine im höchsten Grad zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgend eines Menschen Kopf gekommen. Das Buch, in welchem ich das schwere Geschäft, sie Andern verständlich mitzutheilen, ausgeführt habe, wird, meiner festen Ueberzeugung nach, eines von denen seyn, welche nachher die Quelle und der Anlaß von hundert andern Büchern werden. Jene Gedanken-

*) Schopenhauer's Briefe sind hier genau nach den Originalen, mit Beibehaltung seiner Orthographie und Interpunction, auf welche er den größten Werth legte, abgedruckt.

reihe war, dem Wesentlichen nach, schon vor 4 Jahren in meinem Kopfe vorhanden: aber um sie zu entwickeln und sie durch unzählige Aufsätze und Studien mir selber vollkommen deutlich zu machen, bedurfte es ganzer 4 Jahre, in welchen ich mich ausschliesslich damit und mit den dazu gehörigen Studien fremder Werke beschäftigt habe. Vor einem Jahre fing ich an, das Ganze in zusammenhangendem Vortrag für Andere faßlich zu machen, und bin damit eben jetzt fertig geworden. Dieser Vortrag selbst ist gleich fern von dem hochtönenden, leeren und sinnlosen Wortschwall der neuen philosophischen Schule und vom breiten, glatten Geschwätze der Periode vor Kant: er ist im höchsten Grade deutlich, faßlich, dabei energisch und ich darf wohl sagen nicht ohne Schönheit: nur wer ächte eigene Gedanken hat, hat ächten Stil. Der Werth, den ich auf meine Arbeit lege, ist sehr groß: denn ich betrachte sie als die ganze Frucht meines Daseyns. Der Eindruck nämlich, welchen auf einen individuellen Geist die Welt macht, und der Gedanke, durch welchen der Geist, nach erhaltener Bildung, auf jenen Eindruck reagirt, ist allemal nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre da, vorhanden und geschehen: alles Spätere sind nur Entwickelungen und Variationen desselben. Ist nun diese Reaction, dieser Gedanke, ein vom gewöhnlichen, wie er sich täglich in Millionen Individuen wiederholt, verschiedener und wirklich eigenthümlicher; so kann nun auch das Werk, in welchem er sich ausspricht und mittheilt, sogleich vollendet werden, sobald nur ein günstiges Geschick die Muße, die innere und äußere Ruhe dazu giebt. Dies ist nun, wie ich glaube, mein Fall gewesen. Wollte ich demnach, gemäß dem Werthe, welchen ich auf mein Werk lege, meine Forderungen an Sie abmessen, so würden diese außerordentlich, ja unerschwingbar ausfallen. Sogar aber wenn ich auch nur nach dem Werth, den, meines Erachtens, das Maunscript für den Verleger haben wird, die Forderungen machen wollte, würden sie schon stark sein. Allein auch dieses werde ich nicht, weil ich nicht verlangen kann, daß Sie alles Gesagte mir ganz auf mein Wort glauben, sondern Sie natürlich argwöhnen müssen, ich sei durch Eigenliebe bestochen. Dies annehmend, bequeme ich mich von der Rücksicht auszugehen, daß mein Name noch sehr wenig bekannt ist, und daß ein philosophisches Werk, solange es keinen Ruhm erlangt hat, vor's Erste kein großes Publicum findet, wiewohl nachher ein desto größeres. Hierauf also gründen sich folgende höchst billige Forderungen.

Das Werk hat zum Titel: „Die Welt als Wille und Vorstellung, von Arthur Schopenhauer, nebst einem Anhang, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält.“ — Es wird nach ungefährer Schätzung, wenn, wie ich durchaus will, in groß Octav mit höchstens 30 Zeilen auf der Seite gedruckt, 40 Bogen machen, die nicht in 2 Bände getheilt werden dürfen. Sie erhalten $^{2}/_{3}$ des M S ganz gewiß Mitte Juli: nicht früher, weil ich jetzt, da es eben fertig, es selbst ins Reine schreiben will, um dabei noch beträchtliche Verbesserungen im Vortrag vorzunehmen. Das letzte $^{1}/_{3}$ des M S erhalten Sie spätestens Anfangs September. Sie machen sich verbindlich, das Werk zur Michaelismesse zu liefern, auf gutem Druckpapier, in großem Format, mit scharfen Lettern schön gedruckt. Sie versprechen in einem Kontrakt allerhöchstens 800 Exemplare zu drucken und begeben sich förmlich aller Ansprüche auf eine 2te Auflage. Sie versprechen mir auf Ehre und Gewissen, jeden Bogen 3 Mal und das letzte Mal von einem wirklichen von mir genehmigten Gelehrten, der das M S zur Hand hat, auf das sorgfältigste korrigiren zu lassen. Sie bezahlen mir das kaum nennenswerthe Honorar von einem Dukaten für den gedruckten Bogen, und zwar gleich bei Ablieferung des M S: denn ich reise sobald ich es übergeben, nach Italien ab, welche Reise ich bloß dieser Arbeit wegen um 2 Jahre verschoben habe. Sie lassen mir endlich 10 Exemplare auf schönem Papier zukommen.

Ihnen das M S zur Durchsicht schicken kann ich nicht, theils weil es jetzt nur mir leserlich ist, theils weil ich es nicht aus den Händen gebe, solange keine Abschrift vorhanden, endlich auch weil ich beständig damit beschäftigt bin.

Ihre gefällige ganz entschiedene Antwort erbitte ich mir ohne Aufschub, weil, falls Sie meinen Antrag nicht annehmen, ich Jemandem, der nach Leipzig geht, auftragen werde, mir dort auf der Messe einen Verleger zu suchen.

Es scheint, daß Hr. v. Biedenfeld Ihnen geschrieben, ich wollte den Artikel Farbe zum Conversationslexikon liefern, das ist aber ganz und gar ein Irrthum: dergleichen Arbeiten mache ich nie. Ich hatte mich blos dazu verstanden, daß, wenn Hr. v. B. selbst jenen Artikel machen wollte, ich denselben durchsehen und berichtigen würde, wie ich es dem Professor Ficinus bei seinem Artikel Farbe zum Pier'schen Wörterbuch*) gethan habe.

Letzten Herbst hatten Sie die Güte mir 2 Louisd'or für den Bogen für Beiträge zum Kunstblatt anzubieten, wovon ich jedoch keinen Gebrauch machen kann, da ich nie an Zeitschriften arbeiten würde.

Ich will nur noch bemerken, daß ich nicht etwa mich dazu verstehen werde, das M S theilweise früher abzuliefern, als zur angegebenen Zeit. Die Vollendung, die ich dem Werke geben will, erlaubt das durchaus nicht.

Mich ergebenst empfehlend
Arthur Schopenhauer.

Dresden, d. 28ten März 1818.

Das Selbstbewußtsein und die Sicherheit, die sich in diesem Briefe wie in den folgenden wiederspiegeln, müssen um so mehr überraschen, wenn man bedenkt, daß Schopenhauer damals erst 30 Jahre zählte und seit seiner oben erwähnten Promotionsschrift noch nichts veröffentlicht hatte, als die Abhandlung „Ueber das Sehn und die Farben“ (1816 bei J. F. Hartknoch in Leipzig), in welcher er die „Data“ der Goethe'schen Farbenlehre durch die erklärende „Theorie“ stützen wollte. Freilich sollte die Zukunft, wenn auch eine späte, ihm Recht geben.

Brockhaus antwortete am 31. März mit Annahme des Verlags; über seinen Brief ist im Copirbuche der Firma nur bemerkt: „Wegen eines Manuscripts; wenn ich zwei Drittel davon in Händen hätte, solle das Honorar erfolgen.“ Schopenhauer erwiderte:

Es ist mir recht lieb, daß Sie meinen Antrag angenommen haben und ich nunmehr des ferneren Sorgens dieserhalb überhoben bin. Auch hoffe ich, daß Sie dereinst finden werden, einen vortheilhaften Handel abgeschlossen zu haben. Nur bitte ich Sie in gutem Andenken zu behalten, daß bei unserer Uebereinkunft mir keineswegs das Honorar, das doch in gar keinem Verhältniß zum Werthe des Werks oder auch nur zur darauf verwandten Zeit und Arbeit steht, die Hauptsache ist, sondern vielmehr die genaue Erfüllung der übrigen Bedingungen in Hinsicht auf Druck und Korrektur: nur wenn ich mit Zuversicht darauf rechnen kann, daß hierin alles nach den gemachten Bestimmungen geschieht, werde ich jenseit der Alpen Ruhe haben. Ich hoffe sogar, daß wenn Sie durch das M S sich werden überzeugt haben, wie weit es vom Alltäglichen absteht, Sie für das Aeußere des Buchs noch mehr thun werden, als ich selbst geradezu verlangt habe.

Um einen Kontrakt muß ich, wie schon gemeldet, bitten: es kommt mir bei demselben hauptsächlich nur darauf an, daß Sie sich aller Ansprüche auf die 2te Auflage förmlich begeben, versprechen, nicht mehr als höchstens 800 Exemplare zu drucken und sich verbindlich machen, das Werk zur Michaelis-Messe, nach den Ihnen gemachten Bestimmungen gedruckt, zu liefern: Ich wünsche hierüber völlige Beruhigung zu haben.

Haben Sie nur die Güte dafür zu sorgen, daß Mitte Julius 2 Setzer dazu bereit sind: denn sonst könnten bis Michael nicht die 40 Bogen gedruckt seyn. Auch bitte ich Sie, mir bis dahin zu melden, nach welchem Ort ich das M S senden soll.

Uebrigens wird das Werk die Censur passiren müssen: denn obgleich keine Sylbe darin auf Regierungen und dahin Gehöriges Bezug hat, auch Nichts gegen die guten Sitten darin steht, vielmehr im letzten Buch sich eine Moral ergiebt, die mit der eigentlich Christlichen genau übereinstimmt; so steht dennoch die ganze vorgetragene Philosophie mit den Dogmen der Jüdisch-Christlichen Glaubenslehre in einem zwar nirgends ausgesprochenen aber sich stillschweigend unleugbar ergebenden Widerspruch. Man ist nun in diesem Punkt zwar schon äußerst tolerant gegen die Philosophen geworden, ja gleichsam schon abgehärtet Dinge anzuhören, die vor 50 Jahren Unheil herbeigezogen hätten, auch ist in meinem Buche die Kirche nirgends direkt angegriffen; sodaß ich alle Hoffnung habe die Censur zu passiren: indessen kenne ich die Grundsätze derselben nicht ganz genau und man kann nicht wissen wie die Herren manches auszulegen belieben möchten.

Zu Abänderungen an dieser mir über alles wichtigen Schrift würde ich mich auch nicht entschließen. Ich denke aber, daß im allerschlimmsten Fall Sie das Buch in Jena oder Merseburg könnten drucken laßen doch hoffe ich daß es nicht dahin kommen wird. Uebrigens ist bekanntlich ein Verbot für ein Buch gar kein Unglück.

Für die mir gesandten Artikel des Lexikons habe ich wenig thun können. Denn der erste trägt die Newton'sche Theorie vor, die ich mit Goethe für falsch, ja absurd erkläre, und welche in dem Piererschen Lexikon von meiner Theorie aus der Stelle verdrängt ist, die sie seit mehr als 100 Jahren ungestört in allen Lehrbüchern einnahm: sie wird auch nach und nach überall von der meinigen verdrängt werden, denn die Kraft der Wahrheit ist doch noch eine ganz andere, als die eines berühmten Namens, oder die des Geschrei's ordinärer Professoren. Zur Berichtigung dieses dort nach Newton vorgetragenen Artikels könnte ich also weiter nichts thun, als darunter setzen, daß das zwar ein altes Lied, aber doch kein wahres Wort daran ist.

*) Hiermit ist das Pierer'sche (nicht Pier'sche) „Medizinische Realwörterbuch“ gemeint, das 1816 mit dem gesammten Verlage der Pierer'schen Buchhandlung in Altenburg an Brockhaus verkauft worden war, nicht das erst 1822 begonnene Pierer'sche „Universal-Lexicon“.

Der 2te Artikel „Göthische Farbenlehre" überschrieben, ist unvollständig, ungenügend und (unter uns gesagt) wahre Handlanger-Arbeit. Um aber doch etwas Ihrem Wunsche gemäß zu thun, habe ich die offenbaren, mit Göthe's Farbenlehre, die es doch seyn soll, grade in Widerspruch stehenden Fehler berichtigt. Von mir scheint dem Manne noch nichts zu Ohren gekommen zu seyn, was, bei der Art wie er auszieht, sehr gut ist.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung Ihr ganz ergebener
Arthur Schopenhauer.

Dresden, d. 3ten April 1818.

Der Contract wurde am 8. April abgeschlossen. Noch vor Mitte Juli, dem bedungenen Termin, lieferte Schopenhauer zwei Drittel des Manuscripts ab, der Druck wurde sofort begonnen und am 14. August ging an den Verfasser der erste fertig gedruckte Bogen, dem am 21. August drei weitere folgten. Bevor aber Schopenhauer diese Sendungen erhalten hatte, schrieb er in seiner Ungeduld folgenden Brief, nachdem er schon acht Tage vorher sich beklagt hatte, daß er noch keinen Druckbogen erhalten habe:

Zu meiner großen Verwunderung und noch größerem Verdruß ist abermals eine Woche verstrichen, ohne daß ich die begehrten Aushängebogen, ja nicht einmal eine Antwort von Ihnen erhalten habe, welche zu erwarten ich auf jede Weise berechtigt war.

Ich habe nicht des Honorares wegen geschrieben, wie die Unbedeutsamkeit desselben von selbst beweist; sondern um ein lange durchdachtes und mühsam ausgearbeitetes Werk, die Frucht vieler Jahre, ja eigentlich meines ganzen Lebens, durch den Druck zur Aufbewahrung und Mittheilung zu bringen.

Woraus folgt, daß Sie nicht etwa mich anzusehn und zu behaupten haben, wie Ihre Conversations-Lexikon-Autoren und ähnliche schlechte Skribler, mit denen ich gar nichts gemein habe, als den zufälligen Gebrauch von Tinte und Feder.

Was ich von Ihnen verlange, ist keine Gunst noch Gefallen, sondern die Erfüllung durch Kontrakt festgesetzter Verpflichtung. Nur in dem festen Vertrauen auf Ihr Wort und Unterschrift, daß Sie die erste und wesentlichste meiner Bedingungen, den wirklichen Druck zu bestimmter Zeit, pünktlich erfüllen würden, habe ich Ihnen mein Werk übergeben und keinen andern Verleger gesucht: daher muß ich jetzt auf Erfüllung des Kontrakts bestehn. Ueberdies pressirten Sie mich noch in Ihrem letzten Brief um pünktliche Einsendung des Rests der Arbeit: jetzt aber ist ein Monat verstrichen, seit Sie das M S haben und ich bekomme keinen gedruckten Bogen zu Gesicht: unterdessen rückt die Messe immer näher und wir haben 40 Bogen zu drucken.

Es thut mir leid, daß ich so früh in einem rechtenden und zurechtweisenden Tone zu Ihnen reden muß: aber wie ich jede übernommene Verpflichtung auf das pünktlichste erfülle; so verlange ich das Gleiche von Andern: sonst ist kein Bestand im Leben. Sie haben es sich daher selbst beizumessen.

Ich ersuche Sie daher jetzt um unverzügliche Antwort und Rechenschaft von dieser mir, besonders wegen meiner Reise, so höchst widerwärtigen Verzögerung des Drucks.

ergebenst Arthur Schopenhauer.

Dresden, d. 14ten August 1818.

Brockhaus kannte die Ungeduld junger Schriftsteller bei dem Drucke ihrer Erstlingswerke und entschuldigte damit wol den beleidigenden Ton und Inhalt dieses Briefs, zumal Schopenhauer wenige Tage später, am 18. August, nachdem er den ersten Aushängebogen erhalten, viel höflicher schrieb und sich diesmal auch „mit vieler Hochachtung" unterzeichnete, was er das vorige Mal weggelassen hatte. Er ließ ihm am 21. August antworten: die Altenburger Druckerei sei nochmals zur größten Beschleunigung ermahnt worden, und das Werk werde sicherlich auch noch im October vollendet werden. Einige Tage darauf schrieb Schopenhauer wieder:

Der Altenburger Buchdrucker hat nichts geschickt. Der August ist zu Ende. In 7 Wochen sind 4 Bogen gedruckt. Es liegt am Tage, daß bei Ihnen Wort und That, Versprechen und Halten, zwei sehr verschiedene Dinger sind. Das Wenige was gedruckt ist hat gegen die ausdrückliche Bestimmung des Kontrakts 35 Zeilen auf der Seite. Sie haben nicht nur den Kontrakt nicht gehalten, sondern auch seitdem mich mit fortdauernden Versprechen und Versicherungen zum Besten gehabt, was mich doppelt aufbringt. Sie haben mich ermahnt doch ja zum Anfang Septembers den Rest fertig zu haben, weil sonst das Werk nicht zur Messe fertig sein könnte: ich habe gearbeitet wie ein verhungerter Abschreiber, und sehe nun, daß es nichts hilft. Sie wissen, wie wichtig mir die Erscheinung meines Werkes ist und können daraus schließen wie ich gegen Sie gesinnt bin. Mit welcher Zuversicht daß mein Werk erscheint, soll ich jetzt nach Italien gehen? Alles ist zu meiner Abreise bereit und nichts hält mich, als Sie: weil mir mein Werk meiner Person weit vorgeht. Es ist nichts schrecklicher für mich, als mit Leuten zu thun zu haben, deren Worte keinen Glauben verdienen. Ich weiß nicht woran ich bin und werde es nicht wissen, nach Allem was Sie mir jetzt auch schreiben mögen: denn wie soll ich Ihren Worten trauen?

Ich will jetzt das Honorar haben: hauptsächlich zum Beweise, daß es Ihnen Ernst ist zu drucken: sodann weil ich zur Reise alle Gelder einziehen muß die mir zukommen.

Obgleich dies Honorar nicht der 10. Theil ist, von dem was der Sache angemessen wäre; so muß ich, nach Ihrem bisherigen Verfahren, fürchten, daß Sie auch dessen Auszahlung verzögern werden; was mich in diesem Argwohn bestätigt, ist Ihr Schweigen über diesen Punkt, so oft ich ihn berührte, und zudem höre ich von mehreren Seiten, daß Sie mit Bezahlen des Honorars meistens warten ließen, auch wohl überhaupt Anstand nähmen. Von Ihnen hätte ich dies am wenigsten erwartet, nach den Grundsätzen die Sie in Ihrer Broschüre gegen Maklot äußern: bedenken Sie nur, daß so ein Nachdrucker auch nichts weiter will, als das Honorar umgehn, und daß Ihre gute Sache es allein durch den Umstand ist, daß Sie wirklich Honorar bezahlen.

Was ich von Ihnen, nach meiner eigenen Festsetzung, zu fordern habe, ist so bitterwenig, daß ich nicht ein Wort daran wenden würde; wäre es nicht, daß ich von Ihnen das Honorar so fordre, wie man vom Veturino sich einen Thaler geben läßt, um sicher zu seyn daß er wirklich fährt, und zweitens weil ich die Reise vor mir habe. Sie können es, nach dem was ich Ihnen vorgestellt, mir selbst nicht verdenken, wenn ich in diesem Punkt mich nicht wieder dem Hinhalten und Aufhalten durch Sie aussetzen, sondern sicher gehen will. Daher ersuche ich Sie mir das Honorar für wenigstens 40 Bogen zu schicken: denn da ich jetzt sehe, daß die 2te Absendung von M S grade soviel als die erste betragen wird (vielleicht 4 geschriebene Bogen weniger) so ist gewiß, daß selbst bei dem engen Druck, mehr als 40 Bogen herauskommen: aller Billigkeit nach sollten Sie, zumal bei dem engen Druck, mir auch die Bogen bezahlen, die über 40 sind: doch will ich, wie gesagt, es Ihnen selbst anheimstellen. — Wollen Sie mir das Honorar nicht vorher übermachen, so will ich das M S Jemanden in Leipzig senden, der es Ihnen gegen das Honorar einhändigt; auch muß ich ihm dann den Kontrakt schicken, damit falls Sie den Druck noch ferner verzögern, er Sie gerichtlich dazu anhalten kann. Denn es ist ja, beim Himmel, kein anderer Weg möglich. Um indessen das letzte Extrem und ein entschieden feindliches Verfahren, womöglich, zu vermeiden, will ich Ihnen noch einen Vorschlag thun, der so ist, wie ihn Ihr bisheriges Verfahren noch keineswegs verdient. Ich will in 8 Tagen den Rest des M S an Sie absenden, wenn Sie in Ihrem nächsten Brief mir unumwunden Ihr *festes Ehrenwort geben*, am *Tage nach Empfang des* M S das Honorar für wenigstens 40 Bogen zu übersenden und zugleich mit aller Ihnen möglichen Aufrichtigkeit zu melden, wann der Druck beendigt seyn wird. — Wenn Sie auch diesem sich durch Umschweife entziehn, so muß ich, wie gesagt, Jemanden in Leipzig die Sache zu betreiben übergeben. Messen Sie übrigens es sich selbst bei, daß meine Geduld, wie Sie sehn, zu Ende ist.

Dresden, d. 31. Aug. 1818. Arthur Schopenhauer.

Jetzt war umgekehrt Brockhaus' Geduld zu Ende. Er schickte sofort Abschriften der von ihm mit dem Factor der Altenburger Druckerei gewechselten Briefe an Schopenhauer, aus denen zu ersehen sei, wie man den Fehler wegen der Zeilenzahl dort gegen seinen Willen gemacht habe, und bemerkte noch, daß er selbst fortwährend auf schnellsten Druck dringe. Dann fügte er hinzu:

„Sie werden hieraus abnehmen, daß ich als ordentlicher, pünktlicher und verständiger Geschäftsmann gehandelt habe und mich kein Vorwurf trifft. Selbst setzen und drucken kann und will ich Ihr Werk nicht. Ich muß mich an Andere wenden. Geschieht dies an eine so ansehnliche und wohladministrirte Druckerei, als es die Altenburger ist, so trifft mich, wenn man die Welt nimmt, wie sie ist, und sie sich nicht nach Vorstellung abstrahirt*), kein Vorwurf. Wenigstens will ich mich gerne vor eine Jury vernünftiger Menschen deshalb stellen lassen.

„Was das Honorar betrifft, so können Sie solches und zwar 40 Ducaten dem Contract gemäß bei der Ablieferung des Restes vom Manuscript in Empfang nehmen, nehmen lassen oder von mir eingesandt erhalten. Es bedarf dazu bei mir nicht der Gebung meines Ehrenwortes. Dem *wahren* Manne von *Ehre* genügt das *Wort*, das einfache. Meine

*) Wortspiel mit dem Titel des Schopenhauer'schen Werks.

Erfahrung hat mich gelehrt, daß es nur Windbeutel sind, die etwas „bei ihrer Ehre" oder „auf Ehre" betheuern.

„Wenn Sie anführen, daß Sie allgemein dort hörten, ich lasse auf das Honorar doch gegen Contract warten, so werden Sie mir erlauben, daß, so lange Sie mir nicht wenigstens einen einzigen Autor namentlich aufführen, den ich darüber zur Rede stellen kann, ich Sie für keinen Ehrenmann halte. Das Allgemeine will ich Ihnen ersparen. Dies zur Antwort auf Ihren Brief."

Auf dieses Schreiben scheint Schopenhauer nichts erwidert zu haben. Dagegen sandte er den Rest seines Manuscripts an Dr. Wiesand in Leipzig, indem er diesen zur Empfangnahme des Honorars bevollmächtigte und letzteres wurde demselben am 18. September mit 40 Ducaten ausgezahlt. Darauf erst schrieb Schopenhauer am 22. September wieder an Brockhaus, doch ist dieser Brief nicht erhalten. Jedenfalls war darin der Schluß von Brockhaus' letztem Briefe mit Stillschweigen übergangen, denn dieser entgegnete am 24. September:

„Mein Herr! Ich hatte in Ihrem Briefe vom 22. vor allem Andern einen Beweis für Ihre injuriösen Behauptungen in Ihrem frühern Briefe oder einen Widerruf derselben erwartet, und da sich weder das Eine noch das Andere darin befindet und ich Sie nach meiner Erklärung also fortan für „keinen Ehrenmann" halte, so kann deshalb auch künftig kein Briefwechsel weiter zwischen uns stattfinden und werde ich daher Ihre etwaigen Briefe, die ohnehin in ihrer göttlichen Grobheit und Rusticität eher auf einen Vetturino*) als einen Philosophen schließen lassen möchten, gar nicht annehmen, wenn ich Ihre Handschrift auf der Adresse erkenne und auf alle Fälle den Inhalt gar nicht beachten. Was ich zu thun habe, weiß ich selbst und bedarf ich dazu keiner Erinnerungen, die in den sackgroben Formen, worin Sie solche kleiden, ohnehin immer entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen. Ich hoffe nur, daß meine Befürchtung, an Ihrem Werke blos Maculatur zu drucken, nicht in Erfüllung gehen werde."

Mit dieser Dissonanz schloß der an Harmonien ohnehin nicht reiche briefliche und geschäftliche Verkehr zwischen Schopenhauer und Brockhaus, wenigstens findet sich keine Spur einer Wiederaufnahme desselben, weder beim Erscheinen des Werks noch in den folgenden Jahren. Brockhaus suchte zunächst seine übrigen Verpflichtungen gegen Schopenhauer ebenso gewissenhaft zu erfüllen, wie er es in Betreff der Auszahlung des Honorars gethan hatte; er drängte die Altenburger Druckerei fortwährend wegen Beschleunigung des Drucks und äußerte dabei einmal, noch vor dem vollständigen Bruche mit Schopenhauer: „Ich muß mich mit diesem Menschen sehr zusammennehmen, weil er ein wahrer Kettenhund ist." So konnte das Werk, wenn auch nicht im October, doch noch vor Ende des Jahres 1818 erscheinen. Am 12. December sandte Brockhaus an Herrn von Quandt, einen Freund Schopenhauer's, den dieser wahrscheinlich jetzt zur Mittelsperson gewählt hatte, die letzten Aushängebogen, kurz darauf auch die dem Verfasser zukommenden Freiexemplare. Und die eine Genugthuung ward ihm wenigstens, daß Schopenhauer aus Rom, wohin er noch vor der Druckvollendung seines Werks geeilt war, an Herrn von Quandt schrieb, er habe sich über den gelungenen Druck sehr gefreut.

Auch für den Debit und das Bekanntwerden des Werks trug Brockhaus Sorge, und wußte z. B. den damals schon sehr angesehenen Philosophen Herbart in Königsberg zu einer eingehenden Besprechung desselben im „Hermes" zu bestimmen, indem er jedoch, wie stets in solchen Fällen, ausdrücklich bemerkte: „Der Umstand, daß Schreiber dieses solches verlegt hat, muß Sie nicht im Geringsten stören, es der strengsten Prüfung und Analyse zu unterwerfen." Aber obwol diese anonym erschienene Recension das Werk für eine höchst bedeutende Erscheinung erklärte, blieb dasselbe doch fast ganz unbeachtet. Am 9. Februar 1820 schrieb Brockhaus dem Philosophen Krause in Dresden: von dem Schopenhauer'schen Werke seien noch nicht 100 Exemplare abgesetzt worden.

Diese Thatsache gegenüber dem großen Erfolge, den das Werk und die Schopenhauer'sche Philosophie überhaupt nachmals hatte, ist so merkwürdig, daß der nähere Sachverhalt hier noch mitgetheilt werden möge, wenn damit auch in eine viel spätere Zeit vorgegriffen wird.

Zehn Jahre nach dem Erscheinen des Werks, fünf Jahre nach Brockhaus' Tode, am 24. November 1828, frug Schopenhauer von Berlin aus bei der Verlagshandlung an, wie viele Exemplare seines Werks verkauft und wie viele noch auf Lager seien; „obgleich ich", schrieb er, „kein pecuniäres Interesse dabei habe, so habe ich dafür ein so großes literarisches, daß mir ohne Zweifel an dem Absatze jenes Buches noch weit mehr gelegen ist als selbst Ihnen."

Die Verlagshandlung antwortete am 29. November: es wären noch 150 Exemplare vorräthig, wie viele aber verkauft worden, lasse sich nicht angeben, da vor mehreren Jahren eine „bedeutende Anzahl" Exemplare maculirt worden sei; nur so viel wisse man, daß der Absatz wie jetzt so auch früher „sehr unbedeutend" gewesen sei.

Schopenhauer erwiderte hierauf nichts: so trostlos hatte er die Auskunft doch wol nicht erwartet.

Erst nach Verlauf von abermals fünfzehn Jahren, am 7. Mai 1843, schrieb er wieder an die Verlagshandlung und bot ihr einen zweiten Band zu dem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung" zum Verlage an, mit dem Hinzufügen, es sei sein sehnlichster Wunsch, daß auch der erste Band neu gedruckt werde und so eine „zweite, um das Doppelte vermehrte Auflage in zwei Bänden" erscheine. Daß er sich, fuhr er fort, mit seinem Antrage an die Verlagshandlung des ersten Bandes wende, werde diese ganz in der Ordnung finden; dagegen werde sie sich wundern, daß er diesen zweiten Band erst 24 Jahre nach dem ersten liefere. Allein er habe nicht früher damit fertig werden können, obwol er wirklich all jene Jahre hindurch mit den Vorarbeiten dazu unablässig beschäftigt gewesen sei. Was lange bestehen solle, entstehe langsam. Die endliche Abfassung selbst sei die Arbeit der letzten vier Jahre.

Daß sein Selbstbewußtsein trotz des bisherigen Mißerfolgs nicht vermindert war, zeigt folgende Stelle seines Briefs, deren erste Zeilen mit ihrem vornehmen Herabsehen auf die Literaturkenntniß des Verlegers auch nicht gerade geeignet sein konnten, diesen für sich günstig zu stimmen:

„Ich wollte, Sie kennten die wahre Litterärgeschichte: da würden Sie wissen, daß alle ächten Werke, alle die, welche nachher sich einer beständigen Dauer erfreut haben, am Anfange vernachlässigt dalagen, wie meines, während das Falsche und Schlechte oben auf war. Denn Dies weiß sich jederzeit in der Welt so breit zu machen, daß dem Guten und Aechten kein Raum bleibt und dieses sich durchwinden muß, bis es endlich ans Licht gelangt. Auch meine Zeit wird und muß kommen, und je später desto glänzender. Es handelt sich jetzt in der That darum, ein Werk in die Welt zu setzen, dessen Werth und Wichtigkeit so groß ist, daß ich selbst hier hinter den Kulissen, d. h. dem Verleger gegenüber, solche nicht auszusprechen wage: weil Sie mir nicht glauben können."

Er stellte es dann der Verlagshandlung anheim, ob sie ihm für beide Bände irgend ein oder gar kein Honorar geben wolle. Die frühern Mittheilungen über schwachen Absatz, Maculiren u. s. w. seien ihm noch sehr erinnerlich und hätten ihm viel Betrübniß verursacht. Aber ein kleines Publicum habe er sich doch allmälig für seine Schriften erworben. „Einst", schloß er prophetisch, „wird es ein sehr großes sein, auch mein Buch noch viele Auflagen erleben, wenn auch ich diese nicht erlebe."

*) Anspielung auf ein von Schopenhauer gebrauchtes Bild.

Nach dem so ungünstigen Resultate der ersten Auflage — von den 1828 auf Lager gewesenen 150 Exemplaren waren 1830 abermals 97 maculirt worden und trotzdem 1843 noch genug für die Nachfrage vorhanden — war es der Verlagshandlung nicht zu verdenken, wenn sie ungeachtet der kühnen Schlußprophezeiung Schopenhauer's und der ihr gewordenen Belehrung über die „wahre Litterärgeschichte" auf seinen neuen Antrag nicht einging. Sie schrieb ihm am 13. Mai: sie könne das selbst dann nicht, wenn er auf jedes Honorar verzichte, da sie mit der ersten Auflage ein „zu schlechtes Geschäft" gemacht habe; sie sei indeß bereit dazu, wenn er entweder den Druck bezahle und das Werk von ihr in Commission debitiren lasse oder die Hälfte der Herstellungskosten trage, um später die Hälfte des Reingewinns zu erhalten.

Beide Vorschläge lehnte Schopenhauer in seiner Antwort vom 17. Mai entschieden ab, obgleich er sie wohlmeinende nannte. Er bezeichnete die ihm ertheilte Ablehnung als ebenso unerwartet wie niederschlagend für ihn, und fügte hinzu: Allerdings wolle er dem Publicum ein Geschenk machen und zwar ein sehr werthvolles, aber für sein Geschenk noch obendrein bezahlen, das wolle und werde er nicht; lieber möge sein Werk dann warten und liegen bleiben, um einst als posthumum zu erscheinen, „wann die Generation gekommen sein wird, die jede Zeile von mir freudig bewillkommnen wird: sie wird nicht ausbleiben". Er erwähnte dann nochmals, daß der Werth der Werke nicht mit dem Absatze parallel gehe: von David Hume's englischer Geschichte seien im ersten Jahre nur 45 Exemplare abgesetzt worden; Goethe's „Iphigenie", „Egmont" und „Wilhelm Meister" hätten erst gar nicht gehen wollen u. s. w. Indessen mache er es der Verlagshandlung durchaus nicht zum Vorwurfe, daß sie von ihrem Standpunkte rede, wie er von dem seinigen: „Wechsel auf die Nachwelt sind nicht discontabel, das weiß ich." Um aber „keins seiner würdiges Mittel unversucht zu lassen", biete er jetzt den zweiten Band allein an; bei wiederholter Ablehnung bitte er, ihm das Recht einzuräumen, den ersten Band neu drucken zu dürfen, um dann zu versuchen, einen andern Verleger für das Ganze zu finden, so schwer das auch halten werde.

Als nicht gleich eine Antwort erfolgte, schrieb er am 1. Juni nochmals an die Verlagshandlung. Diese entschloß sich nun doch, den zweiten Band in Verlag zu nehmen und auch den ersten Band neu zu drucken. Sie meldete das Schopenhauer am 10. Juni und dieser antwortete am 14. Juni: sie habe ihm durch die Anzeige ihres geänderten Entschlusses „eine unerwartete große Freude" gemacht, welche er ihr aufrichtig gestehe; „aber eben so aufrichtig", fuhr er fort, „versichere ich Sie meiner festen Ueberzeugung, daß Sie durch Uebernahme meines vervollständigten Werkes ein gutes Geschäft machen, ja, daß einst der Tag kommen wird, wo Sie über Ihre Bedenklichkeit die Druckkosten daran zu wenden herzlich lachen werden."

Dieser Tag ist gekommen, wie die Verlagshandlung dann auch dem Verfasser gegenüber offen eingestanden hat, aber freilich sehr spät, fünfzehn Jahre nach jener Prophezeiung und zwei Jahre vor Schopenhauer's Tode. Bis dahin bereute die Verlagshandlung manchmal ihr Wagniß und mit gutem Grunde, denn die 1844 erschienene zweite Auflage ging nicht viel besser als die erste, so daß 1851 und 1852 selbst der Preis herabgesetzt wurde.

Erst in den fünfziger Jahren stieg allmälig der Absatz der zweiten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung", besonders nachdem 1853 in der „Westminster Review" ein längerer Aufsatz über Schopenhauer von John Oxenford erschienen war und seit Julius Frauenstädt in Zeitschriften wie in selbständigen Schriften lebhaft für Schopenhauer auftrat. So war diese zweite Auflage des Werks (freilich auch nur in 500 Exemplaren des ersten und 750 des zweiten Bandes gedruckt) endlich nach fünfzehn Jahren vergriffen. Als die Verlagshandlung am 5. August 1858 Schopenhauer hiervon Mittheilung machte, nannte er in seiner Antwort vom 8. August die Nachricht zwar eine „sehr erfreuliche", fügte aber mit philosophischer Ruhe und unvermindertem Selbstgefühl hinzu: er habe darauf schon so lange gewartet, daß der Eindruck das Gegentheil der Ueberraschung gewesen sei. Die ziemlich hohen Honorarbedingungen, welche er stellte, nahm die Verlagshandlung an, und die dritte Auflage erschien 1859. Schopenhauer wollte mit derselben eine Gesammtausgabe seiner Schriften verbinden, die Verlagshandlung ging auf diese Idee auch warm ein, doch wurde ihre sofortige Ausführung durch die großen Vorräthe seiner bei andern Verlegern erschienenen Schriften verhindert. Die Gesammtausgabe wurde erst nach seinem Tode von der Verlagshandlung veranstaltet und von Julius Frauenstädt als dem Erben der Verlagsrechte Schopenhauer's herausgegeben (6 Bände, 1873 und 1874); dieselbe enthält auch eine neue, die vierte, Auflage von „Die Welt als Wille und Vorstellung", von den übrigen Schriften zweite und dritte Auflagen. Schopenhauer starb kurz nach dem Erscheinen der dritten Auflage seines Hauptwerks, während des Drucks der zweiten Auflage seiner „Ethik", am 21. September 1860. Seine Prophezeiungen über das Durchdringen seiner Werke hatten sich also noch bei seinen Lebzeiten erfüllt und erfüllten sich noch mehr nach seinem Tode.

Hiermit schließen wir unsere Auszüge aus der Brockhaus'schen Biographie, nicht ohne Bedauern, daß uns die Raumverhältnisse dieses Blattes nöthigen, so Mancherlei, das außerdem noch von allgemeinerem literargeschichtlichen und culturellen Interesse wäre, unerwähnt lassen zu müssen. Die mitgetheilten Auszüge werden aber schon zur Genüge erkennen lassen, daß man es in der Brockhaus'schen Biographie mit einem über den Rahmen einer bloßen Lebensbeschreibung gegenständlich weit hinausgehenden Werke von manniqfach bedeutendem wissenschaftlichen Werthe zu thun hat.

Vom Lago maggiore.

IV.

Der Lago maggiore, davon überzeuge ich mich mehr und mehr, ist nicht nur der schönste der oberitalienischen Seen, sondern wol einer der schönsten der Welt. Als kürzlich ein hübscher kräftiger Mann aus Innsbruck hier ankam, rief er mit mehr Emphase, als er vielleicht rechtfertigen konnte: „Der Comer See ist ein Gefängniß gegen diesen da!" Er wollte damit das behagliche Gefühl der Weite und Breite ausdrücken, das man beim Anblick dieses blauen Spiegels sofort empfindet, der sich namentlich gegen Süden zu, wo die Ufer flach werden, fast zu einem Meere auszudehnen scheint. Er erscheint, wie der Comer See auch, in drei Armen, aber wesentlich anderer Gestalt, einem sehr langen nordöstlichen, der von Locarno, der schweizerischen Hauptstadt des Cantons Tessin, bis Pallanza reicht, und von da sich bis Arona oder Sesto Calende als zweiter Arm, oder, genau genommen, nur als Verlängerung südlich mit einer kleinen Biegung nach West fortsetzt. Der dritte Arm, eigentlich nur eine große Bucht, zieht sich nach Nordwest und schließt mit dem Dorfe Feriolo, dem Monte Orfano und im Hintergrunde der herrlichen Simplongruppe ab. Im Nordosten begrenzen den See die Schweizer Gebirge, Gotthard, Furka und ihre Nachbarn, im Süden läuft er in die lombardische Ebene aus,

daher von Arona über Sesto Calende Eisenbahn nach Mailand oder auch direct von Arona über Novara nach Genua. Die größte Länge des Sees beträgt von Magadino etwa bis Sesto Calende 66 Kilometer, die größte Breite zwischen Laveno am östlichen und Feriolo am westlichen Ufer 12 Kilometer; seine größte Tiefe zwischen Intra, Luino und Sta. Catterina del Sasso 834 Meter, ca. 2640 Fuß. Ueber Meer liegt er 193,15 Meter. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind im Norden der Ticino, der den See unter Beibehaltung seines Namens am Südende wieder verläßt, im Westen die Tosa, im Osten die Tresa und eine Menge anderer kleinerer Nebenflüsse, unter denen ich nur die Anza oder Anzasca nennen will, weil sie direct aus einem der Gletscher des Monterosa kommt. Der See friert nie zu, auch an seinem nördlichen Ende nicht. Die Temperatur des Sees beträgt in diesem Augenblicke, da ich dies schreibe, 28. September, noch 16—18 Grad, und gestattet ein höchst angenehmes, erfrischendes Bad. Es giebt kein größeres Vergnügen, wenn man schwimmen kann, als mitten auf dem See vom Boot herab, Angesichts dieses köstlichen Gebirgskranzes, sich in seine Arme zu werfen, zumal er meist spiegelglatt ist. Ich habe ihn nie im Aufruhr gesehen. Das Wasser ist süß, angenehm zu trinken, trotz des lebhaften Dampfbootverkehrs überaus fischreich. Lachsforellen werden bis zu 20 Kilogramm Schwere gefangen, zu 6—8 Kilo ist etwas ganz Gewöhnliches. Jeden Sonntag gewöhnlich verzehren wir an der Table d'hôte eine oder einige derselben. Andere recht schmackhafte Fische sind kleinere Forellen (trota), der Seebarsch (persico), die Schleie (tinca), der Aal (anguilla) und der Agone, eine Art Weißfisch. Sieben Personenboote, unter ihnen 3 große Dampfer, „Lucmagno", „Gottardo" und „Bernhardino", vermitteln den Verkehr, der ans Unglaubliche grenzt. So wurden z. B. im Jahre 1871 nicht weniger als 285,000 Personen und 360,000 Centner Waaren befördert. Die Küstenschifffahrt wird von ungefähr 1250 Schiffen besorgt, welche im Durchschnitt jährlich 1,350,000 Centner Güter befördern. Kein See der Welt ist, glaube ich, an seinen Ufern so umbaut als der Lago maggiore. Man zählt allein an Uferorten, auf einem verhältnißmäßig so geringen Flächenraum, 40 Ortschaften, unter denen die gar nicht unbedeutenden Städte Locarno, Intra, Pallanza, Arona und eine große Menge sehr ansehnlicher Flecken, unter denen Brissago, Canobbio, Cannero, Barbero (bekannt durch seinen vortrefflichen Wein), Suna (in der geschütztesten Lage), Baveno, Stresa, Laveno, Luino, Magadino die bedeutendsten sind. Erbaut werden am See wesentlich Wein (circa 300,000 Hektoliter jährlich) und Maronen, auch etwas Feigen, Oliven, Nüsse und eine außerordentlich große Zahl Maulbeerbäume. Man sieht sie an dessen Gehängen fast überall mit Festons von Weinreben umhangen. Nicht zu vergessen ist die sehr starke Production von Granit aus den Steinbrüchen des Monte Motterone und des Monte Orfano. Von dem Reichthum an diesem Material giebt einen Begriff, wenn man sagt, daß die Telegraphenstangen rings um den See aus Monolithen von Granit bestehen.

Die Zahl der Umwohner des Sees wird auf mehr als 200,000 geschätzt. So viel vom See, und was in ihm und auf ihm schwimmt.

Auf ihm liegen die vier Borromäischen Inseln. Sie ausführlich beschreiben wollen, hieße Wasser in die Elbe tragen. Jedes einigermaßen leidliche Reisehandbuch schildert sie. Sie verdanken ihre Berühmtheit wol viel weniger ihrer Beschaffenheit, als ihrer Lage und den ausschmückenden Schilderungen der Poeten, namentlich Jean Paul's in seinem Titan, der sie nie gesehen hat. Das Geschlecht der Grafen von Borromeo, dessen berühmtester Sproß, der Cardinal Carlo Borromeo, geb. 1538 zu Arona, gest. 1584 zu Mailand, dessen 66' hohes Standbild aus getriebenem Kupfer ½ Stunde von Arona, die Gegend weithin beherrschend, steht, war wol ziemlich alt. Alle vier Inseln, S. Giovanni, nicht, wie Bädecker irrthümlich sagt, den Domherren von Pallanza, die nur den Dienst in der kleinen Kirche haben, Isola bella, Isola madre und selbst Isola dei piscatori zu Lehn, gehören ihnen. Isola S. Giovanni liegt dicht bei Pallanza, unserm Hotel gerade gegenüber; ungefähr in der Mitte des Sees Isola madre, links davon näher an Stresa Isola bella, rechts davon, ganz nahe am Ufer Isola dei pescatori.

Wer Isola bella einmal besucht hat, besucht es in der Regel nicht zum zweitenmal. Das große vom Grafen Vitalio Borromeo († 1690) erbaute, übrigens recht prächtige und fürstliche Schloß ist, wie Bädeker mit Recht bemerkt, für die Insel viel zu groß, die Terrassen und Bögen, sammt dem obenauf stehenden Pferd aus dem Wappen der Borromäer im Zopfstyl, der Garten im alten französischen Geschmack, mit einem kleinen englischen Anhängsel. Ein Witzbold hat die Insel eine Trüffelpastete auf einem altmodischen Tafelaufsatz genannt. Aber das ist doch zu viel oder vielmehr nichts gesagt. Einmal muß man die Insel mit ihrem sonderbaren Rococoschmuck, mit ihren herrlichen Exemplaren von Cedern, Magnolien, Cypressen, Aloes und prachtvollen Orangen- und Citronenbäumen, mit ihrer seltsamen Muschelgrotte, Laubgängen, und kostbaren Aussicht und Durchblicken auf den See doch gesehen haben. Weit poetischer und anmuthender ist freilich Isola madre mit ihren kolossalen Exemplaren exotischer Bäume aller Art, namentlich auch herrlicher Coniferen, über denen allen neben dem ziemlich verfallenen Schloß eine mächtige Riesentanne aus den Alpen von ungefähr 70—80 Fuß Höhe thront. Die ganze Insel hat in ihrem einsamen vegetativen Leben einen Anflug edler Melancholie und man möchte da gern stundenlang träumen, wenn nur der ungeduldige Gärtner nicht immer weiter und weiter drängte. Isola dei pescatori trägt auf ihrem Rücken, wonach sie heißt, ein reines Fischerdorf und hat nur einen kleinen Platz zum Trocknen der Netze. Isola S. Giovanni, die kleinste unter den Inseln, last but not least, ist ein allerliebstes Fleckchen Erde, alles sauber und nett und reinlich gesondert, das Schlößchen freilich gänzlich leer und unbewohnt, kein Tisch, kein Stuhl darin, aber neben ihm die interessante gewiß uralte kleine Kirche, die freilich fast ganz verfallen ist. In dem mit wildem Wein ganz umsponnenen kleinen Thurm hängt melancholisch die Glocke, die alle Jahre höchstens einmal zur Messe läutet. Vor Schlößchen und Kirche stehen vier schöne alte Cypressen. Ueber die grüne von wohlgepflegten Kieswegen durchzogene Grasfläche sind mächtige Tannen, Pinien und andere Coniferen verstreut. Auch fehlen Ceder, edler Lorbeer, Myrthe und große Hortensien nicht. Am Felsen kleben mächtige Aloëstauden. Die ganze Insel, auf der jetzt eben mein lieber Freund, Herr von Waldenburg, schöne Studien malt, ist nur von drei Menschen, dem Gärtner, seiner Frau und deren kleinem Buben, bewohnt. Hic mihi prae ceteris angulus terrarum ridet. Es ist jammerschade, daß das Schlößchen nicht mehr bewohnt und benützt wird.

Von anderen in der Nähe Pallanzas gelegenen Punkten am See nenne ich zuerst noch einmal Villa Brown, die wegen des ganz einzigen prächtigen Ueberblickes über den ganzen See und seine Umgebungen allen Besuchern Pallanzas, ja auch denen, die etwa drüben in Stresa oder Baveno wohnen, nicht dringend genug empfohlen werden kann. Die Villa liegt auf der Höhe des schönen grünen Vorberges la castagnola, dicht über der uralten Kirche San Remigio, die über einem Venustempel erbaut sein soll. Sie ist ein kleines im Schweizerstyl gebautes Haus und beherrscht die ganze Umgegend. Auf dem Belvedere des Daches dieses Hauses, das von Besuchern fast nie leer wird, genießt man ein Panorama, das in seiner Herrlichkeit jeder Beschreibung spottet. Man übersieht alle in Nähe und Ferne den See umgebenden Gebirge, alle drei Arme des Sees, die Städte Pallanza und Intra, die interessanten Vorberge St. Martino und St. Salvadore, an denen hinauf Ortschaft an Ortschaft liegt, bis zur

Höhe von circa 1000 Meter, über allen thronend die schauerliche Felspyramide des Pizzo Marone. Man zählt auf dem Belvedere mit unbewaffnetem Auge 82 Kirchen, was einen Begriff von dem unermeßlich reichen Anbau der Gegend giebt. Endlich nenne ich noch zum Schluß in ihrer Art die Krone von allen, Villa Franzosini. Hier ist alles im großen Styl, offen und frei, in Hülle und Fülle. Die Villa liegt $^3/_4$ Stunde von Pallanza, ¼ Stunde von dem gewerbfleißigen Städtchen Intra, am östlichen Arme des Sees, gerade gegenüber der schönsten Berggestalt des Sees, wie ihn Bädeker mit Recht nennt, dem Sasso di Ferro, und dem artigen graziös an seinem Fuße hingestreckten Flecken Laveno. Sie gehörte früher dem Fürsten Poniatowsky, jetzt einem reichen Kaufmann Franzosini aus Intra, der auf ihre Erhaltung jährlich 50,000 Lire verwenden soll. Sowie man durch das Thor des Gartens eintritt, kommt man an einer Wand von Laurus cerasus, dann von Kamelien vorüber. Dann ist das Erste, was in die Augen fällt, eine riesige Banane und eine Masse anderer seltener Pflanzen, große Gruppen von Arum, Ginerium mit seinem lichten Strahlenbüschel, mächtige einzeln stehende Kamelienbäume aber zu Hunderten. Oben auf der Höhe angelangt, erblickt man die Villa selbst, ein einfaches Schloß in mittelalterlichem Styl, davor einen freien Platz mit geschmackvollen Blumenbeeten, einem Springbrunnen und vier großen laubenförmig ihre breiten saftigen Blätter hängen lassenden Magnolien, wahren Prachtexemplaren. Es sollen die ersten und ältesten sein, die aus Japan herüber gebracht worden sind. Dann weiter im Garten eine Menge der schönsten Rasenplätze mit den seltensten Coniferen, dazwischen herrliche Sitzplätze mit köstlichen Ausblicken auf den See, der schönste auf einem kleinen Plateau zwischen zwei mächtigen Aloëstauden, mit herrlichem Blick auf den Sasso di Ferro und den See auf und ab bis zum fernsten Süden mit seiner bläulichen Färbung. Ich war zuletzt in köstlicher Abendbeleuchtung dort, als der See alle Tinten des Himmels wiederspiegelte, vom zartesten Rosenroth bis zum sattesten Violett. Im Januar bis März, wo die Tausende von Kamelien und im Juni und Juli, wo die süß duftenden Magnolien blühen, muß der Aufenthalt in diesem großartigen Park geradezu bezaubernd sein. Es überkommt uns ein Gefühl der Wehmuth, daß diese Erde doch zu schön ist. Eine schwebende Brücke, über die man zuletzt geht, taufe ich ponte dei sospiri, aber in ganz anderem Sinne als die zu Venedig, denn mit Seufzern muß jeder über diese Brücke gehen, der nicht die Aussicht hat, dieses Paradies noch einmal, wenn möglich recht bald, wieder zu sehen.

---

4 Im Verlag der Engelhardt'schen Buchhandlung (M. Isensee) in Freiberg ist in diesen Tagen ein Werk: „Anleitung zur chemischen Untersuchung der Industriegase von Dr. Clemens Winkler, Professor an der K. S. Bergakademie Freiberg; erste Abtheilung: Qualitative Analyse" erschienen, welches, wollte man es nach der geringen Zahl der Bogen (10) beurtheilen, ein Werkchen zu nennen wäre, seinem reichen Inhalt nach aber für theoretische und praktische Chemiker eine sehr bedeutende und zuversichtlich in den Fachkreisen bald anerkannte Arbeit ist. In der Einleitung betont der schon in der wissenschaftlichen Welt hochgeschätzte, inzwischen zum K. S. Bergrath ernannte Herr Verfasser die fortwährend nothwendige Ueberwachung der chemischen, so überaus wichtigen Fabrikindustrie durch die Chemiker selbst und das dadurch hervorgerufene Bedürfniß nach guten d. h. raschen und doch möglichst genauen Untersuchungsmethoden; die chemische Analyse fordere gebieterisch Eintritt in die Werkstätten und wenn die Analyse der festen und flüssigen Körper bereits auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit stehe, so fehlten doch noch praktische Methoden für Gasanalysen, namentlich für Untersuchung der Industriegase, und doch seien solche Analysen von der außerordentlichsten Wichtigkeit; man denke nur an die noch lange nicht hinlänglich bekannten und somit großen Verbesserungen fähigen Processe der Verbrennung, der Schwefelsäure-, der Leuchtgasbereitung, der Verkokung, an die Beschaffenheit der Giftgase, an die Vorgänge beim Rösten und Schmelzen der Erze, an die Möglichkeit, durch Kenntniß und somit Beherrschung der zugeführten und entstehenden Luftarten, Luftgemische und Luftmengen die hüttenmännischen Schmelzungen zu verbessern, an die Benutzung der aus den verschiedenen Etablissements entweichenden, oft sogar äußerst schädlichen Gase. Selbstverständlich muß aber der trennende Chemiker zunächst den Stoff selbst und dann seine Menge ermitteln, erst qualitativ, dann quantitativ analysiren und so beschäftigt sich denn auch die vorliegende erste Abtheilung mit der qualitativen Analyse, während die zweite, binnen Jahresfrist in Aussicht gestellte Abtheilung die quantitative behandeln wird. Mit eingehender Gründlichkeit und großer Verständlichkeit führt der Verfasser dem Leser zunächst die Operationen und die dazu erforderlichen Apparate und Geräthschaften vor, geht sodann auf die zu verwendenden Reagentien unter Hinweis auf Fresenius' Anleitung zur qualitativen Analyse über, stellt weiter die wichtigsten Eigenschaften und Reactionen von vierundzwanzig in der Technik auftretenden Gasen zusammen und gliedert wiederum diese Gase auf Grund der Absorption derselben durch verschiedene Flüssigkeiten in sieben Gruppen und beschreibt endlich den systematischen Gang der qualitativen Gasanalyse in höchst faßlicher und praktischer, durch deutliche Bilder erläuterter Weise. Hier hat nun der Verfasser auf Grund langjähriger und mühsamer Arbeiten alle die bis jetzt bekannten, von ihm selbst zum großen Theil neu angegebenen Methoden zusammengestellt, durch deren Anwendungen das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Gasen nachgewiesen, die Zugehörigkeit der aufgefundenen Gase zu einer der oben angeführten Gruppen ermittelt und endlich die Gase oder das Gas selbst bestimmt werden. Man sieht es dem ganzen Werke an, daß es von einem seiner Sache völlig kundigen, den Stoff völlig beherrschenden Meister geschrieben ist; dennoch räumt der bescheidene Mann ein, daß die Gasanalyse, selbst die qualitative, noch nicht bis zur größten Vollkommenheit gediehen ist, aber dann, wo es sich darum handeln wird, zu verbessern und zu vervollständigen, gebührt ihm, der auf einem neuen Pfad der Naturforschung vorsichtigen aber festen Schrittes weit vorgedrungen, das Verdienst, die Bahn gebrochen und zu bisher unbekannter Thätigkeit angeregt zu haben, nicht blos zu Gunsten der reinen, sondern auch der angewandten Chemie. Wie einst Plattner mit der Löthrohrprobirkunst epochemachend auftrat, so lehrt Winkler die Luftarten trennen. Die Verlagsbuchhandlung hat das Werk trefflich ausgestattet.

* Seit unserer letzten Anzeige der „Gesammelten Schriften von Friedrich Gerstäcker" (Wiss. Beil. 1875 Nr. 8) hat die überaus thätige Verlagshandlung von Hermann Costenoble in Jena das Unternehmen wieder um ein ganz bedeutendes Stück gefördert, so daß das ganze Werk nunmehr bis zum 28. Bande gediehen ist. Auch die neuen uns vorliegenden Erscheinungen liefern aufs Neue den Beweis, daß wir in den Schriften Gerstäcker's ein wirkliches Volks- und Familienbuch erhalten, welches entgegen den starkgewürzten nach sinnlichem Hautgout schmeckenden Erzeugnissen unserer modernen, vom französischen Geschmacke inficirten Romanschriftstellerei wol geeignet ist, in jedem ehrbaren deutschen Hause eine Stätte zu finden, da, wie groß auch die Fruchtbarkeit Gerstäcker's gewesen ist und wie sehr er allenthalben die Spannung bis auf den höchsten Grad zu steigern verstanden hat, er doch nie zu Mitteln greift, welche zu sittlichen Bedenken Veranlassung geben. Besonders anregend

sind die Schriften, welche auf den Erlebnissen wie auf den Beobachtungen seiner Reisen beruhen, und in welchen er uns gleichzeitig zu belehren und Dank seiner lebhaften Phantasie, wie seiner anziehenden Darstellungsgabe angenehm zu unterhalten versteht. Mit einem scharfen Auge für Land und Leute, sowie für deren Thun und Treiben versehen, hat er uns Bilder geschaffen, die wol hier und da mit einem etwas zu vollen Pinsel gemalt sind und die künstlerische Feinheit und allseitige sorgfaltige Durcharbeitung vermissen lassen, dagegen durch ihre Ursprünglichkeit, ja auch gemüthliche Derbheit und durch ihr charakteristisches Gepräge in hohem Grade anziehen und fesseln. Elf Bände sind es wieder, die uns seit unserem letzten Berichte vorliegen, auf welche wir natürlich hier nicht im Einzelnen weiter eingehen können, und müssen wir uns begnügen, in Kürze nur noch deren Inhalt anzuführen. So bietet der Band 18: Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas; Band 19: Tahiti, Roman aus der Südsee; Band 20: Das alte Haus, Erzählung; Band 21: Inselwelt. Indische und australische Skizzen, sowie Band 22, mit welchem die erste Serie von Gerstäcker's gesammelten Schriften geschlossen ist, die Colonie, brasilianisches Lebensbild. Sofort nach Schluß der ersten Serie hat die überaus rege Verlagshandlung eine zweite zu erscheinen beginnen lassen, welche in neunzehn Bänden die in der ersten Serie nicht vorkommenden Schriften Gerstäcker's enthalten soll. Ausgegeben sind bis jetzt von der zweiten Serie sechs Bände, welche folgende Werke Gerstäcker's bringen: Eine Mutter. Roman im Anschluß an „die Colonie". — General Franco. Lebensbild aus Ecuador. — Sennor Aguila. Peruanisches Lebensbild. — Wilde Welt. Gesammelte Erzählungen. — Die Missionäre. Roman aus der Südsee. — Unter den Pehuenchen. Chilenischer Roman.

— In den fünfziger und sechsziger Jahren trug sich das seltene Ereigniß zu, daß eine deutsche Schriftstellerin ohne irgend nennenswerthe Unterstützung der Presse und der Kritik, welche letztere vielmehr längere Zeit ihren Arbeiten gegenüber eine sehr zurückhaltende Stellung einnahm, sich derart rasch in die Gunst des Publicums setzte, daß ihre Werke fast sämmtlich in mehreren Auflagen erschienen sind, ein Erfolg, dessen sich im Gebiet der Belletristik selbst unsere namhaftesten Schriftsteller nur in Ausnahmefällen rühmen können. Diese Schriftstellerin war die leider frühvollendete Marie Nathusius, und das Geheimniß, welchem sie ihre großen, in ihrer Art einzig dastehenden Erfolge verdankt, liegt einfach darin, daß sie das Bereich ihrer Erzählungen ausschließlich in das deutsche Familienhaus legte und dessen Leben und Treiben mit einer Naturwahrheit und Treue schilderte, wie man dies bisher nur in der englischen Novellistik zu finden gewohnt war. Marie Nathusius hat den deutschen Familienroman im bessern Sinne dieses Wortes gewissermaßen geschaffen und sich damit in der deutschen Erzählungsliteratur einen Namen von dauernder Bedeutung gesichert. Mancherlei Nachahmer und Nachahmerinnen hat sie nach ihrem frühen Tode gefunden, ohne daß es Jemand gelungen wäre, ihre Eigenart vollständig zu treffen, ihre Höhe ganz zu erreichen. Zu Denjenigen, welche in ihrem Genre besonders Anerkennenswerthes hervorgebracht haben, dürfte **Jenny Bach** gehören, welche in den letztverflossenen Jahren uns mit einer Anzahl ansprechender novellistischer Gaben erfreut hat. Als besonders gelungen darunter seien hier die Erzählung: „**Die Pflegegeschwister**" und eine unter dem Titel: „**Frühlingsblumen**" erschienene Sammlung von Skizzen und Märchen (beide Werke herausgekommen im Verlage von Julius Zwißler in Braunschweig, Preis: 3 ℳ und 2 ℳ 70 ₰) hervorgehoben. Insbesondere die erstgenannte Erzählung: „Die Pflegegeschwister" ist eine Leistung, welche zeigt, wie tief und verständnißvoll die Verfasserin in den Geist ihres Vorbildes eingedrungen ist, so daß es ihr gelungen sein dürfte, eine demselben nahezu ebenbürtige Schöpfung ins Leben zu rufen. Für junge Mädchen sind die Arbeiten von Jenny Bach eine treffliche, ebenso ansprechende als belehrende und inhaltvolle Unterhaltungslectüre.

— Anläßlich des am 10. October d. J. stattgefundenen hundertjährigen Geburtstages des Dichters **Heinrich von Kleist** ist als Festschrift dessen einactiges Lustspiel: „**Der zerbrochene Krug**" neu für die Bühne bearbeitet, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Karl Siegen (Leipzig, Verlag von C. G. Theile) erschienen.

* Bei dem vermehrten Interesse, welches in neuerer Zeit dem Oriente zu Theil wird, infolge dessen das Studium der orientalischen Sprachen und orientalischer Literatur eine ganz außerordentliche Steigerung erfahren hat, ist auch die Nachfrage nach orientalischen Werken ganz bedeutend gewachsen, so daß es außerordentlich schwer wurde, die Bedürfnisse nach ihrem ganzen Umfange zu befriedigen, zumal bei Beschaffung zahlreicher orientalischer Druckwerke sehr oft nicht geringe Hindernisse zu überwinden sind, so daß es besonderer Verbindungen und Hilfsmittel bedarf, um das Gewünschte zu erlangen. Um nun die Beschaffung von Schriften der orientalischen Literatur zu erleichtern, hat die k. k. **Hofbuchhandlung von Faesy u. Frick in Wien** neuerdings ihr Augenmerk ganz besonders auf die Besorgung derselben geworfen, und ist sie einestheils durch das freundliche Entgegenkommen einer Anzahl im Oriente lebender Mitarbeiter ihrer „Monatsschrift für den Orient", andrerseits durch erweiterte Geschäftsverbindung in den Stand gesetzt, Aufträge auf arabische, persische, türkische sowie auch japanische, syrische und ostindische Werke rasch und billig zu besorgen. Bei Werken, die nicht in den durch die Handlung gratis zu beziehenden Katalogen enthalten sind, ist es nothwendig, wenn man eine bestimmte Ausgabe zu erhalten wünscht, Druckort und Erscheinungsjahr möglichst genau anzugeben. Auch zur Beschaffung sonstiger fremdsprachlicher Erscheinungen, sowie seltener Werke auf antiquarischem Wege ist die k. k. Hofbuchhandlung von Faesy u. Frick jederzeit gern bereit. Gewiß wird diese Mittheilung den vielen sich mit den orientalischen Sprachen und orientalischer Literatur beschäftigenden Gelehrten sehr willkommen sein und hoffen wir, daß sie das Unternehmen bei Erfüllung seiner schwierigen Aufgabe in betreffenden Fällen durch Aufträge unterstützen werden, damit die orientalische Wissenschaft nicht wieder eines so nothwendigen und unentbehrlichen Hilfsmittels verlustig gehe. Sicher wird aber auch die Handlung allen billigen Wünschen nach Kräften entsprechen und denselben in jeder Beziehung stets die größte Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen. Jedenfalls wird sie auch gern in allen die orientalische Literatur betreffenden Fragen Auskunft ertheilen und, wenn gewünscht, ihre Kataloge gratis zusenden.

Dresden, 24. Oct. Die gestern ausgegebene Nr. 7 des „Königl. Sächsischen Justizministerial-Blattes" enthält vier Generalverordnungen des Justizministeriums: 1) vom 14. Sept. c., betreffend die einstweilige Unterbringung von Gefangenentransporten auf dem Bahnhofe Döbeln; 2) vom 19. Sept. c., betreffend die Frankirung von Postsendungen an die kaiserlich deutschen Vertretungen im Auslande; 3) vom 23. Sept. c., betreffend Mittheilung über die Vorbestrafungen bei Einlieferung in die Strafanstalten; 4) vom 11. Oct. c., betreffend Kosten wegen Erledigung von Requisitionen zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden; ferner drei Bekanntmachungen: 1) vom 14. Sept. c., betreffend die Geschäftszeit bei dem Gerichtsamte Burgstädt; 2) vom 29. Sept. c., betreffend das kaufmännische Richterpersonal bei dem Handelsgerichte zu Leipzig; 3) vom 30. Sept. c., betreffend die Ergänzungswahl der Mitglieder der Advocatenkammer zu Leipzig. Hierüber Personalsachen des Justizdepartements.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig. Poststraße Nr. 8.

№ 88. Donnerstag, den 2. November. 1876.

Jean Paul und Goethe.*)

Zur Uebersiedelung nach Weimar war Jean Paul durch Charlotte von Kalb veranlaßt worden. Bereits im Sommer 1796 verlebte er einige Wochen daselbst, einen längeren Aufenthalt jedoch nahm er erst am Ende des Jahres 1798. Er kam mit den gespanntesten Erwartungen; nicht als ein bescheidener Mann, schreibt er vorher, sondern als ein demüthiger. Allein seinen Erwartungen entsprach die Wirklichkeit nicht durchweg. Schon in den ersten Tagen ruft er: „Ach! meine Ideale von größeren Menschen!" Er bekennt, daß die Menschheit in seinen Augen verloren, was er selbst gewonnen und daß er sein „dummes" Vorurtheil für große Autoren, als wären es andere Leute, schon am zweiten Tage abgelegt habe. Sie gleichen vielmehr der Erde, die in unendlichen Fernen als leuchtender Mond dahinzieht, für den aber, der sie bewohnt, nur aus boue de Paris besteht. Nur in Herder und Wieland fand er, was er gesucht und erwartet, Goethe dagegen und Schiller verhielten sich ablehnend. Jean Paul's Verhältniß zu Goethe ist für das Verständniß des ersteren von viel zu großer Bedeutung, als daß nicht der Versuch einer genaueren Darlegung desselben gerechtfertigt sein sollte.

Bereits als siebzehnjähriger Jüngling, also 1780, rühmte Jean Paul von Goethe, daß dieser jede Saite des empfindenden Herzens getroffen, da ja ganz Deutschland mit ihm geweint habe. Den Wilhelm Meister las er unmittelbar nach seinem Erscheinen in einem Zuge, und als er geendet, war, wie er schreibt, der Frühling wieder vorbei. Inzwischen aber hatte er schon im Frühjahr 1794 die Unsichtbare Loge an Goethe geschickt und in dem begleitenden Briefe die Hoffnung ausgesprochen, daß Goethe der unaussprechlichen Liebe für den Mann, der über seinem Herzen wie ein guter Genius walte, die Uebersendung dieser Blei-Configurationen verzeihen werde. Eine Antwort des Dichterfürsten ist nicht bekannt; es ist auch kaum anzunehmen, daß er sich zu einer solchen bewogen gefühlt hat. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem Briefe, welchen Jean Paul am 3. Juni 1795 „mit warmem, aber scheuem Herzen" als Begleiter des Hesperus absendete. Wol aber schickte Goethe am 10. das Buch mit den bekannten Worten: „Hierbei ein Tragelaph von der ersten Sorte" an Schiller; nach Riemer hat er freilich auch seinen Faust mit diesem Namen bezeichnet. Es war ihm, als Schiller geantwortet, angenehm, daß diesem Jean Paul nicht ganz zuwider sei. „Es ist wirklich schade für den Menschen," schreibt er, „er scheint sehr isolirt zu leben und kann deswegen bei manchen guten Partien seiner Individualität nicht zur Reinigung seines Geschmackes kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit der er umgeht." In Böttiger's Bericht, Goethe habe geurtheilt, man müsse sich „mit diesem Menschen in Acht nehmen und ihn weder zu viel noch zu wenig loben", könnte man vielleicht Zweifel setzen, wenn nicht die Worte, welche Goethe im December an Schiller schrieb, eine ähnliche Befangenheit verriethen. „Uebrigens sind jetzt", sagt er, „die Hundsposttage das Werk, worauf unser feineres Publicum seinen Ueberfluß von Beifall ergießt; ich wünschte, daß der gute Mann in Hof bei diesen traurigen Wintertagen etwas Angenehmes davon empfände."

Daß unter diesen Umständen das Verhältniß zwischen Goethe und Jean Paul kein inniges wurde, als letzterer im nächsten Jahre auf einige Wochen nach Weimar kam, wird uns nicht überraschen. Jean Paul ging, als er nach etwa acht Tagen, Mitte Juni, von Goethe zu Tisch geladen war, mit Scheu und ohne Wärme, wie er sagt, blos aus Neugier. Schon Charlotte von Kalb hatte von Goethe's Kälte gesprochen und behauptet, er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes, blos Kunstsachen wärmten noch seine Herznerven an. Jean Paul bat deshalb, wie er Otto schreibt, Knebel, ihn vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrificiren und zu incrustiren, damit er sich im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könne. Schon das Haus Goethe's, fährt er fort, das einzige Weimars im italienischen Geschmacke, ein Pantheon voller Bilder und Statuen, frappirte, eine Kühle der Angst preßte die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: „Die Franzosen ziehen in Rom ein" — „Hm", sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürt ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst, Publicum u. s. w. sofort an, und — man war bei Goethe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharfbestimmt und ruhig. Zuletzt las er oder vielmehr spielte er ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Jean Paul die Hand drückte. Beim Abschiede that er dies wieder und bat um Wiederholung des Besuches. Jean Paul war während dieses ersten Aufenthaltes in Weimar auch noch ein- oder zweimal bei Goethe, es findet sich jedoch nirgends Näheres darüber.

Der Eindruck, welchen Goethe von ihm erhalten, war kein ungünstiger; unmittelbar nach jenem ersten Besuche, am 18. Juni, schreibt er, freilich nur in einem Postscript, an Schiller: „Fast hätte ich vergessen zu sagen, daß Richter hier ist. Er wird Sie mit Knebel besuchen und Ihnen gewiß recht wohl gefallen." Auch Heinrich Meyer gegenüber lautet jetzt das Urtheil anders. Am 20. nämlich schreibt Goethe: „Richter aus Hof, der allzu bekannte Verfasser des Hesperus, ist hier. Es ist ein sehr guter und vorzüglicher Mensch, dem eine frühere Ausbildung wäre zu gönnen gewesen. Ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht noch könnte zu den Unsrigen gerechnet werden." Auch in einem Briefe an Schiller kommt er wieder auf Jean Paul zurück; er nennt ihn ein so complicirtes Wesen, daß er sich die Zeit nicht nehmen kann, dem Freunde seine Meinung über ihn zu sagen; dieser müsse und werde ihn sehen und dann würden sie sich gern unterhalten. Es scheine ihm selbst in

*) Aus Paul Nerrlich's demnächst bei Weidmann in Berlin erscheinendem: „Jean Paul und seine Zeitgenossen."

Weimar wie seinen Schriften zu gehen, man schätze sie bald zu hoch, bald zu tief und Niemand wisse das wunderliche Wesen recht anzufassen. Ein paar Tage darauf bekennt er sogar offen, daß ihn seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, für ihn eingenommen haben; er unterscheidet jedoch den geselligen, theoretischen Menschen vom praktischen, productiven, und bezweifelt, daß der Dichter bei aller Anmuthung im Theoretischen sich ihnen jemals im Praktischen nähern werde. Dieser Zweifel war durchaus nicht ungerechtfertigt; es zeigten sich bald neue Wolken.

Schiller hatte in seinem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung Goethe als den deutschen Properz bezeichnet und Jean Paul schrieb, darauf Bezug nehmend, an Knebel, daß man in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Properz bedürfe. Goethe erfuhr dies beißende Wort und sendete dafür an Schiller für den Xenienalmanach am 10. August die Verse:

Einen Chinesen sah ich in Rom, die gesammten Gebäude,
Alter und neuer Zeit, schienen ihm lästig und schwer.
Ach, so seufzt' er, die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt;
Daß an Latten und Pappen, und Schnitzwerk und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Sieh, da glaubt ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein luftig Gespinnst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund.

Goethe fügte diesen Versen hinzu: „Hier ein kleiner Beitrag; ich habe nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter stehe. Eigentlich hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter in einem Briefe an Knebel mich in diese Disposition versetzt." Es unterliegt demnach kaum einem Zweifel, daß sich Jean Paul irrte, wenn er am 2. Sept. an Ch. v. Kalb schrieb, daß Goethe in Leipzig von ihm so mild und unparteiisch gesprochen habe, wie dies nur Charlotte thun könne. Zu dieser Stimmung paßt auch wenig, daß Fr. v. Berlepsch am Ende des Jahres 1797 mit Goethe ein langes, „ihr gefallendes" Gespräch mit dem Dichter gehabt haben will; wol aber erscheint glaublich, was Jean Paul selbst berichtet. Darnach hat Goethe zwar über den Hesperus günstig geurtheilt, da er doch sähe, daß es dem Dichter mit dem Guten Ernst sei. Allein er bekomme Gehirnkrämpfe von dem Werfen aus einer Wissenschaft in die andere! Jean Paul zeige sein Wissen zu sehr. Er selbst wisse auch ein wenig, liefere aber nur das Resultat. Wenn er über das Irdische in den Himmel gehoben, komme auf einmal wieder ein Spaß.

Inzwischen war, im April 1798, die Nachricht nach Weimar gekommen, daß Jean Paul wieder dahin zurückkehren werde. Goethe scheint davon wenig erbaut gewesen zu sein, denn er schreibt, nachdem er von Jean Paul's Ankunft gesprochen: „Nicht weniger bedrohen manche fürstliche Personen unsern theatralischen Jahrmarkt mit ihrer Gegenwart." Jean Paul fand nichts destoweniger, daß ihn Goethe mit weit größerer Freundlichkeit aufnahm, als das erste Mal; er will aber auch freier, kühner, mit weniger Gefühl und darum in sich gegründeter gesprochen haben. Sie redeten über Jean Paul's Arbeiten, über Fichte und über den Faust. Goethe's fortdauernd ungünstiges Urtheil beweist indessen am besten eine Stelle in einem Briefe an Schiller. Nachdem er von einer Arbeit für den Musenalmanach gesprochen, fährt er fort: „Aber woher die Stimmung nehmen!?!? Denn da hat mir neulich Freund Richter ganz andere Lichter aufgesteckt, indem er mir versichert (zwar freilich bescheidentlich und in seiner Art sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenspossen seien; er brauche nur Kaffee zu trinken, um so grade von heiler Haut Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzücke. Dieses und seine ferneren Versicherungen, daß alles körperlich sei, lassen Sie uns künftig zu Herzen nehmen, da wir denn das Duplum und Triplum von Production wohl an das Tageslicht fördern werden. Uebrigens wird dieser edle Freund sich künftigen Winter gleichfalls in Weimar niederlassen und hat schon ein Quartier über unserer kleinen Matizeck gemiethet. Ich bin recht neugierig, wie ihm dieses theatralische Hausamalgam bekommen wird. Uebrigens habe ich noch mancherlei Curiosa aufgespart, weil ich Sie hüben oder drüben zu sehen hoffte."

Jean Paul war inzwischen nach Leipzig gereist, kehrte jedoch Ende October nach Weimar zurück. Bei Goethe scheint er in den folgenden Monaten nur einmal gewesen zu sein, wußte aber auch darüber nichts weiter zu sagen, als daß Goethe freundlich gewesen. In den ersten Tagen des nächsten Jahres war er einmal mit ihm und Schiller bei Fr. v. Kalb zusammen, einmal in seinem Hause bei einem Schiller zu Ehren gegebenen Diner. In Bezug auf jene erste Begegnung berichtet er, daß er jetzt kecker sei als je und etwas über das Tragische gesagt habe, worüber Goethe empfindlich eine Viertelstunde den Teller gedreht, Wieland dagegen gemeint hätte, so wäre es recht: die beiden würden noch die besten Freunde werden und Goethe habe mit Respect von ihm gesprochen. Auch an Oertel schreibt Jean Paul: „Mit Goethe wär' ich näher, hätt' ich ihm nicht einmal an einem Champagnerabend, wo Schiller dabei war, zu kecke Sätze gesagt." Ende April klagt Jean Paul Otto, daß Goethe und Schiller das letzte Mal ganz frostig gegen ihn gewesen seien, vermuthlich weil sie glaubten, daß er an Herder's Metakritik schuld sei und sogar Hand darin habe. In diese Zeit wird wol auch zu setzen sein, was Karoline Schlegel im Mai 1801 an A. W. Schlegel schreibt. Darnach hat Goethe einst einen ganzen Abend mit Jean Paul „Schach gespielt". Dieser wollte nämlich ein Urtheil über sich und seine Schriften herauslocken; er that einen Zug um den andern von Yorik, von Hippel, „von dem ganzen humoristischen Affengeschlechte — Goethe immer nebenaus!" Schlegel solle sich selbst ausmalen, wie Jean Paul zuletzt in die höchste Pein gerathen und sich schachmatt nach Hause begeben. Das Letzte, was wir über den persönlichen Verkehr zwischen Goethe und Jean Paul erfahren, ist, daß Jean Paul von Meiningen aus schreibt, Goethe habe ihn grüßen lassen und gesagt, daß das Urtheil, welches Schlegel über ihn gefällt habe, über alles gemein sei. Ob damit Jean Paul der Wahrheit gemäß berichtet worden, kann nicht entschieden werden.

Erst 1808 ließ sich Goethe in einem Briefe an Zelter wieder über ihn vernehmen. Nachdem er von dem Form- und Charakterlosen der Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano gesprochen, beklagt er sich darüber, wie Niemand begreifen will, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Specification. Es ist keine Kunst, sagt er, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulcan's ein wundersamer Schlangenbube entsprang. Er findet es sehr schlimm, daß das Humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie man die schrecklichsten Beispiele an Jean Paul und an Görres erlebt habe. Hierzu stimmt auch und erinnert uns an die Bezeichnung Tragelaph, daß Goethe in Knebel's Exemplar der „Dämmerungen" ein Blatt einklebte, auf dem sich folgendes Räthsel der griechischen Anthologie befand:

Ein Räthsel ist, wie daß ein Mann und auch nicht Mann,
Der einen Vogel und auch nicht Vogel sah und auch nicht sah
Auf einem Holz, das auch nicht Holz, sitzend,
Mit einem Stein und auch nicht Stein warf und auch nicht warf.

Die Auflösung desselben ist: Ein schielender Verschnittener, der nach einer Fledermaus, die auf einem Fenchelstengel sitzt, mit einem Bimstein wirft und sie nicht trifft.

Nach so vielen Aeußerungen des Mißfallens muß es

uns verwundern, wie Goethe im zweiten Decennium des neuen Jahrhunderts plötzlich zweimal mit einer Wärme und Anerkennung von Jean Paul spricht, als hätte er nicht im entgegengesetzten Sinne geurtheilt. Er bewundert 1814 an einem Auszuge aus der Levana eine unglaubliche Reife im Dichter; er findet hier seine kühnsten Tugenden ohne die mindeste Ausartung, große richtige Umsicht, faßlichen Gang des Vortrages, Reichthum an Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig, und das alles in dem gemüthlichsten Elemente. Er weiß nicht Gutes genug von diesen Blättern zu sagen und erwartet die neue Levana mit Verlangen. Die zweite der oben bezeichneten Stellen findet sich im West-östlichen Divan. Kein deutscher Schriftsteller, heißt es da, hat sich den östlichen Poeten mehr genähert als Jean Paul. Seine Werke zeugen von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen und dabei wohlwollenden, frommen Sinn. Ein so begabter Geist blickt nach eigentlich orientalischer Weise munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird. Das gefährliche Wagstück, überall auf die in Kunst, Wissenschaft und Politik herrschenden Zustände mit Geschick anzuspielen, ist auf das glücklichste vom Dichter gelöst, denn er ist als Talent von Werth, als Mensch von Würde. Der Leser befreundet sich daher sofort mit ihm und findet sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich.

Wir können jedoch nicht sagen, daß Goethe diese Gesinnung bis in seine letzten Jahre bewahrt: es ist fast naturnothwendig, daß wir mit einer Differenz schließen. Als ihm Varnhagen 1830 Ch. v. Kalb's Erregung über Jean Paul's eben erschienenen Briefwechsel mittheilte, schrieb Goethe an Frau v. Wolzogen: „Das Büchlein ist mir noch nicht zu Händen gekommen und wird auch schwerlich meine Grenzwachen überlisten." Als er ein Jahr darauf einmal mit Eckermann über Wahrheit und Dichtung sprach, sagte er, er habe deshalb dem Buche diesen Titel gegeben, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebe. „Jean Paul", fährt er fort, „hat nun auch, aus Geist des Widerspruchs, „Wahrheit" aus seinem Leben geschrieben! — als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen!"

Fassen wir zuletzt noch Jean Paul's Urtheile über Goethe zusammen, soweit sie nicht direct durch das persönliche Zusammensein veranlaßt sind, so können wir doch die der Weimarer Zeit scharf von denen der folgenden abscheiden: in jener Periode überwiegt die Entfremdung, in dieser die Anerkennung. 1796 hat Jean Paul, wie er schreibt, im Musenalmanach eine Anzahl irdischer Gedichte von Goethe, aber einige himmlische von Schiller gelesen. Ein Jahr darauf klagt er Herder, daß in Goethe's früheren Gedichten wol echte, ideale, zum Herzen sprechende Poesie zu finden gewesen sei, daß er dagegen jetzt den Stoff nur an seinem Leibe liebe und daß er uns mit seinen ausgetrockneten Weisen à la grecque quält. Jean Paul hofft es irgendwo einmal darzuthun, daß wir das Maximum in den bildenden und zeichnenden Künsten mit dem Maximum der Dichtkunst vermengen. Jenes ist allerdings von den Griechen erreicht worden; die Dichtkunst aber empfängt mit jedem neuen Jahrhundert neue Nahrung, kann also ihre Blüthezeit unmöglich in den Anfängen der Cultur gehabt haben.

Unser Dichter tadelt sodann Goethe's Lieblosigkeit und empfindet Mitleid mit seinem eingeäscherten Herzen. Was von Reichardt gilt, gilt ihm auch von Goethe: er sieht Gute und Böse theilnahmlos, obwol unparteiisch, lobend, aber nicht liebend, tadelnd, aber nicht hassend, als Dramaturg über das Theater laufen. Goethe ist ja der erste von jenen ästhetischen Gauklern in Weimar und Jena, die für Niemand ein Herz haben und die alle Charaktere nur beschauen, nicht ergreifen. Nur über eine Sache kann er mit Feuer schreiben, über die Kunst. Er ist episch, weil er die Menschen verachtet und sie nur zu poetischen Figuren brauchen kann. Er ist allerdings Gott gleich, aber nur insofern, als auch dieser eine Welt und einen Sperling mit gleichem Gemüth fallen sieht. Goethe ist ihm auch zu heiter; der Dichter, heißt es in der Vorschule, soll nicht blos wie Goethe erheitern, sondern auch wie Klopstock erheben. Er soll nicht blos das nahe Grün der Erde, sondern auch das tiefe Blau des Himmels, das am Ende doch länger Farbe hält, malen. Die Welt nimmt Goethe's „heidnisch-sinnliches Heroum" nicht scharf genug; er und Byron theilen sich in die titanische Natur, gegen welche der „Titan" kämpfen will.

Allein später sagt Jean Paul: „Das ist das Einzige, was ich vor dem großen Manne voraus habe, daß ich seine Schriften richtiger und würdiger aufzufassen verstehe, als er die meinigen." Ein Buch, wie Wahrheit und Dichtung, stört „seinen ganzen Arbeittag". Faust ist ihm Milton's verlorenes Paradies und Dante's Hölle dazu. Goethe's „Winkelmann" nennt er göttlich; er will einen öffentlichen Brief an Goethe schreiben, worin er ihm verspricht, Merkel jährlich zweimal zu ärgern. Er kann zu gleicher Zeit vor einem Goethe zu furchtsam und vor einem Könige zu keck sein. Wie die Sonne verliert Goethe auch bei Jahren das Feuer nicht. Der ebenso geliebte als verehrte Dichter ist ihm (1814) der Abendstern des bewölkten oder ausgestorbenen Dichterhimmels. Er ist vielleicht der klarste Mann in Europa und von allen bekannten Dichtern verknüpft er die meisten Grundkenntnisse in sich, von der Reichspraxis und Rechtslehre an, durch alle Kunststudien hindurch bis zur Berg- und Pflanzen- und jeder Naturwissenschaft hinauf. Wieland griff am besten den Charakter historischer Personen auf, Herder den Charakter der Massen, der Völker sowol als der Zeiten, Goethe aber beides. Sein hoher Baum treibt die Wurzel in Deutschland und senkt den Blüthenüberhang hinüber ins griechische Klima. Er allein und Herder, jeder nach seiner Weise, sind für uns die Wiederhersteller des singenden Griechenlands, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenzunge hatten lösen können. Ein plastisches Ründen und zeichnendes Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen stillen Bilder- und Abgußsaal. Was Jean Paul von Goethe's Art zu reisen im Unterschiede von der ihm selbst eigenthümlichen sagt, können wir auf das Sein und Dichten der beiden überhaupt ausdehnen. „Goethe faßt", sind seine Worte, „alles bestimmt auf, ich gar nicht, bei mir ist alles romantisch zerflossen. Wenn mich eine Erfindung ergreift, daß ich sie darstellen will, so drängt sie nicht nach Worten, sondern nach Tönen, und ich will sie auf dem Clavier aussprechen."

Fichte, Fragen und Bedenken über die nächste Fortbildung deutscher Speculation. Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. E. Zeller mit Beziehung auf dessen „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibnitz". Leipzig, F. A. Brockhaus, 1876. — Es war ein unglücklicher Gedanke, einen so entschiedenen Schüler des Hegel'schen Systems wie Professor Zeller zur Darstellung der Geschichte der neueren deutschen Philosophie zu veranlassen. Zu einer geschichtlichen Darstellung bedarf es einer unbefangeneren Gesinnung, wie sie bei der bestimmten Denkungsweise einer Schule möglich ist, eines höheren Blickes, wie ihn ein Anhänger der dem tieferen und reicheren Leben und Wissen in der Gegenwart abgewandten Anschauung besitzen kann. Es ist sicherlich kein günstiges Zeichen, sondern ein Zeichen der Erschlaffung und Verwirrung der Philo-

sophie in unseren Tagen, wenn eine solche Darstellung der neueren deutschen Philosophie fast ohne Widerspruch von Seiten der geschichtlichen Forschung bleiben konnte. Wir freuen uns um so mehr, auf die Schrift eines Mannes hinweisen zu können, der bereits bei dem Beginne seines langen und reichen philosophischen Denkens in einen Gegensatz zu dem schon damals herrschenden System trat, der sogar mehr unter dem Einfluß jenes Systems gestanden hat und mehr Vorzüge desselben anerkannte, als wir billigen und gerechtfertigt finden. Professor Dr. Immanuel Hermann Fichte hat in fünf Sendschreiben an Prof. Dr. E. Zeller Fragen und Bedenken über die nächste Fortbildung deutscher Speculation in Beziehung auf dessen Geschichte der deutschen Philosophie ausgesprochen und vertheidigt eine philosophische Weltanschauung, welche, gegenwärtig zurückgedrängt und fälschlich entstellt, die Rettung der deutschen Speculation aus der verwirrenden Zersplitterung bietet. Der Verfasser hält dies in einer Zeit um so nothwendiger, in welcher „eine Denkverwilderung hereinzubringen droht, der Aberglaube eines sich breit machenden atheistischen Bekenntnisses sowie die Prätensionen einer innerlich abgestorbenen Kirchenlehre". Es ist eine gebieterische Pflicht, „einer gründlicheren Wissenschaftsbildung wieder Bahn zu machen". Die Hegel'sche Philosophie bietet indeß nicht den Ausgangspunkt für diese Weiterbildung. In Hegel's Lehre schließt sich vielmehr eine zunächst von Spinoza beginnende Vergangenheit ab, mit welcher das einseitig pantheistische Princip sich ausgelebt hat. Ein Grundgebrechen der Hegel'schen Philosophie erkennt Fichte in der Religionsphilosophie in Betreff des Begriffes vom Wesen der Religion. Hegel ist die Religion ein theoretischer Act, ein „Denken des Absoluten", „das Wissen des göttlichen Geistes in sich selbst durch die Vermittelung des endlichen Geistes", das „Selbstbewußtsein Gottes" im Menschen. Dieser verhängnißvolle Irrthum wurzelt in der Verwechselung von Theologie mit Religion. Es war natürlich, daß die Hegel'sche Philosophie nicht zu der Erkenntniß des Wesens der Persönlichkeit Gottes wie des Menschen gelangen konnte, und es blieb vergeblich, wenn eine Richtung der Anhänger des Systems dieselbe in ihm nachzuweisen sich bemüheten. In dieser Hinsicht wichtig für die Fortbildung der deutschen Philosophie erscheint dem Verfasser Herbart durch die Begründung des Realismus und Individualismus im Gegensatz zu dem herrschenden Pantheismus. Dann zieht der Verfasser diejenigen philosophischen Forscher in Betracht, die neben Hegel an der Aufgabe der deutschen Philosophie mit arbeiteten, Fries, Schleiermacher, Franz Baader und Chr. Krause, und geht darnach zu dem über, was er selbst mit Weiße und verschieden von diesem zur Begründung des „Theismus" gewirkt hat. Bereits in seinen ersten Schriften trat Fichte mit dieser theistischen Weltanschauung auf und hat sie mit aller Energie des Denkens und des Charakters dem herrschenden Pantheismus gegenüber in ihrer vollen Wahrheit zur Geltung gebracht, und darin besteht die geschichtliche Bedeutung Fichte's in der deutschen Philosophie. Der Theismus erscheint ihm philosophisch begründet auf der Grundlage einer Teleologie, welche „den Hintergrund aller mechanischen Wirkungen in der Natur, die wir erforschen können, ohne dessen Voraussetzung oder Anerkennung nichts möglich ist", bildet. Die mechanische Naturerklärung geht von der nothwendigen Voraussetzung eines übereinstimmenden Ineinandergreifens der einfachen Naturelemente aus und legt ihren Erklärungen den Zweckbegriff zu Grunde. „Der Theismus", äußert der Verf. schön und treffend, S. 82, „ist durchaus nicht blos eine philosophische Schulmeinung neben anderen, oder auch eine bestimmte Religionsform, der polytheistischen etwa gegenüber, überhaupt nicht eine hypothetische, dem menschlichen Geiste künstlich eingewöhnte Vorstellungsweise, welche man ihm zeitweise durch Bildung gegeben, zeitweise daher auch durch höhere Bildung und Einsicht etwa, wie man jetzt meint, ihm hinwegnehmen könnte. Der Theismus liegt im ursprünglichen Wesen unseres grundsuchenden Denkens. Sein Anfangskeim ist das Bewußtwerden der ursprünglichen, in uns liegenden „Idee" eines Unbedingten, an welchem und im Unterschiede von welchem wir erst uns selbst als bedingt abhängig, endlich inne werden müssen." Ferner heißt es S. 85: „Alles Tiefursprüngliche, darum gemeinsam Menschliche im Menschenwesen ist anfangs verschleierter, dann immer mehr zur Klarheit und Gewißheit entwickelter Theismus." Fichte trat mit dieser tiefsinnigen auf der Idee der Persönlichkeit beruhenden Anschauung dem Hegel'schen Systeme entgegen. In denjenigen seiner Schriften, in denen diese Anschauung zu ihrer Geltung gelangen kann, in seiner Anthropologie, Psychologie ꝛc. liegt eine Fülle von Ideen zur Vertiefung und Erweiterung der Wissenschaft. Einen mächtigen und den eigentlichen Widerspruch gegen die Lehre Hegel's erhob Schelling, aus dessen Systeme dieselbe hervorgegangen war, als er in der Abhandlung über die Freiheit in eine neue Stufe der Entwickelung seines Systemes getreten war. In dem Gefühle, daß das System Hegel's das tiefere, geistige Bedürfniß des Menschen nicht befriedige und die Lösung der ernstesten Fragen des Lebens nicht gewähre, bemüheten sich einige Schüler, dem Geiste des Systems untreu, Ideen in demselben nachzuweisen, die im innersten Widerspruche mit demselben standen, wie die Persönlichkeit Gottes, die Unsterblichkeit der Seele ꝛc., und hier trafen sie den innersten Schaden des Systems, seine Unfähigkeit und Hemmung für die Entwickelung der deutschen Speculation. Mit der Zerstörung der Idee der Persönlichkeit war dem Gewächse der deutschen Philosophie das Herz ausgebrochen und eine üppige Wucherung der Blätter trat an die Stelle der gehofften Blüthe. Die Philosophie Hegel's trat mit den Hauptideen des Christenthums, mit den Ideen eines persönlichen Gottes, einer freien Schöpfung, einer persönlichen Unsterblichkeit ꝛc. in Widerspruch und sie mußte erfahren, daß das Christenthum eine Macht ist, welche auch die Philosophie nicht übersehen kann. In diesem Gefühle geschah es, daß Göschel im Jahre 1834 es aussprach, es sei an der Zeit, den Begriff der Persönlichkeit zur Totalität der Philosophie zu entwickeln und die gesammte Philosophie nach dieser Beziehung zu erneuern und zu beleben. Aber es war ein Irrthum, wenn Göschel einestheils für den Begriff der Persönlichkeit in dem Systeme Hegel's einen Platz zu finden meinte und anderntheils denselben als etwas Neues in der Philosophie, als das „neugefundene Wort des Räthsels" hinstellte. In der Abhandlung über das Wesen der Freiheit hatte Schelling bereits auf die Bedeutung der Persönlichkeit hingewiesen. Wenn es dort heißt: „Es giebt in der letzten und höchsten Instanz gar kein anderes Sein als Wollen; Wollen ist Ursein" ꝛc., so ist damit der ernsteste Widerspruch gegen den logischen Pantheismus ausgesprochen und zugleich der deutschen Speculation ihre Zukunft eröffnet. Die von Anfang an dynamische Weltanschauung Schelling's hat sich nun bis zu dem persönlich-schöpferischen Principe entwickelt. Die Person ist das vollendete System, das Ursystem, und es giebt kein System außer ihr. Diese Philosophie giebt Kunde von den Thaten Gottes in der Welt, in der Natur, in der Geschichte. Die Idee der Persönlichkeit ist der Mittelpunkt des philosophischen Forschens, dem die Zukunft gehört. Fichte's Schrift ist eine inhaltsvolle, ihre Darstellung frisch und klar, in fast höherem Grade als irgend eine seiner vorangegangenen Schriften, was wir um so ausdrücklicher hervorheben, als der Verfasser im achtzigsten Lebensjahre steht. Sie ist von derselben Kraft und Lebendigkeit erfüllt, die einst in Bonn eine lauschende Schaar von Zuhörern zu fesseln wußte und sie in die Geheimnisse höherer Wahrheit einführte.

F. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 89. Sonntag, den 5. November. 1876.

Zur Goethe-Literatur.

a) Der junge Goethe; seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776, mit einer Einleitung herausgegeben von Michael Bernays. 3 Theile. Leipzig bei S. Hirzel.

b) Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. 27r Band. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von W. Freih. v. Biedermann. Berlin bei Gustav Hempel.

Während die Schiller-Literatur durch die demnächst bevorstehende Vollendung der großen bei Cotta erscheinenden, von Karl Goedeke und Anderen besorgten historisch-kritischen Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften gewissermaßen einem Abschluß entgegen geht und es kaum zu erwarten steht, daß uns nach dieser Ausgabe noch besondere Aufschlüsse in dieser Hinsicht zu Theil werden könnten, stehen wir mit der kritischen Herstellung des unverfälschten Goethe-Textes gewissermaßen noch in einem Anfangsstadium. Allerdings liegt hier die Sache in mehrfacher Beziehung wesentlich anders.

Die Hauptsache ist, daß, während die Familie Schiller's bereitwillig jeden Papierschnitzel hergegeben hat, der sich im Nachlasse des Dichters vorgefunden, das Goethe'sche Familien-Archiv noch immer zum größten Theile im strengsten Verschluß gehalten wird. Während hiernächst Schiller eine vollständige Gesammtausgabe seiner Werke nicht erlebt hat, sondern ihm nur vergönnt war, seine Gedichte und einen Theil seiner kleineren prosaischen Schriften zu sammeln, ließ Goethe einen beträchtlichen Theil seiner Dichtungen eben zunächst bei Gelegenheit einer Veröffentlichung von Sammlungen seiner Werke dem Publicum bekannt werden, aus denen dann die Einzelausgaben entnommen wurden. In der That zählt Goedeke (Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur Bd. 2 §. 234) außer der bekannten Himburg'schen Diebsausgabe und abgesehen von den wiederholten Auflagen nicht weniger als sieben derartige, von dem Autor selbst veranstaltete besondere Sammlungen seiner Werke auf. Natürlich wird durch diesen Umstand die kritische Prüfung und Sichtung nicht unerheblich erschwert; und dies nicht etwa blos dadurch, daß der Autor sich bei den bezüglichen Vorbereitungen zum Theil wenigstens fremder Hilfe und Vermittelung, namentlich des Beistandes Riemer's und Eckermann's, bedient hat, denen er bekanntlich auch die Besorgung der Herausgabe seiner nachgelassenen Schriften übertragen hatte, und die, wie wir aus dem oben an zweiter Stelle gedachten Werke erfahren, sich dieser Ermächtigung mit großer Freiheit bedient haben, sondern namentlich auch dadurch, daß der Dichter selbst, eben weil er in der Lage war, auf die verschiedenen Publicationen immer von Neuem einzuwirken, nicht müde wurde, an seinen Werken zu ändern und zu verbessern. Man denke nur an die verschiedenen Gestaltungen, welche derselbe im Laufe der Zeit z. B. mit Claudine von Villabella, mit Erwin und Elmire und anderen Werken vorgenommen hat. Hier bleibt eben nichts übrig, als, wie auch in neueren kritischen Ausgaben geschehen ist, beide Texte neben einander abzudrucken.

Weitere Belege zu den Schwierigkeiten, die sich solchen kritischen Bemühungen entgegenstemmen, bietet namentlich auch das oben an erster Stelle gedachte Werk dar. Dasselbe stellt sich die Aufgabe, uns den jungen Goethe, d. h. den Menschen und den Dichter, wie er in der Zeit vor seinem Eintritte in die weimarischen Verhältnisse gewesen, gleichsam wiederherzustellen und vor die Augen zu stellen. Das Werk umfaßt somit genau denjenigen Zeitraum, über welchen sich Goethe's berühmte Selbstbiographie: Dichtung und Wahrheit erstreckt. Dasselbe könnte, und vielleicht mit noch mehr Recht, auch mit dem gleichen Titel bezeichnet werden. Denn es enthält nicht nur sämmtliche uns erhaltenen Dichtungen dieses Zeitraums — und zwar möglichst in derjenigen Gestalt, in welcher sie in selbigem von dem Dichter entworfen worden waren —, sondern auch die besten Quellen, die sich uns zur Erforschung seines damaligen wirklichen und wahren Seins darbieten, die eigenhändigen Briefe der gedachten Epoche. „Nicht nur in der Ehrfurcht heischenden Gestalt, in welcher der Gewaltige zuletzt auf Erden weilt", soll er nach der Absicht der Herausgeber hier dem Leser vorgeführt werden, sondern die Tendenz des ganzen, dreibändigen Werkes geht darauf hinaus, daß der Dichter wieder vor uns erscheine „in seiner leuchtenden Jünglingsgestalt, freudig herrschend, Kraft ausströmend und Leben zündend". Dies soll durch die in chronologischer Folge bewirkte Zusammenstellung der uns aus der Jugendzeit erhaltenen Briefe Goethe's mit den gleichzeitigen Dichtungen und sonstigen Arbeiten erreicht werden, — und zwar nur durch diese. Denn die Herausgeber haben, „damit uns dieser Genuß auch wirklich ein ganz freier und ungestörter sei", allen wissenschaftlichen Apparat vor dem Auge des Lesers verborgen gehalten, und, wie sie selbst sagen, „nur ein einladendes Lesebuch erscheinen lassen wollen, in welches sich Jeder, dem Goethe theuer ist oder noch werden soll, mit freudigem Behagen vertiefen, und zu dem Mancher, angelockt von dem zartkräftigen Jugendhauche, der hier weht, mehr als einmal zurückkehren mag". Deshalb werden hier die Texte möglichst auf ihre ursprüngliche Form zurück- und in chronologischer Folge vorgeführt, dann aber wird der Leser mit dem Dichter allein gelassen und die Herausgeber haben es streng vermieden, dessen geistige Zwiesprache mit dem Dichter zu unterbrechen. Ja selbst nicht in nachträglich beigefügten Anmerkungen wird dem Leser das Mittel dargeboten, sich über etwaige Dunkelheiten aufzuklären.

Die Zukunft allein kann darüber entscheiden, ob dieser Weg geeignet ist, zum Ziele zu führen. Ja, hätte nicht der Leser den greisen Dichterfürsten schon längst aus den Werken seiner reiferen Zeit und aus den umgearbeiteten Ueberbleibseln seiner Jugendperiode kennen gelernt, läge nicht die

Selbstbiographie, die der alternde Mann verfaßt, längst vor und bildete sie nicht die wesentlichste Grundlage aller Lebensbeschreibungen desselben, spräche nicht aus zahllosen Bildern, Statuen und Statuetten der Mann und Greis zu uns und — worauf wir ein Hauptgewicht legen zu müssen glauben — lägen uns die Briefe des aufstrebenden Jünglings in jener Vollständigkeit und Fülle vor, in welcher sie uns aus der späteren Zeit des Meisters erhalten sind, so achteten wir es wenigstens für möglich, daß auf diesem Wege zu dem angestrebten Ziele gelangt werden könnte. So wie aber gegenwärtig die Sachen liegen, bilden alle jene eben gedachten Umstände, bildet unsere eigene Kenntniß des Meisters das wesentlichste Hinderniß, uns den jungen Goethe zu imaginiren, und die doch im Grunde dürftigen Ueberbleibsel seiner jugendlichen Correspondenz reichen für sich allein schwerlich aus, dieses Hinderniß zu beseitigen — am wenigsten aber vielleicht dann, wenn wir sie nicht in ihrer natürlichen Verbindung, sondern nur im Zusammenhange mit Werken antreffen, die wir bereits in reiferer Gestalt kennen gelernt haben. Ueberhaupt ist uns, die wir uns jeder Zeit für den jungen Goethe ganz besonders interessirt haben, stets als der beste Weg, uns sein jugendliches Wesen zu imaginiren, der erschienen, daß wir uns in die Betrachtung des Eindrucks versenkten, welchen er bereits in dieser frühesten Epoche seines Lebens und Wirkens auf seine Freunde und Zeitgenossen ausgeübt. Und gerade davon erfahren und sehen wir in diesem „jungen Goethe" nichts oder doch zu wenig. Wir meinen daher, daß gerade dasjenige Ziel, welches sich die Herausgeber gestellt, die Aufgabe, der Mitwelt ein Bild des jungen Goethe zu geben, nur auf dem biographischen Wege, nur durch eine zwar alle uns aus der Jugend des Meisters erhaltene Momente zusammenfassende, sich aber im Hauptwerke auf die gleichzeitigen Zeugnisse der Zeitgenossen stützende Schilderung seines Seins und Wesens erreicht werden kann. Freudig erkennen wir aber an, daß dazu das hier vorliegende Werk eine vortreffliche, ja unbedingt nöthige Vorstudie bildet.

Von ganz anderer, fast entgegengesetzter Beschaffenheit ist bei zum Theil wenigstens gleicher Tendenz das oben an zweiter Stelle gedachte überaus schätzbare Werk. Es bildet dasselbe, wie schon der Titel anzeigt, einen Theil einer alle Werke des Dichters, — mit Ausnahme der Briefe, — umfassenden Textausgabe und es umfaßt dasselbe vor Allem (Abtheilung I.) die unter der Bezeichnung: „Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1749—1822" auf uns gekommene Schrift Goethe's, die uns unter dem Collectivnamen: „Biographische Einzelnheiten" bekannten Aufzeichnungen, sowie (Abtheilung II.) „amtliche und gesellschaftliche Vorträge" Goethe's und die zwei, unter dem Titel: „Geistliche Briefe" publicirten Schriften desselben. Namentlich unter den amtlichen und gesellschaftlichen Vorträgen ist manches Neue, in den zeitherigen Ausgaben nicht Enthaltene, und die Aufnahme dieser Paralipomena, die allerdings auf besonders hervorragende Bedeutung keinen Anspruch machen, ist in alle Wege richtig und dankenswerth. Anlangend das hier mitgetheilte Hauptwerk: „die Annalen", so verdient zunächst die Herstellung eines richtigen und unverfälschten Textes überhaupt, insbesondere aber die Entfernung der von Riemer und Eckermann beliebten Einschaltungen anderer, vereinzelter Aufzeichnungen des Dichters unser ganz entschiedenes Lob. Handelte es sich allerdings um eine lediglich zu biographischen Zwecken veranstaltete Ausgabe der Annalen, z. B. um eine Zusammenstellung alles desjenigen, was Goethe selbst zu Feststellung seiner Lebensschicksale und Lebenserfahrungen niedergeschrieben, so könnte es gerechtfertigt sein, wenn die Editoren, wie bei Herausgabe der Quartausgabe von 1836/37 geschehen, in diese Schrift — an passender Stelle — diejenigen kleineren Aufsätze einschalteten, welche dem Gegenstande nach dahin gehören und der Sache nach nur weitere Ausführungen der dort kurz behandelten Vorgänge sind. Im Interesse der Authenticität dieser Mittheilungen würden wir jedoch auch in einem solchen Falle, die bezüglichen Zusätze nur anmerkungsweise beizufügen, vorgezogen, oder doch sonst bei einem Jeden derselben die beliebte Einschaltung angezeigt haben. Dem Text von Goethe's Werken als solchen gehören dagegen derartige Aufzeichnungen schlechterdings nur so, wie sie sich vorgefunden, d. h. als vereinzelte Bruchstücke, beziehentlich als Vorarbeiten oder nachträgliche Ausführungen der in dem größeren Werke enthaltenen Notizen und Bemerkungen an.

Sehr dankenswerth ist ferner die specielle Numerirung der einzelnen in dieser Schrift Goethe's enthaltenen Absätze, die, wie in der „Einführung" S. XI richtig bemerkt worden, erst ein genaues Citiren der gedachten Schrift ermöglicht.

Das Dankenswertheste und Bedeutendste an dieser neuen Ausgabe sind aber ohne alle Frage die überaus zahlreichen eigenen Anmerkungen des Herausgebers, durch welche sich eben diese Edition van anderen, namentlich auch von dem oben an erster Stelle gedachten Werke principiell unterscheidet. Eine vollständige kritische Würdigung des hier aufgestapelten, vom rastlosesten Fleiße und einem unendlich reichen Wissen Zeugniß gebenden Materials könnte höchstens Düntzer, der bekanntlich über Goethe Alles und noch etwas mehr weiß, am zuverlässigsten und sichersten aber eben nur der Herausgeber, Herr v. Biedermann, selbst liefern. Wir Andern, Alle ohne Ausnahme, können in der Hauptsache nur das Umfassende der bezüglichen Studien anstaunen und, je nach der Richtung unserer individuellen Studien, in vereinzelten Beziehungen die Richtigkeit und das Erschöpfende der Mittheilungen des Herausgebers wenigstens einigermaßen prüfen und controliren. Wir selbst haben uns beispielsweise bei der ersten Lectüre nur die Aufgabe gestellt, die hauptsächlichsten Bemerkungen, welche Goethe's Verhältniß zu Schiller und seine Relationen in Betreff des weimarischen Theaters betreffen, besonders ins Auge zu fassen und können bezeugen, daß uns, die wir auf diesen Feldern nicht unbekannt zu sein glauben, — mit alleiniger Ausnahme des S. 393 zu Nr. 183 enthaltenen offenbaren Druck- oder Schreib-Fehlers (Domingo anstatt: Dominique im Essighändler) — kein Irrthum aufgefallen ist.

Daß es sich übrigens bei derartigen Anmerkungen, obgleich der Verfasser nach der Einführung S. XVI seine Aufgabe dahin, die in den Annalen mitgetheilten Thatsachen, deren Ursachen und die Zeitangabe derselben zu bestätigen oder aber zu berichtigen, ingleichen nur angedeutete Beziehungen zu erläutern, beschränkt, und im Großen und Ganzen auch an dieser Beschränkung mit seltener Gewissenhaftigkeit festgehalten hat, nicht immer blos um factische Zusätze, sondern bisweilen auch um individuelle Urtheile handelt, und daß mit letzteren die Ansichten des Lesers nicht überall übereinstimmen, ist selbstverständlich. Auch in Bezug auf das, was in dieser Hinsicht zu sagen oder zu verschweigen gewesen, gehen natürlich die Ansichten bisweilen auseinander. So wäre, um nur eines Beispiels zu gedenken, unseres Bedünkens in der letzten Anmerkung (Nr. 1143a.) der unter der Bezeichnung: Die Trilogie der Leidenschaft verbundenen Gedichte und des Umstandes zu gedenken gewesen, daß Goethe hier eine Krankheit oder Nervenverstimmung, von welcher er — aber freilich wol erst im Sommer — 1823 befallen worden, auf die letzten Marienbader Erlebnisse zurückführt (vergl. Eckermann's Gespräche m. G. I. 70 ff. 91. Goethe an Zelter III. 380 ff. Düntzer: Studien z. G. S. 209. Lehmann: Goethe's Liebe und Liebeslieder, S. 443 ff.).

Im Hauptwerke ist jedoch wie im Sagen so auch im Verschweigen der Tact des Herausgebers bewundernd anzuerkennen. Denn offenbar würde es ihm bei seinen umfassenden Studien und unerschöpflich scheinendem Wissen viel leichter geworden sein, die einzelnen Bemerkungen auf das

Doppelte und Dreifache anschwellen zu lassen, ja an einzelne Sätze und von Goethe nur angeregte Fragen umfängliche, die Sache klar stellende Abhandlungen zu knüpfen, als, wie geschehen, nur kurze Notizen zu geben und den Leser auf diejenigen Quellen zu verweisen, aus denen er weitere Belehrung schöpfen kann.

Zu bedauern ist es unseres Bedünkens, daß, wie die Tages- und Jahreshefte über die Zeit, in welcher der Dichter hauptsächlich als solcher gewirkt, mehr oder weniger flüchtig hinweggehen, die späteren, weil zum Theil wenigstens ohne die nöthigen Vorkenntnisse und Fachstudien unternommenen, in der Regel resultatlos gebliebenen, naturwissenschaftlichen Bestrebungen dagegen mit besonderer Vorliebe behandeln, auch ein großer Theil der beigefügten Anmerkungen sich auf diese letzteren beziehen mußte. Wir gestehen offen, daß es uns immer eine unangenehme, ja schmerzliche Empfindung erregt, wenn wir den großen Mann, und zwar, wie es bei Autodidakten immer der Fall ist, nicht ohne große und oft ungerechte Leidenschaftlichkeit, auf Bahnen wandeln sehen, welche sein Fuß, wie die unerbittliche Wissenschaft gezeigt, besser vermieden hätte. Auch der Versuch, den Lewes im zehnten Abschnitte des fünften Buches seiner Biographie macht, diese Seite der Goethe'schen Bemühungen zu rechtfertigen, das Gelungene hervorzuheben, und auch bei dem offenbar Irrthümlichen und Verfehlten die Spötter zum Schweigen zu bringen, hat uns nicht befriedigen können. Kann es z. B. etwas Wehmüthigeres geben, als den hochverehrten, großen Mann sich mit absichtlicher Blindheit gegen eine so wichtige Entdeckung, wie die der Polarisation des Lichtes, verschließen zu sehen, ja bei sich darbietender Gelegenheit (z. B. Annalen Nr. 932, 933, 966 und 1002) sich dagegen ereifern und darüber spötteln und witzeln zu hören, und dies zwar lediglich deshalb, weil damit seine Theoreme über die Farben in sich zusammenfallen mußten. Es ist wahr, der Dichter des Faust und der Iphigenia büßt dadurch nichts von seiner Dichtergröße ein, daß er bei dem Streite der Vulkanisten und Neptunisten bisweilen auf der falschen Seite stand, daß er in Bezug auf die Erklärung der Entstehung der Carlsbader Thermen von irrigen und unhaltbaren Voraussetzungen ausging, oder sich mit Newton oder dessen Jüngern in einen Streit einließ, bei welchem er nothwendig unterliegen mußte. Leider aber ist er in seinen späteren Lebenstagen nur allzusehr bestrebt, sich uns gerade von dieser Seite zu zeigen. Und der Wunsch, einen großen Geist womöglich stets und überall groß und unanfechtbar dastehen und wirken zu sehen, hat doch sicherlich auch seine Berechtigung.

Wie bereits angedeutet, haben diese Glossen zu dem vorliegenden Werke und zu dem, was der Herausgeber in selbigem gethan, keine directe Beziehung. Von ihm scheiden wir vielmehr mit dem lebhaften Wunsche, daß die Ausgabe der Goethe'schen Werke, an welcher er mitwirkt, durchgängig in diesem Sinne und mit dem gleichen Gelingen besorgt werden möge. Die weiteste Verbreitung derselben wird dann sicherlich nicht auf sich warten lassen.

Die internationale Ausstellung wissenschaftlicher Apparate in London.

V.*)

Die wissenschaftliche Ausstellung im South-Kensington-Museum wird nicht, wie anfangs beabsichtigt war, in den ersten Tagen des October geschlossen werden, sondern dem wißbegierigen Publicum noch länger, mindestens bis zum Ende des Jahres, geöffnet bleiben. Außer einigen anderen Gründen, die für diese Verlängerung sprechen, sind der durchschlagende Erfolg der Ausstellung, der zweifellose Nutzen, den sie in weiten Kreisen stiftet, Veranlassung genug, sie noch länger offen zu halten. Ja, in Anbetracht ihrer segensreichen Wirkung strebt man danach, sie dauernd zu machen, d. h. sie in ein permanentes wissenschaftliches Museum umzuwandeln. Natürlich müssen sehr viele Gegenstände, namentlich solche von historischem Werth, welche Museen angehören, sowie die im Besitz von Behörden und Lehranstalten befindlichen ihren Eigenthümern alsbald zurückgegeben werden. Immerhin bleiben noch sehr viel Sachen übrig, welche für das zu gründende Museum erwerbbar sind und welche verdienen, demselben einverleibt zu werden. Außerdem werden von nicht erwerbbaren wichtigen Apparaten, Photographien und, wo es angeht, galvanoplastische Copien hergestellt.

Die bedeutendsten Männer der Wissenschaft und Industrie in England interessiren sich lebhaft für dies Unternehmen, und, um es ins Leben zu rufen, sind mit bewunderungswürdiger Liberalität ganz bedeutende Geldmittel zusammen gebracht worden. Es ist übrigens wol anzunehmen, daß das Parlament sich der Entstehung dieses wissenschaftlichen Museums geneigt zeigen und die Anstalt zu einer staatlichen machen und aus Staatsmitteln unterhalten wird. Man würde damit nur thun, was man für die Kunst schon seit Jahrhunderten thut. Die Förderung, die ein solches wissenschaftliches Museum der Erforschung und Beherrschung der Naturgesetze und dadurch dem Näherrücken zu einem idealen Culturzustand darbieten würde, lassen sich jetzt kaum bemessen.

Welche Wichtigkeit unsere Regierung der wissenschaftlichen Ausstellung in richtiger Beurtheilung derselben beimißt, kann man daraus ersehen, daß theils von Seiten des Cultus-Ministers, theils von Seiten des Handels-Ministers fünfundzwanzig hervorragende Gelehrte nach London gesendet worden sind, um über die verschiedenen Theile der Ausstellung eingehende Berichte zu schreiben. Man sieht hier in England diesem Werke mit großer Spannung entgegen. Auch die meisten der außerpreußischen Staaten haben geeignete Persönlichkeiten zum Studium der Ausstellung entsendet.

In Hinblick auf diese gerechte Würdigung der Ausstellung und auf die große Theilnahme, welche dieselbe noch immer erfährt, dürfte es Ihnen wol nicht unerwünscht sein, wenn Ihr Correspondent in seinen flüchtigen Ueberblicken über den Inhalt der Ausstellung fortfährt. Umstände, über welche derselbe keine Controle hatte, haben leider seit dem letzten Briefe einen langen Zeitraum ohne Mittheilung verstreichen lassen.

In dem Raume, welcher den mathematischen Wissenschaften gewidmet ist, betrachten wir zunächst die geometrischen Modelle und Instrumente. Der Uebersichtlichkeit halber sind dieselben in Instrumente, die für geometrisches Zeichnen benutzt werden, in solche zum Zeichnen besonderer Curven und in Modelle und Zeichnungen von Figuren im Raum angeordnet. Unter den ersteren zeichnet sich die von dem Mechaniker Herrn Stanley in London eingeschickte Sammlung durch große Vollständigkeit aus. Sie enthält wol ein jedes Instrument, welches der Ingenieur, der Maschinenzeichner, der Architekt gebrauchen mag. Hier befindet sich auch eine Sammlung alter mathematischer und physikalischer Instrumente, welche der Fürst Pleß aus seinem Museum im Schloß Fürstenstein in Schlesien hergeliehen hat. Obgleich einige der Instrumente kraus genug aussehen, so ist die sehr vollständige Sammlung doch bewunderungswürdig wegen der Schönheit der Arbeit und der geduldigen Vollendung der Gegenstände. Hier findet man ferner verschiedene schöne Pantographen oder Storchschnäbel, Instrumente, welche zum Copiren einer ebenen Figur in vergrößer-

*) S. Nr. 76 d. Bl.

tem oder verkleinertem Maßstabe dienen. Der von Herren Breithaupt und Sohn in Kassel ausgestellte hat statt solider Stangen röhrenförmige Arme und zeichnet sich bei großer Stärke durch Leichtigkeit aus. Mit ihm rivalisirt das ausgezeichnet vollendete Instrument von Hrn. Gavard in Paris.

Instrumente zum Zeichnen besonderer Curven, Gelenkführungen, welchen die Mathematiker in neuerer Zeit viel Aufmerksamkeit geschenkt haben, sind in großer Zahl ausgestellt; eine Beschreibung derselben würde uns indeß zu tief in mathematische Details führen. Hervorheben wollen wir, daß die Herren Tisley und Spiller in London und Herr Professor Knoblauch in Halle Instrumente ausstellen, welche in ihrem Constructionsprincip von den übrigen abweichen; sie zeichnen mannigfaltige Curven vermittelst eines Tintenbehälters, welcher mit zwei Pendeln verbunden ist, die in unter verschiedenen Winkeln zu einander geneigten Ebenen schwingen.

Von Raumfiguren ist eine sehr ausgedehnte Reihe vorhanden. Unter den vielen Modellen, die in Holz, Gyps, Carton und in gefärbten Fäden ausgeführt sind, ist die zahlreichste Sammlung, die dem South-Kensington-Museum gehörig, welche in seltener Vollendung von Hrn. Fabre de Lagrange angefertigt worden ist. Eine Fläche dritter Ordnung, auf welcher 27 und nur 27 reelle gerade Linien gezogen werden können, war bisher noch nicht hergestellt. Hier sehen wir zum ersten Mal das Modell einer solchen, welches von Herrn Professor Wiener in Karlsruhe ausgestellt ist.

Der übrige Theil des Saales für Geometrie wird von der bedeutenden Sammlung kinematischer Modelle eingenommen, welche der königlichen Gewerbe-Akademie in Berlin gehört. Diese Modelle, über 300 Nummern zählend, sind nach den Angaben des Hrn. Prof. Reuleaux construirt. Sie bilden nur einen Theil der Sammlung, welche derselbe zur Erläuterung seiner Vorlesungen über Kinematik benutzt. Hr. Reuleaux ist der Vater der modernen Kinematik, der Lehre von der Bewegung, und diese von ihm entworfenen Modelle, welche zumeist in seinem ausgezeichneten Werke über „Theoretische Kinematik" beschrieben wird, stellen jede Art mechanischer Bewegung, alle die Anwendungen der Geometrie auf Mechanismen dar. Sie sind alle aus Metall construirt, wie es in der wirklichen Maschine der Fall sein würde, sie sind bis zum äußersten Grad der Genauigkeit ausgeführt und arbeiten leicht und sicher. Ihre Ausführung gereicht den Ateliers der Gewerbe-Akademie, sowie Herren Voigt und Hofmeister in Berlin zur höchsten Ehre.

Neben diesen Modellen zeichnen sich die von den Herren Bock und Handrick in Dresden eingeschickten kinematischen Modelle durch hohe Vollendung der Ausführung und große Uebersichtlichkeit aus. Wir hatten bereits Gelegenheit, diese Firma in dem Berichte über angewandte Mechanik rühmend zu erwähnen.

Etwas weiter entfernt ist eine andere Sammlung von Apparaten, welche Gesetze der Statik und Dynamik erläutern und die auf historisches Interesse Anspruch erhebt. Sie enthält die von dem berühmten holländischen Physiker s'Gravesande (1688—1742) gebrauchten Instrumente, mit welchen er die Gesetze der Centrifugalkraft, des Falls von Körpern, des parabolischen Fluges der Geschosse und andere Erscheinungen der Mechanik demonstrirte.

Zuvor kommen wir in die Abtheilung Arithmetik, die erste Gruppe des Katalogs. Begreiflicher Weise sind die hierher gehörigen wissenschaftlichen Instrumente der Zahl und dem Charakter nach beschränkt. Wir finden zahlreiche Rechenmaschinen. Die vollkommenste ihrer Art ist ohne Zweifel die Differenzmaschine Babbage's (1791—1871). Das ausgestellte Instrument bildet nur einen Theil von Babbage's ursprünglichem Entwurf. Die Herstellung wurde 1823 auf Bestellung und Kosten der Regierung begonnen. Nachdem aber die Summe von 17,000 Pfd. Sterl. verausgabt worden war, wurde Babbage im Jahre 1842 davon in Kenntniß gesetzt, daß die Regierung die Anfertigung der Maschine aufgebe. Dieselbe war nicht dazu bestimmt, einzelne arithmetische Summirungen auszuführen, sondern sie sollte dazu dienen, große Tabellen aller Art zu berechnen und zu drucken.

Von den übrigen Rechenmaschinen sind geschichtlich merkwürdig die folgenden: Ein „Schrein" für mathematische Berechnungen, von dem archäologischen Museum in Madrid ausgestellt. Er ist im 16. Jahrhundert angefertigt, besteht aus Rosenholz, reich mit Elfenbein ausgelegt und mit dem Wappen des Klosters vom Escurial geschmückt. Er hat das Aeußere eines kleinen Schranks, dessen innere Schubladen kleine elfenbeinerne Zahlenplatten enthalten. Das Conservatoire des Arts et des Métiers in Paris hat des berühmten Pascal Rechenmaschine eingeschickt. Ferner ist eine sehr wohl erhaltene alte Rechenmaschine, im Besitz der Frau Herzogin von Urach in Stuttgart, ausgestellt. Dieses Instrument ist nach darauf befindlicher Inschrift das vierte vom Vicar Hahn in Echterdingen angefertigte Exemplar. Interessant ist es, daß Herr Prof. Reuleaux eine Rechenmaschine eingeschickt hat, von der nachgewiesen ist, daß sie einst im Besitz des weltbekannten Professors und Charlatans, Hofrath Beireis an der ehemaligen Universität Helmstedt gewesen ist. Diese Maschine ist der der Frau Herzogin von Urach gehörigen im Wesentlichen ganz gleich und offenbar eine ältere Schwester derselben. Sie ist auch ohne Zweifel das Vorbild der auf dem nämlichen Princip beruhenden und jetzt so häufig gebrauchten Thomas'schen Rechenmaschine, von der mehrere Exemplare ausgestellt sind. Einer großen Beliebtheit erfreuen sich die Sonne'schen Rechenscheiben, welche von den Herren Landsberg und Wolpers in Hannover angefertigt werden.

Ein außerordentliches hierher gehörendes Instrument ist die Fluthberechnungsmaschine von Sir Will. Thomson. Dies ist die Verkörperung des Gedankens von Laplace, daß die Höhe des Meerwassers in irgend welchem Augenblick ausgedrückt werden kann durch die Summe der Functionen gewisser Perioden in der mittleren Bewegung der Sonne und des Mondes, der Ungleichheiten in diesen Bewegungen, welche aus der Ellipticität der Erd- und Mondbahn entstehen und der variirenden Neigungen derselben zum Erdäquator. Die Maschine, welche alles dies in Betracht zieht, ist mit ungewöhnlichem Aufwand von Scharfsinn entworfen und in einem hohen Grad von Vollendung durch Herrn E. Roberts von dem Nautical Almanac Office und die Mechaniker Herren A. Légé u. Co. in London ausgeführt worden. Wir müssen es uns hier versagen, in die Details ihrer Construction einzugehen. Sie schreibt die Ebbe- und Fluth-Curven und Zeitangaben für bestimmte Häfen und für Jahre im voraus auf. Für viele Häfen in England, Amerika und Frankreich sind mit ihrer Hilfe bereits solche Curven ausgerechnet worden. Das praktische Resultat beim Gebrauch dieser Maschine wird von Herrn Prof. H. J. Smith in dem wissenschaftlichen Handbuch so ausgedrückt, daß „ein einzelner Beobachter im Stande sein wird, in ein oder zwei Stunden irgend eines der einfachen harmonischen Elemente der jährlichen Fluthbewegung aufzufinden, die von einem gewöhnlichen Fluthmesser in gebräuchlicher Weise in Curven aufgezeichnet werden, ein Resultat, welches bisher nicht weniger als zwanzigstündige Rechnung von erfahrenen Arithmetikern erfordert hat."

Wir schließen unsere heutige Mittheilung mit der Nachricht, daß seit einigen Wochen die deutsche Ausgabe des oben citirten, infolge der Ausstellung verfaßten wissenschaftlichen Handbuchs bei Chapman u. Hall in London in würdiger Ausstattung erschienen und im Buchhandel zu haben ist.

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von Oscar Paul.

Die musikalischen Zustände Leipzigs sind in früherer Zeit oft als Musterzustände hervorgehoben worden und in vielen Städten ist man eifrig bemüht gewesen, dem berühmten Muster nachzuahmen, um in dem eigenen musikalischen Entwickelungsproceß analoge Verhältnisse zu erzielen. Nicht allein in einigen regsamen, in der geistigen Bildung vorwärts dringenden kleineren Städten Sachsens, sondern auch in Weltstädten Deutschlands, wie z. B. in Köln, Hamburg u. a. hat man die Einrichtungen des großen Leipziger Concertinstituts nachzuahmen und eine hinsichtlich der Güte der Leistungen gleichberechtigte Stellung zu erringen gesucht. Wenn nun auch die Bestrebungen dieser deutschen Städte durch recht günstige Erfolge gekrönt wurden, so konnte man doch im Allgemeinen ein durch die Tradition so ungemein gefestigtes Concertinstitut, wie das Leipziger Gewandhaus, nicht ganz erreichen und sich zu einer vollkommen ebenbürtigen Stellung emporschwingen. Schon die Zahl der einzelnen Concerte beweist ein bei Weitem allseitigeres, regeres Tonleben in Leipzig, als dies in anderen Städten zu finden ist; denn in der ganzen Welt giebt es außer Leipzig keinen Ort, welcher 20 Abonnementconcerte aufzuweisen hätte. Die meisten Städte begnügen sich mit sechs größeren Abonnementconcerten, einige, wie Köln, steigen bis zu zwölf Concertabenden hinauf. Aber selbst diese 20 Abonnementconcerte, welchen noch die Aufführungen für die Armen und für den Pensionsfond anzureihen sind, genügten den Leipziger Kunstfreunden nicht, weil sich der Gewandhaussaal im Laufe der Zeiten zu klein erwies, um alle Anhänger einer ernsten, gediegenen Richtung in der Kunst aufnehmen zu können. Der Musikverein Euterpe, aus kleinen Anfängen herausgewachsen und mit liberaler Tendenz gepflegt, übernahm mit Geschick das Amt, die für Leipzig so nothwendige Ergänzung im Tonleben anzubahnen und energisch durchzuführen. Selbst in schwankenden Zeiten hat sich das Institut fest erhalten und sich als eine echte Pflegestätte der Kunst erwiesen, deren Wirksamkeit mit um so größerem Interesse betrachtet wurde, je mehr sie das Bestreben vorwalten ließ, das Princip der Ergänzung stets festzuhalten und nicht als Concurrenzinstitut aufzutreten. Namentlich in den letzten Jahren, in welchen der erste Director des Euterpedirectoriums, Herr Commerzienrath Julius Blüthner das finanzielle Scepter führte und die einem solchen Unternehmen unbedingt nöthige Subvention aus seinen Mitteln gewährte, ist die Euterpe stets eifrig bemüht gewesen, solchen hervorragenden Werken den rechten Platz anzuweisen, für welche man innerhalb der Saison in den 22 Gewandhausconcerten unmöglich die nöthige Zeit gewinnen konnte. Es hat auch glücklicher Weise zwischen den Capellmeistern beider Institute oft ein Meinungsaustausch stattgefunden, welcher den Concertzuständen nur Segen gebracht hat. Meiner Ueberzeugung nach könnte aber das Verhältniß zwischen den beiden Directorien sich noch ersprießlicher gestalten lassen, wenn die Aufführung der Hauptwerke schon im Frühjahr und Sommer zwischen den Directorien des Gewandhauses und der Euterpe vereinbart würde, damit nicht Wiederholungen entstehen könnten und etwa Gelegenheit zu unliebsamen Vergleichen gegeben würde. Es erscheint durchaus als ein ganz unrichtiges Verfahren, diejenigen Symphonien, welche im Gewandhause mit so ausgezeichneter Virtuosität vorgetragen werden, in der Euterpe zu wiederholen, zumal ja die Tonkunst an schönen und großartigen symphonischen Werken so reich ist, daß selbst zehn Concertinstitute nicht im Stande wären, in einer Saison den mächtigen Schatz zu erschöpfen. Durch solche Einrichtung könnte Leipzig an innerer musikalischer Stärke nur gewinnen und zugleich den unwiderleglichen Beweis liefern, daß man hier ganz frei ist von persönlichen Motiven, wol aber die Sache stets als eine die Bildung wahrhaft fördernde betrachtet. Beide Institute sind bisher von der Kritik kräftig unterstützt worden und gewiß hat diese viel dazu beigetragen, daß man in Leipzig stets mit dem regsten Antheil die Arbeiten und Leistungen derselben verfolgte. Vielfach ist jedoch auch über die Strenge der Leipziger Kritik von Seiten jüngerer Künstler geklagt worden. Von diesen stützten sich sogar einige auf das Witzwort des großen Virtuosen Hans von Bülow, welcher gesagt haben soll, er spiele lieber im Hausgewande, als im Gewandhause, wo er seine künstlerische Ehre aufs Spiel setze. Hans von Bülow steht mir gewiß von allen Virtuosen am höchsten und ich schätze überhaupt seine geistige und musikalische Kraft ungemein; daß er jedoch früher einige Bemerkungen der „Signale" übel genommen hat, erscheint mir in Rücksicht auf seine Bedeutung sehr kleinlich und durchaus nicht nachahmenswerth. Im Gegentheil müssen junge Künstler und Künstlerinnen darauf vorbereitet sein, den strengsten Anforderungen und Urtheilen zu begegnen, welche das wahre Talent niemals herabdrücken, sondern nur zu erneuter Thätigkeit anspornen können. Leider fehlt so manchem jungen Musiker eine gediegene wissenschaftliche Basis, welche durch technische Fertigkeit und musikalische Gedächtnißübung, ja selbst durch Routine im Contrapunkt und Partiturenkenntniß nimmermehr ersetzt werden kann. Mit Recht ist kürzlich dieser fühlbare Mangel in der Bildung so mancher Musiker in einer musikalischen Zeitung hervorgehoben worden, ohne daß jedoch nur irgend welche Aussicht vorhanden wäre, eine Besserung herbeizuführen. Nur der Staat vermöchte eine ganz mächtige Hebung der Tonkunst und Tonkünstler zu schaffen, wenn er an die Tonkünstler ähnliche Anforderungen stellte, wie an die Baukünstler, welche bekanntlich, wenn sie vom Staate angestellt sein wollen, schwere Examina zu bestehen haben. Warum soll den Tonkünstlern das Fundament wissenschaftlicher Bildung, was von den Baukünstlern gefordert wird, erlassen sein, warum sollen Leute, die zu nichts Anderem taugen und keinen Begriff von logischem Denken besitzen, in der Tonkunst hin- und herfaseln und in Dilettantenkreisen durch falsche und ungeordnete Anschauungen Unglück anrichten können? Man soll ja nicht glauben, daß irgendwelches Examen oder irgendwelcher Schulzwang in früherer Jugend der Genialität Schaden bringen könnte. Mendelssohn, R. Schumann, R. Wagner haben auch das Abiturientenexamen absolvirt und doch sind dieselben — Jeder in seiner Richtung — Meister von höchster Bedeutung geworden. Auch ist es genugsam bekannt, daß Beethoven noch in seinen späteren Jahren emsig darnach strebte, die Lücken in seiner wissenschaftlichen Bildung auszufüllen, um eine gründliche Einsicht in das classische Alterthum zu gewinnen. Da also selbst Heroen der Kunst die tiefere geistige Bildung für unerläßlich hielten und fort und fort bemüht waren, das geistige Leben mit der künstlerischen Empfindung zu verbinden, so wäre es doch für die kleineren Talente, welche mit ihren Compositionen nicht einmal irgend ein winziges Moment für die Fortentwickelung der künstlerischen Gestaltung aus sich herausschöpfen können, um so nothwendiger, sich neben der musikalischen Fachbildung auf dem Grunde einer gründlichen Erziehung auch eine tüchtige allgemeine Bildung anzueignen, welche das innere musikalische Wesen nur unterstützen und zur Veräußerung der Gedanken nur nützlich sein kann. Vom Componisten wird sicherlich Niemand verlangen, daß er auch in der Musikwissenschaft allseitig erfahren sei, weil zur Darlegung genialer Gedanken die rechte Kenntniß der Resultate in der harmonisch-metrischen Formenlehre, in der Technik des Contrapunkts und der Instrumentation wol genügt und derselbe nicht genöthigt ist, fortwährend nach den Gründen für die fertiggestellte Thatsache zu forschen, sowie durch theore-

tische, akustische und historische Untersuchungen die Natur der Harmonik und der Metrik in ihren verschiedenartigen, auf Grund der in den einzelnen Epochen von einander verschiedenen Tonsysteme hervorgetretenen Erscheinungen und Aeußerungen zu erklären; wol aber muß von einem Vertreter der edlen Kunst, welche, wie die historische Untersuchung lehrt, mit anderen Wissenschaften innig verwebt ist, durchaus verlangt werden, daß er über eine gute Bildung verfügt, welche ihn zu demselben Range in der Gesellschaft berechtigt, wie ihn z. B. der Gelehrte heutzutage einnimmt. Die Hebung der Tonkunst durch den Staat wird hauptsächlich durch die Forderungen des Staates zu ermöglichen sein, welche sich zunächst auf die Lehranstalten, Conservatorien, zu erstrecken hätten, über deren Einrichtungen ich fortgesetzt Material gesammelt habe, um das Nützliche vom Unnützlichen zur Förderung der guten Sache in einer den Gegenstand ausführlicher behandelnden Schrift gehörig sondern und das Verhältniß der Tonkunst zum Staate richtig darlegen, begründen und mit den unerläßlich nothwendigen Beispielen belegen zu können.

Leipzig bietet allerdings den jungen Tonkünstlern so vielseitige Gelegenheit zur Ausbildung des geistigen Lebens, daß so mancherlei durch den Aufenthalt in dieser Stadt zu ersetzen ist, was in der früheren Schulbildung vernachlässigt wurde, und speciell für die sachmännische Entwickelung dürfte es kaum einen geeigneteren Ort zum Studium geben, weil hier die größte Vielseitigkeit herrscht, welche, wie vorher bemerkt, in anderen Städten in dem Maße nicht wahrgenommen werden kann. Zur musikalischen Bildung und zur Verfeinerung des Urtheils trägt in hervorragendster Weise das Gewandhausconcertinstitut bei, dessen Orchesterleistungen unter der vorzüglichen Direction des feinsinnigen Capellmeisters Carl Reinecke im Tonleben unserer Stadt sozusagen die Pulsadern bilden. Diese beseitigen wollen, hieße überhaupt den musikalischen Tod Leipzigs beabsichtigen. In Rücksicht auf die Wichtigkeit dieses Instituts wende ich mich auch zuerst zu den Vorkommnissen der laufenden Saison im Gewandhaussaale, um die Thätigkeit der in demselben wirkenden Künstler mit der ihnen gebührenden Achtung zu würdigen. (Forts. folgt.)

Leipziger Schauspielschau.

(September und October.)

Gleichviel ob man die Schaubühne zu den Volksvergnügungs- oder Volksbildungs-Anstalten rechne, stets wird die bessere Gesellschaft, d. h. diejenige in allen Ständen und Berufsclassen vertretene Bevölkerungsschicht, welcher die Begriffe von Kunst und Sitte nicht verloren gegangen, oder in Widerspruch mit einander gerathen, oder aus leuchtenden Leitsternen überwundene Standpunkte geworden sind, von der Schaubühne zum mindesten solche Leistungen verlangen, die weder Langeweile verursachen, noch das sittliche Gefühl verletzen, also eine angenehme und würdige Unterhaltung bieten. Wer in das Theater geht, begiebt sich in einen Kreis von Gebildeten, um sich mit ihnen gemeinschaftlich der Alltagswelt entrückt zu sehen und an einem, sei es erheiternden oder rührenden, spannenden oder erschütternden, unter allen Umständen aber innere Genugthuung und eine reinere und reifere Weltanschauung gewährenden Spiegelbilde des Völker- und Menschenlebens sich geistig zu erholen, gemüthlich zu erfrischen und sittlich zu erheben. Wer aus dem Theater kommt, will nicht gedrückt und verstimmt, nicht verbittert und angewidert, sondern aufgeräumt und aufgerichtet, gleichsam mit dem Vorschmack einer andern, einer bessern und schönern Welt, in welcher Unsinn, Unrecht und Ungemach ihre Endschaft erreichen, Frevel und Fehle ihre Sühne, Widersprüche und Zerwürfnisse ihren Austrag und Ausgleich finden, also aus der Comödie herz- und hirnerheitert, aus der Tragödie leidgeläutert, aus beiden innerlich befreit und befriedigt in das Alltagsleben und an sein Alltagswerk zurückkehren. Es wäre eine zeitgemäße Aufgabe der Statistik, bei vergleichender Zusammenstellung der Civil- und Criminalprocesse, der Duelle, der Ehebruchs-, Ehescheidungs- und Selbstmordfälle sich nicht blos um den Schul- und Kirchenbesuch, sondern auch um den Theaterbesuch der processirenden oder duellirenden oder zur Untersuchung gezogenen oder aus dem Leben geflohenen Personen zu bekümmern und so vielleicht einen Maßstab für die Beurtheilung des Einflusses zu ermitteln, den ohne Zweifel die Schaubühne auf das Privat- und Familienleben des Volkes ausübt. Schon die statistische Ermittelung, welcher durchschnittliche Bruchtheil der Stadt- und Staatsbevölkerungen allabendlich den Theatervorstellungen beiwohnt, verbunden mit einer statistischen Uebersicht der örtlichen Repertoires und verglichen mit gewissen Vorgängen und Vorfällen im öffentlichen und Privatleben der Theaterstädte müßte zu beachtenswerthen Aufschlüssen und Anhalten führen.

Diese Betrachtungen über die Wichtigkeit eines guten Repertoires drängten sich mir auf, als ich behufs der Wiederaufnahme und regelmäßigen Fortsetzung meiner schon zu lange unterbrochenen Theaterberichte eine Musterung hielt über die während der Monate September und October bei uns zur Aufführung gelangten Stücke. Wir hatten während des September neben zwanzig Opernvorstellungen im Neuen Theater zehn, im Alten Theater sechzehn Schauspielabende, während des October neben achtzehn Opernabenden im Neuen Theater dreizehn, im Alten Theater achtzehn Schauspielabende, also in beiden Monaten und beiden Theatern zusammengenommen siebenundfünfzig Schauspielabende mit einunddreißig verschiedenen Stücken. Waren nun diese Stücke immer von der Art, daß sie aufgeführt zu werden, und die Aufführungen immer von der Art, daß sie angeschaut zu werden verdienten? Denn anschauungswürdige Aufführungen aufführungswürdiger Stücke, das muß nach meiner Meinung die Meinung des Herrn Director Dr. Förster gewesen sein, als er in seinem Programm die Pflege eines guten Repertoires und guten Ensembles verhieß. Die Pflege des ersteren hat der Director in der Hand; bei der Pflege des letzteren hängt er von seinem Personal ab; trägt man nun den Mißgriffen, die bei der Wahl der aufzuführenden Stücke, und den Schwierigkeiten, die bei der Rollenbesetzung vorkommen können, gebührende Rechnung, und läßt sowol für den Stoff und Gehalt, als für die dichterische Gestaltung und bühnliche Darstellung eines Stückes nur die Bezeichnungen „gut" und „schlecht" im weitesten, d. h. duldsamsten und nachsichtigsten Sinne gelten: so erhält man vier Gattungen theatralischer Vorstellungen, und zwar erstens: gute Aufführungen guter Stücke; zweitens: schlechte Aufführungen schlechter Stücke; dazwischen drittens: gute Aufführungen schlechter, und viertens: schlechte Aufführungen guter Stücke. Von diesen vier Gattungen sind natürlich die schlechten Aufführungen schlechter Stücke die unerträglichsten und verwerflichsten, die guten Aufführungen schlechter Stücke aber schlimmer und gefährlicher, wenn auch in Bezug auf Unterhaltung vielleicht erträglicher, als die schlechten Aufführungen guter Stücke. Mit gutem Gewissen kann ich nun bezeugen, daß an den siebenundfünfzig Schauspielabenden während der Monate September und October keine einzige entschieden schlechte Aufführung eines entschieden schlechten Stückes vorgekommen ist; wol aber hat ein grundschlechtes Stück, nämlich die „Cameliendame" des jüngeren Dumas mit Frl. Geistinger in der Titelrolle mehrere leider gelungene, d. h. bestechend gute Aufführungen erlebt, die allein es verschulden, daß das Stück nicht schon bei der ersten Vorstellung abgelehnt worden

ist, sondern sogar unter sonst sehr streng urtheilenden Theaterfreunden, die z. B. ein Drama, wie Wilbrandt's „Arria und Messalina" mißbilligen und von ihren weiblichen Angehörigen gemieden wissen wollen, warme Vertheidiger gefunden hat. Schon daß ein Mann wie Max Ring sich zur Uebersetzung des Dumas'schen Machwerks hergegeben hat, schließt eine Vertheidigung der Aufführungswürdigkeit desselben in sich. Von den siebenundfünfzig Schauspielvorstellungen, welche während der Monate September und October stattfanden, erfreuten sich vornehmlich diejenigen großen Zuspruchs und Beifalls, in welchen Hr. Dr. Förster selbst, oder Frl. Geistinger als Gast eine der Hauptrollen spielten. Zu den guten Aufführungen guter Stücke gehörten Paul Heyse's „Hans Lange", Kleist's „Prinz von Homburg" und „Zerbrochener Krug", Gutzkow's „Zopf und Schwert" und Halm's „Wildfeuer", letzteres Drama mit Frl. Stein vom Wiener Hofburgtheater in der Rolle René-Renata als jüngstem Gast. Die letztgenannte Dame ist nachher noch als Eboli in Schiller's „Don Carlos" aufgetreten, in dieser Rolle aber nicht mit so einstimmigem Beifall begrüßt worden, wie in der Wildfeuerrolle. Nach meiner Ansicht hat die Dame für eine tragische Liebhaberin zu viel Soubrettenhaftes in ihrem Spiel und Wesen. Rühmende Erwähnung verdienen für ihr einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassendes Spiel Hr. Pettera als Oberst Kottwitz und Frl. Wessely als Prinzessin Natalie im „Prinz von Homburg", ferner Hr. Eichenwald als Dorfrichter Adam im „Zerbrochenen Krug" und Frau Senger als Arria in der ersten Titelrolle von „Arria und Messalina". Näheres folgt in meinem Gesammtbericht über das Gastspiel des Frl. Geistinger; für diesmal nur noch einen praktischen Vorschlag: er betrifft die Aussprache fremder Eigennamen. So wurde im „Zerbrochenen Krug" von allen Darstellern „Hussum" dreisilbig gesprochen, während es „Heusum", also zweisilbig, auszusprechen ist, denn holländisch ui ist gleich deutschem eu oder äu. Wäre es nicht, meine ich, das beste Mittel, die richtige oder wenigstens eine gleichmäßige Aussprache fremder Eigennamen bei den Schauspielern durchzusetzen, wenn schon in ihren Rollen und schließlich auf dem Theaterzettel die einzig richtige oder die gebräuchlichste Aussprache deutlich verzeichnet würde? Dann würde man nicht auch in jeder Maria-Stuart-Aufführung Variationen wie Schreffsburi, Schroßburri, Schruhsborri, oder Burrleich, Burrlä, Burrlih, Börrlei ꝛc., sondern nur Shrohsberi und Börrli zu hören bekommen. Vorstellungen classischer Stücke zu ermäßigtem Eintrittspreise haben in den Monaten September und October nicht stattgefunden; es wäre im buchstäblichen Sinne des Wortes schade, wenn es damit für immer ein Ende genommen hätte.

Max Moltke.

— Dr. Kohlschütter, Oberhofprediger, Predigt vor Eröffnung der zweiten ordentlichen Landessynode für die ev.-luth. Kirche im K. Sachsen. Dresden, R. v. Zahn 1876. Diese Predigt ist in einem besonders ernsten und bewegten Augenblicke der sächsischen Landeskirche gehalten, man kann bis zu einem gewissen Grade sagen, in der Zeit einer Krisis, von der wir zu Gott hoffen, daß sie für unsere Landeskirche eine heilsame Läuterung sein und daß sich auch in diesem Stadium derselben die ruhige, stetige Sicherheit der Entwicklung unserer kirchlichen Zustände bewähren wird. Die Krisis ist theils durch tiefer liegende, innere Gegensätze, die, bereits seit längerer Zeit vorhanden, neuerdings eine besondere Schärfe angenommen haben, theils und vornehmlich durch das Reichscivilehegesetz veranlaßt, mit welchem sich die Kirche vor neue eigenthümliche und schwierige Aufgaben gestellt sieht. Bei der großen Erregung in den kirchlichen Kreisen verschiedener Richtung, die noch durch provocirende Schritte Einzelner gesteigert worden ist, hat man mit ungewöhnlicher Spannung der Synode entgegengesehen. Die Aufgabe, die bei dieser prägnanten Situation der Eröffnungspredigt zufiel, war keine leichte. Der verehrte Verf. hat unsers Erachtens die Aufgabe trefflichst gelöst und nach den verschiedenen Seiten hin, an die sein Wort sich wenden mußte, den rechten Ton für eine Synodalpredigt in solcher Zeit getroffen, die zugleich ein Hirtenbrief an alle Diener und Freunde der Kirche im Lande sein soll. Man fühlt der Predigt durchweg die tiefe Bewegung ab, aus der heraus sie gehalten ist; es ist ein großer Ernst und eine edle Weihe, die auf ihr liegt. Ueber die Tagesloosungen der verschiedenen Parteien sich erhebend, stellt sie die Aufgabe der Synode und der einzelnen Synodalen in das Licht des göttlichen Wortes, indem sie aus dem glücklich gewählten und sinnig gedeuteten Text, den sie in ebenso tief-biblischer, als praktisch fruchtbarer Weise durchführt, den Zuruf als Thema wählt: „Siehe, das ist mein Knecht." Ohne die Höhe des synodalen Berufs zu überspannen, erweckt doch die Predigt ein lebendiges Bewußtsein von der ganzen Bedeutung, die zumal in einer Zeit, wie der kirchlichen Gegenwart, ein solcher Dienst am Bau des Reiches Gottes in der Kirche unsers Landes hat zur Bewahrung und Erhaltung des köstlichsten Kleinodes, des besten Eigenthums, das unser Volk im Erbe der Reformation besitzt, und zur Heilung nicht blos der äußern, sondern auch der innern Schäden unsrer Kirche, an welche die Predigt erinnert. Denn bei aller evangelischen Zuversicht, von welcher die Predigt getragen ist, hält sie sich doch frei von allem falschen Optimismus; sie redet nachdrücklich auch von den Leiden und Gebrechen unsrer Kirche. „Blind und taub müßten wir ja sein, um uns einzureden, daß wir es mit lauter Gesunden und nur mit gesunden Zuständen zu thun hätten. Es gilt, so manche äußere Schäden zu heilen, die aber doch auch Gefahren für das Gedeihen des kirchlichen und des christlichen Lebens in sich bergen. Aber auch tiefer liegende Uebel sind zu bekämpfen und abzuwenden, daß die zu Schanden werden, welche von uns afterreden, als hätte die Kirche unsers Landes nur noch den Namen, daß sie lebe, und sei doch todt und als hätte sie kein Recht mehr, nach Luther's Namen sich zu nennen." Nicht minder mahnt die Predigt zur christlichen Entschiedenheit „in dieser Zeit, die da ist eine Zeit der Entscheidung, weil der Scheidung zwischen denen, welche mit Christo, und denen, welche wider ihn sind," und macht Front gegen die, welche das Evangelium verkürzen. „Alle können nur von Christi Fülle nehmen Gnade um Gnade. Keiner kann etwas dazu thun und wehe denen, die davon zu nehmen versuchen und also die Welt an ihrem höchsten Gute berauben wollten." Mit demselben Nachdruck aber erinnert die Predigt gegenüber dem fleischlichen Eifer, der Schroffheit und Ungeduld einer gesetzlichen Richtung, die nicht sowol von Innen als von Außen, nicht sowol auf evangelischem Wege durch die Kraft des Wortes und Geistes Christi, als durch kirchliche Ordnungen mit Einem Male alle Wunden der Kirche heilen möchte, an den Geist der Milde, der tragenden, sanftmüthigen und geduldigen Liebe Christi, wie er gerade unter den Gefahren und Gährungen der Gegenwart, in einer Zeit des Uebergangs doppelt noth ist. Es sind in hohem Grade beherzigenswerthe, treffliche Worte, welche der hochwürdige Verf. hier redet, die übrigens der kirchliche Latitudinarismus nach der durchaus positiven Haltung der Predigt kein Recht hat, irgendwie zur Unterstützung seiner laxen Anschauungen zu benutzen. „Welchen Weg, fragt der Verf., sollen wir gehen? — Nur keinen andern, als den Weg dessen, der das verstoßene Rohr nicht zerbrochen, den glimmenden Docht nicht ausgelöscht hat! Das ist allein der Weg aller wahren Knechte Gottes. Den lasset uns gehen im festen Vertrauen auf die siegende Macht der Wahrheit, die uns vertraut ist. Es gilt zu heilen, Wun-

ken zu heilen, die uns geschlagen sind. Dazu gehört eine sanfte und schonende Hand. Es gilt zu heilen, innere Krankheiten zu heilen, die durch äußere Mittel nur scheinbar unterdrückt werden können, darum, wenn sie nicht das Herzblut vergiften und zum Tode führen sollen, von innen heraus überwunden werden müssen durch die Arznei des göttlichen Wortes. Wol ist dieses Wort nicht blos eine milde Arznei, sondern auch ein schmelzendes Feuer, und wieder ein Felsen zerschmeißender Hammer. Auch dieses Feuer sollen wir hinzutragen; auch diesen Hammer sollen wir schwingen mit aller Kraft. Aber wir sollen nicht selber Feuer und Hammer sein. Wol hören wir auch strafende, ja vernichtende Worte aus dem Munde des Herrn: ihr Otterngezüchte, wie könnt ihr Gutes reden, dieweil ihr böse seid? Aber sie sind wider die geredet, welche schon einen Rath gehalten hatten, wie sie ihn umbrächten, nicht gegen unerleuchtete und glaubensschwache, darum irrende und fehlende Jünger. Die Einen und die Andern dürfen nicht mit gleichem Maaße gemessen werden." Sehr treffend citirt der Verf. auch ein köstliches Wort Luther's, das „lutherische Milde" gegen die schwachen und irrenden Glieder predigt und das wir uns nicht versagen können, zu erwähnen. Luther sagt in diesem Wort: „Wird auch nur oberflächlich von uns gefehlt, sogleich rufen unsere Gegner: Ist das evangelisches Leben? Sind das christliche Sitten? Die Thoren sehen nicht, daß es der Christen Gesetz ist, die schwachen Brüder zu tragen. Wozu bedürfte es dieses Gesetzes, wenn alle vollkommene Heilige wären? In der heiligen Kirche müssen Schwache sein und Solche, deren Thun uns ärgert, wie in dem menschlichen Körper nicht blos festes Gebein, sondern auch schwaches und weiches Fleisch sich findet. So bestehet Christi Reich aus Tragenden und Getragenen. Und unser Leben ist eine Art Gemisch aus Stärke und Schwäche." Insbesondere möchten wir noch Solchen, welche auf die Freikirche losdrängend, die unsrer ganzen geschichtlichen Gewöhnung, unsrer deutsch-evangelischen Anschauung durchaus fremd ist, und die Kirche von dem Boden des Volkes, von dem Boden des öffentlichen Lebens isoliren würde, die Worte der Predigt zur Beherzigung geben: „Hüten wir uns, die Volks- und Landeskirche preiszugeben, in Hoffnung, eine heilige und unsträfliche Kirche dafür einzutauschen! Wir würden nur eine Secte gründen, die auch wieder ihre Flecken und Runzeln haben würde, vielleicht schlimmere, wenn auch andere. Wollen wir unbekümmert bleiben darum, ob der Masse des Volkes das Salz des Evangeliums entzogen und es eine Beute der Fäulniß und eine Beute der Knechte des Verderbens werde, die mit trügerischer Freiheitsverheißung Land und Meer umziehen?" Wir wünschen der Predigt viele aufmerksame und unbefangene Leser in den verschiedenen Lagern. Aus der wenigstens stellenweise fast krankhaften Spannung und Erregung, in welcher sich unsere landeskirchlichen Zustände dermalen befinden, können wir zu einer klaren, gesunden Entwicklung nur kommen auf dem Wege einer Gesinnung, wie die, von welcher diese Predigt getragen ist, der Gesinnung eines ebenso festen, christlich-klaren, als milden und besonnenen Ernstes. Möchte die Predigt dazu an Vielen gesegnet sein!

— **Die Stellung der evangelischen Kirche zu den leitenden Ideen unsrer Zeit.** Von Opitz, 8. Dresden, Meinhold. Der Verf. des vorliegenden Schriftchens, das zunächst an die gegenwärtig tagende sächsische Synode gerichtet ist, bestrebt sich offenbar, die Stellung der Kirche inmitten der Bewegungen der Zeit von der Höhe eines unbefangenen Standpunktes aus zu beleuchten, und bringt dazu ein am Verständniß der Geschichte gereiftes Urtheil mit. Die Gedanken aber, die der Verf. ausspricht, sind in so schwebender Allgemeinheit gehalten, daß Vertreter verschiedener Richtungen sie acceptiren können, je wie man sie deutet, und es wäre daher zu wünschen gewesen, daß der Verf. in specieller Ausführung und Anwendung dieselben illustrirt hätte. Sätze z. B., wie diese, welche der Verf. an die Spitze stellt: „Wir bemühen uns das Gute anzuerkennen, wo wir es wahrnehmen; in diesem Sinne wollen wir das Evangelium als die höchste Segensmacht in der Welt wahren und fördern", können und werden Alle unterschreiben, die nicht ganz verhärtete Parteimänner sind und darum principiell das Gute nur bei ihrer Partei erkennen. Immerhin hat der Verf. ein Recht, seine Gedanken, wie er thut, „zu geneigter Erwägung" anheimzugeben; es sind verschiedene, ganz erwägungswerthe Bemerkungen in dem Schriftchen enthalten.

— Von dem Trevelyan'schen Werke über Lord Macaulay's Leben und Briefe, über welches wir neulich schon genauer berichtet haben, erscheint gegenwärtig im Verlage von H. Costenoble in Jena eine gute deutsche Uebersetzung in zwei elegant ausgestatteten Bänden. Der Uebersetzer Prof. Dr. **Böttger** hat schon manches englische Werk (u. A. Max Müller's sprachwissenschaftliche Vorlesungen) bei dem deutschen Publicum eingeführt und das Verständniß dieses an verschiedenartigstem Detail ungemein reichen und über Macaulay's Privatleben ein helles Licht verbreitenden, interessanten Buches durch viele beigefügte Anmerkungen erleichtert.

— **Die neue Sphinx. 500 Räthsel gedichtet für Alt und Jung von Dr. M. Paul. Leipzig, Verlag von Emil Berndt. 1877.** — Als vor 2 Jahren „Einhundert Räthsel und Charaden von Dr. M. Pauli erschienen, fanden dieselben vielfach die freundlichste Aufnahme und riefen zugleich den Wunsch hervor, daß der geistvolle Verfasser jener anmuthigen Dichtungen seine sinnige Auffassung und ungewöhnliche Gewandtheit in der Darstellung auch ferner durch literarische Spenden in dieser Gattung der Poesie bethätigen möge. Es wird daher diese neue, überaus reiche, diesmal aus 500 Räthseln bestehende Gabe gewiß von Vielen mit Freuden begrüßt werden, denn „das Buch will" ja, wie der Verfasser in seinem Vorwort sagt, „als eine Art Hausfreund betrachtet werden, der in seinen weiten Rocktaschen nicht nur für die lieben Kinder so Mancherlei getragen bringt, sondern auch für Vater und Mutter und wer sich sonst noch von Erwachsenen gerade an dem traulichen Familientische eingefunden hat." — Seinen sehr reichen Stoff geistanregender Unterhaltung bietet der Verfasser in vier Abtheilungen, von denen die erste Räthsel 1—150, die zweite Charaden 151—350, die dritte Räthselsonette von 351—400, und die vierte Worttheilungs-, Ton-, Buchstaben-, Ziffer-, Vorsilbenräthsel und Palindrome 400—500 enthält. — Eine kurze Geschichte der Räthseldichtung geht voraus, und die Auflösungen schließen das interessante Buch ab. — Zwei große Vorzüge müssen an diesen Räthseldichtungen hervorgehoben werden. Vor Allem erfreut der eine, daß eine große Zahl derselben wirklich schöne und fesselnde **Dichtungen** sind und tieferen, poetischen Inhalt in sich bergen, sodann aber auch der andere, daß sie sich fast durchweg durch eine ungewöhnliche Reinheit und Schönheit der Form auszeichnen. Wenn manche leichte und unbedeutende Scherzaufgabe hie und da, wie besonders in der letzten Abtheilung mit unterläuft, so wird dies der Abwechselung wegen gar Vielen nur willkommen sein und schwerlich von Jemandem als ein Mangel empfunden werden. Daß der Verfasser alle Einförmigkeit vermieden und eine bunte Mannigfaltigkeit obwalten läßt, auch dies erscheint als ein nicht geringer und weise berechneter Vorzug. — Es kann daher dieses werthvolle Buch, das reichlich heitere Anregung bietet, allen Gebildeten, den Jungen und den Alten, auf das Wärmste empfohlen werden und wird dasselbe gewiß um seiner Trefflichkeit willen bald in vielen Familien als ein lieber „Hausfreund" Zutritt haben und besonders für den Weihnachtstisch willkommen sein.

Berichtigung. In Nr. 87 der W. B. vom 29. October c., Seite 543, Sp. 1, Z. 19 v. u. ist statt „Giftgase" „**Gichtgase**" zu lesen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. K. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 90. Donnerstag, den 9. November. 1876.

Langen oder Hangen?

Es ist eine traurige Thatsache, daß gerade die Citate, die am häufigsten gebraucht werden, am meisten an ihrer Richtigkeit einbüßen.

Aber nicht etwa blos im Volksmunde sind diese Fehler wahrnehmbar, man kann sie in den besten Büchern gedruckt finden. Schreibt doch selbst Freiherr von Vincke in seinem „A b c aus der Mappe eines alten Diplomaten": der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, und nur Wenige wissen, daß Schiller Arbeit und nicht Schuldigkeit schreibt. Freilich erhält man durch Schuldigkeit einen vollständig rhythmischen Jambengang; aber Fiesko ist nun einmal in Prosa geschrieben. (Vielleicht war dem alten Diplomaten bewußt, daß das Publicum nur die falsche Lesart kennt, und war nur diplomatisch, wenn er auch so schrieb.)

„Man merkt die Absicht und man ist verstimmt." Es ist, als ob es anders gar nicht heißen könne und doch würde Goethe einen Denkfehler gemacht haben, wenn er den Tasso so hätte reden lassen. Denn das ist ja gerade das Peinliche, daß man die Absicht nicht merkt, sondern nur Absicht. Ich merke, es steckt etwas dahinter, sagt man im gewöhnlichen Leben; und so sagt Tasso: „So fühlt man Absicht und man ist verstimmt."

Noch viel andere derartige Quiproquo könnte man aufzählen, das ist aber nicht der Zweck dieser Zeilen.

Eines jener verhängnißvollen Citate ist die Stelle aus dem Liede Clärchen's im Egmont, die man nicht nur immer falsch hört, sondern auch häufig falsch gedruckt findet: „Hangen und bangen in schwebender Pein." Es existirt keine Goethe-Ausgabe, die so schriebe (Herr von Löper führt in seinem „Goethe's Gedichte. Lesarten" Hempel'sche Ausgabe irrthümlich die Cotta'sche vom Jahre 1840 dafür an). Wer sich die Mühe nehmen will, in den Werken des Dichters nachzuschlagen, wird sich überzeugen, daß die Stelle lautet: „Langen und Bangen." Da hält aber Jeder, der nicht Lust hat, lange über ein solches Wort nachzudenken, sich für berechtigt, dieses für ihn so unbegreifliche Langen schnell für einen Schreib-, Druck- oder Hörfehler zu erklären, oder er besitzt schulmeisterliche Grille genug, Goethe zu corrigiren und das ominöse Wort zu dem so schön darstellenden Hangen umzugestalten; und so findet man fast ohne Ausnahme in den Gedicht- und Liedersammlungen diese cum virtute mutatio; ich verweise nur beispielsweise auf „Reichardt's Compositionen" (Text zu den Noten für die Guitarre), die schon 1798 mit den Zusatzstrophen von Lasch*) gedruckt sind und die auch in allen späteren Drucken „hangen" haben; ebenso auf das 1847 in Leipzig erschienene „Allgemeine deutsche Liederlexikon". Sodann „Die Volkslieder der Deutschen", herausgegeben von F. K. Freiherrn von Erlach. V. Band. 1836.

Es kann mir nicht im Sinne liegen, beweisen zu wollen, daß Goethe so — nämlich langen — schrieb, denn den Beweis kann sich Jeder aus den Werken holen; zeigen will ich nur, daß Hangen geradezu falsch sei, und was Langen dann heißen soll.

Das Erste wird sein, kurz die Begriffe der tangirenden Worte zu definiren. Da ist denn Hangen unbedingt identisch mit aufgehängt sein. Ist man aufgehängt, so schwebt man zwischen Himmel und Erde; übertragen ist hangen zwischen zwei Dingen oder Verhältnissen, in einem Dilemma sich befinden. Es ist ein völlig willenloser Zustand; der Begriff des Hinundherbewegens ist untrennbar damit verbunden; man denkt dabei unwillkürlich an den Galgen.

Bangen ist Bekümmerniß, Sorge, Angst haben; wie das vorige ein zweifelhafter Zustand, weil man nicht weiß, wie die Umstände sich lösen werden. Schweben ist theils gleichbedeutend mit hangen, theils ist's die Wirkung davon; „schwebende Pein" ist Umschreibung für „ängstliche Sorge", und verweise ich auf die Definition von Sorge, wie Goethe sie im Faust giebt:

> Du bebst vor allem was nicht trifft,
> Und was du nie verlierst das mußt du stets beweinen.

Im Gegensatz zu hangen ist langen dasselbe wie greifen, nach etwas fassen, nach etwas hinstreben, bis zu einem bestimmten Punkte reichen. Die näheren Auseinandersetzungen folgen weiter unten.

Nach dieser kurzen Erörterung gehen wir zu einer Betrachtung der einzelnen, auch der hier nur indirect tangirenden Versstrophen über.

Zu Anfang heißt es da:

> Freudvoll
> Und leidvoll,
> Gedankenvoll sein.

Es ist dies eine meisterhafte Darstellung der Wechselwirkung von Leid und Freud', die durch eine innige Liebe im Herzen des jungen Mädchens hervorgerufen wird. — So lange sie sich ruhig sich selbst und ihren Gefühlen überläßt, ist ihr die Liebe nur ein angenehmer süßer Rausch. Wenn sie aber — fern vom Geliebten — gedankenvoll wird, da treten jene Wechselwirkungen von freudvoll und leidvoll hervor. Da zittert das kleine Herz und schwankt hin und her. Aber noch ist's kein Sturm, der es bewegt; nur wie wenn ein leichter West mit lindem Hauch die Binsen hin und herwiegt, so daß sie sich bald da, bald dorthin neigen.

Derselbe Wechsel tritt uns wieder entgegen im zweiten Theil des Liedes in

> Langen
> Und bangen
> In schwebender Pein.

Hier steigt die Freude und mit ihr die Angst, und diese erreichen ihren Höhepunkt im dritten Theil des Liedes:

> Himmelhoch jauchzend,
> Zum Tode betrübt;

*) Wol der Erfinder von „Hangen".

zum Schlusse faßt der Dichter das Ganze noch einmal zusammen in den kurzen Worten:

Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Das ganze Lied soll uns die Glückseligkeit der jungen Liebe schildern. Wir sehen, wie das Herz beim kleinsten, auch nur eingebildeten Mißklang zerspringen möchte, um alsbald wieder, wenn sich dieser im Innern zu schönem Einklang auflöst, vor Freuden aufzuhüpfen. Wie der Mensch, der beim herannahenden Gewitter sich vor den schweren drohenden Wolken angstvoll birgt und wenn der leuchtende Blitzstrahl die Nacht erhellt, die Pracht der Natur bewundert und dankt für den segnenden Regen, der aus der Wolke der verdürsteten Erde erquickend zuströmt.

Es ist in sämmtlichen Worten eine so enge Verbindung, ein so inniger Zusammenhang, es geht so eines aus dem anderen hervor und so sehr bedingt eines das andere, wie es nicht vollkommener gedacht werden kann. Es liegt das ganze Verhältniß so nah, daß es vielleicht gerade deswegen nicht so erkannt wird. Thun wir einen prüfenden Blick in den künstlichen Bau.

Clärchen ist gedankenvoll: An wen anders aber kann sie denken, als an ihn, an den Heißgeliebten, an Egmont. Da ist es ganz natürlich, daß die Gedanken in zweifelvollem Wechsel hin- und herschwanken. Nicht das oftgesungene sentimentale: „Liebt er mich, liebt er mich nicht?“ beängstigt sie, sondern sie hat ihn nicht in ihrer Nähe; sie kann ihn nicht umfassen und das macht sie leidvoll; freudvoll macht sie die zuversichtliche Aussicht auf den Abend, wo er ja kommen wird. Zugleich aber bringt sich ihr der Gedanke auf, daß sie ihn verlieren könnte; das bringt bittere Angst ins Herz, schwebende Pein erfaßt sie. Eins aber ist's, das ihr die Angst erträglich macht: das Langen.

Ein heißer innerer Drang zieht sie zu ihm hin, sie greift nach ihm, sucht ihn zu fassen, Aug' in Auge ihm zu schauen, sein ganzes Wesen in sich aufzunehmen. Der Gegensatz, die Bangigkeit, ist die unmittelbare Folge der schwebenden Pein.

Von diesem Langen und Bangen treibt sie die allmächtige Phantasie bis zum Gipfel der Erregung „himmelhoch jauchzend“. Sie glaubt ihn schon da, meint ihn an ihr Herz zu drücken, das seine an dem ihren schlagen zu hören, seine heißen Küsse zu trinken; aber plötzlich reißt sie der Wirbelwind der Einbildung vom Gipfel der Freude in den gähnenden Abgrund des Unglücks; er wird ihr entrissen; ein schauerndes Vorgefühl furchtbarer Zukunft packt sie mit schüttelnder Gewalt. Da plötzlich legt sich der Sturm; wieder fühlt sie sich der Gegenwart zurückgegeben; die lieblichere Wahrheit hat die trüben Bilder der Phantasie vertrieben und ein leiser Zephyr haucht ihr die Worte zu: „glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Nicht darin allein findet sie das Glück der Liebe, daß sie sich des Besitzes freut, sondern auch daß sie für die Erhaltung desselben sorgt. Für den Geliebten bangen ist auch eine Seligkeit, nach ihm langen zu können vollendet sie.

Sollte Jemand es wunderbar finden, daß Angst und Sorge zum Glück gehörig seien, den erinnere ich nur an das Wort Goethe's in „Sprichwörtlich“:

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Oder an Schiller's Worte in der „Braut von Messina“:

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen.
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Glück ohne Sorge ist für den Menschen kein volles Glück.

Nachdem wir so den innigen Zusammenhang des Ganzen und die Gegensätze in jedem der drei Theile des Liedes (Leidvoll — freudvoll; langen — bangen; himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt) betrachtet haben, auch zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß das Resumé des Ganzen „Glück“ ist, halten wir uns einmal die andere Lesart: Hangen vor.

Es würde hangen das einzige unter den sechs Worten sein, das einen willenlosen Zustand ausdrückt, während alle anderen auf eine geistige Thätigkeit hinweisen.

Warum sollte ferner, wenn im ersten und letzten Theile, wie wir oben sahen, ein Gegensatz in den zwei resp. Worten zum Ausdruck kommt, dieses hier gerade unterlassen sein?

Man betrachte endlich vor allem den Pleonasmus hangen und bangen in schwebender Pein. Drei Synonyma, denn daß diese Worte dies sind, ist leicht ersichtlich und habe ich schon am Eingange dargethan, verbinden sich hier zu gemeinsamem Wirken, um uns das Bild vom unglückseligsten Geschöpf der Welt zu entrollen. Der Widerspruch würde nicht kleiner sein, als wenn man einem Gatten, der sein Weib in den Armen eines Anderen überrascht, zumuthen wollte, auszurufen: „Wen Gott lieb hat, dem geb' er so eine Frau.“ Wollen wir Goethe eine solche contradictio in adjecto zutrauen?

Ich denke, es wird jetzt Jeder die Frage, ob es überhaupt hangen heißen könne, mit einem kräftigen „Nein“ beantworten.

So viel contra hangen.

In der Hempel'schen Goethe-Ausgabe sagt Herr von Löper: Langen, veraltete Form für Verlangen. Es ist dies eine ganz gute Auslegung; aber ich kann ihr dennoch nicht beitreten.

Es ist hier nicht das einzige Mal, daß Goethe dieses Wort gebraucht; er schreibt auch in seinem Tagebuche am 2. April 1780: „Wieland sieht ganz unglaublich alles was man machen will, machte, und was hangt und langt in einer Schrift.“ Es geht deutlich daraus hervor, was der Dichter unter langen verstanden wissen will: „Was man machen will“ ist das, was langt, „was man machte“, was hangt in einer Schrift.

Wenn ein Autor sich an die Bearbeitung eines Werkes setzt, so sucht er damit etwas zu erreichen; er strebt in dem Werke nach einem Ziele (nulla regula sine exceptione); sei dieses Ziel nun Forschung, Volksbildung, Ermunterung oder sonst ein anderes. Hat er sein Werk vollendet, so wird es sich nun zeigen, was er erreichte, was darin liegt, ob er dem Stoffe gewachsen war, ob er ihn gut verarbeitete, kurz was in dem Werke hangt.

Hier will Goethe also sagen: Wieland sähe sehr schnell, worauf der Verfasser in einer Schrift hinaus wolle und wie er hinaus komme. Die beiden Begriffe sind hier identisch mit streben und erreichen. Es ist unter langen wörtlich zu verstehen: greifen, fassen.

So ist es auch in unserm Liede.

Es steht langen hier für verlangen. Nun aber, verstehe man nicht falsch: weder ist um des Verses willen das ver gestrichen, noch soll hier eine alte Form zu verstehen sein (wie sowol von Löper in Goethe's Gedichten, als auch Strehlke im Egmont erläutern); vielmehr drückt es das schon mehr vorgeschrittene gesteigerte Verlangen aus; es ist gewissermaßen ein Comparativ davon. — Es verhalten sich die beiden Worte wie Körper zu Geist, wie Streben zu Wunsch. Wonach man verlangt (geistig — Wunsch), darnach wird man alsbald langen (körperlich — Streben), bis man es eventuell erlangt hat. So deutet Goethe hier metonymisch das hastige Verlangen, den innigsten Wunsch, das heftigste Sehnen an, indem er den Gedanken, die Idee schon zur That reifen läßt.

Es ist dies, diese Vereinigung von Gedanken und That,

um so mehr zu begreifen, als man weiß, wie bei Goethe selbst diese beiden Begriffe so eng zusammenlagen, daß er sie sogar fast identificirt.

Mir schwebt hierbei vor aus Faust I. Theil die Bibelübersetzung: „Im Anfang war das Wort." Dem Faust genügt das Wort nicht, er begehrt es anders zu übersetzen und wenn er da erst zwischen Sinn und Kraft schwankt, so wählt er schließlich, was aus Vereinigung beider hervorgeht, die That.

λόγος (Wort) ist ursprünglich der Ausdruck des Gedachten und das ist wieder zunächst das Wort. Da aber nach philosophischer Anschauung ein Geist nicht Worte haben kann, so muß bei ihm der Gedanke in anderer Weise offenbar werden. Da ist denn sehr schnell zu verstehen, daß dies in keiner vollkommneren Weise geschehen kann, als durch die That. Durch nichts können Gedanken klarer dargestellt werden, als wenn man nach ihnen seine Thaten formt. Schreibt Goethe nun: im Anfang war die That (als Uebersetzung von *λόγος*), so will er damit sagen, daß Gott, indem er dachte, auch schon schuf. Der Gedanke wurde, indem er entsprang, schon That. Goethe denkt hier gegenständlich; die Welt ist nach ihm ein Werk oder ein großer Gedanke Gottes; er identificirt That und Gedanke. Doch würde es vom Wege ablenken, wollten wir einer tieferen Entwickelung dieses Goethe'schen Glaubensbekenntnisses nachgehen.

Kehren wir zu unserem Liede zurück, wo auch die That als Ausdruck des Gedankens gebraucht wird, wo das geistige Verlangen zum körperlichen Langen umgewandelt wurde.

Es antwortet Clärchen später auf der Mutter Vorwurf, sie solle das Eiapopeia lassen: „Schilt mir's nicht, es ist ein kräftig Lied." Und betrachten wir es näher; liegt nicht gerade in diesem Langen eine geheimnißvolle Kraft? Und was mancher als Fehler tadelt, daß der Gegenstand des Langens fehle, das wird eben hier zur Tugend; es liegt darin, in dem Mangel des Objects, ein Theil jener Kraft, die Clärchen dem Liede zumißt.

Der Geliebte ist ihr fern, da verlangt, ja sie langt schon darnach, daß sie ihn fassen möchte und ewig halten, nach seinem Kusse, nach seinem Blicke langt sie, ihm in die Augen zu sehen, um, wie sie später zu Egmont selbst sagt: „alles drin zu finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer" (worin wir auch wieder den im Liede immer wieder hervortretenden Gegensatz von Leid und Freud finden). Und dies Alles hätte der Dichter singen sollen? Wie konnte er das Alles wiedergeben? Schöner und umfassender konnte es gar nicht geschehen als hier. Der Dichter nennt gar nichts und läßt uns dafür Alles empfinden. Er giebt uns in dem einen Wort eine ganze Welt von Begriffen. — Mach's nach, wer's kann!

Mir aber sollte es eine Genugthuung sein und zur hohen Freude gereichen, wenn das Hangen durch diese Zeilen ein Bedeutendes näher zum Grabe gebracht worden sei und das Langen seine volle Lebensfähigkeit entwickelte.

Es verlangte mich Klarheit darüber zu schaffen, darum langte ich darnach; was ich nun erlangte, das muß sich zeigen.

B. B. B.

Briefe Schiller's an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung, in ihrem Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. Berlin 1876.

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun, sagt Schiller und würde sich vielleicht noch kräftiger ausdrücken, wenn er erlebt hätte, was wir erlebt haben.

Obgleich wir das Leben des Dichters, Dank sei es den zahlreichen in die Oeffentlichkeit gelangten Briefwechseln und sonstigen zeitgenössischen Urkunden, so in seinen Einzelnheiten kennen, daß sich mit Bestimmtheit sagen läßt, daß besonders wichtige und umfängliche Schriftstücke nicht mehr aufzufinden sein können, ist der Strom derartiger bezüglicher Veröffentlichungen doch immer noch nicht versiegt. Freilich hatten wir schon bei den in den letzten Jahren in dieser Richtung bekannt gewordenen Schriften — den Briefwechseln des Dichters mit seiner Schwester Christophine, mit dem Herzog von Augustenburg, mit Cotta und anderen Geschäftsfreunden, — anzumerken, daß der hauptsächlichste Werth dieser Sammlungen nicht eigentlich in demjenigen, was uns aus der Feder Schiller's mitgetheilt wurde, sondern in der Zusammenstellung, beziehentlich in den Bemerkungen der Herausgeber (v. Maltzahn, Max Müller, Vollmer und C. Goedeke) zu finden sei.

Nicht das Gleiche können wir von dem Eingangs genannten Buche sagen.

Es hat damit folgende Bewandtniß. Bekannt ist die großherzige Unterstützung, welche dem Dichter vom Jahre 1791 ab von Seiten des Herzogs Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und des Grafen Schimmelmann zu Theil geworden; bekannt, daß dadurch demselben die Muße beschieden wurde, sich ganz nach seinem Wunsche eingehend mit der Kantischen Philosophie zu beschäftigen; bekannt endlich, daß derselbe sich veranlaßt sah, die philosophischen Untersuchungen, zu welchen ihn diese Studien zunächst geführt und welche er später in den Horen und in den kleineren prosaischen Schriften, namentlich in der Schrift unter dem Titel: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen" veröffentlichte, in Briefen, die er an seinen Wohlthäter richtete, niederzulegen. Alle Originalien dieser Briefe sind jedoch bei dem großen Brande, der am 26. Februar 1794 in Kopenhagen das Palais des Herzogs zerstörte, in Feuer aufgegangen. Ein Glück für den Verfasser war es, daß derselbe, wie er unter dem 12. Junius des gedachten Jahres an Körner schreibt, Copien davon hatte. Auch diese schienen jedoch bis jetzt verloren. Anderweite Abschriften davon dem Herzoge zu schicken, wurde Schiller, wie er dem letzteren unter dem 28. Januar 1795 schreibt, dadurch abgehalten, daß er inzwischen eine Verbesserung der darin wahrgenommenen Unvollkommenheiten begonnen hatte, deshalb aber jene Briefe nicht nur eine ganz neue Gestalt erhalten, sondern auch der gesammte Plan derselben eine Erweiterung erfahren hatte. Diese verbesserte Ueberarbeitung ist es, die uns zur Zeit allein vorlag; die alten Entwürfe sind daneben wahrscheinlich zu Grunde gegangen oder von dem Verfasser, wie die meisten Brouillons seiner vollendeten Werke, vernichtet worden. Dem Herausgeber des Eingangs gedachten Schriftchens ist es nun gelungen, zwei, wenn auch nicht ganz vollständige, im Wesentlichen conforme Abschriften von sieben solcher Original-Briefe, die jedenfalls noch vor dem oben erwähnten Brande gefertigt worden waren und sich in dänischen Archiven erhalten haben, aufzufinden, und diese sind es, welche S. 47 bis 176 mitgetheilt werden.

Man sieht, der Fund ist, da wir den Inhalt jener Briefe bereits in überarbeiteter Form besitzen, nicht gerade ganz neu, auch nicht allzu reichlich, immerhin aber nicht uninteressant und wir können auch dem Herausgeber nicht Unrecht geben, wenn er der Ansicht des Herzogs, dem die Briefe in der ersten Gestalt ansprechender erschienen waren, beipflichtet. Dagegen haben wir der langen, S. 1—46 enthaltenen Einleitung nur wenig Geschmack abgewinnen können, denn dieselbe enthält entweder nur längst Bekanntes, oder solche Neuigkeiten, die wenig oder nichts Interessantes darbieten, in alle Wege aber weit kürzer hätten abgemacht werden können. Doch wollen wir, um der oben erwähnten großherzigen That der beiden ächt deutschen Männer möglichst nach allen Seiten hin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht unerwähnt lassen, daß, wie der Herausgeber S. 15 zeigt, der

Gedanke zu selbiger zunächst von dem Herzoge selbst, nicht, wie man zeither annahm, von dem Grafen Schimmelmann, ausgegangen ist, sowie daß, wie derselbe S. 20 auf die Autorität noch vorhandener Rechnungsbücher Schiller's hin versichert, die Pension von 1000 Reichsthalern (= 1200 Thlr. Pr. Cour.) zwar, wie bekannt, nur für drei Jahre versprochen, jedoch für fünf Jahre entrichtet worden ist.

— Das historische Lieferungswerk: „Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte von Dr. Friedrich von Weech, großherzogl. badischem Archivrath" (Leipzig, Ferdinand Lange) ist nunmehr bis zur 12. Lieferung gediehen, in welcher das dritte, mit dem zweiten schlesischen Kriege (1748) abschließende Buch zur Vollendung gelangt und das vierte Buch, „bis zur Auflösung des Deutschen Reichs" (1806) beginnt. Hervorzuheben in dem Werke sind namentlich auch die demselben beigegebenen vielen Portraits nach den besten historisch treuen Originalen und die zahlreichen Vollbilder von bewährten Meistern.

M. **Leipzig**, 6. Nov. Der königl. preußische Ingenieurhauptmann a. D. Louis Ferdinand Freiherr von Eberstein auf Gehofen und Auleben hat eine „Geschichte der Freiherren von Eberstein und ihrer Besitzungen" verfaßt, in welcher ein reiches, großentheils bisher noch unbekanntes historisches und genealogisches Material zur Verwendung gekommen und damit ein nachweislich sieben Jahrhunderte umfassendes Gesammtbild des Lebens und der Wirksamkeit eines der angesehensten Adelsgeschlechter des Frankenlandes, Hessens und Thüringens ausgeführt worden ist. Zugleich ist aber der Verfasser auch bestrebt gewesen, dem Werke fortwährend Bildwerke, die Bezug auf die Freiherrlich von Eberstein'sche Familie haben, beizufügen, und namentlich sind dies sehr gut ausgeführte Portraits in Photographie und Lichtbilddruck, deren Zahl bereits auf vierzig angewachsen ist. Das älteste stellt den 1420 gestorbenen Domherrn zu Bamberg und Würzburg und Landrichter des Herzogthums Franken Engelhard von Eberstein dar und ist von einem gleichzeitigen Gemälde in Wachsfarben abgenommen. — Es sind dabei fünf Abbildungen nach alten Grabsteinen, davon, zwei aus dem 15., zwei aus dem 16. und eine aus dem 17. Jahrhundert. Von den übrigen Portraits, darunter sechs weibliche, gehören zwei dem 17., sechs dem 18. und sechsundzwanzig dem 19. Jahrhundert an. Man findet darunter auch den berühmten Generalfeldmarschall Ernst Albrecht von Eberstein und hochgestellte Staatsmänner und Militairs bis zur Neuzeit. Außerdem sind noch sieben Blätter mit vielen auf die Eberstein'sche Familie bezüglichen Abbildungen vorhanden. — Es dürfte schwerlich ein zweites gleiches oder ähnliches genealogisch-localhistorisches Werk vorhanden sein, in welchem Forschung, Fleiß, Verständniß und reicher, werthvoller Inhalt sich zu gleich Vorzüglichem vereinigt hätten wie hier.

— Otto Spamer's Illustrirtes Handelslexicon, ein Lieferungswerk, das auf vier Bände von je 20 Lieferungen zu je 4 bis 5 Bogen (à Lieferung 50 ₰) berechnet ist, ist gegenwärtig bis zur 40. Lieferung gediehen, in welcher der Artikel: „Firma" begonnen wurde. Der gute Ruf, welchen sich das Unternehmen von Beginn an erworben, hat sich auch bei dessen weiterem Fortschreiten bewährt und neben der Gediegenheit der durchgehends von sachkundigen Fachmännern bearbeiteten Artikel verdient die illustrative und sonstige Ausstattung des Werkes volle Anerkennung.

— Von dem jährlich vom Statistischen Bureau des K. Ministeriums des Innern zusammengestellten Kalender und statistischen Jahrbuch für das Königreich Sachsen ist (bei C. Heinrich in Dresden) die Ausgabe für das Jahr 1877 erschienen. Der astronomische Kalender ist vom Director der Leipziger Sternwarte Prof. Dr. C. Bruhns herausgegeben und enthält außer dem Kalendarium die Angabe der Zeitdifferenzen zwischen Leipzig und den andern Städten des Landes, eine Uebersicht des Planetensystems mit einem bis Februar 1876 reichenden Verzeichniß der auf 160 angewachsenen Zahl der kleinen Planeten, mit Angabe ihrer Entdecker und des Orts und der Zeit ihrer Entdeckung, sowie ihrer Umlaufszeiten. Ferner die Resultate der meteorologischen Beobachtungen im Königreiche Sachsen im Jahre 1875, Resultate aus zehnjährigen meteorologischen Beobachtungen in Leipzig, die genauen Nivellements und daraus gefundenen Höhen im Königreich Sachsen. Folgt das Verzeichniß der Messen, Kram-, Vieh- und Wollmärkte im Königreich Sachsen, das Verzeichniß der Kram-, Vieh- und Productenmärkte, welche im Jahre 1877 in den Nachbarländern des Königreichs Sachsen abgehalten werden. Das statistische Jahrbuch für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1877, redigirt vom Director des Statistischen Bureau des Königl. Sächsischen Ministerium des Innern Prof. Dr. Victor Böhmert, ist eine außerordentlich reichhaltige und wichtige Arbeit. Man findet hier die allgemeine Landes- und Bevölkerungsstatistik nach allen Richtungen zusammengestellt; zuerst das alphabetische Verzeichniß sämmtlicher Ortschaften des Königreichs nebst Angabe des betreffenden Regierungsbezirks, der Amtshauptmannschaft, des Standesamtes und der Bewohnerzahl nach der Zählung vom 1. December 1875, die Eintheilung des Landes nach Steuerkreisen und Steuerbezirken für die Verwaltung der directen Steuern und der Stempelsteuer, die Eintheilung in Hauptamtsbezirke und für Erhebung der indirecten innern Steuern gebildete Hebebezirke, die Hauptresultate der Volkszählungen im Königreiche eingeleitet durch allgemeine Bemerkungen über die Zunahme der sächsischen Bevölkerung seit 1815, wo ihm 1,182,744 Bewohner verblieben; am 1. December 1875 betrug die Zahl derselben 2,760,586. Die Resultate der Volkszählung vom 1. December nach den Verwaltungsbezirken und nach Stadt und Land, die Bevölkerungszahl der Gerichtsamtsbezirke, die an den Zählungsorten und an anderen Orten wohnende Bevölkerung, sowie die Zahl der auswärts Abwesenden, der Wohngebäude, der Haushaltungen mit der Anzahl ihrer Inhaber, die Zahl der Anstalten und ihrer Insassen, sowie der Bevölkerung nach ihrem bürgerlichen Stande und der Bevölkerung nach den Religionsbekenntnissen am 1. Dec. 1875 (Lutheraner 2,664,341, Reformirte 9851, Deutschkatholische 1876, Römischkatholische 73,349, und laut der weiter hinten folgenden Statistik der übrigen Glaubensgenossen 451 Griechischkatholische, 16 rumänische Glaubensgenossen und 3357 Israeliten) schließt sich an. Die Bewegung der Bevölkerung: Geburten, Trauungen, Sterbefälle, Verunglückungen, Selbstmorde, Ein- und Auswanderungen (1867 bis 1875) vollendet die Darstellung der Bevölkerungsverhältnisse. Abtheilung B enthält auf S. 145—237 die Finanzstatistik: Intraden und Domainenverwaltung, das Steuerwesen, der Staatshaushalt des Königreichs, Wirthschaftsstatistik, Verkehrsstatistik, Justizstatistik, Schulstatistik, kirchliche Statistik.

Dresden, 6. Nov. Die neueste Nummer (Nr. 6) des Königlich Sächsischen Justizministerial-Blattes enthält eine Generalverordnung des Justizministeriums vom 26. Oct. c., betreffend die Ausstellung und Einsendung von Beamtenverzeichnissen. Ferner Statistisches, betreffend die Volkszählung vom 1. Dec. 1875, sowie Personalsachen des K. Justizministeriums.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 35 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 91. Sonntag, den 12. November. 1876.

Ein Bild aus zwei Jahrhunderten.

Unsere Zeit, die in ihrem Schooße so viele, weltbewegende Fragen und Begebenheiten trägt, Tage und Thatsachen erlebt, wie nur wenige Perioden der Geschichte sie in ihre Annalen verzeichnen dürfen, hat bei dem Allen eine ganz entschiedene Vorliebe, sich durch Memoiren und Monumente die Daten der wichtigsten Momente und Marksteine ihrer Vergangenheit festzuhalten. Ueberall, in Buch und Bild, in Denkmal und Denkschrift, tönt uns der Ruf der alten Gladiatoren entgegen: Dich grüßen die Todten. Gedenktage werden gefeiert, die uns zum Vollbewußtsein unserer gemeinsamen Güter, zur Vergegenwärtigung ihrer Bedeutung helfen. Ein solcher Gedenktag war der 14. Nov. vorigen Jahres. Fünfzig Jahre früher schied an diesem Tage eine Dichtergestalt von der Weltenbühne, mit einem Janusantlitz, wie wir keinem zweiten auf dem ganzen weiten Goldgrunde der Literatur begegnen. Ein Dichter, in dessen literarischer Erscheinung sowol die stürmende, drängende Genialität des verflossenen Jahrhunderts, als die skeptisch satyrische, humoristisch-pragmatische Richtung der Neuzeit zum Ausdruck kommt. Seine Phantasie scheint aus des Knaben Wunderhorn zu schöpfen und will sich nimmer erschöpfen und leeren, — aber diese Schöpfungen tragen das Gewand des Mangels und der Entbehrung. Ein Dichter, dessen Geburtsstunde prophetisch ward für sein ganzes Leben, für seine ganze dichterische Stellung und Eigenthümlichkeit. Vor uns tritt die Frühlingsnacht des Jahres 1763, — ein Monat etwa ist verflossen, seit die Großen der Erde nach siebenjähriger Fehde Frieden geschlossen, da öffnet die erste Stunde des 21. März einem Weltbürger das Erdenlicht, dessen ganzes Leben fortan ihn als Kind der Tag- und Nachtgleiche kennzeichnet und darstellt. Es ist Jean Paul Friedrich Richter, ein Mann, der, wie kein anderer, Zeitgenossen und Epigonen, Richter und Recensenten, wie Liebhaber und Laien in zwei scharf geschiedene Heerlager theilt. Ein Kind der Tag- und Nachtgleiche, — er erkennt das selbst, — aus dessen Werken und Wirken uns ebenso die eisigen, beißenden Winterlüfte des Witzes als der Satyre entgegenwehen, als der weiche warme Frühlingshauch eines reinen innigen Gemüths, ein Humor im Harnisch von scharfem schneidendem Spott und Skepticismus und eine Sentimentalität als ausschweifenden Rahmen eines hochgerichteten und tiefgrabenden Seelenlebens. Aber so scharfe Gegensätze und Grenzlinien Jean Paul's Bild auch hervorruft, — sie einen sich für uns in dem Bewußtsein: Sein Aequinoctium hat der Welt kein herbstlich Sterben und winterliche Grabesnacht gebracht, — sondern in die kalt und hart gewordenen Felder trivialer, ja roher und rüder Gesinnung den belebenden verjüngenden Odem des Lenzes, in die von Revolutionsfieber und Größenwahn erhitzten Gemüther die linde wohlthuende Wärme einer unschuldigen, liebeerfüllten Frühlingsnatur. Und deshalb sind wir's dem Dichter schuldig, daß wir ihm, dem von der Jetztzeit meist Verkannten und Vergessenen, einen Denkstein dankbarer Erinnerung aufrichten, — Denken und Danken sind ja Blüthen des gleichen Stammes!

Merkwürdig, dies Janusbild Jean Paul's ruft auch in unserm Anschauen einen doppelten Ausdruck hervor, wir lachen und weinen, triumphiren und trauern, bewundern und beklagen. Das Wort Schiller's klingt zu uns herüber:

> Hieltest Du Deinen Reichthum nur halb so zu Rathe,
> Wie Jener seine Armuth, Du wärest
> Unsrer Bewunderung werth.

Und das des anderen großen Dichterfürsten Goethe: Ich zweifle, ob Richter sich jemals im praktischen Sinne uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viel Anmuthung zu uns zu haben scheint.

Und in diesen beiden Worten wird uns das Räthsel gelöst, warum ein Dichter, dem das ganze Universum in und am Herzen lag, den seine Zeit als Meteor, als zündenden Wetterstrahl und dreifach beschwingten Liebesboten verehrt, dem alle Kronen- und Würdenträger des Geistes wie der Geburt sich hold und huldvoll neigten, warum er von der Jetztzeit so verkannt und vergessen, wenn nicht verachtet ist. Hätte er jene drei, vom Genius ihm verliehenen Federn ebenso zu regieren, als zu führen, ebenso festzuhalten, als zu entfalten verstanden, der Schöpfer des Titan und der Levana, des Hesperus und der Flegeljahre würde die große Doppel-Drei unsrer Dichterheroen zur heiligen, segensvollen Sieben gewandelt haben. So aber muß er es sich gefallen lassen, daß es von ihm heißt: Der Dichter der noch unentwickelten, in seligen Träumen und wunderlichen Zweifeln, in idyllischer Befriedigung und weit aussehenden Entwürfen, in kleinlichen Spielen und großen Gedanken zugleich befangenen Jugend. Und wie er selbst in dieser Jugendperiode stehen geblieben, wir an ihm keine eigentlichen Entwicklungsphasen sehen, darum ist es auch nur die Jugendzeit unsrer Literatur gewesen, für die dieser „feinklingende Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit" zum Orpheus geworden ist.

„Wer mich recht beurtheilen will", sagt er einst, „muß mich in meinem Ganzen nehmen, sonst giebt und nimmt er mir im Einzelnen zu viel und ist nie meiner Meinung über mich." Und wahrlich, bei einer so einzigartigen Erscheinung wie Jean Paul muß es von besonderem Interesse sein, über den Boden, der ihn gezeitigt, die Lüfte und Lichtstrahlen, die ihn umspielt haben, etwas zu erfahren. In den ersten 30 Jahren seines Lebens ist dieser Boden nicht viel anders, als flaches von Sonnenbrand und Sturmeswetter ausgedörrtes Haideland gewesen, — das aber für den phantasievollen Knaben, der hinter jedem Lenzesschauer und Wolkennebel nur verhängte Blüthenberge und Aehrenfelder sah, eine Fülle von rosig schimmernden Blüthen und anmuthigen Farbenspielen sah. Jede kleine Familienfreude, jede Variation in Feld und Flur, in Dorf und Haus ward für ihn zur duftigen Haideblume, daraus sich seine Psyche Honig und Nektar trank. — Bei einem Dichter ist oft nicht nur die Stunde, auch die Stätte der Geburt providentiell. Nicht in einer vom Conflux der verschiedensten Strömungen umwogten Warte der Bildung, in einer freien Reichs- und Handelsstadt, wie Goethe, nicht im sang- und sagenumrauschten, rebenumkränzten Neckarland, wie Schiller, sondern in jenem Gebirge, das die deutsche Höhenwelt wie in einen Knoten zusammenschlingt und sie doch wieder mit Segensströmen durchdringt, im Fichtelgebirge, stand die Wiege J. Paul's. „Doch, ich bin

gern in dir geboren, Städtchen am langen, hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlerhäupter zu uns herniedersehen, ich bin gern in dir geboren, kleine, aber gute, lichte Stadt Wunsiedel!" — Zwei Jahre schon nach seiner Geburt wird das junge Bäumchen verpflanzt, — thut sich das traumumsponnene Idyll des Dorflebens auf. Sein Vater, der liebenswürdige, allezeit auf Flügeln lebende Mann, wird aus einem fast nur von der Schwiegerältern Freigebigkeit lebenden Tertius ein ehrwürdiger Pfarrer von Joditz. Die Sonnenstrahlen des Genius, die am Morgen seines Lebens in ihm, „wie in einem Memnonsbild" Wohllaute geweckt, vereinen fortan warmes Licht mit dem Donner der Gesetzespredigten. Den Sohn jammert später das in einer Dorfkirche begrabene Genie, doch er tröstet sich: Beredtsamkeit ist, wenn auch die prosaische, so doch immerhin Thür- und Wandnachbarin der Poesie. In Joditz nun, an den Ufern der Saale, die ihm nachgelaufen, spielen sich die Knabenolympiaden dieses Dichters ab. Mit rührender Wärme schildert uns J. Paul sein patriarchalisches, bei allem Schatten von Mangel und Sorge stets fröhlich leuchtendes Familienleben; — jene Zeit, wo ihm das Reich des Wissens seine Thore aufthut: erst in den heiligen Hallen der Schule, wo er alles Lebende lieb gewinnt, jeder Schreibbuchstabe ihn wie ein Gemälde erquickt, — und dann, als ihm dieser Hafen sich geschlossen, in den Bücher- und Bildungsschätzen des Vaters, wo er mit Heißhunger jeden Zweig des Wissens abbeert, seine lerndurstigen Wurzeln sich nach allen Seiten hin drängen und krümmen, weil Lernen ihm das Leben ist, und die Quellen der väterlichen Weisheit diesen Durst bald nicht mehr stillen können. Wir sehen ihn vor uns, wie er die Bilder des Gelesenen und den Geist des Gelernten in der jungen Seele, hinausstreift in Flur und Feld, im Sonnenschein stiller Nachmittage sich in seligem Entzücken sehnt nach den himmlischen Gütern des Lebens, — oder auf einsamen Wanderungen zu Gutsherr und Großvater, dort „bandweis" ihm aufgehobene Tagesneuigkeiten, hier die für die Lieblingstochter stets bereiten Liebesspenden einsammelt. Oder er geleitet den Vater auf feierlichen Gängen, und sonnt sich in der Aureole der Anerkennung, die von des geliebten Vaters Haupt auch auf des Sohnes geistgezeichnete Stirne strahlt. Da indeß sein herrlich Gedächtniß die Haupt-Aufgabe seiner Studien, das Auswendiglernen, ebenso schnell als befriedigend absolvirt, so baut sich der Knabe ein kleines Atelier, wo er bald den Pinsel führt, bald Uhren fabricirt, Bücher und Bibliotheken einrichtet, Alphabete und Kalender zusammenstellt, Verse und Glossen sammelt, ein Hauptzug seines ganzen Schaffens später, oder auf Querpfeife und Schalmei die tausend Nachtigallen in seiner Brust durcheinanderschallen und ausströmen läßt. Töne locken aber auch ins Land der Träume, und unser Hans Paul hat sich nur zu gern und oft dahinein locken lassen. Nicht nur beim Gewitter, im Wetterleuchten des Geisterhimmels fühlt er sich vom Geisterreich umsponnen, — auch am hellen Tage sieht er Gespenster. — Das Wellenspiel der überwallenden Phantasie führt ihn auch frühzeitig ins Reich der Liebe ein. Wir finden den Dichter als zehnjährigen Knaben am Gatter seines Hofes stehend, um das Herz des „schönsten Sommervogels", Augustine, durch Rosinen und Zuckermandeln zu rühren. Schwerlich ahnte die kleine Hirtin, die sich wol die süßen Spenden gern gefallen ließ, den Geber aber mit Nichtachtung strafte, daß diesen einst Fürstinnen und Königin warmbittend an ihre Seite rufen würden. Und dieser zarte blaue Schmetterling bleibt nicht der einzige erotische Gruß, — die feurige Seele des Knaben flammt immer aufs Neue auf, — bald versetzt ihn sein vis-à-vis an der Tafel zu Köditz, eine junge, noch dazu unschöne Frau, in eine unerklärliche, kaum bezwingliche Gluth, bald verliebt er sich bei seinen Jahrmarktswanderungen in alle ihm begegnenden weiblichen Wesen — „wie der Judenbaum, der eher Blüthen, als Zweige und Aeste treibt". Für Jean Paul ist Liebe die zehnte Muse, die Musenmutter; wie Goethe der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit, so empfängt ihn Jean Paul aus der Hand der Liebe.

Auf der Schwelle zwischen Kindheit und Knabenalter tritt er auch in eine äußerlich neue Lebensphase. Die stattliche Pfarrei von Schwarzenbach nimmt die arme Familie Richter in ihre Behäbigkeit auf. Und hinter ihm, bald vergessen, bleibt das Dörflein, dessen Enge der kleine Hans Paul zu bereichern, dessen Weite er zu concentriren gewußt. Für Kinder giebt es eben nur Gegenwart voll Zukunft, keine Vergangenheit. In Schwarzenbach finden die lerndurstigen Wurzeln bald reiche Nahrung, doch weder der beredte blumenreiche Rector, noch der wohlmeinende Kaplan verstehen es, das edle Pfropfreis wahrer Bildung in die junge Pflanze zu senken. Der Knabe kostet, nascht von Allem: — liest den Cornelius, dichtet und analysirt griechische und hebräische Opera, — quält sich an Seneca und Cicero's Weisheit ab, ohne eine eigentliche Ahnung vom Bau der Sprache, ohne jedes Verständniß anbahnende Vorbereiten! Robinson Crusoe bleibt sein liebstes Buch! — Ein unersetzlicher Verlust, — ein nie wieder zu heilender Schade, den auch die Jahre in Hof nicht ganz auszugleichen vermochten. Die reinen ewig giltigen Formen und Maße der Alten, in die ein Goethe den ganzen Vollgehalt seines Geistes goß, — Jean Paul hat sie mit den Wogen der Phantasie und buntem Spielwerk verschüttet! Jean Paul konnte nur malen, und gewiß, er malte es schön: „das zukünftige Schauspiel auf dem Vorhang der Ewigkeit", aber er konnte nicht meißeln, wie Goethe, er schildert, aber er schafft nicht. Und in diesem Mangel an plastischer, epischer Befähigung und Bildung haben wir wol den Grund zu suchen, warum es ihm weder, wie Goethe, gelang: das Ideal zu beleben, noch, wie Schiller, das Leben zu idealisiren. Ebenso wie Jean Paul damals den alten Classikern feindlich gegenüber stand, konnte er sich auch mit Geschichte, Geographie und Literatur nicht befreunden. Erstere findet er „saft- und kraftlose Disteln", für pedantische Stieglitze gut, — und viele Jahre später erst vermag er ihren Werth zu erkennen. So bleiben denn die Bücher des väterlichen Freundes, Pfarrer Vogel zu Rehau, die Hauptquelle, woraus sich des Knaben Wissensdurst stillt, sein Geist sich „Nahrung und Kleidung" holt. Und während er schöpft, drängt es ihn auch schon, das Geschöpfte zu reproduciren. Er ist bereits Schriftsteller, — so schreibt er einst an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zu einer Zeit, wo Andere erst rechte Leser werden, — fing er doch Bücherschreiben mit dem Buchstabiren zugleich an. In Hof vollendet der 16jährige Jüngling seine Studien, indeß muß er erst durch viel Anfeindungen und Intriguen Spießruthen laufen, bevor ihn seine Commilitonen als ebenbürtigen, rechtmäßigen Primaner anerkennen. Als er jedoch durch heterodoxe Aussprüche in einem „Disputirspiel" sich dergestalt mit seinem Gegner entzweit, daß dieser das Feld räumt, da hat er das ganze Gymnasium für sich gewonnen, — die öffentliche Meinung der Stadt aber, sowie die Gunst seiner Lehrer verwirkt. Er, der später auf Jakobi's Frage nach dem eigentlichen Ernst bei der Buntfarbigkeit seiner Schriften antwortet: „Mein Ernst ist das überirdische, bedeckte Reich, das sogar der hiesigen Nichtigkeit sich noch unterbaut, das Reich der Gottheit, der Unsterblichkeit und Kraft", — er galt damals für einen Atheisten. — Um diese Zeit findet er jene Gesinnungsgenossen, mit denen er die Sentimentalitätsperiode durchdrängt und durchstürmt, — Hermann und Friedr. v. Oerthel, — mit denen er auch in die Arena des Schriftstellerthums eintritt. Erst Auditorium und Forum, werden sie bald seine Handlanger und Gehilfen, Oerthel, der in gefühlvollem Enthusiasmus sich verzehrende Jüngling, wird besonders sein Amanuensis, in seinen Mußestunden rüstet er die „Denkübungen und Andachtsbüchlein" des Freundes für den Druck. — Immer stärker wird die Flamme des auflodernden Genius, — Briefe und Büchersendungen des alten Vogel tragen fleißig

neue Speise hinzu. Tausende von psychologischen und philosophischen Fragen umdrängen den Siebenzehnjährigen und offenbaren ihm eine noch geheimnißumfangene innere Wunderwelt. Doch da die Sonne des Glücks nicht wie bei einem Goethe ihre hellen Schlaglichter in diese Wunderwelt hineinwirft, — so „wandelt das Genie Jean Paul's in Nacht, geht dunkle Gänge, kennt einzig und allein seine Unergründlichkeit." Rührend ist es, wie er, der gerade in dieser Zeit die Nacht- und Wetterseite des Lebens kennen lernt, — Vater und Großältern starben rasch hinter einander, und ein unweises Testament stürzt Mutter und Geschwister in das Labyrinth unglücklicher Processe und schließlich in bitterste Armuth, — wie er aus seinem Schülerstübchen in die Welt hinein ruft: Es ist nicht wahr, die Welt ist kein Jammerthal! Auch als er 1781 in den Schooß der alma mater der Lindenstadt Leipzig aufgenommen, dort oft bei Wasser und Brod, mitunter nur bei ersterem, — bei kalten Oefen und knurrendem Magen, erkennt, daß die Versicherung: In Leipzig kann man fast umsonst leben, ein leerer Wahn sei, — läßt er die Flügel nicht sinken, sondern weiß, „sein Bedürfniß und Streben, die Freiheit der Seele vor der Gewalt des Schicksals und der Leidenschaft" zu retten. Indeß, — steter Tropfen höhlt den Stein nicht nur, — im Schooß der innern Welt, fern vom Sonnenschein der Höhen, vermag er auch zu Stein zu gestalten. Durch die Kälte des Lebens wird der Ueberschwang seiner Phantasie zu den Wundergebilden der Satyre krystallisirt. Was sind die „Grönländischen Processe", dieser Erstlingsgruß Jean Paul's an die Menschheit, anders als die versteinerten Thränen des in seinen Erwartungen getäuschten Jünglingsherzens? Immer deutlicher markirt sich das Doppelgesicht, das Schlangenhaupt des Skepticismus erwacht aus dem Schlummer der Unschuld. „Man darf nur studiren, was man liebt und nie seine Geisteskräfte an Güter verschwenden, deren Besitz man nicht wünscht", so rechtfertigt sich der junge Dichter gegen den väterlichen Freund, und verläßt die Theologie. Ihm dünkt sie, im Rüstzeug von Dogma und Orthodoxie, eine stolze Amazone, — er aber will sie umfassen als liebendes Weib, im Blumengewande der Poesie. Von der Dogmatik und Exegetik eines Morus wendet er sich zu der, Anmuth und gesunden Menschenverstand vereinigenden Philosophie eines Platner. Zu dem, was er damals mit Vorliebe studirte, gehörten auch die Schriften eines Pope, Swift, Young.

Die Grönländischen Processe (dieses seltsame Präludium der großen Symphonie seiner Kunst) sind zunächst nur Glossen und Bemerkungen zu den Schriften Andrer, nächst denen der Engländer hat er auch die eines Boileau, Rousseau, Voltaire zu seinem Studium gemacht, — auch Ovid und Seneca traten für ihn aus dem bisherigen Dunkel heraus. Noch immer wagt er sich nicht an eigentliche poetische Schöpfungen, — noch weiß er nicht, ob er „den einen Pfingsttag, wo man mit fremden Zungen zu reden vermag, nicht mit dem wirklichen Genie, der Fähigkeit des Schaffens, verwechselt". Die 16 Louisd'or, die er eingeerntet, bleiben lange der einzige palpable Erfolg seiner Feder, — auch er muß den Kelch junger Autoren bis auf den letzten Tropfen leeren. Den Grönländischen Processen folgen noch die Bittschriften um Thorheiten, und die Teufelspapiere, — mehr und mehr „umschattet der Bart der Satyre die weichen Lippen des guten Jungen". Er flieht vor seinen Gläubigern aus Leipzig nach Hof zurück, und nun wird das enge Wittwenstübchen der Mutter der Schauplatz des kämpfenden, schaffenden Genius und der harrenden, hoffenden Geduld. Lange währen die Niederschläge fort, — geistverwandte und geistanregende Kreise, wie der eines von Weiterhausen, Landeshauptmann und Minister, bleiben ihm, dem Anglicaner und Etikettenfeinde, verschlossen — Pfarrer Vogel allein versorgt ihn mit Büchern und prophezeit ihm ihn freudiger Gewißheit: „Sie werden dereinst als deutsche Coalition eines Shakespeare, Pope und Rousseau gefeiert werden!" So schwimmt er auf hoher See, ohne Steuerruder, wiewol nicht ohne Segel, bis ihm der Hunger die Feder aus der Hand zwingt und ihn als Mentor nach Töpen führt. Drei Jahre müht er sich im Oerthel'schen Hause, den jüngsten Bruder des Freundes in die Vorhallen des Wissens einzuführen und zugleich zwischen den Klippen aristokratischer Selbstsucht und priesterlicher Engherzigkeit glücklich hindurchzuschiffen, allein getröstet durch seines Friedrich Nähe, durch die Freundschaft mit Hermann, „die Jungfrauenseele im Cynismusgewand", mit Otto, der den meisten Einfluß auf sein Schaffen später gewann, und mit der Familie von Spangenberg. Er erträgt diese Situation nicht länger und kehrt nach Hof zurück, wo das rastlos sich drehende Spinnrad seiner Mutter immer noch sein einziges Glücksrad bleibt. Da tritt die Krise ein — es stirbt ihm der Freund, — durch diese gewaltige Bewegung seines Innern wird ein neues Blatt seiner Lebensgeschichte aufgeschlagen, — ein Fahrwasser nimmt ihn auf, das ihn endlich zur glücklichen Insel führt. Während er im Sommer 1789, auf der 2. Etappe seiner „Stromtid", in Schwarzenbach als Mentor und Meister einer jugendlichen Sieben ihren Aeltern, seinen ehemaligen Lehrern, die reichste Dankesernte bereitet, führt ihn Liebe und Freundschaft, dieser eigentliche Nerv seines Wesens, zur Schöpfung der „Unsichtbaren Loge". Freilich verdeckt das anonyme „Hasus" noch den Glanz des Namens Jean Paul's und das Bild seiner zukünftigen Geliebten, das seine Seele als Ideal ersehnt, umhüllt noch immer „der Schleier des Unbekannten, den keine Wirklichkeit ihm lüftet", doch seine Zeit erkennt bereits, daß alles Hohe und Heilige, Erhabene und Beseligende, zu dessen Interpret er berufen, in diesem Werk beschlossen liegt. Jener Brief des Hofrath Moritz aus Berlin: „Wenn Sie am Ende der Erde wären, und müßte ich hundert Stürme aushalten, so flieg' ich in Ihre Arme — Ihr Werk ist ein Juwel", klingt dem Vielgeprüften wie ein „Land, Land" von der terra incognita der öffentlichen Gunst. Dieser Glanz der ersten goldenen Frucht, in 100 Ducaten zu reellem Werthe ausgeprägt, verklärt das stille Wittwenstübchen in Hof, die Mutter läßt ihr Trauern sein über die verlassene Theologie, und „der thonigte, böotische Boden", darüber der Dichter gegen die Freunde geklagt, füllt sich mit neuem Licht und Lebenssaft. Noch im selben Jahre steigt der „Hesperus" an seinem Geisteshorizonte auf, und, obschon diese Arbeit in dem Aequinoctium begann, dessen Wagschaale den Winter hernieder sinken läßt, schafft er den Sommer seines Glücks. Im Hesperus ruht alle Seelenhoheit, Seelenreinheit und Seelenunschuld, die Jean Paul trotz aller stachligen Satyre, Formlosigkeit und Empfindelei für immer zum großen Genie gemacht. Der Hesperus wird aber auch nach kurzem erquickendem Morgenglanz zum Abendstern für das Mutterherz — die rosigen Strahlen seines Glücks leuchten ihr zur ewigen Ruhe. — Und ihr Sohn, dem die ersten Männer des Jahrhunderts, als er unter sie trat, die Hand zum Bruderbund gereicht, dem die bedeutendsten Frauen ihrer Zeit Kränze der Huldigung wanden, in dem eine Caroline Herder den Geist eines Erwin von Steinbach gewahrt, der „da unsere Zeit der steinernen Bilder nicht mehr so bedürfe, in anderem Material den Geschmack der vorigen verjünge", — dieser Sohn ruft beim Anblick des kleinen Sparbüchleins der Mutter aus: „Wenn ich alle Bücher der Erde wegwerfe, so lese ich doch, gute Mutter, Deines fort, worin alle Qualen Deiner Nächte stehen, und worin ich Dich mit der keuchenden, stechenden Brust den Faden Deines kargen Lebens ziehen sehe!" — „Ein solcher Mann", sagt später Prinz Georg von Mecklenburg, der Bruder der Königin Luise, „der durch sich Alles ward, der das Thränenbuch seiner Mutter höher achtet, als Ossian's Gedichte, ist allen guten Menschen ewig nah." — Als er die Mutter in jene kleine, grüne Stelle gebettet neben der Lorenzkirche in Hof, von der noch immer „bittre Tropfen in die Blumenkelche seines Frühlings rinnen", zieht er nach Leipzig, doch, ob man ihm hier auch

Herz und Haus aufthut, wie die Familien Reisse und Platner, ob er Freundes- und Frauenliebe in reichem Maße genießt, — den in Hof gewonnenen Freunden Otto und Emanuel haben sich Oertel und Thierot zum glückbringenden Vierblatt gesellt, — und Emilie v. Berlepsch „die reinste, am wenigsten sinnliche, idealischste, festeste weibliche Seele, die ich je gekannt", ihn mit dem vollen Zauber ihrer Schöne in Geist und Gestalt umspinnt, dennoch wird es ihm dort nicht recht wohl und heimisch. Was ihm fehlt, wird ihm klar unter den Freunden in Weimar, — in Dresden, wo er an der Hand Emilie's zum ersten Mal in das Schatzhaus griechischer Plastik eintritt; in Halle und Halberstadt, wo er Männer wie Reichard, Niemeyer, Lafontaine an sein Herz schließen darf, vor allem den Dichtergreis, den alten Vater Gleim, dem der Schnee der Locken auf der hohen Stirn das Jugendfeuer in Herz und Auge noch nicht gelöscht, — der in J. Paul „den Propheten ehrt, den Dichter schätzt, den Menschen liebt und in ihm den Bürgen erblickt für den h. Geist der Menschheit". Und als er insonderheit die Liebe jenes geistreichen Weibes, das „mit rauher Eichenrinde den zarten Blüthengeist verschließt," Charlotte v. Kalb kennen gelernt, da will's ihm in der Handelsstadt und ihren Ebenen nicht mehr gefallen. Er siedelt nach Weimar über und dort, wo die Anmuth das Rosenscepter führt, das Gesetzbuch der Etikette keine Geltung hat und die geistige Wahlverwandtschaft ihr belebendes Spiel treibt, — dort fühlt er sich im gelobten Lande. War ihm schon bei seinem ersten Besuch warme Verehrung entgegengeleuchtet, so umfängt ihn jetzt, wo der Geist des Hesperus sich in immer neuen Strahlenbrechungen offenbart (Siebenkäs, Quintus Fixlein, Biogr. Belustigungen, Palingenesien, Kampanerthal), der volle Sonnenglanz des Dichterlebens. An den Hof gezogen von der Enkelin der Este's, von der himmlisch schönen Herzogin mit der „Engelsgestalt, der Nachtigall-Stimmritze und dem jungfräulich mütterlichen Herzen in männlicher Brust", im intimen Verkehr mit Herder, im Connex mit Wieland, Schiller, Goethe und in innigster, alle Saiten seines liebeglühenden Wesens durchklingenden Freundschaft mit Charlotte v. Kalb, ward er zur Schöpfung des Titan begeistert. Ja, sie hat Recht, die geistreiche Charlotte, in Weimar hat sich Jean Paul ein weiter Horizont eröffnet. Jedoch, weder Charlotte, seine Titanide, noch Josephine v. Sydow, die „mit südlicher Naivetät, sinnlichem Feuer und Festigkeit ein deutsches Auge und ein treues weiches Herz verband", die „ich liebte wie es Gott haben will", — noch seine zweite Caroline, die er an den Höfen von Weimar und Hildburghausen kennen gelernt, Caroline v. Feuchtersleben, „das edelste Wesen, das ich je gefunden, die vollste Rose auf dem ganzen weiblichen Blumenbeet meiner Bekanntschaft, „vermögen ihm sein Ideal zu realisiren. Aber er hätte nie das Bild des Titan vor uns aufrollen können, wenn nicht Amor, der geschickte Landschaftsmaler mit dem Rosenfinger, ihm das „leere, graugrundirte Tuch gefüllt". Das 18. Jahrhundert ist seinem Ausgange nah, — da erscheint der Titan, — Phantasie und Reflexion, sein wunderbares Doppelgesicht, haben sich hier zu einem Totaleindruck vereinigt. Da er den vier Schwestern auf dem Thron gewidmet, den Herzoginnen von Weimar und Hildburghausen, der Fürstin Salms und der Königin Luise, führt ihn dies Meisterwerk nach Berlin. Königin Luise findet das Ziel desselben: „im Gegensatz zu den alten Titanen den Himmel nicht zu erstürmen, sondern zu erheitern", zu schön, um nicht nur Erreichung desselben dem Dichter zu verheißen, sondern sie ruft ihn in ihre Gegenwart. In Berlin nun steht Jean Paul im Zenith seines Glücks, im vollen Brennpunkt einer zu Idolatrie sich steigernden Bewunderung. „Die ich früher angebetet hätte, die beten mich jetzt an." „Was über der Hirnschale wächst, wird fast so kostbar, als was bisher unter ihr wuchs", — scherzt der Gefeierte im glücklichen Uebermuth. Und Santa Carolina, wie der alte Gleim sie nennt, jene geistreiche Frau am preußischen Hofe, schreibt in ihr Tagebuch: Zu den wundervollen Erscheinungen alter und neuer Zeit, womit besonders der Glanz unsers Jahrhunderts noch einen ausgezeichneten Strahlennachschuß bekommt, gehört Jean Paul. Sein Titan erstürmt nicht blos den Freundschaftshimmel der Frauenwelt, er erheitert auch den abendlichen Horizont des alten Gleim. Als man diesem das Werk vorliest, schreibt er seinem Liebling jenes geflügelte Wort von drei Federn, die ihm ein Engel, ein Adler und Amor verliehen*). Und fügt später hinzu: „ich hoffe, die Berlinerinnen, wenn nicht die Berliner, werden die einzigen Scharfseher ihres Geschlechtes sein, wo die Musen den Amor gefangen behalten." Fast hat es den Anschein, als würde diese Hoffnung erfüllt. Die schönste Perle in Preußens Krone, Luise, „die gekrönte Aphrodite, deren Sprache und Umgang so reizend ist, als ihre edle Musengestalt", auch sie fühlt etwas von der herzbezwingenden Macht des Mannes mit der dreifachen Feder und sie steigt in Sanssouci überall mit ihm umher, wo der Geist des Erbauers Europa beherrscht, im Tempel des aufgeflogenen Adlers, — und der Dichter fühlt, wie ihre Huld auch in seinem Herzen den Thron aufrichtet, der ihr in doppeltem Sinne geworden, doch festgehalten ward er nicht, noch einmal verdrängt der Ausländer den Deutschen. Aber Jean Paul ist es zufrieden, — er fürchtet, Hofgunst und Hofdienst würden ihm bleierne Fesseln angelegt haben. „Aber auch die Pracht- und Fackeldisteln, was man genialische Weiber nennt", blenden ihn nicht mehr, sondern weisen ihm ihre Dornen.

Weder eine Julie v. Krüdener, eine Herz, eine Berg-Häsler, noch eine Rahel, Gräfin Schlaberndorf und Wilhelmine Klenke-Chezy können in ihm die Sehnsucht nach dem geliebten Ideal befriedigen. Da reißt der Schleier, der es verhüllt — der York'sche Garten, von der Hand eines Gastfreundes in ein Feenreich verwandelt, führt ihm die schönste Blüthe zu: Caroline Mayer, — das Mädchen, das in der feurigsten Liebe zu ihm alle anderen Mittöne und Leittöne der Menschheit für jedes Leid und Freuen bewahrt, — etwas, was er bei den Anderen mitten im Diamantenschmuck äußerer Vorzüge vermißte. — Caroline Mayer liebt in dem vielvergötterten Dichter gleich Tasso's Leonore das Höchste, das Vortrefflichste, was man lieben kann, und diese reine Liebe seines Kindes überwindet des Vaters Vorurtheile, — er sieht in der Vereinigung des Paares die Erfüllung seiner schweren Lebensaufgabe, die Kinder für wahres Glück zu erziehen. Das langersehnte Ideal wird sein Weib, — auf der Hochzeitsreise von Berlin führt er sie seinen alten Freunden zu, — und sein Herz jauchzt, als sein hochverehrter Herder Caroline also begrüßt: „Ja, Sie sind, was er haben mußte, — Sie brauchen nicht zu sprechen, man sieht schon Alles!"

Drei Jahre des reinsten Glücks sind vergangen, das dem jungen Paar erst in Coburg, dann in Meiningen Hütten gebaut, — da kehrt der Dichter zur Heimath zurück, und Bayreuth, das ihn mit seinen Blüthengärten und Blumenauen einst zu Schöpfungen begeistert, legt ihm aufs Neue die Feder in die Hand. Die Flegeljahre verkünden der Welt: der vielduldende Seefahrer ist endlich in den Hafen eingelaufen und vermag nun die Geschichte seiner Fahrt vor den Augen der ihn Anstaunenden zu entrollen. Und Caroline Herder, die Frau mit der männlichen Seele und dem für sich feststehenden, mit ihrem Manne emporgestiegenen Geiste, dankt ihm in den wärmsten Ausdrücken für diese „Welt- und Menschen-, Geist- und Herzens-Geschichte", die nicht blos eine vita ist, sondern den ganzen, nie aufhörenden Kampf „zwischen den Zwillingen in der eigenen Brust" zu schildern weiß. Zur selben Zeit, wo

---

*) Drei Federn hat Jean Paul; die eine gab ein Engel aus seinem Fittich ihm, mit dieser schreibt er Mängel der Menschen in Gelassenheit; die zweite Feder war in eines Adlers Flügel Schwungfeder; diese hält kein Zügel. Mit der schreibt er im Groll die Fehler seiner Zeit. Aus eines Amors leichten Schwingen zog er die dritte. Diese braucht er, Herzen zu bezwingen.

er an jenem leider unvollendeten Roman arbeitet, beschäftigen ihn auch Studien zu der „Vorschule der Aesthetik", — dies Werk voll der feinsten, wahrsten Bemerkungen, voll genialer witziger Gedanken. Der gereiftere Autor geht zur Theorie über, — doch, auch hier kann er das richtige Gefühl, den köstlichen Mutterwitz in kein System zwingen, seine Feder trägt ihn immer wieder über die Grenzen hinaus. Das häusliche Glück, der immer herrlicher sich erschließende Blüthengarten der Kinderstube, führen ihn zur Schöpfung der Levana, dem deutschen Emile. Aber, so herrlich und tief, so wahr und warm diese der römischen Schutzgöttin der Kinder zu Ehren genannte Geistesblüthe ist, — auch hier vermag dies „wunderbar complicirte Wesen" nicht zur Klarheit und Durchsichtigkeit des Geistes sich auszugestalten, auch hier kann er sich nicht praktisch auf der Höhe zeigen, die seine Theorie einnimmt. Die Levana wird trotz aller Meisterschaft ihrer Basis nie populair werden, — auch hier bleibt über „dem schönen Angesicht des urschönen Allgeistes" die Decke des Unverstandenen.

Die großen politischen Ereignisse, die Umwälzung aller Verhältnisse beeinflussen auch des Dichters schaffende Hand. Sowol in einzelnen Aufsätzen als auch in Büchern, wie: „Die Dämmerungen", — „Mars und Phöbus Thronwechsel", und „Friedenspredigt für Deutschland", tritt sein politisches Bekenntniß zu Tage. Auch hier ist er der echte Dichter, der zu keiner Parteifahne schwört, dem weder das Vaterland im engeren Sinne, noch persönliche Verehrung und Verpflichtung gegen ein einzelnes gekröntes Haupt die Stellungnahme bedingt. Seine Feder erhebt die Freiheit, — Freiheit im edelsten Verstande des Wortes. Er haßt die Franzosen und ihre Freiheitsverkehrung, — und bewundert Goethe, der „weitsichtiger, als die halbe Welt, den Anfang der Revolution schon so verachtete, als wir das Ende", — aber sein Haß verstummt vor Bonaparte, diese für „die Entwicklung Europas höchst fruchtbare und folgenreiche Erscheinung" imponirt ihm, und, um nicht ungerecht zu sein, verharrt er eine Zeitlang auf dem Beobachterposten. Doch, als er das Lügensystem des großen Corsen erkennt, tritt er dem Tugendbunde bei und ficht als echter Deutscher gegen Alle, die den Untergang des Vaterlandes fürchten: „Geschichte, Geschäfte, — ein philosophisch rechtes und ein poetisch linkes Auge, — und die Ahnung und Pflege der sittlichen Welt lassen mich durch den Schleier von Deutschland's Zukunft dringen." — Daß in diesem weitsichtigen, das Banner der Völkerfreiheit erhebenden Dichterherzen das Immergrün dankbarer Erinnerung sich nach wie vor um theure Fürstenbilder schlang, — das beweist Jean Paul nicht nur bei jenem Besuch des preußischen Königspaares in Wunsiedel, wo er sie in felsiger Einöde mit Najaden- und Oreaden-Klängen überrascht, — sondern auch in jenem, dem Todestag der Königin Luise geweihten Denkstein in seiner „Herbstblumine", wofür ihm Friedrich Wilhelm und Prinz Georg ihre schmerzlich-freudige Anerkennung aussprechen. — Als nun der deutsche Namen wieder zu Ehren gebracht, der deutsche Boden von fremder Ueberwucherung gereinigt war, — da legt auch Jean Paul sein Dichterschwert nieder und greift wieder zur goldenen Leier. Während „der Komet" langsam in ihm aufsteigt und immer deutlichere Bahnen zieht, wägt der Dichter, mehr denn je in sein Object sich vertiefend und hingebend, die Präponderanz jener beiden Neigungen seines Wesens: Philosophie und Aesthetik. Und seine Ansicht als in die Zukunft blickender Sechzehnjähriger: er sei mehr zum Philosoph geboren, als zum Dichter, wandelt der rückwärts schauende Sechziger darin um: er habe doch mehr Freude am ästhetischen Schaffen. Leider hat der Komet seine Bahn nicht vollendet. Jener nicht Ab-, sondern Durchschnitt seines Lebens, der Tod seines einzigen Sohnes Max, hat auch die Lebensfasern vieler seiner Geisteskinder durchschnitten, — der Komet, — das „Wort über das Ueberchristenthum", — Selina, die Fortsetzung des der Unsterblichkeit geweihten „Kampanerthals", — sind Fragmente geblieben. Besonders schmerzt es ihn, daß „in diesem letzten Werke er die Sonne durch diesen Brennspiegel nicht näher rücken kann, daß immer wieder Gewölk darüber fährt". Jedoch, schon ehe jener vernichtende Wetterschlag in seine Hoffnungen hineinfuhr, haben Wolken seinen Horizont umdüstert. Daß sein Max durch theologischen und philosophischen Supernaturalismus dem Asketenthum verfiel, — das Kind dessen, dem noch immer die ganze Vergangenheit in magischer Jugendbeleuchtung lag, von dem Gefühl moralischer und intellectueller Nichtigkeit zu Tode gemartert ward, — das war eine Erfahrung, die für ein so tief empfindendes Gemüth, wie J. Paul, wol geeignet war, den Geistesflug zu lähmen, den Lebensfaden zu kürzen. Vergebens warnte er den Sohn vor dem „dialektischen Vampyr", — Hegel, wenn er auch „der scharfsinnigste Philosoph" sei. Die Nacht brach herein, die junge Kraft erlag. — Dazu kamen andere Erfahrungen, die dem Dichter schmerzliche Conflicte bereiteten. — Jugendliche Gemüther wurden von dem Feuerstrom seiner, aus der Tiefe des Selbsterlebten geschöpft scheinenden Dichtung so hingerissen, daß die in ihnen zündende Gluth die zarten Flügel versehrte und ihre Lebenskraft verzehrte; insonderheit die tragische, tiefergreifende Geschichte Maria's, der vergeisteten Mignon, ließ im Herzen Jean Paul's einen bleibenden, stechenden Schmerz zurück. Erst jene Reisen nach Regensburg, Heidelberg, Frankfurt, Stuttgart, München und Löbichau vermögen die Wolken von der umflorten Stirn etwas zu verscheuchen. Besonders die Tage in Löbichau warfen helle Lichtstrahlen in die umschattete Gegenwart, wo Frauen, wie eine Elisa von der Recke, die er herzlich liebt, als „den letzten Schlußbogen am schönsten weiblichen Liebeszirkel", eine von Ende, von Chassepot und an ihrer Spitze Herzogin Dorothea sich beeifern, die Anwesenheit des Dichters zu Tagen von Aranjuez zu gestalten. Doch, auch diese gehen vorüber, Tage der Thränen und der Trauer stellen sich ein, — das einst so fein- und weitsichtige Auge Jean Paul's umschleiert sich, ärztliche Hilfe wird nothwendig und führt ihn zunächst nach Dresden. Und Dresden darf sich rühmen, einen letzten sonnigen Schimmer auf seinen Lebensabend geworfen zu haben. Dort findet er in reichem Maße, was sein gebrochenes Herz bedarf: Liebe. „Ach hätte man mir als Jüngling begegnet wie in Dresden jetzt, was hätte aus mir werden können!" ruft er aus. Mit E. v. d. Recke, mit Förster, dem Uebersetzer Petrarca's, mit Tieck und Tiedge in freundschaftlichem Verkehr, begeistert von dem wühlenden Toumeer, dem „wogenvollen Ocean" eines Hasse, — die ihn alle hier fortwährend „am Ehrenpranger" stehen lassen, wird's ihm im schönen Elbflorenz unendlich wohl. Die Brühl'sche Terrasse im Abendglanz giebt ihm eine Stunde innerer Verklärung, — einen neuen Jugendfrühling. Doch, — die so schön geschlungenen, festgewordenen Fäden werden wol brieflich mit großer Treue weiter gesponnen; zu einer Erneuerung durch persönliche Bekanntschaft kommt es nicht mehr. Das Augenleiden nimmt zu, — weder eine Reise nach Erlangen, das die Gestalt eines Schubert, noch die nach Nürnberg, das die eines Schelling dem großen Bildersaal seines Herzens hinzufügt, kann ihm helfen, da ihm das einzige Mittel, eine Operation, zu großes Opfer dünkt. So brach die Stunde herein, die er 35 Jahre früher im Geiste durchlebt, die letzte Traumnacht, wo „seinen Plänen und Wünschen die Flügel ausfielen". Mit einem Blumenstrauß in der Hand, dem letzten Gruß der Freundesliebe aus Frauenhand, schlummert Jean Paul, der erblindete Dichter, ins Licht der Ewigkeit hinüber. —

Wer aber unter uns Kindern des 19. Jahrhunderts, einer vom Realismus geleiteten Welt, wird jene Inschrift hinweglöschen wollen, die L. Börne unter das Dichterbild gesetzt? — „Vom Himmel ist er gekommen, — auf der Erde hat er gewohnt, — unser Herz ist sein Grab!" — Wer wird es leugnen, daß dieses so complicirte, räthselhafte, so zwiespältige und zweiseitige Wesen ein Sonntagskind des

Phrasirung alle Schwierigkeiten mit Geist auszuführen vermag. Der Virtuos spielte auf einem Aliquot-Pianoforte-Instrument aus der Hofpianofortefabrik des Herrn Commerzienrath Julius Blüthner, dessen Fabrikate trotz unwahrer Anfeindungen neidischer Concurrenten doch mit die erste Stellung in der ganzen Welt behaupten und durch Schönheit des Tones, Solidität der Bauart, vorzügliche Spielart und ausgezeichnete Stimmfestigkeit die ungetheilte Anerkennung der wirklichen Sachkenner und Künstler gefunden haben. Die neue Einrichtung der Aliquot-Pianoforte-Instrumente, deren akustisches Arrangement ohne Vorbild ist, weil es auf Grund der neuesten akustischen Forschungen erfunden und mit besonderer Rücksicht auf die harmonischen Obertöne und Combinationstöne hergestellt wurde, bewährt sich auch im Concertsaale ganz überraschend und hat die Kunstkenner vollständig überzeugt, daß nur durch Zugrundelegung der Mitschwingungstheorie, welche erst in jüngster Zeit wirklich gründlich erörtert worden ist, wahre Fortschritte im Pianofortebau zu erzielen sind. Auf die Verdienste Blüthner's um den Pianofortebau und auf das Wesen seiner Leistungen werde ich in Kürze näher zu sprechen kommen, da es jedenfalls im Interesse der deutschen Industrie liegen muß, die bedeutendsten Leistungen derselben, welche auf den Ausstellungen besonders ausgezeichnet wurden, in der rechten und wahrheitsgemäßen Form zu würdigen. Jenes Concert, welches zur Beobachtung der großen Vorzüge des Aliquot-Flügels so reiche Gelegenheit bot, brachte auch vier ansprechende, in der modulatorischen Färbung oft reizvolle, doch nicht bedeutende Orchesterstücke von N. W. Gade und Schumann's herrliche B-dur-Symphonie, deren Composition bekanntlich durch ein Gedicht von Adolf Böttger veranlaßt wurde, wie ich dies früher ausführlicher in den Wiener „Recensionen" beschrieben habe. (Forts. folgt.)

Leipziger Schauspielschau. — Zur Vorfeier von Schiller's Geburtstag wurden am 9. November die Räuber, Schiller's erstgeborenes dramatisches Musenkind, mit fast derselben Besetzung, wie schon im Juli, und abermals mit dem Schluß der Mannheimer Bühnenbearbeitung gegeben, während doch die festliche Gelegenheit eine Vorstellung des Stückes in seiner erstgeborenen Gestalt hätte erwarten lassen. Ueberhaupt scheint es mir aus ethischen und ästhetischen, zu deutsch sittlichen und kunstlichen Rücksichten räthlich, dieses vergangenheits- und zukunftsreiche Drama, eben weil es in zwei verschiedenen, zwar vom Dichter selbst herrührenden, aber doch von Kritik und Publicum verschieden beurtheilten Fassungen existirt, nun auch abwechselnd bald in der einen, bald in der andern Gestalt, aber in beiden jedesmal mit gleicher Sorgfalt zur Darstellung zu bringen, damit im Laufe der Jahre ein ausschlaggebendes, über die ethische und ästhetische Vorzüglichkeit des einen oder andern Schlusses endgiltig entscheidendes Urtheil in den gehobenen Volksschichten, gleichviel ob sie in den ersten oder letzten Theaterrängen sitzen, allmälig sich herausbilde. Und ich zweifle nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo die schroffen Gegensätze von Sentimentalität und Brutalität, von Erbarmen und Grausamkeit, von seinsollender Sühne und erneuerter Sünde, wie sie durchaus unvermittelt in den Verurtheilungs- und Abführungsscenen mit Franz und in der Vermächtnißscene mit Schweizer und Kosinsky zu Tage treten, als Mißgriffe der poetischen Gerechtigkeit in ihrer ganzen Abstoßenheit allgemein werden erkannt und empfunden werden. Man denke nur über den Schluß des Stückes nach der Mannheimer Bühnenbearbeitung hinaus; man übertrage die Handlung aus dem Reich der Dichtung in das der Wirklichkeit: wie wollen Schweizer und Kosinsky, und wenn sie alle von Karl Moor ererbte Habe den Armen gäben, oder wie will Karl Moor selbst, und wenn er auch den blutarmen Vater von elf unerzogenen Kindern zum wohlhabenden Manne gemacht, wie wollen die beiden Grafschaftserben und der Delinquent, jene angesichts des Hungerthurmes, dieser angesichts des Schaffots, wie wollen sie mit dem Gedanken an den lebendig begrabenen Franz vor ihrem Gewissen bestehen? Nein, der ursprüngliche Schluß der großartigen Erstlings-Tragödie unseres Schiller enthält eine poetischere Gerechtigkeit. — Gespielt wurde das Stück diesmal mit einer anerkennenswerthen Frische. Hr. Conried als Franz Moor wußte seine ihm eigenthümliche Nüance, den Degen wie unversehens fallen und darüber erschreckend den Schreck selbst als tödtenden Affect sich einfallen zu lassen, neuerdings mit Glück und Geschick zu guter Geltung und Wirkung zu bringen; sein ablautender Namensvetter Hr. Conrad war eine recht malerische Erscheinung des direct vom Galgen entkommenen Roller und traf auch rednerisch den mitunterlaufenden Galgenhumor dieser Rolle. Der Frau Jantsch-Ziegler gerieth die Amalie diesmal besser, als das vorigemal; sie war in Spiel und Sprache weniger statuenhaft und seelenlos; sie befliß sich sichtlich richtiger Betonungen und Geberden, die nur leider noch zu einstudirt herauskamen; daß sie aber dem flüchtigen Franz den Degen, den sie ihm entrissen und mit dem sie ihn eben verjagt, schließlich doch nachwirft, anstatt ihn nach der entgegengesetzten Seite wegzuschleudern, ist eine unbesonnene Theatergewohnheit, die sie mit anderen Amalia-Darstellerinnen gemein hat und von der ich nicht begreife, daß irgend eine Regie sie duldet. Hr. Pettera als Schweizer entwickelte in Action und Diction eine Wärme, die von innerem Feuer zeugte und sich demzufolge auch den Zuhörern mittheilte. Die Rolle des Grafen Moor fand in Hrn. Stürmer ihren würdigen alten, die des Paters in Hrn. Eichenwald ihren würdigen neuen Vertreter; und auch unserm gewohnten Spiegelberg-Darsteller, Hrn. Tietz, konnte man im Sinne gewohnheitsmäßiger Erwartung einer beifallswürdigen Leistung gleich bei seinem Auftreten zurufen: „Ich kenne dich, Spiegelberg!" Weniger ansprechend als der Hermann des Hrn. Senger und der Daniel des Hrn. Broda war der Kosinsky des Hrn. Kainz, der sich im Eifer der Rede wieder bis zur Unverständlichkeit überhastete. — Und nun, nach diesen zwei, drei Worten über die Bande noch eins mit dem neuen Hauptmann. Hr. Grube war ja ein recht feuriger und doch träumerischer, ein leiblich und geistig heldenmäßiger Karl Moor, edel in Haltung und Vortrag; aber warum spricht er „kitt" statt „quitt"? wir haben ja das Wort nicht von den Franzosen, sondern die Franzosen haben es von uns, und kein deutscher Mensch spricht „kittiren" oder „Kittung". Auch Frl. Link hatte die Gewohnheit, „kitt" zu sprechen; aber keine Regie sollte dergleichen Sprachentstellungen einreißen lassen. — Der Vorstellung ging ein von Friedrich Hofmann gedichteter, von Frl. Wessely gesprochener Prolog voraus, der die Sprecherin und die Zuhörerschaft im Anfang kalt ließ, im weiteren Verlauf aber durch das sinnige Gleichniß vom Schiller'schen Idealismus als einem Alpenglühen, das von den geistigen Gesellschafts-Firnen aus nach und nach auch die tiefsten Thalschichten des Volkes verklärend durchdringen müsse, sowol die Sprecherin zu feurigerem Vortrag als das Publicum zu wärmerem Antheil und schließlich zu schallendem Beifall hinriß. Auch der Vorstellung selbst wurden lebhafte Beifallsbezeugungen zu Theil, die nicht blos in der festlichen Stimmung des Publicums, sondern auch in dem begeisterten und begeisternden Eifer der Hauptdarsteller ihren Erklärungsgrund haben.

Max Moltke.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung. In Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 92. Donnerstag, den 16. November. 1876.

Die Deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

Von C. A. Regnet.

XI.*) (Schluß.)

Unter den vielen hundert Humpen und Pocalen, Kelchen und Kannen, Bechern und anderen Trinkgeschirren, wie sie immer heißen mögen, mögen ein Paar näher bezeichnet sein, die Sachsen eingesendet. Da ist ein Becher des Rathes der Stadt Leipzig von vergoldetem Silber mit reizend geätzter Arbeit. Aus dem ward in der Trinkstube manch guter Schluck gethan. Darauf weist die Inschrift gar ernsthaft hin:

> Wo Wirthschaft oder Gastung sein,
> Do tracht man stets nach gute Wein.

und

> Wirt der dann mit also erlehnt,
> So ist die Gesellschafft bald getrennt.

Das schöne Geräth stammt nach Arbeit und Sprache aus dem 16. Jahrhundert. Daran reiht sich ein silberner Becher mit einem Deckel, worauf ein Landsknecht. Der war vordem in des großen Reformators Besitz und trägt die Inschrift: Joach. II. in caena Cump Luthero hospite ebibit strenue Anno 1570 December 28. postea 3. Jan. mortuus est in arce Koepenik, was zu deutsch sagen will: Joachim II. hat als Luther's Gast diesen Becher wacker geleert am 28. December 1570 und starb am 3. Januar danach in der Veste Köpenik. Das innen im Deckel eingravirte schwedische Wappen und der Name Gustav Adolf's scheint anzudeuten, daß auch er vielleicht daraus Bescheid gethan. Ein silbervergoldeter Pocal mit blanken Buckeln und schönem Laubwerk zeigt auf der Innenseite des Deckels das Portrait Luther's mit der aufgeschlagenen Bibel: Verbum domini manet in aeternum 1530, und als Umschrift außen die Stelle aus Pauli Brief 2 an Timotheus: „Scheme dich nicht des Zeugnisses meines Herrn. Scheme dich aus Meiner nicht. Juni 1530." Weiterhin ist zu lesen: „Die löbliche Universität der Churf. Statt Wittenberg verehret dieses Brautgeschenke H. D. Martino Luthern und seiner Jungfrauw Kethe von Bore 1525. Die Martis post festum Joannis Babtistae." Die gelehrten Herren von Wittenberg wußten Augsburger Arbeit recht wohl zu schätzen und wählten eine solche zum Brautgeschenk für Luther. Dermal ist der Pocal Eigenthum der Universität Greifswalde.

An werthvollen Emailmalereien hat das Grüne Gewölbe in Dresden ein prächtiges Portrait August II. von Sachsen und Polen von dem berühmtesten Emailmaler aller Zeiten, Gg. Friedr. Dinglinger (gest. zu Dresden 1720) und ein Ecce homo von Ismael Mengs aus etwas späterer Zeit eingesendet.

Die folgende Abtheilung ward dem Porzellan gewidmet und es versteht sich danach von selbst, daß hier Sachsen vorne dran stand.

Portugiesen und Holländer hatten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das erste Porzellan nach Europa gebracht, nachdem sie es in China und Japan kennen gelernt, wo es schon vor unserer Zeitrechnung erzeugt ward. Die Franzosen waren es allerdings, denen es 1695 gelang, eine Art Porzellan herzustellen; aber es blieb weit hinter dem chinesischen zurück, namentlich an Härte, und hieß deshalb pâte tendre. Das echte harte Porzellan dagegen ward 1709 von dem Deutschen Joh. Friedr. Böttcher aus Schleiz, der am sächsischen Hofe sich mit Goldmachen beschäftigte, unter Zuthun des Herrn v. Tschürnhausen wieder erfunden, was die Errichtung der weltberühmten Meißener Porzellan-Manufactur zur Folge hatte. Ihre Erzeugnisse werden noch heute von denen keiner anderen übertroffen; selbst das chinesische Porzellan steht tiefer. Von Meißen aus verbreitete sich die Porzellan-Manufactur innerhalb eines halben Jahrhunderts über ganz Europa und es giebt kaum eine Verwendung dieses Materials, die nicht im Glaspalast ihre Vertretung gefunden hätte.

Auf den bereits erwähnten Schützenfesten ging es allzeit hoch her und so wurden denn auch die Sieger, die sogen. Schützenkönige mit mehr oder minder reichen Preisen in Form sogen. Schützenkränze ausgezeichnet. Solche kamen denn auch in die Münchener Ausstellung. So hat z. B. der Rath der Stadt Leipzig allein drei in der Hauptsache aus Perlstickerei bestehende Schützenkränze ausgestellt, alle drei aus dem 17. Jahrhundert und von Leipziger Bürgern auf den Schützenfesten in Erfurt und Halle errungen, während der Schatzkasten der Ausstellung ein vom Rathe derselben Stadt eingesendetes höchst werthvolles Schützenkleinod aus Perlen und Diamanten mit den aus emaillirtem Golde gearbeiteten Figürchen eines Schützen und einer Kranzspenderin aufnahm. Solche Schützenkleinode wurden dem Schützenkönig zwar auch um den Hals gehängt, aber nach dem Feste aus naheliegenden Gründen wiederum zurückgenommen. Weiter hat der Leipziger Rath einen prächtigen Schützenschmuck, aus den Wappenschilden Meißens und anderer Städte bestehend, vom Jahre 1513, und die Scheibenschützengesellschaft Dresden einen schönen Schützenschild von 1530 zur Ausstellung gegeben.

Im selben Schranke mit den erwähnten Schützenkränzen haben sich schöne Frauengürtel aus der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zusammengefunden, darunter ein der Stadt Leipzig gehöriger von ebenso zierlicher Arbeit als hohem Werth an Edelsteinen und Perlen.

Daran reihte sich eine systematisch geordnete Sammlung heraldischer Bildwerke vom 13. bis ins 19. Jahrhundert herein, sowie eine interessante Sammlung von Siegelstempeln und Abdrücken solcher. Zu jenen lieferte auch das Kupferstichcabinet Dresden werthvolle Beiträge, nicht minder kost-

---

*) S. Nr. 83 d. Bl.

bare Handzeichnungen von Lucas Cranach u. A. zu Glasgemälden.

In derselben Abtheilung erregten zwei Tragstühle die allgemeinste Aufmerksamkeit. Der eine war innen und außen mit purpurrothem Sammt ausgeschlagen und so reich mit Gold gestickt, daß vom Sammt wenig mehr zu sehen. Er stammte aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und war der Münchener Sattelkammer entnommen. Von höherem Kunstwerthe noch ist die Portechaise des Königs August des Starken, die aus Dresden eingesendet worden war, Eigenthum Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen ist und schon bei der vorjährigen culturhistorischen Ausstellung im Kurländischen Palais zu Dresden allgemein bewundert ward. Der Tragstuhl ist vergoldet, überreich geschnitzt, mit vergoldeter Bronze decorirt und innen mit rothem Sammt ausgeschlagen. Alle vier Seiten zeigen Gemälde von Meisterhand auf Goldgrund: auf der Vorderseite Merkur und Allegorien auf Kunst und Wissenschaft, an der Rückseite zwei Frauengestalten mit dem sächsischen und polnischen Wappen, an der linken Nebenseite den Stromgott der Elbe mit Dresden im Hintergrunde, an der rechten den Stromgott der Weichsel mit polnischen Schiffen. Auch dieser Tragstuhl gehört der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an.

Im selben Cabinet mit Spitzen und einzelnen Werken der Handstickerei sah man auch ein aus dem Historischen Museum zu Dresden eingesendetes, über und über mit Gold gesticktes Costüm August des Starken von Sachsen und Polen aus purpurrother Seide, aus dem 18. Jahrhundert, ein getreues Bild jenes Prunkes, mit dem deutsche Fürsten jener Zeit den französischen nachahmten.

Ehe wir nun die Abtheilung der Alterthümer verlassen, haben wir noch einen Rückblick auf den sogen. Schatzkasten zu werfen, der an seinen vier Seiten in je drei Etagen abgetheilt war und die künstlerisch und materiell werthvollsten Objecte der Kleinkunst aller Culturperioden umfaßte, viele darunter doppelt interessant wegen ihrer Beziehungen zu geschichtlich hervorragenden Personen. Es waren vorwiegend Schmucksachen und Prachtgeräthe aller Art, die da aus den berühmtesten Staats-, Kirchen- und Privatsammlungen herbeigeholt und in malerischen Gruppen zusammengestellt worden. Und wie hervorragende Fürsten und Herren es gewesen, für welche deutsche Meister sie vordem schufen, so waren unter diesen wieder die ersten ihrer Kunst glänzend vertreten.

Vor allen hatten die Schatzkammer und die Reiche Capelle und ähnliche Hofsammlungen in München und anderwärts, der deutsche Kaiser und andere Fürsten des Reiches beigesteuert, darunter wieder S. M. der König von Sachsen. Ihm verdankte die Ausstellung den berühmten Becher aus Moritzburg, eine Augsburger Arbeit des 17. Jahrh. (Privat-Eigenthum), dann viele Arbeiten ersten Ranges aus dem Grünen Gewölbe und dem Historischen Museum in Dresden. Dahin gehörten u. A. ein Trinkhorn aus Büffel mit vergoldetem Silberbeschläge, eine Chalcedonvase mit Edelsteinen besetzt und reich emaillirt, von J. M. Dinglinger, ein silbernes Schmuckkästchen mit Email, muthmaßlich von Wenz. Jamnitzer, die sich prügelnden Bauern, wahrscheinlich von Alb. Dürer, ein Becken von A. Thelot 2c.

Auch die sächsischen Städte hatten sich lebhaft betheiligt, so Leipzig mit dem bereits erwähnten Schützenkleinod und Schützenschmuck; zwei silbernen Schalen (17. Jahrh.); einem Gedenkbecher an die Leipziger Schlacht von 1631; einem Becher mit Jagdscenen; einer Nürnberger Doppelscheuer 2c.; die Stadt Bautzen mit einer Anzahl werthvoller Humpen, Becher und Pocale 2c.

Die Ausstellung ist geschlossen und damit die Fortsetzung retrospectiver Betrachtungen unthunlich gemacht. So benutzen wir denn einen letzten Bericht, um in's Auge zu fassen, was uns die Schulausstellungen geboten haben. Sie waren der Zauberspiegel, in welchem wir die Zukunft unsers Kunstgewerbes schauen konnten.

Aber auch hier müssen wir uns in gedrängtester Kürze fassen, sollen wir den uns offen gehaltenen Raum nicht überschreiten.

Wie Jedermann und Alles auf der Welt, haben auch die Kunst-Schulen ihre Gegner, aber auch ihre Vertheidiger. Der Unbefangene, der die Sache ohne Vorurtheil in's Auge faßt, wird zugeben müssen, daß beide Theile Gründe für sich anführen, welche nicht zu unterschätzen sind, und schließlich zur Ueberzeugung gelangen, daß die Angriffe, denen die Kunst-Schulen ausgesetzt sind, nicht eigentlich ihnen selbst, sondern vielmehr der ungeeigneten Lehrmethode gelten, die sich dort breit macht.

Das größte künstlerische Genie bedarf des handwerksmäßigen Unterrichts da, wo es sich um den handwerksmäßigen Theil der Kunst handelt. Um so mehr gilt das beim Kunsthandwerk. Eine Kunsthandwerks-Schule hat deshalb nur dann praktischen Werth, weil praktische Brauchbarkeit, wenn an ihr Unterricht und Arbeit sich die Hand reichen, wenn Lehrsaal und Werkstätte miteinander in inniger Wechselbeziehung stehen.

Daraus erhellt sofort die Nothwendigkeit getrennter Fachschulen für verschiedene Gewerbe; das alte Wort, daß sich nicht Eines für Alle schickt, bleibt auch hier wahr. Das schließt aber eine einheitliche Leitung zu einem geregelten Organismus verbundener verschiedener Fachschulen keineswegs aus.

Ein leuchtendes Beispiel davon bietet uns Oesterreich. Voran steht da die Kunstgewerbeschule des erst nach der letzten Pariser Weltausstellung gegründeten österreichischen Museums für Kunst und Industrie. An sie schließen sich etwa 40 dem Handels-Ministerium unterstehende Fachschulen an. In diesen Anstalten sind alle Zweige des Kunstgewerbefleißes vertreten, sogar eine chemisch-technische Versuchs-Anstalt hat das österreichische Museum aufzuweisen.

Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß das österreichische Kunst-Gewerbe im Glaspalast zu München die Palme errang. Daß es so kam, das verdankt es den Schulen. Daran läßt sich keinen Augenblick zweifeln, wenn man die Producte der österreichischen Kunstindustrie aus der Zeit vor und nach der Errichtung des österreichischen Museums miteinander vergleicht.

Im Glaspalast hatte diese Abtheilung der Schulen-Ausstellung mehr als ein Prachtstück aufzuweisen. Auch auf dem Gebiete des Zeichnens, namentlich des Figuralen und im Architecturzeichnen ward da Hervorragendes geleistet. Bei jedem Schritte ward der Besucher von dem lebendigen Zusammenhange der Schulen mit der praktischen Production und von der Klarheit der Organisation des ganzen Unterrichts auf's Freudigste überrascht.

Oesterreich zunächst stand Bayern und zwar ebenso in Bezug auf die Schulen, wie auf die Production. Auch hier war der geistige Zusammenhang in der Form von Ursache und Wirkung nicht zu verkennen. Das Wort „Fortschritt" hat für manches Ohr einen unangenehmen Klang. Aber auch der abgesagteste Feind des Fortschritts muß zugeben, daß dieser im bayerischen Schulwesen seit wenigen Jahren die lohnendsten Früchte getragen hat. Vor 25 Jahren besaß Bayern nur die mit dem Münchener Kunstgewerbe-Verein verbundene, von ihm in's Leben gerufene Kunsttechnische Schule. Jetzt zählt es solche und ähnliche Anstalten nach Dutzenden, Schnitzschulen, Töpferschulen, Weberschulen u. s. w., ganz abgesehen von den starkbesuchten Kunstgewerbe-Schulen in München und Nürnberg, den verschiedenen Frauen-Kunst- und Arbeitschulen.

Die meisten Unterrichtsanstalten solcher Art hat das kleine Württemberg aufzuweisen. An ihrer Spitze steht die Stuttgarter Kunstschule mit überaus achtenswerthen Erfolgen,

welche auch bereits in der Production auf erfreulichste Weise zum Ausdruck kommen. Die Stuttgarter Kunstgewerbeschule hatte es — nicht zu ihrem Vortheile — vorgezogen, sich von den übrigen Schulausstellungen abzusondern und in die Kunstindustrie-Ausstellung hinabzusteigen. Auf der Schulgalerie hätte sie ihrem bewährten Rufe weit besser entsprochen. Uebrigens lag die Hauptstärke der württembergischen Schulausstellung in den Fortbildungsschulen, die ganz dazu angethan waren, einen bedeutenden Respect einzuflößen vor dem Organisationsplane des gewerblichen Unterrichts, sowol was die mitunter durch die bescheidensten Mittel erzielten Resultate, als auch, was die statistischen Daten anlangt, die in dem Berichte der kgl. Centralcommission für die gewerblichen Fortbildungsschulen niedergelegt waren. Leider war zu bemerken, daß im Freihandzeichnen den Schülern hier und da Aufgaben zugemuthet werden, denen sie nicht ganz gewachsen sind.

In der Ausstellung der Karlsruher Kunstschule bemerkte man neben Kachel's „kunstgewerblichen Vorbildern", die freilich nicht als Zeichenvorlagen angesehen werden wollen, die trefflichen pflanzen-ornamentalen Modelle der polytechnischen Schule in Dresden (nach Hähnel), denen wir auch anderwärts begegneten und das mit gutem Rechte, denn der glänzende Ruf, dessen sich dieses Lehrmittel bedient, ist in der That ein wohlverdienter.

In der Ausstellung der Gewerblichen Zeichenschule zu Kassel waren es namentlich die von den Schülern der Anstalt angefertigten Diagramme zu kunstgewerblichen Unterrichtszwecken, welche den Besucher interessirten.

Eine größere Anzahl von Cabineten nahmen die Schülerarbeiten der k. Akademie der Künste in Leipzig ein. Es zeigte sich hier eine ausgiebigere Vertretung des kunstgewerblichen Faches und bildet so die Leipziger Kunstakademie in gewissem Sinne den Gegensatz zu der Nürnberger Kunstschule, welche, ihrer Natur nach für das Kunstgewerbe berechnet, eine starke Neigung zeigt, sich als Kunstakademie auszuspielen. Infolge dieser Thatsache konnte sich die Leipziger Akademie denn auch mit Recht in die Reihe der kunstgewerblichen Unterrichts-Anstalten stellen, wo außerdem für sie so wenig ein Platz gewesen wäre, als für die in übrigen deutschen Kunstakademien.

Die durchweg höchst saubere und delicate Ausführung der Schülerarbeiten hat etwas Bestechendes. Der erste Eindruck hält indeß nicht ganz nach, wenn man sich mit denselben länger und eingehender beschäftigt. Dann wirkt dieselbe Sauberkeit und Accuratesse, die erst so erfreute, mehr und mehr abkühlend. Man gäbe sie für einige Originalität gar zu gerne hin.

Die übrigen eigentlichen Kunstgewerbeschulen haben mit geringen Ausnahmen das größte Gewicht auf die ausgestellten Zeichnungen, in zweiter Linie auf Gypsmodelle gelegt, die eigentlichen Werkstatt-Leistungen traten ganz entschieden in den Hintergrund.

Das galt z. B. auch von der Kunstgewerbeschule in Dresden, die fast nur als Zeichenschule auftrat. Die Leistungen der Schüler erwiesen sich zum größten Theile sehr lobenswerth und hauptsächlich ganz dem gegebenen Zwecke entsprechend. In erster Reihe sind hier namentlich die Malereien für Flächendecoration anzuführen, in denen gute Stylisirung mit feinem Sinne für die Harmonie der Farben zusammentraf. Insbesondere war es die letzterwähnte Thatsache, die den aufmerksamen Beobachter erfreute, denn gerade nach dieser Richtung hin haben die deutschen Kunstgewerbeschulen bisher auffallend wenig geleistet. Es ist das doppelt schwer zu erklären in einer Zeit, in der man in der eigentlichen Kunst Gedanken, Composition und Zeichnung der Farbe gegenüber mehr als stiefmütterlich zu behandeln pflegt. Unser Kunstgewerbe kann darin viel von den Franzosen lernen, welche sich trefflich darauf verstehen, den Factor des Colorites, dessen Bedeutung hier doppelt schwer in die Wagschaale fällt, tüchtig auszunützen.

So wären wir denn schließlich bei den norddeutschen und speciell preußischen Kunstgewerbeschulen angelangt und es thut uns herzlich leid, wenn wir im Großen und Ganzen wenig Gutes darüber sagen können. Sollen wir den Gesammteindruck, den wir dort empfingen, in einigen Worten zusammenfassen, so lauten dieselben: Nüchternheit, Doctrinarismus, Dürftigkeit.

„Strammheit" mag auf dem Exercirplatz, vielleicht auch in der Schlacht ein ganz hübsches Ding sein, im Kunstgewerbe spielt sie eine bedenkliche Rolle. Daß eine Armee ohne strenge Disciplin nicht bestehen kann und daß diese in der Bureaukratie nicht weniger nothwendig, kann ebenso zugestanden werden, im Kunstgewerbe verzichten wir im Interesse freier Bewegung der Phantasie auf die Disciplin und Strammheit unbedenklich. Und wenn manche Leute für den Stechschritt schwärmen, so haben wir von unserem Standpunkte aus nicht das Mindeste dagegen einzuwenden, wol aber müssen wir entschiedenen Protest dagegen erheben, daß er sich auch in den Erzeugnissen des Kunstgewerbes und in den Leistungen der Kunstgewerbeschulen einbürgert.

Man kann vor dem „preußischen Schullehrer" allen gebührenden Respect haben und doch der Ueberzeugung leben, daß, was die Lehranstalt des Berliner Gewerbe-Museums leistet, an Phantasielosigkeit, Härte und Trockenheit in Auffassung und Ausführung im ganzen Glaspalast nicht seines Gleichen finden konnte, und wer es mit der Sache gut meint, der darf auch keinen Anstand nehmen, dieser seiner ehrlichen Ueberzeugung unverblümten Ausdruck zu geben, wie es hier von uns geschieht.

Fassen wir das Ergebniß unserer Beobachtungen zum Schlusse noch einmal kurz zusammen, so gelangen wir dahin, daß Oesterreichs bezügliche Unterrichtsanstalten entschieden am besten organisirt sind und das Tüchtigste leisten, daß Süddeutschland Oesterreich auch hierin am nächsten steht und daß Sachsen, dessen späterer Eintritt in die Bewegung nicht übersehen werden darf, die rühmlichsten Anstrengungen macht, sich mit ihnen auf gleiche Höhe zu schwingen, daß dagegen Norddeutschland vor der Hand noch nicht die mindeste Aussicht hat, es den übrigen deutschen Staaten oder gar Oesterreich gleich zu thun.

— Der im Verlage der Roßberg'schen Buchhandlung für 1877 in Taschenbuchsformat und solidem Einband erschienene „Amts-Kalender für Gutsvorsteher, Gemeindevorstände und Standesbeamte im Königreiche Sachsen" ist den untern Verwaltungsbehörden als ein für ihre amtliche Thätigkeit werthvolles und dieselbe unterstützendes Hilfsmittel angelegentlichst zu empfehlen. Der „Amts-Kalender" hat den Zweck, die auf dem Titel genannten Beamten stets in genauer Bekanntschaft mit ihren täglichen Geschäften wie auch mit den auf ihre Amtsführung sich beziehenden Verordnungen und Bekanntmachungen zu erhalten und ihnen eine exacte Amtsführung zu ermöglichen. Im Vorwort erklärt darüber der Herausgeber Herr J. Wolke in Röcknitz, daß seine Arbeit bei regem Interesse am Gemeindeverwaltungswesen aus der Erfahrung vieler Jahre hervorgegangen ist. Jeder Monat des Geschäftskalenders enthält zu Notizen weißen Raum und wird durch einen amtlichen Theil eröffnet, in welchem die im betreffenden Monat den Unterbehörden obliegenden Amtshandlungen einzeln verzeichnet sind, begleitet von Hinweisen auf Gesetze und Verordnungen. Nicht minder zweckmäßig sind die als Beilagen zum Amts-Kalender auf 82 S. zusammengestellten bezüglichen Erlasse und Bekanntmachungen, Formulare und Schemata's für die Geschäftsführung, die Eintheilung des Königreichs Sachsen nach den Verwaltungsbezirken, Steuerkreisen und Steuerbezirken. Auch die angehängte Interessentabelle und eine vergleichende Ueber-

sicht der Münzen, Maße und Gewichte sind hier am richtigen Platze.

— Der bei J. J. Weber für 1877 im diesmal 32. Jahrgange erschienene „Illustrirte Kalender", Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, liegt wieder in seiner ihm eigenen, ebenso reichhaltigen wie splendiden und in künstlerischer Beziehung von keiner Seite überbotenen Ausgabe vor. Bei dem unausgesetzten Bestreben, seine Ausstattung in allen Richtungen zu vervollkommnen, ist er zu einem für gebildete Kreise fast unentbehrlichen Hand- und Hausbuch geworden. Sein Kalendarium ist in Bezug auf Ausführlichkeit, Gründlichkeit und Deutlichkeit von keinem andern überboten. Die reich illustrirte Chronik giebt einen Ueberblick über alle Hauptereignisse, Zustände und Bestrebungen des verflossenen Jahres im Bereiche der Tagesgeschichte, des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens, der Wissenschaften und Künste, der Gewerbe, der Land- und Hauswirthschaft. Das statistische Jahrbuch ist seiner Reichhaltigkeit wegen als Nachschlagebuch fest eingebürgert. Der „Illustrirte Kalender" findet seine Abnehmer in allen Theilen der Erde.

— Im Interesse seiner Zwecke giebt der Leipziger Zweigverein der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung auch einen „Leipziger Volkskalender" heraus, welcher für 1877 in seinem zweiten Jahrgange (Leipzig, bei E. A. Seemann) erschienen ist. Außer den gewöhnlichen Kalendern enthält derselbe einen größeren ausgezeichneten geschichtlichen Aufsatz von Prof. Gustav Droysen: Wallenstein, eine historische Skizze. Der Wiederabdruck einer kleinen Erzählung aus einem 1810 in Dortmund erschienenen declamatorischen Lesebuch ist mit Bezug auf eine gelegentliche Aeußerung des Fürsten Bismarck erfolgt, welcher in seiner Jugend jenes Lesebuch benutzte und namentlich jener Erzählung mit dem Bemerken gedachte, daß sie auf sein Nationalgefühl als Deutscher anregend gewirkt habe. Der übrige Inhalt ist an wissenswerthen, nützlichen und unterhaltenden Mittheilungen ein sehr mannichfaltiger und zweckmäßig gewählter. Man findet da u. A. einen Abriß der Lebenskunst von dem durch zahlreiche populäre Schriften bekannten Prof. Paul Niemeyer mit werthvollen diätetischen und andern Rathschlägen, von Prof. Zürn einen Aufsatz über die durch Thiere und Pflanzen verursachten Hautkrankheiten des Menschen (mit Abbildungen), sowie einen ebenfalls in das Gebiet der Gesundheitspflege gehörigen Aufsatz „Heimliche Feinde des Menschen". An Notizen, Recepten für das praktische Leben, unterhaltenden, erheiternden Anekdoten und Schnurren 2c. bietet der auch mit hübschen Abbildungen ausgestattete sehr empfehlenswerthe Kalender eine geeignete Auswahl.

— Im zweiten Jahrgange erschien für 1877 der „Kaiser- und Reichskalender" im G. Schwetschke'schen Verlage zu Halle mit acht Abbildungen, dabei die der Albrechtsburg bei Meißen, eines alten deutschen Vororts gegen das Slaventhum. Wir haben darin einen Volks- und Familienkalender vor uns mit unterhaltenden, erheiternden und belehrenden Beiträgen von J. D. H. Temme (eine Criminalgeschichte), E. Wießner, Der kleine Weiße (militairische Humoreske), Im Zwinger, Erzählung von Mylius, Gemeinnütziges für Haus- und Landwirthschaft, Politischer Rückblick auf das vergangene Jahr und sehr umfängliches Verzeichniß deutscher Messen und Jahrmärkte.

Leipziger Oper. In einem früheren Referat habe ich bereits die Absicht ausgesprochen, einen, die verschiedenen Kräfte der Leipziger Opernbühne genauer charakterisirenden Artikel zu veröffentlichen. Da ich jedoch die Aufführung der drei wichtigen Werke: Euryanthe von C. M. von Weber, Iphigenie auf Tauris von Gluck, Meistersinger von Richard Wagner noch abwarten wollte, um ein möglichst vollständiges Beweismaterial zu besitzen, so habe ich jetzt nur die Reproductionen des früher besprochenen Musikdramas Lohengrin und der Oper Tannhäuser aus dem Grunde zu erwähnen, weil Herr Perotti, der vorwiegend im italienischen Genre geübte und erfahrene Sänger, nun auch durch seine Leistungen in den beiden genannten Werken klar bewiesen hat, daß er mit großem Ernst in das Wesen der deutschen Musik einzudringen und insbesondere die Intentionen des Dichtercomponisten Richard Wagner mit Pietät zu beobachten sucht. Mit Recht widmet sich der Sänger auch der schwierigen Aufgabe, die Partie des Tannhäuser ganz den Vorschriften entsprechend zu reproduciren; denn wenn man auch mit Rücksicht auf den Entwickelungsgang Richard Wagner's nicht in Abrede stellen kann, daß der Componist des Lohengrin, der Meistersinger und der Walküre hoch über dem des Tannhäuser steht, so wird man doch gewiß zugestehen müssen, daß schon im Tannhäuser dramatische Schönheiten voll packender Kraft und herrliche Ausströmungen des Geistes zu finden sind, welchen die Kunst weiterbildende Momente verdankt. Zu diesen gehört vor allen Dingen die Richtung in der Textgestaltung und die Verwerthung des musikalischen Accents, welche in hoch anzuerkennender Weise das Streben bekundet, die Einheit zwischen dem dichterischen Erzeugniß und der Musik herzustellen. Ferner ist die bezaubernde Färbung in den Ensemblesätzen, das Heraustreten der einzelnen Charaktere aus denselben und endlich das Finale so eigenartig, daß man auch diesem Werke einen bleibenden Werth von großer Bedeutung zusprechen darf. Besonders ist die Erzählung des letzten Actes ein Meisterstück origineller Art. Der Componist declamirt hier mit mächtig ergreifender Accentuation, das Orchester ist symphonisch behandelt, giebt aber doch den dramatischen Charakter nicht auf und das dämonische Princip der sinnlichen Liebe, von welchem Tannhäuser erfaßt wird, tritt in so wirksamen Gegensatz zu der reinen Gesinnung des rettenden Wolfram, daß hier in der That sowol durch geniale Eingebung, wie bewundernswerthe Combinationskraft eine dramatische Entwickelung geschaffen worden ist, deren Macht sich Niemand wird entziehen wollen. Herr Perotti hatte sich bereits so in den Charakter eingelebt, daß man nur selten an den leichten Conversationston der Spieloper oder an die Sentimentalität der italienischen Rühroper erinnert wurde und ganz besonders erfreute das Bestreben des Sängers, immer klar und edel accentuirt vorzutragen. Desgleichen wurde der Theaterbesucher angenehm durch die richtige und maßvolle Haltung berührt, welche auch im Lohengrin das Interesse fesseln mußte, zumal hier der Sänger die lyrischen Partien oft mit großer Innigkeit reproducirte. Die Abschiedsscene gelang ihm so vortrefflich, daß man einen schon vollständig routinirten Wagner-Sänger zu hören glaubte. Bei solchen Fortschritten läßt sich sehr Werthvolles von der Leistungskraft des Herrn Perotti erhoffen; weniger scheint dies bezüglich einiger anderer Kräfte der Fall zu sein, deren künstlerische oder naturalistische Ausdrucksweise demnächst zu einigen Bemerkungen Veranlassung geben wird. Hervorheben will ich jedoch zum Schluß, daß der Chor entschieden weit tüchtiger vorbereitet erscheint als früher und durch ein präcises Ensemble sehr zur Hebung des Gesammteindruckes beiträgt. Ebenso ist zu betonen, daß sich die Regie fort und fort als eine ganz vorzügliche bewährt und daß der neue Capellmeister Herr Sucher nicht allein durch Accuratesse in der Vorbereitung, sondern auch durch wahrhaft poetische Auffassung der Details die musikalische Reproduction sehr wirksam und enthusiasmirend zu gestalten weiß. O. Paul.

— Es ist uns vergönnt, zu dem Aufsatze in der vor. Nr. 91 „Ein Bild aus zwei Jahrhunderten" den Namen der geehrten Verfasserin, Fräulein E. Klee in Dresden, nachzutragen. D. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 93. Sonntag, den 19. November. 1876.

Die Meininger in Dresden.

Die Meininger Hofschauspieler-Gesellschaft hat in den Tagen vom 16. September bis 10. October dieses Jahres in Dresden 25 Vorstellungen gegeben und, obwol man dazu, mit alleiniger Ausnahme von Molière's eingebildetem Kranken, nur solche Dramen gewählt, welche gleichzeitig auf dem Repertoire des königl. Hoftheaters stehen und dort bis in die jüngste Zeit vielfach gegeben worden waren, in ununterbrochener Folge 25 ganz oder doch fast ganz ausverkaufte Häuser erzielt. Je viermal sind in diesen 25 Tagen Shakespeare's Julius Cäsar und dessen Was ihr wollt, sowie Schiller's Tell, je dreimal des letzteren Fiesco und eine aus Grillparzer's Fragment Esther und Molière's Lustspiel combinirte Vorstellung, siebenmal aber Kleist's Käthchen von Heilbronn zur Aufführung gelangt. Und es hat sich dies, wie wir besonders hervorheben, in Dresden zugetragen, einem Orte, dem man nicht ohne Grund nachsagt, daß derselbe, trotz seiner 200,000 Einwohner und seiner günstigen Fremdenverhältnisse, dem Theater überhaupt und dem recitirenden Schauspiele insbesondere bei Weitem nicht dasjenige Interesse und diejenige Beförderung zu Theil werden lasse, welche die Vortrefflichkeit der jeder Zeit und auch gegenwärtig dort versammelten künstlerischen Kräfte zu erwarten berechtigt wäre. Auch reicht die bloße Neugierde, welche man etwa dem Versuche eines solchen Gesammtgastspiels entgegengebracht haben mag, durchaus nicht hin, die Thatsache eines so glänzenden und andauernden Erfolgs zu erklären. Dieselbe hätte wol einige Male die Räume des Albert-Theaters füllen, nicht aber dem Unternehmen ein so aushaltendes Publicum zuführen, einen so constanten Beifall erwerben können.

Nein! Es ist wirkliches Verdienst in dieser Meininger Unternehmung und der Kunstfreund hat in der That gerechte Ursache, die Gründe eines so auffälligen Gelingens aufzusuchen und zu erwägen.

Das Verdienstliche desselben besteht zunächst nicht in der Virtuosität der dargebotenen Einzelleistungen. Zwar haben wir in Frau v. Moser-Sperner ein ungemein reiches und vielseitiges Darstellungstalent kennen gelernt. Dieselbe hat tragische und sentimentale, derb komische und heitere Partien mit stets gleicher Hingabe und großer Vollendung gespielt. Können auch ihre Leistungen als Leonore im Fiesco und als Esther denen ihrer Rivalinnen am kgl. Hoftheater nicht gleichgestellt werden, so war doch ihre Darstellung auch in diesen Partien sehr beachtenswerth und die Rolle der Kunigunde von Thurneck wird durch ihre Repräsentation zu einer Charakterrolle ersten Rangs erhoben. Richtig ist ferner auch, daß Künstler wie das ebenfalls äußerst verwendbare Frl. Pauli und die Herren Nesper und Teller an jeder größeren Bühne ihre Stellung mit Ehren ausfüllen würden. Aber wenn wir von den Vorgenannten absehen, ist uns in dem sehr zahlreichen Personale kein Mitglied aufgefallen, das über eine anständige Mittelmäßigkeit hinausragte*). Von einer Versammlung lauter Talente, wie sie Dingelstedt einmal in München veranstaltet hatte und wie sie das Bayreuther Festspiel darbot, ist daher bei der Meininger Gesellschaft schlechterdings nicht die Rede und ebensowenig glauben wir auch die Genannten mit den an unserer Hofbühne gegenwärtig in den entsprechenden Fächern wirkenden ersten Kräften in Vergleich stellen zu dürfen.

Das Verdienstliche der Unternehmung können wir ferner auch nicht in der historischen Treue der Costüme und Requisiten oder in dem sonstigen decorativen Schmucke der Scenen erblicken. Unserer Ansicht nach handelt es sich dabei um eine im Hauptwerk müßige, niemals zum Ziele führende Spielerei. Es ist selbstverständlich, daß wir nicht wünschen, es möchten unsere Bühnen wieder auf den Zustand, welcher zu Shakespeare's Zeiten oder in Deutschland bis zur ersten Aufführung von Goethe's Götz bestand, zurückkehren, wo, wie Schröder's Biograph sich ausdrückt, „der Mann vergangener Jahrhunderte noch in der Tracht der unsrigen erschien und nur durch seinen Namen an eine verflossene Zeit erinnerte". Ebenso wenig möchten wir der von Tieck bekanntlich bevorworteten Aufstellung eines besondern conventionellen Theatercostüms, wie es die Franzosen zu Corneille's und Racine's Zeiten hatten, empfehlen. Bekanntlich war es der Berliner Theater-Intendant Graf Brühl, welcher zuerst in Deutschland das Studium des historischen Costüms zu einem Requisit der theatralischen Bekleidungskunst erhob. Noch ganz vor Kurzem sahen wir in einem Werke, welches den unmittelbaren Vorgänger Brühl's, den berühmten Iffland, in einer Reihe seiner Hauptrollen bildlich darstellt, diesen letzteren als Wallenstein in einem Costüm abgebildet, welches bei den heutigen Theatergängern schlechterdings Gelächter erregen würde. Seitdem kann sich, wie wir willig einräumen, ein größeres Theater der Rücksicht auf das historische Costüm, überhaupt der Rücksicht auf eine wenigstens annähernde Richtigkeit der Darstellung von Zeit und Ort der Handlung nicht gänzlich entschlagen.

Die erste Frage ist und bleibt aber nicht die, ob Scenerie und Costüm genau historisch richtig ist, — (erlangt doch die überwiegende Mehrheit des Publicums ihre Kenntniß des Historisch-Richtigen eben erst im Theater) — sondern immer nur die, wie sich der Dichter die Scene und die äußere Erscheinung seiner Personen gedacht und wie letztere zu der Repräsentation der von ihm vorgeschriebenen Hand-

*) Vielleicht fällt es auf, daß wir der Leistungen des von anderwärts sehr gelobten Herrn Weilenbeck nicht gedenken. Offen gestanden, war unser Interesse an dessen Darstellungen lediglich ein pathologisches und möchten wir Experimente, wie die, ob und in wie weit ein des Augenlichts beraubter Künstler noch auf der Bühne zu verwenden sei, von der Kunst ausgeschlossen sehen.

lung und für den Eindruck des Ganzen am Besten paßt. So gewiß die Antigone des Sophokles im Reifrock und mit gepuderter Perücke lächerlich sein würde, so gewiß hatte Rachel Felix unrecht, wenn sie die Emilia in den Horatiern des Corneille oder die Phädra Racine's anstatt in dem conventionellen französischen Theatercostüm in römischen oder griechischen Gewändern spielte.

Für den oben gedachten Erfolg der Meininger mögen allerdings derartige, ein künstlerisch-ungebildetes Publicum immerhin interessirende Nebendinge nicht ganz unwesentlich gewesen sein. Es ist beschämend, aber es ist immerhin wahr, daß man z. B. bei der Vorführung der Esther in erster Linie vielfach von der Pracht und der historischen Treue (?) der Costüme, beim Tell von der localen Richtigkeit der Decorationen, beim Fiesco von der antiquarischen Genauigkeit der Tapeten, ja sogar der Chocoladen-Tassen reden hörte! Selbst in den öffentlichen Blättern war von diesen nutzlosen Spielereien weit mehr die Rede, als solchen Nebendingen gebührt. Aber die Vorstellungen der Meininger waren auch von Gebildeten und Kunstfreunden, denen solche Allotria verhaßt oder doch mindestens sehr gleichgiltig sind, fleißig und vom ganzen Publicum auch da lebhaft besucht, wo, wie z. B. in Shakespeare's Was ihr wollt, zu derartigen Extravaganzen keine Gelegenheit geboten war. In der That glauben wir sogar, daß die nicht zu verkennende Vorliebe der Meininger Theaterleitung für äußern Schmuck und Schein der Unternehmung nicht den Vortheil gewährt, den man sich davon verspricht. Zugegeben, daß ein Theil des Publicums dadurch erst angelockt, oder doch wenigstens erst darauf, daß hier überhaupt etwas Besonderes in Frage sei, aufmerksam gemacht wird, so erscheint doch diese Vorliebe für Nebendinge nicht selten so aufdringlich, daß sie schlechterdings den Eindruck des Ganzen schädigt. Dies ist zum Theil schon bei den Costümen der Fall, die ihre Beglaubigung der historischen Richtigkeit oft schon dadurch zur Schau tragen, daß sicherlich Niemand und am wenigsten ein Künstler, der es mit seiner Aufgabe ernst meint, sie gewählt haben würde, wäre eben nicht eine ganz außerhalb der Dichtung liegende antiquarische Schrulle maßgebend gewesen. Die Vorliebe für scenische Nebendinge hat aber leider die Regie bestimmt und bestimmen müssen, das traurige Institut des Zwischenvorhangs zu recipiren und selbiges noch überdies in einem solchen Umfange auszubeuten, daß mitunter jede vom Dichter erforderte Stimmung nothwendig in die Brüche gehen muß. Bei Schiller ist der Schaden dieser, allerdings auch von ihm nicht vorausgesetzten Neuerung weniger empfindlich. Als echter Kenner der nun einmal bei uns angenommenen, eigentlich der französischen Alexandriner-Tragödie entlehnten Bühnenform, als wahrer Bühnendichter hat er von der Verwandlung überhaupt nicht allzuhäufig, in einigen seiner Dramen fast gar keinen Gebrauch gemacht, namentlich aber ist er immer bestrebt, innerhalb einer solchen Scene ein bestimmtes Bild, eine Gruppe der Handlung zu einer Art von Abschluß zu bringen. Wenn überhaupt, rechnet er doch nur sehr selten darauf, daß der Zuschauer beim Eintritt in die neue Scene sich noch genau in der durch die vorausgehende Handlung angeregten Stimmung befinde. Ganz anders ist das bei Shakespeare. Da ihm eine wirkliche Verwandlung der Bühne unbekannt war, so bildet die neue Scene häufig nur die unmittelbare Fortsetzung der eben beendigten Handlung. Wenn zwischen der Scene, in welcher Hamlet den Geist seines Vaters erblickt und er dem Winke des letzteren folgt, und der damit im unmittelbarsten Zusammenhange stehenden, in welcher er — auf dem Kirchhofe — die Unterredung mit selbigem hat, der Vorhang fällt und eine lange Pause eingelegt wird, in der Grabdenkmale u. s. w. auferbaut werden, so ist die vom Dichter beabsichtigte und so großartig angelegte Wirkung dieser Scenen schlechterdings zerstört. Aehnlich verhält es sich bei Kleist. Wenn man z. B. den allerdings sehr lebhaft dargestellten Brand und Einsturz der Burg zu Thurneck im Käthchen von Heilbronn bewundert, muß man die Vortheile dieser Einrichtung bei den Meiningern damit erkaufen, daß, bevor man die Angreifer der Burg fliehen und von den Vertheidigern verfolgen sieht, eine Pause von wohlgezählt 10 Minuten über uns ergeht, während welcher, eben weil es sich nicht um einen Actschluß handelt, die so nothwendige Verbindung beider Scenen nicht einmal durch Musik aufrecht erhalten wird, der Zuschauer vielmehr sich jeder beliebigen Zwischenbetrachtung hingiebt und Stück und Handlung ganz aus dem Auge und fast ganz aus dem Gedächtnisse verliert. Was Wunder, wenn hierauf die an sich so überaus reizende Scene, in der das Käthchen den Bach durchwatet, fast gar keinen Eindruck hervorbringt und fast nur als eine aufhältige und überflüssige Zugabe nachzettelt.

Auch in dieser Hinsicht unterschied sich die Inscenirung von Shakespeare's Was ihr wollt und die des eingebildeten Kranken, in welchem überhaupt ein Scenenwechsel nicht vorkommt, sehr wesentlich von der der übrigen von den Meiningern zur Aufführung gebrachten Dramen.

Am Wenigsten können wir das besondere Verdienst der Meininger in dem von verschiedenen Seiten her angepriesenen Realismus ihrer Darstellungsweise erblicken. Ein vorherrschender Realismus in Kunstsachen ist unserer Ueberzeugung nach weiter nichts als Nüchternheit, Prosa, — und somit in unseren Augen kein Vorzug, sondern ein ganz entschiedener Rückschritt. Wir geben zu, daß die gegenwärtig in den bildenden Künsten sich breit machende Sucht, auf die platte Naturrichtigkeit zurückzugehen, als Reaction gegen einen gewissen, die Naturwahrheit hintansetzenden Hyperidealismus von großem Nutzen sein und werden kann. Ohne geistige Auffassung, ohne ideale Zwecke giebt es eben keine Kunst, sondern immer nur Handwerk. Es ist aber auch nicht wahr, daß die Meininger allzu realistisch zu Werke gingen, und namentlich trifft dieser Vorwurf die Oberleitung des Ganzen und die oben genannten vorzüglicheren Kräfte jener Schule ganz und gar ungerecht. Es ist richtig, daß man bei jener Darstellung Manches wagt, was man zeither auf der Bühne nicht für ausführbar hielt. Bei der Frage, ob Realismus oder Idealismus in der Darstellung vorherrsche, kommt es aber gar nicht auf das **Was?** sondern einzig und allein auf das **Wie?** an. Daß aber jene Kühnheiten der Meiningschen Darstellungsweise keinen Widerwillen erregten, zeigt eben, daß die Art, in welcher selbige zur Darstellung gelangten, die Richtschnur des künstlerisch Zulässigen nicht überschritt. Wenn man im Käthchen von Heilbronn die Scene, in der die Titelheldin die Strümpfe auszieht, nicht gestrichen, wenn man den Kranken in der Einbildung genau nach den Vorschriften des Dichters zur Aufführung gebracht, so beweist dies zwar einerseits, daß die Regie von der ganz richtigen Ansicht ausgegangen: naturalia non sunt turpia. Es beweist aber auch andererseits, daß die Direction ihren Mitgliedern vertraute und, wie die Erfahrung zeigte, auch vertrauen konnte, daß sie diese Dinge ohne Verletzung des Anstandes zur Aussprache und Darstellung zu bringen vermögen würden. In ihrer nackten Natürlichkeit d. h. realistisch dargestellt wären dieselben aber schlechterdings unerträglich gewesen. Studire doch, wer über Realismus und Idealismus der Darstellung reden will, vor allen Dingen dasjenige, was Lessing in seiner viel belobten, aber selten gelesenen Dramaturgie über den Unterschied von Naturrichtigkeit und Naturwahrheit vorträgt!

Weiter müssen wir aber auch Bedenken tragen, das Verdienstliche der fraglichen Darstellungen in der literarischen Gewissenhaftigkeit der Regie zu erblicken.

Gewiß ist es lebhaft anzuerkennen, daß man beim Käthchen die elende Holbein'sche Verballhornung über Bord geworfen und in mannigfacher Beziehung auf den Urtext zurückgegriffen hat; gewiß ist es von Vortheil, daß die

Meininger in Shakespeare's und Molière's Lustspiel Vieles, was andere Bühnen gestrichen haben würden, darstellen und sprechen lassen; namentlich haben auch dieselben durch die Art und Weise ihrer Darstellung die Richtigkeit einer Repräsentation nachgewiesen, bei welcher Viola und Sebastian von zwei Darstellern, einem Mann und einer Frau, gespielt werden; gewiß sind auch die maßgebenden Leiter dieser Kunstanstalt vor solchen Fehlgriffen sicher, wie sie anderwärts vorkommen, daß z. B. der 4. Actschluß in Schiller's Tell in der Weise dargestellt wird, daß Tell, anstatt, wie der Dichter vorschreibt, nach der Tödtung Geßler's von dem Felsen zu verschwinden, im Anblick der Leiche des von ihm Getödteten das Volk zu einem Toaste auf die Freiheit haranguirt! Gleichwol ist es wenigstens nicht viel besser, wenn man den zweiten Actschluß, die Rütliscene, der ausdrücklichen Vorschrift des Dichters entgegen, so einrichtet, daß die für den weiteren Verlauf der Handlung so überaus wichtige Schlußermahnung Stauffacher's zur Geduld an eine frühere Stelle verlegt und den Act mit dem sonderbarer Weise knieend gesprochenen Gelöbnisse der Eidgenossen:

> Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
> Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen

schließen läßt. Glaubt man wirklich den Dichter durch solche Mätzchen zu verbessern? Oder meint man, Schiller's Tell sei durchgefallen, wenn nicht an jedem Actschluß ein die Darsteller zum nochmaligen Erscheinen einladender Applaus erfolgt? Es mag bei der gewöhnlichen Gleichgiltigkeit unsers modernen Publicums für poetische Genüsse den heutigen Bühnenschriftstellern nicht verdacht werden, wenn sie ihre Actschlüsse so einrichten, daß selbige mit den Haupteffecten der Dichtung zusammenfallen und solchergestalt der Dichter von dem der Darstellung gezollten Beifalle gleichsam mit profitirt. Denn erfolgt an solchen Punkten kein Applaus, so pflegen nicht nur die Darsteller und Theaterleiter, sondern leider auch bereits nicht unbeträchtliche Theile des Publicums die Novität als durchgefallen zu betrachten. Es gehört in der That der stolze Muth und das künstlerische Selbstbewußtsein eines Richard Wagner dazu, auf diese Concessionen an ein uncompetentes Publicum so gänzlich zu verzichten, wie es von ihm schon im Tannhäuser und Lohengrin, namentlich aber vor Allem im Nibelungenring geschehen ist. Bei solchen Werken aber, über deren Werth, wie den der Gedichte eines Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Heinr. v. Kleist nun doch wol endlich nur eine Stimme herrscht, bedarf es sicherlich solcher schwächlichen schauspielerischer Kunstgriffe nicht, um sie dem Publicum genießbar zu machen. Würden denn die Meininger sich solche Verstümmelungen auch dann erlauben, wenn sie nicht bereits beim Einstudiren ihres Repertoires an die Wahrscheinlichkeit eines Gastspiels dächten? Wollen sie wirklich als Beförderer einer poetischen Darstellung, als Stütze der literarischen und somit künstlerischen Bedeutung des Theaters austreten, so rufen wir ihnen ein: Weg mit solchen Concessionen an einen verdorbenen unkünstlerischen Geschmack! zc. Auch den zwar kurzen, aber höchst charakteristischen Streit der Urner und Unterwaldner in der Rütliscene, sowie die Zwischenrede des Fischers in Tell's Erzählung seiner Rettung haben wir ungern vermißt.

Hiernächst war aber auch das, was sie uns gaben, nicht überall völlig correct und fehlerfrei. Was mag sich z. B. der Darsteller des Gianettino Doria im Fiesco gedacht haben, als er bei dem Ausrufe:

> Doch noch einen Meuter wird Genua haben!

nicht das gesperrte Zahlwort, sondern das Wort „Meuter" betonte? was der Darsteller des Tell, als er in dem Verse:

> Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet!

anstatt bei dem ersten Artikel, wie ja von dem Dichter ausdrücklich vorgeschrieben, auf die Berge hinzuweisen, das Wort: Freiheit hervorhob? Die fehlerhafte Betonung:

> Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
> Dein Herz sein sollte,

wollen wir, obgleich es augenscheinlich ist, daß das hauptsächliche Gewicht hier nicht auf dem Gegensatze von Haupt und Herz, sondern auf dem des Kindes zum Todtfeinde beruht, und somit „Dein Herz" gesprochen werden muß, weil sie, wenn auch wol nur des Tonfalles halber, von allen Darstellern des Tell, die wir gesehen, verhangen worden, nicht besonders urgiren und erwähnen selbige hauptsächlich nur deshalb, weil der Meininger Darsteller die vorausgehenden Verse:

> Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
> Der kann auch treffen in das Herz des Feindes,

im Gegensatz zu anderen Künstlern ganz richtig so, wie in Vorstehendem angedeutet, accentuirte. Offenbar hat es aber mit jener anderen Stelle genau dieselbe Bewandtniß. Jedenfalls sind solche Dinge wichtiger, als wenn Tell anstatt der Worte: „Auf diese Bank will ich mich setzen," mit der allerdings grammaticalisch zu rechtfertigenden, aber doch vielleicht nur auf einem Druck- oder Schreibfehler beruhenden Lesart der ersten Ausgabe: „Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen," spricht.

Nichtsdestoweniger, wir wiederholen es, beruht eines der hauptsächlichsten Verdienste der Meininger in einer, wenn auch nicht unbedingten, doch immerhin treueren und gewissenhafteren Hingabe an die Schöpfungen des Dichters, als sie bei den verkommenen Zuständen unserer heutigen Bühne gebräuchlich ist.

Das Hauptverdienst derselben beruht aber, und dies können wir nicht stark genug hervorheben, in der Solidität des Einstudirens aller von ihnen gegebenen Stücke. Von dem ersten Ton, mit welchem die, wie die übrigen Musikstücke besonders dazu ausgewählte Ouverture anhebt, bis zu den letzten Worten des Stückes schwebt vor Allem ein einheitlicher Geist über der gesammten Darstellung. Es wird ohne Weiteres auch dem Verständnisse des Laien klar, daß Alles, was hier geschieht, einer einheitlichen Auffassung zu dienen bestimmt ist. Und das ist gerade das, was dem recitirenden Schauspiel in Deutschland so sehr mangelt und demselben fast überall ein so loses, fast dilettantisches Wesen giebt. Es kommt freilich auch in der Oper vor, daß Lohengrin in italienischer, Elsa in französischer Effectmanier vorgetragen werden und daß sich daneben Ortrud oder Telramund abquälen, deutsch-charakteristisch zu erscheinen. Immerhin aber sind doch in der Regel die einstudirenden Capellmeister bemüht, auf die mitwirkenden Künstler diejenige Auffassung zu übertragen, von denen sie ausgehen zu müssen vermeinen, und namentlich bei Novitäten gelingt es denn auch ab und zu, der Darstellung ein einheitliches Colorit, einen einheitlichen charakteristischen Schliff zu geben. Dagegen kann es kaum etwas Zerfahreneres geben, als wie die Gedichte der großen Meister unseres Schauspiels in der Regel dargestellt werden. Von einem einheitlichen Styl, von einem Bestreben, auch nur eine gemeinsame Manier festzuhalten, ist da fast nie die Rede und das Publicum ist denn auch bereits in seinem Geschmacke so gesunken, daß es vollkommen zufrieden gestellt erscheint, wenn ein oder der andere Darsteller, beziehentlich eine oder die andere Darstellerin einzelne hervorragende Momente der Dichtung mit einem gewissen, gleichviel ob dem von dem Dichter gewollten Effecte zur Ausführung bringt. Es ist ein wahrer Jammer, zu sehen, wie viel Mühe und Arbeit, wie viel Eifer, Begeisterung und wahre Kunst Jahr aus Jahr ein, ja man darf sagen: Tag für Tag von trefflichen Künstlern fast gänzlich ohne Erfolg, wenigstens ohne bleibendes und weiter förderndes

des Resultat aufgewendet werden muß, um die träge Theatermaschine vorwärts zu bringen. Das neue Repertoire will nicht einschlagen, das alte erscheint abgespielt und dennoch wälzt die Schaar der darstellenden Künstler mit wahrer Sisyphusarbeit an dem todten Steine und schöpft bis zur eigenen Erschöpfung in das lecke Faß der Danaiden! Und das Alles, weil es an dem Einen fehlt, was vor Allem noth thut, was die Theaterleitungen der Weimaraner, Tieck's, Schreyvogel's, Immermann's so auszeichnete, was niemals durch die bloße schauspielerische Routine ersetzt werden kann, was aber leider der bekannte Historiograph unserer Bühne so traurig verkennt. Denn, wenn er auch den Fehler richtig erkannt hat, so ist doch das, was er als Gegenmittel empfiehlt, gerade dasjenige, was diese Zustände herbeigeführt hat und seiner Natur nach auch immer wieder im Gefolge haben wird. Nun, diese einheitliche, stets auf die Herstellung eines Ganzen gerichtete und wirklich poetische Leitung der Meininger hat gezeigt, wie es möglich ist, daß selbst recht unbedeutende, ja schwache Kräfte, wenn sie an den richtigen Platz gestellt und mit dem nöthigen Fleiße unterrichtet werden, ganz Angemessenes zu leisten vermögen. Es wiederholt sich da, was unsere Aeltern namentlich von den Darstellungen der Weimaraner priesen. Sobald es gelingt, das Gedicht, das darzustellende Stück zur Hauptsache zu erheben, den Zuschauer in erster Linie für dieses und dessen Handlung zu interessiren, so wird dasselbe auch den schwächeren Darsteller schon von selbst tragen. Als ein Fremder gegen Goethe die mangelhafte Einzel-Leistung eines seiner Schauspieler tadelte, wies der Meister diesen Einwurf mit der Erklärung zurück: auch der Getadelte habe seine Schuldigkeit gethan! Und in der That ist die Meininger Regie recht häufig in der Lage, in gleicher Weise zu antworten. Es ist eben ein einheitlicher künstlerischer Styl in dieser Darstellung und das ist es, was uns als das Hauptverdienst der Unternehmung erscheint. So fanden wir z. B. unter den darstellenden Künstlern einige alte Bekannte wieder, Darsteller, die früher in Dresden am königl. Hoftheater gewirkt, sich aber dort für die Umgebung als zu schwach erwiesen hatten. Aber, obgleich wir ihnen keineswegs das Zeugniß ausstellen möchten, in der Zwischenzeit wesentlich anders oder besser geworden zu sein und nicht im Mindesten daran zweifeln, daß selbige, wollte man sie aus diesem Zusammenhange reißen und in die alte Stelle zurückversetzen, genau als die Alten erfunden werden würden, konnten auch sie in dieser Umgebung das Lob für sich in Anspruch nehmen, ihre volle Schuldigkeit gethan zu haben. Und es handelt sich dabei nicht blos um die Herstellung sogenannter Volksscenen, denen erfahrungsgemäß gegenwärtig selbst eine nur halbwegs intelligente Regie gerecht zu werden vermag, wenn wir dergleichen auch, wir erinnern nur an den Volksaufstand im Fiesco, kaum je lebendiger und charakteristischer dargestellt gesehen haben, als von der Meininger Gesellschaft; wichtiger scheint uns, daß auch der Dialog durchweg belebt erschien, daß jedes, noch so unbedeutende, die Handlung belebende Ereigniß, und zwar meist ohne Aufdringlichkeit, ohne demselben eine unverhältnißmäßige Bedeutung beizulegen, benutzt und zur Geltung gebracht wurde. Wenn im Käthchen von Heilbronn die Zofe der Kunigunde dem Grafen Wetter vom Strahl, als dieser ihre Herrin in ihrem Negligé überrascht, in ihrer Verlegenheit einen Stuhl anbietet, so wollen wir zwar zugeben, daß dies an sich eine ganz unwesentliche Kleinigkeit ist; wie sich das aber in diesem Moment machte, wie dadurch die ganze Situation zugleich belebt und klar gestellt wurde, das läßt sich nur sehen und empfinden, nicht beschreiben. Wenn bei den Meiningern ein Statist über die Bühne zu gehen oder auf der Bühne dazustehen hat, so ist das für den Zweck des Ganzen angeordnet. Es mögen dabei Wiederholungen vorkommen und sich ab und zu ein Zuviel geltend machen, im Großen und Ganzen ist aber dieser, namentlich von Lindau ausgesprochene Tadel sicherlich ungerecht. Wichtiger aber freilich ist, daß das, was von den Statisten gilt, ebenso auch auf die Darsteller selbst Anwendung findet. Die leidige Sucht, eine Einzelleistung in den Vordergrund zu stellen, — bekanntlich der Hauptmangel aller heutigen scenischen Darstellungen, — ist bei ihnen, wenn nicht ganz, doch in der Hauptsache überwunden. Und darin, — wir können es nicht scharf genug betonen — besteht das Hauptverdienst dieser Unternehmung. Man glaube ja nicht, daß, wenn ein anderes Theater, dem vielleicht weit bessere Kräfte zu Gebote stehen, die gleiche scenische Pracht entwickelte und ein Paar Dutzend Statisten in gleicher Weise abrichtete, damit sofort der gleiche Effect zu erzielen sein werde. Das Hauptverdienst beruht vielmehr in dem einheitlichen Geiste, der über Allem und Jedem schwebt, der alle Darsteller durchdringt und gleichsam durchgeistigt, kurz in dem, was man als die literarische oder poetische, am besten aber als die künstlerische Leitung der gesammten Darstellung zu bezeichnen hat.

Carl v. Holtei erzählt in seinen Memoiren, daß er sich einmal mit dem Plane getragen, eine Truppe zu begründen, von der er selbst meint, daß es niemals eine gegeben und wol auch niemals eine geben werde, die aber in ihrer Art einzig und gar nicht ohne poetische Bedeutung geblieben sein würde. „Mit einer kleineren Anzahl von Personen von Ort zu Ort nicht zu reisen, sondern gleichsam nur zu fliegen, ein durchaus nicht umfangreiches, eben deshalb aber bis in seine kleinsten Details fest studirtes Repertoire aufzustellen und in Allem, was Ensemble, Ineinandergreifen der Darstellung heißt, so fest zu machen, daß die Truppe mit den besten Bühnen in die Schranken zu treten vermöchte" — das erschien ihm ausführbar und möglich und als das Ziel seiner Wünsche, — ausführbar aber immer nur dann, „wenn er Zeit und Raum finden würde, an einem stillen Zufluchtsort die ersten Vorbereitungen zu treffen."

Der alte Dichter und Theaterpraktiker hat recht gesehen. Was er geträumt, hier ist es zur That geworden. Das Unausbleibliche hier ist's gethan! Der ruhige Ausgangspunkt und Zufluchtsort, er ist den Meiningern in ihrer Heimath und in dem damit verbundenen Liebenstein gefunden, und von den großartigen, bereits in Wien und Berlin zur Geltung gelangten Erfolgen solcher Bestrebungen auch unsererseits Zeugniß abzulegen, das ist der ausschließliche Zweck dieser Zeilen.

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von Oscar Paul.

Das Wort Goethe's: „Von allem Denkbaren haben wir die Musik zum Elemente unserer Erziehung gewählt; denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten" ist gewiß an keinem anderen Orte mehr zur Geltung gekommen, als in Leipzig, wo sich die Liebe zur Tonkunst durch die regste Theilnahme einer so großen Zahl von Kunstfreunden offenbart, daß mit Rücksicht auf das Einwohnerzahlverhältniß wol kaum eine Parallele gefunden werden kann. Daß aber auch diese Liebe eine lautere und reine geblieben ist, daß dieselbe nicht in einen falschen Götzendienst ausartete und sich nicht zum kritiklosen Anbeten von Werken herabwürdigte, die nur eitel aufgetragene Farben, aber keine edlere Grundstimmung besitzen: dies hat die Stadt nicht etwa den städtischen Einrichtungen, welche bezüglich der Musik bekanntlich sehr viel zu wünschen übrig lassen, sondern zum großen Theile dem Gewandhausconcertinstitut zu danken,

welches ohne Abirrungen von der gediegenen Richtung stets den Weg zum ungetrübten Born gefunden hat, aus dem allein das geistige Leben zur Entwickelung des wahren künstlerischen Fortschritts quoll. Anfang und Ende des dritten Concerts in dieser Saison bezeichnen ganz den classischen Boden, auf welchem das verehrungswürdige Institut unablässig die Arbeit der geistigen Bildung fortsetzt und die productive Kraft in ihrer vollen Entfaltung ausgebreitet wissen will. Robert Schumann's Ouvertüre zur Oper Genoveva eröffnete den Abend und Beethoven's Sinfonia eroica beschloß denselben. Ueber das Werk Schumann's, welches ich für eine der glücklichsten Eingebungen des bedeutungsvollen Meisters halte, konnte ich mich schon früher bei Besprechung der ganzen Oper eingehend äußern; sie zeigt ebenfalls, wie manches andere Werk des großen Tonschöpfers, daß ihm die Instrumentalität Beethoven's am höchsten stand und er selbst die Kraft in sich trug, auf der Bahn seines genialen Vorgängers weiter zu wandeln. Bezüglich des Opernstoffes ist es interessant, daß sich auch der große Zeitgenosse R. Schumann's, Felix Mendelssohn-Bartholdy, mit dem Gedanken beschäftigte, die Sage der Genoveva zu einer dramatischen Arbeit zu benutzen, daß er aber diesen Gedanken, wie aus einem Briefe an Adolf Böttger hervorgeht, vollständig aufgab, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Stoff sich nicht zur dramatischen Durcharbeitung und Darstellung eigne. R. Schumann konnte denselben auch erst nach vielen Umarbeitungen des ersten Entwurfes gebrauchen und dennoch wird man bei allem Respect vor den herrlichen Ausströmungen des musikalisch-poetischen Schöpfergeistes nicht in Abrede stellen können, daß der Text sehr viele Schwächen zeigt und oft die Anforderungen an die künstlerisch dramatische Gestaltung nicht befriedigt. Wie R. Schumann selten mit sich selbst zufrieden war, weil er stets nach Höherem strebte und seinem Geiste die schwierigsten Aufgaben stellen wollte, so konnte auch Beethoven nur schwer die volle Zufriedenheit mit den eigenen Schöpfungen finden, obwol er stets mit klarstem Bewußtsein den eingeschlagenen Weg in der Composition bis zum Endpunkt verfolgte. Ueber die in Rede stehende Sinfonia eroica, deren Reproduction dem Gewandhausorchester im dritten Concert so außerordentlich gelang, giebt uns Ries die nöthigen historischen Notizen. Nach dessen Angabe componirte Beethoven in Heiligenstadt bei Wien im Jahre 1802 diese seine dritte Symphonie. Beethoven dachte sich bei seinen Compositionen oft einen bestimmten Gegenstand, obschon er über musikalische Malereien häufig lachte und schalt, besonders über kleinliche Hervorbringungen dieser Art. Hierbei mußten die Schöpfung und die Jahreszeiten von Haydn manchmal herhalten. Bei dieser Symphonie hatte er sich Napoleon I. gedacht, aber diesen, als er noch erster Consul war. Beethoven schätzte ihn damals außerordentlich hoch und verglich ihn mit den bedeutendsten römischen Consuln. Sowol Ries als auch mehrere andere seiner näheren Freunde haben die Symphonie schon in Partitur abgeschrieben auf seinem Tische liegen gesehen, wo ganz oben auf dem Titelblatte das Wort „Buonaparte“ und ganz unten „Luigi van Beethoven“ stand, aber sonst kein Wort mehr. Ob und womit die Lücke hat ausgefüllt werden sollen, wußte Ries nicht zu erklären. Dieser war der erste, welcher Beethoven die Nachricht brachte, Napoleon habe sich zum Kaiser erklärt, worauf er in Wuth gerieth und ausrief: „Ist der auch nicht anders wie ein gewöhnlicher Mensch! nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeize fröhnen; er wird sich nun höher wie alle Andern stellen, ein Tyrann werden!“ Beethoven ging an den Tisch heran, faßte das Titelblatt oben, riß es ganz durch und warf es auf die Erde. Die erste Seite wurde ganz neu geschrieben und nun erst erhielt die Symphonie den Titel: „Sinfonia eroica“. Späterhin kaufte der Fürst Lobkowitz diese Composition zum Gebrauche auf einige Jahre, worauf sie dann in dessen Palais mehrfach zur Aufführung gelangte. „Hier geschah es auch,“ erzählt Ries, „daß Beethoven, der selbst dirigirte, einmal im zweiten Theile des ersten Allegro, wo es so lange durch halbirte Noten gegen den Tact geht, das ganze Orchester so herauswarf, daß wieder von vorn angefangen werden mußte. Ries und seine Freunde scheinen die bekannte Hornstelle in diesem Allegro für „eine böse Laune“ Beethoven's gehalten und dieselbe als solche bezeichnet zu haben; denn Ries erzählt: „in dem nämlichen Allegro ist eine böse Laune Beethoven's für das Horn: einige Tacte, ehe im zweiten Theile das Thema vollständig wieder eintritt, läßt Beethoven dasselbe mit dem Horn andeuten, wo die beiden Violinen noch immer auf dem Secundenaccord liegen. Es muß dieses dem Nichtkenner der Partitur immer den Eindruck machen, als ob der Hornist schlecht gezählt habe und verkehrt eingefallen sei.“ „Bei der ersten Probe dieser Symphonie, die entsetzlich war,“ erzählt Ries, „wo der Hornist aber recht eintrat, stand ich neben Beethoven und im Glauben, es sei unrichtig, sagte ich: „der verdammte Hornist! kann der nicht zählen? Es klingt ja infam falsch!“ ich glaube, ich war nahe daran, eine Ohrfeige zu erhalten. Beethoven hat es mir lange nicht verziehen.“ Die beregte Stelle veranlaßte überdies sonst tüchtige Componisten in früheren Ausgaben von Clavierauszügen die Harmonie zu ändern, wogegen die spätere Zeit gegen die Geschichte nicht mehr gesündigt hat. Namentlich ist in der ganz vortrefflichen Beethoven-Ausgabe von Breitkopf & Härtel in Leipzig das Tonmaterial mit der größten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt zusammengetragen, so daß auch betreffs der Symphonie, welche im Jahre 1802 angefangen, 1804 vollendet und 1805 herausgegeben wurde, kein Zweifel obwalten kann. Die Ausführung der großartigen Schöpfung im dritten Concert hat deutlich bewiesen, mit welcher Pflichttreue die Orchestermitglieder ihre Aufgaben zu bewältigen trachten und wie sie trotz aller übermäßigen Anstrengungen im Theater und in den übrigen Aufführungen, welche ihre Mitthätigkeit erfordern, bemüht sind, das Höchste in der Kunst zu leisten, sobald ihnen nämlich auch die höchsten productiven Leistungen zur Reproduction dargeboten worden sind. Zwischen den genannten Schöpfungen Schumann's und Beethoven's befand sich die Virtuosität auf dem Felde der Ehre, welche selten ohne Beifall aus den Räumen auszieht, wo eigentlich nur die res severa zugelassen werden sollte. Doch liegt dies nicht ganz in der Macht des verehrten Directoriums, weil dieses selbstverständlich auch den Willen der künstlerischen Individualitäten nicht vollständig ignoriren kann. So blieb denn auch dem Violinvirtuosen des Abends, Herrn Pablo Sarasate aus Saragossa, die Wahl der Stücke überlassen, deren Inhalt nur geringes Interesse erregte. Einige pikante Details, einige nationale rhythmische Figurationen und zuweilen hübsche Färbungen bemerkt man allerdings in der sogenannten Symphonie espagnole für Solo-Violine und Orchester von Eduard Lalo, eine erstere, künstlerisch-tiefe Strömung ist aber in derselben nicht wahrzunehmen. Ihre virtuosen Einzelnheiten bieten jedoch dem Solo-Violinisten hinreichend Gelegenheit, seine Technik nach allen Seiten hin zu entfalten und Herr Pablo Sarasate erwies sich auch als ein so großes, brillant ausgebildetes Geigentalent, daß jeder unbefangene Hörer dieser graziösen Erscheinung mit der eminenten Technik die vollsten Sympathien entgegentrug, soweit dies eben auf Grund der Ausführung eines Salonstückes möglich ist. Das von ihm ebenfalls reproducirte Concertstück für Violine und Orchester von Saint-Saëns wirkte nur in geringem Maße infolge der großen Länge und ermattenden Gedankenleere; dennoch verhielt sich das Publicum dem Werke des Franzosen gegenüber sehr anstandsvoll, während in Paris die Franzosen der deutschen Musik mit weniger Höflichkeit begegnen. Neben jenem spanischen Violinvirtuosen hatte der Vertreter des

Gesanges gewiß keinen leichten Stand; das wundervolle Stimmorgan des Dresdner Baritonisten aber, des Herrn Hofopernsängers Paul Pulß, errang sogleich den vollständigsten Sieg und wirkte so mächtig im Publicum, daß dieses ihn mit außerordentlichen Ovationen auszeichnete und ihn durch doppelte Hervorrufe ehrte. Herr Paul Pulß ist nicht allein im Besitz einer herrlichen Baritonstimme mit prachtvoller Höhe, welche an die Glanzzeit Degele's erinnert, sondern er gebietet auch über reiche Schattirungskunst und ist im Besitze einer männlich schönen Persönlichkeit, welche dem Sänger auf der Bühne gewiß sehr zu statten kommt. Leider vermag ich kein Urtheil abzugeben über die Leistungsfähigkeit des Baritonisten in seiner Eigenschaft als dramatischer Sänger, dessen Werth das Leipziger Publicum sicherlich gern kennen lernen möchte. Bis jetzt scheint aber ein Gastspiel desselben auf der Leipziger Bühne nicht projectirt zu sein; wenigstens ist mir von etwa dahin abzielenden Arrangements nichts bekannt geworden. In jenem Abonnementsconcert reproducirte der mit so reichem Beifall überschüttete Vertreter der Gesangskunst die Arie aus „Hans Heiling" von Marschner „An jenem Tag, da du mir Treu' versprochen", ferner die Ballade „Elvershöh'" von Carl Löwe und endlich die Lieder „schöne Maiennacht" von Carl Reinecke, „Genesung" von R. Franz und auf stürmisches Verlangen eine mir unbekannte Zugabe. Es blieb den Hörern leider der Genuß versagt, den Sänger als Interpreten der Schubert'schen und Schumann'schen Lyrik würdigen zu können, weil er irgend eine Perle derselben dem Leipziger Gewandhauspublicum darzubieten nicht für gut zu finden schien. Dagegen wußte Frau Kölle-Murjahn aus Karlsruhe den ganzen Zauber ihres reizvollen Organs, unterstützt durch das wundervolle Accompagnement des Herrn Capellmeisters C. Reinecke, bei dem Vortrage der beiden lyrischen Tonbilder: a) „der arme Peter" von R. Schumann, b) „Widerschein" von Franz Schubert vor der aufmerksamen Zuhörerschaft zu entfalten, ebenso gelang es der ausgezeichneten Künstlerin durch den Vortrag eines Liedes von F. Hinrichs und einer auf stürmisches Verlangen gewährten Zugabe das Auditorium in hohem Grade zu fesseln, während sie durch die mustergiltige Behandlung ihrer Stimme bei der Wiedergabe der bekannten Cavatine „Glöcklein im Thale" aus Euryanthe von C. M. von Weber ihre Meisterschaft in der Tonbildung glänzend documentirte. Mit ausgezeichneter Virtuosität brachte auch der jugendliche Künstler Herr Julius Klengel, Mitglied des Orchesters, das ungemein schwierige Concert des eminenten Cellotechnikers Davidoff, welcher jetzt zum Director des St. Petersburger Conservatoriums an Stelle von Asantschewsky ernannt worden ist, zur vollsten Geltung, so daß man ebenso über die große Herrschaft in der Tonbildung, wie über die außerordentliche Technik bei Bewältigung der schwierigsten Aufgaben staunen mußte. Nach dieser Leistung darf man mit Zuversicht hoffen, daß Herr Julius Klengel sehr bald eine ganz hervorragende Stellung unter seinen Fachgenossen einnehmen wird; denn eine so vorzügliche technisch-musikalische Ausbildung im Vereine mit einem soliden wissenschaftlichen Fundamente und tüchtiger Kenntniß der musikalischen Formen muß gewiß die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt erregen, welche in Herrn Julius Klengel einen Virtuosen von wahrem Beruf begrüßt. In dem beregten 4. Abonnementsconcert hatte das Orchester die Aufgabe, die Ouvertüre zur Oper Euryanthe von C. M. v. Weber und eine neue Symphonie „in den Alpen" von Joachim Raff zu reproduciren. Dasselbe löste die Aufgabe musterhaft, obgleich das symphonische Werk von Raff oft nicht geringe Schwierigkeiten darbietet und jedenfalls eine große Sorgfalt in der Behandlung des rhythmischen Theiles verlangt. Bekanntlich arbeitet Raff ungemein rasch, weil er die Compositionstechnik in seltenem Grade beherrscht. Dieses rasche Wesen hat den sehr viel producirenden Componisten wol auch oft verleitet, seine Fracht abzuladen, wie es gerade fallen und liegen mochte, ohne besonders sich um große Ordnung und strenge Logik zu bekümmern. Daß er diese auch scharf beobachten kann, wann er will, hat der Meister des Tonsatzes allerdings auch oft bewiesen und er hat durch Arbeiten voll Geist und Kraft, voll Formschönheit und edlem Wesen darzuthun vermocht, daß er die rechte Leistungsfähigkeit und die Liebe zur Kunst in sich trägt. „In den Alpen" arbeitet er aber viel in ödem Felsengeröll herum, ohne daß man ihm ein mühsames Steigen anmerkt; er schweift bald hierhin, bald dorthin, wie der Vogel in der Luft und bindet sich nicht an Formen, welchen man künstlerische Ebenmäßigkeit nachrühmen könnte. Seine „Wanderung im Hochgebirge" ist eine Zusammensetzung einzelner unbedeutender Erlebnisse, in Lebensgefahr scheint der Wanderer nicht gewesen zu sein, vielleicht vermied er mit Absicht die frische Gletscherluft; in der Herberge ist es der spärlichen Melodie nach zu schließen sehr sparsam zugegangen, „am See" scheint den Wanderer die frische Kühlung zum Ruhen eingeladen zu haben und am Schwingfest mag es zwar sehr lebhaft gewesen sein, bestimmte kernige Gestalten mit charakteristischem Gepräge sind wol aber vermißt worden; kurz diese Alpenreise bietet nichts besonderes Interessantes, weshalb man sich nicht ungern von derselben abwendet, um dem hochbegabten Componisten und ausgezeichneten Meister Joachim Raff zu seinen Schätzen des Geistes zu folgen, mit welchen er so oft infolge der aus seiner Feder geflossenen genialen Gedanken die Kunstfreunde zur höchsten Anerkennung genöthigt hat.

G. S. Erinnerungsblätter aus der Geschichte Altenburgs in den Jahren 1525—1826 (Altenburg, im Verlag von L. Bruno Blücher, 8° 636 S. mit einer Ansicht der Stadt Altenburg vom J. 1650 in Lichtdruck) von dem Herzoglich Sachsen-Altenburgischen Archivrath E. von Braun, dem Verfasser der bereits in diesen Blättern besprochenen „Geschichte der Burggrafen von Altenburg" (1868) und „die Stadt Altenburg in den Jahren 1350—1525" (1872), ist der Titel eines wiederum auf dem sorgfältigsten und gewissenhaftesten Quellenstudium beruhenden Werkes, welches den Zeitraum seit dem Ende des Mittelalters bis zum Regierungsantritt der gegenwärtigen Sachsen-Altenburgischen (vormals Sachsen-Hildburghausischen) Fürstenlinie behandelt. Dieses neue Werk, welches eine Jubiläumsschrift und Festgabe zur Feier des fünfzigsten Jahrestages des Einzugs der neuen Regentenfamilie in die Residenzstadt Altenburg (23. Nov. 1826) ist, schließt sich chronologisch als unmittelbare Fortsetzung an die zweite der oben genannten Schriften an und nimmt den Faden der Geschichte des Landes und der Stadt wieder auf mit dem selbständigen Regierungsantritte des Kurfürsten Johann des Beständigen, des Nachfolgers seines Bruders Friedrich des Weisen, welcher am 5. Mai 1525 kinderlos verstorben war. Das Werk zerfällt, gleich dem vorangegangenen, in zwei Hauptabschnitte: A. Regenten. B. Städtische Verhältnisse. Darauf folgt S. 529—612 eine 432 Nummern umfassende Sammlung von erläuternden Anmerkungen, Quellenangaben, historischen Notizen u. s. w. Den Schluß bilden 9 Urkunden. In dem Abschnitt A. Regenten, welcher, keineswegs blos biographische Skizzen enthaltend, die ganze Geschichte der Stadt Altenburg und des Landes, und oft weit darüber hinaus behandelt, sind zunächst die den drei ersten Landesherren: Kurfürst Johann der Beständige (1525—32), Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige (1532—47) und Herzog Johann Friedrich II. der Mittlere (1547—66) gewidmeten Capitel hervorzuheben, welche das Reformations-

zeitalter und die sich daran knüpfenden Kämpfe beleuchten. In die Regierungszeit des Herzogs Johann Friedrich II. des Mittlern fielen die sogenannten Grumbach'schen Händel. Da der Herzog für den Ritter Wilhelm von Grumbach Partei ergriffen hatte und ihm auch, nachdem dieser bereits geächtet worden war, noch seinen Schutz angedeihen ließ, so wurde er 1566 selbst in die Acht erklärt und der Kurfürst August von Sachsen mit der Achtvollziehung beauftragt. Der Herzog, welcher sich am 13. April 1567 in Gotha ohne allen Vorbehalt auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, wurde als Gefangener nach Wien gebracht und zu Wienerisch-Neustadt siebenundzwanzig Jahre in strenger Haft gehalten. Darauf übernahm der Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen-Weimar die Regierung des Landes bis zu seinem am 2. März 1573 erfolgenden Tode. Ihm folgte sein noch unmündiger ältester Sohn, der Herzog Friedrich Wilhelm (I.) zu Sachsen, als Regent von Altenburg (1573—86 unter Vormundschaft, 1586—1602 selbständig). Dieser ist zwar der Stammvater der älteren Sachsen-Altenburgischen Linie, aber nicht — wie oft irrig angenommen wird — der erste Herzog von Altenburg; vielmehr ist dies erst sein ältester Sohn und Nachfolger Johann Philipp (1602—18 unter Vormundschaft, 1618—39 selbständig). In dieser Linie (Friedrich Wilhelm II., 1639—69; Friedrich Wilhelm III., 1669—72; Ernst I., der Fromme, 1672—74; Friedrich I., 1674—91; Friedrich II., 1691—1732; Friedrich III., 1732—72; Ernst II. [Ludwig], 1772—1804; August [Aemil Leopold], 1804—1822; Friedrich IV., 1822—1825) blieb nun Altenburg mit Gotha vereinigt, bis mit dem am 11. Februar 1825 erfolgenden Tode des Herzogs Friedrich IV. die Hauptlinie Sachsen-Gotha-Altenburg erlosch. Das kinderlose Ableben Friedrich's IV. veranlaßte große Streitigkeiten, obgleich schon vor dem Eintritte dieses Todesfalles viel über die betreffenden Erbansprüche verhandelt worden war. Eine besondere Schwierigkeit wurde dadurch veranlaßt, daß der damals regierende Herzog zu Sachsen-Meiningen die sämmtlichen gothaischen und altenburgischen Länder auf Grund der Gradual-Erbfolge für sich und sein fürstliches Haus beanspruchte, weil er um einen Grad näher mit dem verstorbenen Herzog Friedrich IV. verwandt war, als die Herzöge zu Sachsen-Hildburghausen und zu Sachsen-Coburg-Saalfeld, während die letztgenannten Fürstenhäuser gleichen Antheil an der fraglichen Erbschaft auf Grund der Lineal-Erbfolge beanspruchten. Da die Angelegenheit sich nicht sofort entscheiden ließ, so kamen die drei betheiligten Herzöge in einer zu Hildburghausen gehaltenen Hausconferenz zu dem Beschluß, die beiden erledigten Herzogthümer Sachsen-Gotha und Sachsen-Altenburg einstweilen bis zur endgiltigen Entscheidung der Sache in gemeinschaftlichen Besitz zu nehmen. Die Geheimräthe van der Becke und von Lindenau übernahmen nun bis zur erfolgten Regulirung der Erbschaft die Verwaltung des Herzogthums Gotha und der Geheimrath von Trützschler die des Herzogthums Altenburg. Durch viele Familienverträge der sächsischen Fürsten wurde indeß die Länderverteilung, für welche die Betheiligten sich nach längeren Verhandlungen entschieden, sehr erschwert, weshalb diese endlich den König Friedrich August von Sachsen als Leiter und Vermittler in der schwierigen Theilungsangelegenheit anriefen. Von diesem wurde nun die Bestimmung getroffen, daß die Theilung ohne Rücksicht auf die früheren Vergleiche nach dem bisherigen Ertrage vorzunehmen sei, und so kam denn schließlich am 12. November 1826 zu Hildburghausen ein Theilungs-Vertrag unter den drei betheiligten Fürsten zu Stande, infolge dessen der Herzog Friedrich zu Sachsen-Hildburghausen das Herzogthum Sachsen-Altenburg übernahm, Hildburghausen dagegen an den Herzog Bernhard Erich Freund zu Sachsen-Meiningen abtrat. Am 23. Nov. 1826 traf nun der Herzog Friedrich mit seiner Familie unter dem Jubel der Bevölkerung in seiner neuen Residenz ein und übernahm die Regierung. Der Abschnitt B. behandelt die Städtischen Verhältnisse und zerfällt in fünf Abtheilungen: a) Stadt-Verfassung, b) kirchliche, Schul- und andere staatliche Einrichtungen des Landes (Landes-Universität Jena), c) gewerbliche (Handels-) Verhältnisse, d) polizeiliche Verhältnisse, e) statistische und andere Nachrichten. Die Anmerkungen verleihen dem Werke noch einen besonderen Werth. Dieselben gehen unter Hinweis auf die Quellen sorgfältig auf die einzelnen im Texte behandelten Thatsachen ein und beweisen, mit welcher außerordentlichen Gewissenhaftigkeit der Forscher an seine schwierige Aufgabe gegangen. Unter den Urkunden sind als besonders historisch-denkwürdig hervorzuheben: V. Kaiser Karl V. überträgt dem Herzog Moritz von Sachsen die Achtsvollstreckung wider die schmalkaldischen Bundeshäupter, den Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen und den Landgraf Philipp zu Hessen. Gegeben zu Regensburg, den 1. Aug. 1546. VII. Der dem Johann Friedrich dem Aeltern zu Sachsen vom Kaiser Karl V. unterm 27. Aug. 1552 ausgestellte Restitutionsbrief. VIII. Die Todesurtheile gegen Wilhelm von Grumbach und den Kanzler Christian Brück. — Die Ansicht der Stadt Altenburg vom J. 1650 (Lichtdruck), welche dem Werke als Titelkupfer beigegeben wurde, ist die älteste der noch existirenden Abbildungen der Residenzstadt. Der uns zugemessene Raum verstattete hier nur eine kurze Skizze des mit so großem Fleiße bearbeiteten Werkes zu geben. Möge dieselbe dazu dienen, auch diesen werthvollen Beitrag zur Specialgeschichte unseres sächsischen Heimathlandes allen Freunden der vaterländischen Geschichte auf das Angelegentlichste zu empfehlen.

— Unter dem Titel: „Die Kurfürstlich Brandenburgische und die Kaiserlich Deutsche Kriegsflotte" (Berlin, Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei [R. v. Decker] 1875) hat Herr Major z. D. Victor v. Strantz ein historisches Gedenkblatt zur Feier des Stapellaufs der Panzerfregatte „Der große Kurfürst" zu Wilhelmshaven am 17. Sept. v. J. der Oeffentlichkeit übergeben, das namentlich wegen der darin enthaltenen äußerst interessanten historischen Einzelheiten über den bekannten Versuch des Großen Kurfürsten, Preußen eine Kriegsflotte zu schaffen, auch für weitere Kreise eine, die Arbeit über der Sphäre einer bloßen Gelegenheitsschrift erhebende Bedeutung hat. Man entnimmt daraus mit staunender Bewunderung vor der genialen Energie des Großen Kurfürsten, mit welcher Umsicht und Thatkraft dieser hochbegabte Fürst sein Flottenproject in Ausführung brachte und zu welch großartiger Entwickelung er dasselbe bereits gebracht hatte. Es handelte sich dabei keineswegs, wie mitunter selbst von ernsteren Geschichtsschreibern angedeutet wird, um eine Curiosität, sondern um einen tiefangelegten, weitsichtigen großen Plan, der zunächst darauf berechnet war, den zu jener Zeit auf der Ostsee die Alleinherrschaft ausübenden beiden nordischen Seemächten Schweden und Dänemark diese Alleinherrschaft streitig zu machen und Preußen einen Colonialbesitz zu verschaffen. Dem Strantz'schen Werkchen, das im Anschlusse an diese geschichtliche Darstellung eingehende Mittheilungen über den gegenwärtigen Stand der deutschen Kriegsflotte giebt, ist ein vortrefflich ausgeführter Situationsplan des Marine-Etablissements zu Wilhelmshaven beigefügt.

—ψ—. Mittheilungen aus dem Königl. zoologischen Museum zu Dresden. Herausgegeben mit Unterstützung der Generaldirection der Königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft von Dr. A. B. Meyer, Director des Königlichen zoologischen Museums. I. Heft mit Tafeln I—IV. Dresden, Verlag von R. v. Zahn 1875. (S. III, 100, gr. 4.). Es ist ein Fortschritt, den wir mit wahrer Freude begrüßen, daß die wissenschaftlichen Schätze, welche die ehemalige naturhistorische Sammlung, jetzt, nach Ausscheidung des

botanischen Theiles, das Königliche zoologische Museum in so reichem Maße besitzt, nicht mehr blos als Gegenstand der Schaulust, sondern auch als Material für gelehrte Forschungen benutzt werden. Den Beweis hierfür liefern die Mittheilungen, welche von dem gegenwärtigen Director des zoologischen Museums, dem namentlich durch seine Reisen in Neuguinea bekannte Dr. A. B. Meyer, herausgegeben werden. Dadurch ist uns die Aussicht eröffnet worden, von den im Königl. zoologischen Museum vorhandenen Objecten Bearbeitungen zu erhalten, welche den gegenwärtigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen werden und mit denen das vorliegende Heft, dem andere in zwangloser Reihenfolge sich anschließen sollen, den Anfang macht. Ganz natürlich ist es, wenn der Herausgeber mit den aus den Sammlungen seiner Reisen gewonnenen Resultaten beginnt, die schon durch die Neuheit einen besondern Reiz haben, aber auch nicht minder werthvoll für die Wissenschaft sind. Wo seine eigenen Kräfte nicht ausreichen, wird Dr. Meyer noch die Hilfe tüchtiger Fachleute in Anspruch nehmen, wie dies auch schon in dem vorliegenden Hefte geschehen ist, welches zunächst ornithologische Mittheilungen vom Herausgeber enthält, dann eine Abhandlung über neue Käfer aus Malacca von Herrn Th. Kirsch, Custos für Entomologie am Königlichen zoologischen Museum zu Dresden, weiter über 135 Papúa-Schädel von Neu-Guinea und der Insel Mysore aus der Feder des Herausgebers berichtet, sowie einiges über die Beckenknochen und die Becken der Papúas von Hofrath Professor Dr. Winckel, Director des Königlichen Entbindungsinstitutes zu Dresden, und endlich Messungen von Skeletknochen der Papúas von Dr. med. E. Tüngel aus Hamburg bringt. Mit Vorliebe scheinen sich nach dieser Inhaltsangabe die Mittheilungen den anthropologischen Forschungen zuzuwenden, obgleich der Schwerpunkt der Sammlung von jeher in dem ornithologischen Theile gelegen hat. Diesem sollte man denn auch, sowol in Bezug auf die Vermehrung des Materials, wie auf dessen wissenschaftliche Bearbeitung, besondere Beachtung und Fürsorge angedeihen lassen, und die Kräfte auf diesen Punkt concentriren, anstatt sie durch Neuerungen zu zersplittern. Sicher gewinnt das Ansehen wie der wissenschaftliche Werth der Sammlung, wenn man nach einer Seite hin etwas Bedeutendes schafft, während man durch Hereinziehen neuer Disciplinen, wie der Anthropologie und Ethnologie, die vorhandenen Mittel und Kräfte nur schwächt. Abgesehen von dieser, mehr die Organisation des Museums, als die Mittheilungen berührenden Ausstellung, müssen wir diesen unsere volle Anerkennung zu Theil werden lassen und können dem Herausgeber für die neue Bereicherung unseres wissenschaftlichen Apparates nur dankbar sein. Weiter auf die Abhandlungen einzugehen ist hier nicht der Ort, und müssen wir uns begnügen noch hervorzuheben, daß die Ausstattung eine ganz vorzügliche ist und der Verlagshandlung alle Ehre macht.

— Kleine Schriften von Gustav Friedrich Waagen. Mit einer biographischen Skizze und dem Bildnisse des Verfassers. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1875. — Waagen gehört zu den Männern, welche die Kunstwissenschaft begründet haben. In seinem ersten größeren Werke, „Ueber Hubert und Johann van Eyck", legte er zuerst Gewicht darauf, die Künstler im Zusammenhange mit der Gesammterscheinung des Zeitalters aufzufassen und die culturhistorischen Ursachen nachzuweisen, welche auf ihre Kunst Einfluß hatten. Diese geschichtliche Behandlung der mittelalterlichen und neuern Kunst öffnete eine neue Welt. Waagen stand in einem näheren Verhältnisse zu Tieck, Steffens, Schinkel &c. Als er nach Berlin berufen wurde, trat er in einen Kreis großer Kunstbestrebungen. Neben seinen im Anschluß an wissenschaftliche Reisen entstandenen größeren Werken, in denen ein reicher Stoff kunstgeschichtlicher Forschung niedergelegt ist, hat Waagen eine Reihe kleinerer Schriften hinterlassen, die ein bestimmtes in sich abgeschlossenes Gebiet in einer gewissermaßen erschöpfenden Weise behandeln. Sie zeichnen sich durch wissenschaftliche Gründlichkeit, sowie durch eine einfache und warme Darstellung aus. Die verschiedenen Abhandlungen waren theils als Beiträge zu periodischen Veröffentlichungen, wie in dem historischen Taschenbuche von Raumer, theils als öffentlich gehaltene Vorträge bereits abgedruckt worden. Alfr. Woltmann, der Erbe von Waagen's literarischem Nachlaß, hat gemeinsam mit C. v. Lützow und Br. Meyer eine Auswahl aus diesen kleineren Schriften getroffen, die gegenwärtig bereits schwer zugänglich geworden waren. Voran geht eine Biographie Waagen's, die sich bei seiner Stellung zur Gründung des Museums in Berlin zu einer Geschichte derselben gestaltet und die mit einer von warmer Liebe erfüllten Charakteristik des Verstorbenen schließt. Die Sammlung umfaßt acht Aufsätze: Ueber die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und der Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt; über Leben, Wirken und Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli; über das Leben und die Werke des Leonardo da Vinci; über den künstlerischen Bildungsgang Raphael's und seine vornehmsten Werke; die Cartons von Raphael; Raphael's Fresco-Malereien aus dem Mythus von Amor und Psyche in der Farnesina zu Rom; Petrus Paulus Rubens; Karl Friedrich Schinkel. Alle diese Abhandlungen haben sowol für den Fachgenossen, wie für den gebildeten Kunstfreund einen belehrenden und bildenden Werth. Die Abhandlung über Schinkel, als Mensch und Künstler, hat wegen des nahen Verhältnisses des Verfassers zu dem Meister und wegen ihrer persönlichen Wärme eine besondere Bedeutung. Das Lebensbild von Rubens, dem Waagen schon frühzeitig in seinen Studien mit besonderer Vorliebe zugewandt war, gilt als die beste Biographie und Würdigung des Meisters. Außer der ersten Abhandlung „über die Stellung der Baukunst &c.", die einen allgemeineren ästhetischen Gegenstand behandelt, gehören die Arbeiten dem Gebiete der Kunstgeschichte an. Die Abhandlung über Leben, Wirken und Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli gehört der Vorzeit der vollen Blüthe italienischer Kunst an. Der biographischen Skizze über Leonardo da Vinci wurden die Schilderungen einzelner Hauptwerke des Meisters eingefügt. Der Aufsatz „über den künstlerischen Bildungsgang Raphael's und seine vornehmsten Werke" faßt in gedrängtester Weise das Wichtigste über den Künstler zusammen, dem sich die beiden kleinern Abhandlungen über die „Cartons von Raphael" und über „Raphael's Fresco-Malereien aus dem Mythus von Amor und Psyche in der Farnesina zu Rom", in denen die feine und seelenvolle Kunstanschauung Waagen's besonders hervortritt, als Ergänzungen anschließen. Wir freuen uns, daß die Herausgeber in der Behandlung des Stoffes die möglichst größte Rücksicht beobachtet haben, selbst in der Beifügung von Anmerkungen. Waagen's Kunstanschauung gehörte in ihrem Ursprung einer Zeit an, die noch befruchtend in unsere Zeit hineinreicht. Eine erweiterte wissenschaftliche Erkenntniß des Einzelnen darf die tragende, schöpferische Idee des Ganzen nicht gering schätzen. Freunden der Kunst, die sinnend ein Verständniß derselben suchen, werden Waagen's ideenvolle Abhandlungen in ihrer geistigen Gründlichkeit einen fördernden Genuß bereiten. F. M.

☛ Unter Bezugnahme auf Früheres wiederholen wir unsere Bitte an die Herren Autoren und Verleger, buchhändlerische Novitäten, deren Besprechung in der Leipziger Zeitung gewünscht wird, ausschließlich unter der Adresse der Redaction der Leipziger Zeitung einsenden zu wollen, und ersuchen zugleich, Bitten um Einsendung von Novitäten zum Zwecke der Besprechung in der Leipziger Zeitung nur dann Folge zu geben, wenn sie Namens der Redaction gestellt werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur. Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 94. Donnerstag, den 23. November. 1876.

Die sächsischen Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der schulpflichtigen Jugend.

(Aus dem statistischen Bureau des Königl. Ministeriums des Innern.)

Von Dr. Victor Böhmert.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat es durchgesetzt, daß im verflossenen Sommer in allen deutschen Staaten statistische Erhebungen in Betreff der Farbe der Haut, der Haare und der Augen der schulpflichtigen Jugend angestellt worden sind. Diese innerhalb der Ressorts der Ministerien des Innern und des Cultus und öffentlichen Unterrichts angeordneten Erhebungen haben in Sachsen erst vor Kurzem ihren Abschluß gefunden und sind im statistischen Bureau des Ministeriums des Innern der Verarbeitung und tabellarischen Zusammenstellung unterzogen worden. Die Erhebungen haben sich nur auf Kinder unter 14 Jahren in den Volksschulen, Mittelschulen und höheren Unterrichtsanstalten bezogen. Da die Ausfüllung überall den Lehrern selbst übertragen war, so können die Erhebungen wol im Allgemeinen als ziemlich zuverlässig angesehen werden.

Die anthropologische Gesellschaft hatte sich, um die Lehrer für das Unternehmen zu gewinnen, mit einer sehr zeitgemäßen und sachlichen Ansprache an diese Kreise gewendet. In dieser Ansprache wird zunächst betont, daß die ältere Vorstellung, wonach fast sämmtliche Völker unseres Welttheiles aus einer gemeinsamen asiatischen Heimath und von einem einzigen Urvolk entstammen sollten, in mehrfacher Beziehung erschüttert worden sei, seitdem sich die anthropologischen Untersuchungen mehr auf die Erforschung der europäischen Bevölkerungen, sei es in geschichtlicher, sei es in vorgeschichtlicher Zeit, gerichtet haben. „Mehr und mehr — so heißt es in dieser Ansprache — hat der Gedanke Geltung erlangt, daß schon vor diesen Einwanderungen eine viel ältere, vielleicht sogar mehrere ältere Bevölkerungen in Europa existirt haben, und daß diese Bevölkerungen, weit entfernt davon, durch die sogenannte arische (indogermanische) Einwanderung verdrängt und vernichtet zu sein, sich auch nach derselben erhalten und später, vielfach gemischt mit den eingewanderten Eroberern, eine Hauptquelle für die neuere Bevölkerung gebildet haben. Letztere würde daher eine Mischrasse darstellen, wobei natürlich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß in gewissen Gegenden reinere und mehr unvermischte Bruchtheile, sei es der Urbevölkerung, sei es der Einwanderer übrig geblieben wären. Eine Aufklärung dieses Verhältnisses ist nothwendige Vorbedingung für die Erforschung der Culturgeschichte der Menschen überhaupt und der Specialgeschichte jedes Landes; sie ist aber zugleich auch Vorbedingung für eine genauere Kenntniß der Eigenschaften der einzelnen Völker und Stämme und für ein Verständniß der Besonderheiten, wie sie in verschiedenen Abschnitten derselben Nationen — und so auch der deutschen — mit großer Schärfe hervortreten. Die physische Anthropologie hat zunächst hauptsächlich zwei Wege, auf welchen sie die Ergründung dieser sehr schwierigen Aufgabe anstrebt. Einerseits erforscht sie den innern Körperbau, namentlich den Knochenbau, und hier ist es vor Allem der Kopf, als der edelste Theil des Menschen, welcher zu auffälligen Bemerkungen Veranlassung geboten hat. Fast alle europäischen Völker lassen zwei verschiedene Schädelformen, eine lange (und schmale) und eine kurze (und breite) erkennen. Gerade in Deutschland ist dabei die sonderbare Erscheinung hervorgetreten, daß in einer frühern Zeit die lange Schädelform, welche man nach mancherlei Anzeichen als die eigentlich germanische anzusehen pflegt, vorherrschte, daß dagegen in neuerer Zeit mehr und mehr die kurze Form an Zahl zunimmt, und schon gegenwärtig, sowol im Süden unseres Vaterlandes, als in großen Theilen des Nordens, die Ueberhand gewonnen hat. Andererseits, bietet von jeher die Hautfarbe, mit welcher die Farbe der Haare und der Augen in einem gewissen Zusammenhange stehen, unverkennbar ein sehr wichtiges Merkmal für die Scheidung der Rassen. Allein auch in dieser Beziehung zeigt die Beobachtung, daß in Deutschland, wie in vielen anderen europäischen Ländern, kein einheitliches Verhältniß besteht. Blonde und braune (brünette) Leute kommen an den meisten Orten neben einander vor, und nur an wenigen ist heutigen Tages die gesammte Bevölkerung blond. Es scheint fast, als ob mit jedem Tage die brünetten Menschen zahlreicher werden. Sollte nun die von namhaften Forschern getragene Meinung sich bestätigen, daß die langköpfige Bevölkerung blond und hellfarbig, die kurzköpfige brünett und dunkelfarbig gewesen sei, so ließe sich über den Gang der vorausgesetzten Mischung und über die Verbreitung der verschiedenen Bevölkerungen auch in vorgeschichtlicher Zeit daraus sehr werthvolles Material gewinnen.

„Da es jedoch überaus schwierig ist, Schädelmessungen in so großer Zahl vorzunehmen, daß dadurch eine ausreichende Grundlage für die weitere Untersuchung gewonnen würde, so hat die deutsche anthropologische Gesellschaft geglaubt, der andern Seite der Betrachtung zuerst näher treten und, wenn irgend möglich, über ganz Deutschland eine genauere Feststellung der Farbe der Bevölkerungen herbeiführen zu sollen. Dieses ist der Grund, weshalb sie sich durch Vermittelung der hohen deutschen Regierungen an die Lehrer aller Schulen wendet und sie bittet, eine einmalige Aufzeichnung der Schüler und Schülerinnen nach einem besonderen Formulare vornehmen zu wollen.

„Die Ausscheidung der jüdischen Schüler hat natürlich keinen Bezug auf ihre Religion, sondern nur auf ihre Abstammung, und obwol bei der nicht geringen Zahl von Bekehrungen der jetzige Stand des Religionsbekenntnisses keine ausreichende Scheidung gestattet, so ist dennoch zu erwarten, daß das Gesammtergebniß durch diesen Mangel nicht zu stark beeinflußt werden wird. Wo in den Schulen fremde Nationalitäten (z. B. Engländer, Amerikaner, Russen) vertreten sind, da ist es wünschenswerth, daß sie außer Ansatz bleiben. Dagegen wird eine weitere Angabe über solche Nationalitäten, welche innerhalb der Grenze Deutschlands wohnhaft sind, z. B. der Polen, Litthauer, Franzosen, nicht verlangt. Sollten die Herren Lehrer dieselben besonders angeben können, so würde die Mittheilung der Ergebnisse ihrer Ermittelungen allerdings recht nützlich sein,

„Die Angabe der Hautfarbe wird eigentlich Schwierigkeiten bereiten, wenn nur die der Luft und der Sonne ausgesetzten Körpertheile in Betracht gezogen werden. Indeß schon die Betrachtung des entblößten Vorderarmes wird in der Regel ausreichen, um zu entscheiden, ob das Individuum mehr blond oder mehr brünett ist.

„Bei den Augen kommt es vor Allem darauf an, festzustellen, ob die Farbe blau oder braun ist. Die schwarzen Augen gehören mit zu der braunen Abtheilung, die grauen zu den blauen. Wenn gleichwol die grauen Augen besonders unterschieden sind, so ist dies geschehen, weil hier schon der Verdacht einer Mischung vorliegt. Auch wird die Unterscheidung keine Schwierigkeiten bieten, wenn die Augen der Schüler unter einander verglichen werden, wo sich das reine Blau sicher herausstellt.

„Etwas schwieriger ist die Trennung bei den Haaren, wo blonde, braune und schwarze hervorgehoben sind. Als schwarz sind nur diejenigen Haare zu bezeichnen, welche rein schwarz sind. Alle diejenigen, welche sehr dunkel sind, aber im Sonnenlicht eine braune Schattirung darbieten, oder welche an der Luft und der Sonne bräunlich werden, sind als braune zu verzeichnen. Als blond gelten nicht blos die lichtgelben, sondern auch die weißlich gelben, die rothblonden, die aschblonden (graugelben oder graubräunlichen) und die lichtbräunlichen, welche an der Luft gelblich werden; die brandrothen Haare werden am besten zusätzlich aufgeführt.

„Die in dem Formular aufgezeichneten Verbindungen der verschiedenen Haut-, Haar- und Augenfarben erschöpfen nicht alle möglichen und wirklich vorkommenden Combinationen. Wo sich derartige seltenere Combinationen finden, da werden die Herren Lehrer ersucht, sie gleichfalls zusätzlich zu verzeichnen.

„Da es sich nur um eine einmalige Arbeit handelt, welche in jeder Schul-Classe in kurzer Zeit erledigt werden kann, aber auch um eine Arbeit, welche auf keinem anderen Wege zu leisten ist, so werden die deutschen Lehrer gewiß nicht zögern, ihre Mithilfe zu einem wissenschaftlichen Unternehmen zu bieten, welches schließlich demselben Ziele zuführen soll, welchem auch die Schule zustrebt, der Selbsterkenntniß. Denn die Frage nach unserer Abstammung wird immerbar ein wichtiges Glied in der Erforschung unseres natürlichen Wesens bleiben."

Anlangend nun die Resultate der Erhebungen, so ist darüber zu bemerken, daß zwar die den Juden allein angehörigen Schulen keine Berücksichtigung gefunden haben, daß jedoch die in christlichen Volksschulen und in allen höheren Unterrichtsanstalten befindlichen Juden in der Gesammtzahl der Schüler mit inbegriffen, jedesmal aber besonders notirt worden sind.

Es hat sich nun im ganzen Lande eine Zahl von 458,804 Schülern unter 14 Jahren auf eine Bevölkerung von 2,760,586 Personen am 1. December 1875 ergeben.

Unter diesen Schülern hatten:

blaue Augen . .	zus.	173,382
graue „ . . .	„	153,240
braune „ . . .	„	132,141
	Sa.	458,763.
Hierzu blind		41
	zus.	458,804.

Ferner hatten:

blonde Haare . .	zus.	317,476
braune „ . . .	„	136,021
schwarze „ . . .	„	4,232
hierüber: rothe „ . . .	„	1,075
	Sa.	458,804.

und endlich:

weiße Haut . .	zus.	431,117
braune „ . . .	„	27,687
	Sa.	458,804.

Wenn man die Farbe der Augen mit der Farbe der Haare und der Haut der Schüler in Verbindung bringt, so ergiebt sich folgendes Resultat:

Es hatten:

	Gesammtzahl	Darunter Juden
1) blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut	138,658	53
2) „ „ braune „ „ „	29,294	60
3) „ „ „ „ braune „	4,988	6
4) graue „ blonde „ weiße „	112,390	71
5) „ „ braune „ „ „	32,531	86
6) „ „ „ „ braune „	6,553	18
7) „ „ schwarze „ „ „	1,400	19
8) braune „ blonde „ weiße „	66,396	54
9) „ „ braune „ „ „	50,517	204
10) „ „ „ „ braune „	12,131	48
11) „ „ schwarze „ „ „	2,609	58
12) blaue „ rothe „ weiße „	442	3
13) graue „ „ „ „ „	366	—
14) braune „ „ „ „ „	267	—
15) „ „ schwarze „ „ „	221	6
Sa.	458,763	686
Hierzu: blinde Schüler	41	—

Nach den sächs. Kreishauptmannschaften ergiebt sich ohne Ausschluß der Juden folgende Vertheilung:

	Gesammtzahl.	Kreishauptmannschaft: Bautzen.	Dresden.	Leipzig.	Zwickau.
1) blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut . . .	138,658	17,348	35,542	32,237	53,531
2) „ „ braune „ „ „ . . .	29,294	3,357	7,551	6,752	11,634
3) „ „ „ „ braune „ . . .	4,988	659	1,127	1,302	1,900
4) graue „ blonde „ weiße „ . . .	112,390	11,988	29,109	24,819	46,474
5) „ „ braune „ „ „ . . .	32,531	3,685	8,222	7,320	13,304
6) „ „ „ „ braune „ . . .	6,553	937	1,526	1,705	2,385
7) „ „ schwarze „ „ „ . . .	1,400	155	305	301	639
8) braune „ blonde „ weiße „ . . .	66,396	7,677	16,720	14,118	27,881
9) „ „ braune „ „ „ . . .	50,517	5,383	13,158	10,587	21,389
10) „ „ „ „ braune „ . . .	12,131	1,573	3,133	2,766	4,659
11) „ „ schwarze „ „ „ . . .	2,609	248	713	604	1,044
12) blaue „ rothe „ weiße „ . . .	442	42	101	82	217
13) graue „ „ „ „ „ . . .	366	50	69	91	156
14) braune „ „ „ „ „ . . .	267	28	60	45	134
15) „ „ schwarze „ „ „ . . .	221	32	39	22	128
Sa.	458,763 hierzu blind: 41	53,162	117,375 hierzu blind: 41	102,751	185,475

Wir lassen ferner noch tabellarische Uebersichten über die Ergebnisse nach den Schulinspectionsbezirken folgen.

Kreishauptmannschaft Bautzen.

	Schulinspectionsbezirk:			
	Zittau.	Löbau.	Bautzen.	Kamenz.
1) blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut	4,103	5,416	5,084	2,745
2) = = braune = = =	732	926	1,095	604
3) = = = = braune =	203	125	183	148
4) graue = blonde = weiße =	3,273	3,098	3,576	2,041
5) = = braune = = =	808	933	1,254	690
6) = = = = braune =	248	228	297	164
7) = = schwarze = = =	39	45	42	29
8) braune = blonde = weiße =	2,189	2,157	2,033	1,298
9) = = braune = = =	1,433	1,361	1,538	1,051
10) = = = = braune =	419	368	498	288
11) = = schwarze = = =	71	77	65	35
12) blaue = rothe = weiße =	6	12	14	10
13) graue = = = = =	14	10	9	17
14) braune = = = = =	5	9	7	7
15) = = schwarze = = =	2	5	13	12
Sa.	13,545	14,770	15,708	9,139

Kreishauptmannschaft Dresden.

	Schulinspectionsbezirk:						
	Dresden I.	Dresden II.	Pirna.	Dippoldiswalde.	Freiberg.	Meißen.	Großenhain.
1) blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut	6,813	6,463	5,464	2,876	5,970	4,690	3,266
2) = = braune = = =	1,445	1,292	1,307	626	1,233	889	759
3) = = = = braune =	193	192	148	111	228	122	133
4) graue = blonde = weiße =	5,734	7,041	3,669	1,983	4,585	3,809	2,288
5) = = braune = = =	1,881	1,466	1,274	664	1,291	976	670
6) = = = = braune =	290	339	172	144	292	146	143
7) = = schwarze = = =	62	73	32	38	46	41	13
8) braune = blonde = weiße =	3,558	3,598	2,419	1,098	2,780	1,986	1,281
9) = = braune = = =	3,103	2,446	2,070	823	2,185	1,475	1,056
10) = = = = braune =	711	635	421	200	527	350	289
11) = = schwarze = = =	213	137	101	62	69	83	48
12) blaue = rothe = weiße =	12	18	20	—	20	10	21
13) graue = = = = =	6	14	12	—	16	9	12
14) braune = = = = =	16	10	9	—	13	6	6
15) = = schwarze = = =	10	6	9	—	3	7	4
Sa.	24,047 Hierüber blind 41	23,730	17,127	8,625	19,258	14,599	9,989

Kreishauptmannschaft Leipzig.

	Schulinspectionsbezirk:					
	Leipzig I.	Leipzig II.	Borna.	Grimma.	Döbeln.	Rochlitz.
1) blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut	4,378	6,702	3,781	4,537	8,413	4,426
2) = = braune = = =	676	1,624	732	942	1,738	1,040
3) = = = = braune =	138	328	104	160	355	217
4) graue = blonde = weiße =	4,425	4,953	2,932	3,213	6,268	3,028
5) = = braune = = =	1,017	1,537	815	968	1,775	1,208
6) = = = = braune =	215	453	142	217	400	278
7) = = schwarze = = =	30	61	29	41	77	63
8) braune = blonde = weiße =	2,613	2,719	1,522	1,711	3,457	2,096
9) = = braune = = =	1,795	2,156	1,068	1,320	2,429	1,819
10) = = = = braune =	456	673	272	374	689	302
11) = = schwarze = = =	102	170	59	65	103	105
12) blaue = rothe = weiße =	12	15	11	12	32	—
13) graue = = = = =	6	19	21	7	38	—
14) braune = = = = =	10	8	6	2	19	—
15) = = schwarze = = =	5	3	3	1	10	—
Sa.	15,878	21,421	11,497	13,570	25,803	14,582

Kreishauptmannschaft Zwickau.

	Schulinspectionsbezirk:							
	Chemnitz I.	Chemnitz II.	Annaberg.	Schwarzenberg.	Zwickau.	Plauen.	Auerbach.	Schönburg'sche Receßherrsch.
1) blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut	6,595	7,357	7,809	4,637	8,286	4,933	6,623	7,291
2) = = braune = = =	1,434	1,710	1,764	1,112	1,703	1,059	1,464	1,388
3) = = = = braune =	285	273	207	223	245	182	278	207
4) graue = blonde = weiße =	6,674	6,355	5,909	3,173	7,833	4,179	5,171	7,180
5) = = braune = = =	1,989	1,779	1,700	916	2,297	1,465	1,510	1,648
6) = = = = braune =	356	345	234	189	381	251	314	315
7) = = schwarze = = =	105	77	63	71	87	84	95	57
8) braune = blonde = weiße =	3,826	3,664	3,733	2,146	4,759	2,388	3,452	3,913
9) = = braune = = =	3,198	2,823	3,086	1,605	3,492	1,947	2,543	2,695
10) = = = = braune =	751	676	456	320	769	512	553	622
11) = = schwarze = = =	146	110	101	121	123	164	142	137
12) blaue = rothe = weiße =	12	41	28	19	38	14	32	33
13) graue = = = = =	26	22	17	12	26	14	16	23
14) braune = = = = =	9	28	27	6	21	12	12	19
15) = = schwarze = = =	12	32	30	28	—	8	18	—
Sa.	25,418	25,292	25,164	14,578	30,060	17,212	22,223	25,528

Endlich haben sich noch folgende Varietäten vorgefunden, die jedoch in den obigen Hauptrubriken ad 1—15 mit enthalten sind und nur ihrer Seltenheit wegen noch speciell aufgeführt werden:

13	mit blauem u. braunem Auge,	blonden Haaren,	weißer Haut,
7	= grauem =	= =	= =
4	= blauem u. grauem =	= =	= =
1	= grünen Augen,	= =	= =
36	= blauen =	schwarzen =	= =
2	= = =	weißen =	= =
149	= = =	blonden =	brauner =
3	= blauem u. braunem Auge,	braunen =	weißer =
1	= grünen Augen,	= =	= =
1	= blauen =	schwarzen =	brauner =
1	= grauen =	rothen =	weißer =
136	= = =	blonden =	brauner =
1	= grauem u. braunem Auge,	braunen =	weißer =
48	= grauen Augen,	schwarzen =	= =
1	= braun-grau gem. Augen,	blonden =	= =
1	= braunen =	ohne Haare,	= =
135	= = =	blonden Haaren,	brauner =
3	= grau-braunen =	braunen =	weißer =
1	= braunen =	= =	gelber =
2	= schwarzen =	schwarzen =	brauner =
35	= braunen =	rothen =	= =
2	= = =	schwarzen =	weißer =
1	= gelblichen =	rothen =	= =
4	= blauen =	= =	brauner =
7	= grauen =	= =	= =
1	= braunen =	= =	gelber =

Wenden.

Eine besondere Beachtung verdient bei dieser Untersuchung der slavische Volksstamm der **Wenden** in Sachsen, der seine Sprache und Stammeseigenthümlichkeit sehr zäh beibehält und bei welchem die blauen und grauen Augen und blonden Haare vorwiegen. Nach der Zählung vom 1. December 1875 betrug die Gesammtzahl der Wenden im Königreiche Sachsen 50,737.

Eine Vergleichung mit früheren Zählungen ergiebt folgendes Resultat:

Wenden in Sachsen in den Jahren 1849—1875.

Jahr:	Einwohnerzahl Sachsens	Darunter Wenden	Wenden auf 1000 Einw.
1849	1,894,431	49,217	26
1861	2,225,240	53,973	24
1864	2,337,192*)	53,760	23
1867	2,423,586	51,895	21
1871	2,556,244	52,101	20
1875	2,760,586	50,737	18

Es geht daraus hervor, daß die Zunahme der Wenden hinter der Zunahme der Deutschen zurückgeblieben ist und im letzten Jahrzehnt eine erhebliche Abnahme stattgefunden hat, denn während im Jahre 1849 in Sachsen auf 1000 Einw. noch 26 Wenden kamen, betrug die Zahl der Wenden 1875 nur noch 18 auf je 1000 Seelen.

Die am 1. December 1875 in Sachsen wohnenden 50,737 Wenden vertheilen sich auf die vier Kreishauptmannschaften in folgender Weise: Es kommen auf

Kreishauptm.	Bautzen	47,593	Wenden,
=	Dresden	2,818	=
=	Leipzig	228	=
=	Zwickau	98	=
	Sa.	50,737	Wenden.

In der Kreishauptmannschaft Bautzen mit zus. 339,203 Einwohnern wohnten von 47,593 Wenden in der Amtshauptmannschaft Zittau nur 170 Wenden, dagegen in der Amtshauptmannschaft Löbau 5002, in der Amtshauptmannschaft Bautzen 35,023 und in der Amtshauptmannschaft Kamenz 7398 Wenden.

Von den 47,593 Wenden, die am 1. December 1875 allein in der Kreishauptmannschaft Bautzen lebten, kommen 44,267 auf die Dörfer und nur 3326 auf die Städte. In der Amtshauptmannschaft Bautzen mit zus. 97,188 Einw. gab es auf den Dörfern 32,256 und in der Stadt Bautzen 2769 Wenden.

Entsprechend diesen Zahlen finden wir nun auch in dem Schulinspectionsbezirk Bautzen die größte Anzahl von Schülern mit blauen und grauen Augen und blonden Haaren.

---

*) excl. des Bundescontingents in Holstein von 6802 Mann.

Schulinspectionsbezirk Bautzen.

	Bezeichnung der Schule.	Schülerzahl unter 14 Jahre.	Darunter: mit blauen Augen und blonden Haaren.	Darunter: mit grauen Augen und blonden Haaren.		Bezeichnung der Schule.	Schülerzahl unter 14 Jahre.	Darunter: mit blauen Augen und blonden Haaren.	Darunter: mit grauen Augen und blonden Haaren.
Stadt Bautzen . . .	Gymnasium	102	40	20	Dörfer: Klix . . .	Volksschule	221	106	51
Dörfer: Baruth . .	Volksschule	220	75	57	Königswartha	"	250	110	34
Burk . . .	"	90	37	19	Luga . . .	"	63	30	18
Cannewitz .	"	166	61	28	Malschwitz .	"	174	68	25
Coblenz . .	"	72	37	7	Niedergurig .	"	143	54	18
Gnaschwitz .	"	140	70	20	Obergurig .	"	151	68	34
Grödit . .	"	123	54	32	Oppitz . . .	"	71	46	2
Großwelka .	"	168	55	58	Purschwitz .	"	150	52	17
Guttau . .	"	166	58	30	Quatitz . .	"	166	98	12
Kleinbautzen .	"	110	42	10	Uhyst . . .	"	180	82	29

Daniel Deronda.*)

Ein neuer Roman von George Eliot, der Verfasserin von Adam Bede, Silas Marner, Romola, Middlemarch und mehrerer anderer Werke ersten Ranges, ist unter allen Umständen ein Ereigniß; denn jetzt, wo es keinen Dickens, Thackeray oder Lord Lytton (Bulwer Lytton) in England und keine George Sand mehr in Frankreich giebt, darf man wol die unter dem Pseudonym George Eliot schreibende Dame (Mrs. Lewes) als die erste lebende Romandichterin bezeichnen. Das Ereigniß wird aber zu einem ganz besondern, wenn, wie diesmal, der Held des Romans, der ihm den Titel giebt, ein Jude ist und neben ihm noch andere jüdische Elemente das Gemälde beleben. Dieser Umstand nämlich verleiht dem Buche ein um so eigenthümlicheres Interesse, als es eine seltene Erscheinung ist, daß Juden in englischen Romanen von nichtjüdischen Verfassern auftreten, und wo dies geschehen, wie bei Walter Scott in Ivanhoe, bei Dickens in Our Mutual Friend, das Judenthum als solches dabei keine Berücksichtigung fand. Hierzu kommt noch, daß, wie es von George Eliot freilich nur zu erwarten, die Behandlung des Stoffes oder vielmehr die Schöpfung des Helden eine ganz eigenartige ist und ihr außerdem eine für eine Nichtjüdin ganz ungewöhnliche Kenntniß des Judenthums, seines Ritus, seiner Liturgie, ja sogar des Rabbinismus und der talmudischen Weisheit zur Seite steht. Sie dürfte hierin die meisten heutigen Jüdinnen und gewiß auch viele jüdische Glaubensgenossen männlichen Geschlechts beschämen. Was die christlichen Leser des Romans betrifft, so wäre eigentlich ein Glossar am Ende des Werkes oder ein Commentar unter dem Texte für sie nothwendig gewesen; denn dürften sie wol auch durch Heine's Romancero mit manchen der hier vorkommenden Ausdrücke (die ich nach dem Erscheinen der ebengenannten Dichtung, beiläufig erwähnt, in den Blättern für lit. Unt. erläutert habe) bekannt worden sein, so finden sich doch deren hier noch manche andere, deren Bedeutung ihnen unverständlich bleiben muß. Den jüdischen Lesern und Leserinnen sind Ausdrücke wie „Kaddisch" „Tallith", „Shool" (Schul), „Gan Eden" u. s. w. schon bekannt, und wenn sie manchen der letzteren fremd sein sollten, so haben sie doch immer Gelegenheit, in ihrem nächsten Kreise sich darüber zu belehren. Hingegen werden gerade sie darüber staunen, daß eine Christin eine so ausgebreitete Belesenheit auf dem Gebiete der jüdischen Wissenschaft besitzt und sich vielleicht schämen, aus ihrem Buche zum ersten Mal die Namen eines Gebirol und Zunz*), aus dessen letzterem Werke: „Die Synagogale Poesie des Mittelalters" sie ein Motto zu einem ihrer Capitel gewählt hat, kennen zu lernen. Die Verfasserin hat, nach diesem Citat zu urtheilen, Einblicke nicht blos in rabbinische Werke gethan, sondern auch in die jüdischer Gelehrten der Neuzeit, und was sie aus diesen Quellen geschöpft, mit Geschick in ihren gegenwärtigen Roman hinein verarbeitet. Als echte Künstlerin hielt sie es eben für nöthig, vorher sorgfältige Studien zu machen, ehe sie es unternahm, ein Gemälde jüdischen Lebens zu schildern. Nur eine oder zwei Ungenauigkeiten sind mit untergelaufen, welche hier berichtigt werden mögen. Im 3. Bande S. 258 heißt es: der Segensspruch, den der Mann zu recitiren, daß Gott ihn nicht „zum Weibe gemacht", werde „jeden Sabbath" gesprochen, statt jeden Morgen. Im 4. Bande läßt die Verfasserin den Kalonymo bei der Erwähnung des damals bereits verstorbenen Daniel Charisi den Ausruf: „Möge sein Fels und Erlöser ihn beschützen!" hinzufügen, während dieser selbstverständlich nur auf Lebende angewandt wird. Er wird in der Regel nur durch die Anfangsbuchstaben der drei Worte, welche im Hebräischen für die sieben deutschen genügen, dargestellt und zwar so: יצ״ו. Dies beiläufig. Endlich sei noch des in demselben Bande S. 194 vorkommenden: „Unser Gott und der Gott unsrer Väter" gedacht, welcher Anfang mehrerer Stücke in der Liturgie nicht als Ausruf gebraucht wird und ebensowenig „das religiöse Band" ausdrückt. Hier schwebte der Verfasserin wahrscheinlich das „Schema Israel", „höre o Israel" oder vielleicht der gebräuchliche Ausruf „Herr der Welt", der jedoch, wie ersichtlich, keine Bezeichnung für das religiöse Band ist, vor. Ueber diese Kleinigkeiten jedoch hinwegsehend, fragen wir nun mit der englischen Kritik, die sich, nebenbei gesagt, im Ganzen ziemlich absprechend über das vorliegende Werk geäußert hat, was wol die Verfasserin zur Wahl dieses Stoffes bestimmt haben mag; so scheint mir die nächste Veranlassung dazu möglicherweise die hervorragende Stellung zu sein, welche gerade jetzt der Abkömmling einer spanisch-jüdischen Familie — ich meine natürlich den gegenwärtigen Premier des

*) Vol. 1617—1620 Daniel Deronda by George Eliot. In Four Volumes. Leipzig: Bernhard Tauchnitz.

*) Täuscht mich mein Gedächtniß indessen nicht, so kommt auch der Name dieses größten jetzt lebenden jüdischen Gelehrten bei Heine vor.

britischen Reiches — einnimmt. Auch der Held des Romans entstammt einer solchen Familie, nur mit dem Unterschiede, daß er in christlicher Umgebung und vermuthlich — dieser Punkt wird dunkel gelassen — im christlichen Glauben aufwächst und erst später zum Judenthume zurückkehrt, während der jetzt in den Adelstand erhobene Premierminister, der frühere Benjamin Disraeli, im Judenthume aufwuchs und erst mit seinem 13. Jahre zum Christenthume übertrat. Der Hang zum Mysteriösen, welcher Letzterem eigen ist und in seinen öffentlichen Reden zuweilen nicht minder wie in seinen Romanen zum Ausdruck kommt, ist auf den in der jüdischen Episode des Romans eigentlich die Hauptrolle spielenden Mordecai übertragen worden. Hierzu kommt noch, daß in jüngster Zeit bekanntlich ein den Juden freilich nur von feindlicher Seite untergeschobenes Project, Palästina für sich ankaufen zu wollen, auftauchte, und daß andererseits von England aus, namentlich seiten des berühmten Philanthropen Sir Moses Montefiore, wirklich viel für die armen Juden in Palästina gewirkt wird. Alles dies mag George Eliot bei der Wahl ihres Stoffes beeinflußt haben. Ich sage mag; denn am Ende ist das ja bloße Vermuthung meinerseits, die vielleicht ohne allen Halt sein dürfte, würde man die Verfasserin selbst darüber befragen. In Wirklichkeit bedarf es ja auch gar keiner solchen Hypothesen, wo es sich darum handelt, die Genesis einer freien Dichtung zu erforschen. Hier heißt es in Shakespeare's unsterblichen Worten:

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab",

d. h. ergeht sich frei nach allen Richtungen hin und findet bald hier, bald da den ihm passend dünkenden Stoff, ohne daß man dabei nach dem woher, warum oder wozu zu fragen habe. Kann es übrigens einen poetischeren Stoff geben, als gerade das Judenthum, das Volk, welches seit Jahrtausenden als Träger der Gottesidee unter allen Völkern zerstreut lebt, sich mit allen vermengt, ohne doch seine Eigenthümlichkeit zu verlieren, seines Racencharakters sich zu entäußern? Diese Züge sind es denn auch, welche George Eliot besonders hervortreten läßt. Nur hat sie die Farben zu stark aufgetragen. Ihr Gemälde, das muß offen herausgesagt werden, entspricht den heutigen Zuständen im civilisirteren Theile Europas keineswegs. Bei der Schilderung Mira's mag ihr wol die große Tragödin Rachel vorgeschwebt haben; auch diese berühmte Künstlerin war dem Judenthume treu geblieben, allein Mira ist keine große Künstlerin. Und was Deronda und Mordecai anlangt, so sind sie reine Geschöpfe der Phantasie, ohne Lebenstreue, ohne Wahrheit: der eine noch dazu eine fehlerlose Unmöglichkeit, der andere ein Geheimnißkrämer, „ein Prophet, der nichts prophezeit," wie ein englischer Recensent ihn genannt. Weit besser ist der Verfasserin die Schilderung der Familie Cohn gelungen: das ist ein aus dem Leben gegriffenes Bild, das freilich noch immer zu wünschen übrig läßt und nicht die Hand der Meisterschaft zeigt, wie das, welches die Dichterin im ersten Theile ihres Romans vor uns entrollt. Dort sehen wir sie auf heimischem Boden, da ist sie in ihrem Elemente, welches sie mit Meisterschaft beherrscht. Wir finden darin zwar Reminiscenzen aus den Romanen anderer, Eliot durchaus nicht ebenbürtiger Schriftstellerinnen; ja es unterläuft auch ihrer Dichtung die fast allen englischen Durchschnittsromanen eigenthümliche Verherrlichung des Rittergutsbesitzerstandes (gentry), seiner Vortheile und Annehmlichkeiten — dieses allen den bezeichneten Romanen gemeinsame Inventar, welches sie bis zum Ueberdruß verarbeiten; doch wie ganz anders versteht Eliot ihren Stoff zu behandeln, als ihre minder begabten Collegen und Colleginnen. Vielleicht ist ihr Gedankenreichthum nur zu groß, ihre Zergliederung der Beweggründe zu tiefgehend: sie giebt uns oft eine halbe, ja zuweilen eine ganze Seite Analyse, ehe sie ihre Helden einen einzigen Satz sprechen läßt, und jede Seite ihres Buches ist mit mehr oder minder tiefen Beobachtungen geschwängert, von trefflichen Gedanken gesättigt, so daß die Lectüre wahrlich keine leichte ist, sondern eben so viel Nachdenken erfordert, als wenn man Shakespeare läse. Trotz alle dem jedoch wird auch der oberflächliche Leser an der Schilderung des verzogenen Mädchens, Gwendolen, der Heldin des Romans in viel höherem Grade als Deronda dessen Held ist, sich erfreuen, wird sie ihm einen hohen Kunstgenuß gewähren. Freilich hat gerade der erste Theil des Romans ernste Compositionsfehler: man vergißt diese aber, sobald man sich in die Betrachtung des Gemäldes vertieft, oder ohne Bild gesagt, weiter liest. Nicht minder meisterhaft ist Grandcourt gezeichnet: hier ist auch wieder ein Beispiel von Fehlerlosigkeit, aber nicht im Charakter, wie bei Deronda, sondern in der Zeichnung desselben, namentlich als Gatte. Seine nur schwer unterdrückte und noch schwerer zu verbergende, immer wachsende Eifersucht, die ihn leicht zu einem Othello machen dürfte, wenn er nicht rechtzeitig verunglückte, ist nicht minder vortrefflich geschildert, als die stille, ebenso schwer unterdrückte und noch schlechter verheimlichte Liebe, welche Gwendolen für Deronda hegt, eine Liebe, die aus einer Verehrung hervorgeht, wie sie in der gesammten Dichtung vielleicht nicht ihres Gleichen hat. Deronda ist dieses Weibes Gewissen, Leitstern, Schutzengel fast möchte man sagen — Gott! An ihm erstarkt sie, findet sie ihren Halt, ihre Stütze, während sie über dem Abgrund schwebt; er verleiht ihr Werth und Gehalt und giebt sie schließlich sich selbst wieder. Und Klesmer, der deutsche Musiker, zwar auch, sofern mich mein Gedächtniß nicht arg täuschen sollte, eine Reminiscenz aus einem jüngst erschienenen Romane, aber welches gelungene Portrait ist auch er! In dessen Schilderung erkennt man die für die Kunst hochbegeisterte, deren ganzen Ernstes und hoher Würde sich bewußte Dichterin der Armgart wieder. Die Scene, wo Gwendolen sich mit ihm betreffs ihrer beabsichtigten Ergreifung des Künstlerberufes — sie will als Sängerin die Bühne betreten — berathet, ist geradezu unübertrefflich und ein wahrer Commentar zu dem über dem Leipziger Gewandhausorchester als Inschrift prangenden Spruche: Res severa est verum gaudium. Wäre die Stelle nicht zu lang, so würde ich mir gestatten, sie hier wiederzugeben; einen bloßen Auszug daraus zu citiren jedoch, würde Eliot ein Unrecht zufügen heißen, so gewichtig ist jedes Wort darin, und ich möchte Allen, welche an der Schwelle einer Künstlerlaufbahn stehen, noch mehr aber jenen, welche diese Schwelle noch nicht betreten haben, sondern erst die Absicht hegen, es zu thun, und ganz besonders auch den Aeltern solcher, welche sich dem Künstlerberufe zu widmen gesonnen sind oder von ihnen dazu bestimmt werden, ernstlich empfehlen, die Worte, welche die Verfasserin dem Klesmer in den Mund gelegt, wie eine Bibelstelle sich einzuprägen und wohl zu beherzigen.

Man hat die pedantische Diction des Buches in England getadelt und namentlich die der strengen Wissenschaft entnommenen Ausdrücke gerügt. Auch ich muß mir gestatten, über einige gar zu oft wiederholte Ausdrücke, wie insistence, resistent, insistant und aloofness mein Mißfallen zu äußern. Letzterer Ausdruck ist eigentlich — nach dem meinerseits dem Werke gespendeten Lobe brauche ich es wol nicht zu verhehlen — so recht die passende Bezeichnung für Vieles, was in dem Gemälde des jüdischen Lebens in diesem Werke zu Tage tritt; namentlich in der Schilderung Mordecai's finde ich eine solche aloofness (Entferntheit) von der Wirklichkeit. Um aber nicht mit Tadel da zu enden, wo so viel zu rühmen ist, mögen noch ein oder zwei treffliche Gedanken aus dem von Gedanken strotzenden Werke hier Platz finden. Die Wahl ist schwer, man leidet dabei buchstäblich an einer embarras de richesse; also aufs Gerathewohl herausgreifen heißt es hier. „Es ist stets gefährlich für unsre Freunde, wenn sie sich als etwas mehr erweisen, als wir von ihnen

wissen"; „die Häßlichkeit hat von Natur das Ansehen unfreiwilliger Bloßstellung und die Schönheit das, sich sehen zu lassen"; „das Denken hat den Kniff, entweder zu früh oder zu spät zu kommen"; „welche Pflicht besteht aus einem einzigen schwierigen Entschluß? Die Schwierigkeit liegt in dem täglichen unwankenden Ertragen der Folgen, welche die gesegnete Rückkehr des Morgens durch die Aussicht auf Aerger, der unterdrückt oder auf Schmach, die erduldet werden muß, trüben".

Dr. David Asher.

---

* Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke auf der Grundlage der Karl Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet von Professor Heinrich Viehoff. Drei Theile in einem Bande. Stuttgart, Verlag von Carl Conradi 1875. (S. VI, 1. Theil S. 285, 2. Theil S. 243, 3. Theil S. 273; 8vo.) In vorstehend genanntem Werke wird uns die Freude zu Theil, eine Arbeit neu aufleben zu sehen, die zwar der jetzigen Generation vielfach kaum noch dem Namen nach bekannt sein dürfte, obgleich sie nur aus der Mitte der vierziger Jahre stammt, aber dennoch, wie wenig Biographien Schiller's, verdient, der Mitwelt wieder vorgeführt zu werden. So sagt der greise Verfasser des vorliegenden Buches von seinem Vorgänger Hoffmeister: „Wer das Glück hatte, den edlen Mann im persönlichen freundschaftlichen Gedanken- und Gefühlsaustausch näher kennen zu lernen, dem muß eine merkwürdige Aehnlichkeit seines ganzen Wesens mit dem des Helden seiner Biographie auffallen. Dieselbe energische Charakterstärke, der gleiche Stolz eines freien Geistes, der nämliche hohe sittliche Ernst, und wieder dieselbe Humanität, dasselbe sanft und zart organisirte Gemüth, dasselbe gleichmäßig dem Schönen wie dem Wahren und Guten zugewandte Interesse, die gleiche Begeisterung für die Idee der fortschreitenden Veredelung unseres Geschlechtes, die nämliche ideale Welt- und Lebensanschauung — alles dies fand sich unverkennbar bei ihm, wie bei Schiller, und so hatte ihn die Natur gleichsam prädestinirt, die innerste Geistes- und Herzensentwickelung Schiller's nicht blos beobachtend und reflectirend, sondern auch mitfühlend und mitlebend zu verfolgen und der tiefste Interpret seiner Werke zu werden. Und wenn ihn diese große Uebereinstimmung mit seinem Helden vielleicht der Gefahr einer allzuwarmen Vorliebe und parteiischen Hingebung an die ganze Persönlichkeit desselben aussetzte, so schützte ihn vor dieser Klippe wieder die hohe Besonnenheit, das klare Selbstbewußtsein und die strenge Gerechtigkeitsliebe, die er gleichfalls mit Schiller gemein hatte." Es mag befremden, daß ein so vorzügliches Werk, wie die Hoffmeister'sche Biographie Schiller's ist, so lange aus dem Buchhandel gänzlich verschwunden sein konnte, zumal ihr keine ähnliche Arbeit an die Seite gestellt werden konnte. Mit besonderer Freude muß es daher begrüßt werden, daß ein verwandter Geist, der um die Literaturgeschichte unserer Classiker so hochverdiente Professor Heinrich Viehoff, unter Benutzung der jüngst so zahlreich neu eröffneten Quellen über das Leben und die Werke Schiller's, die Arbeit des ihm innig befreundeten Hoffmeister's wieder zum Allgemeingut der Nation gemacht hat, ohne sich jedoch sclavisch an das Werk und die Worte des verstorbenen Freundes zu binden. Wenn nun auch die Schrift Viehoff's im Wesentlichen auf dem von Hoffmeister gelegten Grunde ruht, so ist das Buch doch ein durchaus neues, das, obgleich die Darstellung eine gedrängtere, namentlich in der Beurtheilung der größern Dichtungen und Prosawerke und infolge davon der Umfang ein bedeutend geringerer geworden, dennoch alle seit Hoffmeister's Zeit neu erschlossenen Quellen gewissenhaft berücksichtigt. Durch diese vortheilhaften Kürzungen, namentlich der erläuternden und kritischen Theile der etwas breiten Hoffmeister'schen Biographie Schiller's, ist das Werk Viehoff's zu einem wahren Volksbuch im besten Sinne des Wortes geworden, das sich nicht damit begnügt, den Leser blos mit den äußeren Lebensverhältnissen des Dichters vertraut zu machen, sondern sie will vielmehr auch ein umsichtiger und zuverlässiger Führer sein für das Studium seiner Geistesproducte, indem sie den Leser gleichsam in dessen geistige Werkstätte einführt, wo solcher das gewaltige Ringen und Schaffen des großen Dichters gewahr wird, und mit ganzem Herzen können wir den Wunsch unterschreiben: „Mögen alle Verehrer Schiller's darin Umschau halten, namentlich die heranstrebende Jugend, die am siegreichsten gewappnet ist gegen die brutale Herrschaft des Materialismus, wenn sie Ihm, dem Verkündiger des Evangeliums des Idealismus, nachfolgt, der allein die deutsche Nation zu dem gemacht hat, was sie nachgerade geworden ist: das erste Culturvolk des Erdballs. Möge nie eine Zeit kommen, wo die Nation sich ihres großen Meisters nicht mehr erinnerte und die Begriffe Streben und Deutschsein sich nicht mehr deckten!" In diesem Geiste hat der Verfasser den Liebling unserer Nation uns wieder vorgeführt, und außerordentlich wohlthuend und erfrischend ist es in dieser so materiell angehauchten Zeit, den vollen Lebensstrom einer so durch und durch idealen Natur, wie die unseres Schiller's es war, sich über uns ergießen zu lassen und in einer Weise, die der Manen des großen Dichters durchaus würdig ist und demselben in allen Stücken gerecht wird.

— In München wurde von Stroefer u. Kirchner der Prospect zu einer neuen Pracht-Ausgabe in Groß-Folio-Format von Goethe's Faust in 12 Lieferungen, 160 S. Text mit 15 Stahl- und Kupferstichen von J. Bankel, J. F. Deininger, G. Goldberg, E. Forberg, Fr. Ludy, und 85 Holzschnitten, ausgeführt in W. Hecht's xylographischem Institute, ausgegeben. Der Preis der Lieferung ist 9 ℳ.

—ψ—. Die Anfänge des Menschengeschlechts und sein einheitlicher Ursprung. Von Dr. Joseph Kuhl, Rector des Progymnasiums zu Jülich. Leipzig und Mainz, Verlag von Adolf Lesimple. Zwei Theile. 1876. (1. Theil S. 266, 2. Theil S. 390; gr. 8.) Obgleich sich noch in den Kinderschuhen befindend, ist die Urgeschichte unseres Geschlechtes zu einem Modethema geworden, das zwar von einer großen Anzahl gründlicher Forscher in neuester Zeit ganz wesentlich gefördert, von Unberufenen aber auch nicht minder dilettantisch behandelt worden ist. Jeder glaubt sich dazu berufen, und wir verkennen den Nutzen, der daraus entspringt, keineswegs, aber nur wenige sind auserwählt, aus den Bausteinen, welche die Menge herbeischafft, die Wissenschaft zu fördern. Mit dieser Geschmacksrichtung ist auch das Bedürfniß nach Befriedigung gewachsen und so ist es natürlich, daß auf dem Markte der Literatur zahlreiche Werke emporwachsen, welche diesen Stoff behandeln. Auch das vorliegende Werk hat sich dieses Bedürfnisses angenommen und behandelt die Anfänge des Menschengeschlechtes mit besonderer Rücksicht auf dessen einheitlichen Ursprung, im ersten Bande die Arier, Aramäer und Kuschiten, im zweiten „die Farbigen" uns vorführend. Der Verfasser ist Philolog, wodurch der Standpunkt und die Seite, nach welcher sich das Werk vorzugsweise neigt, charakterisirt wird, bei dessen Beurtheilung man wol die Rücksicht walten lassen muß, daß, wo so verschiedenartige Disciplinen in Betracht kommen, noch vielfach die Meinungen und Ansichten differiren werden. Sehen wir von diesen Meinungsverschiedenheiten, die auch fremde Ansichten zu achten verstehen, ab, so müssen wir dem Verfasser gründliches Studium auf den seinem Fache zunächstliegenden Gebieten sowie eine außerordentliche Belesenheit zugestehen, zugleich die Fähigkeit, die schwierigen Fragen der Wissenschaft in einer

ansprechenden Form dem gebildeten Leser verständlich zu machen, wenn es auch gewisse Ansprüche in Bezug auf Vorkenntnisse macht. Wenn die Behandlung nicht immer eine gleiche ist, und namentlich die linguistische und historische Seite auf Kosten der naturwissenschaftlichen begünstigt wird, so müssen wir dies der Fachwissenschaft des Verfassers zu Gute halten, ja vielen dürfte die eingeschlagene Richtung willkommener sein, als der gewöhnliche breitgetretene Weg, auf welchem immer der Eine den Andern folgt. Leider müssen wir uns hier versagen, weiter auf den Inhalt des Werkes einzugehen, das nach der Natur seiner Behandlung vielfach zu Erweiterungen Veranlassung giebt, ein Zeichen, daß der Verfasser seine eigenen Ansichten hat, was sicher auch ein Nachtheil für das Werk ist, wenn dieselben auch nicht immer stichhaltig sein sollten. Weniger hohe Anforderungen an den Leser, als das vorerwähnte Werk, stellt ein anderes Schriftchen: **Beiträge zur vorhistorischen Völkerkunde Europa's** von Dr. Fligier, Cernowitz, in Commissionsverlag bei J. Szegierski, welches für die weitesten Kreise berechnet ist und in Kürze auf 27 Seiten gedrängt eine Skizze der urgeschichtlichen Völkerverhältnisse Europa's giebt. Mit einem Aufsatze über das Alter des Menschen in Europa beginnend, behandelt es zunächst die Delichokephalen und Brachykephalen des neolithischen Zeitalters, betrachtet dann die Iberier und Ligurer, um mit den ersten Aryern in Westeuropa zu schließen.

— Von der auch an dieser Stelle wiederholt empfohlenen neuen und revidirten Ausgabe der „**vaterländischen Erzählungen aus alter und neuer Zeit**" von Frau Luise **Pichler**, welche im Verlag von F. W. Grunow in Leipzig herauskommt, sind die letzten fünf Bändchen ausgegeben worden. Sie kommen gerade zu rechter Zeit, um bei der Wahl für den Weihnachtstisch der Aufmerksamkeit signalisirt zu werden. Drei Bändchen behandeln das Schicksal des letzten Hohenstaufen, zwei Bändchen aus böser Zeit betreffen die Zeit des 30jährigen Krieges (Bernhard von Weimar), ein Bändchen schildert Vergänge aus der Zeit der deutschen Kleinstaaten, ein Bändchen aus der Zeit des französischen Einfalles 1688 und 1689 in Württemberg (Marschall du Duras und Melac), ein Bändchen „Vor Champigny" betrifft die neueste Zeit und hier erklingt die Wacht am Rhein.

— Unter dem Titel: „**Die Präsidentin**" (Leipzig Dürr'sche Buchhandlung, 1877) liegt abermals ein Erzeugniß der fruchtbaren Feder des criminalistischen Romanschriftstellers J. D. H. **Temme** vor. Der Verfasser hat diesmal seine Erzählung gleich selbst mit der Bezeichnung: „Criminalgeschichte" eingeführt. Sie spielt in den höheren Lebenskreisen zur Zeit des letzten polnischen Aufstandes von 1863 in dem preußischen Litthauen, unmittelbar an der russisch-polnischen Grenze. Es handelt sich um den unter geheimnißvollen und auch zum Schlusse nicht vollständig aufgeklärten Umständen vollbrachten Mord eines, zugleich eine der höchsten Militairstellen bekleidenden preußischen Großgrundbesitzers. Daß es bei solchem Apparat und solcher „Mache" ein Schriftsteller wie Temme an aufregenden, spannenden Situationen, an Vorführung düsterer Nachtseiten des Lebens nicht fehlen lassen wird, versteht sich von selbst.

— Das erste November-Heft von „**Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart**" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: Ein Jünger Schopenhauer's. Von Eduard von Hartmann. I. — Die Pariser Oper. Von Paul d'Abrest. II. — Oesterreich seit der Wahlreform von 1873. Von Walter Rogge. VI. Wirthschaftliche Reichsrathscampagne und Parteifusion in Ungarn. 2. — Die dritte Republik in Frankreich. Von H. Bartling. Dritter Abschnitt. Die Präsidentschaft des Marschalls Mac Mahon. VI. — Ein Milliontel Secunde. — Chronik der Gegenwart: Politische Revue.

— Zum sechsten Male ist in E. A. Seemann's Verlag der **illustrirte Weihnachts-Katalog** von Dr. Wustmann ausgegeben worden und verdient als ein verläßlicher Führer im Gebiete der literarischen und artistischen Production die beste Empfehlung. Man findet hier ein systematisches Verzeichniß empfehlenswerther Bücher und Bilderwerke, sowie eine kritische Uebersicht über die Erscheinungen des Buch- und Kunsthandels der letzten zwölf Monate, nebst zahlreichen Anzeigen der Verlagshändler. Der 160 S. gr. 8 umfassende und illustrirte Katalog ist für 75 ₰ zu beziehen.

— Der „**K. Sächs. Ameisen-Kalender** auf das Jahr 1877 nebst deutschem Disteli-Kalender" (herausgegeben von J. G. Geißler in Leipzig) ist wieder ganz in der in den weitesten Kreisen mit so viel Beifall aufgenommenen Einrichtung und vielseitigen, unter die drei Rubriken: dem Ernste, der Belehrung und Betrachtung geordneten Inhalt und zu dem alten Preise von 50 Pf. allerwärts zu erhalten, wo man Kalender verkauft. Ein interessanter großer Holzschnitt: „Das Freischießen im Harze" ist beigegeben. In der Abtheilung zur Unterhaltung finden die Leser eine fesselnde Erzählung von Franz Lubojatzky, „Der Tag des Gerichts". Den Schluß bildet der komische oder sogen. Disteli-Kalender mit fünfundzwanzig Seiten voll Anekdoten, Schnurren, Eulenspiegeleien ꝛc., begleitet von vielen entsprechenden Abbildungen.

— In der k. sächsischen Bergstadt Freiberg erscheinen im Verlage der Gerlach'schen Buchdruckerei, zum Theil unter Verwerthung derselben zum Theil recht hübschen Abbildungen und auch des übrigen Inhaltes, drei Kalender, von welchen der „**Freiberger Stadt-, Land- und Berg-Kalender** für 1877" seinen 233. Jahrgang antritt und dem Berg- und Hüttenwesen zunächst durch das Verzeichniß der Behörden beim sächs. Erz- und Kohlenbergbau und fiscalischen Hüttenwesen besondere Aufmerksamkeit zuwendet. (Preis 50 ₰.) Eine andere Ausgabe des „**Freiberger Volkskalender** für 1877" richtet sich an das allgemeine Publicum und ist reichlicher mit Holzschnitten bedacht und mit Unterhaltungsstoff. Die dritte Ausgabe: „**Freiberger kleiner Kalender**" ist, was sein Titel besagt, der wenigst umfänglichste und billigste der Freiberger Kalender (Preis 20 ₰) und zunächst Gebrauchskalender.

— **Christophorus der Stelzfuß**, Kalender für Jedermann auf 1877 von Pastor Hafermann zu Victorbar (Norden in Dietr. Soltau's Verlag). Dieser billige, volksthümliche und durchaus christliche Kalender ruft seinen Lesern zu: „Mein Leben ist ein Pilgrimstand, ich reise nach dem Vaterland. Willst Du mit?" Hinter diesem Kalendermann, der Jesum Christum sich zum Generalissimus erkoren, sehe aber ja Niemand einen Kopfhänger; er findet statt dessen Jemand, der nichts weniger als ein Duckmäuser ist, sondern der seiner Aufgabe fröhlich obliegt und an gutem Humor, mit welchem seine schönen Geschichten gewürzt sind, seine Freude hat.

— **Trewendt's Volkskalender** für 1877 producirt sich wieder mit sechs Stahlstichen und 21 Holzschnitten künstlerisch geschmückt und mit einem vielseitigen gediegenen Inhalt ausgestattet. Der unterhaltende Theil bietet Erzählungen von K. v. Holtei, Oskar Höcker, Rud. Falb u. A., allgemeines Interesse beanspruchende wissenschaftliche Aufsätze, technologische Mittheilungen, Rathschläge für Haus- und Landwirthschaft, eine historische Uebersicht, Anekdoten, Gedichte ꝛc. Dieser Volkskalender erscheint im dreiunddreißigsten Jahrgange.

Specieller noch für den Hand- und Hausgebrauch angelegt liegt ebenfalls aus E. Trewendt's Verlag **Trewendt's Hauskalender** vor. Er ist weniger umfänglich, mit Schreibpapier durchschossen zur Benutzung für tägliche Notizen, enthält Porto-, Depeschen-, Stempeltarife, Vergleichstabellen verschiedener Geldwährungen, eine Zinstafel, Verzeichniß der Messen und Märkte im Deutschen Reiche, eine Erzählung von Gustav Nieritz u. s. w. und empfiehlt sich auch durch einen dauerhaften Einband.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 95. Sonntag, den 26. November. 1876.

George Sand.

Eine literarhistorische Studie von Prof. Julius Schanz.

Eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen des heutigen Frankreichs, die unter dem männlichen Pseudonym George Sand seit Jahren schon weder ihr Geschlecht, noch ihren ursprünglichen weiblichen Namen mehr verbarg, eine Schriftstellerin, die ihren Zeitgenossen eine ganze Reihe allgemein bekannter und fast ebenso allgemein geschätzter Werke schenkte, ist nach kurzer Krankheit vor mehreren Monaten (8. Juni) gestorben. Der ursprüngliche Name der gefeierten Dichterin ist Lucile Aurora Dupin, geb. am 4. Juli 1804. Kaum aus dem Colleg entlassen, wo sie, wie es scheint, eine ziemlich gute Schulbildung erhalten hatte, kehrte sie nach ihrem Geburtsort Nohent im Berry zurück und überließ sich dort den seltsamsten und abenteuerlichsten Träumen und Phantasien über ihre Zukunft. Sie baute Luftschlösser, ersann einen idealen Roman, liebte im Geiste eine eingebildete hyperbolische Persönlichkeit, der sie im Leben begegnen zu müssen glaubte und nach der sie sich mit aller Macht ihres jugendlichen, noch von keiner Täuschung berührten Gemüthes schwärmerisch und unnennbar sehnte. Allein statt dessen stellte die Großmutter dem herangereiften Mädchen eines Tages Herrn Casemir Dudevant vor, einen reichen Grundbesitzer vom Lande, der den Barontitel führte und nach allem, was über ihn bekannt ist, ein vorzügliches Herz hatte. Aurora Dupin, die das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte, schlug ihre Schwärmereien in den Wind, nahm Vernunft an und heirathete 1823 den Baron Dudevant († 1871).

Ungefähr zehn Jahre lang führte Frau Dudevant in ihrer ländlichen Einsamkeit ein äußerlich scheinbar friedliches und glückliches Leben, während ihr Inneres jedoch voller Widersprüche war und nie zur Ruhe kam. Sie las und studirte fleißig, spielte viel Clavier, beschäftigte sich auch dann und wann mit einer Nätherei oder stickte, wurde zweimal Mutter und ließ es sich nicht nehmen, ihre Kinder selbst zu nähren, allein alles das genügte nicht, der unbestimmten Sehnsucht, die in ihrem Herzen tobte, Befriedigung zu verleihen, dem Thatendrang und der hochfliegenden Begeisterung, die sie erfüllten, ein festes Ziel zu geben. Es kamen Stunden und Tage voll namenloser Melancholie und Traurigkeit über sie; düster und schweigsam in sich gekehrt, brütete sie vor sich hin und wenn man sie darin störte, fuhr sie auf und wurde zornig, während sie, wenn man sie allein ließ, nicht selten in heftiges Weinen ausbrach, und wenn sie sich satt geweint hatte, schnell darauf, ohne einen scheinbaren Grund, plötzlich ein lautes Lachen aufschlug. Sie führte mit einem Worte ein sehr bizarres Leben, schlief und aß wenig, wollte in Allem anders wie die Anderen sein und war es in vielen Stücken nur zu sehr. Bald ging sie mitten im kältesten Winter in der Nacht bei Mondschein spazieren und sang allerlei curiose Lieder, bald lief sie mitten im heißesten Sommer am hellen Mittag im Freien den Schmetterlingen nach, sprach mit den Vögeln, suchte ihren Gesang nachzuahmen oder pflückte Blumen, denen sie irgend eine Geschichte erzählte. Mitten unter all' diesen Sonderbarkeiten verlor Aurora Dudevant leider mehr und mehr die Liebe zu ihrem Manne, die sie vielleicht nie recht eigentlich im Grunde ihres Herzens gefühlt hatte, wurde seiner überdrüssig und wollte nichts mehr von ihm wissen. Eigenthümlicher oder providenzieller Weise theilte Hr. Dudevant diesen Ueberdruß ebenfalls, ließ es zu Streitigkeiten und heftigen Scenen kommen und das Ende vom Liede war, daß sie sich 1831 trennten. Er blieb mit seinem Sohne auf dem Lande und sie begab sich mit ihrer Tochter nach Paris', wo sie von ihrer Händearbeit leben wollte, zu welchem Zwecke sie eine ärmliche Wohnung miethete und um sich zu ernähren Portraits mit Bleistift zeichnete, Tabaksdosen und Etuis colorirte, einige mittelmäßige Erzählungen aus dem Englischen übersetzte und einzelne Artikel für den „Figaro" schrieb. Während sie, Gott weiß wie, mit dem Bedürfniß und der Noth rang, lernte sie einen jungen Schriftsteller, Jules Sandeau, der später eine Celebrität wurde, näher kennen, mit dem sie einen Liebesroman lebte und einen andern unter dem Titel: Rose et Blanche zusammen schrieb. Frau Dudevant war damals von zarter schmächtiger Gestalt, hatte schwarze, reiche, ein wenig gekräuselte und kurze Haare, eine elegante und kleine Hand und einen zierlichen Fuß; ihre mandelförmigen Augen schwammen unter den langen Wimpern wie in einem See, ihre aufgeworfenen Lippen ließen auf ein stark ausgeprägtes sinnliches Naturell schließen, während ihr weißes, vielleicht etwas zu langes Gesicht einen bräunlichen Anflug wie das Blatt einer Kamelie und im Ganzen einen ernsten, ruhigen, sympathischen Ausdruck hatte.

Sie lebte wie ein Student, wie ein leichtsinniger Junggeselle, rauchte viel, ging spät zu Bett und stand nicht eben früh auf, besuchte die Kaffeehäuser, die Theater und Lesecabinete. Sie trug einfache Frauenkleider, hätte sich jedoch gern als Mann gekleidet; sie hatte den Kopf voll von den leeren Träumen Byron's und den damals von den Jüngern Saint Simon's in Mode gebrachten Unabhängigkeits-Bestrebungen; sie wollte die letzten Fesseln der socialen Convenienz zerreißen, sich über alle Vorurtheile hinweg setzen und vor der erstaunten Welt als Rächerin des schwachen Geschlechtes zeigen.

Inzwischen schrieb sie den Roman „Indiana", den sie unter dem später so berühmt gewordenen Pseudonym George Sand herausgab, daß sie ihn fast wie einen in Wirklichkeit existirenden Namen ihren Kindern beilegte. Dieser Roman, der einen außerordentlichen Erfolg hatte, enthielt ihre eigene, kaum verhüllte und hinter dem Reichthum der Erfindungen nur schlecht verhehlte Geschichte. Die geheimnißvolle Iden-

tität der noch lebenden Heldin und der Verfasserin sprach hier in einem Ausruf, dort in einer Phrase oder einer Erinnerung mit unwiderstehlicher Macht aus jeder Seite. Die philosophischen Abschweifungen, die fast mystischen Tendenzen vermochten es nicht, das ironische Lächeln eines von Bitterkeit getränkten Bewußtseins zum Schweigen zu bringen. Die in dem Roman auftretenden Personen waren dem Leben entnommen, trotz einiger ihnen künstlich angedichteter Unwahrscheinlichkeiten; Jedermann fühlte, wie sie lebten und webten und Jeder erkannte sie ohne Mühe hinter der Maske.

Ihr nächstes Werk war „Lelia"; eine verzweifelte, gequälte, getäuschte Creatur, ein Weib, das nicht mehr lieben, nicht mehr glauben kann und sich gegen Gott und gegen die Menschen empört. Auch in diesem Werke hat die Verfasserin sich selbst geschildert. Sie liebt Santo nicht mehr, der sie nicht versteht und sie vernachlässigt, und will überhaupt Niemand mehr lieben, will ihr Herz versteinern lassen, in sinnlichen Vergnügungen Vergessenheit suchen und in den Qualen ihrer Opfer ihre Rache finden. Allein diese phantastischen Vorsätze halten auf die Dauer nicht Stand. Die arme Lelia wollte sich vor dem Publicum ein recht satanisches und fatales Aussehen geben, und wenn sie allein war, neigte sie entmuthigt ihr Haupt und begann zu weinen. Ihr junges und feuriges Herz fühlte ein unabweisbares Bedürfniß nach Mittheilung, und eben so wenig als die Arbeit genügte, die Regungen desselben zu unterdrücken, reichte die Freundschaft hin, seinen Pulsschlag in Ordnung zu bringen. Sie stand unter dem Eindruck eines unaussprechlichen Gefühlsdranges und kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß es auf der Welt nichts Wahres giebt, außer der Liebe.

Und sie begann aufs Neue nach Liebe zu suchen — aber vergebens, denn sie war inzwischen auch wählerisch geworden und vermochte sich nicht mehr so leicht wie ehemals zu entschließen. Sie ließ alle talentvollen, genialen und berühmten Männer, die sie kannte, wiederholt Revue passiren, allein es war ihr nicht möglich, einem vor dem anderen den Vorzug zu geben. Um ihren damaligen Gemüthszustand zu begreifen, muß man ihre Briefe an Saint-Beuve lesen. Eines Tages schrieb sie ihm, er solle Dumas zu ihr bringen, am nächsten Tage wollte sie Geoffroy sehen und am dritten Alfred de Musset; dann wollte sie plötzlich von allen zusammen nichts wissen, um gleich darauf sie noch einmal wiederzusehen. Musset übte durch seinen eigenthümlichen und glänzenden Dichtergeist, durch den Ruf seiner vielen Abenteuer wie durch seine ebenso zarte, als distinguirte Persönlichkeit die meiste Anziehungskraft auf sie aus; sie lernten sich lieben und verherrlichten einander in Prosa wie in Versen. Ihre Reise nach Italien und ihr gemeinschaftlicher Aufenthalt in Venedig ist vielfach besprochen worden und hat eine Art literar-historische Berühmtheit, wenn auch nicht immer in gutem Sinne erlangt. Sie brauchten, um glücklich zu sein, keinen der Marmorpaläste am Canal grande zur Wohnung, es genügte ihnen eine Gondelfahrt auf der Lagune und ein nächtlicher Spaziergang im Mondenschein an der Riva oder auf dem Markusplatz, wenigstens für einige Monate lang, um ihre Einbildungskraft in der höchsten Spannung zu erhalten. Allein die Gewohnheit, die das Band der Sympathie zwischen den beiden Liebenden unauflöslich verknüpfen sollte, lockerte es im Gegentheil und sie wurden einander schließlich gleichgiltig. Musset erzählt in seiner Confession d'un enfant du siècle eine Geschichte, wie sie zu dreien bei Tische waren, wie er sich bückt, um eine heruntergefallene Gabel aufzuheben und den Fuß seiner Freundin auf den seines besten Freundes gestützt sieht.

George Sand wurde von jener Zeit an immer emancipirter und wenn sie auf das Zusammenleben mit Einem Freunde verzichtete, so empfing sie dagegen mehrere zu gleicher Zeit und Didier, Chopin und Andere mußten ihr nach und nach den Thee serviren, während Liszt längere Zeit das Amt hatte, die seltsamen und zusammenhanglosen Compositionen, die sie improvisirte, zu Papier zu bringen. Calamatta gab ihr Unterricht im Zeichnen und De la Croix im Malen.

Ihre Abendgesellschaften kamen sehr bald in die Mode, obgleich sie selbst nur wenig dazu beitrug, sie geistig zu beleben. Wer sie zum ersten Male sah, hielt sie für kalt, zum Mindesten war sie jeder neuen Bekanntschaft gegenüber immer etwas verlegen und nur in Gegenwart intimerer Freunde wurde ihre Unterhaltung, wenn nicht lebhaft, doch bestimmt und ausdrucksvoll, obwol man vergebens eines jener glänzenden Bilder, an denen ihre Schreibweise so reich ist, in derselben erwartete. Im Allgemeinen hörte sie lieber zu, als daß sie selbst sprach, wobei sie es liebte, sich mit der Cigarette im Munde auf das Sopha zu strecken, ihren Schlafrock von braunem Sammt etwas aufzuschlagen, um ihre Beinkleider von rothem Kasemir zu zeigen, sich die phrygische mit Gold besetzte Mütze graziös auf dem Kopf zurecht zu rücken und mitunter einen ihrer chinesischen Schuhe auf den Teppich fallen zu lassen, um ihn sofort mit dem Fuße wieder aufzuheben.

Wie lange Frau Sand dieses bizarre und excentrische Leben führte, ist unbekannt und für den Literarhistoriker Nebensache, so lange er mit Befriedigung constatiren kann, daß George Sand nie aufhörte, zu arbeiten. Auch später, als mit den Jahren ihre krankhafte Phantasie sich etwas legte, und sie auf ihr Landgut Nohent zurückkehrte, suchte sie mit Vorliebe Trost und Ruhe in der Arbeit. Ihre Erfindungskraft schien unerschöpflich und eine lange Reihe in aller Welt gelesener Werke zeugt von der Fülle und dem Reichthum ihres Talentes. Im Laufe der Zeit änderte sich ihre Manier zu wiederholten Malen, allein ihr Styl blieb stets derselbe und bewahrte sich immer dieselbe grandiose, wenn auch vielleicht etwas zu sehr geschulte und stehende Form. Jene kleinen und graziösen Nachlässigkeiten, jene oft so anziehenden und bezaubernden Schwächen und Vergeßlichkeiten, die dem Leser bisweilen einen unverhofften Blick in die innersten Falten der Gedanken eines Autors thun lassen, findet man bei George Sand niemals.

Man will behaupten, daß der Styl ein Geschlecht habe. Wenn diese Behauptung wahr ist, darf man unbedenklich sagen, daß der Styl George Sand's männlichen Geschlechtes ist. Ihre Gestalten und Typen dagegen lassen sich nicht so ohne Weiteres classificiren. Sie tragen fast alle, als dem wirklichen Leben entnommen, den Stempel der Wahrheit an der Stirn und doch haben sie fast alle etwas Ideales und bilden eine Welt für sich, so daß sie uns oft wie Visionen und Erscheinungen vorkommen, die man im Traum sieht, von denen man weiß, daß sie Schöpfungen des Geistes sind und die man gleichwol wähnt mit Händen greifen zu können.

George Sand hat, wenn man ihre Wirksamkeit mit einem Blicke überschaut und das Facit derselben zieht, Alles in Allem den Beweis geliefert, daß man, um ein genialer Schriftsteller zu sein, kein Mann zu sein braucht.

Für das gesellschaftliche Leben dagegen hat sie die Lehre hinterlassen, daß die Emancipation der Frauen gewisse Grenzen nicht überschreiten darf. Gewiß war George Sand, wenn irgend eine Frau unseres Jahrhunderts, dazu berufen, gewisse Reformen auf diesem Gebiete anzuregen und vielleicht auch durchzuführen. Allein nachdem sie lange mit sich selbst gekämpft, warf sie die Männerkleidung von sich und kleidete sich wieder, wie es ihrem Geschlechte zukommt. Noch mehr, wenn je ein Weib von tiefer, wenn auch unbestimmter und nebelhafter Sehnsucht und einem unersättlichen Bedürfniß nach Genuß und Glück erfüllt und gequält wurde, so war sie es, allein auch sie mußte sich schließlich, wie sie selbst gestand, überzeugen, daß es auf der Welt nur eine wahre Freude, nur ein dauerndes Glück giebt — die Familie.

Eine ziemliche Reihe von Jahren ihres vielbewegten

Lebens war das Familienglück für sie ein Buch mit sieben Siegeln. Allein eine geraume Zeit lang widmete sie sich in der zweiten Hälfte ihres Lebens bis an das Ende desselben lediglich ihrer Familie und suchte nur selten noch außer derselben eine Zerstreuung in einer kurzen Reise nach Paris oder in der Unterhaltung mit einem alten Freunde, der dann und wann nach Nohent kam, um ein paar Stunden mit ihr zu verplaudern. Besonderes Vergnügen gewährten ihr die Vorstellungen auf dem Marionettentheater, die ihr Sohn Moritz dirigirte. Ich weiß nicht, ob der Taufname desselben daran erinnern soll, daß ihre Familie in verwandtschaftlicher Beziehung zu dem Marschall Moritz von Sachsen steht, wie vor einiger Zeit die französischen Blätter wissen wollten. Doch dies nur nebenbei.

Noch bis in die letzten Jahre arbeitete George Sand beinahe den ganzen Tag und erst gegen Abend ging sie in den Garten hinaus, wo sie bisweilen, um ihre Nerven zu beruhigen, grub und schaufelte und Blumen begoß, bis sie dann auf ihren Lehnstuhl zurückkehrte, sich von ihrem Sohne ein Bilderbuch oder stereoskopische Ansichten zeigen ließ oder auch an einem Gesellschaftsspiel theilnahm, bis sich der Schlaf einstellte.

So schilderte sie uns einer ihrer größten Verehrer. Und nun — schläft sie für ewig.

Fr. v. Dingelstedt's Project eines Bayreuther Festspiels der Fausttrilogie.

Schon die Vorbereitungen zu den Bayreuther Bühnenfesttagen, schon der Bau des dortigen Schauspielhauses hat vielfach den Gedanken angeregt, das, was dort zu der Entstehung gelangt, und zunächst allerdings nur einem speciellen, so zu sagen: einem Privatzwecke zu dienen bestimmt ist, auch zu andern patriotisch theatralischen Kunstzwecken auszunutzen und namentlich hat Franz Dingelstedt, der gegenwärtige bewährte Leiter des k. k. Hofburgtheaters, bereits im März dieses Jahres in Wien drei Vorlesungen über eine in Bayreuth zu veranstaltende Aufführung der ganzen Faust-Dichtung gehalten. Diese Vorlesungen sind auch bereits im Sommer dieses Jahres in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht worden und liegen jetzt in einem (Berlin 1876 bei Paetel) erschienenen, jedenfalls durch das glänzende Gelingen der Bayreuther Wagner-Tage veranlaßten Separatabdruck vor. Der eigenthümliche Titel dieses Schriftchens: Eine Faust-Trilogie erklärt sich daraus, daß Dingelstedt das gesammte Gedicht Goethe's in ähnlicher Weise, wie in Schiller's Wallenstein, Grillparzer's goldenem Vließ, Hebbel's Nibelungen und Björnson's Sigurd geschehen, in 3 Theile, in ein aus dem Prolog im Himmel und den wesentlich monologischen Eingangsscenen des Faust bestehendes Vorspiel, in ein zweites, die übrigen Abschnitte des ersten Theiles der Fausttragödie umfassendes Schauspiel, und in eine, aus dem zweiten Theil derselben zu bildende Tragödie einzutheilen beabsichtigt. Wie wir aus der gedachten Schrift ersehen, ist es übrigens dabei nicht, wie bei Wagner's Nibelungen-Ring auf ein mehrtägiges Festspiel, sondern, wie Dingelstedt bereits in Weimar am 11. November 1863 beim Wallenstein als möglich gezeigt, auf eine Aufführung der ganzen Dichtung an einem und demselben Tage abgesehen. Wir zweifeln auch nicht im Mindesten an dem wenigstens äußerlichen Gelingen des großartigen Projectes, d. h. daran, daß sich auch für dieses Unternehmen 1500 und mehr solvente Patrone finden und daß sich solchergestalt die nothwendige Basis desselben beschaffen lassen wird. Wir sind auch überzeugt, daß dazu gerade die Wahl der Fausttragödie besonders günstig sich erweisen wird. Zwar sind die bisherigen Versuche, die Dr. Wollheim da Fonseka in Hamburg und Leipzig, C. Gutzkow in Dresden*) und neuerlich die Herren Eduard und Otto Devrient in Weimar mit der scenischen Darstellung des zweiten Theiles der Fausttragödie gemacht haben, insofern nicht gerade allzugünstig ausgefallen, als es allen diesen Bemühungen nicht hat gelingen wollen, ein neues, in dem Repertoire der deutschen Bühnen festen Fuß fassendes Theaterstück zu gewinnen. Einerseits dürfte es sich aber bei einem in der vorgedachten Weise zu veranstaltenden Bühnenfestspiele gar nicht darum handeln, dem Repertoire der einzelnen im Vaterlande zerstreuten Bühnen ein solches Repertoirestück zu erobern; andererseits ist Goethe's Faust ohne alle Frage das großartigste Gedicht, welches in deutscher Zunge existirt, eines der großartigsten, welches überhaupt die Literaturgeschichte aller Zeiten und Völker kennt. Wir zweifeln daher auch nicht im Mindesten, daß, wie bei dem Wagnerfeste, auch bei einem solchen Goethefeste das Ausland, namentlich England und Amerika, ein nicht unbeträchtliches Contingent von Zuschauern stellen dürfte. Handelte es sich freilich dabei lediglich um eine deutsch-dramaturgische Frage, so würden wir unsererseits in erster Linie für die Wahl von Schiller's Wallenstein, hiernächst für die Wahl einer der Grillparzer'schen oder Hebbel'schen Trilogien, ja selbst noch eher für eine Aufführung der hochinteressanten Dichtung des stammverwandten Norwegers plaidiren. Für die zu einem derartigen Unternehmen immerhin nöthige Reclame, für die zu dem Gelingen desselben der Natur der Sache nach nöthige Neugier ist dagegen dem Faustprojecte sicherlich der Vorzug einzuräumen. Ist doch der zweite Theil dieser Dichtung der Mehrzahl der Leser immer noch ein mit sieben Siegeln verschlossenes Räthsel, das immer von Neuem zur Lösung anreizt.

Wie sich das Project nach der Idee seines Erfinders gestalten wird, darüber giebt freilich auch die uns vorliegende Schrift nur unzureichende Auskunft. Der Verfasser sagt selbst, daß, wollte er seine Idee in Bezug auf den dritten Theil der Trilogie vollständig darlegen, ihm nichts übrig bleiben würde, als den zweiten Theil der Dichtung abzuschreiben, scenische Anordnungen oder Aenderungen des Textes aber, Zusätze wie Striche —, an Ort und Stelle einzuschalten. Wir meinen, daß, auch wenn er dies hätte thun wollen, doch nur einem dramaturgisch sehr gebildeten Leser ein klares Verständniß seiner Intentionen aufgegangen sein würde. Im Ganzen hat uns die Schilderung, welche er von seinen Plänen giebt, offen gestanden bisweilen den Eindruck gemacht, als wenn über manche Schwierigkeiten mit Entlehnungen aus den heut zu Tage so sehr beliebten Feerien weggeholfen werden sollte. Dazu rechnen wir jedoch den Gedanken, die Verbindung einer Reihe von Scenen der Walpurgisnacht durch eine sogenannte wandelnde Decoration zu ermöglichen, keineswegs. Im Gegentheile meinen wir, daß selbst der berühmten Gartenscene im ersten Theile des Faust in dieser Weise am Besten aufgeholfen werden könne. Wenn Dingelstedt aber erklärt, den Höllenhund in Natur einführen zu wollen, so haben wir sofort an die Ziege in Meyerbeer's berufener Wallfahrt nach Plömerl und an das so sehr ver-

*) Es ist, beiläufig bemerkt, ein Irrthum Dingelstedt's, wenn er S. 107 sagt: Dresden habe unter dem Titel: Der Raub der Helena die classische Walpurgisnacht gebracht. Gerade von dieser enthielt das von Gutzkow arrangirte, am 100jährigen Geburtstag Goethe's (am 28. August 1849) mit vielem Beifall zur Aufführung gebrachte und am 29. August und 1. September wiederholte Bruchstück nicht ein Wort, vielmehr umfaßte dasselbe außer dem Zauberspiel am Hofe des Kaisers, die Scenen in Faust's Studirzimmer und das Erscheinen der Helena bis zu deren Verschwinden. Ob übrigens Gutzkow Recht hat, wenn er (in den Rückblicken auf sein Leben S. 356) meint, daß sein Raub der Helena alles „Theatralisch-brauchbare" aus dem 2. Theil des Faust zusammenfasse, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

spottete Roß Grane im Nibelungenring denken müssen; und wenn er nach S. 129, als Faust und Mephistopheles das düstere Studirzimmer des Ersteren verlassen, grelle Flammen aus dem Boden aufschlagen, den magischen Hausrath der Zelle ergreifen, die Quartanten und Folianten, die Instrumente und Gefäße zerstören und endlich die Zelle zusammenstürzen lassen will, so haben wir nur zu bedauern, daß er dadurch jedenfalls mit veranlaßt worden ist, die in dem zweiten Theile in Faust's verlassener Zelle spielenden, wie wir aus Gutzkow's Raub der Helena wissen, theatralisch höchst wirksamen Scenen nicht nur zu beschneiden, sondern gänzlich wegzustreichen. Wir unsererseits erachten gerade diese Momente für die Verbindung beider Theile der Tragödie als überaus wichtig und unerläßlich.

Unverständlich und mit der ganzen Grundidee der Helena-Erscheinung, wie sie Goethe nun einmal benützt, unverträglich erscheint uns ferner auch der Gedanke, die Geburt des Euphorion gänzlich zu beseitigen. Zwar sind wir ganz der Ansicht Hettner's (Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Theil III, Buch 3, Abth. 2, S. 578), daß es ein falscher Zug sei, wenn der Dichter, voraussetzlich durch übel angebrachte Bescheidenheit, bestimmt wurde, nicht sich selbst oder Schiller, sondern Lord Byron als den Träger der modernen, aus der Verbindung des hellenischen Ideals mit der Poesie des germanischen Mittelalters geborenen Kunst hinzustellen. Für unverzeihlich, und mit der Auffassung Goethe's im grellsten Widerspruch stehend würden wir es aber erachten, wenn die theatralische Bearbeitung, indem sie jene am Ende freilich auf ein ziemlich frostiges Allegorienspiel hinauskommende Scene ausstreicht, die Verbindung des Classischen und Romantischen als gänzlich fruchtlos oder gar als zeugungsunfähig hinstellen wollte. Sind nicht eben Goethe und Schiller lebende Zeugen, ist nicht vor Allem auch der Goethe'sche Faust eine sichtbare, lebendige Frucht jener Verbindung? Auch den Homunculus würden wir, und zwar aus ähnlichen Gründen, nur ungern missen, so wenig wir auch glauben, daß eine oder die andere Idee auf der Bühne große Wirkung haben werde und so wenig wir über die Art und Weise ihrer Darstellung einen praktischen Rath zu ertheilen wüßten. Wenn es aber unseres Bedünkens eine der Hauptaufgaben einer scenischen Darstellung des zweiten Theiles von Goethe's Faust ist, die Ideen, welche der Dichter in dieses Werk hineingeheimnißt und auf deren Aussprache es ihm eben dabei ankam, zu möglichst klarer Anschauung zu bringen, so kann Homunculus (nach Düntzer II. S. 120 das besonnene, in lebendiger selbstbewußter Kraft nach der idealen Schönheit hingetriebene Streben, nach Hettner a. a. O. das Verlangen des noch Ungestalteten nach Gestalt, das Seufzen des noch blos Gedachten nach Dasein und Wirklichkeit), so kann vor Allem Euphorion der Repräsentant der ganzen modernen Poesie nicht gänzlich fehlen.

Freilich stehen wir da vielleicht an einer der Grenzen der Bühnenfähigkeit der Helena-Episode überhaupt.

Wie uns die Mittheilungen Dingelstedt's in Betreff der Pläne, die er mit der Bearbeitung des Faust vorhat, nicht allenthalben befriedigt haben, so vermissen wir auch noch zur Zeit ein Eingehen auf die so zu sagen ökonomische Seite des Projectes. Wir erfahren zwar, was zur Aufführung gelangen und wo die Aufführung stattfinden soll und auch das Wann wird wenigstens insofern angedeutet, als der Verfasser Goethe's Geburtstag, den 28. August, wenn auch noch zur Zeit ohne Bestimmung des Jahres, in welchem dies geschehen soll, dazu auserküren möchte. Sehr gern aber hätten wir eben auch noch ein Wort über das Wie? d. h. darüber gehört, wie seiner Ansicht nach das großartige Unternehmen am passendsten einzuleiten und zu befördern sei? Ist denn kein Wagner — oder kein Feustel da, um die Sache zu organisiren? Ist man bereits mit dem in Bayreuth bestehenden Festcomité in Verbindung getreten? Will derselbe vielleicht zunächst die für 1877 in Aussicht stehende Wiederholung des Nibelungenrings vorüber gehen lassen, bevor weitere Schritte in der Sache geschehen sollen? Und sollte es nicht wie bei dem Wagnerfeste nöthig sein, daß sich in allen bedeutenderen Städten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz Goethe-, will sagen: Faust-Vereine bildeten?

Jedenfalls rufen wir dem Unternehmen unsererseits ein fröhliches Glückauf entgegen.

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von Oscar Paul.

Die Kunstfreunde verehren in dem productiven Künstler, sofern er zu den Heroen der Kunst gehört, einen Genius, welcher weit über den Grenzen ihres verständig und selbstbewußt rechnenden Denkens schwebt. Dennoch ist der Künstler, dessen Productivität mit so mächtiger Gewalt das Gemüthsleben erfaßt, ein Mensch wie sie, in welchem dieselben Geisteskräfte wirken, wie in ihnen selbst, nur in ihrer eigenthümlichen Richtung reiner, geklärter, in ungestörtem Gleichgewichte, — und indem die Kunstfreunde mehr oder weniger schnell und vollkommen die Sprache des Künstlers verstehen, fühlen sie, daß sie selbst Theil haben an diesen Kräften, die so Wunderbares hervorbrachten. Diese von bedeutungsvollen Männern der Wissenschaft vertretene Wahrheit kann besonders bei Beobachtung der zum Ideale aufstrebenden Jugend, in welcher sich jene sympathischen Regungen am leichtesten entzünden, deutlich erkannt werden; diese verfällt aber auch am leichtesten in den Irrthum, zu sich selbst zu sagen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst." Von diesem Wahne sind so manche unserer jüngeren Tonkünstler befangen, denen Wagner's Tonpoesie ins Herz gedrungen ist und von denen jeder so gern in derselben Richtung die gleiche Schöpferkraft offenbaren möchte, wie sie in jenem Geiste lebt, dessen eminente dramatische Kraft in der letzten Kunstepoche die heftigste Bewegung hervorgerufen hat. Die Geschichte des musikalischen Dramas hat nur einen Zeitabschnitt im vorigen Jahrhundert aufzuweisen, welcher mit Bezug auf die Kämpfe unserer Zeit als Parallele gelten kann, nämlich die Epoche des dramatischen Tonschöpfers Gluck, dessen Principien in vielen Punkten mit den Grundsätzen Wagner's harmoniren. Diese Congenialität stellt das erste Concert des Musikvereins „Euterpe", um dessen Erhaltung und Förderung, wie dies von allen Seiten uneingeschränkt anerkannt worden ist, sich Herr Commerzienrath Julius Blüthner die größten Verdienste erwirbt, durch die Ausführung der Ouvertüre zu „Iphigenie in Aulis" von Gluck mit dem Schlusse von Richard Wagner in den Vordergrund; denn als erste Programmnummer mußte das Werk als eine Andeutung gelten, daß der Musikverein Euterpe die Absicht hege, das Bedeutungsvollste der Vergangenheit in harmonischen Zusammenhang mit den geistvollen Schöpfungen der Gegenwart zu bringen. Gluck und Wagner sind die beiden Meister, deren Schaffen besonders eine solche Hindeutung verstattete, da gewiß selbst Gegner der Wagner'schen Richtung niemals in Abrede stellen werden, daß Wagner seinen Vorgänger im innersten Wesen erfaßt und ihm mit Pietät seine Huldigungen dargebracht hat. Zugleich liegt in diesem Verhältniß beider Meister für die aufstrebende Jugend die gute Lehre, erst das Alte genau kennen und würdigen zu lernen, ehe man sich mit den eigenen Ideen Platz machen will. Auch Gluck hatte vor der Entfaltung der eigenen Principien das Wesen der italienischen Oper gründlich studirt und ebenso die Werke der national-französischen Dramatiker

Lully und Rameau gründlich kennen gelernt. Sein Ruf war bereits vor der Aufführung seiner Oper „Iphigenie in Aulis“ in Paris ein sehr bedeutender, so daß in einem Schreiben an einen der Directoren in Paris unter Anderem gesagt werden konnte: „Es ist Sache des Talents, daß Gluck ein eben so großer Dichter als Componist ist, alles trägt den Stempel seiner großen Genialität und seines Geschmacks, und es ist nichts, was gewöhnlich oder vernachlässigt wäre.“ Auf solches Lob antwortete Gluck mit einer präcisen Auseinandersetzung seiner Principien, welche gewiß in der Jetztzeit nur Wenigen bekannt geworden ist. „Ich würde mit Recht Vorwürfe verdienen und mir die bittersten selbst machen,“ schrieb Gluck, „wenn ich mich nicht gedrängt fühlte, auf das von hier an einen der Directoren der Akademie der Musik gerichtete und in Ihrem October-Stücke aufgenommene Schreiben, was die größten Lobeserhebungen der Iphigenia in Aulis enthält, wofür ich dem Verfasser herzlich danke, zu erklären: daß ihn ohne Zweifel seine Freundschaft und eine zu günstige Theilnahme geleitet haben und daß ich weit entfernt bin, mir zu schmeicheln, die Lobeserhebungen, die er mir gemacht, verdient zu haben. Ja ich würde mir einen noch empfindlicheren Vorwurf machen, wenn ich die Erfindung einer neuen Gattung der italienischen Oper, deren Tendenz der Erfolg gerechtfertigt hat, mir allein zueignen lassen wollte. Es ist der Herr von Calzabigi, dem das vorzüglichste Verdienst darum gehört; und wenn meine Musik einiges Aufsehen erregt hat, so glaube ich mit Dank erkennen zu müssen, wie viel ich ihm schuldig bin; denn er allein ist es, der mich in den Stand gesetzt hat, die Quellen meiner Kunst entwickeln zu können. Dieser Schriftsteller von viel Genie und Talent hat in seinen Gedichten: Orpheus, Alceste und Paris (Paris und Helena), einen den Italienern wenig bekannten Weg verfolgt; denn die genannten Werke sind voll der glücklichsten Situationen, der furchtbarsten und erhabensten Züge, die dem Componisten Gelegenheit genug gaben, große Leidenschaften auszudrücken, und eine energische, ergreifende Musik zu schaffen. So viel auch ein Componist Talent besitzt, so wird er doch niemals eine andere als mittelmäßige Musik machen, wenn der Dichter nicht einen Enthusiasmus in ihm erweckt, ohne welchen die Producte aller Künste schwach und ärmlich sind. Die Nachahmung der Natur ist das große Ziel, was sie vor Augen haben müssen, und was auch mich beseelt, es zu erreichen. Stets einfach und natürlich, so weit es möglich ist, suchte ich in meiner Musik die Poesie nur durch die kräftigsten Ausdrücke und die angemessendste Declamation zu heben. Dies ist auch der Grund, warum ich die Passagen, Triller und Cadenzen vermeide, die der Italiener so sehr liebt. Ihre Sprache, die sich dazu so leicht eignet, und auch noch andere Vortheile gewährt, kann mich in dieser Beziehung nicht verleiten; denn ich als ein Deutscher glaube mir nicht erlauben zu dürfen, so viel Mühe ich auch auf die Erlernung der italienischen und französischen Sprache verwendet habe, über die feinen Nüancen, die der einen Sprache vor der anderen den Vorzug geben, absprechen zu dürfen, und ich bin der Meinung, daß sich alle Fremde eines Urtheils darüber enthalten sollten; aber soviel glaube ich darf mir zu sagen erlaubt sein, daß diejenige die vorzüglichste ist, in welcher mir der Dichter die mehresten Mittel, die Leidenschaften auszudrücken, verschaffen kann. Und diesen Vortheil glaube ich in dem Texte der Oper Iphigenie, deren Poesie so kräftig und zur Begeisterung für gute Musik geeignet zu sein schien, gefunden zu haben. Ob ich schon niemals in dem Falle gewesen bin, einem Theater meine Arbeiten anzubieten, so möchte ich doch auch dem Verfasser des erwähnten Schreibens keine böse Absicht unterschieben, die „Iphigenia“ der „Akademie der Musik“ in Vorschlag gebracht zu haben. Ich gestehe es, daß ich die Iphigenia mit Vergnügen in Paris gearbeitet hätte, theils der Aufführung wegen, theils aber aus dem Grunde, daß mit Hilfe des berühmten Rousseau von Genève, den ich zu Rathe gezogen haben würde, wir vereinigt eine edle ausdrucksvolle und natürliche Melodie hätten suchen und durch den genauen Ausdruck der Prosodie jeder Sprache und dem Charakter jeder Nation gemäß, ein Muster hätten feststellen können, so wie ich es vor Augen habe, nämlich: eine allen Nationen gleich ansprechende Musik, um den lächerlichen Unterschied der National-Musiken aufzuheben. Das Studium der Werke dieses großen Mannes über die Musik, unter andern die Briefe, in welchen er den Monolog der Armide des Lully analysirt, die einen Beweis der Vortrefflichkeit seiner Kenntniß und der Sicherheit seines guten Geschmacks geben, haben mich zur Bewunderung hingerissen, und ich habe daraus die genaueste Ueberzeugung gewonnen, daß er die bewunderungswürdigsten Wirkungen, welche die Alten der Musik zuschreiben, würde haben hervorbringen können, wenn er seine Theorie durch die Ausübung hätte bestätigen wollen. Ich freue mich, ihm hier bei dieser Gelegenheit und öffentlich den Tribut meiner Verehrung, den er verdient, bringen zu können, sowie ich darum bitte, diesen Brief in Ihrem nächsten Merkur-Stücke gefälligst aufzunehmen. Ich habe die Ehre zu sein ꝛc. Gluck. Im Februar 1773.“ Dieser Brief läßt sicherlich eine Unbescheidenheit oder Selbstüberhebung, die man Gluck vielfach mit Unrecht vorgeworfen hat, in keiner Weise wahrnehmen; nur seine durch Parteileidenschaft in die höchste Aufregung versetzten Gegner zogen persönliche Motive in den Streit hinein, welcher sich über die dramatisch-musikalischen Principien erhob und dessen Fortsetzung die heftigste Erbitterung zwischen den streitenden Parteien hervorbrachte. Leider hat auch die Gegenwart ein Spiegelbild aufzuweisen, welches die Wissenschaft nur mit Bedauern betrachten kann; denn diese verlangt vor allen Dingen ein strenges Festhalten der Sache, sie verachtet aber das rohe Angreifen des Charakters, die intriguante Witzelei über persönliche Eigenschaften und böswillige Vermuthungen über nicht bewiesene Dinge. Gewiß wäre es im Interesse der Kunst und Künstler zu wünschen, daß bei allen Streitigkeiten auf dem Boden der Wissenschaft gekämpft und hier mit Ruhe, Klarheit und Besonnenheit die Aufgabe zu lösen gesucht würde, die alle Parteien vereinigende Wahrheit zu finden und in präcisen Formen hinzustellen. Jeder wissenschaftliche Streit kann nicht den Zweck verfolgen, die Menschen zu trennen, sondern die Versöhnung im Denken und Handeln herbeizuführen. Eine solche Versöhnung ist schon längst eingetreten über das Wirken des großen Tondichters Beethoven, dessen Schaffen ebenfalls Anfeindungen zu erdulden hatte, wenn auch, wie dies bei der Universalität dieses mächtigen Geistes natürlich erscheint, der Kampf ein bei Weitem geringerer war, als in der Zeit Gluck's gegen die dramatischen Schöpfungen dieses Meisters. Sein weltversöhnendes Princip „seid umschlungen Millionen“ offenbart sich nicht allein in seiner populären neunten Symphonie, in dem größten Hymnus, der jemals in Tönen gedichtet wurde, sondern auch in vielen anderen instrumentalen Schöpfungen, unter welchen das Concert für die Violine einen ganz hervorragenden Platz einzunehmen berechtigt ist. Die Reproduction des herrlichen Werkes, dessen tiefer Gehalt in der neuesten Zeit von allen hervorragenden Violinisten dem Publicum vermittelt wird, gelingt in wahrhaft vollendeter Form nur den ausgezeichnetsten Meistern, unter welchen Jean Becker und Joachim wol eine Zeit lang die ersten Plätze behauptet haben und jetzt noch als unübertroffene, wenn auch vielleicht als erreichte Muster in der Interpretation jener edlen Tonschöpfung gelten müssen. Zu den in den letzten Jahren als Meister ersten Ranges aufgetretenen Violinvirtuosen gehört auch der Berliner Musiker Herr **Eduard Rappoldi**, königl. preuß. Professor der Musik, dessen Technik ebenso abgeklärt erscheint, wie seine Auffassung allenthalben den denkenden Geist wahrnehmen läßt. In der That kann sich Berlin zu solchem Virtuosen gratuliren, weil derselbe

nicht allein das virtuose Element vollkommen beherrscht, sondern vor allen Dingen das innere Wesen der Tonkunst mit tiefem Verständniß erfaßt und dieses in seinen Reproductionen zur Geltung zu bringen sucht. Bei seinen Vorträgen empfindet man deutlich, daß in ihm der Musiker über den Virtuosen herrscht und dieser letztere sich dem ersteren in jeder Beziehung dienstbar erweist. Die Schönheit der Tongebung, die Größe der Auffassung, die Klarheit in der Ausführung von Passagen, die edle Einfachheit in der Schattirungskunst: alle diese Vorzüge bekundete der Meister im vollkommensten Grade bei der Wiedergabe des Beethoven'schen Violinconcerts; nicht geringere Reproductionskunst entfaltete derselbe auch bei der Ausführung des Präludiums und der Fuge aus der ersten Violin-Sonate von Sebastian Bach (G-moll), während er im Vortrage der Etude Nr. 24 von Paganini seine eminente Technik im größten Glanze zeigte. Kurz Herr Professor **Rappoldi**, welcher auch als Componist sehr schätzenswerthe Eigenschaften und tüchtige Kenntniß des Satzes gezeigt hat, ist ein nach allen Seiten hin gediegener und geistig bedeutender Künstler, um dessen Besitz Berlin beneidet werden kann. Als den Besuchern der Euterpe sehr angenehme Erscheinung zeigte sich Frl. A. **Redecker**, welche vom Publicum mit dem wärmsten Beifall aufgenommen und durch Ovationen nach den Vorträgen geehrt wurde. Diese bestanden aus der Arie: „ich wob dies Gewand" aus dem Chorwerke Odysseus von Max Bruch, aus den Liedern: a) Frühlingslied von E. Lassen, b) Entsagung von Paul Klengel, c) Dornröschen von demselben. Diese Erzeugnisse brachte die mit sehr schöner Altstimme begabte Sängerin Frl. **Redecker**, welche mit allem Eifer an der Beseitigung des störenden Tremulirens arbeiten möchte, in recht anerkennenswerthem Grade zur Geltung, so daß die Zuhörerschaft über den Werth der ihr vermittelten Werke in keiner Beziehung im Unklaren bleiben konnte. Besonders interessant war für Sachkenner die Wahrnehmung, daß sich in dem jungen Künstler **Paul Klengel**, welcher als tüchtiger Violinvirtuos und als Musiker überhaupt sich Ruf und Achtung erworben hat, ein recht glückliches Talent in der Liedcomposition entwickelt. Die Gabe zum Charakterisiren wird sich bei größerer Ruhe, als sie der auf Concertreisen ungemein thätige junge Virtuos gewinnen kann, in noch höherem Grade entfalten, da unbedingt ein trefflicher Fond in der Productionskraft desselben enthalten ist. Es dürfte hierbei die Bemerkung nicht überflüssig erscheinen, daß Herr **Paul Klengel** kürzlich durch schriftliches und mündliches Examen auf Grund seiner musikwissenschaftlichen Fähigkeiten die Doctor-Würde erlangt hat. Hoffentlich wird auch in Zukunft die wissenschaftliche Richtung für den jungen Musiker besonders anziehend sein und das Ziel von ihm nicht aus den Augen verloren werden, welches er durch weitere Studien vielleicht in nicht ferner Zeit erreichen könnte. Es würde gewiß Allen, welche sich für das Talent des Herrn Dr. **Paul Klengel** interessiren, sehr erfreulich sein, denselben auch als Universitäts-Docenten begrüßen zu können. Das erste Euterpeconcert brachte außerdem an Ensemblewerken die dritte Serenade für Streichorchester von Robert Volkmann (D-moll) und Symphonie Nr. 8 von Beethoven, deren Ausführung erkennen ließ, daß Herr Commerzienrath **Julius Blüthner** in Herrn **Treiber** einen sehr klaren, besonnenen, umsichtigen und geübten Orchesterdirigenten gewonnen hat, welchem es gewiß bald gelingen wird, sich die vollsten Sympathien zu erwerben. Man mag vielleicht hin und wieder durch die selbständige Auffassung des Herrn **Treiber** hinsichtlich der Temponahme ein wenig fremdartig berührt werden, weil man in Leipzig an der Tradition streng festhält; immer wird man aber erkennen, daß Herr Capellmeister **Treiber** mit vollstem Bewußtsein seine Aufgaben erfaßt und mit sicherer Kenntniß der Details die glückliche Lösung herbeiführt. Nicht allein das sehr hervorzuhebende Directionstalent des neuen Euterpecapellmeisters, sondern auch seine vorzügliche Virtuosität im Clavierspiel lassen die neugewonnene Kraft als eine Bereicherung im Musikleben Leipzigs erscheinen. Seit Jahren kenne ich bereits Herrn Capellmeister **Treiber** als einen brillanten Pianisten, welcher ebenso in der älteren classischen wie in der modernen Clavierliteratur erfahren ist und für beide Richtungen, für die classische und moderne, ein gleich bedeutendes Reproductionsvermögen besitzt. Sein nobler, singender Ton, seine Feinsinnigkeit in der Verwerthung des graziösen Elements, seine Bravour und glänzende Behandlung des Instruments sichern ihm unter den Virtuosen der Jetztzeit einen hervorragenden Platz, welchen besonders das musikalische Wesen seiner Reproductionskraft errungen hat. Auch in dem zweiten Euterpeconcert hat der Künstler sein bedeutendes Talent und sein Können wiederum klar bewiesen durch den Vortrag des C-dur-Concertes von Beethoven und der großen Fantasie Op. 15 von Schubert-Liszt. Leider war ich verhindert, diese Vorträge selbst zu hören; aber tüchtige Sachkenner versicherten mir, daß sich dieselben auf gleicher Höhe mit seinen früheren Reproductionen gehalten hätten. Im Uebrigen wurde das zu lange Programm der Euterpe getadelt, welches noch folgende Nummern enthielt: D-dur Suite von Seb. Bach, Variationen für Orchester über ein Thema von J. Haydn von Johannes Brahms, Arie aus Mozart's Titus und zwei Gesangsstücke aus den Sommernächten von Hector Berlioz, vorgetragen von Frau **Marie Hardtz**, herzogl. Hofopernsängerin aus Dessau, deren Indisposition bedauert, deren Talent aber nicht in Abrede gestellt wurde, wogegen im 3. Euterpeconcert der Cellovirtuos Herr **Louis Lübeck**, fürstl. Kammervirtuos aus Sondershausen, in bester Disposition den Vortrag des Concertes A-moll für Violoncello von Robert Volkmann und einer Romanze seines Vaters J. Lübeck bewirkte. Der schöne, große Ton des Hrn. **Lübeck** ist bereits früher, als dieser Kammervirtuos aus Sondershausen noch in Leipzig angestellt war, oft als Specialität rühmend hervorgehoben worden und auch jetzt kann man dieselbe ausgezeichnete Eigenschaft wieder besonders in den Vordergrund stellen. Zur Entfaltung der Quantität und Qualität des Tones gaben die genannten Stücke, von welchen das erstere eine tiefernste oft symphonisch gehaltene Production ist, volle Gelegenheit, weniger aber zur Entwickelung einer glänzenden modernen Virtuosentechnik, deren Ausübung früher Herrn L. Lübeck besonderes Vergnügen bereitete. Jedenfalls hat aber das Spiel des Virtuosen einen soliden, höchst angenehmen Eindruck hinterlassen und den Wunsch erweckt, denselben auch in seiner Leistungsfähigkeit nach anderen Richtungen hin, z. B. im Quartettspiel, würdigen zu können, um ein vollständiges Bild zu erhalten, wie weit das Leistungsvermögen im Sturm und Drang der Welt und in der behaglichen Ruhe des Daheims gewachsen ist. Das Orchester brachte Beethoven's Ouverture in C-dur Op. 115, die Symphonie in F-dur von Hermann Götz und die für Paris neu componirte Scene „der Venusberg" zur Oper „Tannhäuser" von Richard Wagner zur Aufführung. Die Ouverture verlangt entschieden eine bis ins Detail fertige virtuose Ausführung, um wirken zu können, ebenso die bereits früher besprochene Symphonie von Götz, und Wagner's Venusbergscene paßt nicht in den Concertsaal. Man kann also der Wahl beider Stücke nicht recht zustimmen und besonders ist zu tadeln, daß Wagner auf solche Weise verkleinert wird. Wagner's Schöpfungen sind von der Bühne nicht loszulösen und nur auf dieser ist das Feld der Ehre für den bedeutungsvollsten **dramatischen** Tondichter der Jetztzeit. Beethoven's Princip „alles zur rechten Zeit und am rechten Orte" ist auch in Rücksicht auf Wagner sehr zu beherzigen, damit er nicht zu dem Ausspruch genöthigt wird: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden." Dagegen ist eine verständige Belehrung über einzelne Werke, für welche in Ermangelung des Orchesters ein Clavier

zu Hilfe genommen wird, in keiner Weise zu tadeln, im Gegentheil muß man sich nur freuen, daß in neuester Zeit in Leipzig, der Vaterstadt des Meisters, mit Besonnenheit und Ruhe der Wagnerverein zum Verständniß der vom Tondichter geschaffenen Werke einige Belehrungsabende veranstalten wird. Der Vorstand des Leipziger Richard Wagner-Vereins besteht aus dem unermüdlich thätigen und eifrigen Förderer der Bayreuther Unternehmung Herrn Musikalienverleger und Herausgeber des musikalischen Wochenblattes E. W. Fritzsch, dem um Leipzigs kirchliche Tonkunst so hochverdienten Prof. L. Riedel, dem trefflichen Kritiker und Musikgelehrten Dr. F. Stade, dem jetzt oft gerühmten Capellmeister Sucher und einem mir unbekannten Herrn Rud. Zenker. In einer von diesem Vorstand unterzeichneten Anzeige wird gesagt: „Der unterzeichnete (Vorstand des Richard Wagner-Vereins) hat seine Thätigkeit wieder aufgenommen und sich dabei die Förderung des Verständnisses für Richard Wagner's „Ring des Nibelungen" zum Zweck gesetzt. Er glaubt denselben in der Weise am besten zu erreichen, daß er während der Zeit von Anfang December l. J. bis Ende Juli n. J., also bis zum Wiederbeginn der Bayreuther Aufführungen, aller 14 Tage stattfindende Versammlungen veranstaltet, in welchen das betreffende Werk abwechselnd musikalisch und literarisch durchgenommen wird. Der Ausführung dieses Vorhabens traten bereits eine beträchtliche Anzahl von Freunden der Wagner'schen Kunst, Damen und Herren, als Mitglieder bei. Weitere Beitrittsanmeldungen sind bei dem mitunterzeichneten E. W. Fritzsch, Königstr. 24, hier zu bewirken. Der Mitgliedsbeitrag ist auf 10 ℳ im Ganzen festgestellt." So weit mir die Angelegenheit bekannt geworden ist, können natürlich auch Auswärtige dem Wagnerverein unter denselben Bedingungen, wie sie der Vorstand bekannt gegeben hat, beitreten, um sich mit dem Wesen der Sache näher vertraut zu machen. Richard Wagner ist jedenfalls nicht allein in der Kunstgeschichte, sondern auch in der Culturgeschichte und in dem politischen Leben unserer Zeit eine so hochinteressante Erscheinung, daß sowol Gegner als Freunde seiner Principien nicht vernachlässigen dürfen, diese bis in die kleinsten Züge hinein kennen zu lernen. Es giebt sogar Musiklehrer, welche unaufhörlich raisonniren, ohne daß sie über die Werke des Meisters ordentlich informirt sind; bei solchem Raisonnement wird man freilich auch immer die traurige Wahrnehmung machen, daß Dilettanten nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen haben. Die Versöhnung wird aber gewiß immer am sichersten herbeigeführt, wenn man zunächst sich bemüht, die Sache richtig anzufangen und gründlich zu lernen. Nur der Mensch kann zum Lehren tauglich sein, welcher stets das Bedürfniß in sich fühlt, durch Lernen sein Wissen zu erweitern.

Joh. Friedr. Herbart's Pädagogische Schriften in chronologischer Reihenfolge herausgegeben mit Einleitung, Anmerkungen und comparativem Register versehen von Dr. Otto Willmann. Erster Band mit einem Bildnisse Joh. Fr. Herbart's nebst Tabellen und Tafel. Leipzig, Leop. Voß 1875. Herbart war der einzige unter den deutschen Philosophen, der die Pädagogik als eine philosophische Wissenschaft von der Anschauung seines Systems aus bearbeitet und dargestellt hat. Wo Fichte, Schelling rc. dieselbe berührten, geschah es nur gelegentlich. Herbart, dessen Philosophie als eine Abzweigung scheinbar außer dem Entwickelungsgange der neueren deutschen Philosophie liegt, ist dessen ungeachtet nicht ohne Bedeutung für die Fortbildung der Philosophie der Gegenwart geblieben. Herbart war es, der dem Pantheismus seiner Zeit gegenüber den Realismus und Individualismus zu begründen suchte und einen Weg für die Fortentwicklung der Philosophie öffnete, wobei er sich an Leibnitz anschloß. Diese Art philosophischer Forschung gab der Philosophie Herbart's den Charakter unbefangener Beobachtung und eines tieferen Verständnisses des Menschen und seines Bedürfnisses. Als den Grundbegriff der Pädagogik erkennt Herbart die Bildsamkeit des Zöglings. Bildsamkeit des Willens zur Sittlichkeit kennen wir nur beim Menschen. Die Pädagogik als Wissenschaft läßt Herbart von der praktischen Philosophie und der Psychologie abhängen; jene zeigt das Ziel, diese den Weg und die Gefahren. Aeußerst anregend sind für das tiefere Verständniß der Kunst der Erziehung die kurzen, scharf treffenden Sätze des „Umrisses pädagogischer Vorlesungen". Seine ernste ethische Auffassung der Erziehung entspricht wenig der Ansicht derer, welchen die Erziehung eine bloße Ausbildung der Intelligenz ist. Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung der pädagogischen Schriften bespricht in einer eingehenden Einleitung die Entwickelung der Philosophie Herbart's, dessen Pädagogik und ihr Verhältniß zur Gesammtphilosophie desselben. Bei der Herausgabe ist die Anordnung der Schriften nach der Zeit ihres Ursprunges getroffen. Der vorliegende erste Band umfaßt: Aus Herbart's Erzieher-Leben, Briefe und Berichte (1797—1800); Ideen zu einem pädagogischen Lehrplan für höhere Studien (1801); Ueber Pestalozzi's neueste Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt (1802); Pestalozzi's Idee eines A B C der Anschauung untersucht und wissenschaftlich ausgeführt (1802); Rede bei Eröffnung der Vorlesungen über Pädagogik (1802); Kurze Darstellung eines Planes zu philosophischen Vorlesungen (1804); Ueber die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung rc. (1804); Ueber den Standpunkt der Beurtheilung der Pestalozzi'schen Unterrichtsmethode (1804); Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet (1806); Aus akademischen Vorlesungen (1807—1808); Aus der Göttinger pädagogischen Gesellschaft (1809) (Anleitung für Erzieher, mit Knaben die Odyssee zu lesen, von Dissen; Bemerkungen über die Lectüre des Herodot nach der des Homer, von Friedr. Thiersch; über den Gebrauch des Alten Testamentes für den Jugendunterricht, von Friedr. Kohlrausch). Leider gestattet uns der Raum nicht, eine Charakteristik der einzelnen Schriften dieses Bandes zu geben und auf ihre Bedeutung, auf das vielfach Anregende zum Verständniß der Kunst der Erziehung hinzuweisen. Aber je mehr man in unseren Tagen geneigt ist, flüchtig das Unentbehrliche für den Erziehungsberuf zusammen zu bringen, um desto mehr möchten wir auf diese Schriften eines tiefen und ernsten Denkers hinweisen. Dr. Willmann hat sich durch die Herausgabe der pädagogischen Schriften Herbart's Anspruch auf den anerkennenden Dank der pädagogischen Welt erworben. F. M.

—ψ—. Das heutige Rußland. Zweiter Theil: Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des Zarenreiches in Asien. Herausgegeben von H. v. Lankenau und L. v. d. Oelsnitz. Mit 120 Text-Abbildungen und vier Tonbildern. Leipzig, Verlag von Otto Spamer 1877. (S. VIII, 402; 8°.) Dem ersten Theile des vorstehend genannten Werkes, welchen wir bereits in diesen Blättern (Wiss. Blg. Nr. 28 dieses Jahres) zu besprechen Gelegenheit gehabt haben, ist schnell der zweite gefolgt, in welchem wir eine Darstellung des russischen Reiches in Asien erhalten. Die Schwierigkeiten, welche der erste Band zu überwinden hatte, waren bei dem vorliegenden noch ungleich bedeutender, dafür ist aber auch das Verdienst der Herausgeber ein um so größeres. Die Hauptaufgabe Rußlands ist es, Träger europäischer Cultur im fernen Osten zu sein, die wilden Barbarenhorden Innerasiens der Civilisation zu unterwerfen und sie womöglich zu gesitteten Menschen zu machen. Hier hat Rußland seine Mission zu erfüllen, während

alle anderen Bestrebungen nach Ausdehnung und Erweiterung seiner Macht Irrwege sind, die es auf der ihm von der Natur und Geschichte angewiesenen Bahn aufhalten und von seiner eigentlichen Aufgabe ablenken. Diese Ziele, deren Kenntniß in Europa noch ziemlich schwach ist und die durchweg in ihrer Bedeutung unterschätzt werden, zu beleuchten, ist der Hauptvorwurf, welchen sich die Verfasser gestellt haben. Dazu war es aber durchaus nothwendig, von den mannichfaltigen Verschiedenheiten in Bezug auf Land, Klima, Thier- und Pflanzenwelt dieses Riesenreiches dem Leser eine richtigere Vorstellung zu verschaffen, als es bisher der Fall war, denselben einzuführen in die Wohnungen der Naturvölker, welche in unendlichem Stammesunterschiede jene Schneewüsten, Steppen und lieblichen Gefilde bewohnen, endlich durch Verfolgung der sich historisch entwickelnden Besitznahme und der vom Ural bis zur Beringsstraße, vom Taimura-Cap bis zum Amu fortschreitenden Colonisirung die Resultate darzulegen, welche eine consequent einheitlich wirkende Macht zu erreichen vermag. Wie weit es den Verfassern gelungen ist, diese ihre Absicht zu erreichen, mag aus dem Bekenntniß ersehen werden, daß wir bis jetzt in deutscher Sprache kein Werk besessen haben, welches alle neueren Forschungen in einer so anziehenden und gemeinverständlichen Weise zusammenfaßt, so daß dadurch ein Volksbuch geschaffen worden ist, welches nicht nur unterhält, sondern auch gründlich belehrt, so daß es allseitig die vollste Befriedigung gewährt. Das Werk beginnt mit der Beschreibung des Kaukasus, wendet sich von da zum Uralgebirge und betrachtet dann Sibirien sowie die übrigen russischen Besitzungen in Centralasien. Den Schluß bildet ein geographisch-statistischer Abriß des russischen Reiches. Sehr erhöht wird die Brauchbarkeit des Buches durch ein vollständiges Namen- und Sachregister, wie dasselbe auch sehr durch eine reiche Fülle von Illustrationen gewinnt, die zum größten Theile unmittelbar nach den Originalen hergestellt sind, Vorzüge, die noch ganz besonders die aus dem Verlage von Otto Spamer hervorgegangenen Werke auszeichnen und an denen sich andere Verleger ein Muster nehmen könnten.

— Das 1631. Vol. der Collection of British Authors Tauchnitz Edition enthält unter dem Titel: Bulgarian Horrors and Russia in Turkistan with other tracts of Right Hon. W. E. Gladstone M. P. die vielbesprochene Schrift des Führers der englischen Whigpartei, in welcher die von den Türken in Bulgarien verübten Greuelthaten mit dem Verfahren Rußlands in Turkestan in Vergleich gezogen werden. Eine Anzahl Aufsätze über andere Materien des öffentlichen Interesses, von denen insonderheit die Abhandlung: Italy and her Church" Beachtung in weiteren Kreisen in Anspruch nehmen darf, vervollständigen den Inhalt des Bandes.

— Die Politische Langeweile oder die deutsche Politik im Jahre 1876. Von einem Preußen. Berlin, Verlag von G. van Muyden 1876. — Die kleine, nur 40 Seiten füllende Schrift enthält eine, mit anerkennenswerther Offenherzigkeit geschriebene Expectoration über die Zielpunkte, welche nach der Ansicht des Verfassers die preußische Politik für die Folge ins Auge zu fassen habe, nachdem „augenscheinlich die Flitterwochen der Ehe zu Ende gegangen sind, welche das junge Preußen mit der Wittwe Germania eingegangen ist". Der Verfasser ist auf die „deutschen Kleinstaaten", unter denen er nach dem Zusammenhang seiner Redewendungen Alles in Deutschland, was nicht preußisch ist, versteht, äußerst schlecht zu sprechen, bedauert „auf das Entschiedenste, daß die Annexionen von 1866 nicht sofort eine größere Ausdehnung gefunden haben", und „daß Elsaß-Lothringen nicht ohne Weiteres dem preußischen Staate einverleibt ist", hält es nicht minder für bedauerlich, „wenn seiner Zeit auch mit Braunschweig wieder, wie es den Anschein hat, in verzwickter deutscher Weise anstatt nach einfacher preußischer Art (worunter er das einfache Annectiren versteht), verfahren werden sollte", tröstet sich aber damit, daß, weil der conservativ-diplomatischen Natur des Fürsten Bismarck die politischen Fragen sich (nach den bisherigen Erfahrungen) erst gewissermaßen praktisch aufdrängen müssen, um alsdann freilich in unbefangen großartiger Weise angefaßt und behandelt zu werden", so auch „dem ererbten deutschen Particularismus (worunter er das Fortbestehen anderer Staaten neben Preußen in Deutschland begreift), wenn es die Nothdurft thatsächlich erfordern sollte, — wir hätten beinahe gesagt: überhaupt ein Ende gemacht werden werde". Indessen will sich der Verfasser „vorläufig damit begnügen, wenn er (der deutsche Particularismus und das Fortbestehen anderer deutscher Staaten neben Preußen) nur noch etwas fester zwischen die Kniee genommen wird". Der Verfasser wünscht, daß die preußische Regierung in solchen Richtungen die Initiative ergreife und sich entschließe, „die politische Stagnation zu durchbrechen" und Fürst Bismarck diejenige Fahne erhebe, „welche über den Wurzeln jener Kraft weht, welche ihn zu dem Erretter Deutschlands gemacht: diejenige der guten altpreußischen Tradition." Auf eine ernsthafte Erörterung derartiger Sätze, die mit so unverfrorener Dreistigkeit sich über alle Satzungen des politischen Rechts hinwegsetzen, uns mit dem Verfasser einzulassen wird man uns nicht zumuthen. Wir erwähnen die Schrift an gegenwärtiger Stelle lediglich als signatura temporis. Wie sich die öffentliche Aussprache der darin entwickelten Ideen über das Existenzrecht der nichtpreußischen deutschen Staaten mit den Bestimmungen in §. 81[2] und 86 des deutschen Strafgesetzbuchs verträgt, ist eine Frage, worüber zunächst dem Staatsanwalte die Cognition zusteht.

— Seit einem Jahre besteht in Berlin ein Centralannoncenbureau der deutschen Zeitungen, welches von einer Anzahl größerer deutscher Zeitungen begründet wurde, um im Interesse des Publicums wie der Zeitungen selbst für eine völlig reelle und unparteiische Handhabung des Annoncenvermittelungsgeschäfts eine sichere Gewähr zu bieten. Das Unternehmen hat soeben sein erstes Zeitungsverzeichniß nebst Insertionstarif versendet, das eine von den bisherigen derartigen Verzeichnissen mannigfach abweichende Einrichtung aufweist. Insbesondere fehlen darin die Angaben über die Höhe der Auflagen der einzelnen Zeitungen — eine gewiß sehr zweckmäßige Unterlassung, da die hierüber in den bisherigen Katalogen gemachten Angaben aller Zuverlässigkeit entbehren, indem entweder in diesen die von den einzelnen Zeitungsverlegern gemachten Angaben im günstigsten Falle einfach auf Treu und Glauben abgedruckt wurden, oder in weniger günstigen solche nach der Gunst oder Mißgunst, in welcher ein einzelnes Blatt bei dem Herausgeber des betreffenden Kataloges stand, willkürlich erhöht oder erniedrigt wurden. Dagegen ist in dem vorliegenden Kataloge jeder Zeitung neben den officiellen Angaben über den Titel, Ort und Zeit des Erscheinens, Preis 2c. ein beträchtlicher Raum eingeräumt zu solchen über die Parteistellung, die Verbreitung des Blattes in geographischer wie in socialer Beziehung. Uns will freilich bedünken, als ob mit diesem Modus der subjectiven Gunst oder Mißgunst erst recht Thor und Thür geöffnet wäre und wir können nicht bergen, daß der Inhalt des Katalogs diese Befürchtung mannigfach rechtfertigt. Wir heben zu diesem Behuf nur heraus, was der Katalog über die in Leipzig erscheinenden Blätter berichtet. Dem „Leipziger Tageblatt" wird beispielsweise beigefügt: „Enthält die amtlichen Erlasse der städtischen Behörden 2c. . . . . Verbreitet ist es außer Leipzig in ganz Sachsen, namentlich in den Industriestädten, sowie in Thüringen und der preußischen Provinz Sachsen." Dagegen gehen die „Leipziger Nachrichten", das wirkliche Amtsblatt der Leipziger städtischen Behörden, ohne jeglichen Beisatz über Verbreitung 2c. ebenso vollständig leer aus, wie die „Leipziger Zeitung", notorisch die am stärksten in Sachsen und den angrenzenden thüringischen Ländern verbreitete politische Zeitung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 96. Donnerstag, den 30. November. 1876.

✻

Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig am 14. November 1876. Nachdem der vorsitzende Secretair Herr Hankel der großen Verluste gedacht, welche die Gesellschaft im Laufe des letzten Halbjahres durch das Hinscheiden zweier ihrer Mitglieder, des Geh. Hofraths Prof. Dr. Wilhelm Eduard Albrecht und des Geh. Raths Prof. Dr. Friedrich Ritschl erlitten hat, machte Herr Zarncke Mittheilung von seinen für die Abhandlungen der Gesellschaft vorbereiteten Arbeiten über die Sage vom Priester Johannes, und namentlich über den letzten Versuch, denselben im Innern Asiens zu finden, welcher durch eine Jesuitenmission in den Jahren 1605 — 1607 unternommen wurde.

Hierauf erstattete Herr Moritz Voigt Bericht über den zweiten Theil seiner Untersuchungen über die leges regiae. Zuvörderst ward deren quellenmäßige Ueberlieferung, wie die Glaubwürdigkeit von solcher erörtert: an erster Stelle die Gesetzestafeln und die commentarii regum, sacerdotum, wie magistratuum; sodann das Jus Papirianum und Granius Flaccus de Jure Papiriano; endlich die Quellen der Königsgeschichte des Dion. Hal., als welche vornehmlich die Annalen des Licinius Macer und Valerius Antias nachgewiesen wurden. Indem nun auf diese Vorquellen die uns gewordenen quellenmäßigen Ueberlieferungen der leges regiae zurückgeführt wurden, so wurde für solche Ueberlieferung volle Glaubwürdigkeit in Anspruch genommen. Sodann erörterte derselbe die Frage nach der Authentie der leges regiae: unter Zurückweisung der dagegen geltend gemachten Gründe, ward solche Authentie anerkannt.

Herr Bruhn's hielt sodann einen Vortrag über die Constanten der Leipziger Sternwarte.

Die Längendifferenz ist bestimmt auf telegraphischem Wege mit Berlin, Breslau, Dablitz bei Prag, Wien, München, Mannheim, Gotha, Brocken, Göttingen, Bonn, Dresden, Großenhain und Freiberg, woraus sich ergiebt, daß

		m	s		
Leipzig von	Berlin	4	0	89	östlich
	Dresden	5	22	00	östlich
	Wien	15	57	66	östlich
von	München	3	7	74	westlich
	Mannheim	15	43	48	westlich
	Gotha	6	43	48	westlich

liegt. Diese Bestimmungen sind genau bis auf 0ˢ 01 bis 0ˢ 02.

Die Polhöhe ist gefunden zu 51° 20′ 6″ 2 und sicher bis auf 0″ 05.

Die Höhe über der Ostsee von einer Höhenmarke an der Sternwarte ist durch geometrisches Nivellement gefunden zu 118,258 Meter.

Die Länge des einfachen Secundenpendels ist 0,9939860 Meter.

Aus den meteorologischen Beobachtungen ist die mittlere Höhe des Luftdrucks aus sechsjährigen Aufzeichnungen eines selbstregistrirenden Barometers zu 751,26 Millimeter abgeleitet und die Beobachtungen für die einzelnen Stunden lassen sich gut nach der Bessel'schen Formel darstellen. Es ergiebt sich die tägliche Schwankung des Luftdrucks im Mittel zu 0,61 Millimeter, doch ist selbige je nach der Jahreszeit verschieden und beträgt im Januar 0,43 Millimeter, im Juli 0,76 Millimeter. Der höchste Barometerstand, welcher auf der Leipziger Sternwarte beobachtet wurde, ist gewesen 1867 am 2. März 771,99 Millimeter, der niedrigste 1873 am 20. Januar 722,48 Millimeter.

Die mittlere Jahrestemperatur aus Aufzeichnungen eines selbstregistrirenden Thermometers ist 8° 52 C., übereinstimmend mit dem Werthe aus 55jährigen Beobachtungen. Der Vortragende hat für den Gang der Temperatur die Bessel'sche Formel angewandt, ist aber der Ansicht, daß am Tage dafür eine andere Formel anzuwenden ist, als in der Nacht. Die höchste beobachtete Temperatur auf der Leipziger Sternwarte war am 23. Juli 1868 + 36° 2 C., die niedrigste am 7. December 1875 — 27° 5 C.

Der jährliche mittlere Dunstdruck ist 6,8 Millimeter, die jährliche mittlere relative Feuchtigkeit 78 Procent.

Die jährliche mittlere Bewölkung ist 0,67; die geringste im Durchschnitt hat der September (0,57), die größte der November (0,77).

Die Zahl der heitern Tage (wo $^{8}/_{10}$ des Himmels wolkenfrei ist) beträgt jährlich im Durchschnitt nur 33, die Zahl der trüben Tage (wo mehr als $^{8}/_{10}$ bedeckt ist) 153; im Durchschnitt ist der September der heiterste, der November der trübste Monat.

Die Niederschläge geben jährlich im Durchschnitt 574 Millimeter Wasserhöhe und hat das Jahr im Mittel 194 Tage mit Niederschlägen, der September am wenigsten (13), der April am meisten (19). Im Durchschnitt fällt jährlich an 42 Tagen Schnee, an 24 Tagen giebt es Gewitter.

In der Windrichtung hat sich nicht nur ein jährlicher Gang, sondern auch ein täglicher gezeigt; die meisten Winde kommen aus Südwesten, jedoch sind besonders im Mai die Nordwestwinde vorherrschend. Die tägliche Drehung des Windes ist circa 26°. — Die Geschwindigkeit des Windes, beobachtet an einem Anemometer, welcher in 9 Meter Höhe über dem Erdboden aufgestellt ist, beträgt im Durchschnitt 2 Meter pro Secunde; in den October fällt die geringste durchschnittliche Geschwindigkeit (1,5 Meter pro Secunde), in den December die größte (2,3 Meter pro Secunde). — Die bedeutendsten Stürme waren im letzten Jahrzehnt am 21. December 1871, am 16. December 1873 und am 12. März 1876.

Der Vortragende übergab ferner im Auftrage des Herausgebers Dr. Rudolf Engelmann drei Bände „Abhandlungen von Friedrich Wilhelm Bessel", welche in Leipzig bei W. Engelmann erschienen sind und die hauptsächlichsten Schrif-

ten und Abhandlungen Bessel's enthalten. Durch Herausgabe dieser Abhandlungen, welche meistens in Zeitschriften ꝛc. zerstreut enthalten, theils sonst schwer zugänglich sind, hat Herr Dr. Rudolf Engelmann jüngern Astronomen Gelegenheit zum eingehenden Studium gegeben und sich ein bleibendes Verdienst erworben.

Schließlich gab Herr Hankel eine kurze Uebersicht über seine thermo-elektrischen Untersuchungen solcher Krystalle, welche in ihrer Gestaltung eine besondere Eigenthümlichkeit zeigen, die Pasteur mit dem Namen der nicht deckbaren Hemiedrie bezeichnet hat. Unter dieser Bezeichnung sind aber zwei wesentlich verschiedene Gruppen vereinigt, die sich kurz 1) als hemimorphe und 2) als geneigtflächig hemiedrische Krystalle unterscheiden lassen. Der Vortragende wies nun nach, daß bei den hemimorphen Krystallen die an ihren Enden verschiedene Flächen tragende Axe stets eine elektrisch-polare Axe ist, d. h. daß ihre beiden Enden stets entgegengesetzte Electricitäten zeigen. Bei den durch eine geneigtflächige Hemiedrie ausgezeichneten Krystallen dagegen erscheinen an den Enden einer krystallographischen Axe nur dann entgegengesetzte Elektricitäten, wenn durch die eben genannte Hemiedrie eine verschiedene Gestaltung der beiden Enden dieser Axe bewirkt wird, wogegen ein solcher elektrisch-polarer Gegensatz an den krystallographischen Axen nicht eintritt, wenn durch jene Hemiedrie nur nach gewissen Zwischenrichtungen eine Verschiedenheit bedingt wird.

Die zweite sächsische Landessynode und ihre Ergebnisse.

I.

Die soeben beendete Landessynode Sachsens hat sowol nach dem Zeitpunkt, in den sie gefallen, als nach der Wichtigkeit der Gegenstände, die sie berathen, Gegenständen von tief eingreifendem Einflusse auf das äußere und innere kirchliche Leben in unserer Landeskirche, und nach dem Sinn und Geist, in welchem sie dies gethan, eine hervorragende Bedeutung. Kein billig denkender und verständiger Beurtheiler der Synode wird außer Acht lassen dürfen, unter welchen schwierigen und ungünstigen Verhältnissen sie zusammengetreten ist, schwierig nicht blos wegen der neuen Reichsgesetzgebung, mit welcher die Kirche vor ganz neue und eigenthümliche Aufgaben sich gestellt sieht, deren Lösung große Weisheit und kirchlichen Tact verlangt, auch nicht blos wegen der Lage, in welcher die Synode sich gegenüber fertigen Beschlüssen der Landstände befand — es hatte auch, zum Theil unabhängig davon, über innere kirchliche Fragen der Gegensatz der Parteien sich in hohem Grade geschärft, und durch verschiedene kirchliche Kreise ging eine tiefe Erregung der Gemüther. Infolge dessen hatten sich auch bei Vielen die Erwartungen und Ansprüche an die Synode über das gebührende Maß hinaus gesteigert, ihr zumuthend, was eine Synode überhaupt nicht leisten kann.

Fragt man nun, unter Berücksichtigung des Vorstehenden, nach den Ergebnissen der Synode, so wird man ihr das Zeugniß nicht versagen können, daß sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen nicht unbedeutenden Umfang von Arbeiten bewältigt hat, was in diesem Grade nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht durch die dankenswerthe Fürsorge des Kirchenregiments die Vorbereitungen dazu in so fördernder und eingehender Weise getroffen worden wären. Aber es werden überhaupt bei der Schätzung der Synode und ihrer Ergebnisse nicht blos die greifbaren Resultate zu berücksichtigen sein, wie sie in den bearbeiteten Vorlagen, in den gefaßten Beschlüssen gegeben sind, sondern es wird gerade bei dem Charakter einer solchen Versammlung ein Hauptnachdruck auf das geistige Gewicht, auf den moralischen Einfluß zu legen sein, den sie geübt und mit dem sie zur Förderung und Hebung des religiös-kirchlichen Lebens, zur Aufklärung von Mißverständnissen, zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils über kirchliche Dinge beigetragen. Der Austausch der mannichfaltigen Ueberzeugungen über die höchsten und wichtigsten Dinge, die gemeinsame Berathung von Freunden und Vertretern der Kirche verschiedener Richtung und die öffentliche Aussprache von christlichen und kirchlichen Gedanken in freiem Verkehr der Laien und der Geistlichen hat ihren Werth in sich selber, ganz abgesehen davon, daß die Kirche bei solcher Gelegenheit einmal als ein wesentlicher Factor des öffentlichen Lebens in der unserm parlamentarischen Zeitalter geläufigen Form hervortritt. Daß nun die diesmalige Synode, welche nach ihrer ganzen Zusammensetzung eine nicht unbedeutende Summe von wirklicher, nicht bloßer Durchschnitts-Intelligenz, von kirchlicher Einsicht und Erfahrung in sich vereinigt, in der gedachten Richtung den Beweis ihrer inneren Kraft nicht schuldig geblieben ist, und bei aller äußeren Gebundenheit ihre geistige Autorität behauptet hat, wird man bei unbefangenem Urtheil ihr zugestehen müssen, und auch der Umstand, daß sie hier und da heftige Angriffe und Anfechtungen erfahren, beweist, daß es ihr nicht an einem ausgeprägten Charakter, an geistiger und sittlicher Kraft gefehlt. Diese Synode hat mehr, als die frühere, Gelegenheit gehabt, über die innersten kirchlichen Principien, über die Fundamente des kirchlichen Lebens sich auszusprechen; sie hat dies — man darf es sagen — in würdiger, respectabler Weise in einer Reihe von Aussprachen und Zeugnissen gethan, von denen man hoffen darf, daß sie einen Widerhall im Lande gefunden haben und fruchtbar fortwirken werden. Der mehrfache Widerspruch, der dagegen erhoben wird, ist nicht eben zu beklagen, wie uns scheint; denn der Sauerteig muß gähren; und noch weniger kann er bei der Lage der Dinge überraschen. Wir meinen und sind uns bewußt, damit die Ueberzeugung Vieler auszusprechen, daß die Synode im Kampfe der Gegensätze einen festen Weg ruhiger, unbeirrter Erwägung des kirchlichen Interesses eingeschlagen. Sie hat ein schroffes Auftreten, das zum Theil befürchtet, zum Theil bis zu einem gewissen Grade provocirt wurde, in richtigem Tacte vermieden, und bewiesen, daß die rechte Kraft sich auch in einer weisen Mäßigung und Beschränkung offenbart.

Gehen wir zu den einzelnen Berathungsgegenständen der Synode über, so weit dieselben ein allgemeineres kirchliches Interesse beanspruchen können, und zwar zunächst zu denjenigen mehr äußerlicher, materieller Natur, so sind die Vorlagen über die Fixation der Accidenzien und Stolgebühren der evangel.-luther. Geistlichen und Kirchendiener, und über die Regelung der finanziellen Lage der ersteren hervorzuheben. Diese Vorlagen, die auf den sorgfältigsten und gewissenhaftesten Erwägungen des Kirchenregiments beruhen, sind durch das Bedürfniß der Zeit gefordert zur Sicherstellung der materiellen Lage eines Standes, der wie kaum ein anderer in seiner äußeren Stellung unter der Ungunst der Zeit gelitten hat, gegenüber den Schwankungen der öffentlichen Verhältnisse. Man mag, was speciell das Fixationsgesetz anlangt, beklagen, wie dies auf der Synode von hervorragender Seite geschehen ist, daß durch dasselbe ein Band des persönlichen Verkehrs des Geistlichen mit seinen Parochianen gelöst, daß aus einer Gabe eine Abgabe, aus dem Opfer des Einzelnen eine allgemeine Steuer wird, man mag beklagen, daß mit diesem „Zwangsgesetz", wie es officiell bezeichnet wurde, unvermeidliche Härten verbunden sind, das Gesetz ist bei der Lage der Dinge, wie sie die Reichsgesetzgebung und die Strömung der Zeit überhaupt geschaffen, ein Act der Nothwendigkeit, und wenn durch die Ausführung jene Härten wesentlich gemildert

werden können, so wollen wir von unseren Gemeinden hoffen, daß der erfreuliche Vorgang von verschiedenen Gemeinden, in welchen die Fixation bereits in durchaus befriedigender Weise geregelt ist, allgemeinere Nachfolge finde. Uebrigens ist auch in der Synode wiederholt die entgegenkommende, dem geistlichen Stande freundliche Gesinnung anerkannt worden, mit welcher die Landstände die staatliche Entschädigung bewilligt haben. Bei Berathung des Erlasses über die finanzielle Lage der Geistlichen, welcher die Einführung einer Alterszulage empfiehlt, wie eine solche bereits auf der ersten Landessynode in Anregung gebracht worden ist, hat ein sehr fruchtbarer und kirchlich tiefbegründeter Gedanke, dem auch das Kirchenregiment bereits seit längerer Zeit seine Aufmerksamkeit zugewendet, bei den Vertretern verschiedener Richtungen in der Synode lebhafte Theilnahme und Sympathie gefunden: die Gründung eines Kirchenfonds, der den allgemeinen Zwecken der Landeskirche dienen soll, und zu welchem nach einer in der Synode hervorgetretenen Ansicht die Kirchengemeinden des Landes jährlich eine bestimmte Summe nach einem gewissen Modus unter sich aufbringen resp. aus den Kirchenärarien, soweit dies möglich, Beiträge gewährt werden sollten. Für den Zweck dieses Kirchenfonds ist bereits eine allgemeine Kirchencollecte, die regelmäßig zu Pfingsten erhoben werden soll, vom Kirchenregiment beschlossen. Die Synode hat auch selbst mit einer Sammlung in ihrer Mitte den ersten Baustein zu einem solchen Kirchenfond geliefert; mögen sich zu diesem bald mehr und mehr hinzufügen durch warme Unterstützung und Förderung von wohlhabenden Freunden der Kirche zum Beweis, daß in einer Zeit, wo für industrielle Zwecke, für Zwecke der Bildung und Cultur zum Theil große Opfer gebracht werden, auch der christliche Opfersinn für die höchsten Zwecke, für die Erbauung und Gründung der Gemeinden in Glaube und Gottesfurcht nicht ausgestorben ist, den unsere Väter durch so edle Denkmale und unvergängliche Stiftungen bethätigt haben. Abgesehen von der dringenden Nothwendigkeit, die Kirche finanziell immer mehr auf ihre eigenen Füße zu stellen und ihr eine größere Unabhängigkeit im nervus rerum zu gewähren, liegt in der Bildung eines Kirchenfonds auch nach der Seite ein wesentlicher innerer Gewinn, daß durch denselben das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der einzelnen Gemeinden und der Verpflichtung derselben für die allgemeinen Interessen des großen Ganzen der Einen Landeskirche befestigt wird. Unter den Gesetzen mehr externer Natur ist noch hervorzuheben ein Erlaß, durch welchen eine beschränkende Bestimmung bei Besetzung der geistlichen Stellen wieder aufgehoben worden ist. Nach derselben war im Interesse der älteren Geistlichen die Bewerbung um höher dotirte Stellen erst nach Ablauf einer gewissen Frist gestattet. Die Bestimmung hat sich indessen in der Praxis nicht bewährt, und was das Interesse der älteren Geistlichen anlangt, so hofft man demselben durch die Alterszulagen zu entsprechen und ist wol zu erwarten, daß bei Besetzung der geistlichen Stellen ebenso von Seiten der Privatpatrone mehr und mehr darauf Rücksicht genommen wird, wie dies, was in der Synode wiederholt mit lebhaftem Dank bekannt wurde, von Seiten des Landesconsistoriums geschieht. Noch ist zuletzt an dieser Stelle unter den Erlassen, welche eine Regelung der äußeren kirchlichen Angelegenheiten bezwecken, einer Vorlage zu gedenken, die sich auf eine neue Eintheilung der Ephoralbezirke bezieht und durch welche eine thunlichste Zusammenlegung der Superintendenturen mit den Amtshauptmannschaften angestrebt wird. Die Synode hat die Vorlage zwar im Ganzen angenommen, jedoch bei dem unverhältnißmäßig großen Umfang einzelner Ephorien (Borna, Grimma, Glauchau, Zwickau) eine angemessene Reduction derselben, oder die Vermittelung anderweiter Abhilfe beantragt. In letzterer Richtung ist die Errichtung von freiwilligen Hilfsämtern (Decanaten oder Adjuncturen) zur Unterstützung des Ephoraldienstes nach seiner inneren Seite in der Synode angeregt und befürwortet worden.

Inwieweit die im Vorstehenden besprochenen äußeren Ordnungen, welche doch zugleich nach verschiedenen Richtungen tief ins innere Leben der Kirche eingreifen, den Geistlichen und Gemeinden zum Heil und Segen gereichen werden, hängt wesentlich von diesen selbst ab und insonderheit von dem gegenseitigen Vertrauen, welches beide verbindet, in dem sie zusammenstehen und zusammenwirken zum Wohl des Ganzen. Eine schöne und wichtige Aufgabe fällt dabei insonderheit den Kirchenvorständen zu: möchten dieselben sie recht erkennen und nach Kräften lösen! Man hat wol wiederholt geklagt, daß unseren Kirchenvorständen durch das Gesetz nicht genug Autorität eingeräumt und ihr Wirkungskreis beschränkt sei, aber mit Unrecht; die Kirchenvorstände haben so viel Autorität, als sie sich selbst durch die geistige und sittliche Kraft, die sie einsetzen und in das Institut hineinlegen, zu verschaffen wissen, und würdigen sie die Lage der Kirche und ihre Stellung zu den Gemeinden in rechter Weise, so ist ihr Wirkungskreis sehr groß, ihr Einfluß von wesentlicher Bedeutung, und nach vielen erfreulichen Anzeichen darf man hoffen, daß diese Einsicht in die Wichtigkeit und Bedeutung des Kirchenvorstands und seiner Aufgaben in unsrer Landeskirche immer mehr wächst.

— Italienische Blätter von Robert Schweichel. Berlin, Otto Janke, 1877. — Der Verfasser, zu den geistvollsten Vertretern der jüngeren deutschen Schriftstellerwelt gehörend, ist mit sichtlicher Vorliebe für das Land, welchem seine Schilderung gilt, an seine Arbeit gegangen; in den Schlußzeilen seines Buches sagt er selbst, daß er diese Blätter geschrieben habe, um den Zauberbann zu lösen, mit welchem die Eindrücke Italiens seine Seele in der Heimath zu umspinnen fortfuhren. Es ist ihm gegangen, wie Vielen und darunter den Besten und Tüchtigsten. Hermann Hettner, der bekannte Literarhistoriker und Kunstkenner, sprach einst das inhaltschwere Wort: „Wer die Italiener nicht liebt, kennt sie nicht." Wir wollen an dieser Stelle nicht rechten über die innere Berechtigung solcher Begeisterung nicht allein für das Land Italien — wo sie jeder halbwegs gebildete Mensch theilen wird — sondern auch für das Volk Italiens, sondern zur Charakterisirung des Schweichel'schen Buches nur erwähnen, daß sein Verfasser ganz auf dem Standpunkt des Hettner'schen Wortes steht. Er hat offenbar mit vollem Herzen geschrieben und da er eine lebhaft empfängliche Natur ist und einen vielseitig gebildeten, selbständigen Geist besitzt, so kann es nicht fehlen, daß seine Vorliebe für das Land seiner Ideale einen ebenso feinsinnigen als gedankenreichen Ausdruck erhalten hat. Die „Italienischen Blätter" Robert Schweichel's entstammen der Zeit nach dem Einzuge Victor Emanuel's in Rom, womit die italienische Einheitsbewegung ihren Abschluß gefunden hat. Durch das damit geschaffene neue Italien führt uns der Verf., indem er dessen politische, kirchliche und volkswirthschaftliche Verhältnisse beleuchtet, ohne darüber die Kunst und die große Vergangenheit zu vernachlässigen. Man kann über den innern Werth und die Dauerbarkeit der staatlichen Neugestaltung Italiens einer von der Auffassung des Verfassers sehr abweichenden Meinung sein, ohne ihm doch die Anerkennung zu versagen, daß seine Betrachtungen und Beobachtungen, auch wo sie von einseitigem Subjectivismus sich nicht frei halten, durchgehends von seinem Sinn und Verständniß für die italienische Eigenart Zeugniß ablegen. Wir begegnen in den „Italienischen Blättern" derselben Meisterschaft der Landschaftszeichnung, demselben hellen und liebevollen Blick für das Volksleben wieder, durch die sich Schweichel bereits in seinen Novellen und Romanen einen Namen gemacht hat. Das mannigfache, so bewegte Straßenleben der

italienischen Hauptstädte, Roms, Neapels ꝛc. wird uns in seiner Eigenthümlichkeit mit wahrhaft künstlerischer Plastik vor die Augen geführt, so daß sich Geschichte, Kunst, Natur und Leben unter des Verfassers schwungvoller Feder zu einem überaus farbenreichen und interessanten Gesammtbilde der Heimstätte der dereinstigen Weltcultur verbinden.

— Den zwölften Band der im Verlag von Theobald Grieben in Berlin erscheinenden „Bibliothek für Wissenschaft und Literatur" bildet das Buch: „Ausflüge in die Natur", von Ernst Hallier, Professor an der Universität zu Jena. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, eine Anzahl Materien aus dem Gebiet der Naturwissenschaften in allgemeinverständlichen Schilderungen zu behandeln. Die Sprache der Blumen, Mechanik, Teleologie und Aesthetik; die subularen Bewegungen des festen Erdbodens; die Alpen und ihre Begetation; Reiseerinnerungen aus England; über Anlegung botanischer Gärten und botanischer Sammlungen; am Meeresstrand; ein botanischer Ausflug nach Tirol; Wildbad Gastein und seine malerischen Umgebungen; im Herzen Deutschlands — lauten die Ueberschriften der einzelnen Capitel, aus denen unsere Leser am besten herausfinden werden, was sie von dem Inhalte des Buches zu erwarten haben. Fügen wir noch bei, daß der Verfasser seines Stoffes nicht allein in hohem Grade Meister ist, sondern daß er es auch verstanden hat, denselben in edler, gefälliger Sprache, aus welcher das sinnigste Verständniß für das wahrhaft Schöne hervorleuchtet, anmuthvoll zu verarbeiten. In besonders hohem Grade haben uns die in dem Buche gegebenen Reisebilder aus Thüringen, dem Gasteiner Thal, dem Seebad Westerland auf Sylt angesprochen, Gegenden, in denen auch vielen unserer Leser alte Bekannte entgegentreten dürften. Auf Grund selbstgemachter Erfahrungen stimmen wir in die Klagen des Verfassers über die mangelhaften Badeeinrichtungen auf Sylt ein; wir hatten Gelegenheit, das Bad im Jahre 1865 zu besuchen, und erfahren nun aus Hallier's Schilderung, daß sich seitdem nur wenig zum Bessern verändert hat. Auch die Reise dahin von Hamburg aus ist fast noch gerade so unbequem und — theuer, wie vor elf Jahren. Das durch seine Unpünktlichkeit, seinen Mangel an Comfort ꝛc. uns in unliebsamster Erinnerung stehende kleine Dampfboot „Sylt" befördert leider noch heute die Reisenden von Husum nach der Insel und vom Landungsplatz an der Nösse aus muß man ebenso wie vor elf Jahren die noch zweistündige Fahrt nach Westerland in den berüchtigten viersitzigen federlosen Stuhlwagen machen, welche Hallier — worin wir ihm aus Herzensgrund beistimmen — „eine harte Prüfung sowol für den Geldbeutel des Reisenden als auch für seine Knochen" nennt. Das sieht dem indolenten, engherzig selbstsüchtigen und am Althergebrachten, wenn es auch noch so schlecht und unbrauchbar ist, mit hartköpfiger Zähigkeit festhaltenden Wesen der Schleswig-Holsteiner, dieses mit Unrecht so viele Jahre hindurch als deutsches Schmerzenskind gefeierten Volksstammes, ganz ähnlich. Dem Text des Buches sind eine Anzahl recht gut ausgeführter Holzschnitte eingefügt.

— Jahrbuch der Schule Gabelsberger's auf das Jahr 1877 mit Vereinskalender. Herausgegeben vom Kgl. stenographischen Institut zu Dresden, redigirt von Dr. C. Bruno Rotter. Dresden, Verlag des Kgl. stenogr. Instituts. — In gewohnter ebenso solider als geschmackvoller Ausstattung stellt sich uns auch diesmal beim herannahenden Jahresschluß das stenographische Jahrbuch der Gabelsberger-schen Schule vor. Die vorliegende Arbeit weist verschiedene, durch die letztjährigen Wandelungen und den Entwicklungsgang der Schule bedingte Aenderungen in der stofflichen Anordnung auf. Der mehr und mehr in die größeren Verbände verlegte Schwerpunkt der zu früh nachlassenden Thätigkeit der Mehrheit der einzelnen Vereine und Stenographen führte zunächst zu einer dieses Moment schärfer hervorhebenden und anschaulicher darstellenden Gruppirung durch Scheidung des gegebenen Materials in einen allgemeinen und speciellen Theil, für welchen letzteren die nur durch den verschiedenen Druck der in alphabetischer Folge obenangestellten Ortsnamen auszuzeichnende gemeinsame Aufführung der corporativen und Einzelthätigkeit schon mit Rücksicht auf den bessern Ueberblick über die an jedem Orte mehrseitig bekundete Wirksamkeit und deren Ergebnisse sich empfahl. Dem mehrseitig kundgegebenen, auf Trennung des reinstatistischen Theils von den allgemeinen Mittheilungen gerichteten Wunsche mußte aus dem rein materiellen Grunde der nothwendigen Vermeidung eines von Jahr zu Jahr sich steigernden, von der Schule aber nicht gedeckten Deficits Rechnung getragen werden. Der Redacteur macht bei dieser Gelegenheit auf die gegen früher wesentlich verbesserte technische Ausstattung, die höheren Preisansätze für Druck, Papier und Einband aufmerksam, während die Absatzverhältnisse gegen früher sich kaum wesentlich verändert haben, so daß ohne die Municifenz der sächsischen Staatsregierung die Schule schon längst auf das ihren Gliedern zum Bedürfniß gewordene Jahrbuch würde haben verzichten müssen.

— Von der mit der sorgfältigsten Beachtung aller pädagogischen Zwecke und der Festhaltung des Grundsatzes, daß für die Jugend nur das Beste gut genug ist, unter dem gewissenhaften Beirath von Gelehrten und Schulmännern entstandenen neuen Bearbeitung des „Robinson Crusoe" von G. A. Gräbner, ist zum Weihnachtsfeste diesmal die „zehnte Auflage" der illustrirten Ausgabe im Buchhandel erschienen (Leipzig, Verlag von Gustav Gräbner, 398 S., mit 16 Tonbildern und 54 Holzschnitten). Es genügt an einem erneuten Hinweis auf diese bestempfohlene und ebenso erprobte Jugendschrift.

— Der vortheilhaft bekannte Verlag von Jugendschriften von Eduard Trewendt in Breslau bietet diesmal zunächst drei Bändchen der von Oskar Höcker mit viel Geschick und Verständniß begonnenen „Auswahl beliebter Erzähler des Auslandes", in Bearbeitungen für die Jugend beiderlei Geschlechts und zwar „Ein verwaistes Herz" nach Dombay und Sohn von Dickens (152 S.). Das 6. Bändchen nach diesem Autor. Ferner „Der Sündenbock" nach James Payn's Novelle „Tollkopf Dickie" (1 Bändchen 160 S.) und „Der schwarze Corsar" nach Capitain Marryat's „Der Pirat" (1 Bändchen 126 S.). Herr Höcker ist so zum Nutzen der jungen Lesewelt bemüht, dieselbe mit den auserlesensten Erscheinungen der fremdländischen Romanliteratur bekannt zu machen. Jedes Bändchen ist ansprechend und gut gebunden und von einem Original-Titelbilde begleitet.

Von neuen Auflagen aus demselben Verlage machen wir auf Friedrich Hoffmann's „Columbus, die Entdeckung von Amerika" aufmerksam, welche in drei Bänden, neu bearbeitet von F. Lichterfeld, erschienen ist und durch Inhalt und Ausstattung bereits eine weite Verbreitung gefunden hat. Zwölf ausgezeichnete Bilder in lithographischem Farbendruck schmücken dieselben. „Die jungen Pelzjäger im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie" (1 Band 367 S.), ein Naturgemälde für die reifere Jugend gebildeter Stände von Karl Müller hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß die zweite Auflage der empfehlenswerthen Schrift nöthig geworden ist, welche mehrere Bilder in lithographischem Farbendruck schmücken. Auch von Mary Osten's (Emilie Eyler) vier trefflichen Erzählungen unter dem Gesammttitel „Junge Mädchen" mit vier Bildern in lithographischem Buntdruck von Luise Thalheim liegt die zweite Auflage in eleganter Ausstattung vor.

Dresden, 27. Nov. Die vorgestern ausgegebene Nr. 9 des Königl. Sächsischen Justizministerial-Blattes enthält eine Verordnung des Justizministeriums, d. d. 9. Nov. c., betreffend die Geschäftszeit bei den Gerichten erster Instanz.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 97. Sonntag, den 3. December. 1876.

Zur Kenntniß der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände in der Türkei.

Zu guter Stunde hat der türkische Generalconsul in Dresden, Murad Efendi unter dem Titel: „Türkische Skizzen“ (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1877) ein zweibändiges Werk erscheinen lassen, das sich die Aufgabe gestellt hat, ein Detailbild der türkischen Verhältnisse und Zustände nach den verschiedenartigsten Richtungen vorzuführen. In welcher Weise der Verfasser seine Aufgabe zu lösen verstanden hat, ergiebt schon ein einfacher Blick auf das Inhaltsverzeichniß. Im ersten Bande führt er uns in seinen „türkischen Fahrten“ nach Syra, den Dardanellen, dem Goldenen Horn und durch Konstantinopel, nach der Herzegowina, Cypern und Klein-Asien und schildert uns Land und Leute in trefflich ausgeführten Skizzen. Im zweiten Theil, „Türkische Schattenrisse“ überschrieben, lernen wir die socialen und staatlichen Verhältnisse der Türkei kennen; der Harem und die Frauenfrage, das türkische Kinderleben, das Verhältniß zwischen Herr und Diener im Orient, das ottomanische Beamtenthum und Hofleben, die Verhältnisse der ottomanischen Hierarchie, Ulemas und Derwische, das Heerwesen in der Türkei bilden die Materien der einzelnen Abschnitte des Buchs. Charakterskizzen der namhaftesten türkischen Staatsmänner der Gegenwart und Vergangenheit, sowie ein Capitel über den „ottomanischen Parnaß“ schließen das interessante Werk.

Murad Efendi, der übrigens trotz seines specifisch türkisch klingenden Namens kein Türke, weder seiner Nationalität (er ist Oesterreicher) noch seiner Religion nach (er ist Katholik, soviel wir wissen) ist, hat sich bereits durch Arbeiten auf verschiedenen Gebieten die literarischen Sporen verdient. Die Bühnen brachten von ihm nicht ohne Erfolg dramatische Werke zur Aufführung und in angesehenen schönwissenschaftlichen Zeitschriften begegneten wir nicht selten seinem Namen. Mehrere der in dem vorliegenden Werke veröffentlichten Abschnitte waren uns auf diesem Wege bereits bekannt geworden, und wir haben darinnen den Verfasser als angenehm unterhaltenden, geistvoll schreibenden Erzähler und Darsteller kennen gelernt. Gesellt sich zu diesen Vorzügen nun noch der Umstand, daß er uns hier in Materien einführt, in denen er wie kaum ein zweiter Schriftsteller der Gegenwart zu Hause ist, so wird der Ausspruch gerechtfertigt erscheinen, daß in dem vorliegenden Werke ein weit über dem Durchschnittswerth der zahlreichen Touristenarbeiten über orientalische Zustände stehender, äußerst instructiver Beitrag zur Kenntniß der türkischen Verhältnisse in den mannichfachsten Lebensäußerungen geboten ist. In dieser Hinsicht muß ganz besonders die sachliche Objectivität der Auffassung anerkannt werden, welche der Darstellungsweise des Verfassers zu Grunde liegt, der, so sehr er auch bemüht ist, die Eigenart der von ihm geschilderten Zustände und Verhältnisse klarzustellen, doch nicht blind ist gegen die Schattenseiten und Mißstände darin. Er sagt selbst in dem kurzen „Vorwort“, daß es sein Zweck gewesen, „ein der Wahrheit entsprechendes Bild von dem wenig gekannten, aber dafür gerne verkannten Osmanenvolke zu geben“. Daß ihm dies im Allgemeinen gelungen, muß die Kritik vorbehaltlos anerkennen. Eine andere Frage ist, ob der Leser sich nach der Lectüre seines Buches auch zu der Schlußstelle seines Vorworts bekennen wird: „Wer den Ottomanen kennt, wird ihn achten, wenn er sich auch oft über ihn ärgern muß.“ In diesem Punkte bekennen wir uns zu einer, von der guten Meinung des Verfassers durchaus abweichenden Ansicht, welche gerade durch den Inhalt seines Werks in uns wesentlich bestärkt worden ist. In unseren Augen ist das Ottomanenthum ein, mit den Culturverhältnissen Gesammt-Europas in so schneidendem Gegensatz stehender Eindringling, daß die Nothwendigkeit, sich desselben zu entledigen und ihn dahin zurückzutreiben, von wannen er gekommen ist, mit jedem Tage dringender wird. Die sogenannte Reform, welche mit dem bekannten Hattischeriff von Gülhané (1839) inaugurirt wurde, hat diesen Gegensatz, statt ihn zu heben, nur noch augenfälliger und schroffer gemacht, ohne andererseits doch eine wesentliche innere Kräftigung des ottomanischen Staatswesens herbeizuführen. Wir wollen mit dem Verfasser gern annehmen, daß es Reschid Pascha, dem „Vater der Reform“, und den in seinem Geiste weiter wirksamen Aali Pascha und Fuad Pascha, sowie den Reform-Pascha's neuesten Datums Ernst war und ist mit ihren wohlgemeinten Plänen und Absichten, wir wollen nicht minder es als zutreffend anerkennen, daß die genannten Staatsmänner, welche sämmtlich durch längeren Aufenthalt im Abendland sich den Schliff des europäischen Culturlebens anzueignen vermocht hatten, mit vollem innern Verständniß an ihr Reformwerk gegangen sind. Allein damit ist wenig geholfen, so lange es ihnen nicht gelingt, das gleiche Verständniß der Gesammtheit der Nation, zum Mindesten deren bildungsfähigen Bestandtheilen beizubringen. An dieser Vorbedingung aber fehlt es dem Türkenthum der Gegenwart vollständig und nicht entfernt abzusehen ist, ob dieselbe überhaupt je erfüllt werden wird, ja nach der eigenartigen Beschaffenheit des Türkenthums erfüllt werden kann.

Die Belegstellen für unsere Auffassung bietet uns der Verfasser selbst dar. Wir citiren beispielsweise, was er in seinen „Erinnerungen aus der Herzegowina“ über das seit dem Inslebentreten der Reform an Schwierigkeiten gewachsene Verhältniß der Pforte zu Montenegro S. 128 ff., Band 1 sagt:

„Die üblichen Streifzüge (tschetas) freier Montenegriner in die Herzegowina, deren nächstes Ziel die Hammelheerden muselmanischer Nachbarn zu sein pflegen und die bei jedem Regierungsantritt mit erhöhter Begeisterung aufgenommen werden, hatten nach dem Krimkrieg und seitdem Napoleon III. sich in Concurrenz mit Rußland gewissermaßen zum Schirmherrn der slavischen Völker des Orients aufgeworfen hatte, ebenso sehr an Ausdehnung gewonnen, als eine besonders häufige Wiederholung erfahren. Der Charakter dieser Bließ-Fahrten jedoch war ein anderer geworden: neben ihren national-ökonomischen Zwecken, die nebenbei dem Kampf- und Rachebedürfniß entsprachen, enthüllten sich politische Ziele. Die Fehden wuchsen über ihr gewöhnliches Maß hinaus, und

so sah sich die Pforte abermals genöthigt, ihr mütterliches Auge auf ihre slavischen Schmerzenskinder zu richten, die ihrer Fürsorge durchschnittlich alle 3 bis 5 Jahre mit irgendeiner Balgerei oder einem Schmerzensschrei aufwarten.

„Es ist nothwendig, zu bemerken, daß dieses Verhältniß in seiner vollen Intimität eigentlich erst seit der neuen Gestaltung des Osmanenreiches besteht, die mit dem Ausbruch des Nationalitätsfiebers zusammenfällt. Früher, bei der Decentralisation des Reiches, hatte der Divan mit den schwarzen Bergen und den Bosniaken, Uskoken u. s. w. direct nur selten und wenig zu schaffen.

„Den Vezieren von Travnik und Belgrad, die ehedem den tönenden Titel „Veziere von Ungarn" führten, oder dem von Skutari, lag es ob, sich mit den Helden der schwarzen Berge herumzuschlagen, und in den slavischen Provinzen reichte die Regierungsthätigkeit des Divans vollkommen aus, wenn sie mittels der Spahis, die den muselmanischen Landadel vorstellen, den Vezier in Schach hielt, oder hier und da durch eine Unterstützung des Veziers den trotzigen Spahis einen Zaum anlegte. Das ist mit unserem Jahrhundert infolge der Reform und der durch sie bedingten Centralisation, infolge der Einwirkung des Zeitgeistes, der Lostrennung Serbiens, kurz infolge der Zusammenwirkung verschiedener und vielfältiger Factoren anders geworden.

„Das Osmanenreich hat sich durch die Eroberung aus einem Conglomerat von Staaten gebildet, ohne daß von den Eroberern die eroberten Länder zum Einheitsstaat und die unterworfenen Völker zur Nation verschmolzen worden wären. Die Religion des Siegers war das äußere Band für diesen Länder- und Völkercomplex, der Khalife als Haupt der Religion der oberste Führer, Herr und Ausüber aller Macht. Der Versuch einer Verschmelzung der Eroberer und Eroberten zur Nation ist nie und nirgends gemacht worden; er liegt auch außerhalb der islamitischen Anschauung.

„Der Koran sagt: „El ghiafürün milletin vahide": Die Völker der Ungläubigen sind eins.

„Aber auch die Gesammtheit der Bekenner des Islam stellt ein Volk in „Mahomed" dar. Der Nationalitätsgedanke liegt für den Osmanen in der religiösen Gemeinschaft. Sein Patriotismus ist islamitisch.

„Die Verwaltung der einzelnen Länder und Provinzen lag in den Händen der Mandatare des Khalifen, d. h. der Veziere, die in ihrem Wirkungskreis eine nach unten unbeschränkte Machtvollkommenheit besaßen. Die Macht der Veziere fußte auf dem Nimbus des Siegers, auf dem Machtkern der Osmanen und auf dem Beistand der Convertiten, die zur Religion des Siegers übergetreten. In Bosnien nahm der gesammte serbische Adel, um seine Güter und Privilegien zu bewahren, die Religion des Siegers an. Eine nationale Vermischung fand nirgends statt.

„Nach Nationalitäten theilten sich die unterworfenen Völker in Griechen, Albanesen, Serben, Bulgaren und Rumänen.

„Die Reform unter Sultan Mahmud war eine radicale, tiefeingreifende Umgestaltung alles Bestehenden, nicht ein Auffrischen des Baumes durch Beschneiden und Pfropfen, sondern seine Entwurzelung und Versetzung in ein fremdes Erdreich. Den ganzen Umfang ihrer einschneidenden Wirkung hat man bei der Inangriffnahme wol kaum erkannt."

Den tiefen Gegensatz zwischen ottomanischem und abendländischem Staatswesen, der mit der Reform nicht gemildert, sondern eher verschärft worden ist, lernen wir am augenfälligsten kennen aus dem Abschnitt über das ottomanische Beamtenthum. Wir geben daraus, zugleich zur Charakterisirung des ganzen Werks überhaupt, im Nachstehenden das Wesentliche.

„Dem ottomanischen Wesen war der Begriff Staat und Staatsdienst fremd. Mit der Reform mußte der Versuch gemacht werden, den einen zu gründen und infolge dessen den andern einzurichten. Auf Grund der alten despotisch patriarchalischen Anschauung sollte der öffentliche Dienst bureaukratisirt werden, das heißt, die dem ottomanischen Wesen zwar entsprechende, aber den neuen Verhältnissen und den von ihnen geschaffenen Bedingungen nicht mehr entsprechende Amtirung von ehedem sollte in eine fremdartige Form gezwängt werden. Weder damals noch bisher hat man dem Umstand genügend Rechnung getragen, daß die Umwandlung der allgemeinen äußeren Verhältnisse die gleichzeitige Umwandlung der besonderen inneren bedinge und daß die einen den anderen adaptirt sein müssen, wenn sich nicht schwere Widersprüche und Mißstände äußern sollen und die Elemente anstatt mit und in einander, neben oder selbst gegen einander wirken sollen.

„Daran leidet aber gegenwärtig die ottomanische Bureaukratie zur Schädigung der Verwaltung in ganz fühlbarer Weise.

„Fassen wir zum Beispiel die gegenwärtigen Statthalter in's Auge.

„Von ihrem Wirkungskreis vor der Reform ist ihnen nur die politische Verwaltung und die Oberleitung der Provinzen geblieben. Die anderen Zweige des öffentlichen Dienstes werden von den Beamten der betreffenden Ministerien verwaltet und bei den Communalangelegenheiten hat der Rath (Medschliss), an welchem die Notablen der Provinz Theil nehmen, ein Votum. Die Vice-Sultane von ehedem sind zu Regierungspräsidenten geworden. Gut! Wie verhält es sich aber mit ihrer hierarchischen Stellung? Diese ist auf keinen Rechtstitel gestützt, beruht auf keiner festen bureaukratischen Basis und kann durch Intriguen in Konstantinopel sowol, als in der Provinz selbst, gefährdet werden. Der Kampf um die Stellung also, die Nothwendigkeit, sie durch Freunde und Gönner zu erhalten, zersplittert ihre Thätigkeit auf Kosten ihrer dienstlichen Obliegenheit. Wie steht es um ihre materielle Lage? Ihr Hausstand und die Anforderungen an denselben haben bei aller Beschränkung den ottomanischen Zuschnitt beibehalten. Eine Schaar von Bediensteten und Sclavinnen (für den Dienst der Frau und des Hausinnern) und ein gewisser Aufwand, der nach ottomanischen Begriffen von der Würde untrennbar ist, erheischt bedeutende Geldmittel. Der ottomanische Beamte hat in der Regel kein ererbtes Vermögen und das Schöpfen im Vollen aus der Epoche der Veziersherrlichkeit hat aufgehört; er ist heute besoldet. Bei der Umwandlung hat man als Ersatz unverhältnißmäßig hohe Gehalte ausgeworfen. Nicht die Einnahmesumme des Staates wurde dabei berücksichtigt, sondern das, was man als Bedürfniß für den Rang annahm. Man bedenke das schreiende Mißverhältniß, wenn Angesichts der bescheidenen Einkünfte des Reiches ein Wali (General-Gouverneur) 60,000 Piaster monatlich, also circa 40,000 Thaler jährlich Gehalt bezog. Dennoch erwies sich dieser kaum zureichend, weil die Walis einen Theil der aufrecht gebliebenen Ausgaben von ehedem bestreiten sollen und z. B. einen Troß von Hausbeamten und Dienern erhalten müssen.

„Nun kommen die häufigen Versetzungen dazu, die bei den Verhältnissen des Landes zu kostspieligen Reisen veranlassen, und der Umstand, daß durchschnittlich auf zwei Jahre Amtirung ein Jahr gehaltlose Disponibilität fällt. Diese Disponibilität, die meist durch persönliche Gründe herbeigeführt wird und dem Betreffenden die ungeminderte Ausgabenlast beläßt, da seine Diener nach patriarchalischer Anschauung zu seinem Hause zählen, müssen ihn dem Sarraf (Geldwechsler) überantworten.

„Einstmals galt und noch bisher gilt der Grundsatz: der Sultan schenkt das Amt und nimmt es, d. h. in weiterer Ausführung, der Gönner giebt und der Gönner eines Andern nimmt es. Die persönliche Beziehung (Patronenthum und Clientschaft) waltete und waltet theilweise noch vor. Der öffentliche Dienst wurde als Domaine betrachtet, zu deren Genuß die Berufenen durch Gunst zugelassen und von der Ungunst zeitweise entfernt wurden, um Anderen Platz zu

machen: das Amt war eine auf unbestimmte Zeit verliehene Pfründe. Was einst erträglich war, da das Amt als Vermögensquelle galt, führt jetzt zur Unordnung, Demoralisation, zum Ruin. Dem Zwang der Lage folgend, sind die Gehalte in den letzten Jahren bis auf ein Drittel heruntergesetzt worden und es giebt sich die Nothwendigkeit nun besonders gebieterisch kund, ein System an Stelle der persönlichen Beziehungen walten zu lassen.

„Doch kehren wir zur Darstellung des gegenwärtigen Beamtenstandes zurück. Der Zeitpunkt nach Einführung der Reform bis zum Ableben Aali Pascha's bezeichnet den Höhepunkt seines Einflusses. Nach Vernichtung des Janitscharencorps nämlich gehörte es gewissermaßen zur innern Politik der osmanischen Machthaber, den militairischen Geist mit überlebendem Janitscharentrotz gleichbedeutend zu halten, und so wurde das Heer vom bureaukratischen Körper in den Schatten gedrängt. Entgegen den Grundprincipien des theokratisch-militairisch gegliederten Osmanenthums erhob sich der Efendi über den Bey, das Bureau über das Feldlager. Die vermehrten Beziehungen mit den Mächten, die erhöhte Bedeutung derselben ließen den Schwerpunkt der Regierung in das Cabinet des auswärtigen Ministers legen, und so wurde der ehedem mehr untergeordnete Reïs Efendi als „Marschall des Aeußern" die maßgebende Stimme im Divan. Die mächtigen Großveziere Reschid Pascha und Aali Pascha waren vor Allem Minister des Aeußern, sei es, daß sie den Fauteuil dieses Departements persönlich einnahmen oder durch einen Strohmann einnehmen ließen.

„Nun bildete sich rasch ein fast allmächtiges „Patriziat der Feder". In den letzten Jahren zwar wurde die Alleinherrschaft des Bureaus wieder allmälig dadurch beschränkt, daß die Armee die ihr gebührende Stellung zurückerrang, aber die Efendis stellen noch immer die Gesellschaft dar und fahren fort, als solche für die Regierung den maßgebenden Theil der öffentlichen Meinung abzugeben, wohlverstanden im orientalischen Sinne. Das ottomanische Beamtenthum bildet eine geschlossene Gesellschaft. Die mächtigsten Minister sind an diesem Körper zerschellt, wenn sie, anstatt sich auf ihn zu stützen, ihre Absichten wider ihn durchsetzen wollten. Die Bureaukratie recrutirt sich nicht mehr so sehr wie früher aus dem ganzen Reich, sondern vielmehr aus engeren Kreisen von Beamtenfamilien, zu denen die Christen ein namhaftes Contingent stellen. Unter den Christen sind die Armenier am zahlreichsten vertreten. Biegsam, wie sie sind, eignen sie sich die Pfortensprache der muselmanischen Efendis an, haben dieselben Gebräuche und Umgangsformen, kurz, stellen sich äußerlich wie diese dar. Da bei der Unregelmäßigkeit des Einkommens und der Gehaltzahlungen der armenische Geldmann, neben dessen geschäftlicher Geschicklichkeit kein Jude aufzukommen vermag, bei jedem Beamten bis in die höchsten Würden hinauf als Geldborger eine maßgebende Rolle spielt, so ist es selbstverständlich, daß ihre Söhne und Angehörigen im Staatsdienst leicht Aufnahme und ihr Fortkommen finden. Wenn europäische Stimmen die Zulassung der Christen zu den Staatsämtern als Reform verlangen, so beweist dies eben nur ihre vollkommene Unkenntniß der Verhältnisse. Ein Christ (Daoud Pascha) war Minister, ein anderer (Rustem Pascha) ist Generalgouverneur, mehrere Christen, darunter zwei mit dem Veziersrang, waren und sind Botschafter, Gesandte, Unterstaatssecretaire, Staatsräthe, Divisionsgeneräle, von den zahlreichen Bureau-Chefs und subalternen Beamten nicht zu reden.

„Der Sohn des Beamten tritt natürlich wieder in den Staatsdienst ein. Der Eintritt und das Fortkommen werden ihm durch die Beziehungen des Vaters erleichtert. Der Vortheil, den sie ihm bieten, ist gewöhnlich sein einziges Erbe. Der Staatsdienst galt für den Efendisohn als die einzig passende Lebensstellung, wie er denn für die Mehrzahl der Ottomanen als der Quell aller Bedeutung ein mächtig verlockendes Ziel ist. Das Letzte, was sich aus dem Herzen des Ottomanen entfernt, ist seine Liebe zu Amt und Würden. Es ist indeß in letzter Zeit vorgekommen, und ich halte dies für ein erfreuliches Symptom, daß solche anspruchsberechtigte Candidaten auf ein Staatsamt diesem eine freie Profession, wie zum Beispiel die neuentstandene Advocatie vorgezogen haben.

„Der Eintritt in das Bureau fand bisher oft in einem Alter statt, in welchem der deutsche Knabe noch das Gymnasium besucht. Die orientalische Sonne reift den Menschen rascher, und das Bureau galt zugleich als Vorbereitungsschule. Dort bildete sich der jugendliche Beamte nach seinen Anlagen und je nachdem sein Vater oder andere Einflüsse auf seine Bildung einwirkten. Der Neuaufgenommene, erst dem Minister vorgestellt und von demselben mit der herkömmlichen Formel: „Wenn's Gott gefällt, werden Sie Vezier werden!" entlassen, wurde nun in einem Kalem eingereiht. Kalem heißt Feder und zugleich Bureau. Der neue Beamte, dessen rother Fez die Farben-Nüance und dessen Kleid den Schnitt nach der Mode angenommen hat, die gerade in den Bureaux vorherrscht, also mit einer Art Civil-Uniform angethan, wandert nun täglich zu seinem Amt.

„Das orientalische Gepräge im Aeußern verwischt sich mehr und mehr. Auch in den Bureaux verdrängen die Armstühle die rings um das Gemach laufenden Divane der Väterzeit. Vor jedem Beamten steht ein Tischchen und auf demselben der reichhaltige Schreibapparat, der aus so und so viel kleinen Porzellanvasen, Federn, Scheeren, Messern und anderen Utensilien besteht; dieselben sind gewöhnlich zierlich, mitunter kunstvoll ausgeführt und erfreuen sich stets einer vorzüglichen Pflege. Der musterhafteste Soldat hält seine Waffen nicht in blankerem Zustand, als der Efendi seine Schreibrequisiten. Zu diesen letzteren gehört auch die Cigarettenbüchse und der Aschebecher, seitdem der Tschibuk sich aus dem Bureau in die Cabinete einiger Hoch- und Höchstgestellten zurückgezogen hat. Eine gewisse militairische Nettigkeit gehört zur conventionellen Erscheinung des Efendi.

„Die Bureau-Chefs führen außerdem die „Torba" (seidene oder leinene Säcke) mit sich. In der Torba befinden sich die zu erledigenden Schriftstücke, die vom Bureau nach Hause, vom Hause zum Bureau und von einem Kalem zum andern wandern. Die Torba ist das ambulante Archiv, oft eine Ausflucht oder ein Vorwand zu Verzögerungen; die Tiefen der Torba sind ein Abgrund für denjenigen, der die Erledigung einer mißlichen Angelegenheit betreibt. Das Vorwalten der Persönlichkeit mußte den raschen Dienstgang insofern beeinträchtigen, als die Erledigung fast jeder Angelegenheit vor die höchsten Spitzen eines Departements, zumeist des Ministers selber gebracht werden muß.

„Dieser Umstand, der bei nicht genügend genauer Abgrenzung der Amtsthätigkeit der einzelnen Abtheilungen und bei mangelnden systematischen Bestimmungen auf die persönliche Entscheidung von „Fall zu Fall" und „je nachdem" des obersten Chefs zurückführt, ist gleichfalls eine Folge der patriarchalischen Anschauung. Er überbürdet den Minister über Gebühr mit Detailregelung und man kann füglich behaupten, daß die Minister in abendländischen Staaten nicht annähernd so angestrengt und mit Arbeit überhäuft sind, als ihre ottomanischen Collegen.

„Jeder Kalem hat ein „Aufathmungszimmer" (Tenafusodassi), wo der Tagesklatsch freieren Lauf hat und wohin Erfrischungen gebracht werden. Der beim Thürvorhang aufgestellte Amtsdiener hält nur selten die Gabensammler, zu deutsch „Bettler", von ihren Rundgängen durch die Bureaux ab. Es zieht ein freier, humaner Zug durch die ottomanische Lebensanschauung. Von den Pfortendienern sind außer den perdedschi (Vorhangbediensteten) noch zwei Gattungen besonders zu erwähnen, da sie so zu sagen zum Pforteinventar gehören. Die Stummen (dilsiz), welche beim Groß-

vezier, beim Rathspräsidenten und während der Berathungen Dienste verrichten und die pabuschdju (Ueberschuhbewahrer), deren Kasten an jedem Eingang des Pfortengebäudes angebracht sind. Die Ersteren sind besoldet, das freie Einkommen der Letzteren aber ist empfindlich geschädigt, seit die jüngeren Efendi anfangen dem Gebrauch der Ueberschuhe zu entsagen. An den Schuhputzern, die sich seit einigen Jahren in den zum Pfortengebäude führenden Straßen massenhaft eingenistet haben, ist den pabudschu (meist Dienerveterane) eine fühlbare Concurrenz erwachsen.

„Eignet sich der neue Beamte zum Canzleidienst, so erhält er beim Abgange eines Bureaumitgliedes einen Antheil an der Gehaltsquote, die jedem Büreau ausgeworfen ist. Mitunter beträgt das erste Monatsgehalt blos 50 Piaster (5 fl. Oe. W.). Dieses, sowie die allenfallsigen Zulagen sind entweder fix oder aber zeitweilig, wenn es nämlich nur während der auswärtigen Verwendung eines Bureaumitgliedes für die Dauer seiner Abwesenheit einem Andern zugewiesen ist.

„Das Gehalt an der Pforte wird sehr geschätzt, eine Stellung daselbst ist sehr gesucht, besonders von denen, die ihren „Weg machen" wollen. Ich kenne Beamte, denen Gouvernements mit den zehnfachen Einkünften zugedacht waren und die es vorzogen, ein bescheidenes Bureau-Amt beizubehalten. „An der Quelle muß man sitzen", ist ihre Devise, „denn die aus den Augen der Macht sind, werden vergessen." — Es kommt auch nie vor, daß z. B. ein Botschaftssecretair zum Gesandten avancirt. Der Chef wird immer von Stambul aus entsandt. Endlich wird dem Beamten als Belohnung oder zur Aneiferung ein Rang verliehen.

„Die fünf, respective acht hierarchischen Rangclassen, in welche ähnlich dem russischen Tschin (Rangordnung) die ottomanische Bureaukratie gegliedert ist, sind durch die Verschwendung, die Reschid Pascha bei Verleihung derselben eintreten ließ, beträchtlich entwerthet, besonders seit der Pfortenrang dem gleichstehenden Armeerang untergeordnet und bald nachher der Excellenztitel auf den obersten Beamtengrad beschränkt wurde. Für den ranglosen Efendi jedoch bildet der Rang, welcher rein persönlich und unabhängig vom Amte ist, immer noch eine Lockung, und wäre es auch wegen nichts weiter, als um auf den Adressen und in den brieflichen Ansprachen ein „begabter", „glänzender", „glücklicher", „herrlicher" vor dem Namen leuchten zu sehen, oder um den Sitz über dem X und dem Z einzunehmen. Außer den Zielen des Ehrgeizes strebt der Efendi, indem er sich im Rang erhebt und im Gehalt abrundet, zweierlei an: den Besitz eines Hauses, wäre es auch noch so beschränkt, und einer Kutsche, wäre sie auch einspännig. Es gilt dies natürlich nur von Jenen, denen beides nicht bereits an der Wiege zufiel. Beides wird natürlich auf Borg gekauft und da die Gehalte nach dem aus der patriarchalischen Anschauung herübergenommenen Brauch selten regelmäßig bezahlt werden, so ist der Geldwechsler mit der Finanzgebahrung des Efendi'schen Haushaltes betraut, anscheinend immer, in Wirklichkeit selten zu seinem Schaden.

„Der Efendi ist zumeist Autodidakt. Ist er begabt oder ehrgeizig — und oft ist er beides zugleich —, so weiß er sich die unentbehrlichsten Kenntnisse selbst zu verschaffen. So Mancher hat sich auf der Höhe des Alters daran gemacht, die französische Sprache zu erlernen, und mit gutem Erfolg.

„Der Aufenthalt im Abendland als Secretair bei irgend einer Gesandtschaft gehört für den jungen Efendi zur Vervollkommnung der Bildung. Gesandtschaftsmitglied sein ist für ihn dasselbe, wie die große Continentreise für den englischen Peerssohn, das Abendland nicht kennen, ist für das Fortkommen an der Pforte fast hinderlich. Daß dieser Aufenthalt in den abendländischen Residenzstädten, vornehmlich in Paris, auf jeden Einzelnen seiner Eigenart entsprechend wirkt und daß die Mehrzahl sich nicht viel Besseres als einige Aeußerlichkeiten in der Lebensweise und die Laster der europäischen Großstädte aneignet, ist ganz begreiflich.

„Nach der Rückkehr äußern sich die Begabten gewöhnlich auf zweierlei Weise. Die Einen finden im eigenen Lande Alles schlecht und tadelnswerth. Sie vermissen in Stambul vor Allem Boulevards, Quais, gutes Pflaster u. dgl., die Andern hingegen machen aus Trotz gegen alles Abendländische Front. Sie erkennen innerlich den tieferen Culturstand, auf welchem sich in den meisten Gebieten ihr Land und Volk befinden, wollen dies aber nicht eingestehen und klammern sich nun an die Schattenseiten der abendländischen Cultur, um diese an den Pranger zu stellen, was allerdings bei Behauptung eines einseitigen Standpunktes nicht allzu schwierig ist.

„Einige von ihnen aber blicken nicht nach rechts und nicht nach links, sondern trachten das Erfahrene, Gelernte möglichst zu benutzen und dadurch ihren Weg zu machen. — Es gelingt ihnen zumeist, und das sind die Nützlichen.

„Was die Amtsthätigkeit betrifft, so ist es beim Efendi lange nicht so schlimm bestellt, als man gemeiniglich annimmt, gewiß selten viel schlimmer als bei gar manchem abendländischen Amtsbruder, wenn auch die sehr diplomatischen Grundsätze bei ihm Geltung haben: „Thue nie heute, was du auf morgen lassen kannst", oder: „Man würde Alles besser machen, wenn man es ein zweites Mal verrichten könnte." Was er einmal in Angriff nimmt, erledigt er rasch und gewandt. Ich muß es hier wiederholen: Apathie und Raschheit, zögernde Entschließung und energische Ausführung stecken zugleich und vielleicht in gleichem Maße im ottomanischen Blut. Jedes Bureau zählt unter mehreren Plänklern einige Kernsoldaten und diese entwickeln eine erstaunliche Arbeitskraft. Der Efendi ist nicht geschulter Diplomat, nicht systematischer Verwaltungs-Beamter, nicht mit Ziffern großgesäugter Finanzmann, er hat keine strenge Specialität und wird je nach Umständen bald in den Pforten-Bureaux, in einer Gesandtschaft, bald in den Provinzen, bei einem Tribunal oder in sonst irgend einer Abtheilung verwendet. Er ist vor Allem Kapubendegian (Affiliirter der Pforte). Die mangelnde Sonderung der Fachverwendung findet ein Correctiv darin, daß die echte Eignung für ein besonderes Thätigkeitsfeld, durch keinerlei systematische Schranken gehemmt, sich endlich dennoch Bahn bricht, daß die individuelle Begabung vor Verknöcherung bewahrt wird und im Hin- und Herschütteln endlich das Plätzchen findet, wo sie sich Geltung verschaffen kann.

„Eine eigentlich geregelte Laufbahn, wie sie in der Armee eingeführt ist, besteht gleichfalls nicht, denn was seit der Reform vom Abendland herübergenommen wurde, hat, wie zu Anfang erwähnt wurde, keine tieferen Wurzeln gefaßt. Die Umrisse bestehen; im Detail sind sie nur sprung- und theilweise ausgeführt worden und entbehren auch da des systematischen Stempels. Persönliche Rücksichten erheben hier wie auch anderswo die Begünstigten und lassen sie wieder fallen — aber auf diese Weise gelangten auch manche Befähigte unbehinderter, rascher empor. Auf erworbene Rechte darf kein Beamter fußen, aber die patriarchalische Fürsorge der Regierung spricht er niemals vergeblich an, und Gönner findet er leichter, als er sie anderswo fände. Da mit dem Umsichgreifen der Reform neue Bedingungen sich herausgestellt haben, so wird auch hier denselben weitere Rechnung getragen werden. Für die genaue Pflichterfüllung, die im Interesse des regelmäßigen Dienstes nunmehr gefordert werden muß, reicht die patriarchalische Gebahrung nicht mehr aus.

„Das ottomanische Beamtenthum bleibt unter sich in

beständiger Fühlung. Selten wird ein Minister, welchem Departement er zeitweilig auch vorsteht, seine Untergebenen nicht mehr oder weniger persönlich kennen; die persönliche Berührung, im Abendland so selten, wird am Goldenen Horn eifrig gepflegt. Die Salons ottomanischer Würdenträger gleichen Taubenschlägen; man denkt dabei unwillkürlich an das römische Clientenwesen. Dem Europäer wird die Möglichkeit eines öffentlichen Dienstes auf solchen Grundlagen als undenkbar erscheinen. Von seinem Standpunkte aus mit Recht. Unsere politische und sociale Logik gilt aber nicht für den Orient. Das Walten der Natur mit seinen unberechenbaren Constellationen und seinen oft unerwartet auftretenden Correctiven hatte im öffentlichen wie im privaten Leben des Ottomanen, das im Ganzen der Natur näher stand, ein ziemlich getreues Spiegelbild. So mangelhaft es um den öffentlichen Dienst bestellt gewesen sein mochte, das Reich, dessen Verwaltung zu den schwierigsten gehören dürfte, hat die Unzukömmlichkeiten des Uebergangsstadiums und der widerspruchsvollen Zwitterlage beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch ertragen."

Uns dünkt, die mitgetheilten Stellen aus Murad Efendi's Werke genügen, um den Satz zu rechtfertigen, daß das Türkenthum auch beim besten Willen sich nie und nimmer in das ihm a priori heterogene Wesen der abendländischen Staats- und Culturverhältnisse hineinfinden wird. Die neue Reformbewegung, welche durch den Hattischeriff von Gülhané inaugurirt wurde, ist eitel Dunst und hat bisher nur dazu beigetragen, den staatlichen Zersetzungsproceß zu beschleunigen. Ebenso hat sich der unglückselige Versuch Louis Napoleon's im Pariser Friedensvertrage, die Türkei durch Aufnahme in die europäische Staatsordnung als gleichberechtigtes Glied (bisher galt die Türkei nur als geduldetes Staatswesen, der Sultan nicht als Monarch nach europäischem Maßstabe &c.), den europäischen Culturverhältnissen näher zu bringen, bisher als gänzlich verfehlt erwiesen, ja nicht zu viel behauptet ist, daß gerade durch diesen Versuch die sogenannte orientalische Frage an Imminenz der Gemeingefährlichkeit für die Ruhe und den Frieden Europas erheblich zugenommen hat. In unserer Ansicht, die sich in die wenigen Worte zusammenfaßt: „Der Türke gehört nicht nach Europa, er muß nach Asien zurück und zwar je eher je besser", sind wir durch das vorliegende Werk neuerdings bestärkt worden.

Leipziger Schauspielschau.

(Schillerfeier. — Gastspiele.)

In der zur theatralischen Nachfeier des in Leipzig mehr als anderswo hochgehaltenen Schillertages veranstalteten „Wallensteinaufführung" boten wirklich künstlerische Leistungen eigentlich nur Herr Stürmer als Octavio Piccolomini und Frau Senger als Gräfin Terzky; auch Herr Conried als Oberst Wrangel, Herr Grube als schwedischer Hauptmann, Herr Eichenwald als Deveroux und Herr Gitt als Gordon deckten ihren Part befriedigend, was von Herrn Pettera als Wallenstein mit gutem Gewissen nicht durchaus gesagt werden kann. Er nahm und gab diese allerdings schwierige und einen Meister der Darstellungskunst erfordernde Hauptrolle durchschnittlich viel zu weich und ungleichmäßig, und wenn auch stimmliche Unpäßlichkeit manche Mängel seines Vortrages entschuldigen mag, so war derselbe im Ganzen doch zu declamatorisch, und die Declamation stellenweise noch dazu grundfalsch; denn Herr Pettera hielt nicht nur logisch und grammatisch zusammengehörige Verse, sondern sogar unzerreißbare Vers- und Satz*glieder* oft über Athemschöpfungsdauer hinaus durch Kunst- oder vielmehr Unkunstpausen auseinander; so z. B. an der folgenden, durch einen eingeklammerten Gedankenstrich bezeichneten Stelle:

> Am Sternenhimmel suchten meine Augen,
> Im weiten Weltenraum den Feind, den ich
> Im Herzen (—) meines Herzens eingeschlossen.

Gemessene Sprechweise ziemt zwar dem zwischen sterndeuterisches inneres und heerführerliches äußeres Handeln getheilten Charakter Wallenstein's, der, wie er nichts Schriftliches von sich geben mag, so auch nichts Mündliches sich unüberlegt entschlüpfen lassen darf; aber zwischen gemessener und zerrissener oder auch nur abgerissener Redeweise ist denn doch ein gewaltiger Unterschied. Hr. Pettera weiß doch sonst diesen Unterschied sehr wohl zu machen und zu treffen. Im Uebrigen hätte ja Hr. Pettera sowol die geistige als körperliche Persönlichkeit zu einem Bühnen-Wallenstein, ob nicht aber noch entsprechender die zu einem Bühnen-Buttler? Diese Frage möchte ich ihm wenigstens zur Erwägung empfohlen haben. Was den Buttler des Hrn. Conrad betrifft, so gerieth er diesmal dem Darsteller weit besser, als man nach seinem mißlungenen ersten Auftreten in dieser Rolle hätte erwarten können; ja, er läßt sich im buchstäblichen Sinne des Wortes als eine *fleißige* Leistung des Hrn. Conrad bezeichnen. Wenn Hr. Conrad fortfährt, so an sich zu bilden, und wenn er gewisse ihm zur Gewohnheit gewordene unwillkürliche Körperbewegungen, z. B. das Sichheben aus den Hüften bald mit der linken, bald mit der rechten Achsel, künstlerisch beherrschen lernt, so darf man sich von ihm einen ganz vorzüglichen Darsteller sogar polarisch entgegengesetzter Chargen und Charakterrollen versprechen; ich erinnere nur an seinen fein ausgearbeiteten Part als Bertrand von Brienne in „Wildfeuer". Dagegen haben Hr. Kainz und Frl. Wessely zu wenig Idealisches oder auch nur Idealisirbares in ihrer äußeren Erscheinung, als daß sie schon jetzt ein in den Rahmen einer Bühne ersten Ranges passendes Tragödien-Liebespaar, einen Max und eine Thekla im Sinne Schiller's und nach dem Herzen eines zu höheren Ansprüchen berechtigten Theater-Publicums abzugeben vermöchten; immerhin muß man ihren hingebungsvollen Eifer und einige glückliche Momente ihres Spiels ermunternd anerkennen. Insonderheit von Frl. Wessely ist zu rühmen, daß sie den schönen Monolog vom Loose des Schönen auf der Erde durch die ausdrucksvolle Beseeltheit, mit der sie ihn sprach, glücklich vor dem von ihrer letzten Rollen-Vorgängerin ihm bereiteten Loose rettete, sich selber als beweisendes Beispiel dienen zu müssen vom häßlichen Untergangsloose des Schönen auch auf der Bühne. Frl. Wessely erntete denn auch lauten, anhaltenden Beifall.

In der am 19. Nov. stattgefundenen Aufführung der „Jungfrau von Orleans" hatte die Regie bei der Rollenvertheilung tactvoller und erfolgreicher als bei der Wallenstein-Besetzung sich das alte Sprichwort zu nutze gemacht: „Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus"; denn sowol ihr Weniges an ersten, wie ihr Vieles an untergeordneten und mittelmäßigen Kräften war so untergebracht, daß der Charakter keiner Rolle bis zur Unkenntlichkeit verwischt wurde. Am meisten ließ die Darstellerin der Titelrolle zu wünschen übrig; denn wenn auch Fr. Jantsch die erforderliche äußere Erscheinung für Schiller's „mächtige" und „löwenherzige" Jungfrau von Orleans mitbringt, Adel des Wuchses und Vollklang der Stimme, so läßt sie doch in Spiel und Sprache das geistige Verständniß, die seelische Empfindung, somit die Weihe der Bewegung und Betonung zu sehr vermissen, als daß nicht das Mißverhältniß zwischen ihrer vortheilhaften natürlichen Begabung und ihrer mangelhaften künstlerischen Leistung in dem erwartungsvollen Zuschauer eine um so trostlosere Verstimmung erzeugen müßte. Gleich ihre ersten Worte:

> Mein ist der Helm, und mir gehört er zu,

waren zu matt gesprochen und gespielt; dann folgten unzählige falsche Betonungen, z. B. in der Verszeile:

Und mich entflammt der Muth der Cherubim,

welche einen reinen Reim bilden muß auf den kurz vorhergehenden Vers:

Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,

die den Reim abschwächende Aussprache Chérubim statt Cherubim; ferner in dem Verse:

Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht,

die Unbetontlassung des Wortes „Mitleid"; dann wieder in dem Verse:

Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,

die Betonung „blindes Werkzeug" statt „blindes Werkzeug". Auch störende Wortverwechselungen liefen mit unter, z. B. in dem Verse:

Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren,

wo sie „wird" statt „darf" sprach und also die Himmelskönigin zur falschen Prophetin machte. Die Armbewegungen, mit welchen Fr. Jantsch ihre großen Monologe begleitete, erfolgten, rechter- und linkerseits abwechselnd, mit jener mechanischen Regelmäßigkeit des Tactes, die als travestirende Exemplification declamatorischer Tactlosigkeit bekannt und üblich ist. Die verunglücktesten, unkünstlerischesten Momente in der Leistung der Fr. Jantsch waren aber ihre Abgänge. Statt am Schluß des Vorspiels während des großen Abschieds-Monologes sich von Strophe zu Strophe mehr der Seiten-Coulisse zu nähern und so im Sinne des Wortlautes ihrer Rolle:

Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm

sich einen kurzen und raschen Abgang mit vorwärts erhobener Linken und rückwärts winkender Rechten zu ermöglichen, recitirte Fr. Jantsch den ganzen Monolog fast auf ein und derselben Stelle inmitten der Bühne, ließ beim letzten Worte Stimme und Arme sinken und entfernte sich gemessenen Schrittes über die halbe Bühne hinweg hinter die Coulissen. Auch die Art, wie Fr. Jantsch im fünften Acte sich der Ketten entledigte, widersprach dem Sinne der Situation und der ausdrücklichen Vorschrift des Dichters; Johanna darf die ihr angelegten Ketten nicht mühsam abstreifen, sondern muß sie kraft der über sie kommenden Wunderkraft der Begeisterung mit einem plötzlichen Ruck zerreißen. Am besten war Fr. Jantsch in denjenigen Scenen, in welchen sie mehr nur ein lebendes Bild zu stellen hatte, z. B. in den Momenten stummen und verzückten Hinstarrens, dann auch in der Aussöhnungsscene mit dem Herzog von Burgund und in der Wiedersehensscene mit den Schwestern. Wenn ich aufgefordert würde, der Fr. Jantsch etwas in ihr Stammbuch zu schreiben, so würde ich folgende Worte Grillparzer's wählen: „Die Kunst des Schauspielers hat drei Stufen: eine Rolle verstehen, eine Rolle fühlen und das Wesen einer Rolle anschauen."

Was die übrigen weiblichen Haupt- und Nebenrollen betrifft, so fand die messalinenhafte und rabenmutterliche Königin Isabeau durch Fr. Senger eine wahrhaft glänzende, die milde und patriotische Agnes Sorel durch Frl. Western eine recht sympathische Darstellung, und auch die beiden Schwestern Johanna's, Frl. Tullinger und Frl. Hartmann, konnten sich sehen lassen. Unter den Vertretern der männlichen Rollen verdient Hr. Pettera als Talbot mit Auszeichnung genannt zu werden; aber auch Hr. Hänseler und Hr. Brammer, die in „Wallenstein's Tod" als Illo und Terzky keineswegs an ihrem Platz gewesen waren, standen als Thibaut und Bertrand jeder seinen Mann. Dagegen würde der Herzog von Burgund, den Schiller mehrmals und nachdrücklichst seine Sohnschaft und Sohnspflicht betonen und unter andern sagen läßt:

Ich räche eines Vaters blut'gen Mord;
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen,

meines Erachtens einen jugendlicheren Darsteller verlangt haben, als unsern trefflichen Octavio Piccolomini, Hrn. Stürmer, wenn dieser bewährte Künstler nicht durch seine gutgewählte Maske und überraschende Rührigkeit uns über seine väterlichen Jahre hinweggetäuscht hätte. Herr Senger, als Dauphin und nachmals König Karl VII., der Rollen- und Theater-Thronerbe des Herrn Link, spielte so, daß uns sein in andern Rollen überaus beliebter Vorfahr gerade in dieser Rolle weniger abging, nur hätte auch er einige falsche Betonungen vermeiden sollen, z. B. in der Stelle:

Sie (die Rathsherren) werden Hilfe fordern;
Was kann ich thun, der selber hilflos ist,

wo nicht das Zeitwort „thun", sondern das Fürwort „ich" den Redeton erheischt, weil sonst das nachfolgende Relativpronomen „der" in seiner Beziehung auf das „ich" nicht sofort erkannt und verstanden wird. Hr. Broda als Erzbischof war eine gewinnende Priestererscheinung, und Hr. Johannes als Graf Dunois eine glänzende Rittergestalt, nur daß der so wie so nicht recht glatt fließende Redestrom des letztgenannten Darstellers diesmal förmlich mit Grundeis ging, so oft geriethen die Schollen seiner Worte ins Stoßen und Stocken. Zu den in Bezug auf Aussprache verständigsten und verständlichsten Mitgliedern unserer Bühne gehört Herr Conried, gleichwol kann ich seinen Raoul nur eine mittelmäßig geglückte Leistung nennen; ganz verunglückt war der La Hire des Hrn. Conrad, der weder für den erzählenden noch für den gesprächlichen Theil seiner Rolle den richtigen Tact und Ton finden konnte. Hr. Conrad scheint in häufigerer Abwechselung, als andere Kunstjünger und Menschenkinder, seine guten und schlimmen Tage zu haben. Hr. Gitt als Du Chatel und Hr. Tietz als Rathsherr von Orleans wußten gut zu charakterisiren; den übrigen Darstellern, also den Herren Bürgin, Krüger und Kainz als Freiern der Töchter Thibaut's, dem Frl. Straube als Edelknaben, dem Hrn. Telchmann als Chatillon, dem Hrn. Mauthner als Fastolf und dem Hrn. Ott als englischem Herold genüge das Lob, daß sie nichts verdarben, wenn es auch bei den letztgenannten beiden Darstellern ein paarmal nahe am Hapern war. Und was schließlich den Lionel des Hrn. Grube betrifft, so trifft den Darsteller gemeinschaftlich mit Fr. Jantsch der Vorwurf, die Ringkampf- und Anblick-Scene im dritten Acte nicht genau nach der wohlberechneten Vorschrift des Dichters gespielt und sie dadurch um ein gut Theil ihrer Wirkung, sich selbst und einander aber um ein gut Theil des Erfolges gebracht zu haben. Auch einen sehr sinnentstellenden Betonungsfehler ließ Hr. Grube sich zu Schulden kommen, indem er nämlich in der auf Königin Isabeau als Mittlerin zwischen Talbot und Burgund zielenden Stelle:

Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet!

den Artikel „die" als hinweisendes Fürwort betonte, also „die Furie" sprach, anstatt „die Furie". Der höhnische Glückwunsch gilt ja jedem von irgend einer Furie gestifteten Frieden, gilt der Friedensstiftung durch eine der Furien überhaupt; Isabeau wird nur vergleichsweise zu den Furien gerechnet, und das vom Dichter gewählte Subject „die Furie" meint nicht die Königin Isabeau persönlich, auch nicht eine bestimmte Furie im Gegensatz zu den übrigen Furien, sondern eine für alle, also alle und jede. Im Uebrigen wußte Hr. Grube die schwierigen Uebergänge, welche die Rolle des Lionel in Spiel und Sprache erfordert, aus dem Barschen und Grimmen in das Weiche und Zärtliche, aus dem Wildkriegerischen in das Mildritterliche und umgekehrt, ziemlich gut zu treffen.

Werfen wir einen Rückblick auf den ganzen Schiller-Monat November, so finden wir, daß er mit Einschluß der drei Vorstellungen Schiller'scher Dramen im Neuen Theater dreizehn, und mit Ausschluß des Gesammtgastspiels der Fürst'schen Wiener Possen-Gesellschaft im Alten Theater fünf Schauspiel-Abende zählte. Er setzte im Neuen Theater ein

mit dem durch und durch deutschen Schauspiel „Dorf und Stadt", dessen unvergänglicher Bühnenwerth sowol seinem ideellen Urheber, Auerbach, als seiner formellen Urheberin, Fr. Birch-Pfeiffer, die theatralische Unsterblichkeit sichert. Die erste Aufführung desselben unter der neuen Direction war zwar eine etwas verkürzte, oder vielmehr rollenverminderte, sonst aber ging sie recht gut zusammen, Dank dem lobenswerthen Eifer der meisten Mitspielenden, insonderheit der überraschenden schwäbischen Mundfertigkeit und gut ausgeprägten Gefühlsinnigkeit des Frl. Wessely als „Lorle" und trotz der unfürstlich steifen Haltung des Hrn. Kainz als „Fürst." — In zwei Wiederholungen von „Adrienne Lecouvreur", und zwar in der Titelrolle dieses französischen Zwitterstückes, verabschiedete sich bei dem Leipziger Theater-Publicum Frl. Marie Geistinger, deren glänzendem Gastspiel in sieben so bedeutenden, so verschiedenen und schwierigen Rollen, wie die der Messalina, der Donna Diana, der Königin Elisabeth in Laube's Essex, der Sappho, der Cameliendame, der Gräfin Autreval im Frauenkrieg und schließlich der Adrienne, ich leider meinen versprochenen Gesammtbericht habe schuldig bleiben müssen und der ich, um meine unfreiwillige Unterlassungssünde früher oder später gut machen zu können, angesichts der klaffenden Lücke, die sie in dem Personal unserer Bühne hinterläßt, Namens derselben den Nachruf widme: „Don't let bygones be bygones", das ist verdolmetscht: „Laß aus vorübergehendem Scheiden nicht werden unvorübergehendes Meiden!" — Unser anderer weiblicher Gast, Frl. Stein vom Wiener Hofburgtheater, leistete zwar in Shakespeare's „Was ihr wollt", welches Lustspiel dem Titel nach oft mit „Wie es euch gefällt" verwechselt wird, von einem dramaturgischen Shakespeare-Verballhorner aber zu einem Possenspiel „wie es euch nicht gefällt" verstümmelt worden ist, als Darstellerin der Tripelrolle „Viola-Cesario-Sebastian" alles Mädchen-Mögliche, konnte jedoch als „Donna Diana" den Vergleich mit Frl. Geistinger nicht aushalten und höchstens den Wunsch rege machen, sie neben dieser Künstlerin einmal als Donna Fenisa auftreten zu sehen, welcher Rolle Frl. Tullinger ebenso wenig gewachsen ist, wie Frl. Wessely derjenigen der Donna Laura. Noch einen dritten Gast, Hrn. Meery vom Stadttheater zu Hamburg, lernten wir in Moreto's „Donna Diana" als Perin kennen, konnten uns aber mit seiner figaromäßigen Auffassung und Abhaspelung dieser Rolle des Geheimschreibers einer Prinzessin nicht befreunden, und insonderheit seine Art der Verlautbarung und Versichtbarung alles dessen, was beiseite hätte gesprochen und verstohlen gespielt werden sollen, muß ich entschieden mißbilligen. Sowol die Gastin aus Süden, als der Gast aus Norden spielten auf Engagement und haben, wie man hört, ihren Zweck, in den Mitgliederverband unserer Bühne zu treten, bereits erreicht. Einer Wiederholung von Lessing's „Nathan" mit Hrn. Senger als Tempelherrn war ich verhindert beizuwohnen.

Max Moltke.

— G. Baur's Grundzüge der Erziehungslehre. Gegenüber dem von Tage zu Tage wuchernden Anwachsen der pädagogischen Literatur ist es mit Freude zu begrüßen, daß neben dem Neuen doch auch das bereits vorhandene Gute und Bewährte nicht vergessen wird und Bücher, an deren gediegenem Werthe sich schon frühere Jahrzehnte erfreuten, auch der Gegenwart durch neue Auflagen zugänglich und nutzbar gemacht werden. Zu diesen Büchern sind jedenfalls die „Grundzüge der Erziehungslehre von Gustav Baur, Consistorialrath, Doctor und Professor der Theologie" zu rechnen, von welchem Werke erst kürzlich die J. Ricker'sche Verlagshandlung in Gießen die dritte Auflage veranstaltet hat, nachdem die erste bereits im Jahre 1843 erschienen war. Um zunächst einen kurzen Ueberblick über den Inhalt des Buches zu geben, so ist sein erster Theil, nachdem sich die Einleitung vornehmlich mit der Feststellung des Begriffes der Erziehungslehre beschäftigt hat, in drei besonderen Abschnitten den wichtigsten Haupttheilen dieser Lehre gewidmet, nämlich 1) dem Erzieher und dem Zögling, 2) den Grundaufgaben der Erziehung und endlich 3) den Erziehungsmitteln. Der zweite Theil dagegen handelt von der Unterrichtslehre und vertheilt seinen Stoff nach den Unterrichtsgegenständen, den Schülern und den Schulen, der Methode und dem Lehrer. Bezüglich der Form, in welcher der Verfasser uns seinen Stoff darbietet, war für ihn die ursprüngliche Bestimmung des Buches maßgebend, nach welcher es ihm als Leitfaden bei seinen zu Gießen gehaltenen Vorträgen über Pädagogik dienen sollte. Infolge eben dieser Bestimmung drängte er nämlich das Wesentlichste des Inhalts in leicht faßliche Paragraphen zusammen, um der mündlichen Erörterung desto freieren Raum zu lassen, während zugleich eine weitere Begründung und Ausführung in den beigefügten Anmerkungen auch dem Nichthörer noch einen reichen und überaus anziehenden Stoff darzubieten bestimmt ist. Zu besonderem Schmucke dienen diesen Anmerkungen die Citate, die weniger den Pädagogen von Fach, als vielmehr den Schriften unsrer in den weitesten Kreisen des Volkes bekannten Geisteskoryphäen entlehnt sind, so daß wir außer den Namen der hervorragendsten Philosophen auch denen eines Schiller, Goethe, Wieland, Jean Paul, W. v. Humboldt, Fr. v. Schlegel, J. Grimm, Kästner u. A. öfters begegnen. Am häufigsten ist Schleiermacher angeführt, was bei dessen tiefgehender und leider noch gar nicht hinreichend anerkannter Bedeutung für die Pädagogik ebenso gerecht als fast selbstverständlich für alle diejenigen erscheint, die namentlich aus den werthvollen Artikeln der Schmid'schen Pädag. Encyclopädie die umfassende und gewinnreiche Bekanntschaft des Verfassers mit den Schriften Schleiermacher's schätzen gelernt haben. Ist nun durch die Wahl dieser Form dem Buche eine seinen Gebrauch ungemein erleichternde Uebersichtlichkeit gesichert, so muß als ein zweiter Vorzug desselben die stete Folgerichtigkeit gerühmt werden, in der sich Gedanke an Gedanke reiht und die an den Lehrer und Erzieher gestellten Forderungen nur als das unbestreitbare Resultat der ihnen vorausgegangenen Erörterungen und Betrachtungen erscheinen. Indem sich aber diese Forderungen stets auf das Erreichbare und von der Wirklichkeit Gebotene beziehen und es deutlich erkennen lassen, daß sie der Verfasser nur auf Grund eigener und erprobter Erfahrung aufstellt, so vereinigen sich jene beiden Vorzüge, um das Buch nicht nur dem Theoretiker, sondern namentlich auch dem Praktiker zu empfehlen, dem es sich in den verschiedensten Fällen durch treuen und zuverlässigen Rath als ein wahrhafter Freund bewähren wird. Was schließlich den „Grundzügen der Erziehungslehre" aber gerade für unsre Zeit noch einen ganz besondern Werth verleiht, das sind die in ihnen ausgesprochenen Ansichten über das gegenseitige Verhältniß der Kirche und Schule. Ebensowenig nämlich der Verfasser denen zuzustimmen vermag, die aus der geschichtlichen Thatsache, daß die Kirche zumal in Deutschland und in Absicht auf die Volksschule als die eigentliche Mutter der Schule erscheint, den Schluß ziehen, daß nun die Tochter lebenslänglich unter speciellster Bevormundung der Mutter bleiben müsse, ein ebenso volles Recht räumt er der Schlußfolgerung ein, nach welcher die Zwecke der Kirche, zumal der evangelischen, denjenigen der Schule unmöglich so entgegengesetzt sein können, wie dies neuerdings bei dem Rufe nach Emancipation und Trennung der Schule von der Kirche Unverstand und nicht blos undankbare, sondern wahrhaft feindselige Gereiztheit oft genug behauptet hat. Eine Trennung der Schule von der Kirche wird daher nach seiner Meinung nur in einer Trennung der beiderseitigen Oberaufsicht und Verwaltung bestehen können und wie

zur Gesundheit eines jeden Organismus die innige Wechselwirkung seiner einzelnen Systeme gehört, und dadurch auch deren eigene Gesundheit gefördert wird: so würde die vollständige Scheidung zwischen Kirche und Schule einerseits ein Zeichen sein, daß „etwas faul ist im Staate", andrerseits in der Kirche starren Dogmatismus und engherzige Askese erzeugen, aus der Schule ein unfrommes, nur auf den materiellen Vortheil gerichtetes Wissen und ein seines eigentlichen Mittelpunktes und allen tieferen Haltes entbehrendes Leben hervorgehen lassen. (Zu vergl. §. 77. Die Schule und die Kirche.) Es leuchtet ein, daß auf Grund derartiger Ansichten der Verfasser sich auch als ein Gegner der sogenannten confessionslosen oder Communalschule erweist, in welcher leider noch immer ein falscher Idealismus und ein die thatsächlichen Verhältnisse gänzlich verkennender Liberalismus ein wie in Oesterreich und den Niederlanden bereits erreichtes, so auch in Deutschland noch zu erstrebendes Ziel betrachtet und von welcher doch schon vor mehreren Jahren der Darmstädter Prälat Dr. Zimmermann den treffenden und nicht genug zu beherzigenden Ausspruch gethan hat: „die Communalschule arbeitet dem Katholicismus in die Hand, versetzt den evangelischen Gemeinden den Todesstoß und setzt die evangelische Kirche auf den Aussterbeetat."

P. M.

— Das zweite November-Heft von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün). Von Walter Rogge. — Die dritte Republik in Frankreich. Von H. Bartling. Dritter Abschnitt. Die Präsidentschaft des Marschalls Mac-Mahon. VII. — Ein Jünger Schopenhauer's. Von Eduard von Hartmann. II. — Die Friedensaufgaben der deutschen Marine. — Chronik der Gegenwart: Todtenschau.

Leipzig. Den Kunstfreunden Leipzigs ist durch die erfolgreiche Aufführung der „Schöpfung" von J. Haydn durch die Mitglieder der „Singakademie" eine große Freude bereitet worden, weil aus dieser Reproduction zu erkennen gewesen ist, daß die „Singakademie", dieses alte ehrwürdige und in früheren Zeiten oft ruhmgekrönte Institut, nach verschiedenen Wandlungen ein neues, kräftiges Leben begonnen und ein energisches Streben nach künstlerischen Zielen in letzterer Zeit eifrig verfolgt hat. Diese kunstwürdige Richtung hat das Institut der trefflichen Direction des Herrn Alfred Richter zu danken, welcher mit kräftiger Hand die Leitung übernahm und seine nur der wahren Kunst huldigenden Principien während seiner Thätigkeit consequent durchzusetzen vermochte. Herr Alfred Richter ist der Sohn des hochverdienten Musikdirectors an der Thomasschule, des königlich sächsischen Professors der Musik E. F. Richter, dessen bedeutungsvolle Leistungen auf dem Gebiete der Theorie, Composition und Pädagogik schon oft gewürdigt worden sind. Wie der Vater hat auch der Sohn die Gymnasialstudien vollständig absolvirt und dann, gestützt auf den classischen Grund der Wissenschaft, seine bereits in früher Jugend unter Aufsicht des Vaters begonnenen musikalischen Fachstudien am Leipziger Conservatorium vollendet, welchem er jetzt als eine thätige und geschätzte Lehrkraft angehört. Das erfreuliche Resultat seiner Wirksamkeit im Directionsfache wird gewiß Herrn Alfred Richter eine Ermunterung zu weiterem Streben in der so glücklich behaupteten Stellung sein und ihn veranlassen, recht bald die Pflege des weltlichen Chorliedes aufzunehmen und durch dieselbe einen bis jetzt in Leipzig von großen Chorinstituten weniger cultivirten Kunstzweig zur rechten Anerkennung zu bringen. — Ferner ist die letzte Aufführung des Riedel'schen Vereins, welche ich selbstverständlich in einem besonderen Artikel zu würdigen gedenke, als eine musterhafte That hervorzuheben; denn sie bekundete eine Leistungsfähigkeit im Chorgesange, wie sie seit langer Zeit von keinem Institute in Leipzig geboten worden ist. So Bedeutungsvolles und Großes auch der Riedel'sche Verein durch die Reproductionen mächtiger Werke von Bach, Händel, Beethoven u. A. geboten hat, so hat er doch in so herrlicher Vollendung kaum eine Aufführung ermöglicht, wie die des Deutschen Requiem von Brahms, dessen Wiedergabe dem ungemein verdienstvollen Dirigenten, Herrn Professor Riedel, deutlich bewiesen haben wird, daß seine Mühen durch die höchsten Kunstleistungen ihren Lohn finden. Wenn ein Verein, der viele Jahre so Ausgezeichnetes durchgeführt, immer wieder den Beweis liefert, daß er noch unablässig darnach strebt, Fortschritte zu erzielen, dann ist er mit Recht als ein Musterinstitut zu bezeichnen, welches in jeder Beziehung die höchste Werthschätzung von Seiten der Kunstfreunde verdient. — Endlich ist auch noch eine Matinée im Neuen Theater zu erwähnen, in welcher folgende Werke zur Aufführung gelangten: 1) Danse macabre, symphonische Dichtung von Camille Saint-Saëns, sehr fein ausgeführt vom Orchester des Leipziger Stadttheaters unter der trefflichen Direction des Herrn Josef Sucher, — eine geistreiche, pikante, reizvolle Composition; 2) Gesang zu Pfingsten, Dichtung von Adolf Böttger, für Männerchor und Orchester componirt von V. E. Neßler, unter Leitung des Componisten vorgetragen von den Herren des Theaterchors und dem Gesangverein „Sängerkreis", — ein Männerchorwerk in frischer Stimmung und mit ausgeprägter Melodie, welche allerdings Tiefe und sinniges Wesen vermissen läßt; 3) Gesang der Rheintöchter aus dem Tondrama „Götterdämmerung" von Richard Wagner, ausgeführt von den Damen Fräulein von Axelson, Frau Marie Lißmann-Gutzschbach, Fräulein Pauline Löwy, auf zwei Flügeln begleitet von den Herren Capellmeistern Josef Sucher und W. C. Mühldorfer, — ein bekanntlich sehr schönes Terzett, dessen Ausführung aber gewiß weit mehr Feinheit verlangt, als sie in jener Matinée zu bemerken war; 4) „das Waldfräulein" mit freier Benutzung des gleichnamigen Gedichtes von Freiherrn von Zedlitz für Soli, Chor und Orchester componirt von Josef Sucher, unter Leitung des Componisten, welcher entschieden ein sehr beachtenswerthes Talent für Chor- und Orchestersatz, ebenso wie für die monodische Entwickelung besitzt und oft sehr glückliche Durchführungen geschaffen hat, welche sowol von den mitwirkenden Chor- und Orchesterkräften, als auch von der Sopranistin Fräul. Rosa Hasselbeck und dem Tenoristen Herrn Perotti recht wacker zur Geltung gebracht wurden; 5) Quintett aus Così fan tutte von W. A. Mozart, anerkennenswerth vorgetragen von Frl. Olga Parsch, Frau Marie Lißmann-Gutzschbach, den Herren Ludwig Baer, Carl Baumann und Otto Schelper; 6) Trauermarsch beim Tode Siegfried's aus Richard Wagner's Götterdämmerung, vorzüglich executirt vom Orchester unter Leitung Sucher's, endlich 7) das Lied von der Glocke von Friedrich Schiller, mit lebenden Bildern dargestellt vom gesammten Kunstpersonal des Leipziger Stadttheaters, mit Musik von Lindpaintner, unter Direction von W. C. Mühldorfer. Zwar war die Reproduction eine sehr gelungene; dennoch aber bin ich principiell gegen eine solche Verarbeitung des Gedichtes. Der Dichter des Wallenstein hätte wol sein Gedicht selbst dramatisirt, wenn ein solcher dramatischer Aufputz mit seinen Intentionen zu vereinbaren gewesen wäre; gewiß aber würde er sich mit Widerwillen von einer Musik zu seinem Gedicht abgewendet haben, deren seichter, ja oft sogar ganz ordinairer Inhalt das Gefühl eines mit der edlen Dichtung harmonirenden Charakters beleidigt.

O. Paul.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 98. Donnerstag, den 7. December. 1876.

Die zweite sächsische Landessynode und ihre Ergebnisse.

II.

Den Synodalvorlagen vorwiegend externer Natur, welche sich auf den äußeren Bestand der Kirche und die Beschaffung der ihr nöthigen materiellen Mittel bezogen, galt unser erster Artikel. Unter den Berathungsgegenständen innerlich-kirchlichen Interesses, denen wir uns nunmehr zuwenden, nennen wir in erster Linie die infolge des bekannten Reichsgesetzes Ende vor. Jahres ergangene Verordnung des Landesconsistoriums, zu welcher die Synode nachträglich ihre Erklärung abzugeben hatte. Dieselbe ist im Wesentlichen zustimmend erfolgt, unter Hinzufügung einzelner Desiderien, von denen das wichtigste sich auf die Bearbeitung eines kirchlichen Ehegesetzes oder einer kirchlichen Trauordnung richtet, welche der nächsten Synode vorzulegen sein würde. In der sehr bewegten und interessanten Debatte, die sich an diesen Punkt anschloß, wurde das Bedürfniß eines solchen Gesetzes lebhaft ausgesprochen, das die Bedingungen der Zulässigkeit einer kirchlichen Eheschließung vom Standpunkt der Kirche aus festzustellen haben würde und zu welchem die Kirche gerade in der gegenwärtigen Lage, unbehelligt mit den bürgerlich-rechtlichen Beziehungen der Ehe, auf ihren eigenen Boden gestellt, ebenso verpflichtet als befähigt sei. Auch von Seiten des Kirchenregiments wurde ausdrücklich anerkannt, daß die Kirche ein Interesse und ein Recht habe, die Frage, unter welchen Voraussetzungen sie nunmehr ihre kirchliche Trauung gewähren solle, geordnet und nach einer bestimmten Regel festgestellt zu sehen, indem allerdings Eheschließungen vorkommen könnten, welche bürgerlich ohne Bedenken zu gewähren seien, während die Zulassung einer kirchlichen Trauung bei ihnen das kirchliche Gefühl verletzen würde. Dabei wurde indessen auch die Schwierigkeit der ebenso wichtigen, als interessanten Aufgabe der Herstellung eines kirchlichen Eherechts hervorgehoben. Mit Ernst und Nachdruck wurde in der Debatte als eine wesentliche Bedingung der kirchlichen Zulässigkeit der Ehe der älterliche Consens, dessen Beibringung bekanntlich durch das Reichsgesetz erheblich beschränkt ist, im Interesse der Pietät und der Erhaltung der heiligen Familienbande im deutschen Volke, diesem Volk der Familie, von verschiedenen Seiten befürwortet. Eine ausführliche Debatte entspann sich über das Trauformular, die schließlich zu einem Compromiß führte und jedenfalls ergab, daß eine glückliche Ueberwindung der Schwierigkeiten, die sich durch die Trennung des bürgerlichen und des kirchlichen Momentes für eine kirchliche Trauformel ergeben, eine der nicht leichten Aufgaben ist, welche die Kirche infolge der veränderten Lage der öffentlichen Dinge zu lösen hat; die Schwierigkeit wächst noch durch die Differenz, in welcher sich das öffentliche Volksbewußtsein, das die Kirche zu respectiren hat, das die Dinge concret und naiv anschaut, mit dem Standpunkt der gesetzlichen Auffassung, der logisch-juristischen Scheidung der bisher miteinander verwachsenen, in der allgemeinen Anschauung verbundenen Momente befindet. Wesentlich ist, daß bei der schließlich adoptirten Formel das Zusammensprechen im Namen des dreieinigen Gottes, auf welchem für die kirchliche Anschauung nach der ganzen bisherigen Gewöhnung des liturgischen Sprachgebrauchs in unsrer Kirche der Nachdruck liegt, allgemein von der Synode anerkannt, und der Sinn dieser Formel nach den verschiedenen Seiten hin klar gestellt worden ist. Einem vielfach geäußerten Bedürfnisse, das namentlich in einfacheren Landgemeinden und in allen den Kreisen laut geworden ist, wo noch eine strengere Zucht und Sitte herrscht, entspricht ein von der Synode acceptirter Antrag, nach welchem den einzelnen Kirchenvorständen überlassen bleiben soll, localstatutarisch zu bestimmen, daß bei Aufgeboten vor der Trauung die Prädicate Junggesell und Jungfrau in Anwendung kommen können. Der Wegfall dieser Prädicate ist vielfach, wenn auch irrthümlich, so gedeutet worden, als ob damit einer laxeren Auffassung Raum gegeben sei in Bezug auf die Ehrbarkeit und Unbescholtenheit der Brautpaare, welche an den Altar des Herrn treten.

An das Letztere anknüpfend reihen wir diejenige Vorlage an, welche, wenn auch nach anderen Seiten hin, nicht minder dem sittlichen und kirchlichen Bewußtsein der Gemeinde eine Garantie gegenüber Mißachtung und Verletzung ihrer Ordnungen gewähren soll; wir meinen den Erlaß, der „einige kirchendisciplinelle Bestimmungen" gegenüber etwaiger Tauf- und Trauverweigerung enthält, zu welcher im Laufe der Verhandlung noch die Confirmationsverweigerung unter bestimmten Bedingungen mit Zustimmung des Kirchenregiments hinzugetreten ist, und gewiß mit Recht in Würdigung der hohen Bedeutung, welche gerade die Confirmation, eine der populärsten Handlungen der Kirche, im evangelischen Volke durch ihre religiös-sittliche Wirkung in einem der entscheidendsten Lebensabschnitte erlangt hat. Diese Bestimmungen haben zunächst nach authentischer Interpretation die Bedeutung, die Kirche davor zu schützen, daß Solche, welche mit der Kirche und ihren Ordnungen principiell im Widerspruch stehen, sich, sei's als Kirchenvorstände, sei's als Pathen, in ihre amtliche Vertretung, in Verwaltung von Ehrenämtern eindrängen, die gerade dazu bestimmt sind, für Aufrechthaltung dieser Ordnungen zu wirken; und es liegt darin gewiß nur eine einfache Consequenz der Sache, eine selbstverständliche Forderung der Wahrhaftigkeit, mit der es sich nicht verträgt, daß kirchliche Aemter von Solchen verwaltet werden, die mit ihren Ueberzeugungen außerhalb der Kirche stehen. Ist nun auch das betreffende Gesetz nicht ein Kirchenzuchtsgesetz im engeren, eigentlichen Sinne des Wortes, so ist es doch bestimmt, der kirchlichen Zucht und Ordnung im weiteren Sinne zu dienen, indem es indirect den Ordnungen der Kirche einen Schutz gegen Profanation und ärgerlichen Mißbrauch gewährt, wie einen solchen Schutz die Würde der Kirche, das Interesse ihrer Selbsterhaltung und nicht minder das Interesse der

ihr anvertrauten Seelen fordert. Die Kirche darf mit ihren Heiligthümern nicht spielen lassen. Sie kann nur so viel Respect von Andern fordern, als sie ihn vor sich selbst hat. So fern insonderheit unsere evangelische Kirche von Hierarchie ist, ebenso fern ist sie von Anarchie; denn Protestantismus ist nicht Zuchtlosigkeit und die evangelische Freiheit nicht Willkür, sondern sittliche Gebundenheit. Das sind Grundsätze, denen von unbefangener kirchlicher Anschauung aus nicht widersprochen werden kann. Was offenbar in der Frage der kirchlichen Zucht so vielfaches Mißverständniß veranlaßt hat, ist der Ausdruck, dem gegenüber unsere Zeit mit ihrem indepentistischen Zug eine große Empfindlichkeit besitzt, und der vielfach fälschlich gedeutet worden ist; denn nicht Strafe ist dabei das Ziel, sondern Besserung und Wahrung der kirchlichen Ordnung. Dazu kommt, daß die ganze Frage von verschiedenen Seiten mit leidenschaftlichem Parteiinteresse behandelt worden ist. Gegen das Princip der kirchlichen Disciplin in dem angegebenen weiteren Sinne hat auch in der ausführlichen, anregenden Debatte über den betreffenden Erlaß sich keine Stimme ausgesprochen; die Bedenken haben sich nur gegen die Opportunität gerichtet, mit Rücksicht auf den gegenwärtigen erregten Moment, wogegen mit Recht erinnert worden ist, daß gerade in einer Zeit der Erregung, wie der unsern, von Seiten des Kirchenregiments Alles geschehen müsse, um nach rechts und links zu weit gehende Wogen einzudämmen und eine Grenze zu schaffen, sowie eine Richtschnur zu geben. So ist denn auch schließlich die Vorlage mit großer Majorität angenommen worden, nachdem noch zuvor von Seiten des Kirchenregiments eine sehr dankenswerthe, das kirchliche Gewissen beruhigende Erklärung abgegeben worden ist, die, wie wir hoffen, ihre heilsame Wirkung bei Allen, die sich verständigen lassen wollen, nicht verfehlen wird. Nicht wenigen ernsten Dienern und Gliedern der Kirche ist die Frage zu einer schweren und drückenden Gewissensfrage geworden, wie die Kirche und das geistliche Amt ihre Pflicht, das Heiligthum zu wahren und die Seelen zu behüten, gegenüber solchen Tauf- und Trau- bez. Confirmationsverweigerern ausüben soll, deren Verhalten nachweislich eine Verachtung des Wortes Gottes oder des Sacramentes zu Grunde liegt und die gleichwol ohne einen Beweis ihrer Sinnesänderung aus Trotz oder anderen verwerflichen Motiven das heilige Abendmahl begehren. Solche Bedenken, soweit sie begründet sind, finden ihre Erledigung in jenen älteren, zum Theil noch aus dem Reformationsjahrhundert stammenden, mit großer Weisheit und Besonnenheit abgefaßten gesetzlichen Bestimmungen, die sich auf die Zulassung zum heiligen Abendmahl beziehen, deren fortdauernde Giltigkeit ausdrücklich, auch mit Rücksicht auf die veränderte kirchliche Lage, officiell wiederholt anerkannt worden ist. Wo eine notorische Unbußfertigkeit, eine offenbare Verachtung der heiligen Güter vorliegt, da leiden jene Bestimmungen noch heute Anwendung, wenngleich dieselben, nach ihrer Entstehung in einer Zeit, in welcher die kirchlichen Acte zugleich bürgerlich-rechtliche Wirkung hatten, auf Renitenz gegen die gedachten kirchlichen Ordnungen nicht Bezug nehmen und nicht sich beziehen konnten. Inwieweit im einzelnen Falle die fraglichen Bestimmungen anwendbar sind, darüber zu entscheiden, je nach der Beschaffenheit des Falles, ist Sache der kirchlichen Behörde. Nicht die Handlung an sich ist's, auf die es ankommt, sondern das Motiv, soweit sich dasselbe nachweisen läßt, und dergleichen Motive, wie sie in den gedachten Fällen angenommen sind, haben sich zu jeder Zeit in der Kirche, jetzt in dieser und zu anderer Zeit in anderer Gestalt geäußert, weshalb es neuer gesetzlicher Bestimmungen gegenüber jenen Bedenken nicht bedarf. Inwieweit überhaupt dergleichen Fälle eintreten werden, ist uns einigermaßen zweifelhaft; in den weitaus meisten Fällen wenigstens wird man präsumiren dürfen, daß, wenn in unserer Zeit, wo kaum mehr die allgemeine kirchliche Sitte dazu nöthigt, das heilige Abendmahl begehrt wird, ein wenn auch vielleicht noch sehr unklares religiöses Bedürfniß zu Grunde liegt; jedenfalls hat man sich zu hüten, kirchliche Renitenten zu einem solchen Verhalten zu provociren, wie es dort angenommen ist. Auf die älteren kirchengesetzlichen Bestimmungen bezüglich der Abendmahlszulassung konnte auch von Seiten der Synode gegenüber der vielbesprochenen „Kirchenzuchts“-Petition I. von Lehmann und Gen. verwiesen und anerkannt werden, daß in jenem bestehenden Rechte das, was das geistliche Amt zur gesegneten und wirksamen Amtsführung auch in der beregten Beziehung bedürfe, ausreichend gegeben sei. Uebrigens darf gewiß nicht vergessen werden: so sehr das kirchliche Gewissen vollste Schonung beanspruchen kann, soweit es auf einem positiven Schriftgrund ruht, so giebt es auch ein krankhaftes Gewissen, und ebenso kann unbestritten durch treue, hingebende Seelsorge und pastorale Weisheit viel Aergerniß vermieden werden, wenn der Diener der Kirche von dem Bewußtsein getragen ist, an das eine bedeutsame Stimme in der Synode nachdrücklich erinnert hat, daß er dazu bestellt ist, nicht zurückzustoßen, sondern zu gewinnen, nicht der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erretten, nicht gesetzlich zu herrschen, sondern evangelisch zu dienen. Möchten nur auch die Kirchenvorstände und alle lebendigen einflußreicheren Glieder der Gemeinde dem Geistlichen bei dem unleugbar schweren Dienste, den er in dieser Richtung zu üben hat, doppelt schwer in großen Massenparochien, kräftig unterstützen, als freiwillige, vom Vorurtheil der Amtsbefangenheit nicht betroffene Gehilfen!

Bei dem nahen Zusammenhang, in welchem die sogenannte Lehrzuchtspetition mit der Kirchenzuchtspetition stand, gedenken wir an dieser Stelle der Verhandlung, die über diesen Punkt in der Synode geführt, und des Beschlusses, der hierzu gefaßt worden ist. Wenn in irgend einem Momente, so war in diesem die Synode eine Kirchenversammlung in größerem Style und trug das volle Gepräge derselben. Es war bei der persönlichen Beziehung, welche die Angelegenheit, zumal einem Mitgliede der Synode gegenüber, hatte, eine der schwierigsten Aufgaben, welche sie zu lösen hatte, und nur die offenbarste Parteibefangenheit kann verkennen, was auch besonnene Gegner willig zugestanden haben, daß die Synode diese Aufgabe durchaus würdig gelöst hat. Die Verhandlungen sind mit großem Ernste und rücksichtsvollem Tacte geführt worden; es lag unverkennbar eine höhere Weihe auf denselben. Die Resolution, welche eine entschiedene Mißbilligung der in verschiedenen Artikeln der „Leuchte“ gegen offenbare, schriftmäßige Lehren nicht blos einer einzelnen Confession, sondern der ganzen christlichen Kirche gerichteten ärgerlichen Angriffe nach Inhalt und Form aussprach, hatte, wie im Bericht und in den Verhandlungen überzeugend nachgewiesen wurde, leider ihre volle Berechtigung. Wenn hier und da jene Resolution, welcher der Ausdruck der vertrauensvollen Zuversicht zum Kirchenregimente beigefügt war, daß es dergleichen Lehrabweichungen mit vollem Ernst entgegentreten werde, als unprotestantisch bezüchtigt und heftig angegriffen worden ist, so kann dies nur von einem Standpunkte aus geschehen, welcher die Lehrfreiheit als Lehrwillkür versteht, die Kirche aus einer Gemeinschaft der Gläubigen in einen Sprechsaal von allerlei beliebigen Stimmen verwandelt und — höchst unprotestantisch — den Diener der Kirche, der an ihr Bekenntniß gebunden ist, zum Herrn der Gemeinde macht. Gewiß müssen verschiedene Richtungen in der Kirche sein, Kirche und Wissenschaft in lebendigem Austausch und Ausgleich zu erhalten, und das Bekenntniß darf keine Formel, kein starres Gesetz werden, aber die Norm muß es bleiben, wenn die Kirche nicht einem auflösenden Subjectivismus verfallen soll, und wie eine Gemeinschaft von Lehrenden ohne Lehrordnung bestehen soll (wie mit Recht der betr. Bericht statt Lehrzucht sagt), worüber auf der

gegnerischen Seite ganz geschwiegen wird, ist nicht zu verstehen. Die beste und kräftigste Reaction freilich, besser, als sie irgend ein Kirchenregiment üben kann, übt sicher das Zeugniß der gläubigen Gemeinde, und die ernste, geisteslebendige Predigt des Evangeliums im Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit, die von Innen heraus den Irrthum überwindet.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die bisher nicht angeführten kirchenregimentlichen Vorlagen, so sind noch die Erlasse über das neue Landesgesangbuch und die neue Kirchenagende hervorzuheben, über welche die Synode einstimmig ihre besondere Befriedigung ausgesprochen hat, da dieselben die baldige Erfüllung dringender, seit Jahren nicht blos von Seiten der Geistlichkeit des Landes, sondern auch von Seiten aller kirchlich-lebendigen Gemeindeglieder lebhaft gehegter Wünsche verheißen, und da die Synode mit dem Plan, bez. den Intentionen des Landesconsistoriums bei Bearbeitung jener für die öffentliche und häusliche Erbauung der Gemeinde und ihrer Glieder so überaus wichtigen Kirchenbücher sich ganz einverstanden erklären konnte. Es ist ein harter Druck und eine schwere Entbehrung, welche unser evangelisches Volk durch Schuld eines philiströsen, poesielosen Rationalismus leidet, daß ihm eins der edelsten geistigen Besitzthümer, welche es hat, seine geistliche Poesie gerade in ihren besten Gaben vorenthalten oder doch der Genuß derselben wesentlich getrübt und beeinträchtigt ist. Auch abgesehen von dem kirchlichen Interesse, welch ein wesentliches ästhetisches Bildungsmittel geht dadurch unserm Volke verloren! Unsere Kirche heißt eine „singende" Kirche; aber was hilft's, wenn das evangelische Volk seine besten Lieder nicht kennt und nicht singt! Das neue Gesangbuch, das auf ebenso sorgfältiger und gründlicher, als einsichtsvoller Bearbeitung beruht, wird diesem Uebelstand an seinem Theil eine ersehnte Abhilfe bringen. Wie das neue Gesangbuch, so wird auch die neue Kirchenagende einem wirklichen Nothstand abhelfen. Die dermalige Agende, das Erzeugniß einer kirchlich unproductiven Zeit ohne liturgisches Verständniß, genügt weder nach ihrem Inhalt, noch nach ihrer Form, noch nach ihrem Umfang, wenn auch einzelne Stücke in ihr kirchlich brauchbar sind. Sie ist auch bereits thatsächlich bei einem großen Theil der Landesgeistlichkeit antiquirt, und sind an ihrer Stelle eine Reihe trefflicher Agenden, unter denen das württembergische Kirchenbuch das verbreitetste ist, im Gebrauch. Wie dringend nöthig daher, zur Verhütung eines willkürlichen Subjectivismus und zur Herstellung einer landeskirchlichen Einheit in diesem wichtigen Stück der öffentlichen kirchlichen Erbauung, eine neue Agende in unserer sächsischen Kirche sei, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Bei der Debatte über das Gesangbuch wurde speciell die Aufmerksamkeit auf den „Anhang" desselben gelenkt, der keineswegs ein bloßes Anhängsel ist, der vielmehr bei dem Charakter, den das Gesangbuch zugleich als ein evangelisches Hausbuch hat, als eins der wesentlichsten Stücke der Hausbibliothek der evangelischen Familien im Volke, von besonderer Bedeutung ist; bei der Verhandlung über die Agende wurden mehrfach berechtigte Wünsche nach einer Belebung und Bereicherung der Gottesdienste und einer Heranziehung der Gemeinde zur activen Betheiligung an der Liturgie, der gegenüber sie sich meist passiv verhält, sowie nach Hebung des Kirchengesanges geäußert.

Unter den Petitionen, welche zur Verhandlung kamen, bildeten diejenigen einen Gegenstand besonders lebhafter Discussion, welche auf Abänderung jener Bestimmung der Kirchenvorstandsordnung gerichtet waren, nach der den Kirchenvorstands-Wahlen eine Anmeldung beim Pfarramt vorauszugehen hat. Die große Mehrzahl der Redner, Vertreter verschiedener Richtungen, sprachen sich entschieden für Beibehaltung dieser sehr praktischen und bewährten Bestimmung aus, die eine nutzlose, zeitraubende Aufstellung von Wahllisten erspare und wenigstens bis zu einem gewissen Grade eine Garantie für eine friedliche, von momentanem Parteitreiben ungestörte Wahl gebe, den Gemeindegliedern aber gegenüber dem Rechte, das ihnen eingeräumt werde, eine sehr geringe Unbequemlichkeit zumuthe, die Niemandem als eine Last erscheine, der ein wahres Interesse an der Kirche und deshalb auch an solcher Wahl nehme. Die geringe Betheiligung, die vielfach bei Kirchenvorstandswahlen zu beklagen ist, und die übrigens ihre Analogie auch bei politischen Wahlen findet, hat daher sicher in dieser Bestimmung nicht ihren Grund, und ist, soweit sie nicht in einer Wahlermüdung unsers Volkes beruht, das von einer Wahlurne zur andern eilen muß, nicht durch äußere Maßregeln, sondern innerlich durch Belebung und Erweckung des kirchlichen Interesses zu heben. Wenn wir noch einer Petition Erwähnung thun, die sich auf das Verhältniß des Pfarrers als Localschulinspectors zum Bezirksschulinspector bezog, so können wir den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß die darüber gepflogene Aussprache, die auf verschiedene wunde Stellen hingewiesen, dazu dienen möge, nicht etwa die hier und da vorhandene Mißstimmung zu schärfen, sondern den Betheiligten einen Antrieb zu geben, in gegenseitiger rückhaltloser Anerkennung und offnem Verkehr das schwierige Verhältniß, das doch bei gedeihlichem Zusammenwirken so wohlthätig und segensreich werden kann, wie die Erfahrung in mehreren Fällen beweist, friedlich und einträchtig zu gestalten, der Kirche zu geben, was der Kirche, der Schule, was der Schule ist.

Wir schließen mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die Arbeit der Synode, im Streiten und Bauen, mit Schwert und Kelle, im Großen und Ganzen eine gesegnete gewesen ist. Sie hat, wie Dr. Ahlfeld sich in seiner Schlußpredigt treffend ausdrückte, gute Steine zu einem gesunden Fortbau in die Mauern unsrer Kirche gelegt, sie hat die Landeskirche auf ihrem Grund befestigen helfen und das Vertrauen zu ihr gestärkt, und sie hat sowol der allgemeinen kirchlichen Anschauung, als der kirchlichen Arbeit vielfache fruchtbare Winke und Anregungen gegeben, deren weitere Entwicklung dem Segen des höchsten Kirchenregiments befohlen sein möge, unter dessen Schutz und Licht sich die Synode beim Beginn aller ihrer Berathungen gestellt hat.

---

* Das Kind. Tagebuch eines Vaters. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, H. Hartung und Sohn 1876. (S. XIV, 240, 800.) Nicht allein das „Was" ist es, welches einer Schöpfung zum Erfolg verhilft, sondern auch das „Wie". So haben große Forscher ihre Beobachtungen, und tiefe Denker die Ergebnisse ihres Nachsinnens über das Seelenleben der Neugebornen veröffentlicht, aber was sie beobachtet, was sie erdacht, ist meist „Caviar für Volk". Ganz anders verhält es sich mit dem uns vorliegenden Buche, gleichsam einer empirisch-praktischen Psychologie des Kindes, in welchem die Form den Inhalt zu einem Gemeingut macht, und das nicht nur dem Verstande genügt, sondern auch das Herz befriedigt, und dadurch zu allen denen spricht, in welchen das Gemüth noch nicht erstorben ist, dem leider unsere materielle Zeit eine arge Feindin ist. Dies ist wol auch der Grund, warum der Verfasser nicht ohne ernste Bedenken und nach langem Zögern an die Veröffentlichung seiner Arbeit gegangen ist. Eine leicht erklärbare zarte Scheu hielt ihn, wie er selber gesteht, immer davon zurück, wenn er sich auch oft sagte, daß ein solches Werk nicht ohne einigen Erfolg in den Kampf unserer Zeit gegen den Materialismus eingreifen könnte. Er hoffte dann, daß es manche schwankende Seele ermuthigen, manches verletzte Herz trösten, manchen geblendeten Geist

wieder gewinnen und versöhnen werde; in der sittlichen Wärme, die vom Familienherde ausgeht, sah er eine der belebendsten Quellen der sittlichen Wiedergeburt unserer Zeit. Zu einer anderen, den idealen Gütern des Lebens mehr zugewandten, würde er wol weniger Bedenken getragen haben, die intimsten Regungen seiner Seele auf den öffentlichen Markt gebracht und sie dem Urtheil und der Behandlung eines Jeden preisgegeben zu haben. Trotz dieser Ungunst der Zeit aber hat der Verfasser den Muth gehabt, die „zarte Scheu" zu überwinden und seine Beobachtungen allen denen darzubringen, welchen es ein Bedürfniß ist, das Leben der Neugebornen gleichzeitig mit Herz und Verstand zu ergründen. Was der Verfasser uns bietet, sind nicht etwa tiefsinnige Speculationen, sondern der unmittelbare Eindruck, den das junge Geschöpf in einem sinnigen Gemüthe hervorgebracht hat. So kam ihm, dem erst in späteren Jahren möglich gewordenen, eine Familie zu gründen, als ihm ein Kind geboren worden, ganz natürlich der Gedanke, in dem jungen Wesen dem Erwachen des Geistes nachzugehen, in der Hoffnung, auf diesem Wege vielleicht der Lösung des Räthsels auf die Spur zu kommen. Er schrieb daher, wo möglich, Tag für Tag seine Beobachtungen nieder. Unwillkürlich aber gruppirten sich um dieselben andere Scenen, Bilder des Familienlebens, Erinnerungen vergangener Zeit, Schilderungen der Natur, gesellschaftliche und andere Eindrücke. So gestaltete sich das Tagebuch zu einem vollständigen Gemälde der ersten Kindheit von der frühesten Entwickelung an bis dahin, wo das Kind den ersten Schritt zur Trennung von den Aeltern thut, den Gang in die Schule. Die „zarte Scheu", welche den Verfasser immer und immer wieder zurückhielt, seine Arbeit, das frohe, freudige und beglückende Ergebniß einer ernsten Thätigkeit, zu veröffentlichen, ist zugleich ein Zeichen der Absichtslosigkeit des Buches, welches nicht eine beschlossene Sache war, sondern das nur die Stimme des Freundes herausgelockt hat. Was dem Buche dadurch an Berechnung und Speculation auf den Effect abgeht, das hat es in Folge davon an Ursprünglichkeit und natürlichem Wesen gewonnen, ein Vorzug, der seine Wirkung auf das reine Gemüth nicht verfehlen und nur auf die Blasirtheit ohne Eindruck bleiben wird. Daß aber das Buch in seiner ungekünstelten Weise diese seine Wirkung noch nicht verfehlt hat, dafür spricht die bald nothwendig gewordene zweite Auflage, die in ihrer vermehrten und verbesserten Form sicher eine nicht minder günstige Aufnahme finden wird, als die erste Auflage.

— Goethe's Faust. 1. Theil. Mit Zeichnungen von Liezen-Mayer und Ornamenten von R. Seitz, ausgeführt in 13 Stahl- und Kupferstichen von J. Bankel, J. F. Deininger, G. Goldberg, E. Forberg, Fr. Ludy, und 85 Holzschnitten aus Hecht's xylographischem Institut. (München und Newyork, Verlag von Ströfer und Kirchner, 160 S. Imperial-Folio in 12 Lieferungen.) Mit der ausgegebenen 1. Lieferung dieses großartig angelegten Prachtwerkes hat das große Publicum den Maßstab für das Außerordentliche in die Hand bekommen, was diese auf ein glückliches Zusammenwirken der auserlesensten künstlerischen und technischen Kräfte gebaute Unternehmen ihm bietet. Zahlreiche Künstler haben an der Darstellung von Gestalten und Gebilden des tief sinnigen Gedichtes sich versucht. Hier aber wird aus der Hand des erprobten Meisters Liezen-Mayer eine fortlaufende zusammenhängende Illustration des ganzen Werkes gegeben, eine Leistung aus einem Gusse. Der Künstler hat sich dabei im Allgemeinen von seinen Vorgängern abweichend auf den realistischen Standpunkt gestellt und dem entsprechend all sein Trachten darauf gerichtet, seine Darstellung ganz in der Auffassung des Dichters und mit Zurückstellung der eigenen Phantasie zu gestalten und auszustatten. So sind jene auf der diesjährigen Münchener Ausstellung vielbewunderten, originellen Gretchen- und Faustdarstellungen von Liezen-Mayer, umrankt mit Arabesken von R. Seitz, welche dort theils in Originalcartons, theils in seinen, sorgfältigen Stichen und Holzschnitten ein Cabinet zierten und sofort durch Verleihung von Medaillen an 6 der dabei betheiligten Künstler von der Jury ausgezeichnet worden. Diese Bilder sind es, welche durch diese Faustausgabe in würdigster Reproduction dem kunstsinnigen Publicum zugänglich gemacht werden sollen. Die vorliegende 1. Lieferung enthält neben 3 großen sinnvoll combinirten Titelbildern von Seitz zum Ganzen sowie zum Prolog und mehreren Holzschnitten, zwei der schönsten Stiche nach Liezen-Mayer „Der Spaziergang" und „Gretchen am Spinnrocken".

— Der 22. Jahrgang von 1876 der Jugendblätter, zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben von Isabella Braun, aus dem Verlage von Braun und Schneider in München, ist elegant gebunden mit seinem trefflich gewählten, frischen, lebensfrohen, vielseitigen Inhalte an Geschichten, Liedern, belehrenden Aufsätzen, biographischen Skizzen, Räthseln, Charaden u. s. w. mit vielen Holzschnitten und sechs bunten Bildern, auch durch seine saubere Ausstattung für den Weihnachtstisch der Jugend zu empfehlen.

— Von den Münchener Bilderbüchern desselben Verlages für Kinder sind wieder drei: „Die Geschichte des Reinecke Fuchs, für Kinder bearbeitet und in achtzehn bunten Bildern dargestellt", sodann „Leben und Schwänke des Till Eulenspiegel" mit 24 bunten Bildern und „Regenwetter", eine heitere Geschichte für Kinder, von kurzem, heitern und humoristischen Text begleitet, neu erschienen.

— „Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden. Treu nacherzählt und für Jung und Alt herausgegeben von Reinhold Bechstein mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Bechstein (Leipzig, bei Otto Aug. Schulz, 248 S. 8.)." Diese zweite Auflage der mit Sorgfalt und strenger Beachtung des Geeigneten für ihre Bestimmung, der Zahl der Stücke nach beinahe verdoppelten Sammlung hat dabei an literarischem und poetischem Interesse und Mannigfaltigkeit des Inhaltes sehr gewonnen und verdient bei der Wahl von Festgaben in dieser Richtung besonderer Beachtung empfohlen zu werden.

Markneukirchen, 4. Dec. Gestern fand hier das erste Sinfonieconcert in diesem Winter statt, bei welchem außer unserem städtischen Musikchore, das blos zwei auswärtige Kräfte, einen Fagotisten und einen 1. Violinisten zur Unterstützung hatte, Herr Conservatorist Heberlein aus Leipzig — ein geborner Markneukirchner — mitwirkte. Das Programm war ein gut gewähltes. In der Sinfonie, C-dur von L. v. Beethoven, in dem Entre-Act und Brautlied aus der Oper „Lohengrin" von R. Wagner und in der „Tell-Ouvertüre" legte das städtische Musikchor rühmliche Proben eines exacten Zusammenspieles ab, während Herr Heberlein durch sein Cellospiel — Romanze und Allegro aus dem Violoncell-Concert von Schröder, Tarantella v. Coßmann und Impromptu v. Heberlein — nicht nur von einer sehr guten technischen Schulung auf seinem Instrumente, sondern auch von einer gemüthvollen Auffassung seiner Vorträge Zeugniß ablegte. Der angehende junge Künstler erntete den ungetheilten Beifall der Concertbesucher. Eine vorzügliche Leistung war ferner das von Herrn Musikdirector Sachs hier und Herrn Heberlein zum Vortrag gebrachte Duo concertant für Violine und Violoncello von Schubert und Kummer über Themen aus Tell. Das Concert war erfreulicher Weise ein recht zahlreich besuchtes und man kann deshalb um so mehr hoffen, daß dem hiesigen musikliebenden Publicum während des Winters weitere derartige vortreffliche Concerte geboten werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 99. Sonntag, den 10. December. 1876.

Deutsches Kunstgewerbe und der Münchner Congreß.

Das Jubiläum des Kunstgewerbevereins zu München gab heuer bekanntlich Veranlassung zu der Münchner Kunstgewerbeausstellung, oder officiell bezeichnet „deutschen Ausstellung für Kunst und Kunstindustrie", die ein ganzes Vierteljahr hindurch München zum Sammelpunkte aller Derjenigen machte, welche für Kunst und Kunstgewerbe Interesse hegten, und Zeit und Mittel besaßen, die Residenz des Bayerlandes besuchen zu können. — Die wiederholt ungünstigen Beurtheilungen, welche das deutsche Kunstgewerbe neuerdings auf Weltausstellungen erfuhr, riefen in Deutschland auf dem Gebiete der so wichtigen technischen Künste bald allgemeine Bestrebungen hervor, während doch bisher die Pflege der Kunstgewerbe nur den Architekten obgelegen hatte. — In wie weit nun diese Bestrebungen und das mit denselben verbundene Heranziehen anderer als architektonischer Kräfte die Kunstindustrie förderten oder noch fördern werden, darüber hat der auf diesem Felde erfahrene und verdienstvoll bekannte königl. Baurath Dr. Oskar Mothes in Leipzig sich in einem Berichte ausgesprochen, der bereits unter Fachleuten bedeutendes Aufsehen erregte und in Anbetracht seines gemeinnützigen und sachkundigen Inhalts kürzlich im Commissionsverlag von Oskar Leiner erschienen ist. — Diesem Berichte liegt die Münchner Kunstgewerbeausstellung zu Grunde und ist derselbe um so werthvoller, weil er, ohne jede Beeinflussung durch fremde Anschauungen, durchweg einen selbständigen Standpunkt festhält.

Nachdem Verfasser über die Art und Weise der Aufstellung der einzelnen Gegenstände und Gruppen sich ausgesprochen, gedenkt er auch des Comités und der Jury, welcher letzteren er, nach kritischen Beleuchtungen, das Zeugniß giebt, bei der Prämiirung gerecht, unparteiisch und unbestechlich verfahren zu sein. Hieran knüpft er eine Rundschau in der Schulausstellung, wobei der Gefahr gedacht ist, daß bei der theoretischen Ausbildung für das Kunstgewerbe in den Entwürfen oft zu wenig Rücksicht auf die leichte und billige Ausführbarkeit genommen werde. Es sind dieser Behauptung Vergleiche der deutschen mit anderen Nationalitäten, namentlich der Franzosen, hinzugefügt, welche letztere oft deutsche Entwürfe kunstgewerblicher Art als die ihrigen ausgeben. So nennt Verfasser vier Deutsche, Gau, Hittorf, Graul und Demmin, also zwei Architekten, einen Musterzeichner und einen kunstgewerblichen Schriftsteller, deren Arbeiten sämmtlich von französischen Geschäftsleuten als französische vorgeführt werden. Im Jahre 1867 waren gerade die deutschen Arbeiten, welche die Franzosen der Welt als französische vorlegten, die besten. Die französischen Arbeiten konnten zwar durch Großartigkeit, Glanz und Musterhaftigkeit blenden, aber das prüfende Auge täuschten sie nicht. Oesterreich machte sich schneller frei von französischem Einfluß wie Deutschland. — Nach der Wiener Ausstellung im Jahre 1873 und sogar noch während derselben, wurde es überall rege und lebendig in Deutschland. Leipzig gründete 1873 ein Museum für Kunstgewerbe und 1874 die städtische Gewerbeschule, allerdings nur theilweise der Kunstindustrie gewidmet, und Dresden verwandelte 1876 seine 1865 gegründete Anstalt für Zeichnen und Modelliren in eine Kunstgewerbeschule. Württemberg vervollständigte seine Organisation der gewerblichen Fortbildungsschulen. Kurz, die Deutschen waren nun auf dem Gebiete der Kunstindustrie in lebhaftester Thätigkeit; noch aber fehlte einheitliches Streben, fehlte nationaler Zusammenhang und Ideenaustausch.

Die Veranstaltung der Ausstellung und die Einladung zu einem Kunstgewerbecongreß war demnach ein hohes Verdienst, welches sich der Münchner Verein erworben hat, und der unerwartete Umfang der Ausstellung und die rege Betheiligung aus allen Gauen Deutschlands und Oesterreichs legten Zeugniß ab, wie der Geist der Mehrheit darin ein Bedürfniß erkannte. Die freudige Spannung und Erwartung des Verfassers, welche der Münchner Ausstellung vorausging, wurde durch das Urtheil des Professor Reuleaux über den traurigen Eindruck der deutschen Kunstindustrie in Philadelphia nicht getrübt. Als Delegirter des Leipziger Zweigvereins der deutschen Kunstgenossenschaft hatte Mothes an den die Beschickung dieser Ausstellung betreffenden Berathungen Theil genommen, hatte er vielfach mit Gewerbetreibenden, Fabrikanten und Kunstindustriellen über diese Angelegenheit verkehrt und daraus zwei Hauptursachen für die schwache Beschickung Philadelphias durch Deutschland erkannt — die weite Entfernung und die damit verbundene Höhe der Transportposten — welche von Herrn Professor Reuleaux fast gar nicht berücksichtigt worden sind. Ferner herrschte wol auch in vielen Kreisen — mit oder ohne Grund bleibe dahingestellt — gegen die amerikanische Geschäftshandhabung einiges Mißtrauen, das in Hinsicht auf gewisse Erfahrungen auf der Moskauer Ausstellung neue Nahrung bekommen hatte. Endlich kam auch die Münchner Ausstellung in Anrechnung, da zwei Ausstellungen gleichzeitig zu beschicken wol nur wenige Künstler und Kunstindustrielle in der Lage sein dürften und die vaterländische Ausstellung doch jedenfalls mehr Sympathien besaß als die fremdländische.

Verfasser bespricht die Schulausstellungen von Oesterreich, Württemberg, Bayern und Preußen und gedenkt dann der drei Anstalten, durch welche das Königreich Sachsen vertreten war. Die erste Anstalt, die königliche Kunstakademie in Leipzig, war die einzige Kunstanstalt, welche ausgestellt hatte. Sie wurde nach mehr als 100jährigem Bestehen 1871 durch den jetzigen Director Professor Nieper „zur Förderung der vorzugsweise in Leipzig blühenden Gattungen des Kunstgewerbes", mit rühmlicher Energie und unter erschwerenden Umständen, umgestaltet, wobei jedoch Professor Nieper, der eben erst nach Leipzig gekommen war und weder

die localen Bedürfnisse kannte noch richtige Auskunft erhielt, trotz seiner Kraft und Lust und Liebe zur Sache, den Zweck nicht vollständig erreichte. Die drei Abtheilungen der königlichen Kunstakademie umfassen Baukunst, Bildhauerei und Malerei, mit 11 Lehrern und 180 Schülern. Aber die Ausstellung zeigte, daß die Anstalt noch zu sehr Akademie ist, um mit Fug und Recht eine Kunstgewerbeschule genannt zu werden, und daß zwar für die Vorbildung derjenigen, die sich praktisch einer der vervielfältigenden Künste widmen wollen, der Lehrplan recht zweckmäßig sein mag, dagegen der Ausbildung Kunstgewerbetreibender nicht entspricht. Schon daß unter den Hilfswissenschaften, neben Ornamentformen- und Styl-Lehre, Perspective, Archäologie, Kunstgeschichte und Anatomie, als einzige Fachwissenschaft Gefäßlehre der Antike und Renaissance fungirt, bringt zur Einseitigkeit. Keramik wird in Leipzig gar nicht getrieben, wol aber giebt es eine Glasmalerei, zwei Fahnenstickereien, verschiedene Stickereifabriken, eine Anzahl Kunsttischler und Holzbildhauer, Stuccateure, Bauornamentenfabriken, Metallgießereien, Tapetenfabriken und andere mit dem Baufach zusammenhängende Kunstgewerbe. Warum nun gerade Gefäßlehre, also Keramik? Und warum nur für Antike und Renaissance? Die kirchliche Kunst Sachsens ist ohnehin die schwächste in Deutschland und für Ausführungen in mittelalterlichem Styl gute Arbeiter zu finden hält bei uns schwerer als anderswo. Die Dresdner Schule hat sich dem Mittelalter ganz abgewendet, und doch hat uns dieses schöne und mustergiltige Gefäße hinterlassen, deren Formen für kirchliche Kunst hochwichtig sind. Weshalb wird nicht neben oder statt der Gefäßlehre vielmehr Geräthkunde (Tektonik), dann Flachornamentlehre (Textile Kunst) u. s. w. gelehrt? — Verfasser knüpft an diese Betrachtungen eine Besprechung der von der Akademie veranstalteten Ausstellung, die sehr beherzigenswerthe Wahrheiten enthält.

Die städtische Gewerbeschule zu Leipzig, unter gleicher Direction mit der Akademie stehend, und 7 Lehrer mit 135 Schülern zählend, ist noch eine zu junge Anstalt, als daß man mit großen Anforderungen an sie herantreten könnte; auch ist sie nicht ausschließlich dem Kunstgewerbe, sondern allen Gewerben gewidmet. Die Leistungen der Schüler waren denn auch ziemlich schwach, und charakterisirten sich nur in der Minderheit als kunstgewerbliche Arbeiten. Verfasser ist der Meinung, daß im Unterrichtssystem zu wenig Rücksicht auf das specielle Kunstgewerbefach und die Individualität des einzelnen Schülers genommen und vielleicht zu viel Gewicht auf eleganten Vortrag, schöne Linienführung und Aehnliches gelegt werde, die zwar dem akademischen Künstler höchst nöthig sind, dagegen weniger Werth für den Gewerbetreibenden haben, dem richtiges Sehen und in dessen Folge richtige Auffassung, klare deutliche Wiedergabe und Kenntniß der Eigenschaften des Materials und der Specialtechnik des betreffenden Kunstgewerbes ungleich wesentlichere Vortheile bringen.

Die königliche Gewerbeschule zu Dresden mit 52 Schülern und 9 Lehrern, unter Direction des Architekten Graff, bezweckt in ihrer noch nicht völlig durchgeführten Organisation „Ausbildung selbständiger Dessinateure, künstlerische Bildung von Industriellen und Kunsthandwerkern und Heranbildung von Zeichnern und Fachlehrern. Sie zerfällt in Vorschule und vier Fachschulen, Architektur, Bildhauerei, Decorationsmalerei und Lehrerabtheilung. Die Grenzen dieser Fachschulen sind ungenau und lassen z. B. im Unklaren, ob der Architektur die Geräthkunde und der Bildhauerei die Gefäßkunde angeschlossen sei und die Decorationsmalerei auch die textile Kunst mit umfassen soll. Hierüber ließ die Ausstellung, welche übrigens recht lobenswerthe Schülerarbeiten vorführte, allerdings in Ungewißheit. — Bei dieser Ungewißheit, zusammengehalten mit dem unentschiedenen Charakter der beiden genannten Leipziger Anstalten, sowie mit dem Umstande, daß an allen Dreien, besonders aber an den Leipziger Anstalten — die Dresdner ist dem Verfasser nicht genügend bekannt — durchweg tüchtige Lehrkräfte wirken, und in Betracht, daß die Dresdner Schule noch in der Organisation begriffen ist, dürfte eine Kritik nicht zeitentsprechend sein. Wol aber ist zu bemerken, daß Sachsen später in die betreffende Bewegung eintrat, als Süddeutschland und noch nicht ganz klar sieht, was dieser Bewegung eigentlich als Gegenstand und Ziel gilt. Die Verhandlungen des letzten Landtags haben gezeigt, daß man in Sachsen nicht recht wußte, ob die Architektur zu den Lehrgegenständen einer Kunstakademie oder einer polytechnischen Schule gehöre; und so wußte man auch nicht genau, was für ein Unterschied zwischen Kunstgewerbe, das heißt einem mit gewissem künstlerischen Geschmack und Rücksicht auf Schönheit zu betreibenden Handwerk, Kunstindustrie, das heißt fabrikmäßiger Betreibung eines Kunstgewerbes und gewerbsmäßig, oder in gewissem Sinne handwerksmäßig, betriebener Kunst ist. — In letztes Gebiet gehören in einer, in so ausgeprägter Weise wie Leipzig den Buchhandel betreibenden Stadt, absonderlich auch die vervielfältigenden Künste!" — Die Ausstellung hat aber deutlich gezeigt, daß die beiden süddeutschen Königreiche nicht nur in dieser Beziehung, sondern auch nach anderen Richtungen hin klarere Begriffe gewonnen und eine viel entschiedenere Richtung angenommen haben als Norddeutschland, sowie daß Oesterreich ihnen ebenbürtig zur Seite steht, und Sachsen, wenngleich später in die Bewegung eingetreten und in Bezug auf die einschlagende Richtung noch nicht recht schlüssig, doch auf dem Wege ist, nachzufolgen.

Die Besprechung gemeinsamer Interessen beim Münchner Congreß bietet dem Verfasser ein weites Feld, um in klarer Darstellung der Verhandlungen wiederholt mit eigenen Anschauungen hervorzutreten, die theilweise direct auf Leipzig Bezügliches enthalten und gründliche tüchtige Sachkenntniß verrathen. Unter Anderem wird auch der polytechnischen Gesellschaft in Leipzig gedacht, die 1826 gegründet schon 1829 ihre Schule eröffnete, die jetzt durchschnittlich 622 Schüler und 18 Lehrer zählt, unter den Schülern etwa 150 Kunsthandwerker. Diese Schule war von dem Leipziger Comité (Museumdirection rc.) nicht zur Theilnahme an der Ausstellung aufgefordert worden, worüber das Schriftchen eine pikante Stelle enthält, die unsere Kunstindustriellen und den Handwerkerstand ganz besonders interessiren dürfte. — Nicht minder bemerkenswerth ist eine Stelle über öffentliche Bauten, woraus wir ersehen, daß der letzte sächsische Landtag eine Commission nach Leipzig sendete, um zu prüfen, ob nicht an den neuen, beinahe ärmlich ausgestatteten Universitätsbauten zu großer Luxus getrieben sei. Ob die Commission auch die in Kalk geputzten Pilaster und die in Gips gezogenen Gesimse mit zum Luxus rechnete, blieb unerörtert. Bei Erbauung des Johannishospitals, das gegen zwei Millionen Mark kostete, strichen die Leipziger Stadtverordneten — die Wetterfahne des Thurmes, weil sie ungefähr auf 150 Mark veranschlagt war! Indessen haben die Personaländerungen unter den maßgebenden Elementen Leipzigs auch in Bezug auf Beförderung des Kunstgewerbes Gutes gewirkt. Oberbaurath von Neureuther hat in München geäußert, daß besonders in kleinen Städten der Sinn für monumentale Kunst fehle. Dagegen spricht jedoch in vielen kleineren Orten Sachsens manches Beispiel, so der Schulbau in Leisnig mit Büsten und Sgraffitomalerei, der Bornaische Schulbau, manche Restauration von Kirchen, sowie Kriegerdenkmale, Rathhausbauten und Aehnliches.

Der Raum erlaubt nicht, noch weiter auf die Ausführungen des Baurath Dr. Mothes einzugehen. Aus dem Vorstehenden sind jedoch seine Anschauungen über unsere gegenwärtigen kunstgewerblichen Zustände und was für dieselben noch gethan werden muß, schon ersichtlich. Möge deshalb kein Kunstindustrieller, kein Handwerker, der sein Fach mit

Luft und Verständniß betreibt und den Fortschritt und das Gedeihen desselben anstrebt, versäumen, die Gesammt-Mittheilungen über deutsches Kunstgewerbe und die wichtigsten Stellen aus den Verhandlungen des Münchner Congresses, wie sie Mothes klar und anschaulich dargelegt, kennen zu lernen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dieses sein grades und überzeugendes Wort als Pionier bezeichnen, um freie Bahn zu brechen für so Manches, das noch im Argen liegt, oder zu den frommen Wünschen gehört. Bisher hat uns eben dieses offene und wohlmeinende Wort über Mißverhältnisse und Mängel auf genanntem Gebiete gefehlt; jetzt ist es gesprochen und seine nutzenbringende Wirkung wird nicht ausbleiben.

Otto Moser.

Victor Emanuel auf der Jagd.

Nach Giuseppe Corona's „Picchi e Burroni" (Höhen und Schluchten) bearbeitet von Prof. Julius Schanz.

In den Monaten Juli und August eines jeden Jahres herrscht in den kleinen Ortschaften Valsavaranche und Cogne im Aosta-Thale reges und festliches Leben. König Victor Emanuel begiebt sich zu jener Zeit dorthin, um seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, obzuliegen. Der königliche Jäger sucht sich seine Beute in den höchsten Regionen und unter den seltensten und edelsten der vierfüßigen Bewohner der savoyischen Alpen, er jagt den Steinbock.

Hunderte von Treibern unter tüchtiger Führung besetzen noch vor Tagesanbruch alle Kämme des Thales und die Abhänge eines Gletschers. In jenem Momente haben die Steinböcke in den niedriggelegenen Wäldern ihre Frühmahlzeit vollendet und ahnen nicht, daß ihrer der sichere Tod wartet. Inzwischen besetzt der König mit seinem Gefolge, sowie die Leibjäger die von ihnen auserſehenen Punkte, innerhalb deren die Jagd abgehalten werden soll. Mit dem Erscheinen des ersten Sonnenstrahls ziehen die Steinböcke rudelweise in die höheren Regionen, aber Schluchten und Abhänge überspringend kommen die Treiber ihnen entgegen, die Kette verengt und schließt sich immer mehr und mehr. Die armen Thiere sehen sich bald ganz und gar umzingelt und nur ein rascher Rückzug kann sie noch retten. Sie machen herkulische Anstrengungen, aus dem Kreise der Treiber herauszukommen. Unaufhaltsam stürmen sie, weder Abgründe noch Felsspalten beachtend, im wilden Laufe, in Sprüngen von oft vier Metern Distanz dahin.

Aber die Stelle, welche ihnen die Treiber noch offen gelassen, sie birgt ihr Verderben, denn es ist der Ort, wo ihrer der König mit seinen Leuten harrt.

Soeben durchziehen sie in eiligster Flucht das Feld der Jäger, voran als Führer das schönste Thier des Rudels, schaut mit furchtsamen Blicken umher, es wittert den königlichen Feind, der dort im nahen Gebüsche sich versteckt hält, es scheint, er will sich bis auf's Aeußerste vertheidigen, um sein und der Seinen Leben zu retten, er erhebt sich auf die Hinterfüße und mit vorgebeugtem Kopfe scheint er seinen Feind mit den Hörnern angreifen zu wollen.

Aber da pfeift schon eine verrätherische Kugel, der edle König der Alpenthierwelt zittert, neigt den Kopf und stürzt zu Boden. Des Königs der Jäger, des Königs von Italien sichere Hand hat ihn getödtet.

Die übrigen Thiere, erschreckt vom Schusse, stieben nun nach allen Richtungen auseinander, doch nur wenigen gelingt es, den Stutzen der Jäger zu entgehen, besonders über den Männchen ist der Tod beschlossen — sie fallen alle und bald ist die Jagd vollendet, und von den Gletscherwänden und den Thalhalden ertönt das Jauchzen der Jäger, freudig erregt über das günstige Resultat. . . . .

Jedes Jahr, beim Herannahen des Monats Juli, wenn der König beschlossen, im Aosta-Thale zu jagen, werden sofort das Dienstpersonal sammt Wagen und Pferden nach dem Schlosse Sarro nahe von Aosta dirigirt, da dieses Schloß als Hauptquartier für die königlichen Jagden bestimmt ist. Von Sarro aus werden täglich Proviant und alles zur Jagd Nöthige nach den beiden Hauptpunkten Cogne und Valsavaranche, die beide sich in unmittelbarer Nähe des Jagdterrains befinden, befördert.

Cogne war bisher ein ruinenhaftes von Tomaso I. erbautes Schloß, das als Carabiniercaserne und als meteorologische Versuchsstation des Professor Carrels diente. In der letzten Zeit wurde es derart restaurirt, daß der König und sein Gefolge darin Unterkunft zur Jagdzeit finden. Ein Anbau bietet Raum genug für zweiunddreißig Jagdpferde sammt Bedienung.

Vom Norden aus gelangt man nach zweistündiger Fahrt auf einer im Zickzack berganführenden, auch für den Wagenverkehr benutzbaren, neuangelegten und bequemen Straße nach dem zweiten Jagdschlosse Valsavaranche.

Das Castell ist ein zweiflügeliges Gebäude, von dem der vordere Theil die Appartements für Wohnzimmer enthält, der rückwärtige Tract aber zu Stallungen und Waffenkammern dient. Das Ganze ist mit einer Mauer umfaßt und giebt ihm daher einen etwas alterthümlichen Anstrich.

Andere Unterkunftsorte für die königliche Jagdgesellschaft werden je nach Bedürfniß improvisirt, jedoch größtentheils nur nach Art der militairischen Bivouaks, auf den großen Abhängen des Jagdterrains in Form von Zelten.

Diese Jagdbivouaks sind stets sehr animirt. Unter freiem Himmel wird eine transportable Küche aufgestellt und außer dem Wilde, das die Jagdbeute geliefert, kommt noch die reiche Auslese der italienischen Gerichte auf die königliche Tafel; Alle, mit dem Könige voran, lassen sich es wohlschmecken, und nicht geringer ist der Jagdeifer, mit welchem dem Menu des Oberkochs des Königs zu Leibe gegangen wird.

Auch das Beten wird nicht vergessen und Sonntags sowol im Schlosse als auch im Zeltlager auf den Alpen liest der Hauscaplan die Messe, welche der König mit seinem ganzen Gefolge anhört.

Sowol von Cogne wie von Valsavaranche schlängeln sich an Abhängen und Triften vorbei bis an die Schneeberge der Gletscher hinan bequeme Fußsteige, welche von Jahr zu Jahr vermehrt werden.

An den beiden genannten Punkten befinden sich Stationen der Carabinieri und der Forsthüter und sobald die Anzeige von der bevorstehenden Ankunft des Königs kommt, setzt sich Alles in Bewegung und mit unermüdlichem Eifer werden die Vorbereitungen getroffen, damit bei beginnender Jagd Alles in Ordnung sei.

In Kenntniß gesetzt vom Punkte, wo der König seinen ersten Aufstieg macht, beordert der die Forsthüter commandirende Oberförster sofort Leute und Arbeiter dorthin, um die Wege in Stand zu setzen und nöthigenfalls auch neue anzulegen. Die Treiber werden aufgeboten und in der Zahl von 80 bis 100 in Sold genommen. An den Arbeitstagen erhält ein Jeder von ihnen zehn, an Ruhetagen fünf Francs.

Alles in Bereitschaft gesetzt bleibt nur noch die Instandsetzung der telegraphischen Verbindung übrig, was auch binnen einigen Stunden vollbracht ist. Von Sarro aus wird der Telegraph bis in das vom Könige zu beziehende Schloß geleitet und bald ist eines der kleinen abgeschiedenen Thäler mit der ganzen großen Welt in Verbindung.

Der König, selbst im größten Jagdeifer, vergißt er nicht seiner Herrscherpflichten und beinahe jeden Tag correspondirt er stundenlang telegraphisch mit den Ministern, um die nothwendigsten

Geschäfte zu erledigen. Sein Telegraphist folgt ihm allüberall hin. Bewundernswerth ist die Ausdauer des Königs, der unmittelbar nach vollbrachter Jagd, ohne vorher der Ruhe zu genießen, sich den Staatsgeschäften widmet.

Er unterschreibt dann die ihm vom Cabinetschef überbrachten Decrete und spedirt die Post, welche ein Courier zu Pferd sofort bis Sarro befördert, von wo aus ein anderer Bote in gestrecktem Galopp sie nach Aosta bringt.

Das königliche Jagdgefolge besteht gewöhnlich aus einem General, dem Geh. Cabinetschef, dem Minister des königlichen Hauses, dem Leibarzte und zwei Flügeladjutanten.

Der König kommt gewöhnlich des Abends spät und auch des Nachts bei der letzten Eisenbahnstation Ivrea an, besteigt sofort mit seinen Begleitern die bereit gehaltenen Wagen und begiebt sich ohne weiteren Aufenthalt, mit Ausnahme des kurzen, zum Wechseln der Pferde nöthigen in Bari und Chatillon, direct nach Sarro.

Nach einstündigem Halt, welcher zur Einnahme des Frühstücks benutzt wird, geht es dann weiter bis aufs Jagdfeld selbst, wo schon Alles in schönster Ordnung zum Empfange des Königs bereit ist.

Gegen Mitternacht zu gehen die Treiber unter Führung der Forstmeister auf die angewiesenen Plätze. Ihre Aufgabe ist es, das Wild aufzuscheuchen und den Jägern unter die Flinte zu treiben.

Vor Tagesanbruch begiebt sich der König mit seinen Leuten ebenfalls zur Jagd. Merkwürdig ist die Passion des Königs, selbst die rauhen Gebirgspfade hinan zu Pferde zurückzulegen. Der Jagdmeister, die Büchsenspanner und der Master mit der Meute folgen zu Fuß und in kurzer Zeit sind alle Posten besetzt, nun kann die Jagd losgehen. Das Hundegebell und Pfeifen der Treiber rückt immer näher, bereits erscheinen einzelne Gemsen als Vorreiter, bis endlich die ganze Schaar der aufgetriebenen Thiere in großen Rudeln einherstürzt. Die Schüsse knattern, Bock auf Bock fällt, die noch lebenden, von Furcht und Schrecken gejagt, suchen in tollen Sprüngen, selbst über die Köpfe der Jäger hinweg, das Heil in der Flucht, und bald ist die Jagd vorüber und gilt es nun die Beute zu sammeln. Dieser Arbeit widmet der König die vollste, einem passionirten Jäger eigene Aufmerksamkeit, Stück für Stück untersucht er, wo das Blei eingedrungen. Ist die Beute beisammen, so wird sofort ans Auswaiden geschritten, und der König sucht dann jene Stücke heraus, welche als Geschenke bestimmt sind. So erhält z. B. der Bürgermeister von Rom alljährlich zwei Stücke der schönsten Steinböcke.

Letzthin wurde auch der Erzbischof von Mailand mit einem Antheile von der königlichen Jagdbeute beschenkt. Dabei widerfuhr die komische Scene, daß die Beamten, welche die Provenienz des Wildes nicht ahnten, dem Erzbischof eine hohe Geldstrafe wegen Ueberschreitung der Jagdzeit auferlegten und als sich der Erzbischof weigerte, die Summe zu bezahlen, wurde des Königs Geschenk confiscirt, erst nachdem die Herkunft bewiesen, wieder freigegeben, jedoch in einem Zustande, wo man nicht einmal mehr das „Wildeln“ des Fleisches als Bezeichnung anwenden konnte.

Mit glückstrahlender Physiognomie kehrt Victor Emanuel nach glücklicher und reiche Beute gelieferter Jagd zurück. Durchschnittlich werden ca. fünfundzwanzig bis dreißig Steinböcke und die doppelte Zahl von Gemsen erlegt. Der verwundeten Steinböcke verlieren sich wenige, da sie, sobald sie angeschossen sind, sofort auch den Muth verlieren und auf der Stelle niedersinken, die Gemsen dagegen mit einer oder selbst zwei Kugeln im Leibe setzen mit ihren beflügelten Füßen ihre Flucht fort und verenden dann in irgend einer unerreichbaren Schlucht.

An Regentagen findet kein Treiben statt. Doch der König begiebt sich ganz allein, von zwei Hunden begleitet, zur Jagd auf Fasanen und Rebhühner, und an diesen Tagen herrscht Bangen und Schrecken unter dem kleinen Federvolke, denn des Königs Auge ist sicher und sein Schuß desgleichen, so daß wenige, die ihm unterkommen, das Leben retten.

Im heurigen Jahre wurde dem Könige von seinen Leuten ein Fest bereitet und mit sichtlicher Freude nahm er ein schönes, mit Blumenguirlanden geschmücktes Rehkalb zum Geschenke an.

Selbstverständlich sieht die Bevölkerung der Umgebung stets mit Freuden der Ankunft des Königs entgegen. Die Anhänglichkeit derselben an die savoyische Dynastie ist uralten Datums und beim Gehen, sowie beim Kommen Victor Emanuel's wiederhallen die Thäler von herzlichen Rufen: Evviva il Rè! Es lebe der König!

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von Oscar Paul.

Es giebt verschiedene dramatische Werke, welche man der hinzucomponirten Musik wegen in den Concertsaal verpflanzt hat. Principiell bin ich stets dagegen, solche Schöpfungen, deren Inhalt nur auf der Bühne zur Geltung kommen kann, an einem Orte zu reproduciren, welcher für die Intentionen des Dichters in keiner Weise passend erscheint. In kleineren Städten, wo vielleicht das Theater einen zu untergeordneten Rang einnimmt oder ganz fehlt, sind derartige Aufführungen von dramatischen Werken im Concertsaale nicht allein zu entschuldigen, sondern entschieden zu befürworten; in einer größeren Stadt aber, wo man verlangen muß, daß im Theater eine gewisse künstlerische Höhe festgehalten werden soll, ist es entschieden nicht nothwendig, die Zeit, welche man den besonders für den Concertsaal gedachten Schöpfungen widmen könnte, den für die Bühne gearbeiteten Kunstwerken zuzuwenden. Selbst Beethoven's Musik zu Goethe's Egmont kann im Concertsaal, wenn auch der Componist demselben, der Nothwendigkeit folgend, gern Zugeständnisse machte, nicht in der Weise zur Geltung kommen, als im Theater, wo sich die Goethe'sche Wortpoesie mit der Tonpoesie Beethoven's innig verbindet und die dramatische Einheit nicht verletzt wird. Im Concertsaale, wo die verbindende Dichtung für Goethe's Gedicht eintritt, wird der Eindruck so abgeschwächt, daß man unbedingt das Gefühl des Bedauerns über eine Mode gewinnt, welche in der That den großen Städten nicht zur Zierde gereicht. Alles zur rechten Zeit und am rechten Orte war auch Beethoven's Princip und er konnte nur dann zur Nachgiebigkeit bewogen werden, wenn der Concertsaal als Nothbehelf dienen sollte und ein solcher in Ermangelung eines wirklich passenden Ortes zur Nothwendigkeit wurde. Beethoven schätzte den großen Dichter Goethe zu hoch, als daß er ihm ein Atom von seinem Antheil an dem dramatischen Werke hätte nehmen wollen, dessen Poesie ihn zu der musikalischen Composition anregte. „Wer kann einem Dichter genug danken," schreibt Beethoven, „dem kostbaren Kleinod einer Nation? Ich habe die Musik zu Egmont blos aus Liebe zu Goethe's Dichtungen gesetzt, welche mich glücklich machen." Man sollte bei Aufstellung von Concertprogrammen das Dramatische vom Epischen und Lyrischen streng zu sondern suchen, um diese Unterscheidung auch dem Publicum, welches ja häufig von dem Styl einer Composition keine Ahnung hat, recht fühlbar zu machen. Wie das Epische und Lyrische ein Hineinziehen in das Dramatische nicht verträgt, so ist auch das Dramatische unwirksam, sobald es der ihm nothwendigen charakteristischen Ausdrucksmittel beraubt wird. Der epische und lyrische Styl in der Tonkunst ist daher streng

vom dramatischen zu trennen, wenn auch in der technischen Verbindung der Stimmen ein gemeinsames Fundament vorhanden ist, gleichwie in der Dichtkunst der Epik und Lyrik dieselben Gesetze in der Metrik und Rhythmik zu Grunde liegen, wie der Dramatik. Wenn nun eine Direction das gemeinsame technische Fundament als bindendes Moment ansieht, welches die Kraft in sich tragen soll, Episches und Lyrisches mit Dramatischem in bunter Reihenfolge vermischt im Concertsaale bieten zu können, so glaube ich doch, daß für diese Ansicht weniger die ästhetischen Principien, als vielmehr Traditionen, Bequemlichkeiten und Neigungen der Künstler und Künstlerinnen eingetreten sind. Gewiß mag es ungemein schwer sein, das Dramatische auszuschließen, weil die meisten Vertreter und Vertreterinnen des Sologesanges der Bühne angehören und mit der Ausführung der für das Theater geschriebenen Compositionen den größten Erfolg erringen. Aber doch vermöchte der Wunsch der so hochangesehenen Gewandhaus-Concertdirection, welche in der ganzen Welt bezüglich der Concertunternehmungen den ersten Rang einnimmt und die gewichtigste Stimme besitzt, gegen welche insbesondere die ganze gebildete Einwohnerschaft Leipzigs das tiefste Gefühl des Dankes hegen muß, den Meinungen der Sänger und Sängerinnen gegenüber, welche die im Theater so oft gehörten und beklatschten Arien in den Gewandhaussaal nur aus dem Grunde verpflanzen, um dort wieder des Effectes sicher zu sein, sehr viel auszurichten und eine dem Concertwesen entsprechendere Geschmacksrichtung im Sologesange anzubahnen. Allerdings würden durch derartige von Seiten der hochverehrten Concert-Direction an die zum Solovortrag engagirten Sänger und Sängerinnen gerichteten Wünsche diese künstlerischen Persönlichkeiten veranlaßt, aus ihrer Einseitigkeit herauszutreten und ihren Geschmackshorizont zu erweitern. Ein Unglück wäre dies auch für den dramatischen Gesang durchaus nicht, weil die Erfahrung lehrt, daß die musikalische Epik und Lyrik den dramatischen Sänger, sobald er den rechten Ernst für die Kunst besitzt, vor Ausschreitungen bewahrt und die technische Ausbildung verfeinert; denn es entsteht durch die Uebung im lyrischen Vortrag eine Rückwirkung auf die dramatische Ausdrucksweise, deren Abklärung und Mäßigung ganz besonders durch die sorgfältige Beobachtung des epischen und lyrischen Tonwesens ungemein gefördert wird. Es ist bekannt, wie geschmacklos und uncultivirt dramatische Sänger oft einfache Schubert'sche oder Schumann'sche Lieder reproduciren, wie sie bei dem Vortrag ganz und gar das ästhetische Princip verkennen und den Intentionen der Tonschöpfer entgegenhandeln. Solche Handlungsweise entspringt bei sonst technisch genügend vorbereiteten Individualitäten aus der Einseitigkeit und aus der Rücksichtslosigkeit gegen die zartere Schwester, welche die Dramatik in der Lyrik besitzt. Die Mutter Poesie verlangt aber stets, ganz wie die Musik, Gegensätze und in den hauptsächlichen organischen Bildungen auch die Gleichberechtigung der Gegensätze, deren Vermittelung nur durch die innere Bildung der künstlerischen Vertreter und Vertreterinnen zu bewirken ist. Die Literatur der Sologesangwerke für den Concertsaal ist so reich an edlen, geistvollen Schöpfungen, wenn man z. B. auf die Italiener des 17. und 18. Jahrhunderts zurückgehen und ohne Vorurtheil die unbekannteren Tondichtungen der neueren Componisten anerkennen will, daß es gar nicht nöthig ist, ein Stück von einer Oper oder von einem Tondrama loszulösen, um dieses ohne sinnvollen Zusammenhang mit Werken ganz anderer Gattung in den Concertsaal zu werfen. Selbst eine so vielseitige, technisch mustergiltig ausgebildete Sängerin, welche auch im lyrischen Vortrag als Meisterin ersten Ranges anerkannt werden muß, wie Frau Kölle-Murjahn aus Carlsruhe, könnte wol darauf Verzicht leisten, die schon so oft gehörte Arie aus dem „Barbier von Sevilla": „Frag ich mein beklommen Herz" von Rossini im Concertsaale zu wiederholen, wenn auch mit Freuden anerkannt werden soll, daß die Feinheit der Phrasirung, die Sauberkeit der Coloratur, die überaus reizvolle Schattirungskunst den höchsten Grad technischer Kunstfertigkeit in der graziösen Reproduction erkennen ließen. Von der Principfrage über das, was dem Concertsaal und was dem Theater angehört, Abschied nehmend, gehe ich zu der gewiß jedem Kunstfreunde, welcher die Interessen des Gewandhausconcert-Orchesters mit Theilnahme verfolgt, angenehmen Mittheilung über, daß der Posaunenvirtuos im 5. Concertabend Herr Robert Müller für das Gewandhausorchester gewonnen und mit der früher dem verdienstvollen und musikalisch tüchtig gebildeten Posaunisten Herrn Kogel zugehörigen Stellung betraut worden ist. Der noch sehr junge, mit seinem äußeren Anstande vor dem Publicum erschienene Künstler reproducirte das Concert für Posaune von Ferdinand David, dessen Vortrag die vortreffliche Schule und bedeutende Herrschaft über die schwierige Technik bekundete. Herr R. Müller besitzt einen edlen, schönen Ton im Forte und eine vorzügliche Ausdrucksweise im Piano. Sein Crescendo entwickelt sich machtvoll ohne Rückungen in der Tongebung und sein Decrescendo beweist, daß der Virtuos den Athem in der vollsten Gewalt hat: kurz der Virtuos gehört zu den sehr tüchtigen Vertretern seines Faches und wird gewiß in nicht ferner Zeit, wenn ihm nicht allzu bedeutende Anstrengungen zugemuthet werden, unter den Posaunenvirtuosen der Gegenwart eine der ersten Stellungen einnehmen. Sein Vortrag wurde vom Publicum sehr freundlich aufgenommen und durch Hervorruf geehrt, während Frau Kölle-Murjahn nach der Wiedergabe jener Arie aus Rossini's Barbier die größten Triumphe feierte. Diese geniale Künstlerin sang auch die Lieder in der Musik zu Goethe's Egmont, zu deren Aufführung man die verbindenden Worte von Michael Bernays gebrauchen mußte, deren Reproduction Herr Dr. Förster gütigst übernommen hatte. Den genannten Compositionen folgte im 6. Concert „zum Besten der Armen" das Chorwerk „Odysseus" von Max Bruch, dessen Werth ich bereits früher gewürdigt habe. Auch jetzt muß ich wieder bekennen, daß der ungemein strebsame, nach hohen Zielen ringende Tonsetzer bedeutendes Talent für Massenentwickelung und einen sehr ausgebildeten Farbensinn besitzt, daß also auch die Klangwirkung als eine durchaus in jeder Beziehung sehr gute bezeichnet werden kann. Dagegen fehlt dem jungen Meister eine unmittelbar das Herz treffende Melodik und die Kraft, durch bedeutsame Steigerungen das Interesse des Hörers dauernd zu fesseln. Zuweilen empfindet man sogar, besonders im monodischen Satze, die Armuth im Melodischen und Modulatorischen so stark, daß jegliche Theilnahme aufgehoben wird. Jedoch muß das Werk im Ganzen als eine That bezeichnet werden, vor welcher man Achtung haben kann, weil nicht allein das Streben nach dem Ideal unverkennbar hervortritt und der Fleiß in der Detailausarbeitung vom Hörer unbedingt anzuerkennen ist, sondern weil auch in den Chören und in der Orchesterbehandlung wirklich schöpferische Momente voll Adel und Schönheit wahrgenommen werden können. An Stelle des heiser gewordenen Herrn Carl Hill, großherzoglich mecklenburgischen Kammersänger aus Schwerin, welcher schon in der Generalprobe mit Indisposition zu kämpfen hatte, trat sogleich Herr Schelper, erster Baritonist am Leipziger Stadttheater, ein, so daß die Reproduction ohne Störung vom Anfang bis zum Ende durchgeführt werden konnte. In der That hat Herr Schelper mit dieser Ausführung sein musikalisches Leistungsvermögen in einem sehr günstigen Lichte gezeigt und durch dieselbe bewiesen, daß er nicht allein ein Theatersänger, sondern wirklich ein tüchtiger durchgebildeter Künstler ist, dessen Eigenschaften entschieden die Werthschätzung des Publicums verdienen. Außerdem ist zu erwähnen, daß die größeren Soli von den Damen Frau Marie Lißmann-Gutzschbach vom Leipziger Stadttheater,

Fräulein Gabriele Spindler aus Dresden, die kleineren von den Damen Fräulein Petzold, Türk und Degener ausgeführt wurden; die Tenorpartie jedoch hatte Herr Pielke, die Baßpartie Herr Reß, beide Sänger des Leipziger Stadttheaters, übernommen. Die Genannten verdienen durchaus Lob, ebenso ist die Präcision, reine Intonation, saubere Schattirung des Chores, und die Virtuosität des Orchesters unter der trefflichen Direction des Herrn Capellmeister Reinecke, welcher ja so gern in höchst anerkennenswerther Collegialität die Schöpfungen anderer Tonkünstler zur Geltung zu bringen sucht, besonders hervorzuheben. Dem Componisten ist entschieden mit jener Aufführung ein Ehrentag bereitet worden, welchen jeder Neidlose ihm aus vollem Herzen gönnen wird.

Leipziger Schauspielschau.

Von den beiden November-Novitäten, über welche ich noch zu berichten habe, ist die eine, nämlich das sogenannte Lustspiel „Die Tochter Belial's" von Robert Kneisel, eine sehr fragwürdige Erscheinung auf unserer städtischen Hauptbühne, fragwürdig sowol in Bezug auf ihren Gattungsnamen, als auf ihren Gehalt und schließlich auf ihr sit venia verbo Novitätlichkeit. Ein Stück, das mit Ohrfeigen anfängt und mit Stockprügeln endet, führt doch offenbar das Prädicat „Lustspiel" in seinem Titel nur angemaßtermaßen; aber auch den ehrlichen Namen der Gattung „Schwank" oder „Posse" hat es verwirkt durch die Art, wie es tragische Motive zu komischen Conflicten und pathetische Charaktere zu burlesken Situationen verwendet. Jedennoch, das Stück wird wiederholentlich sowol im Neuen wie im Alten Theater nicht nur gegeben, sondern auch besucht, und da bleibt denn nur zu wünschen und zu fordern, daß es wenigstens ebenso gut, wie es besucht wird, auch gegeben werde. Leider aber wurde in den beiden Vorstellungen, denen ich beigewohnt habe, dieser Anforderung nicht von allen Darstellern Genüge geleistet, trotzdem daß die Rollen ganz angemessen vertheilt waren, wie denn bei der Besetzung von derlei derbrealistischen Stücken die Regie mit ihrem Personal auch ohne Gäste kaum in solche Verlegenheit kommen könnte, wie bei der von klassischen. Gleichwol waren zwei Gäste (wenn ich sie jetzt noch Gäste nennen darf), Frl. Stein als Clara Wallfried und Hr. Meery als Ferdinand von Warnberg, in der Pseudo-Novität beschäftigt. Die Rolle des letzteren ist sicherlich die schwerste im ganzen Stück, denn sie ist eine dreifache oder vielmehr dreiphasige: einmal die eines Bonvivants und Schuldenmachers von Hause aus, sodann die eines abwechselnd und nur gelegentlich, nur vor Frommen und Frömmlern äußerlich Frommthuenden, und drittens die eines auch anderwärts und allerwärts, auch vor einem Weltkind, wie die Tochter Belial's, innerlich bekehrtthuenden Scheinheiligen, aus welcher Phase seiner Rolle der Träger derselben schließlich mittels Stockprügel zurückbekehrt wird, ohne daß wir erfahren, wie weit zurück in seinen ursprünglichen Charakter. Hr. Meery traf die jähen Uebergänge aus der ersten in die zweite und umgekehrt aus der zweiten in die erste Phase seiner Rolle weit drolliger, als den eine künstlerisch feinere Vermittelung erfordernden Uebergang aus der zweiten in die dritte Phase, d. h. die Umwandelung in einen vollendeten Heuchler. Frl. Stein gerieth von der ersten Scene angefangen zu sehr in den Schreiton, und auch ihr Spiel war viel zu ausgelassen, namentlich in der Trinkscene, die ja nur den Zweck hat, den Vater zu neuer Lebenslust anzuregen, in der sie aber dennoch auch hinter dem Rücken des Vaters mehrmals dem Glase zusprach, das sie noch dazu gleich beim Zutrinken augenscheinlich auf einen Zug schon geleert hatte. Auch ihre pantheistische Bekehrungsrede an den nicht scheinheiligen, sondern aufrichtig orthodoxen Candidaten, den Hr. Grube recht tactvoll und sympathisch gab, begleitete sie mit zu koketten Geberden und Bewegungen, als daß ein Charakter, wie der des frommen Candidaten, etwas Anderes als frivole Versucherkünste darin hätte sehen, geschweige denn sich dadurch zu dem Entschlusse verleiten lassen dürfen, einer Tochter Belial's zu Liebe die Kanzel mit der Bühne zu vertauschen. Bei maßvollerem Spiel wäre Frl. Stein in dieser Rolle eine sehr angenehme Erscheinung. Hr. Pettera, der für jede seiner Rollen die passendste Maske zu wählen weiß und hierin der größte Proteus unter unserem jetzigen Bühnenpersonal ist, gab den Freiherrn von Kostau sowol in den schwermüthigen, als in den lebenslustigen Phasen dieser seiner Rolle mit antheilweckender Naturwahrheit; dagegen brachte Fr. Schubert die Scheinheiligkeit nicht gleichmäßig zum Ausdruck; ihre falsche Frömmigkeit war in Ton und Geberde nicht immer die wahre falsche. Dem Gallapfel des Hrn. Eichenwald, dieser Caricatur des schwarzen Ritters aus der Jungfrau von Orleans, etwas Anschwärzendes nachzusagen, hieße den Tadel vom Zaune brechen; das Uebertriebene dieser originellkomischen, aber völlig unwahrscheinlichen Rolle fordert zu übertriebenem Spiel förmlich heraus, und durch mildernde Verwahrscheinlichungsversuche an und mit derselben wäre Hr. Eichenwald zum Spaß- und Spielverderber am ganzen Stück geworden, dessen wandelndes Gewissen oder männliche Nemisis er gleichsam ist. Die Eingangsscenen zwischen den drei Bauernburschen (den Herren Tietz, Schubert, Zocher) und den drei Bauernmädchen (den Frl. Krössing, Hartmann, Tullinger) setzten beidemal viel zu laut ein und wurden schuld, daß jedesmal die ganze Vorstellung im Schreiton verlief.

Was die zweite November-Novität, das französische Lustspiel „Die guten Freunde" von Sardou und das neu einstudirte historische Lustspiel „Pitt und Fox" von Rudolf Gottschall betrifft, so möchte ich behufs desto gründlicherer Besprechung von Stück und Vorstellung zuvor noch je einer Wiederholung derselben beiwohnen; die auf den 4. Decbr. angesetzte erste Wiederholung von „Pitt und Fox" wurde leider abgesagt und durch eine Wiederholung von „Hans Lange" ersetzt, worauf sich aber das „leider" keineswegs mit beziehen soll.

Am 7. December gelangte Gustav v. Moser's „Veilchenfresser" zur ersten Aufführung unter der neuen Direction. Wer in dieser Aufführung das besagte Lustspiel zum ersten Male sah, also überhaupt erst kennen lernte, der wird nicht begreifen, daß man in Gespräch und Presse von dessen Ergötzlichkeit so viel Wesens macht, der muß seine gute Wirkung von ehedem einer ehedem besseren Besetzung und Aufführung zuschreiben, dann aber wieder es unbegreiflich finden, warum die diesmalige Vorstellung, die doch offenbar eine mangelhaft einstudirte war, dennoch so lebhafte Beifallsbezeigungen fand. Dieselben galten wol vorzugsweise dem Herrn Stödel vom Thalia-Theater zu Hamburg, der in dem verwaisten Fache des Hrn. Link auf Engagement gastirend, sich in der Rolle des Referendarius Reinhard von Feldt bei uns einführte und allerdings für die maßvoll linkische, wenn auch schwerlich vollkommen Linkische Wiedergabe seines Partes eine anerkennende und ermunternde Bewillkommnung von Seiten des Publicums verdiente. In der That gehörte Herr Stödel zu den wenigen Rollenträgern, die das Stück demjenigen, für welchen es eine nie zuvor gesehene Novität war, überhaupt erst genießbar machten. Alle Achtung vor Hrn. Senger in anderen Rollen, aber sein Lieutenant Veilchenfresser ließ es einem auf der Veilchenweide nicht wohl werden, so undeutlich sprach er und so eckig war auch sein Spiel. Auch die meisten übrigen, insonderheit männlichen Darsteller brachten es nicht

zu einem abgerundeten Zusammenspiel, und was dennoch mit dieser Vorstellung an Ehren eingeheimst wurde, ist fast ausschließlich das Dreimännerverdienst der Herren Eichenwald (Unterofficier), Stöckel und Tietz (Officiersbursche). Sonach darf man dem fortgesetzten Gastspiel des Hrn. Stöckel mit Interesse und mit dem Wunsche entgegensehen, daß er in seinen künftigen Gastrollen bessere Unterstützung durch seine Gegenspieler finde. Max Moltke.

— Die in diesen Blättern bereits (vergl. Nr. 75 der Wissensch. Beilage) angezeigte „Hallberger'sche Prachtausgabe der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber in ihren Werken für das Pianoforte allein" (Stich, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart), welche mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von J. Moscheles, weiland Professor am Conservatorium zu Leipzig, herausgegeben worden ist und gegenwärtig, mit instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werke versehen, in siebenter Auflage erscheint, ist bis zur 14. Lieferung vorgeschritten. Die jüngst gleichzeitig ausgegebenen Lieferungen 6—14 enthalten verschiedene Werke von C. M. v. Weber, die C-dur- und D-dur-Sonaten (Nr. 1 u. 2) von Muzio Clementi, die Es-dur-, C-moll-, F-dur-, D-dur- und C-moll-Sonaten (Nr. 4—8) von L. van Beethoven, die A-moll- und die D-dur-Sonaten (Nr. 2 u. 3) von W. A. Mozart, die E-moll- und die B-dur-Sonaten (Nr. 3 u. 4) von Joseph Haydn. Das vollständige Werk ist auf 68 Lieferungen (Preis jeder Lieferung 70 ₰) berechnet.

— Deutsches Alpenbuch. Die deutschen Hochlande in Wort und Bild von Heinrich Noë. I. Band. Naturansichten und Gestalten aus Salzkammergut, Oberbayern und Algäu. (Auch unter dem besondern Titel: Salzkammergut, Oberbayern und Algäu. Naturansichten und Gestalten von Heinrich Noë. Mit 84 Holzschnitten von A. Closs und Klitzsch und Rochlitzer, nach Originalzeichnungen von Theodor Blätterbauer und G. Sundblad. Glogau, Verlag von Carl Flemming.) Der als gründlicher Kenner der Gebirgswelt in Deutschland und Oesterreich durch treffliche literarische Arbeiten längst rühmlichst bekannte Verfasser giebt in diesem Werke zum ersten Male eine Darstellung der gesammten deutschen Alpenwelt in Wort und Bild. Im vorliegenden ersten Bande, der indessen in Form und Fassung so abgeschlossen bearbeitet ist, daß er durchaus ein Werk für sich bildet, behandelt er den Nordrand des Gebirges, von den Seen des Salzkammergutes an bis zum schwäbischen Meer (Bodensee). Die Darstellungsweise ist eine bald beschreibende, bald erzählende, um in solcher reizvollen Abwechslung die Theilnahme des Lesers zu unterhalten. Als eine Besonderheit des Werks, welche wol der Aufmerksamkeit empfohlen werden darf, ist die verschiedenartige Beleuchtung, in welcher Landschaften und Menschen erscheinen, zu bezeichnen. Der Verfasser ist kein Sommer- oder Ferientourist, der einige müßige Wochen in angenehmer Gesellschaft die Berge durchschlendert. Wenn man die im Buche beschriebenen Erscheinungen betrachtet, so wird man leicht herausfinden, daß darin die Früchte eines viel gründlicheren und länger andauernden Studiums zu Kenntniß von Land und Leuten niedergelegt sind, ja daß es von einer Wintersonnenwende bis zur anderen keinen Monat, keine Woche, keinen Tag giebt, an welchem er sich seinen Gegenstand nicht beschaut hätte. Man hat es hier, wie ein selbst nur oberflächlicher Blick in das Buch sofort darthut, mit Jemandem zu thun, dessen Leben in des Wortes strengster Bedeutung in seiner Arbeit aufgeht, was insbesondere auch bestärkt wird durch die eingestreuten Erzählungen, deren Inhalt auf bloßen kurzandauernden Sommerwanderungen nicht angeeignet werden kann. Gerade sie aber in ihrer ursprünglichen Eigenartigkeit bilden einen, die Kenntniß der geschilderten Gegenden und Leute in Hinsicht auf Sitte, Gewohnheit, Familienleben 2c. wesentlich erleichternden Hauptreiz des Buches, der dasselbe zugleich von den zahlreichen Reisewerken, welche sich mit den darin geschilderten Landschaften befassen, in höchst charakteristischer Weise unterscheidet. Besonderes Lob verdienen noch die vortrefflich ausgeführten Holzschnitte, wie denn im Allgemeinen auch die höchst geschmackvolle Ausstattung des Buches über alles Lob erhaben ist.

— „Lose Blätter und leichte Waare. Gedichte für Stunden heiterer Einsamkeit und banger Freiwilligen-Prüfung" (Leipzig, Verlag von Bernhard Schlicke, 1877) betitelt sich ein reizendes kleines Büchlein, mit welchem Herr Professor Dr. Woldemar Wenck in Leipzig unlängst vor die Oeffentlichkeit getreten ist. Der Verfasser, in den Leipziger geselligen Kreisen durch den schlagfertigen Witz und den geistvollen Humor seiner Tischreden eine allbeliebte, gefeierte Persönlichkeit, führt uns darin gewissermaßen die Quintessenz seiner poetischen Spenden bei allerhand heiteren Anlässen vor und wer seine geistreiche Unterhaltungsgabe aus eigener Erfahrung kennt, für den wird es keines empfehlenden Wortes bedürfen, daß ihm in der Lectüre des kleinen Werkchen eine Stunde ganz besonders anmuthvoller Unterhaltung in Aussicht steht. Eine köstliche Satyre auf die in Deutschland mehr denn irgendwo grassirende „Toastmanie" enthält die „Probe aus einem demnächst herauszugebenden Toast- und Trost-Büchlein, unentbehrlich für unvermeidliche Tafelredner und Solche, die es werden wollen. Versorgung für alle Fälle, auf die Maschine gearbeitet." Hiernächst sei noch hingewiesen auf den Beitrag: „Das Buch der Jahrtausende. Populäre Weltgeschichte, der Nation als Lehrbuch zum Selbstunterricht und für das Freiwilligenexamen dargereicht", in welchem die krankhafte Neigung unserer Zeit, im wissenschaftlichen Studium das multum durch die multa zu ersetzen, eine äußerst erheiternde Kritik findet.

— Die neue Loreley. Roman von Hans Wachenhusen. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig. Druck und Verlag von Eduard Hallberger, 1877. — Diese neueste Arbeit des beliebten Erzählers, deren Geschichte sich an den Gestaden unseres schönsten deutschen Stromes da, wo er seinen höchsten Zauber entwickelt, abspielt, besitzt alle Vorzüge der Wachenhusen'schen schriftstellerischen Individualität: Geschick der Erfindung, sorgfältige Charakterzeichnung, Spannung der Situationen, Anmuth der Erzählung in erhöhtem Grade und wird den zahlreichen Freunden der Wachenhusen'schen Muse eine willkommene Gabe sein. Den Schwerpunkt seiner Geschichte hat der Verfasser in das unheilvolle, mitunter geradezu dämonische Wirken einer Frau gesetzt, welche sich unter angenommenem Namen in dem Hause eines reichen, am Rhein angesessenen Grafen Eingang zu verschaffen und daselbst eine Stellung zu bereiten verstanden hat, welche ihr zu einem fast schrankenlos dominirenden Einfluß verholfen hat, mittels dessen sie nicht nur den Herrn des Hauses gegen seine Pflegekinder und Verwandten, einen Neffen und eine Nichte, welche, miteinander erzogen, in inniger Liebe sich zugeneigt sind, derart verhetzt, daß Enterbung, ja Verstoßung droht, sondern auch eine vorübergehende, einen unheilbaren Bruch drohende Erkaltung des Verhältnisses der jungen Liebenden herbeizuführen weiß. Dies Alles zu dem Zwecke, um das junge Mädchen für ihren mißrathenen Sohn zu gewinnen. Das unvermuthete Erscheinen des für verschollen erachteten Vaters des jungen Mannes — des Bruders des Grafen — als deus ex machina bringt die Intrigue zum Fehlschlag. Jedermann wird zugestehen, daß die vorangeführten Motive für die nichtswürdige Handlungsweise der Friedensstörerin vollkommen stark genug sind, um diese Handlungsweise logisch zu erklären. Warum da nun noch der Verfasser ganz überflüssigerweise

den modernen Culturkampf in seinen Roman hereingezogen hat, indem er seinen bösen Genius als ein Werkzeug der Klericalen sich geriren läßt, ist uns unverständlich.

M.— Sachsens Militär-Vereins-Kalender auf das Jahr 1877, herausgegeben von der Redaction des „Kamerad" in Pirna (F. W. Staub), ist nunmehr erschienen und auch dies Mal, nach vierzehnjährigem Bestehen, wieder durch seinen reichen gediegenen Inhalt und treffliche Illustrationen recht empfehlenswerth. Nächst dem Kalendarium enthält derselbe ein Einnahme- und Ausgabe-Conto, Festkalender, Bauerregeln, Meßkalender, Kram-, Vieh- und Wollmärkte, Portotarif, Depeschentarif, Wechselstempel, Noten mit Umlaufsfähigkeit im gesammten Reichsgebiet, Noten mit beschränktem Umlaufsgebiet, Ausländisches Papiergeld, Zinstafeln, Vergleichstabellen zwischen den alten und neuen Maßen und Gewichten, Merkbüchlein für jeden Kameraden, Landwirthschaftlicher Kalender, Hundertjähriger Kalender, Regententafel und anderes Hauswirthschaftliches und Belehrendes. Den unterhaltenden Theil des Kalenders anlangend, so findet man darin allerhand Ernstes und Lustiges, zwei Erzählungen von Max Dittrich und Otto Moser, Gedichte, Anekdoten und Miscellen. Endlich enthält der Militär-Vereins-Kalender auch die neueste Rangliste der königlich sächsischen Armee, die neueste Vertheilung der Landwehr-Stationsorte des 12. Armeecorps nach Bezirken und Gerichtsämtern, das gesammte deutsche Kriegsheer sowie dessen Kriegsstärke und Friedensstärke. Da ein bedeutender Theil des Ertrags dieses Kalenders dem Fond für die königlich sächsische Invalidenstiftung zufließt, so sei er deshalb jedem Freunde des Kriegerstandes noch besonders empfohlen.

— Von den weltbekannten „Münchner Bilderbogen" aus dem Verlage von Braun u. Schneider ist zu diesem Weihnachtsmarkt das 28. Buch, Nr. 649—672, worunter wieder zwei Nummern zur Geschichte der Costume (der 35. und 36. Bogen dieser Separatserie), sowie zwei der Separatserie die Welt in Bildern (der 29. und 30. Bogen) von H. Leutemann. Heiteres und Erheiterndes ist außerdem in willkommener Weise vertreten.

In einem sauberen Bändchen, gesammelt aus den „Fliegenden Blättern", bringt dieselbe Verlagshandlung als „Weltliches Gesangbuch" oder Exilium melancholiae humoristische Lieder und Gedichte mit den dieselben begleitenden Holzschnitten in dritter Auflage. Aus des Tacitus Forschungen in Germanien findet man hier als Resultat: die alten Deutschen, sie wohnen auf beiden Ufern des Rheins, sie liegen auf Bärenhäuten und trinken immer noch Eins. Das Bändchen ist ein Schatzkästlein bildlichen und wörtlichen Scherzes und Kurzweils.

— Von der bei Ed. Trewendt erscheinenden billigen Jugendbibliothek sind vier neue Bändchen ausgegeben worden, wodurch die Reihe dieser unterhaltenden, Herz und Gemüth anregenden Erzählungen von anerkannten Verfassern enthaltende Sammlung auf 58 Bändchen à 75 ₰, jedes mit 4 Abbildungen ausgestattet, angewachsen ist. Die neuesten Bändchen enthalten „Rufe mich in der Noth, so will ich dich erretten" von Julius Hoffmann, „Freundschaft und Rache" von Richard Barow, „Graf Eberhard vom Berge", Erzählung aus der alten westfälischen Zeit, von O. Natorp und „Der kleine Savoyarde" von Rosalie Koch.

— Die größte Auswahl bietet auch diesmal wie seit einer Reihe von Jahren der berühmte Jugendschriftenverlag von O. Spamer in Leipzig nach allen Richtungen und hervorragend zugleich durch die pädagogische Pflege des Inhalts und die reiche Ausstattung mit Illustrationen. In dritten und vierten Auflagen liegen vor von Ernst Lausch „Die Kinderstube I.", „Was man seinen Kindern erzählt, für das Alter bis 5 Jahre"; „Die Kinderstube II." bietet kleine Erzählungen, Gedichte und Verschen für das Alter von 4—6 Jahren, „Die Kinderstube III." Lese- und Denkbuch für brave Kinder, welche leicht lesen lernen wollen. Von demselben auf diesem Gebiet erprobten Verfasser „Neues Fabelbuch, goldnes ABC der guten Sitten in Fabeln, Sprüchen und Sprüchwörtern"; ferner „Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke", in neunter vermehrter Auflage. „Lieschen's kleine und große Welt" von Sophie Traut, unterhaltende Büchlein für kleine Mädchen. Zwei sehr empfehlenswerthe Bücher sind: „Der gelehrte Spielkamerad" von Herm. Wagner in 3. Auflage und das „Illustrirte Spielbuch für Mädchen" von Marie Leske in 6. Auflage, treffliche Unterstützungen für Aeltern und Erzieher mit Stoff zu anregender Beschäftigung in Erholungs- und Mußestunden der Jugend, denen auch das „Illustrirte Räthselbuch für die Jugend: Zehn Schock Knacknüsse" beizugesellen ist. In einem Bande „Dramatisirte Märchen" von Elisabeth Gräfin Groeben nach Grimm, Hauf, Musäus u. A. findet man für Kinder- und Puppentheater die auch einzeln für 50 ₰ käuflichen dramatischen Märchen Rothkäppchen, Rumpelstilzchen, die Höckernasigen, Dornröschen u. a. m. nebst praktischen Anleitungen zur Ausstattung und Aufführung. — Im zoologischen Garten, im Thiermuseum und in der Thierbude ein unterhaltender Führer zur Beleuchtung der Thierwelt in der Wildniß und in der Gefangenschaft, mit Benutzung der Schilderungen der Thiermaler E. Kretschmer und H. Leutemann, herausgegeben von Dr. Carl Kloß, ein Buch, welches mit seinen 100 Illustrationen, drei Tonbildern und einem bunten Titelbild auf dem Weihnachtstische die Aufmerksamkeit der Jugend gewiß anziehen und fesseln wird. In fünfter und sechster Auflage liegen neu und verbessert vor: „Die denkwürdigsten Erfindungen bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts" für die reifere Jugend herausgegeben von Louis Thomas, Director der Freischule in Leipzig, durchgesehen und erweitert von Richard Roth (150 Illustrationen, drei Tonbilder und 1 buntes Titelbild), und das Buch der denkwürdigsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde in Schilderungen für die Jugend herausgegeben von Louis Thomas (100 Illustrationen, 4 Ton- und ein Titelbild), zwei Schriften, die ausgezeichnet geeignet sind, die Verbreitung nützlicher und unentbehrlicher Kenntnisse für das Leben als wirkliche Volksbücher zu befördern.

— Vor Kurzem ist in Dresden ganz in der Stille ein neues Kunst-Institut unter dem Namen Privat-Kunst-Akademie von drei jüngeren Malern gegründet worden, welche die ganze Beletage eines großen Hauses gemiethet und die sämmtlichen Räume derselben zu Schüler-Ateliers haben einrichten lassen. Die Gründer sind aus der niederländischen und aus der weimarischen Kunstschule hervorgegangen. An der Spitze steht der Historienmaler Marshall, welcher bereits seit einer längern Reihe von Jahren in Dresden lebt und mehrere Jahre ein sehr besuchtes Schüler-Atelier unterhalten hat, außerdem sich auch durch tüchtige Malereien in der neuen russischen Kirche daselbst bekannt gemacht hat und gegenwärtig mit der Ausführung von Malereien in dem im Bau begriffenen neuen Königlichen Hoftheater beschäftigt ist. Die beiden anderen Gründer sind der Portrait- und Genremaler Kops und der Landschaftsmaler Unger, beide zu Michaelis von Weimar übergesiedelt. Die Privatakademie ist für Schüler und Schülerinnen eingerichtet und soll bereits eine große Anzahl derselben, fast sämmtlich aus dem Auslande, zählen, trotzdem daß eine öffentliche Ankündigung des Instituts noch nicht erlassen, sondern nur ein Prospect an einige Kunsthändler abgegeben worden ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 100. Donnerstag, den 14. December. 1876.

Literarhistorische Irrthümer.

Die Zeitungen berichten, daß Heinr. v. Kleist, dessen hundertjährigen Geburtstag wir (in Nr. 81 dieser Blätter) im Einklange mit den meisten Zeitungen und Theatern Deutschlands jüngst gefeiert, nicht, wie allgemein angenommen worden, am 10. October 1776, sondern, wie das Garnisonskirchenbuch für Frankfurt a. O. ausweise, am 18. October 1777 geboren sei. Obgleich alle Quellen, welche uns zu Gebote stehen, obgleich sowol alle Biographien des Dichters, wie die von L. Tieck, v. Bülow, A. Wilbrandt und Julian Schmidt, als auch die Literaturgeschichten und Conversationslexika*) — (mit alleiniger Ausnahme des Literaturwerkes von H. Kurz, welches, jedoch wol lediglich auf Grund eines Druck- oder Schreibfehlers, den 11. October 1776 angiebt,) — in der nach Obigem für falsch erklärten Angabe übereinstimmen, obgleich ferner die fragliche Kirchenbuchnotiz insofern zu Zweifeln Anlaß bietet, als der dort genannte Täufling außer dem Namen Heinrich noch die Namen: Bernt Wilhelm führt, darüber aber, daß der Dichter eine Mehrheit von Vornamen gehabt, ebenfalls bis jetzt nichts bekannt war, so halten wir doch einen solchen allgemeinen Irrthum nicht nur für sehr leicht möglich, sondern sogar für nicht unwahrscheinlich. Jeder, der sich mit historischen, namentlich aber mit literarhistorischen Thatsachen eingehender beschäftigt, wird uns bezeugen, daß man mit dem Nachschreiben derartiger Data nicht vorsichtig genug sein kann, daß sich irrthümliche Zeitangaben nur zu oft einmischen und mit bandwurmartiger Zähigkeit durch alle literarischen Quellen hindurchziehen. Von den Biographen H's. v. Kleist scheint überdies neben Tieck fast nur noch A. Wilbrandt näher eingehende specielle Sachstudien gemacht zu haben. Alle Anderen schreiben in der Hauptsache nur das nach, was bereits Tieck, wol zumeist auf Grund seiner persönlichen Bekanntschaft mit Kleist, mitgetheilt hatte und ergänzen diese Mittheilungen aus den ziemlich dürftigen, seitdem bekannt gewordenen Briefen des Dichters, und aus wenigen Notizen, die sich in Briefen des alten Wieland und in Zschokke's Selbstschau vorfinden. Es ist daher nichts leichter, als daß es eben nur eine irrthümliche Angabe, vielleicht ein bloßer Schreibfehler Tieck's, des ersten Sammlers und Herausgebers der Kleistschen Werke gewesen ist, welcher die erst jetzt zu Tage tretende allgemeine Confusion veranlaßt hat.

Jedenfalls wird die Frage weiter erörtert und zu einem definitiven Abschluß gebracht werden.**) Mag aber der Ausgang sein, welcher er wolle, jedenfalls hat die Sache — abgesehen von der Komik, welche in der verfrühten Geburtstagsfeier liegt — im Grunde nicht viel auf sich. Wichtiger erscheint uns eine solche Unzuverlässigkeit da, wo es sich um Thatsachen handelt, welche in der Geschichte der Literatur selbst eine Rolle spielen.

Sei es uns gestattet, ein Beispiel dieser Art zu erzählen.

Alle Literaturgeschichten gedenken des großen Einflusses, welchen das Erscheinen von Goethe's Erstlingswerken, namentlich das des Götz von Berlichingen auf die Entwickelung unserer Literatur ausgeübt, und erwähnen dabei natürlich der zahlreichen Ritterstücke, welche auf einmal, wie die Pilze des heurigen Herbstes aus der Erde, überall im deutschen Lande hervorschossen und unsere Bühne eine Zeit lang geradezu überwucherten. Vor Allem pflegen dabei die Werke zweier Münchener Dichter, insbesondere Jos. Marius Babo's Otto v. Wittelsbach und die Dramen eines Freiherrn oder Grafen v. Törring als die hervorragendsten Beispiele dieser Richtung aufgeführt zu werden. Auch sind diese Dichtungen, die bis auf Schiller's große Arbeiten gleichsam als Surrogate der Volksdramen großen Beifall fanden, keineswegs unbedeutend und Tieck hat nur Recht, wenn er denselben starke und beredte Leidenschaftlichkeit und das Vorführen einer großen, thatenreichen Zeit mit ihren biederen Gesinnungen nachrühmt. Wir wollen uns nun nicht dabei aufhalten, daß der zuletzt gedachte Dichter in den Handbüchern der Literatur bald Johann, bald Joseph August genannt, bald als Freiherr, bald als Graf, bald als Graf Törring-Guttenzell, bald wieder als Graf Törring-Cronsfeld aufgeführt wird. Diese Differenzen sind theils unwesentlich, theils auch wol unter einander zu vereinigen. Dagegen schreiben die meisten uns zu Gebote stehenden Quellen diesem Dichter drei Dramen: eine Agnes Bernauerin, einen Kaspar den Torringer und ein Stück: der Bürgeraufruhr zu Landshut zu. Ueber das zuerst gedachte Stück, das wir in einer Ausgabe vom Jahre 1780 (ohne Angabe eines Verlegers und des Orts seines Erscheinens) besitzen, besteht, obgleich der Dichter auch dieses nicht unter seinem Namen hat erscheinen lassen, kein Zweifel und es beruht auf einem unbestreitbaren Irrthum, wenn wir dasselbe einmal (im Auctionskatalog der Dorer-Egloff'schen Bibliothek) als ein Werk des vorerwähnten Babo angezeigt gefunden haben. Anlangend dagegen die beiden anderen Stücke, so giebt J. Kehrein in seinem verdienstlichen und fleißigen Sammelwerke: Die dramatische Poesie der Deutschen (Bd. II, S. 50) Kaspar den Torringer als in Klagenfurt 1792 erschienen und 1811 in Wien neu aufgelegt an, wogegen nach ihm der Bürgeraufruhr zu Landshut noch früher, Frankfurt und Leipzig 1782, erschienen sein soll. Auch H. Kurz gedenkt in seiner Literaturgeschichte (III, S. 376) aller drei vorgenannten Dramen und bespricht selbige insofern näher, als er von dem zuletzt gedachten an-

*) Auch das neuerlich erschienene Deutsche Dichter-Lexicon von Franz Brümmer giebt B. I, S. 439 nur den Vornamen: Heinrich und den 10. October 1776 als dessen Geburtstag an.

**) Dies ist inzwischen von Seiten des Prorectors Schwarze in Frankfurt a. d. O. geschehen; vergl. P. Lindau's Gegenwart Bd. X, S. 287. Ueber die Richtigkeit der obengedachten Kirchenbuchnotiz waltet danach kein Zweifel ob. Hiernach wird auch die Inschrift des dem Dichter von dem Prinzen Friedrich Karl an dem Platze seines Todes gesetzten Denksteins (Wilbrandt: H. v. Kleist S. 414) zu verbessern sein.

merkt, es habe dasselbe den Beifall, den die beiden zuerst genannten Stücke gefunden, nicht zu erringen vermocht. Dagegen weiß Gödecke (Grundriß der deutschen Dichtung Bd. II, S. 1053) von dem zuletzt gedachten Stücke überhaupt nichts und in Pierer's Universallexikon wird unter „Törring 2." nach Erwähnung der Agnes nur bemerkt: „Auch Kaspar der Torringer (Klagenfurt 1805) ist von ihm." Endlich führt Brümmer (Dichterlexicon 1877, Bd. II, S. 433) zwar ebenfalls nur die Agnes und Kaspar den Torringer als Werke des Grafen Törring auf, giebt jedoch dem zuletzt genannten Stücke, das er in Frankfurt und Leipzig 1782, Klagenfurt 1785 und Wien 1785 und 1811 erschienen sein läßt, den Doppeltitel: „oder der Bürgeraufruhr zu Landshut" und fügt dem die Bemerkung bei: „Dieses Stück hat der Verfasser nie anerkennen wollen, was sich aus seinen Dienstverhältnissen zum Hause Wittelsbach" — (Graf Törring bekleidete in Bayern seit 1773 eine Reihe höherer Regierungs- und Hofämter und starb am 9. April 1826 als Präsident des königl. bayerischen Staatsrathes) — „erklären läßt."

Damit stimmt es nun wieder nicht allenthalben überein, wenn das in unserem Besitze befindliche Exemplar des Stückes sich lediglich: „Kaspar der Thoringer" betitelt, als „zweite verbesserte Auflage" und als „Klagenfurt 1792 bei Karl Friedr. Walliser" erschienen bezeichnet ist. Richtig ist aber, daß das Drama einen Aufruhr der Bürger von Landshut, der in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts stattgefunden, zum Gegenstande hat. Weit entfernt jedoch, daß der Verfasser die Behandlung eines solchen Gegenstandes für ein unpatriotisches Unternehmen angesehen, lautet vielmehr die kurze Vorrede des Buches wörtlich dahin: „Viel bekannt, viel unbekannt, doch wahrhaft — historisches (sic!); viel Erdichtung mit darunter, ausschweifende, düstere Imagination, verwegene Ausdrücke, romantisch-ritterliche Schwärmerei, vaterländischer Enthusiasmus, Stolz auf biedere Ahnen. Alle Fehler Shakespeare's und Goethe's, ein Schauspiel für Freunde — nie für den Druck." Da sich hiernach überdies der Verfasser ausdrücklich als einen Nachkommen Kaspar's des Thoringer's — dessen Auftreten übrigens auch in der Agnes Bernauerin eine zwar kleine aber bedeutungsvolle Episode bildet, — bezeichnet, so will es uns überdies scheinen, daß Graf Törring sich ziemlich deutlich zur Autorschaft des Stücks selbst bekannt habe.

Daß einige der vorgedachten, sich zum Theil widersprechenden Angaben nothwendig falsch sein müssen, liegt auf der Hand. Was aber das Richtige sei und ob insbesondere „Kaspar der Thoringer" und „der Bürgeraufstand zu Landshut" ein und dasselbe, oder zwei verschiedene Stücke sind? wagen auch wir nicht zu entscheiden. Doch dürfte es für die Richtigkeit der Angaben Brümmer's sprechen, daß erstens am Hamburger Theater zwar 1781 Agnes Bernauerin und 1789 Kaspar der Thoringer erstmalig zur Aufführung gelangt ist, daß dagegen das uns erhaltene Verzeichniß aller von 1754 bis 1812 daselbst gegebenen Novitäten ein den Titel: „Der Bürgeraufruhr von Landshut" führendes Stück nicht erwähnt wird, sowie daß zweitens unsere eigenen wiederholten Bemühungen, das Druckexemplar eines solchen Stückes aufzufinden, stets vergeblich geblieben sind.

— Der Sternhimmel. Eine populäre Darstellung des Weltgebäudes von Wilh. Schütte (Leipzig, Verlag von Friedr. Brandstetter, mit zahlreichen Textabbildungen, zwei Himmelskarten und lithographischen Tafeln, 35 Bogen gr. 8.). Ein sehr empfehlenswerthes Buch zur Belehrung für die reifere Jugend und nicht minder für Erwachsene, welches auch Licht über die lange Zeit verbreitet, in welcher über die Verhältnisse der einzelnen Himmelskörper zu einander zahlreiche Irrthümer herrschten, ehe die Gesetze entdeckt worden sind, welche die Bewegungen der Gestirne regeln. Galt doch bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts unsere Erde noch als Mittelpunkt der Welt, bis Copernikus sie von dieser Stelle unter die Planeten verwies, welche die Sonne umkreisen. Der Verfasser geht überall von dem aus, was der Augenschein uns am Himmel wahrnehmen läßt, und gedenkt der Meinungen, welche anfänglich sich davon bildeten. Hierauf werden die Gründe dargelegt, welche jenen älteren Auffassungen entgegenstehen, und die Wege besprochen, auf denen wir zu einer richtigen Erkenntniß gelangt. Das Buch behandelt seine Aufgabe in mehreren Abtheilungen. Die erste beschäftigt sich mit der Bewegung der Gestirne, also auch der doppelten unseres Planeten: d. h. deren tägliche Umdrehung um seine Axe und den jährlichen Umlauf um die Sonne. Die Bahn des Mondes wird dann untersucht, die Entstehung der Mondphasen und die der Finsternisse. Die Bewegung der Planeten, das Ptolomäische und Copernikanische System und die Keppler'schen Gesetze werden hierauf betrachtet und die Leser mit Galilei und mit Newton und seinen Entdeckungen bekannt gemacht. Eine ganze Abtheilung, das zweite Buch, ist der Sonne gewidmet, die nach der Meinung einiger Astronomen eine feurige, flüssige Masse bildet, während Andere den Kern aus Gasen bestehen lassen und die Sonne wie eine ungeheure Gasblase ansehen. Besonders berücksichtigt ist die Licht- und Wärmestrahlung und in einem Abschnitte die Arbeit näher betrachtet, welche die Sonne vermöge ihrer Strahlen auf der Erde verrichtet. Im dritten Buche wird das weite weite Reich der Sonne durchmustert und von den einzelnen Weltkörpern gehandelt, welche dieses Centralgestirn umkreisen. Das vierte Buch beschäftigt sich mit der Fixsternenwelt, den veränderlichen und neu erschienenen Sternen, den Doppelsternen, Sternhaufen und Nebelflecken; zum Schlusse wird die Bewegung der Fixsterne und namentlich der Sonne der Betrachtung unterzogen.

— Es ist in diesen Blättern bereits des dem deutschen Kunstsinn zu hoher Ehre gereichenden Prachtwerkes: „Die Schweiz von Dr. Gsell-Fels. Mit Zeichnungen und Bildern" (München und Berlin, Friedr. Bruckmann's Verlag) eingehend gedacht worden (vergl. Nr. 40). Von der anfänglich beabsichtigten Vollendung des in Lieferungen erscheinenden Werkes in diesem Jahre hat die Verlagshandlung zwar abgesehen, damit nicht durch Uebereilung die Ausführung der Schnitte und der Druck litte. Dagegen ist dem von vielen Seiten ausgesprochenen Wunsche auf Theilung des Werkes in zwei selbständige Bände entsprochen und dem zufolge der erste Band derart fertig gestellt worden, daß er einen, bei der Trefflichkeit und Preiswürdigkeit des Werkes gewiß vielfach willkommenen Gegenstand zu einem geschmackvollen schön ausgestatteten Weihnachtsgeschenke darbietet. Der Band enthält, nach Zeichnungen einer Anzahl der namhaftesten Künstler der Gegenwart ausgeführt, 177 Holzschnitte, darunter 30 ganzseitige Bilder und kommt in Prachtband gebunden nur auf den verhältnißmäßig billigen Preis von 40 ℳ zu stehen.

— Unlösliche Bande. Novelle von Karl Detlef. Dritte Auflage. Stuttgart und Leipzig, Druck und Verlag von Eduard Hallberger, 1877. — Daß eine deutsche belletristische Arbeit, welche, und zwar innerhalb eines verhältnißmäßig kurzen Zeitraums seit ihrem ersten Erscheinen es bis zu einer dritten Auflage gebracht hat, einen besonders hervorragenden inneren Werth besitzen muß, bedarf keiner weitern Ausführung. Bei dem vorliegenden Werke ist dies im vollsten Umfange der Fall. Die Novelle, in der Ausarbeitung ein Meisterstück feinsinniger Charakteristik und Seelenmalerei, ist zugleich eine der gelungensten Darstellungen der Zustände und Verhältnisse des russischen High life, das die Verfasserin, welche lange Jahre in den

höchsten russischen Gesellschaftskreisen verkehrt hat, aus eigener Erfahrung bis in seine intimsten Details kennen zu lernen Gelegenheit hatte und mit ihrer für die gewonnenen Eindrücke im reichsten Maße empfänglichen Beobachtungsgabe derart getreu und genau zu schildern versteht, wie es nur wenigen russischen Schriftstellern gegeben sein dürfte, während ihr als Nichtrussin jedenfalls der Vorzug einer freieren objectiven Auffassung einzuräumen ist. Der Handlung, welche reich an mächtigen Conflicten und hochspannenden Situationen ist, liegt ein Vorgang aus der Regierungszeit des Kaisers Nicolaus zum Grunde, welcher, wie vielfach behauptet wird, der Wirklichkeit angehören soll. Eine junge Dame der höheren St. Petersburger Gesellschaftskreise, die Tochter eines Obersten der Garde, wird, als sie Abends zu einer befreundeten Familie fahren will, durch eine Infamie ohne Gleichen in einen Kreis junger Männer gelockt, aus welchem es ihr durch selbstbewußtes imponirendes Auftreten zwar ohne Gefährde zu entkommen gelingt; indessen ist der Vorgang doch derart beschaffen, daß die Familie des jungen Mädchens dessen Ehre schwer geschädigt erachtet, und der Vater in seiner Entrüstung noch in der Nacht sich zum Kaiser begiebt und um Genugthuung für die seiner Tochter angethane Schmach bittet. Diese Genugthuung wird ihm, aber in jener originellen, die Eigenart des Kaisers Nicolaus, der bei allem Autokratenthum doch eine der sittlichsten Persönlichkeiten war, welche auf dem russischen Herrscherthron gesessen haben, so treffend charakterisirenden Weise. Der Kaiser argwohnt auf die geschehene Mittheilung von der Sache sofort, daß dabei junge Officiere eines der vornehmsten russischen Gardereiterregimenter die Hand im Spiele gehabt haben, dessen Officiercorps wegen des darin herrschenden lockern Lebens seit längerer Zeit bereits sein Mißfallen und zwar um so mehr auf sich gezogen hatte, als sich überdies das Regiment im letzten Kriege nicht sonderlich geschlagen hatte. Das gesammte Officiercorps wird am frühen Morgen in den Winterpalast beschieden und Mann für Mann der gleichfalls auf allerhöchsten Befehl erschienenen beleidigten jungen Dame vorgestellt. Sehr bald erkennt dieselbe in einem der Vorgestellten einen der Betheiligten, dessen Geständniß auch nicht auf sich warten läßt. Es ist der Sproß eines der vornehmsten und reichsten russischen Grafengeschlechter. Der Kaiser fällt seinen Machtspruch dahin, daß derselbe sofort die junge Dame zu ehelichen habe, unmittelbar nach vollzogener Trauung aber unter Degradation zum Gemeinen in ein Strafregiment des Kaukasus einzustellen und dahin abzuführen sei; von seinem Vermögen wird die Hälfte seiner Gattin zu unbeschränkter Verfügung zugesprochen. Der Machtspruch wird unverweilt vollzogen, ein bereits anwesender Pope giebt das Paar zusammen und vom Traualtar weg wird der junge Officier nach vor den Augen des Kaisers vollzogener Degradation zu seiner neuen Bestimmung abgeführt. So weit wäre die Sache gut und die der Handlungsweise des Kaisers Nicolaus zum Grunde liegende sittliche Genugthuung vollständig, wenn nicht im späteren Leben der jungen Frau die Regungen des Herzens ihr Recht geltend machten und darin zu einem in Geist und Herz hochgebildeten jungen Mann, ihrem Gutsnachbar, eine von diesem getheilte tiefe Neigung emporwüchse, gegen welche von beiden Seiten mit bewunderungswerther Seelenstärke angekämpft werden muß, da die russische Kirche eine Scheidung nicht kennt, sondern der einmal geschlossene Ehebund unauflöslich bis an den Tod ist. Die Katastrophe wird herbeigeführt, als plötzlich der angetraute Gatte, dem es infolge seines tapferen Verhaltens bei den Kämpfen im Kaukasus gelungen ist, nicht allein den Officierrang wiederzugewinnen, sondern auch Begnadigung und Wiedereinsetzung in seine Güter zu erlangen, im Schlosse seiner Gemahlin erscheint, wo sich dann alsbald herausstellt, daß die in ihm vor sich gegangene Wandlung zum Besseren sich lediglich auf seinen äußern Menschen beschränkt, während er in seinem Wesen die gemeine Natur von ehedem vollständig verblieben ist. Die demzufolge sich entwickelnden Schlußscenen sind von wahrhaft erschütternder Tragik.

— Hackländer's „Deutsche Romanbibliothek zu Ueber Land und Meer" (Stuttgart, Druck und Verlag von Ed. Hallberger) hat unlängst ihren fünften Jahrgang (1877) mit einem socialen Romane des durch seine Zeitromane zur Geschichte der jüngsten Vergangenheit bekannten pseudonymen Gregor Samarow: „Höhen und Tiefen", mit einer erzählenden Dichtung von Herman Schmid: „Winland oder die Fahrt um's Glück" und mit einem Roman von L. von Bischofshausen: „Im Schatten und auf der Sonnenseite" begonnen. Wir benützen diesen Anlaß, um dies treffliche Organ gediegener und gehaltvoller Unterhaltung unsern Lesern wiederholt empfehlend ins Gedächtniß zu rufen.

— Herr F. Siegfried hat bereits einen Band ausgewählter „Geschichten und Skizzen aus Goethe's prosaischen Schriften" mit der ausdrücklichen Bestimmung für „erwachsene Mädchen" und einen zweiten Band ausgewählter „Erzählungen Jean Paul's" für denselben Kreis junger Leserinnen dargeboten und dabei so viel Geschmack, Tact und pädagogische Umsicht bewiesen, daß man jetzt in einem dritten Band dieser illustrirten Mädchenbücher, welcher mit „Wieland's Erzählungen" junge Mädchen bekannt zu machen bezweckt, nur eine Bestätigung der Umsicht und Sicherheit erwarten durfte, mit welcher der Herausgeber bei seinen Bestrebungen zu Werke geht. Diese Umsicht und dieser sichere Tact war auch bei einem Autor nöthig, der ohne Aenderungen für die Zwecke des Herausgebers nicht nutzbar zu verwenden gewesen wäre. Ein Portrait Wieland's und sechs Tondruckbilder begleiten den vorzüglich ausgestatteten, bei Fr. W. Grunow in Leipzig erschienenen Band.

— „Ernst von Houwald's Buch für Kinder gebildeter Stände und Bilder für die Jugend" liegt in neuer Ausgabe ausgewählt und durchgesehen von Max Moltke, ausgestattet mit vier Bildern in Farbendruck nach Aquarellen von A. Osterdinger (Leipzig, J. M. Gebhardt's Verlag [Leopold Gebhardt]) vor. Bekanntermaßen handelt es sich bei dem vorliegenden Werke um eins der besten, genußreichsten und belehrendsten Unterhaltungsbücher für die heranwachsende Jugend, denn, wie sein Verfasser schon bei Lebzeiten ein Lieblingsschriftsteller der heranwachsenden Jugend war, so ist er es ein volles, seit seinem Ableben verstrichenes Menschenalter hindurch geblieben und wird es mit dem größeren Theile seiner Kinderschriften auch für die dermalige und nachwachsende deutsche Jugend bleiben. Die Veranstaltung einer neuen Ausgabe des Besten, was er in dem Genre der Kinderliteratur geschaffen, in so sorgsamer, geschickter Bearbeitung, wie es in dem vorliegenden Buche geschehen, muß daher als ein sehr glücklicher Griff bezeichnet werden, wofür Aeltern und Kinderherzen dem Bearbeiter mit gleicher Wärme sich zu Dank verbunden fühlen werden. Das auch äußerlich sehr geschmackvoll ausgestattete Buch, das hoffentlich auf recht vielen Weihnachtstischen der nächsten Zeit seinen Platz einnehmen wird, bringt eine sinnig getroffene Auswahl des Besten, was Ernst von Houwald von Märchen, Erzählungen und Schauspielen geschrieben hat.

Leipzig. Obwol die Leipziger Oper bis jetzt noch lange nicht die Leistungsfähigkeit erreicht hat, welche man früher unter den Directionen der Herren Dr. Laube und Haase oft wahrnehmen konnte, so ist dieselbe doch im Fortschreiten begriffen, wie man aus den verschiedenen Darstellungen in neuerer Zeit in mehrfacher Beziehung beobachten konnte. Wollte man schon jetzt einen Vergleich zwischen den ersten Opernkräften der gegenwärtig thätigen Direction und den ersten Opernkräften früherer Directionen anstellen, so würde allerdings der Nachtheil für die jetzt regierende Leitung so stark hervortreten, daß sich im Publi-

cum, welches ja in den seltensten Fällen die in Frage kommenden Verhältnisse einer ruhigen Betrachtung unterzieht, ein durchaus ungünstiges Urtheil bilden würde. Da ich aber die Schwierigkeiten wohl zu ermessen vermag, unter welchen die jetzige Direction ihre Thätigkeit begonnen hat, und da ich in verschiedenen Opernvorstellungen genau beobachtete, mit welchem Fleiße und regem Geiste die Regie ihre Aufgaben erfaßt, mit welcher Sorgsamkeit und Intelligenz die musikalische Leitung den Inhalt der Tonwerke zur Geltung zu bringen sucht, so bin ich auch weit entfernt, heftige Vorwürfe gegen das neue Regiment zu schleudern, welches vielleicht noch alle Kraft aufzuwenden haben wird, um den vielen hitzigen und unzufriedenen Köpfen der Leipziger musikalischen Gesellschaft die Spitze bieten zu können. Vor allen Dingen darf man doch einer so tüchtigen Capellmeisterschaft und einer so gewandten Regie zutrauen, daß sie vereint für die Vervollkommnung der jüngeren Talente gründlich Sorge tragen und diese auf die nothwendige Ausbildung der Stimmorgane hinweisen werden. Ferner darf man auch der Einsicht der Direction gewiß vollständig vertrauen; sie wird, so glaube ich zuversichtlich, für die Fächer, in welche sich die jungen Talente nicht einzuleben vermochten, bewährte Kräfte gewinnen und dadurch der Leipziger Bürgerschaft beweisen, daß sie gesonnen ist, den außerordentlich zahlreichen Theaterbesuch durch künstlerisch bedeutsame Leistungen zu würdigen. Es wäre großes Unrecht, jetzt schon nach Ablauf eines halben Jahres die höchste Vollkommenheit beanspruchen und der Direction keine Zeit gönnen zu wollen, sich mit tüchtigen Vertretern und Vertreterinnen in Verbindung setzen zu können. Wenn man von Seiten der Bürgerschaft die früheren Kräfte beibehalten wollte, warum hat man bei den städtischen Collegien durch Petitionen nicht energische Vorstellungen gemacht, warum hat man vielmehr von verschiedenen Seiten mit Nachdruck auf eine Aenderung gedrungen? Darum mögen sich vorläufig die unzufriedenen Stimmen beruhigen und zum Abwarten verstehen, weil ein ganz fertiges Ensemble sogleich nicht zu ermöglichen war, wenn der Director nicht alle früheren Kräfte hätte wieder engagiren wollen. Wo wäre dann aber die so lebhaft gewünschte Veränderung geblieben? Wünschte man diese, und legte man gegen dieselbe nicht energischen Protest ein, was Jedermann in der Presse frei gestanden hätte, gleichwie ich z. B. der Opernleitung des Herrn v. Strantz die vollste Anerkennung gezollt und das wechselvolle Schicksal der Leipziger Oper sehr bedauert habe, nun so muß man jetzt sich auch mit manchem Experiment begnügen und man darf über manche Unvollkommenheiten nicht murren, weil der Director eben genöthigt ist, die von ihm gewonnenen Kräfte erst zu schulen und für jedes einzelne Werk vorzubereiten. Wenn er nur erst ein ganzes Jahr wie bisher angestrengt gearbeitet hat, dann wird sich auch herausstellen, daß er die Leitung gründlich versteht; denn ich wiederhole es, Regie und Capellmeisterschaft sind vorzüglich und nöthigen jedem Unbefangenen die höchste Achtung ab. Die Mängel liegen in dem Leistungsvermögen einzelner Darsteller und Darstellerinnen, welche mir Veranlassung geben, eine eingehende Charakterisirung der Leipziger Opernzustände zu veröffentlichen. Jedoch wäre es auch von meiner Seite ein durchaus nicht sachmännisches Vorgehen, jetzt schon über Einzelnes den Stab zu brechen oder mich jungen Kräften gegenüber negirend zu verhalten. Der vernünftig erzogene Musiker, welcher selbst vor dem Publicum seine Proben zu bestehen hatte, muß wissen, daß es nicht zu den Kleinigkeiten gehört, sich bis zur Beherrschung eines Faches aufzuschwingen und daß insbesondere Leipzig für jede junge künstlerische Kraft ein sehr gefährlicher Boden ist, welchen selbst hochgeehrte und oft erprobte Individualitäten respectvoll betreten. Es wird daher vorläufig von meiner Seite immer noch mehr das Allgemeine betont werden, weil das Herumarbeiten der Kritik an den am Anfange ihrer Bühnenlaufbahn stehenden künstlerischen Kräften nichts nützt, so lange sie noch gar nicht sich in die Charaktere vollständig eingelebt haben können. Selbst einer so hochbegabten Sängerin, wie Frl. Hasselbeck, welche in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit ungemein viele Rollen erlernt hat, muß man Zeit gönnen, damit sie im Stande ist, sich zu sammeln und damit dieselbe sich nicht ängstlich mit Nebendingen abquält, nur um der einen oder der anderen öffentlichen Stimme die Achtsamkeit zu zeigen, welche ja die strebende Künstlerschaft einer vernünftigen und anstandsvollen Beurtheilung gern beweist. Die Künstlerin besitzt, ihren Leistungen nach zu schließen, so viel Talent und so klare Selbstbeurtheilung, daß sie bei ruhigem Fortschreiten auf der eingeschlagenen Bahn und bei sicherer Bildung ihrer zwar nicht außerordentlich großen, aber edlen und sympathisch wirkenden Mittel, eine sehr hohe Stufe im dramatischen Fache erreichen kann. Selbst die Komik kann sich dieses treffliche Talent vollkommen dienstbar machen, wie z. B. die Reproduction der Frau Fluth in den „lustigen Weibern" zur Genüge bewies. Wenn ihr bei dieser Leistung die Kehlfertigkeit der Frau Dr. Peschka zu Gebote gestanden hätte, so würde sie als eine der vorzüglichsten Repräsentantinnen dieser Partie bezeichnet werden können. Dagegen verlangt Mozart noch ein sehr sorgsames Studium, wenn auch die Wiedergabe der Elvira in „Don Juan" und der Gräfin in „Figaro's Hochzeit" die Achtung vor der schönen Begabung dieser feinsinnigen Künstlerin herausforderte. Ein sehr beachtenswerthes Talent ist auch Frl. Löwy, deren Page besonders durch Haltung und Spiel erfreute, während die Rolle der Frau Reich der Jugendlichkeit dieser für Soubrettenpartien besonders geeigneten Mezzosopranistin nicht ganz zusagt. Desgleichen halte ich auch Frl. Bernstein, deren Leistungen ich später ebenfalls eingehend betrachten werde, für ein dramatisches Talent, welches besonders in der Darstellung der Mozart'schen Marzeline im Fache der Komik hervortrat; denn in der That konnte die Coquetterie der alten Jungfer nicht besser reproducirt werden, als dies von der jungen Dame mit entsprechender Maske geschah. Endlich darf man in Herrn Baumann eine recht anerkennenswerthe junge Kraft begrüßen, welche als Leporello und Figaro ihre schwierigen Proben bestanden hat. Freilich wird auch hier die Leipziger Feile nicht zu verwerfen sein, weil man hier besonders darauf achtet, daß der Gesang frei von jeglicher Manier und in jeder Beziehung technisch ausgeglättet erscheinen soll. Diese Forderungen haben die bewährten Kräfte: der vorzügliche Bassist Herr Reß, dessen excellente technische Behandlung des Stimmorgans hinreichend bekannt ist, die hochgeschätzte Sopranistin Frau Lißmann-Gutzschbach, deren edle, seelenvolle Ausdrucksweise im ernsten Genre und reizvolle musikalische Gestaltung im komischen Fache oft gewürdigt wurden, der ausgezeichnet gebildete lyrische Tenor Herr Rebling, welcher bekanntlich eine eminente Vielseitigkeit besitzt und bereits auf eine ruhmvolle Vergangenheit zurückblickt, oft erkannt und sie haben durch unausgesetzten Fleiß darnach getrachtet, die Aufgaben in der vollkommensten Weise zu lösen. Ihnen schließt sich auch der talentvolle und musikalisch vortrefflich durchgebildete Tenorist Herr Bielke an, dessen Leistungen ebenso Fleiß wie Ausdauer bezeugen. Das Leipziger Publicum, welches sich den bewährten Kräften gegenüber früher oft zurückhaltend aber doch im Allgemeinen freundlich erwiesen und sich später sehr anerkennend gezeigt hat, wird gewiß auch den neuen Kräften gegenüber den richtigen Tact bewahren und weder durch falsches, unzeitiges Lob oder durch unangemessene Verwöhnung noch durch ungerechtfertigtes Mißfallen oder durch ungehörige Einschüchterungen die Achtung verscherzen, welche auch das Publicum sich durch richtiges Verhalten der Künstlerschaft gegenüber erringen muß. Die gegenseitige Achtung ist stets das beste Band der Freundschaft. O. Paul.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 101. Sonntag, den 17. December. 1876.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Gemüsebaues.

Von Dr. W. Löbe.

Der Gemüsebau ist von der erheblichsten Wichtigkeit sowol in privat- als in volkswirthschaftlicher Hinsicht. Rationell betrieben stellt er hinsichtlich seiner Massenproduction und seines Reinertrags alle anderen Culturen in den Schatten.

Die große Bedeutung des Gemüsebaues ist aber nicht erst in der jüngsten Zeit gewürdigt worden, sondern man hat die Einführung resp. Vergrößerung desselben schon seit langer Zeit mit beredten Worten gepredigt; niemals ist aber dieser Zweig der Bodencultur dringender geboten gewesen, als in unseren Tagen, wo die Lage des Landwirths intensive Cultur und die möglich größte Steigerung der Bodenrente zur Nothwendigkeit erhebt.

Ich habe schon vor 25 Jahren — also zu einer Zeit, in welcher sich der Landwirth in einer weit bessern Lage befand als gegenwärtig — den Gemüsebau auf dem Felde mit folgenden Worten empfohlen:

„Wo neben dichter Bevölkerung freie Theilbarkeit des Bodens besteht und infolge dessen die Güter nach und nach so verkleinert werden, daß dieselben die Besitzer und ihre Familien nicht mehr zu ernähren vermögen, wenn die gewöhnliche Betriebsweise beibehalten wird, da stellt es sich als dringend nothwendig heraus, eine andere, und zwar eine solche Bewirthschaftungsweise einzuführen, welche bei der sorgfältigsten und angestrengtesten Benutzung des Bodens unablässig dahin gerichtet ist, die Rente so viel als möglich zu steigern. Als Mittel zu diesem Zweck ist ein solcher Betrieb des Ackerbaues zu empfehlen, wodurch sich dieser dem Gartenbau mehr nähert. Namentlich kleinere Güter können den Reinertrag aus dem Ackerlande im Vergleiche mit der bisherigen Betriebsweise bedeutend steigern, wenn ein Theil des Bodens zur Erzeugung solcher Gemüse verwendet wird, welche bisher nur in Gärten angebaut wurden, aber wegen des lohnenden Ertrags, den sie in einem ihnen zusagenden Boden und bei angemessener Cultur geben, auch auf dem Felde gezogen werden können. In den nahe bei großen Städten gelegenen Ortschaften — und durch die Eisenbahnen sind jetzt viele Dörfer und kleine Städte den volkreichen Städten nahe gebracht — sind bei dem Betriebe des Gemüsebaues auf dem Felde schon 1½ sächsischer Acker Landes zur Erhaltung einer aus 5 Personen bestehenden Familie ausreichend, sobald der Boden sorgfältig bearbeitet, reichlich gedüngt, Erzielung hochgiltiger Bodenproducte und möglichste Vervielfältigung der in einem Jahre zu gewinnenden Ernte erstrebt wird. Allerdings erfordert der Gemüsebau auf dem Felde mehr Arbeitskräfte als der Getreide- und Futterbau, aber die meisten Arbeiten, welche bei jenem vorkommen, nehmen nur so geringe körperliche Kräfte in Anspruch, daß dazu sehr wohl Kinder und Frauen, ja selbst alte und gebrechliche Leute neben den Haushaltungsgeschäften und dem Schulbesuch verwendet werden können."

Auch viele andere Stimmen haben sich sowol früher als auch in der neuesten Zeit für Einführung resp. verstärkten Betrieb des Gemüsebaues auf dem Ackerlande ausgesprochen, so Stadelmann, Fühling, Forke, Lucas, Medicus, Metzger rc.

Stadelmann hob hervor, daß die Preise, welche auf nicht wenigen städtischen Märkten, namentlich denen größerer Städte, für die verschiedenen Gemüsearten bezahlt werden müßten, theilweise sehr hoch seien; so müßten z. B. auf den Märkten mehrerer Mittel- und Großstädte Norddeutschlands für die Mandel Möhren mittlerer Größe 15—20, für eine Kohlrübe mittlerer Größe 9—10, für eine preußische Metze Zwiebeln 80 Pfennige entrichtet werden. Nun biete aber die landwirthschaftliche Cultur mehrerer dieser Gemüsearten, also der Anbau im Großen, keinerlei Schwierigkeiten, oder vielmehr er werde schon vielfach betrieben, und es sei nur eigenthümlich, weshalb nicht noch weit mehr, als es geschehe, Landwirthe in der Nähe von Städten in der genannten Beziehung sich mit dem Bedarf der Städte ebenso direct in Rapport setzten, als es mit den Producten der Viehhaltung oder mit Getreide geschehe. Es seien beispielsweise in der Provinz Sachsen per Morgen erzielt worden 474 Ctr. Möhren, 298 Ctr. Kohlrüben. Welche Rechnung sich aber auch schon bei Annahme der Hälfte dieser Erträge gegenüber den angeführten Marktpreisen ergebe, bedürfe keiner weiteren Ausführung. Namentlich die Kleinbesitzer in der Nähe größerer Städte sollten mehr als bisher ihr Augenmerk auf das richten, was auf dem genannten Wege zu erreichen sei.

Nach Fühling entscheidet nicht sowol die hohe Ernte an sich, als vielmehr die Zahl der Ernten in einer gewissen Zeit über den Erfolg; und dieses dränge unwiderstehlich dahin, daß man mehrere Ernten zu erzielen suche, wo bisher nur eine gewonnen werde. Man werde Alles aufbieten müssen, um den Boden nicht mehr unnöthig ruhen zu lassen. Die Erzielung mehrerer Ernten in einem Jahre auf demselben Grundstück geschehe nun aber am Schicklichsten und Sichersten durch den Gemüsebau.

Lucas wies darauf hin, daß eine rein landwirthschaftliche Cultur des Bodens, wenn sie auch noch so sehr vervollkommnet werde, bei der bedeutend gestiegenen Bevölkerung nicht überall mehr ausreiche, sondern daß der Feldbau allmälig in den Gartenbau übergehen müsse. Die Noth sei hier gewöhnlich die beste Lehrmeisterin; denn wo sich der Grundbesitz mit der zunehmenden Einwohnerzahl bedeutend verkleinert habe, wie namentlich in der Nähe volkreicher Städte,



da gehe unwillkürlich der Feldbau immer allmäliger in den Gartenbau über. Der Boden liefere dann fast ausschließlich Nahrungsstoffe für den menschlichen Haushalt, Gemüse; das Zugvieh weiche der Menschenhand, der Spaten verdränge den Pflug, weil von einer Fläche gartenmäßig bebauten Landes weit mehr Nahrungsproducte gewonnen werden könnten, als von derselben Fläche Ackerlandes. Und dieses sei außerordentlich wichtig sowol für den Reichen als für den Armen. Wenn der Landmann, welcher seinen kleinen Grundbesitz gartenmäßig behandele, auch nur für seinen größeren Arbeitsaufwand hinreichenden Ersatz erhalte, wenn er auch nicht im Stande sei, durch eine intensivere Bewirthschaftung einen höheren Reinertrag zu erzielen, als den, welchen ihm der Feldbau abwerfe, so werde doch der große Vortheil erreicht, daß eine weit größere Menge Nahrungsmittel erzeugt würden. Es sollten aber diejenigen, welche glaubten, der gartenmäßige Bau koste mehr als er eintrage (weil sich der Erlös in der Regel auf das ganze Jahr vertheile und nicht mit einem Male die Casse fülle), die Bewohner der Gegenden, wo Gemüsebau auf dem Felde betrieben werde, nach der Rente fragen; sie würden erstaunen, wenn sie erführen, daß mancher Gemüsebauer von einem halben Morgen 300 ℳ und noch mehr löse und nebenbei manche Mahlzeit für den eignen Tisch erhalte. Da der Gemüsebau auf der kleinsten Fläche mit Vortheil betrieben werden könne, so sei er vorzugsweise geeignet, den Wohlstand des Einzelnen zu befördern. Unter den Küchengewächsen gebe es auch viele, welche Absatz in weiteren Kreisen fänden und weniger Sorgsalt, weniger tägliche Pflege zu ihrem Gedeihen erforderten, und in diesem Feldgemüsebau fände auch der größere Landwirth eine reiche Quelle zur Erzielung einer höheren Rente von seinen Grundstücken.

Forke sprach sich dahin aus, daß der rationell betriebene Gemüsebau den Beweis liefere, daß Intelligenz und Fleiß dem Boden eine noch weit größere Menge Früchte abgewinnen könnten, als bisher erzielt worden sei, daß man folglich im Anbau der Felder noch bedeutende Fortschritte machen könne, wenn man den Gartenbau auf den Feldbau ausdehne.

Sehr eindringlich empfahl auch Medicus den Gemüsebau auf dem Felde. In Gegenden, wo neben einer sehr dichten Bevölkerung freie Theilbarkeit des Grundeigenthums bestehe, nehme die Zahl der kleinen und sehr kleinen Güter in raschem Fortschritt zu. Da diese bei der bisher üblichen Benutzungsart des Bodens — wenn man auch den höchsten dadurch möglicherweise zu erzielenden Ertrag annehme — den Besitzern und ihren Familien nicht mehr so gutes Auskommen verschaffen könnten, als vormals die weit größeren Güter, so gehe hieraus von selbst für den kleinbegüterten Landwirth die dringende Nothwendigkeit hervor, eine Wirthschaftsweise anzuwenden, welche bei der sorgfältigsten und angestrengtesten Benutzung des Bodens unablässig dahin gerichtet sei, die Rente kleiner Güter zu steigern. Eine Wirthschaftsweise, wodurch dieses erreicht werde, sei diejenige, bei welcher die Feldcultur dem Gartenbau näher gebracht werde. Die angedeutete Unmöglichkeit, von den immer kleiner werdenden Besitzungen die Familien gut zu unterhalten, habe nicht nur in Belgien, sondern auch in mehreren Gegenden Deutschlands, wo die vorher geschilderten Verhältnisse bestanden, die Landwirthe gezwungen, von dem Ackerbau zum Gartenbau überzugehen; es gebe aber noch sehr viele Gegenden, wo aus der Anwendung einer mehr gartenmäßigen Feldcultur großer Vortheil gezogen werden könne, wo aber die Landwirthe, an der altherkömmlichen, andern Verhältnissen entsprungenen Wirthschaftsweise beharrend, sich unter stetem Kampf mit Sorgen und Ungemach aller Art kümmerlich durch das Leben schlagen müßten. Die Lage solcher Landwirthe könne durch Einführung eines den veränderten Verhältnissen entsprechenden Systems der Bodenbenutzung, durch einen mehr gartenmäßigen Ackerbaubetrieb, wesentlich gebessert werden, wofür jene Gegenden, wo die Noth, die beste Lehrmeisterin der Menschen, bereits darauf hingeführt habe, einen vollgiltigen Beweis liefern.

Auch Metzger wies darauf hin, daß in den nahe bei Städten gelegenen Dörfern, wo der Landwirth den gewöhnlichen Gemüsebau betreibe und jeden Markttag seine Producte zur Stadt bringe, schon 3 Morgen Land zur Ernährung einer Familie hinreichend seien, daß aber da, wo das Mistbeet zur Erziehung früherer Gemüse benutzt werde, um die feinern Genüsse des Städters zu befriedigen, nicht selten ein halber Morgen hinreiche, um bei gehörigem Umtriebe eine Familie anständig zu ernähren. Beim Festhalten an der gewöhnlichen Bodenbenutzungsart sei dieses allerdings nicht möglich; sehr wohl werde aber solches ausführbar, wenn sich der kleinbegüterte Landwirth die Verfahrungsweise des Gärtners zum Vorbild für seinen Wirthschaftsbetrieb wähle. Das Streben des Gärtners gehe aber dahin, von kleiner Bodenfläche eine möglichst große Rente zu ziehen oder die Masse werthvoller Bodenerzeugnisse ohne unverhältnißmäßigen Aufwand auf das Möglichste, und zwar in noch weit höherem Maße als dieses beim Ackerbau der Fall sei, zu steigern und damit auch den Reinertrag des Bodens zu erhöhen. Es sei ein sehr großer Fehler des kleinbegüterten Landwirths in den meisten Gegenden und für ihn von dem wesentlichsten Nachtheil, daß er auf seinem kleinen Besitzthum dieselben Pflanzen baue, welche auf großen Gütern gezogen werden, während er sich eine möglichst große Rente nur dadurch verschaffen könne, daß er werthvollere Producte ziehe, namentlich auch solche, welche zu ihrem besten Gedeihen viel Handarbeit erfordern, welche auf kleinen Flächen leicht in gehörigem Maße in Anwendung gebracht werden könne. Ein geschickter Gärtner ziehe aus seinem Boden nicht selten drei, vier und mehr Ernten in einem Jahre. Könne dieses der Landwirth bei dem gewöhnlichen Gemüsebau auf dem Ackerlande auch nicht erreichen, so vermöge er dagegen sehr wol von demselben Grundstück in einem Jahre zwei Ernten zu gewinnen.

Der landwirthschaftliche Verein Biel-Nidau in der Schweiz beklagte sich noch in der allerneuesten Zeit darüber, daß der Gemüsebau be der landwirthschaftlichen Bevölkerung im Allgemeinen sehr im Argen liege, und zwar in mehrfacher Beziehung, quantitativ und qualitativ. Es sollte mehr Gemüse, namentlich in verschiedenen Arten und Sorten, angepflanzt werden, um so eine größere Mannigfaltigkeit in deren Wahl zur Zubereitung als menschliche Nahrungsmittel eintreten zu lassen. Ganz besonders fehle den Frauen der Landwirthe die Kenntniß eines rationellen Culturbetriebs im Garten, sowie auch die Kenntniß der schmackhaftern und einträglichern Sorten der verschiedenen Gemüsearten.

Schließlich hebe ich noch hervor, wie sich das Organ der Königl. Württembergischen Centralstelle für die Landwirthschaft über den Gemüsebau ausspricht: „Wenn man die Preise der Gemüse, insbesondere der frühen, auf den Märkten bedenkt, so muß Jedem, der die Sache näher überlegt, der Gedanke sich aufdrängen, daß der Markt gegenüber dem sich kundgebenden Bedürfniß mit der begehrten Waare nicht genügend versorgt ist, oder wenigstens eine Vermehrung des Angebots eine heilsame Herabstimmung der Preise zu Gunsten der weniger wohlhabenden Einwohner zur Folge haben würde, ohne daß befürchtet werden müßte, es fände weder Ueberproduction statt, noch komme beim Gemüsebau nichts mehr heraus. Auch wenn die Preise des Spargels, der Frührettige, der frühen Gurken ꝛc. um ein Namhaftes durch eine Vermehrung des Angebots gedrückt werden würden, würden die Producenten doch außer gutem Arbeitslohn auch noch eine schöne Bodenrente haben. Wenn einmal alle Welt Rettige, Gelbrüben, Kohlrabi, Bohnen, Spargel, Blumenkohl, Salat der verschiedensten Art, Kohl, Kartoffeln ꝛc. baue und auf den Markt bringe, dann würden diese Erzeugnisse allerdings geringeren Werth haben, ja oft gar nicht mehr

abzusetzen sein. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Absatz und dem Ertrag, wenn man durch sorgfältige und tiefe Bodenbearbeitung, entsprechende Düngung, Erziehung der Pflänzlinge in Mistbeeten, richtige Auswahl der Sorten, Fleiß im Bearbeiten und Begießen, Anschaffung der nöthigen Schutzmittel gegen Frühjahrsfröste rc. im Stande ist, mit den Ersteren zu erscheinen, welche den Markt mit neuen Gemüsen versorgen. Deshalb wäre zu wünschen, daß an allen Orten, welche günstige Transportverhältnisse in die Verbrauchsorte, außerdem geeigneten Boden, mildes Klima, geschützte Lage, passendes und hinreichendes Wasser, Gelegenheit zum Düngerzukauf, namentlich der städtischen Kloaken, haben, die Erzeugung der jeweilig von den Consumenten vornehmlich begehrten Gemüse betrieben würde. Der Gemüsebau darf aber, wenn er rentiren soll, nicht nur nebenbei, sondern er muß energisch, mit Intelligenz, Capital und Fleiß betrieben werden."

(Fortsetzung folgt.)

— Dr. Fr. Ahlfeld, zehn Predigten nach der Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung als Pastor zu St. Nicolai in Leipzig. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1877. Fritz Reuter macht einmal die schöne und treffende Bemerkung, daß keinem Stande das Alter weniger schade, als dem geistlichen, seiner Würde und seinem Einfluß vielmehr nur zu Statten komme. Die vorliegenden Predigten sind ein sprechender Beweis dafür. Die reife Frucht eines in der Furcht Gottes mit hingebendster Treue geführten Amtslebens, einer fortgesetzten Schriftvertiefung und einer durch einen merkwürdig scharfen Blick in das menschliche Herz und in das wirkliche Leben unterstützten seltenen seelsorgerlichen Erfahrung, sind diese Predigten wie ein guter, alter Wein, so mild und so kräftig, durchglüht von dem edlen Feuer einer echt geistlichen Hirtenliebe und Hirtentreue. Auch beim Lesen derselben spürt man unwillkürlich die stärkende und erquickende Wirkung, die von ihnen auf den Hörer, auf die andächtige Gemeinde ausgeht. Und was besonders in diesen, unter dem frischen, erhebenden Eindruck der schönen, 25jährigen Jubelfeier des hochwürdigen Mannes gehaltenen Predigten so wohlthuend berührt, ist das innige und feste Band einer tiefbegründeten Gemeinschaft, das ihn mit seiner Gemeinde verbindet, welcher die Predigten gewidmet sind. Mögen dieselben, eine reiche, lebensvolle Gabe für den Weihnachtstisch, Vielen ein Segen und eine Freude sein! — Bei dieser Gelegenheit möchten wir nicht versäumen, noch besonders auf eine einzelne, im Verlag von R. von Zahn in Dresden erschienene Predigt desselben Verfassers hinzuweisen, die von ihm am 11. November d. Js. gehaltene Synodal-Schlußpredigt, die zugleich ein rechtes, zeitgemäßes Hirtenwort eines geistlichen Vaters an seine Amtsbrüder ist, und für die rechte Führung des geistlichen Amtes, insonderheit für die Ausübung der Seelsorge in edler, geistgewirkter Einfalt treffende und beherzigenswerthe Winke giebt.

— Länder- und Völkerkunde wird mit jedem Tage, welcher die Verkehrsmittel unter den verschiedenen Erdtheilen erleichtert und also dem Weltverkehr vermehrte Bahnen eröffnet, in allen Kreisen der Gesellschaft dringender als Bedürfniß empfunden. Je zahlreicher und inniger unsere Beziehungen zu den außereuropäischen Erdtheilen sich gestalten, desto bestimmter werden Handel- und Gewerbetreibende, der Staatsmann wie Gelehrte aller Fächer darauf hingewiesen, ihren Gesichtskreis zu erweitern. Die Anregung dazu gehört in Schule und Haus zu den Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts. Als ein vorzügliches, durch seinen bereits erreichten Erfolg für diese Aufgaben zu benutzendes und zu empfehlendes Werk machen wir daher auf den in „dritter Auflage" soeben wieder vollständig erschienenen „Hausschatz der Länder- und Völkerkunde" von Alexander Schöppner aufmerksam, verbessert und vermehrt von Sophus Ruge bei J. J. Weber in Leipzig (2 starke Bände in Lexiconformat, mit 32 ausgewählten Ansichten in Tondruck und 46 Vignetten geziert) in der gewohnten vorzüglichen Ausstattung der Verlagshandlung. Ein jedes Land der Erde ist darin möglichst reich bedacht und aus der deutschen wie der fremden Reiseliteratur das Neueste, Beste und Interessanteste benutzt. Wer sich nicht eine ganze Bibliothek theurer Reisewerke anzuschaffen vermag oder die Zeit zur Einzellectüre derselben nicht übrig hat, findet in diesem über 1000 Seiten umfassenden und von ausgezeichneten Illustrationen begleiteten Werke einen gedrängten, angenehm zu lesenden Auszug, dem der Titel „Hausschatz" sehr treffend ertheilt worden ist.

— Bilder aus der Geschichte der deutschen Landwirthschaft von Theodor Balcke. 2 Bände. Berlin und Leipzig, Verlag von Hugo Voigt, 1876. — Die vorliegende Arbeit erstreckt sich im ersten Theil auf die Anfänge der Landwirthschaft zur Römerzeit und nach der Völkerwanderung; auf die Wirksamkeit Karl's des Großen als Staats- und Landwirth; auf das Mittelalter in seinen Einwirkungen auf den Grundbesitz und nach seinem ganzen wirthschaftlichen Leben in Stadt und Land und auf den Bodenertrag. Im zweiten Theile werden das Emporblühen der Landwirthschaft im 16. Jahrhundert, der dreißigjährige Krieg und seine Folgen, Friedrich Wilhelm I. als Staats- und Landwirth, Friedrich der Große und seine Zeit und Preußens landwirthschaftliche Reformation durch Stein und Thaer, sowie die neue Zeit in einzelnen Bildern vorgeführt. Die dem Werk zu Grunde liegende Methode ist nicht die kritische oder raisonnirende, sondern es handelt sich dabei lediglich um Erzählung und Schilderung der Zustände und Ereignisse, und die Lösung dieser Aufgabe ist dem Verfasser vortrefflich gelungen. Lebendige Frische der Darstellung bei vollster wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffes zeichnet dies Buch vor anderen Werken gleicher Gattung aus, so daß man bei dessen Lectüre unwillkürlich an Freytag's berühmte „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" erinnert wird.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste. Noch rechtzeitig um auf dem Weihnachtsbüchertische glänzen zu können, ist die zweite Lieferung von Friedrich Preller's Odyssee-Landschaften in Aquarell-Farbendruck, deren erste wir bereits in diesen Blattern (Nr. 57) rühmlichst hervorzuheben Gelegenheit gehabt haben, erschienen. Das ungetheilte Lob, welches wir damals der neuen Erscheinung spenden konnten, in welcher der lithographische Farbendruck eine bis jetzt nicht gekannte Ausbildung und Vollendung erreicht hatte, hat eine nicht mindere Berechtigung für die gegenwärtig uns vorliegende zweite Lieferung, welche sogar nicht unbedeutende Vorzüge vor der früheren hat, so daß unsere Anerkennung in gleichem Maße eine gesteigerte sein muß. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir hier auf's Neue die künstlerische Bedeutung Preller's und seiner Odyssee-Compositionen hervorheben, dieselbe ist sattsam bekannt und bedarf keiner erneuten Anerkennung. Umsomehr muß es daher ins Gewicht fallen, wenn wir die Reproductionen in Aquarell-Farbendruck als durchaus den Originalien im Museum zu Weimar würdig bezeichnen. Bei der feinen Abwägung des Colorites und der zarten Abtönung der Farben war die Wiedergabe der Preller'schen Fresken eine besonders schwierige Aufgabe für die Chromolithographie, an deren Gelingen wir bei Kenntnißnahme der Ankündigung nicht geringe Zweifel hegten. Bereits beim Erscheinen der ersten Lieferung wurden wir jedoch von dem Gegentheile überzeugt und müssen bekennen, daß die Fortsetzung die Erwartungen, welche der Anfang des Unternehmens in uns erweckte, weit übertroffen hat. Weitere drei Blätter sind es, welche wir diesmal erhalten und zwar

Odyssee's Gefährten durch Kirke verwandelt, Odyssee empfängt von Hermes das Moly und Odysseus in der Unterwelt. Der erste Preis gebührt dem mittelsten Blatte, welches ebenso sehr durch treue Wiedergabe der Zeichnung, wie durch die feine harmonische Farbenwirkung dem Originale am nächsten steht und ein werthvoller Ersatz für dasselbe ist. Würdig reiht sich ihm Odysseus in der Unterwelt an, wo besonders die großartige Natur von der gewaltigsten Wirkung ist. Je weniger es bei diesem unvergleichlichen Unternehmen, in welchem der Aquarell-Farbendruck eine vordem nie erreichte Höhe erstiegen hat, auf buchhändlerische Speculation abgesehen ist, indem der Verleger sich vollkommen bewußt ist, daß er in erster Linie den künstlerischen Zwecken dient, umsomehr verdient die Firma Friedrich Bruckmann in München und Berlin Dank und Anerkennung für die großen Opfer, welche sie gebracht hat und Aufmunterung zu weiterem Streben durch eine recht rege und lebhafte Betheiligung zur Unterstützung so edler Bemühungen.

Ebenso verdienen die im gleichen Verlage erschienenen italienischen Landschaften Carl Rottmann's, nach den Fresken in den Arkaden des königlichen Hofgartens in München, in Chromolithographie ausgeführt von R. Steinbock in Berlin, welche bis zur vierten Lieferung erschienen sind, die rühmlichste Erwähnung. Mit vollkommener Illusion in der Totalität ihrer Erscheinung geben die Blätter die an Effecten so reiche Scenerie wie die poetische Stimmung, doppelte Vorzüge, welche sich selten in solchem Maße und solcher Vollendung wie in den Werken Rottmann's vereinen, wieder. Auch hier feiert der Bruckmann'sche Verlag wahre Triumphe und erhält das Unternehmen noch dadurch eine ganz besondere Bedeutung, daß es berufen ist, einmal einen Ersatz für die Originale zu bieten, welche leider einem baldigen Verfalle entgegengehen, so daß wir schon jetzt dieselben nicht mehr in ihrer ursprünglichen Frische und Farbenwirkung genießen können, während die Nachbildungen noch jenen Zustand sich zum Muster genommen haben, da die Bilder in ihrem vollsten Glanze strahlten.

Den vielen Freunden des unvergeßlichen Kreling wird es auch willkommen sein zu erfahren, daß die Illustrationen zu Goethe's Faust nunmehr ihren Abschluß erreicht haben, gleichsam den Schwanengesang des Meisters bildend, der die Ausführung des Werkes in seiner Vollendung nicht mehr erleben sollte. Je häufiger der vielbearbeitete Stoff Künstlern zu bildlicher Darstellung Veranlassung gegeben hat, um so schwieriger mußte es sein, nach dieser Seite hin etwas Originelles zu schaffen. Trotzdem ist es Kreling gelungen, dem Gedichte neue Seiten abzugewinnen und den poetischen Gehalt im Bilde zu einem vertiefteren Ausdruck zu bringen, als es bisher geschehen war. Denn in keiner der vielen Illustrationen zum Faust, von der Cornelius'schen angefangen, ist, wie wir schon früher einmal hervorzuheben Gelegenheit gehabt haben, das Innige und Gemüthliche des ganzen Gedichtes, die Melancholie der Stimmung wie die Naivetät der Charaktere, die Wahrheit der Empfindung wie die Sinnigkeit des Gedankenernstes so zu ausdrucksvoller Anschauung gebracht worden, wie in den Photographien und Holzschnitten des vorliegenden Werkes, die auch hinsichtlich der Auswahl der Situation und deren Inscenesetzung den echten Künstler bekunden. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, dem und zwar zum größten Theil mit vollem Rechte viel geschmähten deutschen Kunstgewerbe die Anerkennung zu Theil werden zu lassen, daß in neuester Zeit das Buchbinderhandwerk eine rühmliche Ausnahme von der gewohnten Regel macht und für seinen Theil die erhobenen Vorwürfe mit Hinweis auf die geschmackvollen Leistungen wol zurückweisen kann. Ganz besonders in die Augen springend wird dieser erfreuliche Umstand bei Betrachtung des glänzenden Einbandes zum Faust, der nach den eigenen Entwürfen von Kreling in der Bruckmann'schen Anstalt selbst eine ebenso künstlerische und geschmackvolle wie prächtige und kostbare Ausführung gefunden hat. Endlich sind wir Deutschen zu der Einsicht gelangt, daß dem inneren Werthe auch die äußere Erscheinung entsprechen muß, und demgemäß fangen wir nunmehr an, unsere Bücher glänzender auszustatten; so glänzend, wie das vorliegende Werk, ist aber noch kein neueres deutsches Buch ausgestattet worden, ja selbst das Ausland, England und Frankreich, die nach dieser Seite hin uns so weit voraus waren, vermögen Nichts dem Aehnliches an die Seite zu stellen, wenn auch Luxuriöseres und Kostbareres schon geschaffen worden ist, jedoch immer zu persönlichen Zwecken oder einem kleinen Kreise durch Fortuna Begünstigter zugänglich, aber niemals so geeignet, Gemeingut eines kunstliebenden Publicums zu werden, wie das vorliegende Werk. Neben dem Prachtbande in gepreßtem Leder mit reichen Metallbeschlägen und Medaillons im gothischen Styl verdient immerhin auch der zwar einfachere und weniger kostbare, darum aber nichts desto weniger geschmackvolle Leinwandband eine anerkennende Erwähnung.

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich die Verlagshandlung von Friedrich Bruckmann auch durch die Herausgabe der Meisterwerke der alten Pinakothek in München in trefflichen photographischen Nachbildungen erworben, durch welche sie sich alle wahren Kunstfreunde zu nicht geringem Danke verpflichtet hat. Es würde uns zu weit führen, diesmal näher auf das löbliche Unternehmen einzugehen und behalten wir uns eine eingehendere Besprechung für spätere Zeiten vor, nur erwähnen wollen wir noch, daß die Reproductionen, in virtuosester Weise gelungen, die Originale in vorzüglicher Weise, soweit es eben der Photographie möglich ist, namentlich nach der ästhetischen Seite hin, wiedergeben.

Schließlich wollen wir noch aus den reichen Schätzen der Verlagsunternehmungen Bruckmann's den schönen Stich der Madonna di Tempi nach dem Gemälde Rafael's in der Pinakothek zu München von J. L. Raab hervorheben. Kann sich der Grabstichel, was die Treue des Wiedergebens betrifft, auch durchaus nicht mit dem mechanisch copirenden photographischen Apparate messen, so hat er doch den Vorzug, daß er die Orginale nicht trocken übersetzt, sondern lebenswarm reproducirt. Solch eine poetisch durchgeistigte Uebertragung ist nun der treffliche Stich der Madonna aus dem Hause Tempi von Raab, der wol geeignet ist, den alt bekannten von A. B. Desnoyers in den Schatten zu stellen, namentlich was die Farbenwirkung betrifft und in der Mappe keines Kupferstichsammlers fehlen sollte, wie er auch zu einer von edlem Geschmacke zeugenden Zimmerzierde geeignet ist.

Eine eben so sinnige, wie anmuthige Weihnachtsgabe bildet auch das soeben bis zur sechsten Lieferung gediehene Werk: „Durchs deutsche Land, malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich. In Original-Radirungen von B. Mannfeld. Nebst begleitendem Text redigirt von Aemil Fendler. Berlin 1876. Verlag von Alexander Duncker, Königlichem Hofbuchhändler." „Willst Du immer weiter schweifen, sieh das Gute liegt so nah." Dieses Wort des Dichters wird uns durch die vorliegenden stimmungsvollen Blätter recht eindringlich zu Herzen geführt, und wir ersehen daraus, daß unsere deutsche Landschaft zwar nicht jene üppigen Reize besitzt, welche der italienische Himmel oder gar die tropische Sonne gewährt, dagegen an Innigkeit und gemüthlicher Tiefe den Süden weit übertrifft. In diese Vorzüge der deutschen Natur und Scenerie, wie alles dessen, was deutscher Geist auf deutschem Boden geschaffen, hat sich der Künstler mit warmem Herzen eingelebt und ebenso den Charakter und die Schönheiten der deutschen Landschaft erfaßt, wie er die stimmungsvollen und malerischen Seiten jener Stätten sinnig und künstlerisch erfaßt hat, die uns sowol in geschichtlicher, wie architektonischer und ästhetischer Beziehung werth und

theuer sind und den Ruhm der deutschen Baukunst und Bildnerei in monumentaler wie malerischer Beziehung ausmachen. So bringen diese Blätter, die von einem ebenso kenntnißreichen, wie warmfühlenden poetisch gestimmten Text von dem in der Geschichte unseres Vaterlandes wie der Kunst wohl unterrichteten Aemil Fendler begleitet sind, neben den himmelaufragenden Domen und herrlichen Schlössern und Palästen, neben den gigantischen Bergriesen und den ruhigen Seen auch die einsamen verfallenen Burgruinen mit ihren steinigen Halden, die Schluchten und Thäler unserer deutschen Gebirge, wie denn auch das einsame Kirchlein nicht vergessen ist, aber auch in den lauschigen Park werden wir geführt, wo die Hand der Kunst die Natur zu veredeln versucht hat, wie nicht minder durch die dürftigen, aber dabei doch so außerordentlich malerischen alten Gassen unserer Städte. Ein einheitlicher Geist durchdringt alle diese von einer Hand ausgeführten Radirungen, die darum aber nicht monoton werden, da die Mannichfaltigkeit der deutschen Landschaft und Scenerie eine reiche Abwechselung zuläßt, welche durch die kunstgeübte Hand des Meisters eine ebenso zart wie tief empfundene und dabei technisch vollendete Darstellung gefunden hat.

Auch den mitübenden Kunstfreunden, namentlich der Damenwelt, für welche die Handhabung von Farbe und Pinsel eine ebenso reizende wie sinnige Beschäftigung ist und angethan in edler Weise die Mußestunden auszufüllen, wird wiederum von der Arnoldischen Buchhandlung eine Reihe von Gaben dargeboten, die besonders geeignet sind, zu Festgeschenken Verwendung zu finden. Es sind: „Blumen und Früchte. Vorlagen für Gouache-, Aquarell- und Porzellan-Malerei. Nach der Natur in Gouache ausgeführt von Marie Remy, drittes Heft." Ferner „Kleine Vorlagen für Blumenmalerei, zum Uebertragen auf Papier, Holz, Marmor, Alabaster, Elfenbein, Pergament, Leder, Porzellan, Seide u. s. w. Nach der Natur in Gouache ausgeführt von Marie Remy, IV. Heft", sowie „Blumenkränze, Musterblätter für Gouache-, Aquarell- und Porzellanmalerei von Marie von Reichenbach", welche sich ganz besonders zu Umrahmungen von Photographien, Sinnsprüchen, Erinnerungsblättern und dergleichen eignen, endlich „Vorlagen für Ornamentmalerei, Motive aller Stilarten von der Antike bis zur neuesten Zeit. Neue Folge im Anschluß an Dr. A. v. Zahn's gleichnamiges Werk herausgegeben von E. Hübler, Heft I." Die künstlerischen Publicationen der Arnoldischen Buchhandlung erfreuen sich sowol durch ihre geschmackvolle Darstellung wie vorzügliche technische Ausführung eines so ungetheilten Beifalles, daß es überflüssig wäre, noch etwas zu deren Lobe sagen zu wollen. Die neuen Erscheinungen stehen in Nichts den früheren nach, ja übertreffen dieselben zum Theil noch in Naturwahrheit, wie in der Sorgfalt und Feinheit der Behandlung.

Schließlich wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß die angeführten Werke sämmtlich in der Buchhandlung von Louis Pernitzsch hier, Goethestraße 5, zur Einsicht ausliegen und durch dieselbe bezogen werden können.

— Im Verlage von Carl Döbereiner in Jena ist eine Wappentafel des Kösener SC-Verbandes erschienen, welche auf einem mit Meisterhand ausgeführten, geschmackvollen Tableau 79 Wappen activer studentischer Corps, Sinnsprüche mit Angabe der Stiftungsjahre der deutschen Universitäten ꝛc. enthält. Die Tafel, welche ihrer künstlerischen Ausführung nach nichts zu wünschen läßt, dürfte nicht allein für noch dem activen Studium angehörende Corpsmitglieder eine willkommene Gabe sein, sondern auch für zahlreiche „alte Herren" als ein Erinnerungsblatt an die goldene Studentenzeit zu einem hübschen Weihnachtsgeschenk sich empfehlen.

— Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin Mathilde von der Recke-Volmerstein, geb. Gräfin von Pfeil und Klein-Ellguth, Dame des Louisenordens. 2. verbesserte Auflage. Mit zwei Holzschnitten und dem Bildniß der Verewigten. Breslau, Verlag von Carl Dülfer, 1876. — Es ist der Lebensgang einer edlen, frommen Frau von seltener Herzensreinheit und selbstlos sich hingebender Opferbereitschaft, der uns in diesem Buche, zwar mit liebevoller Sympathie, zugleich aber fern von aller Einseitigkeit von der Tochter der Verewigten vorgeführt wird. Die Gräfin Mathilde von der Recke-Volmerstein, die geistig ebenbürtige Gattin eines der tüchtigsten und thatkräftigsten Arbeiter im Gebiete der innern Mission, hat auf gleichem Felde sich hervorragende Verdienste erworben, zuletzt noch während des Krieges von 1866 im Bereich der freiwilligen Krankenpflege. Im Jahre darauf, 1867, schied sie bereits aus der Reihe der Lebenden. Gräfin Recke lebte in Schlesien auf ihrem Gute Craschnitz und daselbst war auch die Hauptstätte ihres gottgesegneten, gemeinnützigen Wirkens, in welchem sie namentlich unter den schlesischen Adelsfamilien viele getreue Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen fand. Daß das von ihr gegebene Lebensbild über den Rahmen blos localer und familiärer Beziehungen hinausgeht, dafür spricht wol am deutlichsten der Umstand, daß dasselbe bereits in zweiter Auflage vorliegt.

— Ebba Brahe. Historisches Familienbild von L. von Robiano. 3 Bände. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1877. — Ebba Brahe war, wie aus der Geschichte bekannt ist, die Jugendliebe jenes größten schwedischen Königs, welchem die quellenmäßige Geschichtsforschung der Neuzeit zwar die Strahlenkrone eines evangelischen Glaubenskämpfers entrissen hat, der aber nichts destoweniger als Regent, Staatsmann und Feldherr zu den bedeutendsten Erscheinungen der Geschichte zählt. Der Geschichte von Gustav Adolph's Jugendneigung zu der schönen Ebba Brahe, welche bekanntlich bis zur Verlobung führte, hat sich längst die Romantik als eines besonders dankbaren Stoffes bemächtigt. Im Gewande des Romans begegnen wir demselben im vorliegenden Werke zum erstenmal und können dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß er die keusche Sinnigkeit jenes Liebesverhältnisses in anmuthvollster Weise zum Ausdruck gebracht hat. Der Verfasser geht in seiner Arbeit noch über die sich nach dem Titel gestellte Ausgabe hinaus, indem er in dieselbe auch noch das Verhältniß Gustav Adolph's zu der schönen Holländerin Margarethe Cabeljau und dessen Vermählung mit seiner legitimen Gattin Marie Eleonore von Brandenburg episodisch hinein verflicht. Alle drei liebten den großen Fürsten mit innigster Hingebung, am selbstlosesten indessen Ebba Brahe, welche die Königin Eleonore, der sie in treuer Freundschaft zur Seite stand, und die Bekehrung Christinens, der Tochter Gustav Adolph's, zum Katholicismus überlebte und erst im 73. Jahre hochgeachtet von der schwedischen Nation starb.

— Erstarrte Herzen. Roman von Karl Berkow. 2 Bände. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1877. — Die Arbeit ist demjenigen Genre, das die englische Romanliteratur der Gegenwart unter der Bezeichnung: sensation novels zusammenfaßt, beizuzählen, gehört aber unstreitig zu den Sensationsromanen soliderer Gattung. Die Geschichte beginnt in Ungarn während des Insurrectionskampfes von 1848 und schließt in Südrußland zur Zeit des Krimkrieges ab. Da konnte es dem Verfasser an Stoff zu spannenden Situationen und erschütternden Scenen nicht fehlen und er hat die Gelegenheit ausgiebig, aber auch mit nicht zu leugnendem Geschick benutzt. Er versteht es, geistvoll zu unterhalten, so daß das Interesse des Lesers bis an's Ende gefesselt bleibt.

— Robert Ashton. Roman von Robert Lindau. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig, Druck und Verlag von Eduard Hallberger. — Die in dem gegenwärtigen Werke vorliegende neueste Arbeit eines unserer jüngeren belletristi-

schen Autoren, der durch glückliche Wahl seiner Stoffe, durch Feinheit und Sauberkeit der Ausarbeitung sich schnell als beliebten Erzähler beim Publicum einzuführen gewußt hat, ist vor einigen Monaten bereits in den Spalten der trefflichen Unterhaltungswochenschrift: „Ueber Land und Meer" erschienen und fand unter dem vielen Guten und Gediegenen, das diese Zeitschrift ihren Lesern zu bieten pflegt, eine unter solchen Umständen ganz besonders ehrende Anerkennung. Der Verfasser hat den Stoff seiner Geschichte den englischen und russischen vornehmsten Gesellschaftskreisen entnommen, innerhalb deren wir uns fast ausschließlich bewegen. Paris, Wiesbaden, Südfrankreich bieten die Oertlichkeiten für den Verlauf der Geschichte. Ein besonderer Vorzug des Romans ist die sofort erkennbare Wahrnehmung, daß der Verfasser Kreise und Verhältnisse schildert, die ihm aus eigener Wissenschaft bekannt sind, innerhalb deren er sich selbst zu bewegen gewohnt ist. So allein konnte ihm das für einen deutschen Schriftsteller immerhin nicht leicht zu nehmende Wagniß gelingen, das Actionsgebiet seines Romans ausschließlich in nichtdeutsche Sphären und überdies in solche zu verlegen, über welche, wie es mit den Kreisen der englischen Aristokratie der Fall ist, für den Nichtzugehörigen der Bann einer fast unnahbaren Ausschließlichkeit gelegt ist. Wir können uns nur eines einzigen deutschen Schriftstellers erinnern, welchem Aehnliches bisher gelungen ist: es ist Rodenberg in seinem vorzüglichen, unsers Bedünkens nicht ausreichend nach Gebühr gewürdigten Roman: „Die Straßensängerin von London."

— Die Alten. Letzte Bilder aus unsern vier Wänden von Rudolf Reichenau. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1876. „Vom ersten Kindesschrei und ersten Lächeln bis zur Altersruhe im Großvatersessel geben die „Bilder aus dem Kinderleben" gleichsam in vorbildlichem Spiele das Thema, das dann durchzuführen versucht wurde: im fröhlichen Treiben der „Knaben und Mädchen", im beginnenden Ernste des Berufes, in der Jugendfreundschaft und den Burschenschwänken von „Auswärts und Daheim", in den alten, immer wieder neu erlebten, immer wieder neugedichteten, wenn auch nicht immer wieder — gelesenen „Liebesgeschichten", bis zur Vollendung des Lebenskreises „am eigenen Heerde". Mögen von den nun selbst Alten, die vom erreichten Ziele zurückschauen, ehe mit ihnen das Gedächtniß ihrer Alten für immer schwindet, noch einmal in flüchtigen Wandelbildern auf- und absteigen die Lebensgänge der Vorangegangenen: aus dämmernder Ferne, von den entlegensten Grenzen des deutschen Landes einander zustrebend zu glücklicher Vereinigung, zu Gründung des Hauses, zu treuer Gemeinschaft in guten und nicht guten Tagen, bei hellem, wechselndem und trübem Himmel bis zu jenem letzten Abendscheine — auf den kein irdisches Morgenroth folgt." Mit diesem „Vorwort" ist der innere Zusammenhang bezeichnet, in welchem die früheren literarischen Spenden des gern gelesenen Verfassers zu dem gegenwärtigen Büchlein stehen, das in anerkennenswerth geschmackvoller Ausstattung vor uns liegt. Es ist eine in Hergang und Ereignissen einfache, fast alltägliche, aber durch gemüthvolle Sinnigkeit reine Herzen sympathisch ansprechende „Familiengeschichte", die uns der Verfasser in diesen Bildern seines eigenen Lebens darbietet. Als solche mögen sie im deutschen Familienhause den ihr gebührenden Platz finden.

— Die unter dem Titel: „Die Leute von Seldwyla" allgemein bekannten Erzählungen von Gottfried Keller sind unlängst in dritter Auflage (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1876) erschienen. Die anerkannte Gediegenheit dieser im Bereich der deutschen schönwissenschaftlichen Literatur eine Stelle ersten Ranges einnehmenden Erzählungen überhebt uns eines eingehenderen empfehlenden Wortes.

— Angeline. Roman von W. von Dünheim. Stuttgart, Eduard Hallberger, 1877. — Der Verfasser, dessen treffliche literarische Arbeiten auf anderen Gebieten — insbesondere seine ausgezeichneten, für den Laien geschriebenen kriegswissenschaftlichen Artikel in „Ueber Land und Meer" — verdiente Würdigung gefunden haben, giebt uns hier eine Erzählung, deren Stoff dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 entnommen ist. Ein junger preußischer Officier wird in Orleans in dem Hause einer vornehmen französischen Familie einquartiert und wird durch eine seltsam eigenthümliche Verkettung der Verhältnisse der Freund der jugendlich schönen Pflegetochter des Hauses, einer Deutschen von Geburt, sowie der ganzen Familie, welcher er in ernsten Conflicten als treuer Berather zur Seite steht. Der Verfasser hat sich hauptsächlich zur Aufgabe gestellt, ein Bild des französischen Familienlebens in den höheren Gesellschaftskreisen uns vorzuführen, wozu ihm, wie es den Anschein hat, die Typen aus eigener Kenntniß zur Verfügung gestanden haben. Mancherlei namentlich in Deutschland landläufige Vorurtheile über den tiefen sittlichen Verfall dieses Familienlebens dürften dadurch berichtigt werden. Das Buch ist in sehr gewählter, geistvoller Sprache geschrieben und seine Lectüre dürfte auch höhergestellten Ansprüchen eine genußreiche Befriedigung gewähren.

— Gouvernantenlieder. Herausgegeben zum Besten der deutschen Pensionscasse und des Feierabendhauses für „alte Lehrerinnen" von M. Wernicke. Berlin, Commissions-Verlag von Wedekind und Schwieger (C. Kampke) 1876. — Die Verfasserin hat sich die Schilderung der Erlebnisse einer Gouvernantenexistenz in poetischer Form zur Aufgabe gestellt und dabei allem Anscheine nach zum Theil eigene Erfahrungen zu Grunde gelegt. Der Leiden giebt es da freilich unendlich viel mehr zu berichten als der Freuden und Vielerlei ist, dem sich nicht einmal zur Entschuldigung nachsagen läßt, daß es sich dabei um ausnahmsweise Verhältnisse handelt. Für viele Häuser, in denen die Erzieherin der Kinder als hochachtbares wirkliches Familienmitglied behandelt wird, wie sich das eigentlich allenthalben von selbst verstehen sollte, mögen die Schilderungen in den „Gouvernantenliedern" zu sehr grau in grau gefärbt sein, für eine große Anzahl Häuser aber sind dieselben der getreue, mitunter vielleicht noch zu milde Ausdruck der Wirklichkeit und so ganz Unrecht läßt sich der Verfasserin nicht geben, wenn sie im Vorwort ausspricht:

> Das Aermste, glaubt es, ist auf dieser Erden,
> Als Gouvernante alt zu werden!

— Unter den mannichfachen Spenden des literarischen Marktes für den Weihnachtstisch sei als eine Gabe, welche den jugendlichen Gemüthern besondere Freude machen dürfte, hervorgehoben: „Im Wald und Daheim. Dramatische Jugendspiele von Gustav Benseler" (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1876). Die vier in dem geschmackvoll ausgestatteten Bändchen zum Abdruck gebrachten Stücke wurden sämmtlich für die Aufführung durch Schülerinnen eines renommirten Mädcheninstituts in Eisenach bearbeitet und sind von Schülerinnen dieses Instituts aufgeführt worden.

— Als passende literarische Gabe für den Weihnachtstisch heben wir weiter hervor: „Erzählungen von Karl Stöber" (Gesammtausgabe. 2 Bände mit 22 Bildern von Ludwig Richter. Vierte Auflage. Leipzig, Verlag von Justus Naumann, 1876). Die Thatsache, daß das Werk bereits in vierter Auflage vorliegt, überhebt jedes weiteren empfehlenden Wortes für dieses Buch, in welchem der deutschen Unterhaltungsliteratur eine Zierde ersten Ranges bereitet worden ist.

— „Vogel-Märchen" hat Herr Dr. A. C. E. Baldamus sein in Schönfeld's Verlagsbuchhandlung in Dresden erschienenes und aus Gereuth am Thüringer Walde datirtes freundliches kleines Buch betitelt, und wir vermeinten aus dem sagen- und märchenreichen Thüringen eine neue Enthüllung von Geheimnissen seiner zahlreichen beflügelten und befiederten Bewohner in die Hand zu nehmen. Aber auf der ersten Seite seines Vorwortes gesteht er offen ein, Vogel-

märchen seien es freilich nicht, was er darbiete. Dennoch entscheidet er sich nach weiterem Bemühen um einen „hübsch klingenden Titel“ für die Früchte seiner Beobachtungen und Phantasien für „Vogel-Märchen“, denn er habe die Märchen direct aus dem Vogelmunde. Man hat es also wenigstens mit einem Vogelsprachkenner zu thun und Freunde und Freundinnen der Natur und ihrer Sänger werden an den anspruchslos mitgetheilten, ihnen abgelauschten Geheimnissen in Vogelheim auch Freude und angenehme Unterhaltung finden. Ueberraschend wirkt es jedoch, einer Straußenjagd im Büchlein mit zu begegnen.

Die deutsche Jugend, illustrirte Monatshefte &c., Leipzig, Alphons Dürr, 1876, liegt in ihrem achten Bande vollendet vor, und zeigt, wie sie von Band zu Band durch Reichthum und Schönheit in Wort und Bild dem edlen Zwecke der Jugendbildung zu entsprechen bestrebt ist und denselben erreicht hat. Neben Dr. Barth's Jugendblättern ist die „Deutsche Jugend“ gegenwärtig die beste Jugendzeitschrift Deutschlands und in ihren ausgezeichneten Zeichnungen übertrifft sie auch jene bei Weitem. Der vorliegende Band enthält Erzählungen, Märchen und Fabeln, Geschichts- und Naturbilder, Gedichte, Balladen und Lieder &c., ein norwegisches Kindermärchen von Stöber, Nettelbeck's Jugend von Köppen, Fürst und Kramer von Bäßler, die goldene Spindel von Viehoff, Louise, die Mutter des deutschen Kaisers, von Hahn, von den Göttern der Germanen von Hahn, zwei deutsche Ritter von Köppen, der Main, eine Wanderung längs des Flusses, von Hoffmann, Gotth. Eph. Lessing's Jugend von Schmidt, Dithmarsen von Köppen, Gedichte von Dieffenbach, Sturm, Hoffmann von Fallersleben &c. Besonders möchten wir noch auf Robert Reineck, eine Lebensskizze von Stieler, die Waise von Bodenstedt, der Große Kurfürst bei Ferbellin von Köppen, von Kindern und Katzen und wie sie eine begruben, von Theod. Storm, Hans Joachim von Zieten von Hahn, Gudrun von Osterwald, eine Ferienreise in den Odenwald von Lang &c. hinweisen. Zeichnungen von Pletsch, Führig, Preller, Burger, Camphausen, Heyden, Ludw. Richter, Spangenberg, Thumann, A. v. Werner &c. begleiten diese inhaltsvollen Beiträge und erfreuen nicht blos augenblicklich, sondern bleibend Auge und Herz von Jung und Alt. Unter den vielfachen geschmacklosen und leeren Jugendschriften ragt die „Deutsche Jugend“ als eine Erscheinung künstlerischer Schönheit und lebendiger Jugendfrische hervor. F. M.

— Die „Kinderlaube. Illustrirte Jugendzeitung,“ aus dem Verlage von Meinhold und Söhne in Dresden, hat ihren Jahrgang 1876 wieder in einen saubern Quartband binden und für die Verwendung unter dem Weihnachtsbaum herrichten lassen. Der reiche Inhalt dieser in zwölf Monatsheften erscheinenden, sehr wohlfeilen Zeitschrift, die von nicht weniger als 108 Holzschnittillustrationen und 4 Bildern in Farbendruck begleitet ist, vereint sich mit der Ausstattung, um der „Kinderlaube“ in sehr weiten Kreisen beifällige Aufnahme zu sichern. — „Germania“, Illustrirtes Jahrbuch für die Jugend von Ernst Weber, aus demselben Verlage, ordnet seinen unterhaltend-belehrenden und kurzweiligen, von Illustrationen begleiteten Inhalt unter die Monatsfolge und reiht daran Biographische Bilder zur Feier wichtiger Gedenktage des Jahres 1877, sowie im Sinne seines Titels Naturerscheinungen und Naturbeobachtungen im Jahrslaufe. — Zugleich beginnt die Verlagshandlung eine neue Reihe ihrer Märchenbücher (die erste Reihe umfaßt 15 Nummern) in Quartformat, jedes mit 6 Farbendruckbildern und Holzschnitt nach Original-Zeichnungen von Emil Sachse, in welchen „König Drosselbarth“, „Schneeweißchen“, „Rosenrothe“ und „die Hexe und die Königskinder“ erzählt und illustrirt sind.

— Aus dem Verlage von Wilhelm Nitzschke in Stuttgart wird eine neue Bearbeitung von „Campe's Robinson der Jüngere“ von Hermann Wagner in einer schön ausgestatteten Ausgabe mit 6 Farbendruckbildern und Illustrationen im Text dargeboten. Der aufs Vortheilhafteste als Schriftsteller für das mittlere Jugendalter bekannte, namentlich um die Anregung und Förderung des Sinnes für die Schönheit und den Reichthum der Erscheinungen in der Natur verdiente Bearbeiter hat seine Aufgabe, zu der er ganz der rechte Mann ist, berichtigend und ergänzend in höchst befriedigender Weise durchgeführt, das Interesse des Buches durch eingefügte neue Schilderungen und Situationen wesentlich erhöht, Irriges nach Maßgabe der neuen Forschungen und Entdeckungen berichtigt, kurz Campe's berühmtes Buch der heutigen Jugend wahrhaft verjüngt und mit erhöhtem Werth zurückgegeben. Die Verlagshandlung hat durch vorzügliche Ausstattung das Ihrige zur Empfehlung des Buches beigetragen. — Ein anderes empfehlenswerthes Buch desselben Verlags heißt „Knackmandeln und harte Nüsse“ von Dr. Rob. Löwicke und bietet Verstandesübungen, arithmetische Aufgaben, Scherze und Räthsel, sowie einen Anhang mit Spielen für die Jugend und ihre Freunde. Es hat die Aufgabe, die Langeweile zu verscheuchen und Mußestunden angenehm zu verkürzen, zugleich aber den Geschmack und die Freude an der Beschäftigung mit geistigen Dingen zu wecken und zu nähren. Auch dieses Buch zeichnet eine sehr elegante Ausstattung aus und ist von einem farbigen Bilde und Illustrationen im Texte begleitet.

— Märchen, Sagen und Schwänke für Kinder von 6—12 Jahren, herausgegeben von Franz Sträßle, bietet eine Auswahl anmuthiger Volksmärchen in ganz passendem Tone für die Jugend vorgetragen und enthält einen reichen Schatz der Unterhaltung, zeichnet sich auch äußerlich durch zierliche Ausstattung aus. Zwölf fein colorirte Bilder nach Aquarellen von W. Schäfer und H. Effenberger begleiten den Inhalt.

— „Scherz und Ernst“ ist eine ausgewählte, sehr reichhaltige und gehaltvolle Sammlung von alten und neuen Erzählungen aus dem Morgen- und Abendlande, herausgegeben von Peter Diehl für das Alter von 10 Jahren an. Mehr als ein Drittel des Inhaltes ist den vor mehr als 70 Jahren unter Anleitung Herder's gesammelten und bearbeiteten erlesenen morgenländischen Erzählungen entlehnt, die unter dem Titel „Palmblätter“ von A. J. Liebeskind herausgegeben und von Herder bevorwortet worden sind. Mit Geeignetem vermehrt erhält man hier eine Anzahl von gegen hundert Erzählungen, welche den jugendlichen Leser fesseln, angenehm unterhalten oder ihm eine Mahnung oder Lehre sinnreich veranschaulichen, auch fehlt vielfach nicht der Finger, der nach oben weist. Die Sammlung wird viel Freude machen und schlägt einmal wieder ein Ton an, der unserer nüchternen Zeit so ziemlich abhanden gekommen ist. Acht farbige Bilder nach Aquarellen von Klimsch schmücken das bei Ed. Gust. May in Frankfurt a. M. erschienene sehr gut ausgestattete Bändchen.

— Herr Peter Diehl hat aus dem Schatze deutscher Kinderschriften eine Auswahl aus Joh. Andr. Christian Löhr's „Erzählungen aus dem Kindesleben und für die Kinderwelt“ ausgewählt und mit Entfernung des Veralteten, aber gewissenhafter Bewahrung des kindlichen Tones, in welchem Löhr vorzugsweise Virtuos war und der in seiner Einfachheit und Bescheidenheit so vielen neuen Kinderschriften mangelt, neu herausgegeben. (Frankfurt a. M. bei Ed. Gust. May.) Die Erzählungen sind für das frühe Kindesalter von drei bis sieben Jahren und von acht farbigen Bildern begleitet, sowie überhaupt sehr gut ausgestattet. Man wird dem Herausgeber für sein Unternehmen Dank wissen.

— Von Thekla v. Gumpert ist für Kinder von 5 bis 9 Jahren wieder ein Band unter dem wohlbekannten und empfohlenen Titel „Herzblättchens Zeitvertreib“ mit vielseitig anziehendem und bildendem Unterhaltungsstoff, auch durch 24 bunte Lithographien und 12 Holzschnitte

unterstützt, bei Carl Flemming in Glogau herausgekommen, welcher bei dem Kinderkreise, für welchen er bestimmt ist, ebenso freudig aufgenommen wie passend auf dem Weihnachtstisch zu verwenden ist. — Ein zweiter Band ist „Herzblättchens Naturgeschichte", erzählt von Hermann Wagner. Für dasselbe frühe Alter mit 6 bunten Bildern, welcher die Kinder auf einladende Weise gewöhnt, die Augen für Interessantes in ihrer Umgebung, ihrem täglichen Leben offen zu haben und sie gewöhnen hilft, Freude an solcher Aufmerksamkeit zu haben. Beide Schriften empfehlen sich auch durch vorzügliche Ausstattung. — Ein anderes Büchlein für die frühen Altersstufen ist „Häschen im Kraut" von Heinrich Jäde, mit bunten u. a. Bildern von Leopold Venus, welches die Lebensgeschichte des Hasen illustrirt und gereimt vorträgt.

— In O. Spamer's Verlag sind „Weihnachtsmärchen und Christfestgeschichten" von Heinrich Pfeil in einem elegant gebundenen Bande mit 40 Illustrationen und einem Tonbilde erschienen, in welchem der Verfasser in mannigfaltige, der Märchenwelt und der Wirklichkeit entlehnte kleine Geschichten heitern und ernsten Inhalts für die reifere Jugend und auch für Erwachsene zu einer sinnigen Weihnachtsgabe und zur Feier der schönsten Festzeit zusammengestellt hat. — Aus demselben Verlage stammt „das Illustrirte Frauenbrevier" von Dr. Ad. Schwarz, mit Benutzung eines hinterlassenen Manuscripts von Jeannette Holthausen (Agnes le Grove) herausgegeben; mit 60 Illustrationen und einem Titelbilde, sehr elegant ausgestattet, beschäftigt es sich mit den Mitteln zur Beglückung des Hauses, wendet sich also an Frauen als Wirthin des Hauses und in ihrer weiteren Wirksamkeit, besonders auch als Erzieherin.

Studentische Theatervorstellung zu Leipzig. Zu Ehren und zum Besten des plattdeutschen Dichters Dr. W. Schröder war von den Corpsstudenten hiesiger Verbindungen eine Aufführung von dessen vieractigem Schauspiel „Studenten und Lützower" veranstaltet worden, welche am 11. d. M. in Gegenwart des Dichters auf der Bühne des Alten Theaters stattfand. Welch regen Antheil das Publicum an dieser Vorstellung nahm und mit welcher Spannung es dem seltenen Schauspiele entgegensah, dafür zeugt der zahlreiche Besuch, den es dem lobenswerthen Unternehmen angedeihen ließ. — Schröder's Schauspiel: Studenten und Lützower" gehört nicht zu jenen feinen Stücken, die sich durch hervorragenden Gedankenreichthum und eine Fülle von Lebensregeln und Lehren auszeichnen und so den höchsten Parnaß der dramatischen Dichtung zu erklimmen suchen — alle diese Bestrebungen liegen dem Schauspiele fern, es enthält wenig Didaktisches, wenig Ausgesuchtes, aber es zeichnet sich durch eine sorgfältige Anlegung und lebenswahre, natürliche Charakteristik der handelnden Personen vortheilhaft aus und spiegelt in treuen, wahren Zügen den Geist der damaligen Zeit ab; es ist ein echt deutsches, burschikoses Stück, in jeder Scene, ja man möchte sagen in jedem Satze bekundet sich der wahre Patriotismus, die reine ungeheuchelte Vaterlandsliebe. — Es ist eine bedeutungsvolle, folgenschwere Zeit, in welche uns der Dichter versetzt. Geknechtet, gefettet und gedrückt lag damals unser Vaterland, schmachvoll zersplittert und zerrissen unter der Herrschaft eines allmächtigen Weltbestürmers, aber schon ist der deutsche Freiheitssinn wieder in allen Schichten mächtig erregt, schon ist der Augenblick da, wo das deutsche Volk in Schaaren zusammenströmt und sich der Fesseln zu entraffen sucht. — Gerade in jener Zeit, wo die Werbetrommel mächtig durch Deutschlands Gaue hallte und seine Söhne zu den Fahnen rief, liegt der Knotenpunkt des Schröder'schen Schauspiels. In markigen, kernigen Zügen sind die Titelhelden hingezeichnet, dabei ohne jede Uebertreibung, das Leben und Treiben der wackeren Musensöhne liegt in wahren, natürlichen Lebensbildern vor uns. Wie treu spiegelt sich da in einzelnen Scenen der unverdorbene, unerschütterliche und feste deutsche Sinn ab, wie schön die bewunderungswürdige Aufopferung, die kalte, Staunen erregende Todesverachtung! Die Sprache des Stückes ist auch in den Banden der Prosa correct, fließend, in einzelnen Scenen schön und edel, die Handlung selbst spannend und effectvoll.

Doch nun zur Aufführung! — Den Beginn der Vorstellung zeigte ein Prolog an, der an einzelnen Stellen ein humoristisches Gepräge trug und von Herrn stud. Krappe leidlich vorgetragen wurde, doch wäre es rathsam gewesen, denselben in etwas kräftigeren und bunteren Tonfarben aufzutischen und vor Allem ein langsameres Zeitmaß zu beachten. — Die Rolle des Helden in dem Stücke, die sich in der Person des stud. Konrad Holbach präsentirt, war in gute Hände gelangt, denn Herr Dr. Schneider vereinigte so ziemlich Alles in sich, was diese Partie erfordert. Eine zweite gelungene Figur, wol die beste des männlichen Personals, war der Schneidermeister, von Herrn stud. Herrmann dargestellt. So klein auch seine Rolle war, so wußte er doch durch eine fein angelegte Charakteristik, sowie durch seine ganze Haltung und Spielweise sich den Beifall des Publicums zu verdienen. Herr stud. Leidloff traf als stud. Merk den jovialen, burschikosen Grundton seiner Rolle, sprach aber zu schnell und eifrig, so daß er öfters nicht nur einzelne Silben, sondern zuweilen ganze Wörter übereilte, ein Fehler, der sich übrigens noch bei mehreren Darstellern bemerkbar machte. Herr Müller als „Theodor Körner" hatte eine gute Maske, aber sein schwächliches Organ reichte zu der Rolle nicht aus, es lag zu wenig Feuer, zu wenig Leben in seinem Spiele. Frl. Wessely als „Anna von Borneck" war eine feine plastische Gestalt, sie zeichnete sich durch eine originelle Auffassung und Durchführung der Rolle aus. In ihrem Spiel zeigt sich deutlich das Streben nach classischem Ideal; die höchste Leidenschaft und die tiefste Ruhe waren gleich wahr und schön ausgedrückt. Frl. Schröder als „Mathilde" war eine etwas schüchterne, linkische Erscheinung und sprach auf Kosten der Deutlichkeit hier und da zu leise. Was die übrigen Personen des Stückes anbetrifft, so trug jede ihr Möglichstes bei und darf im Allgemeinen die Aufführung eine gelungene genannt werden, wenigstens übertraf sie die Berlinische, der Schreiber dieser Zeilen beizuwohnen Gelegenheit hatte, bei Weitem. Vermißte man auch bei vielen Darstellern die richtige Plastik und Motion, was man ja von Dilettanten nicht verlangen kann, so lag doch eine gewisse, angenehm berührende Natürlichkeit in dem Spiel. Die Aufführung fand bei dem Publicum den regsten Beifall und sowol die Darsteller als auch der Dichter wurden öfters durch Hervorrufe und Kränzespendungen geehrt, wofür Letzterer am Schlusse der Vorstellung seinen wärmsten Dank aussprach.

Dr. Carl Munding.

Plauen, 13. Dec. Seit voriger Woche erfreuen wir uns des im Ganzen seltenen Genusses, daß uns in unserem Theater wirklich gute Vorstellungen geboten werden, nämlich durch das „Hoftheater-Ensemble" des Herrn Wittmann, d. i. ein Gesammtgastspiel von Mitgliedern der Hoftheater von Altenburg, Gera, Wiesbaden und anderen Bühnen. Es finden diese Theaterabende mit vollem Rechte vielen Anklang im Publicum und die günstigste Beurtheilung von allen Seiten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 102. Donnerstag, den 21. December. 1876.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Gemüsebaues.

Von Dr. W. Löbe.

(Fortsetzung.)

Aus dem Vorhergehenden erhellt zur Genüge, von welcher hohen Bedeutung der Gemüsebau auf dem Felde in privat- und volkswirthschaftlicher Hinsicht ist. Er verwerthet die auf ihn verwendete Arbeit — und zwar auch solche, welche sonst ruhen würde — auf das Höchste, liefert den erreichbar größten Reinertrag von einer gegebenen Fläche und versorgt den Markt mit einer großen Menge angenehmer und gesunder Nahrungsmittel, trägt also zur Ernährung der Bevölkerung wesentlich bei.

Wenn die angezogenen Lobredner des Gemüsebaues auf dem Felde diesen fast ausschließlich dem kleinen und kleinsten Grundbesitzer zuweisen, so ist es wol wahr, daß diese aus dem Gemüsebau den höchsten Reinertrag zu ziehen vermögen, weil die Besitzer ihre Arbeit und die Arbeit ihrer Familien sehr hoch verwerthen; aber damit ist nicht gesagt und kann nicht gesagt sein, daß größere Landgüter von dem Gemüsebau auf dem Felde ganz ausgeschlossen seien; auch sie können an den großen Wohlthaten theilnehmen, welche der Gemüsebau auf dem Felde vermittelt; ja sie sollen und müssen daran theilnehmen, um eine angemessene Rente, welche bei der gebräuchlichen Betriebsweise in den allermeisten Fällen eine verschwindend kleine ist, von ihren Besitzungen zu erzielen. Wendet man dagegen ein, daß größere Wirthschaften schon deshalb den Gemüsebau auf dem Felde nicht betreiben könnten, weil es denselben an den dazu nöthigen Arbeitern fehlen würde, weil aber auch, wenn diese beschafft werden könnten, die Auslagen für Tagelohn so bedeutend sein würden, daß an einen höheren Reinertrag, als den, welchen z. B. der Getreidebau liefert, nicht zu denken wäre — so muß dieser Einwand als durchaus unhaltbar bezeichnet werden. Was zunächst den Mangel an Arbeitern betrifft, so kann dieser den Gemüsebau auf dem Felde nicht ausschließen; er vermag nur das zu bewirken, daß man an der Stelle von Spaten, Harke und Hacke den Pflug, die Egge, den Exstirpator anwendet, und nicht den feinern, sondern den gröbern Gemüsebau betreibt, d. h. Gemüse zieht, welche hinsichtlich ihres Anbaues und ihrer Pflege keine großen Ansprüche machen. Daß auch der so betriebene Gemüsebau hohen Reinertrag gewährt, daß hinter ihm alle anderen Betriebsweisen zurückbleiben, lehren alle die Gegenden, wo derartiger Gemüsebau gebräuchlich ist.

Anlangend die Höhe des Arbeitslohnes bei Anstellung vieler Handarbeiter zum Anbau und zur Pflege der Gemüse, so setzt dieses den feineren Gemüsebau voraus. Da derselbe aber weit lohnender ist, als der Anbau der gewöhnlichen, wohlfeilern Gemüse, so verwerthet sich auch die für jenen aufgewendete Handarbeit so, daß immer noch ein hoher Reinertrag, ja der höchste reine Ertrag, den man von dem Felde überhaupt erzielen kann, gewonnen wird. Die Wahrheit auch dieser Behauptung bestätigen zahlreiche Beispiele aus den verschiedensten Gegenden des Deutschen Reichs; insbesondere wird sie auch bekräftigt durch den Zuckerrübenbau in der Provinz Sachsen, in Anhalt und Braunschweig. Die Zuckerrübe verlangt eine ebenso sorgfältige Vorbereitung des Feldes und dieselbe Pflege wie viele feinere Gemüsearten. In den angeführten Länderstrecken geschah früher nicht nur die Vorbereitung des Feldes zur Zuckerrübe, sondern auch die Pflege derselben lediglich durch Handarbeit. Trotzdem baute man die Zuckerrübe in großer Ausdehnung an, weil sie eine hohe Bodenrente lieferte, obschon bei dieser Cultur dem Acker nur eine Ernte im Jahre abgewonnen wurde. Wie ganz anders aber wird und muß sich das Verhältniß beim Gemüsebau gestalten, da derselbe — wenn man namentlich den Umstand berücksichtigt, daß bei diesem Bau aus demselben Boden in einem Jahre mindestens zwei Ernten gezogen werden können — eine weit höhere Massenproduction liefert als die Zuckerrübe und der Preis selbst der gewöhnlicheren Gemüsearten ein ungleich höherer ist als der der Zuckerrübe!

Man ersieht hieraus daß die Einwände, welche man an erster Stelle gegen den Gemüsebau auf dem Felde erheben könnte, nicht stichhaltig sind.

Wenn ferner die oben angezogenen Stimmen den Hauptaccent auf die Nähe volkreicher Städte legen, so kann allerdings nicht bestritten werden, daß der Gemüsebau daselbst am lohnendsten sein wird, weil stets sicherer Absatz ist und die Transportkosten gering sind; aber ein Privilegium auf den Gemüsebau hat die Umgebung größerer Städte nicht; es können sich vielmehr an demselben auch diejenigen Grundbesitzer mit großem Vortheil betheiligen, welche entfernt, ja sogar weit entfernt von volkreichen Städten wohnen, wenn nur ihre Besitzungen in der Nähe eines schiffbaren Flusses oder einer Eisenbahn gelegen sind. Und da jetzt das Deutsche Reich auf das Reichlichste mit Eisenbahnen versehen ist und noch jedes Jahr eine größere Zahl Linien zu den schon bestehenden hinzutreten, so werden auch immer mehr Grundbesitzer in die Lage kommen, wenigstens einen Theil ihrer Felder mit Gemüse zum Verkauf anbauen zu können. Die Transportkosten der Gemüse sind nicht erheblich und werden durch den hohen Preis der Waare, sowie dadurch, daß die von großen Städten entfernt wohnenden Gemüsebauer wohlfeiler produciren, als die in der Nähe volkreicher Städte wirthschaftenden, reichlich gedeckt. Vielfach werden diese Kosten auch deshalb ganz wegfallen, weil sich bald Händler einfinden werden, welche das Gemüse da, wo es gezogen worden ist, aufkaufen und auf ihre Kosten weiter spediren.

Man könnte gegen den Gemüsebau auf dem Felde noch ein-

wenden, daß, wenn derselbe in weit größerer Ausdehnung betrieben werden würde als gegenwärtig, das Angebot von Gemüse sich so steigern müßte, daß der gerühmte hohe Reinertrag des Gemüsebaues schwinden müßte. Aber auch diese Annahme ist als falsch zu bezeichnen. Vorerst muß man berücksichtigen, daß der Verbrauch von Gemüse, namentlich in den Dörfern und fast allenthalben in den Gebirgsgegenden, noch bei weitem nicht so verbreitet ist, als er sein könnte und zu wünschen ist; dann ist zu bedenken, daß sich die Bevölkerung von Jahr zu Jahr vermehrt, mit ihr aber nicht der Grund und Boden, und daß eine Steigerung der Bevölkerung nothwendig auch eine Steigerung der Production der menschlichen Nahrungsmittel bedingt; weiter darf man nicht vergessen, daß dem Gemüsebau durch Beschaffenheit und Lage des Bodens, sowie durch klimatische Verhältnisse weit engere Grenzen gesteckt sind, als der Zucht der meisten andern Culturpflanzen, und daß schon aus diesem Grunde an eine Entwerthung der Gemüse nicht zu denken ist; endlich ist in Betracht zu ziehen, daß die Ausfuhr der Gemüse in das Ausland noch beträchtlich gesteigert werden kann. Sollten aber auch durch einen bedeutend ausgedehnten Gemüsebau die Producte desselben etwas im Preise sinken, so werden letztere doch immer noch so hoch bleiben, daß der Gemüsebau eine weit höhere Rente abwerfen wird, als jeder andere landwirthschaftliche Culturzweig.

Da jedoch Beispiele mehr nützen, als bloße Worte, indem jene sicherer zur Nacheiferung anregen, so will ich im Nachstehenden von den vielen Beispielen des mit dem größten Vortheil betriebenen Gemüsebaues überhaupt und der Gemüsezucht auf dem Felde insbesondere mehrere hervorheben. Diese statistischen Nachweise sind nicht nur sehr lehrreich, sondern auch in hohem Grade interessant.

Im Königreich Sachsen wird der Gemüsebau in ziemlicher Ausdehnung in der Umgebung von Dresden, Zittau und Borna, insonderheit aber in der unmittelbaren Nähe Leipzigs, in den sogenannten Kohlgärten, betrieben. Hier werden fast alle Gemüsearten in schwarzem, nassem, entwässertem Boden gebaut und finden auf dem Markte in Leipzig stets lohnenden Absatz. Sämmtliche Gemüsebauern daselbst sind wohlhabend.

Im Königreich Preußen wird der Gemüsebau am ausgedehntesten in der Provinz Sachsen, namentlich in und um Erfurt, betrieben. Nach Fils gingen die ersten Anfänge der Gemüsecultur von den mit größerem Grundbesitz ausgestatteten Klöstern aus. Vor dem 15. Jahrhundert war der heute durch ganz Deutschland wegen der eigenthümlichen Bewirthschaftungsweise, sowie wegen der Höhe seiner Erträge so berühmte Gartencomplex „Dreienbrunnen" nahezu eine Wildniß, in der sich zwischen Fischteichen, Erlenbüschen, Röhricht, Gräsereien und Morästen einige mit Obstbäumen besetzte Feldgärten befanden. Die wenig umfangreichen Gärten innerhalb der Stadtmauer bildeten damals die Hauptculturstätte der berühmten Gemüse Erfurts. In Dreienbrunnen wurde zwar schon um das Jahr 1665 die wildwachsende Brunnenkresse gesammelt und zum Verkauf gebracht, aber erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Wasserlauf geregelt und die ganze Fläche in Gemüsebeete umgewandelt. Die natürlichen Verhältnisse dieser etwa 118 Morgen haltenden Fläche, von der 72 Morgen auf den Gemüsebau, 22 Morgen auf Brunnenkresse-Gräben und 24 Morgen auf Wege ꝛc. kommen, sind äußerst günstig. In den Dreienbrunnen werden jährlich im Durchschnitt gebaut: 50,000 Schock Brunnenkresse, 8000 Schock Blumenkohl, 10,000 Schock Sellerie, 8000 Schock Kohlrabi, 18,000 Schock Wirsing, 6000 Schock Porré, 5000 Schock Gurken, 200 Ctr. Spargel und eine Menge von Zwischengemüsen an Kopfsalat, Zwiebeln, Erbsen, Bohnen, Frühkartoffeln und ca. 180 Pfd. Blumenkohlsamen. Ein Morgen dieses Bodens von mittlerer Qualität wird durchschnittlich zu dem Preise von 1500 ₰ erworben, was einem Pachtwerth von 75 ₰ entsprechen würde. Der Ertrag pr. Morgen in den Dreienbrunnen ist jährlich für Blumenkohl 432, für Sellerie 108, für Kohlrabi 78 ₰, zusammen 618 ₰. Nach Abzug der Arbeitslöhne, der Düngung ꝛc. bleibt ein Reingewinn von 114 ₰ pr. Morgen. Bei Bewirthschaftung einer größeren Fläche stellt sich das Verhältniß noch günstiger, weil dann die Arbeitslöhne billiger sind, auch der Ertrag der Zwischenpflanzungen hinzukommt.

Rümpler sagt von dem Gemüsebau um und in Erfurt, daß derselbe zu dem sehr hohen Ertrag gebracht werde durch angemessene Düngung, fleißige Bewässerung und Wechselcultur. Er berechnet den Roh- und Reinertrag ganz so wie Fils, geht aber noch mehr als dieser auf Specialitäten ein. Er giebt den jährlichen durchschnittlichen Ertrag in den Stadtgärten, in den Dreienbrunnen und auf den Feldfluren nahe bei Erfurt zu 10,038 Schock Blumenkohl, 5264 Schock Weiß- und Rothkraut, 21,327 Schock Wirsing, 3492 Schock Blaukohl, 9196 Schock Kohlrabi, 1904 Schock Sellerie, 7969 Schock Porré, 1088 Schock Rettige, 50,436 Schock Gurken, 50,000 Schock Brunnenkresse, 380 Ctr. Spargel, 240 Körbe rothe und weiße Rüben, 360 Körbe Bohnen an. Ehe die Eisenbahnen den Handelsverkehr unterstützten, war der Vertrieb dieser Gemüse auf die benachbarten Märkte angewiesen, während jetzt große Mengen derselben nach entfernten Plätzen ausgeführt und zu lohnenden Preisen abgesetzt werden. In dem für Gemüsebau sehr ungünstigen Jahre 1862 wurden durch die Eilgutexpedition der Thüringer Eisenbahn in Erfurt von Blumenkohl allein 1730 Centner nach Kassel, Leipzig, Halle, Naumburg, Weimar, Gotha und Eisenach befördert. Als gewöhnliches Frachtgut und durch Privatfuhrwerke ist wahrscheinlich noch die doppelte Menge Blumenkohl nach benachbarten Märkten befördert worden, also zusammen 5190 Ctr. Blumenkohl. Auch der Gemüsesamenbau in und um Erfurt ist nicht unbedeutend, beschränkt sich aber nur auf Kopfsalat, Zwiebeln, Erbsen, Bohnen, Blumen-, Kopf- und Wirsingkohl. Der Gemüsesamenbau wird auf 210 Morgen betrieben.

Ferner wird der Feldgemüsebau sehr ausgedehnt cultivirt in Nägelstedt, Altengottern, Großgottern und Schwerstedt. In Nägelstedt giebt der mit dem Spaten bearbeitete und mit Kopfkohl bepflanzte Acker einen jährlichen Bruttoertrag von 230 ₰ per Morgen. In Altengottern werden für Gemüsepflanzen jährlich 1200 ₰, für Gurken und Zwiebeln 2000 ₰ eingenommen. In Großgottern werden jährlich 200 Morgen mit Gurken angebaut, welche 22,500 ₰ reinen Ertrag bringen, während 80 Morgen Zwiebeln und 30 Morgen Porré einen reinen Ertrag von resp. 8400 und 3750 ₰ gewähren. In Schwerstedt werfen 300 Morgen Kopfkohl 18,800 ₰, 100 Morgen Zwiebeln 6000 ₰, 25 Morgen Möhren 1000 ₰ ab. Ueberhaupt berechnet sich im Regierungsbezirk Erfurt (mit Ausnahme der Stadt Erfurt) die jährliche Einnahme für Gemüse und Gemüsesamen auf ca. 400,000 ₰.

(Schluß folgt.)

— Ein Buch aus Otto Spamer's Verlag, „die Wunder der Sternenwelt", von dem leider zu früh dem Dienste und der populären Verbreitung der Wissenschaft entrissenen Dr. Otto Ule in Halle, liegt wie so viele dieser Verlagshandlung in zweiter und nach dem Ableben seines Verfassers wesentlich vermehrter und nach dem neuesten Stande der Wissenschaft von Dr. Hermann J. Klein bearbeiteter Auflage vor. In geistvoll anregender und dabei allgemein faßlicher Weise ist hier der schwierige Stoff der Astronomie vom Anfang dieser Wissenschaft bis zur Gegenwart gebildeten Lesern zugänglich gemacht und das Verständniß durch zahlreiche Abbildungen auch der astronomischen Instrumente befördert.

Nicht weniger als 300 Text-Illustrationen, fünf Chromolithographien, zwei Sternkarten, zwei Tondrucktafeln begleiten dasselbe. Der Bearbeiter hat Sinn und Geist von Dr. Ule's ursprünglichem Werke sich zum Vorbild genommen; diese zweite Auflage ist aber durch nöthige Erweiterungen und Zusätze infolge der großen Bereicherung, welche unsere Kenntniß der Himmelskörper und die Mittel zu ihrer Beobachtung und Erforschung seit der ersten Auflage erfahren hat, fast um das Doppelte gewachsen.

„Deutschland über Alles." Diese vom Rector Dietlein in Dortmund verfaßte Zusammenstellung von Bildern aus der deutschen geographischen Literatur bezweckt die Beförderung vaterländischer Gesinnung und nationalen Bewußtseins. Aus dem reichen Schatze der deutschen erdkundlichen Literatur wurden vorzugsweise solche Schilderungen ausgewählt, welche besondere Schönheiten und Eigenthümlichkeiten von Land und Leuten zur Darstellung bringen. Nicht blos Schönheit der Natur oder Merkwürdigkeiten derselben, wie z. B. die Baumannshöhle, sondern auch Gegenden, wo deutscher Fleiß und Ausdauer dem Lande Früchte abgerungen hat, die sonst nur unter einem günstigen Himmel gedeihen, sind hier bedacht. Mit der Kenntniß vom großen Vaterlande sollen Freude an demselben und Achtung desselben und seiner Bewohner gepflanzt und gepflegt werden. Das Buch ist als Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus sehr zu empfehlen.

Deutsche Geschichten von Franz Otto haben bereits die vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage erlebt und sich in ihrer Aufgabe, schon 8- oder 9jährigen Kindern, also in der Kinderstube, deutsche Geschichte zu erzählen und die jungen Gemüther dafür zu gewinnen und sie mit den wichtigsten Vorgängen im Vaterlande bekannt zu machen, bewährt. Die vorliegenden 2 Abtheilungen geben die Zeit von Hermann dem Cherusker bis zu den Kreuzzügen und von den Hohenstaufen-Kaisern bis zu Ende des Mittelalters. Dazu gehören 222 Text-Abbildungen, fünf Tonbilder und ein Buntbild.

Koch, Führungen. Ein Buch für meine jungen Freundinnen. Mit Illustrationen von Günther und Freiesleben in Weimar. 2. Auflage. Leipzig, Hirt, 1877. — Die Verfasserin bietet unter diesem gemeinschaftlichen Namen drei Erzählungen: „Ein Pfarrhaus", „Der Blumenfreund und seine Tochter" und „Zwei Schwestern", in denen sie die Lebenswege und Entwickelungen unter verschiedenen Verhältnissen bis zur Stillung der tiefsten Sehnsucht der menschlichen Seele darstellt. Je absichtsloser und freier ihre Dichtungen sind, um so wirksamer ist ihr Einfluß auf das Gemüth des Lesers. Die feine Kenntniß des menschlichen Herzens und die kundige und schöne Darstellung der Lebensverhältnisse erhalten durch die ernste und erlebte Gesinnung einen verklärenden Hintergrund. Die drei Erzählungen haben jede für sich so viele Vorzüge, daß es schwer fällt, einer derselben den Vorrang einzuräumen. Es ist oft gefragt worden, ob Erzählungen und Novellen in christlichem Geiste statthaft und förderlich seien. Wenn indeß in anderen weltlichen, rein menschlichen Novellen die tiefsten Erfahrungen der menschlichen Seele sich darstellen, wie sollte es nicht natürlich sein, daß sich ebenso das reiche Leben der durch die Macht des Christenthums verklärten Seele dichterisch ausspreche, wie es in diesen lieblichen Erzählungen geschieht. So werden in der ersten Erzählung „Ein Pfarrhaus" die Vorgänge einer christlichen Lebensführung mit einer Wahrheit dargestellt, wie nur die Schilderung menschlicher Zustände möglich ist. Es ist unmöglich, daß Erzählungen dieser Art ohne wohlthätigen Einfluß auf jugendliche weibliche Gemüther bleiben können. F. M.

Unser Hausgärtchen, 21 Original-Compositionen von Oskar Pletsch. In Holzschnitt ausgeführt von Günther und Oertel mit Reimen von Victor Blüthgen. Leipzig, Alphons Dürr, 1876. — Wie alljährlich erfreuet auch in diesem Jahre der bekannte sinnige Künstler Oskar Pletsch die Jugend zum Weihnachtsfest mit einem schönen Werke, „Unser Hausgärtchen". In 21 Zeichnungen, die von höchst anmuthigen Dichtungen begleitet werden, stellt der Künstler in poetischer Weise das Leben der Kinder mit dem Leben der Natur vereint dar, so daß das Leben und die Stimmung der Seele der Kinder in den Blumen symbolisch dargestellt wird. Das Eingangsblatt stellt einen in der Nacht die stillen Blumen begießenden Engel dar, welches folgende den Sinn des Buches aussprechende Verse erläutern:

„Wenn der Mond nach alter Weise
Droben hält die Wacht,
Wandeln Gottes Engel leise
Durch die Sommernacht;
Wo ein Blümlein senkt das Köpfchen
Dürr und tagesmatt,
Sprüh'n sie kühl des Thaues Tröpfchen
Ueber Kelch und Blatt.

Doch die allerschönsten müssen
Still durch Kammern zieh'n,
Wo in weichen, weißen Kissen
And're Blumen blüh'n.
Matt geschlossne, ros'ge Lider,
Köpfchen blond und braun,
Und sie müssen d'rauf hernieder
Thau des Lebens thau'n.

Steigt die Sonne früh am Himmel
Leuchtend dann herauf,
Wacht erquickt ein froh Gewimmel
In den Kissen auf.
Purpurlippchen, süß gescheute
Aeuglein blau und braun: —
Uns're Blumen! kommt ihr Leute,
Wollt ihr welche schau'n?" —

Man weiß bei dem Durchsehen dieser Blätter nicht, ob man den Künstler mehr lieben als bewundern soll. Die Zartheit und Schönheit der Dichtungen entspricht den Zeichnungen. F. M.

Sturm, Das Buch für meine Kinder. Märchen und Lieder. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen deutscher Künstler. Leipzig, Alphons Dürr, 1877. — Der bekannte Dichter Julius Sturm bietet in diesem Buche eine Sammlung von ihm bisher in verschiedenen Blättern, besonders in der „Deutschen Jugend" veröffentlichter Märchen und Lieder, zu denen er Neues hinzugefügt hat. Die Märchen sind liebliche Erzählungen aus dem Leben der Kinder in Märchenform, denen ihre Einfachheit und Natürlichkeit einen besonderen Reiz verleihet. Märchen und Lieder sind mit reichen Illustrationen geschmückt, die fast sämmtlich kleine Kunstwerke bedeutender Meister sind. Die Sammlung beginnt mit dem Märchen „Spielengel" voll kindlicher Lieblichkeit und Schönheit, dem eine eben so schöne Illustration von Thumann beigefügt. In derselben Weise anziehend sind die Märchen „Die faule Greth", „Der Krystallsucher", „Arm-Lieschen", „Annemarie", „Vom Peter, der die Sprache der Vögel verstand", „Gänsechristel" rc. Diese Märchen wechseln mit Liedern, die besonders zart, bald ernster, bald scherzhafter Natur sind und in ihrer Kindlichkeit ganz der Jugend entsprechen. Als besonders schön nennen wir „Den Kindern ist das Himmelreich", „Der heilige Christ", „Singet", „Der Blinde im Frühling", „Das Vogelnest", „Wenn ich erst groß bin", „Vögelein, fürchte Dich nicht", „In der Dämmerstunde", „Gute Nacht", „Als Mütterchen krank war", „Am frühen Morgen" rc. Alle diese Lieder sind dem Leben und Sinnen der Jugend entnommen und werden in ihrer Wahrheit und Einfalt einen unwiderstehlichen Reiz ausüben. Die trefflichen sinnvollen Illustrationen sind von Paul Thumann, Ritter von Führich, Oskar Pletsch, Ludwig Richter, Fedor Flinzer, Bürkner, Burger rc. ausgeführt. Das Buch wird die Liebe der Jugend gewinnen; besonders wird es Müttern eine angenehme Hilfe bieten zur Unterhaltung und fröhlichen Erheiterung der Kinder. F. M.

— Bei O. Spamer in Leipzig erschien in bevorzugt eleganter Ausstattung „Brevier der guten Gesellschaft und der guten Erziehung. Gesetzbuch bei Uebung des guten Tones, der feinen Sitte, geselliger Talente und häuslicher Pflichten, von F. von Hohenhausen in Berlin.“ Die Herausgeberin erklärt im Vorworte, daß die Herausgabe eines Werkes, welches die Gesetze der guten Gesellschaft enthält, wieder nöthig geworden sei, weil es im Grunde nur veraltete und geschmacklose Bücher über dieselben giebt. Das ist natürlich, weil dieselben wandelbar wie die Mode sind und deshalb schon ist für die Neuzeit Vieles unbrauchbar geworden, was früher darüber gedruckt wurde. Die Herausgeberin ist bei ihrem Unternehmen von den Rathschlägen des Grafen Philipp D. Stanhope von Chesterfield, des Freiherrn Adolf Friedr. Franz Ludwig von Knigge und Karl Fr. D. Felix von Rumohr unterstützt worden. Fünfzig Illustrationen und 1 Titelbild gehören zu dem Bande.

— Nachdem bereits vor einigen Monaten der zweite Theil von La Mara's Musikalischen Studienköpfen in neuer Auflage erschienen war, ist nun auch der erste Theil in einer neuen, dritten und vermehrten Auflage erschienen. Unter den mannigfachen Erweiterungen nennen wir besonders die Fortführung der Skizze von Rich. Wagner mit Einschluß der Bühnenspiele in Baireuth und die sorgfältigen Verzeichnisse der Werke der einzelnen Künstler.

— Biblische Bilder von Ludwig Richter. Mit einleitendem Vorworte und beigefügten Versen von Julius Sturm. Basel, Riehm, 1876. — „Kein anderer Maler“, äußert der Herausgeber im Vorworte, „hat es gleich Ludwig Richter verstanden, das deutsche Familienleben nach allen Seiten hin uns in lieblichen Bildern vor die Augen zu führen. Zu immer neuer Freude kann man sich in diese einfach schönen Holzschnitte vertiefen und lernt mit jedem Male den lieben Meister besser verstehen und inniger lieben. Wie aus einem hellen, von keinem Hauche getrübten Spiegel tritt uns das Leben, wie es sich in einem echt deutschen Familienhause gestaltet, mit all seinen Freuden und Leiden entgegen; der Stift des Meisters begleitet das Kind von der Wiege an durch alle Wandlungen hindurch, bis es als Greis seine Laufbahn am Grabe endet. Und auf allen diesen Bildern ruht ein Hauch seines Friedens, den die Welt nicht geben kann, sondern nur der Eine giebt, den Gott in die Welt gesandt hat, uns selig zu machen.“ Die vorliegenden Bilder Richter's aus dem Leben Jesu waren bis jetzt nur zum Theil bekannt, die meisten treten hier zum ersten Male in die Oeffentlichkeit. Wer Richter's Art und Kunst kennt, wird die Lieblichkeit und sinnige Schönheit derselben ermessen. Es ist ein Beweis der Größe des Christenthums, daß es die verschiedenartigsten Naturen verklärt und sie in ihrer Art bestätigt. Richter's schon an sich religiöse Natur empfing durch die christliche Macht eine sinnvolle Tiefe und Klarheit. Der Dichter Julius Sturm fügte den Zeichnungen geeignete Verse bei, wobei wir den feinen Sinn desselben besonders anerkennen müssen, indem er diese Verse zum Theil deutschen Volksliedern und Liedern aus längst vergangenen Tagen entlehnte. So bilden Bilder und Dichtungen ein kunstvolles Ganze. F. M.

Ludwig Richter's deutsche Art und Sitte. Ernst und Scherz, in Holzschnitten nach Originalzeichnungen, herausgegeben von Georg Scherer. Leipzig, Alphons Dürr, 1876. — Ludwig Richter wendet sich in seinen Schöpfungen nicht dem Glanze vergangener Zeit zu, sondern in seinem Geiste verklärt sich das nahe Liegende und uns Umgebende und Unscheinbare zur Poesie und Kunst. Sinnige Innigkeit ist seine Art, wie die des deutschen Volkes. Als „Mann nach dem Herzen des deutschen Volkes“ wendet er sich in dem Reichthum seiner künstlerischen Natur vorzugsweise dem deutschen Volks- und Familienleben zu, auf dessen Boden seine Kunst die tiefsten Wurzeln schlug und die frischesten und duftigsten Blüthen trieb. Diesem Gebiete gehören auch die vorliegenden Zeichnungen des Meisters an. Wie die im vorigen Jahre veröffentlichten trefflichen Holzschnitte in „Aus der Jugendzeit“ sind auch die vorliegenden den „Alten und neuen Studenten- und Volksliedern“ entnommen und stammen aus den Jahren 1843 bis 1845, die jetzt ihre damals nicht erfahrene Anerkennung finden. Außerdem sind noch einige Blätter aus „Musäus Volksmärchen“ einverleibt worden. Die Dichtungen behandeln des Deutschen Vaterland, die treue Vaterlandsliebe, Freiheit, Bund und Weihe, Trennung von den Lieben, Schlacht „am 18. October 1813“, das freie Wort, Lied, Liebe und Wein, Tod, Sehnsucht, Dank, Zufriedenheit, Jagd, das Wandern, Morgengebet, treue Liebe und Hochzeit. Die in ihrer Einfachheit und Schlichtheit so anmuthigen, so tief und wahr empfundenen, dem deutschen Volksleben abgelauschten Gestalten erregen Freude und inniges Wohlgefallen. In Allem offenbart sich des trefflichen Meisters reiche und unvergleichliche Gabe. F. M.

— Bei O. Spamer erschien der „Waffenschmied von Frankfurt“ (mit 60 Illustrationen und 4 Tonbildern) von Rud. Volkmar, historische Erzählung für Jugend und Volk. In recht unterhaltender Weise werden hier mittelalterliche Zustände und Sitten in Deutschland, in Verbindung mit einem noch weniger bekannten Stück Brandenburger Geschichte aus der Zeit des falschen Woldemar, anziehend und belehrend vorgetragen. — In zweiter, stark vermehrter und verbesserter Auflage liegt vor: „Deutsche Dichter, Denker und Wissensfürsten des 18. und 19. Jahrhunderts“, herausgegeben von Franz Otto; ein Band von 360 S. mit 110 Textabbildungen und neun Tonbildern, eine auch für reifere Leser zu empfehlende Sammlung von gründlich und anregend bearbeiteten Biographien deutscher Geisteshelden, Winckelmann, Lessing, Klopstock, Herder, Wieland, Goethe, Schiller, Leibnitz, Kant, Fichte, Albrecht v. Haller, Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Karl Ritter, Alles Zierden und der Stolz der deutschen Nation.

— Von J. J. Weber's Verlag in Leipzig wurde die Reihe literarischer Festgaben für Erwachsene durch ein hochfein in Bezug auf Druck und Papier wie betreffs des Inhalts ausgestattetes Buch wahrhaft bereichert, betitelt: der Golf von Neapel, seine classischen Denkmale und Denkwürdigkeiten und Bilder aus dem Alterthume von Wilhelm Heß. Vom Verfasser allen Italienfahrern und Alterthumsfreunden gewidmet, hat derselbe, vertraut durch längeres Verweilen in jenen unübertroffen schönen Gefilden mit allen Reizen dieses gelobten Landes und dem Beginnen und Treiben der Gegenwart wie mit den dort im Verlauf einer zweitausendjährigen Geschichte angesammelten historischen, kunstgeschichtlichen, monumentalen, überhaupt archäologischen Denk- und Merkwürdigkeiten durch emsige und gründliche Forschungen und Studien, in dem Rahmen einer Wanderung um den Golf hier die Verwerthung der unvergleichlichen Naturschönheiten und des Wissenschaftlichen und Historischen in ein Gesammtbild von ebenso eigenthümlichem wie reizendem und an vielseitigem Interesse reichen Charakter zu Stande gebracht. Eine Ansicht des Golfs von Neapel in Farbendruck und vier Orientirungskarten begleiten dieses in seiner gehalt- und geschmackvollen Specialität selbständig auftretende prächtige Buch.

— Die „Spinnstube, ein Volkskalender resp. Volksbuch für das Jahr 1877“, begründet von O. von Horn (Wilhelm Oertel) und im Verein mit namhaften Volksschriftstellern fortgeführt von H. Oertel, liegt für 1877 der zwei und dreißigste Jahrgang vor. Die „Spinnstube“ bestätigt auch diesmal durch ihren empfehlenswerthen Inhalt ihren wohlerworbenen guten Ruf, bringt zwei ausgezeichnete Erzählungen, Räthsel, Anekdoten und ist mit vielen Holzschnitten, gezeichnet von Klimsch und einem Stahlstich von der Verlagshandlung Julius Niedner in Wiesbaden ausgestattet worden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur, Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 103. Sonntag, den 24. December. 1876.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Gemüsebaues.

Von Dr. W. Löbe.

(Fortsetzung.)

Von großer Bedeutung ist auch der Gurkenbau bei Diemnitz, Reideburg, Bischdorf, Kapellenende, Burg und Schönnewitz. Die meisten Gurken werden nach Halle und Leipzig versendet. Wenn das Dorf Diemnitz ein Areal von etwa 1350 Morgen besitzt, so wird wol ein Viertel bis ein Drittel dieser Fläche auf den Gurkenbau verwendet. In Schönnewitz entfällt von 800 Morgen Landes ein Sechstel bis ein Fünftel, in Bischdorf von ca. 2000 Morgen ein Viertel bis ein Drittel, in Reideburg von 3000 Morgen ungefähr ein Drittel auf die Gurkencultur. Auch die Häusler in Burg bauen auf Pachtland je ½—1 Morgen mit Gurken an. Den Bruttoertrag von 1 Morgen Gurken kann man durchschnittlich auf 225 ℛ schätzen. Werden in der ganzen bezeichneten Gegend 2500 Morgen mit Gurken angebaut und nimmt man den Bruttoertrag vom Morgen nur zu 200 ℛ an, so liefert der Gurkenbau einen jährlichen Bruttoertrag von ½ Mill. Thaler. Rechnet man dazu noch die anderen Gemüse, welche bei Halle gebaut werden, so geht daraus die große Bedeutung des Feldgemüsebaues in dieser Gegend hervor.

Ein sehr großartiger Gemüse- und Gemüsesamenbau wird auch in Quedlinburg, Aschersleben und Eisleben betrieben. Insbesondere haben die Gartenproducte Quedlinburgs eine Berühmtheit erlangt, welche weit über die Grenzen Deutschlands hinausreicht. Eine bedeutende Menge Gemüsesamen wird insbesondere nach England, Frankreich, Rußland, Nord- und Südamerika versendet. Das Gemüse Quedlinburgs war schon im 15. und 16. Jahrhundert berühmt. In Quedlinburg und Umgegend werden alljährlich bebaut mit Samenmöhren 500 Morgen, mit Samenerbsen 500 Morgen, mit Samenbohnen 200 Morgen, mit Samenzwiebeln 200 Morgen, mit Samensalat 150 Morgen, mit Samengurken 30 Morgen, mit Samenkohlarten 100 Morgen. Ein einziger Gärtner in Quedlinburg verkauft jährlich über 1000 Ctr. Zwiebelsamen. Von Spinatsamen werden jährlich im Durchschnitt 3000 Ctr. gewonnen. Die größte Feldgärtnerei in Quedlinburg besitzt Mette. Das Gesammtareal umfaßt 3000 Morgen, und es werden zur Bestellung desselben, lediglich mit Ackergeräthen, 50 Pferde und 60 Ochsen, an Nutzvieh 150 Kühe und 1500 Schafe, hauptsächlich der Düngerproduction halber, gehalten. Außer dem in der Wirthschaft selbst erzeugten Dünger kauft Mette alljährlich noch für 1500 ℛ Kunstdünger.

Die Zahl der Arbeiter, welche dieses großartige Etablissement beschäftigt, beläuft sich auf 600. Dieses Beispiel lehrt wol zur Genüge, daß sich der Gemüsebau auf dem Felde nicht blos für Kleingrundbesitzer eignet, sondern daß er selbst von den größten Besitzern mit Vortheil betrieben werden kann.

In der Provinz Schlesien betreibt Freiherr von Richthofen auf dem in der Nähe von Breslau gelegenen Dominium Carlowitz Spargelbau auf 4 Morgen sehr leichten Sandbodens. Trotzdem sich die Anlagekosten auf ca. 300 ℛ (für Rajolen und Dünger) pr. Morgen beliefen, ist der Ertrag doch ein sehr hoher, da von Mitte April bis Ende Juni täglich 120—150 Pfd. Spargel gestochen werden. Während der Saison beträgt der Rohertrag der 4 Morgen Spargelländereien 1500—2000 ℛ. Nach Abzug der Unterhaltungskosten der Anlage und des Aufwands bei der Ernte bleibt immer noch ein so hoher reiner Ertrag, wie ihn kein anderes Feldgewächs, namentlich auf sehr leichtem Sandboden, liefert.

In der Provinz Hannover zeichnet sich besonders der Flecken Bardewick durch ausgedehnten Kohlbau auf dem Felde aus, der die Züchter wohlhabend gemacht hat.

In Rheinpreußen wird bei Köln der Blumenkohl- und in Büderich der Kopfkohlbau sehr ausgedehnt betrieben. In letzterem Orte liefert ein mit Kopfkohl bebauter Morgen Landes einen Ertrag von 250—280 ℛ.

In den sächsischen Herzogthümern wird bei Jena ein ziemlich ausgedehnter Meerrettigbau betrieben. Nächstdem ist der Gemüsebau im Herzogthum Altenburg nicht unbedeutend. Während daselbst früher der Anbau der feineren Gemüse den Gärtnern der Städte und Rittergüter fast ausschließlich anheim fiel und der Bauer nur ausnahmsweise der Gärtnerei seine Aufmerksamkeit widmete, ist mehr und mehr die Neigung der Landleute zum Gemüsebau nicht nur in den Gärten, sondern auch auf dem Felde gewachsen. Namentlich in den nördlichen Theilen des Amtes Altenburg sind die kleinen Besitzer zu einer gartenmäßigen Cultur auf den Feldern übergegangen, ohne aber Spatencultur anzuwenden. Vorzugsweise befleißigt man sich des Anbaues der Gurke, welche in großen Mengen namentlich nach dem sächsischen Erzgebirge ausgeführt wird.

In dem Herzogthum Braunschweig ist der Gemüsebau besonders in und um Wolfenbüttel ausgezeichnet und berühmt. In der nächsten Umgebung Wolfenbüttels bewirthschaften 137 Gärtner ein Areal von 1334 Morgen; es entfallen demnach auf jeden Gärtner durchschnittlich ca. 9¾ Morgen. An Vieh werden 260 Milchkühe, 350 Schweine und 50 Pferde gehalten. Das Winterfutter für das Rindvieh wird angekauft. Außer dem eigen erzeugten Dünger wird noch der Kloakendünger aus der Stadt Braunschweig verwendet; außerdem kauft man jährlich 250 Ctr. Guano und größere Mengen Kalisalze. Ueber den eigenen Bedarf hinaus werden geerntet und auf den Märkten zu Wolfenbüttel, Braunschweig, Goslar, des Oberharzes ꝛc. verkauft 209 Wispel grüne Erbsen à 30 ℛ, 307 Wispel Bohnen à 20 ℛ, 920 Wispel Kartoffeln à 24 ℛ, 770 Wispel Möhren à 15 ℛ, 254 Wispel

Zwiebeln à 30 Thlr., 100 Wispel Lauch à 20 Thlr., 115 Wispel Spinat à 7 Thlr., 25 Wispel rothe Rüben à 12 Thlr., 18 Wispel Rapunzen à 12 Thlr., 17 Wispel verschiedene Suppenkräuter à 18 Thlr., 12 Wispel Gartenkresse à 24 Thlr., 270 Ctr. Spargel à 12 Thlr., 50 Ctr. Schalotten à 8 Thlr., 20,000 Schock Gurken à ⅓ Thlr., 6000 Schock Weißkohl à 17 Sgr., 4500 Schock Savoyerkohl à ½ Thlr., 1000 Schock Blaukohl à 25 Sgr., 1000 Schock Rosenkohl à 4 Sgr., 3500 Schock Blumenkohl à 25 Sgr., 7600 Schock Braunkohl à 8 Sgr., 22,000 Schock Kopfsalat à 8 Sgr., 2000 Schock Endivien à ½ Thlr., 8200 Schock Sellerie à 1 Thlr., 2650 Schock Meerrettig à 1 Thlr., 7500 Schock Kohlrüben à ½ Thlr., 8300 Schock Kohlrabi à ⅓ Thlr., 10,000 Schock Porrè à 4 Sgr., 210 Schock Scorzonere à 2 Sgr., 558 Schock Thymian à 8 Sgr., 60,400 Schock Radieschen à 4 Sgr., 2000 Schock Winterrettig à 4 Sgr. Dazu noch eine große Menge Zuckerrüben, Baum- und Beerenobst. Jene 1334 Morgen liefern einen jährlichen durchschnittlichen Rohertrag von 163,864 Thlr.; es entfallen mithin auf einen Morgen durchschnittlich 111 Thlr., also auf ein Besitzthum von 9¾ Morgen 1082 Thlr. Hierzu kommt noch für Getreide und Futterrüben 118 Thlr. (abgesehen von Grünfutter, Milch- und Fleischertrag), so daß eine Gärtnerwirthschaft von 9¾ Morgen in einem guten Jahre eine baare Einnahme von 1200 Thlr. liefert. Von dieser Roheinnahme gehen 250 bis 300 Thlr. baare Auslagen ab, so daß sich der reine Ertrag auf 900 bis 950 Thlr. beläuft.

In Mecklenburg wird in neuerer Zeit der Spargelbau in der Nähe von Parchim auf größeren Flächen leichten Sandbodens betrieben.

Noch mehr als in Mittel- und Norddeutschland blüht der Gemüsebau und insonderheit der Feldgemüsebau in Süddeutschland.

Was zunächst Bayern anlangt, so wird der Gemüsebau am ausgedehntesten um Bamberg, Nürnberg, Stadtamhof, Kissingen, Würzburg, Schweinfurt, Aschaffenburg, Landshut, Neu-Ulm, Lindau betrieben. Hier gipfelt die höchste Blüthe der Wirthschaftssysteme in den Feldgärtnereien.

Um Bamberg findet der Gemüsebau nur in sandigem Moorboden statt. Die ganze Gärtnerei umfaßt ein Areal von ca. ½ Quadratmeile, welches Eigenthum von 300 Gärtnern ist, die sich lediglich von dieser Fläche ernähren müssen. Die größten Gärtner haben 20—40 Tagwerk Felder und Wiesen, die kleinsten nur 1 Tagwerk. Man baut alle Kohl- und Rübenarten, Rettig, Radieschen, Spinat, Salat, Zwiebeln, Spargel, Meerrettig, Gurken, Melonen, Kürbisse, Bohnen, Erbsen, Küchenkräuter und verführt die Producte bis München und Leipzig.

Ein interessantes Beispiel von Gärtnerei liefert auch die Nähe von Schweinfurt. Die Dörfer Ochsheim und Sennfeld betreiben auf schlechtem Sandboden einen Gartenbau, welcher an das Unglaubliche grenzt; sie versorgen die Städte Würzburg, Schweinfurt, Kissingen und Coburg mit Gemüse, und die Grundbesitzer benutzen den Boden auch dadurch sehr vortheilhaft, daß sie den nicht mit Gärten versehenen Landleuten die nöthigen Kraut- und Rübenpflanzen liefern und solche in großen Massen auf die Märkte bringen.

In mehreren Gegenden Frankens wird auch der Anbau des Kopfkohls in solcher Ausdehnung betrieben, daß große Massen des Products nach auswärts, besonders nach Sachsen, versendet werden. Für das Hundert Kohlköpfe erzielt man 2—5 fl.

Wie außerordentlich durch die gartenmäßige Cultur die Bodenrente gesteigert werden kann, darüber hat Professor Herzog ein eclatantes Beispiel mitgetheilt. In der Nähe der Stadt Bayreuth befindet sich an einem Hause ein Stück Garten, das von dem Besitzer für 1700 fl. verkauft wurde. Der neue Eigenthümer verpachtete dieses Land an einen Gärtner, der Frau und drei erwachsene Kinder hatte, das bayerische Tagwerk (34,07 Ar) zu 86 fl. Rechnet man zu diesem Pachtzins noch die Unterhaltungskosten der Familie mit 240 fl., so muß das kleine Stück Boden einen jährlichen Reinertrag von 326 fl. liefern, gewiß eine Rente, welche an das Unglaubliche grenzt.

Um Nürnberg gehören Feldgärtengüter von 20—30 Tagwerk schon zu den großen. Von diesem Areal werden ½—5 Tagwerk mit feineren Gartengemüsen bebaut, und 1 Tagwerk solchen Gemüselandes wird mit 1000—1500 fl. bezahlt. Gewöhnliche Gemüsearten, wie Salat, Wirsing 2c., werden aber auch auf den übrigen Feldern abwechselnd mit Kartoffeln und Getreide gezogen. Man bebaut das Land, so oft man kann, und der Preis der Früchte bestimmt, welche von denselben cultivirt werden. In den eigentlichen Gemüsefeldern wird schon im Herbst ein Theil mit Spinat, Petersilie 2c. besäet; ein Theil ist mit Spargel bepflanzt; ein weiterer Theil wird mit Radieschen und Salat angesäet, welcher letztere als Schnittsalat verwendet wird, worauf noch ein Stück dem Frühkohlrabi und den Artischocken vorenthalten bleibt. An die Stelle des abgeernteten Spinats treten Möhren oder Kopfsalat und Schnittkohl, an die Stelle des Schnittsalats später Wirsing, Blumenkohl 2c. In den Spargelfeldern werden Zwiebeln angebaut, zwischen Frühkohlrabi und Kopfsalat Gurkenkerne gelegt. Auf die Ränder der Beete steckt man Rettige. In großer Menge pflanzt man dann später noch Lauch und Sellerie, noch später Kopfsalat, Winter- und Sommerendivie und Winterkohl, säet dann Lorenzi-Petersilie, dann wieder Schnittkohl, Spinat 2c. für das nächste Jahr. So wechseln das ganze Jahr die Früchte, indem immer in den Zwischenreihen der halbreifen Gemüse wieder andere gesäet und gepflanzt werden. Der Absatz nach Nürnberg, Fürth und Erlangen sichert aber auch einen hohen Ertrag, weshalb die Kleinbegüterten meist wohlhabend, die größer Begüterten sogar reich sind.

Die größere Hälfte der Gochsheimer Flur liegt mit alljährlich oder wenigstens im zweiten Jahre wiederholter frischer Düngung und Spatencultur zur Feldgärtnerei darnieder und trägt neben- und zwischeneinander Runkelrüben, Kartoffeln, Möhren, Bohnen, alle Kohlarten, Sellerie, Zwiebeln, Porrè auf mehr sandigem, oft moorigem Boden.

Es ist noch hinzuweisen auf den ausgedehnten und sehr einträglichen Möhrenbau in Zeiskam in Rheinbayern und auf den Zwiebelbau in der bayerischen Rheinpfalz. Man erzielt hier auf einem Morgen durchschnittlich 50 Malter Zwiebeln (es sind schon 100 Malter erbaut worden) und kann annehmen, daß sich der Rohertrag des Morgens Ackerland auf 150 fl. beläuft.

In Württemberg blüht der Feldgemüsebau besonders auf den Feldern bei Stuttgart (Kopfkohl), in Ulm und in dem Neckarthal zwischen Cannstatt und Eßlingen.

Was die Gartenfelder Ulms betrifft, so gehören dieselben zu den ausgedehntesten und interessantesten Gemüseländereien in Deutschland. Besonders sind einzelne Culturen so vollkommen und werden in so ausgedehntem Maße betrieben, daß sie weltberühmt geworden sind, wie der Ulmer Spargel-, Kopfkohl- und Wirsingbau. Eine große Zahl fleißiger Gärtner bebaut sowol auf württembergischem Gebiet, wie auf dem Gebiete des zu Bayern gehörenden Neu-Ulm gegen 500 Morgen Landes vorzugsweise mit Gemüse. Im Allgemeinen wird eine zweischlägige Rotation eingehalten und in frischer Düngung die s. g. Setzwaare: Kohlarten, Sellerie, Lauch, Endivie 2c., in zweiter Tracht die Samenwaare oder die Gemüsearten, welche an Ort und Stelle gesäet werden, wie Zwiebeln, Möhren, rothe Rüben 2c. gezogen. Die Bearbeitung, namentlich im Herbst, geschieht meist mit dem Pfluge, und nur die Zwischenbearbeitung im Sommer nach Ableerung kleinerer Abtheilungen mit dem Spaten. Somit steht der Ulmer Gemüsebau zwischen dem Feldbau und dem eigentlichen Gartenbau. Die einzelnen Feldgärtner sind im Besitz größerer Flächen. Man findet Abtheilungen von ¼ bis ½ Morgen mit einer Gemüseart angebaut, namentlich

mit dem großen Ulmer Wirsing, während der Spargel nur auf sehr regelmäßig eingetheilten Beeten gezogen wird. Von Bedeutung ist auch der Ulmer Gemüsesamenbau. Demselben wird von allen Gärtnern die größte Sorgfalt gewidmet und mit dem erbauten Samen ein weitverbreiteter Handel getrieben. Vorherrschend ist die Samenzucht von Wirsing, Rothkraut, frühem und spätem Weißkraut, Salat, Rettig, Zwiebeln. Die Grundstücke werden auf das Beste im Stande erhalten und jedem leer gewordenen Felde wird in der Regel sogleich eine neue Cultur gegeben.

Anlangend den Gemüsebau im Neckarthal zwischen Cannstatt und Eßlingen, so ist man daselbst bei den im Verhältniß zu den übervölkerten Ortschaften sehr kleinen Markungen und bei der großen Theilung des Einzelbesitzes angewiesen, einer kleinen Fläche Landes den möglich größten Ertrag abzugewinnen. Die vorherrschend angebauten Gemüsearten sind früher und später Wirsing, früher und später Kohlrabi, Rosenkohl, grüner Winterkohl, Spinat, Carotten, Sellerie, Zwiebeln, Gurken, Stangen- und Zwergbohnen, Erbsen, Spargel, Wintersalat. Man findet auch Grundstücke, auf welchen Feld- und Gartenbau ineinander übergegangen zu sein scheinen, indem auf derselben Fläche mit bestem Erfolg Feld- und Gartengewächse neben- und durcheinander angebaut werden.

In Nachstehendem ist der Rohertrag von 192 Quadratruthen Landes ausgeworfen. Circa 12 Quadratruthen Spargelland geben im Durchschnitt einen jährlichen Ertrag von 20 fl. 20 Quadratruthen Zwiebelland liefern 20 Simri Steckzwiebeln à 2 fl. = 40 fl. 40 Quadratruthen Wintersalat geben einen Ertrag von 36 fl. In die Mitte jeden Salatbeetes wird noch eine Reihe Gurken gelegt, welche einen Ertrag von 25 fl. liefern. 80 Quadratruthen, mit Carotten und frühen Zwergbohnen angebaut, geben einen Ertrag von 38 fl. Ein Raum von 20 Quadratruthen, mit Samenrunkelrüben und Lattich bestellt, gewährt einen Ertrag von 27 fl. und eine Fläche von 20 Quadratruthen, mit Eierkopfsalat und Samencarotten bepflanzt, einen Ertrag von 26 fl. Der Rohertrag von 192 Quadratruthen beläuft sich demnach auf 212 fl. Nimmt man nun an, daß die für dieses Grundstück zu verwendende Düngermenge von dem Besitzer selbst gewonnen wird, und daß sämmtliche Arbeiten von ihm, seiner Frau und seinen Kindern verrichtet werden, daß also fast gar keine baaren Auslagen erforderlich sind, so ergiebt sich die große Wichtigkeit des Gemüsebaues, für den kleinen Grundbesitzer insbesondere, aus diesem Beispiel deutlich.

(Schluß folgt.)

Zum 50. Jahrestag der ersten Aufführung von Weber's „Oberon" in Deutschland.

Dr. W. — Die Saison 1826/27, welche unter wenig günstigen finanziellen Auspicien begann — fiel doch die große Handelskrisis von 1826 wie ein erdrückender Alp auf das gesammte Geschäftsleben — erfreute sich in artistischer Beziehung eines seltenen Glückssternes. Das Leipziger Stadttheater, damals unter Leitung eines kunstsinnigen Cavaliers, Hofrath Dr. jur. Karl Theodor v. Küstner, kämpfte unter schwierigen Verhältnissen den edelsten Kampf für die höchsten Interessen der Kunst und obsiegte, wenn auch nicht in lucrativer Hinsicht, durch die glücklichste Wahl der Novitäten. In letzterer Beziehung war das Theaterjahr 1826 ein besonders ausgezeichnetes. Tonwerke von bleibendem Werthe drängten sich in rascher Folge. Auf Auber's „Concert am Hofe", das zwölfmal gegeben ward, folgten Boieldieu's reizende Oper „Die weiße Dame" und Auber's nicht minder ansprechende, heute noch gern gesehene und gehörte Oper „Maurer und Schlosser", dazwischen Rossini's „Italienerin in Algier".

Alle diese ausländischen Meisterwerke sollten aber durch ein echt deutsches musikalisches Bühnenwerk, das Schwanenlied des Meisters, der es geschaffen, in der Gunst des Publicums weitaus überholt und mit dem warmen aufrichtigen Enthusiasmus, der jene Zeit noch so schön kennzeichnete, auf das Schild erhoben werden. Es war Karl Maria von Weber's „Oberon", welche Oper in Leipzig am 24. December 1826 überhaupt die erste Aufführung in Deutschland erlebte, nachdem sie der Meister selbst am 12. April desselben Jahres auf dem Coventgardentheater zu London hatte absolut zum ersten Male in Scene gehen lassen. Von welchem Erfolge diese Londoner Aufführung begleitet war, ersieht man aus den Zeilen, die der Tonsetzer selbst noch ¾12 Uhr Nachts an die Gattin schrieb:

„Meine innigstgeliebte Lina! Durch Gottes Gnade und Beistand habe ich denn heute Abend abermals einen so vollständigen Erfolg gehabt, wie vielleicht noch niemals. Das Glänzende und Rührende eines solchen vollständigen, ungetrübten Triumphes ist gar nicht zu beschreiben. Gott allein die Ehre! — Wie ich ins Orchester trat, erhob sich das ganze überfüllte Haus, und ein unglaublicher Jubel, Vivat- und Hurrah-Rufen, Hüte- und Tücherschwenken empfing mich und war kaum wieder zu stillen. Die Ouvertüre mußte wiederholt werden; jedes Musikstück 2—3mal mit größtem Enthusiasmus unterbrochen. Braham's Arie da capo. Im 2. Acte Fatime's Romanze und das Quartett da capo. Am Ende mit Sturmesgewalt hergerufen, eine Ehre, die in England noch nie einem Componisten widerfahren ist. Das Ganze ging auch vortrefflich und alle waren ganz glücklich um mich herum. — Soviel für heute, mein geliebtes Leben, von Deinem herzlich müden Manne, der aber nicht hätte ruhig schlafen können, hätte er Dir nicht gleich den neuen Segen des Himmels mitgetheilt. Gute, gute Nacht! Möchtest Du doch heute den glücklichen Ausgang ahnen können!"

Weber überlebte diesen schönen Tag nicht lange, er sah weder die Seinen, noch die deutsche Heimath wieder, am 5. Juni verschied er zu London, still und sanft im Schlafe.

Leipzig war, wie gesagt, die erste Stadt Deutschlands, die das Werk Weber's in ursprünglicher Gestalt und auf würdige Weise auf die Bühne brachte. Berlin folgte am 2. Juli 1828, Wien am 4. Februar 1829.

Die Oper schlug in Leipzig gewaltig durch. Vom 24. December 1826 bis zum 11. Mai 1828 ward sie 42 Mal gegeben! Die erste Aufführung fand zur Feier des Geburtsfestes des Königs bei aufgehobenem Abonnement und Meßpreisen statt, die erste Wiederholung am 29. December 1826.*)

Rochlitz, der gewiegte Kritiker, erkennt in der Leipziger

*) Daß der Opernabend vom 24. December 1826 in mehrfacher Hinsicht ein Ereigniß für Leipzig war, wird auch durch den Umstand bezeugt, daß die „Leipziger Zeitung", welche höchst selten damals Local- und Kunstnachrichten zu bringen pflegte, einen Artikel darüber in folgender glücklichen, prophetisch-emphatischen Form veröffentlichte (Nr. 303 vom 28. Dec. 1826): „Zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät unseres allgeliebten Königs wurde hier am 24. Dec., als dem Abend nach dem hohen Tage, nach einem Prolog von M(ethusalem) Müller und einem dem geliebten Landesvater dargebrachten Lebehoch des leider verstorbenen, aber unsterblichen Weber's Schwanenlied, die Oper „Oberon" auf dem hiesigen Stadttheater zum ersten Male in Deutschland aufgeführt. Diese Vorstellung, mit dem größten Fleiße und der höchsten Anstrengung von der Direction vorbereitet und von dem gesammten Oper- und Schauspielpersonale mit Präcision und Liebe aufgeführt, erfreute sich des allgemeinsten und größten Beifalls und dürfte zur Freude des hiesigen, wie des fremden Publicums, das von vielen Seiten dazu herbeikommt, eine der schönsten und bleibendsten Zierden des Repertoires ausmachen."

Allgemeinen Musikalischen Zeitung die Trefflichkeit der Leipziger Aufführungen an.

Er bezeichnet als den herrschenden Charakter des Werkes selbst „milde Freundlichkeit, zarte Heiterkeit". Doch entbehre dasselbe darum rascher, energischer Kraft und eines wahrhaft begeisterten Schwunges keineswegs.

„(Die Oper) regt uns auf, gleich von ihren ersten Tönen an, zu einem geistvollen, innerlichst belebenden und erfreulichen Spiele im Reiche der Phantasie und reiner leidenschaftsloser Empfindungen; verflicht uns immer mehr in dieses Spiel und läßt von ihm uns nicht los, bis es uns überhaupt verläßt.

„So ist sein Gesammteindruck keineswegs aufreißend, erschütternd, bestürmend, sondern hebend, bewegend, beruhigend."

v. Küstner selbst berichtet in dem seinen Mitbürgern gewidmeten Buche „Rückblick auf das Leipziger Stadttheater" über diese Inscenirung, wie folgt:

„Zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs wurde nach einem Prologe von M. Müller, gesprochen von Herrn Stein [der eigentliche Name dieses Künstlers war v. Treuenfeld] und nach einem dem geliebten Landesvater dargebrachten Lebehoch des leider verstorbenen, aber unsterblichen Weber's Schwanenlied, die Oper „Oberon" zum ersten Male in Deutschland aufgeführt. Sie ward mit großem Fleiße und vieler Anstrengung vorbereitet, ward von dem gesammten darin beschäftigten Oper- und Schauspielpersonale mit Präcision und Liebe aufgeführt und erfreute sich des allgemeinsten und größten Beifalls."

[Die Besetzung, sagt v. Küstner in einem andern Werke (Rezia—Canzi, Hüon—Vetter), war selbst bis in die kleinen Schauspielrollen, Almansor und Roschana (Stein und die Miedke) vorzüglich.]

„Ich hatte mir die Skizzen der Londoner Decorationen und Costüms dieser Oper kommen lassen, muß jedoch gestehen, daß sie mir, wie Allen, die sie sahen, einige Meerprospecte und die dazu gehörige Maschinerie abgerechnet, weder schön, noch richtig erschienen. Der Theatermaler Gropius benutzte sie daher gar nicht und erfand dafür neue schönere, als z. B. die Halle mit Liliensäulen und wasserspeienden Schwänen und den maurischen Saal. Die Oper wurde in der Zeit bis zum Schlusse meiner Unternehmung [sechzehn Monate] zweiundvierzig Mal bei stets vollem, ja überfülltem Hause gegeben....

„Hatte sich das Theater schon früher bei den Vorstellungen der Stücke „Freischütz", „Jessonda", „Rübezahl", „Turandot" u. a., sowie bei ausgezeichneten Gastspielen eines für die Casse sehr bedeutenden Besuchs von Fremden zu erfreuen gehabt, so fand dies bei Oberon noch in weit größerem Maße statt, und die Fremden, viele hohe Personen, darunter auch Seine Durchlaucht der Herzog von Braunschweig, sie kamen über zwanzig Meilen weit zur Darstellung dieser Oper herbei, die unter zweiundvierzig Malen nicht ein einziges Mal abbestellt wurde, insofern die durch die Schließung des Theaters nach dem Tode des Königs Friedrich August und der Königin Maria Theresia verhinderten Vorstellungen des „Oberon" als Abstellungen nicht betrachtet werden können.

„Es verdient eine besondere Erwähnung, daß diese Musik mit jeder Wiederholung mehr gefiel und sich beim Publicum, wie bei den Kennern in eine noch größere Gunst als der „Freischütz" zu setzen wußte, was beinahe an allen übrigen Orten nicht der Fall war. Ich schreibe dies besonders, nachdem ich die Oper auf mehreren Theatern gesehen, der Art und Weise zu, wie hier die in dieser Oper vorkommenden Elfenscenen gegeben wurden, welche das Charakteristische dieser Musik ausmachen und ihr einen eigenthümlichen Zauber verleihen. Sie wollen in Gesang, Spiel, Costüm u. s. w. so zart, so duftig, so phantastisch als möglich gehalten sein, weshalb auch Weber mir den freilich nicht auszuführenden Wunsch bezeigte, daß die Elfenscene am Schlusse des zweiten Actes, welche mit allen Reizen einer südlichen mondhellen Nacht ausgestattet ist, hinter einem Schleier spielen sollte, um sie dadurch desto duftiger, zauberischer zu machen."

v. Küstner erzählt in seinem zweiten Memoirenwerke („Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung"), daß er sich bereits mit Weber bei dessen Reise nach London über die Aufführung desselben in Leipzig geeinigt hatte. „Auf dieser Reise kam er im Februar 1826 Abends spät nach Leipzig, wo wir noch eine lange Unterredung bis tief in die Nacht hinein über die Art und Weise der Aufführung hatten, worauf Weber am anderen Morgen nach London abreiste."

An einer andern Stelle des Werkes spricht v. Küstner von den Kosten, welche die glänzende Ausstattung des Oberon verursacht habe, und präcisirt selbige durch die Summe von nur 2460 Thalern*), einen Betrag, „der jedem Sachverständigen sehr mäßig vorkommen muß". „In Dresden soll „Oberon" das Zwei- bis Dreifache gekostet haben", setzt er hinzu. In Leipzig brachten die 42 Aufführungen gegen 20,000 Thaler ein.

Die Oper „Oberon" war übrigens nachmals eines der erlesenen Repertoirestücke, welche die Anwesenheit hoher und höchster Herrschaften zu Leipzig im April des folgenden Jahres mit verherrlichen halfen. Jener hochfürstliche Kreis, der sich in Leipzig auf acht Tage wie zu einem frohen Familienfeste zusammengefunden hatte, bestand aus der Königin Karoline von Bayern und ihren Prinzessinnen Töchtern, aus dem Prinzen und der Prinzessin Johann von Sachsen, dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen, der Erzherzogin Sophie von Oesterreich, dem Großherzog von Weimar und den Herzögen von Braunschweig. Derselbe hohe Besuch wohnte auch der mit „Webers Gedächtnißfeier" inscenirten Freischützaufführung bei. Diese „Gedächtnißfeier", welche bei der ersten Vorstellung am 19. März 1827 bei übervollem Hause den Weber'schen Hinterlassenen eine Gesammteinnahme von 1852 ℳ eingetragen hatte, war ein von Stein gesprochenes Gedicht mit Musik und Bildern von Heinrich Stieglitz. Das fünfte von diesen heitern Lebensbildern,

> Welche schwebend über Grab und Tod
> Sein und seiner Kunst gedenkend schildern,
> Was der Reiche Köstliches uns bot,

führte den auf Lilien gebetteten schlafenden Oberon, bewacht von lauschenden Elfen, vor, dazu der Chorgesang: „Leicht, wie Feentritt nur weht". Auch im Schlußbilde kam Oberon vor, geschmückt mit einem Lilienkranze, während Preziosa Granatblüthen, Euryanthe Rosen im Haar trug und Max im Eichenkranze erschien.

All diese Blüthenkronen Weber'scher Gestalten sind noch heute unverwelkt, ihr Immergrün verbürgt dem Meister am Schönsten sein Anrecht auf Unsterblichkeit.

---

*) Die Specification dieser Summe ergiebt für Garderobe 469 Thlr., Decorationen 787 Thlr., Maschinerie 486, Requisiten 19, Copialien 38, Tanzproben 18, nachträglich für Garderobe, Decorationen u. s. w. bei der Galavorstellung 624 Thlr.

Leipziger Schauspielschau.

(„Die guten Freunde." — „Pitt und Fox.")

Das Lustspiel „Die guten Freunde" („Nos intimes"), nach dem Französischen des Victorien Sardou für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Laube, hat bei vielen unverkennbaren Vorzügen einen eigenthümlichen Hauptfehler: es ist mit dem Schluß des vorletzten Actes eigentlich schon aus und doch mit dem Schluß des letzten Actes noch nicht zu Ende. Das macht, der Zuschauer wird vom Verfasser mit keiner Silbe darüber aufgeklärt, ob Caussade am Schluß des dritten Actes mit seiner auf die Frage: „Wo gehst du hin?" ertheilten Antwort: „Ich will mich nur da unten im Garten von etwas überzeugen", blos die ihm Alles zerreißende Bestie, den Fuchs meint, dem er schon seit der Mitte des zweiten Actes auf der Spur ist, oder seinen jungen Hausfreund Maurice, der ihm als begünstigter Liebhaber seiner jungen Frau, mit welcher er in allen Winkeln zusammen sitze, verdächtigt worden, den zu ertappen er gekommen, der aber unertappt soeben vom Balkon in den Garten hinabgesprungen ist. Aus dem unmittelbar vorhergegangenen Auftritte weiß der Zuschauer, daß Cäcilie, die junge Frau, ihre schwesterlich gemeinte Tändelei mit Maurice als eine gefährliche Vertraulichkeit bereits aufrichtig bereut; daß gleichwol Maurice sie in verführerischer Absicht spät Abends überrascht hat, von ihr aber listigerweise auf den Balkon gedrängt und dort ausgesperrt worden ist; daß infolge dessen ihr Ehemann, von seiner vorgeschützten Fahrt nach Paris unvermuthet zurückkehrend, nicht mehr den verdächtigten Courmacher, sondern den völlig anwesenheitsberechtigten und unverdächtigen Hausarzt Tholosan bei ihr findet und lediglich daraufhin über die Unschuld seiner Frau triumphirend, den beiden ihn begleitenden ohrenbläserischen und schadenfrohen Freunden zuruft: „Nun, seid ihr jetzt überzeugt? Aber ich wußt' es wohl; ich war nur einen Augenblick überrascht; beunruhigt war ich nie." Caussade erscheint also hiernach von dem ihm aufgedrungenen Argwohn durchaus geheilt; und da Alles, was er im letzten Acte zur Angst der Verdächtigten und zur Schadenfreude der Verdächtiger thut, so und nicht anders auch ohne einen neugeschöpften Verdacht seinerseits gesagt und gethan werden konnte, weil es zu seinem schon früher, schon vor der ersten Verdächtigung seiner Frau mit Maurice ausgesprochenen Doppelplan, dem Gartenfuchs nachzustellen und dem Hausfreund zu einer einträglichen Stelle zu verhelfen, auch ohne Nebengedanken vollkommen stimmt: so erweist sich der ganze letzte Act als ein zweckloser Angstact, als eine bloße Mystification des Zuschauers. Dieser muß sich am Schluß des Stückes sagen, die junge Frau werde schon noch einmal dahinter kommen, daß sie sich den ganzen vierten Act hindurch ganz ohne Noth geängstigt habe, und auch Caussade werde schon noch inne werden, daß er mit all seiner Ueberlistung des vierfüßigen Fuchses doch selbst der von zweibeinigen Füchsen Ueberlistete und Düpirte gewesen ist, demnach sein Nachbar Courtenot nicht so ganz Unrecht hatte, ihn einen Pinsel zu nennen. Im ganzen Verlauf des vierten Actes fällt kein einziges noch so verstohlenes Wort, welches den Zuschauer zu der Annahme berechtigte, als wolle Caussade seiner Frau und Maurice nur etwas vorschauspielern, ihnen nur sinnbildlich zu verstehen geben, daß er sie durchschaue, daß er Alles, was zwischen und mit ihnen vorgefallen, sehr wohl wisse, daß er sie aber im Vertrauen auf ihre Besserung mit der bloßen Angst davon kommen lasse. Wenn in diesem Sinne die Rolle des Caussade von ihrem Darsteller aufgefaßt und durch stummes Spiel ergänzt oder vielmehr nur ausgeschmückt wird, so ist damit der Hauptfehler des Stücks nur vertuscht, nicht verwischt. Dieser besteht eben darin, daß mit dem Schlusse des letzten Actes die Handlung in Bezug auf das eheliche Verhältniß und wiederhergestellte gute Einvernehmen zwischen Caussade und Cäcilie kein Haarbreit weiter, geschweige denn zu einem befriedigenden Abschluß geführt ist; denn dazu gehörte irgend eine offene Aussprache zwischen den betheiligten Hauptpersonen des Stückes, Caussade, Cäcilie, Maurice und Tholosan; gehörte ganz nothwendigerweise eine Ehrenrettung der jungen Frau den abreisenden falschen Freunden gegenüber, in deren Augen sie sonst ganz unschuldigerweise einen Klack behält. Brachte es der vierte Act nicht zu einer überzeugenden Genugthuung für Caussade und Cäcilie, einerseits etwa durch Beichte und Abbitte des Maurice, anderseits durch das glaubhafte Zeugniß des Tholosan: so mochten immerhin schon am Schlusse des dritten Actes die falschen guten Freunde sich trollen, Tholosan und Benjamine sich kriegen; das Stück war aus, auch ohne daß Caussade seiner jungen Frau den geknickten Cäcilien-Cactus mit den Worten zu überreichen brauchte: ‚Nimm sie hin, die Blume — zur Erinnerung an einen wichtigen Tag!" In der deutschen Bearbeitung des Stückes ist es außerdem ein Fehler, daß für die spannende Situation am Schlusse des vorletzten Actes das wahrscheinlich dem französischen Original buchstäblich nachgebildete Wortspiel mit „springen" im Deutschen nicht zutrifft; wir sagen nun einmal nicht, wenn wir eine Flasche mittels Pfropfenziehers entkorken, zu dem Stöpsel: „*so springe doch!*" Hier mußte der Uebersetzer, wenn er eine Bearbeitung für die Bühne beabsichtigte, entweder eine andere, den doppelsinnigen Gebrauch des Zeitworts „springen" rechtfertigende *Verrichtung* für Tholosan, oder einen andern doppelsinnigen *Imperativ* ausfindig machen, um dem auf dem Balkon ausgesperrten Maurice zu verstehen zu geben, daß er in den Garten hinunterspringen solle. Auch andre Gallicismen, die in einem urwüchsigen deutschen Dialog nie vorkommen würden, ließen sich rügen, z. B.: „Das ist aber liebenswürdig von Ihnen, meiner Einladung gefolgt zu sein", wo der schlichteste wie der vornehmste Deutsche sagen würde: „daß Sie meiner Einladung gefolgt sind"; ferner: „er hat *ihrer* (nämlich der Freunde) überall", wo man in der deutschen Umgangssprache nicht einmal: „er hat *deren* überall", sondern: „er hat überall welche" zu hören bekommen würde. Aber wozu viel Redens und Rügens machen von diesen Sprach-Gallicismen des Satzbaues? der ganze Ausbau des Stückes ist ein einziger Kunst-Gallicismus, wenn auch der stoffliche Vorwurf desselben auf einem allgemein menschlichen Erfahrungssatze beruht. Eine junge Frau, die ihren zwanzig Jahre älteren Mann nicht gegen ihre Neigung geheirathet hat, auch von ihm sich wieder geliebt weiß, aber weil er sich angelegentlicher *um sie und für sie*, als mit ihr beschäftigt, sich von ihm vernachlässigt glaubt und nun aus Langerweile sich mit einem ihr altersnäheren Hausfreund ihres Mannes in gefährliche Tändeleien einläßt: eine derartige junge Frau brauchte nicht erst unter den Creolen gesucht zu werden; sie fand sich in aller Herren Ländern und in aller Länder Städten und Landhäusern. Auch die rücksichtslosen „guten Freunde", die gelegentlich und einzeln eingeladen, oder auch uneingeladen, auf bloße Bekanntschaftsvermuthung, auf bloße Namensvetterschaft hin, sich bei einem Geselligkeit liebenden, wohlhabenden und freigebigen Landgutbesitzer alle auf einmal einfinden und zum Dank für die gute Aufnahme ihren Gastfreund tyrannisiren: sie brauchten ebenfalls nicht bis aus Algier recrutirt zu werden; denn von dieser Species finden sich in allen Welttheilen und Erdwinkeln noch absonderlichere Exemplare als die in der Comödie des Hrn. Sardou. Erwägt man nun die anderweitigen weit hergeholten Ingredienzien und Requisiten des Stückes, die als lebensgefährlich vom Arzt verpönte Liebeserklärung, das vom Zaune gebrochene Duell wegen einer über den Zaun geworfenen Dahlia, das Cactus-Unicum, den Gartenfuchs, die Handschrift-Probe, das Zeitungs-Feuilleton, die als

Situations-Pointen und Handlungs-Hebel verwendeten Wortspiele, und was man sonst alles sich genau merken muß, wenn man den Faden der äsopisch zugestutzten Fabel des Stücks nicht verlieren will: so begreift man nicht, daß ein dramatischer Schriftsteller wie Heinrich Laube dieses französische Lustspiel nicht in freierer Bearbeitung auf deutschen Lebens- und Bühnenboden verpflanzt, oder daß er die frei umherfliegende hübsche Grundidee des Stückes nicht einfach aufgegriffen und zu einem selbständigen deutschen Original-Lustspiel verarbeitet hat. So viel ist gewiß, daß wir deutsche Original-Lustspiele von dem dramatischen und theatralischen Werthe der französischen Comödie „Nos intimes" genug aufzuweisen haben, den Franzosen aber es nicht einfällt, für ihre Bühne davon Gebrauch zu machen.

Mit der Leipziger Aufführung der „Guten Freunde" kann man zufrieden sein; gehört doch die Hauptrolle des Stückes, die des Caussade, gleich der des Regisseurs Michonnet aus „Adrienne Lecouvreur", zu den Glanzrollen des „wirklichsten Mitgliedes" unserer Bühne, des Director Dr. Förster; ja er macht im letzten Acte mehr aus ihr, als sie vom Darsteller verlangt, und doch nicht mehr, als sie verträgt. Für alle Verhältnisse und Stimmungen, die seine Rolle mit sich bringt, weiß er die richtige Haltung und Stimme zu treffen, so als Vater einer heirathsfähigen und heirathslustigen Tochter, der er nicht gestatten will, den funfzehn Jahre älteren Mann ihrer Wahl zu heirathen, während er doch selbst in zweiter Ehe ein zwanzig Jahre jüngeres Mädchen zur Frau genommen; so ferner als weitherziger Gastfreund engherziger Duzbrüder, die mit ihren hämischen Blicken und Worten in seine bombenfeste Geduld derart Bresche schießen, daß der leutselige Mann endlich aus der Haut und aus dem Hause fährt; so endlich und insonderheit als blind vertrauender Ehemann, dessen argloser Natur der Argwohn leichter ab- als einzuimpfen ist. Kurzum, alle Seiten der Rolle des Caussade erhalten durch Herrn Dr. Förster charakteristische Ausprägung. Daß Herr Senger den Doctor Tholosan und Fräulein Western die Cäcilie ebenfalls zu ihren besten Rollen und Leistungen zählen dürfen, ist keine leere Redensart; vortrefflich wissen sie namentlich die im Leben kaum mögliche Scene zu verwahrscheinlichen, wo der Arzt Tholosan Cäcilien eine therapeutisch-pathologische Vorlesung über die Herzkrankheit des Maurice hält und die leicht bethörte junge Frau wirklich mit Angst und Schrecken daran glauben macht, eine etwaige Liebeserklärung aus dem Munde ihres nur verstellt-kranken Pfleglings werde das bedenklichste Verschlimmerungssymptom seines Zustandes sein. Den falschen Patienten und falschen Hausfreund Maurice giebt Hr. Grube in allen Stadien seiner verstellten Krankheit und verliebten Gesundheit bis zu seiner mit physischer Handverstauchung verbundenen moralischen Heilung recht angemessen. Auch die Darsteller der verdrossenen, mißgünstigen und empfindlichen, dabei anspruchsvollen und rücksichtslosen übrigen Hausfreunde sind bei uns durch Hrn. Eichenwald als Marécat, Hrn. und Frau Schubert als Vigneux und Eulalie und durch Herrn Tietz als Abdallah recht befriedigend vertreten. Wahrhaft ergötzlich wissen Frl. Krössing und Frl. Räder das sich merkwürdig zusammenfindende sogenannte Engel-Pärchen des Stücks, erstere den Gymnasiasten und Engel Raphael, letztere die Zofe und Engelin Jenny sowol darzustellen als darzulaufen. Dem Frl. Tullinger als Darstellerin der Benjamine kommt es zu statten, daß das Liebesverhältniß zwischen dieser Tochter Caussade's und dem Doctor Thosolan, ihrem funfzehn Jahre älteren Erwählten, vom Verfasser des Stückes nicht als ein werdendes, sondern als ein fix und fertiges, ja ziemlich ungenirtes hingestellt ist, um der bei ähnlicher Altersverschiedenheit dennoch aus gegenseitiger Zuneigung geschlossenen Ehe zwischen Caussade und Cäcilie als verwahrscheinlichendes Gegenbild zu dienen; Frl. Tullinger darf sich demnach ohne Schädigung des so wie so wenig ausgemeißelten Charakters ihrer Rolle in ihrer ganzen muntern Ausgelassenheit zeigen, die sonst nicht immer am Platz ist. Alles in Allem genommen, kann man der hiesigen Aufführung des Stückes verhältnißmäßig gute Besetzung und gutes Zusammenspiel nachrühmen, und es ist daher kein Wunder, daß sich die „Guten Freunde" Sardou's bei ihrem Reichthum an drastischen und pikanten Situationen auch im Leipziger Theaterpublicum gute Freunde machen.

Was die neueinstudirte Aufführung des historischen Lustspiels „Pitt und Fox" betrifft, dieses beliebtesten und belobtesten unter Rudolf Gottschall's Dramen, so hat sich der Herr Verfasser selbst in seiner Eigenschaft als Leipziger Theaterrecensent dahin ausgesprochen, daß sie zu den besseren gehörte, welche demselben an hiesiger Bühne zu Theil geworden seien, ein Urtheil, das ich nicht nur mit unterschreibe, sondern dem ich noch hinzufügen möchte, daß sie überhaupt zu den besseren, ja besten Schauspielvorstellungen gehörte, welche die neue Direction unserem Theaterpublicum bis jetzt geboten. Die Besetzung war aber auch eine durchaus angemessene, denn die Hauptrollen waren naturell- und fachmäßig vertheilt, so daß der Fox des Hrn. Senger, der Pitt des Hrn. Grube, der Snoughton des Hrn. Eichenwald, auch die Herzogin des Frl. Stein, insonderheit aber der König Georg des Hrn. Dr. Förster den Eindruck der Lebenswahrheit und Geschichtstreue machten, und was den Darstellern bei der ersten Vorstellung nicht vollkommen gelungen war, gerieth ihnen desto besser bei der zweiten. Dies bezieht sich hauptsächlich auf Hrn. Dr. Förster, der seinen kurzen aber schwierigen Part in der ersten Wiederholung noch schärfer, feiner und sauberer ausprägte, als in der ersten Aufführung. Der Dichter hat diesen Georg so gezeichnet, daß derselbe ebenso wenig zu den nichts lernenden, wie zu den nichts vergessenden Königen zu rechnen ist, denn er hat ein gutes Gedächtniß für aufgefangene und erlauschte Stich- und Stichelworte, und im Wiedergeben derselben entwickelte sein Darsteller, Hr. Dr. Förster, ein wahres Meisterstück künstlichen und künstlerischen Sichbesinnens. Bewundernswerth wie des Königs Gedächtniß im wortgetreuen Hersagen ziemlich langer und nur einmal gehörter Aussprüche war auch das Gedächtniß der Papageien, welchen der Regisseur im Cabinet Snoughton's zum Worte verholfen hatte. Snoughton ist erst seit acht Tagen in London, ist eben erst, oder sagen wir seit vierundzwanzig Stunden mit dem Minister Fox und dem Advocaten Pitt auf seine Art näher bekannt geworden, und in dieser kurzen Frist haben seine in „Pitt" und „Fox" umgetauften Papageien ihren Namen rufen lernen, in Anbetracht der geschöpflichen Rang- und Bildungsstufe beider geschnäbelter Rollenträger gewiß ein musterhaftes und nachahmenswerthes Doppelbeispiel von schneller und sicherer Einstudirung zwar einsilbiger, aber doch gelernt sein wollender Rollen. Da hätte doch die Regie den gerechten Wunsch des Dichters respectiren und gleich für die erste Wiederholung behufs Wiederherstellung der gestrichenen Schluß- und eigentlichen Abschlußworte des Stücks auch den ungefiederten Darstellern einiges Um- und Zulernen vorschreiben sollen.

Max Moltke.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste. II. „Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Dies ist das Axiom der „Wandermappe", welches man sich wohl gefallen lassen kann, wenn es bei der Anregung und Unterhaltung, welche es gewährt, die künstlerischen Momente so vorzüglich zur Geltung bringt, wie dies bei dem vorliegenden Werke der Fall ist. Die „Wandermappe" ist ein Künstler- und Familienalbum mit

36 Original-Handzeichnungen in Feder und Blei, Kreide und Kohle von den bedeutendsten deutschen Künstlern der Gegenwart, durch Lichtdruck von der bekannten Firma von Römmler und Jonas in Dresden vervielfältigt und mit erläuterndem Texte versehen. Verlag von Adolf Ackermann in München, in Commission bei L. Pernitzsch, Leipzig, Goethestraße 5. Die Publication ist in ihrer Art ein ganz neues Unternehmen, welches den sogenannten unveränderlichen Lichtdruck zur Anwendung bringt, ein technisches Verfahren, welches die Zeichnung des Künstlers mit Vollkommenheit getreu dem Originale bis zur Täuschung wiederzugeben im Stande ist. Dadurch erhält das neue Verfahren eine ganz eminente Bedeutsamkeit; während alle bis jetzt in Anwendung gekommenen Vervielfältigungsarten dem Originale nur mehr oder minder ähnliche Bilder lieferten, giebt der Lichtdruck, der für die Kunst eine ganz gewaltige Zukunft hat, der ursprünglichen Schöpfung ganz concruente Copien. Der Inhalt der „Wandermappe", gleichsam einer Sammlung von Handzeichnungen, indem sie sich die Vortheile des neuen Verfahrens in bisher noch nicht gekannter Weise zu Nutzen gemacht hat, ist, wie schon hervorgehoben, ein außerordentlich mannichfaltiger, da jedes Kunstgenre darin vertreten ist, und die ernste Stimmung mit der heitersten Laune in der wohlthuendsten Weise abwechselt. Gleichzeitig erhalten wir dadurch ein Künstleralbum, in welchem die beliebtesten und bedeutendsten Vertreter deutscher Kunst vertreten sind, lauter Namen vom besten Klange, die Bürgschaft geben für die Trefflichkeit des Unternehmens.

Die „Rheinfahrt. Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, H. Wachenhusen, F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Püttner, A. und O. Achenbach, A. Baur, C. F. Deiker, W. Diez, G. Franz, F. Keller, L. Knaus, L. Ritter, G. Schönleber, C. Scheuren, Th. Schütz, W. Simmler, B. Bautier, Th. Weber, R. Jordan, L. Willraider u. Anderen. Holzschnitte von A. Cloß. Stuttgart, Verlag von A. Kröner." Vor mehr denn Jahresfrist begonnen, liegt gegenwärtig das ganze Werk in prachtvoller, von Künstlerhand entworfener und reich in farbiger Leinwand und Goldpressung ausgeführter Einbanddecke vor. Es war ein glücklicher Gedanke, nachdem Italien und die Schweiz in jüngster Zeit so vielfach zu literarischen und künstlerischen Productionen ausgebeutet worden sind, wie die zahlreichen, in neuerer Zeit erschienenen illustrirten Werke über diese Länder beweisen, auch einmal die Aufmerksamkeit den heimathlichen Stätten zuzuwenden, die wahrlich in ihrer Art nicht ärmer sind an landschaftlichen wie künstlerischen Reizen, als jene von der Natur so reich gesegneten wie zum großen Theil durch die Hand des Menschen mit unvergleichlichen Denkmalen geschmückten Orte. Endlich ist man zur Einsicht gelangt, welch reichen Schatz die deutschen Lande, und vor allen Dingen die alte Culturstraße des Rheines, bieten. So begrüßen wir mit wahrhafter Freude die „Rheinfahrt", welche uns den herrlichsten der deutschen Flüsse mit seinen reichen Natur- und Kunstschönheiten entlang führt und gleichzeitig Abstecher in die nicht minder reizenden und anmuthigen Nebenthäler des nunmehr allenthalben auf beiden Ufern von der Quelle bis zur Mündung deutschen Stromes. Das Werk ist eine würdige Verherrlichung jener westlichen Grenzmarken unseres Vaterlandes, in welchen sowol die Natur verschwenderisch ihre Gaben ausgestreut hat, wie nicht minder in ihr die Kunst zur höchsten Blüthe gelangt ist, und wo auf dem üppigen Grunde der Sage eine ebenso reiche Geschichte sich entwickelte. Durch Wort und Bild führt uns nun die „Rheinfahrt" das vielbesungene und verherrlichte Kleinod unseres Vaterlandes in seiner ganzen Größe und Schönheit, in seiner historischen und culturhistorischen Bedeutung, wie im poetischen Schmucke seiner reichen Sagenwelt vor, ein nationales Werk bildend, wie es in gleicher Weise zu Ehr' und Preis des alten Vaters Rhein noch nicht geschaffen worden ist. Künstler und Schriftsteller haben miteinander gewetteifert, ein würdiges Werk zu schaffen und die Ausführung ist in keiner Weise hinter den Absichten zurückgeblieben.

Der Beifall, dessen sich das von der Verlagshandlung von J. Engelhorn in Stuttgart herausgegebene Prachtwerk: „Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna" zu erfreuen gehabt hat, ist Veranlassung gewesen, auch die Schweiz in gleicher Weise durch Schrift und Bild zu verherrlichen. „Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden" mit Bildern von den namhaftesten Künstlern der Gegenwart ist der Titel des neuen Unternehmens, welches gegenwärtig bis zur elften Lieferung gediehen ist. Wir werden nach Vollendung des Werkes eingehender auf dasselbe zurückkommen und begnügen uns jetzt damit, nur hervorzuheben, daß der Holzschnitt in demselben, entgegengesetzt dem in neuerer Zeit so sehr beliebten, aber dennoch durchaus verwerflichen Verfahren, denselben aus dem Rahmen seiner Individualität herauszuführen und ihm die Behandlung und das Ansehen des Stiches zu geben, eine ebenso charakteristische wie künstlerische Ausführung erfahren hat, ein Umstand, den gewiß die schaffenden Künstler dem ausführenden Dank wissen werden, denn für den Holzschnitt gedacht, müssen die Zeichnungen auch in der Manier desselben zum Ausdruck gelangen. Es ist dies ein Vorzug, welchen das Werk vor vielen anderen hat, der aber auch bei dem vorgehend erwähnten zur Geltung gelangt. Für die Trefflichkeit des Textes bürgt der Name Woldemar Kaden's.

Als einer geschmackvollen Festgabe wollen wir noch des bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen „Weihnachtsalbums", einer reichen Sammlung der schönsten Holzschnitte, welche die „Illustrirte Zeitung" in den jüngsten Jahren gebracht, mit wenig Worten gedenken. Dieses stattliche Werk in prächtigem Einbande verfolgt den Zweck, einen Ueberblick über die bedeutendsten Werke, welche die bildende Kunst, hauptsächlich die deutsche, ohne jedoch das Ausland, wo es Gutes geschaffen, auszuschließen, in den letzten Jahren hervorgebracht hat, zu verschaffen, ohne daß darum die Antike und die Kunst des Mittelalters vernachlässigt worden wären. Sämmtliche Blätter des glänzend ausgestatteten Werkes zeichnen sich ebenso sehr durch ihre künstlerische Darstellung wie durch die effectvolle Technik des Holzschnittes aus.

Die durch ihre illustrirten Ausgaben der deutschen Classiker, Schiller's, Goethe's und Lessing's, rühmlichst bekannte G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin hatte schon durch die Herausgabe der Werke Shakespeare's ihre Aufmerksamkeit der ausländischen Literatur und zwar der der stammverwandten Engländer zugewendet. Gegenwärtig hat sie nun den gewiß glücklichen Gedanken gefaßt, Walter Scott's Romane neu übersetzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Benno Tschischwitz, dem deutschen Publicum wieder vorzuführen und zugänglich zu machen. Daß wir bis jetzt einer geschmackvollen, die allzu großen Breiten des schottischen Schriftstellers verständnißvoll vermeidenden Uebersetzung der Werke desselben haben entbehren müssen, mag zu einem guten Theil mit daran die Schuld tragen, daß der Meister der Romandichtung bei uns ziemlich in Vergessenheit gerathen ist. Wenn Jean Paul, E. Th. A. Hoffmann und Andere vom Publicum, das einst die Werke dieser Dichter mit Gier verschlungen, jetzt nicht mehr genossen sein wollen, so liegt dies in der durchaus veränderten Denk- und Sinnesweise unserer Zeit, die durchaus realistisch an der Hyperromantik einer krankhaften Periode unserer Literatur keinen Geschmack mehr finden kann. Ganz anders verhält es sich dagegen mit Walter Scott, bis ins innerste Mark gesund, giebt er uns in seinen Dichtungen ein ebenso poetisches wie treues Spiegelbild des hoch entwickelten nationalen Lebens

Schottlands mit all seinen Sonderbarkeiten, das in seiner Classicität für alle Zeiten ebenso anziehend wie genußvoll wirkt. Nur in der Form hier und da etwas veraltet bedürfen die Werke Scott's der auffrischenden Hand, was Tschischwitz in der vorliegenden neuen Uebersetzung, die nunmehr bis zum sechsten Bande gelangt ist, mit seinem Tact und viel Geschick ausgeführt hat. Die Verdeutschung ist eine fließende und geben Einleitung und Anmerkungen einen erwünschten Commentar zu den einzelnen Werken. Ein ganz besonders reiches Feld bieten die Romane Scott's dem illustrirenden Künstler, der es denn auch nicht versäumt hat, sich diesen Vortheil zu Nutzen zu machen. Die Zeichnungen sind durchaus im Geiste der Dichtungen, denen sie sich eng anschmiegen, und indem sie die Situationen in künstlerischer Weise im Bilde uns vorführen, die Wirkung wesentlich erhöhen. Nach Vollendung des Werkes werden wir ausführlicher auf dasselbe zurückkommen.

„Enoch Arden" ist eine englische Dichtung der Neuzeit nach Tennyson's gleichnamigem Gedichte in's Deutsche übertragen von Adolf Strodtmann und illustrirt von Paul Thumann. Dieser letzte Umstand ist es besonders, weshalb wir der reiz- und poesievollen Dichtung Tennyson's hier Erwähnung thun, der Thumann mit eben soviel Gemüth wie künstlerischem Vermögen im Bilde gerecht geworden ist. Wie Tennyson sich durch Enoch Arden als wahren Dichter von Gottes Gnaden zeigt, so zeigt sich Thumann durch seine Illustrationen als echten, feinfühlenden Künstler, der nicht nur für den Ausdruck der Dichtung die entsprechende Form zu finden weiß, sondern immer von seinem eigenen Ich und aus der Tiefe seines künstlerischen Empfindens ein gut Theil hinzuzufügen versteht, ohne jedoch den Geist des Originales zu verletzen, den er in Stimmung und Situation frei wiedergiebt. Zu dem ersieht man aus den Holzschnitten, deren Ausführung im Allgemeinen eine ganz lobenswerthe und tüchtige ist, welch reiche Fülle bildender Kraft dem Meister innewohnt, der, wie fruchtbar auch sein Schaffen, immer Neues und Neues producirt, ohne sich jemals zu wiederholen. Freilich bei ihm ist auch die Kunst nicht blos Angelerntes, was immer, selbst bei dem größten Talente, zum schablonenmäßigen Arbeiten führt, sondern aus dem wahren Innern des Menschen hervorgegangen, gebildet und veredelt durch fleißige Uebung und sorgfältiges Studium. Der G. Grote'schen Verlagshandlung in Berlin aber gebührt Dank sowol, daß sie uns, als wie sie uns das Werk des englischen Dichters vermittelt und dasselbe so zu einem Gemeingut der deutschen Nation gemacht hat.

Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß in demselben Verlage „Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. Achim v. Arnim und Clemens Brentano. Mit Holzschnitten von Adolf Schmitz und Alex. Zick und einer Einleitung von Gustav Wendt soeben in zweiter Auflage erschienen ist. Die Sammlung der Lieder gehört der Geschichte der Literatur an und hat daselbst seine Beurtheilung gefunden, so daß wir darüber hinweggehen können; von der neuen Ausgabe aber wollen wir nur noch erwähnen, daß sie eine ebenso correcte wie in der Ausstattung elegante ist. — Auf ein anderes Unternehmen, auf das wir später einmal zurückkommen werden, wollen wir jetzt hier nur in Kürze aufmerksam machen, es ist die Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, von welcher bis jetzt sieben Bände vorliegen und zwar: Fritz Reuter und seine Dichtungen von Otto Glogan; Till Eulenspiegel redivivus, ein Schelmenlied von Julius Wolff; Der Rattenfänger von Hameln von demselben; Horacker von Wilhelm Raabe; Theater von Friedrich Bodenstedt; In der Veranda, eine dichterische Nachlese von Anastasius Grün, und Schauspiele von Julius Wolff.

— Die Amalungen, Gedicht von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1876. — Die Grundlage dieser, Emanuel von Geibel gewidmeten bedeutenden, namentlich durch hohe Formvollendung ausgezeichneten Dichtung beruht zwar auf völlig freier Erfindung; indessen ist die Zeit der Handlung in das vollendete erste Jahrhundert nach Christus, der Ort an die gothische und dänische Küste der Ostsee bei Rügen und auf Seeland gelegt. Felix Dahn hat sich durch hervorragende poetische Gaben, insbesondere auch im Bereiche des Drama's durch treffliche Arbeiten bereits einen namhaften Ruf als Dichter erworben, welchen die gegenwärtig vorliegende Schöpfung nur zu fördern geeignet ist.

— Es ist immer dankbar anzuerkennen, wenn Humor und Satire sich darum bemühen, in der jetzigen vielfach bedrängten und von Sorgen umwölkten Zeit erfreuende Sonnenblicke zu eröffnen, wie es der bei Otto Janke in Berlin in vollständig umgearbeiteter und mit neuen Beiträgen von Richard Schmidt Cabanis versehene neu herausgekommene „große Struwwelpeter" für Kinder von 7—77 Jahren sich vorgenommen hat. Die Gegenwart ist indeß wol nicht reich genug an Stoffen, geeignet für die heitere humoristische Auffassung und verlockt vorwaltend zur Satire, welche Einflüsse auch die von J. Ehrentraut dazu gelieferten neuen Illustrationen sich nicht entziehen konnte.

— Unsere landwirthschaftlichen Leser machen wir beim Jahreswechsel auf zwei Zeitschriften ihres Faches aufmerksam, die wir mit gutem Gewissen ihnen empfehlen können, beide von demselben Herausgeber, Dr. Richard Biedermann, bearbeitet und in derselben Verlagshandlung — H. Schmidt u. C. Günther hier — erschienen. Die eine, „Biedermann's Centralblatt für Agriculturchemie und rationellen Landwirthschaftsbetrieb, referirendes Organ für naturwissenschaftliche Forschungen in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft" (jährl. 12 Hefte à 5 Bogen, Preis 20 Mark) eignet sich mehr für den größeren und wissenschaftlich vorgebildeten Landwirth, sowie für den Agriculturchemiker, sodann aber auch für Bibliotheken landwirthschaftlicher Schulen und landwirthschaftlicher Vereine als eine Fundgrube von Material für Vorträge und zur Weiterbildung der Lehrer. Die zweite, kleinere, die in nur 1 Bogen monatlich erscheint und nur 3 Mark im Jahre (in größeren Partien noch viel weniger) kostet, „Biedermann's Rathgeber in Feld, Stall und Haus" ist ein kurzer, populärer und namentlich das unmittelbar praktisch Anwendbare enthaltender Auszug aus jener größeren Zeitschrift, ein wahrer „Rathgeber" des Landwirths, insbesondere des kleineren, dem weniger vielseitige Mittel der Selbstbelehrung zu Gebote stehen, für alle Vorkommnisse seiner Land- und Hauswirthschaft. Als ein unverwerfliches Zeugniß für die Brauchbarkeit beider Zeitschriften gerade als Bildungsmittel für den Landwirth kann es wol angesehen werden, daß der Herausgeber derselben wegen dieser seiner Zeitschriften schon viermal auf „Ausstellungen landwirthschaftlicher Lehrmittel" — zu Bremen 1874, zu Mödling bei Wien 1875, zu Amsterdam und zu Papenburg 1876 — durch Ehrenpreise ausgezeichnet worden ist.

Dresden, 20. Dec. Die Nr. 10 des „K. Sächs. Justizministerial-Blattes" ist gestern ausgegeben worden und enthält zwei General-Verordnungen des K. Justizministeriums, betreffend a) vom 4. Dec. c. die Einführung eines einheitlichen Papierformates und b) vom 28. Nov. c. die Desinfection der Gerichtsgefängnisse nebst Anweisung für den Gebrauch der Süvern'schen Desinfectionsmasse in den Gefängnissen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

№ 104. Donnerstag, den 28. December. 1876.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Gemüsebaues.

Von Dr. W. Löbe.

(Schluß.)

Im Großherzogthum Baden sieht man an der Bergstraße viele Felder mit Gartengewächsen besetzt. Dieser als Nebengeschäft von den weiblichen Familiengliedern betriebene Gartenbau leistet für das Nahrungswesen dem Landwirthe die besten Dienste.

Außerdem wird ausgedehnter Feldgemüsebau betrieben in dem Paradiese bei Constanz, in Frankenthal, Zeiskam, Lampertheim (hier vorzüglich Kopfkohl), Niederbühl und Forch bei Rastatt (Meerrettig). Lange Zeit glaubte man, daß nur in den Fluren dieser Ortschaften guter Meerrettig erbaut werden könne; der Vorstand des landwirthschaftlichen Bezirksvereins sah aber ein, daß der einträgliche Meerrettigbau auf den ganzen Bezirk ausgedehnt werden könne, und infolge dessen verbreitete er sich auch bald auf die Nachbargemeinden. Aber trotz der Erweiterung des Anbaues findet das Product rasche Abnahme zu guten Preisen. Händler holen es aus den Productionsorten und bringen es in das Ausland. Der Meerrettig geht aus der erwähnten Gegend rheinabwärts bis Holland und weiter, rheinaufwärts in die Schweiz, auch in das Innere Frankreichs und nach Württemberg. Der Meerrettigbau hat sich so vortheilhaft erwiesen, daß er mehr als jede andere Cultur einbringt. Es sind schon Fälle vorgekommen, daß Meerrettigbauer in einem Jahre so viel aus dem Verkauf des erbauten Meerrettigs gelöst haben, als die Kaufsumme des Feldes betrug. In neuerer Zeit betreibt man in den genannten Ortschaften neben dem Meerrettigbau auch noch einen sehr einträglichen Möhrenbau.

In dem Anbau von Gartenbohnen zeichnet sich besonders Handschuchsheim aus. Die einzelnen Familien verwenden zu diesem Bau ⅛ — ¼ Morgen Landes in der Nähe des Dorfes. Besonders wird diese Cultur von Leuten betrieben, welche Kinder besitzen, die mit Hand anlegen können.

Im Spargelbau auf dem Felde zeichnen sich namentlich die Ortschaften Rohrbach, Weinheim und Schwetzingen aus. Besonders großartig ist die Spargelcultur in letzterem Orte. Es befinden sich daselbst mehr als 100 Spargelbauer, welche auf einer Fläche von ungefähr 33 Morgen ca. 60,000 Stück Spargel erzeugen. Von diesen Züchtern besitzt der eine 3000, der andere 2370 Stöcke; überhaupt bauen 17 jeder über 1000 Stöcke. Da man per Morgen 1800 Stöcke und den mittlern Ertrag eines Stockes zu ¾ Pfund annimmt, so ergiebt sich ein Erntequantum von 1350 Pfund per Morgen und von 450 Centner von den gesammten Spargelländereien. Berücksichtigt man, daß der Spargelbau fast nur in dem magersten Sandboden stattfindet, so kann der Rohertrag von 11,250 fl. im Ganzen oder 337 fl. per Morgen ein wahrhaft enormer genannt werden. Der Spargelbau nimmt deshalb auch von Jahr zu Jahr zu.

Ein anderes für die hohe Einträglichkeit des Feldgemüsebaues laut redendes Beispiel möge hier noch eine Stelle finden. Ein Landwirth besaß ein Gütchen von 67 Morgen zu Tauringen im Odenwalde, das ihn mit seiner zahlreichen Familie wol ernährte, aber nicht in die Lage versetzte, für die Seinigen etwas zu thun. Deshalb verkaufte er es für 11,000 fl. und erwarb sich in der Nähe der Eisenbahn 14 Morgen nasses Wiesenland für 3000 fl., das er mit einem Kostenaufwand von 650 fl. sofort drainirte, und zwar in der Art, daß auf den Morgen Landes in geeigneter Entfernung zwei Wasserbehälter kamen. Der ganze Complex wurde dann in Grabeland umgewandelt. Binnen 12 Jahren lieferte es einen baaren Ueberschuß von 31,000 fl. Die Hauptcultur besteht in dem Anbau von Spargel, Blumenkohl, Bohnen, Gurken und Zwiebeln. Ständige Abnehmer der Gemüse sind die Gasthöfe in den großen Städten; außerdem besorgen Agenten in den kleinern und kleinen Städten den Verkauf der Gemüse. Es sind schon Jahre gewesen, wo der Morgen Spargel einen Reinertrag von 500 fl. und der Morgen Blumenkohl sogar einen reinen Ertrag von 700 fl. geliefert hat.

Im Großherzogthum Hessen wird der Gemüsebau am ausgedehntesten in Gonsenheim und Mombach bei Mainz betrieben. In Gonsenheim wird in losem Sandboden durch Fleiß und Beharrlichkeit der Bebauer eine große Menge der vorzüglichsten Gartenproducte gewonnen, wie sie sonst nur der üppigste Boden und die beste Pflege zu liefern im Stande sind. Man erzeugt daselbst Kohlköpfe von 28 Pfund, Kohlrabi von 8 Pfund Gewicht, Blumenkohl von mehr als 1 Fuß Durchmesser. Nur da, wo die fleißige Hand des Gärtners die Vegetation auf dem von Natur sehr armen Boden unterstützt, zeigt sich dieselbe üppig, und zwar infolge tüchtiger Bearbeitung, Bodenmischung, öfterer und starker Düngung und fleißigen Begießens. Nächstdem wird ein hoher Ertrag wesentlich mit dadurch erzielt, daß man den Boden nie ruhen läßt, daß man in einem Jahre von denselben Beeten mehrere Ernten verschiedenartiger Gemüse zieht.

Ein Morgen dieses Bodens, welcher infolge seiner natürlichen Beschaffenheit kaum eine gute Roggenernte giebt, wird um den ungeheuern Preis von 4000 fl. gekauft, während er zu Ende des vorigen Jahrhunderts für 350 fl. gekauft wurde. Die Seelenzahl betrug in Gonsenheim im Jahre 1790 1046, und es waren damals ungefähr 50 Morgen mit Gemüse bebaut. Im Jahre 1850 dagegen belief sich die Seelenzahl auf 2260, und es waren 200 Morgen öde, vom Winde zusammengetragene Sandhügel und Wiesen in Gemüseland umgewandelt. Durch fleißiges Düngen mit animalischem Dünger, welchen die Gärtner hauptsächlich aus Mainz beziehen, haben es die Besitzer dahin gebracht, daß sie ihre Felder jährlich mit 6—7 verschiedenen Gemüsearten anbauen

und daß ein Feld nicht einen halben Tag leer liegt. Die vorherrschend angebauten Gemüsearten sind: frühes und spätes Weiß- und Rothkraut, früher und später Wirsing, Glaskohlrabi, Rosenkohl, früher und später Blumenkohl, großer grüner Winterkohl, Mangold, Spinat, Möhren, Sellerie, Zwiebeln, Rettige, Gurken, Bohnen, Erbsen, Spargel, Salat, Endivien, Artischocken, Kerbelrüben, Rapunze. Außer dem Gemüsefelde befinden sich in der Gemarkung noch ca. 2400 Morgen Ackerland, von denen ungefähr die Hälfte abwechselnd zum Gemüsebau benutzt wird, so daß der Acker in dem einen Jahre mit Getreide oder Viehfutter, in dem andern Jahre mit Gemüse, namentlich Möhren, Weiß- und Rothkraut, Wirsing, Bohnen, Zwiebeln angebaut wird. Der Ertrag von den Gemüsefeldern beläuft sich um wenigstens 250 Proc. mehr als früher.

Auch in Mombach findet man einen vorzüglichen Gemüsebau auf dem Felde. Der Werth des Bodens daselbst ist seit dem Jahre 1830, wo er für 400 fl. verkauft wurde, auf 2600 fl. gestiegen. Auch hier hat man magerem Sandboden die üppigsten Gemüsefelder abgewonnen.

In Offenbach hat man durch den Anbau der Riesenzwiebel 800 fl. vom Morgen erzielt und für die Ernte sehr willige Abnehmer gefunden.

Werfen wir noch einen Blick auf das Ausland, zunächst auf Böhmen. Am ausgedehntesten wird hier der Gemüsebau auf dem Felde in der Gegend von Saaz, Kaaden, Budweis und Eger betrieben. Bei Saaz sind auf dem Alluvium der Egerufer 350 Joch mit Gemüsen: Gurken, Kohlrüben, Petersilie, Sellerie, Möhren, Kürbisse, Zwiebeln, Knoblauch angebaut. Der Ertrag der Gurke erreicht daselbst in guten Jahren die Zahl von 300,000 Schock, welche zum großen Theil in das böhmische und sächsische Erzgebirge ausgeführt werden. Der jährliche Ertrag von den Gurken allein beziffert sich auf 40,000—60,000 fl. Der Gemüsebau in Saaz beschäftigt gegen 600 Familien. Es giebt im Saazer Kreise mehrere Landwirthe mit einem Besitz von 50—60 Joch Ackerland, welche Gemüsebau im Großen betreiben und staunenswerthe Resultate erzielen. Theils bauen sie das Gemüse auf dem Felde ohne eine landwirthschaftliche Zwischenfrucht, theils in den Hopfenanlagen als Zwischenfrucht. In einem Falle wurden auf ca. 2000 Quadratklafter Hopfenanlage, die in den Zwischenräumen mit Gurken, Kopfkohl und Kohlrabi bepflanzt waren, 610 Schock Gurken für 240 fl. und 10 Schock Kohlrabi und Kopfkraut für 30 fl. geerntet und verkauft; mithin trug dieser Zwischenbau in einem Jahre 270 fl. ein. Da sich die Culturkosten nur auf 38 fl. beliefen, so verblieb ein Reingewinn von 232 fl. Dieser hohe Nebenertrag hat Veranlassung gegeben, daß nun auch ausschließlicher Gemüsebau auf dem Felde betrieben wird.

Die Gemüseländereien um Budweis liefern jährlich für 60,000 fl. Producte. Einzelne dieser Ländereien werden zu dem Preise von 1000 fl. das Joch verkauft.

In und um Eger giebt es 300 Gärten, welche zum größten Theil verpachtet sind. Die Pächter zahlen für das Joch 70—80 fl. Pachtzins, was einen Grundwerth von 3500—4000 fl. pr. Joch voraussetzt. Man erbaut jährlich außer andern Gemüsen 18,000 Schock Kopfsalat. Der Erlös des gesammten Anbaues beträgt jährlich gegen 120,000 fl.

Bei Prag, um Königgrätz, Leitmeritz, Teplitz, Karlsbad, Aussig, Tetschen, Kommotau wird ebenfalls Gemüsebau in größerer Ausdehnung und mit sehr lohnendem Erfolg betrieben. In der Umgegend von Prag züchtet man hauptsächlich Möhren und Petersilienwurzel, und zwar in großem Umfange. Insbesondere in der Richtung nach Nusl sieht man auf den Feldern nichts weiter als diese beiden Gemüsearten angebaut. Gewöhnlich wird das Land in Loose von 800 Quadratklafter getheilt und verpachtet. Beide Wurzelgemüse werden in der Regel gemischt angebaut, um einen höheren Ertrag zu erzielen; auch säet man Spinat dazwischen.

Die in Böhmen am meisten angebauten Gemüsearten sind: Blumenkohl, Kopfkohl, Welschkohl, Blattkohl, kleine und große Steckrübe, weiße Rübe, Kohlrübe, Möhre, Petersilie, Sellerie, Radieschen, Rettig, Meerrettig, Spinat, Kopfsalat, Endivie, Rapunze, Gartenkresse, Brunnenkresse, Kerbel, Zwiebel, Schalotte, Porrè, Schnittlauch, Spargel. Die jährliche Ausfuhr an Gemüsen beträgt 177,158 Ctr.

In Holland ist besonders der Gurkenbau in der Umgegend von Rotterdam hervorzuheben. Alljährlich werden Gurken in Unmassen nach England ausgeführt.

In Belgien macht der Gemüsebau auf dem Felde wegen seiner hohen Einträglichkeit mit jedem Jahre größere Fortschritte. Bereits im Jahre 1856 nahm derselbe ein Areal von 34,981 Hektar ein, und der Hektar lieferte einen durchschnittlichen Reinertrag von 3600 Francs. Flandern und besonders Brügge und Umgegend ist es, wo der Gemüsebau blüht. Die Producte desselben werden in großen Massen nach England ausgeführt.

In Frankreich nimmt der Gemüsebau um Paris und der Bannmeile eine Fläche von 1380 Hektar ein, welche 9000 Menschen und 1700 Pferde beschäftigt. Zur Bestellung der Gemüseländereien brauchen die Gärtner jährlich 1,800,000 Francs für Dünger, nehmen aber auch nicht weniger als 13½ Mill. Francs für verkauftes Gemüse ein.

Weiter ist der Gemüsebau von Bedeutung in Saint-Cloud und Umgebung, von wo jährlich nach Paris 1½ Mill. Pfd. Blumenkohl und 600,000 Pfd. Löwenzahn zu dem Geldbetrag von 200,000 Francs ausgeführt werden; ferner in Bordeaux, Angers und Anjou. Bordeaux, das durch die Eisenbahn der Stadt Paris ziemlich nahe gerückt ist, führte im Jahre 1862 während der Zeit vom 13. April bis 30. August gegen 300,000 Ctr. Gemüse nach Paris. Später steigerte sich die Ausfuhr bedeutend; denn es wurden aus dem Departement der Gironde 60,000 Ctr. Gemüse alljährlich auf der Eisenbahn nach Paris geschafft. Zu Schiffe führte Bordeaux in den 1860er Jahren jährlich 135,000 Ctr. frische und getrocknete Gemüse aus. Der größte Theil dieser Gemüse sind Frühgemüse, namentlich Erbsen, welche in ungeheuren Mengen nach Paris geschafft werden, wo man sie Mitte April mit 50 Francs den Ctr. bezahlt. Der Transport nach Paris geschieht gleich nach Mitternacht, so daß die Waare an den Verkaufsort anlangt, ehe die Sonne aufgeht. In der Erbsensaison werden täglich Tausende von mit Erbsen angefüllten Säcken nach Paris verladen.

Sehr bedeutend ist auch die Ausfuhr von Gemüse aus Angers. In den Monaten März und April jeden Jahres werden dahin versendet ca. 16,000 Ctr. Blumenkohl, 13,000 Ctr. junge Erbsen, 500 Ctr. grüne Bohnen, 300,000 Stück cultivirter Löwenzahn.

Aus Anjou und Umgegend werden jährlich 6000 Ctr. Löwenzahn nach Paris gesendet und daraus 70,000 Francs gelöst.

In England haben einige größere Landwirthe die Spatencultur im Großen ausgeführt, um der zahlreichen Bevölkerung in der Nähe umfangreicher Städte, welcher die Mittel oder die Gelegenheit fehlte, ihre Subsistenz zu sichern, Beschäftigung zu geben. In einem Falle betrug die mit dem Spaten bearbeitete Ackerfläche 50 Acres, in zwei anderen Fällen über 200 Acres. Außer Getreide wurden auf dem gegrabenen Felde Gemüse, namentlich Rüben- und Kohlarten, angebaut, und der Ertrag war sehr lohnend.

In Nordamerika hat sich dasselbe System in verschiedenen kleinen Wirthschaften eingebürgert. In Neuengland besteht eine der productivsten Wirthschaften aus nur 7 Acres, und der Besitzer verkauft davon jährlich bis zu 2500 Dollars und wird ein reicher Mann. Er wohnt einige englische

Meilen von einem guten Markte entfernt, und durch seine Betriebsamkeit und seinen Fleiß gewinnt er bisweilen fünf Ernten in einem Jahre von demselben Lande.

Die Beispiele eines ausgedehnten Feldgemüsebaues könnten noch vervielfältigt werden, doch dürften die angeführten um so mehr genügen, als sie unwiderleglich darthun, daß keine andere Wirthschaftsweise so hohe Erträge — rohe sowol als reine — zu erzielen im Stande ist, als der Gemüsebau, vorausgesetzt, daß derselbe rationell betrieben wird. Möchten die angeführten Beispiele zu sehr häufiger Nachahmung anspornen!

Dazu gehören freilich vor Allem Kenntnisse eines rationellen Betriebes des Gemüsebaues. Dieselben können vermittelt werden theils durch Curse, theils durch Schulen.

In der Abhaltung von Cursen ist Madretsch in der Schweiz in neuester Zeit mit einem guten Beispiel vorangegangen. Der Curs, zunächst für Frauen und Jungfrauen aus dem Stande der Landwirthe bestimmt, dauert von Anfang April bis Anfang Juli. Er zerfällt in einen theoretischen und in einen praktischen Theil. Der erstere umfaßt die Eintheilung der Gemüse, Lage des Bodens, Dünger, Rajolen, Aussaat in das freie Land, Saat in Mistbeete, Piquiren, Anbau der einzelnen Gemüsearten, Feinde der Gemüse und deren Tilgung, Botanik 2c. Der praktische Unterricht besteht in der Anleitung zur sachgemäßen Ausführung der verschiedenen beim Gemüsebau vorkommenden Arbeiten.

Auch in Württemberg geht man damit um, für junge Leute männlichen und weiblichen Geschlechts derartige Curse ins Leben zu rufen.

Neben denselben könnten und sollten aber auch noch besondere Gemüsebauschulen gegründet oder vereinigte Obst- und Gemüsebauschulen errichtet werden, sei es auf Kosten des Staats oder der einzelnen Kreise.

— Der Kirchenbau im Werke der Gustav-Adolfstiftung. Festpredigt bei der Jahresfeier des Leipziger Hauptvereins der Gustav-Adolfstiftung in Rossen, gehalten von G. Leonhardi, Pfarrer in Zschaitz. Leipzig 1876, Hinrichs. Unter den mancherlei Gustav-Adolffestpredigten nimmt diese eine hervorragende Stelle ein. Der als kräftiger Zeuge des Evangeliums, als geschickter und gewandter Homilet und zudem durch verschiedene, sinnige literarische Arbeiten rühmlich bekannte Verf. hat auch hier seine Gabe bewährt, und legt auf dem Grunde kirchlichen Schriftchristenthums mit weitherzigem Sinn und beredtem Wort ein warmes Zeugniß für die Sache des Gustav-Adolfvereins ab.

— Die Feld-Sanität. Zwei Vorträge, gehalten im militair-wissenschaftlichen Vereine in Lemberg von Dr. W. Derblich, k. k. Stabsarzt. Teschen, 1876. Verlag der Buchhandlung für Militair-Literatur Karl Prochaska. — Der Titel dieses Buches klingt so sachmännisch exclusiv, daß durch denselben möglicherweise selbst militairische Leser sich verschüchtern lassen, geschweige denn erst solche, welche den kriegerischen Dingen, eo ipso, ein minder lebhaftes Interesse, und auch dieses nur bedingungsweise, entgegen zu bringen gewöhnt sind. Sollte unsere Befürchtung zutreffen, so würden wir dies in der That sehr bedauern, denn das Werkchen des k. k. Stabsarztes Dr. Derblich bietet wirklich, und zwar in recht ansprechender Form, viel Wissenswürdiges und Interessantes, nicht nur für den Fachmann allein, sondern für die Gebildeten aller Stände, sofern sie nur Mitgefühl besitzen für die Leiden Derjenigen, die dem Vaterlande Gesundheit und Leben willig zum Opfer bringen. Das Buch des Dr. Derblich gliedert sich in zwei Vorträge, deren erster im Großen und Ganzen alles Dasjenige bespricht, was von den ältesten historischen Zeiten bis zur Gegenwart auf militair-sanitairem Gebiete geleistet wurde, während der zweite sich lediglich mit den jetzigen Einrichtungen der Feld-Sanität, wie sie sich namentlich seit dem letzten deutsch-französischen Kriege, infolge ebenso gründlicher als unablässiger Studien und Versuche, zu wahrhaft imponirender Vollkommenheit entwickelt haben, befaßt. In seinem ersten Vortrage schildert Dr. Derblich, nachdem er ein wenig eilig über die entlegenere Vergangenheit hinweg geschritten ist, desto eingehender und, wie uns bedünken will, mit etwas gar zu düsteren Farben, die Mängel der sanitairen Einrichtungen in den europäischen Kriegsheeren während der zuletzt verflossenen fünfzig Jahre. Wenn dieses Verdunkeln der Vergangenheit nur dazu hat dienen sollen, um die Gegenwart desto lichtvoller hervortreten zu lassen, dann allerdings wird der Leser unwillkürlich mit einer gewissen Vorsicht die glänzende Schilderung entgegennehmen, welche der Verfasser in seinem zweiten Vortrage von dem augenblicklichen Zustande der Feld-Sanität giebt. Dies verhindert aber nicht, daß dieselbe unser lebhaftestes Interesse, ja stellenweise sogar unsere volle Bewunderung erweckt. So werden des Verfassers Mittheilungen über die wahrhaft großartigen Leistungen des Deutschen und Malteser-Ordens, sowie der Marianen-Ritter in Oesterreich nicht verfehlen, die Herzen der Patrioten mit stolzer Freude zu erfüllen, und für uns Deutschen sind sie ein nicht mißzuverstehender Wink, an wem wir uns im Punkte der Opferfreudigkeit ein Beispiel zu nehmen haben. Wenn wir auch die am Schlusse seines Buches von Dr. Derblich gegebene Schilderung des Sanitätsdienstes auf den Schlachtfeldern der Zukunft für ein wenig optimistisch halten, so wollen wir doch gern einräumen, daß dieselbe für alle Diejenigen, welche darauf gefaßt sein müssen, heute oder morgen auf die Vollkommenheit unserer feld-sanitairen Einrichtungen einen großen Theil ihrer Lebenshoffnungen zu bauen, viel Tröstliches, wenn nicht gar Beruhigendes hat, und das ist, unseres Erachtens, ein Vorzug, um dessentwillen allein schon das Werkchen verdient, in allen gebildeten Leserkreisen die weiteste Verbreitung zu finden.

— Bianca Capello, Drama in fünf Aufzügen von G. Conrad. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. — Conrad, der prinzliche Tragödiendichter, entlehnte den Stoff zu diesem seinem neuesten Werke der Geschichte der Medicäer zu Florenz. Die Heldin ist die edle Tochter des Freistaates Venedig, Bianca Capello. Ihre unglückliche Ehe mit dem Florentiner Bonaventuri, ihr Erwachen zu neuem Leben an der Seite des Großherzogs von Toscana, ihr tragisches Ende — das ist der Vorwurf des nach seiner Heldin benannten Dramas. Ein echt poetischer Hauch, der selbst das, was uns sonst wol schroff berührte, verklärt, geht durch das Stück. Die Zeichnung der Charaktere ist scharf und prägnant, die Handlung spielt sich, von einer Episode im letzten Act abgesehen, im engsten Kreise glatt und sicher ab — ein Vorzug, der dem Stück auch für die Aufführung von außerordentlichem Nutzen ist, wie es ja in der That bekanntlich am Berliner National-Theater schon mit Erfolg in Scene gegangen ist. Die durchweg schöne, bisweilen sogar edle Sprache, eingeflochtene geistreiche Sentenzen machen die Lectüre des Werkes zu einer genußreichen, so daß wir diese dramatische Novität auf's Wärmste empfehlen.

* — Das zweite December-Heft von „Unsere Zeit Deutsche Revue der Gegenwart" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält: Die neueste Geschichte Spaniens. Von Wilhelm Lauser. XVI. (Schlußartikel.) — Populäre Heilkunde und persönliche Gesundheitspflege. Eine culturgeschichtliche Studie von Paul Niemeyer. II. — Die wirthschaftlichen Grundrechte des Deutschen Reiches. Von August Hermann Schreck. IV. — Anton Graf von Prokesch-Osten. Von Dietrich Baedecker. — Chronik der Gegenwart: Todtenschau.

⊙ **Gera,** Ende Dec. Unserer Saison fehlt es auch in diesem Jahre nicht an Mannigfaltigkeit. Die hervorragendsten Kunstgenüsse bietet, wie immer, der „Musikalische Verein für Gera". Der Besuch dieser Concerte ist noch gleich stark, obwol das Entrée von zwei auf drei Mark erhöht worden ist. In laufender Saison haben bereits zwei Concerte dieses Kunstinstituts stattgefunden. Im ersten wirkte Frau Schuch-Proska, kgl. Hofopernsängerin in Dresden, mit und wurden deren sämmtliche Vorträge mit begeistertem Beifall vom Publicum aufgenommen. Sie sang zunächst die Arie „Auf starkem Fittich" aus Haydn's „Schöpfung", dann eine Arie aus Rossini's „Barbier von Sevilla" und am Schlusse Lieder am Clavier von R. Schumann und J. Rietz. Die herrliche Begabung dieser Künstlerin, die ebenso vorzüglich in der Stimme als im Vortrage zum Ausdruck kommt, ist längst schon in weiteren Kreisen bekannt und darf hier nur angedeutet werden, daß wir sie nie vorher in besserer Disposition singen gehört haben, als an diesem Abend. — Als weiterer Solovortrag kam in jenem Concert das Es-dur-Concert für zwei Pianoforte von Mozart mit den Cadenzen von Moscheles zur Aufführung und zwar von unserem Concertdirigenten, Capellmeister Wilhelm Tschirch und dessen Tochter, Fräulein Helene Tschirch. Die Letztere ist zugleich Schülerin des Vaters und hat sich als solche ganz den weichen, perlend elastischen Anschlag, sowie die verständnißvolle Vortragsweise und die technische Durchbildung des Vaters zu eigen gemacht. Diese vollendete Uebereinstimmung im ganzen Tonwesen machte einen äußerst sympathischen Eindruck. Die beiden Flügel waren vom kgl. sächs. Hofpianofortefabrikanten Blüthner in Leipzig aus dem Pianoforte-Magazin von Böhme & Sohn in Gera. Außer den hier angeführten Solovorträgen enthielt jenes erste Concert noch zwei größere orchestrale Werke: Ouverture und Symphonie. — Das zweite Concert wurde mit Beethoven's dritter Symphonie (eroica) eingeleitet und diese recht wacker ausgeführt. Die drei verschiedenen Capellen, aus denen das Orchester des „Musikalischen Vereins" zusammengesetzt ist (die fürstliche Capelle, das Herfurth'sche Stadt- und das Militair-Musikcorps), leisten jede für sich recht Tüchtiges, ganz vorzüglich die beiden erstgenannten; sie wirken aber nur in diesen Concerten zusammen und dies stets mit einer einzigen Probe. Wenn dann im Zusammenspiel kleine, nur dem Kennerohr wahrnehmbare Unebenheiten vorkommen, so ist das lediglich diesem Umstande beizumessen. Anzuerkennen ist aber, daß die vereinten Capellen trotzdem so Treffliches leisten und spricht dies ebensowol für die Tüchtigkeit des Dirigenten als der einzelnen ausführenden Kräfte. Jener Mangel an Proben beruht auf Verhältnissen, die sich schwer aufheben lassen. An Orchesterwerken enthielt das Programm ferner die Ouverture zu der Oper „Genoveva" von R. Schumann und das I. Concert für Clarinette von C. M. v. Weber. Die Clarinettensoli wurden vorgetragen von dem fürstlichen Hofmusikus Häßner, der sich, als Meister seines Instrumentes, schon längst einen Ruf im Reiche unserer Musikkreise erworben hat. — Als auswärtige Gäste wirkten an jenem zweiten Concertabend mit: das Renner'sche Madrigalen-Quartett aus Regensburg, welches im Ganzen acht Madrigalen vortrug, componirt von Ludwig Senfl, Thomas Morley, John Dowland, Leonhard Lechner, Thomas Tallis und Hans Leo Haßler in der Zeit von 1490—1612. Diese alten Liedergesänge üben einen wunderbaren Zauber auf das Gemüth, wie harmonische Grüße aus längst verklungener Zeit. Einzelne, wie z. B. „O Elslein mein" von Senfl und „Gott b'hüte dich" von Lechner, wirken wahrhaft überwältigend, welche Wirkung durch den hinreißend schönen Vortrag noch wesentlich unterstützt wird. Jedenfalls hat Herr Renner sich ein großes Verdienst erworben, daß er diese kostbaren Perlen echt deutscher Kunst aus der Vergessenheit zog und durch Uebertragung in das zeitgemäße Notensystem dem Sängerreiche der Gegenwart zugänglich machte. — Das Theater hat seit Beginn dieser Saison aufgehört, fürstliches Hoftheater zu sein und steht unter Direction eines Herrn Sowade, der gleichzeitig das Altenburger Theater dirigirt. Derselbe hält für jede Stadt eine besondere Schau- und Lustspielgesellschaft und für beide gemeinschaftlich ein besonderes Opernpersonal. Das Letztere tritt hier wöchentlich einmal, und zwar Sonnabends, auf. Das Personal zählt einige recht schätzenswerthe Kräfte und ein gut geübtes Chor. Im Schauspiel zeigt sich gleichfalls ein gewisses Streben; die Zahl der besseren Kräfte ist indeß geringer als zur Zeit des Hoftheaters und sind diese zumeist noch von dort übergegangen, wie z. B. das Ehepaar Cabano und Herr Richter. Auch die Ausstattung erreicht, obgleich die Hoftheater-Garderobe noch vielfach zur Benützung steht, lange nicht die der ersten Jahre des Hoftheaters. Das Publicum übersieht dies aber zum großen Theil und in der Rücksicht, daß wenigstens eine, bescheidenen Wünschen genügende, Oper geschaffen worden ist. — An Concertaufführungen fanden u. A. noch statt: ein Gesangsconcert der „Capelle blinder Sänger und Sängerinnen aus Dresden". Die Leistungen waren recht anerkennenswerth; leider war aber, wegen ungünstiger Wahl des Abends und noch größerer Ungunst der Witterung, der Besuch nur schwach. — Wenig mehr Glück hatte auch Frau Niemann-Seebach mit einem, im Verein von zwei anderen Künstlern, hier veranstalteten musikalisch-dramatischen Abend. — Von den verschiedenen durch einzelne hiesige Vereine und Gesellschaften veranstalteten Aufführungen möge nur das Olympia-Concert noch Erwähnung finden, dessen Haupttheil die Composition des Vereinsdirigenten, Lehrer Weichelt hier, bildete. Sie trägt den Titel „Im Winter", ist für großes Orchester und Männergesang gesetzt und enthält einige so besonders ansprechende Nummern, daß sie auch anderen Vereinen zu empfehlen ist. — Ein erst in dieser Saison entstandener „dramatischer Verein" scheint, seiner ersten öffentlichen Production nach zu urtheilen, ein sehr wackeres Streben zu entfalten. — Von rhetorischen Abenden sind, soweit an denselben auswärtige Redner auftraten, zu nennen: Im „Kaufmännischen Verein" sprach Herr Prof. Dr. Contzen aus Zürich über die gegenwärtige Aufgabe und Bedeutung der National-Oekonomie, insbesondere für die Bildung des Kaufmanns. Im „Gewerbe-Verein" sprach Herr Prof. Dr. Birnbaum aus Leipzig über die wichtigsten Lebensmittel in Bezug auf Erzeugung, Verzehrung, Handel und Preis. Der genannte Redner hat während der letzten Monate schon je einmal im „Gewerbe-Verein", im „Kaufmännischen Verein" und im „Reichs-Verein" gesprochen und wurden dessen Vorträge von der stets sehr reich versammelten Hörerzahl mit lebhaftestem Beifall aufgenommen. — Ferner sprach noch, und zwar aus eigener Veranlassung, Herr Capitain Bade im „Reußischen Hofe" hier über seine Theilnahme an der Nordpolfahrt mit der im Eise zerdrückt gewordenen „Hansa" und sein darauf folgendes Leben unter den Eskimos. Herr Bade hat schon einmal hier mit vielem Beifall gesprochen. Seine Vorträge sind interessant und zugleich instructiv dadurch, daß er eine Menge verschiedene Geräthe und Gegenstände bei sich führt und diese als Illustration benutzt. — Bemerkenswerth ist, daß der, während der ganzen Saison auf Schloß Osterstein anwesende, fürstliche Hof sehr oft an den verschiedensten Aufführungen und Vorträgen durch seine Anwesenheit Theil nimmt und so auch das Interesse des Publicums an denselben erhöht. — Geheimerath Prof. Dr. Reuleaux hatte einen Vortrag im „Kaufmännischen Verein" hier zugesagt, wird denselben, durch Berufsgeschäfte verhindert, nun aber erst später halten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Auf die Sonntags und Donnerstags erscheinende Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, in Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließl. Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

№ 105. Sonntag, den 31. December. 1876.

Einige Bemerkungen zu §. 108 der Reichsgewerbeordnung*).

Nach §. 108 der Reichsgewerbeordnung sollen Streitigkeiten der selbständigen Gewerbtreibenden mit ihren Gesellen, Gehilfen oder Lehrlingen, die sich auf den Antritt, die Fortsetzung oder Aufhebung des Arbeits- oder Lehrverhältnisses, auf die gegenseitigen Leistungen während der Dauer desselben oder auf die Ertheilung oder den Inhalt der in den §§. 113 und 124 erwähnten Zeugnisse beziehen, von denjenigen besonderen Behörden, welche für die Entscheidung der bezeichneten Angelegenheiten bei dem Inkrafttreten der Gewerbeordnung bereits bestanden, fortgesetzt entschieden werden. Solche besondere Gewerbegerichte existirten bereits in der Rheinprovinz und in den östlichen Provinzen Preußens, in beschränkter Weise auch im Königreich Sachsen, welches durch Gesetz vom 15. October 1861, die Errichtung von Gewerbegerichten betreffend, bestimmte, daß auf Antrag der betreffenden Handels- und Gewerbekammer, der Gewerbtreibenden eines oder mehrerer Gewerbe oder der Gemeinde durch ihre Obrigkeit und Vertreter Gewerbegerichte auf Anordnung des Ministeriums des Innern errichtet werden könnten, welche privatrechtliche Streitigkeiten selbständiger Gewerbtreibender mit ihren Gesellen oder Lehrlingen, wenn der Streitgegenstand zwanzig Thaler nicht übersteige, zu entscheiden haben sollten.

Insoweit solche besondere Behörden zur Entscheidung der hier fraglichen Streitigkeiten nicht bestehen, hat nach §. 108, Abs. 2 die Entscheidung durch die Gemeindebehörde zu erfolgen. Gegen diese Entscheidung steht nach §. 108, Abs. 3 binnen zehn Tagen präclusivischer Frist die Berufung auf den Rechtsweg offen.

Aus den bezüglichen Verhandlungen des Reichstags geht mit Klarheit hervor, daß man die Gemeindebehörde um deswillen für competent zur Entscheidung von Gewerbestreitigkeiten erklärt hat, weil man angenommen hat: die Gemeindebehörde steht den Verhältnissen der Gewerbtreibenden besonders nahe, und es wird ihr daher die Vermittelung eines Vergleiches häufig gelingen. Ueberdies scheint die Abneigung gegen langwierige und unerquickliche Processe, wie solche vor den Gerichten vorkommen, das Ihrige dazu beigetragen zu haben, um die hier fraglichen Streitigkeiten, deren rasche Erledigung allerdings, soll das Interesse der Parteien in Bezug auf die Streitsache nicht ganz verschwinden, dringend geboten erscheint, der Competenz der Gerichte zu entziehen.

Gegen die Entscheidung der Gemeindebehörde steht den Parteien binnen zehn Tagen präclusivischer Frist die Berufung auf den Rechtsweg offen. Ist dieses Rechtsmittel eingewendet, so hat die Gerichtsbehörde das Verfahren von Neuem abzusetzen, die Parteien, welche an ihre früheren, vor der Gemeindebehörde abgegebenen Erklärungen keineswegs gebunden sind, vollständig zu hören, und wiederum Entscheidung zu ertheilen, gegen welche die gesetzlichen Rechtsmittel eingewendet werden können. Wenn man erwägt, daß die Parteien sich bei der ersten Entscheidung, gegen welche Rechtsmittel eingewendet werden dürfen, in der Regel nicht beruhigen und daher auch eine große Anzahl der von der Gemeindebehörde entschiedenen Streitigkeiten durch Berufung auf den Rechtsweg zur Competenz der Gerichte übergeführt wird, so wird man sich der Meinung nicht verschließen können, daß das ganze Verfahren vor der Gemeindebehörde, wenn Berufung auf den Rechtsweg eingewendet wird, eine vergebliche Arbeit gewesen sei. Uebrigens ist, wenn Berufung auf den Rechtsweg eingewendet worden ist und gegen die Entscheidungen der Gerichtsbehörden noch appellirt wird, das Verfahren ein überaus umständliches und langwieriges, obwol, wie schon erwähnt wurde, für thunlichste Vereinfachung des Verfahrens und rasche Entscheidung Sorge zu tragen ist. Denkt man an das Interesse, welches der Gehilfe an Auszahlung des fälligen Lohnes oder an Ausstellung eines Zeugnisses, oder an das Interesse, welches der Arbeitgeber an Fertigstellung einer vom Gehilfen begonnenen, von diesem jedoch unfertig liegen gelassenen Arbeit hat, so bedarf die Nothwendigkeit schnellen Verfahrens und möglichst weniger Instanzen keiner weiteren Begründung.

Die in §. 108 befindliche Bestimmung, daß die vorläufige Vollstreckung durch Berufung auf den Rechtsweg nicht aufgehalten werden soll, scheint zwar auf den ersten Blick die oben ausgesprochene Ansicht, das Verfahren vor der Gemeindebehörde sei, wenn gegen die Entscheidung derselben Berufung auf den Rechtsweg eingewendet wird, vergeblich gewesen, zu widerlegen und der gemeindebehördlichen Entscheidung, wenn dieselbe gleich noch nicht in Rechtskraft übergegangen ist, wenigstens einen vorläufigen Nachdruck zu verleihen.

Allein von der Befugniß, auf Grund einer solchen nicht rechtskräftigen Entscheidung die Hilfe vorläufig vollstrecken zu lassen, wird in der Praxis nur selten Gebrauch gemacht werden, da man sich dadurch nach Befinden einer schweren Verantwortlichkeit aussetzen würde. Es mag hierbei nur an den Fall erinnert werden, wenn die Gemeindebehörde einen Gehilfen, weil er ohne vorherige Kündigung und ohne gesetzlichen Grund das Arbeitsverhältniß verlassen habe, zur Fortsetzung der Arbeit verurtheilt, der Gehilfe aber hiergegen Berufung auf den Rechtsweg eingewendet hat. Daß in einem solchen Fall die Durchführung von Zwangsmaßregeln gegen den Gehilfen überaus bedenklich sein würde, da ein späteres rechtskräftiges Erkenntniß der Gerichtsbehörde möglicher Weise zu Gunsten des Gehilfen entscheidet, bedarf keiner weiteren Begründung. Bedenkt man ferner, daß die in §. 108 erwähnten Streitigkeiten sich von anderen privatrechtlichen Streitigkeiten nicht unterscheiden und daß die lang ersehnte Trennung der Justiz von der

*) Indem die Redaction obigen Aufsatz zum Abdruck bringt, verwahrt sie sich gegen die etwa daraus zu ziehende Schlußfolge, daß sie mit allen in dem fraglichen Aufsatze ausgesprochenen Ansichten einverstanden sei. D. R.

Verwaltung sonst fast allenthalben völlig durchgeführt ist, so erscheint es doch bedenklich, der Gemeindebehörde, welche Verwaltungsbehörde ist, die Function einer Justizbehörde zu übertragen. Das sächsische Gewerbegesetz von 1861 erkannte im Princip unbedingt an, daß die hier fraglichen Streitigkeiten von den Justizbehörden entschieden werden sollten (§. 103 des Gewerbegesetzes von 1861) und verordnete in §. 104, daß Streitigkeiten, deren Gegenstand 20 Thaler nicht übersteige, von der Verwaltungsbehörde, aber auch nur dann, wenn der Kläger darauf antrage, entschieden werden sollten. Unter den gleichen Voraussetzungen sollten Gewerbegerichte an Stelle der Verwaltungsbehörden entscheiden. Es mag hierbei nicht unerwähnt gelassen werden, daß bei der Verhandlung über Streitigkeiten, welche aus dem Arbeitsvertrag herrühren, häufig Fragen vorkommen, welche eine sehr verschiedene rechtliche Auffassung gestatten und denen der Verwaltungsbeamte, da er in dergleichen Angelegenheit sonst keine Uebung hat, im Allgemeinen weniger gewachsen sein wird als der Justizbeamte.

Nach §. 108, Abs. 4 können durch Ortsstatute an Stelle der in §. 108, Abs. 1 und 2 geordneten Behörden Schiedsgerichte mit der Entscheidung betraut werden. Dieselben sind nach Vorschrift der Reichsgewerbeordnung durch die Gemeindebehörde unter gleichmäßiger Zuziehung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu bilden. Da dies die einzige Bestimmung der Reichsgewerbeordnung in Bezug auf die Einrichtung von Schiedsgerichten ist, so bleibt alles Weitere, z. B. ob und inwieweit die Gemeindebehörde selbst unmittelbar in diesen Schiedsgerichten vertreten, ob diese Gerichte reine Laiengerichte sein, oder ob Rechtsgelehrte mitwirken, ob die Entscheidungen definitiv, oder ob dagegen Rechtsmittel, insbesondere die Berufung auf den Rechtsweg zulässig sein sollen, der ortsstatutarischen Feststellung überlassen. In letzterer Beziehung ist zu erwähnen, daß das Recht zur Berufung auf den Rechtsweg gegen die Entscheidung der Gemeindebehörde durch Reichsgesetz gewährt ist, daher durch Particulargesetzgebung oder Ortsstatuten nicht aufgehoben oder abgeändert werden kann. Bei den durch Ortsstatut errichteten Schiedsgerichten können aber allerdings Berufung auf den Rechtsweg und andere Rechtsmittel ausgeschlossen werden, wie dies z. B. bei dem Gewerbe-Schiedsgericht zu Dresden insofern wirklich geschehen ist, als die Entscheidungen dieser Behörde nur insoweit angefochten werden dürfen, als dies nach §. 1426 des sächsischen bürgerlichen Gesetzbuches gegen den Ausspruch eines Schiedsrichters zulässig ist, auf welchen die Parteien compromittirt haben.

Wenn wir schon oben unsere Bedenken dagegen ausgesprochen haben, daß eine Verwaltungsbehörde privatrechtliche Streitigkeiten entscheiden, also als Justizbehörde fungiren soll, so können wir uns auch damit nicht einverstanden erklären, daß der Gemeindebehörde die Errichtung und Organisation von Schiedsgerichten, welche civilrechtliche Ansprüche zu entscheiden haben, in §. 108, Abs. 4 nachgelassen worden ist. Nach unserem Dafürhalten ist die Einsetzung solcher Gerichte und die Anordnung des Verfahrens vor denselben lediglich Sache der obersten Justizbehörden. Der Umstand, daß eine Verwaltungsbehörde die mit dem Arbeitsverhältniß unmittelbar zusammenhängenden civilrechtlichen Streitigkeiten selbständiger Gewerbtreibender mit ihren Gesellen, Gehilfen oder Lehrlingen entscheiden, bez. besondere Gerichte, an denen sie sich in der Regel hervorragend betheiligen wird, hierfür errichten darf, führt nur allzuleicht zu dem überaus bedenklichen Irrthum, daß vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit aus entschieden werden soll.

Die in §. 108 für Schiedsgerichte angeordnete gleichmäßige Zuziehung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern hat sich in der Praxis als vorzüglich bewährt. Denn es ist nicht zu verkennen, daß Laien bei Verhandlung und Entscheidung der hier fraglichen Streitigkeiten überaus segensreich wirken können, da sie, zumal wenn sie dem Gewerbe der Parteien angehören oder nahe stehen, die einschlagenden Verhältnisse genau kennen und in der Lage sind, zugleich als Sachverständige ihre Meinung zu äußern.

Allein für reine Laiengerichte, welche auf dem Reichstag von mehreren Rednern, besonders aber von Lasker empfohlen wurden, vermögen wir uns nicht zu erwärmen. Uns scheint vielmehr, da die Entscheidungen entschieden auf gesetzlicher Grundlage beruhen müssen, wenn nicht eine vollständige und überaus bedenkliche Rechtsunsicherheit eintreten soll, die Parteien auch ihre Streitigkeiten nach dem Gesetz entschieden haben wollen, die Mitwirkung eines Rechtsgelehrten unerläßlich, welcher als Vorsitzender die Verhandlung leitet, die streitigen Punkte feststellt und die Parteien in ihren Angaben unterstützt. Von den Laien ist aber in hohem Grade zu wünschen, daß dieselben sich mit den einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen und rechtlichen Grundsätzen thunlichst bekannt machen und ihr Urtheil auf Grund freier Ueberzeugung fällen. Hierbei ist selbstverständlich Urtheilsfähigkeit, Unparteilichkeit und Unabhängigkeit des Laienelementes die nothwendige Voraussetzung. Ist nun gar die Entscheidung eines Schiedsgerichts eine definitive, so ruht auf den Mitgliedern desselben eine große Verantwortlichkeit. Inappellabilität von Schiedsgerichten ist entschieden zu empfehlen; freilich ist dabei vorausgesetzt, daß die Zusammensetzung dieses Gerichts für gerechte Rechtsprechung die nöthigen Garantien bietet. Eine Cassationsinstanz muß allerdings existiren, auch wenn die Einwendung ordentlicher Rechtsmittel ausgeschlossen ist. Denn wenn z. B. das Schiedsgericht, welches definitiv entscheidet, eine Streitigkeit entschieden hat, obwol es hierzu unzuständig war und der Beklagte sich dieser Competenz weder ausdrücklich, noch stillschweigend unterworfen hat, so muß die Füglichkeit gegeben sein, die hiernach vorliegende absolute Nichtigkeit der Entscheidung geltend zu machen.

Nach unserem Dafürhalten würde eine höhere Justizbehörde über eine eingewendete Nichtigkeitsbeschwerde zu befinden und nöthigenfalls das Urtheil zu cassiren haben. Der vorgesetzten Verwaltungsbehörde diese Befugnisse zu übertragen, erscheint bedenklich.

Im Princip ist die völlige Unentgeltlichkeit des Verfahrens vor den Schiedsgerichten zu constatiren. Da aber bekanntlich völlige Unentgeltlichkeit des Verfahrens neben ihren Lichtseiten die Schattenseite hat, daß sie die Streitlust der Parteien weckt oder stärkt, so dürfte es sich empfehlen, dem Ermessen des Gerichts anheim zu geben, frivol streitende Parteien zur Berichtigung und Erstattung der entstandenen Proceßkosten, außerdem aber auch nach Befinden zur Zahlung einer angemessenen Entschädigung an den Gegner zu verurtheilen.

Das Amt eines Laien in einem Schiedsgericht muß unbedingt ein unentgeltliches Ehrenamt sein, wenn es nicht an Würde und Ansehen Einbuße erleiden soll. Bei den erheblichen Opfern, die mit Verwaltung des Amtes eines Schiedsgerichtsbeisitzers verbunden sind, ist es geboten, dieselben durch geeignete Vorschriften betreffs des Verfahrens vor nutzlosen Bemühungen nach Möglichkeit zu bewahren.

Vom Lago maggiore.

V.*)

Fünf besonders heilige Berge zählt man gewöhnlich im gelobten Lande, so will auch ich zum Beschluß dieser Skizzen aus meinem gelobten Lande nur fünf Berge hervorheben, die ich selbst wiederholt bestiegen, respective besucht habe, nicht nach der Reihenfolge, in der ich dies that, oder nach ihrer Lage, sondern nach dem Verhältniß ihrer Höhe und Größe, von unten nach oben aufsteigend: Monte rosso, Sasso di Ferro, Monte Motterone, Pizzo Marone und Monterosa.

Der Monte rosso, der sich, von der Stadt nur durch eine kleine Thalfläche geschieden, dicht hinter Pallanza erhebt, jeden Morgen von der Sonne prächtig angestrahlt, ist der erste, der die Besucher des grand hôtel zur Besteigung anreizt. Nur darf man den Berg nicht ohne den Schlüssel zu dem oben befindlichen Aussichtsthurm besteigen, denn er gehört zu den abgeplatteten, die an und für sich keine vollkommene Rundschau gewähren. Dann aber ist die Aussicht oben prachtvoll; sie umfaßt den See nach allen drei Seiten, besonders schön auf das so überaus reich angebaute Thal gen Intra, dann nach dem Mergozzosee und Simplon und in das Stronathal auf Orta zu. Den Monterosa sieht man hier nicht, da der Berg nur etwas über 2000 Fuß hoch ist. Ganz besonders schön treten dagegen die Mischabelhörner neben dem Simplon hervor. Die Luft hier oben ist balsamisch, sonst fehlt es aber an jeder Erfrischung. Die Erbauung einer kleinen Osterie wäre sehr am Platze, und würde lohnend sein, da der Berg füglich auch im Winter bestiegen werden kann. Herab steigt man wol am Besten über Suna, wo man in dem kleinen aber sehr reinlichen Hotel zum pesce d'oro einen lustigen Wirth, gute Unterkunft und einen vortrefflichen vino Barolo findet. Die ganze Partie erfordert für einen mäßigen Bergsteiger höchstens 5 Stunden.

Weit bedeutender, als der Monte rosso, ist der zweite der genannten Berge, der Sasso di Ferro an der östlichen Ausbuchtung des Sees über Laveno gelegen. Dieser Berg, dessen höchster Gipfel 3337 Fuß, besteht eigentlich aus 4 oder 5 Gipfeln, zwischen denen eine Art kraterförmiger Vertiefung, so daß die Annahme, es sei früher ein Vulkan gewesen, nicht gerade unwahrscheinlich klingt. Der Weg hinauf ist folgender: Man fährt nach Laveno entweder über Intra mit dem 6 Uhr Morgens von Pallanza abgehenden Dampfboot oder auch direct mit Barke, wo der Weg etwa 1 Stunde beträgt, denn der See ist dort fast am breitesten. Dicht hinter Laveno, wo man an der piazza d'independenza (Reminiscenz an das Seegefecht, welches die Oesterreicher nöthigte, die Forts über Laveno aufzugeben) landet, steigt der Weg auf einer strada buona, steile gepflasterte Straße, auf der die Eingeborenen ihre Effecten abwärts mit Schlitten fahren, fortwährend empor bis zu einer kleinen Einsattelung, auf welcher das Dörfchen Barraro liegt. Oben vor dem Dorfe fanden wir eine kleine scharmante Osterie, echt italienisch primitiv, Vorplatz mit vom Rauch geschwärzter Decke, daneben der Kuhstall, aber vor uns eine herrliche grüne Bergmatte, und auf dem Tisch trefflichen Landwein, guten Käse und die besten Salami, die ich je gegessen. Von dieser Osterie wendet sich dann der jetzt nicht mehr gepflasterte Weg nach dem vordersten, unmittelbar über dem See aufsteigenden Gipfel, den man in einer kleinen Stunde erreicht. Die Aussicht ist auch hier wieder ganz prachtvoll, vor Allem durch den fast ganz unbeschränkten Blick auf die Kette des Monterosa bis hinüber zum Simplon und den das Rhonethal einschließenden Gebirgen. Die Farbenpracht und der reiche malerische Wechsel der Landschaft ist unvergleichlich; unter sich den tiefblauen See, vor sich in nächster Nähe die leuchtenden Städtchen Pallanza und Intra, die hier nur ein Ganzes zu bilden scheinen, rückwärts den nordöstlichen Theil des Sees, fast hinauf bis Locarno, wenigstens bis Canobbio, links hinauf über den südlichen Arm des Sees hinweg die reiche lombardische Ebene, in welcher man bei hellem Wetter den Dom von Mailand erkennen soll, rechts zuerst den ganzen Monte Motterone, und weiter rechts von ihm die in strahlendstem Weiß leuchtende Kette des majestätischen Monterosa, es ist ein unvergleichliches Bild, das die geringe Mühe des Ersteigens überreich belohnt. Die Partie erfordert mit Inbegriff der Ueberfahrt hin und zurück nur 8 Stunden Zeit.

Monte Motterone heißt der lange, das ganze westliche Ufer des Sees einfassende Bergrücken, der links in die Hügelkette oberhalb Arona, rechts in den Berg mit dem großen Granitbruch oberhalb Baveno-Feriolo verläuft, und dessen höchster, fast ganz mit Gras und Farrenkraut bedeckter Gipfel sich bis zu einer Höhe von 5468 Fuß erhebt. Der Weg da hinauf ist ein Damenspaziergang, wenn auch ein etwas langer, aber nicht im mindesten beschwerlich. Von Pallanza aus fährt man zuerst per Dampfboot oder Barke nach Stresa oder Baveno. Der Weg ist von Stresa aus etwas länger aber angenehmer, zuerst durch herrlichen Kastanienwald mit prachtvollen Exemplaren von uralten Bäumen, dann etwas steil über Wiesen, zuletzt zu einer kleinen Kapelle, von wo durch eine kleine Einsattelung etwas abwärts, dann zum Gipfel. Von Baveno aus anfangs steil auf einer strada buona (der Leser weiß schon, häßlich gepflasterter Weg oder auch trocknes steiniges Flußbett), dann auf einem Fußweg, den man aber nicht auf die rechte Seite des Baches über eine Brücke hinüber verfolgen darf, endlich hinauf zu einer Art Alphütte, die ein Pferdegestüt sein soll (ich sah keine Pferde daselbst), von wo sich beide Wege von Stresa und Baveno nach dem Gipfel vereinen. Sowol das sogenannte Pferdegestüt, als vier oder fünf Sennhütten liegen zerstreut über das letzte Dritttheil des Berges, unter weithin sichtbaren Gruppen von malerischen Ahorn-, Buchen- und sogar Lindenbäumen; aber so idyllisch sich das von weitem ausnimmt, so schrecklich enttäuscht wird man an den Sennhütten selbst. Alte schmutzige Senner, die einem höchstens einen Dreibein als Sitz anbieten, und schlechte abgesahnte Milch für theures Geld ist Alles, was man da findet. Von der letzten obersten Sennhütte führt der Weg rechts ziemlich bequem erst um den Gipfel herum, dann hinauf. Rüstige Bergsteiger mögen gleich direct über die Gras- und Farrenkrauthalde steigen. Den höchsten Gipfel bezeichnen ein paar lose über einander gelegte Steine, auf welche man sich nicht einmal setzen kann. Es ist eine Schande, daß auf einem so viel besuchten Berge, dessen Aussicht an Schönheit die vom Rigi weit übertrifft, nichts, auch gar nichts für die Bequemlichkeit der Besucher gethan ist. Jetzt hat man wenigstens angefangen, einen hübschen Reitweg von Stresa aus anzulegen. — Die Aussicht vom Motterone ist hauptsächlich entzückend nach Osten durch den Vordergrund, nach Westen durch den Hintergrund. Der Vordergrund zeigt den Lago maggiore, in weit schönerer Weise, als vom Rigi den Vierwaldstädtersee, auf ihm schwimmend gleich grünen Rondelen die Borromäischen Inseln, an ihm leuchtend alle die reizenden Städte und Flecken, vor allen Pallanza; den Hintergrund im Westen bildet der Monterosa, blendend im reinsten Schneeglanz. Er tritt mit einem Male in seiner ganzen Herrlichkeit um so überraschender hervor, als man bisher im Heraufsteigen nichts von ihm gewahr worden ist. Unter dem Monterosa wieder erscheint im Westen der Ortasee mit der interessanten Insel S. Giulio. Die äußerste Grenze gegen Südwest bildet der Montevíso, gegen Südost das Weißhorn im Rhonethale, östlich vom Monterosa die Berninakette. Weiter sage ich nichts von dieser Aus-

*) Siehe Nr. 87.

sicht, die einen Umkreis von circa 60 deutschen Meilen umfaßt.

In zehn Stunden hatten wir die ganze Expedition von Pallanza nach dem Gipfel des Motterone und zurück, mit Einschluß des Aufenthalts auf dem Berge und Hin- und Herfahrt über den See vollendet.

Den Pizzo Marone (wol richtiger so, als Marrone, da der Name ohne Zweifel dem Vergleich der Gestalt des Berges mit einer Marone entnommen ist, auch steht im Dörfchen Miazzina ein Wegweiser: à la Marona) habe ich mir oft respectvoll betrachtet, ehe ich mich noch ganz kurz vor meiner Abreise entschloß, ihn zu besteigen. Es bedurfte dazu vor Allem eines vollkommen wolkenfreien Tages, der ungeachtet des herrlichen Klimas doch im September nur selten vorkam. Der genannte Berg, nach Scharrenbroich 1780 Meter, also etwas über 6000 Fuß hoch, erscheint rechts vom Monte rosso als eine wunderbare, Alles überragende dreikantige Felspyramide, welche aber erst auf der zweiten Bergreihe hinter dem Monte rosso ruht. Seine Spitze liegt natürlich noch weit unter der Schneegrenze, erscheint aber nach kühlen Regentagen leicht angeschneit. Die Basis zur Ersteigung desselben ist das schon ziemlich hoch liegende, vorhin genannte Miazzina, das man mit seinen grünen Matten fast ein Alpendörfchen nennen könnte. Man beabsichtigt jetzt dorthin eine fahrbare Straße und oben eine Sommerfrische anzulegen. Der directe Weg führt über Madonna di Campagna, Trovaso, Cambiasca (bis dahin ebene gute Straße), von letzterem Orte wieder gepflasterter Weg über eine kleine Kapelle Mont Shinnon bis Miazzina, von wo die Besteigung noch 4—5 Stunden erfordert.

Die Aussicht auf das Gebirgspanorama sammt den Seen und der lombardischen Ebene ist ganz kolossal und übertrifft Alles, was ich bis dahin auf meinen 20 Alpenreisen gesehen hatte. Leider war mein Aufenthalt oben zu kurz und die Dämmerung brach zu früh herein, als daß ich alle einzelne Punkte namhaft machen könnte; so kann ich z. B. nicht garantiren, ob ich auch den Montblanc sah, aber wenn ich sage, daß ich unter andern das Matterhorn, das Finsteraarhorn, die Bernina noch deutlich unterschied, so wird das zur Charakterisirung dieser ganz grandiosen Aussicht wol hinreichen. — Todmüde kam ich Nachts 11¼ Uhr in Miazzina wieder an, nachdem der Mond noch in der elften Stunde durch Nebel und Regen verdunkelt worden war, der Führer selbst zwar nicht die Richtung, aber den Weg nach Miazzina verloren hatte und ich fast entschlossen war, bis Tagesanbruch bei tröpfelndem Regen unter einem Kastanienbaum zu übernachten. Will man die allerdings sehr lohnende Partie mit Gemächlichkeit machen, so muß man Abends nach Miazzina hinaufsteigen, dort übernachten und am Morgen sehr früh aufbrechen, daß man wo möglich mit Sonnenaufgang auf dem Gipfel ist; dann wird man an demselben Tage noch gemächlich wieder bis Pallanza kommen.

Weit müheloser und angenehmer war mein Besuch bei Vater Monterosa, mit dessen Schilderung ich jetzt diese Skizzen würdig schließen will. Der Monterosa ist, wie der König der Berge in der dortigen Gegend, so auch der Beherrscher des Lago maggiore. Er sendet diesem seinem Liebling, ihn zu tränken, unmittelbar aus seinem Gletscherschooße die prächtige Anzasca, welche mit der vom Gotthard kommenden Tosa verbunden, bei Feriolo in ihn einströmt. Aber er selbst läßt auf dem Lago maggiore schalkhaft nur ein einziges Mal ein Paar Zacken seiner Krone erblicken, aber gleich wieder verschwinden, nämlich, wenn man von Laveno nach den borromäischen Inseln fährt. Will man ihn in seiner ganzen Herrlichkeit sehen, so muß man entweder auf einen der drei genannten Berge, Motterone, Sasso di Ferro, Pizzo Marone steigen, oder noch besser, sich ihm in Macugnaga zu Füßen legen. Diese seine Residenz ist zwar von Pallanza volle sechs deutsche Meilen entfernt, wird aber gern von allen Alpenfreunden von da aus besucht. Ich fuhr mit ein paar recht liebenswürdigen Landsleuten aus Wiesbaden zuerst nach dem 5 Stunden entfernten Vogogna, dann über das Thal der Tosa und die Simplonstraße weg nach dem gegenüberliegenden Piè di Mulèra, wo ich den Wagen verließ, und ging dann zu Fuß in dem reizenden, wunderschön belaubten Anzascathale auf wohlgebahnter, theilweis durch den Felsen gesprengter Straße über Cima di Mulèra und Ponte grande nach Ceppo Morelli, wo ich meine Landsleute wieder traf, und nun mit diesen vollends die drei Stunden mäßigen Steigens bis Macugnaga zurücklegte. Von Ceppo Morelli an hört allmälig die südliche Vegetation auf, und herrliche Arven, Tannen, Fichten und Birken treten an die Stelle der Feigen-, Oel-, Maronen- und Nußbäume. Doch gedeihen selbst in Macugnaga (der bekannten deutschen, früher sogar evangelischen, aus der Schweiz eingewanderten Gemeinde) in einer Höhe von 4600 Fuß noch schöne Aepfel und Gemüse. Der Monterosa, der schon von Ponte grande an einigemal in Sicht war, tritt von Ceppo Morelli immer mächtiger und herrlicher hervor. Der Contrast zwischen den weißleuchtenden Schneehäuptern und den dunkeln tannenbewaldeten Vorbergen ist über alle Beschreibung schön. Wir kehrten natürlich in dem überaus behaglichen Hotel zum Monterosa des Herrn Franz Lochmatter ein, des ehemaligen berühmten Führers, der allein 36mal auf der Dufourspitze, der höchsten des Monterosa, und dabei schon mehrmals von Lauinen hart bedroht war. Als er aber eben diese Spitze zum 37. Mal besteigen wollte, dabei nebst noch sieben andern von einer Lauine eine Stunde weit fortgerissen und nur wie durch ein Wunder von seinen Brüdern gerettet wurde, wobei aber doch ein Träger todt blieb, gab er das Führergewerbe gänzlich auf und errichtete dieses Hotel, von dessen Lobe selbst alle Engländer voll sind. Noch heute flößt seine athletische Gestalt volles Vertrauen ein. Er ist aber auch sonst ein gar lieber Mensch mit treuherzigen blauen Augen, und man hört seinen Erzählungen aus so vielerfahrenem Munde mit größtem Vergnügen zu. Ich schrieb ihm folgendes kleine Impromptu in sein Fremdenbuch:

> Hier, Wandrer, bist Du auf der Spur
> Geheimster Werkstatt der Natur!
> Hier fühlst Du Gottes Odem wehn,
> Wo himmelhoch die Berge stehn,
> Wo aus dem Gletscher eisigkalt
> Der Bergstrom durchbricht mit Gewalt!
>
> Doch fragst Du, was nicht minder schön,
> Als Gletscherwelt und Alpenhöhn? —
> Ein Menschenantlitz, hehr und mild,
> Ein liebes treues Mannesbild! —
>
> Der sicher Tausende geführt,
> Bis hart ihn Gottes Arm berührt,
> Bis der Lauine grimmem Schlag
> Er fast im Todeskampf erlag:
> Der baute nun dies feste Haus,
> Und Tausende ruhn bei ihm aus,
> Und nach bestandnem Ungemach
> Sie preisen laut sein gastlich Dach!

Am ersten Abend, wo wir ankamen, war der Himmel noch bewölkt; dicke Wolken hatten sich um den Gürtel des Königs gelegt, und nur einzelne Spitzen seiner Krone ragten darüber geisterhaft im Mondlicht himmelhoch empor; aber schon dieses Schauspiel, begleitet von der Musik der leise rauschenden Anzasca, war wunderbar überwältigend, ich möchte sagen überirdisch schön. Am nächsten Morgen pilgerte ich, ein gut Stück Weges von Herrn Lochmatter selbst begleitet, nach dem 1½ Stunde von Macugnaga gelegenen sogenannten Belvedere, einem durch ein Kreuz bezeichneten Höhepunkt in unmittelbarer Nähe der beiden hier sich ins Thal herunterlegenden Gletscher. Hier saß ich und lauschte dem geheimnißvollen Schaffen der Natur, hörte das Herunterrieseln der Steine, welche der Gletscher ausstößt, das leise

knirschen und Krachen der Eisspalten und das Rauschen der aus der Gletscher Munde hervorbrechenden Bäche. Aber noch immer hingen einzelne Wolken an den Palastmauern des Bergkönigs. Doch am Abend des zweiten Tages wurde der Himmel vollständig klar; hell schien der Vollmond, prachtvoll funkelten die Sterne, und im reinsten blendenden Weißlicht traten alle 9 Spitzen der Königskrone der Reihe nach hervor: Zumsteinspitz, Dufourspitz, Nordenspitz, Jägerhorn, Cima di Roffel, altes Weißthor, Cima di Jazi, neues Weißthor und Federhorn. Man sah den ganzen blendend weißen Königsmantel, die starken Felsenglieder bis herab zu dem Fuße, der auf grünem Teppich ruht. Es war der schönste Moment meines Alpenlebens.

Dr. W. A. Lampadius.

Leipziger Schauspielschau.

(„Rosenmüller und Finke." — „Maria Stuart." — „Böse Zungen." — „Verlorne Ehre.")

Zwei neue Acquisitionen unserer städtischen Bühne sind gegen den Schluß des Monats und Jahres noch zu verzeichnen; durch die eine hat das Schauspiel-Personal, durch die andere das Schauspiel-Repertoire einen neuen Zuwachs erhalten und zwar ersteres einen besseren, als letzteres. Nachdem nämlich Hr. Stöckel vom Thalia-Theater zu Hamburg in drei Gastrollen: als Reinhardt von Feldt im „Veilchenfresser", als Schummrich in den „Zärtlichen Verwandten" und als Felix von Warden in „Rose und Röschen", einem kühn erfundenen Original-Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer, sowol seiten der Kritik als des Publicums mit einhelligem Beifall aufgenommen worden, findet er sich bereits seit dem 14. December als wirkliches Mitglied im Theaterzettel aufgeführt, d. i. seit der Aufführung des Töpferschen Original-Lustspiels „Rosenmüller und Finke, oder: Abgemacht!" Wer dieses Stück noch niemals gesehen oder gelesen hat, muß nach Lesung des Titels sich billig wundern, daß im Personenverzeichniß die Titelpersonen „Rosenmüller" und „Finke" selbst gar nicht verzeichnet stehen, wie sie denn auch während der ganzen Vorstellung des Stückes in Wirklichkeit gar nicht auftreten. Es verhält sich nämlich mit beiden Personen ungefähr so, wie mit Hackländer's „Geheimem Agenten"; sie spuken nur im Stück; nicht daß sie völlig wesenlose Personen wären, wie der „Geheime Agent", aber sie treten doch nicht in Person auf, sondern werden nur genannt als Inhaber einer bedrohten und den Hauptbelden unseres Stückes, den knickerigen Großkaufmann Christian Timotheus Bloom, durch volle fünf Acte bange machenden und erst in der Schlußscene zur Freigebigkeit stimmenden Firma, mit welcher er in einer von ihm für gefährlich gehaltenen, aber günstig ausschlagenden Verbindung steht. Dieser Großkaufmann Bloom nun, der alle Lebenslagen, in welche Absicht oder Zufall ihn versetzt, vom kaufmännischen Gesichtspunkte auffaßt, für alle Gegenstände der Unterredung nur Ausdrücke und Wendungen der Kaufmannssprache hat und jeden anderen Stand, namentlich den militairischen, dem sein eigener leiblicher Bruder angehört, vornehm verachtet: diesen Großkaufmann von kleinlichster Engherzigkeit und abwechselnder Groß- und Kläglichthuerei gab Hr. Eichenwald mit einer Lebenswahrheit, daß mancher Zuschauer geglaubt haben wird, irgend einen alten Bekannten von der dargestellten Kaufmannsspecies vor sich zu sehen. Insonderheit ergötzlich war Hr. Eichenwald in den beiden Auftritten, die er als Provinzial-Großhändler mit dem von Hrn. Hänseler ebenfalls trefflich dargestellten Residenz-Großhändler Friedenberg unter vier Augen hat, und zwar erstens in derjenigen Scene, wo Friedenberg für seine Tochter den Sohn Bloom's zum Gatten begehrt und mit Hängen und Würgen sich zu einer Mitgift von 40,000 Thalern, andernfalls zu einem Reugeld von 10,000 Thalern versteht, welch letzteres übrigens Bloom, im Fall eines Rücktrittes seinerseits, ebenfalls zu entrichten hat; sodann zweitens in der andern Scene, wo veränderte Umstände Beiden den Rücktritt erwünscht machen und Jeder nun die 10,000 Thaler Reugeld, anstatt sie zu zahlen, von dem Andern erlisten will. Diese beiden komischen Auftritte sind die Glanzscenen des Stücks; denn das eigentliche Hauptmoment, daß nämlich der Sohn des Kaufmanns Bloom nicht Kaufmann, sondern Soldat, und der Sohn des Hauptmanns Bloom nicht Soldat, sondern Kaufmann geworden ist, und zwar indem beide Söhne auf ihren gemeinschaftlichen Vornamen hin gegen Wissen und Willen je ihres Vaters die Rollen, d. h. den ihnen anbefohlenen Beruf tauschten, dieses Moment, so unwahrscheinlich es an sich ist, hätte zu komischeren Situationen und Verwickelungen ausgebeutet, namentlich aber zu einer komischeren Entwickelung zugespitzt werden können, als wir es im Stücke geschehen sehen. Es liegt darum auch jedenfalls nur am Stück, daß weder Hr. Stöckel als Kaufmannssohn und Officier, noch Hr. Grube als Officierssohn und Kaufmann sich und ihre beiderseitigen Rollen so recht zur Geltung bringen konnten; dem Karl Theodor des Hrn. Grube waren Hasenfüßigkeiten, Ohnmachtsanwandlungen u. s. w. zugemuthet, die zur Contrastirung mit dem militairischen Gustav Theodor des Hrn. Stöckel gar nicht nothwendig scheinen, denn ein junger Kaufmann, wenn er schon keinen Beruf zum Helden oder auch nur zum Krieger in sich spürt, braucht darum noch kein weibischer Mann, keine Memme zu sein. Die Rosamunde von Kronau gab Frl. Stein, wie die meisten Darstellerinnen dieser Rolle, immer noch zu emancipirt und kokett; wenn auch an dem freien und ungenirten Wesen der in noblen Passionen erzogenen adeligen Mündel des Großkaufmanns Bloom die Vorsteher und Mitglieder eines provinzialstädtischen Bürgercasinos Anstoß nehmen mögen, so folgt daraus noch nicht, daß die Darstellerin dieser Rolle über die Lampengrenze der Bühne hinweg zu kokettiren und an die Plenarzuschauerversammlung des Hauses zu appelliren braucht; darüber verscherzt sie die liberale Toleranz, auf welche ihre Rolle Anspruch macht und hat. Hr. Stürmer als pensionirter Hauptmann Anselm Bloom und biderber militairischer Alter wußte die Wirkungen einer neuen Art von Elektricität, der Trommelelektricität nämlich, recht stramm zu veranschaulichen; auch Hr. Pettera als invalider Grenadier Sturr gab ein recht rührend drolliges Bild von militairischer Dienertreue und Schlagfertigkeit. Frl. Hartmann als Hauptmannstochter Ernestine und Frl. Krössing als Kaufmannstochter Ulrike, diese das glückverzogene, sorglos heitere, jene das nothgedrückte, sorgenvoll gesetzte Mädchen, hätten diesen Gegensatz beider Rollen in Spiel und Sprache besser markiren sollen. Herr Zocher als Bäckermeister Mählig und Hr. Schwendt als Apotheker Licht stellten zwei recht gelungene Prachtexemplare von Communalgardenofficieren lächerlichen Andenkens vor; auch Hr. Tietz als Comptoirist Hillermann und Hr. Kainz als Comptoirist Behrend sind mit Anerkennung zu nennen. Die Scene mit dem Wucherer-Kleeblatt und dem schlauen Executor fiel nicht recht packend aus; auch im Ganzen schien das Zusammenspiel manchmal zu hapern. Das Stück ist übrigens wol veraltet, und wenn es nach der ziemlich einstimmigen Leipziger Kritik ginge, so hieße es von demselben fortan: „Abgemacht, abgethan."

Mit fast vollständiger Neubesetzung fand am 19. December eine innerlich, d. h. textlich wenig erneuerte Aufführung von Schiller's „Maria Stuart" statt; nicht nur, daß abermals der Schiller'sche Schluß gestrichen war, es fehlten sogar in Melvil's sonst von Hrn. Conried recht feierlich dargestellter Rolle die Worte, aus welchen man erfährt und nun

nicht erfuhr, daß er die Priesterweihe empfangen. Ausgezeichnet war Frau Senger als Königin Elisabeth. Den Burleigh gab Hr. Pettera mit Recht nicht nur als Intriganten, sondern als Patrioten und Diplomaten; er hätte nach den ausdrücklich angedeuteten Intentionen des Dichters vielleicht auch noch den Parlamentsredner mehr herauskehren können. Dem Leicester des Hrn. Johannes fehlt es noch an Glätte; dagegen war der Davison des Hrn. Stöckel eine ganz überraschend gute Leistung, die von der vielversprechenden Vielseitigkeit dieses neu engagirten Mitgliedes zeugte. Ueber Fr. Jantsch als Maria Stuart sollte ich mich eigentlich jedes Urtheils enthalten, um mich nicht neuen antikritischen Zuschriften von ihrer Seite auszusetzen, wie diejenige, deren Wortlaut zu veröffentlichen mir der Anstand verbietet; gleichwol kann ich nicht unausgesprochen lassen, daß zu einer Maria Stuart im Sinne der Schiller'schen Dichtung mehr gehört, als eine noch so hübsch gekleidete Wachsfigur der schottischen Königin, vor Allem jene aus Buße und Bekehrung hervorgegangene innere Würde, in deren Gefühl sie von sich sagen darf: „ich bin besser als mein Ruf."

Laube's „Böse Zungen" gingen neu einstudirt am 21. December über die Bretter unserer Bühne. Als die wichtigste Rolle des Stücks bezeichnet der Verfasser selbst die der Ministersfrau Caroline von der Straß, und gerade mit dieser an vielen Orten unbesetzbaren Rolle hat unser Leipziger Theater von jeher Glück gehabt, denn trefflichere Darstellerinnen als Frl. Ziegler unter Witte, oder Fr. Straßmann-Damböck unter Laube, oder jetzt Fr. Senger konnte und kann sie kaum irgendwo finden; höchstens in der Wiedererkennungsscene mit ihrem einst verschmähten Liebhaber, Graf Julian von Zech, hätte Fr. Senger den Wittwencharakter ihrer Rolle weniger durch den einer Jugendgeliebten verwischen sollen. Herr Pettera hatte sich für seinen Rath Fischer einen reactionairen Bureaukraten aus der Zeit der amtlichen Censur und Denunciation zum Muster genommen und trat zufolge dieser gewiß richtigen Auffassung seiner Rolle bald als zischelnder Leisetreter, bald als aufbegehrender Wortführer auf. Herr Senger als Ferdinand von Mack schien im Widerspruch mit einer Stelle in seiner Rolle doch noch mehr Fischblut zu haben, als der Tinte mag beigemischt gewesen sein, mit welcher der Verfasser sowol die Rolle dieses Ferdinand als die der Charlotte geschrieben. Als Liebhaber war er zu kalt und matt, als Unterstaatssecretair und Anwalt zu feurig und übersprudelnd. Mit Herrn Conrad's Baron Meno, Herrn Schubert's Zeitungseigenthümer Pranger, vorzugsweise aber mit Herrn Stöckel's Gottfried von Mack und der Christiane der Frau Spitzeder, auch mit der Charlotte des Fräul. Western konnte man zufrieden sein. Was die letztgedachte undankbare Rolle betrifft, so habe ich schon oben angedeutet, daß sie mit Fischblut geschrieben zu sein scheint; so sehr verkörperte sie uns — die Rolle, nicht die Darstellerin — den von Laube in seiner Geschichte des Hofburgtheaters geschaffenen Begriff einer „geschlechtlosen Schönheit". Ich halte diese am Tage der Verlobung nicht nur auf die Verlobung selbst, sondern auch auf den Bräutigam, den geliebten „besten Freund" so gelassen verzichtende Comtesse, die eine so bedeutende Rolle im Stücke spielt, und doch so schweigsam mit sich spielen läßt, daß sie erst im dritten Acte zum Worte kommt, ich halte diesen weiblichen Charakter für eine so idealische Schöpfung Laube's, daß ich von ihr aus eine antirealistische Schwenkung seinerseits datiren zu dürfen glaube. Die „Bösen Zungen" sind und bleiben übrigens ein gesundes Stück, das trotz seines casuistischen Ursprungs und Aufbaues noch lange ein Zeitinteresse behalten wird.

Was die am 28. December zum ersten Male gegebene Schauspiel-Novität „Verlorne Ehre" von Bohrmann-Rieger betrifft, die der Verfasser als Charakterbild bezeichnet, so habe ich aus der Vorstellung den Eindruck mit nach Hause genommen, daß dieses Charakterbild seinen Rahmen nicht ausfüllt und der Verfasser es dem Zuschauer anheimstellt, sich das Bild befriedigend auszumalen. Denn nicht genug, daß das Stück mit dem Fallen des Vorhanges nicht aus ist, es birgt auch den Keim eines noch ernsteren, tragischeren Conflictes, als der zwischen Robert und Caroline war. Baransky, der vor dem Ablauf seiner Strafzeit aus dem Zuchthaus entlassene Vater Clara's, wird von deren Adoptivvater Robert auf eine ganz unverantwortliche Weise beseitigt; man erfährt nicht einmal, wie für ihn gesorgt wird. Wie nun, wenn Clara früher oder später als glückliche Gattin Gustav's von ihrem noch lebenden, vielleicht darbenden, oder wol gar elend zu Grunde gegangenen Vater ebenso plötzlich Kunde erhält, wie Caroline als glückliche Gattin und Mutter von ihres Gatten früherem Cassendiebstahl und seiner zweijährigen Zuchthaushaft? War das Verbrechen, das er lediglich, um die Ehre seines Vaters zu retten, durch seine Cassendefraudation beging, eher eine Tugend der Aufopferung, so ist die Tugend, die er zu üben glaubt, indem er die Tochter seines verbrecherischen Zuchthausgefährten um ihren Vater und diesen um seine Tochter defraudirt, geradezu ein Verbrechen an der Menschheit, eine Versündigung an der Natur. Welche Besserungsmittel dem gefangenen Zuchthäusler gegenüber hatte er in Händen, wenn er ihm von dem Erblühen und Gedeihen, von der Unschuld und Schönheit seiner Tochter schrieb; statt dessen verheimlicht er ihm ihre Existenz, ihr Athmen unter den Lebenden, und macht dem Gefangenen noch Vorwürfe, daß dieser sich nicht um sein Kind bekümmert. Entweder hat der Verfasser das Stück getreu nach einer wahren Begebenheit geschrieben, dann trifft ihn der Vorwurf, daß er die Handlung nicht zu einem versöhnenderen, über die Zukunft der betheiligten Personen beruhigenden Abschluß hinausgeführt; oder er hat den Stoff erfunden, und dann trifft ihn der noch schwerere Vorwurf des Mangels poetischer und providentieller Gerechtigkeit. Gespielt wurde das Stück nicht übel; insonderheit Hr. Conried als Baransky erfreute sich lebhafter Beifallrufe; aber auch Frl. Western als Caroline, Frl. Wessely als Clara und Hr. Grube als Robert Wels wußten Theilnahme je für ihren Part zu wecken. Die meisten übrigen Rollen sind zu unbedeutend oder undankbar, um ihren Darstellern Gelegenheit zu geben, sich sonderlich hervorzuthun; geradezu zwitterhaft, d. h. läppisch und pathetisch zugleich ist die des Hauptmanns a. D. Franz Renzius, deren Hr. Johannes sich mit ziemlichem Geschick entledigte.

Max Moltke.

Lessing's Hamburgische Dramaturgie, für die oberste Classe höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert v. Dr. Friedrich Schröter und Dr. Richard Thiele.

„Studire doch, wer über Realismus und Idealismus der Darstellung reden will, vor allen Dingen Dasjenige, was Lessing in seiner viel belobten, aber selten gelesenen Dramaturgie über den Unterschied von Naturrichtigkeit und Naturwahrheit vorträgt!"

So sprachen sich diese Blätter erst jüngst, bei Gelegenheit der Besprechung des Gastspiels der „Meininger" am Dresdner Hoftheater, aus, und in dem Vorworte zu der Eingangs angeführten Schrift lesen wir die Bemerkung, „daß die Dramaturgie ein Buch geworden, das mehr gelobt, als gelesen, und, wenn gelesen, mehr in den einzelnen Hauptfragen erfaßt, als voll verstanden werde". So unendlich viel auch seit 1767 über das Theater geschrieben worden, so haben doch in der dramaturgischen Literatur neben der Schrift Lessing's nur einige, auch mehr belobte als gelesene, philosophische Essays Schiller's und die bekannten dramaturgischen Blätter L. Tieck's eine bleibende Stelle erobert. Neuerlich ist für Viele Eduard Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst gewissermaßen die theatralische Bibel geworden, auf die sie schwören, und auch die dramaturgischen Rechenschaftsberichte, welche H. Laube von seinen Bestrebungen und Unternehmungen wiederholt gegeben, haben zahlreiche

Anhänger gefunden. Auch dürfen wir nicht verkennen, daß beide Werke nicht nur gut und ansprechend geschrieben sind, sondern namentlich auch von Männern herrühren, denen ein reicher Schatz praktischer Erfahrungen zu Gebote gestanden hat. Leider haben aber auch die Schriften Beider das mit einander gemein, daß sie in den angeführten Thatsachen nicht vollkommen zuverlässig sind, in ihren Raisonnements aber gar zu häufig auf irrigen Maximen beruhen, die schon recht viel Schaden angerichtet haben, und wenn sie jemals zur unbedingten Geltung gelangen sollten, die theatralische Kunst zum Clownthum der Bereiter- und Seiltänzerbuden herabführen würden. Um so wichtiger und heilsamer erscheint daher ein immer wieder erneuertes Studium namentlich von Lessing's Dramaturgie.

Als ein Haupthinderniß einer eindringlicheren Beschäftigung mit letzterer erschien zeither der Umstand, daß die meist der älteren französischen Literatur angehörigen Werke, mit denen sich der Hamburgische Dramaturgist zunächst beschäftigt oder doch zu beschäftigen scheint, der heutigen Welt unbekannt und schwer zugänglich sind. Selbst von den Koryphäen jener Literatur, selbst von Corneille und Racine, und mehr noch von Voltaire weiß unser heutiges Theaterpublicum, auch soweit es sich um etwas mehr, als um die ephemeren Ausgeburten unseres Repertoires bekümmert, sehr wenig. Hätte nicht Goethe den Mahomet und Tankred Voltaire's, Schiller die Phädra Racine's übersetzt, und wären nicht diese Bearbeitungen in ihre Werke mit aufgenommen worden, hätte nicht Mendelssohn zur Athalia des letzteren eine ansprechende Musik geschrieben, so würden selbst Halbgebildete von jenen Werken so gut, wie nichts, wissen. Und wir wollen daraus der heutigen Welt keinen gar zu schweren Vorwurf machen. So hoch auch unstreitig der Werth jener alten Dichtungen den des gegenwärtigen Repertoires des französischen Theaters überragt und so fest wir überzeugt sind, daß nicht nur Molière und Racine, sondern selbst Corneille und Voltaire noch immer ihr Publicum haben werden, wenn man von Alex. Dumas Vater und Sohn, von Victorien Sardou, Emil Augier und Octave Feuillet, ja selbst von Eug. Scribe, Balzac und Casimir Delavigne längst nichts mehr wissen wird, so hat doch die Gegenwart auch ihr Recht, und daß in der ältern französischen Literatur viel Unnatürliches, Conventionelles und Veraltetes zu Tage tritt, das kann namentlich ein Deutscher, ein Schüler Lessing's schlechterdings nicht verkennen.

Dem hieraus für das Studium der Dramaturgie resultirenden Hindernisse soll nun das Eingangs gedachte Werk entgegenwirken. Die Herausgeber sind nicht nur bestrebt gewesen, uns die berühmte Schrift in einem correcten Abdruck wiederzugeben, sondern es haben dieselben auch, weil sie erkannten, daß „Vieles, was Lessing als bekannt voraussetzte und, weil es damals Gemeingut aller Gebildeten war, voraussetzen durfte, dem Bildungsbewußtsein der Gegenwart entschwunden und deshalb heut zu Tage unverständlich ist, Manches auch, das Lessing aus dem Schatze seines vielumfassenden Wissens gespendet, schon damals schwerlich Eigenthum Vieler, in unserer Zeit aber erst recht nicht mehr von Allen gewußt wird und gewußt werden kann", durch einen dem Buche beigegebenen, fortlaufenden Commentar den Theil des Wissens, aus welchem heraus der große Dramaturgist sein Werk geschrieben, gleichsam „zu reconstruiren und solchergestalt Vergessenes und Verschwindendes wieder aufleben zu lassen" versucht.

Ueber das Verdienstliche eines solchen Unternehmens kann kein Zweifel bestehen. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn, wie das Vorwort besagt, Aehnliches gleichzeitig auch von Anderen, wie von Cosack, dem Herausgeber des Laokoon, Rob. Boxberger, sowie neuerlich sogar in Frankreich von Mézières und Croudlé unternommen oder versucht worden ist.

Auffallend ist, daß die Herausgeber neben dem Ziele, den Schatz des Lessing'schen Werkes für die Gebildeten unserer Nation zu retten, in ihrem Commentar zugleich den Nebenzweck verfolgen, das Buch für Schüler der obersten Classen, als für diejenigen, welche noch daran sind, sich die Grundlage einer höheren Bildung zu erwerben, zugänglich zu machen. Ja es macht diese Mischung einen um so sonderbarern Eindruck, als bei Worterklärungen, wie der von: transitorisch, Polytheismus, Bravaden, Staupe, Tiraden, Satire, neologisch, 2c. 2c., wol auf die Kenntnisse einer unteren Classe Rücksicht genommen zu sein scheint. Doch nehmen die bezüglichen Bemerkungen, wenn sie auch häufig wiederkehren, keinen allzu großen Raum ein und erscheinen deshalb wenigstens nicht so aufdringlich, daß dadurch die Benutzung des Commentars von Seiten eines gebildeteren Lesers ausgeschlossen würde.

Was die den Hauptinhalt des Commentars ausmachenden literarhistorischen Anmerkungen anlangt, so wissen wir, da uns die obenerwähnte, 1873 in Paris erschienene, ebenfalls commentirte Suckau'sche Uebersetzung nicht bekannt ist, freilich nicht, wie viel die Herausgeber ihren französischen Vorgängern verdanken. Voraussetzlich lag denselben die Gelegenheit, sich über die meisten der hier besprochenen Autoren und über deren Werke die erforderliche Kenntniß zu verschaffen, weit näher, als einem, wenn auch noch so sehr in bibliographischen Studien bewanderten Deutschen. Bekanntlich bespricht eben die Dramaturgie fast nur französische Dramen und Dramatiker. Gab es doch ums Jahr 1767 deutsche Originalwerke dieser Art von auch nur einigermaßen hervorragender dichterischer oder literarischer Bedeutung, außer den Lessing'schen, überhaupt nicht und auch von dessen dramatischen Werken war damals weder Emilie Galotti, noch Nathan vorhanden. Nicht leugnen wollen wir aber, daß uns gerade bei der Besprechung solcher Originalien, bei denen uns eine speciellere Controle möglich gewesen, Zweifel an der Zuverlässigkeit des Angemerkten beigegangen sind. So wird uns gleich in der ersten Anmerkung (S. 7), allerdings nur auf die Autorität von Jörden's Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (I., 360) hin, versichert, daß weder die von Roschmann, noch die von Fr. W. Gotter versuchte Ergänzung der von Cronegk bekanntlich unvollendet hinterlassenen Tragödie: Olint und Sophronia im Druck erschienen sei. Nun liegt uns aber im fünften, gerade im ersten Jahre der Dramaturgie, 1767 erschienenen Bande des unter dem Titel: Theater der Deutschen bekannten Sammelwerkes S. 121—204 die vollständige, also ergänzte Tragödie gedruckt vor und, wenn dabei auch der Verfasser der Ergänzung nicht namentlich bezeichnet ist, so kann es doch, da jenes Werk eben nichts, als einer der damals so beliebten Nachdrücke ist, wol keinem erheblichen Zweifel unterliegen, daß wir es mit einer jener obengedachten beiden Ergänzungsarbeiten, und zwar, da Alles, was Lessing (S. 16) über die am Hamburger Theater benutzte anmerkt, auch auf unsern Abdruck paßt, wahrscheinlich mit der daselbst aufgeführten Roschmann'schen Bearbeitung zu thun haben.

Noch auffallender erscheint die S. 126, Note 11 bei Gelegenheit der „Amalia" von Christian Felix Weiße gemachte Bemerkung. Es wird dort zunächst erzählt, daß sich Weiße, vorgebildet durch Uebersetzung französischer Stücke, an die Abfassung selbständiger dramatischer Arbeiten gemacht habe, und im unmittelbaren Zusammenhange damit fortgefahren: „Soweit seine Werke dieser Gattung gedruckt vorliegen, sind sie, mit einziger Ausnahme seiner Jugendarbeit: Die Matrone von Ephesus, in Prosa geschrieben." Der Satzverbindung nach muß diese Behauptung auf alle selbständigen dramatischen Arbeiten Weiße's bezogen werden. Wer nun aber auch nur Lessing's Dramaturgie mit Aufmerksamkeit gelesen, weiß, daß von demselben Verfasser auch das im zweiten Bande derselben, im 73. Stücke (Ausg. v. Lachmann Bd. VII., S. 329 ff.) ausführlich besprochene Trauerspiel: Richard III. herrührt. Dasselbe ist im

1. Bande der „Trauerspiele von C. F. Weiße" abgedruckt und ebenso, wie dessen weitere Dramen dieser Gattung: Eduard III., Krispus, Romeo und Julia, und das von den Herausgebern selbst in der Anmerkung 2, S. 200 f. erwähnte Trauerspiel: Mustapha und Zeangir ganz nach dem Vorbilde der französischen Classiker in gereimten Alexandrinern verfaßt. Wenn daher nicht unter den an jener Stelle gedachten „Werken dieser Gattung" nur überhaupt Stücke nach Art der von Lessing besprochenen Amalia, d. h. Lustspiele verstanden werden sollen, enthält jene Anmerkung eine offenbare Unrichtigkeit.

Ein unbegreiflicher, weil sofort durch den Text der Dramaturgie (S. 89) selbst widerlegter Irrthum ist es ferner, wenn in der 22. Anmerkung zum 14. Stück das Trauerspiel Joachim von Brawes als der „beschämte" Freigeist aufgeführt wird. Wie hätte man da dem Lessing'schen Lustspiel gerade diesen Titel zur Unterscheidung von jenem Trauerspiele beilegen können? Sowol Brawes' Trauerspiel (vergl. Theater der Deutschen Bd. I., Nr. 3) als Lessing's Lustspiel trägt einfach den Titel: der Freigeist.

Nicht einverstanden sind wir ferner mit den Herausgebern, daß sie da, wo Lessing im Texte oder in den Anmerkungen Stellen aus ausländischen Autoren in der Originalsprache angeführt hat, dieselben in der Regel nur in deutscher Uebersetzung geben. Mag auch die Beifügung einer deutschen Uebertragung aus den in der Vorrede diesfalls geltend gemachten Erwägungen gerechtfertigt sein, so wird doch durch derartige willkürliche Interpolirungen nur zu oft das Charakteristische des Lessing'schen Styls und Ausdrucks wesentlich beeinträchtigt und abgeschwächt. Sollten, um von vielen sich darbietenden Beispielen nur Eines anzuführen, nicht Ausdrücke, wie der im 22. Stücke (L. S. 144) gebrauchte: et habent sua fata libelli! bei uns so eingebürgert sein, daß sie auch ein Minder-Gebildeter ohne Uebersetzung versteht? Und zeigt nicht schon der Umstand, daß sich die Herausgeber veranlaßt gesehen, die bezüglichen, als Ausruf hingestellten Worte in die, übrigens nicht unglücklich gewählte Form einer Frage umzukleiden, daß es sich hier nicht blos um eine Uebersetzung, sondern um eine stylistische Aenderung des Lessing'schen Textes handle?

Es liegt zur Zeit erst der erste, die 51 ersten Stücke der Dramaturgie umfassende Theil dieses Commentars vor. Für die in Aussicht stehende Fortsetzung wird uns zugleich die nachträgliche Lieferung einer besonderen Einleitung versprochen, auf welche auch bereits wiederholt in den Anmerkungen, z. B. regelmäßig bei der Erwähnung einzelner in der Dramaturgie besprochener Schauspieler, zurückverwiesen wird. Es scheint hiernach, daß sich die Herausgeber in dieser Einleitung mit dem historischen Vorgange, dem wir dieses Werk Lessing's verdanken, und mit den Verhältnissen, unter denen selbiges an das Tageslicht getreten ist, zu beschäftigen vorgesetzt haben. Für den Kunsthistoriker dürfte daher die Einleitung ein ganz besonderes Interesse haben. Schon aus diesem Grunde wird auch uns vielleicht die Fortsetzung der Schrift zu weiteren Bemerkungen Anlaß bieten. Aber auch das, was dermalen bereits vorliegt, erachten wir für sehr verdienstlich und namentlich sind sowol die Inhaltsanzeigen der einzelnen Dramen, als die Angaben in Betreff der Lebensschicksale der in Frage kommenden Autoren zwar gedrängt, aber übersichtlich und vollkommen ausreichend. Nur über den Dichter Favart, dessen Singspiel: la Fée Urgèle S. 180 Note 4 und dessen Soliman II. S. 200 Note 1 Erwähnung findet, haben wir uns nach näheren Daten vergebens umgesehen. Vielleicht wäre auch bei der Besprechung der Merope des Voltaire der Uebersetzung dieses Stückes zu gedenken gewesen, welche Adolf Müllner (Vermischte Schriften Bd. II., S. 1 ff.) unter dem freilich sonderbaren Titel: „Madame Merope" herausgegeben hat. Auch in Bezug auf das, was die Editoren in der 4. und 5. Anmerkung des 46. Stückes über die altenglische und namentlich über die spanische Bühne ausführen, müssen wir unsere zum Theil nicht unwesentlich abweichende Ansicht wahren. Für heute verlassen wir das Unternehmen mit dem Wunsche, daß dasselbe bei der Lesewelt denjenigen Anklang finden möge, den das keineswegs mißlungene Bestreben, uns eines der vorzüglichsten Werke unserer Literatur mehr und mehr zugänglich, verständlich und genußreich zu machen, unter allen Umständen verdient.

△ „Der Aufstand des jungen Prätendenten Carl Eduard Stuart in den Jahren 1745—46, ein historischer Versuch von W. v. Hassel, Königl. Sächs. Major z. D.", ist der Titel eines, im Verlag von Otto Wigand in Leipzig vor wenigen Wochen erschienenen Buches, was wir eben mit seltener Befriedigung und mit dem innigsten Wunsche aus der Hand gelegt haben, daß dieser „Versuch" hoffentlich nicht der letzte sei. Wenn es der erste gewesen ist, so hätte der Verfasser keinen glücklicheren Griff thun können bei der Wahl seines Gegenstandes, denn der Zug des letzten Stuart nach England ist an und für sich selbst eine so interessante historische Thatsache, wie ihm in neuerer Zeit nur vielleicht der Napoleon's I. von Elba nach Paris an die Seite gestellt werden kann. Die große Fülle von Abenteuern, Schlachten, interessanten Persönlichkeiten hat der Verfasser glücklich zu bewältigen gewußt. Mit scharfen Zügen und großer Unparteilichkeit zeichnet er die Anhänger sowol, als wie die Gegner des Prätendenten und weiß mit großem Geschick die Contraste hervorzuheben, die in Beziehung auf Machtverhältnisse sowol, wie auf die Charaktere der handelnd auftretenden Hauptpersonen in diesem geschichtlichen Drama sich zeigen. Hier ein mächtiger, consolidirter Staat mit reichen Finanzen, dessen Bevölkerung zum großen Theil ihren Institutionen warm ergeben ist; dort ein abenteuernder Prinz, der mit acht Personen und tausend Louisd'or unter einer ärmlichen, von Zwietracht zerrissenen Bevölkerung im schottischen Hochland landet, um dem Hause Hannover die Kronen von England, Schottland und Irland zu entreißen. Hier eine wohlgeschulte, streng disciplinirte, in mancher Schlacht bewährte Armee, von erfahrenen und treuen Führern geleitet, wohl ausgerüstet, mit Cavallerie und Artillerie hinreichend versehen; dort die kleine, aus zusammengestoßenen, unter sich oft feindseligen Clans zusammengesetzte, der Hauptsache nach nur mit Clainmoors und Flinten ausgerüstete Armee. Hier endlich der unbeholfene, dickköpfige, beschränkte, von seinem Volke gehaßte Georg II. und sein Sohn, der Herzog von Cumberland, der Schlächter von Schottland; dort jener geliebte Prinz, dessen Liebenswürdigkeit allein im Stande war, oft in den mißlichsten Verhältnissen seine fast verlorene Sache wieder herzustellen. Die lebenswarme und anschauliche Schilderung der Schlachten und Gefechte lassen in dem Verfasser den früheren Officier vom Generalstabe errathen. Der letzte Theil des Werkes beschäftigt sich von der Schlacht von Culloden an mit dem Schicksale der hervorragendsten Rebellen, namentlich aber mit der Flucht und dem ferneren Leben des Prätendenten. Kaum Jemand wird wol das Buch ohne Bewegung aus der Hand legen, wenn er die Schilderung des hochherzigen, schönen, Alle hinreißenden Prinzen gelesen, und damit das tragische Ende desselben Mannes, nun eines von Lastern aller Art entnervten Wüstlings, zu dem er schließlich herabgesunken, vergleicht. Wir machen auf das Buch namentlich diejenigen aufmerksam, die eine historische Lectüre, welche jedes pedantischen Beigeschmacks entbehrt, lieben. Der Stuart, dessen nach einem Originalgemälde lithographirtes Portrait den Titel ziert, übt auch in seiner Biographie noch den fascinirenden Einfluß auf den schöneren Theil des Menschengeschlechts aus, den er bei seinen Irrfahrten so wohl auszunützen verstand, auch die frische, lebhafte Schreibweise des Verfassers erinnert oft an das Geschichtswerk Macaulay's, dessen Behandlungsweise geschichtlicher Thatsachen er sich zum Vorbild gemacht zu haben scheint. v. C.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu eine Extra-Beilage

Extra-Beilage

zur

Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung.

№ 105. Sonntag, den 31. December. 1876.

Resultate aus den meteorologischen Beobachtungen auf den Königl. Sächsischen Stationen

herausgegeben von Dr. **C. Bruhns**, Director der Sternwarte in Leipzig.

Auf Verordnung des Königl. Ministerium des Innern erscheinen die monatlichen Resultate aus den meteorologischen Stationen im Königreich Sachsen wieder mit der Leipziger Zeitung, weil vielfach der Wunsch ausgesprochen ist, sie in derselben Art als in den Jahren 1864—1868 verbreitet zu sehen. Von 1869 —1875 werden diese Resultate in der Zeitschrift des Königl. Statistischen Bureaus in Dresden gegeben, welche schon seit einiger Zeit nicht mehr monatlich, sondern viertel- und halbjährlich erscheint und wodurch die schnelle Verbreitung der meteorologischen Resultate nicht so rasch geschehen konnte, als es allgemein gewünscht wird. Es werden daher, nachdem von Januar 1876 die Resultate nachgedruckt sind, dieselben künftig monatlich oder zweimonatlich und so rasch die Reduction es irgend erlaubt, nach der Anstellung der Beobachtungen gegeben werden. Das sächsische Netz der meteorologischen Stationen umfasst zur Zeit 26 Stationen, welche ziemlich gleichförmig über das ganze Land vertheilt sind, 24 der Stationen haben vom Staate remunerirte Beobachter, 2 Stationen, die in Schandau und Niederpfannenstiel, haben freiwillige Beobachter, denen jedoch auch die Instrumente geliefert sind. Von den Forststationen haben 4 keine Barometer, sonst aber alle Instrumente.

Die folgenden Uebersichten sind durch die Ueberschriften erklärt, über die Beobachter, die Lage und Einrichtung der Stationen, die Instructionen u. s. w. werden gelegentlich Notizen eingeschaltet werden.

Januar 1876.

Dem schon beträchtlich zu kalten December 1875 folgte ein kalter Januar, der im letzten Decennium nur von dem des Jahres 1871 übertroffen wird. Schon in der 1. Pentade war die Temperatur etwas unter normal, in der 2. sank sie um 6 bis 8°, in der 3. wurde es zwar um 5 bis 7° wärmer, in der 4. stieg die Temperatur noch mehr, doch blieb sie immer unter dem normalen Stande, erst in der 5. Pentade ging die Temperatur auf den meisten Stationen über 0° und fiel in der 6. wieder einige Grade unter 0°. Aus der folgenden Uebersicht der letzten zehn Januarmonate für Leipzig sieht man, welche Stelle der diesjährige Januar einnimmt:

	Mittlere Temperatur.	Temperatur- Maximum.	Minimum.
Januar 1867	0°01	9°7	—14°0
1868	—1.10	10.0	—16.2
1869	—1.29	9.9	—15.1
1870	—0.17	10.0	—10.1
1871	—6.72	3.0	—27.4
1872	0.27	8.0	— 8.5
1873	3.02	10.4	— 8.5
1874	1.59	11.4	— 8.9
1875	1.37	11.5	—12.7
1876	—3.53	4.8	—18.4

Unter den sächsischen Stationen hatte Chemnitz die höchste Mitteltemperatur, weil die Station in einer Strasse liegt (—3°02), nächstdem Dresden, Forststrasse (—3°34), und Zwenkau (—3°35), die niedrigsten Mitteltemperaturen hatten Reitzenhain (—6°30), Rehefeld (—5°93) und Elster (—5°51). Das Maximum der Temperatur fiel zwischen dem 19. und 29.; es war 6°6 in Dresden (Polytechnikum), 6°4 in Tharandt und nur 2°3 in Hinterhermsdorf, 2°8 auf Festung Königstein. Das Minimum der Temperatur fiel zwischen dem 5. und 10. und war auf den unteren Stationen eben so hoch wie auf den oberen: Gohrisch hat —22°4, Grüllenburg —21°8, Gröditz —21°2, dagegen Döbeln nur —16°2, Chemnitz —17°1, Schandau —15°8. Nachtfröste sind auf den unteren Stationen fast in allen Nächten mit Ausnahme des 22. oder des 19. und 20. gewesen, die oberen Stationen hatten durchgehends Nachtfrost. Auf den unteren Stationen hatten ⅔ der Tage Mitteltemperatur unter 0°, auf den oberen waren im ganzen Monat nur 2 bis 3 Tage mit Mitteltemperaturen über 0°.

Der Barometerstand war in allen Pentaden ausnahmsweise hoch, am höchsten in der 3. und 6., überhaupt für den Januar wenig schwankend. Der mittlere Barometerstand ist über 8 Millimeter über dem normalen Stande gewesen, was sehr selten vorkommt. Der höchste Barometerstand (am 24. Abends oder am 25. früh) übertraf den niedrigsten (an den meisten Stationen am 21., an einigen am 2. oder 9.) an den unteren Stationen um nahe 20 Millimeter, an den oberen um etwa 16 Millimeter.

Der Dunstdruck war wegen der niedrigen Temperatur beträchtlich zu niedrig; Leipzig hat den höchsten (im Mittel 3.34 Millimeter), Oberwiesenthal den niedrigsten (2.54 Millimeter).

Die relative Feuchtigkeit ist auf den verschiedenen Stationen sehr schwankend und im Allgemeinen reichlich; am niedrigsten im Mittel ist sie in Oberwiesenthal (79.4 Procent), am höchsten in Georgengrün (96.8 Procent).

Die Niederschläge waren überall für den Januar gering; einige Stationen haben nur wenige Millimeter (so Freiberg 4.4, Zwickau 6.3, Grüllenburg 7.7), am meisten haben Festung Königstein (34.5 Millimeter) und Oberwiesenthal (41.8 Millimeter). Die Zahl der Tage mit Niederschlägen war geringer als in anderen Monaten; die genau darauf achtenden Stationen haben zwischen 10 und 19 Tagen, unter denselben waren die meisten Tage mit Schnee, und mit Regen kommen nur 0 bis 5 Tage vor.

Die Zahl der heitern Tage schwankt zwischen 2 und 11, die Zahl der trüben Tage zwischen 12 und 19.

Gewitter ist ein einziges in Zittau am 3. Nachts ½12 Uhr aufgezeichnet.

Die Winde waren viel Nord, Ost und Südost. Die mittlere Windrichtung ist sehr schwankend, die meisten Stationen haben sie im zweiten Quadranten (10), die wenigsten im ersten (2).

Namen der Stationsorte.	Höhe über der Ostsee in Meter.	Mittlere monatliche Temperatur.	Thermometer Maximum. Tag.	Temp.	Thermometer Minimum. Tag.	Temp.	Mittlerer monatl. Barometerstand.	Barometer Maximum. Tag.	h.	Stand.	Windrichtung.	Barometer Minimum. Tag.	h.	Stand.	Windrichtung.	Dunstdruck. Millim.	Druck der trockenen Luft.	Relative Feuchtigkeit. Proc.	Monatlicher Niederschlag in Millim.
		C°		C°		C°	mm.			mm.				mm.		mm.	mm.		mm.
Gohrisch . . .	98	—4.14	24	6.0	10	—22.4										3.27		90.64	18.08
Leipzig. . . .	119	—3.53	21	4.8	10	—18.4	759.99	25	6	769.85	S	21	2	749.29	SW	3.34	756.65	90.30	14.14
Dresden, Polytechn.	119	—3.43	21	6.6	5	—17.8	760.21	24	10	769.76	NNW	21	10	750.67	SW	3.17	757.04	85.95	12.47
Dresden, Forststr.	129	—3.34	21	6.1	5	—18.3	759.69	24	10	769.18	W	21	10	749.92	S	3.10	756.59	82.31	18.06
Schandau . . .	130	—3.44	19	4.4	5	—15.8	759.74	25	6	769.88	—	2	6	750.00	—	3.13	756.61	85.48	22.31
Zwenkau . . .	134	—3.35	21	5.3	10	—18.6										3.25		85.07	12.92
Döbeln	184	—3.61	27	5.4	10	—16.2	753.48	25	6	762.86	SW	21	10	743.42	W	3.24	750.24	89.32	10.48
Wermsdorf . .	190	—3.92	21	4.0	10	—19.0										3.17		87.52	15.79
Gröditz. . . .	206	—4.25	21	4.2	5	—21.2	751.67	25	6	761.18	W	2	6	741.96	W	3.11	748.56	89.70	15.04
Bautzen . . .	221	—4.27	22	3.8	9	—20.0	750.94	25	6	760.10	S	2	6	741.33	W	3.19	747.75	91.16	13.34
Tharandt . . .	221	—3.65	21	6.4	5	—18.5	750.85	24	10	760.28	—	21	10	741.49	—	3.09	747.76	84.75	21.47
Zittau	252	—4.07	19	3.4	5. 9	—18.2	748.54	25	6	759.08	W	2	6	738.81	W	2.98	745.56	84.87	15.61
Zwickau . . .	276	—3.80	27	6.1	7	—19.9	744.34	24	10	754.62	NW	21	10	735.30	SSW	3.27	741.07	90.45	6.26
Chemnitz . . .	308	—3.02	27	6.3	6	—17.1	742.64	25	6	752.78	E	21	10	733.54	SW	3.06	739.58	81.00	22.10
Königstein, Festg.	359	—4.67	19.21.24	2.8	5	—18.6	738.26	25	6	747.78	W	21	10	729.64	SW	3.02	735.24	90.62	34.49
Niederpfannenstiel	364	—4.11	24	5.8	7	—20.2	737.60	24	10	748.53	E	21	2.10	729.35	SSW.E	2.90	734.70	81.77	14.77
Plauen	374	—4.62	21	5.5	10	—20.0	736.44	25	6	745.56	WSW	21	10	728.01	SSW	2.99	733.45	87.28	16.22
Hinterhermsdorf.	376	—5.48	19	2.3	5	—19.9										2.97		94.64	18.81
Grüllenburg . .	388	—4.44	24	5.8	5	—21.8										2.75		84.39	7.70
Freiberg . . .	407	—3.87	27	4.9	5	—18.0	733.45	24	10	744.30	SW	21	10	724.69	S	3.00	730.45	84.42	4.40
Elster	480	—5.51	21	4.4	7	—19.8	724.78	24	10	734.62	WSW	22	6	717.27	SW	2.73	722.05	86.31	8.72
Annaberg . . .	607	—4.51	27	5.4	6	—18.5	714.68	24	10	724.95	SW	9	10	706.65	SE	2.93	711.75	88.01	20.68
Rehefeld . . .	689	—5.93	24. 29	3.2	6. 7	—19.8	707.61	25	6	717.39	SW	2	6	700.38	N	2.81	704.79	89.84	24.52
Georgengrün . .	718	—5.51	27	6.0	6	—17.6										3.07		96.77	28.89
Reitzenhain . .	778	—6.30	27	4.5	6	—20.0	699.66	24	10	709.63	W	9	10	691.60	SE	2.70	696.96	91.16	22.06
Oberwiesenthal .	927	—5.33	27	5.8	6	—17.0	686.43	24	10	695.06	SW	9	10	679.12	E	2.54	683.89	79.42	41.81

Namen der Stationsorte.	Zahl der beobacht. Winde.	Von den beobachteten Winden kamen aus N.	E.	S.	W.	NE.	SE.	NW.	SW.	NNE.	NNW.	SSE.	SSW.	ENE.	ESE.	WNW.	WSW.	Die berechnete mittlere Windrichtung war	Zahl der Tage mit Niederschlägen.	Schnee.	Hagel.	Gewitter.	heiter.	trübe.
Gohrisch	93	25	6	4	7	21	5	4	21									359°.2 N	4	3	0	0	6	12
Leipzig.	93	10	11	12	1	8	3	2	17	5	0	3	7	6	5	0	3	139.9 SE	13	11	0	0	2	16
Dresden, Polytechn.	93	9	5	9	10	9	16	5	6	3	2	8	1	0	5	2	3	145.7 SE	13	12	0	0	9	12
Dresden, Forststr. .	93	9	4	13	13	9	20	3	0	0	1	9	2	2	0	5	3	160.4 SSE	10	10	0	0	8	16
Schandau	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	. .	16	11	0	0	3	15
Zwenkau	93	4	25	5	25	3	10	12	9									235.9 SW	13	11	0	0	3	16
Döbeln	93	5	12	7	13	3	4	10	7	2	2	2	2	9	5	6	4	291.3 WNW	5	4	0	0	6	15
Wermsdorf . . .	93	3	19	1	16	23	0	3	28									282.4 WNW	14	12	0	0	3	16
Gröditz	93	5	17	3	15	6	4	2	9	2	5	4	2	7	2	5	5	359.4 N	13	11	0	0	6	16
Bautzen	93	7	2	27	8	20	2	1	7	10	0	0	0	7	0	0	2	91.8 E	6	5	0	0	7	16
Tharandt	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	7	6	0	0	8	12
Zittau	93	18	5	30	11	7	0	2	1	4	0	3	4	2	4	2	0	169.6 S	10	10	0	1	6	17
Zwickau	93	11	0	7	10	3	2	2	12	7	14	1	17	3	1	0	3	270.0 W	4	4	0	0	6	14
Chemnitz	93	8	16	8	9	10	15	0	7	7	3	1	0	2	3	0	4	95.2 E	11	10	0	0	.	.
Königstein, Festung	93	2	16	6	22	0	7	13	12	0	0	3	4	2	2	4	0	235.4 SW	11	8	0	0	6	14
Niederpfannenstiel .	84	3	17	0	10	4	6	5	4	2	3	4	1	11	1	11	2	38.3 NE	14	14	0	0	8	14
Plauen	93	6	3	6	11	13	1	1	20	5	2	1	9	6	0	0	9	243.3 WSW	10	9	0	0	9	17
Hinterhermsdorf. .	93	6	11	27	4	4	22	15	4									155.2 SSE	17	15	0	0	2	19
Grüllenburg . . .	93	11	4	9	14	10	14	15	16									264.1 W	8	6	0	0	9	15
Freiberg	93	5	6	9	4	10	7	7	8	7	6	3	5	9	3	2	2	67.5 ENE	11	9	0	0	5	12
Elster	93	6	0	23	9	10	15	2	2	6	0	0	2	2	4	2	10	174.9 S	6	5	0	0	5	15
Annaberg	93	0	2	9	15	10	24	2	14	1	0	4	0	0	2	10	0	191.9 SSW	14	13	0	0	3	17
Rehefeld	93	20	4	11	6	2	22	2	3	3	5	7	0	0	5	3	0	110.5 ESE	6	6	0	0	6	16
Georgengrün . . .	93	4	16	6	7	8	22	10	20									155.9 SSE	10	9	0	0	11	16
Reitzenhain . . .	93	7	9	9	28	1	29	6	4									193.4 SSW	18	17	0	0	7	14
Oberwiesenthal . .	93	27	7	15	9	6	8	2	19									258.3 WSW	19	18	0	0	9	15

Namen der Stationsorte.	Fünftägiges Wärmemittel.						Fünftägiges Mittel des Luftdruckes.					
	1.—5.	6.—10.	11.—15.	16.—20.	21.—25.	26.—30.	1.—5.	6.—10.	11.—15.	16.—20.	21.—25.	26.—30.
	C°	C°	C°	C°	C°	C°	mm.	mm.	mm.	mm.	mm.	mm.
Gohrisch	—3.72	—12.07	—5.26	—1.34	1.69	—3.90						
Leipzig	—2.88	—10.92	—5.50	—1.13	1.43	—2.27	757.52	758.67	759.76	757.66	760.98	764.16
Dresden, Polytechn.	—3.54	— 9.94	—4.10	—0.93	1.81	—3.62	757.12	758.67	759.43	758.20	761.69	764.90
Dresden, Forststrasse	—3.97	— 9.47	—4.28	—1.10	1.81	—2.91	756.79	758.23	759.09	757.63	761.04	764.15
Schandau	—4.25	— 8.45	—3.16	—1.03	—0.71	—4.20	755.37	756.99	757.56	757.00	760.59	763.62
Zwenkau	—2.88	—11.31	—5.46	—0.92	1.92	—1.65						
Döbeln	—3.67	—11.62	—5.75	—1.21	2.34	—2.04	750.71	751.90	752.99	751.42	754.80	757.89
Wermsdorf	—2.92	—11.55	—5.58	—1.57	1.48	—2.65						
Gröditz	—5.24	—10.79	—5.47	—2.02	1.12	—3.10	748.03	750.54	751.28	749.50	753.15	756.26
Bautzen	—5.27	—10.79	—5.56	—1.92	1.23	—3.27	747.82	749.67	750.69	748.82	751.91	755.46
Tharandt	—4.07	—10.00	—4.84	—1.68	1.85	—3.01	747.82	749.10	750.19	749.14	752.39	755.24
Zittau	—5.09	— 8.98	—3.68	—1.56	—0.12	—5.01	744.96	746.85	747.78	746.40	750.43	753.38
Zwickau	—3.21	—12.45	—5.89	—1.83	2.09	—1.92	741.78	741.83	743.34	742.91	746.11	748.83
Chemnitz	—3.38	—10.19	—5.23	—1.65	2.63	—0.73	740.00	740.31	741.81	741.27	744.29	746.99
Königstein, Festung	—5.20	— 9.71	—5.38	—2.23	0.27	—5.42	735.02	736.31	737.48	736.50	740.15	742.82
Niederpfannenstiel	—4.31	—11.66	—5.90	—1.87	1.03	—2.32	735.10	734.84	736.24	736.55	739.37	742.30
Plauen	—3.50	—13.40	—6.59	—2.67	1.26	—3.15	733.86	733.52	734.84	735.64	738.65	740.95
Hinterhermsdorf	—6.66	— 9.71	—5.36	—3.10	—1.11	—6.67						
Grüllenburg	—5.26	—11.17	—5.83	—2.69	1.17	—2.96						
Freiberg	—5.18	—10.59	—6.37	—2.43	1.49	—0.61	730.82	730.65	732.84	731.77	735.53	737.96
Elster	—4.67	—12.08	—6.75	—3.91	—0.18	—5.37	722.08	721.56	722.80	724.20	727.36	729.45
Annaberg	—5.88	—11.79	—6.98	—3.15	0.79	—0.51	712.15	711.47	713.27	713.55	717.02	719.39
Rehefeld	—6.99	—12.22	—6.96	—3.91	—1.03	—4.39	704.49	704.25	706.01	706.66	710.04	712.91
Georgengrün	—7.03	—12.12	—7.96	—4.87	—0.48	—1.29						
Reitzenhain	—7.40	—13.39	—7.46	—4.79	—0.85	—4.05	696.60	696.20	698.31	698.55	702.37	704.66
Oberwiesenthal	—7.24	—13.77	—8.13	—4.16	0.09	—0.53	683.51	683.14	684.59	685.67	688.71	691.63

Anm. Nach internationaler Vereinbarung wird Ost mit E. (East) bezeichnet.

Februar 1876.

Der **Februar** war in seiner **Mitteltemperatur** etwas zu warm, weil nach den zu kalten ersten drei Pentaden die letzten drei eine um fast täglich 6° zu hohe Mitteltemperatur hatten, doch ist im Durchschnitt die Mitteltemperatur des Monats nur um 0°7 zu hoch gewesen. Wie man aus der folgenden Uebersicht ersieht, sind in den letzten zehn Jahren 4 Februarmonate wärmer und 5 kälter gewesen. Es war:

	Mittlere Temperatur.	Temperatur-Maximum.	Temperatur-Minimum.
Februar 1867	4°61	14°5	— 2°5
1868	4.51	15.0	— 1.4
1869	5.37	13.0	— 2.4
1870	—5.46	10.0	—21.4
1871	—1.80	13.7	—26.9
1872	1.70	10.5	— 5.7
1873	—0.89	10.5	—12.2
1874	0.46	9.2	—12.4
1875	—5.12	5.1	—20.3
1876	1.11	14.1	—15.1

Unter den sächsischen Stationen hat Chemnitz noch die höchste Mitteltemperatur (1°60), nächstdem Dresden, Forststrasse (1°39), Zwenkau und Zwickau (je 1°32), während Rehefeld —2°31, Reitzenhain —2°25, Oberwiesenthal —2°05 haben. Das Maximum der Temperatur fällt fast an allen Stationen auf den 22., an einigen auf den 18. und 19. und wurde das höchste Maximum in Dresden (Polytechnikum) mit 14°2, das geringste in Oberwiesenthal mit 4°8 beobachtet. Das Minimum der Temperatur liegt zwischen dem 7. und 13. und war wieder auf den unteren Stationen eben so gross wie auf den oberen: Gohrisch hat —19°8, Rehefeld —18°6, Elster —18°3, Plauen —18°0, Zittau nur —7°5 wegen unvollkommener Aufstellung der Instrumente. Nachtfröste gab es auf den unteren Stationen die ganze erste Hälfte des Monats und einige Tage in der zweiten Hälfte, auf den oberen Stationen zwischen 14 und 18 Tagen.

Während der Januar einen sehr hohen Barometerstand hatte, war derselbe im Februar nur noch in der 1. Pentade ziemlich hoch, in den übrigen aber ein beträchtlich zu niedriger, so dass der **mittlere Barometerstand** nahe 4 Millimeter unter normal geblieben ist. Das Maximum fällt überall auf den 1. Februar, das Minimum meistens auf den 6., in Leipzig auf den 19., in Tharandt auf den 27. und ist die Schwankung auf den Stationen zwischen 25—27 Millimeter.

Wegen der zu hohen Temperatur war auch der **Dunstdruck** etwas über normal: Gohrisch hat den höchsten, im Mittel 4.66 Millimeter, Oberwiesenthal den niedrigsten, 3.60 Millimeter.

Die **relative Feuchtigkeit** war reichlich hoch und schwankt im Mittel auf den Stationen zwischen 77 Procent (in Chemnitz) und 96 Procent (in Georgengrün).

Die **Niederschläge** waren überall beträchtlich. In Grüllenburg, wo nur 18 Millimeter aufgezeichnet sind, war der Regenmesser schadhaft; nächstdem hat Chemnitz 41.5

Namen der Stationsorte.	Höhe über der Ostsee in Meter.	Mittlere monatliche Temperatur.	Thermometer Maximum. Tag.	Temp.	Minimum. Tag.	Temp.	Mittlerer monatl. Barometerstand.	Barometer Maximum. Tag.	h.	Stand.	Windrichtung.	Minimum. Tag.	h.	Stand.	Windrichtung.	Dunstdruck. Millim.	Druck der trockenen Luft.	Relative Feuchtigkeit Proc.	Monatlicher Niederschlag in Millim.
		C⁰		C⁰		C⁰	mm.			mm.				mm.		mm.	mm.		mm.
Gohrisch . . .	98	0.88	18	11.8	13	—19.8										4.66		89.93	55.91
Leipzig . . .	119	1.11	22	14.1	13	—15.1	747.21	1	6	763.60	S	19	2	737.11	SW	4.50	742.71	86.52	60.10
Dresden, Polytechn.	119	1.15	22	14.2	9	—15.6	747.66	1	6	765.45	SE	6	2	738.34	NW	4.23	743.43	81.62	67.91
Dresden, Forststr.	129	1.39	22	14.0	11	—12.8	747.47	1	6	764.47	S	6	2	737.91	SE	4.20	743.27	79.75	76.03
Schandau . . .	130	0.33	22	13.8	7. 11	—11.0	747.32	1	6	764.88	—	6	2	737.64	SE	4.37	742.95	86.66	75.93
Zwenkau . . .	134	1.32	18., 19	12.1	9	—17.0										4.54		84.17	72.81
Döbeln	184	1.20	22	13.6	9. 13	—15.0	741.10	1	6	757.52	E	6	2	731.78	W	4.36	736.74	83.90	70.19
Wermsdorf . .	190	0.95	22	11.0	9	—14.0										4.37		84.59	87.44
Gröditz . . .	206	0.60	22	12.9	7	—11.0	739.61	1	Nachts 12	757.50	SSE	6	2	730.84	E	4.26	735.35	86.99	67.15
Bautzen . . .	221	0.45	22	12.6	7	— 9.4	738.79	1	6	755.48	S	6	2	729.46	SE	4.14	734.65	83.89	73.10
Tharandt . . .	221	1.07	22	12.2	13	—16.0	738.73	1	6	755.41	—	27	6	729.61	—	4.26	734.47	82.29	95.48
Zittau	252	0.70	19	9.8	7	— 7.5	736.45	1	6	753.41	S	6	2	726.99	NW	4.33	732.12	86.41	77.00
Zwickau . . .	276	1.32	22	12.6	13	—15.8	732.88	1	6	748.67	SSW	6	2	723.32	NE	4.48	728.40	85.11	41.53
Chemnitz . . .	308	1.60	22	10.9	13	—16.2	731.00	1	6	746.83	E	6	2	720.82	E	4.16	726.84	77.07	88.49
Königstein, Festg.	359	—0.20	22	11.8	13	—11.5	726.60	1	6	742.80	NW	6	2	716.61	WNW	4.14	722.46	88.43	77.10
Niederpfannenstiel	364	0.78	22	10.9	13	—17.6	726.28	1	6	742.05	ENE	6	2	715.13	WNW	4.20	722.08	82.15	81.60
Plauen	374	0.47	22	11.0	9	—18.0	725.09	1	6	740.81	SW	6	2	710.41	NE	4.29	720.80	84.71	66.84
Hinterhermsdorf.	376	—1.27	22	11.7	13	—13.7										4.06		93.97	102.96
Grüllenburg . .	388	0.18	22	12.0	7	—15.2										4.30		88.52	18.30*)
Freiberg . . .	407	0.84	22	9.4	11	—10.0	722.17	1	6	737.42	ENE	6	2	712.23	NNW	4.12	718.05	81.31	59.81
Elster	480	—0.85	22	10.4	10	—18.3	714.17	1	6	729.37	S	6	2	703.60	S	3.95	710.22	86.10	94.86
Annaberg . . .	607	—0.26	22	9.0	9. 11	—10.7	704.26	1	6	718.54	SE	6	2	693.94	NNE	4.07	700.19	86.92	81.29
Rehefeld . . .	689	—2.31	22	7.6	11	—18.6	697.47	1	6	712.68	E	6	2	686.99	S	3.71	693.76	90.00	100.77
Georgengrün . .	718	—1.24	22	6.6	11	—12.0										4.21		96.45	98.57
Reitzenhain . .	778	—2.25	22	7.6	9	—13.0	689.53	1	6	704.25	SE	6	2	679.13	W	3.69	685.84	89.96	79.59
Oberwiesenthal .	927	—2.05	22	4.8	11	—11.4	676.94	1	6	691.37	S	6	2	666.17	N	3.60	673.34	87.34	151.42

*) Regenmesser schadhaft.

Namen der Stationsorte.	Zahl der beobacht. Winde.	Von den beobachteten Winden kamen aus N.	E.	S.	W.	NE.	SE.	NW.	SW.	NNE.	NNW.	SSE.	SSW.	ENE.	ESE.	WNW.	WSW.	Die berechnete mittlere Windrichtung war	Zahl der Tage mit Niederschlägen.	Schnee.	Hagel.	Gewitter.	heiter.	trübe.
Gohrisch	87	4	10	15	2	0	17	8	31									190°.9 S	14	6	0	1	1	17
Leipzig	87	0	5	12	5	3	2	3	33	0	2	1	16	1	1	0	3	211.7 SSW	25	12	0	0	2	17
Dresden, Polytechn.	87	2	10	11	15	0	5	16	2	0	9	1	2	1	3	9	1	282.5 WNW	21	11	0	0	2	11
Dresden, Forststr. .	87	0	0	11	28	1	19	1	1	0	0	10	2	0	0	13	1	219.8 SW	21	9	0	0	3	15
Schandau	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	20	9	0	0	0	18
Zwenkau	87	1	5	12	38	0	11	9	11									242.8 WSW	26	12	0	0	2	16
Döbeln	87	1	4	9	22	1	10	17	3	1	2	3	1	2	1	9	1	266.3 W	25	12	0	0	2	15
Wermsdorf	87	2	6	7	17	3	6	2	44									225.3 SW	19	9	0	0	2	17
Gröditz	87	1	4	6	23	0	8	3	8	1	1	7	3	0	2	1	19	231.1 SW	24	12	0	0	1	19
Bautzen	87	0	1	14	35	0	6	3	11	0	0	2	5	0	2	3	5	247.8 WSW	16	8	0	0	1	15
Tharandt	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	18	8	0	0	3	10
Zittau	87	2	0	35	14	0	3	5	9	0	2	3	6	0	0	3	5	214.2. SW	23	10	0	1	1	15
Zwickau	87	2	0	5	15	3	0	19	12	3	6	0	11	0	0	8	3	274.4 W	10	0	0	1	4	16
Chemnitz	87	1	5	7	26	7	11	0	6	0	1	5	5	0	1	7	5	227.7 SW	20	9	0	0	2	16
Königstein, Festung	86	0	7	8	34	0	4	4	7	0	0	1	4	2	1	6	8	247.4 WSW	16	8	0	1	1	9
Niederpfannenstiel .	82	0	15	2	27	1	0	3	5	0	0	0	0	4	3	20	2	278.5 W	22	9	0	0	2	16
Plauen	87	0	1	17	21	3	2	3	21	0	0	0	9	0	0	0	10	227.8 SW	20	9	0	0	2	18
Hinterhermsdorf. .	87	1	5	23	10	0	15	26	7									222.8 SW	24	17	0	1	0	22
Grüllenburg . . .	87	0	3	18	23	0	13	7	23									219.7 SW	14	8	0	0	2	12
Freiberg	87	0	11	14	3	1	12	1	9	1	1	5	11	7	2	2	7	169.0 S	21	10	0	1	1	10
Elster	87	2	0	29	18	0	0	0	17	0	0	0	7	0	0	5	9	264.1 W	17	6	0	0	2	20
Annaberg	87	2	0	7	16	1	19	2	30	1	0	0	1	0	0	2	6	219.2 SW	20	10	0	0	2	23
Rehefeld	87	20	8	11	2	3	15	8	2	2	3	3	0	1	7	2	0	74.2 ENE	20	12	0	0	2	16
Georgengrün . . .	87	0	0	13	35	6	7	7	19									243.3 WSW	23	14	0	0	2	21
Reitzenhain . . .	87	1	0	13	47	0	16	1	9									235.9 SW	24	13	0	1	3	14
Oberwiesenthal . .	87	5	0	44	5	0	6	5	22									199.7 SSW	22	14	0	0	2	20

Millimeter, dagegen Oberwiesenthal 151.4 Millimeter. Die Zahl der Tage mit Niederschlägen war sehr beträchtlich: am meisten (26) hat Zwenkau, je 25 sind in Leipzig und Döbeln. Die Zahl der Schneetage war, wo genau beobachtet ist, nahe die Hälfte der Tage mit Niederschlägen.

Die Zahl der heitern Tage war gering und schwankt auf den Stationen zwischen 0 und 4, die Zahl der trüben Tage war gross: sie schwankt zwischen 9 und 23.

Gewitter sind an den meisten Stationen nicht beobachtet, an 7 Stationen ist je 1 Gewittertag gewesen.

Die Winde kamen besonders in der zweiten Hälfte des Monats viel aus südlichen und westlichen Richtungen; die mittlere Windrichtung liegt an 19 Stationen im 3. Quadranten (zwischen S. und W.), nur an 3 Stationen im 4., an 1 Station im 1. (Rehefeld, wegen der localen Lage) und an 1 Station im 2. Quadranten.

Namen der Stationsorte.	Fünftägiges Wärmemittel.						Fünftägiges Mittel des Luftdruckes.					
	31. Jan. bis 4. Febr.	5.—9.	10.—14.	15.—19.	20.—24.	25.—29.	31. Jan. bis 4. Febr.	5.—9.	10.—14.	15.—19.	20.—24.	25.—29.
	C⁰	C⁰	C⁰	C⁰	C⁰	C⁰	mm.	mm.	mm.	mm.	mm.	mm.
Gohrisch	—2.99	—4.53	—4.43	6.15	5.50	5.24						
Leipzig	—1.16	—4.77	—4.27	5.82	6.01	5.11	759.14	743.67	748.00	744.18	747.11	745.15
Dresden, Polytechn.	—2.97	—4.82	—3.96	6.06	6.42	5.84	760.03	743.86	748.62	744.62	747.50	745.44
Dresden, Forststrasse	—2.20	—4.36	—4.06	6.65	6.33	5.77	759.42	743.65	748.23	744.77	747.30	745.46
Schandau	—3.35	—4.20	—4.45	4.95	4.40	4.46	758.89	742.37	746.61	743.85	746.22	744.25
Zwenkau	—0.53	—5.25	—3.39	5.95	5.85	5.61						
Döbeln	—0.40	—5.02	—4.07	5.94	5.91	5.00	752.06	737.12	741.72	738.59	741.02	739.24
Wermsdorf	—0.99	—4.56	—4.31	5.44	5.48	4.81						
Gröditz	—2.07	—4.30	—4.02	4.72	4.61	4.41	751.49	735.83	740.67	737.00	739.22	737.45
Bautzen	—2.97	—4.50	—4.30	4.96	4.85	4.53	750.82	735.00	739.51	736.12	738.70	736.72
Tharandt	—2.65	—5.04	—3.37	6.48	5.89	5.02	750.49	734.71	739.49	736.16	738.79	736.80
Zittau	—3.23	—3.32	—3.30	4.84	4.58	4.48	748.80	731.75	737.23	734.01	736.54	734.57
Zwickau	—0.74	—4.62	—4.25	6.12	5.68	6.01	744.15	728.31	733.38	730.89	733.35	730.90
Chemnitz	0.01	—4.06	—3.84	6.19	5.89	5.72	742.25	726.51	731.49	728 94	731.34	729.33
Königstein, Festung	—4.87	—5.25	—5.01	4.93	4.54	4.08	738.42	722.23	727.20	724.23	726.87	724.72
Niederpfannenstiel	—1.65	—4.82	—5.29	6.02	5.15	5.53	737.48	720.53	726.48	724.78	727.13	725.06
Plauen	—2.77	—6.01	—5.15	5.47	5.64	5.64	736.52	719.89	725.28	723.30	725.76	723.52
Hinterhermsdorf	—5.13	—5.55	—6.47	3.38	3.28	2.93						
Grüllenburg	—2.12	—6.09	—4.65	4.91	4.70	4.23						
Freiberg	0.06	—4.50	—3.97	4.79	4.58	4.47	733.17	718.29	722.40	720.13	722.60	720.28
Elster	—5.45	—6.59	—6.58	4.61	4.28	4.45	725.21	708.74	714.17	712.77	714.84	712.96
Annaberg	—0.87	—6.07	—4.98	3.89	3.45	3.44	714.84	699.42	704.23	702.75	704.97	703.08
Rehefeld	—5.68	—7.71	—7.80	3.05	2.27	2.01	708.53	692.60	697.59	695.98	697.86	696.04
Georgenhain	—1.29	—6.55	—6,35	2.89	2.12	2.39						
Reitzengrün	—4.32	—8.11	—7.30	2.89	1.71	1.84	700.25	684.29	689.33	688.15	690.44	688.44
Oberwiesenthal	—0.57	—7.75	—6.75	1.81	1.19	0.78	687.33	671.16	676.27	676.09	677.95	676.46

Anm. Nach iuternationaler Vereinbarung wird Ost mit E. (East) bezeichnet.

März 1876.

Nachdem der Januar in seiner mittlern Temperatur zu kalt, der Februar etwas zu warm, folgte ein März, der eine nahe um 1° zu hohe Mitteltemperatur hatte. Von den Pentaden waren die 1., 2., 3. und 6. zu warm, die 4. und 5. zu kalt. Die Uebersicht der letzten 10 Jahre für Leipzig zeigt, dass der diesjährige März zu den warmen gehört. Es hatte:

	Mittlere Temperatur.	Temperatur-Maximum.	Temperatur-Minimum.
März 1867	1°66	17°1	— 9°1
1868	4.22	13.0	— 2.7
1869	1.51	11.1	— 5.9
1870	0.51	13.0	— 7.4
1871	5.52	19.2	— 5.9
1872	5.09	22.6	— 4.5
1873	4.00	19.9	— 3.5
1874	3.59	15.0	— 7.2
1875	0.07	13.4	—13.0
1876	4.18	16.1	— 3.6

Unter den sächsischen Stationen hatten die höchste Mitteltemperatur die beiden Stationen in Dresden mit 4°75 und 4°71, dann folgt Zwenkau mit 4°58, Zittau mit 4°47; von den oberen Stationen hatte Georgengrün noch 0°59, dagegen Rehefeld —0°08, Reitzenhain —0°13, Oberwiesenthal —0°62. Das Maximum der Temperatur fiel überall zwischen dem 28. und 30., an den meisten Stationen am 29.; es erreichte 19°1 in Gohrisch, aber nur 11°2 in Oberwiesenthal. Das Minimum der Temperatur (zwischen dem 19. und 25.) betrug in Zittau —1°8, in Rehefeld —15°8.

Nachtfröste gab es an allen Stationen, an den untern jedoch nur etwa die Hälfte, an den obern ca. ¾ der Monatstage. Frosttage gab es an den untern Stationen nur 2—3, an den obern zwischen 14—19.

Ungemein niedrig war den ganzen Monat hindurch der Luftdruck: in keiner Pentade ist der normale Stand erreicht, selbst das Maximum ging nicht bis zu demselben und im Durchschnitt ist das Barometer gegen 9 Milimeter unter seinem normalen Stande gewesen. Das Maximum

Namen der Stationsorte.	Höhe über der Ostsee in Meter	Mittlere monatliche Temperatur.	Thermometer Maxim. Tag.	Thermometer Maxim. Temp.	Thermometer Minimum. Tag.	Thermometer Minimum. Temp.	Mittlerer monatl. Barometerstand.	Barometer Maximum. Tag.	Barometer Maximum. h.	Barometer Maximum. Stand.	Barometer Maximum. Windrichtung.	Barometer Minimum. Tag.	Barometer Minimum. h.	Barometer Minimum. Stand.	Barometer Minimum. Windrichtung.	Dunstdruck. Millim.	Druck der trockenen Luft.	Relative Feuchtigkeit. Proc.	Monatlicher Niederschlag in Millim.
		C°		C°		C°	mm.			mm.				mm.		mm.	mm.		mm.
Gobrisch . . .	98	4.12	29	19.1	19	— 5.0										5.36		85.61	77.21
Leipzig	119	4.18	29	16.1	21	— 3.6	741.94	30	10	749.75	NE	12	Ab. 11	718.47	SW	4.97	736.97	80.15	76.51
Dresden, Polytechn.	119	4.75	30	17.6	24	— 6.1	742.30	30	10	750.18	NNW	12	10	721.08	SW	4.76	737.54	73.45	49.83
Dresden, Forststr.	129	4.71	29	18.0	19	— 4.2	742.18	30	10	749.94	SE	12	10	721.08	W	4.76	737.42	73.72	47.61
Schandau . . .	130	4.00	29	17.2	24	— 7.6	742.00	30. 31	9	750.65	—	9	9	721.07	—	4.90	737.10	78.90	73.31
Zwenkau . . .	134	4.58	28	16.0	13	— 7.2										4.94		77.87	38.42
Döbeln	184	3.96	29	16.6	23	— 2.7	735.99	30	10	743.88	NW	12	10	714.46	W	4.74	731.25	77.68	40.81
Wermsdorf . .	190	3.74	29	16.6	23	— 4.2										4.88		80.81	62.08
Gröditz . . .	206	3.74	29	18.1	25	— 2.9	734.60	31	6	742.80	E	12	Nm. 12	714.60	SSW	4.74	729.86	79.76	63.61
Bautzen . . .	221	3.70	29	16.3	24	— 4.2	733.51	30	10	741.74	W	12	Ab. 11	714.56	W	4.57	728.94	76.00	76.70
Tharandt . . .	221	3.82	29	17.4	25	5.5	733.52	30	10	741.55	—	12	10	713.20	—	4.56	728.96	75.50	51.51
Zittau	252	4.47	29	14.6	19. 24	— 1.8	731.22	3	10	739.70	SW	12	10	712.89	SW	4.94	726.28	77.26	96.64
Zwickau . . .	276	3.87	28	17.8	21	— 8.8	727.70	1	6	735.21	WSW	12	10	707.10	SW	4.79	722.91	78.68	44.11
Chemnitz . . .	308	4.08	29	17.2	21	— 8.2	725.98	1	6	733.49	SSW	12	Ab. 11	705.13	WSW	4.42	721.56	71.40	51.99
Königstein, Festg.	359	3.08	29	16.0	24	— 5.0	721.48	30	10	729.48	E	12	10	702.35	W	4.55	716.93	78.63	80.49
Niederpfannenstiel	364	2.97	29	16.0	23	— 9.0	721.15	30	10	729.57	E	12	Ab. 11	701.37	SW	4.42	716.73	77.41	64.33
Plauen	374	2.97	29	17.0	21	—11.0	719.93	5	2	727.42	W	12	10	700.13	SW	4.61	715.32	80.65	67.79
Hinterhermsdorf.	376	2.24	29	16.8	24	— 8.9										4.61		85.13	125.74
Grüllenburg . .	388	2.35	29	16.8	25	—10.0										4.52		82.85	*)
Freiberg . . .	407	2.86	29	14.2	23	— 5.0	717.12	1	6	724.88	SW	12	10	697.07	SSE	4.31	712.81	75.85	45.79
Elster	480	1.94	29	14.6	21	—11.1	709.20	1	6	716.77	W	12	10	692.18	SW	4.21	704.99	79.00	55.95
Annaberg . . .	607	1.49	29	14.3	23	— 6.8	699.65	1. 5	6	707.19	{WSW / W	12	10	681.11	SW	4.25	695.40	82.04	51.80
Rehefeld . . .	689	—0.08	29	12.0	24	—15.8	692.67	1	6	700.29	N	12	10	675.40	SE	4.10	688.57	88.10	103.35
Georgengrün . .	718	0.59	29	13.6	23	— 9.6										4.30		89.13	94.14
Reitzenhain . .	778	—0.13	29	11.1	24	—12.5	685.09	30	10	692.59	SW	9	2	671.07	SW	4.01	681.08	86.10	63.91
Oberwiesenthal .	927	—0.62	29	11.2	24	— 8.0	672.16	1	6	680.13	SW	12	10	655.67	S	3.93	668.53	87.74	141.58

*) In Grüllenburg war die erste Hälfte des Monats der Regenmesser unbrauchbar.

Namen der Stationsorte.	Zahl der beobacht. Winde.	N.	E.	S.	W.	NE.	SE.	NW.	SW.	NNE.	NNW.	SSE.	SSW.	ENE.	ESE.	WNW.	WSW.	Die berechnete mittlere Windrichtung war	Niederschlägen.	Schnee.	Hagel.	Gewitter.	heiter.	trübe.
		Von den beobachteten Winden kamen aus																	Zahl der Tage mit					
Gobrisch	93	1	3	10	7	4	9	7	52									219°.5 SW	17	4	0	1	0	12
Leipzig	93	2	5	4	9	5	4	0	37	1	1	2	11	2	0	3	7	222.1 SW	24	13	0	1	1	15
Dresden, Polytechn.	93	6	4	3	17	1	7	22	6	1	9	3	1	0	3	7	3	294.0 WNW	21	8	1	2	1	6
Dresden, Forststr. .	93	0	5	6	42	0	6	7	2	0	0	5	1	1	0	16	2	263.0 W	21	7	0	2	1	12
Schandau	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	20	5	0	1	1	15
Zwenkau	93	0	10	10	42	0	2	20	9									265.9 W	23	11	0	0	1	10
Döbeln	93	5	6	5	24	1	4	24	7	0	4	0	1	1	2	6	3	287.0 WNW	22	13	0	2	3	12
Wermsdorf . . .	93	3	8	4	22	5	1	4	46									237.5 WSW	15	6	0	1	1	10
Gröditz	93	0	6	6	27	2	2	6	10	1	1	1	1	3	1	5	21	254.1 WSW	23	13	0	1	1	12
Bautzen	93	0	7	6	41	0	1	9	12	0	0	1	2	2	1	6	5	259.0 W	20	10	0	1	0	12
Tharandt	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	15	7	0	1	2	10
Zittau	93	4	1	21	25	6	6	3	13	1	2	1	5	2	1	1	1	226.4 SW	22	9	0	1	2	11
Zwickau	93	5	0	6	12	3	1	13	15	3	4	0	15	0	0	9	7	261.3 W	15	5	0	1	2	11
Chemnitz	93	1	1	6	21	4	7	3	11	1	0	3	3	0	0	18	14	252.8 WSW	19	9	0	1	2	16
Königstein, Festung	93	0	5	4	48	0	2	1	13	0	0	1	6	0	0	4	9	251.2 WSW	16	9	0	3	0	10
Niederpfannenstiel .	89	2	6	5	26	1	8	9	9	0	1	0	3	3	3	10	3	258.3 WSW	23	13	0	0	1	15
Plauen	93	1	1	7	30	4	1	2	19	4	0	1	9	0	0	4	10	246.6 WSW	23	13	0	1	3	11
Hinterhermsdorf .	93	3	5	17	14	1	9	32	12									260.5 W	25	16	0	2	0	11
Grüllenburg . . .	93	0	1	16	21	1	6	5	43									226.6 SW	11	7	0	3	0	10
Freiberg	93	1	2	13	8	3	8	4	11	1	1	7	15	1	3	8	7	209.3 SSW	18	11	0	2	1	7
Elster	93	0	0	8	21	0	3	6	31	3	0	2	4	0	0	5	10	241.0 WSW	20	13	0	1	3	19
Annaberg	93	1	3	11	27	3	4	2	26	2	3	2	1	0	2	2	4	237.2 WSW	23	18	0	1	0	21
Rehefeld	93	37	8	5	5	5	9	7	3	0	9	1	0	1	2	0	1	6.8 N	21	18	0	0	0	18
Georgengrün . . .	93	1	3	11	41	2	3	9	23									250.1 WSW	23	19	0	1	4	19
Reitzenhain . . .	93	1	3	11	44	1	5	14	14									257.2 WSW	20	14	0	2	1	27
Oberwiesenthal . .	93	5	2	51	2	2	4	7	20									194.7 SSW	24	20	0	0	1	17

war theils am 30. nnd 31., theils am 1., 3. und 5., das Mimimum fast überall am 12., in Schandau und Reitzenhain am 9. Die Schwankung dem März entsprechend war in Leipzig 31 Millimeter, in Reitzenhain nur 21 Millimeter.

Wegen der hohen Temperatur war der Dunstdrnck über normal: Gohrisch hat im Mittel 5.36 Millimeter, Oberwiesenthal 3.93 Millimeter.

Die relative Fenchtigkeit war nahe normal; sie schwankt im Mittel auf den Stationen zwischen 71 Procent in Chemnitz und 89 Procent in Georgengrün.

Die Niederschläge waren im Durchschnitt reichlich, jedoch auf den Stationen sehr verschieden; so hat Zwenkau nur 38.4 Millim., Leipzig schon 76.5 Millim., und drei Stationen haben über 100 Millim. (Rehefeld 103.3, Hinterhermsdorf 125.7, Oberwiesenthal 141.6). Die Zahl der Tage mit Niederschlägen war, wo genan aufgezeichnet ist, reichlich hoch, die meisten Stationen haben über ⅔ der Monatstage (Hinterhermsdorf 25, Leipzig und Oberwiesenthal je 24, darunter waren in Leipzig 13 Tage mit Schnee, in Hinterhermsdorf 16, in Oberwiesenthal 20).

Die Zahl der heitern Tage war gering: sie schwankt auf den Stationen zwischen 0 und 4, die der trüben Tage zwischen 6 und 27.

Gewitter haben nnr die Stationen Zwenkau, Niederpfannenstiel, Rehefeld und Oberwiesenthal nicht beobachtet; 13 Stationen hatten je 1 Gewittertag, 6 Stationen je 2, 2 Stationen je 3.

Die Winde kamen wie gewöhnlich in diesem Monat hauptsächlich aus westlicher und südwestlicher Richtung, und ist die mittlere Windrichtnng an 2 Stationen SSW., an 4 SW., an 10 WSW., an 5 W., an 2 WNW., an 1 N. (Rehefeld).

Namen der Stationsorte.	Fünftägiges Wärmemittel.						Fünftägiges Mittel des Luftdruckes.					
	2.—6.	7.—11.	12.—16.	17.—21.	22.—26.	27.—31.	2.—6.	7.—11	12.—16.	17.—21.	22.—26.	27.—31.
	C°	C°	C°	C°	C°	C°	mm.	mm.	mm.	mm.	mm.	mm.
Gohrisch	7.04	3.92	5.12	0.02	0.91	6.63						
Leipzig	6.47	3.95	5.01	0.50	1.23	6.77	746.02	733.85	737.82	744.54	743.79	744.68
Dresden, Polytechn.	7.37	4.51	5.92	1.15	0.78	7.69	746.51	734.66	738.72	744.35	743.66	744.93
Dresden, Forststrasse	7.28	4.46	5.85	0.78	0.73	7.99	746.49	734.61	738.60	744.19	743.41	744.84
Schandau	5.46	4.04	5.26	0.14	0.69	7.42	745.87	733.80	737.02	742.55	742.04	743.85
Zwenkau	7.10	4.41	4.99	0.82	1.42	7.55						
Döbeln	6.47	3.75	4.77	0.02	0.51	7.16	740.28	728.18	732.37	738.17	737.21	738.68
Wermsdorf	6.07	2.54	4.09	0.03	0.73	6.85						
Gröditz	5.54	3.27	4.82	—0.11	0.26	7.74	739.44	727.07	730.87	736.10	735.65	737.59
Bautzen	6.00	3.33	4.79	—0.03	—0.30	7.36	737.96	725.28	729.89	735.36	734.73	736.50
Tharandt	6.51	3.69	4.79	0.08	0.24	6.39	738.00	726.10	729.61	735.57	734.80	736.06
Zittan	5.61	3.87	5.91	1.13	1.75	7.79	735.93	723.64	726.22	732.40	731.93	734.15
Zwickan	6.35	3.87	4.64	—0.07	0.07	7.03	732.27	720.29	714.33	729.63	728.74	730.07
Chemnitz	6.50	3.87	4.46	—0.32	0.81	7.97	730.55	718.28	722.62	727.88	727.04	728.44
Königstein, Festung	4.99	2.60	4.05	—0.77	—0.30	6.80	726.09	713.81	718.27	722.86	722.30	724.46
Niederpfannenstiel	5.57	3.10	3.89	—1.29	—1.15	6.30	725.86	713.17	717.56	723.35	721.96	723.94
Plauen	5.40	2.87	3.72	—1.31	—0.37	6.31	724.80	712.39	716.82	721.74	720.75	722.10
Hinterhermsdorf	3.93	1.95	3.27	—1.72	—1.34	5.98						
Grüllenburg	5.31	2.12	3.44	—1.18	—1.82	5.15						
Freiberg	5.38	2.59	3.42	—1.13	—0.75	6.52	721.39	709.70	713.83	718.79	718.44	719.52
Elster	4.68	1.66	2.62	—2.53	—1.55	5.45	714.04	702.19	706.60	710.54	709.42	711.32
Annaberg	3.98	1.05	1.61	—2.65	—1.85	5.54	704.23	692.67	696.70	700.96	700.01	702.26
Rehefeld	2.79	0.15	0.73	—4.41	—4.11	3.47	697.45	685.57	689.72	693.52	693.07	695.57
Georgengrün	2.45	0.08	0.72	—3.53	—2.48	5.09						
Reitzenhain	2.65	—0.25	0.19	—4.52	—3.63	3.53	689.67	678.01	682.59	685.82	685.27	688.08
Oberwiesenthal	1.41	—1.15	—0.60	—4.93	—3.00	3.39	677.25	665.88	669.57	672.92	672.43	675.49

Anm. Nach internationaler Vereinbarung wird Ost mit E. (East) bezeichnet.

April 1876.

Auch der vierte Monat im Jahre, der April, war wie der März nnd Februar in seiner mittlern Temperatur über normal. Nnr die 3. Pentade hatte eine zu niedrige Temperatur, alle andere eine zu hohe nnd unter den Aprilmonaten der letzten 10 Jahre sind in Leipzig nur drei wärmer gewesen als der diesjährige, wie man aus folgender Uebersicht entnehmen kann:

	Mittlere Temperatur.	Temperatur-Maximum.	Temperatur-Minimum.
April 1867	8°.27	24°.4	—0°.5
1868	7.76	23.6	—1.7
April 1869	10.77	26.2	—0.5
1870	7.75	21.2	—2.6
1871	6.87	19.7	—3.5
1872	9.82	24.9	0.5
1873	6.65	19.5	—4.1
1874	9.11	25.4	—1.9
1875	7.10	22.0	—3.3
1876	8.70	20.0	—3.1

Namen der Stationsorte.	Höhe über der Ostsee in Meter	Mittlere monatliche Temperatur.	Thermometer Maximum. Tag.	Temp.	Minimum. Tag.	Temp.	Mittlerer monatl. Barometerstand.	Barometer Maximum. Tag.	h.	Stand.	Windrichtung.	Minimum. Tag.	h.	Stand.	Windrichtung.	Dunstdruck. Millim	Druck der trockenen Luft.	Relative Feuchtigkeit. oc.	Monatlicher Niederschlag in Millim.
		C⁰		C⁰		C⁰	mm.			mm.				mm.		mm.	mm.		mm.
Gohrisch . . .	98	8.74	2	21.4	14	—6.4										7.47		86.90	13.40
Leipzig. . . .	119	8.70	9. 21	20.0	14	—3.1	749.84	5	6	763.90	SE	11	6	736.51	SW	6.29	743.55	76.02	56.55
Dresden, Polytechn.	119	9.51	2	20.7	14	—4.7	750.09	5	6	763.99	NW	11	6	738.24	S	6.35	743.74	71.82	18.83
Dresden, Forststr.	129	9.58	9. 17	21.2	14	—4.5	749.43	5	6	762.87	N	11	6	737.93	SE	6.24	743.19	70.99	18.13
Schandau . . .	130	9.42	2	20.8	14	—4.7	749.04	5	7	762.91	W	18	2	738.46	SE	6.50	742.54	71.98	17.07
Zwenkau . . .	134	8.83	9	20.3	14	—3.9										6.08		72.97	61.94
Döbeln. . . .	184	8.63	2	20.2	14	—2.5	744.05	5	6	757.76	NNW	11	6	731.58	W	6.10	737.95	73.97	19.59
Wermsdorf . .	190	8.35	2	19.8	14	—4.5										6.01		74.10	35.13
Gröditz. . . .	206	9.27	22	22.0	14	—1.4	741.99	5	6	755.39	NNW	11	6	731.52	SSW	6.57	735.42	76.18	21.66
Bautzen . . .	221	9.03	9	18.4	14	—2.4	742.06	5	6	754.72	N	11	6	730.32	SW	6.21	735.85	72.13	20.80
Tharandt . . .	221	8.44	2	19.9	14	—4.8	741.60	5	2	754.83	—	11	6	729.92	—	5.98	735.52	73.03	26.48
Zittau . . .	252	10.12	22	23.9	14	—3.0	739.32	5	6	752.82	NW	18	6	728.72	SE	7.07	732.25	75.54	42.85
Zwickau . . .	276	8.32	9	19.0	14	—5.5	735.23	5	6	749.13	NNE	11	6	723.68	SSW	6.49	728.74	79.13	132.38
Chemnitz . . .	308	8.25	2	19.8	13	—5.2	733.21	5	6	746.69	SW	11	6	721.45	SSW	5.96	727.28	73.22	50.47
Königstein, Festg.	359	8.36	17	19.6	14	—2.5	729.29	5	6	742.39	W	18	6	717.72	SE	6.27	723.02	75.94	21.24
Niederpfannenstiel	364	7.45	2	18.5	14	—5.2	728.90	5	6	742.64	—	19	2	716.80	ESE	5.90	723.00	77.03	70.92
Plauen. . . .	374	7.59	2	19.5	14	—7.0	727.30	5	6	740.56	NNE	19	2	716.58	S	5.82	721.48	75.52	54.12
Hinterhermsdorf.	376	7.91	17	19.9	14	—4.2										6.07		77.03	15.25
Grüllenburg . .	388	7.31	2	19.2	14	—7.8										5.89		76.77	26.60
Freiberg . . .	407	8.08	2	17.7	14	—1.5	724.54	5.	6	738.31	NE	19	6	712.89	SW	5.67	718.87	70.92	18.07
Elster	480	6.85	2	18.2	14	—7.6	716.11	5	6	728.96	NE	19	2	705.69	S	5.41	711.00	73.75	55.15
Annaberg . . .	607	7.03	2	17.1	14	—4.1	707.25	4	10	719.36	N	19	2	697.19	SE	5.46	701.79	73.17	41.76
Rehefeld . . .	689	5.53	2	16.2	14	—9.0	700.51	5	6	711.82	NNW	19	2	691.12	S	5.67	694.84	83.52	32.63
Georgengrün . .	718	5.71	2	17.0	14	—6.1										5.40		78.87	94.06
Reitzenhain . .	778	5.35	17	16.2	14	—6.0	692.82	5	2	704.67	NE	18	6	682.82	NW	5.36	687.46	79.57	49.22
Oberwiesenthal .	927	5.23	17	15.4	13	—4.0	680.39	5	2	691.67	N	18	6	669.98	SW	5.48	674.91	81.63	45.98

Namen der Stationsorte.	Zahl der beobacht. Winde.	Von den beobachteten Winden kamen aus N.	E.	S.	W.	NE.	SE.	NW.	SW.	NNE.	NNW.	SSE.	SSW.	ENE.	ESE.	WNW.	WSW.	Die berechnete mittlere Windrichtung war	Zahl der Tage mit Niederschlägen.	Schnee.	Hagel.	Gewitter.	heiter.	trübe.
Gohrisch	90	13	5	5	4	12	15	18	18									317°.6 NW	2	0	0	0	5	9
Leipzig	90	9	3	8	6	10	5	2	13	2	7	7	10	3	2	3	0	204.9 SSW	12	1	0	2	2	8
Dresden, Polytechn.	90	8	9	4	7	2	7	11	2	3	7	7	1	4	9	4	5	29.7 NNE	16	2	0	1	2	9
Dresden, Forststr. .	90	5	8	1	17	6	21	5	1	1	1	7	1	4	3	7	2	138.1 SE	15	1	0	1	1	13
Schandau	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	11	1	0	1	4	11
Zwenkau	90	4	20	13	16	3	9	23	2									287.8 WNW	8	1	0	3	2	6
Döbeln	90	15	11	6	9	3	3	10	3	2	6	4	4	0	6	5	3	333.0 NNW	14	1	0	3	0	8
Wermsdorf . . .	90	4	7	9	10	20	6	8	26									227.7 SW	11	1	0	1	1	9
Gröditz	90	3	16	2	5	5	7	7	5	4	7	2	4	8	5	3	7	66.2 ENE	16	1	0	2	1	10
Bautzen	90	11	16	2	10	9	4	20	12	0	1	1	0	1	1	1	1	337.7 NNW	6	0	0	3	1	12
Tharandt	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	11	1	0	0	6	8
Zittau	90	17	4	16	4	8	2	10	7	1	7	5	3	2	3	1	0	339.3 NNW	15	1	0	3	4	7
Zwickau	90	18	1	12	9	1	2	7	6	9	6	3	9	2	0	0	5	291.8 WNW	9	1	0	1	5	11
Chemnitz	90	7	3	12	5	16	4	4	11	4	1	6	9	1	0	5	2	203.6 SSW	16	1	0	3	4	10
Königstein, Festung	90	0	7	4	28	3	3	12	16	1	0	1	2	1	2	6	4	259.1 W	12	1	0	2	0	9
Niederpfannenstiel .	72	3	17	3	12	2	3	2	4	3	3	1	1	1	6	9	2	14.3 NNE	17	1	0	3	2	11
Plauen	90	4	3	7	6	26	1	7	12	9	0	3	4	1	0	0	7	359.1 N	16	2	1	4	3	9
Hinterhermsdorf .	90	9	15	12	9	5	14	25	1									7.8 N	16	1	0	2	2	13
Grüllenburg . . .	90	2	1	11	22	14	10	19	11									268.7 W	10	1	0	2	2	6
Freiberg	90	2	2	7	5	7	8	8	6	3	10	4	10	10	0	6	2	271.6 W	13	1	0	1	0	9
Elster	90	6	0	9	11	8	10	12	4	0	7	8	3	4	0	1	7	257.1 WSW	10	1	0	2	3	14
Annaberg	90	18	3	10	10	9	8	3	16	4	3	3	0	0	1	0	2	285.2 WNW	18	2	0	3	1	14
Rehefeld	90	8	5	6	3	1	16	8	2	6	24	5	2	0	2	2	0	4.1 N	11	2	0	1	0	11
Georgengrün . . .	90	11	10	10	9	24	6	8	12									36.5 NE	16	3	1	2	5	10
Reitzenhain . . .	90	6	9	9	17	4	15	21	9									261.7 W	20	4	0	3	3	12
Oberwiesenthal . .	90	29	4	26	4	4	12	5	6									133.6 SE	17	3	0	3	2	10

Unter den sächsischen Stationen hatte die höchste Mitteltemperatur Zittau (10°12), nächstdem Dresden (9°58 u. 9°51) und Schandau (9°42); von den obern Stationen hatte Rehefeld 5°53, Georgengrün 5°71, Reitzenhain 5°35, Oberwiesenthal 5°23. Das Maximum der Temperatur war auf den meisten Stationen gleich zu Anfang des Monats (am 2.), an andern am 9., an einigen auch am 17., 21., 22.; Zittau hatte 23°9, Gröditz 22°0, dagegen Oberwiesenthal nur 15°4, Rehefeld und Reitzenhain je 16°2. Das Minimum der Temperatur trat auf fast allen Stationen am 14. ein, nur auf 2 Stationen am 13., und während Gröditz nur —1°4, Freiberg —1°5 beobachteten, hatte Rehefeld —9°0, Grüllenburg —7°8, Elster —7°6. Alle Stationen hatten Nachtfrost, jedoch die untern nur an wenigen Tagen (4—6), die obern an ungefähr der Hälfte der Monatstage (so Rehefeld an 14). Frosttage hatten die obern Stationen noch zwischen 1 und 4.

Der mittlere Barometerstand blieb im Durchschnitt nahe 2 Millimeter unter normal, obwol die 1. und 2. Pentade über normal waren. Das Maximum wurde am 5., das Minimum am 11., 18. und 19. beobachtet. Das Maximum übertrifft das Minimum in Leipzig um über 27 Millimeter, in Rehefeld etwas über 20 Millimeter, Schwankungen, die für den April nicht ungewöhnlich sind.

Der Dunstdruck war im Mittel zu hoch und betrug am meisten in Gohrisch 7.47 Millimeter, am wenigsten in Reitzenhain 5.36 Millimeter.

Die relative Feuchtigkeit ist in den Waldstationen am grössten: so hat Gohrisch 87 Procent, Rehefeld nahe 84, Oberwiesenthal fast 82; dagegen hatten Dresden Forststrasse und Freiberg nur je 71 Procent, Dresden Polytechnikum nahe 72 Procent.

Die Niederschläge waren an den einzelnen Stationen sehr verschieden und während manche viel zu wenig, hatten andere reichlich; nur 13.4 Millimeter hatte Gohrisch, unter 20 Millim. Dresden, Schandau, Döbeln, Hinterhermsdorf und Freiberg, dagegen Leipzig 56.5 Millim., Zwenkau 61.9 Millim., am meisten Zwickau (132.4 Millim.) und Georgengrün (94.1 Millim.). Die Zahl der Tage mit Niederschlägen war nahe die Hälfte der Monatstage, so hatte Leipzig 12, Dresden, Gröditz, Chemnitz, Plauen, Hinterhermsdorf und Georgengrün je 16, Niederpfannenstiel 17, Annaberg 18, Reitzenhain 20; unter diesen Tagen mit Niederschlägen sind an 17 Stationen je 1, an 4 Stationen je 2, in Georgengrün und Oberwiesenthal je 3, in Reitzenhain 4 Tage mit Schnee aufgezeichnet; Schlossen sind an 2 Stationen beobachtet.

Die Zahl der heitern Tage schwankt auf den Stationen zwischen 0 und 6, die Zahl der trüben Tage zwischen 6 und 14.

Gewittertage hatten 7 Stationen je 1, 7 Stationen je 2, 9 Stationen je 3, 1 Station 4.

Die Winde kamen wieder, wie es gewöhnlich im April der Fall ist, aus südlichen und westlichen Richtungen; die mittlere Windrichtung war an 7 Stationen im dritten, an 9 Stationen im vierten Quadranten.

Namen der Stationsorte.	Fünftägiges Wärmemittel.						Fünftägiges Mittel des Luftdruckes.					
	1.—5.	6.—10.	11.—15.	16.—20.	21.—25.	26.—30.	1.—5.	6.—10.	11.—15.	16.—20.	21.—25.	26.—30.
	C⁰	C⁰	C⁰	C⁰	C⁰	C⁰	mm.	mm.	mm.	mm.	mm.	mm.
Gohrisch	9.69	8.00	4.57	10.57	10.34	9.25						
Leipzig	8.62	9.29	5.25	9.91	9.17	9.94	754.69	753.82	749.01	742.99	750.64	747.88
Dresden, Polytechn.	10.17	9.43	5.61	10.89	10.99	9.95	754.78	754.45	749.35	743.48	750.29	748.19
Dresden, Forststrasse	10.23	9.95	5.32	11.33	10.87	9.77	753.82	753.51	748.77	742.98	749.76	747.75
Schandau	10.33	8.81	5.41	11.68	11.62	8.70	752.79	752.26	747.19	741.30	747.79	746.94
Zwenkau	8.55	9.68	5.39	9.81	9.44	10.10						
Döbeln	9.51	9.43	4.88	9.75	9.14	9.09	748.39	748.28	743.66	737.52	744.34	742.10
Wermsdorf	8.80	8.89	4.34	9.95	9.09	9.06						
Gröditz	9.60	9.45	4.89	11.04	11.24	9.41	746.86	746.01	741.32	735.75	741.94	740.08
Bautzen	9.31	9.33	4.97	10.43	10.89	9.26	746.05	745.53	740.88	738.98	741.50	739.42
Tharandt	9.00	8.64	4.42	9.99	9.84	8.75	746.12	745.80	740.50	735.02	741.77	739.77
Zittau	10.13	10.84	5.82	11.72	12.94	9.27	743.82	743.44	738.57	733.29	739.23	737.55
Zwickau	·8.30	9.05	4.33	9.61	9.67	8.95	739.82	739.64	733.98	728.51	735.83	733.62
Chemnitz	9.31	8.34	4.25	9.65	9.39	8.57	737.68	737.55	732.03	726.73	733.78	731.65
Königstein, Festung	9.27	8.75	4.09	10.13	9.71	8.23	733.72	733.56	728.05	723.09	729.53	727.82
Niederpfannenstiel	8.03	7.78	3.33	9.04	9.07	7.46	733.64	733.45	727.60	721.75	729.48	727.51
Plauen	8.11	8.51	3.57	8.77	8.75	7.87	731.74	732.05	725.93	720.77	727.67	725.67
Hinterhermsdorf	8.63	7.61	3.09	10.24	10.74	7.13						
Grüllenburg	7.86	7.77	3.26	8.76	8.57	7.67						
Freiberg	8.83	8.82	4.02	9.25	8.78	8.79	729.16	728.90	723.46	718.29	725.18	722.23
Elster	7.78	7.07	2.51	8.03	8.78	6.95	720.37	721.19	715.09	710.03	716.78	715.01
Annaberg	7.73	7.79	2.83	8.87	8.11	6.85	711.48	711.51	705.77	701.22	707.76	705.76
Rehefeld	6.23	5.55	1.12	7.33	7.88	5.08	704.54	704.92	698.94	694.86	700.77	699.06
Georgengrün	6.69	6.83	1.24	6.96	6.91	5.61						
Reitzenhain	5.98	5.63	1.07	7.36	7.30	4.79	697.22	697.19	691.01	686.92	693.17	691.43
Oberwiesenthal	6.03	5.94	0.11	6.67	7.37	5.29	684.61	684.70	679.01	674.77	680.67	678.58

Anm. Nach internationaler Vereinbarung wird Ost mit E. (East) bezeichnet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Kaiser in Leipzig. — Ausgegeben durch die Königl. Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststrasse Nr. 3.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.


Stanford University Libraries
3 6105 014 772 300

